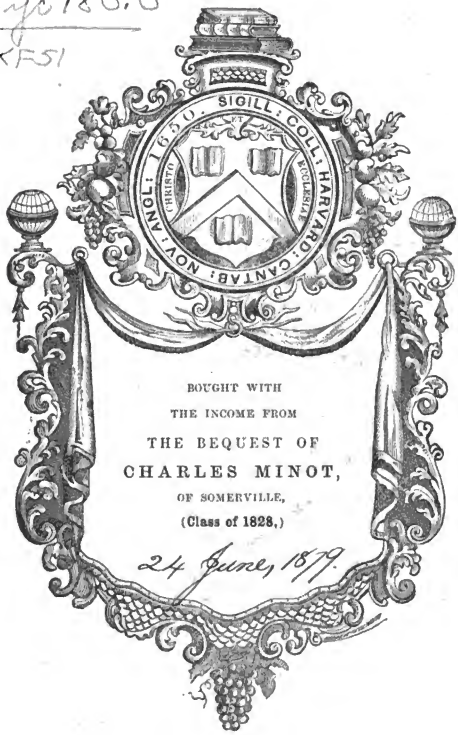
NEDL TRANSFER
HN 5MF5 1

DEUERLICH'sche
BUCHHANDLUNG
in Göttingen.

Boyo 183.3
KF51



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
24 June, 1879

Conversations-Lexikon.

Zwölfte Auflage.

Dreizehnter Band.

Salz bis Stabilität.

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie.

Zwölfte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Dreizehnter Band.

Salz bis Stabilität.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1879.

Eye 183.3

Digitized by Google

S.

Salz, Kochsalz, im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, bezeichnet das aus Chlor und Natrium bestehende und daher auch Chlornatrium oder Natriumchlorid genannte Speisesalz. (Ueber den chemischen Begriff des S. s. Salze.) Es besteht in 100 Theilen aus 60 Theilen Chlor und 40 Theilen Natrium und ist eine der materiellen Grundlagen unsers Culturlebens, und zwar in doppelter Weise. Einerseits ist es von großer physiol. Bedeutung im thierischen und pflanzlichen Leben, dessen naturgesetzlicher Vollzug an die Mitwirkung des S. als Nahrungsmittel geknüpft ist. Ein Mensch von 75 Kilogr. Gewicht enthält 0,5 Kilogr. Kochsalz und braucht jährlich 7,75 Kilogr. davon. Andererseits dient es als Rohstoff der Industrie und bietet dieser die unerschöpfliche Quelle, aus der sie ihren ungeheuern Bedarf an Alkali vorzugsweise schöpft. Man denke nur an die Fabrikation von Soda, Seife und Glas, welche sämmtlich das Salz als Rohmaterial verwenden. Aus dieser ungewöhnlichen Wichtigkeit für das praktische Leben hat sich ein massenhafter Verbrauch an S. entwickelt, dessen Deckung durch das ebenfalls massenhafte Vorkommen des S. in der Natur gesichert ist. Das S. tritt in der Natur in vier verschiedenen Hauptformen auf: als Bestandtheil des Meers, als Bestandtheil der Salzseen und Salzwüsten, als Steinsalz und, was eng damit zusammenhängt, als Bestandtheil der Salzsoolen. Eine unermeßliche Menge S. ist aufgelöst im Wasser der Meere enthalten, von welchem der Gehalt an reinem Kochsalz ungefähr 2,5 Proc. ausmacht, während dieses und die fremdartigen S. zusammen 3—4 Proc. betragen. Salzige Landseen finden sich ebenfalls (z. B. das Todte Meer, der Eltonsee in Rußland, der Salzsee in Utah), sie sind aber für die Salzgewinnung von geringerer Wichtigkeit. Dagegen haben um so größere Bedeutung dafür die häufig vorkommenden salzhaltigen Quellen (Salzquellen, Soolquellen), deren Wasser man mit dem Namen Soole, Salzsoole bezeichnet. In fester Gestalt wird das S. als Steinsalz angetroffen, welches in sehr ausgedehnten Lagern (z. B. zu Staßfurt und Leopoldshall, zu Erfurt, im südl. Baiern, in Würtemberg, in Lothringen, zu Wieliczka und Bochnia in Galizien, im österr. Salzkammergut, Hall in Tirol, Rappenau in Baden u. s. w.) fast rein, an mehrern Orten auch in Thon u. s. w. eingesprengt vorkommt.

Die Anstalten zur Gewinnung des S. heißen Salzwerke oder Salinen. Wo Steinsalz in derber (unvermengter) Gestalt vorhanden ist, wird es bergmännisch ausgebracht und meist in rohem Zustande verbraucht. Alle andern Methoden der Salzbereitung laufen übereinstimmend darauf hinaus, eine natürlich vorhandene oder künstlich dargestellte Auflösung des S. in Wasser abzudampfen, bis das S. fast vollständig herauskrystallisirt. An den Meeresküsten wird vielfältig dieses Abdampfen mit dem Meerwasser in sog. Salzgärten vorgenommen, wo das Wasser in großen seichten Bassins der Luft- und Sonnenwärme ausgesetzt ist. Das so gewonnene Seesalz (Baisalz) enthält aber viele Unreinigkeiten und muß zu vielen Zwecken erst noch raffinirt werden. Die gewöhnlichste Art, Salzauflösungen abzudampfen, besteht im Sieden derselben, wozu man sich großer niedriger Salzpfannen von starkem Eisenblech bedient, welche über einem Feuerherde eingemauert sind. Die Salzwerke, worin dieses Verfahren ausgeübt wird, heißen im besondern Salzsiedereien. Dieselben verarbeiten entweder Meerwasser, oder eine Auflösung des rohen Seesalzes in Wasser, oder die Soole der Salzquellen, oder eine von Steinsalz bereitete Auflösung. Das Meerwasser in seinem natürlichen Zustande sowie das Wasser der meisten Salzquellen ist viel zu wenig salzreich, um mit Vortheil direct versotten werden zu können. Um an Brennmaterial und Abdampfungszeit zu sparen, müssen solche Wasser vor dem Versieden salzreicher gemacht werden, was auf zwei Wegen geschieht: entweder indem man See- oder Steinsalz darin bis zur Sättigung auflöst, oder indem man durch Verdunstung an der freien Luft (s. Gradiren) einen großen Theil Wasser vorläufig entfernt. Wo Steinsalzlager durch Bergbau oder durch Bohrlöcher aufgeschlossen

sind, leitet man öfters in dieselben süßes Wasser und versiedet dasselbe, nachdem es sich mit S. gesättigt, also in eine künstliche Soole verwandelt hat. Beim Salzsieden setzt sich eine steinartige Kruste, großentheils aus Gips bestehend, an den Siedepfannen ab: der sog. Salzpfannenstein. Nach Ausscheidung des S. bleibt eine Flüssigkeit zurück (die Salzmutterlauge), welche eine Auflösung von etwas Kochsalz mit viel Chlormagnesium, Chlorkalium, Chlorcalcium u. zuweilen kleinen Mengen von Brom- und Jodverbindungen ist. Je nach der Reinheit des gewonnenen S. unterscheidet man raffinirtes oder Speisesalz und gewöhnliches S. Die unreinen, zuweilen auch durch Verarbeitung der Mutterlaugen erhaltenen Producte gehen als Viehsalz und Düngesalz in den Handel, obgleich man als Viehsalz gegenwärtig häufig gemahlenes Steinsalz anwendet. Vgl. Karsten, «Lehrbuch der Salinenkunde» (2 Bde., Berl. 1847); Br. Kerl, «Grundriß der Salinenkunde» (Braunschw. 1868); L. Meyn, «Das S. im Haushalte der Natur» (Lpz. 1857); Victor Hehn, «Das S., eine culturhistor. Studie» (Berl. 1873); J. Möller, «Das S. in seiner culturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung» (Berl. 1874); M. J. Schleiden, «Das S., seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben» (Lpz. 1875).

Salza (Herm. von), einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, aus dem Hause der Herren von S. (d. i. Langensalza) in Thüringen, Ministerial des Landgrafen Konrad von Thüringen, trat später in den Deutschen Orden, der ihn nach dem Tode Hermann Bart's 1210 oder 1211 zum Meister erwählte. S. war der Reihenfolge nach der vierte Ordensmeister, aber der erste, welcher mit dem Range eines Reichsfürsten zu der Würde eines Hochmeisters erhoben wurde. Der große persönliche Einfluß S.'s bei dem Kaiser, den er zu Gunsten des Ordens benutzte, verbunden mit der Achtung, welche sich letzterer durch seine Kämpfe im Morgenlande unter allen Ständen erwarb, trugen wesentlich dazu bei, die zukünftige hohe Macht und Bedeutung der Deutschen Ritter zu begründen. Nach den Kämpfen um Damiette und der Uebergabe der Stadt an den Sultan 1221, wo der Orden ehrenvoll erwähnt wird, kehrte S. ins Abendland nach Apulien zurück, wo der Kaiser damals verweilte. Seit dieser Zeit in allen Angelegenheiten, welche die Häupter der Christenheit beschäftigten, zu Rathe gezogen und zu den schwierigsten diplomatischen Sendungen verwendet, wohnte er zunächst 1222 zu Veroli, 1223 zu Ferentino den Berathungen im Interesse des christl. Morgenlandes bei, machte 1223—24 eine Reise nach dem Orient und ging darauf nach Deutschland, um mit den Fürsten des Reichs wegen eines Kreuzzugs zu verhandeln. Daß er von Kaiser und Papst in einem zwischen ihnen ausgebrochenen Zwist zum Schiedsrichter erwählt worden sei, wird in einer spätern Schrift behauptet, ist aber sonst nicht bezeugt. Er war 1226 in der Umgebung des Kaisers, welcher den rebellischen Lombarden entgegentrat, als eine Gesandtschaft des Herzogs Konrad von Masovien anlangte, welche unter Erbieten einer Schenkung des Culmerlandes und anderer Gebiete den Hochmeister aufforderte, eine Anzahl Ordensritter zur Bekämpfung der heidnischen Preußen abzusenden. Kaiser und Papst gaben die Zustimmung zu diesem, einen so großen Erfolg verheißenden Unternehmen. Im J. 1228 langte der Präceptor Hermann Balk mit einer Ritterschar bei dem Herzog von Masovien an, worauf 1230 die blutige Unterwerfung Preußens begann (s. Deutsche Ritter), durch welche der Grund zu der welthistor. Bedeutung des Ordens gelegt wurde. Unterdessen war S.'s Thätigkeit im Süden in Aufpruch genommen. Obgleich der Bannfluch über den Kaiser gesprochen war, blieb er doch diesem unerschütterlich treu, schiffte sich mit demselben 1228 nach Palästina ein und suchte von Jerusalem aus denselben mit dem Papste zu versöhnen, wie er auch später bis zum Aug. 1230 als Botschafter und Vermittler beständig zwischen Papst und Kaiser unterwegs war. Nachdem endlich 1. Sept. 1230 zu Anagni die Aussöhnung erfolgt war, verweilte S. den folgenden Winter in Angelegenheiten seines Ordens in Deutschland, kehrte jedoch im April 1231 nach Italien zum Kaiser zurück, wohnte unter anderm als Bevollmächtigter des letztern der Versammlung bei, die die Häupter des Lombardenbundes 1232 zu Padua hielten, ging dann 1235 mit Friedrich II. nach Deutschland und betheiligte sich bei allen wichtigen Fragen, die theils zu Regensburg und Hagenau, theils auf der Reichsversammlung zu Mainz zur Sprache kamen. Im Sommer 1236 wieder nach Italien gesendet, gelang es ihm hier 1237, die Vereinigung des Deutschen Ordens mit den Schwertbrüdern ins Werk zu setzen. Kaum waren die Angelegenheiten des Ordens auf dem Kapitel zu Marburg geordnet, als die verwickelten Verhältnisse in Italien abermals seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Im J. 1238 in Kriegsgeschäften für das Heer nach Deutschland gesendet, kehrte er erkrankt im Juli 1238 nach Italien zurück, kam mit dem Kaiser zu Verona zusammen, ging dann, um seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen,

nach Salerno, starb aber hier 20. März 1239. Seine irdischen Reste wurden in der Kapelle des Ordenshauses zu Barletta beigesetzt. S. gehört unstreitig zu den seltensten und bedeutendsten Gestalten der zweiten Hälfte des Mittelalters. Gleich geachtet vom Kaiser wie vom Papste, zeigt er sich als ein vorzüglicher Krieger und Staatsmann von Beredsamkeit und ungemeiner Umsicht, dessen Handeln stets von Rechtschaffenheit und Menschenfreundlichkeit geleitet wurde. Vgl. Laviſſe, «De Hermanno Salzensi, ordinis teutonici magistro» (Par. 1875). — Sein Bruder, Hugo von S., bekannt als Minnesänger, pflanzte den Hauptstamm des alten thüring. Adelsgeschlechts der S., das sich urkundlich bis 1162 hinauf verfolgen läßt, weiter fort, bis dieser 1409 mit Hermann von S., Herrn von Döllstedt, ausstarb. Nebenzweige erhielten sich in Braunschweig, der Oberlausitz, Schlesien, Böhmen, Estland und Schweden. Vgl. Karl von Salza, «Regesten der Familie S.» (Lpz. 1853).

Salzach oder Salza, im Alterthume Juvavus, der bedeutendste Zufluß des Inn, größtentheils zum Herzogthume Salzburg gehörig, dann die Grenzscheide zwischen Oberbaiern und Oberösterreich bildend, entsteht aus der Vereinigung zweier Gletscherbäche unweit der tiroler Grenze. Der nördliche oder die Salze kommt 2100 Mt. hoch aus einem Gletscherſee am Geierjoch im Nordosten vom Gerlosberge und im Norden der Zillerquelle. Der südliche oder die Krimler Ache kommt noch höher von den Krimler Tauern am Dreiherrnspitz, bildet vier Wasserfälle, von denen der oberste, der höchste in den deutschen Alpen, 220 Mt. von einer Felswand donnernd und in Wasserwolken aufgelöst, in den Abgrund hinabstürzt, die andern in drei Absätzen 310 Mt. tief herabfallen. Die so entstandene S. fließt zunächst ostwärts durch das düstere Längenthal Pinzgau (s. d.) über Mittersill, Taxenbach und Lend bis St.-Johann, dann nordwärts durch das enge Querthal Pongau, weiterhin in dessen erweiterter Fortsetzung über Hallein. Bei Salzburg, wo der Flußspiegel noch 409 Mt. über dem Meere liegt, verläßt der Fluß die Voralpen, tritt in die Ebene, in welcher aber das Flußbett immer noch steil eingerissen bleibt, geht über Laufen, Tittmoning gegen Nordwesten, zuletzt aber gegen Nordosten über Burghausen und mündet bei Winkelheim in 350 Mt. Seehöhe. Die S. ist 315 Kilom. lang und von Hallein abwärts fahrbar, wird aber meist nur zum Holzflößen benutzt. Ihr Gebiet beträgt 6000 QKilom. Sie nimmt rechts 30 Zuflüsse auf, darunter bei Bruck die Fusch vom Großglockner her, bei Taxenbach die Rauriser Ache vom Rauriser Goldberge u. s. w. Linke Zuflüsse sind: der Abfluß des Zellersees; die vom Hirschbühl kommende Königsseer Ache, die bei Berchtesgaden den Abfluß des Königssees aufnimmt; die Saale (s. d.), die Sur, der Dichenbach oder Abfluß des Wagingersees.

Salzätherweingeist, versüßter Salzgeist, Spiritus Aetheris Chlorati, Spiritus muriatico-aethereus, Spiritus salis dulcis, ist eine durch Destillation von Alkohol (24 Theilen), Salzsäure (6 Theilen) und Braunstein erhaltene wasserhelle, angenehm ätherartig riechende Flüssigkeit von 0,838 bis 0,842 specifischem Gewicht, die als krampfstillendes und nervenstärkendes Mittel entweder für sich oder als Zusatz zu andern Arzneien benutzt wird.

Salzbrunn oder Oberſalzbrunn, Dorf im Kreise und 5 Kilom. von der Stadt Waldenburg des preuß. Regierungsbezirks Breslau, an der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn, am Fuße des Hochwaldes im schweidnitzer Gebirgslande, 376 Mt. über dem Meere gelegen, mit (1875) 3594 E., einer kath. und seit 1742 einer schönen prot. Kirche, zieht sich mit Hartau, Nieder- und Neuſalzbrunn, drei Dörfern von zusammen 3045 E., in dem 13 Kilom. langen, weiten und freundlichen Thale des Salzbachs hin und ist besonders seiner sieben Mineralquellen wegen berühmt. Von diesen werden der Ober- oder Salzbrunnen und der Mühlbrunnen zum Trinken, der Alte und Neue Heil-, der Kramer-, der Wiesen- und der Sonnenbrunnen zum Baden benutzt. Die wichtigste dieser Quellen, der Oberbrunnen, gehört zu der Klasse der alkalisch-salinischen Säuerlinge und wird besonders bei chronischen Brustleiden, z. B. hartnäckigen Katarrhen, beginnenden Schwindsuchten der Respirationsorgane u. s. w., bei Unterleibsbeschwerden, Stockungen im Pfortadersysteme, Hämorrhoidalkrankheit, chronischen Uebeln der Harnwerkzeuge, Drüsenverhärtungen u. s. w. mit vielem Nutzen angewendet. Ihrer auffallend starken Wirkungen wegen waren die Quellen schon im 14. Jahrh. bekannt; doch geriethen sie namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg wieder in Verfall und Vergessenheit, bis sie zu Anfang des 19. Jahrh. durch Mogalle und Ebers wieder mehr in Aufnahme gebracht wurden. Seit dieser Zeit ist der Ruf des Bades fortwährend im Steigen geblieben, wozu auch namentlich die daselbst errichtete großartige Molkenanstalt, die Anstalt für Moorbäder, sowie prachtvolle Anlagen viel beigetragen haben. Die Zahl der Curgäste beläuft sich jetzt jährlich auf etwa 4000, wozu noch 3—4000 Touristen kommen, versendet werden

über 202,000 Flaschen. Die Umgegend bietet interessante Punkte, z. B. Altwasser (s. d.), den alten und neuen Fürstenstein, die Kohlengruben bei Waldenburg u. s. w. Vgl. Deutsch, «Schlesiens Heilquellen und Curorte» (Bresl. 1873); Valentiner, «Der Curort Obersalzbrunn» (2. Aufl., Berl. 1877).

Salzburg, ein zum cisleithanischen Theil der Oesterreich-Ungarischen Monarchie gehörendes Herzogthum, von Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Tirol und Baiern umgrenzt, zählt auf 7165,68 QKilom. (1876) eine Bevölkerung von 154,184 E., die durchaus Deutsche und, mit Ausnahme von etwa 3000 Protestanten, Katholiken sind. Das Land ist ein Alpenland und besteht eigentlich aus dem Thal der von Hallein an schiffbaren Salzach von deren Ursprung bis zum Austritt aus den Gebirgen und den zahlreichen Nebenthälern derselben, welche fast alle von reißenden Wildbächen durchströmt werden, die hier den Namen Ache führen. An der südl. Grenze streichen die Hohen Tauern, im Lande nach den verschiedenen Uebergängen Krimler-, Felber-, Fuscher-, Rauriser-, Naßfelder- und Radstädter Tauern genannt. Die höchsten Spitzen dieses Urgebirgszugs, eine fast ununterbrochene Kette von Gletschern (Kees) bildend, sind der Venediger (3673 Mt.), das Wiesbachhorn (3575 Mt.), der Großglockner (3796 Mt.), der Hohen Ar (irrig Hochnarr, 3259 Mt.), der Ankogl (3252 Mt.) u. s. w. Die Salzburger Alpen mit dem 2939 Mt. hohen Hochkönig bilden die Grenze gegen Baiern. Von ihnen zieht sich gegen Osten das Tännengebirge mit der Raucheck (2430 Mt.) zum Dachstein an der Grenze von S., Steiermark und Oberösterreich. Offen ist das Land nur gegen Nordnordwesten, wo die Salzach aus den Gebirgen tritt und eine fruchtbare Ebene bildet. Die Salzach, welche sich in den Inn (einen Nebenfluß der Donau) ergießt, ist der Hauptfluß des Landes. Die Saalach, ein Nebenfluß der Salzach, bildet eine Strecke lang die Grenze zwischen S. und Baiern. Außerdem fließen die Ens und die Mur durch einen Theil des Landes; auch gibt es zahlreiche Alpenseen, unter denen der Zellersee 9 Kilom. lang und 2 Kilom. breit ist. Die Salzach bildet die 22 Kilom. langen Pinzgauer Sümpfe, welche neuerdings zum großen Theil auf Staatskosten urbar gemacht sind. Unter den vielen Mineralwässern ist die heiße Quelle von Gastein (s. d.) am berühmtesten. Einen großen Reichthum besitzt S. an schönen, pittoresken Wasserfällen. Der Fall der Krimler Ache ist der imposanteste der österr. Monarchie; in fünf Absätzen stürzt der Bergstrom aus einer Höhe von mehr als 620 Mt. herab, zuletzt einen prachtvollen Bogen bildend. Unter den übrigen sind der Gollingerfall, 93 Mt., der Radstädter Tauern-Fall, 62 Mt. hoch, und der gasteiner Schleierfall ausgezeichnet. Die Liechtenstein-Klamm bei St.-Johann im Pongau und das Kitzloch bei Taxenbach bieten die großartigsten Bilder wildschöner Bergschluchten. Das Klima ist rauh, vorherrschend kalt und veränderlich, aber größtentheils gesund. Der einst so berühmte Bau auf edle Metalle hat sehr abgenommen, bedeutender ist die Ausbeute an Kupfer, Eisen, Blei und Arsenik. Groß ist der Reichthum des Salzbergs Hallein und der Marmorbrüche am Untersberge. Das Land erzeugt Getreide nicht hinreichend, aber zum Theil von vorzüglicher Güte. Wein fehlt ganz, nicht unerheblich ist dagegen die Obstzucht und am wichtigsten die Viehzucht, sowol der Rinder auf den trefflichen Alpenweiden als der Pferde, welche im Pinzgau von besonders starkem und großem Schlage sind. Das Wild ist in Abnahme, doch wird es durch Jagdgesellschaften gehegt. Man findet noch Hochwild, Gemsen, Murmelthiere, Gemsgeier, Auer- und Schildhühner. Bei der Stadt S. (in Hellbrunn) ist die Centralanstalt für künstliche Fischzucht. Die Salzburger sind ein kräftiger Menschenschlag, aber im Hochgebirge hager und von blasser Gesichtsfarbe. Kretinen sind häufig. Vorurtheile und Aberglaube, aber auch viel natürlicher Verstand, Biederkeit und Fleiß charakterisiren das Volk, welches sehr an seinen alten Festen und Spielen hängt. Die Industrie ist unbedeutend, der Gebirgsbauer fertigt seine Kleidung großentheils selbst. Doch sind die halleiner Strumpfstrickereien in gutem Rufe. Der Verkehr wird durch gute Landstraßen, die Kaiserin-Elisabethbahn und Giselabahn (Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn) sehr gefördert. Das Land ist in vier Bezirkshauptmannschaften (Salzburg, St.-Johann, Tamsweg, Zell am See) getheilt, wozu noch die selbstständige Stadt S. kommt. An der Spitze der Landesverwaltung steht die k. k. Landesregierung in Salzburg. Für die Finanzverwaltung ist die Finanzverwaltung in Salzburg bestellt. In militärischer Hinsicht steht das Herzogthum unter dem Generalcommando in Wien. Der Landtag des Herzogthums besteht aus 26 Mitgliedern: dem Fürsterzbischof von S., fünf Abgeordneten des Großgrundbesitzes, drei Abgeordneten der Hauptstadt, sieben der übrigen Städte, zwei der salzburger Handelskammer und acht der Landgemeinden. In den österr. Reichstag sendet S. fünf Abgeordnete. Das Wappen des Kronlandes ist ein längsgetheilter Schild, rechts ein schwarzer Löwe in goldenem Feld, das linke Feld ist damascirt.

Das Land war schon unter der Römerherrschaft gut bevölkert, und frühzeitig fand hier das Christenthum Eingang. Durch Hunnen, Ostgothen und andere barbarische Völker wurde es verwüstet, doch schnell erhob es sich wieder. Den Grund zum Entstehen des spätern deutschen Reichslandes S. gab die Errichtung eines Bisthums, welche der bair. Herzog Theodo bewirkte. Der erste Vorstand soll um 582 der heil. Rupert geworden sein. Zur Dotirung wurden ihm von Theodo und vielen Edeln Güter um Salzburg (Juvavia) übergeben, wo Rupert seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Zu diesen Besitzungen traten dann später die Erwerbungen Lungaus, Pinzgaus und Gasteins, das erstere durch Schenkung Kaiser Heinrich's II., die beiden letztern, welche nach dem Aussterben der Grafen von Plain an Baiern gefallen waren, im 13. Jahrh. durch Kauf. Unter Arno wurde das Bisthum 798 zum Erzbisthum erhoben. Der Erzbischof Gebhard, Graf von Helfenstein, gest. 1088, erhielt vom Papste die immerwährende Würde eines Legaten aller deutschen Kirchen. Die Erzbischöfe lagen fast beständig entweder mit dem Kaiser, mit Oesterreich und Baiern, oder mit ihren eigenen Landständen und Unterthanen in offenem Kriege und argem Hader. Erzbischof Leonhard II., 1495—1519, der 1498 alle Juden vertrieb und die gegen ihn verschworenen Großen seines Landes gefangen nehmen ließ, erweiterte das Gebiet des Erzstifts durch bedeutende Ankäufe. Wolfgang Dietrich, 1587—1611, beschwor mit seinem Kapitel 1606 das Statut, welches für ewige Zeit alle österr. und bair. Prinzen aus demselben ausschloß. Unter dem Erzbischof Leopold Anton Graf von Firmian wurden nach harten Verfolgungen und trotz der Verwendung des Corpus evangelicorum alle Protestanten, angeblich weil sie eine Verschwörung beabsichtigt, als sie sich weigerten, zur kath. Kirche überzutreten, aus dem Lande getrieben. So verließen 1731 und 1732 gegen 30,000 fleißige und ruhige Unterthanen (Salzburger Emigranten) das Land, die namentlich in Preußen eine willkommene Aufnahme fanden. Der letzte Erzbischof war der 1772 erwählte Hieronymus, Graf von Colloredo, gest. in Wien 1812, der mit Energie die Regierung führte und manche Gebrechen abschaffte, aber durchaus die Liebe seiner Unterthanen nicht zu gewinnen vermochte. Uebrigens hatten die Erzbischöfe von S. große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Baiern das Directorium im Bairischen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe und abwechselnd mit Oesterreich, welches aber immer den Anfang machte, das Directorium im Reichsfürstencollegium. Auch erhielten sie von dem Kaiser, selbst wenn sie nicht aus fürstl. Häusern waren, den Titel Ew. Liebden, während die geistlichen Kurfürsten in diesem Falle nur Ew. Andacht genannt wurden. Es war seit dem Westfälischen Frieden außer den drei geistlichen Kurfürstenthümern das einzige Erzbisthum in Deutschland und umfaßte damals ein Areal von 9900 QKilom. mit 190,000 E. Die Säcularisation erfolgte 1802, und im Vertrage zu Paris vom 26. Dec. 1802 wurde S. nebst Eichstädt, Berchtesgaden und einem Theile von Passau dem Erzherzoge von Oesterreich und Großherzoge von Toscana, Ferdinand (s. d.), zur Entschädigung für das im Luneviller Frieden abgetretene Toscana gegeben und derselbe unter die Zahl der Kurfürsten aufgenommen. Durch den Preßburger Frieden von 1805, zufolge dessen der Kurfürst Ferdinand Würzburg erhielt, kam S. an Oesterreich und Eichstädt und Passau an Baiern. Der Wiener Friede von 1809 stellte S. zur Verfügung Napoleon's, der es 1810 an Baiern abtrat. Nach dem Pariser Frieden von 1814 wurde es von Baiern wieder an Oesterreich vertauscht, mit Ausnahme eines Theils vom linken Salzachufer, welcher nebst Berchtesgaden bairisch blieb. Es bildete hierauf unter dem Titel eines Herzogthums (mit Ausnahme einiger zu Tirol geschlagenen kleinen Bezirke) den Salzachkreis des Landes ob der Ens, bis es 1849 losgetrennt, zu einem selbstständigen Kronlande mit drei Bezirkshauptmannschaften (Salzburg, Zell, Werfen) constituirt wurde und 1. April 1861 nach langer Zeit wieder den ersten Landtag erhielt. Vgl. Pichler, «S.s Landesgeschichte» (Salzb. 1865); Meiller, «Regesta archiepiscoporum Salisburgensium» (Wien 1866); «Jahrbuch der Geschichte für salzburger Landeskunde» (Salzb. 1867); Richter, «Mittheilungen der Gesellschaft für salzburger Landeskunde» (Salzb. 1876); «Abriß der Landeskunde des Herzogthums S.» (Salzb. 1877).

Salzburg, das alte Juvavia oder Juvavum, die Hauptstadt des ehemaligen Erzstiftes und Kurfürstenthums sowie des jetzigen Kronlandes gleichen Namens, liegt an beiden Ufern der vierfach überbrückten Salzach in reizender Gegend. Der Mönchsberg am linken, der Kapuzinerberg am rechten Ufer, zwei isolirte Hügel, bilden eine Thalenge, in welche die Stadt hineingebaut ist, sodaß die äußersten Häuserreihen der Vorstädte Stein und Mülln an den Felsen hängen. Die Stadt besitzt schöne und große Plätze. Die Straßen sind jedoch meist eng und krumm, die Häuser mit flachen Dächern versehen und solid gebaut. Die Baulust der Erzbischöfe

schmückte die Stadt mit vielen Prachtgebäuden, meist im ital. Stil. Die einengenden Festungsmauern fielen, die oft sehr wilde Salzach wurde regulirt und an beiden Seiten derselben neuerdings stattliche Quais mit anmuthigen Promenaden hergestellt. Die neue Wasserleitung, 1875 vollendet, versorgt die Stadt mit dem Quellwasser des Untersbergs. Unter den 25,000 E. (1869 ohne Garnison 20,366) befinden sich nur etwa 350 Protestanten. S. ist Sitz der Regierung, des Erzbischofs von S., eines Stadtcommandos, eines Landesgerichts, einer Forst- und Domänendirection, einer Finanzdirection, Handels- und Gewerbekammer und anderer Behörden. Ausgezeichnete Gebäude sind die prachtvolle Domkirche, 115 Mt. lang, 74 Mt. hoch, 70 Mt. breit, mit einer Façade von weißem Marmor, einer großen Orgel und vorzüglichen, aber infolge des Brandes von 1859 beschädigten Gemälden, erbaut 1614—68; die Kirche zu St.-Peter mit vielen Denkmälern bis ins 14. Jahrh. hinauf, auch mit Mich. Haydn's Denkmale; die Margarethenkirche, ein schöner Bau von 1485 (restaurirt 1864), in der Mitte des sehr interessanten alten Friedhofs; die schöne Universitätskirche, die Kirche der Benedictinerinnen auf dem Nonnberge mit herrlichen Glasmalereien von 1480 und die nach dem Brande von 1818 neuerbaute St.-Sebastianskirche mit Denkmal des Theophrastus Paracelsus. Im ganzen hat die Stadt 24 Kirchen, außerdem eine protestantische, die 1865 vollendet wurde. Das ehemalige Residenzschloß der Erzbischöfe ist jetzt zum Theil vom Großherzog von Toscana bewohnt. Ein zweites Schloß der Erzbischöfe, Mirabell, welches vom Kaiser Franz Joseph der Stadt geschenkt wurde, wurde nach dem Brande von 1818 ebenfalls neu aufgebaut. Der ehemalige erzbischöfl. Marstall für 130 Pferde, jetzt eine Cavaleriekaserne, war einer der schönsten in Europa. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: der Neubau am Residenzplatz; die ehemalige Universität, das Priesterseminar mit der ehemaligen Pagerie; das Benedictinerkloster von St.-Peter; das Cajetankloster, jetzt Militärspital u. s. w. Die Cur- und Badeanstalt ist höchst comfortabel und zweckmäßig ausgestattet. Ueber der Stadt steht das alte weitläufige Schloß Hohensalzburg mit neu restaurirten alten und gothisch ausgestatteten Sälen und Zimmern. Vor dem Dome befindet sich Hagenauer's schöne Marienstatue aus Erz. Am Ausgange des Neuthors, welches 130 Mt. lang, 7 Mt. breit, 8 Mt. hoch ist und 1767 unter dem Erzbischof Sigismund III., Grafen von Schrattenbach, durch den Mönchsberg gebrochen wurde, steht in einer Blende Hagenauer's Statue Sigismund's. Den Residenzplatz ziert ein 1668 aus weißem Marmor aufgeführter, 14 Mt. hoher Springbrunnen, den Mozart-Platz das Denkmal Mozart's (von Schwanthaler), bei dessen Grundlegung man 1840 einen herrlichen Mosaikboden aus der Römerzeit auffand, der jetzt im städtischen Museum aufbewahrt wird. Ein röm. Bad, noch wohlerhalten, findet sich im Johannisspital. Ueber der Hauptwache erhebt sich ein Thurm mit dem berühmten Glockenspiel. Von Klöstern bestehen zu S. vier für Männer und ebenso viel für Frauen.

Die 1620 gestiftete, 1625 vom Papste bestätigte Universität wurde 1804 erweitert, 1810 aber aufgehoben. Jetzt sind von höhern Unterrichtsanstalten vorhanden eine theol. Facultät, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, ein erzbischöfl. Priesterseminar, eine Staatsgewerbeschule, ein Schullehrerseminar, zwei Handelsschulen und das Mozarteum. Die wissenschaftlichen Bestrebungen werden unterstützt durch das reichhaltige mit künstlerischem Geschmack geordnete städtische Museum mit Bibliothek (10,000 Bände), die Studienbibliothek und die Bibliothek im Stifte von St.-Peter, ein zoolog. Museum und ein physik. und mineralog. Cabinet. Vereine bestehen für Kunst, für Musik, für Landeskunde, wozu noch eine Oekonomische Gesellschaft und ein Gewerbeverein, Aerztlicher Verein, Verschönerungsverein u. s. w. kommen. Für die Wintersaison ist auch ein Theater vorhanden. Besonders reich ist S. an Stiftungen aller Art, an Versorgungs- und Unterstützungsanstalten, welche größtentheils ansehnliche Fonds besitzen. Industrie und Handel sind im Aufblühen begriffen. Auch ist der Fremdenverkehr im Sommer von Bedeutung für die Stadt, welche östlich durch die Kaiserin-Elisabeth-Bahn mit Wien, westlich durch die Bairische Staatsbahn mit München (Reichenhall), südwestlich durch die Gisela-Bahn mit Gastein und Innsbruck und südöstlich durch ebendieselbe mit Steiermark verbunden ist. Die Umgebung S.s zieren eine Menge Parks und Villen sowol ältern als neuern Ursprungs. Dahin gehören die kaiserl. Lustschlösser Hellbrunn und Kleßheim (Eigenthum des Erzherzogs Ludwig Victor), der fürstl. Schwarzenbergische Park zu Aigen, das Schloß Leopoldskron, das gräfl. Arco'sche Schloß im normann. Stile zu Anif u. s. w. Im nahen Leopoldskronermoos finden sich auch mehrere Schlamm- und Moorbäder, unter denen das zu Mittermoos (Marienbad) das ansehnlichste ist. S. ist der Geburtsort Mozart's, dessen Geburtshaus in der Getreidegasse, das Wohnhaus am Hannibalsplatze steht. Das Mozart-Archiv

befindet sich jetzt im landschaftlichen Chiemseehof. Zu S. fand 18. bis 23. Aug. 1867 eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und Napoleon III. statt. Vgl. Zauner, «Chronik von S.» (fortgesetzt von Gärtner, 11 Bde., Salzb. 1797—1827); Bühler, «S., seine Monumente und seine Fürsten» (Salzb. 1873); «Führer durch S.» (4. Aufl., Salzb. 1877).

Salzburg, Stadt in Deutsch-Lothringen, s. Château-Salins.

Salze, gleichviel ob sie in Wasser löslich oder unlöslich, nennt man in der Chemie die Producte der Verbindung einer Säure mit einer Basis. Bei diesem Processe gehen die Eigenschaften der beiden Componenten anscheinend verloren. Die S. haben zum größten Theile weder den sauren Geschmack und die saure Reaction der Säure, noch den alkalischen Geschmack und die Reaction der Basis. Die bei weitem größte Zahl der in Wasser löslichen S. hat einen eigenthümlichen salzigen Geschmack und reagirt gegen Pflanzenfarben wie Lackmus und Curcuma neutral. Bei dem Processe der Vereinigung von Basis und Säure zu einem S. werden beide neutralisirt. Man unterscheidet nach dem Vorgange von Berzelius Amphidsalze, wie schwefelsaures Natrum (Glaubersalz), salpetersaures Kali, schwefelsaures Kupferoxyd, kohlensauren Kalk, phosphorsaure Magnesia u. s. w., und Haloidsalze (Chlornatrium, Jodkalium, Fluorcalcium). Die Amphidsalze bestehen in der That aus einer Säure und einer Basis, bei den Haloidsalzen dagegen mußte man annehmen, daß beim Zusammentritt einer Wasserstoffsäure (wie Chlorwasserstoff) und einer Sauerstoffbase (etwa Natron) sich nur das Metall (hier das Natrium) der Basis mit dem Salzbildner oder Halogen der Säure (hier dem Chlor) zu einer binären Verbindung einigt, während der Wasserstoff der Säure und der Sauerstoff der Basis Wasser bilden. Die neuere Chemie faßt die Sache folgendermaßen auf: Jede Basis und jede Säure (s. d.) ist nach ihr eine Wasserstoffverbindung; sie unterscheidet nicht mehr Sauerstoff- und Wasserstoffsäuren. Wenn nun eine Säure auf eine Basis wirkt, so verbinden sie sich nicht, wie früher angenommen, direct, sondern es tritt das Radical (s. d.) der Basis an die Stelle des Wasserstoffs der Säure (oder das Radical der Säure an die Stelle des Wasserstoffs der Basis), und der Wasserstoff tritt mit Sauerstoff zu Wasser zusammen. Das neue Molecul heißt ein «Salz». Eine Säure und eine Basis setzen sich mithin stets (was man früher nur bei den Haloidsalzen annahm) zu einem S. und Wasser um. Bei Bildung eines S. wirken Säure und Basis in dem Verhältniß aufeinander, daß die Mengen beider gleichviel Wasserstoff enthalten. Die Haloidsalze unterscheiden sich von den übrigen jetzt nur dadurch, daß sie durch Säuren mit einfachem Radical gebildet werden. Als Beispiel ihrer Bildung mag das Chlornatrium (Kochsalz) dienen:

$$\left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Chlor}\end{matrix}\right\} + \left.\begin{matrix}\text{Natrium}\\ \text{Wasserstoff}\end{matrix}\right\} \text{Sauerstoff} = \left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Wasserstoff}\end{matrix}\right\} \text{Sauerstoff} + \left.\begin{matrix}\text{Natrium}\\ \text{Chlor}\end{matrix}\right\}$$

Salzsäure Natron Wasser Chlornatrium.

Säuren mit zusammengesetztem Radical geben Oxysalze (Sauerstoffsalze) und Sulfosalze (Schwefelsalze). Jene entstehen aus Oxysäuren und Oxybasen, diese aus Sulfosäuren und Sulfobasen. Jedes Oxysalz ist von dem Typus (s. d.) Wasser abgeleitet; so z. B. das salpetersaure Kali:

$$\left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Salpetersäure-}\\ \text{radical}\end{matrix}\right\} \text{Sauerstoff} + \left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Kalium}\end{matrix}\right\} \text{Sauerstoff} = \left.\begin{matrix}\text{Wasserstoff}\\ \text{Wasserstoff}\end{matrix}\right\} \text{Sauerstoff} + \left.\begin{matrix}\text{Kalium}\\ \text{Salpeter-}\\ \text{säureradical}\end{matrix}\right\} \text{Sauer-}\\ \text{stoff.}$$

Salpetersäure Kali Wasser Salpetersaures Kali.

Ist der zum Typus gehörige Wasserstoff in der Säure vollständig durch ein Metall oder in der Basis vollständig durch ein Säureradical ersetzt, so heißt das S. ein normales oder neutrales. Ist jener Ersatz blos ein theilweiser, so ist es im erstern Falle ein saures, im zweiten ein basisches Salz. Als Doppelsalze bezeichnet man S., welche durch Vereinigung zweier verschiedener Salzmolecule entstehen.

Salzfluß (Eczema rubrum), s. Ekzem.

Salzgitter, ein Marktflecken mit 1800 E., im Amte und Kreise Liebenburg des Landdrosteibezirks Hildesheim in der preuß. Provinz Hannover, am Warnebach und an der Linie Holzminden-Oschersleben der Braunschweigischen Eisenbahn, 30 Kilom. im Südsüdosten von Braunschweig, hat eine Hedegarnspinnerei und Weberei, eine Buchdruckerei mit Buch-, Kunst-, Papierhandlung und Buchbinderei, eine Eisengießerei mit Spritzenfabrik sowie die (mit Braunschweig gemeinschaftliche) Saline Salziiebenhall. Im Dec. 1850 wurde von neuem in 229 Mt. Tiefe ein mächtiges Lager des reinsten Steinsalzes erbohrt.

Salzkammergut, eine zu Oesterreich gehörige Alpenlandschaft und kaiserl. Domäne von 647 QKilom. mit 18,000 E., bildet den südl. Theil des ehemaligen Traunkreises von Ober-

österreich und einen Theil des nordwestl. Steiermark und wird wegen ihrer zahlreichen Alpenseen und andern Naturschönheiten auch die Oesterreichische Schweiz genannt. Das S. liegt durchweg im Bereiche der nördl. Kalkalpen, deren Thäler sich um das dem Lande von der Quelle an angehörige Traunthal gruppiren. Zwischen der Salzach und der Ens ziehen von Westen gegen Osten die Salzkammergut- oder Kammeralpen, ein Kalkgebirge, das noch mehr als das Berchtesgadener Bergland durch seenerfüllte Einsenkungen in Gruppen zerfällt wird. Oestlich von dem bis 2430 Mt. hohen Tännengebirge, welches an der Salzach den Paß Lueg bildet (s. Pinzgau), und im Süden des Hallstätter Sees liegt die kolossale, 2996 Mt. hohe Masse des Dachsteins mit dem ungeheuern Felsthurme des 2944 Mt. hohen Torsteins (Thorsteins), der fast senkrecht aus Gletschern aufsteigt. Die weiter östlich folgende Gebirgsmasse bildet das eigentliche Kammergebirge. An der Nordwestecke, westlich von Hallstatt, liegt die Gosau (s. d.); im Nordosten, durch die Ausseer Niederung davon getrennt, die Gruppe des 2180 Mt. hohen Todten Gebirgs, an dessen Nordrande sich der Große Priel 2449 Mt. hoch erhebt. Zwischen dem Traun- und Attersee dehnt sich das breite Höllengebirge aus; zwischen Atter-, Mond- und Wolfgang- oder Aberfee erhebt sich der 1725 Mt. hohe Schafberg, der Rigi Oesterreichs, von dem man 19 Seen erblickt. Die Bevölkerung des S. ist, da die gebirgige Natur des Landes Feldbau fast gar nicht zuläßt, theils mit Viehzucht, Holzcultur und Jagd, größtentheils aber (6—7000 Arbeiter) in den höchst merkwürdigen Salzwerken beschäftigt, welche 1873 nicht weniger als 1,766,696 Zollctr. Sud-, 14,676 Ctr. Stein- und 21,642 Ctr. Industrialsalz geliefert haben. Im Mittelpunkte des S. liegt der Badeort Ischl (s. d.). Andere merkwürdige Orte sind die Marktflecken Sanct-Wolfgang am Aberfee und Hallstatt (s. d.), das Städtchen Gmunden (s. d.) und das malerisch gelegene Dorf Traunkirchen. Der Verkehr im S. wird durch die im Betrieb der Kronprinz-Rudolfsbahn stehende Salzkammergutbahn (Linie Steinach-Gmunden-Scheerding) gefördert, an welche sich in Gmunden die Kaiserin-Elisabethbahn anschließt. Das sog. Steiermärkische S. hat zum Hauptorte den Marktflecken Aussee (s. d.). Vgl. «Ischl und seine Umgebungen. Unter Berücksichtigung Gmundens und des ganzen S.s» (Gmunden 1874); Seibert, «Wegweiser an den Seen des S.s» (3. Aufl., Wien 1877).

Salzmann (Christian Gotthilf), berühmt als Stifter der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal (s. d.), geb. 1. Juni 1744 zu Sömmerda, wo sein Vater Pastor war, studirte seit 1761 zu Jena Theologie, wurde 1768 Pfarrer zu Rohrborn im Erfurtischen und 1772 Pastor an der Andreaskirche zu Erfurt, wo er als Prediger viel Beifall fand. Durch Rousseau und Basedow angeregt, wendete er der Erziehung der Jugend große Aufmerksamkeit zu, wurde später bei der Beschäftigung mit den eigenen Kindern sich seines Berufs als Pädagog bewußt und trat als solcher zuerst mit seinem «Krebsbüchlein, eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht» (Erf. 1781 u. öfter) hervor. Im J. 1781 legte er seine Stelle nieder und ging als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin nach Dessau, verließ aber wegen der dort herrschenden Zwietracht und Verwirrung diese Stellung 1784 wieder, um auf dem von ihm erkauften Landgute Schnepfenthal im Gothaischen eine Erziehungsanstalt für Knaben aus den höhern Ständen zu gründen. S.'s literarischer Ruf, seine ihm hülfreich zur Seite stehende Gattin, tüchtige Mitarbeiter, wie André, Bechstein, der Philolog Lenz, Glatz, Guts Muths, Weißenborn, Blasche, die drei Brüder Ausfeld, sowie das frische, gesunde Leben in Schnepfenthal, durch vortreffliche Einrichtungen gefördert, machten diese Anstalt bald zur berühmtesten in Deutschland und führten ihr Zöglinge aus fast allen Ländern Europas zu. Da S.'s Schwiegersöhne und Töchter und später auch sein dritter Sohn Karl sich an der Sorge für das körperliche und geistige Wohl der Zöglinge betheiligten, so waltete in der ganzen Anstalt das Wesen eines großen Familienkreises, über welchem S. als Vater und Autorität hochverehrt stand. Nachdem er noch die Katastrophe erlebt, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. über Deutschland hereinbrach, starb er 31. Oct. 1811. Als Erzieher wie als pädagogischer Schriftsteller hat S. gleichviel Gutes gewirkt. Alle seine Schriften zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit und Einfachheit aus. Hervorzuheben sind: der Roman «Karl von Karlsberg, oder über das menschliche Elend» (6 Bde., Lpz. 1783—88), «Der Himmel auf Erden» (Schnepfenthal 1797), der «Thüringer Bote» (Schnepfenthal 1788 fg.), von seinen Erziehungs- und Jugendschriften (gesammelt, 12 Bdchn., Stuttg. 1845—46) «Sebastian Kluge», «Konrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung», «Heinrich Gottschalk», «Anweisungbüchlein, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher», «Joseph Schwarzmantel». Eine Anzahl seiner pädagogischen Schriften wurde neuerdings von Richter (Bd. 2 der «Päda-

gegischen Bibliothek», Berl. 1870—75) mit Erläuterungen herausgegeben. Nach S.'s Tode übernahm dessen Sohn Karl S. die Anstalt, die er mit demselben Streben und Eifer wie sein Vater leitete, dabei kräftig unterstützt von seiner Gattin Thusnelda, geborene Leuz (gest. 14. Juni 1867). Im J. 1848 übergab Karl S. die Anstalt seinem Neffen Wilhelm Ausfeld und starb 21. Nov. 1870 zu Schnepfenthal.

Salzpflanzen oder Halophyten nennt man diejenigen Pflanzen, welche zu ihrem Gedeihen des Chlornatriums und anderer Salze in großer Menge bedürfen und deshalb in einem salzhaltigen Medium wachsen. Sie sind theils Landsalzpflanzen, theils Wassersalzpflanzen. Die erstern, welche auf dem festen Lande wachsen, zeichnen sich durch eine matte, ins Graue ziehende Färbung und durch eine fleischige, saftige Textur der Blätter aus. Sie sind Strand-, Salinen- oder Steppenpflanzen. Zu den ersten gehört der gewöhnliche Meersenf (Cakile maritima L.) und die Strandwinde (Calystegia Soldanella), zu den zweiten das krautartige Glasschmalz (Salicornia herbacea L.), Meerstrandsbeigebeit (Plantago maritima L.) und die Strandsternblume (Aster Tripolium L.), welche sowol am Meeresstrande als auch an Salinen wachsen, und zu den letzten der größte Theil der Salsolaceen, unter andern der in den südruss. Steppen heimische silberfarbene Salzstrauch (Halimodendron argenteum Dec.), der wegen seiner schönen rosenrothen Blüten und silbergrauen Blätter auch häufig in Deutschland in Gärten gezogen wird. Die zu den apetalischen Dikotyledonen gehörenden Salsolaceen sind der Mehrzahl nach Halbsträucher und Sträucher. Ihre zahlreichen, verschiedene Gattungen bildenden Arten sind namentlich in den um das Mittelmeer herum gelegenen Strand- und Steppengebieten (besonders derjenigen Spaniens und Nordafrikas) und in den asiat. Steppen und Wüsten heimisch. Sie bilden meist gesondert wachsende Stöcke und Büsche von graugrüner Farbe, zwischen denen der nackte Erdboden hervorschimmert. Die Wassersalzpflanzen werden hauptsächlich von den Tangen gebildet, welche sich durch den Mangel der grünen Farbe und durch eine häufig knorpelige oder lederartige Beschaffenheit auszeichnen. Auch der gemeine Wasserriemen (Zostera marina L.), welcher als Seegras allgemein bekannt ist, gehört zu den Wassersalzpflanzen, hat aber die gewöhnliche grüne Färbung. Die S. nehmen das Salz auch in sich auf und enthalten daher in ihrem Gewebe bald mehr, bald weniger Salz. Sie werden deshalb zum Theil zur Gewinnung von Natronsalzen benutzt; so unter den Landsalzpflanzen das gemeine Salzkraut (Salsola Kali L.), das laugblättrige Salzkraut (Salsola Soda L.) und besonders die südeurop. Sodapflanze (Halogeton sativus Mocqu.), die Barilla der Spanier. Diese Pflanze, ein Sommergewächs, wird noch jetzt in den Salzsteppen von Südvalencia und Murcia zur Gewinnung von Sodastein, worunter man die aus ihren Blättern und Stengeln durch deren Verbrennung in Gruben gewonnene Sodamasse versteht, angebaut, aber, seitdem die auf chem. Wege dargestellte Soda (nach dem Verfahren von Leblanc und von Solvay) aufgekommen, bei weitem nicht mehr in so großem Maßstabe wie früher, wo Spanien fast ganz Europa mit seiner Barilla versorgte. Die Meerpflanzen enthalten auch Jod und Brom, weshalb man sie, besonders die Tange, z. B. den Blasenseetang (Fucus vesiculosus L.), den knotigen Seetang (Fucus nodosus L.), den gesägten Seetang (Fucus serratus L.) u. a., zur Gewinnung von sog. Kelp und Varech sammelt, der zur Gewinnung von Jod (s. d.) Anwendung findet.

Salzsäure oder Chlorwasserstoffsäure (Acidum hydrochloricum) nennt man die aus Chlor und Wasserstoff bestehende Säure, welche man gewöhnlich als Nebenproduct bei der fabrikmäßigen Bereitung von Glaubersalz, Soda und Potasche erhält, wenn man Kochsalz oder Chlorkalium mit concentrirter Schwefelsäure destillirt und das sich entwickelnde salzsaure Gas in Wasser auffängt. Sie bildet im concentrirtesten Zustande eine rauchende, stechend riechende, farblose, in der Sonne durch Zersetzung und Chlorbildung leicht gelblich werdende Flüssigkeit von 1,2 specifischem Gewicht und sehr ätzenden Eigenschaften. Wasserfrei kann sie nur als Gas bestehen. Sie löst die meisten Metalle unter Entwickelung von Wasserstoffgas und Bildung von Chlormetallen auf. Mit Alkalien und Erden bildet sie salzsaure, krystallisirbare Salze, welche Chlormetalle (s. Chlor) genannt werden. In Vermischung mit Salpetersäure wird sie unter Bildung von Chlor zersetzt und die Mischung, Königswasser, löst daher Gold und Platin auf. Die S. wird als Auflösungsmittel in der Chemie und Pharmacie, als Aetzmittel u. s. w., auch in der Medicin angewendet. Sie dient ferner zur Fabrikation des Salmiaks, des Leims und des Phosphors, zur Auflösung verschiedener Metalle, wie Zinn und Zink, zur Darstellung der Kohlensäure bei der Mineralwasserfabrikation, zur Entkalkung der Knochenkohle in den Rübenzuckerfabriken, in der Bleicherei und in sehr großer Menge in den Chlorkalkfabriken und bei der Darstellung vieler Theerfarben, so z. B. des Alizarins.

Salzsee, See im Territorium Utah, s. Salt-Lake.

Salzsteuer heißt im Gegensatze zu Salzmonopol eine auf Erzeugung und Einfuhr vom Kochsalz gelegte Verbrauchsabgabe. Im Deutschen Zollverein führte die Uebereinkunft vom 8. Mai 1867 die Gemeinsamkeit der S. unter Abschaffung des Monopols und der in den Einzelstaaten sehr verschieden normirten Steuersätze für das gesammte Gebiet des Zollvereins mit dem Beginne des J. 1868 herbei. Die Steuer, beziehungsweise der Zollsatz, beträgt 6 Mark pro Centner netto; daneben sind andere staatliche oder communale Salzabgaben untersagt. Die S. ist als Kopfsteuer sehr anfechtbar, weil der ärmste Mann ebenso viel oder noch mehr Speisesalz als der reichste bedarf und durch Selbstbeschränkung im Genusse sich einer Abgabe nicht entziehen kann, welche auch die unproductiven Familienglieder in gleicher Höhe trifft. Deshalb ist ihre gänzliche Beseitigung sowol im Deutschen Reichstage wie auch in den Einzellandtagen wiederholt gefordert worden, jedoch in Rücksicht auf die beschränkten eigenen Einkünfte des Reichs vergeblich. Der Salzzoll im Deutschen Reiche ergab 1877 eine Einnahme von 4,540,554 Mark und die S. in demselben Jahre 35,727,577 Mark. Vgl. Alfr. Schmidt, «Das Salz. Eine volkswirthschaftliche und finanzielle Studie» (Lpz. 1874).

Salzuflen (Salzuffeln), Stadt im Fürstenthum Lippe, an der Mündung der Salza in die Werre, mit einer Saline, die jährlich 28,000 Ctr. Salz liefert, und einem Soolbade, zählt (1875) 2474 E., welche Cigarrenfabriken und eine große Stärkefabrik unterhalten.

Salzungen, Stadt und Badeort im Herzogthum Sachsen-Meiningen, 28 Kilom. südlich von Eisenach und 34 Kilom. nordnordwestlich von Meiningen schön an der Werra und der Werrabahn gelegen, ist Sitz eines Kreisgerichts und zählt 3724 E. (1875). Unter den Gebäuden sind das alte Schloß Schnepfenburg (1792 neuerbaut und Sitz der Staatsbehörden), die Stadtkirche und das Rathhaus hervorzuheben. Ihren Ruf verdankt die Stadt besonders ihrem Salzwerke und ihrem Soolbade. Die Saline, welche früher ihren Bedarf an Soole aus verschiedenen Brunnen bezog, soll seit 775 bestehen. Seit 1840 sind fünf Bohrbrunnen niedergetrieben worden, von welchen vier im Betrieb bei 135 Mt. Tiefe eine vollkommen gesättigte Soole von 27 Proc. liefern. Zwei Siedehäuser wurden 1861 und 1868 erbaut. Die Saline gehörte früher einer Genossenschaft (Pfännerei); jetzt beträgt der Absatz 230,000 Ctr. an Speise-, Vieh-, Bade- und Gewerbesalz und 13,000 Ctr. Düngesalz. Nachdem die Soole schon seit 1801 auch zu Bädern benutzt worden, entschloß sich die Pfännerei 1821 zur Errichtung einer öffentlichen Badeanstalt, die in neuerer Zeit, besonders seit Eröffnung der Werrabahn, zu den besuchtesten Soolbädern des mittlern Deutschland gehört. Dicht bei der Stadt liegt der Burgsee, an welchem bisweilen ein eigenthümliches Aufwallen (Kochen) bemerkt wird. An seinem Ufer bildet die Anhöhe Seeberg einen besuchten Vergnügungsort mit schöner Aussicht. 6 Kilom. nördlich von S. liegt das Kirchdorf Möhra mit 300 E., bekannt als Stammort der Aeltern Luther's, dessen Denkmal hier 15. Juni 1861 enthüllt wurde. Vgl. Wagner, «Soolbad S.» (2. Aufl., Salzungen 1877).

Salzwedel, Kreisstadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der hier schiffbaren Jeetze und der Linie Magdeburg-Uelzen der Magdeburg-Halberstadter Eisenbahn, in einer niedrigen Gegend, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Amtsgerichts, sowie eines Hauptsteueramts und zählt (1875) 8208 E. Der Ort theilt sich in die Alt- und Neustadt und hat zwei Vorstädte, fünf Kirchen und ein Gymnasium. Die alte Burg, um 780 von Karl d. Gr. gegründet, war Sitz der Markgrafen der Nordmark, seit Ende des 11. Jahrh. der Mark «Soltwedel», welcher Titel verschwand, als Albrecht der Bär den Namen eines Markgrafen von Brandenburg angenommen hatte. Sie kam Ende des 16. Jahrh. in Privatbesitz und wurde 1864 vom Könige von Preußen angekauft. Die Fabrikindustrie S.s erstreckt sich auf Tuch, Wollzeug, Baumwollstoffe, Leinwand, Leder, Draht, Oel, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Zuckerraffinerie. Auch hat man neuerdings bei S. ein bedeutendes Salzlager entdeckt. Der Handel ist nicht unbedeutend. Der Altmärkische Verein widmet sich der vaterländischen Geschichte und Industrie. S., früher in niederdeutscher Form Soltwedel, war bis 1170 unter Albrecht dem Bären Hauptstadt der Marken, nachdem Albrecht schon 1144 Markgraf von Brandenburg geworden war, und blieb unter den Askaniern Ottonischer Linie Hauptstadt der Altmark. Auch war die Stadt Mitglied des Hansabundes. — Der heutige Kreis S., der den westl. Theil der Altmark umfaßt, zählt auf 1212 QKilom. (1875) 49,393 E. Vgl. Pohlmann, «Geschichte der Stadt S.» (Halle 1811); Danneil, «Kirchengeschichte der Stadt S.» (Halle 1842); derselbe, «Geschichte der königl. Burg zu S.» (Salzwedel 1865).

Salzwerke oder Salinen, s. Salz.

Samaden (ladinisch Samédan), Dorf im Kreise Ober-Engadin und Bezirk Maloja des schweiz. Cantons Graubünden, 1728 Mt. über dem Meere, auf dem linken Ufer des Inn, am Fuße des Piz Padella (2883 Mt.) und an der großen, das Engadin (s. d.) durchziehenden Poststraße gelegen, zählt (1870) 686 meist prot. E., wovon etwa zwei Drittel ladinischer, ein Drittel deutscher Zunge sind. Das stadtartig gebaute Dorf, welchem die Zierlichkeit und Sauberkeit seiner alten Holzhäuser, die Stattlichkeit seiner massiven Steinbauten das Gepräge des Wohlstandes verleihen, ist trotz seiner geringen Einwohnerzahl der Mittelpunkt des Verkehrs und des polit. Lebens des Engadin. In neuerer Zeit wegen seiner reinen Bergluft und seiner herrlichen Lage angesichts des Schnee- und Eisriesen der Berninagruppe als Luftcurort und Hauptquartier für Excursionen häufig besucht, besitzt es mehrere Curhäuser und Gasthöfe, sowie für die zahlreichen engl. Besucher des Engadin eine anglikan. Kirche. Als besondere Industrie ist zu erwähnen die Bernhard'sche Liqueurfabrik, in welcher aus der Iva der Engadiner (Achillea moschata Wulf.) der geschätzte Ivaliqueur hergestellt wird. S. ist einer der Hauptsitze der alten adeligen, in der Geschichte Graubündens vielfach genannten Familie Planta, deren Stammsitz Tuor 11 Kilom. unterhalb S. bei dem Dorfe Zuz steht.

Samara, ein russ. Gouvernement auf der Ostseite der Wolga, das erst durch Ukas vom 6. (18.) Dec. 1850 aus den Theilen der Gouvernements Simbirsk, Orenburg und Saratow zusammengesetzt worden ist. Das Gouvernement zählt (1872) auf 155,914 QKilom. 1,896,081 E. und kann bei seiner Fruchtbarkeit und vortheilhaften Lage mit fortschreitender Cultur eine der blühendsten Provinzen des Russischen Reichs werden. Es breiten sich hier auf der Ost- oder Wiesenseite der Wolga mächtige, meist nur flach gewellte Ebenen aus, mit reicher Dammerde bedeckt. Auch das weiter ab liegende, zum Theil von niedern Ausläufern des Ural durchzogene Land trägt eine starke Humusschicht, bildet aber größtentheils noch Steppen mit den üppigsten Pfriemgrasfluren. Nur an der Südost- und Südgrenze, wo der uralische Höhenzug des Obtscheiyrt sich erhebt, hat das Land einen mehr steinigen und bei dem Mangel an Wasser dürren Boden. An diesem entstehen, außer dem Sok, die meisten der zahlreichen Nebenflüsse der Wolga, wie die 230 Kilom. lange Samara mit dem Kinel und Tok rechts und dem Busuluk links, die Maina, der Jelan-Irgis, der Kleine und Große Irgis und der die Südgrenze bildende Targun mit dem Jeruslan. Die eigentlichen Steppengegenden haben indeß kein Holz. Jetzt ist der ganze fruchtbare Landstrich an der Wolga von der Mündung des Großen Irgis (gegenüber Wolsk) abwärts in einer Breite von 52, ja sogar gegenüber von Saratow in einer Breite von 125 Kilom., und dann wieder weiter unterhalb bis zur Südgrenze in einer Breite von 22 Kilom. völlig von Deutschen und Schweizern colonisirt. In dem erstern Districte liegen das stadtähnliche Jekaterinstad, die Colonien Solothurn, Zug, Friedenthal, Philippsthal, Weizenfeld, Alexanderdorf, Rosenthal am Jeruslan u. s. w. Das weiter ab liegende, bis 160 Kilom. weit von der Wolga entfernte, ebenso fruchtbare Steppenland, das sog. Baschkirenland, wartet noch der Ansiedelung und regelmäßigen Bebauung. Man baut weniger Roggen als Weizen, auch Hafer, Gerste, Hirse, Buchweizen und in den deutschen Colonien auch Taback, nirgends Flachs und Hanf. Die Ernten sind sehr reich. Die Viehzucht ist im allgemeinen gering. Eine Hauptquelle der Nahrung und des Reichthums bildet der Fischfang. Die ansässige Bevölkerung des Gouvernements besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann auch aus Kleinrussen, Deutschen (131,123 in 79 Colonien), Tataren, Baschkiren, Teptärjen, Kirgisen, Mordwinen, Tschuwaschen und Wotjäken. — Die **Hauptstadt** S., an der Mündung der Samara in die Wolga und an der Orenburger Bahn gelegen, 1586 als Bormauer gegen die Baschkiren und Nogaier gegründet und deshalb mit einem Erdwall und tiefen Gräben umgeben, von denen aber jetzt so wenig wie von der 1703 an ihrer Stelle errichteten Festung zu sehen, ist der Sitz eines Civilgouverneurs und eines Bischofs, hat einen Flußhafen, 13 griech.-russ. und eine prot. Kirche, ein Mönchskloster, eine Kreis- und zwei Pfarrschulen, seit 1856 ein Gymnasium mit Bibliothek, physik. Cabinet und andern Sammlungen, ansehnliche Fabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, große Getreidespeicher und andere Magazine und zählt 51,947 E. (1872). Die Stadt ist in neuester Zeit einer der wichtigsten Handelsplätze an der Wolga geworden, indem sie namentlich durch ihren aufblühenden Getreidehandel Simbirsk überflügelt. Nächst dem Getreide sind Mehl und Salz die Hauptgegenstände des Umsatzes, in zweiter Linie Leinsamen, Häute, Wolle, Fische und Kaviar. Jährlich finden drei große Märkte statt. Es kommen von hier die meisten feinen Lämmerpelze, welche die Kasimowschen Handelstataren herbeibringen. Kreisstädte sind Buguruslan, Bufuluk, Bugulma, Stawropol, Nikolajewsk und Nowo-Usensk. Im Kreise Buguruslan liegt 125

Kilom. im Nordosten von S., am Sok, die Landstadt Sergijewsk mit 3987 E. und dabei das sehr besuchte Schwefelbad Sergijewsk oder Sjernowodsk. Vgl. Ucke, «Das Klima und die Krankheiten der Stadt S.» (Berl. 1863).

Samarang, Hauptstadt der zweiten großen Hauptabtheilung und der Residentschaft gleichen Namens von der Insel Java, liegt an deren Nordküste, zu beiden Seiten des Kali S. genannten Flusses 1,5 Kilom. von dessen Mündung, in niedriger, sumpfiger, häufigen Ueberströmungen ausgesetzter Gegend, die sich aber schon wenige Kilometer südlich hügelartig erhebt. S. ist nächst Batavia (s. d.) und Surabaja der bedeutendste Handels- und Hafenort von Java und hat namentlich durch die 1865 eröffnete Eisenbahnverbindung mit Smarkerta und Djokjokerta, wodurch die Abfuhr der Bodenerzeugnisse aus dem hieran so überreichen centralen Java sehr erleichtert wurde, an Wichtigkeit zugenommen. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 62,000, worunter 1832 Europäer, 4847 Chinesen, 204 Araber und andere orient. Fremdlinge; der Rest besteht aus Malaien und in überwiegender Mehrzahl Javanern. Der von Europäern bewohnte Stadttheil gleicht mit seinen kleinen, niedrigen, wenig ansehnlichen, in engen Straßen zusammengedrängten Häusern einer altholländ. Stadt; der abgeschlossene, ausschließlich von Chinesen bewohnte, durchaus einer chinesischen, während die von Javanern und Malaien bewohnten Kampongs mit ihren niedrigen, hauptsächlich aus Bambus errichteten, von Cocospalmen und andern Fruchtbäumen überschatteten Häusern beide genannten Stadttheile umschließen. Eine prachtvolle, von den im europ. Villastil erbauten Wohnungen der reichern Europäer eingefaßte Allee führt nach dem 1,5 Kilom. in südwestl. Richtung von S. entfernten Bodjong, woselbst das palastartige Wohnhaus des Residenten von S.; eine andere nach Pontjol, woselbst die Citadelle «Prinz von Oranien», eine Anzahl von Kasernen und anderer Militärgebäude sich befinden. Von bedeutendern Gebäuden in S. sind nur das große Militärhospital, das Regierungsgebäude, verschiedene Kasernen und die arab. Moschee erwähnenswerth. Die Rhede von S. ist eine offene, voller Morastbänke und während des Nordwestmonsuns häufig schwer zugänglich. Auch müssen größere europ. Schiffe in beträchtlicher Entfernung von dem Strande ankern. Durch die Schiffe der Niederländisch-Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft ist S. mit allen andern Dampfschiffahrtslinien des südl. und südöstl. Asien verbunden. Die Ausfuhr, hauptsächlich in Reis, Kaffee, Zucker, Indigo, Büffelhäuten u. s. w. bestehend, ist sehr beträchtlich, die Einfuhr, hauptsächlich in europ. Artikeln bestehend, weniger bedeutend. Die Residentschaft S. nimmt einen Flächenraum von 5175,72 QKilom. ein mit 1,329,700 E., von denen 3112 Europäer, 1,308,368 Eingeborene, 15,185 Chinesen, 614 Araber und 2483 Fremdlinge aus andern asiat. Ländern sind.

Samaria (hebr. Schomron), eine Stadt in Mittelpalästina, 10 Kilom. westlich von dem alten Sichem (Nablus), auf einem dominirenden Bergkegel gelegen, wurde 920 v. Chr. von Omri, dem sechsten israel. Könige, erbaut und bildete seitdem die Hauptstadt des Reiches Israel, welches auch nach ihr Reich Samarien genannt wurde. Von Salmanassar ein Jahrhundert später zerstört, erhielt der Ort fremde Colonisten, welche sich mit den zurückgebliebenen einheimischen Elementen zu dem Mischvolke der Samariter (s. d.) verschmolzen. S. wurde nun der Name der ganzen Landschaft, welche im Norden von Galiläa, im Süden von Judäa begrenzt, den Mittelraum von Westpalästina einnimmt. Der Hasmonäer Johann Hyrkan zerstörte abermals die Stadt S., aber sie wurde bald wieder aufgebaut; Herodes d. Gr. erhielt sie vom Kaiser Augustus zum Geschenk, vergrößerte und zierte sie mit einem Tempel des Kaisers, dem zu Ehren er sie Sebaste (Augusta) nannte. Noch jetzt führt ein auf der großartigen Trümmerstätte befindliches Dorf diesen Namen (Sebastieh).

Samarin (Juri), russ. Publicist, geb. 1818, stammt aus einer reichen Adelsfamilie Moskaus, studirte daselbst Ende der dreißiger Jahre, wo er sich der von Aksakow, Chomjakow und den Brüdern Kirejewski gebildeten Slawophilenpartei anschloß. Nach beendeten Universitätsstudien ging S. als Beamter des Ministeriums des Innern nach Riga, wo er drei Jahre lang unter dem Generalgouverneur Golowin diente und sich durch Feindseligkeit gegen das in den Ostseeprovinzen herrschende deutsche Element hervorthat. Im J. 1848 nach Petersburg zurückgekehrt, verfaßte er eine handschriftlich verbreitete Arbeit über die Zustände Livlands, die ihm mehrtägige Haft und einen persönlich vom Kaiser Nikolaus ertheilten Verweis zuzog. Die folgenden Jahre verlebte er abwechselnd in Moskau und auf seinen Gütern und trat erst zur Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft, an welcher er lebhaften Antheil nahm, wieder öffentlich auf, indem er an der Seite seiner Jugendfreunde Fürst Tscherkaski, Iwan Aksakow und Koschelew als Vorkämpfer demokratischer und streng nationaler Ideen publicistisch thätig

war. Besonderes Aufsehen erregte seine Schrift: «Russ. Grenzmarken» («Okrainy Rossii», Berl. 1868—76), wegen ihrer leidenschaftlichen und einseitigen Feindseligkeit gegen das deutsche prot. Element in den Ostseeprovinzen. Diese durch die Schriften C. Schirren's («Livländ. Antwort an Herrn Juri S.»), W. von Bock's («Livländ. Beiträge»), J. Eckardt's («S.'s Anklage gegen die Ostseeprovinzen») und E. von Sternberg's («Livländ. Bekehrungen») zwar widerlegten Angriffe haben die Regierung zu russificatorischen Maßregeln in den Ostseeprovinzen mit veranlaßt. S. starb 31. März 1876 in Schöneberg bei Berlin.

Samariter oder Samaritaner hießen seit der nachexilischen Zeit die Bewohner des nach der Stadt Samaria (s. d.), der frühern Hauptstadt von Israel, benannten Landes Samaria, d. h. des mittlern Theils von Palästina. In dieser Gegend war aus der von den assyr. Eroberern im Lande zurückgelassenen israel. Bevölkerung und den aus Babel, Cutha (daher bei den spätern Juden Cuthäer so viel als Samariter), Hamath und andern Orten dahin verpflanzten heidnischen Colonisten ein Mischvolk entstanden, welches den althebr. Gottesglauben vielfach mit heidnischen Elementen versetzte. Als diese Samaritaner an dem Bau des zweiten jüd. Tempels theilzunehmen wünschten, wurden sie als Unreine von der gesetzesstrengen Partei der Juden zurückgewiesen, wodurch sich eine allmählich wachsende Feindschaft zwischen ihnen und den Juden bildete. Sie richteten infolge dieser Trennung und mit Unterstützung eines aus Jerusalem ausgewanderten Priesters Manasse einen eigenen Cultus ein und bauten auf dem Berge Garizim bei Sichem (dem heutigen Nablus) einen Tempel, wodurch das Schisma zwischen Juden und Samaritanern vollendet wurde (409 v. Chr.). Dieser Tempel wurde 129 v. Chr. von Johannes Hyrkanus zerstört, aber die Stelle, wo er gestanden, blieb den Samaritanern die heilige Stätte der Anbetung bis auf diesen Tag. Sie berufen sich dafür auf 5 Mos. 27, 4, wo in ihrem Texte Garizim steht statt Ebal. Im 18. Jahrh. gab es noch Samaritaner in Aegypten, in Damascus, Askalon, Gaza, Cäsarea und andern Orten. Jetzt finden sich deren nur noch in Nablus, wo sie bis auf ungefähr 20 Familien zusammengeschmolzen sind, aber immer noch streng an ihrem Glauben festhalten. Der Pentateuch ist ihnen das einzige heilige Buch und Moses der einzige wahre Prophet; alle andern Bücher der jüd. Bibel verwerfen sie, alle übrigen Propheten gelten ihnen als falsche Propheten. Den König Salomo nennen sie einen Zauberer und Götzendiener, und Esra's Namen sprechen sie nie ohne Verwünschung aus. Doch scheinen sie zu diesem schroffen Gegensatze gegen die spätere religiöse Entwickelung des Judenthums erst allmählich fortgeschritten zu sein. Die Einheit Gottes halten sie mit aller Strenge fest. Zu ihren Hauptdogmen gehört außerdem die Schöpfung der Welt aus nichts. Sie unterscheiden eine sichtbare und eine unsichtbare Welt, letztere die Wohnung der Engel, durch deren Vermittelung das Gesetz offenbart worden. Alles Heil beruht auf Haltung des Gesetzes, besonders des Sabbats und der Beschneidung. Sie feiern die im mosaischen Gesetze vorgeschriebenen Feste wenigstens mit Gebet und Fasten, da sie die Opfer, gleich den Juden, längst haben aufgeben müssen. Sie glauben auch an Auferstehung, künftiges Leben und Verdammniß. Ob sie um Christi Zeit einen Messias erwarteten, ist trotz Joh. 4, 25 zweifelhaft. Die neuern Samaritaner betrachten den Messias auf Grund der Stelle 5 Mos. 18, 15 und 18 als einen großen Propheten, einen zweiten Moses, der die Völker zum Cultus von Garizim bekehren und sein gläubiges Volk beglücken werde. Sie nennen ihn Haschaheb oder Hataheb, d. i. der Wiederkehrende. Ihr Pentateuch, der übrigens in einem ältern Schriftcharakter (der sog. samaritanischen Schrift) überliefert und noch ohne Vocalzeichen geschrieben ist, weicht nicht blos von dem bei den Juden hergebrachten Texte in vielen einzelnen Stellen ab, sondern ist auch in einem eigenen, aber mit vielen hebr. Wörtern und Formen versetzten aramäischen Dialekt, der samaritanischen Sprache, geschrieben. In demselben Idiom sind ihre Liturgien und Ritualien, sowie eine Anzahl religiöser Lieder oder Psalmen verfaßt, letztere theilweise mit Endreim der Verse und die Strophenanfänge öfters nach dem Alphabete geordnet. Seit aber das Arabische ihre Umgangssprache geworden ist, haben sie nicht nur den Pentateuch, sondern auch diese Lieder und Liturgien ins Arabische übersetzt. In arab. Sprache besitzen sie noch ein sog. Buch Josua, d. i. eine Chronik von Josua's Zeit bis auf Konstantin d. Gr. (herausg. von Juynboll, Leid. 1848), eine andere Chronik von Abu-l'-Fatch, die bis ins 14. Jahrh. herabreicht (herausg. von Ed. Vilmar, Gotha 1865), und einige dogmatische und exegetische Schriften. Die Zustände der neuern Samaritaner wurden besonders dadurch näher bekannt, daß einige europ. Gelehrte, wie Jos. Scaliger, Hiob Ludolf, Silv. de Sacy u. a., hebr. oder arab. Briefe an sie schrieben und ihnen so Nachrichten über ihre Glaubenssätze, Sitten u. s. w. ablockten. Eine Sammlung dieser Correspondenz

veranstaltete de Sacy in den «Notices et extraits de manuscrits de la bibliothèque du roi» (Bd. 12, Par. 1831). Sonst vgl. Juynboll, «Commentarii historiae gentis Samaritanae» (Leid. 1846); Bargès, «Les Samaritains de Naplouse» (Par. 1855); Kohn, «Samaritanische Studien» (Bresl. 1868); derselbe, «Zur Sprache, Literatur und Dogmatik der S.» (Lpz. 1876); Appel, «Quaestiones de rebus Samaritanorum» (Gött. 1874).

Samarkand, Stadt im Gebiete Serafschan des russ. Generalgouvernements Turkestan in Centralasien, ehemals Hauptstadt des Khanats Bokhara, am Serafschan im Thale Sogd, zählt noch 30,000 E., Usbeken, Perser, Tadschiks, Inder und Juden, welche sich vorzugsweise mit Spinnen und Färben von Seide und Baumwolle, sowie mit der Verfertigung von Lederwaaren beschäftigen. Das Hauptheiligthum der Stadt ist das Grabmal Timur's (Türbeti Timur); außerdem sind zu erwähnen die Medressen Schirurdar und Tille-Kari aus den J. 1010—20 und die sehr zerfallene Medresse i Chanym, von Timur's Gattin erbaut. Die Citadelle ist ein Gewirr enger Straßen und Gassen, in deren Mitte das ehemalige Schloß des Emirs sich befindet. Die Stadt, früher eng und winkelig, gewinnt seit der russ. Eroberung ein besseres Aussehen. Die russ. Schule zählte 1870 schon 40 Schüler. Bei den Griechen hieß S. Marakanda und war die Hauptstadt der Provinz Sogdiana. Alexander d. Gr. soll sie zerstört haben. Nach ihm hieß sie bei den Eingeborenen Tschin. Als 643 der Araber Samar den Islam brachte, wurde sie als S. «ein Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit» und von 833 bis 1000 Residenz des Geschlechts der Samaniden. Dschingis-Khan eroberte sie 1219, und Timur machte sie 1369 zu seiner Residenz, der dorthin 150,000 Menschen verpflanzte, namentlich Seidenweber und Waffenschmiede. Aus dieser Zeit ihres höchsten Glanzes sind noch Ruinen, nördlich von der Stadt, erhalten, namentlich der einst prächtige Palast Timur's mit hoher Kuppel. Da jedoch der Serafschan seinen Lauf veränderte, so hat das heutige S., diesem Laufe folgend, eine andere Lage als jenes Timur's. Die Stadt gehörte zum Khanat Bokhara, bis sie von den Russen unter General Kaufmann 9. Mai 1868 besetzt wurde, die 13. bis 20. Juni 1868 die Stadt gegen die belagernden Bokharen mit Erfolg vertheidigten. Im Frieden vom 30. Juli 1868 trat dann der Emir von Bokhara S. an Rußland ab.

Samarow (Gregor) ist der Pseudonym, unter welchem der ehemalige hannov. Regierungsrath Joh. Ferd. Martin Oskar Meding als Romanschriftsteller auftritt. Dieser, geb. 11. April 1829 zu Königsberg i. Pr., wo sein Vater damals Chefpräsident der ostpreuß. Regierung war, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf den Gymnasien zu Marienwerder und Köslin, studirte 1847—51 in Königsberg, Berlin und Heidelberg Rechts- und Kameralwissenschaften, wurde 1851 Auscultator beim Appellationsgericht in Marienwerder, ging aber dann zur Verwaltungscarrière über und war nacheinander bei den Regierungen in Minden, Lieguitz, Potsdam und Düsseldorf beschäftigt. Im J. 1859 trat er jedoch in hannov. Dienste und zwar zunächst als Assessor bei der Landdrostei Hannover, erhielt aber zugleich vom König Georg V. verschiedene vertrauliche Aufträge und wurde 1862 in die Commission berufen, welche vom König zur Prüfung der Katechismusfrage ernannt worden war, und dann vom König beauftragt, die Preßangelegenheiten zu organisiren. Unter dem Ministerium Platen-Hammerstein wurde Meding 1863 zum Regierungsrath und Referent im Gesammtministerium ernannt und erhielt den persönlichen Vortrag beim König; im Aug. 1863 begleitete er denselben zum Fürstentag nach Frankfurt a. M. Bei seinen nahen Beziehungen zum König trug Meding wesentlich dazu bei, die hannov. Politik während der schlesw.-holstein. Conflicte im Einvernehmen mit Preußen zu erhalten; auch suchte er, und zwar ganz im Einverständniß mit dem König Georg, die Bedeutung Hannovers nicht in dessen polit. Macht, sondern in seiner günstigen Lage am freien Meer. Nachdem Bacmeister 1865 Minister des Innern geworden war, verständigte sich Meding mit der von Miquél und Albrecht geführten Opposition und betheiligte sich mit diesen an den Arbeiten zur Einführung der Gewerbefreiheit, welche Anfang 1866 erfolgte. Noch kurz vor der Katastrophe im Frühjahr 1866 wurde Meding vom König Georg an den Kurfürsten von Hessen gesandt, um diesen zur gemeinsamen Annahme des von Preußen vorgeschlagenen Neutralitätsvertrags zu bestimmen; der rasche Verlauf der Ereignisse verhinderte indeß den Entschluß des Kurfürsten, und das Scheitern des Verständnißversuchs führte den verhängnißvollen Ausgang herbei. Meding begleitete den König im Juni zur Armee, nahm mit am Treffen von Langensalza theil und ging dann mit dem König nach Wien, Anfang 1867 als dessen persönlicher Vertreter nach Paris, um besonders auch für den Schutz und die Aufrechterhaltung der internationalen Beziehungen der hannov. Emigration (sog. «Welfenlegion») Sorge zu tragen. Im Frühjahr 1870 verließ er mit den Offizieren der Emigration den Dienst des

Königs Georg, föhnte sich mit der preuß. Regierung aus und zog sich vollständig vom polit. Leben zurück. Nachdem er zwei Jahre in der Schweiz, dann in Canstatt bei Stuttgart gelebt, siedelte er 1873 nach Berlin über. Hier beschäftigte er sich ausschließlich literarisch und suchte seine reichen polit. Erinnerungen und Erfahrungen dem größern Publikum in der Form des Romans zugänglich zu machen. Nach dem Abschluß des Cyklus seiner zeitgeschichtlichen Romane widmete er sich der socialen Frage und bestrebte sich, in einem neuen Cyklus die alle Stufen der Gesellschaft durchziehenden Elemente der socialen Bewegung darzustellen. Es erschienen von ihm unter dem Namen Gregor S. der Romancyklus «Um Scepter und Kronen» in 5 Abtheilungen: «Um Scepter und Kronen» (4 Bde., Stuttg. 1872), «Europ. Minen und Gegenminen» (4 Bde., Stuttg. 1873), «Zwei Kaiserkronen» (4 Bde., Stuttg. 1874—75), «Kreuz und Schwert» (4 Bde., Stuttg. 1875) und «Held und Kaiser» (4 Bde., Stuttg. 1876); ferner eine Darstellung des frankfurter Fürstentags in Romanform unter dem Titel: «Die Römerfahrt der Epigonen» (3 Bde., Berl. 1874), dann der Zeitroman: «Der Todesgruß der Legionen» (3 Bde., Berl. 1874) und die histor. Novelle «Ritter oder Dame» (Stuttg. 1878); endlich der sociale Roman «Höhen und Tiefen» (Stuttg. 1878).

Sambor, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in Galizien, im obern Thale des Dnjester und an der Dnjesterbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, hat ein Gymnasium und eine erweiterte Volksschule und zählt (1869) 11,749 E., welche Bierbrauereien, Getreidemühlen, Leinwebereien unterhalten und bedeutenden Handel treiben. Das frühere hiesige griech.-unirte Bisthum wurde später mit Przemisl vereinigt, dessen Bischof noch jetzt den Titel von Przemisl und S. führt. In der Nähe der Stadt ist das große Eisenwerk Rude.

Sambre (lat. Sabis), ein linker Nebenfluß der Maas, entspringt in 210 Mt. Höhe östlich von den Scheldequellen im Walde von La-Haye-Cartigny im franz. Depart. Aisne, berührt dann, das Westende der Ardennen durchfließend, im Nord-Departement die Städte Landrecies und Maubeuge und tritt hierauf in Belgien ein, wo sie nach einem Laufe von 180 Kilom. bei Namur mündet. Die S. ist bereits von Landrecies an, im ganzen 148 Kilom. weit schiffbar. Ihre Thalränder sind meistens steil, mitunter felsig und eng. Ihre Zuflüsse sind in Frankreich die Kleine und die Große Helpe rechts, in Belgien die Hante und Heure rechts, der Piéton und Orneau links. Der Sambrekanal führt südwärts in die Oise, verbindet so das Maas- und Seinegebiet und ist 69 Kilom. lang. Das ehemals franz. Depart. Sambre-Maas hatte 4510 QKilom. mit 181,000 E. und zur Hauptstadt Namur; 1815 wurde es theils zur belg. Provinz Namur, theils zu Lüttich geschlagen. An den Ufern der S. wurden verschiedene Schlachten geliefert. So schlug hier schon Cäsar 56 v. Chr. die Nervier. In den Gefechten vom 10. Mai bis 4. Juni 1794 forcirten die Franzosen unter Jourdan die Sambrelinie der Verbündeten durch die Gefechte bei Rouvroi, Merbes-le-Château und Gosselies.

Sambucus, Pflanzengattung, s. Flieder.

Samen (sperma) heißt die bei Mensch und Thier in den männlichen keimbereitenden Geschlechtstheilen (Hoden) abgesonderte Flüssigkeit, welche, wenn sie einen gewissen Grad von Vollkommenheit (Reife) erreicht hat, das reife Eichen des Weibes zu befruchten im Stande ist. (S. Befruchtung.) Der menschliche S., welcher bedeutend schwerer als das Wasser und bei seiner Aussonderung noch mit dem Secrete der Samenbläschen, Vorsteherdrüse und der Cowper'schen Drüsen sowie mit Harnröhrenschleim vermischt ist, stellt frisch entleert eine weißliche, schleimig-klebrige Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruche und alkalischer Reaction dar, wird beim Stehen nach einiger Zeit ziemlich dünnflüssig und beim Eintrocknen gelblich. Der reife S. besteht aus einer geringen Menge klarer Flüssigkeit, in welcher sich unzählige scheinbar willkürlich sich bewegende, mikroskopisch kleine Körperchen (die sog. Samenfäden, Spermatozoen oder Spermatozoiden, Samenthierchen) befinden. Diese Samenfäden, welche sich in dem fruchtbaren S. aller Thiere vorfinden, haben auch bei den meisten derselben ziemlich ähnliche, wiewol unterscheidbare Formen, nämlich einen runden, ovalen oder birnförmigen Kopf und an diesem einen langen, allmählich spitz zugehenden Faden oder Schwanz. Der Kopf der menschlichen Samenthierchen ist eiförmig abgeplattet, von der Seite birnförmig, mit dem spitzern Ende nach vorn und hier leicht napfförmig ausgehöhlt. Der Schwanz ist vorn, wo er durch eine Einschnürung mit dem breitern Ende des Kopfes sich verbindet, breiter und ebenfalls platt und läuft allmählich in eine ganz feine, kaum sichtbare Spitze aus. Das Eigenthümlichste der Samenfäden ist die scheinbar willkürliche schlängelnde Bewegung, welche auch veranlaßt hat, daß man sie seit ihrer Entdeckung durch van Hamm und Leuvenhoek (1677) für Infusionsthierchen hielt. Neuere Untersuchungen haben indessen erwiesen, daß diese Bewegungen durchaus nicht

willkürliche sind, sondern im wesentlichen den eigenthümlichen Flimmer- und Wimperbewegungen entsprechen, welche an vielen thierischen Zellen, z. B. an den Epithelzellen der Luftröhrenschleimhaut beobachtet werden. Die Beweglichkeit behalten die Samenfäden auf lange Zeit bei, sobald nur das Verdunsten des S. verhindert wird. Die Bildung der Fäden geschieht innerhalb des Hodens, und zwar in eigenartigen Zellen mit Kernen, sodaß in jedem Kerne ein Samenfaden als ein an der Innenwand desselben spiralig mit zwei bis drei Windungen angelagerter Körper vorhanden ist. Es bersten sodann die Kerne, und die Fäden derselben kommen nun zu 10—20 Stück in die Zelle zu liegen, und zwar ganz regelmäßig mit den Köpfen und Schwänzen zusammen. Endlich platzen auch diese Zellen, und die Samenfäden werden so ganz frei; dies geschieht im Nebenhoden. Von hier aus gelangt der S. in die beiden Samenleiter, zwei cylindrische, innerhalb des Samenstrangs verlaufende Kanäle, welche durch den Leistenkanal nach aufwärts in die Bauchhöhle treten und sich am hintern untern Theile der Harnblase zu den beiden Samenbläschen erweitern; aus ihnen wird bei der Begattung die Samenflüssigkeit in die Harnröhre übergeführt und durch die kräftige Zusammenziehung der Dammmuskulatur ejaculirt. In der Jugend und im Alter, wo der S. unfruchtbar ist, finden sich anstatt der Samenfäden oder neben diesen kleine helle Zellen. Die Samenkörperchen sind auch mehr oder minder zahlreich in der Feuchtigkeit enthalten, welche bei dem sog. Samenfluß (Spermatorrhöe), einem Schwächezustande, tropfenweise aus der Harnröhre abfließt. Die Befruchtung des Eichens durch den S. ist die nothwendige Bedingung für die Entwickelungsfähigkeit des Eichens. Ueber diesen räthselhaften Vorgang weiß man nur, daß das Eichen mit den Samenfäden in unmittelbare Berührung kommen muß, und daß letztere ihre Beweglichkeit noch haben müssen; beim Weibe findet dieser Vorgang in der Gebärmutterhöhle oder in einem der Eileiter statt. Ueber unwillkürliche Samenentleerungen s. Pollutionen.

Samen (botanisch) nennt man das aus dem befruchteten Pflanzenei entstandene Fortpflanzungsorgan der Phanerogamen (s. d.), welches in seinem Innern stets die Anlage zu einer zukünftigen Pflanze, den Keimling oder Keim birgt. Ueber die Entwickelung und den Bau des Pflanzeneis und über die Art und Weise der Befruchtung, sowie die Bildung des Keims in dem befruchteten Ei s. Befruchtung und Keim. Das Pflanzenei oder die Samenknospe erscheint anfangs als eine zellige Anschwellung an der Innenwandung, oder im Grunde der Fruchtknotenhöhle, oder an den daselbst etwa befindlichen Samenträgern. Sehr bald tritt am Grunde dieses Zellenkörpers eine einfache oder doppelte ringförmige Falte auf, welche, mit dem Zellenkörper zugleich heranwachsend, diesen als einfache oder doppelte Haut (Eihaut) umgibt und an der Spitze eine Oeffnung (den Eimund) zeigt, während der darin befindliche herangewachsene Zellenkörper als Eikern unterschieden wird. Nicht bei allen Gewächsen sind die Eichen in einen Fruchtknoten eingeschlossen; bei den Nadelhölzern unter andern liegen sie frei und offen da, von Schuppen umgeben oder an solche angewachsen. Dann sind natürlich auch die daraus entstehenden S. nackt. (S. Gymnospermen.) Die Eichen sind nach festen, bei einer und derselben Gattung und derselben natürlichen Gruppe sich gleichbleibenden Gesetzen stehend oder hängend, gerade oder gekrümmt, aufrecht oder umgekehrt, einzeln, paarig, übereinander geschichtet u. s. w. Indem das befruchtete Eichen sich zum reifen Samen ausbildet, schließt sich der Eimund völlig; doch ist er auch an reifen S. gewöhnlich noch zu bemerken, wie bei der Bohne, und wird nun Keimmund genannt. Der reife S. besteht aus den weiter entwickelten Eihäuten, welche die Samenschale bilden, und dem darin befindlichen Kerne, dem Samenkerne, welcher entweder von der jungen Pflanze (dem Keimling) allein, wie bei Bohne, Apfel, Mandel, oder zugleich noch von einer mit dem Keimling nicht organisch verbundenen Zellenmasse (dem Eiweiß, albumen) gebildet wird. Letzteres geht aus dem Endosperm oder dem Zellgewebe hervor, welches nach, selten schon vor der Befruchtung sich im Keimsacke bildet und diesen anfüllt. Dieses Eiweiß ist bei den Gräsern mehlig und verleiht den Getreidearten ihre große Wichtigkeit als Nahrungsmittel. Bei den Palmen ist das Eiweiß knorpelig, horn- oder holzartig, und bei der Elfenbeinpalme (Phytelephas) so hart und weiß wie Elfenbein, sodaß es auf gleiche Weise zum Drechseln verwendet werden kann. Wo der Keimling mit dem Eiweiß zugleich vorkommt, da liegt er bald in demselben völlig eingeschlossen, wie bei dem Pfaffenhütchen, der Esche, oder an der Seite des Eiweißes, wie bei den Gräsern, oder er umgibt das Eiweiß wie ein Ring, wie bei der Kornrade, oder endlich er umschließt das Eiweiß ringsum von allen Seiten, wie bei dem Zürgelbaume (Celtis). Selten ist der Keimling in den reifen S. noch unausgebildet und noch nicht in die einzelnen Theile unterschieden, wie bei den Orchideen, wo er als ein rundliches oder ovales, gleichförmiges

Zellenkörperchen sich darstellt. Beim Keimen bricht der Keimling aus der Samenschale, und zwar stets aus dem Samenmunde hervor und entwickelt sich zur neuen Pflanze. Der S. ist entweder sitzend oder durch einen längern oder kürzern Nabelstrang gestielt; die Stelle am Grunde des S., mit welcher er im Innern der Frucht fest aufsaß oder auf der Spitze des Nabelstrangs befestigt war, wird Samennabel (hilum) genannt. Besonders groß ist dieser Samennabel bei der Roßkastanie. Die Samenschale besteht bald aus einer einzigen, bald aus mehrern Gewebschichten. Sie kann holzig, häutig, lederartig, fleischig, gallertartig sein. Oder ihre äußern Zellenschichten sind weich und safterfüllt, die innern holzig (z. B. bei den S. der Stachelbeere). Die S. mancher Pflanzen sind von einer besondern Hülle, dem Samenmantel (arillus), locker umgeben (z. B. die S. des Pfaffenhütchens, der Muskatnuß, des Eibenbaums). Auch kommen an der Samenschale mancherlei Fortsätze und Auswüchse vor, z. B. die bekannten «Flügel» an den S. unserer Nadelhölzer. Bei manchen Pflanzen sind die S. mit Haaren bedeckt oder am Nabel mit einem Wollschopf versehen (z. B. bei Weiden, Pappeln, Arten von Epilobium, der Schwalbenwurz, dem Oleander, der Tamariske u. a.). Auch die Baumwolle besteht aus langen Haaren, die an den S. der Arten von Gossypium sitzen. Bei den blütenlosen Pflanzen oder Kryptogamen (s. d.) heißen die den S. vergleichbaren Organe Sporen (s. d.).

Sämischgerberei, s. Gerberei.

Samland, eine der Landschaften Ostpreußens, in welche dasselbe zu den Zeiten des Deutschen Ordens eingetheilt wurde, umfaßt das von dem Pregel, dem Frischen Haff, der Ostsee, dem Kurischen Haff und der Deime inselartig umflossene Land, den jetzigen Kreis Fischhausen (1061,4 QKilom. mit 49,311 E.) im Westen, den nördl. Theil des Kreises Königsberg in der Mitte und ein Stück vom Kreise Labiau im Osten, mit den Städten Fischhausen, Pillau, Königsberg, Tapiau und Labiau, und ist reich an geschichtlichen Erinnerungen an die Vorzeit. Die Kreisstadt Fischhausen, an einer Bucht des Frischen Haffs und an der Ostpreußischen Südbahn, mit einem kleinen Hafen und (1875) 2459 E., 1305 neben der schon 1264 erbauten Burg gegründet, war die Residenz der Bischöfe von S., deren letzter, Georg von Polenz, zuerst unter allen Bischöfen Preußens 1523 die evang. Lehre annahm. Das Plateau von S. schwillt von der Deime aus sehr allmählich gegen Westen an und bildet an der See die reizendsten Hügellandschaften, Steilküsten bis zu 60 Mt. Höhe. Längs des nördl. Randes von Kranz bis zu der 44 Mt. hohen Landspitze Brüsterort (gegenüber bedeutender Steinriffe in der See) befinden sich sehr reiche Bernsteinlager in einer Schicht bläulichen Thons, besonders bei Sassau und Ruschen. Die westl. Steilküste zwischen Brüsterort und Pillau, mit dem 90 Mt. hohen Hausenberg bei Germau, wo sich wahrscheinlich ein Romove, d. i. eine heilige Stätte der heidnischen Preußen befand, und wo 1253 der Deutsche Orden eine blutige Niederlage erlitt, ist unter dem Namen der Bernsteinküste bekannt, weil an derselben in der See nach Stürmen noch viel Bernstein gefunden wird. Der höchste Gipfel des S. ist der 110,5 Mt. hohe Galtgarben, fast in der Mitte des Plateau, mit schöner Fernsicht und einem Kreuz zur Erinnerung an die J. 1813—15. Die Fuchsberge im Osten desselben fallen schon zu 63 Mt. herab. Eine Merkwürdigkeit des Landes ist das Vorkommen des Elenthiers in der Kapornschen Heide bei Bludau im Kreise Fischhausen. Vgl. Reusch, «Sagen des preußischen S.» (3. Aufl., Königsb. 1863); Gebauer, «Neuester Wegweiser durch S.» (6. Aufl., Königsb. 1876).

Sammt nennt man im weitern Sinne eine Gattung von Zeugen, welche über einem glatten oder geköperten Grundgewebe eine Decke von haarartig emporstehenden kurzen Fäden (Poil oder Pol) zeigen. Bei dem Manchester (s. d.) aus Baumwolle wird diese Decke durch den Einschuß erzeugt, welcher reihenweise flott liegend gewebt und dann aufgeschnitten wird, worauf man die Enden aufbürstet und kurz abschert. Bei dem eigentlichen S. entsteht die Decke durch eine zweite besondere Kette, aus welcher beim Weben Reihen kleiner Schlingen (Noppen) gebildet werden, die man dann entweder aufschneidet (gerissener S.) oder nicht (ungerissener S.). Plüsch (s. d.) und Velpel (s. d.) sind vom S. nur durch die größere Länge des Haars, welches deshalb auch (namentlich bei letzterm) nach einer Seite niedergebürstet wird, verschieden. Ursprünglich waren diese Zeuge nur aus Seide, jetzt aber macht man auch vielfach baumwollene und wollene S. und Plüsche. Abänderungen entstehen dadurch, daß man die Sammtbildung nicht über die ganze Fläche, sondern zur Erzeugung von Mustern innerhalb der Grenzen regelmäßig angeordneter Figuren stattfinden läßt, durch Aufpressung von Mustern u. s. w.

Sammiter (Samnites), ein Volk des alten Italien, umbrisch-sabellischen Stammes. (S. Italische Völker und Sprachen.) Dieselben waren nach ihrer Stammsage infolge des Gelöbnisses eines heiligen Frühlings von ihrer sabinischen Heimat südwärts ausgesandt worden,

hatten sich, durch einen von Mars gesandten Stier geleitet, in dem Bergland zwischen der apulischen und campanischen Ebene niedergelassen und verzweigten sich von dort aus auch nach den südl. und östl. Ausläufern des Apennin. Die Gegend um Bovianum (jetzt Bojano) ward der Mittelpunkt ihres Gebietes. Ihr Land war wald- und weidenreich und hatte am Voltturnus beträchtlichen Oelbau. Das Volk, kriegerisch und freiheitsliebend, wohnte zum größten Theil in offenen Dörfern und zerfiel in einzelne Gemeinden und Gaue, die zusammen für die Zwecke gemeinsamer Vertheidigung eine Eidgenossenschaft bildeten mit einer Vertretung der einzelnen Gemeinden, die den Oberfeldherrn wählte. Aggressive Einfälle in fremdes Gebiet machten die einzelnen Cantone auf eigene Faust. Samnitische Krieger stürzten 424 v. Chr. die Herrschaft der Etrusker in Capua, 420 die der Griechen in Cumä. Mit den Römern kamen die S. 354 in Berührung, als beide, von verschiedenen Seiten erobernd vorgehend, am Liris, der Grenze zwischen Latium und Campanien, zusammentrafen. Zunächst wurde damals ein Freundschaftsbündniß geschlossen; allein als die Campaner in Capua, von den S. der Berge bedrängt, sich unter Roms Schutz stellten, kam es 343 zum ersten feindlichen Zusammenstoße, der aber nach den Siegen der Römer unter Valerius Corvus am Berge Gaurus und bei Suessula schon 341 damit endigte, daß Capua den Römern, das ebenfalls bestrittene Teanum aber den S. blieb. In den nächsten Jahren machten jedoch die Römer an der Grenze des samnitischen Gebietes hin solche Fortschritte in Befestigung und Ausdehnung ihrer Macht, daß die S., sich bedroht fühlend, 326 aufs neue den Kampf aufnahmen, verbündet mit den ihnen stammverwandten benachbarten Völkern. Anfangs glücklich, geriethen die Römer 321 mit ihrer ganzen damaligen Heeresmacht bei den Caudinischen Pässen (s. d.) in die Gewalt des samnitischen Feldherrn Pontius, wandten aber durch Cassirung des dabei geschlossenen Vertrags von seiten des röm. Senats die Folgen des Unfalls ab, und schon 320 rächten, wenn der Erzählung bei Livius Glauben geschenkt werden dürfte, Papirius Cursor und Publilius Philo durch ihre Siege bei Caudium und Luceria die erlittene Schmach. Auch blieben die Römer im ganzen den S. überlegen, sodaß sich dieselben, obgleich von 311 an auch die Etrusker von Norden her den S. Luft zu machen suchten, nach allen Seiten behaupteten und 304, nach der Einnahme von Bovianum, die S. zum Friedensschluß brachten. In demselben wurden zwar den S. und ihren Verbündeten nur mäßige Opfer auferlegt, aber die energische Art, mit welcher die Römer durch Anlegung von Straßen und Colonien Samnium von allen Seiten einzwängten, sowie ihre Einmischung in den Streit zwischen S. und Lucanern, führte schon 298 zum dritten samnitischen Krieg. Nicht nur die stammverwandten Umbrer und Sabeller, sondern auch das ganze nördl. Mittelitalien, Etrusker und Gallier standen diesmal mit den S. gegen Rom auf, jedoch wieder vergeblich. In Lucanien waren die Römer von Anfang an im Vortheil, und die nördl. Feindesmacht wurde von Fabius in der Schlacht von Sentinum in Umbrien gesprengt, sodaß von da an der Kampf auf das eigentliche Samnium beschränkt blieb. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr blieben die Römer Sieger, und auch dieser Krieg endigte 290 mit einem Frieden, der, wie die vorhergehenden, die S. zwar unabhängig ließ, aber ihnen ein Bündniß mit Rom aufnöthigte und jedes Hinübergreifen über das eigentliche Samnium verwehrte. Der Unabhängigkeitsgeist der S. wurde freilich dadurch nicht gebrochen; Pyrrhus (s. d.) und Hannibal (s. Punische Kriege) fanden sofort wieder Bundesgenossen an ihnen. In dem letzten Unabhängigkeitskampfe, den die Italiker gegen Rom kämpften, dem sog. Bundesgenossenkrieg 91 v. Chr., bildeten die S. den Kern und die Seele der Aufständischen. Sie setzten, als die übrigen Italiker sich bereits unterworfen, an der Seite der Marianer den Kampf gegen Sulla fort, lieferten diesem 1. Nov. 82 eine Schlacht unter den Mauern Roms und wurden erst nach der dabei erlittenen Niederlage, infolge deren Sulla 6000 Gefangene niederhauen und Samnium verwüsten ließ, unschädlich gemacht oder vielmehr ausgerottet. Nach diesen Kämpfen und der neuen Colonisirung des Landes blieben nur noch spärliche Reste der S. übrig.

Samoa-Inseln, Navigatoren oder Schifferinseln heißt eine im Nordosten der Freundschaftsinseln, zwischen 13° und 15° südl. Br. und 169° und 173° westl. L. von Greenwich gelegene Inselreihe Polynesiens, die aus vier größern und mehrern kleinern Inseln besteht, welche zusammen 3012 QKilom. umfassen. Die größern sind Sawaii (Pola), Upolu (Ojalava), Tutuila (Manna) und Mannatele (Großmanua). Die Inseln haben hohe, meist steile Küsten, aber bei dem Mangel an Dammrissen keine besonders guten Häfen, und sind alle voll hoher Berge, die auf Sawaii über 1300 Mt. hoch aufsteigen, und deren Gestein durchaus vulkanisch ist. Schöne Ebenen, welche die Berge an den Küsten umgeben und die einzigen bewohnten Theile bilden, zeichnen sich durch gutbewässerten, sehr fruchtbaren Boden und eine reiche Tropen-

vegetation aus. Die Samoagruppe kann zu den schönsten, ergiebigsten und anmuthigsten Inseln der ganzen Südsee gerechnet werden. Die Bewohner, deren man auf sämmtlichen Inseln etwa 36,000 rechnen kann (Sawaii 13,000, Upolu 17,000, Tutuila 4000, Manugruppe 1500), sind hellfarbig, kräftig und schön gebaut. Im Aeußern wie im Bildungsstande den Freundschaftsinsulanern ziemlich ähnlich, stehen sie diesen auch an Kunstfertigkeit nicht nach, treiben jedoch den Landbau nicht in gleicher Ausdehnung. Auch entbehrten sie der polit. Einheit, welche das Nachbarvolk bei der Entdeckung besaß, und waren in viele kleine Staaten getheilt, die beständige Fehden unterhielten. Daraus erklärt sich wol die Streitbarkeit und Wildheit, die den ersten Entdeckern an der Bevölkerung auffiel. Die S. wurden 1722 vom Holländer Roggeween entdeckt, der sie **Baumannsinseln** nannte, im Mai 1768 von Bougainville näher erforscht, von diesem aber **Navigatoren** genannt, weil sich in diesem Theile des Oceans die Curse mehrerer Seefahrer nahe berühren. Laperouse besuchte 1787 die Inseln und richtete in deren Geographie einige Verwirrung an, indem er die Insel Tutuila fälschlich als Manua bezeichnete. Auf derselben wurde sein Lieutenant de Langle nebst 11 andern Offizieren und Matrosen in der Massacrebai von den wilden Eingeborenen erschlagen. Die barbarischen Sitten der letztern begannen erst zu weichen, als 1830 der Missionar Williams, der Apostel der Südsee, mit der Einführung des Christenthums begann. Ihm folgten 1836 sechs Glaubensboten der londoner Missionsgesellschaft, und seitdem sind die S. ein Hauptfeld der Missionsthätigkeit in der Südsee geworden. Die blutigen Stammesfehden haben aufgehört, die Bewohner sind alle zum Christenthum bekehrt. Es bestehen Schulen und Kirchen; im Dorfe Apia auf Upolu (s. d.) befindet sich sogar eine Anstalt für Bildung heimischer Lehrer, sowie eine Druckerei, in welcher eine engl. Zeitung, der «Samoan Reporter», und religiöse Schriften in der Samoasprache gedruckt werden. In diesem Hauptorte, in dem sich viele handeltreibende Europäer niedergelassen haben, ist auch der Sitz der deutschen, engl. und amerik. Consuln. Das Handelshaus J. C. Godefroy u. Sohn in Hamburg betreibt besonders den Handel mit Cocosöl von Samoa. Das bedeutendste Ausfuhrproduct bildet das Cocosöl, außerdem Pfeilwurz. Die Einfuhr geschieht aus Sydney, hauptsächlich aber durch amerik. Walfischfänger. Die brauchbarsten Häfen sind Apia auf Upolu und Pango-Pango auf Manua. Trotz mehrfachen Widerspruchs Großbritanniens eigneten sich 25. Mai 1877 die Vereinigten Staaten das Protectorat über die Gruppe an und pflanzten das Sternenbanner auf Tutuila auf. Vgl. Oberländer, «Oceanien» (Lpz. 1873); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Lpz. 1875).

Samogitien, im Litauischen **Zmudz**, d. i. Tiefland, bei den Deutschen **Schmudien**, in der Landessprache auch **Szamaiten**, **Schamaiten** genannt, heißt der an der Ostsee liegende Theil Litauens (s. d.), ein sehr fruchtbarer, von Seen durchschnittener, dem Seehandel offener Landstrich, der früher unter poln. Herrschaft ein besonderes Herzogthum bildete. Die Einwohner haben die litauische Volksthümlichkeit am reinsten bewahrt und wurden erst im 16. Jahrh. völlig zum Christenthum bekehrt, wenngleich schon 1413 von dem litauischen Herzog Witold ein Bisthum in Miedniki oder Wornie gegründet ward. Die Hauptstadt des Landes war **Rossienij** (in den deutschen Chroniken Ruschigen), jetzt Kreisstadt im russ. Gouvernement Kowno, an der Dubissa, mit 10,732 E., der Haupthafen Polangen mit 1414 E. Auch Tauroggen (s. d.) gehört zu S. Das Land wurde um 1380 vom Deutschen Ritterorden unterworfen, aber schon 1411 im ersten Thorner Frieden bis zum Tode Jagello's, dann 1422 für immer wieder abgetreten und blieb als litauische Wojwodschaft im Besitz Polens. Der auf dem linken Ufer des Njemen belegene Landestheil wurde bei der dritten Theilung Polens 1795 preußisch und blieb bis zum Tilsiter Frieden 1807 in Verbindung mit Neuostpreußen.

Samojeden ist der seinem Ursprunge nach zweifelhafte Name eines im äußersten Nordwesten von Asien und dem Nordosten von Europa weit ausgebreiteten, zum Theil noch heidnischen Volks, welches zum großen altaischen Völkerstamme gehört, aber mit seinen Unterabtheilungen eine eigene der vier Familien des letztern bildet. Ursprünglich bewohnte das Volk die ganzen weiten Strecken vom Altai bis zum Arktischen Ocean einerseits und vom Jenissei bis zum Weißen Meere andererseits, ist aber schon seit Jahrhunderten durch tatar.-mongol. Stämme zersprengt worden. Als Hauptsitz des Volks ist das Land zwischen Ob und Jenissei zu betrachten. Sie wohnen jedoch gegenwärtig in ununterbrochenem Zusammenhange auf den Tundras des arktischen Küstenlandes vom Weißen Meere im Westen an bis zum Khatangha im Osten und leben, von den Einflüssen der russ. Civilisation und des Christenthums noch wenig berührt, ihren alten Sitten und Gebräuchen getreu, vorzugsweise von Fischfang, theilweise auch von Rennthierzucht. Durch Wogulen und Ostjaken getrennt, nomadisiren im Gouvernement Tomsk,

auf einem Gebiete, welches der mittlere Ob und dessen Nebenflüsse Tym, Ket, Parabel, Tschaja, Tschulym sowie der Tschetschabka, ein Zufluß des Wasjugan, bewässern, ebenfalls samojedische Stämme, welche von den Russen gewöhnlich Ostjaken (s. d.) genannt werden und bis auf die neueste Zeit herab auch als solche galten, obgleich Ostjaken im ganzen Gouvernement Tomsk nur am Wasjugan gefunden werden. Die Zahl der S. wird auf 15,400 geschätzt, wovon 5400 im Gouvernement Archangel, 4000 in Tobolsk, 6000 in Jenisseisk leben. Wichtige Aufschlüsse über die ethnogr. und linguistischen Verhältnisse der S. hat Castrén (s. d.) gegeben.

Samos (jetzt von den Griechen Samo, von den Türken Sufam-Adassi oder Beylik-Sissam genannt), eine 550 QKilom. umfassende, von den Türken zum Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid gerechnete Insel nahe der Westküste Kleinasiens, nur durch einen 1—2 Kilom. breiten Kanal von dem Vorgebirge Mykale getrennt, wird von einem von Osten nach Westen streichenden Gebirgszuge durchzogen, an welchen sich, besonders an der Südseite, mehrere ausgedehnte und fruchtbare Ebenen anschließen. Die größte und schönste darunter ist die vom Bache Imbrasos durchflossene Ebene im östlichern Theile der Südküste, in welcher im Alterthume die Stadt Samos mit der Burg Astypaläa und mit dem berühmten Heräon, einem Heiligthume der Hera, deren Tempel eins der größten griech. Tempelgebäude war, lag. Durch Schifffahrt und Handel gelangten die Bewohner (ursprünglich Leleger, dann Jonier) frühzeitig zu Macht und Reichthum, den sie durch eifrige Thätigkeit auf dem Felde der Industrie und Kunst (besonders Töpferei, Malerei und Erzguß) vermehrten. Ihre höchste Blüte hatte die Insel unter der Herrschaft des Polykrates (s. d.), nach dessen Tode sie in die Gewalt der Perser gerieth. Durch die Schlacht bei Mykale (479 v. Chr.) befreit, schloß sie sich dem attischen Seebund an, wurde 440 v. Chr. von den Athenern wegen Unbotmäßigkeit nach neunmonatlichem hartnäckigen Widerstande unterworfen und blieb dann bis zum Ende des Peloponnesischen Kriegs die treueste Verbündete Athens und eine Hauptstütze der atheniſchen Demokratie. Nach der Schlacht bei Knidos (394 v. Chr.) schloß sie sich wieder den Athenern an, gerieth aber bald aufs neue unter pers. Herrschaft. Nachdem dann ihr Besitz mehrfach zwischen Macedoniern, Athenern und Rhodiern gewechselt hatte, wurde sie zur röm. Provinz Asia geschlagen, von Octavian aber (20 v. Chr.) mit der Freiheit beschenkt, die ihr jedoch schon Vespasian wieder nahm. Nachdem sie im Mittelalter und der neuern Zeit die wechselnde Herrschaft der Byzantiner, Araber, Venetianer, Genuesen und Türken erfahren, betheiligte sie sich eifrig und glücklich am griech. Befreiungskampfe, wurde aber durch das Londoner Protokoll von 1830 den Türken zurückgegeben. Durch ihren heftigen Widerstand gegen diese Anordnung erreichten die Bewohner jedoch, daß S. durch einen Ferman des Sultans vom 11. Dec. 1832 als tributäres Fürstenthum (Beylik Sissam) constituirt wurde. Der Sultan ernennt nur den Fürsten griech. Nationalität und erhebt eine jährliche Abgabe. Alljährlich tritt die aus 36 Abgeordneten der einzelnen Gemeinden und dem Erzbischofe bestehende Repräsentantenkammer zusammen. Die Bevölkerung beträgt (1877) 35,878 E.; bis auf 12 Katholiken, zwei Armenier und einen Protestanten alle griechisch-katholisch, und bis auf 505 Fremde alle Samier. Die Ausfuhr liefert hauptsächlich Getreide, Rosinen, Wein und Häute. Hauptstadt ist Wathy mit 4165 E. Vgl. Pausoka, «Res Samiorum» (Berl. 1822); Guérin, «Description de l'île de Patmos et de l'île de S.» (Par. 1856); Stamatiades, «Ἐπετηρὶς τῆς ἡγεμονίας Σάμου» (Samos 1877); Curtius, «Urkunden und Denkmäler von S.» (Lpz. 1878).

Samosata, die alte Hauptstadt der syr. Provinz Commagene, am westl. Ufer des Euphrat, jetzt Samsat, war berühmt als Geburtsort des Lucianus und des Paulus (s. d.) von Samosata, dessen Anhänger sich deshalb Samosateuianer nannten.

Samothrake, jetzt von den Griechen Samothraki, von den Türken Semendereк genannt, eine felsige Insel im nördlichsten Theile des Aegäischen Meers (dem sog. Thrazischen Meere) von etwa 185 QKilom. Areal, besteht zum größten Theil aus einer in westöstl. Richtung verlaufenden Bergmasse (Saoke bei den Alten), deren höchster, jetzt Phengari genannter Gipfel sich 1754 Mt. über die Meeresfläche erhebt; nur im Norden und Westen sind Strecken von Flachland vor die Berge gelagert. An der Nordküste lag die einzige, ebenfalls Samothrake genannte Stadt, von der noch ausgedehnte, zum Theil sehr alterthümliche Ruinen unter dem Namen Paläopolis erhalten sind. Die Insel war zuerst von Phönikern, dann von einer wol mit thrazischen Elementen vermischten griech. Bevölkerung bewohnt; ihre Berühmtheit verdankte sie im Alterthum ausschließlich den an den Cultus der Kabiren (s. d.) geknüpften Mysterien. Zur Zeit der attischen Seeherrschaft war sie den Athenern tributpflichtig. Jetzt gehört sie zum türk. Reiche; die fast ausschließlich christl. Bevölkerung nährt sich von Oel- und Getreidebau

und Ausfuhr von Holz. Vgl. Conze, «Reise auf den Inseln des Thrazischen Meers» (Hannov. 1860); Conze, Hauser und Niemann, «Archäol. Untersuchungen auf S.» (Wien 1875).

Samówar (russ., d. h. Selbstkocher), eine nur in Rußland gebräuchliche, aus Messing oder Tomback verfertigte Theemaschine von verschiedener Größe (acht Gläser bis ein Eimer). Das Wasser in derselben wird durch glühende Kohlen, die sich in einer in der Mitte des S. befindlichen eisernen Röhre befinden, zum Sieden gebracht und dann auf den in eine Theekanne geschütteten Thee gegossen. Um das Aroma des Thees zu bewahren, muß die Theekanne nicht auf die eiserne Röhre, sondern neben den S. gestellt und mit einer Serviette bedeckt werden. Hauptfabrikationsort der S. ist Tula.

Samsöe, eine kleine, zum Königreich Dänemark gehörige Insel, zwischen Seeland und Jütland im südwestl. Theile des Kattegat gelegen, bildet eine eigene Grafschaft und zählt (1870) auf 113 QKilom. 6335 E. Obwol die Insel keine Stadt besitzt, erfreuen sich ihre Bewohner infolge der großen Fruchtbarkeit des Bodens eines bedeutenden Wohlstandes. Außer Ackerbau treibt die Bevölkerung mit 37 Schiffen von $87^1/_2$ Commerzlast Handel und Schiffahrt, da mehrere gute Häfen, wie Langöre und Ballen, vorhanden sind. Hauptort ist das stadtähnliche Dorf Nordby. In administrativer Hinsicht gehört die Insel zum seeländischen Amte Holbäk, in kirchlicher zum jütländ. Stift Aarhuus.

Samuel, der letzte der sog. Richter der Hebräer. Seine Mutter Hanna hatte ihn nach langer unfruchtbarer Ehe ihrem Gatten Elkana geboren und aus Dankbarkeit dem Dienste Jehovah's geweiht. Im Tempel zu Siloh unter der Obhut des Hohen Priesters Eli erzogen, wurde er nach dessen Tode als sein Nachfolger im Richteramte und Hohen Priesterthum anerkannt. Obwol nicht aus priesterlichem Geschlechte, ward S. doch der Wiederhersteller des arg zerrütteten Jehovah-Cultus und in einer Zeit polit. Erniedrigung der Retter der Nation. Als gottbegeisterter Prophet und siegreicher Heerführer der angesehenste Mann seines Volks, hat er zur Befestigung der israel. Staatseinheit wesentlich beigetragen, beschleunigte aber ebendadurch wider Willen zugleich den Uebergang zu einer festen monarchischen Staatsverfassung. Vom Volke gezwungen, salbte er den siegreichen Saul zum König von Israel, konnte sich aber nicht entschließen, seine prophetischen und richterlichen Rechte an ihn abzutreten. Als daher Saul allmählich zum königl. Selbstbewußtsein heranreift, sich die Vormundschaft S.'s nicht länger gefallen ließ und selbst die priesterlichen Rechte an sich zu ziehen suchte, verband sich dieser mit den Unzufriedenen in Juda und salbte an Saul's Stelle den noch jungen David zum König. Den Ausgang der hieran sich schließenden innern Kämpfe erlebte er nicht mehr. Die im Alten Testamente enthaltenen sog. beiden Bücher Samuelis, welche die Geschichte unter S., Saul und David im streng theokratischen Geiste erzählen, sind mehrere Jahrhunderte später geschrieben. Mit mehr Grund wird die Stiftung der Prophetenschulen auf S. zurückgeführt.

Samûm, auch Harrur und von den Arabern der Wüste Sambuli, von den Türken Samieli genannt, von dem arab. Worte Semen, d. h. Gift, ist der Name der gewöhnlichen Wüstenstürme in Arabien, Syrien und dem nordwestl. Indien. Er entsteht auf den brennenden Sandwüsten der genannten Länder und weht in den benachbarten Culturstrichen fast immer aus der Richtung, in welcher die Wüste zu ihnen liegt. In Aegypten kommt er, von Mitte Juni bis Mitte Februar, aus Süden und wird in den ersten Nachmittagsstunden am heftigsten; er heißt dann Merissi. Kommt er mehr aus Osten oder Westen, so heißt er Schöbe. Bestimmte, den Eingeborenen wohlbekannte Vorzeichen verkündigen seine Annäherung. Eine gelbliche Farbe, die ins Bleifarbige übergeht, verbreitet sich in der Atmosphäre, sodaß die Sonne in seinen heftigsten Perioden dunkelroth wird; man hört Zischen und Prasseln in der Luft, und alsbald fährt der glühende Windsturm mit dumpfem Geräusch schnell über den Boden. Um sich vor dem Einathmen desselben zu bewahren, verhüllen die Araber ihr Gesicht mit dem Kefieh, einem Tuche, das sie auf dem Kopfe tragen, und die Kamele der Karavanen werfen sich nieder und verbergen Maul und Nase im Sande, bis nach höchstens einer halben Stunde der heiße Hauch verweht ist. Nie weht der S. länger als sieben Tage nacheinander. Durch seine große Hitze und außerordentliche Trockenheit tödtet er bisweilen die von ihm überraschten Menschen und Thiere in kurzer Zeit. Nicht zu verwechseln mit dem S. ist der Chamsin (Wind der 50 Tage, vor dem Sommersolstitium) in den Nilländern, ein periodischer, in den Monaten April und Mai wiederkehrender, erstickend dürrer, den feinsten Staub mit sich führender Süd- oder Südostwind, dessen Entstehungsursache und ebenfalls schädliche Wirkungsweise eleltrischer Natur zu sein scheint, während der S. keine bestimmte Richtung hält. Von beiden sind wieder ganz verschieden der Harmattan (s. d.) und der Sirocco (s. d.).

Sämund (Sæmundr hinn frodi, d. i. der Kundige), gelehrter Isländer des 12. Jahrh., Sohn des Sigfus, eines Geistlichen zu Oddi im südl. Island, geb. zwischen 1054 und 1057. Frühzeitig unternahm er, um sich zu unterrichten, Reisen nach Deutschland, Frankreich und Italien, wo er, schon fast verschollen, von seinem Landsmanne Jon Ogmundarson, dem spätern Bischof von Holar, wieder aufgefunden und nach Island zurückgeführt wurde. Hier ließ er sich auf seinem Gute Oddi nieder und wurde Priester. In hohem Alter schrieb er das Leben der norweg. Könige von Harald Haarfager bis zu Magnus dem Guten (gest. 1047), eine Arbeit, die zwar in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht auf uns gekommen ist, aber bei dem hohen Ansehen, in welchem er als Geschichtskundiger stand, den Schriften anderer zur Grundlage gedient und auszugsweise in einem dem Enkel S.'s, Jon Loptson, gewidmeten Gedichte (unter dem Titel «Jon Loptsons encomiast», herausg. von Erichsen, Kopenh. 1787; besser in «Fornmannasögur», Bd. 10) erhalten ist. Sein Antheil an der nach ihm benannten ältern oder poetischen Edda (s. d.) ist zweifelhaft. Er starb 1133. Bald nach seinem Tode knüpften sich an ihn mannichfache, noch jetzt auf Island bewahrte Sagen von seiner Zauberkunst und seinem Verkehr mit dem Teufel. Vgl. Maurer, «Isländ. Volkssagen» (Lpz. 1860).

Samwer (Karl Friedr. Lucian), bekannt durch seine staatsrechtlichen Schriften über Schleswig-Holstein, geb. 16. März 1819 in Eckernförde, widmete sich 1838—43 zu Kiel und Berlin dem Studium der Rechte und veröffentlichte bereits 1844 die Schrift «Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein» (Kiel 1844), in welcher diese Rechtsfrage zum ersten mal eingehend behandelt wurde. Gegen den Offenen Brief des Königs von Dänemark 1846 trat S. mit zwei kritischen Schriften auf. An der Erhebung der Herzogthümer gegen die Einverleibung Schleswigs betheiligte er sich, indem er die Freiwilligen der kieler Bürgerwehr bei der Ueberrumpelung der Festung Rendsburg (24. März 1848) anführte, in dem neugebildeten schlesw.-holstein. Kriegsdepartement die Organisation der Freicorps übernahm und auch einen Theil des Feldzugs von 1848 mitmachte. Noch während dieses Feldzugs wurde er von der provisorischen Regierung nach London gesendet. Im Oct. 1848 erfolgte seine Ernennung zum Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen. In den J. 1849 und 1850 war S. als Vertrauensperson der Statthalterschaft bei den Friedensverhandlungen in London und Berlin betheiligt. Inzwischen verfaßte er in Gemeinschaft mit Droysen die Schrift: «Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark» (1. u. 2. Aufl., Hamb. 1850), worin er die von der dän. Regierung seit 1806 gemachten Versuche zur Dänisirung der Herzogthümer darlegte. Nach Wiederausbruch des Kampfs wurde S. wiederholt nach Berlin gesandt, um die Interessen der Herzogthümer wahrzunehmen. Im Sommer 1851 übernahm er die Professur des schlesw.-holstein. Landesrechts zu Kiel, von der er jedoch 1852 nach Wiederherstellung der dän. Regierung sofort entfernt wurde. Noch in demselben Jahre ernannte ihn Herzog Ernst von Koburg-Gotha zunächst zum Bibliothekar in Gotha, dann zum vortragenden Rath im Staatsministerium, 1859 zum Mitglied des Gesammtministeriums. Nach dem Tode des Königs von Dänemark 1863 trat S. alsbald in die Dienste des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg, dem er bis zum Juni 1866 zur Seite stand. Im Spätherbst 1866 kehrte er in seine frühere Stellung nach Gotha zurück, wo ihm der Herzog zugleich die Verwaltung eines Theils des koburgischen Hausvermögens übertrug. Seit 1856 setzt S. den Martens'schen «Recueil de traités» fort (7 Bde., Gött. 1856—75; 2. Serie mit J. Hopf, Bd. 1, Gött. 1876).

San, ein 392 Kilom. langer rechter Nebenfluß der Weichsel in Galizien, welcher vom Haliczka im Karpatischen Waldgebirge kommt, fließt zuerst in einem engen Thale, wird bei Przemysl schiffbar, tritt bei Jaroslaw in die Ebene und mündet bei Slupka. Rechts empfängt er die Wyszuia, die Lubaczolka und den Tanew, links die Oslawa und den Wislok, der östlich von der Jasielkaquelle entspringt und starke Krümmungen und großes Gefälle hat. Das Thal des S. ist häufig verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. — Saun heißt ein linker Zufluß der Save, welcher in den Sulzbacher Alpen entspringt, bis Laufen in einem engen und bis Cilly in Steiermark in malerisch schönem, weitem Thale nach Osten fließt; bei Cilly biegt er nach Westen um und mündet bei Steinbrücken unterhalb Scheuern in die Save.

San-Antonio, Hauptstadt des County Bexar im nordamerik. Staate Texas, am Flusse gleichen Namens, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, zählt (1870) 12,256 E., von denen ein Drittel Deutsche und ein Drittel Mexicaner sind. Von den Spaniern 1714 gegründet, bildete es lange den bedeutendsten militärischen Posten zwischen dem Mississippi und Rio Grande und im Kriege für die mexic. und texanische Unabhängigkeit den Mittelpunkt entscheidender kriegerischer Operationen. Seitdem die deutsche Einwanderung 1845 nach Texas gekommen, hat die

Stadt einen mächtigen Aufschwung genommen und ist das natürliche Centrum für die jetzt blühenden deutschen Niederlassungen von Neubraunfels, Friedrichsburg, Comfort, Börne u. a. S. ist einer der Stapelplätze des Südwestens der Union und namentlich durch seinen Handel mit Mexico bedeutend. Es unterhält Seifen- und Lichterfabriken, eine Fleischextractfabrik u. s. w.

San-Domingo, richtiger Santo-Domingo, früher der span. Name der ganzen Insel Haïti (s. d.) in Westindien, heißt jetzt nur der östl. größere Theil der Insel, d. i. die seit 1844 selbstständige Republik San Domingo oder Republica Dominica mit der Hauptstadt San-Domingo (s. d.). Man nennt sie auch Mulattenrepublik, weil unter den Bewohnern sich nur wenige Neger befinden, sonst aber Leute jeder Färbung. Von der Republik Haïti ist die Dominicanische Republik geschieden durch eine sehr gewundene Linie, die von der Mündung des Massacreflusses westlich von Monte-Christi an der Nordküste zum Pedernalesfluß westlich vom Cap Roxo an der Südküste zieht, und welche die 1777 festgestellte Grenze zwischen dem franz. Theile der Insel im Westen und dem spanischen im Osten bildete. Mit den anliegenden Eilanden Saona, Beata und einigen kleinern umfaßt die Republik ein Gebiet von 53,344 QKilom., welches in die fünf Provinzen San-Domingo, Azua, Seibo, Santiago und Vega und zwei Seedistricte (Porto-Plana und Samana) eingetheilt wird. Die Gesammtbevölkerung, etwa (1876) 250,000 Seelen, aus Mulatten und Weißen bestehend, spricht die span. Sprache und gehört zur röm.-kath. Kirche, an deren Spitze ein Erzbischof steht. Die Staatsverfassung vom 18. Nov. 1844 ist indirect der nordamerik., direct der Constitution von Venezuela nachgebildet. An der Spitze der Executivgewalt steht ein auf sechs Jahre gewählter Präsident, diesem zur Seite ein Vicepräsident und ein von ihm ernanntes Ministerium. Die gesetzgebende Gewalt wird vom Senat (Senado consultor) ausgeübt, der aus neun auf sechs Jahre gewählten Mitgliedern besteht. Staatskirche ist die römisch-katholische, indeß besteht volle Religionsfreiheit. Die Civilehe ist eingeführt. Die Berge des Landes, größtentheils von dem centralen Gebirge Cibao (Yaqui-Pik 4155 Mt., Tina-Loma 4130 Mt.) auslaufend, bieten fast überall zur Cultur geeigneten Boden. Die Ebenen, von schiffbaren Flüssen durchströmt, gehören zu den fruchtbarsten Gefilden (Vegas) der Erde, in denen Zuckerrohr, Kaffee, Gewürz, Indigo, Tabak u. s. w. in größter Fülle erzeugt werden könnten. Dazu kommt der überschwengliche Reichthum herrlicher Wälder von Gelb-, Blau-, Mahagoni- und Schiffbauhölzern bis zu den Gipfeln der Berge. Auch birgt der Boden Gold, Silber, Quecksilber, Zinn, Eisen, Kupfer, Schwefel, Steinkohlen, Marmor, Lazulit, Chalcedon u. s. w. Aber zur Ausbeutung dieser Bodenschätze hat es bisher, bei der Unsicherheit der polit. Verhältnisse an Kapitalien und selbst an Arbeitskraft gefehlt. Export und Import betrugen 1875: 1,546,809 und 1,745,654 Doll. Das bedeutendste Ausfuhrobject ist Tabak, nächstdem folgt Zucker, ferner Kaffee, Honig, Wachs, Mahagoni- und andere Hölzer. Eingelaufen sind 247 Schiffe von 70,996 Tons. Die Hauptseeplätze sind San-Domingo im Süden und Puerto-Plata im Norden. Einen der besten Häfen der Welt, seit 1868 ein Freihafen, bildet an der Nordostküste die Samaná-Bai südlich hinter der Halbinsel Samaná. Diese 50 Kilom. lange Halbinsel läuft in das Cap Samaná aus, steigt in ihrem höchsten Punkte 580 Mt. auf und zeichnet sich durch ihren Reichthum an Waldung, Kupfer, Gold und Kohlen aus. Die Bai selbst, deren Eingang zwischen Cap Samaná und Cap San-Rafael liegt, ist 69 Kilom. lang, durchschnittlich 15 Kilom. breit und nimmt im westl. Hintergrunde den schiffbaren Rio Yuna auf. An ihren Küsten liegen die Städte Sta.-Barbara im Norden und Savana-la-Mar im Süden. Die Einnahmen und Ausgaben des Staats wurden 1876 auf 853,224 Doll. veranschlagt. Die Armee besteht in Friedenszeit aus 4000, in Kriegszeiten aus 15,000 Mann, die Flotte aus 3 Corvetten und 5 Schonern. Das Wappen ist ein quadrirter Schild; das erste und vierte Feld ist roth, das zweite und dritte silbern. Auf dem ersten und zweiten Feld liegt ein kleines rothes Kreuz, darunter liegt die aufgeschlagene Bibel mit den Worten: Joh. Cap. V. Dieselbe ruht auf den Stangen von vier Tricoloren, deren Tuch unter dem Buch zusammengeknüpft ist.

Die 27. Februar 1844 von einer revolutionären Junta unter dem Creolen Jimenez proclamirte Republik S., deren erster Präsident Don Pedro Santana (geb. 1802 in der Umgegend von Seibo, gest. 15. Juni 1864) wurde, bewahrte unter franz. Protectorat ihre Unabhängigkeit gegen die Nachbarrepublik Haïti, von der sie sich getrennt, und erhielt durch eine constituirende Versammlung 18. Nov. 1844 ihre neue Verfassung. Unter Santana's Nachfolger, Jimenez, fielen die haïtischen Negerhorden unter Soulouque (s. d.) im März 1849 in das Land und siegten in den Gefechten bei Azua und Las-Matas. In dieser Noth stellten die Dominicanos den General Santana als Dictator an die Spitze ihres Heers, der nun 22. April

1849 durch seinen Sieg bei Savana-Numero dem Kriege ein Ende machte. Als aber Jiminez, in geheimem Einverständniß mit Soulouque, zu dessen Gunsten einen Aufstand in der Hauptstadt erregte, belagerte Santana diesen und zwang ihn 24. Mai zur Capitulation. Santana resignirte hierauf, und Bonaventura Baez wurde constitutioneller Präsident. Im Mai 1850 schloß die Republik einen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Großbritannien, das 10. Sept. deren Selbstständigkeit anerkannte, sowie auch Frankreich und die Vereinigten Staaten. Ein wiederholter Angriff Soulouque's wurde durch den Sieg der Dominicanos in den Bergen von Banica 9. Oct. 1850 zurückgewiesen. Nach Ablauf der Präsidentschaft Baez' 15. Febr. 1853 wurde General Santana wieder zum Präsidenten gewählt. Baez, verrätherischer Umtriebe während seiner Verwaltung beschuldigt, wurde deshalb von Santana ausgewiesen und zog sich nach St.-Thomas zurück. Nun brachte die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika 2. Oct. 1854 den Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrags mit der Dominicanischen Republik zu Stande, der unter anderm auch eine geheime Uebereinkunft über die Abtretung der Samaná-Bai enthielt. England und Frankreich erklärten sich jedoch gegen die Ratification des Vertrags und bewirkten auch, nachdem sie einige ihrer Kriegsschiffe herbeigezogen, die Verwerfung desselben durch den dominicanischen Congreß. Ein abermaliger Einfall des Kaisers Soulouque zog dessen Niederlage in der Savanna von San-Tomé 22. Dec. 1855 und in der Savanna-Larga 24. Jan. 1856 nach sich, sodaß derselbe Febr. 1857 unter Vermittelung Frankreichs und Englands mit der Republik einen zweijährigen Waffenstillstand abschließen mußte. Trotz seiner Erfolge war indessen der Präsident Santana durch die Samaná-Angelegenheit unpopulär geworden und bereits im Juni 1856 dankte er ab. Der Vicepräsident Manuel de Regla-Motta folgte ihm in der Präsidentschaft und bewirkte auch eine anscheinende Versöhnung zwischen Santana und Baez, infolge dessen letzterer zurückkehrte und 6. Oct. 1856 abermals den Präsidentenstuhl bestieg. Aber schon 2. Juli 1857 brach im Centrum des Landes ein Aufstand aus, dem sich alsbald auch die Hauptstadt San-Domingo anschloß. Man errichtete unter General José Desiderio Valverde eine provisorische Regierung, welche die Truppen des Baez zurückschlug, und rief 11. Juli den General Santana abermals zum Präsidenten aus. Nachdem eine constituirende Versammlung der Revolutionspartei zu Moca eine neue Verfassung entworfen und beschworen, trat Valverde 1. März 1858 die Präsidentschaft in Santiago an, während Baez in San-Domingo 12. Juni an Santana capitulirte und sich nach Curaçao einschiffte. Santana bemächtigte sich hierauf gegen den Willen der Landesversammlung der höchsten Gewalt, die er mit Willkür ausübte.

Nach dem Sturze Soulouque's 15. Jan. 1859 verlängerte Santana mit dem neuen Präsidenten von Haïti, Geffrard, den Waffenstillstand von 1857 auf fünf Jahre. Am 18. Febr. 1856 hatte Spanien die Unabhängigkeit der Republik Dominica vertragsmäßig anerkannt, aber dabei unter anderm die sog. Clausel der Immatriculation gemacht, wonach geborene span. Unterthanen und deren Kinder, die in der Republik ansässig, ihre castil. Nationalität wiedergewinnen konnten, wenn sie ihre Namen in besondere Register eintragen ließen. Fast jeder Dominicano konnte danach wieder Spanier werden. Die Elite der Bevölkerung beeilte sich sofort, von der Immatriculation Gebrauch zu machen, und als Santana dies mit Gewalt zu hindern suchte, nahm Spanien eine drohende Haltung an, sodaß er sich zum Rücktritt bewogen fand. Statt seiner erhielt Baez aufs neue die Präsidentschaft, der sich der span. Partei entschieden anschloß. Unter solchen Verhältnissen knüpfte Santana, der sich durch die Bewegung nicht beseitigen lassen wollte, mit der span. Regierung selbst geheime Verhandlungen an, die gegen große Versprechungen dahin führten, daß er im Verein mit andern «Repräsentanten des Volks» in einer Proclamation vom 18. März 1861 zu S. die Vereinigung des dominicanischen Gebietes mit der span. Monarchie verkündete. Baez sammelte hierauf mit General Cabral Truppen auf dem Gebiete der Republik Haïti, um sich der neuen Ordnung zu widersetzen. Allein Santana hielt die Annexion aufrecht, zumal ihn span. Truppen aus den westind. Garnisonen unterstützten. Am 19. Mai 1861 genehmigte die Königin von Spanien die Annexion. Aber schon 16. Aug. 1863 kam eine Erhebung gegen das span. Regiment zum Ausbruch. Zugleich drangen dominicanische Flüchtlinge von Haïti aus ein, schlugen 20. Aug. die span. Truppen und zwangen 1. Sept. die Hauptstadt zur Uebergabe. Man proclamirte nun wieder die Repnblik und setzte 14. Sept. eine provisorische Regierung ein, an deren Spitze General Salcedo trat. Am 4. Oct. eroberten die Republikaner den wichtigen Hafen Puerto-Plata bis auf die Citadelle, und die span. Truppen sahen sich genöthigt, ihren Rückzug in die Küstenplätze zu nehmen. Da der Präsident Salcedo willkürlich verfuhr und sich zur Ausgleichung mit den

Spaniern geneigt zeigte, entsetzte man ihn, und der General Gaspar Polanco trat an seine Stelle. Am 4. Dec. 1864 erfocht der dominicanische General Cabral einen großen Sieg über die Spanier bei La-Canela in der Gegend von Neyba. Eine Stadt nach der andern erklärte nun ihren Anschluß an die Republik und ein königl. span. Decret vom 5. Mai 1865 erklärte die Freigebung S.s. Während die span. Truppen die Republik räumten, übernahm Cabral provisorisch die Präsidentschaft. An seiner Stelle wurde 14. Nov. von einer constituirenden Versammlung einstimmig Baez gewählt, der 8. Dec. sein Amt antrat, aber durch die im Juni 1866 unter General Pimentel ausgebrochene Revolution genöthigt ward, das Land zu verlassen. Nun wurde wiederum Cabral zum Präsidenten gewählt, aber durch einen Aufstand schon im Jan. 1868 zur Flucht gezwungen. Bereits in demselben Monat wurde Baez wieder auf den Präsidentenstuhl erhoben; durch fortwährende Bürgerkriege beunruhigt, schloß dieser mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, vorbehaltlich der nachträglichen Bewilligung des Congresses zu Washington, einen Vertrag ab, nach welchem den Amerikanern die Stadt Samana gegen eine Summe von 1,500,000 Doll. überlassen werden sollte. Der amerik. Congreß verwarf jedoch 30. Juni 1870 den Vertrag. Auf Baez folgte 20. Dec. 1873 Gonzalez als Präsident, der mit fortwährenden Aufständen zu Gunsten Baez' und Cabral's zu kämpfen hat. Vgl. Delmonte y Tejado, «Historia de Santo-Domingo» (Madr. 1860); Leim, «San-Domingo» (Philad. 1870); «Life in Santo-Domingo» (Neuyork 1873).

San-Domingo, richtiger Santo-Domingo, frühere Hauptstadt der ganzen westind. Insel Haïti, gegenwärtig der Republik San-Domingo, erhebt sich mit ihren alten Befestigungen sehr malerisch auf einer Anhöhe der von schöner Vegetation bedeckten Südküste, an der Mündung des schiffbaren Ozama, der einen großen und sichern Hafen mit schmaler Einfahrt bildet. Die Stadt ist ein wichtiger Stapelplatz, Sitz der Regierung und eines kath. Erzbischofs, hat einen Leuchtthurm, gerade Straßen, mehrere öffentliche Plätze, zwei Klöster, eine Kathedrale von 1540, neun andere Kirchen, ein ehemaliges Jesuitencollegium, das jetzt Militärmagazin ist, zwei Hospitäler, eine Universität, ein großes Arsenal, große Kasernen und zählt über 12,000 E. Oestlich von der Stadt erstreckt sich eine ausgedehnte, überaus fruchtbare Ebene (1817 QKilom.), welche vorzugsweise Los Llanos heißt. S. ist die älteste Europäerstadt der Neuen Welt, gegründet 1496 von Bartolommeo Columbus, und gab nachher der ganzen Insel ihren Namen Domingo, bis dieselbe 1803 den ursprünglichen Namen Haïti wieder annahm. Ihre Hauptblüte fällt in die Mitte des 16. Jahrh.; 1586 aber wurde sie von den Engländern unter Drake eingenommen und großentheils verheert. Bei der Einnahme durch die Franzosen 1793 war sie noch in gutem Zustande; seit der Vereinigung mit der Republik Haïti aber verlor sie viel an Bedeutung. In der im goth. Stil erbauten Kathedrale, der ersten der Neuen Welt, wurde nach Christoph Columbus' eigener Anordnung seit 1536 sein Leichnam aufbewahrt. Als aber der span. Antheil der Insel 1795 an die Franzosen kam, wollten die Spanier die Gebeine des Entdeckers nach Havana schaffen, und führten auch 20. Dec. 1795 mit großen Feierlichkeiten einen Sarg, in dem man Columbus' Leichnam vermuthete, nach Cuba ab. Aber bei einem Umbau in der Kathedrale von S. entdeckte man 10. Sept. 1877 in einem Gewölbe einen Bleisarg mit menschlichen Ueberresten, der sich durch seine Inschrift unzweifelhaft als den echten Sarg des Entdeckers erwies. Die Geschichte der Stadt S. ist eng mit derjenigen der Republik San-Domingo (s. d.) verflochten.

San-Fernando, ehemals San-Carlos, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Cadix, Hauptort der Isla de Leon, an der Eisenbahn von Sevilla nach Cadix, zählt mit dem starkbefestigten Arsenal und Kriegshafen La Carráca an dem die Insel vom Festland trennenden und durch die starkbefestigte Schiffbrücke Puente-Sanzo und eine feste Eisenbahnbrücke überspannten Kanal Sancti-Petri eine Bevölkerung von (1870) 15,300 E. S. ist ein ganz modern gebauter Ort, hat zwei Pfarrkirchen, zwei Hospitäler, verschiedene Kasernen, eine Marineschule mit Sternwarte und mehrere starke Festungswerke. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Salz, welches die zahlreichen Salinen der Insel liefern.

San-Francisco, die bedeutendste Stadt des nordamerik. Staates Californien, Flotten- und Militärstation der Union, Hauptort des Kriegsdepartements des Pacific, Mittelpunkt des californ. Goldverkehrs, Münze und der wichtigste Handelsplatz an der Westseite Amerikas, liegt an der Westseite der großen San-Franciscobai, an einer Hafenbucht, vor welcher die Insel Yerba-Buena sich erhebt. Vom Gestade aus ist die Stadt an einem allmählich bis zu 150 Mt. Höhe aufsteigenden Hügelzuge hinangebaut. Der Hafen ist geräumig, sicher und tief. Im Juni 1847 zählte S. nur 459 E. von fast allen Nationalitäten, 1850 schon 34,776, 1860 bereits

56,802 und 1870 sogar 149,473 E. (1875 nach Schätzung der städtischen Behörden 250,000), darunter 19,000 Chinesen. Etwa die Hälfte der Gesammtbevölkerung besteht aus Ausländern, unter welch letztern die Irländer 36 Proc., die Deutschen 14 Proc. ausmachten. Die meisten der frühern Häuser waren aus Holz erbaut, die Straßen größtentheils mit Bretern belegt, sodaß öfters Feuersbrünste furchtbare Verheerungen anrichteten. Aber nach jeder Verjüngung durch Brand hat die Stadt an Solidität und Schönheit gewonnen; sie hat mehr als 70 Gebäude zu Cultuszwecken, darunter 5 Synagogen und 1 chines. Tempel, ferner 77 öffentliche Schulen, verschiedene höhere Bildungsanstalten, mehrere Bibliotheken, darunter namentlich die Mercantile Library, 7 Freimaurerlogen und zahlreiche gesellige und wohlthätige Vereine. Auch sind 10 Schauspielhäuser vorhanden, darunter 1 französisches und 1 chinesisches. Wegen der californ. Goldminen im Thale des Sacramento (s. d.) Zielpunkt der Einwanderung aus allen Ländern der Erde, Hauptstapelplatz der Aus- und Einfuhr Californiens und infolge seiner Lage im Besitze eines überaus lebhaften Handelsverkehrs selbst mit China und Australien, hat S. seit Vollendung der über den Isthmus von Panama führenden Eisenbahn ungemein gewonnen, während die neueröffnete Dampfschifffahrt nach China und Japan seine Bedeutung noch gesteigert und die seit 1869 vollendete Pacific-Eisenbahn, welche den Continent von Neuyork nach S. durchschneidet, es zu einem Hauptverbindungsglied in der Kette des Weltverkehrs erhoben hat. Die einzige in der Stadt mündende Eisenbahn ist die Southern-Pacific; die Central-Pacific endet in Oakland, S. gegenüber an der San-Franciscobai (10,500 E.). S. exportirte 1874: 30 Mill. Doll. Gold und 27 Mill. Doll. Waaren. Es kamen in demselben Jahre an: 4204 Schiffe von im ganzen 1,553,000 Tons, die Hälfte davon aus Neuyork und Europa. Die Banken haben ein Kapital von 25 Mill. Doll.

San-Ildefonso, Stadt in Spanien, s. La-Granja.

San-Iago de Chile, Hauptstadt von Chile, s. Santiago.

San-Iago de Cuba, Stadt auf Cuba, s. Santiago de Cuba.

San-José, Hauptstadt des centralamerik. Freistaates Costa-Rica, in etwa 1460 Mt. Höhe auf einer gesunden und fruchtbaren Hochebene gelegen, zählt 12,000 E. und ist der Mittelpunkt des ansehnlichen Handels des Landes. Sie ist regelmäßig angelegt, hat aber abschüssige Straßen; die Häuser sind einstöckig; ein ansehnliches Bauwerk ist nur der Nationalpalast; dagegen sind die Regierungsgebäude, die Kirchen, die Universität, das Theater und die Kasernen ganz unansehnlich. S. ist die einzige Stadt Mittelamerikas, welche seit der Unabhängigkeitserklärung gewachsen ist. Eine Eisenbahn führt von Alajuela über Heriba und S. nach Cartago (43 Kilom.). Das Klima ist milde und gesund; Kaffeeplantagen umgeben die Stadt. — San-José de Cucuta ist eine Stadt mit wichtigem Grenzzollamte von 6000 E. an der Ostseite des Columbischen Staates Santander. — San-José, Hafenplatz von 500 E., nahe bei Istapa, im centralamerik. Freistaate Guatemala, der für 1,700,000 Piaster einführt und für mehr als 1,800,000 Piaster ausführt (Cochenille, Indigo, Sarsaparille, Holz, Flachs, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Seide- und Wollenwaaren). — San-José, Stadt im nordamerik. Staate Californien, 70 Kilom. südöstlich von San-Francisco, am Knotenpunkt der Southern-Pacificbahn und einer Zweigbahn der Central-Pacificbahn, zählt (1870) 9089 E., worunter 714 Chinesen.

San-Juan-Frage. Zwischen der Nordwestküste des nordamerik. Festlandes und der den Briten gehörigen Insel Vancouver liegt unter 48½° nördl. Br. und 123° westl. L. von Greenwich der San-Juan- oder Haro-Archipel, welcher aus einer Reihe von Inseln von zusammen 440 QKilom. besteht, deren größte, San-Juan, einen Flächenraum von 138 QKilom. hat und einen großen Reichthum an fruchtbarem Ackerland und schönen Waldungen, sowie einen trefflichen Hafen besitzt. Das Besitzrecht über den Archipel war insofern streitig, als der Oregon-Grenzvertrag vom 15. Juni 1846 bestimmt, daß die Grenze zwischen den engl. und amerik. Gebieten auf dem Festlande vom 49. Grad nördl. Br. gebildet werden und längs desselben westlich laufen solle bis zur Mitte des Kanals, welcher das Festland von der Insel Vancouver trennt. Zwischen dem Festlande und der Insel Vancouver liegen aber zwei Kanäle, und zwar östlich die Rosariosstraße (zwischen dem Festlande und dem San-Juan-Archipel) und westlich der Harokanal (zwischen dem San-Juan-Archipel und der Insel Vancouver). Die Briten beanspruchten die östliche, die Amerikaner dagegen die westl. Meerenge als Grenze und demgemäß beide das Besitzrecht auf den Archipel. Nach vielen Unterhandlungen wurde zur Entscheidung durch einen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten 8. Mai 1871 zu Washington abgeschlossenen Vertrag der Schiedsspruch des Deutschen Kaisers Wilhelm angerufen, welcher 21. Oct. 1872 den Besitz des San-Juan-Archipels den Vereinigten Staaten zusprach.

San-Lazzaro, kleine Insel, 4 Kilom. südöstlich von Venedig, am Westufer des Lido von Malamocco, hat seinen Namen von einem alten Spital für Aussätzige erhalten. Nachdem die Türken den Venetianern Morea abgenommen, ließen sich hier 1716 die Mechitaristen (s. d.) nieder. In ihrem Kloster befindet sich ein kleines orient. Museum, eine Buchdruckerei mit orient. Lettern, welche eine im Orient gelesene Zeitung erscheinen läßt, und eine Bibliothek mit armen. Manuscripten, Bibeln und Gebetbüchern in 32 Sprachen.

San-Luis-Potosi, jetzt gewöhnlich blos Potosi genannt, ein Staat der Republik Mexico, zwischen Zacatecas im W., Guanaxuato und Queretaro im S., Veracruz im SO., Tamaulipas im O. und Nuevo-Leon und Cohahuila im N., hat ein Areal von 71,210 QKilom. mit (1870) 525,110 E. Das westl. Staatsgebiet ist sehr gebirgig. Ostwärts fällt das Hochland allmählich ab und geht in niedriges Hügelland, dann in die flache, sumpfige Küstenebene über, in welcher die Ostspitze des Staats sich der Seestadt Tampico nähert. Der Panuco im Süden, welcher in die Bai von Tampico de Tamaulipas mündet, der Rio Santander in der Mitte des Staats und der Tampico sind die Hauptflüsse, unter den Landseen die Lagnna de Chairel und de Chila die bedeutendsten. Bei der Reliefgestaltung des Landes hat dasselbe alle Klimate Mexicos und ist nur in den Niederungen wegen der starken Hitze und stehenden Gewässer ungesund. Der Boden ist im ganzen fruchtbar und liefert, ungeachtet des vernachlässigten Anbaues, sehr viel Mais und anderes Getreide, vortreffliches Obst und am Panuco Zuckerrohr. Die großen Landgüter haben ungemein große Schafheerden. Die höhern Gebirgsgegenden sind baumlos, die Gehänge der tiefern Regionen reichlich bewaldet. Der früher sehr bedeutende Bergbau auf Silber ist jetzt von geringem Belang, wie die ganze Industrie überhaupt. Die zahlreichen Gruben, unter denen die von Sta.-Maria de las Charcas, von Ramos, von Guadalcazar, von Catorce und aus der Umgebung der Hauptstadt als die reichsten galten, sind zum Theil schon abgebaut. Der Handel ist ziemlich lebhaft, beschränkt sich aber fast ausschließlich auf die Hauptstadt, welche auch die meisten Industrie- und Schulanstalten hat. — Die Hauptstadt S., jetzt kurzweg San-Luis oder Potosi genannt, 330 Kilom. im Nordnordosten von Mexico in 1765 Mt. Seehöhe am östl. Abfall des Hochlandes von Anahuac in einer angenehmen, nach Süden 50 Kilom. weit ausgedehnten Ebene und im Quellbezirk des Panuco gelegen, 1586 gegründet, ist regelmäßig gebaut, mit geraden, schönen Straßen, von Gärten umgeben. An ihrem umfänglichen Hauptplatze (Plaza de Armas), dessen Mitte ein Springbrunnen ziert, stehen die große, im Innern reich ausgestattete Hauptkirche San-Pedro, das hübsche Rathhaus (Palazio del Ayuntamiento), die Kaserne und schöne Privathäuser mit Arcaden und Kaufläden. Außer der Hauptkirche hat die Stadt noch fünf andere Kirchen und drei Klöster; außerdem eine Münze, eine Börse, ein großes Posthaus und eine schöne Wasserleitung. Mit den sechs Vorstädten (Barrios) zählt sie 34,000 E., welche Leder, Schuhwerk, Hüte und Kurzwaaren fabriciren, in zahlreichen Hüttenwerken die aus den benachbarten Minen gewonnenen Erze verarbeiten und einen bedeutenden Handel treiben. San-Luis ist eine Art Stapelplatz für die über den Hafen Tampico eingeführten Manufacturwaaren, die zum Theil durch die hier etablirten deutschen, engl. und franz. Handelshäuser nach Zacatecas, Durango, Nuevo-Leon, Guanaxuato und selbst nach Sonora, Michoacan und Xalisco gehen. Nur 16 Kilom. östlich liegt der früher bedeutende Bergwerksort Cerro de San-Pedro, dessen sehr reiche Minen aber schon seit dem Ende des 18. Jahrh. aufgegeben sind. Auch in den früher sehr ergiebigen Minen des Fleckens Guadalcazar (75 Kilom. im Osten von San-Luis) wird nur noch wenig Silbererz, dagegen jetzt das meiste Quecksilber in ganz Mexico gewonnen. Die Bergstadt Catoroc (75 Kilom. im Norden), auf einem steilen Berge 2600 Mt. über dem Meere gelegen, ist der Hauptort eines berühmten Grubenreviers, dessen Minen, erst 1773 entdeckt, seitdem bis zur Revolution jährlich 4 Mill. Piaster, später nur etwa 1 Mill. Silber lieferten.

San-Marino, die kleinste Republik in Europa, welche alle Stürme der Zeit überlebt hat, das Ländchen der ewigen Freiheit (perpetuae libertatis gloria clarum), ist ein hügeliger Bezirk, der zwischen den ehemaligen päpstl. Legationen Urbino und Forli liegt. Sie hat 61,77 QKilom. Areal und (1874) 7816 E., die sich zur kath. Kirche bekennen und hauptsächlich Weinbau und Viehzucht treiben. Südwestlich und 15 Kilom. entfernt von Rimini erhebt sich zu einer Höhe von 794 Mt. der Titano, die höchste Spitze eines der letzten Vorsprünge der Apenninen. Der Sage nach soll diesen Berg ein Maurer und ehemaliger Kriegsmann, Marinus, der auf demselben im 3. Jahrh. als Einsiedler in großer Strenge lebte und den Bewohnern der Umgegend das Evangelium predigte, von dem Besitzer zum Geschenk erhalten haben. Allmählich fanden sich auf diesem Gebiet Einsiedler ein, die endlich einen eigenen Staat bildeten,

den sie nach jenem Einsiedler benannten. Im 10. Jahrh. stand hier ein Castell, welches Berengar im Kampfe mit dem Kaiser Otto als Zufluchtsort benutzt haben soll. Etwa 100 Jahre später kauften die Bewohner schon einige naheliegende Dörfer und nahmen auf ghibellinischer Seite theil an den Kriegen zwischen Reich und Kirche. Um die Mitte des 13. Jahrh. traten sie in ein freundschaftliches Verhältniß zu den benachbarten Grafen von Montefeltro in Urbino, denen indeß 1375 die Stadt durch Verschwörung ausgeliefert werden sollte. Cäsar Borgia hatte 1503 die Herrschaft auf einige Monate erlistet. Als Papst Urban VIII. 1631 das Herzogthum Urbino dem Kirchenstaate einverleibte, bestätigte er den Schutztractat mit der Republik, deren Unabhängigkeit er anerkannte. Der Cardinal Alberoni wollte S. 1739 dem Papste unterwerfen und besetzte das Gebiet; doch Clemens XII. stellte 1740 die Republik wieder her. Ihre Freiheit bestätigten 1748 Benedict XIV. und 1817 Pius VII. Des letztern Breve, welches die Unabhängigkeit der Republik anerkannte, wurde, in Marmor eingegraben, an den Grenzen derselben aufgestellt. Eine ihr von Bonaparte 1797 zugedachte Gebietsvergrößerung lehnte sie ab. Ihre alte Staatsverfassung wurde 1847 friedlich umgestaltet. Als 1851 die Reste des Garibaldi'schen Freicorps und andere Compromittirte eine Zuflucht in der Republik suchten, erfolgte Ende Juni das Einrücken von 800 Mann Oesterreichern und 200 päpstl. Soldaten, welche die Flüchtlinge einfingen. Mit Ausnahme von etwa fünf Verbrechern entließ man jedoch die Verhafteten ins Ausland, und die Republik war somit von allen weitern Störungen befreit. In dem ital. Krieg von 1859 und den darauffolgenden Ereignissen verhielt sich S. neutral. Durch Convention vom 22. März 1862 (erneuert 27. März 1872) hat sich die Republik unter den Schutz des Königs von Italien gestellt.

Die Grundgesetze des Staats, gesammelt in den «Statuta illustrissimae reipublicae Sti.-Marini», reichen in das 13. Jahrh. hinauf. Die Souveränetät wurde früher durch die ganze Staatsgemeinde ausgeübt. Später wurde das Gemeindewesen regelmäßig durch den Großen Rath vertreten, der seit dem Ende des 14. Jahrh. aus 60 zu gleichen Theilen aus dem Adel, den Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Landes gewählten Aeltesten (Anziani) bestand und sich jährlich aus sich selbst ergänzte. Ein Ausschuß aus seiner Mitte bildete den aus zwölf Mitgliedern zusammengesetzten Kleinen Rath. Die ausübende Gewalt war den beiden regierenden Hauptleuten (Capitani reggienti) übertragen, die im Mittelalter Consuln, später Defensori hießen und jährlich durch den Großen Rath gewählt wurden. Infolge der Verfassungsänderung im Sept. 1847 ist der souveräne Großrath (General consiglio principe) in eine repräsentative Kammer (Camera dei representanti) umgewandelt, deren 60 Mitglieder auf Lebenszeit von sämmtlichen Einwohnern zu gleichen Theilen aus Adel, Bürgern und einfachen Grundbesitzern gewählt werden. Aus diesen wird jährlich als höchstes Tribunal in dritter und letzter Instanz der Rath der Zwölfer, zu zwei Dritteln aus der Stadt und Vorstadt, zu einem Drittel aus den Landgemeinden, gewählt. Die Justizverwaltung in erster und zweiter Instanz ist in den Händen von zwei auswärtigen Rechtsgelehrten, die auf drei Jahre gewählt werden und nach Ablauf dieser Zeit nur noch einmal wieder bestätigt werden können. Die Flecken Serravalle, Montegiardino und Faetano mit ihren Bezirken bilden Gemeinden für sich, deren jede einen Municipal-Magistrat hat. Die übrigen Institutionen sind dieselben geblieben. Repräsentanten des Staats sind die zwei regierenden Hauptleute (Capitani reggienti), die aus den Mitgliedern des souveränen Raths und zwar der erste aus dem adeligen Theil, der zweite aus den beiden übrigen Kategorien gewählt werden; jeder bleibt sechs Monate im Amte. Zwei Staatssecretäre haben die Leitung der Departements des Innern und des Aeußern; ein Generalschatzmeister die Verwaltung der Finanzen. Die Einnahmen werden auf 112,563, die Ausgaben auf 109,663 Frs. angegeben; eine Staatsschuld existirt nicht. Die bewaffnete Macht besteht aus 8 Compagnien Infanterie von zusammen 950 Mann. In kirchlicher Beziehung gehört das Gebiet zur Diöcese Montefeltro. Eine öffentliche höhere Schule wird auf Staatskosten unterhalten; sonst gibt es noch mehrere Elementarschulen. Seit 1864 hat die Republik eigenes, in Mailand geprägtes Geld. Das Wappen zeigt auf einem silbernen Schild einen Berg mit drei Castellen. Auch besteht ein Ritterorden von S., gestiftet 13. Aug. 1859. — Die einzige Stadt der Republik, San-Marino, auf der steilen, zackigen Kalkfelsenhöhe des Monte-Titano in rauher Umgebung gelegen, besteht aus dem Borgo (Vorstadt) mit 400 E. und der dahinter, 240 Mt. höher gelegenen eigentlichen Stadt, hat 1600 E., fünf Kirchen, deren bedeutendste, di San-Marino, die Asche und die Bildsäule des heil. Marinus bewahrt, ein Theater für 600 Zuschauer und unter dem Platze Pianella eine sehr tiefe Cisterne. Die Stadt war der Aufenthaltsort des berühmten Epigraphikers und Numismatikers

Borghesi (s. d.), der hier Minister war. In Borgo di S. wohnen die angesehensten Bürger. Vgl. Delfico, «Memorie della republica di S.» (Mail. 1804; 2 Bde., Flor. 1843); Brizi, «Quadro storico-statistico della republica di S.» (Flor. 1842); Jonas, «Ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik S.» (Wien 1878).

San-Remo, Districtshauptstadt der ital. Provinz Porto-Maurizio, östlich von der franz.-ital. Grenze, an einer Bucht des Golfs von Genua, an der Bahn von Genua nach Ventimiglia in reizender Gegend mit sehr gesundem Klima, ist Sitz eines Tribunals- und eines Handelsgerichts, hat ein Lyceal-gymnasium, eine nautische und eine technische Schule und zählt (1871) 10,691 E., welche bedeutenden Handel mit Südfrüchten treiben. Die Altstadt ist eng und winkelig gebaut. Die offene, schöne, als Heilort für Brustkranke bekannte Neustadt liegt am Ufer. Eine Wasserleitung versieht die Stadt mit gutem Bergquellwasser. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 12,6° R., die des Sommers 18,2, des Winters 7,5° R.

San-Salvador, der kleinste, aber volksdichteste und cultivirteste der fünf Staaten von Centralamerika, zwischen 13° und 14° 30′ nördl. Br. und 87° 30′ und 90° 20′ westl. L. (von Greenwich), grenzt im S. an die Südsee, im SO. an die Conchaguabai oder den Golf von Fonseca, im O. und N. an Honduras, im W. an Guatemala und hat ein Areal von 18,997 QKilom. mit etwa 450,000 E., von welchen nur 9000 Weiße sind. Die schmale, flache Küste umsäumt die große, stark ausgezackte Conchaguabai, westlicher die fjordenartigen Einschnitte Estero de Iquiliśco und Puerto de la Concordia und mehrere gute Rheden, in denen aber in der trockenen Jahreszeit heftige Windstöße (Papagallos) die Landung gefährlich machen. Die Oberflächengestaltung S.s bietet nicht die großen Gegensätze dar wie die der übrigen centralamerik. Staaten, da das Land ganz außerhalb der Hauptcordillere von Centralamerika liegt und völlig der Abdachung der Südsee angehört. Mit Ausnahme des großen und sichern Hafens La Union sind die übrigen Häfen, wie Acajutla, La Libertad und Iquilisco, lediglich offene Rheden. Ein schmaler Streifen niedrigen, fruchtbaren Landes erstreckt sich, 32 Kilom. breit, längs der Küste bis nach La Libertad hin. Weiter nach Norden zu erhebt sich die Küste und wird hügelig. Mehrere kurze Gebirgszüge durchschneiden das Innere. Ungefähr 20—25 Kilom. von der Küste liegen die Vulkane San-Vicente (2290 Mt. hoch), San-Salvador (2400 Mt.), San-Miguel (2036 Mt.), Santa-Ana (2320 Mt.), Apaneca (1745 Mt.), Cojutepeque (1730 Mt.), Tecapa (1580 Mt.), Conchagua (1460 Mt.), Chinameca (1448 Mt.), Ulukutan (1290 Mt.) und Isalco (1240 Mt.), welcher fortwährend in Thätigkeit ist. Der bedeutendste Fluß ist der tiefe, aber wegen seiner vielen Stromschnellen auf größere Strecken nicht schiffbare Rio Lempa. Minder bedeutend sind der Rio San-Miguel, der Rio Goascaran an der Ost- und der Rio Paz an der Westgrenze. Der Boden ist im allgemeinen gut, ja theilweise ausgezeichnet; infolge der polit. Unruhen wird er jedoch nicht gehörig ausgenutzt. Es gedeihen in S. alle Tropengewächse. Der ganze westl. Küstenstrich vom Rio Acajutla bei Sonsonate bis zum Guameca bei La Libertad heißt die Balsamküste (Costa de Balsamo), weil ihre Wälder eine Menge des köstlichsten Balsams liefern. Ein anderes Hauptproduct ist der Indigo, der unter dem Namen des Indigo von Guatemala als der beste gilt. Die Viehzucht ist unbedeutend; die europ. Hausthiere sind sehr ausgeartet. Man unterhält viele Indigoterien, Zuckerraffinerien, welche Panelas liefern, und einige Eisenwerke. Die Hauptindustriezweige erstrecken sich auf Baumwoll-, Eisen- und Stahlwaaren. Vom 30. Sept. 1874—75 belief sich die Einfuhr auf 2,689,968, die Ausfuhr auf 3,179,514 Doll. Hauptartikel der Ausfuhr waren Indigo, Kaffee, Zucker, Häute, Tabak und Balsam. Die Staatsschuld betrug 1875 4,363,227 Doll. Die durch Einfuhrsteuern, Stempelgebühren, Tabacks- und Rummonopole sich ergebenden Einnahmen bezifferten sich in demselben Jahre auf 1,968,114, die Ausgaben auf 1,872,294 Doll. Die Republik zerfällt in die Departements San-Miguel, San-Vicente, La Paz (Hauptstadt Sacatecoluca), Chalatenango, Cuscatlan (Hauptstadt Suchitoto), San-Salvador, Sonsonate und Santa-Ana mit den gleichnamigen Hauptstädten, wo es nicht anders angegeben ist. San-Salvador ist die Hauptstadt der Republik. Außer ihr gibt es 148 kleinere Städte und 62 Dörfer. Ein an der Spitze des Staats stehender Präsident wird auf vier Jahre gewählt. Die Gesetzgebende Versammlung besteht aus einem Senat von 12 und einem Repräsentantenhaus von 24 Mitgliedern, welche auf zwei Jahre gewählt sind und jährlich zur Hälfte durch neue ersetzt werden. Jeder 21 J. alte Bürger ist zur Wahl berechtigt. Geistliche und active Soldaten werden zu Civilstellen nicht zugelassen. Die Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaft und der Präsident sind nur wählbar, wenn sie ein gewisses Vermögen nachweisen. Jeder Gouverneur eines Kreises wird auf zwei Jahre gewählt. Das stehende Heer zählt 1000,

die Miliz 5000 Mann. Die röm.-kath. Religion ist Staatsreligion, doch werden auch die übrigen Bekenntnisse geduldet. Das Schulwesen steht auf ziemlich niedriger Stufe.

Geschichtliches. Als der Spanier Pedro de Alvarado 1524 in diese Gegend eindrang, hatte sie eine dichte Bevölkerung. Da, wo das alte Cuscatlan gelegen war, erhob sich 1528 die Stadt S. Unter span. Herrschaft bildete S. eine reiche Provinz des Königreichs Guatemala; 1821 befreite es sich mit den übrigen vier Republiken und bildete mit ihnen zusammen die conföderirte Republik von Centralamerika. Als der Kaiser Iturbide (s. d.) von Mexico diese erobern wollte, suchte S. diesem Schicksal dadurch zu entgehen, daß es die Annexion von Centralamerika an die Vereinigten Staaten verfügte. Es kam jedoch nicht zur Ausführung dieses Beschlusses, da das neue Kaiserreich bald wieder in sich zerfiel, sodaß Centralamerika, dessen Hauptstadt jetzt die Stadt S. wurde, unabhängig blieb. S. wurde 1839 ein selbstständiges Gemeinwesen und nahm 1856 den Titel Republik an. Vermöge seiner geogr. Lage wurde es gezwungen, an allen Revolutionen in Centralamerika theilzunehmen. Ein Krieg mit Guatemala, welches in Centralamerika die Oberherrschaft anstrebte, endete 1862 mit der Niederlage Guatemalas. In einem zweiten Eroberungszuge Guatemalas wurde jedoch im Oct. 1863 S. durch Carrera, den Präsidenten Guatemalas, erobert. Im Mai 1865 wurde Barrios, der Präsident von S., von Panama durch Aufständische zurückberufen. Er wurde jedoch geschlagen, gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Dueñas, welcher 1863 provisorisch gewählt worden war, wurde 1865 auf vier Jahre wiederernannt und blieb bis 1869 im Amt. Unter ihm suchte die Regierung das Land zu erschließen, indem sie Chausseen und Brücken baute. Gonzales folgte Dueñas als provisorischer Präsident und wurde 1872 definitiv auf vier Jahre gewählt. In demselben Jahre wurde mit Guatemala ein Bündniß geschlossen. Vgl. Scherzer, «Wanderungen durch S.» (Braunschw. 1857).

San-Salvador, Hauptstadt des gleichnamigen Departements und der Republik S., mit einer Bevölkerung von 16,000 Seelen, liegt über 600 Mt. über dem Meere in einem schönen Thale, etwa 5 Kilom. von dem Vulkane San-Salvador, hat eine große Kathedrale, acht andere Kirchen, eine Universität, ein Mädchenseminar, zwei Wasserleitungen und mehrere Hospitäler. Die Einwohner leben hauptsächlich von Landwirthschaft, seitdem die frühern Eisenarbeiten und Baumwollfabriken fast ganz aufgehört haben. Die Stadt wurde zweimal durch Erdbeben fast gänzlich zerstört, 16. April 1854 und 19. März 1872. Trotz des Widerwillens der Bevölkerung, welche theilweise wegzog, wurde S. an der alten Stelle (zum achten mal!) auf Beschluß der Behörden wieder aufgebaut.

San-Sebastian, die Hauptstadt der baskischen Provinz Guipuzcoa (1884 als OKilom. mit [1870] 180,743 E.), an der Nordküste Spaniens und an der Linie Irun-Madrid der Spanischen Nordbahn, Festung, Hafen- und Handelsplatz, auf einer Landzunge zwischen zwei Buchten des Biscayischen Meerbusens terrassenförmig am Fuße eines Bergs hinaufgebaut, welcher die 202 Mt. hohe Citadelle (Castello de la Mota) trägt und eine prachtvolle Rundschau darbietet. Die Stadt ist uralt, aber seit der Zerstörung durch die Engländer, die sie 31. Aug. 1813 erstürmten, plünderten und niederbrannten, ganz regelmäßig und modern aufgebaut, von starken Wällen umgeben. Sie besitzt schöne Häuser, einen prächtigen Platz mit Säulengängen, zwei Pfarrkirchen, ein Nonnenkloster, ein Militär- und ein Civilhospital, ein Theater, ein schönes Badehaus und Gasbeleuchtung. Auch bestehen eine Handels- und eine Schifffahrtsschule, eine Handelskammer, eine große Ankerschmiede, Tapeten- und andere Fabriken. Der an der Westseite der Stadt befindliche Hafen ist großen Seeschiffen zugänglich, doch nicht sicher. An der östl. Bucht befinden sich die im Sommer starkbesuchten Seebäder, und nahe der Stadt liegt in dem malerischen Thale von Loyola das ehemalige Jesuitenkloster San-Ignacio de Loyola, ein imposantes Bauwerk mit prachtvoller Kuppelkirche. Der früher vortreffliche Hafen des im Osten gelegenen Fleckens Los Passagos ist gegenwärtig versandet. Die Stadt S. zählt (1870) 17,902 E. und treibt ziemlich lebhaften Transit- und Speditionshandel. Der Werth des Imports belief sich 1871, mit Einschluß der über Passagos und Irun (an der franz. Grenze) eingeführten Waaren, auf 10,716,615 Frs. (ein Viertel für Baumwolle), der des Exports auf 1,812,924 Frs. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in engl. und franz. Fabrikaten, Baumwolle, Schiffsmaterial, Stockfischen, Bauholz; die Ausfuhr in Mehl, Wein und Conserven.

San-Stefano, unbedeutende Hafenstadt am Marmarameere, 40 Kilom. westlich von Konstantinopel, wurde geschichtlich durch den hier 3. März 1878 geschlossenen Präliminarfrieden, welcher den Russisch-Türkischen Krieg von 1877—78 factisch beendigte. Im großen Hauptquartiere der russ., bis vor Konstantinopel vorgedrungenen Armee wurden hier durch die russ.

Grafen N. Ignatiew und Nelidow, sowie die türk. Paschas Safvet und Sadullah folgende Bedingungen vereinbart: Die Türkei tritt an Montenegro einen ungefähr 37 Kilom. breiten Grenzdistrict im Norden, Osten und Süden des Fürstenthums, dessen Unabhängigkeit anerkannt wird, ab und gestattet den Montenegrinern freie Schifffahrt auf der Bojana, unterwirft sich, falls bei Festsetzung der Grenze u. s. w. Einigung nicht zu erzielen ist, dem Schiedsspruch Rußlands und Oesterreich-Ungarns und gestattet die Anstellung montenegrin. Consuln u. s. w. auf türk. Gebiete. Auch Serbien und Rumänien werden als unabhängige Staaten anerkannt und aus der türk. Suzeränetät entlassen, Serbien wird durch Altjerbien mit Nisch und Sienitza vergrößert, die Donaufestung Ada-Kaleh zerstört und ebenfalls an Serbien abgetreten; Rumänien erhält von der Türkei eine angemessene Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten, deren Höhe directer Vereinbarung vorbehalten bleibt. Bulgarien wird ein tributpflichtiges, im übrigen selbstständiges Fürstenthum unter einem christl. Fürsten und umfaßt außer dem Gebiete zwischen Donau und Balkan fast ganz Rumelien, sodaß nördlich des Aegäischen und Marmarameers nur die Chalcidische Halbinsel mit Salonichi, sowie Thrazien mit Adrianopel unter directer türk. Verwaltung bleiben. Der Fürst von Bulgarien wird von der Bevölkerung gewählt und von der Pforte im Einvernehmen mit den Großmächten bestätigt, darf jedoch keiner regierenden europ. Familie angehören; russ. Truppen bleiben in Bulgarien, bis eine bulgar. Armee formirt ist, was nicht vor Ablauf von zwei Jahren gelingen dürfte, die Festsetzung des an die Pforte zu zahlenden Tributs erfolgt nach vorgängiger Verständigung mit Rußland; die Türkei behält freie Benutzung der zur Verbindung ihrer Gebietstheile erforderlichen Etappenstraßen, räumt jedoch die Donaufestungen, welche geschleift werden, und macht die Donaumündung wieder völlig schiffbar. Kreta, Thessalien, Epirus, Bosnien und Herzegowina erhalten durch eine europ. Commission die erforderlichen Reformen der innern Verwaltung, deren Ausführung von seiten der Mächte dauernd überwacht wird. Die Türkei zahlt 1410 Mill. Rubel Kriegsentschädigung an Rußland und tritt die Dobrudscha, das vormals russ. Bessarabien, sowie die Gebiete von Ardahan, Kars, Batum, Bajazid und alles Land östlich des Soghanlü-Dagh definitiv ab, wofür 1100 Mill. Rubel an der vorgedachten Kriegsentschädigung erlassen werden. Diese Bestimmungen erlitten durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878, der den Krieg auch formell beendigte, wesentliche Abänderungen. (S. Russisch-Türkischer Krieg von 1877—78.)

Sanâ, die Hauptstadt des Berg- und Hochlandes Sanâ oder des eigentlichen Jemen (s. d.), jetzt Hauptort eines Sandschakats im türk.-asiat. Vilajet Jemen, in einem langen, 2130 Mt. hohen Thale, am Dâna zwischen den Bergen von Haschid im Norden und denen von Khaula im Osten gelegen, besteht aus weit auseinanderliegenden Stadttheilen, mit 12—15,000 E., worunter 2000 Soldaten. Ein mit einer schönen Brücke überspannter, nur zur Regenzeit gefüllter Bach durchzieht die Stadt. In einiger Entfernung fließt ein größerer Fluß hin; außerdem ist sie durch eine Wasserleitung reichlich mit Wasser versehen. Die Stadt wird von Gärten und Landhäusern umgeben, hat viele Moscheen mit 10 Minarets, einige Imâmgräber mit vergoldeten Kuppeln, 12 öffentliche Bäder, zahlreiche Karavanserais, mehrere Paläste, darunter der ältere und neuere Residenzpalast des Imâm von Jemen in sarazen. Baustil, in den Palästen wie in verschiedenen Gärten häufig Springbrunnen, aber nirgends Reste alter Banten. Von den Stadttheilen ist Roda der Lieblingsaufenthalt der Kaufleute, unter denen viele ind. reiche Banjans, welche aber im Anscheine der Dürftigkeit leben müssen; Wady-Dhar hat reizende Gärten und Weinberge; Jeraf liegt mitten in Gemüsegärten. Jeder Stadttheil hat seinen eigenen Emir. In einer Vorstadt leben 3000 Juden in großer Verachtung; sie sind aber die besten Handwerker, Töpfer, Gold- und Silberarbeiter, Münzarbeiter, Wein- und Liqueurfabrikanten u. s. w. Der Handelsverkehr ist sehr lebendig, namentlich mit Kaffee, und die Industrie besonders mit Weberei grober Mantel- und dicker Baumwollzeuge und Fertigung von kostbaren Silberstoffen beschäftigt. S. wurde 25. April 1872 von den Türken eingenommen.

Sanadon (Noël Etienne), gelehrter franz. Jesuit, geb. 16. Febr. 1676 zu Rouen, hielt in mehrern Städten Frankreichs, namentlich zu Caen und Paris, Vorlesungen über alte Literatur und wurde 1728 als Bibliothekar bei dem Collegium Ludwig's XIV. angestellt, welches Amt er bis zu seinem Tod, 22. Oct. 1733, bekleidete. Er verfaßte selbst zierliche lat. Gedichte, die er unter dem Titel «Odae» (Caen 1702) und «Carminum libri IV» (Par. 1715) herausgab, erwarb sich aber einen noch größern Ruf durch seine franz. Uebersetzung und Erläuterung des Horaz (2 Bde., Par. 1728; 2. Aufl., 8 Bde., 1756).

Sanchoniathon oder Sanchuniathon (phönizisch Sakûn-yathôn, «Sachon hat ihn gegeben»), von Berytos (dem heutigen Beirut) oder von Tyrus, soll um 1250 v. Chr. gelebt

und, wie ein anderer phöniz. Schriftsteller, Mochos, über die Urgeschichte Phöniziens und Aegyptens geschrieben haben. Wenigstens bestanden im Alterthum neun Bücher eines dem Könige Abibal, Vater Hiram's, gewidmeten, aus den Tempelarchiven zusammengestellten Geschichtswerks in phöniz. Sprache, als deren Verfasser man S. ausgab. Um Christi Geburt übersetzte Herennius Philo aus Byblos dieses Werk ins Griechische. Diese Uebersetzung erkannte der Bischof von Cäsarea, Eusebius, als echt an und hinterließ uns nach derselben in seiner «Praeparatio evangelica» einen Abriß der phöniz. Mythologie und Kosmogonie. Diesen allein erhaltenen Theil des Werks gab Orelli (Lpz. 1826) besonders heraus. Man hat schon früh die Glaubwürdigkeit der Uebersetzung des Philo angegriffen; doch fehlt, genau genommen, jeglicher Grund, dieses im Alterthum anerkannte Werk zu verdächtigen. Es ist auch keineswegs erwiesen, daß Philo in seiner Uebersetzung neue Elemente den alten hinzugefügt habe; die Hypothese von Movers, in dem Namen S.'s selbst einen Ausdruck für das «ganze Gesetz» zu erblicken, ist nicht allein ein höchst gesuchtes Wortspiel, sondern sie ist auch durch den Fortschritt der phöniz. Forschung, die den Namen S. als Personennamen wieder aufgefunden, geradezu hinfällig geworden. In neuerer Zeit ist S. der Gegenstand einer berühmten Fälschung geworden. Ein gewisser Friedr. Wagenfeld aus Bremen (gest. 26. Aug. 1846) gab vor, die Uebersetzung des Philo in einer Handschrift aus dem portug. Kloster Sta.-Maria de Merinhao durch einen portug. Obersten Pereire erhalten zu haben. Er veröffentlichte daher zuerst «S.'s Urgeschichte der Phönizier, in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift von Philo's vollständiger Uebersetzung» (Hannov. 1836), später den griech. Text mit einer lat. Uebersetzung («Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libri novem Graece versi a Philone Byblio», Brem. 1837) und dann eine deutsche Uebersetzung mit einer Vorrede von Classen (Lüb. 1837). Bald entdeckte man jedoch den Betrug Wagenfeld's. Vgl. Grotefend, «Die Sanchoniathonische Streitfrage» (Hannov. 1836); Schmidt von Lübeck, «Der neuentdeckte S.» (Altona 1838), sowie die franz. Uebersetzung des Lebas. Die Fragmente der Uebersetzung des Philo sind gesammelt in Müller's «Fragmenta historicorum graecorum» (4 Bde., Par. 1849—51).

Sanct-Bernhard (Gebirgsstöcke in den Alpen), s. Bernhard.

Sanct-Blasien, eigentlich Abtei zu Sanct-Blasi, ehemals eine gefürstete Reichsabtei im Oesterreichischen Kreise, zum österr. Breisgau gehörig, ist jetzt der Name eines Pfarrdorfs und eines Amtsbezirks im bad. Kreise Waldshut. Das Dorf, an der Alb, inmitten großer Waldungen gelegen, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts und zählt (1875) 942 E. Die Klostergebäude in S. sind jetzt Fabrikanlagen überlassen und zugleich Sitz großherzogl. Behörden. Ihren Ursprung verdankt die Abtei Einsiedlermönchen, die sich anfangs Brüder an der Alb und ihre Wohnungen Albzelle nannten und erst, nachdem sie im 9. Jahrh. die Gebeine des heil. Blasius in ihre Verwahrung genommen hatten, ihrem Kloster den Namen S. gaben. Als eigentlicher Begründer der Abtei ist aber Reginbald von Seltenbrunn zu betrachten, der 945 der Gemeinschaft der Brüder beitrat und ihrem Kloster alle seine Güter einverleibte, worauf er 946 zum ersten Abt gewählt wurde. Durch kaiserl. Privilegien, Begünstigungen der Päpste und zahlreiche Schenkungen erlangte die Abtei sehr bald bedeutenden Länderbesitz, während sie gleichzeitig durch die hohe Wissenschaft mehrerer Aebte und Glieder zu hohem Ansehen gelangte. Sie stand ursprünglich unmittelbar unter dem Kaiser; nachdem aber 1361 der Erzherzog Leopold von Oesterreich zum Schirmvogt gewählt worden war, wußte das Haus Oesterreich diese Würde erblich zu machen. Schon 1405 erhielt der Abt vom Papste den Rang eines infulirten Prälaten. Um die frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen, kaufte der Abt Martin I. 1611 die Grafschaft Bondorf, welche ihn zum Mitstand des Reichs machte und ihm einen Sitz im schwäb. Grafencollegium gewährte. Oesterreich aber, um die reiche Benedictinerabtei an sein Haus zu fesseln, erhob 1746 den damaligen Abt Franz IV. sowie alle seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand, mit dem Titel eines kaiserl. Erzherzoghofkaplans; auch wurde ihnen der Vorsitz bei den Prälatenversammlungen im Breisgau zugesichert. Die Abtei brannte 1768 ab, wobei die kostbare Bibliothek verloren ging. Nebst den übrigen Klöstern des Breisgau wurde auch S. 1802 zur Entschädigung des Malteserordens bestimmt und, da dieses nicht zur Ausführung kam, im Preßburger Frieden von 1805, mit Ausnahme der Grafschaft Bondorf, welche Würtemberg erhielt, an Baden abgetreten, worauf 25. Juni 1807 die Aufhebung der Abtei erfolgte. Die Kirche zu S., welche nach dem Muster des Pantheons in Rom 1773—83 mit ungemeinem Kostenaufwande aufgeführt wurde, war eine der prächtigsten in ganz Deutschland. Im J. 1874 brannte die Kirche vollständig nieder, wurde aber mit eisernem Dachstuhl wiederhergestellt und dient nun als Ortskirche. Vgl. Bader, «Das ehemalige Kloster S.» (Freib. i. Br. 1874).

Sanct-Florian, Markt und Chorherrnstift in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Linz, am Ipfbache, in dem durch seine Bodencultur berühmten ob der ensischen Hügellande südlich der Donau. Der Markt, der sich im Laufe der Zeit an das alte Kloster angebaut hat, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1869) 1257 E. Das Chorherrnstift S. gehört zu den ältesten Klosterstiftungen in Oesterreich. Es bestand vor dem Einfall der Avaren und wurde nebst der nahen Stadt Lorch von diesen zerstört. Nach seiner Wiederherstellung 1071 führte der Bischof Altmann von Passau hier regulirte Chorherren nach der Regel des heil. Augustin ein. Die Kirche des Stifts, im neuern ital. Stil gebaut, ist wegen ihrer großen Orgel, von Abbate Chrismani, berühmt. Vgl. Stülz, «Geschichte des regulirten Chorherrnstifts S.» (Linz 1835).

Sanct-Gallen, der 14. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, grenzt, den Canton Appenzell einschließend, im N. an Thurgau und den Bodensee, im O. an Vorarlberg, Liechtenstein und Graubünden, von welchen er durch den Rhein getrennt wird, im S. an Graubünden, im W. an Glarus, Schwyz und Zürich. Sein Areal umfaßt 2019 QKilom. mit (1870) 191,105 E. deutschen Stammes, worunter 116,060 (fast 61 Proc.) Katholiken, 74,573 (39 Proc.) Protestanten. Der Süden des Cantons wird von den östlichsten Ausläufern der Glarneralpen durchzogen und weist, obwol nur wenige Gipfel 3000 Mt. übersteigen (Ringelspitz 3249 Mt., Saurenstock oder Sardona 3054 Mt., Piz Sol 2847 Mt.) und die Gletscherfläche nur $7\frac{1}{2}$ QKilom. beträgt, den Charakter der Hochalpen auf. In der Mitte erheben sich die Thuralpen, theils felsige, theils bewachsene Mittel- und Voralpen (Säntis 2504 Mt., Alvier 2363 Mt., Churfirsten 2207 Mt., Speer 1917 Mt.). Der Norden ist ein fruchtbares Hügelland (Tannenberg 901 Mt.). Im Osten dehnt sich die flache Niederung des Rheinthals aus, an welche sich die Ebene von Sargans anschließt, im Westen zwischen dem Walen- und dem Zürichersee liegt die Niederung des Gaster. Die Gewässer des Cantons fließen theils direct dem Rhein und dem Bodensee, theils der Thur und der Linth zu. Von der Oberfläche sind 15 Proc. unproductiv, $16\frac{1}{2}$ Proc. fallen auf Waldungen, $68\frac{1}{2}$ Proc. auf Acker-, Reb- und Gartenland, Wiesen und Weiden. Der Ackerbau, der in den ebenen Theilen neben der Industrie die Haupterwerbsquelle bildet, liefert nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf; der Weinbau, der namentlich im Rheinthale mit Erfolg betrieben wird, nimmt etwa 4 Proc. des productiven Bodens in Anspruch. Der Obstbau ist im nördl. Hügellande, im Rheinthal und im Gaster am ergiebigsten. Nach der Viehzählung von 1876 besitzt der Canton 5217 Pferde, 72,688 Rinder, 14,351 Schweine, 14,346 Schafe, 21,732 Ziegen, 9158 Bienenkörbe; nicht unbedeutend ist ferner die Seidenzucht des Sarganserlandes. Der Bergbau liefert bei Rorschach, Altstätten u. s. w. schöne Sandsteine, bei Mels Mühlsteine, bei Pfäfers Dachschiefer, bei Uznach und Mörschwyl Schieferkohlen; dagegen werden die altberühmten Eisengruben des Gonzen (bei Sargans) nicht mehr regelmäßig ausgebeutet. Unter den Mineralquellen ist die Therme von Pfäfers (s. d.) die wichtigste. Die Hauptindustrie in dem sehr gewerbfleißigen Canton, von dessen Volkszahl 40 Proc. auf die industrielle Bevölkerung fallen, ist die Baumwollweberei mit ihren Nebengewerben, der Spinnerei, Bleicherei, Färberei, Druckerei und Stickerei. Die Zahl der Webstühle beträgt (1877) 4546, worunter 200 für Seide, die der Spindeln 275,566 in 17 Fabriken, die der Maschinen für Stickerei 6732. Hauptsitze der Fabrikation sind das mittlere und untere Toggenburg, das Oberrheinthal und Werdenberg; außerdem steht auch der appenzellische Gewerbfleiß, namentlich die Handstickerei Innerrhodens im Dienste der St.-Gallischen Baumwollindustrie. Der Handel ist blühend und wird durch den Dampfschiffverkehr auf dem Bodensee, ein gut entwickeltes Straßennetz und mehrere Eisenbahnen begünstigt. Die Linie Winterthur-St.-Gallen-Rorschach durchzieht von Westen nach Osten das nördl. Hügelland, bei Wyl zweigt von ihr südlich die Toggenburger Bahn ab. Die Linie Rorschach-Sargans-Chur durchzieht das Rheinthal und vereinigt sich bei Sargans mit der Bahn des Linthgebietes Zürich-Rapperschwyl-Weesen-Sargans. Bei Winkeln und Rorschach schließen sich an das St.-Gallische Bahnsystem die Appenzeller Bahn und die Bergbahn nach Heiden, bei Rorschach und Goßau die Schweizerische Nordostbahn, bei St.-Margarethen und Buchs die Vorarlberger Bahn. Mittelpunkte des sehr bedeutenden Waarenhandels, der die Erzeugnisse der St.-Galler Industrie nach allen Ländern Europas sowie nach Ostindien, Afrika, Amerika und dem Orient ausführt, sind die Stadt St.-Gallen und Wattwyl im Toggenburg. Zur Einfuhr gelangen namentlich Rohmaterialien für die Industrie und Getreide aus Schwaben und Ungarn.

Die Verfassung ist repräsentativ-demokratisch. Die gesetzgebende Behörde ist der Große Rath, zu welchem jede der 92 Gemeinden wenigstens ein Mitglied wählt; Gemeinden von mehr als 1200 Seelen wählen auf je 1200 Seelen mehr ein ferneres Mitglied; die Totalzahl

beträgt 161. Während die Verfassung von 1861 das Referendum über Gesetze obligatorisch erklärte, führte die Revision von 1875 statt desselben das Veto ein, d. h. eine Abstimmung des Volks findet nur dann statt, wenn 6000 stimmfähige Bürger binnen 30 Tagen nach Erlaß des Gesetzes dieselbe verlangen. Der Regierungsrath, welcher aus 7 Mitgliedern besteht und dessen Präsident den Titel Landammann führt, ist die vollziehende Behörde. Die Amtsdauer beträgt wie beim Großen Rath drei Jahre. Das Cantonsgericht zählt 9 Mitglieder, hat sechsjährige Amtsdauer und ist höchste Instanz in allen Rechtsfällen. Jeder Bezirk hat sein eigenes Bezirksgericht. Die kath. Kirche steht unter dem Bischof von St.-Gallen und einem Administrationsrath, die protestantische unter dem evang. Kirchenrath. Für die Erziehung sorgen unter der Leitung des Erziehungsrathes, außer den Volksschulen (419 Primär- und 78 Secundärclassen), die Cantonsschule von St.-Gallen, das Lehrerseminar von Rorschach. In administrativer Hinsicht zerfällt der Canton in 15 Bezirke unter je einem Bezirksammann. Von denselben sind 9, Gossau, Rorschach, Tablat und Wyl im Fürstenlande, der ehemaligen Herrschaft der Aebte von St.-Gallen, Gaster, See und Sargans im Linthgebiet, Alt-Toggenburg und Oberrheinthal katholisch, St.-Gallen, Neu-, Ober- und Unter-Toggenburg, Unterrheinthal und Werdenberg protestantisch. Das Staatsvermögen betrug 1877 nach Abzug der Passiven 11,183,000 Frs., die Einnahmen 2,276,000 Frs., die Ausgaben 2,092,000 Frs. Mit Thurgau und Appenzell bildet der Canton den Stammbezirk der 7. Division des eidgenössischen Heers.

Das jetzige Gebiet von S., zur Römerzeit größtentheils rhätisches, später alemann. Land, stand im spätern Mittelalter unter der Herrschaft verschiedener Dynasten, der Grafen von Werdenberg und Montfort, Rapperschwyl, Toggenburg u. s. w. und des Abtes von St.-Gallen. Die Herrschaft des letztern, der seit 1204 als Reichsfürst galt, erstreckte sich über die Stadt St.-Gallen und das sog. Fürstenland, über Appenzell, welches sich aber zu Anfang des 15. Jahrh. von derselben befreite, und nach dem Aussterben der Grafen von Toggenburg auch über das Erbland derselben. Seit 1451 waren Stift und Stadt St.-Gallen zugewandte Orte der schweiz. Eidgenossenschaft; ebenso seit 1458 Rapperschwyl (s. d.); die übrigen Landschaften kamen während des 15. und 16. Jahrh. theils als gemeine Herrschaften, theils als Unterthanenländer einzelner Cantone an die Eidgenossenschaft. Aus diesem Conglomerat nur locker miteinander verbundener Landestheile schuf die Napoleonische Mediationsacte von 1803 den jetzigen Canton S. Der Einfluß der Französischen Revolution hatte sich schon seit 1793 in den seltsam gestalteten Verhältnissen des Stifts geltend gemacht. Kurz vor Proclamirung der Helvetischen Republik (12. April 1798) hatte die Landschaft von S. das Stift zur Auflösung gezwungen und selbst die Regierung in die Hände genommen. Doch kam eine, wenn auch sehr verwickelte, doch einheitliche Cantonalverfassung erst 1803 zu Stande, als durch die Mediationsacte S. mit Graubünden, Aargau, Thurgau, Waadt und Tessin als Canton der Eidgenossenschaft beitrat. Nach dem Sturze Napoleon's gab sich der Canton unter dem Einflusse der Diplomatie 1815 eine neue Verfassung, die wenig volksthümlich war. Das Hauptgebrechen derselben war, daß sie die confessionelle Trennung im Staatsleben selbst geltend machte, indem ein kath. Administrationsrath und ein prot. Erziehungsrath neben dem Großen Rathe fungirten. Erst die Bewegung von 1830 verschaffte den demokratischen Neigungen des Volks freiern Spielraum. Es entstand die Verfassung vom 1. März 1831, welche Volkswahlen und Oeffentlichkeit der Staatsverwaltung statuirte, aber die confessionelle Geschiedenheit zum Nachtheile der polit. Entwickelung immer noch festhielt. Namentlich seitdem der bisherige liberale Staatsmann Baumgartner (s. d.) 1841 zur ultramontanen Partei übergetreten, ward der Canton wieder von heftigen Kämpfen erschüttert, welche die confessionellen Parteiungen zur Grundlage hatten. Im Kriege gegen den Sonderbund 1847 trat S. auf die Seite der Eidgenossenschaft, nachdem es vergeblich versucht, den Sonderbund zu friedlicher Auflösung zu bewegen. Das neue polit. Leben, das die Schweiz seit der Umgestaltung von 1848 begann, machte auch in S. aufs lebhafteste den Wunsch nach einer Verfassungsrevision rege, der abermals zu Verwickelungen und Kämpfen zwischen den Liberalen und der kath. Partei führte. Nach mehrfachen Schwankungen brachte man es endlich zu der revidirten Verfassung vom 17. Nov. 1861, in welcher das demokratische Princip völlig zum Durchbruch gelangte. Dieselbe wurde 1875, wie oben erwähnt, durch Einführung des Veto modificirt. Bei den Abstimmungen über die Revision der eidgenössischen Verfassung 1872 und 1874 stand der Canton auf der Seite der Annehmenden (und zwar 12. Mai 1872 mit 22,534 Ja gegen 22,505 Nein, 19. April 1874 mit 26,134 Ja gegen 19,939 Nein).

Die Hauptstadt S., 676 Mt. über dem Meer, anmuthig an der Sitter und der Bahnlinie Winterthur-Rorschach gelegen, Sitz eines Bischofs, ist einer der wichtigsten Handels- und

Industrieplätze der Schweiz und zählt (1870) 16,675 E. (darunter 5956 Katholiken). In den Gebäuden der ehemaligen (614 vom irischen Apostel Sanct-Gallus begründeten, zur Zeit Karl's d. Gr. und dessen Nachfolger in höchster Blüte stehenden, 1805 aber aufgehobenen) Benedictinerabtei befinden sich die Residenz des Bischofs und die Stiftsbibliothek mit wichtigen, besonders altdeutschen Handschriften. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: die Stiftskirche, 1755 im damals herrschenden ital. Stil erbaut, die goth. St.-Laurenzkirche (1850—54 restaurirt), das ansehnliche, 1855 aufgeführte Schulgebäude mit Cantonsschule und Stadtbibliothek, das Museum für Naturgeschichte, Archäologie und Kunst; ferner das Bürgerspital, das neue Gemeindekrankenhaus, die Cantonalstrafanstalt, die Bank u. s. w.; $4^1/_2$ Kilom. westlich der Stadt führt die schöne, 192 Mt. lange Kräuternbrücke (1811 erbaut) über die Sitter. Weit großartiger ist noch die etwas weiter stromaufwärts erbaute Eisenbahngitterbrücke, welche 188 Mt. lang und 70 Mt. über dem Wasserspiegel erhaben ist. Etwa 5 Kilom. östlich von der Stadt verbindet die Martinsbrücke zwei an 33 Mt. voneinander entfernte Felswände, zwischen welchen 30 Mt. tiefer die Goldach strömt. S. ist der Hauptort für die Musselinfabrikation und der Stapelort für die Erzeugnisse der Industrie der nordöstl. Schweiz, insbesondere auch für den Thurgau und Appenzell. Andere Industrie- und Handelsorte des Cantons sind Rorschach (s. d.) am Bodensee, die Stadt Lichtensteig und der Marktflecken Wattwyl im Bezirke Neutoggenburg, die Städtchen Rheineck und Altstätten im Rheinthale, Rapperschwyl (s. d.), Uznach im Seebezirke, Ragaz (s. d.), Walenstad im Bezirke Sargans und Weesen im Gaster. Vgl. Ildefons von Arx, «Geschichten des Cantons S.» (3 Bde., St.-Gallen 1810—13); Ehrenzeller, «Jahrbücher der Stadt S.» (2 Bde., St.-Gallen 1824—32); Weidmann, «Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft S.» (St.-Gallen 1834); «Beschreibung des Cantons S.» (St.-Gallen 1841); Henne, «Geschichte des Cantons S.» (St.-Gallen 1863); «S. und seine Umgebungen» (St.-Gallen 1859).

Sanct-Goar, Kreisstadt am linken Rheinufer im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, an der Linie Köln-Bingerbrück der Rheinischen Eisenbahn, 35 Kilom. oberhalb der Stadt Koblenz gelegen, bis 1794 Hauptort der kurhess. Niedergrafschaft Katzenellnbogen, galt mit der über ihr gelegenen Feste Rheinfels (s. d.) für einen der wehrhaftesten Punkte am Rhein und hat jetzt noch ziemlich wohlerhaltene Befestigungsmauern, die das Malerische ihrer Lage noch erhöhen. Die kath. Kirche bewahrt ein altes Steinbild des heil. Goar von Aquitanien (gest. 611), bei dessen hier 570 gegründeter Kapelle der Ort entstand. Die 1441 erbaute und seit 1842 im Innern restaurirte große evang. Stiftskirche enthält Marmordenkmäler des hess. Landgrafen Philipp II. (gest. 1581) und seiner Gemahlin, sowie andere Sehenswürdigkeiten, und der Kirchhof die sog. Flammensäule, eine celt. Pyramide von 1,5 Mt. Höhe, die vom Dorfe Pfalzfeld auf dem Hundsrück 1845 hierher gebracht wurde. S. zählt (1875) 1256 E., die besonders vom Lootsendienst, Sohllederfabrikation, Lachsfang, Obst- und Weinbau, Handwerksbetrieb und Weinhandel leben. Die sonst sehr gefährliche Stromschnelle der Sanct-Goarsbank ist durch Sprengung der unter Wasser befindlichen Felsenriffe beseitigt. — Der Kreis S. (465,2 QKilom. mit 37,692 E.), zu dem auch die Städte Boppard (s. d.), Bacharach (s. d.) und Oberwesel gehören, umfaßt einen der malerischsten Theile des Rheinthals. Nur 7 Kilom. oberhalb liegt die ehemalige feste Reichsstadt Oberwesel mit 2580 E., die guten Wein bauen, Lachsfang und Branntweinbrennerei treiben, und mit den Ruinen der 1689 von den Franzosen zerstörten Schönburg der Grafen von Schönberg. Gegenüber von S. liegt Sanct-Goarshausen im Kreise Rheingau des Regierungsbezirks Wiesbaden mit 1460 E., trefflichem Weinbau, einer 1863 im Rundbogenstil erbauten evang. Kirche und einer bedeutenden Erziehungsanstalt. Darüber steht die 1806 von den Franzosen gesprengte Burg Neu-Katzenellnbogen oder «die Katz», unterhalb derselben das Dorf Wellmich und darüber die Ruine Denrenburg oder Thurmberg (Kunoburg), gemeinhin «die Maus» genannt. Oberhalb des Städtchens befindet sich der durch sein 15faches Echo und die Sage von der Lorelei (s. d.) interessante Lurleifelsen.

Sanct-Gotthard, ein Gebirgsstock der Lepontinischen Alpen, erhebt sich in Gestalt eines von Westsüdwesten nach Ostnordosten gerichteten, 32—48 Kilom. langen, 10—12 Kilom. breiten, etwa 440 QKilom. großen Trapezes auf der Grenze der schweiz. Cantone Wallis, Uri, Graubünden und Tessin; im N. wird er vom obern Rhônethal, der Furka (s. d.), dem Urserenthal, dem Oberalppaß (2052 Mt.) und dem Tavetsch, der obersten Thalstufe des Vorderrheins, begrenzt, im O. von Val Medels und dem Lukmanier (s. d.), im S. von Val Piora und Val Bedretto (s. d.), im W. vom Nufenenpaß (2440 Mt.) und dem Eginenthal. Das Massiv bildet ein von Norden nach Süden ansteigendes, 2000—2600 Mt. hohes Plateau mit

steil abfallenden Rändern, durchfurcht von zahlreichen Flußthälern, am Südrande von einer Kette wilder, zackiger, theilweise vergletscherter Felshörner eingefaßt, von welcher nach Norden Zweigketten bis zum Rhône, der Reuß und dem Rhein auslaufen. Durch die breite Einsattelung des St.-Gotthardpasses (2114 Mt.) wird der Gebirgsstock in zwei Theile geschieden. Der westliche ist höher und stärker vergletschert; in ihm erheben sich auf der Wasserscheide zwischen Rhône, Reuß und Tessin der Felsthurm der Pizzo Rotondo (3197 Mt.), die Pesciora (3123 Mt.), der Piz Lucendro (2959 Mt.) und die breite Pyramide der Fibbia (2742 Mt.). In den nördl. Ausläufern sind das Mutthorn (3103 Mt.) südlich von der Furka und das Winterhorn (2660 Mt.) in dem Winkel zwischen der Realper- und der Gotthardreuß die wichtigsten Gipfel; die größten Gletscher sind der Wyttenwasser-, der Mutten- und der Gerengletscher. Der östl. Theil ist wilder, felsiger, stärker verwittert; seine bekanntesten Gipfel sind der Monte-Prosa (2738 Mt.) und der aussichtsreiche, vielbesuchte Pizzo Centrale (3003 Mt.) auf der Wasserscheide zwischen Reuß und Tessin, der St.-Annaberg mit dem Kastelhorn (2977 Mt.) südlich von Andermatt und der Badus (2931 Mt.) südlich von der Oberalp. Im weitern Sinne wird auch die südwestlich vom Nufenenpaß bis zum Simplon (s. d.) sich erstreckende Kette, welche die Wasserscheide zwischen dem Rhône und der Toce bildet, zum St.-Gotthardgebirge gerechnet, ebenso die südöstlich von Val-Piora zwischen dem Blegno- und dem Livinenthal bis zur Vereinigung des Blegno mit dem Tessin hinziehende Bergreihe. In jener erheben sich das Blinnenhorn (3327 Mt.) aus dem Gletschergebiet des Gries, das Ofenhorn (3207 Mt.), und östlich vom Simplonpasse der Monte-Leone (3563 Mt.); in dieser der Pizzo Lucomagno (2778 Mt.) und der Pizzo di Molare (2583 Mt.). An den S., welcher den wichtigsten Gebirgsknoten der Schweizeralpen bildet, schließen sich im Nordwesten an der Furka die Waldstätteralpen an, welche wieder an der Grimsel (s. d.) mit den Berneralpen in Verbindung stehen, von der Oberalp nach Nordosten läuft der lange Zug der Glarneralpen, vom Lukmanier nach Osten und Südosten das Berggewirr der Adulagruppe; im Süden schließen sich die Tessineralpen an, im Südwesten die Walliseralpen, zu welchen die Kette vom Nufenenpaß bis zum Simplon den Uebergang bildet. Wie der S. der Hauptgebirgsknoten der Schweiz ist, bildet er auch die Hauptwasserscheide derselben. Seine Gewässer, von zahlreichen Gletschern und vielen kleinen Seen genährt, fließen drei verschiedenen Meeren zu: zum Gebiet der Nordsee gehören die Reuß (s. d.) und der Vorderrhein, welche die Bäche des Nord- und Ostabhangs sammeln; zu demjenigen des Adriatischen Meers der Tessin, welcher die Gewässer des Südabfalls dem Po zuführt. Dem Rhône und mit ihm dem Golf du Lion gehen die Bäche des Westabhangs, der Furca-, Gerens- und Eginenbach, zu. Die Seen des S. sind meist kleine, seichte Tümpel, von kahlen Felsen oder Torfmooren umgeben; die wichtigsten sind der Lucendrosee, der Sellasee und die Seen der Paßhöhe, der Tomasee, aus welchem der Vorderrhein entspringt, am Fuße des Badus, und die Seen des Val Piora, von denen der größte, der Lago Ritom (1829 Mt.), 2 Kilom. lang, $\frac{1}{2}$ Kilom. breit und fast 1 QKilom. groß ist. Der S. besteht größtentheils aus Gneis, Glimmer- und Hornblendschiefer, in welche besonders im westl. Theile größere Massen von Granit eingelagert sind. Die Schichten sind fast vertical aufgerichtet, nach Norden und Süden etwas überfallend, sodaß der Querschnitt des Gebirgs einen Fächer darstellt. Der Nord- und Südrand werden durch schmale Zonen von Dolomit und grauem Schiefer bezeichnet. Nach Osten setzt sich die Centralmasse des S. über Val Medels hinaus bis zum Lugnetz fort. Das Gebirge ist reich an Mineralien, namentlich Feldspat, Quarz, Granat, Turmalin, Distheu, Staurolith, Strahlstein, Tremolith, Apatit, Rutil u. s. w. Obwol nur wenige Gipfel 3000 Mt. übersteigen und die meisten kaum 1000 Mt. über ihre unmittelbare Grundlage aufragen, verleihen doch die wildzerrissenen Felsgräte, aus deren Grau nicht selten das Weiß eines Gletschers oder Firnfeldes hervorleuchtet, die furchtbare Verwitterung, die sich in den Blockhaufen der Gipfel, den Trümmerhalden der Abhänge kundgibt, die Dürftigkeit der Vegetation, die nur an den äußersten Rändern spärlichen Baumwuchs aufzuweisen hat, die zahlreichen melancholischen Wasserspiegel, der Landschaft ein wildes, unheimlich großartiges Gepräge.

Der St.-Gotthardpaß, von welchem das Gebirge den Namen erhalten hat, ist der einzige Punkt der Schweizeralpen, wo zwei einander gegenüberliegende Querthäler bis an den Fuß der Centralalpen eingeschnitten sind. Jeder andere Weg über die Schweizeralpen muß, um vom Nordabfall zum Südabfall zu gelangen, entweder mehrere Joche überschreiten oder ganze Gebirgszüge in weitem Bogen umgehen. Beim S. dagegen dringt von Norden her das Querthal der Reuß zwischen den Waldstätter- und Glarneralpen bis an den Fuß der Central-

alpen vor, von Süden her das des Tessin zwischen den Tessineralpen und dem Adulagebirge. Trotzdem ist der S. einer der jüngsten unter den Hauptverkehrswegen der Alpen. Erst um die Mitte des 13. Jahrh. wurde er häufiger von Pilgern auf der Wallfahrt nach Rom, erst vom Ende desselben an auch als Handelsweg benutzt. Urkundlich wird ein Saumweg über den S. erst 1293 erwähnt. An die Stelle desselben trat im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrh. die Gotthardspoststraße, die Hauptpulsader des Verkehrs zwischen der mittlern Schweiz und Italien. Die Straße, 1820—30 von den Cantonen Uri und Tessin mit einem Kostenaufwand von 1,300,000 Frs. hergestellt, ist von Flüelen, wo sie an die Dampferlinie des Vierwaldstätterſees anschließt, bis Biasca im Tessin, der gegenwärtigen Kopfstation der St.-Gotthardbahn, 105 Kilom. lang, durchschnittlich 6 Mt. breit, mit einer Steigung von 4—10 Proc. auf der Nordseite, 6 Proc. auf der Südseite. Von Flüelen führt sie durch das Reußthal fast eben bis Amsteg am Ausgang des Maderanerthals, wo die Steigung beginnt, tritt bei Geschenen (s. d.) in den furchtbaren Engpaß der Schollenen, überschreitet die Teufelsbrücke und erreicht durch das Urnerloch den grünen Thalgrund von Urseren, in welchen von Westen her die Furkastraße, von Osten her die Oberalpstraße einmünden; von Hospenthal (1484 Mt., 41 Kilom. von Flüelen) steigt die Straße in schönen Windungen durch das Thal der Reuß den S. hinan, überschreitet die tessiner Grenze und erreicht, an mehrern kleinen Seen vorbei, die öde, kahle Paßhöhe (2114 Mt.) zwischen dem Monte-Prosa und der Fibbia; etwa $^1/_2$ Kilom. unterhalb derselben liegen am Ende der Gotthardseen (2094 Mt. hoch, 17 Kilom. von Hospenthal) das Posthaus, der trefflich eingerichtete Gasthof Monte-Prosa und das Hospiz, kein Kloster, sondern eine Herberge für arme Reisende, deren hier jährlich 17—18,000 unentgeltlich verpflegt werden. Ein Hospiz auf dem S. wird sammt der dabeigelegenen, dem heiligen Gotthard, Bischof von Hildesheim, geweihten Kapelle, nach welcher der Paß benannt wurde, urkundlich schon 1331 erwähnt. Im 17. Jahrh. wurde dasselbe durch die Erzbischöfe von Mailand, Fr. Borromeo und Fr. Visconti, erweitert, am 10. Aug. 1775 durch eine Lavine größtentheils weggerissen. Kaum wieder hergestellt, wurde es 1799 von den Franzosen zerstört und lag in Trümmern, bis 1834 der Bau der jetzigen Gebäude begonnen wurde. Das Klima der Hochfläche ist rauh; nach den Aufzeichnungen der meteorolog. Station des Hospizes beträgt die mittlere Temperatur des Sommers 6,8° C., die des Winters —7,4°, die des ganzen Jahres —0,8°. Im Juli sind in manchen Jahren die Gotthardseen noch zugefroren und die Umgebung des Hospizes mit Schnee bedeckt. Vom Hospiz streckt sich die Straße in vielen Windungen durch das öde, trümmerbesäete, von einem Quellfluß des Tessin durchrauschte Val Tremola nach Airolo (s. d., 1179 Mt., 12 Kilom. vom Hospiz) hinab; dann zieht sie sich dem Tessin folgend, die Engpässe von Stalvedro und Dazio-Grande durchbrechend, durch die obere Stufe des Livinenthals nach Faido (715 Mt.), wo die Landschaft südl. Charakter annimmt, und endlich durch die fruchtbare, wein- und kastanienreiche untere Stufe nach Biasca (287 Mt., 37 Kilom. von Airolo), wo die Gotthardbahn anschließt. Neunmal überschreitet die Straße die Reuß, ebenso oft den Tessin; von den Brücken ist die Teufelsbrücke in den Schollenen, in einem kühnen Bogen über den in enger Felsspalte tobenden Fluß gewölbt, die merkwürdigste. Die Post legt die Strecke Flüelen-Biasca in etwa 11 Stunden zurück und befördert jährlich 60—70,000 Reisende über den Paß. Im Sommer durchaus gefahrlos, wird die Straße im Winter und Frühjahr hier und da durch Schneestürme und Lavinen unsicher gemacht; die gefährlichsten Stellen sind die Schollenen und Val Tremola. Zum Schutze der Reisenden sind auf der Strecke Hospenthal-Airolo vier Cantonieren, je zwei nördlich und südlich vom Hospiz errichtet. Im Winter wird der Verkehr durch lange Züge kleiner, einspänniger Schlitten vermittelt, im Frühling in manchen Jahren ein paar Tage durch Lavinen und Föhnstürme ganz unterbrochen. Für Räderfuhrwerke wird der Paß gewöhnlich im Mai fahrbar. In der Kriegsgeschichte ist der S. bekannt durch die erbitterten Kämpfe, welche 1799 besonders an der Teufelsbrücke und im Stretto di Stalvedro von Oesterreichern, Russen und Franzosen um seinen Besitz gefochten wurden.

Das Project der St.-Gotthardbahn gab dem S., welcher schon seit der Eröffnung der Poststraße durch seine außerordentliche Frequenz der wichtigste Paß der Schweiz geworden war, in den letzten Jahrzehnten eine noch ungleich höhere Bedeutung. Für die Schweiz, welcher die Alpenbahnen über den Brenner (s. d.) und den Mont-Cenis (s. d.) den Transit zwischen Deutschland und Italien großentheils abzuschneiden drohten, war es von größter Wichtigkeit, sich diesen Verkehr durch Herstellung einer schweiz. Alpenbahn zu erhalten und zugleich dem schweiz. Handel eine kürzere und billigere Route für den Verkehr mit Italien zu eröffnen.

Ebenſo mußte auch Deutſchland und Italien daran gelegen ſein, ſich neben den durch öſterr. und franz. Gebiet führenden Verkehrswegen einen ſolchen durch einen neutralen Staat zu ſichern. Nach langen Vorunterſuchungen und Verhandlungen trat 15. Sept. 1869 die Berner Conferenz zuſammen, an welcher ſich die Schweiz, der Norddeutſche Bund, Italien, Baden und Würtemberg betheiligten. Nach den durch das Gotthardcomité aufgeſtellten Projecten, welche man bei dieſer Conferenz zu Grunde legte, ſollte das herzuſtellende Bahnnetz umfaſſen: a) die Stammlinien Chiaſſo-Lugano-Bellinzona (53,7 Kilom.), Bellinzona-Biasca-Flüelen-Goldau (125,7 Kilom.); b) die Zweiglinien Goldau-Immenſee-Küßnacht-Luzern (23,4 Kilom.), Goldau-St.-Adrian-Zug (15,5 Kilom.), Bellinzona-Locarno (18 Kilom.), im ganzen alſo 236,8 Kilom. Der Bau ſollte in zwei Stadien derart geführt werden, daß die nördlich von Flüelen gelegenen Strecken ſowie die Linie Bellinzona-Lugano gleichzeitig mit dem großen Tunnel, die übrigen Theile hingegen ſchon vorher eröffnet werden könnten, und zwar in Verbindung mit Trajectanſtalten auf dem Vierwaldſtätter- und dem Langenſee. In Uebereinſtimmung mit der Berechnung des Ingenieurs Grattoni, Dirigenten des Mont-Cenistunnels, wurde die Bauzeit für den Gotthardtunnel auf $8\frac{1}{2}$—9 Jahre und der Koſtenaufwand auf 62 Mill. Frs. geſchätzt. Die Geſammtkoſten des Projects ſollten 156 Mill. Frs. betragen. Die Geſammtſumme der à fonds perdus zu leiſtenden Subventionen wurde auf 90 Mill. Frs. beziffert. In der Conferenz entſchloß man ſich, an dem Geſichtspunkte feſthaltend, daß bei der Wahl der Linien vorzugsweiſe das Intereſſe des internationalen Verkehrs zu berückſichtigen ſei, die Linie Bellinzona-Locarno durch eine Linie Bellinzona-Magadino-Italieniſche Grenze (Pino) in der Richtung auf Luino und mit einer Abzweigung nach Locarno zu erſetzen. Die Geſammtlänge der Linie ſtieg dadurch auf 266 Kilom. bei 187 Mill. Frs. Baukoſten. Zur Herſtellung der Anſchlüſſe verpflichtete ſich die Schweiz zu einem Uebergange über den Rhein bei Baſel, Italien zur Fortſetzung der Bahn von Chiaſſo nach Camerlata (Mailand) und von Pino, auf dem linken Ufer des Langenſees, nach Vareſe oder einem andern Punkte des ital. Bahnnetzes. Um die Bahn vollſtändig concurrenzfähig mit der Brenner- und der Mont-Cenisbahn zu machen, wurde die Maximalſteigung zu 25 Promille (auf der Südſeite im ungünſtigſten Falle 27 Promille) und als kleinſter Radius 280 Mt. feſtgeſetzt. Ferner einigte man ſich darüber, daß die Strecke von Flüelen bis Biasca zweigleiſig herzuſtellen, daß auf dem übrigen Theile der Strecke Goldau-Bellinzona die Tunnels zweigleiſig, die Kunſtbauten und Erdſchüttungen aber nur für ein Gleis und daß alle übrigen Strecken durchweg eingleiſig zu bauen ſeien. Die Thallinien Biasca-Langenſee und Lugano-Chiaſſo ſollten ſogleich in Angriff genommen werden, die andern Strecken aber erſt zu der Zeit, welche, nach der vorhergeſehenen Bauzeit, erforderlich iſt, um ſie gleichzeitig mit dem großen Tunnel in Betrieb zu ſetzen.

Für den St.-Gotthardtunnel waren ſchon ſeinerzeit durch die bad. Ingenieure Beckh und Gerwig (von denen letzterer dann zum Oberingenieur der Bahn ernannt wurde) detaillirte Unterſuchungen angeſtellt und verſchiedene Richtungslinien ermittelt worden. Die erſte dieſer Tracen, welche nun dem Projecte zu Grunde gelegt wurde, tritt mit 1109 Mt. Seehöhe bei dem Orte Geſchenen in den Tunnel ein. Dieſer ſelbſt iſt 14,900 Mt. lang, durch Glimmer- und Talkgneis mit vielen Quarzadern ſowie durch grüne Schiefer, Serpentin und granitartigen Gneis zu treiben. Er ſteigt in ſeinem höchſten Punkte auf 1162,5 Mt. Seehöhe und endigt bei Airolo mit einer Seehöhe von 1145 Mt. Der Bau wurde im Aug. 1872 dem Unternehmer Favre von Genf übertragen. Das großartige Werk ſoll in 8 Jahren ausgeführt ſein und, laut Vertrag, einſchließlich aller Einrichtungen für die Bohrmaſchinen auf circa 48 Mill. Frs. kommen.

Nach Schluß der Conferenzverhandlungen wurde zwiſchen Italien und der Schweiz den 15. Oct. 1869 ein Staatsvertrag über die gegenſeitig übernommenen Verpflichtungen abgeſchloſſen und den übrigen Staaten der Beitritt freigehalten. Am 20. Juni 1870 wurde in Barzin und Berlin eine Convention zwiſchen den Vertretern der Schweiz, Italiens und des Norddeutſchen Bundes unterzeichnet, wonach ſich letzterer verpflichtete, 10 Mill. Frs. Subſidien zu übernehmen und zugleich die Zuſage ertheilte, ſeine guten Dienſte den Bemühungen zu leihen, welche darauf gerichtet waren, den von Deutſchland beanſpruchten Theil der Subvention ſicherzuſtellen. Der faſt unmittelbar nach Abſchluß der Convention ausbrechende Deutſch-Franzöſiſche Krieg von 1870—71 veranlaßte einen Nachtrag zu obigem Vertrag, wonach die Friſt zur Feſtſtellung der Subſidienſumme bis zum 31. Oct. 1871 verlängert wurde. Das ital. Parlament genehmigte 15. Juni 1871 dieſe Zuſatzconvention ſowie die urſprüngliche Convention vom 15. Oct. 1869, jedoch unter der Bedingung, daß die von Italien zu zahlende Subvention niemals die Summe von 45 Mill. Frs. überſteigen dürfe. Am 2. Nov. 1871 ermächtigte der Deutſche Reichstag

den Kaiser zur Uebernahme einer Subvention von 20 Mill. Frs. einschließlich der von den deutschen Regierungen und Eisenbahngesellschaften zu erwartenden Zuschüsse (im Betrage von rund 12 Mill. Frs.). Die Schweiz hat ebenfalls einen Subsidientheil von 20 Mill. Frs. übernommen. Auf Grund der genannten Staatsverträge und der vom schweiz. Bundesrath 3. Nov. 1871 genehmigten Statuten constituirte sich 6. Dec. 1871 die Gotthardbahn-Gesellschaft mit dem Sitze in Luzern. Das Baukapital wurde, außer durch die 85 Mill. Frs. Staatssubventionen, aufgebracht durch Emission von 68,000 Actien zu 500 Frs. sowie durch Emission von Obligationen bis zum Betrage von 68 Mill. Frs. Leider erwiesen sich in der Folge die zu Grunde gelegten Berechnungen als unzuverlässig, das Kapital als unzulänglich. Nach sorgfältiger Neuberechnung und Feststellung der Tracés durch den an Gerwig's Stelle gewählten Oberingenieur Hellwag, sah sich die Gotthardbahn-Gesellschaft genöthigt, am 3. März 1876 dem Bundesrath zu erklären, daß statt der vorgesehenen 187 Mill. Frs. zur vollständigen Ausführung des Projects 289 Mill. Frs. erforderlich seien. Es stellte sich somit ein Deficit von 102 Mill. Frs. heraus, welches sich aber allerdings durch möglichste Sparsamkeit in der Ausführung auf 74 Mill. Frs. herabsetzen ließ. Auch diese letztere Summe war aber noch so groß, daß ihre Beschaffung, wenn nicht unmöglich, so doch sehr schwierig sein mußte. Die am 4. Juni 1877 in Luzern zusammentretende Conferenz der am Gotthardbahn-Project betheiligten Staaten einigte sich deshalb dahin, durch Fallenlassen der Zweiglinien Luzern-Immensee, Zug-Arth und Bellinzona-Lugano den Mehrbedarf auf 40 Mill. Frs. zu beschränken. Von Steilrampen, Trajectverbindungen u. s. w., welche den Charakter der Gotthardbahn als einer Straße des Welthandels beeinträchtigt hätten, beschloß die Conferenz abzusehen, dagegen soll im Widerspruche mit dem ursprünglichen Projecte die ganze Bahn eingleisig hergestellt werden, immerhin aber in der Weise, daß die Herstellung eines zweiten Gleises ohne Störung des Bahnbetriebes möglich ist. Das so reducirte Netz umfaßt die Stammlinie Immensee-Pino (147,6 Kilom.), welche sich bei Immensee (Canton Schwyz, am westl. Ufer des Zugersees) an die schweizerischen, bei Pino an die ital. Bahnen anschließen soll, die Zweiglinie Cadenazzo-Locarno (13 Kilom.) und das Bahnstück Lugano-Chiasso (26 Kilom.), welches bis zur Herstellung der Monte-Ceneri-linie (Bellinzona-Lugano) von dem übrigen Gotthardnetze abgeschnitten ist; im ganzen also 186,6 Kilom. Von den 40 Mill. Frs. neuer Subventionen übernahmen Deutschland und Italien je 10, die Schweiz 8 Mill. Frs.; der Rest von 12 Mill. soll durch die Gotthardbahn-Gesellschaft aufgebracht werden. Nach dieser finanziellen Reconstruction des Unternehmens beläuft sich das Baukapital auf 227 Mill. Frs., wovon 113 auf Subventionen (Italien 55 Mill., Deutschland 30 Mill., Schweiz 28 Mill.), 34 Mill. auf das Actienkapital und 80 Mill. Frs. auf das Obligationskapital fallen. Auf Ende 1877 waren von dem St.-Gotthardnetze ausgeführt und dem Betrieb übergeben die Linien Biasca-Bellinzona-Locarno (41 Kilom.) und Lugano-Chiasso (26 Kilom.). Am St.-Gotthardtunnel waren 1877 222 Bohrmaschinen und durchschnittlich 3300 Arbeiter beschäftigt. Auf 31. Dec. war der Stand der Arbeiten der folgende: Richtstollen 7436 Mt., Erweiterung derselben 5107 Mt., Sohlenschlitz 3828 Mt., Strosse 2786 Mt., Gewölbe 2919 Mt., Widerlager 2312 Mt. Am 31. Juli 1878 waren die Richtstollen auf 10,521 Mt. vorgerückt und der Tunnel auf einer Länge von 4609 Mt. vollständig fertig. Als am 2. Oct. 1878 die internationale Inspection der Tunnelarbeiten stattfand, betrug die Länge der beiden Richtstollen 11,389 Mt.; auszuführen blieben also noch 3501 Mt. Nach dem Stande der Arbeiten Ende 1878 war 1882 für Eröffnung des Verkehrs in Aussicht zu nehmen. Vgl. Osenbrüggen, «Der Gotthard und das Tessin» (Basel 1877); Hellwag, «Die Bahnachse und das Längenprofil der Gotthardbahn» (Zürich 1876); «Geschäftsberichte» der Gotthardbahn (Nr. 1—6, Zürich 1873—78); «Rapport trimestriel du Conseil fédéral» (Nr. 1—21, Bern 1872—78).

Sanct-Helēna (franz. Sainte-Hélène), eine berühmte Insel, Napoleon's I. Verbannungsort und bis 1840 dessen Begräbnißstätte, erhebt sich, fast senkrecht aus dem Meere aufsteigend, einsam unter 15° 55′ südl. Br. und 11° 57′ östl. L., 1900 Kilom. von der afrik., 4450 von der amerik. Küste und 1120 von der Insel Ascension entfernt, in der Mitte des Atlantischen Oceans, im Diana-Peak bis zu 538 Mt. über dem Meere. Die Insel besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen von Thälern durchschnitten sind, und erscheint aus der Ferne als eine schwarze, verbrannte, vielfach zerspaltene, von allen Seiten steil aufsteigende Felsenmasse. Sie wurde 22. Mai, dem Namenstage der heil. Helena, 1502 von dem Portugiesen João de Noza entdeckt und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie unbewohnt, und man fand daselbst nur Schildkröten und Seevögel. Die Portugiesen versetzten zwar vierfüßige Thiere und Geflügel dahin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien aus, doch legten

sie keine Niederlassung an. Zu verschiedenen malen ließen sich Europäer auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer fest, verpflanzten neue Thiere dahin und säeten neue Getreidearten aus. Die Englisch-Ostindische Compagnie erhielt 1650 S. von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der Guten Hoffnung und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer bemächtigten sich zwar 1673 der Insel wieder durch Ueberrumpelung; doch noch in demselben Jahre eroberte die Compagnie sie von neuem, baute das Fort St.-James und blieb seitdem im Besitz derselben, bis 1834 die Verwaltung in die Hände der brit. Regierung überging. Die Insel hat einen Flächeninhalt von 121 QKilom., 11 Kirchen und Kapellen, 18 Schulen mit 1151 Zöglingen und (1871) 6241 E., darunter 565 Neger und 403 Seelente, zum Theil befreite Sklaven, auch Malaien und einige Chinesen. Vermöge der vulkanischen Natur der Insel ist sie mit Lava und fruchtbarer Erde bedeckt. Sonderbar aber ist es, daß sich die Fruchtbarkeit nur in den höhern Regionen zeigt, während die niedrigern Anhöhen und die Thäler ziemlich öde sind. Gerade die höchsten Gipfel und Plateaux sowie die steilsten Abhänge sind mit üppigem Pflanzengewächs bedeckt. Eine 7—8 Kilom. im Umkreise haltende Hochfläche ist die größte Ebene der Insel. Das Klima ist sehr mild, nur zwischen 10—16° R. schwankend und dabei sehr ungesund; in den Thälern ist es drückend heiß. Stürme und Erdbeben sind selten. Die Regenzeit tritt zweimal im Jahre ein, im Januar und im Juni, und dauert jedesmal 9—10 Wochen. Das Pflanzenreich liefert afrik. und europ. Producte nebeneinander, Palmen und Eichen, Bambusrohr und Kastanien, Pisang und Aepfel, Bataten, Südfrüchte u. s. w. Wein und Getreide fehlen und müssen eingeführt werden, besonders vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Von der ganzen Bodenfläche ist nur ein Sechzigstel cultivirt, obwol ein Fünftel guten Boden hat, ein Viertel wird von Grasweiden eingenommen. Es gibt wenige Pferde, desto mehr Ziegen, Rindvieh, Schafe, Schweine, Kaninchen, Perlhühner, Rebhühner, Fasanen, Schildkröten und Fische. Mehr als 160 klare Bäche geben frisches, gesundes Trinkwasser. Die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber, wegen der Passatwinde, die dahinfahrenden) Schiffe finden bei S. auf halbem Wege den besten Erfrischungsort, und nächst der Landwirthschaft leben die Bewohner hauptsächlich vom Schiffsverkehr. Der Hauptort Jamestown an der St.-Jamesbai im Nordwesten, in deren Nähe sich das jetzt leere Grabmal Napoleon's I. (s. d.) befindet, ist der einzige Landungsplatz der Insel und besteht aus einer Straße mit 4 bis 500 Häusern und etwa 1500 E. Die Häuser sind in einem so engen Thale erbaut, daß sie unmittelbar an den Felsen stoßen. Die Stadt ist neuerdings durch die aus Afrika herübergekommenen Termiten (Ameisen) arg verwüstet worden. Daneben erhebt sich auf einem 183 Mt. hohen Felsen ein Fort. Bemerkenswerth ist eine neuerbaute Sternwarte. Es gibt sonst keine Ortschaften auf der Insel, sondern nur zerstreute Höfe. Ein solcher ist auch Longwood, einst der Aufenthalt Napoleon's I., jetzt ein Oekonomiegebäude, das sich im Privatbesitz befindet. Es liegt auf einer 460 Mt. hohen Hochebene. Gegen feindliche Landungen ist die Insel nicht blos durch die hohen Felsen und die heftige Brandung gesichert, sondern es sind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, die sie zu einem Gibraltar machen. Gegen 200 Schiffe kommen jährlich in S. an. Die Insel war von jeher berühmt wegen der Sicherheit ihrer Rhede. Um so mehr überraschte das Ereigniß vom 17. Febr. 1849, wo die Rollers oder Sturmwogen, stufenweise höher steigend, gerade über der Stadt hereinbrachen und große Verheerung anrichteten. Vgl. Melliß, «S., a physical, historical and topographical description» (Lond. 1875).

Sanct-Jakob, an der Birs, ein Dörfchen mit einer kleinen Kirche und Hospital, eine Viertelstunde von Basel, hat in den Jahrbüchern der schweiz. Geschichte eine bleibende Stelle durch die Schlacht vom 26. Aug. 1444, in welcher 1300 Schweizer gegen 20,000 Armagnaken unter dem Dauphin Ludwig fochten, die Kaiser Friedrich III. zur Beschützung seiner habsburger Besitzungen herbeigerufen hatte. Nur 16 Schweizer retteten sich; alle übrigen fielen auf dem Schlachtfelde. Aber ihr heldenmüthiger Widerstand hatte den Erfolg eines entscheidenden Siegs und bewirkte den Rückzug des franz. Heers. Der Gedächtnißtag der Schlacht wird in Basel alljährlich durch ein Volksfest gefeiert. Außer der 1844 in die Mauer der Kirche eingefügten Gedenktafel erinnert an den Tag von S. das prachtvolle Denkmal von Schlöth, welches 1872 an der Stelle des alten, 1824 errichteten bescheidenen Monuments gesetzt wurde.

Sanct-Moritz (ladinisch San-Murezzau), das höchste Pfarrdorf des Engadin (s. d.) im schweiz. Canton Graubünden, 1856 Mt. über dem Meere, 90 Mt. über dem St.-Moritzsee, 5 Kilom. südwestlich von Samaden (s. d.) auf einer Bergterrasse der linken Thalseite herrlich gelegen, zählt (1870) 401 meist prot., fast zur Hälfte deutsche E. und ist einer der besuchtesten

Curorte Europas. Seine Eisensäuerlinge, schon um 1539 von Paracelsus rühmend erwähnt, übertreffen an Kohlensäure- und Natrongehalt sogar die berühmten Quellen von Pyrmont, Schwalbach und Spaa; sie entspringen mit einer Temperatur von 5,6° C. 2 Kilom. südlich vom Dorfe auf dem rechten Innufer in der Niederung zwischen den Seen von S. und Silvaplana; das Wasser wird sowol getrunken als zu Bädern benutzt. Die Curzeit dauert vom Juni bis Ende September. Bis in die letzten Jahrzehnte sehr ärmlich und vernachlässigt, hat sich seit 1854 der Curort außerordentlich gehoben, die Badeeinrichtungen wurden verbessert, eine neue Trinkhalle gebaut, die Umgegend des Bades durch Anlagen verschönert, eine neue Poststraße angelegt. Außer dem Curhaus, das in unmittelbarer Nähe der Quellen und der Trinkhalle steht, sorgen zahlreiche Gasthöfe und Pensionen theils im Dorfe, theils in der Niederung bei den Bädern für die Unterkunft der Curgäste. Zu der alten Pfarrkirche haben sich eine anglikan. Kapelle, eine röm.-kath. und eine franz.-prot. Kirche gesellt. Vgl. Lebert, «Das Engadin und seine Heilquellen» (Bresl. 1861); Husemann, «Der Curort S.» (Chur 1874); Tarnezel, «Das Ober-Engadin» (Chur 1876). — S. im Wallis s. Saint-Maurice.

Sanct-Pölten, Hauptstadt des ehemaligen Kreises ob dem Wienerwalde im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, 61 Kilom. westlich von Wien am linken Ufer des Treisenflusses und an der Kaiserin-Elisabethbahn, von der hier die Niederösterreichische Südwestbahn abzweigt, ist Sitz des Kreisgerichts und einer Bezirkshauptmannschaft sowie eines Bischofs und Domkapitels und zählt (1869) 7779 E. Bemerkenswerthe Gebäude sind die bischöfl. Residenz (das ehemalige Chorherrenstift, die älteste Klosterstiftung im Lande), das Rathhaus und die im Innern reich ausgestattete Domkirche; minder ansehnlich ist die Franciscaner-Pfarrkirche. Von höhern Unterrichtsanstalten sind vorhanden ein bischöfl. Priesterseminar, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Cadetteninstitut; auch bestehen daselbst ein Englisches Fräuleinstift, ein Taubstummeninstitut. Die Bewohner treiben Landwirthschaft, Handel und Gewerbe. Vgl. Kerschbaumer, «Geschichte des Bisthums S.» (2 Bde., Wien 1875—76).

Sanct-Veit, Stadt in Kärnten am Einflusse der Wimitz in die Glan und an der Kronprinz-Rudolfsbahn, 19 Kilom. nördlich von Klagenfurt, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1869) 2399 E. Die Stadt war bis 1318 die Hauptstadt des Landes und bis in die jüngste Zeit der Stapelplatz des kärntnerischen Eisenhandels. Auf dem nahen Zolfeld stand Virunum, die Hauptstadt von Mittelnoricum, dort empfingen im spätern Mittelalter die Herzoge von Kärnten auf einem steinernen Stuhle unter freiem Himmel die Huldigung unter eigenthümlichen Gebräuchen. Der Brunnen am Hauptplatz mit der weißen Marmorschale von 9 Mtr. Umfang wurde im Zolfelde ausgegraben.

Sanct-Wendel, Kreisstadt im Regierungsbezirk Trier der preuß. Rheinprovinz, an der Blies und der Rhein-Nahe-Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine kath. Kirche mit den Reliquien des heil. Wendelin, ein Progymnasium, eine Ackerbauschule und eine mehrklassige Volksschule und zählt (1875) 3696 E., welche Tabacksfabriken, eine Wollspinnerei, eine Tuchfabrik und Ziegeleien unterhalten. S. erhielt 1332 Stadtrechte, war 1816—34 Hauptstadt des vom jetzigen Kreise S. gebildeten koburg. Fürstenthums Lichtenberg (s. d.) und ging durch Staatsvertrag vom 31. Mai 1834 an die Krone Preußen über.

Sanction nennt man die feierliche Bestätigung eines Gesetzes, Beschlusses u. s. w., desgleichen denjenigen Theil eines Zwangsgesetzes, welcher für den Fall der Uebertretung bestimmte Rechtsnachtheile androht. Auch führen einige wichtige Staatsgesetze vorzugsweise diesen Namen. (S. Pragmatische Sanction.)

Sanctius (Franz), eigentlich Sanchez, berühmter span. Philolog und Humanist, geb. 16. Febr. 1523 zu Las-Brozas, gest. 17. Jan. 1601 zu Salamanca als Professor der Rhetorik und der griech. Sprache, hat sich um das Studium der lat. Sprache durch eine bessere Anordnung, Planmäßigkeit und schärfere Bestimmung des Regelwesens derselben ein großes Verdienst erworben. Sein hierhergehöriges Hauptwerk, unter dem Titel «Minerva, seu de causis linguae Latinae commentarius» (Salam. 1587), welches später zu wiederholten malen von Scioppius und Perizonius, zuletzt am besten mit den Commentaren derselben von Scheid (Leid. 1795) und Bauer (2 Bde., Lpz. 1793—1801) herausgegeben wurde, enthält feine und scharfsinnige Bemerkungen. Seine übrigen Abhandlungen und Erläuterungen zu lat. Schriftstellern finden sich in der Gesammtausgabe seiner Werke von Majans (4 Bde., Genf 1766).

Sanctuarium (kirchenlat.) heißt in der röm. Kirche überhaupt nicht blos der Ort um den Altar, besonders um den Hochaltar, sondern insbesondere auch der Ort zur Aufbewahrung der einer Kirche zugehörigen Reliquien und anderer Heiligthümer.

Sand ist der allgemeine Name für jede Anhäufung kleiner, loser Mineralkörner; in der Regel bestehen diese Körner aus Quarz, denen indessen zuweilen auch Glimmerblättchen oder andere Mineralkörner beigemengt sind. Solcher S. entsteht nun entweder durch Zerstörung fester Sandsteine oder anderer quarzhaltiger Gesteine mittels Verwitterung u. s. w. und findet sich daher am Fuße aller Sandsteinberge und in den von solchen herkommenden Bächen und Flüssen, theils bildet er, und dann oft als Kies mit größern Kieselfragmenten untermischt, zum Theil sehr mächtige und ausgedehnte Schichten in den Gebieten der jüngsten geolog. Perioden und bedeckt große Strecken des Flachlandes. Wegen seiner Beweglichkeit, die zum Sprichwort geworden ist, wird er leicht ein Spiel des Wassers oder auch des Windes, welche ihn mit sich führen und an ruhigen Stellen wieder ablagern, wodurch Sandbänke und Alluvionen in Flüssen, Deltas und Dünen an der Seeküste gebildet werden. Solange indeß solche Sandanhäufungen nicht durch Bedeckung mit Vegetation einige Stabilität erlangt haben, unterliegen sie auch der Bewegung durch Winde (**Flugsand**), und für Küstenländer kommt es hauptsächlich darauf an, durch geeignete Mittel die Fixirung der Sandanhäufungen zu beschleunigen. Man nennt dergleichen Sandanhäufungen in Norddeutschland gewöhnlich **Sandschollen** und hat besondere Methoden erfunden, um sie zu fixiren. Am häufigsten geschieht es durch den Anbau gewisser Pflanzenarten, welche das immer wiederholte Ueberschütten nicht nur gut vertragen, sondern es zu ihrer längern Dauer sogar bedürfen, und die den S. mit ihren Ausschlägen stets aufs neue durchdringen, z. B. des Sandrohrs oder Halmgrases (Arundo arenaria), des Sandriedgrases (Carex arenarius), des Sandhafers (Elymus arenarius) oder der Quecken (Triticum repens). **Sandhosen** kommen besonders in den Sandwüsten Afrikas vor und bestehen darin, daß ein Wirbelwind sich gänzlich mit S. beladet. Der nur aus Quarz bestehende S., besonders der durch Wasser ausgewaschene **Flußsand**, ist die bequemste und beste Form für technische Anwendung der Kieselsäure zu Mörtel, Ziegel, Thonwaaren, Glas u. s. w., und Etablissements dieser Art hängen in ihrem Gelingen sehr vom Vorhandensein geeigneten S. ab.

Sand (George) ist Pseudonym der französischen Romanschriftstellerin Amantine Lucile Aurore Baronin von **Dudevant**, geborene Dupin. Sie wurde 5. Juli 1804 zu Paris geboren; ihr Vater, **Maurice Dupin**, der unter der Republik und dem Kaiserreiche als Offizier mit Auszeichnung gedient hatte und 1808 starb, war der Enkel des berühmten Marschalls Moritz von Sachsen, des natürlichen Sohnes August's II. und der Gräfin Aurora von Königsmark. Zuerst auf dem Schlosse Nohant, bei Lachâtre in Berri, von ihrer nicht sehr frommen Großmutter, Madame Dupin de Francueil (Gräfin von Horn, einer natürlichen Tochter des Marschalls von Sachsen), nachher (1817—20) in einem Kloster zu Paris erzogen, heirathete sie 1822 den Baron Casimir Dudevant, Sohn eines von Napoleon I. geadelten Offiziers, von dem sie zwei Kinder (Maurice und Solange) hatte, trennte sich 1831 auf gütlichem Wege von ihrem Manne und lebte dann allein mit ihrer Tochter in Paris. Ihr erster Roman «Rose et Blanche» war gemeinschaftlich mit Jules Sandeau (s. d.) geschrieben; 1832 veröffentlichte sie unter dem literarischen Namen George S. den Roman «Indiana», und gleich nachher folgten «Valentine» und «Lélia». Im J. 1833 besuchte sie mit A. de Musset Italien, ließ die «Lettres d'un voyageur» erscheinen, und brachte von ihrer Reise die Anregung zu mehrern Romanen mit: «Jacques», «André», «Leone Leoni», «Simon», «Mauprat» (1834—35). Ein gerichtliches Urtheil verfügte 1836 die Scheidung der Ehegatten von Tisch und Bett und übertrug der Mutter die Erziehung ihrer Kinder. Im Jahre 1838 machte sie mit Chopin die Reise nach Majorca. Sodann folgten viele große Romane mit mehr oder weniger phantastischen Tendenzen: «Spiridion», «Les sept cordes de la lyre», «Le compagnon du tour de France», «Horace», «Consuelo», «La comtesse de Rudolstadt», «Jeanne», «Le meunier d'Angibault», «Le péché de Monsieur Antoine» und etliche kleinere Erzählungen ohne unerquickliche Nebenabsichten: «Lucrezia Floriani», «Piccinino», «La petite Fadette», «François le Champi», «La mare au diable» (1839—46). Nach dem Ausbruch der Februarrevolution von 1848 warf sie sich in die davon veranlaßte polit.-radicale Bewegung, schrieb die Einleitung zu den berüchtigten «Bulletins de la République», zwei «Lettres au peuple», und begründete ein demokratisch-socialistisches Wochenblatt: «La cause du peuple». Folgende Romane aus späterer Zeit: «La Filleule», «Mont-Revêche», «Les maîtres sonneurs», «Jean de la Roche», «La ville noire», «Le marquis de Villemer», «Mademoiselle de la Quintinie», «La confession d'une jeune fille» (1853—64) zeigen ein Zurückgehen auf tendenzlose Poesie. Seit 1849 bethätigte sich S. ebenfalls nicht ohne Erfolg als Theaterdichterin und bereicherte die franz. dramatische Literatur mit einer Anzahl von Werken,

unter welchen drei bis vier bemerkenswerth und in der Achtung der Zeitgenossen sehr hoch gestellt sind: «François le Champi» (1849, im Odéon); «Claudie» (im Odéon, 1851), ein höchst getreues, anziehendes Gemälde des Lebens der Landleute in der Heimat der Dichterin, und ihr Meisterwerk: «Le Marquis de Villemer» (im Odéon, 1853), zu dessen ungemein glänzender Aufnahme freilich die Mithülfe des jüngern Dumas beitrug; «Le mariage de Victorine», ein interessantes Stück, das bei seinem Erscheinen (1855, auf dem Théâtre Français) wenig gespielt wurde, aber seit dem Tode der Dichterin einstimmigen Beifall erntete. Ihre Dramen sind unter dem Titel: «Théâtre complet de George S.» (4 Bde., Par. 1866—67) gesammelt. Im J. 1854 hatte S. im Feuilleton der «Presse» ihre Memoiren veröffentlicht unter dem Titel: «Histoire de ma vie» (deutsch von Glümer, 12 Bde., Lpz. 1854—56). Später stellte sie ihre Erlebnisse in «Impressions et souvenirs» (Par. 1873) dar. Nach dem Staatsstreich 1851 lebte sie auf ihrem Schlosse zu Nohant bei La Châtre in Berri (Depart. Indre), wo sie auch 8. Juni 1876 starb und 10. Juni beerdigt ward. Im J. 1877 wurde ihr eine vom Bildhauer Clésinger gefertigte Statue im Foyer des Théâtre Français zu Paris aufgestellt.

George S. behauptet unstreitig den ersten Rang unter den Schriftstellerinnen, welche dieselben Dichtungsarten bearbeiteten. Ihre erstaunliche Fruchtbarkeit, obschon etwas Phänomenhaftes an einem solchen Schriftstellerleben, dürfte ihren Autorruhm nicht steigern. In ihrer Romanengalerie ist manches auszuscheiden; doch bleiben immerhin noch mehrere Meisterwerke und zahlreiche Schöpfungen, wovon keine ganz gleichgültig und unbedeutend ist. Als Romandichterin besaß sie nicht alle Eigenschaften in vorzüglichem Grade: tief studirte und gründlich psychologisch durchgeführte Charaktere fehlen; der Dialog hat nicht viel Abwechselndes und Unerwartetes; ihr geistiges Wesen vertrug sich zu wenig mit der realistischen, ins Kleinlichste eingehenden Genauigkeit, die man gegenwärtig an einem Romandichter überschätzt und von ihm verlangt. Was sie dagegen auszeichnet und so überaus hoch stellt, ist die Lebendigkeit der Erzählung, der unübertreffliche Reiz der Beschreibung, das wunderbare Talent, alles, was sie mit ihrer Feder berührt, zu verwandeln, zu verschönern und zu idealisiren, die Beredsamkeit der Leidenschaft, die ganze Art und Weise zu schreiben, ein eigenthümlicher, klarer, rasch dahinströmender, aus dem Herzen hervorgequollener und den bewundernden Leser mit sich fortreißender Stil. George S. zählt mit Recht nicht blos zu den großen Romandichtern, sondern auch zu den classischen Schriftstellern der franz. Sprache und Literatur. Sie arbeitete sich ziemlich schnell durch die erste rhetorische und declamatorische Periode hindurch; aber ihr ursprüngliches Wesen bestand fort. Sie hatte von Natur einen Hang zum Glauben mit absoluter Ueberzeugung, einen Drang zum Propagandamachen und quälte sich mit der Lösung vermeintlich großer, bedeutender Staats- und Gesellschaftsprobleme, die ganz einfach die natürliche Beschaffenheit der Dinge und Zustände sind. Diese Gemüthsstimmung hing aufs engste zusammen mit dem für sie beinahe ebenso charakteristischen Mangel an kritischem Urtheil und Scharfsinn, der begreiflich macht, daß sie wunderliche Einflüsse erleiden konnte, vor welchen ihre Geistesüberlegenheit, scheint es, sie hätte bewahren müssen. Nach den ersten Romanen, sprühend von jugendlicher Leidenschaft, feuriger Phantasie und schwärmerischer Opposition gegen alle Dinge auf der Welt, folgten allerlei Tendenzromane religiös-philos., demokratisch-socialistischen, theoretisch-ästhetischen Inhalts, welchen sie nicht aus dem Grunde ihres eigensten Wesens erzeugt, sondern aus dem Ideenkreise ihrer nächsten Umgebung aneupfunden und romanhaft umgestaltet wiedergegeben hatte. Die ihrem reifern Alter angehörenden Dorfgeschichten und Bauernromane sind die tendenzlosesten und vielleicht deswegen die vollkommensten ihrer Werke. In den Schriften der letzten Jahre und der letzten Manier ist das Talent nicht geringer, der Lichtglanz ebenso reichlich ausgegossen, aber mehr zerstreut, und die darin athmende Gemüthsruhe vorzüglich bemerkenswerth. George S. begann mit Abtrünnigkeit von aller hergebrachten gesellschaftlichen Sitte und Ordnung und endete als sittsame, musterhafte Haus- und Familienmutter, man könnte hinzusetzen, und als eifrige, gelehrte Naturforscherin, so sehr ist in den Romanen ihrer letzten 15 Lebensjahre die ernste Beschäftigung mit naturhistor. Gegenständen hervortretend und bezeichnend für ihre wißbegierige, kräftige, umfassende Intelligenz. Vgl. Katscher, «George S. Ein literarisches Porträt» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1876, 2. Hälfte).—

Ihr Sohn, Maurice Dudevant (geb. 1825 zu Paris), ebenfalls Schriftsteller unter dem Pseudonym Maurice Sand, hat unter anderm ein interessantes Buch über die Charaktermasken der ital. Komödie, «Masques et bouffons» (2 Bde., Par. 1860), geschrieben. Ein anderes Werk, «Légendes rustiques» (Par. 1861), eine Sammlung franz. Volksmärchen, ist eine gemeinschaftliche Arbeit von ihm und seiner Mutter. Seine Gattin ist die Tochter des

berühmten Kupferstechers Calamatta. — Solange Dudevant, das Lieblingskind der Mutter, heirathete den Bildhauer Clésinger; doch wurde die Ehe bald wieder getrennt.

Sand (Karl Ludw.), der Mörder Kotzebue's, geb. 5. Oct. 1795 zu Wunsiedel, wo sein Vater Justizrath und Amtmann war und 1823 starb, erhielt eine sorgfältige Erziehung. Nachdem er zu Tübingen seit 1814 mit Eifer sich theol. Studien gewidmet, trat er 1815 als Cadet unter die freiwilligen bair. Jäger des Rezatkreises, kam aber nicht ins Gefecht. Nach dem Frieden setzte er seine Studien zu Erlangen fort. Hier schon zeigte er stets einen gewissen Tiefsinn und eine in schwärmerischen Ideen sich ergehende Begeisterung für Religion und Vaterland. Als Mitglied der jenaer Burschenschaft gehörte er zu den Ordnern des Wartburgfestes. In Manheim lebte damals Kotzebue (s. d.), der durch Spott und Witz die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Fürsten und des russ. Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die polit. Volkskraft Deutschlands zu lenken beabsichtige. Das «Literarische Wochenblatt», die Auftritte in Weimar, Luden's, Oken's, L. Wieland's und Lindner's Verfolgung, endlich die die akademische Freiheit mit ihrem Untergange bedrohende Stourdza'sche Schrift, deren Abfassung man Kotzebue zuschrieb, dies und manches andere reiften in S. den Entschluß, Kotzebue zu ermorden. Mit diesem schon im Dec. 1818 gefaßten Vorhaben verließ er 9. März 1819 Jena, kam am 23. früh um 10 Uhr nach Manheim, ließ schon um 11 Uhr sich in Kotzebue's Wohnung anmelden, wurde aber auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wiederbestellt. Als er um die bestimmte Zeit erschien, führte man ihn in ein Zimmer, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Nach den gewöhnlichen Fragen zog S. einen Dolch und stieß ihn mit den Worten: «Hier, du Verräther des Vaterlandes!» Kotzebue ins Herz. Nachdem er ihm noch zwei Stiche versetzt, stieß er sich selbst eine Waffe, die er sein kleines Schwert nannte, in die linke Brust, zog den Stahl heraus und ging ungehindert die Treppe hinab, bis an die Hausthür, wo er eine Schrift, «Todesstoß dem August von Kotzebue» überschrieben, einem Bedienten gab, der nach der Wache eilte. Kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er dem zusammengelaufenen Volke zu: «Hoch lebe mein deutsches Vaterland!» kniete nieder und stieß mit den Worten: «Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!» das sog. kleine Schwert wiederholt in seine linke Brust. Man schaffte ihn ins Hospital und 5. April ins Zuchthaus, wo er mit vieler Rücksicht behandelt wurde. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer 8. April überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft dabei, daß er keine Mitschuldigen habe, und bewies stets die größte Ruhe. Am 3. Sept. 1819 war das Schlußverhör beendigt. Die Acten wurden dem manheimer Hofgerichte, als dem ordentlichen Richter, übergeben, das 5. Mai 1820 das Todesurtheil über ihn aussprach, welches, von dem Großherzog von Baden bestätigt, 20. Mai früh halb 6 Uhr mit dem Schwerte vollzogen wurde. Sein Verbrechen wurde die Veranlassung strenger Ueberwachung der deutschen Universitäten. (S. Burschenschaft.) Vgl. Hohehorst, «Vollständige Uebersicht der gegen S. geführten Untersuchung» (Stuttg. 1820), dessen Verkauf erst 1823 gestattet wurde; «Actenauszüge aus dem Untersuchungsproceß über S.» (Lpz. 1821); «Noch acht Beiträge zur Geschichte Aug. von Kotzebue's und S.'s» (Lpz. 1821).

Sandale (griech.), eine schon im frühesten Alterthum übliche Fußbekleidung, war ursprünglich eine Sohle von Holz, die um den Oberfuß mit Riemen befestigt wurde. Vorzugsweise trugen die Frauen solche S., die dann in ganz leichten und bequemen, am Rande meist zierlich gesteppten Kork- oder Ledersohlen bestanden und zunächst in den Zimmern, besonders wenn sich die Frauen gegenseitig in ihren Häusern besuchten, gleich unsern Pantoffeln getragen wurden. Mit dem zunehmenden Luxus stieg auch die Kostbarkeit dieser S., die endlich einen Hauptartikel weiblicher Eleganz bildeten. Man liebte sie besonders aus zartem purpurfarbigen Leder, deren Riemenwerk reich mit Stick- und Metallarbeit ausgestattet wurde. Eine ganz andere Art, aus einer starken, oft dreifachen Sohle bestehend, bei den Männern noch mit Nägeln beschlagen und fester geschnürt, waren die sog. tyrrhenischen S., die zum Ausgehen auf die Straße dienten. Noch sind die S. im Orient gewöhnlich. Auch nennt man S. die mit Gold und Perlen gestickten Prachtsocken, welche die höhern kath. Geistlichen bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen. Aehnlich sind die noch erhaltenen S. des Krönungsornates der frühern deutschen Kaiser: von karmoisinrothem Seidenzeug, im übrigen aber mit goldenem Stickwerk in Form von Greifen und Sirenen und reicher Perlstickerei verziert, sowie mit einer Goldborte eingefaßt.

Sandarak oder Sandaraharz (Resina Sandaraca) ist ein zerreibliches, trockenes, fast durchsichtiges, geschmackloses, gelblichweißes Harz, welches in länglichen, außen etwas

bestäubten, auf dem Bruche glänzenden Stücken zu uns kommt, in Terpentinöl sich vollständig, in Alkohol aber unvollständig auflöst und erwärmt oder auf Kohlen gestreut angenehm aromatisch riecht. Dasselbe schwitzt aus der Rinde eines im nördl. Afrika einheimischen 5—7 Mt. hohen oder auch nur strauchigen Nadelholzes, des vierklappigen Sandarakbaums (Callitris quadrivalvis Vent.), welcher der Cypresse ähnlich ist, aber stielrunde, schlänglichte Aestchen und sehr breit geflügelte Samen trägt. Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: auserlesenen (Sandaraca electa) und gemeinen S. (Sandaraca in sortis). Die Anwendung des S. ist heutzutage ziemlich unbedeutend, zumal da er größtentheils mit dem Mastix übereinkommt. Das feingepulverte Harz wird auf radirte Stellen des Schreibpapiers gerieben, damit wieder darauf geschrieben werden kann, ohne daß die Tinte breitfließt. Auch benutzt man dieses Harz zu Räucherpulvern, Salben und Weingeistfirnissen. Das Sandarakharz besteht aus einem Gemisch von drei Harzen, die saure Eigenschaften besitzen; 80 Proc. lösen sich in kaltem Alkohol. Die harzige Substanz, die sich bei gemeinem Wachholder unter der Rinde ansammelt und dann sich auch oft in der Erde vorfindet, heißt deutscher S. oder Wachholderharz und war früher officinell.

Sandbank nennt man jede größere Anhäufung von Sand in Flußbetten oder auf dem Meeresboden, wenn sie die Wasseroberfläche nahe oder vollständig erreicht und dadurch der Schifffahrt mehr oder weniger hinderlich wird. In Flüssen finden sich solche Sandbänke in der Regel nur in ihrem Unterlauf, und an solchen Stellen ihres Oberlaufs, wo ihr Gefälle ein geringeres wird, im Meere gewöhnlich nur in der Nähe der Küsten, besonders vor Flußmündungen, zuweilen aber auch in großer Ausdehnung parallel den Küsten.

Sandberger (Fridolin), verdienstvoller Mineralog und Geognost, geb. 22. Nov. 1826 zu Dillenburg in Nassau, erhielt seinen ersten Unterricht auf dem humanistischen Gymnasium zu Weilburg und besuchte später die Universitäten Bonn, Heidelberg, Gießen und Marburg, um sich für die akademische Laufbahn auszubilden. Im J. 1849 wurde ihm von der herzogl. Regierung die Leitung des naturhistor. Museums und des nassauischen Naturwissenschaftlichen Vereins übertragen, die er bis zum Herbst 1854 fortführte, wo er als Professor der Mineralogie und Geologie an das Polytechnicum zu Karlsruhe übersiedelte. In dieser Stellung war er vielfach mit geolog. Aufnahmen in verschiedenen Theilen des Schwarzwaldes beschäftigt, vollendete die schon in Wiesbaden mit seinem Bruder begonnene Monographie des rhein. Schichtensystems in Nassau, und gab die inhaltreiche Monographie des Mainzer Tertiärbeckens, sowie verschiedene Abhandlungen über die Geologie des Schwarzwaldes heraus. Im J. 1863 führte ihn ein neuer Ruf als ord. Professor der Mineralogie und der bis dahin nicht vorgetragenen Geologie an die Universität Würzburg, wo seine Studien zunächst auf die fränk. Triasgruppe und auf das weite Gebiet der fossilen Land- und Süßwasserconchylien gerichtet waren. Hierher gehört seine Arbeit: «Die Land- und Süßwasserconchylien der Vorwelt» (Wiesb. 1871—76). Seitdem beschäftigt er sich vorwiegend mit mineralog., petrograph. und chem.-geolog. Arbeiten.

Sanddorn, Pflanzenart, s. Hippophaë.

Sandeau (Léonard Sylvain Jules), namhafter franz. Romanschriftsteller und Theaterdichter, geb. 19. Febr. 1811 zu Aubusson im Depart. Creuse, ging nach Paris, um daselbst Jurisprudenz zu studiren, widmete sich aber bald der Literatur. Den Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn bezeichnet der Roman «Rose et Blanche» (5 Bde., 1831), gemeinschaftlich mit George Sand (s. d.) gearbeitet und deshalb später den Werken dieser unter beiden Verfassern am berühmtesten gewordenen Schriftstellerin beigefügt. Hierauf folgte der von S. allein verfaßte Roman «Madame de Sommerville» (1834). Sodann lieferte er viele Beiträge für den «Figaro», den «Corsaire» und für die «Revue de Paris», wo er zehn Jahre die Theaterkritik besorgte. Der glänzende Erfolg seines Romans «Mariana» machte den Autor zum Mitarbeiter an der «Revue des deux mondes», welche seitdem den größten Theil seiner Romane und Novellen zuerst ins Publikum brachte. Dem Theater blieb er bis 1851 fern, doch in diesem Jahre sandte er dem Théâtre Français ein aus seinen Romanen bearbeitetes Stück: «Mlle. de la Seiglière», das auf dem Repertoire geblieben ist, und schrieb dann in Gemeinschaft mit E. Augier «La Pierre de touche» (Théâtre Français, 1853), «Le gendre de M. Poirier» (Gymnase, 1850) und «La ceinture dorée» (Gymnase, 1855). Im J. 1858 wurde er Mitglied der Französischen Akademie. Eine Sammlung von Novellen erschien 1859 in zwei Bänden. Eine seiner letzten Novellen «Jean de Thommeray» (in der «Revue des deux mondes», auch besonders abgedruckt, 1872) fand mit seinem die bewegende politische Tagesfrage betreffenden Inhalt außerordentlichen Anklang und wurde 1874 von E. Augier und dem Verfasser zu einem patriotischen Rührstück verarbeitet.

Sandec (poln. Sącz), zwei Städte in Westgalizien, am Nordabhange der Karpaten im obern Thale des Donajec. Neu-Sandec, am Einflusse der Kamenica in den Donajec und an der Tarnow-Leluchowbahn, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat ein Gymnasium, eine Unterreal- und eine Volksschule, ein Jesuitencollegium, eine prot. Kirche, ein allgemeines Kranken- und ein israel. Versorgungshaus und zählt (1869) 9358 E. Die im goth. Stil erbaute Pfarrkirche wurde 1448 vom krakauer Bischof Zbyhněv gestiftet. Die Stadt selbst entstand 1294 durch ein Privilegium des Königs Wenzel von Böhmen und Polen. Kasimir d. Gr. reihte (1365) Neu-Sandec unter die sechs Städte von Kleinpolen, aus denen der König seine Räthe ins oberste Tribunal wählte. Alt-Sandec, am Einflusse des Poprad in den Donajec und an der Bahn Tarnow-Leluchow, zählt 3750 E. und hat stark besuchte Jahrmärkte. Das interessanteste Gebäude der Stadt ist das ehemalige Kloster der Clarisserinnen, eine Stiftung der Gemahlin Boleslaw's V. (1280), die nach dem Tode ihres Gemahls dort den Schleier nahm. Da ihr Beispiel unter adeligen Frauen Nachahmung fand, wurde das Kloster eins der reichsten in Polen. Nach der Aufhebung des Klosters 1781 gelangten dessen Güter an den Religionsfonds, während die Kostbarkeiten zu Kriegszwecken verkauft wurden.

Sandelholz, richtiger Santelholz (Lignum Santalinum), heißen einige ausländische wohlriechende Hölzer, von denen man drei Sorten unterscheidet. Das rothe S. oder Kaliaturholz kommt in großen Stücken zu uns, ist schwer, dicht, auf dem Bruche splitterig, mehr oder minder blutroth, außen durch den Einfluß der Luft fast schwärzlichbraun, nimmt eine schöne Politur an, riecht nur sehr schwach aromatisch, schmeckt etwas adstringirend und enthält als Hauptbestandtheil einen harzigen Farbstoff, Santelroth oder Santalin, den man durch kochenden Alkohol und Ammoniak extrahiren kann. Ferner findet sich darin ein anderer krystallinischer Stoff, das Pterocarpin, der sich in concentrirter Schwefelsäure mit blutrother Farbe löst. Dieses Holz stammt von dem dunkelrothen Flügelfruchtbaume (Pterocarpus santalinus L.) und dem indischen Flügelfruchtbaume (Pterocarpus Indicus Willd.), welche im östl. Theile des tropischen Asien und auf Ceylon einheimisch sind und zu den Papilionaceen gehören. Die Rinde dieser Bäume gibt nach Einschnitten einen rothen Saft, der eingetrocknet eine dem trockenen Blute ähnliche, sehr adstringirende Masse bildet, die in jenen Gegenden als Heilmittel dient. (S. Drachenblut.) In Europa wird das rothe S. fast nur zu Zahnpulvern, Räucherungen, zum Färben und zu feinen Möbel-, Marqueterie- und Drechslerarbeiten verwendet, in seiner Heimat aber sehr häufig als Arzneimittel gebraucht. Das weiße und das gelbe S. kommen von einigen Arten der Gattung Sandelbaum (Santalum L.), einer Pflanzengattung, welche den Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Santalaceen bildet. Es sind immergrüne Bäume und Sträucher mit kahlen, lederartigen, gegenständigen Blättern und kleinen end- und achselständigen Blüten, welche einen halbunterständigen Fruchtknoten und ein röhriges Perigon mit vierspaltigem Saume besitzen. Aus ihnen entstehen beerenartige einfamige Steinfrüchte. Die Arten, welche das weiße und gelbe S. liefern, sind der weiße Sandelbaum (Santalum album L.) in der ostind. Halbinsel, Malabar, auf Timor und den kleinen Sunda-Inseln, Freycinets-Sandelbaum (S. Freycinetianum Gand.) auf den Sandwichinseln und der myrtenblätterige Sandelbaum (S. myrtifolium L.) in Koromandel und Java. Das weiße S. ist nichts als der Splint oder das junge Holz, fast geruch- und geschmacklos und daher ohne Werth. Das gelbe S. ist der Kern dieser Bäume, blaßgelb bis dunkelgelb, zuweilen röthlich geadert, von einem lieblich-rosenartigen, besonders beim Reiben bemerklichen Geruche und einem aromatisch-bittern und angenehm-scharfen Geschmacke. Dasselbe dient bei uns fast nur zum Räuchern; dagegen ist es im ganzen südl. Asien ein sehr wichtiger Handelsartikel, und es werden die sehr harten und harzreichen Stücke dort bald als Aloeholz, bald als Agallocheholz, bald als Calambacholz verkauft. Auch verfertigt man daraus allerhand zierliche Schnitzwerke und Drechslerarbeiten, z. B. Körbchen, Fächer, Rosenkränze u. a. m. Mit dem Namen falsches S. wird zuweilen das Sappanholz oder ostindische Farbholz bezeichnet, welches mehr oder minder roth ist, an der Luft allmählich dunkler und fast schwärzlich wird, dem Fernambukholze nahe verwandt und als Färbematerial sehr geschätzt ist. Dieses Holz liefert die in Ostindien einheimische schiefblätterige Cäsalpinie (Caesalpinia Sappan).

Sander (Lucioperca Sandra), Zander, Schill oder Amanl, einer der besten Süßwasserfische, der sich von dem Barsche, zu dessen Familie er gehört, durch zwei getrennte Rückenflossen, Fangzähne zwischen den Bürstenzähnen und langgestreckte Gestalt unterscheidet, kommt allgemein im nordöstl. Deutschland und im obern Donaugebiete, nicht aber im Weser- und Rheingebiete vor. Er ist oben grau, unten weißlich, der Rücken braun, die Rückenflosse schwarz

punktirt, die andern Flossen schmuziggelb und verdient seiner Schmackhaftigkeit und ansehnlichen Größe wegen weitere Verbreitung durch künstliche Fischzucht.

Sanders (Daniel), ausgezeichneter deutscher Lexikograph, geb. 12. Nov. 1819 in Altstrelitz, besuchte seit 1832 das Gymnasium zu Neustrelitz und bezog 1839 die Universität Berlin, wo er zur Vorbereitung für das von ihm erwählte Lehramt namentlich mathematischen, naturwissenschaftlichen und sprachlichen Studien oblag. Nachdem S. 1842 seine Studien in Halle beendet hatte, übernahm er die Leitung der Schule in Altstrelitz, welche unter ihm einen glänzenden Aufschwung nahm, aber infolge äußerer Einwirkungen 1852 einging. Seitdem lebt S. daselbst als Privatmann, ausschließlich literarisch beschäftigt. Von seinen Schriften aus jener Zeit ist «Das Volksleben der Neugriechen» (Manh. 1845) hervorzuheben. Bei dem Erscheinen des «Deutschen Wörterbuchs» der Gebrüder Grimm wandte er sich diesen Bestrebungen zu und legte seine abweichenden Ansichten über deutsche Lexikographie zunächst in einigen kleinern Schriften nieder. Es folgte dann das «Wörterbuch der deutschen Sprache» (3 Bde., Lpz. 1859—65, 4.), ein Werk großen Fleißes mit Belegen aus Luther's Zeit bis zur Gegenwart, welches sich längst auch die Achtung seiner Gegner erworben hat. Diesem Hauptwerke S.' schlossen sich bisher an: «Handwörterbuch der deutschen Sprache» (Lpz. 1869), «Fremdwörterbuch» (2 Bde., Lpz. 1871), «Wörterbuch deutscher Synonymen» (Hamb. 1871), «Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache» (11. Aufl., Berl. 1878), «Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen. Ein stilistisches Hülfsbuch» (Hamb. 1873—77); ferner «Deutsche Sprachbriefe» (Berl. 1878) und, als Abschluß seines Hauptwerkes: «Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache» (1878). Außerdem sind von S., welcher zu den hervorragendsten Mitgliedern der im J. 1876 zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung nach Berlin berufenen Conferenz gehörte, an orthographischen Schriften zu erwähnen: «Katechismus der Orthographie» (4. Aufl., Lpz. 1878), «Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland» (1. u. 2. Heft, Berl. 1873 u. 1874), «Orthographisches Wörterbuch» (2. Aufl., Lpz. 1876) und «Orthographisches Schulwörterbuch» (Lpz. 1875); ferner ist zu nennen: «Lehrbuch der deutschen Sprache für Schulen» (2. Aufl., Berl. 1877) und schließlich ein Band Gedichte unter dem Titel: «Aus den besten Lebensstunden. Eigenes und Angeeignetes» (Stuttg. 1878).

Sandhafer, Grasart, s. Elymus.

Sandhurst, Kirchspiel in der engl. Grafschaft Berkshire, 53 Kilom. von London. Daselbst befindet sich das Königl. Militärcollegium, in seinem ältern Zweige Offiziersakademie, in seinem jüngern Vorbereitungsanstalt für die Offiziercarrière, in einem großen Gebäude mit dor. Porticus, einer Kapelle, einer Reitschule, Observatorium u. s. w. Das erstere ist mit 18,260, das zweite (Stabscollege) mit 8136 Pfd. St. dotirt.

Sandifort (Eduard), einer der berühmtesten holländ. Anatomen, geb. 14. Nov. 1742 zu Dordrecht, studirte zu Leiden und wurde daselbst 1770 Professor der Anatomie. Als seine bedeutendsten Werke sind anzuführen: die «Observationes anatomico-pathologicae» (4 Bde., Leid. 1778) und deren Fortsetzung «Exercitationes anatomico-academicae» (2 Bde., Leid. 1783—85); die «Opuscula anatomica selectiora» (Leid. 1788) und sein Hauptwerk, das «Museum anatomicum academiae Lugduno-Batavae» (2 Bde., Leid. 1789—93, mit 136 Kupfern). Eine schätzbare Sammlung ist sein «Thesaurus dissertationum, programmatum aliorumque opusculorum ad omnem medicinam facientium» (3 Bde., Notterd. 1769—78). S. starb 22. Febr. 1814. — Gerard S., Sohn des Vorigen, geb. 1779 zu Leiden, seit 1799 Prosector und des Vaters Gehülfe, seit 1801 außerord., seit 1814 ord. Professor der Anatomie und Physiologie daselbst, gest. 11. Mai 1848, hat die Fortsetzung des «Museum anatomicum» (Bd. 3 und 4, Leid. 1827—36), sowie außerdem «Tabulae craniorum diversarum nationum» (2 Bde., Leid. 1838—40) geliefert.

Sandrart (Joachim von), Maler und Kupferstecher, berühmter jedoch als Kunsthistoriker, geb. zu Frankfurt 1606, widmete sich, nachdem er eine allgemeine Bildung gewonnen, der Malerei und Kupferstechkunst, hatte in jener zuletzt Gerard Honthorst, in dieser Egidius Sadeler zum Lehrer und folgte dem erstern nach England. Hier erwarb er sich angesehene Gönner, wie z. B. den Herzog von Buckingham, nach dessen Tode er nach Italien ging, wo er in Venedig, Bologna, Florenz und Rom sich aufhielt. Für den König von Spanien malte er den Tod des Seneca und für Urban VIII. mehrere Porträts; auch fertigte er die Zeichnungen zu der «Galeria Giustiniana» (Rom 1631). Nachdem er noch Neapel und Sicilien bereist hatte, kehrte er 1635 nach Deutschland zurück; doch die Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs bestimmten ihn, nach

Amsterdam zu gehen, wo er ebenfalls viel Beifall erhielt. In Holland verkaufte er seine Sammlung von Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen um einen hohen Preis und begab sich nun auf das von seiner Frau geerbte Landgut Stockau. Später lebte er in Augsburg und malte viele Altarblätter für Kirchen in Süddeutschland. Nach dem Westfälischen Frieden wurde er 1649 nach Nürnberg berufen, um das den Vollzug desselben verherrlichende Friedensbanket zu malen, ein großes Bild mit den Porträts aller Theilnehmer, jetzt auf dem Rathhause zu Nürnberg; 1672 zog er zum zweiten mal nach Nürnberg und ward eine Hauptstütze der dort zehn Jahre früher gestifteten ersten deutschen Kunstakademie. S. starb 1688. Sein bedeutendstes Werk ist «Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst» (2 Bde., Nürnb. 1675 u. 1679, verbessert von Volkmann, 8 Bde., Nürnb. 1768—75). Auch sind seine «Insignium Romae templorum prospectus exteriores et inferiores» (Nürnb.) sehr geschätzt.

Sandschak, d. h. Banner, ist der Name der ältesten civil-militärischen Provinzial-Verwaltungsdistricte der Türkei, deren Vorsteher, die Sandschak-Beys, dem Sultan mit einer bestimmten Truppenzahl Heerfolge zu leisten hatten. Das S. entspricht ungefähr an Ausdehnung dem franz. Departement. In späterer Zeit wurden mehrere S. zu einem Ejalet (s. d.) oder Paschalik (Generalstatthalterschaft), resp. Vilajet (s. d.) zusammengefaßt. Seitdem bildet das S. eine Unterabtheilung der Provinzialverwaltung und steht unter einem Civilbeamten, der in der Regel den Titel Kaimakam (Vertreter des Generalgouverneurs) führt. — S. oder Chyrka-Scherif heißt die heil. Fahne, angeblich ein Rock des Propheten, welcher im Serai zu Konstantinopel aufbewahrt wird. Derselbe dient dem türk. Reiche als Oriflamme.

Sandstein nennt man solche Gesteine, welche wesentlich aus kleinen, mittels thonigen, mergeligen, kalkigen, kieseligen oder eisenschüssigen Bindemittels zusammengehaltenen rundlichen oder eckigen Quarzkörnern bestehen. Je nach der Verschiedenheit dieses Cements unterscheidet man thonigen, mergeligen u. s. w. Sandstein; vielfach finden sich auch kleine Glimmerschüppchen darin. Alle diese nach ihrem Bindemittel verschiedenen S. können überdies ungleich gefärbt sein durch verschiedene Mengen- und Oxydationsstufen des beigemengten Eisens, durch kohlige Theilchen, Grünerdekörnchen u. s. w. Eine gewisse Art S., welche außer Quarzkörnern sehr viel unzersetzte Feldspatkörner enthält und deshalb fast granitartig aussieht, haben die franz. Geologen Arcose benannt. Die S. entstehen durch Verkittung und Festwerden loser Sandanhäufungen und gehören durchaus zu den sedimentären, d. h. durch Wasser abgelagerten Gesteinen, und sind in der Regel deutlich geschichtet, aber meist nicht sonderlich reich an Petrefacten. Sie nehmen einen sehr wesentlichen Antheil an der Zusammensetzung sehr vieler Sedimentärformationen, in welchem Falle sie dann oft besondere Formationsbenennungen erhalten haben, wie z. B. Grauwackensandstein, Kohlensandstein, alter rother S., Buntsandstein, Keupersandstein, der Grün- oder Quadersandstein, der Molassensandstein u. s. w. Die feinkörnigen und festen Arten sind wegen ihres guten Verhaltens an der Luft und ihrer ausgezeichneten Fähigkeit, sich bearbeiten zu lassen, vorzüglich geschätzt als Bausteine und zu Bildhauerarbeiten u. s. w. Am ausgezeichnetsten sind hier die der Kreideperiode angehörigen Quadersandsteine.

Sandwichinseln oder Hawaii-Inseln, eine zu Polynesien gehörige Inselgruppe im nordöstl. Theile des Stillen Oceans, zwischen 154° 30′ und 161° westl. L. (von Greenwich) und zwischen 18° 50′ und 22° 30′ nördl. Br. gelegen, bestehend aus acht größern bewohnten Inseln und fünf kleinen Eilanden, im Gesammtumfang von 19,757 QKilom. mit (1872) 56,897 E. (49,044 Eingeborene, 889 Amerikaner, 1938 Chinesen, 2487 Mischlinge, 619 Engländer, 395 Portugiesen, 224 Deutsche, 88 Franzosen u. s. w.). Die Inseln gehören zur Klasse der hohen austral. Inseln, sind vulkanischer Natur, enthalten noch thätige Vulkane, namentlich den Mauna-Loa und den Kilauea mit seinem riesigen Krater, und werden von hohen Gebirgen bedeckt, die auf Hawaii im Mauna-Kea bis zu 4000 Mt. Höhe ansteigen. Fruchtbar, von mildem Klima und gut bewässert, bilden sie die reizendste Gruppe Polynesiens. Die Küsten sind meist steil und hoch, aber bis auf eine Ausnahme ohne Dammrisse, weshalb gute Häfen selten. Ursprünglich an Thieren sehr arm, ist jetzt durch die Verpflanzung der europ. Hausthiere, von denen nur das Schaf nicht gedeihen will, der Thierreichthum größer geworden. Dazu ist das Meer reich an Seethieren aller Art, besonders an Schildkröten. Unter den theils einheimischen, theils eingeführten Culturpflanzen sind Cocosnüsse, Bananen, Aroswurzel und Bataten Hauptnahrungspflanzen, nächst diesen Mais und Kartoffeln. Außerdem findet man den Papiermaulbeerbaum, das Zuckerrohr der Südsee, schöne Wälder, welche Schiffsbauholz liefern, sowie die europ. Südfrüchte, Weintrauben, Melonen, Obst und Gemüse verschiedener Art. Von mineralischen Producten ist nur das Salz zu nennen, welches die Küste in Menge liefert. Die Einwohner

(Kanaken) gehören zu den schönsten und kräftigsten Stämmen der polynesisch-malaiischen Familie. Noch ehe sie mit den Europäern in genauere Berührung kamen, zeichneten sie sich durch Kunstfertigkeit und sanften Charakter aus. Jetzt sind sie durch engl. und amerik. Missionare zum Christenthum bekehrt und an europ. Civilisation, doch auch an deren Laster und Entartungen gewöhnt. Die Eingeborenen zerfallen in vier Stände, deren erster aus der königl. Familie und den höchsten Staatsbeamten, der zweite aus den erblichen Statthaltern der einzelnen Inseln und Bezirke, eine Art Vasallen, von den alten Häuptlingen abstammend, der dritte aus den Vorstehern der Dorfschaften und Unterbezirke, der vierte aus der Masse des Volks besteht.

Die Inselgruppe führt officiell den Titel Königreich der Hawaiischen Inseln; die Verfassung wurde im Oct. 1840 festgesetzt, 1845 aber und namentlich 6. Dec. 1852 unter dem Einflusse der Nordamerikaner durch sehr freisinnige Institutionen modificirt, endlich 20. Aug. 1864 durch eine neue Verfassung ersetzt. Nach dieser muß der König in wichtigen Angelegenheiten einen «Geheimen Rath» versammeln, bestehend aus den Ministern (des Aeußern, Innern, der Finanzen und der Justiz) und aus vom König ernannten Mitgliedern, welche zur Hälfte aus Eingeborenen, zur Hälfte aus naturalisirten Fremden ausgewählt werden. Das Parlament besteht aus einem Herrenhause mit 20 auf Lebenszeit ernannten und einem Abgeordnetenhause mit 24—42 auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Es muß alle zwei Jahre zusammenberufen werden. Die Staatsreligion ist die protestantische; andere christl. Cultе werden geduldet. Es gibt Schulen für die Kinder der königl. Familie und der Abkömmlinge der frühern Häuptlinge, andere für die Kinder der höhern Stände, welche sämmtlich von der Regierung unterhalten werden. Die Elementarschulen gehören den Gemeinden und werden von diesen unterhalten. Die Rechtspflege wird von besondern Justizbeamten besorgt. Das Strafgesetzbuch ward vom Parlament 21. Juni 1850 erlassen. Ein oberster Gerichtshof ist aus dem Kanzler und zwei Richtern zusammengesetzt. Der Oberstaatsanwalt ist Mitglied des Cabinets und Chef der Polizei. Der König hat das Recht, alle Eingeborenen ohne Ausnahme zu den Fahnen zu rufen. Das stehende Heer beträgt nur 75 Mann. Außerdem bestehen vier Compagnien freiwilliger Infanterie, Cavalerie und Artillerie mit 400 Mann. Der Handel ist bei der Lage der Inseln, auf den großen Seehandelswegen zwischen Amerika, Asien und Australien sehr blühend; besonders dienen sie den Walfischfahrern als Stations- und Sammelpunkt. Der früher sehr lebhafte Export von Sandelholz nach China hat mit der Erschöpfung der Wälder aufgehört. Der Verkehr wird vorzüglich von den Nordamerikanern und Engländern, doch auch durch die Eingeborenen betrieben, die eine zum Theil von ihnen selbst gebaute Handelsmarine besitzen. Der Gesammtimport in sämmtlichen Häfen der Hawaiischen Inseln stellte sich 1876 auf 1,811,770 Doll. Haupteinfuhrgegenstände sind fertige Kleidungsstücke, wollene und baumwollene Waaren, Eisen- und Stahlwaaren, Bauholz u. s. w. Der Werth der gesammten Ausfuhr betrug 2,090,000 Doll.; die wichtigsten Producte der Ausfuhr sind Zucker, Reis, Kaffee, Talg, Wolle und Häute. Der Hauptexport findet nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Australien, Neuseeland und Britisch-Columbia statt. Eingelaufen waren in den Hafen von Honolulu im J. 1875 132 Schiffe zu 69,664 Tonnen, von denen 74 nordamerikanische, 35 englische, 16 hawaiische, 3 deutsche u. s. w. Die Einnahmen betrugen in der Periode 1. April 1874 bis 31. März 1876 im ganzen 1,008,191 Doll., die Ausgaben 919,357 Doll. Die Staatsschuld stellte sich 31. März 1875 auf 459,188 Doll., während die Activa 88,834 Doll. betrugen. Das Wappen der S. ist ein quadrirter Schild, in dessen erstem und viertem silbernen Felde drei rothe und blaue Querstreifen erscheinen, im zweiten und dritten goldenen ein Wedel sich befindet; in dem grünen Mittelschilde liegt ein solcher über zwei Pfeilen. Ueber dem Schild schwebt eine Krone, auf deren Zinken ein ausgespannter Schirm mit dem Reichsapfel ruht. Neben dem Schild stehen zwei Eingeborene mit hoher Mütze, in den Händen Stab und Speer. Die Flagge enthält sieben horizontale Streifen roth, weiß, blau, roth u. s. w., in der obern Ecke am Fahnenstock ein blaues Feld zweimal roth-weiß gekreuzt. Ein Ritterorden des Königs Kamehameha wurde 4. April 1865 gestiftet.

Die acht bewohnten Inseln der Gruppe sind Hawaii, Maui, Kahulawe, Lanai, Molokai, Oahu, Kauai und Nihau. Die östlichste und größte derselben ist Hawaii (10,350 QKilom.), die wichtigste ist Oahu (1817 QKilom.). Den ganzen südl. Theil der letztern Insel nimmt eine große fruchtbare Ebene ein, die den ergiebigsten, am besten angebauten und am stärksten bevölkerten District des ganzen Archipels bildet. Auch ist diese Südküste, an der sich einige erloschene Vulkane erheben, von einem breiten Dammriff umgeben, das mit dem Lande den einzigen vollkommen guten Hafen der Inselgruppe bildet, welche die Hafen- und Residenzstadt Honolulu,

Mittelpunkt der Regierung und des gesammten Verkehrs, mit 15,000 E., enthält. Seit Aug. 1878 ist von dem Hafen Punala in Südhawaii nach dem 5 Kilom. entfernten Dorfe Keaiwa die erste Eisenbahn eröffnet, um den Zucker der im Innern der Insel belegenen Plantagen ans Meer zu bringen. Auch im Norden dieser Insel wird eine Bahn von Kawaihae an der Westseite durch die verschiedenen Plantagen nach der Ostküste vermessen. Die nordwestlich von der Sandwichgruppe gelegenen Inselchen Lâysan, Lisiansky und Cornwallis oder Johnston, die 1857, und die Insel Palmyra unter 5° 50′ nördl. Br. und 144° 13′ westl. L., welche 1862 von seiten der S. in Besitz genommen wurden, tragen werthvolle Guanolager.

Geschichtliches. Die Inseln wurden 1778 durch Cook entdeckt, der 1779 auf Hawaii durch Mord fiel. Von 1784—1810 unterwarf sich König Kamehameha I., der Begründer der Civilisation auf diesen Inseln, die ganze, vormals in mehrere selbstständige Reiche getrennte Gruppe. Sein Sohn Kamehameha II. schaffte den Götzendienst ab und reiste mit seiner Gattin nach London, wo beide 1824 starben. Es folgte nun in der Regierung der Bruder des letztern, Kamehameha III., geb. 1814, der 1837 die sich eindrängenden kath. Missionare verbannte, doch wurde die Ausführung dieser Maßregel durch das Erscheinen einer franz. Fregatte unter Dupetit-Thouars verhindert. Der von Frankreich ausgeübte Zwang bestimmte die Rathgeber des Königs, das alte Verhältniß zu England näher zu untersuchen. Man fand, daß die Unterthänigkeit der Inseln zwar in zwei Verträgen stipulirt worden, in der Wirklichkeit aber nie bestanden habe, und erklärte nun feierlich die Unabhängigkeit des Archipels. Nachdem 1842 Dupetit-Thouars abermals erschienen war, um neue Begünstigungen für die Katholiken zu fordern, erfolgte 25. Febr. 1843 die Besetzung der Inseln durch die Engländer, die sie aber schon 8. Juli wieder aufgaben. Gesandtschaften nach London und Washington bewirkten 1844 die Anerkennung der Unabhängigkeit der Inseln und Souveränetät des Königs von seiten Englands und Nordamerikas. Aber schon im Februar desselben Jahres, und nochmals 26. März 1846, schloß England einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit dem Könige, welcher alle Macht in die Hände der Engländer legte und in dem sich der König als Unterthan Englands erklärte. Auch Frankreich schloß im März 1843 einen Handelsvertrag mit dem Könige ab; aber schon 1849 gerieth es wieder in Streit mit ihm. Der franz. Consul Dillon, gestützt auf eine im Hafen von Honolulu angekommene franz. Fregatte und zwei Kriegsdampfer, forderte von der Regierung Herabsetzung der Zölle, Gleichberechtigung der Missionare, Gebrauch der franz. Sprache in der officiellen Correspondenz. Als sich die Regierung dessen weigerte, landeten die franz. Truppen, besetzten das Fort, vernagelten die Kanonen, nahmen die hawaiischen Schiffe im Hafen weg, schifften sich aber nach einer Protestation des nordamerik. und engl. Consuls nach einigen Tagen wieder ein. Neue Drohungen von seiten der Franzosen im März 1851 führten den König mehr und mehr den Nordamerikanern zu. Ihm folgte 15. Dec. 1854 Kamehameha IV., geb. 1834, vermählt 1856 mit Emma Rooke. Er brach die eingeleiteten Verhandlungen über Annexion des Archipels an die Vereinigten Staaten ab und erwarb sich durch seine kluge und wohlwollende Regierung die allgemeine Achtung, auch in England, das er mit seiner Gemahlin besuchte. Nach seinem Tode im Nov. 1863 regierte sein Bruder Lot als Kamehameha V., bis derselbe 25. Dec. 1872 starb. Ihm folgte zunächst Lunalilo I. (ein Enkel des Königs Kamehameha I., geb. 31. Jan. 1835), welcher aber schon 3. Febr. 1874 starb. Seit 12. Febr. 1874 ist Kalakaua I. (geb. 16. Nov. 1836) König in Hawaii. Vgl. die Reiseberichte von Ellis (deutsch, Hamb. 1827), Stewart (Lond. 1830), Anderson (2. Aufl., Bost. 1864), Hill (Lond. 1856), Hopkins («Hawaii, the past, present, and future of its island-kingdom», 2. Aufl., Lond. 1866), Remy («Ka Moolelo Hawaii. Histoire de l'archipel havaïien», Par. 1862); Oberländer, «Oceanien» (Lpz. 1873); Meinicke, «Die Inseln des Stillen Oceans» (Lpz. 1875); Bird, «The Hawaian Archipelago» (Lond. 1875).

Sangerhausen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 59 Kilom. westlich von Halle und 38 Kilom. östlich von Nordhausen an der Gonna und der Halle-Kasseler Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1875) 8475 E. Die Stadt hat vier Kirchen, worunter die alte Ulrichskirche und die Jakobskirche mit prächtigem Altarschrein, zwei Schlösser, ein Gymnasium, ein Krankenhaus, zwei Eisengießereien mit Maschinenfabrik, eine Malzfabrik, Brauereien und zwei Ziegelbrennereien. Neben bedeutendem Ackerbau wird besonders Schuh- und Knopffabrikation betrieben. S. ist eine der ältesten Städte Thüringens, erscheint urkundlich schon 933 und bildete mit der Umgegend dann eine besondere Herrschaft, welche durch Heirath an den Landgrafen Ludwig den Bärtigen kam, dann 1247 an Meißen, 1291 an Brandenburg-Landsberg, 1318 an Braunschweig, 1370 an Sachsen

und 1815 an Preußen fiel. — Der Kreis S. zählt (1875) auf 773,6 QKilom. 65,945 E. und begreift den größten Theil der Goldenen Aue (s. d.) und die Standesherrschaft Stolberg (s. d.).

Sängerkrieg, s. Wartburgkrieg.

Sangir, Sangirinseln, eine zur niederländ. Residentschaft Menado auf Celebes im Ostindischen Archipelagus gehörige Kette kleiner Eilande, die sich zwischen der Nordostspitze von Celebes und der Insel Mindanao (Philippinen) von 2—4° nördl. Br. erstreckt; die Inseln nehmen etwa 715 QKilom. ein und zählen etwa 30,000 E. malaiischer Rasse, die unter sechs Radschas oder Fürsten stehen. Die bedeutendsten Inseln sind Großsangir, Siau und Taguланda. Sie sind sämmtlich gebirgig, zum Theil vulkanisch, meist gut bewohnt und bebaut. Die Vulkane von Großsangir, Siau und Ruang (bei Taguланda) zeigen eine kahle Krone. Aus den eckigen Kratern der beiden letztern steigen fortwährend Schwefeldämpfe auf. Erderschütterungen sind sehr häufig. Es kommen aber auch sehr gefährliche Eruptionen vor. Sehr verderblich war der Ausbruch vom 2. März 1856, wo der für erloschen gehaltene und daher mit Wohnungen besetzte und gutbebaute Gunung Awu auf Großsangir unerwartet so gewaltig spie, daß von den 6000 E. der Insel die Hälfte durch Ergüsse von Lava und heißem Gewässer das Leben verlor. Die gesammte Bevölkerung der Inseln bekennt sich zum Christenthum.

Sanguinaria, Blutkraut, nannte Dillenius eine zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Mohngewächse (Papaveraceen) gehörende Pflanzengattung, weil deren Arten, ausdauernde Kräuter Nordamerikas, einen blutrothen Milchsaft enthalten. Bekannt ist das Canadische Blutkraut (S. canadensis L.), eine durch einen dicken Wurzelstock, langgestielte, nierenförmige, meist fünflappige Blätter, schöne pfirsichrothe Blumen und hängende, langgeschnäbelte Kapseln ausgezeichnete Pflanze, welche im Frühlinge blüht und nicht selten als Ziergewächs in unsern Gärten cultivirt wird. Die Samen sind narkotisch giftig.

Sanguiniker, s. Temperamente.

Sanguisorba, Name einer zur 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche gewöhnlich zu den Rosaceen gerechnet wird, aber richtiger mit der ihr zunächst verwandten Gattung Poterium L. und mit Agrimonia L. eine besondere kleine Familie (Sanguisorbeae) bildet. Ihre Arten sind perennirende Kräuter mit ästigem Stengel, unpaariggefiederten, abwechselnd gestellten Blättern und in endständige Köpfchen geordneten Zwitterblüten, welche ein ganzblätteriges Perigon mit radförmigem, viertheiligem Saum besitzen. Aus dem oberständigen Fruchtknoten entsteht ein von dem vergrößerten und verhärteten, runzeligen Blütenboden locker umschlossenes, einsamiges Nüßchen. Zu dieser Gattung gehört die unter dem Namen Wiesenknopf, Braunelle, Wiesenbibernell (S. officinalis L.) bekannte Pflanze, welche im August und September fast alle frischen Wiesen mit ihren an 60—90 Ctmt. hohen, ästigen, wenig beblätterten Stengeln befindlichen dunkelbraunrothen Blütenköpfchen ziert und freudiggrüne, kahle Blätter mit scharfgesägten Blättchen besitzt. Wurzel und Kraut waren ehedem officinell, erstere unter dem Namen ital. Bibernellwurzel. Sehr ähnlich dieser Pflanze ist Poterium Sanguisorba L., die Becherblume, welche sich durch kleinere, blaß-grünlichbraune Köpfchen und polygamische Blüten unterscheidet und auf trockenem Boden wächst. Sie gilt für ein gutes Futterkraut.

Sanhedrin, s. Synedrium.

Sanherib, in der Bibel, Sennacherib in der Septuaginta, bei den Assyrern selbst Sinachê-rib, ist der Name eines der berühmtesten Könige von Assyrien. Nach dem Tode seines Vaters Sargon bestieg er 704 v. Chr. den Thron, züchtigte den babylon. König Merodochbaladan, eroberte Babylon, unterwarf die Länder am Schwarzen Meere und zog 700 gegen Phönizien, Syrien, Judäa und Aegypten. Nachdem er ganz Phönizien unterworfen, Hiskias von Juda tributpflichtig gemacht, die Aethiopier und Aegypter nicht weit von Joppe geschlagen, drang er nach Aegypten vor, mußte sich aber nach einer unglücklichen Schlacht bei Pelusium zurückziehen. Herodot erwähnt diese Niederlage und nißt sie den Mäusen bei, die, um den Pharao-Sethos zu retten, von den Göttern gesandt worden seien, die assyr. Schilde benagt und die Assyrer kampfunfähig gemacht hätten. Hierauf zog S. gegen Jerusalem, das er nach einer vergeblichen Belagerung verließ. S. erschien seitdem nie mehr in Westasien. Er richtete sein Augenmerk auf die immer von neuem widerspenstigen Babylonier, denen er 699 seinen Sohn Assurnadin zum König gegeben hatte. Die Chaldäer, im Bunde mit den Elamiten, empörten sich unter dem Babylonier Suzub mehreremal von neuem, und endlich (gegen 683) zerstörte S. Babylon, das er indeß dennoch nicht zu behaupten vermochte, und das erst nach seinem 680 erfolgten Tode von seinem Sohne und Nachfolger Assarhaddon bewältigt wurde. S. fiel, nach

der biblischen Angabe, ermordet im Tempel des Nisroch von seinen eigenen Söhnen Adramelech und Sarezer, die indeß nach ihrer Schandthat nach Armenien flüchteten. Den von den Medern zerstörten Königspalast in Ninive baute S. wieder auf. Die Ruinen desselben sind von Layard in dem Ruinenhügel Koyundschik, Mossul gegenüber, wieder entdeckt worden. Ueber die Regierung S.'s geben zahlreiche Keilinschriften den ausführlichsten Aufschluß.

Sanitätswesen, s. Staatsarzneikunde.

Sannazäro (Jacopo), ausgezeichneter Dichter in ital. und lat. Sprache, geb. 28. Juli 1458 zu Neapel, wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte. Seine gelehrte Bildung erhielt er in der Schule des Giuniano Maggio und hauptsächlich in der Akademie des Pontano, in welcher er nach dortigem Gebrauche den Namen Azzio Sincero annahm. Die Liebe zu Carmosina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmosine und Filli besungen hat, entwickelte sein poetisches Talent. In der Absicht, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reiste er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die «Arcadia», eine Reihe Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in ital. Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine zarte Empfindung, eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. S.'s Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alfons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die Villa Mergellina und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Dukaten. Jedoch nach Friedrich's Abdankung folgte er ihm in die Verbannung nach Frankreich und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, wo er 27. April 1530 starb. Er wurde neben dem Grabe Virgil's beigesetzt. Außer der «Arcadia», deren erste unvollkommene Ausgabe zu Venedig 1502 erschien und im 16. Jahrh. 60 Auflagen erlebte, schrieb er in ital. Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, sodaß S. überhaupt zu den von der Akademie der Crusca anerkannten Mustern gehört. Die beste Ausgabe seiner ital. Werke erschien zu Padua (1723). Fast noch berühmter ist S. durch seine lat. Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte: «De partu virginis» (Ausg. mit ital. Uebersetzung von Casaregi, Flor. 1740; lat. u. deutsch von Becher, Lpz. 1826), in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das sechs Verse enthält und von dem venet. Senate mit 600 Dukaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, sowie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen seinen lat. Gedichten unter den lat. Poesien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an. S.'s Leben wurde von Crispo von Gallipoli (Neap. 1720), Volpi und Corniani beschrieben.

Sansculotten, im Deutschen oft ganz falsch durch Ohnehosen oder Hosenlose übersetzt, wurden zu Anfang der ersten Französischen Revolution die revolutionären Proletarier genannt, weil sie im Gegensatz zu den höhern Ständen und zur vornehmen Mode keine Culotten, d. i. keine Kniehosen, sondern Pantalons oder lange Hosen trugen. Der Ausdruck S. diente bald als aristokratischer Spottname, bald als demokratischer Ehrenname, je nachdem man damit cynische Sitte und anarchische Denkweise oder die höchsten Grade des Patriotismus und der Freiheitsliebe bezeichnen wollte. Seit der Reaction in den letzten Zeiten des Convents wurde der Name mehr und mehr anrüchig und verschwand bald gänzlich.

Sanskrit heißt streng genommen nur die zweite Periode der alten Sprache der arischen Bewohner Vorderindiens, in welcher die Literatur des ind. Mittelalters abgefaßt ist; im weitern Sinne jedoch begreift man darunter auch die erste Periode derselben, in der sie noch als indo-arische Volkssprache lebendig war; ja man versteht darunter einfach überhaupt denjenigen Sprachzweig des indogerman. Völkerstammes, der eben speciell in Indien seine Heimat gefunden hat. Der Name bedeutet soviel als «zugerichtet», «richtig gebildet» und soll diese Sprache eben von den verschiedenen Stufen der Volkssprache unterscheiden, welche eine so vollkommene grammatische Ausbildung wie das S. nicht erreicht haben. Die ältesten Denkmäler der indoarischen Sprache, die uns dieselbe noch in großem Formenreichthum in beweglicher Gestaltung zeigen, gehen vielleicht noch über das 15. Jahrh. v. Chr. hinauf. Zu der Zeit aber, als Alexander d. Gr. seine Eroberungszüge nach Indien unternahm (320 v. Chr.), finden wir schon auf öffentlichen Denkmälern, Münzen u. s. w. die verweichlichte Form des Päli (s. d.) und Prakrit angewendet. (S. Indische Sprachen.) Um diese Zeit muß das S., welches

als solches niemals lebende Sprache des Volks gewesen ist, bereits als Sprache der Gebildeten von dieser losgelöst gewesen sein, wie es denn seitdem bis auf die Gegenwart als Literatursprache und lingua franca der Gelehrten über ganz Indien hin fortbestanden hat. Der Grund, warum die alte indo-arische Volkssprache sich nach zwei Richtungen hin selbstständig entwickelte, speciell warum eben die Sprache der gebildeten Kreise allmählich immer mehr von der Sprache des Volks geschieden ward, ist einfach der, daß die einwandernden Arier ihre Sprache den vorgefundenen Ureinwohnern mittheilten und deren Einfluß dann mit der Zeit zu dem jeder Sprache innewohnenden Zuge nach Abschleifung des alten Formen- und Lautreichthums hinzutrat. Dem gegenüber hielten die Brahmanen dann, einmal zum Bewußtsein dieser Gefahr erwacht, desto strenger darauf, die in ihren alten heiligen Texten überlieferte Sprache der Väter rein zu halten und vor Deterioration zu sichern. Aus dem Studium der Vedas erwuchsen frühzeitig die zur Exegese derselben nothwendig gehörigen grammatischen und lexikalischen Speculationen, die sich bald zu wissenschaftlicher Form verdichteten. Der älteste uns erhaltene Grammatiker Pânini, um 300 v. Chr., gibt ein vollständiges System des S. in kurzen geeigneten Regeln und unterscheidet schon zwischen älterer und neuerer Sprache. Sein Werk hat Böhtlingk (2 Bde., Bonn 1840) herausgegeben, auf Grund einer unter H. Th. Colebrooke's Aegide 1810 in Kalkutta erschienenen Ausgabe. Dazu gehört der «Mahâbhâshya» genannte große Commentar des Patamdschali, herausgegeben durch Bâlaçâstrin in Benares 1872 (ein Anfang dazu ward durch Ballantyne gemacht, Mirzapore 1856), von Goldstücker in London 1874), Kielhorn in Bombay (1878), sowie die «Kaçikâ» des Vâmana, herausgegeben durch Bâlaçâstrin in Benares (1874). Zu erwähnen sind auch die Grammatiken des Dîkshita Bhatta («Siddhânta Kaumudî», zuerst Kalkutta 1812, neu 1864; in einer kurzen Bearbeitung, «Laghu Kaumudi», übersetzt von Ballantyne, zuerst Mirzapore 1849) und des Vopadeva («Mugdhabodha», Kalk. 1826; bearbeitet von Böhtlingk, Petersb. 1847), sowie die des Anubhûtisvarûpa («Sârasvatam», Bombay 1861) und des Çarvavarman («Kâtantram», edirt durch Eggeling, Kalk. 1874). Vgl. noch Goldstücker, «Pânini» (Lond. 1861; s. dazu Weber in den «Ind. Studien», Bd. 5 u. 13, Bhândârkar und Kielhorn im «Indian Antiquary», Bd. 1, 2, 5 u. 6), und Burnell, «The Aindra school of Sanscrit Grammarians» (Mangalore 1875). Das älteste lexikalische Werk ist das «Nirukta» des Yâska, welches nur die seltenern, in den «Vedas» vorkommenden Wörter behandelt (herausg. von Roth, Gött. 1852). Am meisten geschätzt sind die Wörterbücher des Amara-Sinha («Amara-koça», herausg. und übersetzt von Colebrooke, Serampore 1808; von Loiseleur des Longchamps, 2 Bde., Par. 1839 u. öfter) und des Hematschandra (herausg. und übersetzt von Böhtlingk, Petersb. 1847). Das ausführlichste ist das encyklopäd. Wörterbuch des Râdhâkânta-deva (8 Bde., Kalk. 1819 fg.). Ein Hauptverdienst der ind. Grammatiker ist die rationelle Behandlung der Urelemente der Sprache oder der sog. Wurzeln, die sie, frei von aller philos. Speculation über die Sprache, durch feinste Analyse aus dem wirklich vorhandenen Wortvorrath des S. entwickelten. Eine treffliche Bearbeitung dieser ind. Verzeichnisse der Wurzeln gab Westergaard («Radices linguae Sanscritae», Bonn 1840), und es ruhen wesentlich auf ihnen die umfassenden Werke von G. Curtius («Griech. Etymologien», 4. Aufl., Lpz. 1873), von Pott («Wurzelwörterbuch der indogerman. Sprachen», 5 Bde., Detm. 1867—73) u. a.

Die Europäer wurden auf die Sanskritsprache besonders durch den Engländer Sir Will. Jones zuerst mehr aufmerksam gemacht, an welchen sich in gründlicher Gelehrsamkeit Colebrooke, Wilkins, Wilson, Prinsep, Cowell, Ballantyne, Hall, Muir, Burnell, W. D. Whitney (Amerika) u. a. anschlossen. In Deutschland gab Friedr. von Schlegel durch seine geistreiche Schrift «Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) den ersten Anstoß zum ernstlichen Studium derselben, dem bald sein Bruder Aug. Wilh. von Schlegel, W. von Humboldt, Bopp, später Lassen, Rosen, Benfey, Stenzler, Herm. Brockhaus, Böhtlingk, Goldstücker, Roth, M. Müller, Aufrecht, Weber u. v. a. nachfolgten. In Frankreich hat Chézy's Nachfolger, Eugène Burnouf, am meisten für das gründliche Studium des S. gewirkt; ihm folgten Ad. Regnier, Mich. Bréal, Senart, Garrez, Barth, Bergaigne. Unter den verschiedenen Grammatiken von Colebrooke, Carey, Yates, Wilkins u. a. verdient die von Bopp bearbeitete (neueste Aufl., Berl. 1868) den Vorzug. Die umfassendste Grammatik hat Benfey gegeben («Handbuch der Sanskritsprache», Grammatik, Chrestomathie und Glossar, 2 Bde., Lpz. 1852—54; «Kurze Grammatik», Lpz. 1855; engl., 2. Aufl., Lond. 1868); die neuesten sind von Max Müller (Lond. 1866; deutsch, Lpz. 1868), Kielhorn (Bombay 1870), Stenzler («Elementarbuch», 3. Aufl., Bresl. 1875), Kellner (2. Aufl., Lpz. 1877). Unter den Wörterbüchern sind zu

nennen: die von Wilson (2. Aufl., Kalk. 1832; 3. Aufl., von Goldstücker, blos 6 Hefte, Lond. 1856—64), von Bopp (3. Aufl., Berl. 1867), Williams (Englisch-Sanskrit, Lond. 1851; Sanskrit-Englisch, Oxf. 1872), Benfey (Lond. 1865) und vor allem das von Böhtlingk und Roth (Bd. 1—7, Petersb. 1853—75). Auch die Metrik des S. haben die Inder wissenschaftlich bearbeitet. Das älteste erhaltene Werk darüber ist die Metrik des Pingala (herausg. von Weber, Berl. 1863). Eine tiefere Ergründung der Gesetze des Rhythmus der Sanskritverse fehlt noch; geistreiche Andeutungen dazu gaben Westphal und Bartsch. Der Werth des Studiums der Sanskritsprache beruht nicht blos darauf, daß sie uns die uralte originelle Cultur des ind. Volks erschließt, sondern wesentlich darauf, daß sich in ihr das klarste Bild jener großen Sprachfamilie abspiegelt, die wir die indogermanische (s. Indogermanen) nennen, und zu der fast alle die Völker gehören, an deren Entwickelung sich die Weltgeschichte knüpft. Die Räthsel unserer Sprache und der mit uns stammverwandten Völker finden meist ihre Lösung in den alten plastischern Formen des S., und selbst viele dunkle Züge der abendländ. Mythologie und Sage erhalten aus jenem entlegenen Gebiet oft überraschende Erklärung. Durch das Studium des S. angeregt, hat sich unter der Leitung von Franz Bopp, Pott, Benfey, Ad. Kuhn, A. Schleicher, G. Curtius eine neue Wissenschaft, die sprachvergleichende Grammatik, begründet, die, obgleich erst in der Entwickelung begriffen, schon jetzt die überraschendsten Resultate für die innerste Geschichte der Völker geliefert und in die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Geistes ahnungsvolle Blicke geworfen hat. Vgl. Pictet, «Les origines indo-européennes» (2 Bde., Par. 1859).

Die schriftlichen Denkmäler der ind. Literatur in der Sanskritsprache (im weitern Sinne dieses Wortes) gehören zu den ältesten, die wir von irgendeinem Volk besitzen. In der frühesten Periode ihrer Geschichte finden wir die arischen Inder an den nordwestl. Grenzen Indiens zwischen dem Lande der fünf Ströme (dem Pendschab) und den Gebirgen von Kabul seßhaft als ein Ackerbau und Viehzucht treibendes, in den einfachsten patriarchalischen Verhältnissen lebendes Volk; dies ist die Zeit der religiösen Poesie, aus der die vedischen Hymnen und Gebete stammen. Beim weitern Vordringen dieses arischen Stammes in die fruchtbaren Thalländer zwischen Indus und Ganges unter den steten Kämpfen mit den barbarischen Ureinwohnern entwickelte sich die epische Poesie, die theils die Kriege der einzelnen erobernden Stämme um die Oberherrschaft besingt, theils die Ausbreitung brahmanischer Cultur und Religion in die fernsten Theile Indiens schildert. Hieran schließt sich bei wachsender und immer weiter sich ausdehnender Bildung die Literatur der Gelehrsamkeit an, die Zusammenstellungen der alten Ueberlieferungen in systematischen Compilationen, die Exegese der alten religiösen Lieder und in deren Gefolge Grammatik, Lexikographie und Metrik; ferner Werke über Mathematik, Astronomie, Astrologie und Heilkunde, Gesetzbücher und philos. Systeme. An den prachtliebenden Höfen der Fürsten gediehen die schönen Künste, die Kunstpoesie, das Drama, die Novelle u. s. w. Das Leben der indoarischen Sprache als Volkssprache muß schon vor der Zeit Buddha's (500 v. Chr.) abgeschlossen gewesen sein, da dieser sich, den darüber erhaltenen Traditionen zufolge, in seinen an das Volk gerichteten Predigten nicht mehr ihrer, sondern der im Volksmunde üblichen, secundär daraus entwickelten Sprachform bedient haben soll. Das Vermischen mit den fremden Urvölkern, die Trennung der Völker in Kasten hatte eben eine Verwilderung der alten Sprache, die unter dem Namen Prakrit dem S. gegenüberstehenden Dialekte nämlich, hervorgerufen, deren sich die neu entstehenden Religionen der Buddhisten und Dschainas bemächtigten, um auf die niedern Volksschichten zu wirken. Aus ihnen wieder sind im Laufe der Zeit die verschiedenen Dialekte hervorgegangen, die bei der polit. Zerrissenheit Indiens in den verschiedenen Reichen sich ausbildeten, gegenwärtig die Träger ind. Cultur sind, und denen jetzt seit dem Einwirken europ. Geistes noch eine große Zukunft bevorsteht.

Auf diese Weise kann man bei den Indern, wie bei keinem andern Volke der Erde, deren geistige Entwickelung in authentischen Denkmälern von alter Zeit her, man nimmt eben an seit 1500 v. Chr., durch alle Phasen bis zum heutigen Tage herab verfolgen. Aus den Denkmälern dieser überreichen Literatur heben wir die folgenden als die wichtigsten hervor. Die ältesten Zeugnisse des ind. Geistes sind in den Veda niedergelegt, die in vier Sammlungen uns erhalten sind: Rigveda, Sâmaveda, Yadschurveda und Atharvaveda. Jede dieser Samulungen zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, welche verschiedene Stufen der Entwickelung des religiösen Bewußtseins darstellen. Die erste Unterabtheilung eines jeden Veda heißt die Sanhitâ desselben und umfaßt die Lieder, Hymnen und Gebete, mit denen der Inder Gedeihen für seine Heerden erfleht, die aufgehende Morgenröthe begrüßt, den Kampf des

Donnergottes mit dem düstern Gewölk besingt u. s. w. Die zweite und bedeutend jüngere Unterabtheilung bilden die Brâhmana, welche die Opferlieder und Sprüche mit der Opferhandlung verbinden und sie daher theils sprachlich, theils sachlich erklären, oder speculativ und dogmatisch den Inhalt der Gesänge begründen. Die dritte und jüngste Unterabtheilung sind die Sûtra, kurze Lehrsprüche, in denen die ganze Fülle des Stoffs in ritueller und dogmatischer Hinsicht zusammengefaßt wurde. Von diesen beiden letzten Theilen, die zu den alten Liedern etwa in einem Verhältniß stehen wie der Talmud zu der Bibel, ist zwar schon viel gedruckt, aber noch wenig bearbeitet worden. Die Sanhitâ sind indeß schon fast sämmtlich edirt, und zwar die Sanhitâ des Rigveda, die über 1000 Lieder, in acht Bücher vertheilt, und über 10,000 Strophen umfaßt, von Rosen (1. Buch mit lat. Uebersetzung, Lond. 1838), M. Müller (mit den ausführlichen Scholien des Sâyana, Lond. 1849 fg.; ohne dieselben, Lond. 1873, 2. Aufl. 1877) und Aufrecht (2 Bde., Berl. 1863; 2. Aufl., Bonn 1877, in lat. Umschrift); eine vollständige franz. Uebersetzung gab Langlois (4 Bde., Par. 1848—52), eine englische hat Wilson begonnen (3 Bde., Lond. 1850 fg.; Bd. 4, fortgesetzt von Cowell, Lond. 1866); zwei deutsche von Ludwig (2 Bde., Prag 1876) und Graßmann (2 Bde., Lpz. 1876—77), der auch ein treffliches Wörterbuch zum Rigveda (Lpz. 1873—75) herausgab. Die Sanhitâ des Sâmaveda, welche nur eine Anthologie aus den Liedern des Rigveda ist und zu dem bestimmten Zwecke, die heilige Opferhandlung des Somaopfers durch alle Stadien zu begleiten, veranstaltet wurde, gab Benfey mit deutscher Uebersetzung heraus (Lpz. 1848), und mit dem Commentar des Sâyana edirte sie Satyavrata Sâmâçramin (5 Bde., Kalk. 1871 fg.). Die Sanhitâ des weißen Yadschurveda, die hauptsächlich Opfersprüche und Gebete theils in rhythmischer Form, theils in Prosa enthält, machte Weber bekannt (Berl. 1849—52), ebenso die des schwarzen Yadschurveda (2 Bde., Lpz. 1871—72); eine Ausgabe der letztern mit dem Commentar des Sâyana ist in der «Bibliotheca Indica» (Kalk. 1854) durch Roer begonnen und durch Andere fortgesetzt worden, aber noch nicht beendet. Die Sanhitâ des Atharvaveda, jünger als die vorhergehenden, bildet eine reiche Liedersammlung des mannichfaltigsten religiösen Inhalts und wurde herausgegeben von Roth und Whitney (Berl. 1855). Zu den Vedas gehört ferner noch eine Sammlung von Abhandlungen didaktischen Inhalts, die Upanishad, die, aus sehr verschiedenen Perioden stammend, die ersten Versuche des ind. Geistes sind, die Dogmen der Kirche speculativ zu begründen. Eine lat. Uebersetzung von 52 Upanishad, aber nach einer pers. Bearbeitung gemacht, gab Anquetil-Duperron (2 Bde., Par. 1804); einzelne wurden übersetzt und herausgegeben von Ram-Mohan-Roy (Kalk. 1818 u. öfter), Roer (Kalk. 1848 fg.), Weber (in dessen «Ind. Studien», Berl. u. Lpz. 1849 fg.), Cowell u. a. Aus der reichen Brahmanaliteratur ist zu erwähnen das zum Rigveda gehörige Aitareya Brâhmana (sanskr. und engl. von Haug, 2 Bde., Bombay 1863), das von Weber herausgegebene Çatapatha Brâhmana (Berl. 1849—55), das Taittiriya Brâhmana, Taittiriya Aranyaka und Aitareya Aranyaka (herausg. durch Radschendra Lala Mitra, Kalk. 1859—70, 1864—72 und 1875—77, mit dem Commentar des Sâyana) und das Tândya Brâhmana (Kalk. 1870, edirt durch Anandatschandra), und von den Sutra «The Çrautasutra of Kâtyâyana», edirt von Weber (Berl. 1856—59), das des «Lâtyâyana», edirt durch Anandatschandra (Kalk. 1872) und das des «Âçvalâyana», herausgegeben durch Râmanârâyana (Kalk. 1874), «Die Grihya-sûtra, oder Ind. Hausregeln» (herausg. und übersetzt von Stenzler, 4 Hefte, Lpz. 1865—1878), «The Gobhila grihyasûtra» (Kalk. 1871), das «Çânkhâyana grihyam» (Text und Uebersetzung von Oldenberg, 1878), «The Apastambadharmasutra» (Text, Uebersetzung und Noten von G. Bühler, Bombay 1868—78). Vgl. Colebrooke, «Essay on the Vedas» (neu edirt durch Whitney, Lond. 1873); Roth, «Zur Literatur des Veda» (Stuttg. 1846).

Aus der alten epischen Poesie sind zwei umfangreiche Epopöen erhalten, von denen die eine, Mahâbhârata (s. d.), den Kampf zweier Fürstenfamilien schildert, in welchen eine Menge Herrscher und Volksstämme hineingezogen werden und der mit der Vernichtung aller edeln Geschlechter des alten Indien endigt. An diese Haupthandlung reihen sich eine Unzahl von Episoden an, theils epischen oder legendenartigen Charakters, theils didaktischen Inhalts, aber sehr verschieden an Gehalt und Zeit der Abfassung, sodaß das Ganze mehr das Ansehen eines cyklischen Gedichts als einer kunstvoll abgegrenzten Epopöe hat. Die Sage nennt als Verfasser den Vyâsa, d. h. Sammler; es ist dies aber nur die Personification einer ganzen Literaturperiode. Die zweite Epopöe, Râmâyana (s. d.) von Vâlmiki, schildert die Eroberung Ceylons durch Râma, dessen Gattin durch einen Dämon geraubt worden war. In diesem Gedicht herrscht bei größerer Kürze mehr künstlerische Einheit als in dem Mahâbhârata. An

diese epischen Gedichte schließen sich die Purâna an, umfangreiche Compilationen der alten Sagen, welche Kosmogonie, die Geschichte der Götter und Heiligen mit vielen Abschweifungen philos. und didaktischen Inhalts enthalten und meist mit der bestimmten Absicht, die verschiedenen Sekten der Anhänger des Vischnu oder Çiva vor andern hervorzuheben, geschrieben sind; man könnte sagen, es sind die Kirchengeschichten und Systeme der Dogmatik der einzelnen religiösen Sekten der Inder. Man kennt 18 Purâna, von denen aber erst einige vollständig herausgegeben sind; so das Bhâgavata-Purâna, das die Geschichte des Gottes Vischnu in sprachlich vollendeter Form erzählt (mit Scholien, Kalk. 1830; Bombay 1839; Text mit franz. Uebersetzung von Burnouf, Bd. 1—3, Par. 1840 fg.), das Vischnu-Purâna, dem Inhalt nach vielfach mit dem Bhâgavata-Purâna übereinstimmend, aber aus früherer Zeit (mit dem Commentar des Ratnagarbha, Bombay 1867), übersetzt von Wilson (Lond. 1842, neue wesentlich verbesserte Ausl., besorgt von Hall, in Wilson's «Werken»; 5 Bde., Lond. 1866—77), das Mârkandeya-Purâna (edirt durch Bauerjea, Kalk. 1855—62), das Agni-Purâna (edirt durch Radschendra Lala Mitra, Kalk. 1870), das Kalki-Purâna (Kalk. 1873), das Linga-Purâna (1858). Von den andern Purâna sind einzelne Abschnitte mehrfach publicirt. Hierher gehört auch das als Anhang zum Mahâbhârata gedruckte Gedicht «Hari-vansa» (franz. von Langlois, 2 Bde., Par. 1842), welches phantastisch ausgeschmückt die Geschichte des Krischna als Incarnation Vischnu's erzählt. Für Geschichte im europ. Sinne des Wortes hat der Inder keinen Sinn. Die histor. Entwickelung der Menschheit ist ihm in ihrer hohen Bedeutung nie aufgegangen, und die ganze Sanskritliteratur kennt bis jetzt nur ein einziges Werk, das wenigstens annähernd auf den Titel eines historischen Anspruch machen kann. Es ist dies die «Râdscha-taranginî» (Kalk. 1835; franz. von Troyer, 3 Bde., Par. 1840; wichtige Bemerkungen dazu in G. Bühler's «Reisebericht in Kaschmir», 1877), welche die Geschichte Kaschmirs von den ältesten Zeiten an bis auf das 16. Jahrh. herab in Versen und sehr gekünstelter Sprache erzählt. Der Geschmack für das einfache Epos erlosch allmählich, und kürzere Kunstgedichte traten an dessen Stelle, in gesuchter, geschraubter Sprache, bis zum Ekel mit kleinlichen Bildern und Wortspielen überladen und mit allem Auswuchs eines verdorbenen, aller wahren und tiefern Poesie baaren Geistes reichlich überwuchert. Diese Kunstepopöen (Kâvya) erzählen entweder den ganzen Inhalt der alten epischen Gedichte in kürzerer Fassung, wie das «Bâlabhârata» von Amara (Benares 1869 fg.; griech. von Galanos, Athen 1848), welches den Inhalt des Mahâbhârata, und das «Raghu-vança» von Kâlidâsa (sanskr. und lat. zuerst von Stenzler, Lond. 1832), welches die Begebenheiten des Râmâyana resumirt. Andere behandeln in ausführlicher Weise einzelne Episoden aus den alten epischen Kreisen. So ist der Stoff des «Kirâtârdschunîya» des Bhâravi (zuerst Kalk. 1814; einzelnes deutsch von Schütz, Bielef. 1845) und des «Çiçupâla-badha» von Mâgha (zuerst Kalk. 1813; deutsch von Schütz, Bielef. 1843) aus dem Mahâbhârata entnommen, von denen das erstere den Kampf des Helden Ardschuna mit dem als Bergbewohner (kirâta) verkleideten Gott Çiva um den Besitz der göttlichen Waffen, das andere den Tod des Helden Çiçupala besingt. Das «Bhattikâvyana» (mehrfach in Indien edirt) gehört dem Sagenkreise des Râmâyana an, und das «Râghavapândavîyam» des Kavirâdscha (ebenfalls in Indien edirt) ist doppelsinnig abgefaßt, denn es behandelt beide Sagenkreise, den des Mahâbhârata und den des Râmâyana gleichzeitig, in der That ein sprachliches Kunststück ersten Ranges! Zwei andere dieser Dichtungen behandeln die märchenartige Geschichte des Nala: das «Nalodaya» von Kâlidâsa (sanskr. und lat. von Benary, Berl. 1830; sanskr. und engl. von Yates, Kalk. 1844), kurz, aber in schwierigster Form, und das «Naishadhîya» von Harshadeva, breit und ausführlich, aber unvollendet (zuerst Kalk. 1836).

In der lyrischen und gnomischen Poesie begegnen uns die anmuthigsten und mit tiefer Lebensweisheit erfüllten Dichtungen, voll wahren Gefühls, zarter Gesinnung und lieblicher Schilderung der Natur. Hervorzuheben sind hier der «Meghadûta» von Kâlidâsa; ferner «Ritusanhâra» («Der Kreis der Jahreszeiten») von demselben Dichter; dann die Sprüche des Bhartrihari (s. d.), die 100 Liebessprüche des Amaru (Kalk. 1808) u. a. m. Die besten gnomischen Sprüche sammelte Böhtlingk («Ind. Sprüche», 3 Thle., Petersb. 1863; 2. Ausl. 1870 fg.; s. auch den «Subhâshitaratnâkara» des Krischna Shastri, Bombay 1872). Ein wahrer Dithyrambus der Liebe mit aller Pracht des Ausdrucks und der reizendsten Naturschilderungen sind die Lieder des Dschayadeva über den Gott Krischna, wie er als Hirt unter den Hirtenmädchen lebte («Gitagovinda», sanskr. und lat. von Lassen, Bonn 1836; deutsch von Rückert in der «Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes», Bd. 1, Bonn 1837). In

Prakrit abgefaßt ist das «Saptaçatakam» des Hâla (Text und Uebersetzung von Weber, Lpz. 1870). Eine dankenswerthe Sammlung der lyrischen Dichtungen der Inder enthält Häberlin's «Sanskrit anthology» (Kalk. 1847).

Die Inder sind das einzige Volk des Orients, welches selbstständig die dramatische Poesie ausgebildet hat, die aber hier nicht, wie bei den Griechen, aus der Lyrik entstand, sondern sich unmittelbar aus der epischen Mythe und Poesie entwickelte. In ihren dramatischen Dichtungen behandeln die Inder entweder Göttersagen, wie z. B. in der «Çakuntalâ» von Kâlidâsa (s. d.), die zu den schönsten Blüten der Poesie aller Völker und Zeiten gehört, und in der «Vikramorvaçî» desselben Dichters, oder sie stellen einfache Verhältnisse des bürgerlichen Lebens dar, wie die «Mricchakatî» von Çûdraka (herausg. von Stenzler, Bonn 1846; übersetzt von P. Regnaud, Par. 1876—77, und Böhtlingk, Petersb. 1877) und «Mâlatî-Mâdhava» von Bhavabhûti (Kalk. 1830; edirt von Bhândârkar, Bombay 1876). Andere Dramen beruhen auf histor. Grundlage, wie «Mudrâ-Râkschasa» von Viçâkhadatta (Kalk. 1831), oder es sind Intriguenstücke, wie «Mâlavikâ-Agnimitra» von Kâlidâsa (herausg. von Tullberg, Bonn 1840, Shankar Pandit, Bombay 1869; übersetzt von Weber, Berl. 1856) und «Ratnâvalî» von Harschadeva (Kalk. 1832; deutsch von Fritze, Chemn. 1878). Selbst die Posse, die namentlich die Heuchelei und Liederlichkeit der Brahmanen schonungslos geißelt, ist den Indern nicht fremd. Das «Dhûrtasamâgama» (d. i. die Gaunerversammlung) wurde von Lassen in seiner «Anthologia Sanscrita» (Bonn 1836) herausgegeben. Mit gleichem Glück haben sie das allegorische Drama angebaut, und z. B. in dem «Prabodhatschandrodaya» von Krischna-Miçra (herausg. von Brockhaus, Lpz. 1835—45; deutsch von Goldstücker, Königsb. 1842) hat der Dichter den kühnen Versuch gemacht, ein philos. System sich dramatisch entwickeln zu lassen. Vgl. Wilson, «Select specimens of the theatre of the Hindus» (3 Bde., Kalk. 1827; 2 Bde., Lond. 1871; deutsch von Wolff, 2 Bde., Weim. 1828). Einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ganze Literatur des Morgenlandes und somit auch auf die unsers Mittelalters hat die Fabel- und Märchenpoesie der Inder ausgeübt. Unter den einzelnen Sammlungen dieser Art sind besonders zu erwähnen die Fabelsammlung «Pantscha tantra» (Text herausg. von Kosegarten, Bonn 1848, und von Bühler-Kielhorn, Bombay 1868 fg.; deutsch von Benfey, 2 Bde., Lpz. 1859) und die spätere Bearbeitung dieses Werks unter dem Titel «Hitopadeça» (s. Bidpai), sowie unter den Märchen und Novellen die 25 Erzählungen des Dämonen, die 32 Erzählungen der Statuen von Vikrama's Thron (deutsch von Weber, 1878), die 70 Erzählungen des Papagaien, aus denen die weitverbreiteten Erzählungen der Sieben Weisen Meister (s. d.) stammen, u. a. m. Eine vollständige Sammlung des Besten und Bedeutendsten in diesem Gebiet veranstaltete Somadeva aus Kaschmir im 11. Jahrh. unter dem Titel «Kathâsarit-sâgara» (herausg. von Brockhaus, Buch 1—5, Lpz. 1839; Buch 6—18, 1862 fg.; deutsch von Brockhaus, 2 Bdchn., Lpz. 1839). Kunstvoller in Form und Darstellung sind die Abenteuer der zehn Prinzen von Dandin («Daça-kumâra-charitram», herausg. von Wilson, Lond. 1846, und von Bühler, Bombay 1873). Hierher gehören dann auch die einen einheitlichen Gegenstand behandelnden Erzählungen und Novellen in Prosa, wie die «Vâsavadattâ» des Subandhu (edirt von Fitz Edward Hall, Kalk. 1858) und die «Kâdambarî» des Bâna (Kalk. 1850); das ebenfalls in Prosa abgefaßte «Harschacharita» des Bâna (Kalk. 1876) und das (metrische) «Vikramânkacharita» des Bilhana (edirt durch Bühler, Bombay 1875) haben einen gewissen biographisch-histor. Werth, während das «Viracharitra» des Ananta, behandelt von Herm. Jacobi 1875, einen rein märchenhaften Charakter trägt.

Nicht minder bedeutend ist, was die Inder auf dem Gebiete der strengen Wissenschaft geleistet haben. Hier sind vor allem ihre bereits erwähnten Arbeiten über die Grammatik des S. hervorzuheben. Die Gesetzkunde wurde mit vieler Liebe von den Indern bearbeitet. Außer den ältern Gesetzbüchern von Manu (s. d.), von Yadschnavalkya (sanskr. und deutsch von Stenzler, Berl. 1849), von Nârada (engl. von J. Jolly, Lond. 1876), Gautama (Text in Prosa, edirt von Stenzler, Lond. 1876) und andern (gesammelt, Kalk. 1840 u. 1876), die in kurzen rhythmischen Sprüchen die Principien des ganzen Kirchen- und Staatsrechts, des Civil- und Criminalrechts und des Proceßverfahrens darstellen, besitzt man vollständige Systeme der Jurisprudenz von Vidschnâna-içvara («Mitâkscharâ», Kalk. 1812), von Raghunanda (Kalk. 1834) u. a.; außerdem viele oft sehr ausführliche Abhandlungen über einzelne Partien des Rechts, wie über Erbrecht von Dschimûtavâhana (Kalk. 1813; engl. von Colebrooke, Kalk. 1810; franz. von Orianne, Par. 1843); über Adoption von Nanda («Dattaka-mîmânsâ», Kalk. 1817; engl. von Sutherland, Kalk. 1814; franz. von Orianne, Par. 1843) u. s. w.

Vgl. H. Th. Colebrooke, «Digest of Hindoo Law» (4 Bde., Kalk. 1797—98); West-Bühler, «Digest of Hindu Law» (Bombay 1867 u. 1869; danach Aur. Mayr, «Das ind. Erbrecht», Wien 1873). In den mathematischen Wissenschaften ist es namentlich die höhere Rechenkunst, besonders die Algebra (als deren eigentliche Erfinder die Inder gelten können), in denen sie sich auszeichnen. Unbestritten gehört ihnen die Entdeckung des decimalen Zifferusystems, das sie den Arabern mittheilten, durch welche es die übrige civilisirte Welt erhielt und das eine gänzliche Revolution in allen Gebieten des höhern Calculs hervorgerufen hat. Als die berühmtesten Mathematiker sind zu nennen: Aryabhata aus dem 5. Jahrh., Brahmagupta aus dem 6. und Bhâskara aus dem 12. Jahrh. Vgl. Colebrooke, «Algebra» (Lond. 1817) und Kern's Ausgabe» desÂryabhatîya» (Leid. 1874). In der Astronomie zeichnen sich die Arbeiten der Inder durch feine und genaue Beobachtungen der Umlaufsperioden der Erde und des Mondes, durch richtige Bestimmung des Umfangs der Erde u. s. w. aus, doch scheinen sie hier nur als Schüler der Griechen gearbeitet zu haben. Eins der ältesten systematischen Lehrbücher der Astronomie ist der «Sûrya siddhânta» (Sanskrittext, Kalk. 1854—59; engl. Uebersetzung, Newhaven 1860 und Kalk. 1861). Daran schließen sich die Werke von Brahmagupta und Bhâskara an, von denen bisher nur einige Abschnitte des letztern in engl. Uebersetzung erschienen (von Lancelot Wilkinson, Kalk. 1861—62) sind. In der Astrologie nimmt das große Werk von Varâha-mihira aus dem 6. Jahrh. den ersten Rang ein (herausg. und übersetzt von Kern, Kalk. 1865); in dieser Wissenschaft ist der griech. Einfluß dominirend. In der Medicin sind die berühmtesten Werke das System der Heilkunde von Suçruta (Kalk. 1835, 1868, 1873; lat. von Heßler, 3 Bde., Erlangen 1844—51; engl. von Anna Moreshoar Kunte, Bombay 1876), sowie das des Tscharaka (Text, Bombay 1876 u. Kalk. 1868 fg.). Vgl. Wise, «Commentary on the Hindu system of medicine» (neue Aufl., Lond. 1860). Ueber Rhetorik und Metrik haben wir die Lehrbücher von Dandin («Kâvyâdarça», Kalk. 1863, edirt von Prematschandra), Dhanambschaya («Daçarûpa», 1865, edirt von Hall), Mammata («Kâvyâdarça», Kalk. 1829 u. öfter), Vâmana («Kâvyâlamkâra», edirt von Cappeller, Jena 1875) und von Viçvanâtha («Sâhityadarpana», Kalk. 1828; engl. von Ballantyne und Pramadâdâsa Mitra, Kalk. 1865—75); über die Metrik die Lehrgedichte von Kâlidâsa («Çruta-bodha», sanskr. und deutsch von Brockhaus, in dessen Schrift «Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lat. Buchstaben», Lpz. 1841), von Gangâdâsa (Kalk. 1833) u. s. w. Vgl. Weber, «Die Metrik der Inder» (Berl. 1863). Ueber Musik und die andern schönen Künste sind viele Werke vorhanden, aber noch wenig von Europäern bearbeitet.

Ein weiterer Glanzpunkt der ind. wissenschaftlichen Literatur sind die philosophischen Werke derselben. Mit Recht kann man sagen, daß außer den Griechen und Deutschen nur noch die Inder darauf Anspruch machen können, selbstständig Bedeutendes in der Philosophie geleistet zu haben. Die Anfänge der philos. Speculation gehen in ein sehr hohes Alterthum zurück. Schon in einigen Liedern des Rigveda finden wir Versuche, die Räthsel der Entstehung der Welt und ähnliche Fragen zu lösen; mehr noch tritt dies in den spätern Theilen der Veda, den Brâhmana und namentlich den Upanishad, hervor. Die epische Poesie ist reich an größern didaktischen Abschnitten, die in mehrern Fällen bereits die Form vollständiger philos. Lehrgedichte annehmen. Hierher gehört vor allem die berühmte Episode des Mahâbhârata, die Bhagavadgîtâ. Die Zeit, wann die wissenschaftliche Speculation sich in bestimmte philos. Schulen schied, ist nicht genau zu bestimmen, doch geht sie weit über den Anfang unserer Zeitrechnung hinaus. Im Verlauf der Zeit haben namentlich sechs Systeme bedeutende Anhänger und Verbreitung gewonnen. Es sind dies die Sânkhyalehre des Kapila, welche eine Urmaterie als Grund der Welt aufstellte, aus der sich diese allmählich entwickelt hat. An diese Lehre, sie spiritualistisch ausbildend, schließt sich die Yogalehre des Patandschali an. Die Mimânsâ hat vorzugsweise den Zweck, die in den heiligen Offenbarungen vorgetragenen Lehren miteinander in Uebereinstimmung und Einklang zu setzen und ihren wahren Sinn zu bestimmen. In der ältern Mimânsâ von Dschaimini bilden die Vorschriften über die Werkthätigkeit, die Opfer u. s. w. den vorherrschenden Gegenstand, während die jüngere Mimânsâ oder Vedânta von Bâdaraâyana das Wesen der schaffenden Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt behandelt. Die Lehren dieser beiden Schulen bilden die dogmatische Grundlage der herrschenden Kirche in Indien. Hieran reihen sich die beiden Schulen des Nyâya von Kanâda und Gotama, die vorzugsweise die Logik ausbildeten und annehmen, daß die Welt aus Atomen herzuleiten ist, welche durch den Willen eines feststellenden Wesens sich zu Gebilden vereinigen. Der Zweck aller ind. Philosophie ist, die Mittel anzugeben, wodurch der Mensch von dem Fluch der Wiedergeburt befreit

und ewiger Seligkeit durch vollkommenes Aufgehen in die Gottheit theilhaftig wird. Unsere Kenntniß der ind. Philosophie ist übrigens noch mangelhaft; zwar sind die Grundwerke der einzelnen Schulen bereits gedruckt, hauptsächlich in der «Bibliotheca Indica» (Kalk.) und im Pandit (Benares), noch aber nicht genügend bearbeitet worden. Das Beste über die sämmtlichen philos. Schulen lieferte bis jetzt Colebrooke in den «Essays on the philosophy of the Hindus» (2. Aufl., Lond. 1837; neu edirt und mehrfach berichtigt von Cowell, Lond. 1873; franz. von Pauthier, Par. 1833), woraus die Darstellungen von Ritter und andern geflossen sind. Ueber einzelne Systeme sind besonders zu nennen: über Sânkhya: Wilson, «The Sânkhya kârikâ, or memorial verses of the Sânkhya philosophy» (Lond. 1837); Saint-Hilaire, «Essai sur la philosophie Sânkhya» (Par. 1852); über Vedânta: Windischmann, «Sankara, sive de theologumensis Vedanticorum» (Bonn 1833); über Nyâya: Röer, «Bhâshâ paricccheda, or division of the categories» (Kalk. 1849); die Lehrsprüche der Vaiçeshika-Philosophie in Band 21 und 22 der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft» (1867, 1868); Max Müller, «Beiträge zur Kenntniß der ind. Philosophie», ebenda, Bd. 6 und 7 (1852, 1853); besonders aber Ballantyne's leider nicht vollendete Bearbeitungen aller Hauptwerke der ind. Philosophie. Vgl. noch Fitz Edw. Hall, «Index to the bibliography of the Indian philosophical systems» (Kalk. 1859) und Cowell-Gough's Uebersetzung des «Sarvadarçanasamgraha» im Pandit (Benares 1875 fg.).

Außer dieser brahmanischen Sanskritliteratur ist auch noch eine sehr reiche buddhistische Sanskritliteratur vorhanden, die aber wesentlich auf Theologie beschränkt blieb. Eine vollständige Uebersicht der einzelnen Werke mit reichen Auszügen gab Burnouf in der «Introduction à l'histoire du Buddhisme indien» (Bd. 1, Par. 1844). Vollständig übersetzt ist bis jetzt erst eine einzige dieser Hauptquellen des nördl. Buddhismus: «Le Lotus de la bonne loi» (von Burnouf, Par. 1852). Im Text liegen vor: der «Lalitavistara» (edirt durch Râdschendra Lâla Mitra, Kalk. 1858 fg.; deutsche Uebersetzung begonnen von S. Lefmann, 1874), der «Karandavyûha» (Kalk. 1873) und einzelne Kapitel aus andern dergleichen Werken. Die Sprache und Diction dieser buddhistischen Sanskritwerke ist einfacher und leichter verständlich als die der brahmanischen, da sie vorzugsweise an die Massen des Volks gerichtet waren. Um noch weiter in allen Kreisen des Volks zu wirken, bedienten sich die Buddhisten und später die Dschainas auch der rohern, neben dem S. aus der alten indoarischen Sprache entwickelten Dialekte, welche man, wie schon bemerkt, Prâkrit und speciell in Ceylon Pâli nennt. In diesen verweichlichten und verderbten Dialekten besitzen wir zahlreiche Inschriften und Münzlegenden von dem 3. Jahrh. v. Chr. an, sowie höchst umfangreiche Werke über Theologie, Ascese, Gesetzkunde u. s. w., Heiligenlegenden und besonders Chroniken, die von hohem Werth sind. (S. Pâli.) Alle diese Dialekte werden ebenso wie die Sanskrittexte selbst je nach den einzelnen Provinzen Indiens in verschiedenen Schriftarten geschrieben, die sich sämmtlich auf die in jenen alten Inschriften gebrauchte Schrift, welche ihrerseits vermuthlich auf semitischem Grunde ruht, Stufe für Stufe zurückverfolgen lassen. Die im eigentlichen Hindostan und im westl. Indien zur Zeit übliche Schrift führt den Namen Devanâgari, «Schrift der Götter», d. i. der Brahmanen. Die Schrift ist in Indien allem Anschein nach von vornherein nur zu mercantilen und dergleichen Zwecken, erst secundär auch zu literarischen Aufzeichnungen verwendet worden; die alten Texte wurden ursprünglich nur mündlich überliefert.

Die Literatur in den neuern Sprachen Indiens, sowol den nord- als südindischen, ist unermeßlich, aber sie bietet dem wissenschaftlichen Forscher Europas wenig Ausbeute, da sie fast ganz auf der Sanskritliteratur und in neuester Zeit der engl. Literatur basirt ist und zum größten Theil nur aus Uebersetzungen und Bearbeitungen von Werken daraus besteht. (S. Indische Sprachen.) Den ersten Versuch einer allgemeinen «Ind. Literaturgeschichte» gab Weber (Berl. 1852; 2. Aufl. 1875; engl. 1878). Speciell die vedische Literaturperiode behandelte M. Müller in seiner «History of the ancient Sanscrit literature» (Lond. 1859). Vgl. Bohlen, «Das alte Indien» (Königsb. 1830); Benfey, «Indien» (in Ersch und Gruber's «Encyklopädie», Sect. 2, Bd. 17); Lassen, «Ind. Alterthumskunde» (4 Bde., Bonn 1844—61; Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1867); Weber, «Ind. Studien» (15 Bde., Berl. u. Lpz. 1849 fg.); J. Muir, «Original Sanscrit texts» (5 Bde., Lond. 1868—73). Bibliogr. Verzeichnisse aller in S. erschienenen Bücher enthalten Gildemeister's «Bibliothecae Sanscritae specimen» (Bonn 1847) und Zenker's «Bibliotheca Orientalis» (Bd. 2, Lpz. 1861); periodische Uebersichten über die neuesten Erscheinungen gibt Trübner's «American and Oriental Literary Record» (Lond. 1865 fg.).

Sansovino, ausgezeichneter ital. Bildhauer und Architekt, geb. 1460, hieß eigentlich Andrea Contucci und war aus dem toscan. Städtchen Monte-Sansavino gebürtig. Beim Viehhüten traf ihn ein Florentiner, wie er aus Lehm Thiere formte, die viel Talent verriethen, und brachte ihn zu einem Bildhauer in die Lehre. S. bildete sich schnell, kam in Ruf und erhielt von mehrern Städten Italiens und vom Papst Julius II. ansehnliche Aufträge. Die von ihm herrührenden beiden Cardinalsmonumente in Sta.-Maria del popolo in Rom (1509) gehören zu den schönsten Werken der Blütezeit der Renaissance. Der König von Portugal berief ihn nach Lissabon und übertrug ihm die Ausführung mehrerer Paläste. Als er nach neun Jahren nach Italien zurückkehrte, erhielt er von Leo X. den Auftrag, die Casa santa di Loreto mit Sculpturen zu schmücken. Später zog sich S. wieder in seinen Geburtsort zurück, wo er ein Augustinerhospiz gründete und 1529 starb. Sein Schüler Jacopo Tatti, der sich nach ihm ebenfalls Sansovino nannte, geb. zu Florenz 1470, gest. 1570, war besonders für Venedig sehr beschäftigt. Seine Thätigkeit wurde hier geradezu maßgebend für die spätere Zeit der Renaissance, so für den Kirchen- wie namentlich für den Palaststil durch sein schönstes Werk, die Libreria di San-Marco (nachmaliger königl. Palast), an welchem bei überwiegender Anwendung der antiken Elemente die Decoration eine große Rolle spielt, während S. bei andern Bauten, z. B. der Zecca, den Zwecken derselben durch Maßhalten und Einfachheit Rechnung zu tragen wußte.

Sanssouci, Lustschloß der Könige von Preußen, westlich von dem Brandenburger Thore der Stadt Potsdam gelegen, welches als Lieblingsaufenthalt Friedrich's d. Gr. Berühmtheit erlangt hat und in neuerer Zeit durch Friedrich Wilhelm IV. mannichfach erweitert und verschönert worden ist. Die ganze Anlage begreift mehrere großartige Bauwerke, Wasserkünste und ausgedehnte Parkanlagen. Letztere werden durch einen 1,5 Kilom. langen Baumgang durchschnitten, der in gerader Linie vom Eingangsportale nach dem Neuen Palais am westl. Ende führt. Das eigentliche Schloß, welches auf der rechten Seite dieser Hauptavenue auf dem Plateau einer in sechs Terrassen aufsteigenden Anhöhe liegt, wurde von Knobelsdorff nach Friedrich's d. Gr. eigenen Ideen 14. April 1745 bis 1. Mai 1747 aufgeführt. Das Hauptgebäude ist 91,6 Mt. lang und 15,4 Mt. tief, aber nur ein Stock hoch. Auf der Vorderseite der Kuppel ist der Name «Sanssouci» angebracht. Das Gesims wird von 36 kolossalen Karyatiden getragen. Hinterwärts, dem Ruinenberge gegenüber, bilden 44 Paar korinth. Säulen eine halbkreisförmige Colonnade. Vor der Hauptfront führt eine Treppe über die Terrassen nach der mitten in der Hauptavenue aus einem Marmorbecken 36,7 bis 39,3 Mt. aufsteigenden Großen Fontaine (seit Oct. 1842) hinab. Die innere Einrichtung des Schlosses ist zum großen Theile noch dieselbe wie zu den Zeiten Friedrich's d. Gr., der auch hier starb. Nach Osten zu, auf einer etwas tiefern Terrasse, liegt die Bildergalerie, ein langer, prachtvoller Saalbau mit einer Kuppel über der Mitte. In derselben befinden sich noch immer viele ausgezeichnete Gemälde, obwol der Haupttheil ihrer Schätze in das Museum zu Berlin gekommen ist. Vor der Galerie befindet sich ein Garten in holländ. Geschmack, den eine Marmorbalustrade vom eigentlichen Sanssouci-Park und der Muschel- oder Neptunsgrotte trennt. Auf der westl. Seite des Schlosses, ebenfalls etwas tiefer, erhebt sich das Cavalierhaus (Neue Kammern), seit 1771 vor der Hauptfront mit Marmorstatuen geschmückt. Hinter demselben befindet sich die berühmte histor. Windmühle. Auf der andern Seite der Hauptavenue, links unweit des Eingangsportals, erhebt sich die von Persius 1845—48 erbaute Friedenskirche (mit freistehendem Thurme), vor welchem sich der Marlygarten, eine der vielen genialen Schöpfungen Lenné's und des Hofgärtners G. Meyer, ausbreitet. Letztere beiden Gartenkünstler haben besonders unter dem König Friedrich Wilhelm IV. wesentlich zur Verschönerung und Erweiterung der ausgedehnten Parkanlagen beigetragen. In den tiefern Theilen derselben befinden sich, außer verschiedenen Wasserkünsten, vielen schönen Bäumen (im sog. Rehgarten) und mannichfachen Aussichtspunkten, noch das Japanische Haus (Friedrich's II. «Affenkasten»), der Freundschaftstempel mit der Marmorstatue der Markgräfin von Baireuth, Friedrich's Lieblingsschwester, das Mausoleum (sonst Friedrich's Antikentempel) mit Rauch's Wiederholung der liegenden Statue der Königin Luise. Am Westende des Parks erhebt sich das 1763—70 nach dem Hubertusburger Frieden von Manger erbaute Neue Palais, dessen Zimmer viele werthvolle Gemälde und Kunstsachen enthalten. Auf der 55,3 Mt. hohen Kuppel halten die drei Grazien eine Krone empor. Der ganze, mit Sculpturen reichgeschmückte Bau hat eine Länge von 213,42 Mt. In dem Neuen Schlosse wurde 18. Oct. 1831 der Kronprinz Friedrich Wilhelm geboren, dem es auch seit seiner Vermählung zur Sommerresidenz dient. Südöstlich vom Neuen Palais lehnt sich an den Park von S. der von Charlottenhof mit der schönen, von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz

bewohnten Villa. Die Gebäude wurden von Persius (nach den Entwürfen Schinkel's) aufgeführt und die Gärten (darunter der schöne Rosengarten) von Sello und Morsch nach Lenné's Plänen angelegt. Westlich von Charlottenhof liegt die Fasanerie (mit dem Hippodrom), welche sich bis zur Eisenbahnstation am Wildpark hinzieht. In letzterm befindet sich seit 1847 auf einem an die höchste Erhebung gelehnten Plateau das von Hesse erbaute Bairische Häuschen. Im Nordwesten wurde der Park von S. schon von Friedrich Wilhelm III. nach dem 1770—72 erbauten Belvedere und dem Drachenhäuschen (Chinesisches Haus) hin erweitert. Friedrich Wilhelm IV. ließ hinter diesen Anlagen noch die röm. Villa bei Lindstedt und jenseit der histor. Mühle auf den ehemaligen Weinbergen auf dem Bornstädter Felde 1851—63 das großartige, von Stüler im florent. Stil entworfene Orangeriehaus aufführen. Letzteres hat eine Länge von 304,13 Mt., einen 28,56 Mt. hohen, mit Aussichtsthürmen gekrönten Mittelbau und zwei schöne Eckpavillons. Im Mittelbau (59 Mt. lang und 44,9 Mt. tief) befindet sich der Rafaelsaal, in welchem 49 meist gute Copien der besten Werke des großen Malers aufgestellt sind. Auch sonst enthält der Prachtbau viele Gemälde (von Hildebrandt u. s. w.), Malachitsachen, Marmorwerke und andere Kunstgegenstände. Westlich schließt sich der Paradiesgarten, östlich der Nordische Garten (Pinetum) an das mit prächtigen Teppichgärten geschmückte Plateau des Orangeriehauses an. Hinter letzterm liegt das königl. Chatoullegut Bornstädt mit Amt und Kirche. Vgl. Grieben's «Potsdam und Umgebungen» (26. Aufl., Berl. 1877).

Santa-Anna (Antonio Lopez de), auch Santana, Präsident und Dictator von Mexico, geb. zu Jalapa 10. Juni 1797, trat seit 1821 in den Unabhängigkeitskämpfen als Militärhaupt auf, half 1823 den Kaiser Iturbide stürzen, wandte sich aber dann der föderalistischen Partei zu und zog sich nach einer bedeutenden Niederlage 1823 auf sein Landgut bei Jalapa zurück. Erst 1828 mischte er sich wieder als Vorkämpfer für Guerrero in die öffentlichen Angelegenheiten, der ihn 1829 zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Heers ernannte. Als Bustamente 1830 zur Gewalt gelangt, empörte sich S. im Jan. 1832, erklärte sich für Pedrazza und besiegte im October das Heer der Regierung, worauf Pedrazza die Präsidentenwürde erhielt. Bei der neuen Wahl im März 1833 wurde S. zu Pedrazza's Nachfolger erwählt. Als Präsident zwischen den Parteien schwankend, ermuthigte er die aristokratische und klerikale Reaction, sodaß die Volkspartei Aufstände erregte, die im Herbste 1833 niedergeworfen wurden. Das Gerücht, S. strebe nach der Kaiserkrone, erregte indessen neue Empörungen, und im März 1835 erhoben sich vier Provinzen und erließen zu Texea eine Proclamation gegen seine Regierung. Die antiklerikale Partei der Reformen von Zacatecas wurde aber ebenfalls besiegt, und S. wurde nun zum Dictator ernannt. Allein seine Herrschaft fand bald neuen Widerstand. Die Unzufriedenen sammelten sich in Texas, und gegen Ende 1835 begann der Krieg mit den Texanern, in welchem S. bei San-Jacinto 21. April 1836 geschlagen und sogar gefangen ward. Nachdem er 1837 wieder freigelassen worden, nahm er theil an der Vertheidigung von Veracruz gegen die Franzosen (Dec. 1838), wobei er ein Bein verlor. Nach mancherlei Wechselfällen 1841 wieder zum Präsidenten ernannt, schaltete er ziemlich unbeschränkt bis 1845, wo eine neue Revolution ihn stürzte und in die Verbannung nach Havana auf Cuba führte. Die innern Wirren und der Krieg mit den Vereinigten Staaten lenkten jedoch die Augen wieder auf ihn, und so gelang es seiner Partei, den Präsidenten Paredes 4. Aug. 1846 zu stürzen und S. wieder zurückzurufen. Er übernahm die Stelle eines Generalissimus und ward, obgleich 22. und 23. Febr. 1847 bei Buenavista vom General Taylor gänzlich geschlagen, zum Präsidenten der Republik gewählt. Nach einer abermaligen schweren Niederlage, die er 18. April 1847 bei Cerro-Gordo durch General Scott erlitt, ließ er sich, um der Friedenspartei zu begegnen, zum Dictator ernennen. Allein 19. und 20. Aug. unterlag er in den Schlachten bei Contreras und Cherubusco aufs neue, sodaß er Waffenstillstand schließen und Friedensunterhandlungen eingehen mußte. Als 15. Sept. 1847 die mexic. Hauptstadt von Scott erstürmt worden, entfloh er nach Jamaica. Die fortdauernden heftigen Kämpfe der progressiven Volkspartei gegen die absolutistische Kirchenpartei gaben aber der letztern endlich Gelegenheit, den von ihr gewonnenen S. wieder zurückzurufen.

S. stieg 1. April 1853 in Veracruz ans Land und begann nun als Dictator mit großer Entschiedenheit eine neue Ordnung herzustellen. Er reorganisirte das Heer und die Milizen, erzwang die Ruhe durch Standrecht, reformirte die Justiz und entzog der indian. Bevölkerung die polit. Rechte. Auch suspendirte er die einzelnen Staatsregierungen bis zur Revision der Verfassung und setzte neue Gouverneure ein, die zugleich an der Spitze der Militärmacht standen. Die wiederholten Empörungen der Föderalisten unterdrückte S. durch abschreckende Strenge

und arbeitete im Bunde mit den Häuptern der klerikalen Faction auf die Herstellung einer Monarchie hin, wodurch jedoch seit Febr. 1854 die republikanische und antiklerikale Partei in allen Theilen des Landes zum Aufstande gebracht wurde. Dieselbe organisirte sich durch den sog. «Plan von Ayutla» und stürzte nach zweijährigem Kampfe den S., welcher 1855 sich nach der westind. Insel St.-Thomas zurückzog. Nach der Errichtung des Maximilianischen Kaiserthums 1863 wurde er von Maximilian zur Rückkehr eingeladen und mit der Würde eines kaiserl. Reichsmarschalls bekleidet. Demnach begab er sich im Frühjahre 1865 nach Veracruz und bereitete sich dort zur Reise nach der Hauptstadt vor, sah sich aber schon nach wenig Tagen abermals aus dem Lande gewiesen, weil er eine zweideutige Proclamation an die Mexicaner erlassen hatte und der commandirende franz. General dem ränkevollen Mann nicht traute. S. kehrte nach St.-Thomas zurück und veröffentlichte bald darauf ein Manifest, in welchem er für die kämpfende Republik auftrat. Später lebte er in der Nähe von Newyork und suchte auf eigene Hand in Mexico durch Agenten für sich Anhänger zu werben. Als sich das Kaiserthum zu Ende neigte, begab er sich im Mai 1867 abermals nach Veracruz mit der Absicht, die dortige kaiserl. Garnison und sodann auch die republikanische Garnison der nahegelegenen Hafenstadt Tampico für sich zu gewinnen, wurde aber vom Kapitän des im Hafen liegenden amerik. Kriegsschiffs verhaftet und beordert, sofort nach Havana zurückzusegeln. Er fuhr aber nach dem mexic. Hafen Sisal im Staate Yucatan, wurde jedoch von dem republikanischen Commandanten von Sisal 11. Juni 1867 gefangen genommen und dem Präsidenten Juarez zur weitern Verfügung überliefert. S. wurde nach Campeche, von da nach dem Fort San-Juan d'Ulloa gebracht und zum Tode verurtheilt. Juarez begnadigte ihn jedoch unter der Bedingung, daß er Mexico für immer verließe. S. ging wieder nach den Vereinigten Staaten, kehrte indessen nach dem Tode von Juarez nach der Stadt Mexico zurück, wo er ziemlich unbeachtet 20. Juni 1876 starb.

Santa-Catharina, Provinz in Südbrasilien, nördlich von der Provinz San-Pedro do Rio Grande und südlich von der Provinz Paraná, wird von den beiden ziemlich großen Inseln São-Francisco (s. d.) und Sta.-Catharina nebst zahlreichen kleinern Inseln und dem gegenüberliegenden Festlande in einer Ausdehnung von 74,156 QKilom. gebildet; früher war mit ihr die jetzige Provinz Paraná vereinigt. Das Festland der Provinz wird von Norden nach Süden von der Serra Geral durchschnitten. Die Serra bildet eine Wasserscheide, von deren westl. Abdachung die Gewässer zum Stromgebiete des La-Plata gehören. Die Flüsse der östlichen, unter denen der Rio Itajahy der beträchtlichste ist, ergießen sich nach verhältnißmäßig kurzem Verlaufe in den Atlantischen Ocean. Das Hochland westlich von der Serra ist vorzüglich zur Viehzucht geeignet; auf demselben liegt die Stadt Lages mit 6500 E. Die Westabdachung der Serra bis an das Meer bietet der Agricultur ausgezeichnet fruchtbare Ländereien. Die Provinz erzeugt tropische und subtropische Gewächse, ist aber auch für den Anbau europ. Culturgewächse vollkommen geeignet. Sie zählt (1872) 159,802 E., wovon 14,984 Sklaven, und bringt Mais, Reis, Mandioccamehl, Bohnen, Erdnüsse, Stärke, Zucker, Kaffee, Früchte, Eier, Butter, Häute, Hörner, Hölzer, Cigarren u. s. w. zur Ausfuhr. Die Provinz verdankt ihren Aufschwung in neuerer Zeit vorzüglich der europ., besonders deutschen Colonisation. Die bedeutendsten dieser Ansiedelungen sind: Donna-Francisca (s. d.) auf São-Francisco; Blumenau (s. d.) seit 1850, mit 7621 E. (1875); die Colonie am kleinen Itajahy, seit 1860, mit 4568 E. (1875); die Colonie Sta.-Isabel, seit 1847, mit 1200 E., und daneben die neue Colonie, seit 1860 mit 33 Familien gegründet; die Colonie Theresopoli, seit 1860, mit 1614 E. (1867); dann die 1827 mit 146 Familien gegründete Colonie São-Pedro d'Alcantara, die seit 1844 ein eigenes Kirchspiel bildet. Außerdem befinden sich noch in Bargem-Grande, am Rio Biguassú und am Rio da Tejucas unbedeutende europ. Ansiedelungen. — Die Insel S. liegt durch einen, an der schmalsten Stelle nur 385 Mt. breiten Kanal vom Festlande getrennt. Sie ist ziemlich gebirgig, hat einige kleine Flüßchen und drei mehr oder weniger sumpfige Seen. Mehrere kleinere Inseln, besonders nördlich von der Hauptinsel, sind befestigt, was aber nicht verhinderte, daß S. 1777 von den Spaniern eingenommen und über ein Jahr besetzt gehalten wurde. Das Klima ist außerordentlich gesund. Der Boden war einst sehr fruchtbar, ist jetzt aber erschöpft. Die Hauptstadt der Insel und der ganzen Provinz ist Nostra-Senhora de Desterro am westl. Ufer der Insel, mit 12,000 E. und einem vorzüglichen Hafen; sie ist durch eine 1119,5 Kilom. lange Eisenbahn mit Rio de Janeiro verbunden.

Santa-Fé de Bogotá, s. Bogotá. — **Santa-Maura**, s. Leukadia.

Santander, die Hauptstadt (Cindad) einer gleichnamigen span. Provinz in Altcastilien (5471,5 QKilom. mit 241,581 E. Ende 1870) an der Südküste des Biscayischen Meer-

busens, liegt reizend auf einer Halbinsel am Eingange einer imposanten, von einem malerischen Gebirgskreise umgebenen Ria oder Bai, im Schos eines rebenreichen, von freundlichen Caseríos und Gartenhäusern bedeckten Hügellandes. Die reiche und seit einigen Jahrzehnten rasch aufblühende Stadt wird durch eine 330 Kilom. lange Eisenbahn (Venta de Baños-Santandér) mit dem centralen Bahnnetz verbunden, ist ein Hafen- und Handelsplatz ersten Ranges, der wichtigste an der ganzen Nordküste Spaniens, auch Sitz eines Bischofs und zählt (Ende 1870) 39,011 E. Obschon von hohem Alter, hat sie ein modernes, fast franz. Ansehen und ist gut gebaut. Sie besitzt mehrere Kirchen, ein Findelhaus, ein Barmherzigkeitsstift, ein vortrefflich eingerichtetes Instituto für den höhern Unterricht, eine Zeichen-, eine Handels- und eine Schiffahrtsschule, ein Theater, zwei schöne Badehäuser, gute Gasthöfe und Cafés, literarische Cirkel u. s. w. Der Hafen ist geräumig, den größten Seeschiffen zugänglich und sehr sicher. Sehenswerth ist das Castell San-Felice und der 5 Kilom. entfernte Leuchtthurm am Cabo-Mayor. Es bestehen zu S. eine Bank, eine Handelskammer und eine Menge Fabriken, unter anderm eine königl. Cigarrenfabrik, große Bierbrauereien, Dampfmühlen, Wollspinnereien, Papierfabriken und in der Nähe große Eisengießereien, Schiffswerfte und Schiffbaustätten. Im Sommer ist S. auch ein sehr besuchtes Seebad, und in den herrlichen Waldthälern der Umgebung befinden sich sieben warme Mineralquellen. Der Hafen steht durch Dampfschiffslinien mit den übrigen Seeplätzen der Pyrenäischen Halbinsel, mit dem Auslande und mit Amerika in regelmäßiger Verbindung. Von 1848—73 steigerte sich die Schiffsbewegung von 1808 Schiffen mit 122,595 Tonnen auf 4615 Schiffe von 941,916 Tonnen. Die Einfuhr betrug 58,718,000, die Ausfuhr 58,534,000 Frs. Eingeführt werden namentlich Maschinentheile, Zucker, Tabak, Stockfische, Cacao, Gewebe, Steinkohlen, Theer, Petroleum und Getränke.

Santarém, Stadt (Ciudad) und wichtiger Handelsplatz in Portugal, Hauptort des Districts S., der das östl. Drittel von Estremadura einnimmt und Ende 1875 auf 6864,88 QKilom. 210,571 E. zählte, liegt auf einem Hügel am rechten Ufer des Tejo, 74 Kilom. im Nordnordosten von Lissabon, an der Eisenbahn Lissabon-Oporto und mit Lissabon durch regelmäßige Dampfschifffahrt verbunden. Die Stadt, Sitz eines Bischofs, ist von alten Mauern und Thürmen umgeben, wird außerdem durch eine alte maurische Citadelle (Alcaçaba) vertheidigt und hat stattliche Gebäude, 13 Kirchen, 12 ehemalige Klöster sowie das erste geistliche Seminar im Königreiche und zählt 7700 E. Die fruchtbare und gut angebaute, aber den Ueberflutungen des Tejo sehr ausgesetzte Umgebung liefert Orangen und namentlich Oel im Ueberflusse. Im Mittelalter war S. die Residenz maurischer Könige, Schantar genannt, denen es 1146 entrissen wurde. Besonders denkwürdig wurde die Stadt durch die schweren Niederlagen, welche vor ihren Mauern die Almohaden 1071 und 1184 erlitten. In der neuern Kriegsgeschichte ist die Stadt durch die feste Stellung Dom Miguel's berühmt, der hier in den Gefechten vom 30. Jan. 1834 an der Brücke Asseca in Vortheil blieb, aber 16. Febr. bei Almoster von Saldanha geschlagen wurde und 16. Mai in der nach der Stadt benannten Entscheidungsschlacht den Generalen Napier und Villaflor völlig unterlag, sodaß er 26. Mai die Capitulation von Evoramonte (s. Evora) unterzeichnen mußte.

Santerre, Landschaft in Frankreich, in der Picardie, jetzt zwischen den Depart. Oise und Somme getheilt, mit der Hauptstadt Péronne. Sie ist flach und einförmig, hat aber guten Boden und bildet eine der Kornkammern Frankreichs.

Santerre (Antoine Joseph), General der Französischen Revolution, wurde 16. März 1752 zu Paris geboren. Beim Ausbruche der Revolution war er Besitzer einer großen Bierbrauerei in der Vorstadt St.-Antoine und stand seines ausgedehnten Geschäfts und seines Reichthums wegen in großem Ansehen. Bei Errichtung der Nationalgarde 1789 wählte man ihn deshalb zum Anführer eines Bataillons. In dieser Eigenschaft betheiligte er sich bei Erstürmung der Bastille und den Vorgängen auf dem Marsfelde. Als eifriger Jakobiner hatte er auf die Ereignisse vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 großen Einfluß. Der revolutionäre Gemeinderath ernannte ihn hierauf zum Generalcommandanten der Nationalgarde, und als solcher rettete er viele dem Blutbade entronnene Schweizer. Marat und die übrigen Anstifter der Septembergreuel suchten ihn darum zu entfernen, indem er schon 31. Aug. zur Abhaltung einer Revue nach Versailles geschickt wurde, von der er erst 4. Sept. zurückkehrte. Er erhielt hierauf den Titel eines Divisionsgenerals und mußte die militärischen Vorkehrungen während des Processes und der Hinrichtung Ludwig's XVI. treffen. Um seinen militärischen Titel zu rechtfertigen, erhielt er das Commando eines neu errichteten Corps von 20,000 Mann, das gegen die Vendéer marschirte, wurde aber 18. Sept. 1793 bei Coron unweit Chollet von den

Insurgenten gänzlich geschlagen. Der Wohlfahrtsausschuß rief ihn zurück und ließ ihn als Freund und Anhänger des Herzogs von Orléans ins Gefängniß werfen, das er erst nach dem Sturze Robespierre's verließ. Seitdem trat er ins Privatleben zurück. Er starb 6. Febr. 1809. Vgl. Caro, «S., général de la république, sa vie politique et privée» (Par. 1847).

Santi (Rafael), s. Rafael Santi.

Santiago oder San-Jago, die Hauptstadt der südamerik. Republik Chile und der Provinz S. (20,064 QKilom. mit 402,534 E. 1875), Sitz der Regierung und des Congresses sowie des Erzbischofs, liegt 560 Mt. über dem Meere auf einem sanft von Osten gegen Westen geneigten Terrain am Rio Mapocho und ist durch die 187 Kilom. lange Eisenbahn mit der Hafenstadt Valparaiso im Nordwesten und durch die 185 Kilom. lange Südbahn nach Curico mit den Südprovinzen verbunden. Die Stadt wurde 24. Febr. 1541 von Pedro de Valdivia gegründet und ist ganz regelmäßig angelegt, mit rechtwinkelig kreuzenden Straßen. Die meisten Häuser sind einstöckig aus Adobes (Luftziegeln) aufgeführt, aber geräumig. Unter den 20 Kirchen ist die am Hauptplatze (Plaza de la independencia) gelegene Kathedrale die bedeutendste, seit 1750 aus Trachyt nach dem Muster der St.-Johanniskirche zu Rom erbaut. Die ehemalige schöne Jesuitenkirche La Compania wurde 8. Dec. 1863 durch einen Brand eingeäschert, wobei an 1000 Menschen umkamen. Sehr reich und geschmackvoll verziert ist die renovirte Kirche der Nonnen von Sta.-Clara. Das schönste unter den Staatsgebäuden ist das unter dem Generalkapitän O'Higgins im dor. Stile aufgeführte, sehr ausgedehnte Münzgebäude, das den Raum eines großen Häuserquadrats einnimmt und die Wohnung des Präsidenten, verschiedene Ministerien und deren Bureaux u. s. w. enthält. Großartig ist auch das neu errichtete Gebäude des Instituto von Chile. S. hat mehrere Marktplätze, von denen der Hauptmarkt (Plaza de Abastos) von bedeckten Markthallen umgeben ist, sowie drei hübsche Promenaden. Jenseit und auf der Nordseite des Mapocho liegt die ausgedehnte Vorstadt La-Ohimba, die mehrere große Klöster und den schönen Kirchhof El-Panteon enthält. Die Bevölkerung, deren Zahl (1875) 129,807, einschließlich der Vorstädte 150,367 E. beträgt, besteht fast ganz aus Weißen, span. Creolen, wozu viele Franzosen, Deutsche, Engländer, Italiener, Argentiner und Nordamerikaner, meist Kaufleute und Industrielle, kommen. Die große Masse bilden Lohnarbeiter, Kleinhändler und Handwerker. Den Großhandel betreiben überwiegend die Fremden. Doch ist S. wesentlich eine Gelehrten- und Beamtenstadt. Durch seine Anstalten für Wissenschaft und Kunst zeichnet sich S. vor allen Städten Süd- und Mittelamerikas aus. Großartig ist vor allem das 1813 gegründete und seitdem fortwährend erweiterte Instituto-Nacional, das aus drei Sectionen besteht. Die erste umfaßt das Gymnasium mit den Abtheilungen für Humaniora und mathem. Disciplinen. Die zweite Section bildet die Universität von Chile, 1842 an Stelle der 1783 gestifteten Universität von San-Felipe gegründet, mit 5 Facultäten, 25 Professoren (zum Theil deutsche und franz. Gelehrte) und etwa 400 Studenten. Die Universität ist zugleich mit der Direction des nationalen Volksschulwesens sowie mit der Inspection aller höhern Erziehungsinstitute betraut und hat sich durch die seit 1844 von ihr herausgegebene Zeitschrift («Anales de la Universitad de Chile») vortheilhaft bekannt gemacht. Die dritte Section ist den schönen Künsten gewidmet und zerfällt in die drei Klassen für Zeichnen und Malerei, Sculptur, Architektur. Die Sternwarte (unter 33° 26′ 42″ südl. Br. und 70° 40′ 36″ westl. L. von Greenwich) liegt auf einem 60 Mt. hohen isolirten Porphyrkegel und ist mit vortrefflichen Instrumenten ausgestattet. Ferner besitzt die Stadt drei höhere Schulen oder Colegios, von denen eins mit dem Instituto-Nacional verbunden, ein anderes erzbischöfl. Seminar ist. Außerdem bestehen eine Zeichen- und eine Musikschule, ein musikalisches Conservatorium, eine Kunst- und Gewerbeschule, eine Malerakademie, eine Militärakademie, eine Ackerbauschule mit Thierarzneischule, ein Hebammeninstitut, ein Findelhaus, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, mehrere gute Privatinstitute, einige Kloster- und zahlreiche öffentliche Elementarschulen. In S. befindet sich das statistische Centralbureau für Chile, welches seit 1860 ein «Anuario estadistico» herausgibt. An öffentlichen Sammlungen sind hervorzuheben die Nationalbibliothek, welcher die Bibliothek des Dominicanerklosters de Recoleta nicht nachstehen soll, und das naturhistor. Nationalmuseum. Die Stadt hat zahlreiche und bedeutende Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art. Von öffentlichen Vergnügungsanstalten sind zu erwähnen drei Theater und ein Circus für Hahnengefechte. Sein Trinkwasser erhält S. größtentheils aus dem Rio Mapocho. Das Klima ist trocken und großen Temperaturwechseln ausgesetzt, die mittlere Jahrestemperatur 12,68° R. Die Umgebungen sind schön, dabei fruchtbar und gut angebaut.

Santiago de Cuba, im Lande selbst gemeinhin Cuba genannt, die Hauptstadt des östl. Departements der span. Insel Cuba in Westindien, der Haupthandelshafen der ganzen Südküste, Sitz eines Gouverneurs und eines Erzbischofs, an der Mündung des Rio Yarayó, östlich an einer herrlichen, von majestätischen Waldbergen umschlossenen Bai weithin ausgebreitet, im obern Theile mit dem Marsfelde 57 Mt. über dem Meeresspiegel gelegen und gesund, im untern Theile während der nassen Jahreszeit Fiebern unterworfen, hat wegen der häufigen Erdbeben nur einstöckige, flachgedeckte Häuser, die, mit ihren Galerien und Veranden in üppiger Vegetation über- und nebeneinander gruppirt, einen überraschenden Anblick darbieten. Die Stadt hat eine Kathedrale, acht andere Kirchen, zahlreiche Klöster und Armenhäuser, ein Waisenhaus und andere Wohlthätigkeitsanstalten, Gefängnisse, Kasernen, drei Brücken, ein ziemlich ansehnliches Theater, 20 Elementarschulen, zwei Druckereien, eine philharmonische und eine patriotische Gesellschaft und zählt 45,000 E. Durch Erdbeben hat S. wiederholt (z. B. 20. Aug. und 26. Nov. 1852) große Verluste erlitten. Der Hafen ist durch die Berge geschützt, für die größten Schiffe tief genug und durch zwei Castelle vertheidigt, hat aber eine enge und schwierige Einfahrt. Die Hauptausfuhrartikel sind Taback, Kaffee, Zucker und Kupfererz. Letzteres kommt aus den im Nordwesten in einer wilden, bis 2120 Mt. hohen Gebirgsgegend gelegenen Minen von El-Cobre, wohin eine 15 Kilom. lange und kostspielige Eisenbahn führt. El-Cobre ist außerdem bekannt als Wallfahrtsort mit wunderthätigem Madonnenbilde. Die Kupferminen jenes Gebirgs veranlaßten Velasquez 1514 an der Bai einen Hafen zur Ausfuhr des Metalls zu gründen. Erst 1522 wurde die Stadt S. an ihre jetzige Stelle verlegt, zugleich zur Hauptstadt der Insel und 28. April 1523 zum Bischofssitz erhoben. Darauf wechselte S. mit der 96 Kilom. im Westnordwesten gelegenen und 18,000 E. zählenden Stadt Bayamo als Regierungssitz, bis 1607 die Insel in zwei Provinzen mit den Hauptstädten Havana und Cuba getheilt und erstere zur Residenz des Generalkapitäns erhoben wurde.

Santillana (Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von), als Krieger, Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich berühmt, wurde 19. Aug. 1398 zu Carrion de los Condes geboren. Schon früh verlor er Vater und Mutter. Der König Heinrich III. von Castilien ernannte daher den Gemahl seiner Vaterschwester, Don Alonso Enriquez, zu seinem Vormunde, in dessen Hause er bis zum 16. Jahre blieb. Nachdem er sich 1418 mit Doña Catalina de Figueroa vermählt hatte, erhielt er in dem Kriege gegen die Aragonier den Oberbefehl über 300 Reiter und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit so sehr aus, daß ihm der König die Stadt Junquera verlieh. Auch in den Kriegen gegen die Mauren von Granada 1431 und 1438 bewies er sich ebenso sehr als muthigen Vorkämpfer wie als erfahrenen Feldherrn, und zum Lohne dieser Verdienste und seiner geschickten Vermittelung, durch die Johann II. aus der Gewalt des Königs von Navarra befreit wurde, erhielt er die Markgrafschaft Santillana. Im J. 1446 eroberte er die Stadt Torrija. Auch trat er 1452 der Verschwörung der castil. Großen bei, um den Günstling Alvaro de Luna zu stürzen. In noch größere Gunst kam er bei Johann's Nachfolger, König Heinrich IV. S. starb 25. März 1458 in Guadalajara. Von seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Los proverbios», ein didaktisches Gedicht zum Unterricht des nachmaligen Heinrich IV.; «Bias contra fortuna», ein moralisirender Dialog; «Refranes que dicen las viejas tras el huego», die älteste span. Sprichwörtersammlung; die berühmte «Comedieta de Ponza», ein allegorisches Gedicht in dantesker Manier, das man seines Titels wegen mit Unrecht unter die Anfänge des span. Dramas zählte. S. gehört unter die in der ältesten Geschichte der span. Nationalliteratur epochemachenden Männer. Er hat vorzüglich beigetragen, die castil. Kunstdichtung theils nach dem Muster der spätern provenzal.-catalon. Hofpoesie, theils nach der classisch-gelehrten italienischen umzugestalten. Obschon seine Gedichte an pedantischer Gelehrsamkeit und vorherrschend didaktischer Richtung leiden, so zeugen sie doch von wahrhaft poetischen Anlagen, echtem Nationalgefühl und großer Gewandtheit in Sprache und Ausdruck. Unter den mehr volksthümlichen sind namentlich die «Serranillas» von bezaubernder Anmuth, wie z. B. die reizende «Moza tan fermosa». S.'s «Obras» gab mit Einleitungen und Commentaren Amador de los Rios (Madr. 1852) heraus.

Säntis oder Sentis, der höchste Gipfel der Thuralpen im Nordosten der Schweiz, erhebt sich 10 Kilom. südsüdwestlich von Appenzell (s. d.) auf der Grenze des Cantons St.-Gallen und der beiden Halbcantone Appenzell-Außerrhoden und Innerrhoden zu 2504 Mt. über dem Meere. Seine kahle, felsige oberste Spitze, der Hohsentis, vom Weißbad bei Appenzell, von Wildhaus oder Alt-St.-Johann im Toggenburg, sowie von Urnäsch, Endstation der Appenzellerbahn, 10 Kilom. südlich von Herisau (s. d.), in 6—7 Stunden leicht auf neu angelegten

sichern Wegen zu erreichen, gewährt eine großartige Aussicht auf das Appenzellerländchen, das Toggenburg- und das Rheinthal, den Bodensee und seine Uferländer; die Alpen überblickt man vom Vorarlberg bis zum Berner Oberland, die Hochebene bis zum Schweizer Jura, dem Schwarzwald und der Rauhen Alp. Die prächtige Fernsicht, verbunden mit der leichten Zugänglichkeit, machen den S. zu einem der besuchtesten Aussichtspunkte der Schweiz; die Zahl seiner Besteiger beträgt, namentlich seit das dicht unter dem Gipfel liegende Gasthaus 1874 bedeutend erweitert worden ist, jährlich etwa 3000. Der nach dem S. benannte Gebirgsstock, dessen südlicher höchster Theil auch Alpsteingebirge heißt, besteht aus felsigen, schroff abfallenden Bergen der Kreideformation, welche, mit Ausnahme der ewigen Schnee tragenden höchsten Gipfel, des S. und des Altmann (2433 Mt.), den Charakter der Mittel- und Voralpen tragen, und bildet eine besondere, durch das Toggenburg- und das Rheinthal begrenzte Gruppe der Thuralpen. Ein vorzügliches Panorama des S. lieferte Heim (St.-Gallen 1872).

Santolina, Name einer zu den Compositen, Abtheilung der Corymbiferen gehörenden Gattung von Halbsträuchern, welche sich durch kleine ausdauernde, bald grüne, bald grau- bis weißfilzige, gedrängt stehende, nadel- oder schuppenförmige, oft in vier Reihen geordnete Blätter und durch kleine, halbkugelige oder eiförmige, einzeln am Ende der aufrechten, meist gleichhohen Zweige stehende Blütenkörbchen mit dachziegelschuppiger Hülle und gelben Blüten auszeichnen, und der Gattung Achillea (Schafgarbe) zunächst stehen. Die Blütenkörbchen haben einen ganz kurzen Strahl, die zusammengedrückt-vierkantigen Früchte keinen Pappus. Fast alle Arten gehören der Flora der Mediterranländer an. Die bekannteste ist das sog. Cypressenkraut (S. Chamaecyparissus L.), ein kleiner, immergrüner Strauch mit vierzeiligen, fleischigen, kahlen Schuppenblättchen, welche so klein sind, daß die Aestchen wie mit vier Reihen von grünen Zähnen besetzt erscheinen. Diese wohlriechend-aromatische Pflanze wird bei uns als Topfgewächs und auch im Freien allgemein cultivirt.

Santorin oder Thira (Thera), die südlichste Insel der zu Griechenland gehörigen Cykladen, ist etwa 75 QKilom. groß und bildet mit Amorgos und einigen andern Nachbarinseln die Eparchie Thira. Mit ihrem vulkanischen Boden ist sie eine der merkwürdigsten Inseln der Erdoberfläche. Ihre sichelförmig eingebuchtete Westküste steigt über 300 Mt. hoch steil empor; ihr höchster Berg, der St.-Elias, der auf seiner Spitze ein Kloster trägt, erhebt sich 578 Mt. Ihr westlich gegenüber liegen die Inselchen Therasia und Aspronisi, mit denen sie geologisch ein Ganzes bildet: einen mit durchschnittlich 400 Mt. tiefem Wasser ausgefüllten Krater. Die Versuche der Natur, in der Mitte dieses Kraters einen Vulkan zu bilden, haben, soweit Geschichte und Tradition reichen, nicht aufgehört. Im J. 237 v. Chr. fand die vulkanische Trennung Therasias von Thera statt. Um 197 v. Chr. erhob sich in dieser Mitte das Eiland Hera, jetzt Palăa-Kaimeni (die Alte Verbrannte) genannt, welche bei spätern vulkanischen Ausbrüchen im J. 19 und 726 n. Chr. vergrößert wurde, während 1457 ein Stück im Meere verschwand. Im J. 1573 bildete sich das Eiland Mikra-Kaimeni (die Kleine Verbrannte), nordöstlich von Palăa-Kaimeni, und endlich 1707—19 zwischen beiden die Insel Nea-Kaimeni (Neue Verbrannte), bei welcher seit dem Jan. 1866 bis Ende Oct. 1870 abermals heftige vulkanische Eruptionen und Neubildungen kleiner Inseln stattfanden. Am südöstl. Ufer hat sich der Georgvulkan erhoben; am südwestlichen entstand aus aufquellenden Lavamassen die später mit Nea-Kaimeni verbundene Insel Aphroessa nebst andern Inselchen. Die Untersuchungen vieler Geologen an Ort und Stelle sind der Buch'schen Theorie der Erhebungskrater, von denen gerade S. das schönste und schlagendste Beispiel sein sollte, nicht günstig. Nirgends sieht man auf der Insel fließendes Wasser, dagegen überall Cisternen. Die Küsten sind größtentheils fast unzugänglich, ihre ausgeglühten Lava- und Aschenmassen vegetationslos. Landeinwärts, wo die vulkanischen Massen verwittert, ist der Boden sehr fruchtbar an Gerste, Baumwolle, Südfrüchten und vorzüglichen Weinen. Berühmt ist der weiße und rothe Vino Santo (süß mit bitterlichem Nachgeschmacke), der am häufigsten nach Odessa ausgeführt wird, wofür man Getreide zurückbringt. Auch Puzzolanerde kommt zur Ausfuhr. Ueberall sieht man Trümmer aus dem Alterthume; am bedeutendsten sind die von Oa, ein Theil der Stadtmauer, Säulenreste, Gräber, Inschriften. Die Einwohner (1870) 14,783, mit den dazugehörigen Inseln 21,907 an der Zahl, welche größtentheils griechisch-katholisch, zum kleinern Theile römisch-katholisch sind und für jede Confession einen eigenen Bischof haben, besitzen viele Freiheiten. Man zählt 5 Flecken und etwa 50 Dörfer, die wie Schwalbennester an die Felsen gebaut und deren Häuser übereinander terrassirt sind. Der Hauptort ist Thera an der Westküste, mit einem Hafen, vielen Weinkellern und 1387 E. Erst 1537

wurde den Venetianern die Insel durch Khair-eb-din Barbarossa entrissen und von den Türken Degirmenlik genannt. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meers» (1840); Fritsch, Reiß und Stübel, «Santorin» (Heidelb. 1867); Reiß und Stübel, «Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei S.» (Heidelb. 1868).

Santos, Hafenstadt der brasilian. Provinz São-Paulo auf der Nordseite der Insel São-Vicente und am Fuße eines isolirten Bergs, in dicht bewaldeter, aber ungesunder Umgebung, zählt 10,000 E., hat in den der Küste parallel laufenden Straßen manche stattliche Häuser, ein Stadthaus, ein Arsenal, ein Zollhaus (das ehemalige Jesuitencolleg), mehrere Kirchen und Klöster, einen kleinen, aber tiefen Hafen mit einem Leuchtthurme, ansehnliche Quais, öffentliche und private Elementarschulen, ein bedeutendes Hospital und verschiedene Wohlthätigkeitsvereine; regelmäßigen Dampfschiffverkehr mit Rio de Janeiro und mittels dieses und der Eisenbahn nach Rio nicht unwichtigen Handel.

Sanz del Rio (Julian), ausgezeichneter span. Gelehrter, Vertreter der deutschen Philosophie in Spanien, geb. 1814 zu Torre-Arevalo in der Provinz Soria, studirte Philosophie und Jurisprudenz in Cordova, Granada und Madrid und erhielt bald einen Lehrstuhl der Philosophie an der Universität von Madrid. Im J. 1843 sandte ihn die Regierung nach Deutschland, um daselbst Philosophie zu studiren und deutsches Wissen in Spanien einzuführen. Nach drei Jahren heimgekehrt, beschäftigte sich S. in tiefster Zurückgezogenheit auf einem Dorfe mit der Entwickelung der philos. Anregungen, die er mitgebracht hatte. Von 1849 ab bis zu seinem Tode widmete er sich dem Vortrage der Geschichte der Philosophie in der Facultät für Philosophie und Literatur an der madrider Universität. Er starb zu Madrid 12. Oct. 1869 außerhalb jeder positiven Religion; seine Bestattung war das erste rein bürgerliche Begräbniß in Spanien. S. hatte sich die hauptsächlichsten philos. Systeme, welche in der Geschichte des Denkens geschaffen worden sind, vollständig zu eigen gemacht, um sodann seine vorzügliche Aufmerksamkeit den deutschen Systemen, welche aus der Kant'schen Schule hervorgegangen sind, zuzuwenden. Namentlich bildete er sich an Friedr. Krause weiter aus, über den er jedoch bald hinaus zu einer gewissen Selbstständigkeit der philos. Principien fortschritt. S. ist der erste gewesen, welcher in Spanien den philos. Geist zu einem freien Leben erweckt hat. Er hinterließ eine Menge tiefsinniger, wenn auch schwer verständlicher Schriften, von denen bereits erschienen sind: «C. C. F. Krause. Sistema de la Filosofía metafísica. Primera parte: Análisis» (Madr. 1860), «Lecciones sobre el sistema de la Filosofía» (Madr. 1868), «Doctrinal de Lógica» (unvollständig; Madr. 1863), «Krause: Ideal de la Humanidad para la vida. Con introduccion y comentarios» (2. Aufl., Madr. 1871). Aus seinem Nachlaß erschien: «Cartas ineditas» (Madr. 1875), «Análisis del pensamiento racional» (Madr. 1878).

São-Francisco, Insel, zum nördl. Theile der brasilian. Provinz Santa-Catharina (s. d.) gehörig, hat für Schiffe von nicht mehr als 4,5 Mt. Tiefgang einen sichern Hafen an ihrem nordwestl. Ufer bei dem Städtchen Nostra-Senhora da Graça, bekannt unter dem Namen São-Francisco. Die Insel ist von etwa 10,000 E. bevölkert und hat ein gesundes Klima und fruchtbaren Boden. S. hat erst durch die Gründung der Colonie Donna-Francisca (s. d.) an gegenüberliegenden Festlande an Bedeutung gewonnen.

Saône (spr. Sön), bei den Alten Arar, später Sauconna genannt, der bedeutendste Nebenfluß des Rhône, entspringt 396 Mt. hoch auf den Sichelbergen bei dem Dorfe Vioménil, 9,5 Kilom. östlich von Darney im Depart. Vogesen, nimmt rechts nur kleine Flüsse, wie die Tille und Ouche, links unter andern den Durgeon (50 Kilom.), den Dignon (192 Kilom.), den Doubs (430 Kilom.), die Seille (116 Kilom.) und Reyssouse (84 Kilom.) auf, berührt, erst südsüdwestlich fließend, die Städte Jussey, Châtillon, Gray, wo sie schiffbar wird, Auxonne, St.-Jean de Löne, Verdun, Châlon, dann, sich südwärts wendend, Tournus, Mâcon, Trévoux und vereinigt sich in 161 Mt. Seehöhe unterhalb Lyon mit dem Rhône, nach einem Laufe von 455 Kilom., wovon 314 schiffbar sind. Von Châlon an findet lebhafter Dampfschiffahrtsverkehr statt. Auch mündet dort der Canal-du-Centre, der sie mit der Loire, und bei St.-Jean de Löne der Kanal von Burgund und der Rhône-Rheinkanal, welche sie mit der Seine und dem Rhein in Verbindung setzen. Die S. durchläuft nur flache, meistens muldenförmig eingesenkte Thalgründe. Von Châlon an begleitet ihr östl. Ufer die Lyoner Eisenbahn. Nach der S. werden zwei Departements benannt. — Das Depart. Obersaône (Haute-Saône), im östl. Frankreich, früher ein Bestandtheil der Franche-Comté, zwischen den Depart. Maas, Vogesen, Oberrhein, Doubs, Jura, Côte-d'Or und Obermarne gelegen, zählt auf 5339,9 QKilom. 304,052 E. (1876; gegen 303,088 im J. 1872 Zunahme 0,5 Proc.), wird von

Aesten der Vogesen durchzogen und außer der S., dem Hauptflusse, von dem Oignon, Drugeon, der Amance und Lanterne durchflossen. Der Boden, meist steinig und thonig, ist doch auch in vielen Gegenden fruchtbar und mit beträchtlichen Waldungen (1540 QKilom.) bedeckt. Die vorzüglichsten Producte sind Holz, Wein, Obst, Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Eisen, Steinkohlen, Mauer- und Bruchsteine, Kalk, Thon, Granit und Marmor. Die Einwohner beschäftigen sich nächst dem Getreide- und Weinbau besonders mit Bergbau auf Steinkohlen und gutes Eisen (woran das Departement das reichste von allen ist), und mit Verarbeitung des letztern, mit Glasfabrikation, Leinenmanufactur und Bereitung von Bieren und Kirschwasser. Auch gibt es einige Mineralquellen, z. B. Luxeuil. Das Departement zerfällt in die 3 Arrondissements Besoul, Gray und Lure mit 28 Cantonen und 583 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Besoul. — Das Depart. Saône-Loire, im südöstl. Frankreich, zwischen den Depart. Côte-d'Or, Jura, Ain, Rhône, Loire, Allier und Nièvre gelegen und aus Bestandtheilen des eigentlichen Burgund und des Maconnais zusammengesetzt, zählt auf 8551,71 QKilom. 614,309 E. (1876; gegen 598,344 im J. 1872 Zunahme 2,6 Proc.), die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Bergbau auf Eisen und Steinkohlen, Eisen- und Glasfabrikation und Bereitung von Wollwaaren beschäftigen. Der Boden, von mehrern Berg- und Hügelketten, besonders von dem Gebirge von Charolais durchzogen, ist bald gebirgig und steinig, bald lehmig und sandig, aber größtentheils sehr fruchtbar, trägt Holz, Wein (Maconnais, in einem gewöhnlichen Jahre 700,000 Hektolit.), Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, hat an den das Departement durchströmenden Flüssen, der S., der Loire, dem Doubs, dem Arroux und der Seille, viel schöne Wiesen und ist reich an Mineralien, z. B. Braunstein, Bausteinen, Marmor. Industrie und Handel sind bedeutend. Die fünf Arrondissements sind: Mâcon, Autun, Châlon-sur-Saône, Charolles und Louhans, zusammen mit 49 Cantonen und 588 Gemeinden. Hauptstadt ist Macôn.

Saphir, Sapphir, die übliche Bezeichnung für eine Edelsteinart, welche zu der Mineralspecies Korund gehört. Das Mineral krystallisirt im rhomboëdrisch-hexagonalen System, gewöhnlich mit spitzpyramidalem oder prismatischem Habitus und ist von Säuren nicht angegriffen; nur der Diamant übertrifft es an Härte, und es wird deshalb in seinen unreinen Varietäten, die man Schmirgel (s. d.) nennt, gepulvert zum Schleifen anderer harter Steine verwendet. Dasselbe besteht wesentlich nur aus Thonerde (Aluminium und Sauerstoff), enthält aber in der Regel kleine Beimengungen von Eisenoxyd und andern Pigmenten, welche ihm verschiedene Farben verleihen. Die mehr oder weniger durchsichtigen blauen Varietäten nennt man vorzugsweise S., die rothen Rubin, die trüben oft grauen Korund oder Diamantspat, die unreinen, grauen und nicht krystallisirten, klein- und feinkörnig zusammengesetzten Schmirgel. Der S. kommt theils in stumpfeckigen Stücken und rundlichen Körnern, theils in Krystallen vor und ist zuweilen zwei- bis dreifarbig gestreift, zum Theil läßt er im Sonnenlichte oder lebhaften Kerzenlichte einen sechsstrahligen sternförmigen Lichtschein wahrnehmen, und dergleichen Stücke werden Sternsaphire oder Asterien genannt. Wegen seiner bedeutenden Härte, schönen Farbe und seines herrlichen Glanzes ist der S. als Edelstein sehr beliebt und wird dem Diamant am nächsten gestellt. Man verwendet die S. zu Ring- und Nadelsteinen, zu Spindeln für die Zapfenlager feiner Uhren und die sehr hellen auch zu Objectivlinsen für Mikroskope. Die blassen S. werden zuweilen durch vorsichtiges anhaltendes Glühen entfärbt und dann für Diamanten ausgegeben, denen sie allerdings unter allen Mineralien am meisten gleichen; doch kann man sie dadurch unterscheiden, daß sie vom Diamant geritzt werden. Die S. finden sich in Schuttland und dem Sande der Flüsse, mit Granat, Zirkon, Feldspat- und Kalkspatgeschieben in Ceylon, Siam, China und dem Ural, aber auch einzeln in Sachsen, Böhmen, Frankreich und Portugal; in Basalt eingewachsen bei Unkel am Rhein, in basaltischer Lava bei Niedermendig am Laacher See. Blaue Turmaline, Berylle und Cyanite werden öfters für S. ausgegeben. Was die Alten S. nannten, ist Lasurstein (s. d.).

Saphir (Mor. Gottlieb), Humorist und Satiriker, geb. 8. Febr. 1795 im ungar. Landstädtchen Lovas-Bereny von jüd. Aeltern, war anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, wurde aber, als er entschiedene Abneigung dagegen zeigte, nach Prag geschickt, um auf den dortigen jüd. Lehranstalten den Talmud zu studiren. Einige Gedichte, die in der «Pannonia» des Grafen Festetics Aufnahme fanden, entschieden hier bald für seine fernere Laufbahn. Sich ausschließlich der Literatur zuwendend, ging er zunächst nach Wien, wo er Mitarbeiter an der «Theaterzeitung» wurde. Als er 1824 die Weisung erhielt, Oesterreich zu verlassen, wandte er sich nach Berlin, wo er die «Berliner Schnellpost» (1826—29) und den «Berliner Kurier» (1827—29) herausgab, zwei Witzblätter, die ihm manche Unannehmlichkeiten zuzogen. Um

diesen zu entgehen, siedelte er nach München über, wo er zwei ähnliche Zeitschriften begründete. Im J. 1830 ging er nach Paris, trat hier 1832 zur prot. Kirche über, kehrte 1834 nach Wien zurück und begann 1837 die Herausgabe des «Humoristen», den er bis zu seinem Tode fortführte. Er starb 5. Sept. 1858 zu Baden bei Wien. S. entwickelte eine ungemeine, aber wenig gehalt- und charaktervolle literarische Thätigkeit. Neben dem genannten Blatte «Humorist» ließ er seit 1850 alljährlich einen humoristisch-satirischen Volkskalender erscheinen. Schon früher hatte er «Gesammelte Schriften» (4 Bde., Stuttg. 1832), «Neueste Schriften» (3 Bde., Münch. 1832) und «Dumme Briefe» (Münch. 1834) herausgegeben. Diesen folgten unter anderm: die «Humoristische Damenbibliothek» (6 Bde., Wien 1838—41), «Fliegendes Album für ernste und heitere Declamation» (2 Thle., Lpz. 1846; 5. Aufl. 1873), «Humoristische Abende» (2. Aufl., Lpz. 1853), «Wilde Rosen» (3. Aufl., Wien 1865), «Conversations-Lexikon für Geist, Witz und Humor» (Dresd. 1852; 2. Aufl., Dresd. 1860), «Pariser Briefe» (Wien 1855) und «Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire» (Wien 1855—56; 2. Aufl. 1863). S. handhabte namentlich die Kunst des Wortspiels und Wortwitzes mit Gewandtheit. Eine Auswahl seiner sämmtlichen Schriften erschien nach seinem Tode (3. Aufl., 10 Bde., Brünn 1864—65).

Sapieha, eine früher sehr mächtige litauische und galiz. Fürstenfamilie, die von dem Großherzog von Litauen, Gedimin, abstammt und den poln. Königen aus dem jagellonischen Hause nahe verwandt war. Der erste dieses Namens soll der Fürst Punigahlo gewesen sein. Sein Sohn Sunigal, gest. 1420, trat mit Jagello zum Christenthume über. Mit den Söhnen des letztern, Bogdan und Iwan, theilte sich das Geschlecht in zwei Linien, in die von Siewier und die von Kodnia. — Aus der ersten Linie stamunt Lew S., geb. 1557, der seine Ausbildung zum Theil auf der Universität zu Leipzig erhielt, an dem Kriege gegen Rußland unter Stephan Bathori theilnahm und dann mit Rußland einen 10jährigen Frieden schloß. Nach Stephan's Tode wurde besonders durch seine und Jan Zamoyski's Bemühungen der König Sigismund III. von Schweden auf den poln. Thron erhoben. In Litauen führte S. zuerst ordentliche Gerichte ein, auch sammelte und veröffentlichte er das litauische Statut (Krakau 1614). Nach Ablauf des Friedens mit Rußland begab er sich wieder nach Moskau zu Boris Godunow. Unter großen Gefahren gelang es ihm, den Frieden auf 20 Jahre zu verlängern. Als dennoch Sigismund III. Rußland angriff, um die Ansprüche des falschen Demetrius geltend zu machen, gelang es S., trotz des unglücklichen Ausgangs dieses Kriegs, Rußland zu vermögen, daß es Smolensk abtrat. Als Großkrouhetman wurde er 1625 gegen Gustav Adolf, der in Litauen eingefallen war, gesendet, ohne durch seine Tapferkeit dessen Fortschritte aufhalten zu können. Er starb 1633. — Jean Piotr S., Starost von Uswiat, geb. 1569, nahm an dem Zuge theil, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius gegen Moskau unternahmen, und erwarb sich, indem er bis Moskau vordrang, einen bis nach Asien hin Furcht und Schrecken verbreitenden Namen. Nachher kam er in den Verdacht, mit den Bojaren in ein heimliches Einverständniß getreten zu sein, um sich zum Herrscher von Rußland zu machen. Er starb im Palaste der Zaren zu Moskau 1611. — Unter Johann Sobieski gelangte die Familie S. zu dem größten Ansehen und den höchsten Staatswürden. Kazimierz S. wurde Großhetman von Litauen und Wojwode von Wilna. Da er die Freigüter der Geistlichkeit mit Truppen belegte, that ihn der Bischof von Wilna in den Bann, wodurch große Verwirrungen in Polen herbeigeführt wurden. Auch unter August II. veranlaßten die S. blutige Zerwürfnisse in Litauen und geriethen mit den Häusern Radziwill und Oginski in Streit. — Kazimierz S., Feldzeugmeister von Litauen, war Marschall des Reichstags von 1788 und stand wegen seines Patriotismus in allgemeiner Achtung. — Alexander S., geb. 1770 zu Paris, wohin seine Aeltern während Polens innerer Unruhen sich begeben hatten, unternahm eine Reise durch die slaw. Länder Oesterreichs, die er in einem 1811 erschienenen poln. Werke beschrieb, und widmete sich dann besonders dem Studium der Naturwissenschaften. Er starb 1812. — Leon S., Haupt der galiz. Linie, geb. 1802, trat 1831 ins poln. Heer, verlor seine Güter in Rußland und ließ sich in Galizien nieder. Er wurde erblicher Reichsrath und 1861 Landtagsmarschall für Galizien, welche Würde er niederlegte, als er in einen Proceß wegen der Czerniowiczer Bahn verwickelt ward, er blieb jedoch Vorsteher und Förderer der landwirthschaftlichen Vereine und Anstalten des Landes, auch erwarb er sich durch Einführung von Musterwirthschaften auf seinen Besitzungen Verdienste um die Landescultur. Er starb 10. Sept. 1878 in Krasiczyn.

Sapindus, Pflanzengattung aus der 10. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, Typus der dikotylen nach ihr benannten Familie der Sapindaceen, besteht aus stattlichen, schön-

stämmigen, breitkronigen Bäumen des tropischen Asien, Afrika und Amerika, welche paarig oder unpaarig gefiederte Blätter, reichblütige Rispen und Blüten mit vier- bis fünftheiligem Kelch, ebenso vielen Blumenblättern, 8—10 auf einem Ringe eingefügten Staubgefäßen und einen Stempel besitzen und Steinfrüchte hervorbringen. Berühmt ist S. Saponária L., der gemeine Seifenbaum des tropischen Amerika. Derselbe wird fast 10 Mt. hoch und zeichnet sich durch die weißrindigen Aeste der weitausgespreizten Krone, durch die breitgeflügelten Stiele der drei- bis vierpaarigen Blätter, durch seine stachelbeergroßen, glänzenden, wie gefirnißt aussehenden Früchte und besonders dadurch aus, daß deren mit Wasser schäumendes Fruchtfleisch anstatt Seife zum Reinigen der Wäsche benutzt werden kann. Wegen des sehr scharfen Saftes soll aber die Wäsche bedeutend leiden. Die unter dem Namen Nucellae Saponariae in Südamerika officinellen Früchte werden dort gegen Wechselfieber angewendet.

Saponária, Seifenkraut, nannte Linné eine zur 10. Klasse, 2. Ordnung, seines Sexualsystems gehörende Pflanzengattung aus der Familie der Nelkengewächse, weil die Wurzel der verbreitetsten Art derselben, des gemeinen Seifenkrautes (S. officinalis), mit Wasser gerieben wie Seife schäumt. Die Arten dieser Gattung, Kräuter und Halbsträucher Europas und der Mediterranzone, besitzen, wie alle Nelkengewächse, gegenständige und ganzrandige Blätter und Zwitterblüten mit röhrigem Kelche, fünfblätteriger Blumenkrone, deren langgenagelte Blätter am Schlunde mit einer häutigen Schuppe versehen sind, 10 Staubgefäßen und 2 Griffeln. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige, mit vier Zähnen aufspringende Kapsel. Die obengenannte, an Flußufern, Hecken und Gebüschen wild vorkommende, auch häufig mit gefüllten Blumen zur Zierde angebaute Pflanze ist ein perennirendes Kraut mit kriechendem, vielköpfigem Wurzelstock, 30—60 Cmt. hohem Stengel, lanzettförmigen, dreinervigen Blättern und großen, zu einem endständigen, aus kleinen Trugdolden bestehenden Strauß gruppirten Blüten mit purpurn angehauchtem Kelche und weißen oder röthlichen Blumenblättern. Der Wurzelstock des Seifenkrauts ist als Radix Saponariae officinell. Das seifenartige Schäumen des zerriebenen Wurzelstocks beruht auf dem Vorhandensein eines eigenthümlichen glykosidähnlichen Stoffs, des Saponins, welches einen scharfen Geschmack besitzt, im Wasser löslich ist und als Pulver Niesen erregt. Beim Erhitzen zersetzt sich das Saponin und wird durch Salzsäure in einen nicht krystallisirenden Zucker und Sapogenin gespalten. Unter die Haut gespritzt, bewirkt das Saponin eine länger anhaltende Lähmung der sensibeln und motorischen Nerven, sowie ein beträchtliches Sinken des Blutdrucks und der Temperatur. Vgl. Köhler, «Die locale Anästhesirung durch Saponin» (Halle 1873).

Saporoger, d. h. die jenseit der Wasserfälle (des Dnjepr) Wohnenden, bilden eine der größten Colonien der malorossistischen oder kleinruss. Kosaken und wurden schon früh an den untern Gegenden des Dnjepr angesiedelt, um das damals den Polen gehörende ukrainische Kosakenland gegen die Einfälle der Tataren zu schützen. Sie lebten hier ehelos und in großer Unabhängigkeit, und als längst die Tatarenherrschaft gebrochen war, verharrten sie dennoch, um sich ihre Freiheit besser wahren zu können, in diesen Wohnsitzen. Durch kosakische Flüchtlinge, die sich der poln. Herrschaft zu entziehen suchten, wurde ihre Anzahl mit der Zeit außerordentlich verstärkt; sie breiteten sich allmählich bis in die Hochlande des Dnjepr und gegen den Bug und Dnjestr zu aus und machten sich hier überall ansässig. Zu Anfange des 17. Jahrh. trennten die S. sich gänzlich von ihrem Muttervolke, den kleinruss. Kosaken, indem sie statt des Kosakenhetmans einen eigenen Koschewoi-Ataman wählten und einen völlig kriegerischen Staat unter sich begründeten. Ihr Hauptsitz war ein befestigtes Lager, das, obgleich es oftmals wechselte, doch stets in der Gegend der Dnjepr-Wasserfälle sich befand. Als sie noch mit den Kleinrussen verbunden waren, galt Konew, dann Tscherkassy am Dnjepr als ihre Hauptstadt, später waren es Terechtemirow und andere Orte. Höchst eigenthümlich war die Verfassung dieses kleinen militärischen Volks, welches durch seinen kriegerischen Geist und seine stets rege Kampflust sehr bald den Russen viel zu schaffen machte, weil diese, nachdem sie der Polenherrschaft ein Ende gemacht hatten, auch sie selbst in ihren Freiheiten beschränken wollten. Die blutigsten Aufstände fielen hier vor, und Schweden, Oesterreicher und Türken wußten nacheinander diesen kriegerischen Geist der S. zu benutzen und sie wider die Russen aufzuwiegeln. Die Saporogischen Kosaken bestehen noch in Rußland, nur haben sie schon durch die Kaiserin Katharina II. 1792 ein anderes Land zu ihrem Wohnsitze angewiesen bekommen, nämlich die Halbinsel Taman am Asowschen und Schwarzen Meer, der Insel Krim gegenüber, und den ganzen Landstrich zwischen dem Kubanflusse und dem Asowschen Meer bis an die Flüsse Jeja und Laba, wo sie gegenwärtig unter dem Namen der Tschernomorischen Kosaken

oder der Kosaken des Schwarzen Meers eine neue wohlgeordnete Militärverfassung besitzen. Im übrigen stehen sie unter dem Oberkriegscollegium des Reichs und in Civilangelegenheiten unter dem Gouverneur der kaukas. Provinz. Der Tschernomorische Bezirk zählt (1871) auf 7120 QKilom. 15,703 E. Vgl. Engel, «Geschichte der Ukraine und der Ukrainischen Kosaken» (Halle 1796); Skalkowski, «Istorija Nowoj Setschi» (2. Aufl., Odessa 1846).

Sappe, Sappiren, ist die Arbeit zur Herstellung der Laufgräben oder Trancheen, d. i. der vor einer belagerten Festung anzulegenden Gräben mit feindwärts angeschütteter Brustwehr, welche für den Angreifer theils gesicherte Annäherungswege, theils gedeckte Positionen bilden. S. wird auch bisweilen der Laufgraben selber genannt. Das Sappiren kann entweder auf einer ganzen Linie gleichzeitig stattfinden, wobei die Arbeiter anfänglich ganz gedeckt sind, oder man kann mit der S. unter völligem Schutz gegen das directe feindliche Feuer schrittweise vorgehen; im erstern Falle spricht man von flüchtiger, im letztern von völliger S. Die letztere Art, an sich zeitraubender als die erstere, wird in nächster Nähe der Festung angewendet, wo die Ausführung der flüchtigen S. der Wirksamkeit des feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuers halber unmöglich ist. Wendet man zur raschern Gewinnung einer Deckung als Bekleidung der innern Böschung der Erdanschüttung Sappenkörbe an, so spricht man von der Korbsappe, während man ohne Anwendung solcher die S. als Erdsappe bezeichnet. Die flüchtige Erdsappe wird auch offene oder gemeine S. genannt. Bei der völligen S. bedient man sich nach vorwärts einer allmählich fortzuschiebenden gegen Gewehrfeuer sichernden Maske; in früherer Zeit benutzte man zu diesem Zweck den Wälz- oder Rollkorb, der einen Durchmesser von 1 Mt. und eine Länge von 3 Mt. hatte und mit Bohnenstangen gefüllt war. Gegenwärtig dient zu gleichem Zweck eine Erdmaske, welche mit der Schippe allmählich nach vorwärts befördert wird; diese Art der S. heißt Erdwalze (auch türkische S.). Hat der Sappengraben nur nach einer Seite Erdanschüttung, so heißt die S. einfach, wenn nach zwei Seiten, doppelt. Hat sie gleichzeitig eine obere Eindeckung, so heißt sie bedeckte S. Dient der Laufgraben als Annäherungsweg, so ist es wichtig, denselben gegen enfilirendes Feuer von der Festung aus zu sichern. In größerer Entfernung von den angegriffenen Werken wird daher zu diesem Zweck ein Zickzack sappirt, in der Nähe desselben dagegen die S. mit Anlage deckender Querwälle oder Traverse verbunden; so entsteht die traversirte S. Sind die Traversen auf beiden Seiten mit Umgängen versehen, so spricht man von Würfelsappe. In früherer Zeit führte man die S. zur Sicherung gegen Enfilade auch in Schlangenlinien; eine solche S. hieß Schlangensappe, sie empfiehlt sich des künstlichern Baues halber aber weniger als die Traversensappe. Letztere dient auch zum Bau der Glacisкrönung (s. Couronnement). Durch Combination der erläuterten Begriffe entstehen unter anderm die flüchtige Erd- und die flüchtige Korbsappe, die einfache und doppelte Erdwalze, die einfach- und doppeltvöllige Korbsappe, die einfache und doppelte Traversensappe. — Sappenkörbe heißen die zur Herstellung der Korbsappe dienenden, etwa 0,8 Mt. hohen, 0,5 bis 0,6 Mt. starken, aus Pfählen und Flechtwerk gebildeten, oben und unten offenen Körbe. (S. Belagerung.)

Sappeurs (franz.) heißen diejenigen Gattungen der Genietruppen oder Pioniere, welche hauptsächlich oberirdisch auszuführende Arbeiten, insbesondere das Sappiren zur Aufgabe haben, im Gegensatz zu den Mineurs, welche unter der Erde thätig sind. Während in einzelnen Armeen, z. B. der deutschen, die Bezeichnung S. nur die jeweilige Art der Verwendung der betreffenden Mannschaften anzeigt und nach außen hin nicht gebräuchlich ist, führen anderwärts, z. B. in Rußland, die für den Landdienst bestimmten Genietruppen diesen Namen dauernd und hat man dort Sappeurbrigaden und Bataillone. In Italien hat jedes Genieregiment eine gewisse Anzahl Sappeurcompagnien. In Frankreich führen die Genietruppen den combinirten Namen sapeurs-mineurs. In früherer Zeit hatte jedes Infanteriebataillon einige S., welche hauptsächlich aus Zimmerleuten bestanden, Aexte führten und vorkommende Bewegungshindernisse aus dem Wege zu räumen hatten. In Frankreich hat jedes Infanterieregiment noch gegenwärtig 1 caporal-sapeur und 12 sapeurs ouvriers d'art.

Sappho (in der Namensform des lesbisch-äolischen Dialekts Psappho), die berühmteste griech. Dichterin, von den Alten mehrfach als zehnte Muse gefeiert, war um 612 v. Chr. in Eresos auf der Insel Lesbos geboren, Tochter des Skamandronymos und der Kleis. Wahrscheinlich siedelte sie mit ihren Aeltern frühzeitig nach Mitylene, der Hauptstadt der Insel, über, wo sie ihre musikalische und dichterische Bildung empfing und dann eine förmliche Schule der Dichtkunst und Musik eröffnete, indem sie einen Kreis von Freundinnen und Schülerinnen um sich sammelte, an denen sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, und von denen sie eine ähn-

liche leidenschaftliche Zuneigung verlangte. Die attischen Komiker, welche die S. mehrfach zum Gegenstande ihres Spottes gemacht haben, haben dieses Verhältniß zu einem unnatürlichen Laster verzerrt und auch sonst allerhand groteske Erfindungen ihr angehängt, wie die Geschichte von ihrer unglücklichen Liebe zu dem schönen Jüngling Phaon, von der sie sich durch einen Sprung vom Leukadischen Felsen geheilt haben soll, u. a. m. Sicher ist nur, daß sie eine Tochter Kleis hatte und daß sie in ihrer Jugend (etwa in ihrem 20. Jahre), aus Mitylene verbannt, nach Sicilien ging, dann aber nach Mitylene zurückkehrte und dort noch um 565 in hohem Ansehen lebte. Mit ihrem Zeit- und Kunstgenossen, dem Dichter Alkäos, scheint sie in freundschaftlichem Verkehr gestanden zu haben. Vgl. Welcker, «S. von einem herrschenden Vorurtheil befreit» (Gött. 1816); Kock, «Alcäus und S.» (Berl. 1862); Schöne, «Untersuchungen über das Leben von S.» (Lpz. 1867). Der Hauptcharakter der Poesie der S. ist das Schwärmerische, Leidenschaftliche; Tiefe und Glut der Empfindung, der sie in wunderbarer Weise durch die Sprache Ausdruck zu geben weiß; daneben große Anmuth und Lieblichkeit, ja bisweilen Naivetät, die entschieden an den Ton des Volksliedes erinnert. Die rhythmisch-metrische Form ihrer von den Grammatikern in neun Büchern getheilten Dichtungen war sehr mannichfach; am häufigsten scheint sie sich außer der Alcäischen der nach ihr benannten Sapphischen Strophe bedient zu haben, welche durch die dreifache Wiederholung des sog. Sapphischen elfsilbigen Verses (⏑–▽⏑–⏑–▽) und einen sog. Adonischen Vers (⏑–⏑–▽) als Abschluß gebildet wird. In der musikalischen Begleitung ihrer Gedichte (die nach griech. Sitte der Dichter selbst setzte) bediente sie sich außer der äolischen besonders der mixolydischen Tonart, die sie, ebenso wie das Pektis genannte Saiteninstrument, zuerst unter den griech. Dichtern anwandte. Die zum Theil ziemlich umfänglichen Fragmente ihrer Dichtungen sind am besten herausgegeben von Neue (Berl. 1827), in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum elegiacae, iambicae, melicae» (Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1867); deutsch übersetzt unter anderm von Richter («S. und Erinna», Osnabrück. 1833), in Hartung's «Die griech. Lyriker» (Bd. 6, Lpz. 1857) und zum größten Theil von Geibel in seinem «Classischen Liederbuch» (2. Aufl., Berl. 1875). Grillparzer hat S.'s Liebe zu Phaon und ihren Tod zum Gegenstand einer Tragödie gemacht. — S. ist auch der Name eines Asteroiden (s. Planeten).

Saprolegniaceen ist der Name einer Gruppe von Pilzen (s. d.) aus der Abtheilung der Phykomyceten, deren Arten insgesammt im Wasser vorkommen, wo sie theils als Saprophyten auf todten Thieren und Pflanzen, theils als Parasiten auf lebenden Wasserthieren (Crustaceen, Fische) leben. Sie bilden farblose, verzweigte, fadenförmige Schläuche, welche als solche nur mittels des Mikroskops erkannt werden können und, wenn sie in Menge nebeneinander wachsen, sich dem bloßen Auge als weißliche, schimmelartige Flecken darstellen. Die S. sind die ersten Pilze gewesen, bei welchen (durch Schleiden, A. Braun und Pringsheim) Geschlechtsorgane, männliche (Antheridien) und weibliche (Oogonien), entdeckt wurden. Neben der Fortpflanzung durch ruhende Sporen (Dosporen), welche in dem von den Antheridien befruchteten Oogonien entstehen, kommt noch und viel häufiger eine Vermehrung durch schwärmende Keimkörner (Zoosporen) vor, welche sofort keimen und neue Mycelien entwickeln. Auf der zahlreichen Entwickelung dieser Schwärmer, welche bald in keulenförmigen durch eine Querwand abgegliederten Zweigenden des Mycels, bald in reihenweise angeordneten Cylinderzellen durch gleichzeitig erfolgende Theilung des Inhalts gebildet werden, beruht das oft massenhafte Auftreten gewisser S. im Frühling und Sommer. Die saprophytischen S. besitzen nur wissenschaftliches Interesse; unter den parasitischen aber ist eine Art, welche wegen des großen Schadens, den sie in fischhaltigen Gewässern und in den Anstalten für sog. künstliche Fischzucht anzurichten vermag, von jedermann gekannt zu werden verdient. Das ist die Saprolegnia ferax, welche gleichzeitig als Saprophyt und Parasit auftritt, indem sie auf todten (von ihr getödteten) und lebenden Fischen und deren Brut, selbst den Eiern vegetirt. Alljährlich werden durch diesen mikroskopischen Wasserpilz zahlreiche Eier und Brutfischchen in den Brutbehältern der Fischzuchtanstalten getödtet, ja oft schon ist die ganze durch künstliche Befruchtung erzeugte Brut von ihnen vernichtet worden. Die von den Parasiten bewohnten und getödteten Eier und Brutfischchen erscheinen mit weißlichen Flocken besetzt (die Fischchen namentlich an den Kiemenspalten). Aber auch erwachsene Fische werden von diesem Pilz befallen und getödtet, besonders häufig in offenen Glasgefäßen im Zimmer gehaltene Goldfische. Hermann Hoffmann in Gießen hat nachgewiesen, daß das Mycel der Saprolegnia ferax wurzelartige Fäden zwischen den Schuppen der Fische in die unter der Haut gelegenen Muskeln entsendet, woselbst sie durch ihr Wuchern heftige Ent-

zündung hervorrufen. Junge Fischchen scheinen vorzüglich an Erstickung infolge der Verstopfung der Kiemenspalten zu Grunde zu gehen, Eier desgleichen durch Umhüllung, welche den Zutritt und die Aufnahme des Sauerstoffs durch die Poren der Schale unmöglich macht. Der genannte Forscher hat zugleich durch Experimente festgestellt, daß die Sporen (Conidien) des gemeinen Kopfschimmels (Mucor Mucedo), wenn sie in das Wasser und unter Fische gerathen, die Saprolegnia ferax entwickeln, umgekehrt, daß aus Sporen oder Keimkörnern der letztern, wenn solche der Luft ausgesetzt auf einem feuchten Substrat (Kartoffelscheiben) cultivirt werden, jener Schimmel sich entwickelt. Beide Pilze stehen folglich in einem sog. Generationswechsel. Da sich die Saprolegnia aus Schimmelsporen zu entwickeln vermag, so wird es erklärlich, weshalb gerade im Zimmer gehaltene Goldfischchen ihr so oft zum Opfer fallen.

Saprophyten oder Fäulnißpilze, s. Parasiten (botanisch) und Pilze.

Sarabanda heißt in Spanien ein Tanz ernsten Charakters im Gedritttakte, bei dem die Tanzenden paarweise gegeneinander antreten. Das Musikstück, ehedem als Uebungsstück auf dem Klavier gewöhnlich, besteht aus zwei Theilen von je acht Takten und erfordert raschen und kräftigen Ausdruck. Außerdem wird ein gewisses taktmäßiges Schreiten des Pferdes in der Reitschule mit dem Namen der S. bezeichnet.

Saragossa, nach span. Schreibart Zaragoza, bei den Römern von einer Colonie des Augustus Caesaraugusta oder Caesarea genannt, die Hauptstadt des span. Königreichs Aragonien und einer besondern Provinz desselben (17,112 QKilom. mit [Ende 1870] 401,894 E.), Waffenplatz, Sitz des Generalkapitäns, eines Erzbischofs, einer Universität und eines Obergerichtshofs, liegt 184 Mt. hoch, in einer fruchtbaren, sorgsam bewässerten und angebauten, mit zahlreichen Land- und Bauernhäusern übersäeten, mit Oel- und Maulbeerbäumen bedeckten Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über den eine 167 Mt. lange Steinbrücke von sieben Bogen führt, am Kaiserkanal von Aragonien und den Eisenbahnen nach Madrid, Barcelona und Pamplona und zählt (Ende 1870) mit ihrem Weichbilde 67,539 E. Mit Ausnahme der Calle de Coso und der durch die Belagerungen von 1808 und 1809 zerstörten und wieder neuaufgebauten Straßen, die regelmäßig angelegt und mit stattlichen Gebäuden geziert sind, besteht die Stadt aus einem Gewirr enger Gassen, von alterthümlichem, ziemlich finsterm Ansehen. Sie besitzt 38 Plätze, 21 Kirchen, 12 Nonnenklöster (früher auch 28 Mönchsklöster), mehrere Hospitäler, viele Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten, 1 Theater, mehrere Kasernen, schöne Promenaden, alte Ringmauern mit Thürmen und 8 Thoren, und wird durch das an der Westseite gelegene Castillo de Aljaferia vertheidigt, welches ehemals die Residenz der maurischen und christl. Könige von Aragonien, später Sitz und Gefängniß der Inquisition war und seit Philipp V. mit modernen Bastionen umgeben, als Citadelle dient. Außerdem wird die Stadt durch die Batterien des ehemaligen Klosters San-Engracia beherrscht. Die wichtigsten Gebäude sind die zwei erzbischöfl. Metropolitankirchen San-Salvador oder Catedral de la Seo, ein großes goth. Bauwerk aus den ältesten christl. Zeiten, mit fünf düstern Schiffen, und Nuestra Señora del Pilár oder Catedral de la Virgen, ein sehr altes, prachtvoll ausgeschmücktes, aber in wunderlichem Stile im 17. Jahrh. aufgeführtes Gebäude, hinter dessen Hochaltar in einem kostbaren Marmortempel, auf einer Säule von Jaspis, das wunderthätige Bild der Heiligen Jungfrau steht, zu dem häufige Wallfahrten geschehen. Außerdem sind zu nennen die Lonja oder der alte Börsenpalast mit einer prächtigen, von 50 dor. Säulen getragenen Halle, und die Torre-Nueva, der höchste Thurm der Stadt, der gleich dem Thurme von Pisa schief steht und eine Uhrglocke von 250 Ctrn. enthält. Außer der 1474 gestifteten Universität, die vier Facultäten hat und zur Zeit ihres Glanzes über 80 Professoren und gegen 1500 Studirende zählte, besitzt S. eine Akademie der schönen Künste (seit 1776), eine ökonomische Gesellschaft mit Sectionen und Lehrstühlen für Landwirthschaft, Nationalökonomie, Botanik, Chemie und Mathematik, eine jurist. und eine medic.-chirurgisch-pharmaceutische Akademie, eine Thierarzneischule, mehrere Colegios und Institutos für den höhern Unterricht, zwei Priesterseminare, eine Erziehungsanstalt für arme Kinder in der großen, 1666 gegründeten Casa de Misericordia, eine Versorgungs- und Arbeitsanstalt für wirkliche Arme und mehrere Elementarschulen. Die schönsten Promenaden der Stadt sind der Salon de San-Engracia vor dem gleichnamigen Thore und die prächtige Allee des Monte-Torrero. Die früherhin blühende Industrie der Stadt beschränkt sich gegenwärtig auf Fabrikate von Mehl, Salpeter, Tuch, Seiden- und Leinenwaaren, Sandalen, Hüten, Knöpfen, Seifen und Chocolade.

S. hieß ursprünglich Salduba und war seit 27 v. Chr. als röm. Colonie (Colonia Caesarea Augusta Salduba) eine bedeutende Stadt und Sitz eines Obergerichtshofs für 152 Com-

munen, war 255 nachweislich Sitz eines Bischofs, erreichte aber ihre jetzige Größe erst durch die Mauren, welche die Stadt 712 eroberten, 1017 zum Hauptort eines eigenen Reichs «Saragostha» machten. Am 18. Oct. 1118 nach neunmonatlicher Belagerung von Alfons I. erobert und statt Huesca zur Haupt- und Residenzstadt von Aragonien erhoben, wuchs sie in kurzem zur bedeutendsten Stadt des christl. Spanien empor, 1317 wurde das Bisthum zum Erzbisthum erhoben, jedoch nach Vereinigung der Kronen Aragonien und Castilien hörte S. auf, Residenz des Hofs zu sein und sank infolge der durch die Entdeckung von Amerika bedingten Umgestaltung des span. Handels, sowie durch die Vertreibung der Moriscos und die Tyrannei Philipp's II. und Philipp's V. (welcher letztere 20. Aug. 1710 vom Erzherzog Karl bei S. geschlagen wurde) immer mehr herab. Die Belagerungen von 1808 und 1809, in denen die Bewohner unter Palafox (s. d.) mit welthistor. Opfermuth den erfahrensten Generalen Napoleon's Widerstand leisteten, hatten die fast vollständige Zerstörung der Stadt zur Folge. Als die Franzosen im Mai 1808 sich Madrids bemächtigt, wurde der span. General Mori in S. zum Oberbefehlshaber ernannt, der sofort Palafox herbeirief. Kaum war dieser in den Kriegsrath eingetreten, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalkapitän zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit größtem Eifer wurde die Vertheidigung vorbereitet. Der franz. General Lefebvre schlug 16. Juni die Truppen von Palafox, worauf die Stadt eingeschlossen und 3. Aug. kräftig beschossen wurde. Schon 4. Aug. drangen die Franzosen in das Kloster San-Engracia ein; doch begann nunmehr der Kampf im Innern der durch ihre Bauart sehr widerstandsfähigen Stadt. Trotz aller Anstrengungen war es dem Feinde, welchem es an technischen Truppen fehlte, vom 4. bis 14. Aug. nicht möglich, mehr als vier Häuser zu nehmen, und da gleichzeitig der Rückzug des franz. Heers auf Vittoria erfolgte, so sah sich der General Verdier, der an Lefebvre's Stelle getreten war, genöthigt, in der Nacht vom 15. Aug. die Belagerung aufzuheben. Doch schon 20. Dec. begann eine zweite Belagerung. Die Stadt war inzwischen befestigt und ihre Besatzung auf 30,000 Mann gebracht worden. Das ebenso starke Belagerungsheer wurde von Moncey und Mortier geführt. Es erschien 20. Dec. vor S. und begann die regelmäßige Belagerung. Vom 9. bis 27. Jan. 1809 hatten 50 schwere Geschütze drei große Breschen geöffnet, durch die die Franzosen eindrangen, sich aber nur in den Häusern behaupten konnten. Das ebenfalls aufgestandene Volk in der Umgebung der Stadt that ihnen auf allen Seiten Abbruch. Obschon in der Stadt die Noth groß, verwarf Palafox jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheers übernommen hatte. Inzwischen dauerte der Kampf in den Häusern Tag und Nacht fort; erst 7. Febr. konnte der Feind seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten; doch erst 18. Febr. wurde die Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro genommen. Dies entschied den Fall der Stadt. Am 20. Febr. begannen die Unterhandlungen; man kam über eine ehrenvolle Uebergabe überein, die 21. Febr. vollzogen wurde. Ueber 54,000 Menschen, darunter 14,000 Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen. Während dieser zweiten Belagerung wurde das berühmte Archiv der Krone Aragonien ein Raub der Flammen.

Sarah heißt in der hebr. Stammsage die Frau und Stiefschwester Abraham's, Tochter des Therah. Die Sage nennt sie zuerst Sarai und läßt ihr den Namen S. erst durch Abraham beilegen, als ihr, der lange Unfruchtbaren, die Verheißung einer zahlreichen Nachkommenschaft zutheil wurde. Nachdem sie dem Abraham als 90jährige Greisin den Isaak geboren, soll sie ihre Sklavin Hagar, die sie einst selbst, um die Erfüllung der Verheißung zu ermöglichen, ihrem Gatten zum Kebsweib beigelegt, sammt dem Sohne derselben, Ismael, aus dem Hause vertrieben haben. Außerdem wird von ihr noch erzählt, daß, als sie mit ihrem Gatten nach Gerar gezogen und von diesem für seine Schwester ausgegeben worden sei, König Abimelech sich ihrer bemächtigt, sie aber bald wieder freigegeben und reich beschenkt habe, als er den wirklichen Sachverhalt erfahren. Dieselbe Sage wird mit geringer Veränderung auch von Isaak's Gattin, Rebekka, erzählt. Die Geschichte mit der Hagar beruht auf dem Stammesinteresse der Israeliten, ihren Vorrang vor den blutsverwandten Ismaeliten geschichtlich zu begründen. S. starb 127 J. alt und als Begräbnißstätte nennt die Sage die Höhle Machpela bei Hebron in Kanaan, welche Abraham als Familienbegräbnißstätte erworben hatte. — Das Buch Tobiä kennt auch eine S., bezeichnet sie als die Tochter Raguel's zu Rages in Medien und als die Frau des jungen Tobias, der mit ihr später nach Ninive und dann wieder nach Medien zog.

Sarajewo, Hauptstadt von Bosnien, s. Bosna-Serai.

Sarapis, Serapis, ein ägypt. Gott, dessen Bild unter Ptolemäus Lagi aus Sinope nach Alexandrien gebracht wurde. Hier wurde dem Gotte der Hauptcultus in der neuauf-

blühenden Residenz zutheil. Die Aegypter, welche an der fremden Einführung zuerst Anstoß nahmen, wußten doch bald die Schwierigkeit dadurch auszugleichen, daß sie in ihm, durch den Namensanklang unterstützt, eine Form des Osiris als Apis wiederzuerkennen behaupteten und dadurch berechtigt schienen, auf den neuen Gott die hohen Ehren des seit ältesten Zeiten namentlich in Memphis verehrten stierköpfigen Osiris-Apis zu übertragen. Das memphitische Heiligthum des Apis wurde nun zu einem Sarapieion (Serapeum). Als wichtigster Localgott der königl. Residenz wurde er bald als Sarapis-Helios mit dem höchsten Gotte Aegyptens, der Sonne, identificirt und dadurch in gewisser Beziehung an die Spitze des ägypt. Götterſystems gestellt, wie dies früher mit dem Localgotte der ältern Reichshauptstädte Memphis, Phtha-Hephaistos, und Theben, Amon-Zeus, geschehen war. Von Alexandrien verbreitete sich der Dienst des S., meist in Verbindung mit dem der Isis, über Italien und Griechenland, und in Rom wurde mehrmals gegen den überhandnehmenden Sarapisdienst von der Regierung eingeschritten. Den Charakter des unterweltlichen Gottes behielt er bei. Er wurde meist mit dem Pluto verglichen, sei es, daß er diese Bedeutung schon in Sinope hatte oder sie erst in Aegypten durch seine Verbindung mit Osiris annahm.

Sarasate (Pablo de), bedeutender Violinvirtuos der franz. Schule, geb. 24. Sept. 1846 in Saragossa als Sohn eines höhern Militärs, spielte bereits im 10. Lebensjahre vor der Königin Isabella und erhielt von ihr unter andern Geschenken eine altital. Violine von großem Werth, wurde hierauf Alard's Schüler am pariser Conservatorium, wo ihm mehrere Preise zufielen, bereiste concertirend Frankreich, Spanien, Belgien, England, den Orient, Nord- und Südamerika und erst zuletzt (1876—77) Deutschland. Ueberall erwarb er sich hohe Anerkennung.

Saratoga-Springs, Dorf und berühmter Badeort in Nordamerika, in dem County Saratoga des Staates Neuyork, liegt 51 Kilom. nördlich von Albany und nicht weit vom obern Hudson. Das Dorf war schon gegen Ende des 18. Jahrh. durch seine Heilquellen bekannt, erlangte aber seinen Ruf als das fashionabelste Bad der Vereinigten Staaten erst in dem zweiten Viertel des 19. Jahrh. Mit Ausnahme des lieblichen Saratogasees ist die Umgebung reizlos und sandig. Das Dorf zählt (1875) 10,765 E., deren Zahl sich im Sommer durch viele Tausende von Badegästen vermehrt. Die berühmtesten Quellen sind «Congreß», «High-Rock», «Washington», «Geyser», «Pavillon» und «Empire-Springs», deren Wasser in Kriegen über ganz Amerika versandt wird und hauptsächlich gegen Leber- und Verdauungsleiden Anwendung findet. In der Geschichte erlangte das Dorf S. einen Namen durch die Uebergabe, zu welchen hier 17. Oct. 1777 der amerik. General Gates den engl. General Bourgoyne mit 5804 Mann (darunter das Braunschweiger Corps unter Riedesel) zwang. Dieser erste Erfolg der Amerikaner wurde dadurch besonders wichtig und entscheidend für den Krieg, daß er das franz. Bündniß für die junge, jetzt erst in Frankreich als lebenskräftig erachtete Republik bewirkte.

Saratow, ein russ. Gouvernement, welches 1780 aus Gebietstheilen des Khanats Astrachan gebildet wurde und, auf beiden Seiten der Wolga ausgebreitet, eine Fläche von 84,492,1 QKilom. einnimmt und in seinen zehn Kreisen eine Bevölkerung von (1872) 1,768,138 E. enthält. Der nördl. Theil des Gouvernements ist Bergland, im südlichen herrscht die Steppe vor. Im Osten begleiten die tiefeingesenkte Stromfurche der Wolga in gerader Linie wenigstens 560 Kilom. weit die Wolgahöhen oder das «Wolgaische Bergufer», mit steilen, oft pittoresken Gehängen und Erhebungen bis zu 350 Mt., während sich auch an der West- und Südwestgrenze Höhen von 200 Mt. finden. Im allgemeinen ist die Abdachung gegen Südsüdwesten und Südwesten. In dieser Richtung fließen die Tereschka (230 Kilom.), die 36 Kilom. oberhalb der Stadt S. in die Wolga mündet, die rechts durch die Terſa (mit dem Jelan) verstärkte Medwjediza und der links die Serdowa aufnehmende Choper, die beide dem Don zugehen. Selbst die obere Sura an der Grenze gegen Pisa fließt gegen Südwesten und wendet sich erst nach Aufnahme der Usa plötzlich gegen Norden. An Holz leidet das Gouvernement Mangel, da der Waldbestand nur 12 Proc. der ganzen Bodenfläche ausmacht. Das Klima zeichnet sich durch plötzliche Uebergänge von der Wärme zur Kälte aus. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar und gut angebaut. Der Getreide-, namentlich der sehr ergiebige Weizenbau bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner, und vorzüglich sind ihm die Kräfte der zahlreichen deutschen Colonisten gewidmet. Von Fabrikgewächsen werden Hanf, Flachs, Krapp und, besonders von den Deutschen, Taback cultivirt. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Fischfang, namentlich in der Wolga. Der übrige Gewerbebetrieb besteht hauptsächlich in Leinwandweberei, Branntweinbrennerei und Töpferei. Die Bevölkerung besteht vorzugsweise aus Großrussen, dann aber auch aus Kleinrussen, Deutschen, Tataren, die aus Kasan, und Mordwinen,

die aus Pensa eingewandert sind, Tschuwaschen, Maschtscheren und Kalmücken. Vor etwa 100 Jahren war das Land noch öde Steppe. Katharina II. berief 1763 eine große Zahl deutscher Colonisten hierher, die sich schnell consolidirten und die Strömung der russ. Einwanderung nach sich zogen. Die Zahl der Deutschen belief sich 1773 hier auf 23,184, dagegen 1870 auf 120,626. Die Familien- und Dorfverfassung ist deutsch. Sämmtliche Colonien standen bisher unter dem Coloniencomptoir zu S., das die ganze Administration, Polizei und Civilgerichtsbarkeit, selbst einen Theil der Criminaljurisdiction leitete. — Die Hauptstadt S., an der hier 2 Kilom. breiten Wolga amphitheatralisch in einem Thalkessel gelegen, ganz von Fruchtgärten und, außer im Süden, von hohen Bergen umgeben, zählt (1875) 93,218 E., die ein sehr buntes Volksgemisch bilden. Sie ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des griech. Bischofs von S. und Zarizyn, des Consistoriums der evang. Gemeinden dieses und zehn anderer Gouvernements im südl. und östl. Rußland u. s. w. Die Stadt hat meist noch hölzerne Häuser, aber auch Paläste und breite Straßen mit europ. Gebäuden, 24 griech., 2 kath. Kirchen, 1 prot. Kirche, 1 Moschee, 1 Nonnenkloster, 2 Gymnasien, 1 Kreis- und 3 Pfarrschulen, 2 Seminare (1 griechisch-orthodoxes und 1 katholisches), 2 Theater, 1 öffentliche Bibliothek, 4 Buchdruckereien und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Außer 2 Eisen- und 3 Glockengießereien besteht eine ansehnliche Fabrikindustrie in Tauen, Thonwaaren, Ziegeln, Taback, Seife, Saffian, Tuch, Baumwoll- und Seidenzeugen. Auch der Garten- und Obstbau ist ausgezeichnet. Die Stadt ist einer der bedeutendsten Handelsplätze Rußlands und durch die Bahn S.-Tambow mit dem innern Rußland verbunden. Die Hauptgegenstände des Verkehrs sind Getreide, Mehl, Talg, Fische, Holz und Salz. Letzteres wird aus dem jetzt zum Gouvernement Astrachan gehörigen, 270 Kilom. im Südsüdosten von S. gelegenen See Elton oder Jelton (mit einem Flächeninhalt von 161 QKilom.) auf der sog. Salzstraße herbeigeschafft. Als Gemeinde ist S. im Besitz eines Grundeigenthums, das auf 600 QKilom. berechnet wird. Die Stadt wurde unter Johann dem Schrecklichen ursprünglich auf dem linken Ufer der Wolga, an der Mündung des Baches Saratowka, erst 1605 an der jetzigen Stelle angelegt, 1671 durch die Donischen Kosaken unter Stenka Radzin, 1774 bereits als blühender Handelsplatz von Pugatschew erobert und verheert, 1780 aber zum Hauptort des neuerrichteten Gouvernements erhoben.

Sarawak, ein unabhängiger, an der Nordwestküste der Insel Borneo (s. d.) gelegener Staat, der sich vom Cap Datu bis zum Cap Kidorong auf eine Länge von 520 Kilom. an der Küste und auf 150—190 Kilom. in das Innere erstreckt. S. wird östlich vom Gebiete Brunei, südlich und westlich von dem, einen Theil der niederländ. Residentschaft «westl. Abtheilung von Borneo» bildenden Reiche Sambas begrenzt. Die Bodengestaltung wechselt von den flachen, fruchtbaren Ebenen an der Küste und den Flüssen bis zu den 2000 Mt. hohen Gebirgsketten im Innern. Das Flußsystem des Landes ist sehr entwickelt. Außer vielen kleinern Flüssen gibt es mehrere große schiffbare Ströme: der Sarawak, nach welchem das Land den Namen führt, der Batang-Lupar und der Rejang. Letzterer hat noch 220 Kilom. landeinwärts 10 Mt. Tiefe. Das tropische Klima ist nur in der sumpfigen, mit Wäldern von Rhizophoren-, Avicennien- und Aegicerasarten bedeckten Küstengegend ungesund, in den höher gelegenen Theilen des Innern dagegen sehr gemäßigt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine außerordentliche, sodaß daselbst fast alle tropischen Culturgewächse vortrefflich gedeihen und namentlich Zuckerrohr, Kaffee und Baumwolle angebaut werden. Andere wichtige Producte sind Pfeffer, Sago, Arrowroot, Getah-Percha, Kautschuk, Wachs, Rotan und eine Menge der vortrefflichsten Holzarten. Das Mineralreich liefert Gold, Kohlen und vor allem Spießglanz in unerschöpflicher Fülle. Die Bevölkerung des Landes, die annähernd auf 200,000 angegeben wird, ist eine sehr gemischte. Von Sumatra eingewanderte Malaien wohnen an allen Flüssen. Chinesen kommen als Händler, Ackerbauer und Bergleute im ganzen Gebiete vor. Das Hauptvolk bilden die in viele kleine Stämme zersplitterten und verschiedene Dialekte redenden Dajaks. — Die Hauptstadt ist S. oder Kutsching am rechten Ufer des Sarawakflusses, das, seit es zum Freihafen erklärt worden, sich bedeutend gehoben hat. Die Einwohnerzahl, welche 1848 erst 6000 betrug, hat sich seitdem auf 18,000 erhoben, und im gleichen Verhältnisse stieg der Handel. An der Spitze des Staats steht ein Radschah, welcher nach dem altmalaiischen, Udang-Udang genannten Gewohnheitsrechte regiert, soweit die Bestimmungen desselben nicht barbarischer Natur sind. Es bestehen zwei Gerichtshöfe mit summarischem Verfahren, deren einem der Radschah, deren andern die malaiischen Häuptlinge oder Datus präsidiren. In letzterm gilt der Koran. Es besteht eine Kopfsteuer, die zur Unterhaltung der Regierung und Schulen, sowie des einzigen Kriegsdampfers dient, der auf die zahlreichen Seeräuber Jagd macht. Die Geschichte S.s ist

eine der abenteuerlichsten unserer Zeit. Am 1. Aug. 1839 landete hier mit seinem Schoner Royalist der Engländer James Brooke (s. d.), dem es gelang, den einheimischen Fürsten Hassim zur Abtretung des Gebietes S. zu bewegen. Brooke wurde hierauf 24. Sept. 1841 feierlich zum Radscha des Landes ausgerufen und gründete einen unabhängigen Staat. Dem verderblichen Seeraube ward Einhalt gethan, die dajakische Sitte des Kopfabschneidens im Gebiete von S. ausgerottet und ein Grad von Civilisation unter der wilden Bevölkerung eingeführt, wie er bis dahin in Borneo unbekannt war. James Brooke ging 1863 nach England und überließ die Regierung seinem Neffen Charles Johnson Brooke, welcher jedoch bereits im Dec. 1868 starb. Diesem folgte ein anderer Neffe, Stuart Johnson Brooke, welcher mit dem Titel Tuwan-Muda, junger Herr, gegenwärtig in S. herrscht. Im Falle der Name Brooke aussterben sollte, fällt nach dem Testamente James Brooke's S. an die Königin Victoria von England oder deren Erben. Vgl. Low, «S., its inhabitants and productions» (Lond. 1848); Charles Brooke, «Ten years in S.» (2 Bde., Lond. 1866).

Sarazenen, d. i. Orientalen (vom arab. scharki, östlich), heißen bei den christl. Schriftstellern des Mittelalters die Araber. Später verstand man darunter alle Mohammedaner, nachher die Türken; endlich auch alle nichtchristl. Völker, gegen welche das Kreuz gepredigt wurde.

Sarbiewski (Matthias Kasimir), lat. Sarbievius, lat. Dichter des 17. Jahrh., der sarmatische Horaz genannt, geb. 1595 auf dem väterlichen Landgute Sarbiewo in der Wojwodschaft Plock, wurde, nachdem er frühzeitig in den Jesuitenorden getreten war, Lehrer an der Akademie zu Wilna, begab sich seiner weitern Ausbildung wegen 1623 nach Rom und empfahl sich hier durch seine lateinischen, im antiken Geiste gedichteten Oden dem Papste Urban VIII. so sehr, daß dieser ihm bei der Verbesserung des Breviers die Anfertigung von Hymnen übertrug. Neid und Verleumdung veranlaßten ihn zur Rückkehr ins Vaterland. Abermals erhielt er eine Lehrerstelle in Wilna, wurde darauf Hofprediger und steter Begleiter des Königs Wladislaw IV. und starb 2. April 1640 zu Warschau. Seine Gedichte «Lyricorum libri III» erschienen zu Köln (1625), zu Antwerpen (1634) und in einer verbesserten Ausgabe von Leisner (Bresl. 1753), zu welchen Ausgaben die von Bohomolec (Warsch. 1769) herausgegebenen «Opera posthuma» einige Nachträge enthalten, unter anderm auch ein Bruchstück eines epischen Gedichts «Lechias». Eine Ausgabe mit deutscher Uebersetzung besorgte Rathsmann (Bresl. 1800); «Auserlesene Oden des 1. und 2. Buchs» übersetzte Neckfeld ins Deutsche (Grätz 1831); eine neue Ausgabe gab Friedemann in der «Bibliotheca poetarum Latinorum aetatis recentioris» (Bd. 1, Thl. 1, Lpz. 1840). Vgl. Kolanowski, «De Sarbievio» (Berl. 1842).

Sarcine (Sarcina ventriculi) nannte Goodsir einen mikroskopischen Pilz aus der Abtheilung der Schizomyceten (s. d.), den man vorzugsweise in kranken Magen und ihrem Inhalt findet. Es sind würfelförmige Körper von dem Ansehen über Kreuz geschnürter Packete, sodaß in jedem großen Sarcinewürfel wenigstens acht kleinere, untereinander fest zusammenhängende, einfache Zellenhaufen unterschieden werden können. Meist ist die S. grün gefärbt. Von den Botanikern wird sie auch als Merismopedia punctata Meyen bezeichnet. Man hat sie auch an andern Orten als im Mageninhalt (Harn, Lungen) gefunden.

Sarcom (griech.), Fleischgeschwulst, nennt man eine krankhafte, geschwulstförmige Neubildung, welche den Uebergang von den gutartigen zu den bösartigen Geschwülsten (s. d.) bildet und sich durch einen außerordentlichen Reichthum an rundlichen oder spindelförmigen, in eine schleimige Zwischensubstanz eingebetteten Zellen auszeichnet. Die S., welche früher meist mit zum Krebs (s. d.) gezählt wurden, finden sich vorwiegend als weiche, unscheinbare Geschwülste unter der Haut und den Muskeln, im Drüsen- und Knochengewebe, wachsen entweder sehr langsam oder erreichen schnell eine enorme Größe und sind in diesem Fall möglichst früh und vollständig durch Operation zu entfernen.

Sardanapal heißt nach der griechischen, durch den Geschichtschreiber Ktesias aus pers. Quellen überlieferten Sage der letzte König von Assyrien, aus dem Geschlechte des Ninus, und der dreißigste auf der von diesem Historiker gegebenen Königsliste. Nach dieser Ueberlieferung war S. ein weichlicher, allen Lüsten hingegebener König, gegen den sich die Statthalter Arbaces von Medien und Belesys von Babylon empörten. In seiner Hauptstadt Ninive belagert, hielt er sich, der Sage nach, mehrere Jahre, bis eine Ueberschwemmung des Tigris die Festungswerke zerstört hatte. Da zündete er in der Verzweiflung seinen Palast an und verbrannte sich mit seinen Weibern, Dienern und Schätzen. Nach dem Ktesias geschah dies gegen 888 v. Chr. Die Wahrheit ist indeß, daß Ninive erst vollständig gegen 606 zerstört wurde, und daß andere Geschichtschreiber jenes Ereigniß in dieses Jahr setzten. Der Name S. findet sich nicht in den

Keilschriften, in denen er Asur idin habal («Assur, gib einen Sohn») heißen würde; daß aber ein König dieses Namens regiert hat, erhellt aus einigen Stellen Herodot's. Berosus kennt noch einen andern König S., der Aegypten und Aethiopien unterjochte, Theben einnahm und die Araber bezwang. Dieser Herrscher, Sohn Assarhaddon's, regierte von 667 bis gegen 625; sein Name war Asur-ban-habal. Er ist der Chiniladon des Ptolemäus; wir verdanken ihm zahlreiche histor. Inschriften und namentlich die Rettung eines Theils der altassyr. Literatur, die er abschreiben und in Copien im Archiv zu Ninive niederlegen ließ. Die Keilschriften kennen verschiedene Monarchen, die einen annähernden Namen führen und welche die Assyriologen alle mit S. bezeichnen. Der mächtigste unter diesen war Asur-nasir-habal (S. III.), gegen 920 v. Chr., der Phönizien bekriegte und die Stadt Calach (s. Nimrod) wiederherstellte.

Sardelle oder Sardine (Clupea Sardina) heißt ein zur Familie der Heringe gehöriger Fisch, welcher etwa 12—18 Ctmt. lang, oben azurblau und unten silberweiß ist und von manchen für identisch mit dem Pilchard (C. Pilchardus) erklärt wird, der jedoch bedeutend größer und nicht minder schmackhaft ist. Für das Mittelmeer hat die S. dieselbe Wichtigkeit, wie die Sprotte für Nord- und Ostsee und der Pilchard für den Ocean, und es leben zahlreiche Menschen von ihrem Fange, da sie wegen ihres zarten Fleisches und feinen Geschmacks sehr beliebt ist. Vorzüglich wird sie nach dem Abschneiden des Kopfs eingesalzen nach dem Norden versendet, außerdem aber auch ungesalzen in Olivenöl eingelegt und in luftdicht verschlossenen Blechbüchsen versendet, wo sie dann Oelsardine (Sardines à l'huile) heißt. Hauptort für diese letztere Fabrikation ist gegenwärtig Nantes. Den stärksten Handel mit S. treiben außer Nantes Bordeaux, La Rochelle und Saintonge. Nicht zu verwechseln ist mit ihr der Anchovis (s. d.), der ebenfalls oft S. genannt wird, aber einer andern Gattung (Engraulis) angehört und sich leicht durch den weit und schmal vortretenden Oberkiefer auszeichnet.

Sardes, eine der ältesten und bedeutendsten Städte Kleinasiens, die Hauptstadt des lydischen Reichs, lag am nördl. Fuße des das fruchtbare Thal des Flusses Hermos im Süden begrenzenden Tmolosgebirgs am Flusse Paktolos, 10 Kilom. südlich von der Mündung desselben in den Hermos. Die Unterstadt, in welcher ein berühmter Tempel der Kybele stand, wurde von einer äußerst festen, mit einer dreifachen Mauer umgebenen Burg überragt, die nach dem Sturze des Krösos durch Cyrus nur durch Ueberrumpelung genommen wurde und auch bei der Einnahme der Stadt durch die Kimmerier (gegen 635 v. Chr.) und bei der Verbrennung derselben durch die Athener und Jonier während des ion. Aufstandes (498 v. Chr.) verschont blieb. Unter der pers. Herrschaft war sie der Sitz des Satrapen von Lydien. Antiochus III. zerstörte sie 218, doch, bald wieder aufgebaut, blieb sie, als sie zum syrischen, dann zum pergamenischen, endlich zum Römischen Reiche gehörte, reich und blühend. Kaiser Tiberius stellte sie wieder her, nachdem sie durch ein Erdbeben zerstört worden war, und bald ward sie eine der ersten Stätten des Christenthums in Kleinasien. Im Mittelalter gerieth sie mehr und mehr in Verfall, sodaß jetzt nur noch geringe Trümmer von ihr in der Nähe des Dorfes Sart erhalten sind.

Sardine, s. Sardelle.

Sardinien (ital. Sardegna, franz. Sardaigne), eine Insel des Königreichs Italien im Mittelländischen Meere, nach Sicilien die größte dieses Meers, hat mit den Küsteneilanden einen Flächenraum von 24,342 QKilom. und wird durch die Bonifacinsstraße von Corsica geschieden. Die Insel bildet eine ziemlich compacte Masse von 277 Kilom. Länge und durchschnittlich 111 Kilom. Breite. Im Osten findet sich der nur wenig einschneidende Golf von Orosei oder Dorgali, an der zersplitterten Nordostküste die kleinen Golfe von Terranova, Congianus und Arsachena, im Nordwesten der Golfo dell' Asinara, im Westen der von Oristano, im Südwesten und Süden die von Palmas und Cagliari. Namhafte Küsteneilande sind im Südwesten St.-Antioco und St.-Pietro, im Nordwesten Asinara, im Nordosten Madalena, Caprera (Besitzthum Garibaldi's) und eine Menge anderer. Die Insel S. ist zum größten Theil gebirgig; doch nehmen die höchsten, die Granitgebirge (mit Höhen von 1000—1625 Mt. und mehr), nur die östl. Hälfte ein. Etwa in der Mitte zwischen Nord und Süd, aber der Ostküste der Insel näher, liegen die beiden höchsten Gipfel: der 1918 Mt. hohe Brunca und der 1865 Mt. hohe Monte-Genargentu. Am Nordende zeigt sich eine zertrümmerte Kalkformation, welche mit derjenigen von Corsica identisch ist. In der Mitte der Insel lehnt sich westlich an das Hauptgebirge ein vom Tirso umflossenes, bis 390 Mt. hohes tertiäres Bergland an, in welchem der erloschene Vulkan Monte-Ferru (in seiner Spitze Urticu 1050 Mt. aufsteigend) bis an die Westküste vordringt und in seinem Krater das Dorf Lussargin birgt. Auch südlicher, bei Oristano, befindet sich ein basaltischer Vulkanberg, der Arci. Im Nordwesten vom Monte-

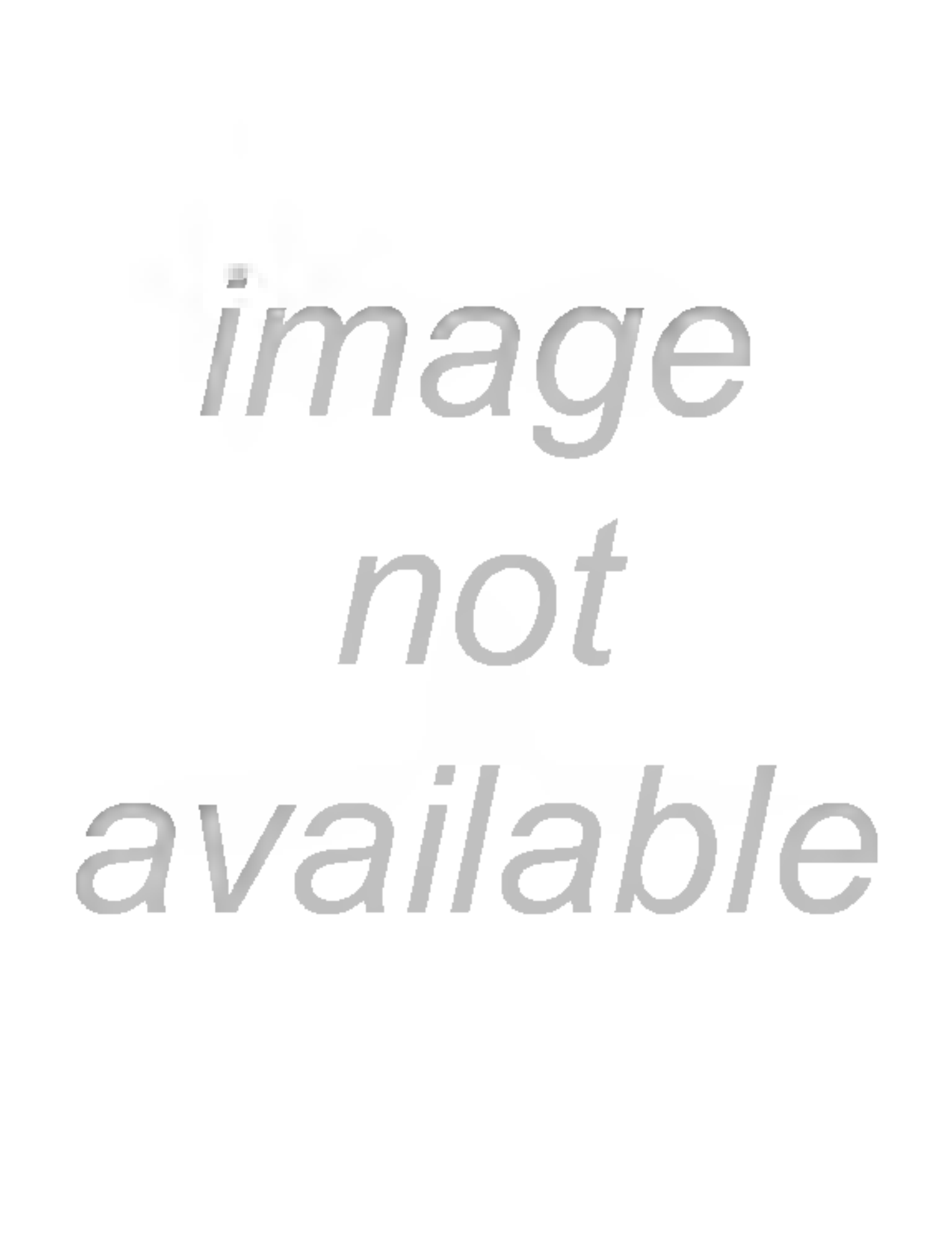


image
not
available

wie der Corse gegen den Kriegsdienst großen Widerwillen hat. In administrativer Beziehung wird S. in zwei Provinzen getheilt: Cagliari im Süden (13,615,4 QKilom. mit [1876] 405,544 E.) und Sassari im Norden (10,726,65 QKilom. mit 252,935 E.). Die erstere zerfällt in die vier Districte: Cagliari, Iglesias, Lanusei und Oristano, zusammen mit 253 Communi; die letztere in die fünf Districte: Alghero, Nuoro, Ozieri, Sassari und Tempio-Pausania, zusammen mit 110 Communi. In kirchlicher Beziehung umfaßt S. drei Erzbisthümer: Cagliari, Oristano und Sassari, und acht Bisthümer. Die Hauptstadt ist Cagliari.

Geschichte. Die Insel S., im frühen Alterthum Ichnusa oder Sandaliotis, nach ihrer fußsohlenähnlichen Form, später Sardo von den Griechen, Sardinia von den Römern genannt, war ursprünglich im südl. Theile von dem libyschen, wahrscheinlich schon mit Phöniziern gemischten oder unter deren Aufsicht stehenden Volke der Iolaer, außerdem von den iber. Stämmen der Sarden (Sardonen griech., Sardi lat.) und Balearen, im Norden aber, ebenso wie ganz Corsica, von Ligurern bewohnt. Zu diesen kamen an den Westküsten Niederlassungen der auch an den ital. Küsten seßhaften pelasgischen Tyrrhener, die nachmals in den Besitz der etrusk. Seestädte übergingen. Die griech. Colonien der Phocäer, die nachher Massalia gründeten, vielleicht auch später der Massalioten selbst, namentlich Olbia an der Nordostküste, scheinen von keiner langen Dauer gewesen zu sein. Später, seit 500 v. Chr., legten die Karthager an der Südküste die Handelsniederlassungen Caralis und Sulchi oder Sulci an, von wo aus diese allmählich ihre Herrschaft über die Küsten ausdehnten. Auf die Phönizier deutet der Umstand, daß fast alle Städte der Insel, auch im Innern, phöniz. Namen tragen. Auf die pelasgischen Colonien scheinen die noch vorhandenen zahlreichen (über 3000) Nuraghi hinzuweisen, eine Art Wohnungen, die meist 18 Mt. Höhe, an der Grundfläche einen Durchmesser von 30 Mt. haben, am Gipfel mit einem eingedrückten Kegel endigen, aus verschiedenen Steinarten auf Hügeln in der Ebene erbaut und bisweilen mit einem Wall umgeben sind. Nach dem ersten Punischen Kriege kamen S. und Corsica 238—231 von den Karthagern in die Gewalt der Römer und bildeten eine Provinz mit der Hauptstadt Caralis, wurden aber im Innern erst unter den röm. Kaisern völlig unterworfen. In der Folge war S. nacheinander im Besitze der Vandalen im 5. Jahrh., der byzant. Kaiser seit 536 n. Chr., der Sarazenen seit Anfang des 8. Jahrh., der deutschen Kaiser, dann wieder der Sarazenen seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrh., seit 1007 und nach abermaliger Eroberung durch die Sarazenen (1022) der Pisaner, bei welchen Wechseln der Herrschaft es an langen und blutigen Kämpfen nicht fehlte. Die Pisaner setzten zur Regierung des Landes vier Richter in Cagliari, Torre, Gallura und Arborea ein, welche sich bald nicht nur große Macht, sondern auch die Erblichkeit ihrer Würde verschafften. Mit Unterstützung der Genueser gelang es dem Richter Barisо (Borusoн) von Arborea, sich zum Oberherrn der ganzen Insel zu machen, die nun Kaiser Friedrich I. 1164 zu einem Königreiche erhob. Nach mancherlei innern Wirren machte Kaiser Friedrich II. seinen natürlichen Sohn Enzio (s. d.) zum Könige von S. Nach dessen Gefangennehmung durch die Bologneser bemächtigten sich 1250 wieder die Pisaner der Insel. Papst Bonifaz VIII. maßte sich die Oberlehnsherrlichkeit über das Königreich an und belehnte damit und mit der Insel Corsica 1296 den König Jakob II. von Aragonien; doch erst 1324 gelangte dieses Haus zum ruhigen Besitze der Herrschaft. Bald war S. wieder der Schauplatz vieler Empörungen und verwüstender Bürgerkriege. Es gehörte nun zu Spanien, bis es im Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) 1708 von den Engländern für Oesterreich erobert und besetzt wurde. Im Utrechter Frieden von 1713 wurde die Insel förmlich dem Hause Oesterreich zugesprochen. König Philipp V. von Spanien eroberte sie zwar 1717 wieder; doch mußte er sie alsbald, durch Frankreich, England und Oesterreich genöthigt, aufs neue abtreten. Hierauf trat Oesterreich gegen Sicilien, das der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen im Utrechter Frieden als Königreich erhalten hatte, 1720 die Insel S. an diesen ab. Seit dieser Zeit bildete sie mit Savoyen und Piemont das «Königreich S.». Vgl. Hörschelmann, «Geschichte, Geographie und Statistik der Insel S.» (Berl. 1828); Manno, «Storia de Sardegna» (3 Bde., Tur. 1825); de Vico, «Historia general de la isla et reyno de Cerdeña» (2 Bde., Barcel. 1839); Graf Albert della Marmora, «La Sardaigne» (5 Bde., Par. 1839—57, nebst Atlas), das Hauptwerk; derselbe, «Itinéraire de l'île de Sardaigne» (2 Bde., Par. 1860); Neigebaur, «Die Insel S.» (Lpz. 1853); Boullier, «L'Ile de Sardaigne» (Par. 1865); Maltzan, «Reise auf der Insel S.» (Lpz. 1869).

Sardinien, ehemaliges Königreich, das nach den großen Annexionen der J. 1859, 1860, 1866 und 1870 sich zu dem jetzigen Königreich Italien (s. d.) umgestaltete, umfaßte auf dem Festlande das Herzogthum Savoyen, das Fürstenthum Piemont (s. d.), die Herzogthümer

Aosta und Montferrat (s. d.), das Herzogthum Genua (s. d.), die Grafschaft Nizza (s. d.) und außerdem die gleichnamige Insel Sardinien (s. d.), im ganzen 75,311 QKilom. mit etwa 5,200,000 E. Gegenwärtig zerfällt das Gebiet des ehemaligen Königreichs S. in die festländischen Provinzen Turin, Cuneo oder Coni, Porto-Maurizio, Genua, Alessandria, Novara nebst den beiden Provinzen Sassari und Cagliari auf der Insel Sardinien, während Savoyen und Nizza an Frankreich abgetreten worden sind.

Das Königreich S. war eine Schöpfung der jetzt über ganz Italien herrschenden Dynastie, welche seit dem 11. Jahrh. als Grafen in Savoyen (s. d.) regierte. Allmählich dehnte dies Geschlecht seine Herrschaft sowol in der Schweiz wie auch im Süden der Alpen über Piemont aus und erwarb 1388 die Grafschaft Nizza (s. d.). Graf Amadeus VIII., der Friedfertige, erhielt 1416 durch Kaiser Sigismund den Herzogstitel von Savoyen verliehen. Zwar gingen im Reformationszeitalter die Besitzungen in der Schweiz verloren; aber obwol die Dynastie in den langwierigen Kriegen der großen Nachbarmächte Frankreich, Spanien, welches das Herzogthum Mailand besaß, und Oesterreich oft hart bedrängt wurde, gelang es ihr doch, die Lande Savoyen und Piemont zu behaupten und durch neue Erwerbungen zu vergrößern. Epochemachend wurde endlich der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), indem Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen (1675—1730) durch den Turiner Vertrag mit Kaiser Leopold I., 25. Oct. 1703, Montferrat und einige Districte des Herzogthums Mailand, durch den Utrechter Frieden 11. April 1713 aber die Insel Sicilien nebst dem Königstitel erhielt. Jedoch in den nachfolgenden Verwickelungen mußte der neue König, von Oesterreich, Frankreich und England zugleich bedrängt, 8. Nov. 1718 das schöne Sicilien gegen die verwilderte Insel Sardinien umtauschen, in deren förmlichen Besitz er erst 1720 eingesetzt wurde. Seitdem ward der gesammte Staatencomplex des Hauses Savoyen als «Königreich Sardinien» bezeichnet.

König Victor Amadeus II. trat Sept. 1730 die Regierung an seinen Sohn ab. Aber der Entschluß reute ihn bald; nach Jahresfrist verlangte er die Entsagungsurkunde zurück und versuchte die Citadelle von Turin zu überrumpeln. Darauf ward er gefangen gesetzt und starb Oct. 1732 im Gefängniß. Sein Sohn und Nachfolger Karl Emanuel I. (1730—73) verstand es, in den Conflicten der mächtigen Nachbarstaaten sein Interesse zu fördern. Als Bundesgenosse Frankreichs und Spaniens gegen Oesterreich erwarb er im Wiener Frieden 1736 die mailänd. Districte Tortona und Novara, und als Bundesgenosse Oesterreichs während des Oesterreichischen Erbfolgekriegs durch den Wormser Vertrag, 13. Sept. 1743, und den Aachener Frieden, 18. Oct. 1748, die mailänd. Districte Anghiera, Vigevano und einen Theil des Fürstenthums Pavia. Auch die innere Verwaltung des Königs war verdienstvoll. Er suchte durch kluge Staatsökonomie dem Lande die Militärlast erträglich zu machen, gab ein Gesetzbuch (das Corpus Carolinum von 1770) und behauptete dem Papste gegenüber seine Autorität, indem er alle geistlichen Stellen selbst besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstl. Bullen seiner Bestätigung unterwarf. Sein Sohn, Victor Amadeus III. (1773—96), wurde in die Coalition gegen das revolutionäre Frankreich hineingezogen und verlor schon im Herbst 1792 Savoyen und Nizza an die Franzosen. Durch brit. und päpstl. Subsidien unterstützt, suchte er unter schwerer Belastung des Landes eine Armee von 50,000 Mann aufzubringen (1793), focht auch anfangs nicht unglücklich, ohne jedoch das Vordringen der siegreichen Revolution aufhalten zu können. Nachdem der Kampf 1794 und 1795 geschwankt, zwang Bonaparte's berühmter Feldzug von 1796 gleich in den ersten Wochen den König von S. zur Unterwerfung. Er mußte 18. Mai unter drückenden Bedingungen Frieden mit der franz. Republik schließen und Savoyen und Nizza förmlich abtreten. Sein Sohn Karl Emanuel II. (1796—1802) wurde vom franz. Directorium unter dem Vorwande, er hege feindliche Plane gegen die Republik, 8. Dec. 1798 gezwungen, dem Besitze aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen. Er begab sich auf die Insel Sardinien und erließ im März 1799 eine Verwahrung gegen den ihm abgedrungenen Verzicht. Die Fortschritte der Coalition im Sommer 1799 drängten zwar die Franzosen hinaus, aber der Sieg von Marengo stellte im folgenden Jahre die franz. Gewalt wieder her, und 11. Sept. 1802 ward Piemont förmlich mit Frankreich vereinigt. Karl Emanuel hatte indessen schon 4. Juni 1802 die Krone niedergelegt und trat nachher in den Jesuitenorden (gest. zu Rom 1818). Ihm folgte sein Bruder Victor Emanuel I. (s. d.), der nach dem Umsturze des Napoleon'schen Kaiserthums wieder 20. Mai 1814 seinen Einzug in Turin hielt. Der erste Pariser Frieden hatte ihm seine Staaten auf dem festen Lande bis auf einen Theil von Savoyen, der bei Frankreich blieb, zurückgegeben. Der Wiener Congreß fügte 14. Dec. 1814 noch die ehemalige Republik Genua hinzu, und im zweiten

Pariser Frieden erhielt er auch den Rest von Savoyen nebst der Schutzherrschaft über Monaco (s. d.), wogegen er 1816 die Bezirke von Carouge und Chesne an Genf abtrat.

Mit Victor Emanuel's I. Rückkehr kamen auch die Misbräuche der alten Zeit zurück. Die Königin und einzelne Personen vom Adel und der Geistlichkeit beherrschten den Monarchen völlig und waren eifrig bemüht, den frühern Einfluß des Jesuitenordens und überhaupt die Zustände, wie sie vor 1798 gewesen waren, möglichst unverändert wiederherzustellen. Um so leichter fanden auch in S. die über ganz Italien verbreiteten Carbonari (s. d.) Eingang. Ein Theil des Adels und des Heers wurde in diese Verbindung verflochten; ja der präsumtive Thronfolger, Prinz Karl Albert (s. d.) von Savoyen-Carignan, war ihnen ohne Zweifel nicht ganz fremd. Die Militäraufstände, welche 9. und 10. März 1821 zu Alessandria, Fossano und Tortona ausbrachen, gaben das Signal zur piemont. Revolution. In Alessandria wurde die span. Constitution ausgerufen und eine Junta eingerichtet. Am 11. März schloß sich auch Turin dem Aufstande an. Dadurch bewogen, legte Victor Emanuel 13. März 1821 zu Gunsten seines jüngsten Bruders Karl Felix die Krone nieder. Karl Felix befand sich indessen zu Modena, und so wurde Karl Albert mit der vorläufigen Regentschaft betraut. Zögernd entschloß er sich dazu, beschwor die revolutionäre Verfassung, bildete ein Ministerium im Sinne der Bewegung, befahl die Errichtung einer Nationalgarde und bestätigte die oberste Junta. Inzwischen rüstete sich Oesterreich zur Bekämpfung der Revolution. Karl Felix erklärte von Modena aus alles Geschehene für ungültig und stellte den Grafen Salieri della Torre an die Spitze der treugebliebenen Truppen. Prinz Karl Albert selbst ernannte zwar noch einen der entschlossensten Revolutionsmänner, Graf Santa-Rosa, zum Kriegsminister, entfloh aber gleich darauf ins Lager der königl. Truppen und entsagte der Regentschaft. Alles ging nun rasch der Auflösung entgegen, so eifrig auch Santa-Rosa bemüht war, die Revolution zum Widerstand zu organisiren. In der Nacht vom 7. bis 8. April 1821 gingen die Oesterreicher unter Bubna über die Grenze, vereinigten sich mit den königl. Truppen und schlugen 8. April bei Novara die Insurgenten nach tapferm Widerstande. Zwei Tage später war Turin besetzt, die absolute Gewalt wiederhergestellt. Eine österr. Besatzung blieb bis Herbst 1823 in den Hauptplätzen S.s.

König Karl Felix (1821—31) bethätigte in jeder Hinsicht eine streng absolutistische und reactionäre Richtung, bewahrte aber nichtsdestoweniger, Oesterreich gegenüber, eine gewisse Selbstständigkeit. Obwol er den Prinzen Karl Albert wegen seiner Betheiligung bei der Revolution hart genug behandelte, wies er doch die Anmuthungen Metternich's, denselben von der Thronfolge auszuschließen und den Schwiegersohn Victor Emanuel's I., Herzog Franz IV. von Modena, zum Nachfolger zu ernennen, mit Entschiedenheit zurück. Als mit dem Tode des Königs Karl Felix 27. April 1831 die Hauptlinie des Hauses Savoyen erlosch, bestieg demnach die Nebenlinie Savoyen-Carignan, deren Erbrecht auf die sardin. Monarchie der Wiener Congreß anerkannt hatte, in der Person Karl Albert's (1831—49) den Thron. Der neue König begann mit einzelnen Verbesserungen in der Verwaltung, den Finanzen und dem Heerwesen, aber die Hoffnungen, welche die liberal-constitutionelle Partei auf ihn gesetzt hatte, erfüllte er nicht, vielmehr gab auch er dem Einflusse des Adels und Klerus, besonders der Jesuiten, sich willig hin, was 1833 eine Verschwörung in Turin und 1834 den sog. Savoyerzug der Flüchtlinge unter Mazzini und Ramorino zur Folge hatte. In der auswärtigen Politik zeigte sich Karl Albert als strenger Anhänger des Legitimitätsprincips, weshalb er sowol mit der franz. Julidynastie, als auch mit der Regierung der Königin Isabella von Spanien in unfreundlichen Beziehungen stand. Mit dem Königreiche beider Sicilien ward 28. März 1833 ein Kriegsbund gegen den Dei von Tunis geschlossen, welcher die ital. Handelsschifffahrt durch seine Kaper störte; ein verbündetes Geschwader erzwang vor Tunis Schadenersatz und Abbitte. Als seine Hauptaufgabe sah der König es an, «ein Heer zu organisiren, das im Stande sei, mit Ruhm die nationale Ehre und Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten». Darum wurden, bei einem jährlichen Budget von 75 Mill. Lire (Francs), 27 Mill. für die Armee verwandt und durch Einführung eines Landwehrsystems 1832 die Stärke derselben für den Kriegsfuß auf 60,000 Mann gesteigert. In den innern Angelegenheiten entfaltete Karl Albert überhaupt eine viel regere und fruchtbarere Thätigkeit als seine beiden Vorgänger. Wol blieb S. von der Bewegung, die 1846 und 1847 die ganze Halbinsel ergriff, nicht unberührt; aber der Eindruck machte sich diesmal nur in Demonstrationen geltend. Der Fortgang der Bewegung im übrigen Italien veranlaßte indeß den König, 8. Febr. 1848 eine constitutionelle Verfassung zu versprechen, die 4. März verkündet ward. Der Einfluß der absolutistischen und klerikalen Partei trat seitdem völlig in den Hintergrund. Die Bildung eines constitutionellen Ministeriums unter

Graf Balbo, welches ein freisinniges Wahlgesetz, die Berufung des ersten sardin. Parlaments und allgemeine Amnestie verkündigte, vollendete die Umgestaltung des alten Zustandes.

Mitten in diese Vorgänge fiel die Nachricht von der Februarrevolution in Frankreich, wodurch die Bewegung in Oberitalien zu offener Revolution gesteigert wurde. Schon 18. März 1848 brach in Mailand der Aufstand aus, der die Oesterreicher an den Mincio drängte. Von Anfang an hatte sich in der sardin. Bevölkerung der Gedanke der Einheit Italiens unter Karl Albert's Leitung ausgesprochen, und der König selbst, als «das Schwert Italiens» begrüßt, gab dieser Meinung einen Ausdruck, indem er gleich nach dem Ausbruche der mailänder Insurrection die lombard. Bewegung unter seinen Schutz nahm und ohne Kriegserklärung in die Lombardei einrückte. Zwar beschlossen die Vertreter der Lombardei (Juni) und später auch Venedigs, sich mit S. zu verschmelzen; aber die Last des Kriegs fiel auf Karl Albert allein. Die Verstärkungen, welche dieser aus den Herzogthümern und aus der Lombardei erhielt, waren nicht hoch anzuschlagen. Nachdem die Kämpfe bei Lucia und am Curtatone die Ueberlegenheit der Oesterreicher und ihres Feldherrn Radetzky bereits bekundet, wurde durch den entscheidenden Schlag bei Custozza 25. Juli die piemont. Armee in volle Auflösung gebracht, und König Karl Albert, einem Aufstand der aufgeregten Bevölkerung Mailands preisgegeben, sah sich genöthigt, in einem Waffenstillstande 9. Aug. die Lombardei zu räumen und sich über den Tessin zurückzuziehen. (S. Italien.) Inzwischen war das sardin. Parlament 8. Mai eröffnet worden; Balbo trat 26. Juli aus dem Ministerium, um einem Fusionsministerium Platz zu machen, an dessen Spitze der Mailänder Casati stand, und in welchem Gioberti (s. d.) Minister ohne Portefeuille war. Mit dem Abschluß des Waffenstillstandes trat dieses Cabinet zurück und machte einem gemäßigtern Ministerium, dessen Präsident der Marchese Cäsar Alfieri del Sostegno war, Platz. Dieses beharrte auf der Bahn der constitutionellen Entwickelung unverändert, schlug aber in der auswärtigen Politik einen minder kühnen Weg als die Vorgänger ein. Die neue Regierung hätte einen ehrenvollen Vertrag unter brit.-franz. Vermittelung der Erneuerung des Kriegs vorgezogen, obschon sie die Rüstungen zu einem neuen Kampfe nicht versäumte. Doch vermochte sie sich vor dem stürmischen Drängen der Progressisten nicht zu behaupten und wich 15. Dec. 1848 einem demokratischen Ministerium, das Gioberti gebildet hatte, und welches einem neuen Kriege entgegentrieb. Karl Albert, zum neuen Kampfe gerüstet, kündigte 12. März 1849 den Waffenstillstand. Acht Tage später begann der zweite Act des Kriegs um die lombard. Krone. Ein dreitägiger Feldzug, durch die Niederlagen bei Mortara und Novara (s. d.), 21. und 23. März, bezeichnet, machte dem Kampfe schnell ein Ende. Karl Albert selbst, am bessern Erfolge verzweifelnd, verzichtete noch am Tage der Niederlage von Novara auf die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes Victor Emanuel II., zugleich die freiwillige Verbannung wählend, in welcher er schon 26. Juli zu Oporto starb. Noch in der Nacht seines stürmischen Regierungsantritts schloß der neue König einen Waffenstillstand. Ein gleichzeitiger Aufstand in Genua wurde 4. April nicht ohne Blutvergießen unterdrückt. Der Friede mit Oesterreich ward 6. Aug. zu Mailand abgeschlossen. S. behielt seine alten Grenzen, zahlte an Oesterreich 75 Mill. Frs. Kriegsentschädigung und erlangte die Amnestie der Lombarden und Venetianer, die unter der sardin. Fahne gefochten hatten. Erst nachdem der König durch eine Parlamentsauflösung, Nov. 1849, an das Land appellirt hatte, ward dieser Friedensschluß von dem neugewählten Parlament 9. Jan. 1850 sanctionirt.

Victor Emanuel II. (s. d.) hatte seine Regierung mit der Versicherung angetreten, die verfassungsmäßigen Institutionen zu erhalten, und blieb diesem Versprechen unwandelbar treu, so sehr auch im Innern die absolutistische und klerikale Partei und von außen her die überall wieder erstarkende Reaction, besonders aber Oesterreich der Fortdauer der constitutionellen Entwickelung S.s sich entgegenstellten. Dem Ministerium Gioberti, welches unmittelbar nach der Niederlage seine Entlassung genommen hatte, war 27. März ein verfassungstreues, aber besonnenes unter dem Vorsitz des Generals Delaunay gefolgt. Dieses löste die Kammer, welche die extremsten Beschlüsse faßte, 30. März auf. Schon 7. Mai erhielt das Ministerium dadurch eine nationalere Färbung, daß Massimo d'Azeglio die Präsidentschaft und das Aeußere übernahm. Das Programm desselben war Aufrechthaltung der Verfassung und liberale Reformen in der innern Verwaltung. Da die neugewählte Kammer Bedenken trug, den Friedensvertrag zu genehmigen, wurde sie 20. Nov. 1849 aufgelöst. Bei den Neuwahlen stellte sich eine ansehnliche Majorität im gemäßigt-constitutionellen Sinne heraus. Der neueingetretene Justizminister Siccardi that einen bedeutungsvollen Schritt, indem er die geistliche Gerichtsbarkeit und eine Reihe anderer Vorrechte des Klerus aufhob, die Cultusfreiheit der andern Confessionen

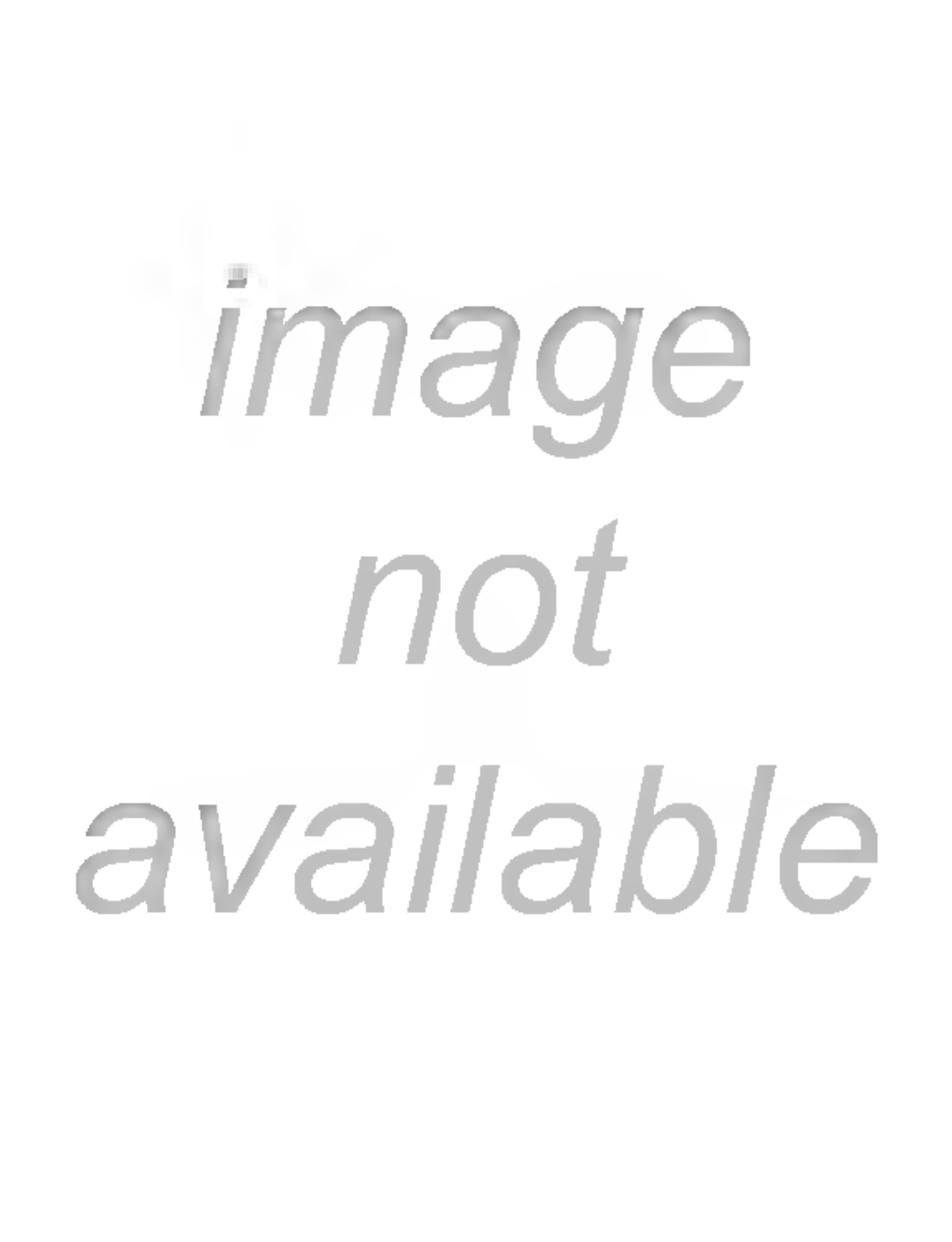


image
not
available

Mazzini's in ganz Italien ab. Hierzu kam noch, daß S. durch seine Bundesgenossenschaft die dauernde Freundschaft der Westmächte gewonnen hatte. Zunächst zeigte sich der Beistand Großbritanniens nicht unwirksam in dem Conflict zwischen S. und dem Königreich beider Sicilien wegen des gekaperten sardin. Dampfschiffs Cagliari. Auch Rußland, schon aus Abneigung gegen Oesterreich, begann sich dem turiner Hof zu nähern, und im Sept. 1858 wurde den Russen eine Kohlenstation in der Bucht von Villafranca eingeräumt. Aber in die engsten Beziehungen trat S. zu Frankreich. Ende Juli 1858 fanden zu Plombières zwischen Cavour und Napoleon III. geheime Abmachungen statt, und zugleich wurde eine Heirath zwischen der ältesten Tochter Victor Emanuel's, Prinzessin Clotilde, und dem Prinzen Napoleon eingeleitet.

Die nationale Politik Cavour's ward von der großen Mehrheit des sardin. Parlaments gebilligt und unterstützt, obgleich die Finanzen sehr belastet wurden. Namentlich die Verstärkung der Festungswerke von Alessandria und die beabsichtigte Verlegung des Kriegshafens von Genua nach Spezzia erforderte große Summen. Das allgemeine Interesse wurde ausschließlich in Anspruch genommen durch das Verhältniß zu Oesterreich, das sich durch fortwährende kleine Reibungen immer mehr verschlimmerte. Gerade während der Kaiser Franz Joseph im Winter 1856—57 das Lombardisch-Venetianische Königreich bereiste, gab die nationale Partei daselbst ihre Sympathien für S. am lautesten kund. Dagegen erhob das wiener Cabinet Reclamation. Nach einem gereizten Notenwechsel erfolgte März 1857 der beiderseitige vollständige Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Seitdem erschien ein abermaliger kriegerischer Zusammenstoß unvermeidlich, und die sardin. Politik, sobald sie zu Plombières sich der franz. Bundesgenossenschaft versichert hatte, drängte energisch darauf hin. Unmittelbar nach dem verhängnißvollen Neujahrsgruß Napoleon's III. an den österr. Gesandten zu Paris erklärte Victor Emanuel II. in seiner Thronrede 10. Jan. 1859, «daß S. wol die Verträge achte, aber nicht unempfindlich bleiben könne bei dem Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens sich erhebe». Das Ministerium beantragte bei dem Parlament eine Ausdehnung der Landwehrorganisation sowie eine neue Anleihe von 50 Mill. Lire, die nachher auf dem Wege der Nationalsubscription zusammengebracht wurde. Am 30. Jan. fand die Vermählung der Prinzessin Clotilde zu Turin statt, und gleichzeitig ward der definitive Bundesvertrag (Familienpact) mit Frankreich unterzeichnet. Darauf antwortete Oesterreich mit einer Verstärkung seiner Truppenmacht in Italien. Auch S. machte sich kriegsbereit, und aus allen Theilen der Halbinsel strömten Freiwillige zu den sardin. Fahnen. Als nunmehr Großbritannien zu vermitteln suchte und das turiner Cabinet aufforderte, seine Beschwerdepunkte zu präcisiren, antwortete Cavour durch Memorandum vom 1. März: Der Friede Italiens und die Ruhe Europas könnten nicht anders gesichert werden, als wenn Oesterreich dem Lombardisch-Venetianischen Königreiche eine nationale Regierungsform bewillige und der militärischen Oberherrschaft nebst den Occupationen und Interventionen in Mittelitalien entsage. Auch müßten dann die Herrscher von Toscana, Modena und Parma aufgefordert werden, in ihren Landen constitutionelle Verfassungen einzuführen, und der Papst, wenigstens der Romagna eine abgesonderte Administration unter einem Laien-Vicar zu bewilligen. Hierauf schlug Rußland vor, die ital. Frage auf einem Congreß der Großmächte zu regeln, und der Vorschlag ward allerseits angenommen; doch Oesterreich verlangte zuvor eine allgemeine Entwaffnung, was jedoch S. seinerseits ablehnte. Noch schwebten hierüber die Unterhandlungen, da ließ Oesterreich sich zu einem aggressiven Schritt hinreißen. Ein Ultimatum vom 19. April forderte, daß S. sogleich entwaffne und die ital. Freiwilligen entlasse. Nachdem Cavour 26. April eine ablehnende Antwort gegeben, überschritt das österr. Heer 29. April 1859 die sardin. Grenze. Somit war S. in der erwünschten Lage, auf Grund des Defensivtractats die Hülfe Napoleon's III. in Anspruch nehmen zu können.

Der Krieg von 1859, den Napoleon III. mit dem Programm: «Ein freies Italien bis zum Adriatischen Meer!» begann (s. Frankreich), bildet den Wendepunkt, wo die Geschichte des Königreichs S. in die Geschichte Italiens (s. d.) übertritt. Cavour, Garibaldi und der ital. Nationalverein thaten alles, um den Krieg nicht blos als sardinischen, sondern als ital. Nationalkrieg aufzufassen. In einer Circularnote vom 19. Juni 1859 bezeichnete Cavour als Ziel des Kriegs geradezu die vollständige Ausschließung Oesterreichs aus der Halbinsel und die Herstellung eines starken oberital. Königreichs. Gleichzeitig kam es zu revolutionären Bewegungen in Toscana, Parma, Modena und der Romagna; die dortigen Dynastien entflohen, und sowol Toscana wie auch das neuconstituirte Gouvernement Emilia lehnten sich an S. an. Da schloß Napoleon III. plötzlich 11. Juli mit Oesterreich den Präliminarfrieden von Villafranca (s. d.) und König Victor Emanuel II. mußte demselben beitreten. Demnach

sollte S. sich mit einer Territorialvergrößerung durch die Lombardei begnügen; dagegen sollten die vertriebenen Fürstenhäuser wieder eingesetzt und die nationalen Wünsche mit dem Schattenbild einer ital. Conföderation unter Theilnahme des österr. Venetien und unter dem Ehrenpräsidium des Papstes abgefunden werden. Dieser Tractat machte anfangs einen tief niederschlagenden Eindruck; Cavour trat 19. Juli vom sardin. Staatsruder zurück, und La Marmora bildete ein neues Cabinet. Die sardin. Commissarien und Truppen mußten aus den insurgirten Staaten Mittelitaliens zurückberufen werden. Den Deputationen aus Toscana, 3. Sept., Modena und Parma, 15. Sept., und Romagna, 24. Sept., welche geradezu die Annexion an S. erbaten, gab König Victor Emanuel eine ausweichende Antwort und versprach nur, ihre Wünsche bei den Großmächten zu befürworten. Aber die Volksbewegung in Mittelitalien ging nichtsdestoweniger unaufhaltsam vorwärts und wurde noch mehr ermuthigt durch das bestimmte Auftreten des turiner Cabinets, das in seinem Memorandum vom 28. Sept. die Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürstenhäuser für unmöglich erklärte und auf dem Friedenscongreß zu Zürich jede Betheiligung an diesen Restaurationen, sowie an den Conföderationsplanen ablehnte. Der definitive Frieden von Zürich, 10. Nov. 1859, der die Präliminarien von Villafranca bestätigte, erwies sich unter diesen Umständen sofort als ein todter Buchstabe. Cavour trat 20. Jan. 1860 wieder an die Spitze des sardin. Cabinets und konnte nunmehr seine Annexionspolitik ungehindert zu Ende führen. Von Großbritannien wurde er dabei aufs entschiedenste begünstigt; Napoleon III. aber ließ sich für seine Zustimmung einen hohen Preis zahlen, indem König Victor Emanuel II., in Gemäßheit früherer Verabredung, durch den Turiner Tractat vom 24. März 1860 Savoyen und den größten Theil der Provinz Nizza an Frankreich abtreten mußte. Infolge davon ging auch das Fürstenthum Monaco unter das Protectorat Frankreichs über. Dagegen wurden Emilia und Toscana, nachdem eine allgemeine Volksabstimmung 11. und 12. März sich mit ungeheuerer Majorität für die Annexion ausgesprochen hatte, durch die Decrete vom 18. und 22. März 1860 dem Königreich S. einverleibt.

Somit hatte die sardin. Monarchie die Bestandtheile fremder Nationalität von sich abgethan und sich in ein starkes oberital. Königreich umgestaltet. Die Proteste der vertriebenen Fürstenhäuser blieben wirkungslos. Andererseits waren die Bemühungen des turiner Hofs, sich mit Rom zu vergleichen, ohne Erfolg. Papst Pius IX. hatte schon Ende Sept. 1859 die diplomatischen Beziehungen mit S. abgebrochen und forderte die Zurückgabe der abgefallenen Romagna. Weder die Rathschläge Napoleon's III. noch die Briefe Victor Emanuel's II. vom 6. Febr. und 20. März 1860 fanden in Rom Gehör. Pius IX. gab auf beide Briefe streng abweisende Antworten und ließ nicht nur gegen die Einverleibung der Romagna diplomatischen Protest erheben (19. April), sondern er sprach auch als Oberhaupt der kath. Kirche (26. März), wiederum ohne bestimmte Namen zu nennen, gegen alle und jede, welche diese Usurpation begangen, veranlaßt oder gebilligt hätten, die große Excommunication aus. Auch das am 2. April neueröffnete sardin. Parlament, wo zum ersten mal die Vertreter der Lombardei, Emilia und Toscanas erschienen, genehmigte fast einstimmig die vollzogenen Annexionen. Gegen die Abtretung von Nizza protestirte Garibaldi, als Eingeborener und Abgeordneter dieser Stadt. Um den einflußreichen Patrioten anderweitig zu beschäftigen, ließ die sardin. Regierung ihm freie Hand, eine Expedition zur Unterstützung der aufständischen Sicilianer auszurüsten, welche 6. Mai von Genua nach Marsala absegelte. Gleichzeitig, während einer Vertagung des Parlaments, machte Victor Emanuel II. eine Rundreise durch die neuerworbenen Provinzen (April bis Mai), wo er überall mit dem größten Enthusiasmus empfangen wurde. Nach der Rückkehr des Königs kam auch das Parlament wieder zusammen und genehmigte die inzwischen durch eine allgemeine Volksabstimmung sanctionirte Abtretung von Savoyen und Nizza, worauf der förmliche Cessionsvertrag 11. Juni 1860 vollzogen wurde. Erst jetzt traten die letzten franz. Truppen, die bisher noch die Lombardei besetzt gehalten, den Rückmarsch nach Frankreich an.

In den nächsten Monaten wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich den Ereignissen in Unteritalien zu, wo das Königreich beider Sicilien (s. d.) unter dem Angriffe Garibaldi's zusammenbrach. Es läßt sich nicht leugnen, daß S. in dieser Angelegenheit die strenge Pflicht der Neutralität verletzte. Auf die Reclamationen des neapolit. Gesandten erklärte Cavour 26. Mai 1860, daß die sardin. Regierung der Expedition Garibaldi's vollkommen fremd sei und dieselbe auf die förmlichste Weise misbillige, ließ aber der ital. Actionspartei, welche von Genua aus immer neue Verstärkungen nach Sicilien abschickte, freie Hand. Seit langer Zeit nämlich war das Verhältniß zwischen den Höfen von Turin und Neapel sehr gespannt. König Victor Emanuel II. hatte den sicil. König Franz II., der durch seine Mutter

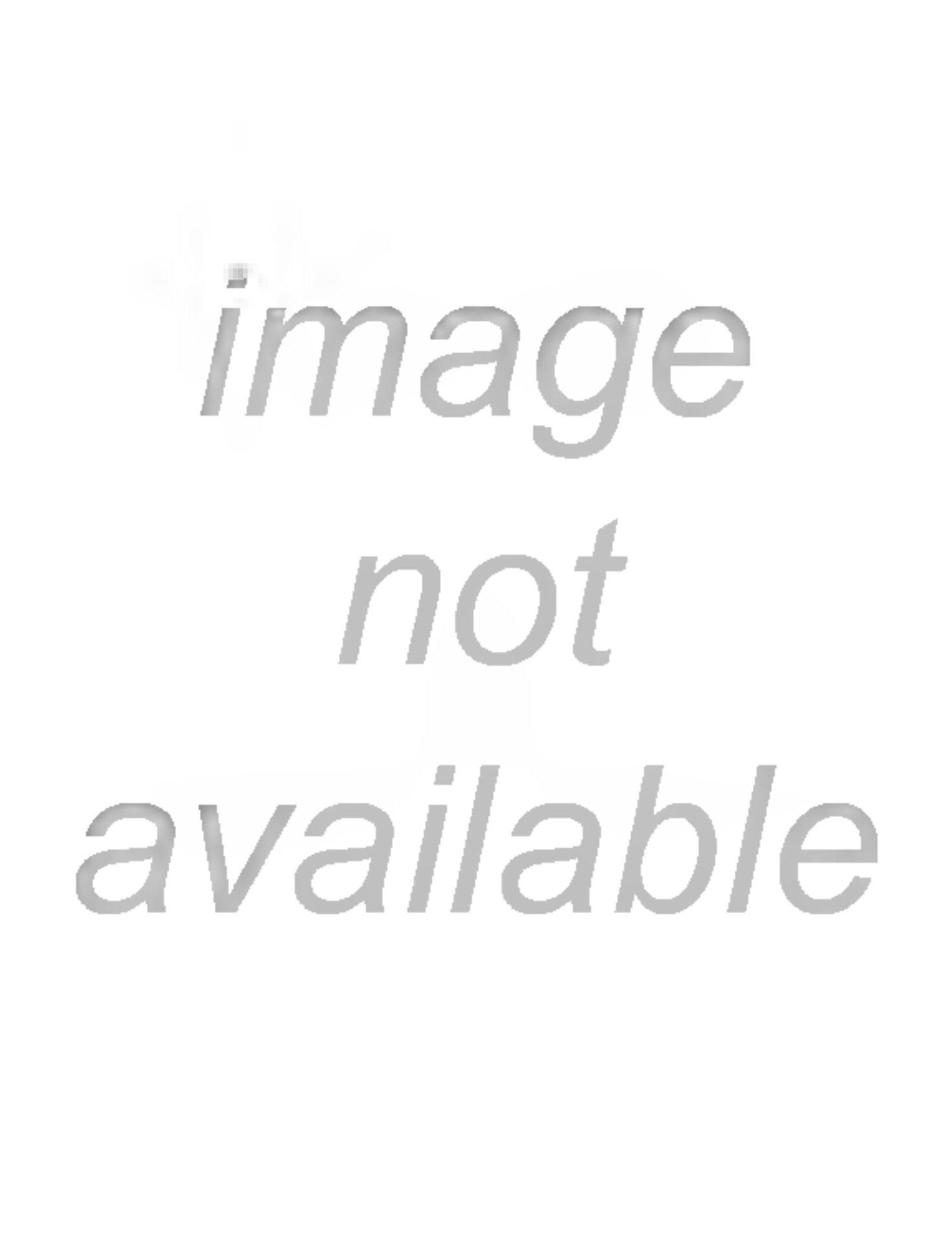


image
not
available

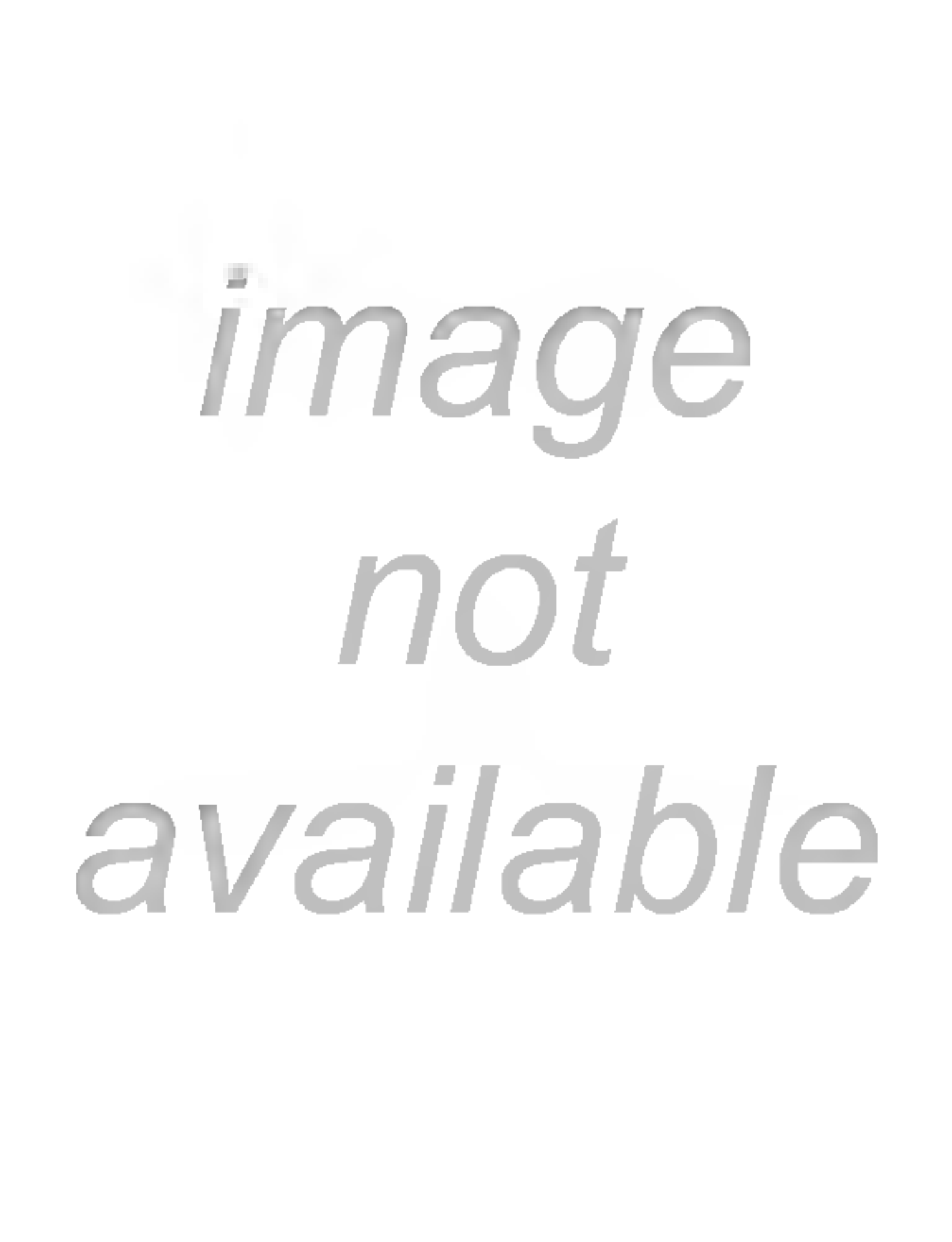


image
not
available

Krautwiesen des Oceans, so Scylax, Theophrast und Aristoteles. Die ersten bestimmtern Nachrichten darüber enthält aber das Schiffsbuch des Columbus, der 16. Sept. 1492 die Fucusbänke erreichte und einen großen Theil seiner Fahrt nach den Bahama-Inseln durch sie fortsetzte, wie es heißt zur nicht geringen Beunruhigung seiner zaghaften Leute. Die Grenzen der atlantischen Tanganansammlungen sind die Parallelen von 16 und 38° nördl. Br. und die Meridiane von 30 und 81° westl. L. von Paris, doch wird zwischen 41 und 47° westl. L. gewöhnlich sehr wenig Tang beobachtet, sodaß sich die Ansammlungen in zwei große Bänke scheiden. Einzelne zerstreute Massen trifft man auch außerhalb der genannten Grenzen, namentlich im Karaibischen Meere. Aehnliche Tanganansammlungen gibt es im Großen Ocean nördlich von den Sandwichinseln, sowie im Süden des Atlantischen und Indischen Oceans in einem langen Streifen, der von den Falklandinseln bis weit über die Kergueleninseln sich erstreckt. Der Tang des S.s ist ausschließlich das Sargassum bacciferum Ag., eine Alge, die einem kleinen, vielfach verästelten Strauche mit zolllangen, scharf gezähnten Blättern und kleinen, erbsengroßen Beeren (den Schwimmblasen) gleicht. Seine eigentliche Heimat ist nach Schleiden («Das Meer», Berl. 1867) wahrscheinlich die Nordküste von Südamerika, von wo der Golfstrom die durch Stürme und Wellen vom Boden abgerissenen Pflanzen mit fortträgt, um sie im großen atlantischen Wirbel abzusetzen. Durch die Schwimmblasen erhalten sie sich auf der Oberfläche, wachsen munter fort, da sie von der Wurzel unabhängig sind, und bilden so die frischen schwimmenden Wiesen (Praderias da yerva des Oviedo). In dem S. selbst ordnen sich die Pflanzenbüschel immer in ziemlich regelmäßigen Reihen nach der Richtung des Windes. Sie sind häufig so dicht gedrängt, daß sie die Segelgeschwindigkeit wesentlich vermindern. Kapitän Leps bestritt die auch früher von Rennell ausgesprochene Ansicht, daß das S. der Sammelpunkt der Algen sei, welche der Golfstrom bei seinem Austritte aus dem Mexicanischen Meerbusen mit sich führt. Derselbe nahm vielmehr an, daß es die Quelle sei, von welcher die zerstreuten Tangmassen herkämen, denen man im Antillenmeere, im Mexicanischen Meerbusen und im Golfstrome begegnet. Auch Irminger glaubt, daß die im nördl. Theile des Antillenmeers vorkommenden Tangmassen aus dem S. durch Strömung und Nordostpassat dorthin gelangen; die südlicher bei Las Rocas und bis gegen den 14.° nördl. Br. im Antillenmeere angetroffenen Massen aber stammen nach ihm aus südlichern Breiten und werden schließlich durch den Golfstrom dem S. zugeführt. Daß die großen Tanganansammlungen im ganzen immer denselben Raum einnahmen, daß insbesondere das atlantische S. noch heute dieselben Grenzen hat wie zur Zeit des Columbus, ist durch die Strömungen und Winde bedingt.

Sargon, einer der bedeutendsten assyr. Könige, nur einmal in der Bibel (Jesaias 20, 1) gelegentlich genannt, folgte gegen 721 v. Chr. seinem Vorgänger Salmanassar und vollendete die von letzterm begonnene Belagerung Samarias durch die Einnahme der Stadt. Er breitete die Herrschaft Ninives bis nach Kleinasien aus, überzog Phönizien mit Krieg, landete in Cypern, wo er eine jetzt in Berlin aufbewahrte Säule zurückließ, empfing Tribute der Araber und Sabäer und schlug den Aethiopier Sabako bei Raphia. Nach der Bezwingung des chaldäischen Königs Merodachbaladan eroberte er Babylon (709), wurde aber, als er seine Blicke noch einmal gegen Westasien wandte, 704 ermordet. Unter seiner Regierung (712) endete der von ihm erwähnte Mondcyklus von 1805 Jahren. Ihm folgte sein Sohn Sanherib (s. d.). S., aus königl. Geschlechte, scheint Salmanassar entthront zu haben. Er gründete die letzte assyr. Dynastie, die mit Ninive gegen 605 endete. Für uns hat S. eine große Wichtigkeit als Erbauer von Khorsabad (Dur-Sarkin), dessen Entdeckung durch Botta 1843 die bis dahin ungekannte assyr.-babylon. Cultur wieder zu Tage förderte.

Sarkasmus (griech.) heißt eigentlich der bittere Hohn, den jemand mit verbissenen Lippen ausspricht, bezeichnet aber dann, als eine Art der Ironie (s. d.), im allgemeinen jede verhöhnende Rede, jeden beißenden Spott und wurde von den Alten als besondere Redefigur betrachtet, worin Demosthenes und Cicero Meister waren.

Sarkophag ist die spätere griech.-röm. Bezeichnung für einen Steinsarg zur Bestattung der nicht verbrannten Leichname, entnommen von der griech. Benennung einer am besten bei Assos in Mysien brechenden Kalksteinart, welche die hineingelegten Leichen schnell verzehrte, als σαρκοφάγος λίθος, d. i. fleischverzehrender Stein. Die Anwendung von Steinsärgen überhaupt finden wir schon in den Zeiten des sog. Alten Reichs in Aegypten, wie z. B. der in der dritten Pyramide von Gizeh gefundene S. des Königs Mencheres (Mykerinos) zeigt, dann besonders häufig bei kleinasiat. Völkern, wie bei den Phöniziern und Lykiern, ferner in Etrurien (wo die theils aus Tuffstein, theils aus einer Art Alabaster, theils aus gebranntem Thon

gefertigten Särge meist von geringerm Umfange, aber mit Reliefs an der Vorderseite und den Figuren der Verstorbenen auf dem Deckel verziert sind), vereinzelt in Griechenland, allgemein verbreitet bei den Römern in den letzten Jahrhunderten der Republik und in der Kaiserzeit. Die Särge wurden dann oft aus kostbarem Material, wie Marmor, Porphyr u. dgl., gearbeitet und regelmäßig an der Vorderseite und den beiden Schmalseiten mit figurenreichen Compositionen in Relief, meist mythische Scenen darstellend, verziert; eine große Anzahl solcher römischen S. ist uns in allen größern Alterthumssammlungen erhalten. Auch die ältesten Christen behielten diese Sitte bei, nur daß sie anstatt Scenen der heidnischen Mythologie Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente zur Verzierung ihrer S. wählten. Auch in der mittelalterlichen und der neuern Kunst findet die Sarkophagform oft Anwendung.

Sarmaten, bei den Griechen Sauromaten genannt, erscheinen zuerst bei Herodot und Hippokrates als einzelnes Volk sog. scythischen Stammes, östlich vom Don wohnhaft, nach einer Sage aus der angeblichen Verbindung scyth. Jünglinge mit Amazonen (s. d.) entsprungen. Später gingen sie über den Don, bedrängten die scyth. Skoloten und die griech. Pflanzstädte im Norden des Schwarzen Meers und wurden dann dem Mithridates d. Gr. von Pontus unterthänig. Nach der Ueberwältigung der Skoloten wird der Name der Scythen durch den ihrigen im Westen (d. h. in dem größten Theile des heutigen europ. Rußland und Polens) verdrängt und auf die asiat. Völker gleichen Stammes beschränkt. S. schweiften zu des Augustus Zeit bis an die Donaumündungen, und zwischen diesen und dem Don wohnte nachher der eine ihrer Hauptstämme, die Roxolanen, die 70 n. Chr., dann durch Hadrian 120 aus Mösien, wo sie eingefallen waren, vertrieben wurden und deren Name endlich unter den Gothen, von denen sie unterworfen wurden, verschwindet. Ein anderer sarmat. Stamm, die Jazygen, überstieg die Karpaten und breitete sich in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. zwischen der Donau und Theiß aus. Mit ihren westl. Nachbarn, den german. Quaden verbunden, kämpften sie im Markomannischen Kriege und später und verwüsteten wiederholt durch räuberische Einfälle das benachbarte röm. Pannonien. Für diese Jazygen wendeten die Römer vorzugsweise den Namen S., selbst im Gegensatze gegen die Roxolanen an, und späterhin schwindet der Name Jazygen gegen den der S. Wiederum aber werden unter den letztern sehr häufig in weiterm Umfange nicht blos die eigentlichen S., sondern auch Völker andern Stammes begriffen, welche nördlich von ihnen das Flachland bewohnten, wie denn Ptolemäos den Namen Sarmatien, das sich als europäisches bei ihm von Germanien und Dacien bis zum Don, als asiatisches von da bis zur Wolga erstreckt, im Norden bis zum Baltischen Meere ausdehnt. Nachdem die Vandalen das linke Donauufer verlassen hatten, wurden die jazygischen S. die alleinigen Herren auf den Theißflächen zwischen den Quaden im Westen, den Westgothen im Südosten und den Taifalen im Süden. In dieser Zeit empörten sich ihre Sklaven, die nachher als Sarmatä Limigantes als hartnäckige Feinde der Römer erschienen. Mehr als 300,000 von ihnen vertriebene S. nahm Konstantin d. Gr. auf und vertheilte sie in Thrazien, Italien, auch am Rheine auf den Hundsrück. Nach der Niederlage der Hunnen, von denen auch die S. unterworfen waren, erhielt ein Theil Sitze in Illyrien, die andern verbündeten sich 470 mit Sueven und Scyren gegen die Ostgothen, wurden aber nachher von Theodorich geschlagen. Dann werden sie noch mit den Gepiden 488 und später unter den Scharen, die sich den Longobarden anschlossen, genannt. Die Zurückgebliebenen verschwinden unter den Avaren, und die spätern kuman. Jazygen stehen mit ihnen in keiner Verbindung. Die S. führten eine nomadische Lebensweise, waren räuberisch und kriegerisch, vortreffliche Reiter und Bogenschützen. Wahrscheinlich gehörten sie der medo-pers. Völkergruppe an.

Sarnen, Flecken und Hauptort des Halbcantons Ob dem Wald, der westl. Hälfte des schweiz. Cantons Unterwalden, 497 Mt. über dem Meere, am Ausfluß der Aa aus dem Sarnersee sehr freundlich gelegen, zählt (1870) 3720 meist kath. E. Der Ort hat eine schöne Pfarrkirche, ein Kapuzinerkloster, eine Abtei der Benedictinerinnen, ein Waisenhaus, ein Collegium (Gymnasium und Secundärschule), ein Rath- und ein Zeughaus. Auf dem Landenberge, einem Hügel vor dem Eingange des Fleckens, stand die 1308 zerstörte Burg, in welcher der verhaßte österr. Landvogt hauste. Seit 1646 werden zu S. die Versammlungen der Landgemeinden gehalten. Am 14. Nov. 1832 wurde daselbst der Sarnerbund zwischen mehrern conservativen Ständen abgeschlossen, welchen aber ein Beschluß der Tagsatzung 17. Aug. 1833 für aufgelöst erklärte. Nur 3 Kilom. ostnordöstlich von S. liegt am Eingang ins Melchthal das Dorf Kerns (569 Mt. über dem Meere) mit 2333 E., vorzüglichem Obst- und Wiesenbau, Baumwollfabrik und Färberei. Fast 4 Kilom. südlich von S. liegt am östl. Ufer des

Sarnersees und an der Brünigstraße das Dorf Sachseln mit 1644 E. und einer 1663 erbauten prachtvollen Pfarrkirche, in der die Gebeine des Einsiedlers Nikolaus von der Flüe ruhen.

Saron wurde im Alterthume die paläſtinenſiſche Küſtenfläche im nördl. Philiſterlande von Joppe an bis an das Cap Karmel genannt. Wenn auch jetzt nur zu geringem Theile angebaut, iſt die Ebene S. doch in hohem Grade fruchtbar und namentlich durch die Fülle ſchöner Frühlingsblumen ausgezeichnet, auf welche die Bibel in den «Lilien von S.» des Hohen Liedes hinweiſt. Zu den Ortſchaften der Ebene, welche ſich bis zur Gegenwart mit faſt unveränderten Namen erhalten haben, gehört Lud (Lydda, in röm. Zeit Diospolis), Dſchimzo (Gimſo), Beit-Dedſchan (Bet-Dagon), Kefer-Saba (Kafarſaba oder Antipatris).

Saroniſcher Meerbuſen, jetzt Golfo di Egina, heißt derjenige Meerbuſen, der ſich zwiſchen den Südenden von Attika und Argolis öffnet und von den Vorgebirgen Sunion und Skyllâon bis zur Korinthiſchen Landenge ausdehnt. Der öſtl. Theil deſſelben wurde zum Myrtoiſchen Meere gerechnet.

Sáros (ſpr. Schároſch), Comitat im dieſſeitigen Theißkreiſe Ungarns, zählt auf 3790,55 QKilom. 175,292 E. (ohne Militär, 31. Dec. 1869). Längs der nördl. Grenze ſtreichen die Karpaten hin, welche ſich unter dem Namen der Beszkeder Bergreihe bis in das Comitat Marmaros erſtrecken und mit ihren Zweigen das ganze Land bedecken. Sie ſind ſämmtlich ſtark bewaldet, meiſt mit Fichten und Tannen, und enthalten vortreffliche Weiden. Die Hauptflüſſe ſind die Tarcza nebſt der Topla, welche beide ſehr reizende und angenehme Thäler durchſtrömen. Das Klima iſt wegen der Karpaten meiſt rauh und kalt, aber geſund, doch im ſüdl. Theile mehr gemäßigt. Auf den Bergen gedeiht nur der Hafer; die Thäler ſind dagegen fruchtbar und erzeugen alle Getreidearten. Mit beſonderm Vortheile baut man Flachs, Hanf, Buchweizen und Obſt. Die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Antimonerz, Marmor in verſchiedenen Farben, Porzellanerde, Polirſchiefer, Schwefelkies. Der Berg Libanka bei dem Dorfe Czervenioza oder Börös Bágás iſt ſeit Jahrhunderten wegen ſeiner Opalgruben berühmt. Das Gebiet um Soóvár oder Salzburg, einen Marktflecken 2 Kilom. von Eperies, mit 2000 E. und einer bedeutenden Salzſiederei, heißt wegen ſeines Salzreichthums das Soóvárer Salzkammergut. Ueberaus zahlreich ſind auch die Heilquellen und Geſundbrunnen, unter denen die Bäder von Bartfeld (ſ. d.), der eiſenhaltige, zum Baden und Trinken benutzte Sauerbrunnen von Klein-Sáros (Kis Sáros), einem Dorfe, 2 Kilom. von Eperies, die zwei ſalzhaltigen Geſundbrunnen des neu angelegten Badeortes Ungariſch-Iſchl (Magyar Ischla), unweit Alt-Sebes, und die eiſen- und ſchwefelhaltigen Quellen des beſuchten Badeortes Szinye-Lipócz im Siroker Thale die namhafteſten ſind. Die Einwohner des Comitats ſind vorherrſchend Slowaken und Ruthenen, lat.-kath. und griech.-kath. Confeſſion (16,500 Lutheraner). Blos in den drei königl. Freiſtädten Eperies, Bartfeld und Zeben gibt es Deutſche; auch iſt die Zahl der Juden nicht gering (über 20,000). Die fleißige Bevölkerung beſchäftigt ſich mit Ackerbau, Vieh-, beſonders Bienenzucht, ſowie mit Leinweberei, mit deren Erzeugniſſen (bekannt unter dem Namen Eperieſer Leinwand) ſie durch ganz Ungarn einen lebhaften Verkehr treibt; ferner mit Tuch-, Flanell- und Teppichweberei, Töpferei, Eiſenbergbau u. ſ. w. Im Sirokaer Bezirke liegt der Marktflecken Groß-Sáros (Nágy Sáros), am Tarczaflſſe und der Eperies-Tarnower Eiſenbahn, mit 2775 E., einem gräfl. Szirmay'ſchen Schloſſe und einer Hauptſchule. Auf einem nahen Berge liegen die Trümmer des Schloſſes Sáros, das einſt Rákoczy's Beſitzthum war und von welchem das Comitat den Namen führte. Die Hauptſtadt des Comitats iſt Eperies (ſ. d.).

Sarothamnus, eine zur 17. Klaſſe, 2. Ordnung, des Linné'ſchen Syſtems und zur Familie der Schmetterlingsblütler gehörende Pflanzengattung, deren zu Linné's Zeit bekannte Arten von dieſem Forſcher zur Gattung Spartium gerechnet wurden. Es ſind niedrige Sträucher mit ruthenförmigen, büſchelig gruppirten, kantigen und geſtreiften Zweigen, geſtielten, meiſt dreizähligen (kleeblattartigen) Blättern und achſelſtändigen, kurz geſtielten, lange beblätterte Trauben bildenden Blüten, welche einen trockenhäutigen, zweilippigen Kelch, eine ſehr große Fahne, ein hängendes Schiffchen, vorragende, herabgebogene Staubgefäße und einen ſpiralig zuſammengerollten Griffel beſitzen. Die Frucht iſt eine längliche, ſtark zuſammengedrückte, vielſamige Hülſe. Die meiſten Arten dieſer Gattung gehören dem Südweſten Europas an; in Deutſchland kommt nur eine Art vor, und zwar der ſog. Beſenpfriemen oder kurzweg Pfriemen, auch Beſenginſter, Weiberzank, Haſen- und Rehheide (S. scoparius Wimm., Spartium scoparium L.), ein 60—180 Ctmt. hoch werdender Strauch, welcher an dürren, ſonnigen Orten, beſonders auf Sandboden (z. B. in ſandigen Kiefernheiden) häufig wächſt

und in manchen Gegenden (z. B. in Westfalen, Hannover) große Strecken Land in dichtem Bestande überzieht und fast unausrottbar ist. Er zeichnet sich durch grüne, kahle Zweige aus, welche häufig zu Besen verwendet werden, sowie durch große goldgelbe Blumen und schwarze, an den Rändern weißzottig behaarte Hülsen. Wegen seiner schönen Blumen wird der Pfriemen bisweilen auch zur Zierde angepflanzt. Hasen und Rehe äsen die krautigen Zweige im Winter begierig und verstecken sich gern in Pfriemengebüschen, weshalb in Ländern, wo die Jagd noch eine große Rolle spielt, wie z. B. in Böhmen, dieser Strauch angepflanzt und zu sog. Remisen für das Wild benutzt wird. Die Zweige enthalten grobe Fasern, welche zu Stricken und groben Geweben benutzt werden können, die Rinde ist ziemlich reich an Gerbstoff. Die Blütenknospen, in Essig eingelegt, können als Surrogat für Kapern dienen.

Sarpi (Paolo), als Ordensbruder **Fra Paolo** genannt (auch **Paulus Venetus** und **Paulus Servita**), einer der vorzüglichsten histor. Schriftsteller Italiens, geb. zu Venedig 14. Aug. 1552, erwarb sich bei seinen seltenen Talenten bedeutende Kenntnisse, trat im 14. Jahre in den Orden der Serviten, kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, bereits im 26. Jahre Provinzial seines Ordens und nachher Generalprocurator in Rom. Doch aus Neid wurde er bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt und dadurch an seiner weitern Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem Streite mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Consulenten wählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig und vertheidigte sein Vaterland mit viel Klugheit und Erfolg, weshalb er 1607 von Banditen angefallen wurde, deren Dolchstiche ihn an den Rand des Grabes brachten. S. genas, und die Mönche versuchten es noch einmal, ihn nachts in seinem Schlafzimmer umzubringen. Doch ward dieses Vorhaben zufällig entdeckt und durch aufgefundene Briefschaften außer Zweifel gesetzt. Immer erneuerte Angriffe auf sein Leben und die Warnungen des Generals Bellarmin bewogen ihn endlich, eingezogen in seinem Kloster zu leben, wo er 15. Jan. 1623 starb. S. unterschied die Partei des röm. Papstthums von der kath. Kirche, erklärte freimüthig sich gegen die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthändel, gegen die Unfehlbarkeit der Päpste, gegen den blinden Glauben und Jesuitismus u. s. w., während er zugleich die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Gewalt gründlich zu entwickeln suchte. Sein Hauptwerk, die «Istoria del concilio tridentino», kam zuerst (Lond. 1619) unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Polano heraus, wurde dann sehr oft neu aufgelegt (neueste Ausg., 4 Bde., Flor. 1858 und Prato 1871), von Rambach (6 Bde., Halle 1761—65) sowie von Winterer (4 Bde., Mergenth. 1839—41) ins Deutsche übersetzt, am besten aber französisch von Lecouraver (Lond. u. Amsterd. 1736) herausgegeben. Eine Gegenschrift ist Sforza Pallavicino's «Istoria del concilio di Trento» (2 Bde., Rom 1656—57; lat. von Giattini, 3 Bde., Antw. 1770; deutsch von Klitsche, 8 Bde., Augsb. 1834—36). Unter S.'s übrigen Werken sind seine Briefe vorzüglich lehrreich und anziehend (beste Ausg. von Polidori, 2 Bde., Flor. 1863). Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig (6 Bde.); dann erschienen sie zu Verona, angeblich in Helmstedt (8 Bde., 1761 fg.) und später in Neapel (24 Bde., 1790). Vgl. Delbrück, «Gedächtnißrede auf Paolo S.» (Berl. 1803); Bianchi-Giovini, «Biografia di Fra Paolo S.» (2 Bde., Zür. 1836; franz., 2 Bde., Brüss. 1863); Münch, «Fra Paolo S.» (Karlsr. 1838); Campbell, «La vita di Fra Paolo S.» (Turin 1875).

Sarre, der franz. Name des Flusses Saar (s. d.); ebenso **Sarrebourg** für Saarburg (s. d.), **Sarreguemines** für Saargemünd (s. d.), **Sarre-Union** für Saar-Union (s. d.).

Sars (Michael), berühmter norweg. Naturforscher, geb. 30. Aug. 1805 in Bergen, studirte seit 1823 Theologie, wurde 1830 Pastor in Kinn, 1839 in Manger an der norweg. Küste in der Nähe von Bergen. Im J. 1854 wurde er außerord. Professor der Zoologie an der Universität zu Christiania. Er starb 22. Oct. 1869. S. erwarb sich seinen wissenschaftlichen Ruhm hauptsächlich durch seine Arbeiten über die niedrigern Seethiere. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Bidrag til Söbyrenes Naturhistorie» (Bergen 1829), «Beskrivelser og Sagttagelser over nogle mærkelige eller nye i Havet ved den Bergenske Kyst levende Dyr» (Bergen 1835), «Fauna littoralis Norvegiae» (Christiania 1846 u. Bergen 1856), «Om de i Norge forekommende fossile Dyrelevninger fra Ovartärperioden» (Christiania 1865), «Bidrag til Kundskab om Christianiafjordens Fauna» (Christiania 1868).

Sarsenet (franz.) nennt man gefärbten, meist zu Unterfutter in Kleidern angewendeten Kattun, welcher ziemlich dicht gewebt und geglänzt, manchmal auch durch gravirte Walzen dergestalt gepreßt ist, daß er ein geköpertes oder kleingemustertes Gewebe nachahmt.

Sarthe, ein Fluß im nordwestl. Frankreich, entsteht im Depart. Orne in 300 Mt. Höhe auf den Perche-Hügeln beim Dorfe Somme-Sarthe, umweit der berühmten Abtei Latrappe, wendet sich mit vielen Biegungen und Krümmungen im ganzen gegen Südwesten über Alençon, Le-Mans und Sablé, nimmt unter andern Zuflüssen links die Huisne (192 Kilom. lang) und den Loir auf, vereinigt sich umweit Angers mit der Mayenne und bildet mit dieser die Maine, die nach kurzem Laufe in die Loire mündet. Sie ist 286 Kilom. lang und von Le-Mans abwärts 132 Kilom. weit schiffbar. — Das Departement S., aus dem östl. oder obern Theile der ehemaligen Provinz Maine und einem kleinen Theile von Anjou gebildet und von den Departements Orne, Eure-Loir, Loir-Cher, Indre-Loire, Maine-Loire und Mayenne umgrenzt, zählt auf 6206,68 QKilom. 446,239 E. (1876, gegen 446,603 im J. 1872 Abnahme 0,08 Proc.), zerfällt in die vier Arrondissements Le-Mans, St.-Calais, La-Flèche, Mamers, mit 33 Cantonen und 386 Gemeinden, und hat zur Hauptstadt Le Mans (s. d.). Die Oberfläche zeigt sich, wenige Hügel abgerechnet, eben. Der Boden, durch die hier schiffbaren Flüsse S. und Loir nebst ihren Nebenflüßchen reichlich bewässert, ist fett und fruchtbar, außer im südöstl. Theile, welcher sandig und mit Heiden und Nadelholz bedeckt ist. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Man baut Weizen, Mais, Hafer, Buchweizen, Hanf, Flachs, besonders auch Klee, dessen Samen einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bildet. Von Wichtigkeit ist auch der Gartenbau und die Obstzucht; der Wein ist von mittelmäßiger Qualität, Aepfel- und Birnwein ein gewöhnliches Getränk. Vortreffliche Weiden unterstützen die Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht. Auch zieht man Bienen und viel Geflügel. Namentlich versorgen Le-Mans und La-Flèche die Märkte von Paris mit gemästeten Hühnern. Das Mineralreich liefert unter anderm Eisen, auch Steinkohlen, Marmor, Thon, Mühl- und Bausteine. Außer der Landwirthschaft und dem Bergbau und Eisenhüttenbetrieb unterhalten die Einwohner Fabriken für Segeltuch, Decken, Schnupftücher, Eisenwaaren, Fayence, Handschuhe, Wachslichter, ferner Leinwand- und Wachsbleichen, Gerbereien, Glashütten, Papiermühlen und treiben mit deren Erzeugnissen, sowie mit Kleesamen, getrocknetem Obst, Melonen u. s. w. lebhaften Handel.

Sarti (Giuseppe), ital. Componist, geb. zu Faenza 28. Dec. 1729, erhielt als Chorknabe an der Kathedrale seiner Vaterstadt die erste Musikbildung und kam dann nach Bologna, wo er beim Pater Martini den Contrapunkt studirte. Im Alter von 22 J. schrieb er seine erste Oper: «Pompeo in Armenia», die in Faenza viel Glück machte und ihm verschiedene Aufträge einbrachte. Als Hofkapellmeister nach Kopenhagen berufen, verweilte er daselbst neun Jahre. Nach seiner Rückkehr nach Italien brachte er 1765—69 auf verschiedenen Bühnen Opern zur Aufführung, doch ohne großen Erfolg. Nach kurzem Aufenthalt in London kehrte er 1770 wieder nach Italien zurück, wo er (als Sacchini's Nachfolger) Director des Conservatoriums dell' Ospedaletto wurde. In dieser Stellung verfaßte er bis 1779 eine ganze Reihe von Opern («Cleomene», «La clemenza di Tito», «La Contadina fedele», «I finti Eredi», «Le gelosie villane», «Farnace», «L'Avaro», «Ifigenia in Aulide», «Epponima», «Il militaro bizarro», «Gli amanti consolati»), von denen die meisten günstig aufgenommen wurden. Er erhielt 1779 die Kapellmeisterstelle am Dome zu Mailand, die er bis 1784 versah, wo er ebenfalls hauptsächlich der Operncomposition oblag, die ihm einen bedeutenden Ruf verschaffte, sodaß er 1784 als kaiserl. Kapellmeister nach Petersburg berufen wurde, wo ihn anfangs Katharina II. mit großer Auszeichnung behandelte, er aber infolge von Intriguen sein Amt verlor. Doch blieb ihm die Freundschaft des Fürsten Potemkin, auf dessen Gütern in der Ukraine er bis 1793 lebte. S. kehrte hierauf nach Petersburg zurück und gewann hier die Gunst der Kaiserin wieder, die ihm den Kapellmeisterposten aufs neue verlieh und ihn überdies reichlich entschädigte. Auf Katharina's Befehl richtete er nun in Jekaterinoslaw ein Musikconservatorium ein, für dessen Leistungen er 1795 in den russ. Adelsstand erhoben wurde. Von Alter und den Einwirkungen des russ. Klimas geschwächt, trat er eine Reise zur Erholung nach Italien an, auf welcher er 28. Juli 1802 zu Berlin starb. Er hatte in Rußland noch mehrere Opern (z. B. «Rinaldo et Armida» und eine in russ. Sprache «Der Ruhm des Nordens»), ein Tedeum und einige andere kirchliche und weltliche Gelegenheitsstücke componirt. Als Componist besaß er die Gabe reicher Erfindung und wußte wirksam für die Scene zu setzen.

Sarto (Andrea del), einer der berühmtesten Maler der florent. Schule, geb. zu Florenz 1488. Sein Vater hieß Agnolo del Sarto; der angebliche Familiennname Vannucchi kommt erst bei spätern Schriftstellern vor. Anfangs bei einem Goldschmied in der Lehre, wurde er dann Schüler des Piero di Cosimo, eines Zeitgenossen und in frühern Jahren Nebenbuhlers da Vinci's; vorzugsweise aber bildete er sich nach Masaccio's Werken in Carmine, nach Do-

menico Ghirlandajo und nach da Vinci's und Buonarroti's berühmten Cartons im Regierungspalast. Diese Vorbilder führten ihn auf die Frescomalerei hin, in der er sich besonders auszeichnete. Im J. 1509 begann er die Darstellungen aus dem Leben des heil. Filippo Benizzi im Vorhofe der Annunziata zu Florenz, die er 1514 mit dem Bilde der Geburt der Madonna (gestochen von A. Perfetti) beendigte. In ihnen zeigt sich seine Eigenthümlichkeit am schönsten. Bei schlichter Würde der Composition und hoher Reinheit der Form ist die liebenswürdigste Anmuth und Heiterkeit, auch durch das frische Colorit gehoben, über das Ganze ausgegossen. Den Cyklus von Fresken aus dem Leben Johannes des Täufers, im Hofe der Compagnia dello Scalzo in Chiaroscuro ausgeführt, begann er 1514 und vollendete ihn erst 12 Jahre später. Die schönsten Werke seiner mittlern Epoche sind die Madonna di San-Francesco (1517) in der Tribune der florent. Galerie (gestochen von J. Felsing) und die streitenden Gottesgelehrten im Palast Pitti. Im J. 1518 zog ihn Franz I. nach Paris, wo er unter andern die Charitas im Louvre malte. Durch seine Frau, deren Bildniß häufig in seinen Werken vorkommt, verleitet, verließ er Frankreich wieder und lebte nachher in seiner Vaterstadt in nicht glänzenden Umständen. Sein vornehmster Gönner war Ottaviano de' Medici, der Geschäftsführer Papst Clemens' VII. Aus dem J. 1524 ist die Pietà im Palast Pitti (gestochen von P. Bettelini), von 1525 sein berühmtestes Wandgemälde, die Madonna del Sacco in der Annunziata (gestochen von R. Morghen); von 1528 die Madonna mit Heiligen im berliner Museum; von 1529 das Opfer Abraham's in Dresden. Sein umfangreiches Fresco, Christi Abendmahl, in der vormaligen Abtei San-Salvi bei Florenz, wirkte so mächtig auf die vor der Belagerung der Stadt 1529 das Kloster zerstörenden Kriegsleute, daß sie das Gebäude verschonten. Seine Copie nach Rafael's Papst Leo X. zu Neapel gilt daselbst für Original. Er starb zu Florenz im Jan. 1531. S.'s vornehmste Eigenschaften sind große Wahrheit, Naturtreue, richtige Zeichnung, einfach klare Gruppirung, angenehmes und harmonisches, theilweise kräftiges Colorit. Sein bester Schüler war Jacopo da Pontormo. Vgl. Reumont, «Andrea del S.» (Lpz. 1835).

Sartorius (Georg), Freiherr von Waltershausen, deutscher Geschichtschreiber, Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Predigers Johann Georg S. zu Kassel, geb. daselbst 25. Aug. 1765, studirte seit 1783 zu Göttingen Theologie, bis er sich ganz den histor. Studien widmete. Er wurde 1794 Custos bei der Bibliothek zu Göttingen und trat schon seit 1792 daselbst mit großem Beifall als Privatdocent auf. Im J. 1797 wurde er außerord., 1802 ord. Professor der Philosophie und 1814 Professor der Politik. Als akademischer Lehrer erwarb er sich das Verdienst, die Staatswissenschaften und besonders die Nationalökonomie in dem Kreise der Universitätsstudien heimisch zu machen. In den J. 1803 und 1812 unternahm er Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien. Der Herzog von Weimar gab ihm 1814 den Auftrag, den Congreß zu Wien zu besuchen, wo er aber nur bis Anfang 1815 blieb, weil er zum Mitglied der Ständeversammlung nach Hannover berufen wurde. Bei den Verhandlungen des Landtags war er besonders in den Berathungen über die neue Steuerverfassung sehr thätig; doch trat er 1817 wieder aus der Zahl der Landstände und widmete sich ausschließend der akademischen Thätigkeit. Der König von Baiern erhob ihn 1827 in Anerkennung seiner literarischen Verdienste und wegen des Besitzes des Rittergutes Waltershausen in Baiern in den Adelstand. Er starb 24. Aug. 1828. Als histor. Schriftsteller trat er zuerst mit seiner «Geschichte des deutschen Bauernkriegs» (Berl. 1795) auf. Sein bedeutendstes histor. Werk ist die «Geschichte des hanseatischen Bundes» (3 Bde., Gött. 1802—8), der sich die «Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa bis zum 13. Jahrh.» (herausg. von Lappenberg, 2 Bde., Hamb. 1830) anschloß. Sein «Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien» (franz., Par. 1811; deutsch, Hamb. 1811) wurde von dem Französischen Institut mit dem Preise gekrönt. Von Spittler's «Entwurf der Geschichte der europ. Staaten» besorgte er eine zweite (1807) und eine dritte Ausgabe (1823). Seinem «Handbuch der Staatswirthschaft» (Berl. 1796) ließ er die Schrift «Von den Elementen des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft nach Adam Smith» (Gött. 1806) und die «Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft betreffend» (Bd. 1, Gött. 1806) folgen, die dazu beitrugen, Adam Smith's polit. Grundsätze in Deutschland bekannter zu machen.

Sartorius von Waltershausen (Wolfgang), verdienter Geolog, Sohn des Vorigen, geb. 17. Dec. 1809 zu Göttingen, widmete sich den Naturwissenschaften und beschäftigte sich auf verschiedenen wissenschaftlichen Reisen, die er in der Zeit 1834—46 unternahm, vorzugsweise mit physisch-geogr., geolog. und mineralog. Untersuchungen. Behufs der Erforschung

des Aetna lebte er bis 1843 fast ununterbrochen in Sicilien. Im J. 1845 unternahm er für dieselben Zwecke eine Reise nach Irland und Schottland und 1846 eine solche nach Island und Norwegen. Nach seiner Rückkehr lebte er zu Göttingen, wo er als Professor der Geologie und Director der mineralog.-paläontologischen Sammlungen der Universität fungirte. S. starb daselbst 16. Oct. 1876. Von S.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind die wichtigsten: «Die submarinen vulkanischen Ausbrüche in Val di Noto» (Gött. 1846); «Physisch-geogr. Skizze von Island» (Gött. 1847); «Die vulkanischen Gesteine von Sicilien und Island» (Gött. 1853); «Geolog. Atlas von Island» (Gött. 1853). Sein Hauptwerk ist der «Atlas des Aetna» (Weim. 1848 fg.), in welchem sehr detaillirte geognost. und topogr. Karten, Ansichten und Profile enthalten sind. Später hat S. der genauern Erforschung der sog. Eiszeit seine Aufmerksamkeit zugewandt und in einer von der holländ. Gesellschaft der Wissenschaft gekrönten Preisschrift, den «Untersuchungen über die Klimate der Gegenwart und der Vorwelt» (Harl. 1865), eine neue Behandlung dieser Aufgabe versucht. Mit Zugrundelegung der Wärmetheorie zeigt er, daß jene merkwürdigen Erscheinungen, welche man durch Annahme einer Eiszeit zu erklären glaubte, vornehmlich durch eine seit der Diluvialzeit stattgefundene veränderte Reliefform der Erdoberfläche hervorgebracht werden. S. war mit Gauß nahe befreundet und verfaßte nach dem Tode desselben auch seine Biographie (Gött. 1856).

Sassafras oder Sassafrasholz (Lignum Sassafras), auch Fenchelholz genannt, und Sassafrasrinde (Cortex S.) ist das Holz und die Rinde des in den südl. Staaten von Nordamerika einheimischen gebräuchlichen Sassafrasbaums (S. officinale Nees), welcher zur Familie der Lorbergewächse gehört, 7—18 Mt. hoch wird und einjährige, länglich-eiförmige, bald ganze, bald gelappte Blätter, grünlichgelbe zweihäusige Blüten und dunkelblaue Beeren trägt, welche einem fleischig-verdickten Stiele aufsitzen. Das in den Handel kommende Sassafrasholz, welches von der Wurzel genommen wird, ist weich, leicht, grobfaserig, schmutzig-weiß und röthlich-braun, riecht stark und angenehm fenchelartig und schmeckt aromatisch, etwas scharf und süßlich. Das Holz des Wurzelstocks ist weit kräftiger als das des Stammes. Die Rinde ist dick, schwammig, runzelig, graulich-braunroth, innen rostbraun, brüchig und von stärkerm Geruch und Geschmacke als das Holz. Wegen des vorwaltenden ätherischen Oels (Oleum S.) wirkt das Sassafrasholz stark reizend, zugleich aber auch stärkend und auf das ganze Gefäßsystem und die Thätigkeit der Nieren und der Haut anregend.

Sassaniden heißen die Nachkommen Sassan's, Vaters des Königs von Persien Ardeschir-Babegan, der, von den Griechen Artaxerxes genannt, 226 den letzten Partherkönig, den Arsaciden Artaban, besiegte und dem Partherreiche nach 480jähriger Dauer ein Ende machte. Die Dynastie der S., die größte, die Persien (s. d.) je besessen hat, stellte den Namen Persiens wie die Ormuzdreligion wieder her und bot während 400 Jahren den Römern und Byzantinern Trotz, bis die Araber unter dem Khalifen Omar demselben ebenfalls ein Ende machten. Einige dieser Könige, wie die Sapor, Behram, Chosrev Anuschirvan, Chosrev Parviz, Jezdegird, leben noch heute im Munde des pers. Volks, dessen Nationalität sie namentlich vertreten. Die S. haben zahlreiche Bauwerke und Inschriften hinterlassen; die von ihnen herstammenden höchst zahlreichen Münzen sind das sicherste Mittel zur Feststellung mancher streitigen histor. Fragen; sie machten sich um die Literatur verdient, aber leider ist diese ganze in Pehlewisprache geschriebene Literatur zum größten Theil durch die Moslemen vernichtet worden.

Sassaparille oder Sarsaparille heißt ein harn- und schweißtreibendes Arzneimittel, welches aus dem Wurzelstocke und den langen Wurzelfasern mehrerer Arten der Stechwinde (Smilax L.) besteht. Die genannte Pflanzengattung ist der Typus einer monokotylen Familie der Smilaceen, welche andere als eine Abtheilung der Liliengewächse betrachten. Die durch das Gebiet des Mittelmeers und die Tropengegenden zerstreuten Arten der Gattung Smilax sind Schlingpflanzen mit ausdauernden holzigen Wurzelstöcken, stacheligen Stengeln, immergrünen herz-eiförmigen oder pfeilförmigen, am Rande und dem Stiele oft auch stacheligen Blättern und zweihäusigen Blüten, welche am Ende der Zweige in rispig angeordnete Trugdolden gestellt erscheinen. Die Blüten besitzen ein doppeltes Perigon, die männlichen sechs Staubgefäße, die weiblichen einen mit drei dicken Narben gekrönten Fruchtknoten, aus dem eine wenigsamige Beere entsteht. Die in den Handel kommenden S. (von den span. Wörtern: sarsa, stacheliges Gewächs, und parilla, kleine Weinrebe) zeigen an ihren Wurzelstöcken meist noch die untersten Theile der stacheligen Stengel. Die Wurzelfasern sind geruchlos, schmecken fade, schleimig, dann bitterlich und etwas scharf und zeigen auf dem Querschnitte eine mehr oder minder dicke mehlartige Rindenschicht, einen von einer deutlichen Kernscheide (innere Rindenschicht) umgebenen

Gefäßbündelkreis und das Mark. Das Zellgewebe des Marks und der innern Rindenschicht ist im noch nicht zu altem Zustande weiß, der Gefäßbündelkreis gelb und die Kernscheide nebst der äußern Rindenschicht goldgelb bis dunkelrothgelb oder braun. Die Sassaparillwurzel wird in Mexico, Centralamerika, Venezuela, Ecuador und in Brasilien gesammelt und erhält im Handel gewöhnlich von den ersten Stapelplätzen, von denen sie verladen wird, besondere Namen. Die drei Hauptsorten, welche wieder in mehrere Untersorten zerfallen, sind die mexicanische, centralamerikanische und südamerikanische. Die mexic. Sorten, welche von der medicinischen Stechwinde (Smilax medica Schlecht.) abstammen, machen gewöhnlich die schmutzigste, schlechteste und daher billigste Sorte aus. Weit besser und wirksamer sind die centralamerikanischen, welche sich durch bessere Verpackung, hellere Färbung und bedeutende Größe der Wurzelfasern (denn diese sind oft 1,2 bis 2 Mt. und darüber lang) unterscheiden. Die südamerik. Sorten stammen fast durchweg von der antisyphilitischen Stechwinde (S. syphilitica Humb. Bonpl.), der gebräuchlichen Stechwinde (S. officinalis Kth.) und der herzeirunden Stechwinde (S. cordato-ovata Pers.) ab. Die beste Sorte ist die Honduras-sassaparille. Die S., welche bereits über 300 Jahre in Europa bekannt ist, wird noch immer als eins der kräftigsten schweiß- und harntreibenden und alle übrigen Secretionen anregenden Mittel gerühmt und vorzüglich gegen syphilitische Krankheitsformen, seltener bei andern kachektischen, gichtischen, rheumatischen und Ausschlagskrankheiten angewendet. Sie behauptet unter allen vegetabilischen Mitteln gegen Syphilis den Vorrang und bildet daher auch den Hauptbestandtheil des Zittmann'schen und Pollin'schen Decocts sowie zweier in Frankreich allgemein gebräuchlicher Präparate, des Syrop de cuisinier und des Roob de Laffecteur. Unter der italienischen S. wird die Wurzel der in den Ländern des Mittelmeers heimischen gemeinen Stechwinde (S. aspera L.) verstanden, welche in Italien und Spanien die Stelle der amerikanischen S. vertritt. Neuerdings ist auch der Wurzelstock der australischen S. glycyphylla R. Br., deren Blätter zu Thee (Sweet tea der Engländer) verwendet werden, mit in den Handel gekommen. Die deutsche S. besteht aus den Wurzelausläufern mehrerer Arten von Carex (s. d.). Die langen Wurzelsprossen der in Nordamerika einheimischen nackstengeligen Aralie (Aralia nudicaulis L.) kommen zuweilen als graue S. in den Handel.

Sassari, ehemals Thathari genannt, die nördl. Provinz der zum Königreich Italien gehörigen Insel Sardinien, besteht aus Gebirgen und Ebenen und umfaßt mit den anliegenden Eilanden (Asinara im Nordwesten, Madalena, Caprera, Mortorio, Tavolara u. a. im Nordosten) ein Areal von 10,726,6 QKilom. mit (Ende 1876) 252,935 E. Die Provinz zerfällt in die fünf Districte: Sassari, Alghero, Nuoro, Ozieri und Tempio-Pausania, zusammen mit 33 Mandamenti und 110 Communi. — Die Hauptstadt S., 7,4 Kilom. südöstlich vom Hafen Torrès der Bai von Asinara, in einer wasser-, wein-, oliven- und obstreichen, durch Kunst noch verschönerten Gegend am Abhange zwischen Olivenwäldern auf der rechten Seite des Thals von Rosello gelegen, ist Sitz eines Erzbischofs und der Provinzialbehörden und zählt (1876) 33,711 E. Sie ist schlecht gebaut und hat nur eine lange Hauptstraße, aber mehrere schöne und interessante goth. Gebäude, ein malerisches, durch hohe Mauern und viereckige Thürme befestigtes Schloß von 1330, mit einem Glockenthurm, eine Kathedrale mit einer modernen Façade, 23 andere Kirchen, einen erzbischöfl. Palast, eine 1620 gestiftete, 1763 erneuerte, aber heruntergekommene Universität, ein Collegium (früher des Jesuitenordens), ein geistliches Seminar und andere Lehranstalten, eine Kaserne, früher Inquisitionspalast und ein Hospital. Unter den Palästen sind die schönsten der Palast Ballambrosa des Herzogs von Asinara, des größten Grundeigenthümers der Insel und der des Herzogs von Carnamanua. Bemerkenswerth sind auch das neue Theater, der große Marmorbrunnen Rosello, die schönen Gärten und Promenaden. Die Einwohner treiben Handel mit Getreide, Käse, Schaf- und Ziegenfellen, besonders aber mit Oel, das aus den großen Olivenpflanzungen der Umgegend gewonnen wird. Pferderennen sind das Hauptvolksvergnügen. Eisenbahnen verbinden S. mit Ozieri und Porto-Torrès (die röm. Colonie Turris Libyssonis), einem belebten Hafenorte mit 2698 E., schöner Kirche und röm. Ruine von einem Fortunentempel, Mosaiken, Granitsäulen. Porto-Torrès ist eine Station der ital. Dampferlinien zwischen Livorno, Genua und Bastia.

Sassenage, Flecken im franz. Departement Isère, am Furon, 6 Kilom. westlich von Grenoble, hat ein Schloß und zählt (1872) 1154 E., welche Tuch fabriciren und ausgezeichnete Käse bereiten. In der Nähe ist die Grotte von S., eine 12 Mt. hohe und 62 Mt. breite Vorhöhle, von der mehrere Höhlengänge ausgehen; aus der bedeutendsten derselben kommt der Garme, ein Nebenfluß des Furon, der in der Höhle einen schönen Wasserfall bildet.

Sassisch (d. i. sächsisch), ein Ausdruck, den als Benennung der niederdeutschen oder strenger der niedersächs. Sprache Wolke und K. Scheller im ersten Viertel des 19. Jahrh. erfolglos in Aufnahme zu bringen suchten.

Saßnitz, Dorf auf der Insel Rügen, an der Ostküste des Prorer Wiek, an der Südseite des uralten Buchenwaldes Stubnitz auf der Halbinsel Jasmund, mit den besuchtesten Seebädern der Insel (jährlich 2000 Fremde) in reizender Gegend. S. steht während der Sommermonate in Dampfschiffverbindung mit Stettin und Swinemünde.

Sassoferrato, mit seinem wirklichen Namen Giambattista Salvi, ital. Historienmaler, geb. zu Sassoferrato 11. Juli 1605, lernte die Elemente der Malerei bei seinem Vater Tarquinio Salvi. Später bildete er sich in Rom unter Domenichino, Guido und Albani. Dabei zeichnet er sich durch eine milde Schönheit und Sorgfalt aus, wobei ihm besonders Rafael zum Muster gedient zu haben scheint, welches Vorbild bei ihm übrigens durch geleckte und selbst affectirte Behandlung häufig sehr verdunkelt erscheint. Bisweilen benutzte er ausdrücklich Rafael'sche Motive. Er malte besonders Madonnen mit dem Kinde, letzteres schlafend, indem die Mutter es mit dem Schleier bedeckt oder den Schleier sorglich aufhebt. Seine Köpfe sind sehr lieblich und ausdrucksvoll und in der Draperie des blauen Gewandes zeigt er große Kunstfertigkeit. Sein größtes Werk ist ein Altarblatt in der Kirche zu Montefiascone, den Tod des heil. Joseph vorstellend. Das berliner Museum ist reich an Werken S.'s. Er starb zu Rom 8. Aug. 1685. Von seiner Mater dolorosa hat Folo einen schönen Stich geliefert.

Sassolin, Mineral, natürliche Borsäure, s. Borax.

Satan (d. i. Feind, Widersacher), die hebr. Bezeichnung für Teufel (s. d.).

Satelliten (Monde oder Trabanten), s. Nebenplaneten.

Saterland, ein rings von Hochmooren umgebener Distrikt im oldenburg. Kreise Kloppenburg, der etwa 20 Kilom. lang und 8 Kilom. breit ist und 3400 E. zählt, welche in den vier Kirchspielen Strucklingen, Ramsloh, Scharrel und Neuscharrel wohnen. Der Boden des Landes, durchaus eben, besteht zum größern Theile aus Moor, zum kleinern aus sandiger Geest. Durchflossen wird das S. von der Marka oder Saterems und der Ohe, welche häufig das ganze Land unter Wasser setzen. Die fleißigen, industriösen Bewohner, welche theils durch eigenthümliche Sitten und Gebräuche, theils durch besondern Dialekt eine ethnogr. Insel ausmachen, beschäftigen sich mit Landwirthschaft, Viehzucht und Torfgräberei. Noch unentschieden ist, ob sie friesischer oder sächs. Abstammung sind, wenngleich die Ansicht der Forscher sich mehr ersterer Annahme zuwendet. In alten Urkunden heißt das S. Sigilterland; bis 1400 gehörte es den Tecklenburgern, die es an die Bischöfe von Münster abtraten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es protestantisch; doch gelang es nach dem Westfälischen Frieden den Jesuiten, die Bevölkerung wieder katholisch zu machen, was sie geblieben ist. S. kam 1803 an Oldenburg; die letzten Reste alter Freiheiten gingen unter den Franzosen verloren, unter deren Regiment 1811 die erste Straße ins S. gebaut wurde, das bis dahin nur Wasserwege kannte.

Satiniren (vom franz. Satin, Atlas) nennt man ein Glättverfahren, durch welches dem Papier in Papierfabriken und Buchdruckereien, in letztern meist nach dem Feuchten, ein sanfter, atlasartiger Glanz gegeben wird. Man läßt das Papier entweder mit polirten Zinkblechen geschichtet zwischen zwei eiserne verstellbare Walzen einer Satinirmaschine oder auf Satinirschnellpressen, in Papierfabriken Kalander genannt, direct zwischen eine polirte Hartgußwalze und eine Walze aus gepreßtem Papierstoffe hindurchgehen; Walzwerke mit je zwei solchen Walzen heißen Doppel-Satinirschnellpressen. Das S. mit Wasserfarben gefärbter Papiere und von Papiertapeten geschieht, indem der zum Grundanstrich dienenden Farbe geschlemmtes Talkpulver zugesetzt und der getrocknete Anstrich, oft unter Aufstreuen dieses Pulvers, gebürstet wird.

Satire, eine den Römern eigenthümliche, ursprünglich dramatische, später didaktische Dichtungsart, erhielt wegen der in ihrem Wesen liegenden Ungebundenheit und Buntheit der Darstellungsform und der Darstellungsstoffe ihren Namen von dem altlat. Worte satura (lanx), welches eigentlich eine mit allerlei Früchten angefüllte Schale bezeichnet und seit der classischen Periode der röm. Literatur in die weichere Form satira überging. Völlig zu unterscheiden ist die S. von dem griech. Satyrspiel (s. d.), welche Verwechselung zu der fälschlichen Schreibart »Satyre« Veranlassung gab, ebenso von den Schmähgedichten des Archilochus und den Sillen. Nachdem die römische S. bereits durch Ennius eine kunstmäßig dichterische Form erhalten hatte und durch Lucilius zur selbstständigen Gattung erhoben worden war, wurde sie im Verlauf der Zeit vorzüglich von Horatius (s. d.), Persius (s. d.) und Juvenalis (s. d.) weiter ausgebildet. Die Aufgabe der S. ist, den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideal, also die Nichtigkeit

der herrschenden Thorheiten und Laster der Zeit, besonders der gesellschaftlichen Zustände und Neigungen einzelner Stände, oft sogar der Irrungen und Verkehrtheiten der Staaten und der polit. Parteien in ihrer ganzen Blöße darzustellen und so auf deren Besserung und Veredelung einzuwirken. Man unterscheidet eine directe, strafende S. und eine indirecte lachende S. Die directe S. hält das Ideal offen an den gegeißelten Gegenstand und enthüllt mit bitterm, sittlichem Unwillen dessen Thorheit und Schlechtigkeit, die indirecte S. schiebt dem gegeißelten Gegenstand den Schein der Wahrheit unter und weiß ihn dann durch Witz und Laune zum Selbstbekenntniß des innern Widerspruchs und seiner Verkehrtheit zu zwingen; die directe S. verfällt nicht selten durch ihre scharfe Trennung zwischen Ideal und Wirklichkeit in das Prosaische, die indirecte erhält sich auf der Höhe heiterer Ironie (s. d.), oft sogar auf der Höhe des rein Komischen und Humoristischen. In Form und Einkleidung erlaubt die S. eine große Mannichfaltigkeit, indem der Brief, die eigentliche Erzählung, das Gespräch, die Komödie, das Lied, das Epos und die Fabel sich dazu eignen. Die S. fällt vorwiegend in Zeiten der Auflösung alter Zustände. Die späte Zeit Roms und das 16. Jahrh. waren ihre Blütenperioden. Doch neigt alle lehrhafte Reflexionspoesie naturgemäß auch zur S. Unter den Spaniern sind Cervantes, unter den Franzosen Rabelais, Boileau und Voltaire, unter den Engländern Swift, unter den Deutschen Ulrich Hutten und Fischart als größte Satiriker zu nennen; nur die Zahmheit der deutschen Zustände des 18. Jahrh. konnte Liscow und Rabener als Satiriker gelten lassen. Auch die bildende Kunst handhabt als Caricatur (s. d.) die S. Schon die mittelalterliche Kunst ist überaus reich an solchen satirischen Bildern. Die polit. Witzblätter der Gegenwart: «Punch», «Charivari», «Kladderadatsch», «Wespen» u. s. w., ziehen aus dieser Verbindung der dichterischen und bildlichen S. ihre hauptsächlichste Wirkung.

Satrapen (altpers. Khsathrapâvan) hießen im alten Persischen Reiche die mit großer Machtvollkommenheit ausgestatteten Statthalter der Provinzen, welche in der Zeit des Verfalls des Reichs fast wie unumschränkte Herren herrschten und das Volk auf die eigenmächtigste Weise drückten. — Satrapien hießen die Statthalterschaften, deren das Persische Reich in seiner Blütezeit unter den Achämeniden 20 zählte.

Sattel heißt der gepolsterte Sitz des Reiters. Derselbe ist im wesentlichen überall derselben Construction, unterscheidet sich dagegen je nach Ländersitte und Art des Reitthiers in sehr verschiedenartigen Formen. Das (hölzerne) Gerüst der meisten Sättel heißt Sattelbaum oder Gerippe; andere Theile sind der Sattelknopf, das Afterstück, die beiden Stege oder Trachten und der Grundsitz mit dem Sattelkissen. Die Nebentheile des S. heißen das Sattelzeug. Zu diesem gehören die Steigriemen, Winkelbügel, Steigösen und die Steigbügel (Stegreife); ferner der Schwanzriemen mit Bügel und Oese; der Sitzriemen (Wolf); der Gegengurt (Kreuzgurt), der Bauchgurt; die Satteldecke (Unterlegdecke); der Woilach oder die Ueberlegdecke (beim Cavaleriesattel). Beigaben des S. sind die Pistolenhalfter, der Mantelsack, die großen und die kleinen Satteltaschen. Die Thiere, welche man sattelt, sind: vorzugsweise das Pferd, das Maulthier, der Esel, die Reitochsen am Cap und in Tibet, die Elefanten; auch den Strauß hat man zu satteln versucht. Das Kamel wird ohne S. geritten. Man unterscheidet Herrensättel, Damensättel, Kindersättel, Packsättel (für Packthiere, Saumrosse, Esel und Maulthiere, zur Lastaufnahme auf den Rücken) und Tragsättel (für Thiere in der Gabel des Karrens zum Tragen der Deichselbäume). Die bekanntesten Formen des S. sind: der deutsche (der Schulsattel), der ungarische, der englische (Froschsattel und Pritsche), der spanische, der neapolitanische, der türkische oder arabische, der mexicanische, letzterer besonders kolossal und abenteuerlich ausgestattet. Ferner ist zu nennen: der Cavaleriesattel, der Rennsattel, der Flachsattel der Kunstreiter, der Steppsattel oder Schulsattel u. s. w. Alle diese Sättel, das Sattelzeug und die Beigaben fertigt der Sattler, welcher neuerdings gewöhnlich auch zugleich Wagenbauer ist. In manchen Gegenden Deutschlands werden Theile des Sattelzeugs sowie die gesammte Zäumung, Decken, Peitschen u. s. w. nur von dem Riemer geliefert. — Satteltragen heißt eine beim Militär (der Cavalerie) gebräuchliche barbarische Strafe, wobei der Sträfling eine Stange auf die Achsel gelegt erhält, die an jedem Ende mit einem Pferdesattel beschwert ist. Die Dauer der Strafe richtet sich nach dem Vergehen. In neuester Zeit ist diese Procedur fast überall abgeschafft. — Sattelschäften heißt eine Veredlungsart der Obstbäume, bei der Wildling und Edelreis so zugeschnitten werden, daß sie vermittels eines Abschnitts oder S. genau aufeinanderpassen; diese Methode ist nur ein verbessertes Copuliren.

Sattelhöfe oder Sattelgüter nennt man gewisse Arten Landgüter, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhn-

lichen Bauerngütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor und sind Ueberbleibsel ehemaliger größerer Besitzungen, zuweilen auch steuerfrei und waren der Patrimonialgerichtsbarkeit (s. d.) gewöhnlich nicht unterworfen. Der Name entstand jedenfalls im Munde des Volks aus salhof (von sala, die herrschaftliche Wohnung). (S. Salier.)

Sättigung oder Saturation heißt in der Chemie derjenige Zustand der Verbindung zweier Stoffe, wo die Verwandtschaften beider gleichsam erschöpft oder aufgehoben zu sein scheinen. Man sättigt eine Säure durch eine Base und umgekehrt und erkennt den Zustand der S. durch gewisse Pigmente, wie blaues und rothes Lackmuspapier, welche durch neutrale Flüssigkeiten keine Veränderung der Farbe zeigen. Man braucht das Wort S. auch für bloße Auflösungen, wenn dem Lösungsmittel so viel von dem aufzulösenden Stoffe zugesetzt ist, daß es keine neue Menge davon aufzunehmen vermag. Endlich braucht man das Wort S. in der modernen organischen Chemie und unterscheidet gesättigte und ungesättigte Kohlenstoffverbindungen.

Sättigungscapacität einer Säure heißt in der Chemie nach älterer Ausdrucksweise diejenige Verhältnißzahl, welche ausdrückt, wie viel von irgendeiner Basis erforderlich ist, um mit der Säure ein Neutralsalz zu geben. Da sich dies nach dem Sauerstoffgehalte richtet, so erscheint die S. als eine Zahl, welche sagt, wie viel Gewichtstheile Sauerstoff in irgendeiner Basis enthalten sein müssen, welche hinreichen soll, 100 Theile der sog. wasserfreien Säure zu sättigen und damit ein neutrales Salz zu bilden. Ist also z. B. die S. der Schwefelsäure = 20, so heißt dies: um mit 100 Theilen wasserfreier Schwefelsäure ein neutrales Salz zu bilden, ist eine solche Quantität irgendeiner Base (Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Strontian, Baryt, Thonerde) erforderlich, daß darin 20 Theile Sauerstoff enthalten sind. Mit andern Worten: die in allen Neutralsalzen derselben Säure enthaltenen Mengen von Basen enthalten gleiche Quantitäten Sauerstoff. Doch kann man auch statt des Sauerstoffgehalts den Wasserstoffgehalt ins Auge fassen und die Bezeichnung präciser so ausdrücken: bei Bildung eines Salzes wirken Säure und Basis in dem Verhältniß aufeinander, daß die Mengen beider gleichviel Wasserstoff enthalten. Die moderne Chemie kennt den Begriff S. nicht mehr.

Satureja, deutsch Saturei oder Pfefferkraut, eine Pflanzengattung aus der Familie der Lippenblütler, ist dem Thymian nahe verwandt, aber durch den gleichzeitig fünfzähnigen oder fünfspaltigen Kelch und die unter der Oberlippe der schwach zweilippigen Blume in einem Bogen zusammenneigenden Staubgefäße verschieden. Es sind lauter südeurop. und orient. Kräuter oder Halbsträucher mit schmalen, lineal-lanzettigen, ganzrandigen, harzig-punktirten Blättern und blattwinkelständigen, kurzen, wenigblütigen Trugdolden. Bei uns wird der gemeine Saturei (S. hortensis), auch Sommersaturei oder Bohnenkraut genannt, in Gärten allgemein als Küchengewürz cultivirt. Er ist nur einjährig, wird 15—30 Ctmt. hoch, trägt stachelspitzlose Blätter und lilafarbige oder weiße Blüten, riecht stark und angenehm aromatisch, schmeckt gewürzhaft-scharf und wird häufig sowol frisch als auch getrocknet als Gewürz an Speisen, z. B. an Bohnen verwendet. Der Bergsaturei oder Wintersaturei (S. montana), welcher halbstrauchig ist und oben stachelspitzige Blätter und größere Blüten trägt, wird auf gleiche Weise gebraucht. Sein Geschmack ist stechend-gewürzhaft. Auch wird er mit zur Bereitung des Extrait d'Absinthe benutzt.

Saturn, nach Jupiter der größte Planet unsers Sonnensystems, bewegt sich in einer mittlern Entfernung von 1418 Mill. Kilom. in 29 Jahren 166 Tagen 23 Stunden in Bezug auf die Fixsterne um die Sonne. Die Excentricität seiner Bahn beträgt gegenwärtig ein Achtzehntel, und er kann sich daher der Sonne bis auf 1339 Mill. Kilom. nähern und sich bis auf 1497 Mill. Kilom. von ihr entfernen. Seine geringste Entfernung von der Erde beträgt 1192 Mill. Kilom., die größte 1648 Mill. Kilom. Die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik ist 2° 30′. Der wahre mittlere Durchmesser des S. beträgt 124,000 Kilom., der Durchmesser von Pol zu Pol ist wegen der starken Abplattung, die ein Zehntel beträgt, um den zehnten Theil kleiner als der Aequatorialdurchmesser. Die Oberfläche des S. ist 87mal, sein Volumen 820mal größer als dieselben Größen unserer Erde; seine Dichtigkeit ist sehr gering, nur ein Achtel derjenigen unserer Erde. Seine Masse ist 3502mal geringer als die Sonnenmasse, und auf der Oberfläche fällt ein Körper in einer Secunde durch 5 Mt. Der S. zeigt auf seiner Oberfläche ähnliche Streifen wie Jupiter, und aus dem allmählichen Verschwinden von Trabanten und Fixsternen, wenn sie vom S. bedeckt werden, schließt man auf eine Atmosphäre. Er dreht sich in 10 Stunden 29 Minuten 17 Secunden um seine Achse. Merkwürdig ist der S. durch seine Ringe, die ihn umgeben und 28° gegen die Ekliptik geneigt sind. Man sieht sie meistens in mehr oder weniger geöffneter elliptischer Form den S. umgeben, zu bestimmten Zeiten (alle

$14^3/_4$ Jahre) nur als gerade Linie, welche so fein erscheint, daß sie nur in den stärksten Fernröhren noch wahrgenommen werden kann. Entdeckt wurden die Ringe zuerst von Galilei, der den Planeten dreiförmig nannte; Huyghens erkannte 1655 zuerst die Ringform; Cassini fand 1715, daß der Ring doppelt sei, und später hat man den äußern Ring wieder in mehrere Ringe getheilt erkannt; 1850 entdeckte Bond noch einen dunkeln Ring, der von den hellen Ringen concentrisch umschlossen ist. Der äußere Halbmesser des äußern Hauptrings hat 137,000 Kilom., der innere Halbmesser 120,000 Kilom.; der äußere Halbmesser des innern Hauptrings hat 117,000 Kilom., der innere Halbmesser desselben 91,000 Kilom. und der innere Halbmesser des dunkeln Rings 79,000 Kilom. Die Dicke der Ringe fand Herschel nur 160, Bond gar nur 70 Kilom. Von den Satelliten des S. kennen wir acht, die die Namen Mimas, Enceladus, Thetis, Dione, Rhea, Titan, Hyperion, Japetus haben. Sie bewegen sich in etwa 0,9, 1,4, 1,9, 2,7, 4,5, 15,9, 21,3 und 79,3 Tagen um den S.; der erste ist 184,000, der achte 3,470,000 Kilom. vom Hauptplaneten entfernt. Der sechste Mond ist der hellste und schon von Huyghens entdeckt, während die andern alle sehr schwer zu sehen sind.

Saturnalien (lat. Saturnalia), eins der ältesten und volksthümlichsten italischen Feste, das in Rom 17. Dec. zu Ehren des Saturnus (s. d.) gefeiert wurde. Augustus dehnte die officielle Feier von einem auf drei Tage (17. bis 19. Dec.) aus, durch Anordnung dreitägiger, Caligula und Claudius auf fünf, durch Anordnung fünftägiger Gerichtsferien, nachdem schon seit längerer Zeit, vielleicht seit der Umbildung der S. im Sinne und der Weise einer griech. Festfeier, die 214 v. Chr. beschlossen ward, im Volksgebrauche einige Tage und zuletzt eine volle Woche (17. bis 23. Dec.) der Festlust gewidmet worden war. Der Charakter des Festes war eine sinnbildliche Rückkehr zu jenen glücklichen Zeiten, wo unter der Herrschaft des Saturnus nur Friede und Freude, allgemeine Freiheit und Gleichheit unter den Menschen geherrscht haben sollten; daher herrschte während der S. ausgelassener Jubel und allgemeines Schmausen in der ganzen Stadt, und man beschenkte sich gegenseitig mit allerhand kleinen Geschenken, besonders mit Wachskerzen und kleinen Thonfiguren, wie sie die Kinder als Spielzeug gebrauchten: eine Sitte, deren Nachhall in der christl. Weihnachtsfeier nicht zu verkennen ist. Auch die Sklaven hatten an der allgemeinen Festfreude reichlichen Antheil.

Saturninus (Lucius Appulejus), röm. Volkstribun, Zeitgenosse des C. Marius, war dadurch, daß ihm um 105 v. Chr. durch den Senat auf Grund einer Theuerung die Versorgung der Hauptstadt Rom mit Getreide, die er als Quästor in Ostia zu leiten hatte, abgenommen und dem Scaurus übertragen wurde, dem Senat verfeindet worden. Schon in seinem ersten Volkstribunat, im J. 103, war er als eifriger Demagog aufgetreten; im zweiten, 100 v. Chr., griff er, mit dem Prätor Servilius Glaucia und dem berühmten demokratischen Feldherrn C. Marius, der das Consulat zum sechsten mal bekleidete, verbündet, die senatorische Partei offen an. Er hatte wol schon in seinem ersten Tribunat durch Gesetze, wonach für die Veteranen des Marius außerhalb Italiens Colonien gegründet werden sollten, die Pfade des C. Gracchus betreten, jetzt suchte er durch ein Gesetz, welches die Getreidepreise für das Volk maßlos herabsetzte, und durch ein anderes, in welchem er Ackervertheilungen an das Volk in Oberitalien beantragte, sich dessen Gunst zu sichern, den Senat aber dadurch zu demüthigen, daß eine dem letztgenannten Gesetze angehängte Clausel im voraus jeden Senator bei Strafe der Ausstoßung und einer Geldbuße von 20 Talenten verband, das Gesetz zu beschwören, wenn es, wie es geschah, vom Volke angenommen würde. Der Senat fügte sich bis auf einen einzigen, den frühern Censor Quintus Cäcilius Metellus Numidicus, den S., sein persönlicher Feind, nun in das Exil trieb. Hierauf setzte er es durch, daß er und ein gewisser Equitius, den man für den Sohn des Tiberius Gracchus ausgab, für das nächste Jahr zu Tribunen gewählt wurden, und nachdem der ehrenwerthe Gajus Memmius, der dem Servilius Glaucia als Mitbewerber um das Consulat entgegenstand, von ihrer Rotte in der Volksversammlung erschlagen worden war, rüsteten sie sich zum offenen Kampfe gegen die über solche Frevel empörten Bürger. Da verbanden sich Senat, Ritter und alle guten Bürger, und Marius selbst übernahm die Führung. S. mit den Seinen wurde auf dem Forum in offenem Treffen geschlagen, dann auf dem Capitol, wohin er geflohen, durch Abschneidung des Wassers zur Uebergabe genöthigt. Das Volk erschlug den Servilius Glaucia sogleich und kurz darauf auch in der Hostilischen Curie den S., Equitius, Saufejus u. a., die dorthin in Verwahrung gebracht worden waren. Als Mörder des S. wurde später (im J. 63) der Senator Rabirius von Labienus angeklagt.

Saturninus oder **Saturnilus**, der erste bekannte syr. Gnostiker (s. **Gnosis**), lebte unter Kaiser Hadrian in Antiochia. Sein System stellt dem obern Lichtreiche ein unteres Reich

der Finsterniß dualistisch gegenüber. Tief unter dem höchsten Gott stehen die sieben Planetengeister oder Archonten, an deren Spitze der Judengott, welche die Welt und nach einem himmlischen Urbilde den Menschen erschaffen, der aber hülflos auf dem Boden kriecht, bis die obere Macht sich seiner erbarmt und ihn durch einen herabgesandten Lichtfunken belebt. So entsteht ein pneumatisches Menschengeschlecht, dem gegenüber Satan, der Beherrscher des finstern Chaos, ein teuflisches Geschlecht erschafft. Der Judengott und die übrigen Sterngeister geben der Menschheit, nach ihrer beschränkten Einsicht, ein unvollkommenes Gesetz, das die pneumatischen Menschen nicht zu erlösen vermag und von dem dämonischen Geschlecht auf Satans Antrieb gebrochen wird. Da sendet der himmlische Vater den Erlöser in einem Scheinkörper auf die Erde herab, um den pneumatischen Samen aus der untern Welt zu befreien, zugleich aber auch der Herrschaft der unvollkommenen Sterngeister ein Ende zu machen. Der dualistischen Grundanschauung des Systems entsprach die strenge Enthaltsamkeit seiner Anhänger von allem, was sie mit dem bösen Principe beflecken konnte, insbesondere vom Fleischgenuß und der Ehe.

Saturnischer Vers (versus Saturnius) ist das nationale Versmaß der Römer vor der Nachahmung der griech. Metra (z. B. des Hexameters), gebraucht in inschriftlichen Epigrammen, z. B. auf den Scipionengräbern, und von einigen der ältesten Dichter, wie Naevius und Livius Andronicus. Das vom Grammatiker Terentianus Maurus überlieferte Schema ist: ⏑ – ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – ⏑ –, doch passen viele der erhaltenen Saturnier nicht dazu.

Saturnus, ein altital. Gott der Saaten und überhaupt ein Gott, der Fruchtbarkeit spendet, im Cultus gewöhnlich mit der Ops, der gleich ihm reichen Segen und Fruchtbarkeit spendenden Göttin, verbunden. Er galt als Urheber des Ackerbaues und aller seiner Segnungen; daher erzählte man, er habe als König in Latium geherrscht in der alten Zeit, in welcher die Menschen ohne Trug und Streit nur den friedlichen Beschäftigungen des Landbaues oblagen. Sein Tempel in Rom, dessen Stiftung in die mythische Zeit zurückverlegt wird, lag am Abhange des Capitolinischen Hügels nach dem Forum zu, wo noch eine stattliche Ruine desselben, einer Wiederherstellung in der Kaiserzeit angehörig, erhalten ist. Als griech. Bildung in Rom eindrang, wurde der italische S. identificirt mit dem griech. Kronos. Dieser war nach griech. Sage der jüngste Sohn des Uranos und der Gäa, einer der Titanen. Nachdem er seinen Vater entmannt und vom Throne gestürzt, vermählte er sich mit seiner Schwester Rhea und zeugte mit dieser die Hestia, Demeter und Hera, den Hades, Poseidon und Zeus. Da ihm geweissagt worden war, daß er durch eins seiner Kinder der Herrschaft werde beraubt werden, verschlang er sie alle gleich nach der Geburt; aber Rhea wußte den jüngsten, den Zeus, seinen Nachstellungen zu entziehen, indem sie ihm einen in Windeln gewickelten Stein statt des Neugeborenen zu verschlingen gab. Als der Knabe herangewachsen war, wurde Kronos, nachdem er die früher verschlungenen Kinder wieder ausgespien, von ihm entthront und mit den übrigen Titanen in den Tartarus geworfen. (S. Jupiter.) Nach späterer röm. Sage wäre er nach seiner Entthronung nach längerm Umherirren nach Latium gekommen und dort König geworden. Die bildende Kunst stellte den Kronos-S. dar als alten bärtigen Mann mit verhülltem Hinterhaupt, eine Art Sichel (Harpe) in der Hand.

Satyr (griech. Satyros), gewöhnlich in der Mehrzahl Satyrn, göttliche Wesen niederer Art, welche in der Poesie und Kunst der Griechen als die fortwährenden Begleiter des Dionysos (s. Bacchus), als dienendes Gefolge desselben erscheinen, und wie dieser Gott selbst, nur in roherer Weise, das üppige Naturleben repräsentiren. Ihre Gestalt ist die menschliche, aber mit Beimischung einiger thierischer Elemente; sie haben Thierohren, einen Bockschwanz, struppiges Haar, eine kurze Stumpfnase ähnlich den Böcken, häufig auch große Warzen am Halse und zur Andeutung ihrer grobsinnlichen Natur ein übermäßig großes Zeugungsglied. Ihrem Charakter nach werden sie als muthwillig, neckisch und feige, lüstern nach Wein und Weibern (besonders stellen sie gern den Nymphen nach), Freunde der Musik (besonders des Flötenspiels) und des Tanzes geschildert. In den Homerischen Dichtungen werden sie nicht erwähnt, aber Hesiod kennt «das Geschlecht der nichtsnutzigen, zur Arbeit untauglichen Satyrn». In der dramatischen Poesie sind sie die Hauptträger des nach ihnen benannten Satyrspiels (s. d.). Auf griech. Vasenbildern erscheinen sie sehr häufig in Verbindung mit Dionysos und den Nymphen, oft auch mit besondern, ihrem Charakter entsprechenden Namen bezeichnet. In der Plastik ist ihre Darstellung besonders durch Praxiteles in edlerer Weise ausgebildet worden. Eine den Satyrn verwandte Gattung göttlicher Wesen sind die Silene. (S. Silen.)

Satyriasis (griech.), abgeleitet von Satyr (s. d.), ist eine Krankheit des männlichen Geschlechts, welche wie die Nymphomanie (s. d.) beim weiblichen Geschlecht, in krankhafter Stei-

gerung des Geschlechtstriebes besteht und leicht in andere Geisteskrankheiten übergeht. Als Ursachen derselben kann man eine unangemessene, die Sinnlichkeit aufregende Lebensart, vorwiegende Beschäftigung der Gedanken mit wollüstigen Bildern, zu frühe Ausbildung und unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes ansehen; bisweilen entsteht heftige S. nach Verletzungen des Hinterhaupts und bei gewissen Entartungen des Kleinhirns. Die Heilmittel sind besonders: strenge Aufsicht und geregelte Lebensweise des Patienten, Entfernthalten geschlechtlicher Anregungen, entziehende Diät, kalte allgemeine oder Sitzbäder, ermüdende körperliche Anstrengung.

Satyrspiel (griech. drāma satyrikon) nennt man eine den Griechen durchaus eigenthümliche Gattung des Dramas, in welcher Satyrn (s. d.) den Chor bildeten, deren rohe, die thierischen Elemente der menschlichen Natur hervorkehrende Natürlichkeit und ausgelassene Lustigkeit dem ganzen Spiele seinen besondern Charakter gab; als Träger der eigentlichen Handlung wurden ihnen theils Götter (besonders Dionysos, dann auch andere, die zu diesem in mythischer Beziehung standen, wie Hephästos und Hermes), theils Heroen (am häufigsten Herakles, dann Theseus, Odysseus, Sisyphos, Prometheus u. a.) gegenübergestellt, die den nur mit Fellen bekleideten Satyrn gegenüber in der reichen tragischen Gewandung und würdevoller Haltung auftraten, ein Contrast, der eine grotesk-komische Wirkung hervorbrachte. Ursprünglich war das Satyrdrama mit der Tragödie identisch, da auch in dieser von Anfang an meist Satyrn den Chor bildeten; als dieselbe aber in der Wahl und Behandlung ihrer Stoffe einen ernstern Charakter annahm und strenger festhielt, wurde durch Pratinas von Phlius (der daher gewöhnlich als Erfinder des S. bezeichnet wird) das alte lustige Spiel mit dem ausgelassenen, Sikinnis genannten Tanze als eine besondere Gattung des Dramas neben der Tragödie ausgebildet. Seitdem wurde es Brauch, daß immer ein S. als lustiges Nachspiel zu drei Tragödien, beziehungsweise einer Trilogie aufgeführt wurde. Leider ist uns von der reichen Literatur dieser Gattung des Dramas, die durch Aeschylus (s. d.) ihre höchste Vollendung erreichte, nur ein einziges Beispiel erhalten: der «Kyklops» des Euripides. Vgl. Genthe, «Des Euripides Kyklops nebst einer ästhetischen Abhandlung über das S.» (Lpz. 1836); Welcker, «Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie nebst einer Abhandlung über das S.» (Frankf. a. M. 1826); Wieseler, «Das S.» (Gött. 1847). Die Fragmente der verlorenen Satyrdramen sind gesammelt von Friebel, «Graecorum satyrographorum fragmenta» (Berl. 1837), und bei Nauck, «Tragicorum graecorum fragmenta» (Lpz. 1856).

Satz, im grammatischen Sinne, ist der sprachliche Ausdruck der Verbindung zweier Vorstellungen als Subject (s. d.) und Prädicat (s. d.). Diese bilden die nothwendigen Satztheile; alle außerdem in einem S. enthaltenen Bestandtheile dienen nur zur nähern Bestimmung des Subjects oder Prädicats. Die Lehre von der Bildung des S. und dem Verhältniß und der Verbindung der Sätze untereinander bildet einen besondern Theil der Grammatik, die Syntax (s. d.). — In der Musik bezeichnet S. theils eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, theils ein Musikstück, das einen untergeordneten Theil eines größern Musikstücks ausmacht, theils die harmonische Ausarbeitung eines Tonstücks und die Kunst derselben, die Setzkunst.

Sau, das weibliche Hausschwein, s. Schweine. — **Sau**, Fluß, s. Save.

Saubohne, s. Bohne. — **Saubrot**, Pflanzenarten, s. Cyclamen und Lathyrus.

Sauerampfer (Rumex Acetosa), Pflanzenart, s. Ampfer.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge, s. Kohlensäure und Mineralwasser.

Sauerdorn, Pflanzengattung, s. Berberize.

Sauerklee ist der deutsche Name der Pflanzengattung Oxalis, deren verschiedene Arten mehr oder minder viel Sauerkleesalz, d. i. saures oxalsaures Kali enthalten. Solche Arten, welche sehr reich an Sauerkleesalz sind, wurden früher zur Darstellung dieses Salzes und der Oxalsäure im großen verwendet. Dahin gehören der gemeine S. (O. Acatosella), der steife S. (O. stricta) und der am Cap wachsende, zusammengedrückte S. (O. compressa). Das Sauerkleesalz besteht aus Kali und einer eigenthümlichen Säure, der Sauerkleesäure (unrichtig Kleesäure) oder Oxalsäure (s. d.), welche jedoch gegenwärtig durch Oxydation von Stärke, Zucker oder Cellulose mit Salpetersäure oder durch Schmelzen von Holzabfällen mit Alkali gewonnen wird. Das Sauerkleesalz krystallisirt in farblosen, schiefen, rhombischen Säulen, ist luftbeständig, von saurem Geschmacke und sehr giftig; man benutzt es oft, um Tintenflecke zu entfernen, da es das Eisenoxyd auflöst. Das oxalsaure Eisenoxyd wurde auch, da es eine sehr lichtempfindliche Substanz ist, vorübergehend zu photographischen Zwecken benutzt.

Sauerland, eigentlich Süderland, heißen die zwischen der Sieg und Ruhr gelegenen Gegenden des Herzogthums Westfalen und der Grafschaft Mark, die vom mittlern Theile des

Sauerländischen Gebirgs erfüllt sind, aber auch zahlreiche enge Thäler sowie fruchtbare Niederungen enthalten und durch die Menge ihrer Fabrikanlagen Berühmtheit erlangt haben. Das Sauerländische Gebirge erstreckt sich über das eigentliche S. hinaus, umfaßt das ganze obere Ruhr- und Diemelgebiet und erfüllt nicht nur fast den ganzen Regierungsbezirk Arnsberg, sondern mit seinen Ausläufern auch die ostrhein. Gegenden der Regierungsbezirke Köln und Düsseldorf; gegen Nordosten reicht es bis an das Plateau von Paderborn. Durch die Sieg wird es im Süden vom Westerwald (s. d.), im Norden durch die Möhne und die westwärts gerichtete Stromstrecke der Ruhr vom Haarstrang und dem Kohlengebirge des Ardei (s. d.) geschieden. Es ist durchaus eine Hochfläche, welche nur wenige, nicht sonderlich hervortretende Bergrücken enthält. Tief eingeschnitten und scharf ausgeprägt sind die Thäler der Flüsse. Die einzelnen Theile des Berglandes sind das sog. Rothhaargebirge, das Plateau von Winterberg, das Lenne-gebirge, das Ebbegebirge und der Arnsberger Wald.

1) Das Rothhaar- oder Rothlagergebirge, dessen Name übrigens im Lande selbst unbekannt, liegt in der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser im südl. Theile Westfalens und ist im ganzen Berglande am meisten als Bergrücken ausgeprägt; bedeutend sind seine Abfälle im Norden zur Lenne. Bis zu dem 16,6 Kilom. südöstlich von Altenhanden 670 Mt. aufsteigenden Milsen zieht der Hauptrücken fast gerade nach Norden und trägt den Aukopf (682,3 Mt.) mit der Siegquelle (603 Mt.), den Ederkopf (714,6 Mt.) mit der Ederquelle (613 Mt.), die Alteburg (659 Mt.) im Sieggebiet, den Pfaffenhain (679 Mt.), die Hochwart (651 Mt.) u. s. w. Vom Milsen wendet sich der Bergzug nach Nordosten und erreicht im Härdler 750 Mt. 2) Das Plateau im Winterberg, das Quellgebiet der Ruhr, Lenne, Nuhne, Orke und Diemel, im südl. Theile des Kreises Brilon, ist sehr rauh und die höchste Gegend des niederrhein.-westfäl. Schiefergebirgs. Es liegt ebenfalls auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser und fast genau in seinem Scheitel die Stadt Winterberg (660,3 Mt. hoch). Der Culminationspunkt ist der Kahle Astenberg (842 Mt.), der höchste Gipfel Westfalens, der sich jedoch kaum 30 Mt. über die umliegende Gegend erhebt und die Quellen der Lenne, Nuhne und Ebber enthält. Im Norden steht das Plateau durch einen Rücken mit den Bergen von Brilon in Verbindung. Dieser Rücken scheidet die Gebiete der Ruhr und Diemel, gehört zu den höchsten Theilen Westfalens und enthält bei Bruchhausen den Isenberg, bekannt durch die Bruchhäuser Steine, thurmartige Porphyrfelsen (bis 63 Mt. hoch) mit Grauwacke durchsetzt. Diese Steine sowie der 728 Mt. hohe Ohlenberg im Westen der Ruhr bezeichnen die nördl. Vorstufe des Plateau von Winterberg, welche nochmals im Hunau die beträchtliche Höhe von 815 Mt. erreicht. Den östlichsten Vorsprung des Schiefergebirgs bildet das an Laubhölzern reiche Hainasche Gebirge (zwischen der Wohre und Schwalm) mit dem Kellerwald (671 Mt.), dem Hohenlohe bei Haina (654 Mt.) und dem Jeust (581 Mt.). 3) Das Lennegebirge zieht mit seinem Scheitel zwischen den Zuflüssen der Wenne, Röhr und Lenne fast auf der Grenze der Kreise Arnsberg und Meschede. Seine höchsten Gipfel sind der Homert (660 Mt.), der Buchloh und in der Wilden Wiese (653 Mt.) der Schomberg (653 Mt.). Interessant ist im Westen der Hönne der Balderwald mit der Balderhöhle und dem schaurigen Kesselthal des Felsenmeers bei Sundwig. Der Balderwald steigt noch bis 548 Mt. empor und geht gegen Nordwesten in das rauhe Plateau von Iserlohn über. 4) Das Ebbegebirge erhebt sich links von der Lenne zwischen der Mündung der Bigge und Meinhartshagen. Seine Hauptrichtung ist von Westen nach Osten. 5) Der Arnsberger Wald, zwischen Ruhr und Möhne, ist eine mit herrlichen Eichen bestandene, durch die Heve getheilte Hochfläche.

In geolog. Hinsicht besteht das Sauerländische Gebirge meist aus den verschiedenen Abtheilungen der Devonformation (Lenneschiefer). Beträchtlich sind die Ablagerungen von Eisenerzen in dieser Formation, besonders im Süden der Lenne, wo bei Benolpe und Barste große Erzgänge beginnen, welche ohne Unterbrechung gegen Südwesten über die Sieg hinaus bis zur Wied sich hinziehen. Innerhalb dieser Züge befindet sich der berühmte Stahlberg bei Müsen (im Kreise Siegen). Zwischen Lenne und Ruhr gibt es bedeutende Lager von Bleierzen, Schwefelkies und Zinkblende. Ausgezeichneter Marmor wird bei Mecklinghausen, Dachschiefer bei Olpe und in einem Zuge von Meschede bis Antfeld gebrochen. Im Arnsberger Walde und längs der Möhne ist das Gebiet des flötzleeren Sandsteins (die dritte Abtheilung des Kohlengebirgs) sehr mächtig entwickelt, während das productive Kohlengebirge bei Wetter aus dem Ardei auch auf das südl. Ufer der Ruhr herüberreicht und südwärts bis zur Linie Haßlinghausen-Horath (im Norden von Elberfeld) vordringt, um alsdann bis Mühlheim zurückzuweichen. Von Limbech (im Westen von Langenberg) bis Ratingen ist der Kohlenkalkstein (die erste Abtheilung des Kohlengebirgs)

verbreitet. Basaltberge kommen im Sauerländischen Gebirge nur im Süden vereinzelt vor. Vgl. Primme, «Das S. und seine Bewohner» (Soest 1866); von Dechen, «Orogr. und hydrogr. Uebersicht der Rheinprovinz und Westfalens» (Bonn 1870).

Sauerstoff oder **Oxygen** (chem. Zeichen O; Atomgewicht = 16), das wichtigste und zugleich das am meisten verbreitete unter den chem. Elementen (s. Element), findet sich mit seinem vierfachen Volumen Stickstoff (s. d.) vermischt in der atmosphärischen Luft vor, welche diesem Bestandtheile ihre Eigenschaft verdankt, das Athmen und Verbrennen zu unterhalten. Es bildet mit Wasserstoff das Wasser, ist ein Bestandtheil aller Erden, Alkalien und Metalloxyde, der meisten Salze, kurz bei weitem der meisten die feste Masse der Erde bildenden Körper und kommt auch in verschiedener Quantität in einer großen Anzahl thierischer und pflanzlicher Körper vor. Im reinen Zustande erhält man es durch Erhitzung solcher Metalloxyde, welche in der Hitze ihren S. ganz oder zum Theil abgeben, z. B. Quecksilberoxyd und Braunstein. Auch mehrere Salze sauerstoffreicher Säuren geben beim Erhitzen reinen S., z. B. chlorsaures Kali, chromsaures Blei, salpetersaures Kali u. s. w. Viele sauerstoffhaltige Körper, welche für sich nicht zersetzbar sind, geben jedoch in Berührung mit oxydirbaren Stoffen ihren S. ganz oder zum Theil an diese ab, und hierauf beruhen größtentheils die technischen und chem. Anwendungen der Salpetersäure, des Kupferoxyds u. s. w. In reiner Gestalt ist der S. ein farb- und geruchloses Gas, etwa ein Zehntel schwerer als atmosphärische Luft, welches, wie die interessanten Versuche von Pictet in Genf (1877) gezeigt, bei einem Drucke von 320 Atmosphären und 110° Kälte in eine Flüssigkeit übergeht. Das Sauerstoffgas ist daran erkennbar, daß jede Verbrennung in ihm mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und großem Glanze vor sich geht. Glimmender Schwamm verbrennt im S. mit lebhaftem Lichte, Stahl verbrennt darin unter glänzendem Funkensprühen, Phosphor verbrennt mit einem Glanze, den das Auge kaum zu ertragen vermag. Mit den meisten andern Elementen verbindet er sich direct, zum Theil schon bei gewöhnlicher Temperatur, wohin auch theilweise das Anlaufen und Rosten der Metalle gehört, zum Theil erst bei gewissem Wärmegrade. In vielen Fällen geschieht diese Verbindung so lebhaft, daß sich dabei Licht und Hitze entwickelt, und dann nennt man sie Verbrennung. Die Producte solcher Verbindung nennt man im allgemeinen Oxyde (s. d.), die dann je nach ihren Eigenschaften Säuren, Alkalien, Erden und Metalloxyde sein können. Früher hielt man die Metalle für Verbindungen der Metalloxyde mit einem unbekannten Stoffe, Phlogiston. Lavoisier zeigte aber 1780 zuerst, daß bei der Oxydation und Verbrennung vielmehr eine Gewichtszunahme stattfinde, welche von der Aufnahme des 1774 ziemlich gleichzeitig von Priestley und Scheele entdeckten und durch Cavendish zuerst isolirten S. aus der Luft herrühre. Dadurch wurde Cavendish Gründer des antiphlogistischen Systems, das er 1783 durch Zerlegung des Wassers in Wasserstoff und S. weiter befestigte. Elektrochem. Versuche zeigen, daß der S. in allen Verbindungen sich elektronegativ verhält, daher er das negative Endglied der elektrochem. Reihe der Elemente bildet. Unter Umständen kann Sauerstoffgas in Ozon (s. d.) übergehen.

Da der S. wegen seiner großen Verwandtschaft zu andern Stoffen und seiner Verbreitung die wichtigste Rolle in chem. Vorgängen spielt und die Betrachtung seiner Verbindungen die deutlichste Einsicht in die chem. Verbindungsgesetze gewährt, so pflegt auch der chem. Unterricht mit Betrachtung des S., des Wasserstoffs, des Wassers, der Luft und der Verbrennung zu beginnen. Man hat zwar seitdem im Chlor, Brom, Jod, Fluor, Schwefel und Cyan noch andere Körper entdeckt, welche sich dem S. sehr ähnlich verhalten und ganz ähnliche Verbindungsreihen geben, aber für alle diese gelten, wie die Erfahrung erwiesen hat, wesentlich dieselben Gesetze wie für Sauerstoffverbindungen, sodaß also die genaue Kenntniß der Sauerstoffsäuren, Oxyde und Sauerstoffsalze immer die Basis der ganzen unorganischen Chemie bleibt. Auf organische Körper wirkt der S. wegen seiner starken Verwandtschaft mehr oder weniger zerstörend, besonders wenn sie dem Kreise des Lebens entnommen sind. Die Processe des Bleichens, der allmählichen Zerstörung an der Luft und des Verwesens beruhen darauf. Selbst der in den organischen Stoffen als Bestandtheil vorkommende S. übt solche Wirkung und ist eine Hauptursache, daß solche Körper, selbst unter Ausschluß der Luft erhitzt, in einfachere Verbindungen zerfallen. Das Athmen der Menschen und Thiere ist ein Oxydationsproceß, eine Aufnahme von S. aus der Luft. Mit jedem Athemzug wird der Luft etwas S. entzogen, der in den Lungen durch die zarten Gefäßwände hindurch sich mit gewissen kohlenstoff- und wasserstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes verbindet, woher es kommt, daß die ausgeathmete Luft Kohlensäure und Wasserdampf enthält. Auch durch diese in dem Körper vorgehende Oxydation wird eine gewisse Menge Wärme entwickelt, und das Athmen ist in Bezug auf unsern Körper ein Erwärmungsproceß.

Da das reine Sauerstoffgas zum Athmen nachtheilig sein würde, so ist das in der Luft enthaltene Stickstoffgas gewissermaßen als Verdünnungsmittel des S. zu betrachten. Die Luft, die durch die seit Jahrtausenden in derselben athmenden Menschen und Thiere nach und nach ihres S. beraubt und durch die ausgeathmete Kohlensäure kohlensäurereicher geworden sein sollte, zeigt dennoch jetzt allenthalben die nämliche Zusammensetzung, die sie früher hatte. Durch die Fortschritte der Pflanzenphysiologie ist es nun nachgewiesen, daß die Pflanzen es sind, welche die durch Athmen u. s. w. gleichsam verdorbene Luft wieder verbessern; indem sie die Kohlensäure aus der Luft absorbiren und den Kohlenstoffgehalt derselben zur Bildung ihrer Organe verwenden, während der Sauerstoffgehalt großentheils in die Atmosphäre zurückgeht.

Unter den neuen Methoden der Darstellung von S. im großen ist ein Verfahren von Tessié du Motay erwähnenswerth, auf der Extraction des S. aus der Luft beruhend; nach demselben gibt manganfaures Natrium bei hoher Temperatur unter Mitwirkung eines Dampfstroms S. ab und wird, der Einwirkung eines Luftstroms im erhitzten Zustande ausgesetzt, wieder in die ursprüngliche Verbindung übergeführt, die von neuem zur Darstellung von S. dient. Ein anderes beachtenswerthes Verfahren der Sauerstoffgewinnung ist das von Mallet; es beruht darauf, daß feuchtes Kupferchlorür die Eigenschaft besitzt, S. aus der Luft aufzunehmen und dadurch in Kupferoxychlorid überzugehen, welches letztere bei 400° allen aufgenommenen S. wieder abgibt und Kupferchlorür bildet, welches von neuem zur Sauerstoffabsorption Verwendung findet. Th. Graham suchte auf dialytischem Wege S. aus der Luft zu extrahiren; wenn man nämlich Luft durch Kautschuk dialysirt, so tritt S. in dem constanten Verhältniß von 41,6 Proc. (anstatt 21 Proc.) hindurch. Der Kautschukverschluß hält also die Hälfte des Stickstoffs zurück und läßt die andere Hälfte mit dem S. passiren. So dialysirte Luft hält ungefähr die Mitte zwischen S. und der gewöhnlichen Luft. Zukunftsvoll ist auch das von Mallet herrührende und von Philipps und Schiele ausgebildete Verfahren der Extraction von S. aus der Luft in der Weise, daß man, die verschiedene Löslichkeit der beiden Gemengtheile der Luft (S. und Stickstoffgas) in Wasser benutzend, Luft in einen Cylinder, der Wasser enthält, preßt und nach Entfernung des nicht absorbirten Stickstoffs den vom Wasser aufgenommenen S. durch Erwärmen oder durch eine Luftpumpe frei macht. Im kleinen läßt sich der S. mit Leichtigkeit darstellen durch Erhitzen einer mit salpetersaurem Kupfer versetzten wässerigen Chlorkalklösung. Der S. wird an mehrern Orten, z. B. in Berlin, Wien, Paris und im großen Maßstabe in Neuyork, bereits fabrikmäßig dargestellt. Zu Beleuchtungs- und zu Heizzwecken hat der S. unzweifelhaft eine große Zukunft. Vgl. Philipps, «Der S.» (Berl. 1871).

Sauerteig, ein in der Brotbäckerei angewendeter Gärungserreger, ist derjenige Antheil des in Gärung begriffenen Brotteigs, der bis zum nächsten Backen aufgehoben wird, wo man ihn dem frischen Teig zusetzt, und so immer fort. Hierbei wirkt der S. ganz ähnlich wie gärende Bierwürze unter frischer Würze, wie gärender Most unter frischen Most geschüttet, d. h. wie Hefe (s. d.); aber mit dem Unterschiede, den schon der Name andeutet, daß der S. sauer ist. Der zurückbehaltene Teig fährt in der Gärung, wenn auch langsam, fort bis zum nächsten Backen. Hierdurch bildet sich infolge der Anwesenheit zahlreicher Hefezellen und anderer Fermente neben Alkohol auch Essigsäure und Milchsäure, welche in den neuen Teig und in das Brot übergehen.

Säuferwahnsinn oder Säuferzittern (Delirium tremens), s. Delirium.

Säugen und **Säugling.** Das Kind soll bis in den 9. oder 12. Monat nur durch Säugen genährt werden. Künstlich aufgefütterte Kinder gedeihen nur bei Aufwendung großer Sorgfalt so gut wie gesäugte und sind viel leichter schweren Erkrankungen ausgesetzt. Das körperliche und moralische Gedeihen des Kindes macht es jeder Mutter zur Pflicht, ihr Kind selbst zu säugen, und nur dann, wenn die Mutter selbst krank, wenn sie zu wenig Milch zu gewähren vermag, oder im Fall wiedereintretender Schwangerschaft darf zu andern Ernährungsweisen übergegangen werden. Am besten wird dann der Säugling einer Amme (s. d.) anvertraut. In Fällen, wo keine solche zu beschaffen ist, soll die Nahrung des Kindes lediglich aus Milch bestehen. Man reiche ihm verdünnte abgekochte Kuhmilch, welcher durch Zusatz von Milchzucker die Süßigkeit der Frauenmilch ertheilt werden kann. Falls das Kind die Kuhmilch in verschiedenen Verdünnungsgraden nicht verträgt, gebe man ihm die Liebig'sche oder Löflund'sche Kindernahrung oder das Nestlé'sche Kindermehl. (S. Auffütterung.) Das Wundwerden der Brust ist nicht immer genügender Grund, das Kind nicht mehr zu stillen. Das Anlegen von Kautschukhütchen ermöglicht auch bei wunder Brust das Säugen, schützt die Brust vor weitern Verletzungen und befördert die durch Reinlichkeit und Aufstreichen von Fett oder Rum unterstützte Heilung.

Gegen die Zeit hin, wo das Kind entwöhnt werden soll, beginne man mit der Darreichung anderer Speisen, namentlich mit Kuhmilch. In ein plötzliches Entwöhnen fügt sich der Säugling nie gutwillig, aber man übersteht diese auch für die Umgebung des Kindes lästige Uebergangszeit der Entwöhnung durch consequente Verweigerung der Brust schneller als bei schwachem Nachgeben. Der gefährlichste Zustand, welcher im Säuglingsalter eintreten kann, sind vor allem die Durchfälle, welche namentlich künstlich genährte Kinder befallen, die davon in sehr großer Zahl hinweggerafft werden. Bei Eintritt solcher Durchfälle ist sofort ein Arzt zu Rathe zu ziehen und dem blos gefütterten Kinde eine Amme zu geben. Vgl. Ammon, «Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege» (17. Aufl. von Winckel, Lpz. 1873); Fürst, «Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande» (2. Aufl., Lpz. 1877).

Säugethiere (Mammalia) sind warmblütige, luftathmende, meist behaarte Wirbelthiere, welche lebendige Junge gebären und dieselben säugen. Sie stehen hinsichtlich ihrer gesammten Organisation an der Spitze der Wirbelthiere. Einige, wie die an 30 Mt. langen und 250,000 Pfd. schweren Wale sind die größten unter allen der Jetztwelt angehörenden Thieren; andere erreichen nie eine bedeutende Größe, und selbst ganze Gattungen, z. B. die Spitzmäuse, sind zwerghaft. Bekleidet sind sie mit Haar, welches von mannichfacher Beschaffenheit, hier in Wolle, dort in Borsten, Stacheln oder Schuppen übergeht, mit Ausnahme einiger Walthiere nirgends ganz fehlt, auch am Schuppenthiere als Bestandtheil der harten Bekleidung nachweisbar ist und den S. im Gegensatz zu den Vögeln den Namen Haarthiere verschafft hat. Fast niemals sind S. von sehr bunter Färbung. Ihre Bewegungswerkzeuge ändern sich in Gestalt und Einrichtung je nach Bedürfniß und Bestimmung der Familien oder Gattungen. Sie erscheinen als greifende Hände bei Menschen, Affen und einigen Beutelthieren, als flügelartige Gebilde bei den Fledermäusen, als Flossen am Walthiere und als zur Ortsbewegung allein bestimmter Fuß bei den meisten. Sie sind zum Laufen, Springen, Klettern, Graben, Schwimmen u. s. w. eingerichtet und mit zwei bis fünf Zehen versehen, auf deren verschiedenartiger Bewaffnung die Eintheilung in Nagel-, Krallen- und Hufthiere beruht. Je nachdem ein S. den Boden mit der ganzen Sohle, wie der Bär, oder nur mit den Zehen, wie Hund und Katze, im Gange berührt, heißt es Sohlengänger oder Zehengänger, Unterschiede, welche darum wichtig sind, weil sie mit dem Baue des Thiers und also auch mit seiner Lebensweise zusammenhängen. Von noch größerer Bedeutung ist die Gestaltung des Schädels. Alle Schädel- und Gesichtsknochen sind stets fest miteinander verwachsen, nur der Unterkiefer beweglich eingelenkt. Das Gebiß ist sehr mannichfaltig. Zähne fehlen außer den Bartenwalen nur den Ameisenfressern und Schuppenthieren. Bei dem Schnabelthiere haben die Kiefer nur einen einzigen Backzahn, und Gürtelthiere und Faulthiere sind mit wenigen Zähnen versehen, in größter Zahl sind sie bei gewissen Beutelthieren vorhanden. Ihrer Stellung nach heißen sie Vorder-, Eck- und Backzähne. Die erstern stehen stets im Zwischenkieferknochen; die Eckzähne, deren auf jeder Seite nur einer vorhanden sein kann, sind die vordersten im Kieferknochen, dessen übrigen Raum die Backenzähne einnehmen, von denen die vordersten zuweilen noch einwurzelig sind und dann Lückenzähne heißen. Fast bei allen S. wird eine größere oder geringere Zahl von Zähnen, die Milchzähne heißen, während der Jugend gewechselt, man unterscheidet daher zwischen Milchgebiß und definitivem Gebiß. Die Zähne sind von einfachem oder zusammengesetztem, zugleich aber so beständigem Baue, daß sie eins der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale abgeben. Zwischen den Werkzeugen der Bewegung und der Ernährung, zu welchen letztern auch die Zähne gerechnet werden, herrscht eine genaue Beziehung. Der Wiederkäuer hat stets Hufe, das Raubthier unverwachsene, Krallen tragende Zehen u. s. w. Je nach der Art der naturgemäßen Nahrungsstoffe sind nicht allein die Zähne und die Einlenkung des Unterkiefers verschieden, sondern auch die Bildung des Magens, welcher einfach bei Fleischfressern, vierfach bei den Wiederkäuern ist, Extreme, zwischen denen wieder mehrere Mittelstufen liegen. Das einzige Werkzeug des Athmens sind die Lungen; das Blut ist roth und bei allen S. von ziemlich gleicher Temperatur. Die relative Größe, sowie der Bau des Gehirns wechselt je nach den Familien und bedingt die Entwickelung der bei manchen schärfer hervortretenden intelligenten Fähigkeiten. Die in der Fünfzahl vorhandenen Sinne besitzen oft große Schärfe, sind aber bei demselben Thiere niemals alle gleich vollkommen. Einer vertritt nicht selten zum Theil den andern, z. B. am Hasen, wo das scharfe Gehör für das am Tage minder scharfe Gesicht Ersatz leistet. Die äußern Sinneswerkzeuge richten sich in ihrer Bildung nach dem Bedürfnisse und der Bestimmung eines Thiers und bieten daher der Beobachtung Reihen der interessantesten Modificationen. So ist z. B. das Ohr durch Klappen verschließbar bei solchen, die im Wasser leben; das Auge sehr convex und mit

spaltförmiger Pupille versehen bei nächtlichen und sehr klein bei unterirdischen S.; die gewöhnlich kurze Nase wird am Elefanten zum Rüssel, am Ameisenfresser die wurmförmige Zunge zum Werkzeug des Erhaschens der Beute, und selbst das Organ des Fühlsinnes, die Haut, erfährt da, wo die Nothwendigkeit einer großen Steigerung jenes Sinnes vorliegt, wie bei den Fledermäusen, eine ungemeine Ausbildung und Vergrößerung.

Alle S. gebären lebendige Junge und säugen sie an den je nach der Gattung in verschiedener Menge (2—18) vorhandenen Warzen der milchführenden Organe. Sie leben theils im monogamischen, theils im polygamischen Verhältnisse, im erstern viele Raubthiere und Affen, im letztern viele Wiederkäuer und die meisten Nager. Ihre Fruchtbarkeit ist durch Naturgesetze geregelt, wobei im allgemeinen gilt, daß, je größer eine Art ist, sie auch um so länger im Zustande der Trächtigkeit verharrt und eine um so geringere Zahl von Jungen bei jeder Geburt zur Welt kommt. Das Meerschweinchen kann in einem Jahre 80 Junge haben, die Löwin ein einziges. Der Nachkommenschaft nehmen sich wenigstens die Weibchen mit vieler Zärtlichkeit und mit Muth an; allein sie entwickeln, mit Ausnahme einiger Nager, nicht jenen Kunsttrieb, der unter den Vögeln im Nesterbaue sich darlegt. Gegenüber den periodischen Wechseln, welche der Erdkörper erfährt, sind die S. Tagthiere, Nachtthiere, Winterschläfer oder Wanderer. Wohnorte, Oekonomie, Lebensart und Sitten bieten unter den Thieren einer so großen, über 2500 Arten begreifenden und wohlausgerüsteten Klasse ein Bild voll der interessantesten und zugleich mannichfaltigsten Wechsel. Die Klasse der S. ist theils aus diesem Grunde, theils auch der Anatomie wegen sehr genau studirt worden und für den Menschen die wichtigste, weil sie die den Culturgang bestimmenden Hausthiere umfaßt. Ihre systematische Eintheilung ist je nach den Gesichtspunkten, von denen man ausging, sehr verschieden aufgefaßt worden. Ziemlich allgemein erkennt man jetzt an, daß zuerst nach der Art der Fortpflanzung zwei große Reihen unterschieden werden müssen, die Didelphen, bei welchen die Jungen im unausgebildeten Zustande geboren werden und sich während des Säugens, meist in einem besondern Beutel, entwickeln, dessen Trageknochen auch beim Fehlen des Beutels vorhanden sind. Diese S. haben zugleich ein sehr unvollständiges Gehirn. Es gehören dazu die Kloakenthiere (Monotremata), wozu das Schnabelthier und der Ameisenigel, und die Beutelthiere (Marsupialia), die besonders in Australien vertreten sind. Zu den Monodelphen, die ausgetragene Junge gebären, gehören die übrigen S. Unter diesen unterscheidet man jetzt meistens folgende Ordnungen: Walthiere (Cetacea) mit nur zwei Flossen; Flossenfüßer (Pinnipedia) mit vier flossenartigen Füßen; Dickhäuter (Pachydermata oder Multungula) mit mehr als zwei Hufen an den Füßen; Einhufer (Solidungula) mit einhufigen, Wiederkäuer (Ruminantia) mit zweihufigen Füßen; Zahnlose (Edentata) mit Krallen an den Füßen, ohne Schneide- und meist auch ohne Eckzähne; Nager (Rodentia oder Glires): Krallenfüße, Schneidezähne, keine Eckzähne; Insektenfresser (Insectivora): Krallen, alle drei Arten spitzzackiger Zähne; Raubthiere (Carnivora): Krallen und drei Arten scharfschneidiger Zähne; Flugthiere (Chiroptera): der Arm zu einem Flugwerkzeug umgestaltet; Vierhänder (Quadrumana): vier Hände mit Plattnägeln; Zweihänder (Mensch, Bimana): vorn Hände, hinten Füße mit Plattnägeln. Die ersten Spuren von fossilen S. hat man in der Trias, im Keuper bei Stuttgart gefunden; mehr im Jura und in der untern Kreide von England (Stonesfield, Purbeck); alle diese alten Typen gehören den Beutelthieren an; massenhaft treten sie erst mit den Tertiärgebilden auf, aber in ganz andern Verhältnissen als jetzt und nur mit ausgestorbenen Formen, welche allmählich in die jetzt lebenden Typen übergehen. Vgl. Wagner, «Die geogr. Verbreitung der S.» (Münch. 1851); Giebel, «Die S. in zoolog., anatom. und paläontologischer Beziehung» (Lpz. 1853—56); Blasius, «Naturgeschichte der S. Deutschlands und der angrenzenden Länder Mitteleuropas» (Braunschw. 1857); Brehm, «Illustrirtes Thierleben» (2. Aufl., Bd. 1—3, Lpz. 1877).

Saugpumpe, s. Pumpe.

Saul, der erste König von Israel, der Sohn eines wohlhabenden Gibeoniten, Namens Kis, aus dem Stamme Benjamin, ein schöner, stattlicher, waffenkundiger Mann, wurde infolge eines glänzenden Siegs über die Ammoniter vom Volke zum König begehrt und von Samuel (s. d.) nach langem Widerstreben gesalbt. Die Befreiung Israels von dem demüthigen Vasallenverhältnisse zu den Philistern und eine Reihe erfolgreicher Kriege gegen die Amalekiter und andere Nachbarstämme befestigten seine Herrschaft. Gleichzeitig war er bemüht, der königl. Gewalt nach innen durch ein festes, straffes, aber gerechtes Regiment Achtung zu verschaffen. Seine Sitten waren einfach und patriarchalisch, die Muße, welche der Krieg ihm ließ, verbrachte er in schlichter Zurückgezogenheit auf dem Stammsitz seiner Familie zu Gibea. In den ersten

Jahren seiner Regierung stand er mit Samuel noch im freundlichsten Einvernehmen, bis der Widerstreit der königl. und der geistlichen Interessen das Verhältniß trübte und zum völligen Bruche führte. Insgeheim salbte Samuel an S.'s Statt dessen Feldherrn und Schwiegersohn David (s. d.) zum König. Aber der Plan ward entdeckt, und der Herrscher, dessen Gunst den David mit Wohlthaten überhäuft hatte, gerieth über diesen Verrath in heftigen Zorn und stellte dem Verräther nach dem Leben. David, von der Priesterpartei begünstigt, entkam nach dem Gebirge im Südosten des Reichs. Von S. verfolgt, floh er zu dem Erbfeinde des Volks, dem König der Philister, unter dessen Schutzherrschaft er seine Freibeuterzüge erneuerte. S. hatte inzwischen an den Priestern zu Nob, den Mitschuldigen des Verraths, blutige Rache genommen und dadurch den Bruch mit der Priesterschaft unheilbar gemacht. Dennoch behauptete er seine Herrschaft mit starker Hand, bis er in der Schlacht am Berge Gilboa von den Philistern besiegt, sich das Leben nahm. Nachdem drei seiner Söhne in dieser Schlacht gefallen waren, behauptete sein vierter Sohn Isboseth mit Hülfe seines tapfern Feldherrn Abner noch einige Zeit seine Herrschaft östlich vom Jordan, bis er 1025 ermordet wurde.

Saulcy (Louis Félicien Joseph Caignart de), franz. Archäolog, Numismatiker und Orientalist, geb. 19. März 1807 zu Lille, bestimmte sich dem Militärfach und besuchte seit 1825 die Polytechnische Schule zu Paris. Einige Jahre später erhielt er als Artillerielieutenant eine Anstellung an der Applicationsschule zu Metz, woselbst er sich eifrig dem Studium der Münzkunde widmete. S. war bereits als ein vorzüglicher Numismatiker bekannt, als er von der Akademie der Inschriften 1836 den Preis für seinen «Essai de classification des suites monétaires byzantines» erhielt. Diese Schrift, sowie seine Arbeiten über die autonomen Münzen Spaniens und über die Münzen der Erzherzoge von Lothringen erwarben ihm 1839 den Titel eines Correspondenten des Instituts. Seit 1838 Professor der Mechanik an der Kriegsschule, wurde er bald darauf als Conservator des Artilleriemuseums in Paris berufen, und 1842 als Nachfolger Mionnet's Mitglied der Akademie der Inschriften. Seit seiner Anwesenheit in Paris hatte sich S. in sehr zahlreichen Arbeiten mit den celtiber., phönik., ägypt.-demotischen Inschriften und, namentlich bis 1850, angelegentlich mit den medischen und assyr. Keilschriften beschäftigt. In letzterm Jahre ging er nach Palästina, mit welchem Lande er lange namentlich mit der Topographie Jerusalems sich beschäftigte. Er wurde 1860 Senator. In den letzten Jahren hatte er sich fast ausschließlich der Numismatik zugewendet. Unter seinen Schriften sind noch besonders hervorzuheben: «Voyage autour de la Mer Morte» (2 Bde., Par. 1852—54), «Études de la numismatique judaïque» (Par. 1857), «Les campagnes de Jules César dans les Gaules» (Par. 1860), «Voyage en Terre Sainte» (2 Bde., Par. 1865), «Les derniers jours de Jérusalem» (Par. 1866), «Les monnaies datées des Seleucides» (Par. 1872), «Histoire d'Hérode, roi des Juifs» (Par. 1867). Viele größere Abhandlungen von S. finden sich in den «Mémoires» der Akademie der Inschriften, dem «Journal asiatique», u. s. w.

Säule heißt in der Architektur jede freistehende Spitze, wenn dieselbe rund ist (ist dieselbe eckig, so heißt sie Pfeiler), mag sie aus Holz, Stein oder Metall sein. Ihr wesentlicher Zweck ist das Tragen architektonisch gegliederter Massen. Alleinstehende S., welche nichts tragen, sind, obgleich sie zuweilen vorkommen, als unwahr nicht zulässig. Die S. ist ein sehr wesentliches Glied der Architektur aller Zeiten und aller Völker und steht mit der Ausbildung der Architektur derselben stets im engsten Zusammenhange. Es konnte noch nicht ermittelt werden, ob die ältesten S. aus Holz oder aus Stein hergestellt waren. Die ältesten uns bekannten Pfeiler und S. finden sich in ägypt. unterirdischen Grabbauten zur Stütze der Decke und sind, wie der ganze Bau, aus natürlichen Felsen herausgehauen. Zur höchsten künstlerischen Vollendung wurde die S. von den alten Hellenen gebracht. Die griechischen S. zeichnen sich durch Feinheit der Verhältnisse und Schönheit aller einzelnen Theile so sehr aus, daß sie für alle spätern Zeiten mustergültig geworden sind und noch heute allgemein als unübertreffliche Vorbilder betrachtet werden. Eine regelrecht gebildete S. besteht aus dem runden, nach oben sich ein wenig verjüngenden, oft gerieselten (kandelirten) oder anders geschmückten, oft auch glatten Schaft, welcher unten mit einer gegliederten Basis, oben aber mit einem Knauf oder Kapitäl versehen ist. Letzteres ist im Laufe der Zeit in sehr verschiedenartiger Weise ausgebildet worden und ist das charakteristische Unterscheidungszeichen der verschieden benannten S., der ägypt., dor., ion., korinth., röm., altchristl., byzantin., roman., goth., maurischen und Renaissancesäulen. Die Zahl der Varietäten ist groß. Oft steht die S. noch auf einem besondern architektonisch selbstständig ausgeführten Säulenfuße. Auf der S. ruht der Architrav (s. d.), welcher

das Gebälk und das Gesimse trägt, oder die Bogen, welche zwei oder mehrere S. miteinander verbinden und die Wände des obern Geschosses tragen. Es ist zulässig, mehrere Säulenstellungen übereinander anzuordnen; es ist dann natürlich jede derselben mit einem eigenen Gebälk zu versehen. Gewöhnlich werden diese Säulenstellungen in verschiedener Weise behandelt. — Unter **Halbsäulen** versteht man solche S., welche zur Hälfte in einer Mauer zu stecken scheinen, sonst aber regelrecht gebildet sind. — **Gekuppelte** S. sind solche, welche zu zwei oder mehr so nahe aneinanderstehen, daß ihre Basen und Kapitäler sich berühren oder ineinander verschmolzen sind. Sie sind in streng theoretischer Beziehung nicht gerechtfertigt, waren aber in Perioden der Kunstgeschichte, da man nach großem Reichthum der Formen strebte, besonders in der maurischen Baukunst und in der Barockarchitektur sehr beliebt. — **Dienste** heißen die in große Bündel vereinigten, sehr schlanken und ungewöhnlich hohen S. der goth. Architektur.

Säulengang und **Säulenhalle**, s. Porticus.

Säulenordnung heißt ein System von architektonischen Regeln, welche sich im wesentlichen auf Form und Verhältnisse der Säulen und was damit im Zusammenhange steht, beziehen. Als zur Zeit der beginnenden Renaissance im 15. und 16. Jahrh. das Studium des classischen Alterthums und seiner Denkmäler wieder lebhafter betrieben wurde, vermaßen und zeichneten die ital. Architekten die Ruinen des röm. Alterthums, um sie als Vorbilder für ihre Bauten zu benutzen. Aus dem, was sie fanden, construirten sie sich, im Anschluß an die Angaben des altröm. Schriftstellers Vitruv, ein System von Regeln, welches dann besonders durch Serlio und Vignola zu allgemeiner Geltung gebracht wurde und auch heute seinen früher bestimmenden Einfluß noch nicht völlig verloren hat, trotzdem genauere Untersuchungen der römischen und der den Meistern der Renaissance noch nicht bekannten griech. Bauwerke gezeigt haben, daß diese Regeln meist nicht richtig sind, daß die antiken Baumeister in ihrer künstlerischen Thätigkeit sich vielmehr nach den bestehenden localen Verhältnissen verschiedenster Art, nach dem Zweck des Bauwerks und besonders nach dem zur Verfügung stehenden Material als nach allgemeinen Regeln gerichtet haben. Die Architekten der Renaissance nahmen fünf S. an, die toscanische, dorische, ionische, korinthische und römische. Die Säulen und das auf ihnen ruhende Gebälk wurden nach bestimmten Maßverhältnissen aufgetragen. Die Einheit für dieses Maßsystem ist der Modul, d. i. die Hälfte des untern Säulendurchmessers, welcher wieder in 30 Partes getheilt wird. Das Charakteristische der toscan. und dor. Ordnung ist, daß die Säulen kurz und gedrungen sind und wenige kräftige Glieder haben, während die Säulen der drei andern Ordnungen viel schlanker, zum Theil sehr reich ausgebildet sind. Die **Toscanische Säule** hat, nach Vignola, 14 Modul zur Höhe, von welchen einer auf den Fuß und einer auf das Kapitäl kommen. Das Gebälk hat $3\frac{1}{2}$ Modul Höhe. Die **Dorische Säule** ist cannelirt und hat 8—12 Modul Höhe. Der Architrav ist glatt; der Fries besteht aus Triglyphen (s. d.) und Metopen (s. d.); das Gesimse ist mit Dielenköpfen geschmückt. Die dor. Säulen stehen sehr enge aneinander. Die **Jonische Säule** ist ebenfalls cannelirt und 16—18 Modul hoch. Ihr Kapitäl ist im wesentlichen durch ein auf beiden Seiten schneckenartig aufgerolltes Polster gebildet. Die Meister der Renaissance haben dasselbe jedoch in der Weise umgebildet, daß es vier Schnecken erhielt. Der Architrav ist in drei Lagen übereinander getheilt; der Fries ist glatt oder mit Ornamenten in Relief geschmückt; das Gesimse ist mit Zahnschnitten versehen. Die **Korinthische Säule** unterscheidet sich von der ionischen eigentlich nur durch das Kapitäl, welches kelchartig gebildet und mit Akanthusblättern umgeben ist. Das Gesimse ist außerdem noch mit Kragsteinen geschmückt. Die **Römische** oder **Composite Säule** hat nur das Eigenthümliche, daß ihr Kapitäl aus dem korinth. und ion. Kapitäl zusammengesetzt ist. Die S. werden in sehr verschiedenen Größenverhältnissen entweder einzeln oder, bei mehrstöckigen Gebäuden, mehrmals übereinandergestellt angewendet. In letzterm Falle nimmt die stärkere S. den untern Platz ein. Die Achsen der verschiedenen Säulen müssen natürlich lothrecht übereinanderstehen. Vgl. Normand und Mauch, «Vergleichende Darstellung der architektonischen Ordnungen» (Potsd. 1842); Böttticher, «Die Tektonik der Hellenen» (2 Bde., Potsd. 1844—53; 2. Aufl., Berl. 1873); Bühlmann, «Die S.» (Stuttg. 1872); Rosengarten, «Die architektonischen Stilarten» (3. Aufl., Braunschw. 1869).

Saumur, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Maine-Loire, wie ehemals der Landschaft Saumurois, 44 Kilom. im Südosten von Angers, am linken Ufer der Loire, über welche eine schöne, 248 Mt. lange Brücke von zwölf Bogen führt, und nahe oberhalb der Mündung des Thouet, welcher den Kanal der Dive aufnimmt, an der Linie Tours-Nantes der Orleansbahn, von der hier die Bendéebahn nach Poitiers abzweigt, ist ein Kriegsplatz dritter

Klaſſe und zählt (1876) 13,822 E. Die Stadt, maleriſch gelegen, von Kreidehügeln beherrſcht, iſt gut gebaut und hat ein altes Felſenſchloß auf ſteiler Höhe (1040 begonnen), das lange als Staatsgefängniß gedient, jetzt aber Arſenal und Pulverfabrik iſt. S. beſitzt vier ſehenswerthe Kirchen: St.-Pierre und Notre-Dame de Nantilly aus dem 12., St.-Jean aus dem 13. und Notre-Dame des Ardillers aus dem 16. Jahrh., ein alterthümliches Stadthaus, ein Theater, eine der ſchönſten Cavalleriekaſernen Frankreichs, eine Cavallerieſchule nebſt Geſtüte, eine Reitſchule. Von Bildungsanſtalten beſtehen ein Communalcollége, eine Bibliothek, ein naturhiſtor. und archäol. Muſeum, ein botan. Garten für Weincultur. Die Bevölkerung baut guten, feurigen Wein und unterhält berühmte Fabriken von Roſenkränzen und Emailarbeiten mit 600 Arbeitern. Ferner beſtehen Buchdruckereien, Gerbereien, Färbereien, viele Windmühlen, Riemen-, Leinwand- und Liqueurfabrikation. Beträchtlich iſt der Handel ($1^1/_2$ Mill. Frs. Ausfuhr) mit gewöhnlichen und mouſſirenden Weinen, mit Getreide, Flachs, Hanf, Mehl, trockenen Früchten und Gemüſen, Hanfſamen, Leinöl, Tuff, hydrauliſchem Kalk u. ſ. w. In der Nähe finden ſich viele celt. und röm. Alterthümer und zwei gut erhaltene Lager des Julius Cäſar. S. (lat. Salmurus) iſt ſehr alt und war einſt befeſtigt. Schon Pipin der Kurze ſtiftete hier eine Kirche. Fulco von Anjou eroberte 1024 die Stadt, welche fortan mit Anjou vereinigt blieb, bis ſie 1549 in den Beſitz des Herzogs Franz von Guiſe und 1570 in den Heinrich's von Navarra kam. Der Gouverneur des letztern, Duplеſſis Mornay, gründete hier eine prot. Akademie und machte S. durch Förderung des Gewerbfleißes und Handels zu einer blühenden Stadt. Durch die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 wurde der Wohlſtand des Ortes ſehr beeinträchtigt. Hiſtoriſch merkwürdig wurde S. durch die Schlacht, welche hier 9. Juni 1793 zwiſchen Republikanern und Royaliſten ſtattfand und in welcher die letztern ſiegten.

Sauppe (Hermann), namhafter deutſcher Philolog und Kritiker, geb. 9. Dec. 1809 zu Weſenſtein bei Dohna in Sachſen, beſuchte das Gymnaſium zu Naumburg und widmete ſich dann zu Leipzig unter G. Hermann's Leitung philol. Studien. Oſtern 1833 ging er als Gymnaſiallehrer nach Zürich, wo er ſich auch an der Univerſität habilitirte und 1838 eine außerord. Profeſſur erhielt. Daneben ſtand er bis 1842 auch der neubegründeten Bibliothek der Cantonallehranſtalten vor. Im Herbſt 1845 folgte S. einem Rufe als Director des Gymnaſiums nach Weimar. Er wirkte hier mit beſtem Erfolge, bis er zur ord. Profeſſur der Philologie nach Göttingen 1856 berufen wurde. S.'s wiſſenſchaftliche Arbeiten ſind ebenſo wie auch ſeine Vorleſungen vorzugsweiſe der ſprachlichen Seite der Philologie zugewandt. Dem Studium der griech. Beredſamkeit gehören die Ausgaben des Lykurgus (Zür. 1834), der «Oratores attici» (mit Baiter, 3 Bde., Zür. 1839—50), der Staatsreden des Demoſthenes (Gotha 1845), zweier Reden des Hyperides (Gött. 1848 u. 1860) an. Eine methodiſche Anleitung zur Kritik gab er in der «Epistola critica ad Godofredum Hermannum» (Lpz. 1842). In weiteſten Kreiſen iſt S.'s Name bekannt geworden durch die von ihm und Haupt ſeit 1848 begründete und geleitete Sammlung griech. und lat. Schriftſteller mit deutſchen Anmerkungen, deren einzelne Theile ſchon in wiederholten Auflagen erſchienen ſind. Für dieſe Sammlung bearbeitete S. ſelbſt den «Protagoras» (1857, 1863, 1873) des Plato. Seine «Schulreden» (Weim. 1856) bezeichnen den Geiſt, in welchem er als Gymnaſialdirector zu wirken ſuchte. In den «Monumenta Germaniae historica» gab er «Eugippii vita S. Severini» heraus («Auctorum antiquissimorum», Bd. 1, Berl. 1877).

Säuren (lat. Acida; franz. acides; engl. acids) nennt man in der Chemie diejenigen waſſerſtoffhaltigen Verbindungen, welche die Eigenſchaft beſitzen, mit Metallen oder Oxyden zuſammengebracht, eine beſtimmte Anzahl von Waſſerſtoffatomen gegen Metallatome einzutauſchen, und Salze (ſ. d.) zu bilden. Die in Waſſer löslichen S. ſchmecken ſauer und färben blaues Lackmuspapier roth (ſaure Reaction). Die S. theilt man nach der Anzahl der in ihrem Molecul enthaltenen, durch Metallatome erſetzbaren Waſſeratome in einbaſiſche, zwei- und dreibaſiſche S. Einbaſiſche S. ſind z. B. Salpeter-, Eſſig-, Benzoëſäure; zweibaſiſche S. ſind Schwefel-, Kohlen-, Weinſäure; dreibaſiſche S. ſind Phosphor-, Arſen-, Citronenſäure.

Saure Wetter heißt die in Schachten befindliche, meiſt aus Kohlenſäure beſtehende Atmoſphäre. Schlechte Wetter nennt man Grubenluft, in welcher kein Grubenlicht mehr brennt.

Saurier iſt eine der griech. Sprache entlehnte Bezeichnung, welche im engern Sinne für die Abtheilung der Echſen (ſ. d.), im weitern Sinne für die ganze Klaſſe der Reptilien, mit Ausſchluß der Schildkröten und Schlangen, gebraucht wird.

Sauſſure (Horace Bénédicte de), franz. Naturforſcher, Sohn des als Agronom verdienten Nicolas de S. (geb. 1709, geſt. 1790), geb. 17. Febr. 1740 zu Genf, wurde zeitig auf

Naturforschung geleitet und erhielt bereits im 22. Jahre eine Professur in Genf. Er bereiste zweimal Frankreich, später Holland, England, Italien und Sicilien, vorzugsweise aber die Alpen, die er zum Gegenstande der umfassendsten und mannichfaltigsten Forschungen machte und alljährlich besuchte. Seine Verdienste um Geologie, als deren Gründer er gelten darf, um Physik der Erde und um mehrere verwandte Wissenschaften haben ihm unvergänglichen Ruhm gebracht. Man verdankt ihm mehrere Theorien, z. B. der Hygrometrie («Essais sur l'hygrométrie», Genf 1783; deutsch von Titius, Lpz. 1784), der Meteorologie u. s. w. und manche dahin gehörende neue Instrumente. Seine «Voyages dans les Alpes» (4 Bde., Bern 1776—79; deutsch von Wyttenbach, Lpz. 1781—88) sind eine noch jetzt oft in Anspruch genommene Fundgrube der vortrefflichsten Beobachtungen. In seiner Jugend hatte er den Aetna bestiegen, 1787 stand er, der erste, dem dies gelungen, auf dem Gipfel des Montblanc und machte da die ersten gelungenen Versuche barometrischer Messungen. Schon im 23. Jahre seines Lebens gab er gute Beobachtungen pflanzenanatom. Inhalts heraus; später legte er die Grundlagen der Pflanzengeographie. Er starb zu Genf 22. Jan. 1799. — Sein Sohn, Théodore de S., geb. 14. Oct. 1767 zu Genf, gest. als Professor der Mineralogie und Geologie daselbst 18. April 1845, hat sich als Pflanzenchemiker ausgezeichnet und war eigentlich der erste, welcher die chem. Verhältnisse der Pflanzensubstanz genauer untersuchte. Man hat von ihm, außer vielen Abhandlungen, «Recherches chimiques sur la végétation»(Par. 1804). — Ein Großneffe S.'s, Henri de S., hat sich durch wissenschaftliche Reisen in Mexico und Abhandlungen über Insekten, besonders Hymenopteren, bekannt gemacht.

Sauternes, Flecken von 1060 E., im Arrondissement Bazas des franz. Depart. Gironde, mitten in einem Weinberge gelegen, auf dem Graves genannten Kiesboden der Campagne von Bordeaux, auf welchem weiße Bordelaisweine ersten Ranges wachsen, wie der Haut-Brion, die Sauternes, Château-d'Yquem, Arche, die Bommes u. s. w.

Sauvegarde (franz.), früher Salvaguardia genannt, heißt eine Schutzwache, welche ein Truppenführer in Feindesland einzelnen Personen, Corporationen, Häusern und Anstalten bewilligt, um sie vor Mishandlung und Plünderung zu schützen. Die S. wird als unverletzlich angesehen und ein Vergehen gegen dieselbe mit geschärfter Strafe geahndet. Zuweilen wird durch S. ein einfacher schriftlicher Befehl des Commandirenden zu gleichem Zweck bezeichnet, welcher correcter als Schutzbrief bezeichnet wird.

Savage (Richard), engl. Dichter, indessen weniger durch seine Gedichte als durch seine Schicksale bekannt, wurde 10. Jan. 1698 zu London geboren, als natürlicher Sohn der Gräfin Macclesfield und des Lord Rivers. Die Mutter wurde infolge dessen von ihrem Gemahl, den sie haßte, geschieden, übergab aber das Kind einer armen Frau, als deren Sohn es erzogen wurde. Sein Vater, Lord Rivers, wollte vor seinem Tode für ihn sorgen, wurde aber von der Mutter, die den Knaben für todt ausgab, getäuscht. S. wurde nun zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben; da starb seine Pflegemutter, und S. entdeckte aus Briefen das Geheimniß seiner Geburt. Aber vergebens flehte er um Anerkennung; seine Mutter stieß ihn kalt und verächtlich zurück; ja als der leichtsinnige Jüngling einige Zeit danach in der Trunkenheit das Unglück hatte, einen Todschlag zu begehen, und deswegen zum Tode verurtheilt wurde, bemühte sie sich eifrig, obwol umsonst, die königl. Begnadigung zu verhindern. Seine merkwürdige Geschichte war unterdessen bekannt geworden und verschaffte ihm Freunde und Unterstützung, die er aber durch hochfahrendes Benehmen und durch seine Ausschweifungen verscherzte. Er starb im Gefängnisse zu Bristol 1. Aug. 1743. S. war mit Johnson befreundet, der eine Biographie S.'s («Life of Richard S.», Lond. 1744) schrieb. Schon damals tauchte übrigens der Zweifel auf, ob S. wirklich derjenige sei, für den er sich ausgab, und seitdem hat sich die Ansicht Bahn gebrochen, daß der Sohn der Gräfin Macclesfield in der That als Kind starb, und daß S. ein Betrüger war. Als Dichter hat sich S. hauptsächlich durch zwei Gedichte «The wanderer» und «The bastard» bekannt gemacht, die wenigstens reich an schönen Stellen sind. Seine Geschichte gab Gutzkow Stoff zu dem Trauerspiele «Richard S.»

Savannah, die größte Stadt und der Hauptseehafen des nordamerik. Freistaats Georgia, Hauptort der Grafschaft Chatham, an der Südseite des Flusses Savannah, 29 Kilom. von der Savannahmündung in den Ocean, auf einer 12 Mt. hohen Uferterrasse, 145 Kilom. gegen Südwesten von Charleston gelegen, ist regelmäßig angelegt. Die Bevölkerung war 1810—40 von 5195 auf 11,214 gestiegen und belief sich 1850 auf 16,060, 1860 auf 22,292, 1870 auf 28,235 E., unter denen 13,068 Schwarze und 3671 Fremdgeborene waren. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das Gerichtshaus und das Gefängniß der Grafschaft, das

imposante Zollhaus mit dem Postamt, das Arsenal und die Kasernen der Vereinigten Staaten, die Stadtbörse im dor. Stil, die Staatsbank von Georgia, St.-Andrews-Hall, Ogletorpe-Hall und das Theater. Unter den 30 Kirchen ist die der Independenten die schönste. Von wissenschaftlichen Instituten sind zu nennen das Lyceum, die Chatham-Academy, die Geographisch-Historische Gesellschaft mit einer großen und schönen Halle. Der Hafen von S. ist der tiefste und zugänglichste an der südatlantischen Küste der Vereinigten Staaten. Die vor der Flußmündung liegende Barre hat selbst bei niedrigem Wasserstande fast 6 Mt. Wassertiefe. Doch ist das Fahrwasser bis zur Stadt durch eine Menge langer Inseln eingeengt und nur mit Hülfe von Lootsen zu finden. Bis an die Stadt selbst können mit Hochwasser nur Schiffe von höchstens 4 Mt. Tiefgang gelangen. Große Schiffe machen 5 Kilom. unterhalb halt. Zahlreiche Flußdampfer vermitteln den Verkehr mit Augusta. Regelmäßige Seedampfer gehen nach Newyork, Boston, Philadelphia, Florida, Westindien u. s. w. Auch ist S. der Ausgangspunkt von zwei Eisenbahnen, der Centralbahn nach Tennessee und Alabama und der Charleston-Savannahbahn. Den Eingang von der See her schützen die Forts Jackson und Pulaski (letzteres auf der Cockspurinsel). Auf der Landseite der Stadt gewähren einige andere Forts und eine Menge von Kanälen und Creeks des umliegenden Reislandes Schutz. In dem mit dem 30. Juni abschließenden Handelsjahr 1874 gehörten dem Hafen an 80 Schiffe mit einem Gehalt von 22,170 Tons. Der Import betrug 1874 nur 788,220 Doll., die Ausfuhr dagegen 50,500,946 Doll. Die Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle, für welche S. den zweitgrößten Markt in den Vereinigten Staaten bildet, und Reis, dann Holz und Marinevorräthe. Die Ausfuhr der Baumwolle belief sich 1875 auf 665,305 Ballen zum Werthe von 32,424,495 Doll. Im J. 1875 gab es in S. 1 National- und 3 Staatsbanken, letztere mit einem Kapital von 9 Mill. Doll., 2 tägliche und 4 wöchentliche Zeitungen (darunter je 1 deutsche). Der Ort wurde 1733 von 30 Familien unter General Ogletorpe gegründet und 1789 zur City erhoben. Im Unabhängigkeitskriege der Colonien eroberten sie die Engländer 29. Dec. 1778. Im Oct. 1779 suchten die verbündeten Amerikaner und Franzosen die Stadt vergeblich wiederzugewinnen. Erst nachdem sie die Engländer aufgegeben, besetzten sie 4. Juli 1782 die Amerikaner. Seit 1825 erhielt der Platz neue Festungswerke. Am 3. Jan. 1861, zwei Wochen vor der Trennung Georgias von der Union, wurden die Forts Jackson und Pulaski von den Truppen des Staats auf Befehl des Gouverneurs besetzt. Im Dec. 1864 erschien vor S. die Unionsarmee unter Sherman. Nachdem 13. Dec. das Fort Mac Allister in S. erobert und die Verbindung mit der im Ossabawsund stationirten Flotte unter Admiral Dahlgren hergestellt worden, begann die Einschließung und Belagerung der Stadt. Nach Eroberung des Forts Lee und verschiedener Außenwerke räumten die Conföderirten in der Nacht zum 22. Dec. die Stadt, die nun die Unionisten besetzten. Hierauf trat 17. Jan. 1865 Sherman seinen Vormarsch nach Charleston in Südcarolina an.

Savannen heißen in Nordamerika die den Prairien (s. d.) und den südamerik. Llanos (s. d.) und Pampas (s. d.) entsprechenden waldlosen Grasfluren. Auch in Guiana wird den Grasflächen der Name S. gegeben.

Savary (Anne Jean Marie René), Herzog von Rovigo, General und Polizeiminister Napoleon's I., geb. 26. April 1774 zu Marcq im Depart. Ardennen. Sein Vater ließ ihn 1789 in die Armee eintreten. Nachdem er schon 1793 zum Kapitän gestiegen, wohnte er den Feldzügen am Rheine unter Custine, Pichegrn und Moreau bei. Nach dem Frieden von Campo-Formio begleitete er Desaix nach Aegypten und kehrte auch mit diesem nach Italien zurück. Als Desaix bei Marengo gefallen, wurde S. von Bonaparte zum Adjutanten angenommen und zu diplomatischen Sendungen verwendet. Seine Gewandtheit und Ergebenheit verschafften ihm die volle Gunst des Ersten Consuls. Er wurde Oberst, Commandant der Elitegensdarmerie, Brigadegeneral und leistete bei Entdeckung und Verfolgung der Verschwörung Cadondal's große Dienste. Ueberhaupt leitete er seit 1802 die geheime Polizei Bonaparte's und hatte sogar den Polizeiminister Fouché zu überwachen. Daß er Pichegru's und des engl. Kapitäns Wright Ermordung im Gefängnisse ausgeführt, ist unerwiesen. Dagegen präsidirte er 1804 bei der Verurtheilung des Herzogs von Enghien (s. d.), und man beschuldigte ihn, als habe er die Hinrichtung desselben mit Vorbedacht beschleunigt. S. erhielt hierauf den Grad eines Divisionsgenerals. Im J. 1805 ertheilte ihm Napoleon I. nach der Schlacht bei Austerlitz eine geheime Sendung an den Kaiser von Rußland. Im Feldzuge von 1806 befehligte er zwei Regimenter. Dann ging er als General-en-Chef nach Hameln, wurde aber alsbald nach Warschau gerufen, wo er an Lannes' Stelle den Befehl über das 5. Armeecorps übernahm. Nach der Schlacht bei Eylau mußte er Warschau gegen die Russen decken und erfocht über dieselben 16. Febr. 1807

den Sieg bei Ostrolenka. Napoleon I. belohnte ihn mit einer Dotation, erhob ihn nach den Schlachten bei Heilsberg und Friedland zum Herzog von Rovigo und schickte ihn als Gouverneur von Ostpreußen nach Königsberg. Nach dem Frieden zu Tilsit ging S. nach Petersburg, wo er die Annäherung Rußlands an die Pforte und dessen Trennung von der brit. Allianz betrieb. Im J. 1808 befand er sich zu Madrid und vermochte hier den König Karl IV. und dessen Sohn Ferdinand zur Reise nach Bayonne. Nachdem er die Inthronisirung Joseph Bonaparte's zu Madrid vollzogen, begleitete er den Kaiser nach Erfurt und von da nach Spanien zurück. Nach dem Feldzuge von 1809 stieg S. noch höher in der Gunst des Kaisers; im Juni 1810 wurde er Polizeiminister. In dieser Eigenschaft ließ ihn der General Malet (s. d.) von den Mitverschworenen Lahorie und Guidal am Morgen des 24. Oct. 1812 verhaften und einige Stunden festhalten. Dennoch durfte er das Ministerium behalten, das er erst 1814 nach Auflösung des kaiserl. Regentschaftsraths niederlegte. Während der Hundert Tage erhielt er die Pairswürde und den Befehl über die Gensdarmerie. Er wollte den Kaiser nach St.-Helena begleiten, wurde aber auf dem Schiffe Bellerophon verhaftet und nach Malta geführt. Von hier entfloh er im April 1816 nach Smyrna. Dann ging er 1817 nach Oesterreich, um sich von da aus gegen das 25. Dec. 1816 zu Paris von einem Kriegsrath über ihn ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen. Man stellte ihn zu Gratz unter Aufsicht, erlaubte ihm aber im Juni 1818 nach Smyrna zurückzukehren, wo er seine Existenz durch Handelsgeschäfte zu sichern suchte. Die Sehnsucht nach der Heimat führte ihn indessen schon 1819 nach London und von da nach Paris, wo er sich freiwillig vor Gericht stellte. Er wurde von Dupin dem Aeltern vertheidigt und freigesprochen. Um eine Stelle in dem «Mémorial» des Grafen Las Cases zu widerlegen, gab er ein Bruchstück aus seinen Memoiren: «Extrait des mémoires de M. le duc de Rovigo, concernant la catastrophe de Msgr. le duc d'Enghien» (Par. 1823), heraus, worin er die Hinrichtung des Herzogs auf Talleyrand schob. Er fiel über diese Angelegenheit aufs neue bei Hofe in Ungnade und ging nun mit seiner Familie nach Rom, von wo er erst nach der Julirevolution nach Frankreich zurückkehrte. Von Ludwig Philipp erhielt er 1. Dec. 1831 den Oberbefehl in Algier, wurde jedoch 1833 abberufen. Er starb 2. Juni 1833. In seinen «Mémoires» (8 Bde., Par. 1828) suchte er sich und Napoleon zu rechtfertigen. Auch veröffentlichte er: «Mémoires du duc de Rovigo sur la mort de Pichegru etc.» (Par. 1825).

Save oder Sau, ein Nebenfluß der Donau in Oesterreich, entspringt aus einem kleinen Alpensee in der Nähe des Terglou, durchströmt zunächst das Herzogthum Krain und wird, nachdem er die Laibach aufgenommen, schiffbar. Hierauf bildet er die Grenze zwischen Krain und Steiermark, durchfließt dann Kroatien, tritt in die Militärgrenze über und bezeichnet bis Semlin und Belgrad, wo er in die Donau mündet, die Grenze Oesterreich-Ungarns gegen Bosnien und Serbien. Die Länge seines Laufs beträgt 713 Kilom. und zu seinen Nebenflüssen gehören, außer der Laibach, die schiffbare Kulpa, die Unna, die Bosna und die Drina.

Saverne ist der franz. Name des Flusses Severn (s. d.) in England und der Stadt Zabern (s. d.) im Elsaß.

Savigliano (franz. Savillan), Stadt in der Provinz Coni des Königreichs Italien, und zwar im District Saluzzo, zwischen der Maira und Grana, 52 Kilom. von Turin, in einer schönen, fruchtbaren Ebene Piemonts, an der Eisenbahn Turin-Coni und Savigliano-Saluzzo gelegen, ist ein freundlicher Ort und durch Mauern und Thürme etwas befestigt. Die Stadt hat breite und regelmäßige Straßen, ein schönes Stadtthor in Form eines Triumphbogens, einen großen, mit Säulenhallen umgebenen Marktplatz, eine Benedictinerabtei, eine Stiftskirche und zählt (Ende 1872) 16,150 E., welche Fabriken in Tuch, Leinwand und Seidenzeugen unterhalten und Handel, besonders mit Vieh, treiben. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde die Festung von den Franzosen geschleift. Dieselben besetzten die Stadt 15. Sept. und 3. Nov. 1799, verloren sie aber wieder infolge des Gefechts vom 18. Sept. und der Schlacht vom 4. und 5. Nov. durch die Oesterreicher und Russen unter Melas. Letztere Schlacht wird auch nach dem $3^1/_2$ Kilom. südöstlich von S. gelegenen Dorfe Genola benannt.

Savigny (Friedr. Karl von), einer der ausgezeichnetsten Romanisten, geb. 21. Febr. 1779 zu Frankfurt a. M., bezog schon Ostern 1796 die Universität Marburg, wo er sich dem Rechtsstudium zu widmen begann. Nachdem er auch vorübergehend Göttingen, Leipzig und Halle sowie Jena besucht und einige Reisen gemacht, promovirte er im Herbst 1800 an der Universität Marburg und begann daselbst jurist. Vorlesungen, zuerst als Privatdocent, dann als außerord. Professor. In dieser Stellung schrieb er 1803 sein vortreffliches Werk «Das Recht des Besitzes» (7. Aufl. von Rudorff, Gieß. 1865). Im Frühjahr 1804 vermählte er sich mit Kuni-

gunde, Tochter des Geheimraths Brentano zu Frankfurt a. M., der Schwester des Dichters Brentano und der Elisabeth (Bettina) von Arnim. Hierauf widmete er sich auf mehrjährigen Reisen durch Deutschland und Frankreich der Aufsuchung unbekannter Quellen des röm. Rechts und der Rechtsgeschichte. Im J. 1808 wurde er Professor der Rechte in Landshut und 1810 bei Errichtung der Universität in Berlin einer der ersten Lehrer an derselben, 1817 Mitglied des Staatsraths, 1819 auch Rath des für die rhein. Provinzen errichteten Revisionshofs und endlich 1842 preuß. Geh. Staatsminister und Justizminister. Seine Vorträge als Professor, vorzüglich über die Institutionen, verbunden mit der Geschichte des röm. Rechts, und über die Pandekten, fanden wegen ihrer außerordentlichen Klarheit, Präcision und Reinheit des Ausdrucks sowie bei ihrem Inhaltsreichthum eine große Theilnahme. Er gehörte zu den Führern der sog. historischen Schule der Rechtsgelehrten, obwol man ihn, ohne Hugo und Schlosser Unrecht zu thun, nicht den Stifter derselben nennen kann. Innerhalb dieser Richtung trat S. zur Zeit der Befreiungskriege den Vorschlägen von Thibaut, Schmid, Gönner u. a., welche ein vaterländisches, von der Herrschaft der fremden Rechte befreites Gesetz befürworteten, in der vielbekämpften Schrift «Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft» (Berl. 1814; 3. Aufl. 1840) entgegen. Die Haupthätigkeit S.'s war indessen histor. Untersuchungen zugewendet, denen man seine «Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter» (6 Bde., Heidelb. 1815—31; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1834; Bd. 4—7, 1850—51) zu verdanken hat. Demselben Gebiete gehören auch an mehrere Vorträge in der Akademie der Wissenschaften (z. B. «Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa», Berl. 1836) und eine Reihe von Abhandlungen in der von ihm mit Eichhorn und Göschen begründeten «Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft» (Berl. 1815 fg.). Diese kleinern Aufsätze erschienen später gesammelt als «Vermischte Schriften» (5 Bde., Berl. 1850). Erst in dem Hauptwerke: «System des heutigen röm. Rechts» (8 Bde., Berl. 1840—49), und dessen Fortsetzung: «Das Obligationenrecht» (2 Bde., Berl. 1851—53), widmete der Hauptvertreter der histor. Schule den Abwandlungen des röm. Gesetzes, welche das praktische Bedürfniß herbeigeführt, eine gewisse Anerkennung. Infolge der Märzereignisse des J. 1848 trat S. in das Privatleben zurück. Er starb 25. Oct. 1861. Vgl. S.'s Biographien von Stintzing (Berl. 1862), Rudorff (Berl. 1863) und Bethmann-Hollweg (Weim. 1867).

Savigny (Karl Friedr. von), preuß. Diplomat, der Sohn des Vorigen, geb. 1813 zu Berlin, erhielt seine Jugendbildung theilweise in Italien in streng kath. Lehranstalten. Nach der Rückkehr nach Berlin setzte er seine wissenschaftliche Ausbildung auf dem franz. Gymnasium fort und ging dann nach Paris, wo er sich 1831—33 jurist. und allgemein wissenschaftlichen Studien widmete. Später hörte er 1835 noch akademische Vorlesungen in München und trat 1836 beim Stadtgericht in Berlin ein, ging aber 1838 zur Diplomatie über. Er erhielt zunächst Anstellung bei der Gesandtschaft in Paris, 1840 bei der in London, war dann bis 1842 Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Dresden, darauf in Lissabon, und 1844 neun Monate lang Geschäftsträger in Kassel. Eine Specialmission führte ihn 1845 wieder nach Portugal; dann war er bis 1847 Legationsrath im Haag. Beim Ausbruch der franz. Februarrevolution von 1848 befand er sich zu Paris. Nach Ernennung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel wurde S. vortragender Rath im Ministerium des Auswärtigen und erhielt den Auftrag, dem Reichsverweser die Anerkennung und den Gehorsam von seiten Preußens aufzukündigen. Wie den preuß. Truppen nach Sachsen, so folgte S. auch dem preuß. Hauptquartier nach Baden als diplomatischer Beistand. Im Herbst 1849 wurde er außerordentlicher Gesandter am bad. Hofe, 1859 Gesandter in Dresden, 1863 in Brüssel, wo er sich an dem Scheldevertrag betheiligte. Im J. 1864 wurde er endlich preuß. Gesandter am Bundestage zu Frankfurt a. M.; in dieser Stellung verblieb er bis zu der gegen Preußen gerichteten Abstimmung vom 14. Juni 1866, gegen die er protestirte, um dann die Versammlung zu verlassen. Nach Abschluß des Nikolsburger Präliminarfriedens führte S. in Gemeinschaft mit dem Grafen Bismarck die Friedensverhandlungen mit den deutschen Staaten, die sich mit Preußen im Kriege befunden hatten. Die verwickelten Auseinandersetzungen mit Sachsen leitete er jedoch allein. Hierauf wurde er zum Bevollmächtigten bei der Vereinbarung des Norddeutschen Bundes designirt. Im Frühjahr 1867 trat er wegen Differenzen mit Bismarck aus dem Staatsdienst und übernahm ein Mandat für den Reichstag des Norddeutschen Bundes. Hier sowol als im preuß. Abgeordnetenhause trat er in scharfer Opposition gegen die Regierung auf und wurde schließlich einer der Hauptführer der klerikalen Centrumspartei. S. starb zu Frankfurt am M. 11. Febr. 1875 und wurde in der Familiengruft des Familienguts Trages bei Hanau beigesetzt.

Savona, Stadt in der Provinz Genua des Königreichs Italien, 44 Kilom. südwestlich von Genua, an der Mündung des Küstenflüßchens Egabona und an der Eisenbahn Genua-Ventimiglia, die hier nach Bra abzweigt. Die Stadt besitzt einen Hafen, den ein auf einem Felsen im Meer stehendes Fort deckt, und hat meist enge und krumme Straßen. Außer einer an Gemälden reichen Kathedrale besitzt sie 20 andere Kirchen und ein 1853 erbautes schönes Theater. Sie ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs, eines Seminars, eines Collegiums, einer nautischen Schule und zählt (1876) 26,024 E., die Fabriken in Tuch, Fayence, Waffen, Seide, Papier, Glas, Seife, Vitriol, Pottasche, Parfumerien, Confituren, sowie Ankerschmieden unterhalten und rohe Seide und Südfrüchte zur Ausfuhr bringen. In den reizenden Umgebungen sind viele Glashütten und Thonbrennereien sowie prächtige Landsitze des genuesischen Adels. Die Seife soll hier erfunden sein. Die Stadt hieß im Alterthum Sava und erregte im Mittelalter durch die Blüte ihres Handels den Neid der Genueser, die 1525 ihren Hafen zerstörten. Von den Engländern wurde S. 1745 vergeblich bombardirt und die span.-franz. Flotte daselbst zerstört. Der König von Sardinien eroberte es hierauf 1746. Die Franzosen nahmen die Stadt 1809 und erhoben sie zum Hauptort des Depart. Montenotte. Dieselbe war 1809—12 der gezwungene Aufenthalt des Papstes Pius VII.

Savonaröla (Girolämo), berühmt als religiöser und polit. Volksredner, stammte aus einer angesehenen Familie Paduas und wurde 21. Sept. 1452 zu Ferrara geboren. Er war als Enkel eines berühmten Arztes zur Arzneiwissenschaft bestimmt; doch das Vorbild des Thomas von Aquino bewog ihn, im Alter von 23 J. in Bologna Dominicaner zu werden. Einige Jahre nachher bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er beschloß, sie auf immer zu meiden. Darauf lehrte er Mathematik und Physik in Bologna. Das Aufsehen, welches ihm seine Talente erwarben, veranlaßte Lorenzo de' Medici, ihn 1489 nach Florenz zurückzurufen. Als Prior von San-Marco erlangte er nun durch hinreißende Reden und strengen Wandel einen wunderbaren Einfluß auf die Gemüther. In prophetischem Tone strafte er die unter Geistlichen und Laien herrschende Sittenlosigkeit. Um das Unglück Italiens abzuwenden, forderte er dringend eine Kirchenverbesserung; ja er scheute sich nicht, selbst gegen seinen Beschützer Lorenzo aufzutreten, unter welchem Ueppigkeit und freie Sitte über Gebühr zugenommen hatten. Nach dessen Tode und der Vertreibung seines Sohnes Piero 1494 nahm S. den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten. Er stellte sich an die Spitze derjenigen, die eine Theokratie mit Volksregierung wollten. Demgemäß wurde die gesetzgebende Gewalt einem Bürgerrath übergeben, der aus seiner Mitte einen engern Ausschuß erwählte. Allein es genügte dem Feuereifer S.'s nicht, den florentin. Staat umzuwälzen; auch die Misbräuche des röm. Hofs und der Lebenswandel seiner Amtsbrüder sollten einer Reform unterworfen werden. Sein heftiges, von Leidenschaft nicht freies Auftreten gegen Papst Alexander VI., dessen Regierung und Wandel den Anklagen nur zu vielen Raum gewährten, führten zu seiner Excommunication, die jedoch damals ihre Wirkung verfehlte. Ja sein Einfluß stieg noch höher, als Piero's de' Medici Versuch, sich in Florenz wieder Eingang zu verschaffen, fehlschlug. Aber die Vermengung der Rollen eines polit. und eines religiösen Reformators schadete S.'s Stellung und Ansehen und weckte ihm mächtige Gegner im geistlichen wie im Laienstande, deren Action ihm gefährlich wurde, als die allgemeinen polit. Verhältnisse im Bunde mit denen der florentin. Republik mit dem von ihm errichteten Volksstaat in Zwiespalt geriethen und endlich seine Partei, nicht ohne deren Schuld, zum Sturz brachten. Die härtesten Anklagen wurden gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben. Ein von einem seiner Anhänger angerufenes Gottesurtheil, welches nicht zu Stande kam, weil derselbe nur mit der geweihten Hostie in der Hand durch die Flammen schreiten wollte, gab den letzten Anlaß zu seinem schon unvermeidlich gewordenen Sturz. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpstl. Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs setzten die Entschlossenheit und Beredsamkeit S.'s seine Richter in Verlegenheit, aber durch Fälschung der Acten und durch die Folter gelang es endlich doch, das Wort Alexander's VI.: «Dieser Mensch muß sterben, wenn er auch ein Johannes der Täufer wäre», zu verwirklichen. S. wurde nebst zwei seiner Klostergenossen verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, was auch 23. Mai 1498 geschah. S.'s religiöse Einwirkung war sehr groß. Seine Predigten (Flor. 1496) sowie seine Auslegung des 31. und 51. Psalms, die Luther 1523 wieder herausgab, sind tiefsinnig und kräftig. Eine Sammlung seiner Werke, hauptsächlich philos. und ascetischen Inhalts, erschien zu Lyon (6 Bde., 1633—40); seine «Erwecklichen Schriften» übersetzte Rapp (Stuttg. 1839). Am 23. Mai 1875 wurde zu Ferrara seine vom Bildhauer Galetti aus Bologna gefertigte Marmorstatue

enthüllt. Vgl. außer den biographischen Schriften von Rudelbach (Hamb. 1835), Meier (Berl. 1836), Perrens (deutsch von Schröder, Braunschw. 1858) u. a. noch: Hase, «Neue Propheten» (Lpz. 1851), J. Huber (im «Histor. Taschenbuch», Lpz. 1875) und besonders Villari, «Storia di S.» (2 Bde., Flor. 1859—61; deutsch von Berduschek, 2 Bde., Lpz. 1868). Die neuere Zeit hat zahlreiche Documente über S. veröffentlicht, welche Ranke in dem Aufsatz über S. («Histor.-biographische Studien», Lpz. 1877) benutzt hat. Eine poetische Darstellung der Ideen und Schicksale S.'s gab Nikolaus Lenau (Stuttg. 1837; 4. Aufl. 1853).

Savoyen (ital. Savoja, franz. Savoie, lat. Sapaudia), ein vormals zum Königreiche Sardinien gehöriges, aber durch den Staatsvertrag vom 24. März 1860 an Frankreich abgetretenes und diesem im Juni desselben Jahres einverleibtes Herzogthum, von der Schweiz (Genf, Genfersee und Wallis) im N. und NW., von Piemont im O. und SO., vom Dauphiné im S. und SW. begrenzt und durch den Rhône vom franz. Depart. Ain getrennt, ist das am höchsten gelegene Land Europas. Seine östl. Seite bedecken die Grajischen Alpen, die im Montblanc, Kleinen Bernhard und Mont-Cenis ihre berühmtesten Spitzen haben. Im Süden und Südwesten berühren das Land die Cottischen, im Nordosten die Peninischen Alpen. Die meisten dieser Alpen sind mit ewigem Schnee bedeckt und mit Gletschern behangen. Das schönste und großartigste Thal ist das von Chamouny (s. d.). Hauptflüsse sind der Rhône, die Isère, Arve und Arc. Vom Ufer des Genfersees gehören zu S. 67 Kilom. Kleinere Seen des Landes sind der von Annecy und der bei Bourget (28 und 75 QKilom.) mit der sog. Wunderquelle, deren Wasser von 20 Minuten bis gegen 3 Stunden ausbleibt. Das Klima ist im Osten rauher als im Westen und im ganzen sehr veränderlich, sodaß es oft in einem Tage von strenger Kälte zur Hitze übergeht. Der Boden ist meist steinig und wenig fruchtbar. Da, wo er urbar gemacht werden kann, producirt er Getreide, doch nicht hinlänglich, guten Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien. Auch sind die Waldungen ansehnlich, der Wiesewachs gut, sodaß eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen gibt es viel Wild, auch Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei und Eisen, Steinkohlen, Marmor und Salz. Fabriken gibt es nur wenige. Die Einwohner reden meist ein verdorbenes Französisch. Die Savoyarden sind ein armes Volk, doch wegen ihrer Treue, Biederkeit und Arbeitsamkeit bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes und ihrer Genügsamkeit gewährt ihnen der Boden nicht ausreichend Nahrung, sodaß sie in großen Massen nach andern Ländern, namentlich nach Frankreich als Arbeiter auswandern. Sie leiden bis in 810 Mt. Höhe sehr am Kropf und Cretinismus. Vor der Abtretung an Frankreich zerfiel das Herzogthum in die sieben Provinzen Chambéry (Ciamberi), Hochsavoyen (Alta Savoja), Maurienne (Moriana) und Tarentaise (Tarantasia), Genevais (Genevese), Chablais (Ciablese) und Faucigni (Fosigni), wovon seit 1851 die vier ersten die Division Chambéry, die drei letzten die Division Annecy bildeten. Hauptstadt des Herzogthums war Chambéry.

Gegenwärtig zu Frankreich gehörig, zerfällt das Land in die beiden Departements Savoie im Süden und Haute-Savoie im Norden, die aber weder den frühern Divisionen noch den unter dem ersten Kaiserreiche bestehenden Departements Montblanc und Léman genau entsprechen. Beide haben zusammen ein Areal von 10,076,35 QKilom. mit (nach dem Census von 1876) einer Bevölkerung von 542,162 Seelen. Beide Departements gehören zum Appellhofe und zur Akademie von Chambéry, zum 14. Armeecorps in Lyon und zur 27. Militärdivision in Grenoble. In kirchlicher Beziehung steht Haute-Savoie unter dem Erzbischofe von Chambéry, dagegen Savoie theilweise unter diesem, theilweise unter dem Bischofe von St.-Jean de Maurienne. Beide Departements werden von der Savoyischen Eisenbahn durchschnitten, welche von Culoz am Rhône über Chambéry durch das Mauriennethal oder Thal des Arc nach Modane, nahe dem Tunnel des Mont-Cenis, führt, den seit 1805 eine Kunststraße und seit 1867 eine Eisenbahn überschreitet. Das Departement Savoie zählte 1876 auf 5759,2 QKilom. nur 268,361 E. (gegen 267,958 im J. 1872 Zunahme 0,15 Proc.) und zerfällt in die vier Arrondissements Chambéry, Albertville, Moutiers und St.-Jean de Maurienne, zusammen mit 29 Cantonen und 327 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Chambéry (s. d.). Das Departement Haute-Savoie oder Hochsavoyen zählte 1876 auf 4317,15 QKilom. 273,801 E. (gegen 273,027 im J. 1872 Zunahme 0,28 Proc.) und wird in die vier Arrondissements Annecy, Bonneville, St.-Julien und Thonon getheilt, die zusammen 313 Gemeinden in 28 Cantonen umfassen. Die Hauptstadt ist Annecy (s. d.).

S. gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien. Sodann stand es seit 122 v. Chr. unter röm. Herrschaft, bis es 447 an das burgund. Reich kam. Beim Untergange desselben 534

wurde es fränk. Provinz und 879 ein Theil des Arelatischen Reichs, mit dem es 1032 an Deutschland gelangte. Das Land wurde hierauf durch Grafen als Vasallen des Reichs verwaltet, unter welchen der Markgraf von Susa der mächtigste war. Als dessen Haus 1035 erlosch, erlangten die Grafen von Maurienne, die Stammväter der Herzoge von S., das Uebergewicht über die andern Statthalter. Als erster Graf von Maurienne wird Beroald erwähnt, ein Sachse, den der letzte König im Arelat, Rudolf III., 1016 zum Statthalter ernannt haben soll. Graf Amadeus I. (gest. 1072) brachte durch seine Verheirathung Susa, Aosta und Turin an sein Haus. Unter Amadeus II. wurden 1111 durch Kaiser Heinrich V. die Besitzungen des Hauses zur Reichsgrafschaft erhoben, die nun den Namen S. erhielt. Graf Thomas I. (gest. 1233) erwarb durch Kauf die Stadt Chambéry sowie das Waadtland und erhielt viele Reichslehen. Den Grafen Amadeus III. (gest. 1253) erhob der Kaiser Friedrich II. zum Herzog von Chablais und Aosta. Seine Neffen, Thomas und Amadeus IV., Söhne des Grafen Thomas von Piemont, wurden als Erben der Grafschaft S. die Stifter der Linien Piemont und Savoyen. Die erstere wurde in den Reichsfürstenstand erhoben und erlosch 1418, worauf Piemont wieder an S. fiel. Der Stifter dieser letztern Linie, Amadeus V. (IV.; gest. 1323) wurde Reichsfürst und führte 1307 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein. Der Fürst Aymon, gest. 1343, erwarb durch seine Vermählung die Anwartschaft auf Montferrat. Der Fürst Amadeus VI. (gest. 1391) unterwarf sich 1388 die Grafschaft Nizza, Ventimiglia u. s. w. Sein Sohn Amadeus VII., der 1401 die Grafschaft Genevois kaufte, viele andere Besitzungen erwarb und 1416 von Kaiser Sigismund zum Herzog erhoben wurde, legte 1434 die Regierung nieder. Er war 1439—48 unter dem Namen Felix V. Papst, leistete aber, da ihm die Beseitigung des Schisma nicht gelang, Verzicht und starb 1451 zu Genf. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig (gest. 1465) vermählte sich 1438 mit Anna von Lusignan, der Tochter des Königs Johann II. von Cypern. Ihm folgte sein erstgeborener Sohn Amadeus VIII. (gest. 1472). Der zweite Sohn Ludwig (gest. 1482) vermählte sich mit der Königin Charlotte von Cypern; ein dritter Sohn, Philibert, stellte sich an die Spitze des piemontes. Adels gegen seinen ältern Bruder und erregte große Unruhen, bis er in Gefangenschaft gerieth. Auf Amadeus VIII. folgten seine Söhne Philibert (gest. 1482) und Karl I. (gest. 1489), den die Königin Charlotte 1485 zum Erben von Cypern einsetzte. Seit dieser Zeit führt das Haus S. den Königstitel von Cypern, wie es sich auch wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem den königl. Titel von diesem beilegte. Karl's I. Sohn und Nachfolger Karl II. starb 1496 unmündig; ihm folgte Philibert II., der 1504 starb. Unter dessen Bruder und Nachfolger, dem Herzoge Karl III. (gest. 1553), der in dem Kriege zwischen dem Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich auf des erstern Seite stand, gingen 1533 nicht nur das Walliserland und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben, und 1536 das Waadtland, Chablais und Gex, welches von Bern in Besitz genommen wurde, verloren, sondern es theilten sich schließlich in dem Vertrage zu Nizza von 1538 Frankreich und der Kaiser in die gesammten savoyischen Länder. Erst Karl's III. Sohne, dem Herzog Philibert Emanuel, der als Feldherr Karl's V. und Philipp's II. im Kriege gegen Frankreich sich einen berühmten Namen erwarb, gelang es, im Frieden zu Château-Cambrésis 1559 und in dem zu Lausanne 1564 die väterlichen Besitzungen wieder zu erlangen. Inzwischen hatte sich der Protestantismus in S. ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte der Herzog die Protestanten, denen sich die in Piemont angesiedelten Waldenser (s. d.) angeschlossen hatten, mit Gewalt bekehren; allein wiederholt in den befestigten Gebirgen von ihnen geschlagen, mußte er ihnen endlich freie Religionsübung einräumen. Uebrigens suchte er sein vorher träges und unthätiges Volk zu einem gewerbfleißigen zu erheben; besonders legte er durch Anpflanzung vieler Maulbeerbäume den Grund zum Seidenbau. Auch ließ er Festungen und die Citadelle von Turin anlegen. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstenthum Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tenda an sein Haus. Ihm folgten in der Regierung Karl Emanuel I., 1580—1630, dessen Söhne Victor Amadeus I. und Thomas die Stifter der ältern Linie Savoyen und der Linie Savoyen-Carignan wurden. Auf Victor Amadeus (gest. 1637) folgten dessen Söhne Franz Hyacinth, der nur ein Jahr regierte, und Karl Emanuel II., 1638—75. Des letztern Sohn und Nachfolger, Herzog Victor Amadeus II., erwarb im Spanischen Erbfolgekriege durch schlaues Handeln einige Stücke von Mailand (Alessandria, Val-di-Sesia u. s. w.) als Reichslehen und das Herzogthum Montferrat, sowie im Utrechter Frieden von 1713 Sicilien mit dem Königstitel. Doch mußte er 1720 Sicilien gegen die Insel Sardinien an Oesterreich abtreten, worauf er Sardinien und S. zu einem Königreiche

Sardinien erhob. Nach dem Erlöschen der ältern Linie Savoyen im Mannsstamme mit dem Könige Karl Felix, 27. April 1831, folgte auf dem sardin. Throne die Linie Savoyen-Carignan in dem Herzoge Karl Albert (s. d.). Aus einer Seitenlinie der letztern stammt der Graf Eugen (geb. 1816), der 1834 zum Prinzen von Savoyen-Carignan erklärt wurde. König Victor Emanuel II. (s. d.) brachte durch den Krieg von 1859 das Haus S. auf den Thron von Italien, mußte aber für die von Kaiser Napoleon III. geleistete Unterstützung S. und Nizza durch den Vertrag vom 24. März 1860 an Frankreich abtreten. (S. Sardinien, Italien und Frankreich.) Vgl. außer den Werken über das Königreich Sardinien: Guichenon, «Histoire généalogique de la maison royale de Savoie» (2 Bde., Lyon 1660); Cibrario, «Notizie sopra la storia dei principi di Savoja» (Tur. 1825); Frézet, «Histoire de la maison de Savoie» (3 Bde., Tur. 1826—28); Bertolotti, «Compendio della storia della casa di Savoja» (Tur. 1830); St.-Genis, «Histoire de Savoie» (3 Bde., Chambéry 1869).

Sax (Antoine Joseph Adolphe), ein Blasinstrumentenmacher, geb. zu Dinant in Belgien 6. Nov. 1814 als der Sohn des ebenfalls bedeutenden Instrumentenbauers Charles Prosper S. (geb. zu Dinant 1793, gest. 1865 zu Paris), bildete sich in der Fabrik seines Vaters und erregte Aufsehen durch seine an der gewöhnlichen Clarinette und an der Baßclarinette angebrachten Verbesserungen. Er wandte sich 1842 nach Paris und errichtete hier eine Instrumentenfabrik, aus der seine Erfindung der Saxophone (Blechinstrumente, bei denen dasselbe System der vibratorischen Erschütterung wie bei der Clarinette angewendet wird) sowie die der Saxhörner, Saxtrombas und Saxtubas hervorgingen. Am Conservatorium zu Paris ist er zum Professor des Saxophons ernannt worden.

Saxifräga, Steinbrech, Name einer zur 10. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, Typus der nach ihr benannten dikotylen Familie der Saxifrageen. Ihre sehr zahlreichen Arten sind der Mehrzahl nach perennirende zierliche Alpenkräuter mit rosettenständigen oder büschel- und rasenförmig angeordneten Blättern und wenig beblätterten Stengeln, welche bald einzelnstehende, bald rispig gruppirte Blüten von meist weißer Farbe besitzen. Diese bestehen aus einem fünfspaltigen oder fünftheiligen Kelche, einer fünfblätterigen Blumenkrone, welche sammt den zehn Staubgefäßen perigynisch um den oberständigen oder epigynisch auf dem unterständigen, zwei Griffel tragenden Fruchtknoten gestellt sind, aus dem sich eine zweischnäbelige, zweifächerige, vielsamige Kapsel entwickelt. Die gemeinste deutsche Art dieser Gattung ist der Wiesensteinbrech (S. granulata L.), eine durch zahlreiche, traubig gruppirte Brutknöllchen am Wurzelstock ausgezeichnete Wiesenpflanze, welche mit ihren ziemlich großen, weißen, in lockere Rispen gestellten Blumen im Frühlinge alle Wiesen und Grasplätze ziert. Mehrere ausländische Arten sind zu verbreitetern, allgemein beliebten Zierpflanzen geworden, namentlich die aus Sibirien stammende S. crassifolia L. mit großen, länglichen, etwas fleischigen Grundblättern und schön rosenrothen Blüten in großen, dichten, auf dickem, rothem, fleischigem Stiele befindlichen Sträußen, und die in den Pyrenäen heimische S. umbrosa L., welche eine Rosette knorpelig gerandeter und gezähnter Grundblätter besitzt und ihre zierlichen, weißen, gelb und roth punktirten Blümchen in einer länglichen Rispe trägt. Diese Art ist unter dem Namen Porzellan- und Jehovahblümchen bekannt. Beide Arten nebst andern in den Alpen einheimischen (S. crespitosa, exareta, Aizoon, aizoides u. a.) benutzt man zur Verzierung künstlicher Felsgruppen.

Saxo, mit dem Beinamen Grammaticus, d. i. der Gelehrte, der berühmteste unter den alten dän. Geschichtschreibern, war Schreiber des Bischofs Absalon, der 1178 Erzbischof von Lund wurde und S. veranlaßte, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, die er bis 1186 fortführte. Er hat den Erzbischof überlebt und ist um 1208 gestorben. Justin und andere röm. Schriftsteller waren seine Vorbilder, und seine Sprache und Darstellung sind, verglichen mit den übrigen Chronisten des Mittelalters, aller Anerkennung werth, wie ihn denn auch Erasmus seiner Eleganz halber bewunderte. Auch das trägt zur Erhöhung seines Ruhmes bei, daß er, obgleich Kleriker, im geringsten nicht durch Standesvorurtheile sich in seiner geschichtlichen Grundanschauung bestimmen ließ. Was aber seine Glaubwürdigkeit als Geschichtschreiber betrifft, so muß man nothwendig die sieben letzten Bücher seiner «Historia Danica» von den neun ersten sondern. In jenen, welche er vermuthlich zuerst geschrieben hat, ist er durchgängig als Quelle zu gebrauchen, besonders für die Zeit siegreicher Kriegsthaten, in welcher Absalon die glänzendste Rolle spielte; die alte Geschichte aber hat er einfach und ohne alle Kritik nach den alten dän. Sagen erzählt, denen er einen geschichtlichen Anstrich und lat. Form zu geben suchte. Aber gerade durch die Ueberlieferung dieser Sagen ist er für uns von

großer Wichtigkeit. Die Hauptausgabe seiner «Historia Danica» ist die auf der reichsten urkundlichen Forschung ruhende, mit einem tüchtigen kritischen Apparat unterstützte von P. E. Müller (vollendet von J. M. Velschow, 3 Bde., Kopenh. 1839—58). Treffliche dän. Uebersetzungen des S. lieferten Vedel (Kopenh. 1575 und 1610; neue Ausg. von Wegener, Kopenh. 1851) und Grundtvig (3 Bde., Kopenh. 1818—22). Nach Dahlmann's «Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte» (Bd. 1, Altona 1822) ist das bedeutendste Werk zur Kritik der neun ersten Bücher des Saxo P. E. Müller's «Kritische Untersuchung der Sagengeschichte Dänemarks und Norwegens» (Kopenh. 1823).

Saxon, Dorf im Bezirk Martigny des schweiz. Cantons Wallis, 534 Mt. über dem Meere, 18 Kilom. südwestlich von Sitten (s. d.) auf der linken Seite des Rhônethals am Fuße eines mit einer Kirche und Schloßruine geschmückten Hügels anmuthig gelegen, zählt (1870) 1610 E. und ist Station der Bahn Lausanne-St.-Maurice-Brieg. Etwa 700 Mt. westlich vom Dorfe liegt in der sumpfigen, schlecht angebauten Niederung des Rhônethals das Bad S. les Bains mit intermittirender erdiger Jodtherme, einem Curhaus und einem Casino. Die in dem letztern früher befindliche Spielhölle, welcher das Bad jedenfalls den größten Theil seiner Frequenz verdankte, ist durch Bundesbeschluß 31. Dec. 1877 aufgehoben worden.

Say (Jean Baptiste), einer der ausgezeichnetsten Nationalökonomen Frankreichs, geb. 5. Jan. 1767 zu Lyon, widmete sich anfangs dem Handel, als er aber in der ersten Zeit der Revolution nach Paris gekommen war, gelehrten Beschäftigungen. Mirabeau benutzte sein Talent bei der Redaction des «Courrier de Provence»; dann wurde er 1792 Secretär des Finanzministers Clavière und nach dem 18. Brumaire Mitglied des Tribunats. Als er aber mit mehrern Collegen wegen gemeinschaftlicher Opposition von Bonaparte aus dieser Stellung entfernt war, zog er sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurück und widmete sich ausschließlich wissenschaftlichen Forschungen. Er starb 15. Nov. 1832. Seine Hauptwerke sind: «Traité d'économie politique» (Par. 1803; 8. sehr vermehrte Aufl., 2 Bde., 1876; deutsch von Morstadt, Heidelb. 1830) und der «Cours complet d'économie politique pratique» (6 Bde., Par. 1829; 3. Aufl. von Horace S., 2 Bde., 1852). Auch ist sein «Catéchisme d'économie politique» (Par. 1815; neue Aufl. 1834; deutsch, Karlsr. 1816; 3. Aufl. 1826) zu erwähnen. Eine seiner geistreichsten Schriften ist «Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société» (Par. 1817; deutsch, Altenb. 1821). Auch seine statist. Werke «De l'Angleterre et des Anglais» (Par. 1815) und «Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France» (Par. 1818) sind geschätzt. Seinen Nachlaß gab sein Schwiegersohn Charles Comte heraus unter dem Titel «Mélanges et correspondance d'économie politique» (Par. 1833). S.'s Hauptverdienst besteht darin, die Lehre Adam Smith's (s. d.) in ein System gebracht und für die große Masse der Gebildeten zugänglich gemacht zu haben. Weitere wissenschaftliche Verdienste um die Volkswirthschaft erwarb sich S. auch noch dadurch, daß er die Kapitalnutzungen als selbstständige Tauschgüter betrachten lehrte, sowie durch seine Theorie der Absatzwege, nach welcher Producte nur mit Producten bezahlt werden, es also niemals allen zugleich an Absatz fehlen könne. — Horace Emile S., des Vorigen Sohn, geb. zu Noisy-le-Sec 11. März 1794, gest. 26. Juli 1860 zu Paris als Staatsrath, hat sich literarisch ebenfalls durch staatswissenschaftliche Arbeiten, namentlich durch seine «Études sur l'administration de la ville de Paris» (Par. 1845) bekannt gemacht. — Jean Baptiste Léon S., franz. Finanz- und Staatsmann, Sohn des Vorigen, geb. 1826 in Paris, widmete sich früh dem Studium der Nationalökonomie und schrieb für das «Journal des Économistes» und das «Journal des Débats» vorzüglich über finanzielle Fragen. Infolge seiner Verheirathung mit Fräulein Bertin wurde er Miteigenthümer des zuletzt genannten Journals. Nachdem er 8. Febr. 1871 zum Abgeordneten des Seine-Departements in die Nationalversammlung gewählt worden war, schloß er sich hier dem linken Centrum an. Im Juni 1871 zum Seinepräfecten und im Dec. 1872 zum Finanzminister ernannt, bekleidete er dieses letztere Amt bis ans Ende der Präsidentschaft von Thiers (24. Mai 1873), nahm sodann seinen Platz wieder im linken Centrum und erklärte sich im Moment der «Fusion» gegen jeden Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie und für die Organisirung der conservativen Republik. Nach der Annahme der Constitution vom 25. Febr. wurde er abermals als Finanzminister in das am 10. März 1875 vom Marschall Mac-Mahon gebildete Cabinet berufen, gerieth aber bald in Zwistigkeiten mit seinem Collegen Buffet (s. d.), Vicepräsidenten des Ministerconseils und Haupturheber des 24. Mai und der Majorität, welche den Sturz von Thiers herbeigeführt hatten. Bei den Senatorwahlen 30. Jan. 1876 ließ sich S. als

Candidat im Depart. Seine-Oise gemeinschaftlich mit zwei constitutionellen Oppositionscandidaten auf eine Liste setzen, die mit Stimmenmehrheit durchging und seinen Austritt aus dem Buffet'schen Ministerium zur Folge hatte. In dem parlamentarisch-constitutionellen Cabinete vom 14. Dec. 1877 wurde er von neuem Finanzminister. S. hat mehrere namhafte nationalökonomische Arbeiten verfaßt, unter andern: «Histoire de la caisse d'escompte» (1848) und «Rapport sur le payement de l'indemnité de guerre» (1874). Im Dec. 1874 wurde S. zum Mitgliede der Akademie gewählt.

Sayce (Archibald Henry), engl. Sprachforscher und Assyriolog, geb. zu Shirehampton bei Bristol 25. März 1846, empfing seine erste Erziehung zu Bath, wurde 1865 Scholar in Oxford, 1871 zum Priester ordinirt und erhielt 1876 die Professur der vergleichenden Philologie in Oxford. Außer Beiträgen in den «Transactions of the society for biblical archaeology» gab er zuerst ein «Assyrian grammar» namentlich mit Hinblick auf Sprachvergleichung heraus (Lond. 1871), dann eine andere «Grammar of Assyrian language» (1875) und «Assyrian lectures» (1877), sowie «Contributions to essays on the endowment of research» (1876) und «Introduction to the science of language» (1879).

Sayn und Wittgenstein. Die ehemalige reichsunmittelbare Grafschaft Sayn, im Westerwalde und zum Westfälischen Kreise gehörig, umfaßte 1380 QKilom. und bestand aus zwei Theilen, Hachenburg, das jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden (Herzogthum Nassau), und Altenkirchen, das seit 1815 zur preuß. Rheinprovinz gehört. Die Grafschaft war eine Besitzung der nach ihr genannten Grafen von Sayn, deren Stammburg Sayn, jetzt in Trümmern, bei dem gleichnamigen Dorfe im Regierungsbezirk Koblenz liegt. Das Geschlecht erloschen im männlichen Stamme 1246, und die Grafschaft kam nun an des letzten Grafen Heinrich II. Schwester Adelheid, die mit dem Grafen Johann von Sponheim vermählt war. Von den aus dieser Ehe hervorgegangenen Söhnen erhielt bei der Theilung der Besitzungen 1264 Heinrich die Grafschaft Sponheim, Gottfried die Grafschaft Sayn. Letzterer verheirathete sich mit der Erbgräfin von Homburg in der Mark, und seine Söhne Johann und Engelbert wurden 1294 die Stifter zweier Linien des Hauses S., der ältern, welcher die Grafschaft S. und die Hälfte von Homburg, und der jüngern, welcher die andere Hälfte von Homburg und das Schloß Vallendar zufielen. Engelbert's Enkel, Valentin, vermählte sich mit der Erbgräfin Elisabeth von Wittgenstein und nahm nun für sich und seine Nachkommen den Namen Sayn und Wittgenstein an. Als 1606 die ältere Linie mit Graf Heinrich IV. ausstarb, fiel die Grafschaft Sayn an die jüngere. Der Graf Ludwig der Aeltere theilte bei seinem Tode 1607 seine Besitzungen unter seine drei Söhne und so entstanden durch den ältesten, Georg, die Linie S.-Wittgenstein-Berleburg; durch den zweiten, Wilhelm III., S.-Wittgenstein-Sayn, und durch den dritten, Ludwig, S.-Wittgenstein-Hohenstein, von denen nur noch die erste und letzte bestehen.

I. Die Linie Sayn-Wittgenstein-Berleburg, welcher von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, die Grafschaft Homburg und die Herrschaft Neumagen an der Mosel zufielen, theilte sich 1694 durch des Grafen Ludwig Franz Söhne in drei Speciallinien: S.-Wittgenstein-Berleburg, S.-Wittgenstein-Karlsburg und S.-Wittgenstein-Ludwigsburg. Die erstere, Sayn-Wittgenstein-Berleburg, gestiftet vom Grafen Kasimir, gest. 5. Juni 1741, erhielt eine Curiatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank und 1792 die Reichsfürstenwürde. Sie verlor im Luneviller Frieden die Herrschaft Neumagen, wurde aber dafür durch eine Jahresrente entschädigt. Ihr Besitzthum ist infolge der Wiener-Congreß-Acte von 1815 sowie eines Vertrags vom 30. Juni 1816 der Krone Preußen standesherrlich untergeordnet, worauf durch eine Uebereinkunft mit Preußen (vom 16. Juli 1821) die standesherrlichen Verhältnisse näher geregelt wurden. Chef der Linie ist gegenwärtig Fürst Albrecht, geb. 16. März 1834. Ein Oheim desselben, Prinz August, geb. 6. März 1788, gest. 6. Jan. 1874, herzogl. nassauischer Generallieutenant, war vom 21. Mai bis 20. Dec. 1849 Reichskriegsminister und seit 7. Febr. 1852 bis zur preuß. Occupation 1866 nassauischer Staatsminister ohne Portefeuille und Ministerpräsident. Dessen Sohn, Prinz Emil, geb. 21. April 1824, russ. Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers, hat sich als Dichter bekannt gemacht («Gedichte», 1844; «Deutsche Lieder», 1848; «Ablau-Aga», 1856, u. s. w.). Die Linie Sayn-Wittgenstein-Karlsburg wurde durch den Grafen Karl (gest. 18. Jan. 1749) gestiftet. Dessen Sohn, Graf Adolf Wilhelm Ludwig (geb. 30. Juli 1740, gest. 19. Jan. 1811 als großherzogl. hess. Generallieutenant), war der Vater des Fürsten Ludwig (geb. 1786, gest. 1870), der keine männlichen Nachkommen besaß. Durch Familienverträge gingen daher

1861 die Eigenschaft eines Chefs der Karlsburger Speciallinie mit den damit verbundenen Rechten und Gerechtsamen, sowie die Besitzungen derselben (Karlsburg bei Berleburg) auf den Fürsten Ludwig, geb. 18. Juni 1799, gest. 20. Juni 1866, über, dessen Sohn, Graf Peter, geb. 10. Mai 1831, das Haupt der dritten Speciallinie oder der Linie Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg (gegründet vom Grafen Ludwig, gest. 24. Febr. 1750) ist. Letztere Linie wurde 1834 vom Könige von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Das vom Fürsten Ludwig gegründete, aus der Herrschaft Sayn und den damit vereinigten Vermögenstheilen bestehende Fideicommiß wurde 23. Sept. 1861 vom Könige von Preußen bestätigt und dem jeweiligen Fideicommiß-Chef die Würde eines erblichen Mitgliedes des Herrenhauses, sowie das Recht verliehen, sich von nun an Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Sayn (nach der 1846 erloschenen zweiten Hauptlinie) zu nennen. Der Großvater des jetzigen Fürsten Peter war der als Feldherr bekannte Graf Ludwig Adolf Peter von Sayn-Wittgenstein. (S. Wittgenstein.) — II. Die zweite Hauptlinie, Sayn-Wittgenstein-Sayn, die vom Grafen Wilhelm gestiftet wurde, erhielt bei der Theilung die Grafschaft Sayn. Als aber Wilhelm's ältester Sohn Ernst 1641 ohne männliche Erben mit Hinterlassung von zwei Töchtern starb, wußten sich diese im Besitze der Grafschaft Sayn zu behaupten und bildeten nun die beiden Specialllinien Sayn-Wittgenstein-Hachenburg und Sayn-Wittgenstein-Altenkirchen. Die Grafschaft Hachenburg gelangte durch Verheirathung der Erbtochter der Stifterin der Linie 1637 an die Burggrafen von Kirchberg und 1799 an Nassau-Weilburg; Altenkirchen kam durch die Vermählung der Stifterin an den Herzog Johann Georg von Sachsen-Weimar-Eisenach und nach dem Erlöschen seines Stammes 1741 an Brandenburg-Ansbach, 1791 an Preußen und 1802 an Nassau-Usingen. Der hierüber erhobene langwierige Rechtsstreit wurde erst bei dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 entschieden. Das Haus S. und Wittgenstein kam nicht wieder in den Besitz der Grafschaft Sayn; doch mußte Baden, an welches Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr abgetreten, an die Nachkommen des zweiten Sohnes des Grafen Wilhelm 300,000 Fl. zahlen und Nassau-Usingen ihn durch eine mit 300,000 Fl. ablösbare Rente von 12,000 Fl. entschädigen. Die Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Gustav, gest. 24. Juni 1846, dem Sohne des Grafen Friedrich, der 1812 bei Mosaisk fiel. — III. Die dritte Hauptlinie, Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, gestiftet vom Grafen Ludwig dem Jüngern, nahm den Beinamen Hohenstein erst 1647 an infolge der Belehnung von seiten Brandenburgs mit den zur Grafschaft Hohenstein gehörigen Herrschaften Lohra und Klettenberg, die aber später wieder an Brandenburg verkauft wurden. Sie hatte ebenfalls eine Curiatstimme auf der Wetterauischen Grafenbank, wurde 1804 in den Reichsfürstenstand, 1813 vom Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben und erhielt 1824 wegen der Grafschaft Wittgenstein eine Virilstimme in dem ersten Stande der westfäl. Provinziallande, verkaufte aber 1829 seine standesherrlichen Rechte gegen eine Jahresrente. Standesherr ist jetzt der Fürst Ludwig, geb. 20. Nov. 1831, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Vgl. «Antiquitates Saynenses a Joh. Phil. de Reiffeuberg anno 1644 collectae» (Aachen 1830); Dahlhoff, «Geschichte der Grafschaft Sayn» (Dillenburg 1874).

Sbirren hießen sonst in Italien, namentlich im Kirchenstaate, die militärisch organisirten Justiz- oder Polizeidiener. Ihr Anführer führte den Titel Barigello.

Scabinus, s. Schöppen.

Scabiosa, Pflanzengattung aus der 4. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Dipsaceen, besteht aus Kräutern und Halbsträuchern, welche durch mit einer Bracteenhülle umgebene Blütenkörbchen nach Art der Compositen ausgezeichnet sind, sowie dadurch, daß der unterständige Fruchtknoten von einer besondern Hülle (involucellum) umgeben ist, die als eine geschlossene oder durchbrochene Röhre mit verschiedenartig ausgebildetem Saume erscheint und auch noch die einsamige Nußfrucht umschlossen hält. Die sehr zahlreichen, von neuern Botanikern in verschiedene Gattungen (wie Asterocephalus, Calistemma, Lepicephalus u. s. w.) gebrachten Arten, sind namentlich durch Europa, die Mittelmeer- und Kaukasusländer und Sibirien verbreitet. Die bei uns gemeinste ist S. arvensis L. (Knautia arvensis Coult.), die sog. Knopfblume unserer Wiesen und Felder, ein zweijähriges Kraut mit fiederspaltigen behaarten Blättern und rosenrothen oder lilafarbenen Blumen, deren Blätter und Blüten früher officinell waren. Eine andere verbreitete Art ist der Teufelsabbiß (S. succisa L. oder Succisa pratensis Mönch.), welche im Hoch- und Spätsommer die frischen und moorigen Wiesen mit ihren kugeligen, azurblauen Blütenköpfchen ziert und ihren Namen von dem senkrechten wie abgebrochen oder abgebissen erscheinenden Wurzelstock erhalten hat. Auch

sie galt ehedem für ein wirksames Mittel gegen allerhand Krankheiten. Endlich gehört hierher eine unserer schönsten und verbreitetsten Garten-Sommerzierpflanzen, die südeurop. einjährige S. atropurpurea L., mit großen schwarzrothen Blütenkörbchen.

Scagliola heißt das Gemenge von feinem gebrannten Gips und gepulvertem Marienglas durch Leim zu einem Teige (Stucco) verbunden, aus dem man jetzt oft Ornamente herstellt.

Scala, der lat. und ital. Name für Tonleiter; ebenso wird nach Vorgang der ital. Schule diejenige Stimmübung die S. oder das Scalasingen genannt, welche dazu dienen soll, der Stimme eine durchgängig reine, wohlklingende, aller Stärkegrade sowie des Ab- und Zunehmens fähige, möglichst gleichartige Intonation zu geben. Auch die Instrumentisten, insbesondere Bläser und Streichinstrumente Spielende haben eine sorgfältige Scalaübung zur kunstmäßigen Ausbildung ihres Tons und Klangs nöthig.

Scala (lat. Scaligĕri), ein berühmtes Geschlecht des ital. Mittelalters, herrschte nach blutigem Wechsel der Freiheit und der Tyrannei und nach dem Sturze und der Vertilgung der Herren der Mark Treviso, der Ezeline aus dem ghibellinischen Hause Romano, in Verona 1260—1387. Ihre ersten Spuren finden sich in Verona vor der Mitte des 11. Jahrh. Auch werden Conti della S. in Piacenza und Lodi erwähnt. Mastino I. della S., der Gründer der Macht seines Hauses, wurde 1260 Podestà von Verona und 1262 Capitano des Volks. Der ghibellinischen Partei angehörend, regierte er mit Klugheit und Festigkeit, vergrößerte das Gebiet namentlich nach Norden, hielt Ruhe und unterstützte Konradin von Schwaben in seinem Kampfe gegen Karl von Anjou. Als Mastino 1279 aus Privatrache ermordet wurde, behauptete sein Bruder Alberto della S. die Signoria, in welcher er sich einen guten Namen machte und 1301 seinen ältesten Sohn Bartolommeo zum Nachfolger erhielt, welchem 1304 der zweite Bruder Alboin und in Gemeinschaft mit diesem 1308 Cangrande folgte. Kaiser Heinrich VII. belehnte das Haus mit Verona und andern Städten, wozu Vicenza, Padua und Treviso in der Folge kamen. Cangrande, 1311—29 allein regierend, war der größte und glücklichste Herrscher des Hauses und die vornehmste Stütze der Ghibellinen unter Heinrich VII. und Ludwig dem Baier. An seinem Hofe lebte eine Zeit lang der aus seiner Heimat verwiesene Dante. Ihm folgte 1329 sein Sohn Alberto II. in Gemeinschaft mit Mastino II. Glückliche Unternehmungen dehnten sein Gebiet nach allen Seiten, selbst bis Toscana (Lucca), aus, aber sie verwickelten ihn in einen Krieg mit Venedig und Florenz, der unentschieden blieb, aber Mastino's Macht schwächte. Von seinem Tode an, 1351, bietet die Geschichte des Hauses unter Cangrande II., Paolo Alboino, Can Signorio, Bartolommeo II. und Antonio nichts als ein Gewebe von Tyrannei und Schändlichkeiten dar. Endlich verdrängte 1387 Gian Galeazzo Visconti (s. d.) den letzten Regenten, Antonio della S., aus Verona. Als die Visconti um 1406 Verona an Venedig abtreten mußten, verlangten zwar die zwei noch lebenden Söhne des Antonio della S. vom Senate die Rückgabe Veronas; allein sie wurden geächtet und starben in der Verbannung. Der letzte der Scaligeri starb 1598 in bair. Diensten zu Neufrankenhofen in Baiern; durch Frauen stammen von ihnen die Dietrichstein (s. d.) und Lamberg (s. d). Zur Verschönerung Veronas trugen diese Herrscher viel bei. Ihre Denkmäler, namentlich die Mastino's II. und Can Signorio's, sind ebenso schön wie kunstgeschichtlich wichtig. Vgl. Litta in «Famiglie celebri italiane» und Leßmann, «Mastino II. della S.» (Berl. 1829).

Scaliger (Julius Cäsar), Philolog und Kritiker, geb. 23. April 1484 zu Riva am Gardasee, hieß eigentlich della Scala, nach einem Beinamen, den sein Vater, Benedetto Bordone, der zu Venedig zuletzt die Kunst eines Illuminirers betrieb, erhalten hatte. Nach seinem Vater nannte sich der Sohn auch Scaliger a Burden, suchte aber aus Eitelkeit zugleich sein Geschlecht von dem fürstl. Hause der Scala (s. d.) abzuleiten. Er lebte bis 1526 zu Venedig oder Padua ziemlich unbekannt und wendete sich 1529 nach Agen in Frankreich, wo er die Arzneikunst ausübte und 21. Oct. 1558 starb. S. besaß eine nicht gewöhnliche Kenntniß des Alterthums, die er fast nur durch Selbststudium sich erworben hatte. Als Naturforscher wurde er besonders mit Cardanus, als Philolog mit Erasmus in heftige Kämpfe verwickelt, gegen dessen «Ciceronianus» er zwei geharnischte Reden schrieb. Unter seinen philos. Schriften sind zu erwähnen: «De subtilitate» (Par. 1557 und Hanau 1647) und «De sapientia et beatitudine» (Genf 1573). Nicht ohne Werth für Physik und Naturgeschichte sind seine Commentare zu Hippokrates' «De insomniis» (Lyon 1538), zu Aristoteles' «De plantis» (Par. 1556 und Marb. 1598) und zu Theophrastus' «De causis plantarum» (Lyon 1566 und 1584). Eine rationale Behandlung der lat. Sprache unternahm er in dem Werke «De causis linguae Latinae» (Lyon 1540; Genf 1580 und Heidelb. 1623), und großen Ruhm erwarb ihm zu seiner Zeit

das Buch «Poetices, libri VII» (Lyon 1651 u. öfter), obgleich man darin Geschmack und Urtheil vermißt. Vgl. Jos. Scaliger, «De vetustate et splendore gentis Scaligerae et Julii Caesaris Scaligerae vita» (1591); Briquet, «Éloge de Jules César S.» (Agen 1812). — **Joseph Justus** S., Sohn des Vorigen, ebenfalls bekannt als Philolog und überdies der Begründer einer verbesserten Chronologie, geb. 5. Aug. 1540 zu Agen, widmete sich zu Bordeaux und später zu Paris unter Turnebus mit seltener Ausdauer dem Studium der classischen und orient. Sprachen, verließ aber Frankreich, da ihn sein Uebertritt zu der prot. Kirche von jeder Anstellung im Vaterlande ausschloß, und erhielt, nachdem er in Italien, England und Schottland Reisen gemacht, 1570 in Valence unter Cujas studirt, 1572—74 Professor in Genf gewesen war und dann 19 Jahre an verschiedenen Orten gelebt hatte, 1593 die Professur der schönen Wissenschaften zu Leiden (er wurde Nachfolger des Lipsius), die er, ohne Vorlesungen zu halten, bis an seinen Tod, 21. Jan. 1609, bekleidete. Er übertraf an Anmaßung und Rechthaberei noch seinen Vater und huldigte auch in der Bearbeitung alter Schriftsteller, namentlich des Ausonius (Leid. 1575), meist einer kühnen Kritik. Ein wahres Verdienst aber erwarb er sich durch das Werk «De emendatione temporum» (Par. 1583; beste Ausg., Genf 1629), indem er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie aufstellte, die Julianische Periode auffand und so gewissermaßen der Schöpfer dieser Wissenschaft wurde. Die von ihm selbst und andern entdeckten Irrthümer verbesserte er später in dem «Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon» (2 Bde., Leid. 1606; 2. Ausg., Amsterd. 1658). Auch machte er durch seine Schrift «De re numaria» (Leid. 1606) auf den Werth der Münzkunde aufmerksam. Nur geringen dichterischen Gehalt haben dagegen seine «Poemata» (Leid. 1615; neue Aufl., Berl. 1864); seine «Epistolae» (Lyon 1627) geben ein Bild von dem Gelehrtenwesen jener Zeit. Bald nach seinem Tode erschienen von Js. Casaubonus seine «Opuscula varia» (Par. 1610), später von Tan. Faber die «Scaligerana» (Grön. 1659 und Kopenh. 1667). S.'s «Olympiadenverzeichniß» wurde neuerdings von Scheibel (Berl. 1852) neu bearbeitet. Vgl. Bernays, «Jos. Justus S.» (Berl. 1855).

Scalpiren nennt man das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika mit verwundeten oder todten Feinden vorzunehmen pflegen, um die abgezogene Haut oder den Scalp als Siegeszeichen zu bewahren. Sie wickeln dabei das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit dem Messer in einigen Schnitten herunter. Das S. erregt einen unbeschreiblichen Schmerz, und nur selten sind die Beispiele, daß Scalpirte mit dem Leben davongekommen.

Scammonium heißt der in den Handel kommende eingedickte und getrocknete Milchsaft des Convolvulus Scammonia L. und auch anderer Pflanzen aus der Familie der Convolvulaceen. Die genannte Windenart wächst in Gebüschen und auf Bergen Griechenlands, Kleinasiens, Syriens u. s. w. und enthält in ihrem fleischigen, spindelförmigen, 1—1,3 Mt. langen und 12—16 Ctmt. starken, auswendig gelben, inwendig weißen Wurzelstock einen scharfen weißen Milchsaft, den man durch Einschnitte in die oben freigelegte Wurzel und Auffangen in Gefäßen gewinnt. Der frischausgelaufene, an der Luft bald erhärtende Saft wird vorher gewöhnlich mit Kreide, Gips, Mehl, Asche, Sand u. s. w. vermengt und kommt in formlosen Stücken in den Handel. Man unterscheidet zwei Sorten: S. von Aleppo und S. von Smyrna. Ersteres, die bessere Sorte, besteht aus leichten, undurchsichtigen, rauhen, scharfkantigen Stücken von grünlich-aschgrauer Farbe, hat einen anfangs unbedeutenden, sodann stark und unangenehm kratzenden Geschmack und gibt, mit Wasser zerrieben, eine grünliche Emulsion. Die zweite Sorte bildet schwere Stücke von dunkelbrauner Farbe und gibt mit Wasser keine grünliche, sondern eine grauweiße Emulsion. Das gereinigte S. bildet ein farbloses, durchsichtiges Harz. Dasselbe wird in der Heilkunde als starkwirkendes und scharfes Abführmittel angewendet. Unter dem Namen französisches S. kommt aus dem südl. Frankreich der eingedickte Milchsaft von Cynanchum monspeliacum L. in dichten schwarzen Massen in den Handel.

Scandiren (vom lat. scandere, hinansteigen) heißt einen Vers nach seiner metrischen und rhythmischen Gliederung richtig vortragen. Das regelrechte Abmessen der Verse, die Scansion, dient zur metrischen Einübung, darf aber bei der Declamation nicht hervortreten.

Scanzoni von Lichtenfels (Friedr. Wilh.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Geburtshelfer und Frauenärzte, geb. 21. Dec. 1821 zu Prag, widmete sich auf der Universität daselbst medic. Studien und wurde 1844 zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt. Nachdem er einige Zeit als Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause gewirkt, wurde er

1846 Assistent an der geburtshülflichen Klinik und 1848 ordinirender Arzt der Abtheilung für Frauenkrankheiten. Im J. 1850 ging er als Professor der Geburtshülfe an die Universität zu Würzburg, der er seitdem treu geblieben ist. S.'s Ruf als praktischer Arzt wie als akademischer Lehrer reicht weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind besonders hervorzuheben: das «Lehrbuch der Geburtshülfe» (Wien 1849 fg.; 4. Aufl., 3 Bde., 1866), welchem ein «Compendium der Geburtshülfe» (Wien 1854; 2. Aufl. 1861) folgte; ferner «Lehrbuch der Krankheiten der weiblichen Sexualorgane» (Wien 1856; 5. Aufl. 1876); «Die Krankheiten der weiblichen Brüste und Harnwerkzeuge» (2. Aufl., Prag 1859); «Beiträge zur Geburtskunde und Gynäkologie» (Bd. 1—4, Würzb. 1854—60); «Die chronische Metritis» (Wien 1863) u. s. w. Alle diese Werke wirkten epochemachend.

Scapulier (scapularium) heißt der Theil der Mönchskleidung, welcher aus zwei Stücken Tuch besteht, von denen das eine die Brust, das andere den Rücken deckt. Bei den Laienbrüdern geht das S. nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen bis auf die Füße. Am bekanntesten in der Geschichte des Mönchsthums ist das sog. heilige S. der Karmeliter, welches der Generalprior des Ordens, Simon Stock, 1251 von der Maria mit der Versicherung empfangen haben soll, daß der darin Sterbende den ewigen Strafen entgehe.

Scarabäus (lat., der Käfer) wird vorzugsweise der Heilige Käfer, Ateuchus sacer, genannt. Er gehört zu der Sippschaft der Mistkäfer, ist schwarz und glatt, etwa 4 Ctmt. lang, der Kopf schildförmig, vorn mit sechs Spitzen wie eine strahlende Sonne. Die Vorderbeine haben fingerförmig gezähnte Schienen, aber keine Füße (Tarsen). Er findet sich besonders an den Küsten des Mittelmeers, macht, wie alle Arten seiner Gattung, Pillen aus frischem Mist, in die er ein Ei legt, sie eine Zeit lang rollt, schließlich eingräbt, und wurde von den Aegyptern heilig gehalten. Sein hieroglyphischer Name ist cheper. Er war, nach Horapollon, ein Symbol der Sonne und der Weltschöpfung. Auch die Denkmäler lehren, daß der Gott Chepera ein Sonnengott war. Bekannt sind die unzähligen Nachbildungen des heiligen Käfers in Stein und gebrannter Erde. Sie dienten als Amulete und heiliger Schmuck und sind deshalb stets mit einem Loche in der Länge des Käfers versehen, um sie an Schnüren aufziehen zu können. Diese Scarabäen pflegen auf der glatten Unterseite hieroglyphische Namen von Göttern oder Königen, selten von Privatleuten, oft aber auch andere kleine Legenden oder einzelne heilige Symbole zu enthalten. Sie sind meistens klein, durchschnittlich etwa 1,5 Ctmt. lang; es finden sich aber auch weit größere, bis zu 7—10 Ctmt. Länge, deren Inschriften sich dann noch bestimmter auf den Todtencult zu beziehen pflegen. Aber nicht allein in Aegypten, sondern auch in Asien, Griechenland und Italien finden sich diese Scarabäen, zum Theil als werthvolle Gemmen, meist aus Karneol, mit verschiedenen Darstellungen, zuweilen auch mit unverkennbar ägyptisirenden Symbolen, welche auf die ursprüngliche Heimat dieser ganzen Sitte hinweisen.

Scarämuz (ital. Scaramuccia) ist neben dem Arlecchino (s. d.) auf der ital. Bühne einer der stehenden Charaktere für die Farce, welcher ungefähr um 1680 an die Stelle des alten span. Kapitäns trat, ganz schwarz in span. Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging und den Aufschneider vorstellte, der am Ende vom Arlecchino durchgeprügelt wird. Der eigentliche S. hieß der Neapolitaner Tiberius Fiorelli, der auf der ital. Bühne sich durch seine Späße wie durch seine mimische Kunst auszeichnete. In Frankreich wurde der S. auch zur Darstellung anderer niederer Charaktertypen gebraucht.

Scarborough, Seebadeort in England, Grafschaft Yorkshire malerisch gelegen, mit einem Theater, Cursaal und Museum, zählt (1871) 24,259 E., unter denen 551 Fischer sind. Eine 127 Mt. lange und 22,8 Mt. hohe Brücke führt über eine Felsenschlucht zu den stark besuchten, von Anlagen umgebenen Mineralquellen, welche, wie auch das treffliche Seebad, viele Fremde hierherführen. Der gute Hafen wird von zwei 366 Mt. langen Dämmen gebildet. S. besitzt (1873) 186 Seeschiffe von 21,061 Tons; es liefen 1873 ein 216 Küstenfahrer von 11,588 Tons; die Einfuhr hatte einen Werth von 576,856 Pfd. St.

Scarlatti (Alessandro), einer der größten und einflußreichsten ital. Componisten, geb. 1649 zu Trapani in Sicilien, erhielt seine höhere musikalische Ausbildung wahrscheinlich durch Carissimi in Rom. Hier wurde er später auch Kapellmeister der Königin Christine von Schweden und führte als solcher 1680 die Oper «L'Onestà nell' amore» im Palast der Königin auf. Doch war dies keinesfalls seine erste Oper; nur kennt man die Titel seiner frühern musikalisch-dramatischen Werke nicht. Von seinen größern Werken aus der Zeit 1680—93 sind noch zu nennen die Opern: «Pompeo» (1684) und «Teodora» (1693), sowie das Oratorium «I dolori di Maria sempre vergine» (ebenfalls 1693). Im J. 1693 verließ er Rom und nahm

in Neapel ein Kapellmeisteramt an, in welcher Stellung er eine ganze Reihe von Opern (z. B. «Pirro e Demetrio», «Il Prigioniero fortunato», «Mitridate Eupatore», «Laodicea e Berenice», «Il Figlio delle selve» u. s. w.) lieferte. Im J. 1703 ging er wieder nach Rom, wo er nun bis 1707 als zweiter, von da bis 1709 als erster Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria Maggiore und nebenbei als Director der Privatmusik des Cardinals Ottoboni wirkte. Im J. 1709 wandte er sich abermals nach Neapel. Hier wurde er königl. Oberkapellmeister und leitete abwechselnd die Conservatorien di Sant' Onofrio, dei Poveri di Gesù Cristo und di Loreto. Zu den bedeutenden Schülern, die er bildete, gehören unter andern Durante und Hasse. Er starb zu Neapel 24. Oct. 1725. Von den Opern, die S. in der Zeit von 1709 bis an sein Ende componirt, kennt man noch die Titel von einigen 20; ganz besonders meisterhaft ist darunter der «Tigrane» (1715). Im ganzen hat er etwa 120 Bühnenwerke geschrieben. Neben dieser staunenswerthen Fruchtbarkeit im dramatischen Fache verfaßte er auch eine sehr große Menge von Kirchen- und Kammercompositionen, Oratorien, Madrigalen u. s. w. Besonders berühmt war er als Componist von Cantaten für eine Singstimme mit Begleitung des Klaviers, deren er mehrere Hunderte geschrieben hat; auch Klavier- und Orgelstücke hat er gesetzt. Was von allen diesen Sachen in Bibliotheken, Kirchenarchiven u. s. w. noch vorhanden (gedruckt ist verhältnißmäßig nur wenig), beweist, daß S. zu den größten Tonmeistern aller Zeiten gehört. Er zeigt sich gleichgroß in den Künsten des höhern Contrapunkts wie in der dramatischen Recitation, im Gesange, in Erfindung von Melodien des edelsten und treffendsten Ausdrucks wie in einer freien und immer sinnigen Instrumentalbegleitung. Auf den Geschmack seiner Zeitgenossen wirkte er mächtig ein und bereitete jenen Umschwung vor, den die Tonkunst in der nachfolgenden Periode durch die neapolit. Schule erhielt. — Sein Sohn, Domenico S., der größte Klavierspieler Italiens in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., auch hervorragender Componist für sein Instrument, geb. zu Neapel 1683, erhielt von seinem Vater und dann von Gasparini seine künstlerische Ausbildung. Ueber seine frühere Laufbahn ist nichts bekannt. Im J. 1709 traf er in Venedig mit Händel zusammen, dem er aus Bewunderung (namentlich für dessen Klavierimprovisationen) nach Rom nachreiste. Hier machte er sich durch Opern, Cantaten und Kirchensachen einen Namen und wurde dann 1715 Tommaso Baj's Nachfolger als Kapellmeister an der Peterskirche. Im J. 1719 ging er nach London, wo er als Accompagnateur an der Italienischen Oper fungirte, auch 1720 seine Oper «Narcisso» zur Aufführung brachte; 1721—26 wirkte er als Hofklavierlehrer in Lissabon. Sodann kehrte er nach Italien zurück, das er 1729 wieder verließ, um als Hofklavierlehrer nach Madrid zu gehen. Er starb 1757 zu Neapel. S. ist der klassische Componist für die ältere Klaviersonate. Die Zahl seiner Sonaten ist sehr beträchtlich; vieles davon ist neuerdings wieder in Druck erschienen.

Scarpa (Antonio), einer der größten Anatomen und Chirurgen, geb. 13. Juni 1747 zu Motta in der Mark Treviso, widmete sich frühzeitig dem Studium der Heilkunde auf der Universität zu Padua, wo er die Freundschaft Morgagni's gewann. Nach kurzem Aufenthalte in Bologna, wo er sich unter Riviera in der Chirurgie vervollkommnete, erwarb er sich in Padua die medic. Doctorwürde. Im J. 1772 folgte er dem Rufe als Professor der Anatomie nach Modena, wo er auch erster Wundarzt am Hospital wurde. Während der acht Jahre, die er hier verlebte, wurden von ihm fast alle medic. Anstalten, namentlich ein anatom. Hörsaal und eine chirurgische Klinik neu geschaffen. Vom Herzoge Hercules III. beleidigt, ging er nach Frankreich, Holland und England. Auf Empfehlung seines Leibarztes Brambilla, der S. in Paris kennen gelernt hatte, ernannte ihn Kaiser Joseph II. 1784 zum Professor der Anatomie in Pavia. Noch in demselben Jahre unternahm er gemeinschaftlich mit Volta auf eine Einladung des Kaisers eine Reise nach Wien, der ihm auch die Mittel gewährte, Prag, Dresden, Leipzig, Halle, Berlin und Göttingen zu besuchen. Wie in Modena, so machte sich S. auch in Pavia wieder durch viele neue Einrichtungen verdient. Als 1796 Pavia der Cisalpinischen Republik einverleibt wurde, wurde S. an die Spitze des Directoriums der medic. Angelegenheiten für den chirurgischen Theil gestellt. Auf sein Ansuchen 1804 in Ruhestand versetzt, nöthigten ihn 1805 die Einladungen Napoleon's, der ihn zu seinem ersten Wundarzte ernannte, seine Stelle wieder einzunehmen, die er nun bis 1812 verwaltete, worauf er in Ruhestand zurücktrat. Als Pavia wieder an Oesterreich gekommen war, wurde S. zum Director der medic. Facultät ernannt, welche Stelle er indeß auch bald niederlegte. Seitdem lebte er theils in Pavia, theils auf seinem Landsitze zu Bonasco. Er starb 31. Oct. 1832. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders anzuführen: «Observationes de structura fenestrae rotundae» (Modena 1772); «Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu» (Pav. 1789); «Tabulae neurologicae

ad illustrandam historiam cardiacorum nervorum» (Pav. 1794); «De anatomia et pathologia ossium (Pav. 1827); «Sulle principali malattie degli occhi» (5. Aufl., 2 Bde., Pav. 1816); «Sull' aneurisma» (Pav. 1804); «Sull' ernie» (2. Aufl., Pav. 1820). Eine Reihe chirurgiſcher Abhandlungen erſchien unter dem Titel «Antonio S.'s neue chirurgiſche Schriften» (deutſch von Thieme, 2 Bde., Lpz. 1828—31). Eine Geſammtausgabe von S.'s Werken veranſtaltete Bacconi (3 Bde., Flor. 1836). Vgl. Tagliaferri, «Ragionamento intorno la vita scientifica di Antonio S.» (Mail. 1834).

Scarpanto, türk. Inſel im Aegäiſchen Meere, ſ. Skarpanto.

Scarron (Paul), ein burlesker und komiſcher Dichter der Franzoſen, geb. 1610 zu Paris, und für den geiſtlichen Stand erzogen, kam lange nicht in den Beſitz des ihm aus der erſten Ehe ſeines Vaters zukommenden anſehnlichen Vermögens, lebte deshalb viele Jahre in Dürftigkeit und von Unterſtützungen und verlor das Anrecht auf geiſtliche Beneficien dadurch, daß er in ſeinem 28. Lebensjahre auf nicht ſicher feſtzuſtellende Weiſe körperlich gelähmt wurde. Erſt nachdem er ſich als Schriftſteller berühmt gemacht, cedirten ihm ſeine Verwandten ſeinen von ihm in Anſpruch genommenen Antheil am väterlichen Vermögen. S. führte ſeitdem ein gaſtliches Haus, in dem die angeſehenſten Männer und Frauen der Zeit verkehrten, beſonders ſeit 1652, wo er Mademoiſelle d'Aubigné, ſpäter Frau von Maintenon (ſ. d.), heirathete. Er ſtarb zu Paris 14. Oct. 1660. Auch als Krüppel, oft von den heftigſten Gichtſchmerzen gefoltert, blieb er ſtets munterer Laune. S. hat die Burleske nach Frankreich verpflanzt und beſonders das Luſtſpiel, den komiſchen Roman und die Novelle cultivirt. Eine originelle Schöpfung iſt jedoch nur die «Enéide travestie» (Par. 1649; herausg. von Fournel, Par. 1858) und vielleicht ſein «Roman comique» (Par. 1662; eine der beſten Ausgaben deſſelben in der «Bibliothèque elzévirienne» erſchien von Fournel in 2 Bdn., Par. 1857, daſſelbe 1875, deutſch, 3 Bde., Reval 1782), das Leben wandernder Schauſpieler darſtellend, wol zum Theil Zeitſatire; ſeine meiſt dem Spaniſchen nachgebildeten Luſtſpiele (1645—60) ſind jetzt verſchollen, «Jodelet» (1645), «Les trois Dorothées» (1646), «L'Héritier» (1649) erhielten ſich noch bis ins 18. Jahrh. und zeichnen ſich durch witzigen Dialog aus. Eins ſeiner niedrigſten Producte iſt die «Mazarinade» (1651), eine ſatiriſche Darſtellung des Lebens Mazarin's mit gemeinen Invectiven. Seine acht Novellen ſind meiſt nach ausländiſchen Muſtern, z. B. Cervantes, gearbeitet. Seine «Oeuvres complètes» wurden herausgegeben von Bruzen de la Martinière (10 Bde., Par. 1737; neue Aufl., 7 Bde., 1786).

Scartazzini (Johs. Andr.), literarhiſtor. Schriftſteller, geb. 30. Dec. 1837 zu Bondo im Bergell (Graubünden), erhielt ſeine erſte Bildung in ſeiner Heimat und trat dann in das Miſſionsinſtitut zu Baſel, wo er den humaniſtiſchen und theol. Studien oblag. Hierauf ſetzte er ſeine Studien auf den Univerſitäten zu Baſel und Bern fort, war dann eine Reihe von Jahren Pfarrer im Canton Bern, bis er 1871 einem Rufe als Profeſſor der ital. Sprache und Literatur an der graubündneriſchen Cantonsſchule in Chur folgte. Anfang 1875 übernahm er die ihm übertragene Direction einer Erziehungsanſtalt beim Bodenſee, gab aber im Herbſt deſſelben Jahres dieſe Stellung wieder auf, um einem Rufe nach ſeinem Heimatthale zu folgen, wo er ſeither als Pfarrer von Soglio und Bondo wirkt. S.'s Hauptwerke ſind ſeine eingehende Biographie Dante's (Biel 1869) und ſeine Ausgabe der «Divina Commedia» mit umfaſſendem ital. Commentar (Bd. 1—2, Lpz. 1874 fg.). Außer zahlreichen Aufſätzen und Abhandlungen in verſchiedenen deutſchen und ital. Zeitſchriften ſchrieb er: «Streitblätter zum Frieden» (Biel 1866), «Giordano Bruno» (Biel 1867), «Die theol.-religiöſe Kriſis der Gegenwart» (Biel 1867), «Dante in Germania» (2. Aufl., Flor. 1878), «Il processo di Galileo Galilei» (Flor. 1878), und gab Taſſo's «Gerusalemme liberata» (Lpz. 1871), Fanfani's «Cecco d'Ascoli» (Lpz. 1871), den vierten Band des «Jahrbuchs der Deutſchen Dante-Geſellſchaft» (Lpz. 1871) u. ſ. w. heraus. Mit Fanfani und Giuſti gründete er 1876 zu Florenz die «Rivista internazionale», zu deren thätigſten Mitarbeitern, namentlich ſeit ihrer Vereinigung mit der «Rivista Europea» er gehört.

Scaurus (Marcus Aemilius), ein Römer, der verarmten Familie eines patriciſchen Geſchlechts angehörig, geb. 163 v. Chr., ſchwang ſich durch Talent und Energie zu den höchſten Staatswürden und zu großem Reichthum empor. Nachdem er in Spanien und Sardinien gedient, bekleidete er wol 125 die Quäſtur, 123 die curuliſche Aedilität und 120 die Prätur. Seinen Ehrgeiz und ſeine Habſucht wußte er klug zu verbergen, auch vermied er die Beſtechungen des Jugurtha, als Adherbal dieſen in Rom verklagte. Im J. 115 führte er als Conſul glücklich in Gallien Krieg und ſtand ſeitdem als Princeps senatus unter den Häuptern der ſenato-

rischen Partei, zugleich beim Volke angesehen, das bei mehrern gegen ihn gerichteten Anklagen ihn freisprach. Im J. 109 war er Censor und 107 an der Stelle des gegen die Tigriner gefallenen Lucius Cassius zum zweiten mal Consul; im J. 100 ergriff auch er die Waffen gegen Saturninus (s. d.). S. gehörte zu den ersten Römern, die ihr eigenes Leben schilderten. Einen seiner Söhne hatte, da er vor den Cimbern geflohen war, sein strenger Tadel zum Selbstmord getrieben; der andere, wie sein Vater Marcus genannt, wurde, da seine Mutter Cäcilia als Witwe 88 den Sulla heirathete, dessen Stiefsohn. Derselbe vermehrte im Mithridatischen Kriege als Quästor des Pompejus den ererbten Reichthum und verschwendete ihn darauf als curulischer Aedil 58 durch den Luxus, mit dem er dem Volke fröhnte. Für Schauspiele errichtete er auf die Dauer eines Monats ein hölzernes Theater, das 80,000 Menschen faßte, dessen Bühne mit 360 Marmorsäulen und 3000 ehernen Bildsäulen geschmückt, an den Wänden mit Marmor, Glasmosaik, vergoldeten Holztafeln bekleidet und mit sicyonischen Gemälden und kostbaren Teppichen verziert war. Im Circus führte er 150 Panther, 5 Krokodile und einen Hippopotamus dem Volke vor. Nach der Prätur 56 bereicherte er sich von neuem in Sardinien, wurde dann, als er sich um das Consulat bewarb, von Triarius wegen Erpressungen angeklagt, von mehrern, auch von Hortensius und Cicero, dessen Rede zum Theil erhalten ist, vertheidigt und von den Richtern freigesprochen, bei der sich anschließenden Anklage wegen Ambitus (s. d.) aber zum Exil verurtheilt. Berühmt durch Pracht und Reichthum an Kunstschätzen war sein Haus auf dem Palatin, daher Mazois seine Untersuchungen über das röm. Haus «Palais de S.» (deutsch von Wüstemann, Gotha 1820) betitelte.

Sceaux, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Seine, 10 Kilom. südlich von Paris, auf einer die Thäler der Bièvre und von Fontenay-aux-Roses beherrschenden Anhöhe gelegen, durch eine Zweigbahn nach Bourg-la-Reine mit der Eisenbahn Paris-Orléans verbunden, ist ein beliebter Vergnügungsort der Pariser, hat ein altes Schloß mit Park, schöne Landhäuser und zählt (1876) 2460 E. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 fanden am Tage der Einschließung von Paris (19. Sept. 1870) auf der Südfront der Befestigungslinie von Paris die ersten Ausfallgefechte der Franzosen bei Petit-Bicêtre und Châtillon statt, deren Mittelpunkt die Höhen von S. waren. Nachdem das 2. bair. Corps bei Villeneuve-St.-Georges die Seine überschritten hatte, traf es zwischen S., Villejuif und Montrouge auf drei franz. Divisionen unter General Ducrot, welche es mit Unterstützung des 5. preuß. Armeecorps, welches im Vormarsche gegen Versailles begriffen war, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen von den Höhen von Plessis-Piquet vertrieb und bis hinter die südl. Forts von Paris zurückwarf. Eine von den Franzosen bei Moulin de la Tour erbaute Schanze, 7 Geschütze und gegen 300 Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Die in voller Flucht nach Paris kommenden Divisionen trugen die Panique bis in das Innere der Stadt. — S. ist auch der Name eines kleinen Ortes von 700 E. im Arrondissement Mamers des franz. Depart. Sarthe, an der Huisne und unweit der Westbahn (Linie Paris-Le Mans), 33 Kilom. nordöstlich von Le Mans. Bei S. fand im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 9. Jan. 1871 zwischen dem im Vormarsch auf Le Mans begriffenen 13. preuß. Armeecorps (von der Zweiten deutschen Armee unter Prinz Friedrich Karl) und der von Le Mans her verstärkten franz. Division Rousseau (von der Loire-Armee unter General Chanzy) ein Gefecht statt. Die Franzosen wurden nach hartnäckigem Widerstande bis über die Linie Connerré-Thorigné zurückgetrieben, worauf 10. Jan. die 22. preuß. Infanteriedivision die Huisne bei S. überschritt und Baillé besetzte.

Scene (lat. scena) heißt die erhabene Schaubühne im Theater, auf der das Schauspiel stattfindet. (S. Theater.) Ferner bezeichnet man mit S. den Ort und das Land, an oder in welchem die Handlung vor sich geht. Auch gebraucht man es für Auftritt (s. d.). Scenerie im theatertechnischen Sinne heißt das durch Decorationen, Beleuchtung u. s. w. hervorgebrachte bestimmte Bühnenbild. Im weitern Sinne ist Scenerie auch gleichbedeutend mit Landschaftsbild.

Scenische Spiele (ludi scenici) hießen bei den Römern die dramatischen Spiele, insofern sie auf einer Schaubühne (scena) aufgeführt wurden. Die Veranlassung zu öffentlicher Aufführung von Scenischen Spielen gab nach der Erzählung bei Livius im J. 364 eine zu Rom ausgebrochene Pest, wobei man unter andern Mitteln auch besondere Schauspieler oder Histrionen aus Etrurien herbeirief und angeblich zur Versöhnung der erzürnten Götter diese Spiele zuerst einrichtete, die aber nur erst in Tänzen unter Flötenbegleitung ohne Verse und mimische Darstellung bestanden haben sollen. Ohne Zweifel gab es aber schon lange dramatische Aufführungen volksmäßiger Art in Rom. (S. Fescenninen, Satire, Mimen.) Kunstmäßige drama-

tische Aufführungen erhielten die Römer durch Livius Andronicus (s. d.) im J. 260 v. Chr. Seit dieser Zeit fanden bei röm. Festspielen, in wachsender Ausdehnung nicht mehr blos Circensische Spiele (s. d.), sondern auch scenische statt, womit man also jetzt die theatralischen Darstellungen, im Gegensatze der Kampfspiele, Wettrennen u. s. w., oder die Schauspiele im allgemeinen bezeichnete. In diesem letztern Sinne wurden nun die Scenischen Spiele zur Zeit der Republik von Behörden und einzelnen Parteihäuptern zur Gewinnung und Befestigung der Volksgunst auf das glänzendste ausgestattet und nachher von den Kaisern seit Augustus in gleicher Absicht fortgesetzt, bis sie mit dem Verfall des Reichs ihren Untergang fanden.

Scepter (vom lat. sceptrum, griech. σκῆπτρον, d. i. Stütze, Stab) war schon bei den Völkern des Alterthums, namentlich bei den Hebräern und Griechen, das Zeichen einer gewissen Würde und Gewalt und wurde auch als Zeichen der Uebertragung dieser Gewalt an andere zur Ausführung bestimmter Zwecke gegeben. Bei den Römern führten die Könige ein S. von Elfenbein (scipio eburneus), später nur der Imperator triumphans eine solche Insignie. Bei dem S. zu schwören, war gleichfalls eine Sitte des Alterthums. Im Mittelalter war das S. unzertrennlich von der Person des Regenten und wurde bei feierlichen Gelegenheiten demselben von eigens dazu bestimmten Beamten vorgetragen. Das S. allein galt als Repräsentant der Person und wurde so in vielen Fällen gebraucht, z. B. zur Uebertragung der Richtergewalt an einzelne Personen oder Corporationen. So war auch das Berühren oder Küssen des S. ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Als Zeichen der unbeschränkten Richtergewalt führen auch die Rectoren der Universitäten das S. bei öffentlichen Feierlichkeiten und Gerichtssitzungen. Der Form nach bestand das S. aus einem langen Stabe, wie ihn noch in neuerer Zeit die Herrscher Frankreichs führten, nur daß diese das Zeichen der oberstrichterlichen Gewalt, eine Hand, auf demselben angebracht hatten. Das S. des Mittelalters ist ein kurzer Stab.

Schabe (Blatta), eine Insektengattung aus der Unterordnung der laufenden Geradflügler, ist durch einen flachen Leib, verlängerte Beine mit dornigen Schienen, ein vorn abgerundetes Halsschild, welches zugleich den Kopf wie ein Dach bedeckt, und lederartige vieladerige Flügeldecken ausgezeichnet. Die Weibchen sind fast ungeflügelt und legen, meist nur einmal im Leben, eine verhältnißmäßig sehr große Eikapsel in Form eines länglichen Mantelsacks, die 36—40 Larven auskriechen läßt. Die Arten dieser Gattung sind lästige, sehr schnell laufende Thiere, welche sich in unsere Wohnungen eindrängen, am Tage sich lichtscheu in Ritzen, Löchern und Winkeln besonders an warmen Orten, wie in Küchen, in der Nähe der Backöfen u. s. w., verbergen, aber sobald das Licht erloschen ist, scharenweise hervorkommen, sich geräuschlos über Tisch und Bänke verbreiten und die unverwahrten Eßwaaren aller Art benagen. In Deutschland ist die Küchenschabe oder Brotschabe (Periplaneta orientalis), auch Kakerlak, mißbräuchlich auch Schwabe genannt, der widrige und lästige Feind der Eßwaaren. Sie ist 2—3 Ctmt. lang, lederbraun und das Weibchen sehr kurz geflügelt. Dieselbe soll aus dem Orient eingewandert sein und ist jetzt vorzüglich bei Bäckern und Schmieden sehr verbreitet. Enten und Igel fressen gern S.; auch vertilgt man sie durch Verstopfen der Löcher, Legen von Leinwandlappen und durch Töpfe, in welche man Eßwaaren legt, und die man außen mit Tüchern umwickelt, damit die S. leichter an den Rand gelangen können und hineinfallen. Auch das Uebergießen ihrer Schlupfwinkel mit kochendem Wasser ist ein sehr wirksames Mittel. Die deutsche S. (B. germanica), welche auf dem Brustschilde zwei schwarze Längsflecken hat und 10 Mmt. lang ist, findet sich nur einzeln in den Wäldern. Die lappländische S. (B. lapponica) thut den Fischvorräthen der Lappländer häufig Schaden. Aber noch weit schädlicher ist die Riesenschabe (Blabera gigantea) in Amerika, welche dort in mehrern Gegenden eine Landplage ist. Manchmal wird auch der Kelleresel (Kellerassel und Mauerassel) als S. bezeichnet.

Schabkunst oder Schwarzkunst (Mezzotinto), s. Kupferstechkunst.

Schablone heißt ein Muster oder Modell, nach welchem eine größere Anzahl ganz gleichgestalteter Dinge gefertigt werden soll. Von der Patrone (s. d.) unterscheidet sie sich insofern, daß diese ein Blatt ist, innerhalb dessen ein Muster gezeichnet oder ausgeschnitten ist, und das verwendet wird, um dies Muster auf viele Flächen aufzutragen, wie z. B. beim Malen (Patroniren) der Zimmerwände und Decken, bei der Kartenfabrikation, beim Auftragen von Firmen und Etiketten auf Holz oder Leinwand u. dgl. m.; die S. aber ist ein Blatt, welches das Muster nach seinem Umfange enthält, das man dann auf Flächen aufträgt, um dieselben danach auszuschneiden, wie z. B. beim Zuschneiden der Kleidungsstücke, dem Bearbeiten der Quadern, mehrern Tischlerarbeiten, beim Ziehen der Gesimse aus Stuck u. dgl. m. Die S. bestehen daher meistens aus Holz oder Blech, die Patronen aber aus starkem gefirnißten Papier.

Schach, s. Schachspiel. — Schachmaschine, s. Kempelen (Wolfgang von).

Schächenbach oder Schächenreuß, ein rechter Zufluß der Reuß im schweiz. Canton Uri, entspringt am Klausenpaß (1962 Mt.) und mündet nach 21 Kilom. langem stürmischen Laufe bei Attinghausen, $2^1/_2$ Kilom. südlich von Altdorf (s. d.). Der Sage nach ist in demselben unweit Bürglen, seinem Heimatsort, Wilhelm Tell (s. d.) 1354 bei der Rettung eines Kindes ertrunken. Das Schächenthal, links von den nördl. Ausläufern der Scheerhornkette (Griesstock 2666 Mt., Burg 2230 Mt.), rechts von den verwitterten Felswänden der Schächenthaler Windgälle (2759 Mt.), des Roßstocks (2463 Mt.) u. s. w. umschlossen, an der Sohle durchschnittlich kaum $^1/_2$ Kilom. breit, erstreckt sich von der Balmwand am Klausen 15 Kilom. weit von Osten nach Westen bis Bürglen (s. d.), wo er sich gegen das Reußthal öffnet. Im obern Theile rauh und steinig, im untern reich an herrlichen Alpweiden und stattlichen Ahorngruppen, ist das Thal namentlich wegen seiner prächtigen Wasserfälle bekannt, unter welchen der Stäubifall auf der Alp Aesch (1272 Mt.) der größte ist. Das wichtigste Seitenthal ist das südlich gegen den Großen Ruchen (3138 Mt.) ansteigende malerische Brunnithal, welches bei dem Dörfchen Unterschächen (1020 Mt. über dem Meere) in das Hauptthal mündet. In den drei Gemeinden Unter-S., Spiringen und Bürglen zählt das Thal (1870) 2836 E., deren Hauptbeschäftigung die Alpwirthschaft ist. Der 46 Kilom. lange Paßweg über den Klausen, der das Thal durchzieht, ist von Altdorf bis Unterschächen fahrbar; von da an führt er als Saumweg über die Alp Aesch und die steile Balmwand zur Paßhöhe und jenseits über den Urnerboden nach Stachelberg im glarnerischen Linththal. Mit dem Muottathal ist das Schächenthal durch den rauhen Paß über den Kinzigkulm (2070 Mt.) verbunden, welchen Suwarow mit seinem Heer 26. Sept. 1799 überschritt, mit dem südlich gelegenen Maderanerthal durch den rauhen Fels- und Gletscherpfad über den Ruchenpaß.

Schachowskoi, eine russ. fürstliche Familie, welche durch die Theilfürsten von Jaroslawl ihre Abkunft von Rurik herleitet. — Fürst Grigorji Petrowitsch S. stellte sich 1606 als Wojwode von Putiwl an die Spitze der Partei, die den zweiten falschen Demetrius ausrief, und spielte während der darauffolgenden Wirren eine ebenso hervorragende als für sein Vaterland unglückliche Rolle. — Fürst Jakow Petrowitsch S., geb. 1705, trat unter Peter d. Gr. in Kriegsdienste, ward unter Elisabeth Senator und 1762 Generalprocurator und Justizminister, zog sich aber 1766 von den Geschäften zurück und starb 1777. Seine für die Geschichte der Thronrevolutionen seiner Zeit wichtigen Memoiren wurden von Katschenowski herausgegeben (2 Bde., Mosk. 1810 u. Petersb. 1821; neue Ausg. 1875). — Fürst Alexander Alexandrowitsch S., geb. 1777, einer der geistreichsten dramatischen Schriftsteller Rußlands, war eine Zeit lang Intendant des petersburger Hoftheaters und bereicherte die Bühne mit einer großen Anzahl von Originalstücken und Uebersetzungen in Versen und Prosa. Seine besten Werke sind: das Trauerspiel «Deborah»; die Lustspiele «Aristophanes», «Die Bäder von Lipezk», «Die Verschwender», «Der neue Stern», «Der Streit»; das Drama «Iwanhoe»; die Opern «Die Liebespost» und «Iwan Sussanin»; die Vaudevilles «Der Kosak als Dichter», «Die Landleute», «Lomonossow, oder der Dichter als Soldat» (auch ins Deutsche übersetzt) u. a. Man hat von ihm auch ein komisches Heldengedicht «Die geraubten Pelze» und mehrere Satiren. Er starb zu Moskau 1846. — Fürst Iwan Leontjewitsch S., ein aus dem franz. und poln. Kriege bekannter General, machte seine ersten Feldzüge unter Suworow und war 1805 Oberst eines Jägerregiments, mit welchem er unter dem Grafen Tolstoy an der Expedition nach Norddeutschland theilnahm. Er kämpfte dann bei Pultusk und Friedland, befehligte in dem Feldzuge von 1812 eine Infanteriedivision, wurde nach der Schlacht von Leipzig zum Generallieutenant befördert, 1826 zum General der Infanterie ernannt und 1831 mit seinem Corps der Armee des Feldmarschalls Diebitsch gegen Polen zugetheilt. Bei Bialolenka bestand er ein hartnäckiges Gefecht gegen Krukowiecki, zeigte in der Schlacht von Ostrolenka große Tapferkeit und commandirte beim Sturm von Warschau die Reserve, mit welcher er jedoch bald ins Gefecht kam und viel zur Entscheidung beitrug. Er ward 1832 Mitglied des Reichsraths in Petersburg, und 1848 Präsident des Militärdepartements im Reichsrath. Von letzterm Posten trat er 1858 zurück. Er starb zu Petersburg 1. April 1860. — Fürst Alexei Iwanowitsch S., russ. Generallieutenant, geb. 1812, trat erst 1837 in das Heer, wurde, nachdem er sich im Kaukasus ausgezeichnet, 1854 Oberst und Flügeladjutant des Kaisers, 1857 in die Garde versetzt, 1860 Generalmajor à la suite des Kaisers, 1868 Generallieutenant und bei Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877—78 commandirender General des 11. Armeecorps, mit welchem er in Bulgarien kämpfte. In der zweiten Schlacht von Plewna

wurde sein Corps mit großem Verlust zurückgeworfen, nachdem Theile desselben bis in die Stadt Plewna eingedrungen, aber ohne Unterstützung geblieben waren.

Schachspiel, eins der ältesten und beliebtesten Brettspiele, dessen weitverbreitetste Art, das Zweischach oder schlechthin S., von zwei Parteien auf dem gewöhnlichen Damenbret von 64, abwechselnd hell und dunkel (gewöhnlich weiß und schwarz) gefärbten Feldern gespielt wird. Jede Partei hat 16 Steine oder Figuren, darunter 8 kleinere, einander gleiche, Bauern genannt, welche beim Anfang des Spiels auf die zweite Felderreihe gestellt werden, während die 8 größern Offiziere genannt, auf die erste Reihe zu stehen kommen. In beiden Eckfeldern stehen die Thürme oder Rochen (an ihrer thurmähnlichen Gestalt kenntlich), daneben die Springer (auch Rössel oder Ritter genannt, mit einem Pferdekopf), neben diesen die Läufer (von schlanker Gestalt), in den beiden mittlern Feldern endlich die beiden Hauptfiguren König und Königin. Die letztere (auch Dame genannt) steht auf dem Felde, welches ihrer Parteifarbe entspricht, sodaß die Königin der weißen Partei auf dem hellen, die der schwarzen Partei auf dem dunkeln Mittelfelde der ersten Reihe Platz findet. Beim Spielen selbst, welches Zug um Zug von beiden Parteien vor sich geht, bewegen diese je eine Figur deren Gangweise gemäß auf dem Brete. Es gehen die Bauern bei jedem Zuge um einen Schritt vorwärts in das nächst vor ihnen gelegene Feld, dürfen aber bei ihrer ersten Bewegung auf einmal auch zwei Felder weiter vorrücken. Die Thürme bewegen sich in geraden Linien über beliebig viele unbesetzte Felder, die Läufer aber in schrägen Linien stets auf Feldern derselben Farbe. Die Springer springen, ihr Standfeld eingerechnet, auf ein drittes Feld von anderer Farbe als das Standfeld. Die Königin vereinigt in sich den Gang von Thurm und Läufer, d. h. sie geht nach Belieben des Spielers bald wie der eine, bald wie der andere dieser beiden Offiziere. Der König bewegt sich um einen Schritt bei jedem Zuge, in irgendein vor oder hinter ihm, seitwärts oder schräg gelegenes Feld. Nur Felder, die von feindlichen Steinen bestrichen oder bedroht werden, darf er nicht beziehen. Von seiner Erhaltung hängt nämlich der Ausgang des Spiels ab, bei welchem es für jede Partei darauf ankommt, den feindlichen König so mit einer Figur anzugreifen, daß der Gegner solchen Angriff in seinem nächsten Zuge nicht abzuwehren vermag. Wer diesen Zweck erreicht, macht den feindlichen König «mat» (indisch, d. i. todt) und gewinnt hiermit die Partie. Beim Anfange des Spiels handelt es sich für beide Spieler zunächst darum, die mittlern Bauern vor König und Königin vorzuziehen, sodann die wichtigsten Offiziere, vor allen Springer und Läufer auf der Königsseite, herauszubringen. Sobald die Felder zwischen König und einem der Thürme leer geworden, kann der König, falls er nicht im Schach steht, d. h. von einer feindlichen Figur bedroht ist, rochiren, indem er zwei Felder weit seitwärts geht und der Thurm sich zugleich auf die andere Seite neben ihn stellt. Hierbei darf jedoch das vom Könige übersprungene Feld, auf welches der Thurm zu stehen kommt, ebenfalls nicht von einer feindlichen Figur bedroht sein. Mittels der Rochade wird der König nach der Ecke zu in Sicherheit und der Thurm in freiere Wirksamkeit gesetzt. Wenn in solcher Weise die Figuren auf Königs- wie Königinseite herausgebracht und die Verbindung der Thürme durch die Rochade hergestellt ist, hat die erste Entwickelung oder die Eröffnung des Spiels ihr Ende erreicht, und es beginnt nun das sog. Mittelspiel, in welchem beide Parteien bestrebt sind, irgendeine Schwäche in der feindlichen Stellung auszunutzen und darauf hin einen Plan zu gründen, der entweder direct bis zur Matsetzung des feindlichen Königs oder zunächst zur Erlangung irgendeines entscheidenden Vortheils an besserer Stelle oder an gewonnenen Figuren führt. Eine solche Uebermacht an Kräften wird durch vortheilhaftes Schlagen feindlicher Steine erreicht, wobei die Offiziere ebenso schlagen, wie sie gehen, während die Bauern nur in die schräg vor ihnen gelegenen nächsten Felder zur Rechten oder Linken schlagen. Durch wiederholtes Schlagen auf beiden Seiten mindern sich allmählich die Streitkräfte, und wenn keine Partei dabei in Nachtheil geräth, so kann der Fall eintreten, daß in dem sog. Endspiele mit noch wenigen Steinen bei nur einigermaßen vorsichtigem Spiele keine Partei die andere zu überwältigen vermag. Das Spiel bleibt dann unentschieden, d. h. es wird «remis» gegeben. Bisweilen gelingt es aber einem Spieler, irgendeinen Bauer bis in die feindliche Offizierreihe vorzubringen, wo dann der Bauer den Rang der Königin oder eines beliebigen Offiziers, welchen der Spieler verlangt, erwirkt. Mit Hülfe der neuen Königin wird dann sehr oft das Spiel noch entschieden, d. h. der feindliche König «mat» gemacht. So wird das S. jetzt fast in allen civilisirten Ländern gespielt. Ehedem aber gab es mehrfache Abweichungen, und vor dem 16. Jahrh. war die Gangweise mehrerer Steine eine andere.

Im alten Indien, wo das S. lange vor unserer Zeitrechnung erfunden worden sein soll, wurde es auf dem 64felderigen Brete auch von vier Parteien gespielt, deren jede, außer

dem Könige, vier Figurenarten (einen Thurm, Läufer, Springer und vier Bauern) hatte. Doch zog man in der Folge je zwei Parteien zusammen, und in dieser Gestalt soll das Spiel zunächst nach China und Persien übertragen worden sein, von wo es um die Zeit Karl's d. Gr. nach Griechenland, später durch die Sarazenen und Mauren nach Italien und Spanien kam. Dem classischen Alterthum ist das Schach fremd geblieben, obschon die Griechen und Römer andere Brettspiele leichterer Art gekannt haben. Die allgemeine Verbreitung des S. im Occident, namentlich in Deutschland und Frankreich, erfolgte erst durch die aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrer. Die ersten Schriften über das Schach in seiner gegenwärtigen Gestalt gehören dem Anfange der neuern Zeit an. In Spanien, wo Lucena und Ruy Lopez (um 1500) über das Schach schrieben, entwickelte sich zuerst die theoretische und praktische Schachliteratur, die dann zunächst in Italien (im 17. und 18. Jahrh.) von Meistern wie Salvio, Carrera, Greco, später von Lolli und Ponziani weiter gepflegt wurde. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. beherrschte der franz. Meister Philidor (s. d.) das Gebiet des Schach. Sodann traten während der ersten Hälfte des 19. Jahrh. die Engländer in den Vordergrund, und seit einigen Jahrzehnten gelten die deutschen Meister für die besten Spieler wie Schriftsteller auf diesem Felde. Das umfassendste und gründlichste Werk lieferte in neuerer Zeit Bilguer (s. d.), ein gutes Compendium M. Lange («Lehrbuch des S.», 2. Aufl., Halle 1865; «Feinheiten des S.», Lpz. 1865). Die Geschichte des S. behandelte Maßmann (s. d.), die Literatur desselben A. Schmid, in neuerer Zeit A. van der Linde («Geschichte und Literatur des S.», 2 Bde., Berl. 1874); über den Bereich der künstlichen Endspiele, sog. Schachprobleme, vgl. das «Handbuch der Schachaufgaben» (Lpz. 1862). Von großer Bedeutung ist die leipziger «Schachzeitung» geworden, welche von den besten Spielern und Schachkennern aller Nationen unterstützt wird. Als praktische Meister, welche theils in Einzelwettkämpfen, theils in den bei Schachversammlungen Deutschlands, Englands und Frankreichs veranstalteten Turnieren sich ausgezeichnet haben, sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. namentlich Labourdonnais, Mac-Donnel, Staunton, Saint-Amant, Bledow und Hanstein, später auch Anderssen, Morphy, Kolisch, Paulsen, Zukertort u. a. hervorzuheben. Auf allen Gebieten, in Theorie, Praxis wie Literatur, sind förderliche Leistungen seitens der Meister Lewis, von Bilguer, von der Lasa, M. Lange, J. Berger u. a. zu verzeichnen.

Schacht nennt der Bergmann jede im Gebirgsgestein oder Erdboden durch Kunst hervorgebrachte Vertiefung von verhältnißmäßig geringen horizontalen Dimensionen, deren Wände (Stöße) mehr oder weniger senkrecht sind und mindestens so weit voneinander entfernt stehen, daß sie das Auf- und Absteigen eines Menschen innerhalb derselben gestatten. Er heißt ein seiger S., wenn er senkrecht oder vertical in die Erde getrieben (abgesenkt) ist oder wol 75—90 Grad Neigung hat. Ein geneigter S. folgt der Fallinie der Lagerstätte und heißt don- oder tonnlägig, wenn dieselbe ein Einfallen von 15—75 Grad hat. Ein flacher (schwebend) S. hat unter 15 Grad Neigung. Ein Schleppschacht ist ein geneigter S., der ausnahmsweise der Fallinie nicht folgt. Ein gebrochener S. ist ein solcher, bei dem der seigere Theil meist dem tonnlägigen angepaßt ist. Ein blinder S. führt nicht zu Tage. Tiefbauschacht ist ein S., dessen Sohle (das Tiefste) unter der Stollensohle liegt und der zu seinem Betriebe Kunstgezeuge (Hebungsvorrichtungen) bedarf. Werden mit dem S. verschiedene Zwecke verfolgt, so theilt man ihn in entsprechende Abtheilungen, die Trümmer (Trümer) genannt werden. Auf Einzelzwecke beziehen sich Benennungen, welche auch auf beschränktere Schachtanlagen Anwendung finden, als: Förderschacht (Treibschacht, Ziehschacht, Göpelschacht); Kunstschacht oder Pumpenschacht, Fahrschacht, Wetterschacht. Zu beschränkten Zwecken hat man: Seilschächte, in denen das Förderseil geht; Stangenschächte, in denen das Pumpengestänge eingebracht ist; Rollschächte, in denen die gewonnenen Massen von einem obern Gewinnungspunkte zur untern Sohle abgestürzt werden; Bremsschächte, in denen die gewonnenen Massen in Fördergefäßen mittels Bremsvorrichtung von oben her zur Förderungssohle herabgelassen werden; Hängeschächte zum Einhängen von Materialien in die Grube; Streckenschächte zur Verbindung übereinander liegender Strecken unter Tage; Gesenkschächte zum Niedergehen unter die vorhandene Baufohle. Versuchsschacht (Schurfschacht) dient zur Aufsuchung von Lagerstätten; der Stollenschacht (Lichtloch) zur Unterstützung des Stollenbetriebes. Schachtkranz (Hängebank) ist die Oeffnung eines S. über Tage und entspricht dem Mundloch eines Stollens. Schachtscheibe (Füllort) ist der im Tiefsten eines S. vorgerichtete Raum zur Aufnahme und Förderung der ausgehauenen Gestein-, Erz-, Kohlen- und anderer Massen, bezeichnet auch den Querschnitt eines S. über Tage. Schachtsohle ist das Tiefste, die Horizontalfläche eines S. (S. Bergbau und Grubenbau.)

Schachtelhalm oder Schafthalm, Pflanzenarten, s. Equisetum.

Schachtöfen sind alle Oefen, deren innerer Raum (Schachtraum oder kurzweg Schacht) von verhältnißmäßig bedeutender Höhe, geringerm, in den verschiedenen Höhen meistens nicht sehr differirenden Querschnitt und oben offen und von der verschiedensten Gestalt (cylindrisch, konisch, ellipsoidisch, cylindrisch-konisch, prismatisch, pyramidal u. s. w.) ist, in welchem eine Röstung oder Schmelzung der Erze (s. d.) oder sonst zu erhitzenden Substanzen vorgenommen wird. Es ist dabei gleichgültig, ob dieser Raum nur zur Aufnahme dieser Substanzen dient, in welchem Falle die Herde außerhalb liegen und nur die Flamme und erhitzten Gase des Brennmaterials in den Schacht geleitet, oder die zu erhitzende Substanz und das Brennmaterial von oben aus schichtenweise eingestürzt werden. Findet der Luftzutritt an dem untern Ende des Ofens statt und wird der Zug nur durch das Aufsteigen der erhitzten Verbrennungsproducte erzielt, so heißen die S. Zugschachtöfen oder S. ohne Gebläse, die hauptsächlich zum Brennen oder Rösten der Erze in Stücken, niemals zur Schmelzung dienen. Ganz besonders sind es Eisenerze, welche in solchen Oefen abgeröstet werden, seltener Kupfererze und noch seltener Silber- und Bleierze. Die S. mit Gebläse (Gebläseschachtöfen), wie solche zur Zugutemachung der Eisen-, Kupfer-, Silber-, Blei- oder Zinnerze angewendet werden, haben eine sehr verschiedene Construction, bei denen allen jedoch die Luft durch Gebläse eingepreßt und der höchste Hitzegrad, welcher bei metallurgischen Processen zu erzeugen möglich ist, hervorgebracht wird, indem der zu erhitzende Körper und das Brennmaterial sich in unmittelbarer Berührung miteinander befinden. Ihre Construction, namentlich die Gestalt und Höhe des Schachts hängt hauptsächlich von der Beschaffenheit des zu verschmelzenden Erzes und von der Erfahrung ab. Es gibt prismatische, konische, ellipsoidische, umgekehrt konische, doppelt konische u. s. w. Schächte. Den weitesten Theil des Schachts nennt man Kohlensack oder Bauch, den untern Theil desselben Schachtraum, Herd oder Gestell. Zur Zugutemachung der Eisenerze gebraucht man hauptsächlich Eisenhohöfen, gemeinlich kurzweg Hohofen (s. d.) oder Hochofen genannt, oder auch Blauöfen, die sich von erstern durch eine geschlossene Brust unterscheiden. Alle übrigen Gebläseschächte zur Zugutemachung der Kupfer-, Silber-, Blei- und Zinnerze pflegt man entweder nach der Höhe ihrer Schächte oder nach der speciellen Einrichtung ihres Ansammlungsraums für die geschmolzenen Massen des Herdes in Unterabtheilungen zu bringen. Im erstern Falle theilt man dieselben in Hohöfen, Halbhohöfen und Krummöfen. Nach der Art ihres Zumachens zerfallen die Oefen in Sumpf-, Spur- und Tiegelöfen. Cupolöfen nennt man S., welche zum Umschmelzen des Roheisens behufs feinern Gusses dienen. Sie erhalten meistens statt des Umfassungsgemäuers eine aus Eisenplatten gebildete Umhüllung. Zu den S. kann man auch die in neuerer Zeit sehr vervollkommneten und vielfach mit überraschendem Nutzen angewandten Gasgeneratoren rechnen. (S. Hüttenkunde.)

Schack (Adolf Friedr., Graf von), Literarhistoriker und Uebersetzer, geb. 2. Aug. 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin im Mecklenburgischen, widmete sich 1834—38 zu Bonn, Heidelberg und Berlin dem Studium der Jurisprudenz, zugleich aber dem der verschiedenen europ. Literaturen und der orient. Sprachen. Nachdem er seit 1838 eine Zeit lang beim Kammergericht zu Berlin gearbeitet, durchstreifte er Italien, Sicilien, Aegypten, Syrien und die Türkei, hielt sich dann in Griechenland auf und ging nach Spanien, um die dortigen Bibliotheken zu durchforschen. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in die Dienste des Großherzogs von Mecklenburg, begleitete denselben als Kammerherr und Legationsrath auf seinen Reisen nach Italien und Konstantinopel, wurde hierauf zur Bundestagsgesandtschaft versetzt und ging 1849 erst als Bevollmächtigter bei dem Collegium der Union, dann als Geschäftsträger nach Berlin, wo er dem Studium der orient. Sprachen, besonders des Sanskrit, Arabischen und Persischen, oblag. S. nahm 1852 als Geh. Legationsrath seine Entlassung aus dem Staatsdienste und ging zunächst auf seine Güter in Mecklenburg, reiste aber dann nach Spanien, wo ihn bis 1854 vorzugsweise Forschungen über die Geschichte und Cultur der span. Araber beschäftigten. Eine Einladung des Königs Maximilian II. von Baiern veranlaßte ihn hierauf zur Uebersiedelung nach München. Zu S.'s Hauptwerken gehört die «Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien» (3 Bde., Berl. 1845—46), die durch einen Band «Nachträge» (Frankf. 1854) vervollständigt wurde. An dasselbe schloß sich das «Span. Theater» (2 Bde., Frankf. 1845) an, Uebersetzungen aus den dramatischen Dichtern der Spanier. Auch übersetzte er die «Heldensagen des Firdusi» (Berl. 1851) und «Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi» (2 Bde., Berl. 1853). Dieselben erschienen später vereinigt (3. Aufl., Stuttg. 1876). Ferner veröffentlichte S. «Stimmen vom Ganges» (2. Aufl., Stuttg. 1877), eine Sammlung

ind. Sagen, und «Romancero der Spanier und Portugiesen» (mit Geibel, Stuttg. 1860). Ein Werk von eigenthümlicher Bedeutung für die Literatur- und Kunstgeschichte ist «Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien» (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1877). In seinen «Gedichten» (3. Aufl., Stuttg. 1874) bekundet sich S. als ein Lyriker von Talent und Gedankenreichthum. Der Beifall, mit welchem diese Gedichte aufgenommen wurden, veranlaßte ihn, nach und nach noch eine Reihe, zum Theil in frühern Jahren entstandener Dichtungen herauszugeben: «Lothar» (2. Aufl., Stuttg. 1874), «Episoden» (3. Aufl., Stuttg. 1875), «Durch alle Wetter» (3. Aufl., Stuttg. 1875), das Trauerspiel «Die Pisaner» (2. Aufl., Stuttg. 1876), «Polit. Lustspiele» (2. Aufl., Stuttg. 1875), «Nächte des Orients oder die Weltalter» (2. Aufl., Stuttg. 1878), «Ebenbürtig» (Stuttg. 1876), das dramatische Gedicht «Heliodor» (Stuttg. 1878) und «Weihgesänge» (Stuttg. 1878). Im J. 1876 erhob der Deutsche Kaiser S. in den erblichen Grafenstand. Die von S. gesammelte werthvolle Gemäldegalerie (Bilder von Genelli, Schwind, Lenbach u. a.) bildet eine Sehenswürdigkeit Münchens.

Schade (juristisch), s. Damnum.

Schädel (cranium) heißt in der Anatomie derjenige Theil des knöchernen Kopfs, welcher die Hülle (Kapsel) für das Gehirn bildet. Derselbe wird von den beim Menschen bald verwachsenden, sonst meist getrennten Stirnbeinen, den Scheitelbeinen, den Schläfenbeinen, dem Keilbeine, dem Hinterhauptsbeine, welche beide letztere nach vollendeter Körperentwickelung in das Grundbein verschmolzen sind, und dem Siebbeine gebildet. Die meisten dieser Knochen gehören zu den breiten, und alle nehmen theil an der Bildung der das Gehirn (s. d.) aufnehmenden Schädelhöhle (cavitas cranii). Sowol untereinander als mit denen des Gesichts (s. d.), ausgenommen den Unterkieferknochen, sind sie durch unbewegliches Gelenk, vorzüglich durch die sog. Nähte verbunden, welche jedoch erst gegen das Ende der Kindheit zur Vollkommenheit gelangen, indem bei jüngern Kindern weiche, knorpelige Zwischensubstanzen, die sich später auf die sog. Fontanellen beschränken, vorhanden sind. Verschiedene Oeffnungen der Schädelhöhle dienen zum Eintritt und Austritt von Gefäßen und Nerven; die größte von allen mündet in den Kanal der Wirbelsäule und wird durch das verlängerte Mark zum größten Theil ausgefüllt. Die Entwickelung des S. und des Gehirns steht in innigster gegenseitiger Wechselbeziehung; während auf der einen Seite vorzeitige Verknöcherung der zwischen dem Schädelgrundbein befindlichen Knorpelmassen fast immer zu einer beträchtlichen Verkümmerung des Gehirns, zu Blödsinn und Kretinismus führt, bewirken auf der andern Seite Anhäufungen von Wasser oder Geschwülsten in den Hirnhöhlen oft eine enorme Vergrößerung des S., dessen einzelne Knochen dann dünn, weich und vorgewölbt sind und offene, große Fontanellen zeigen. Mannichfache Schädelgestaltungen bieten die Wirbelthiere, indem bei ihnen theils die Form der Schädelhöhle eine sehr verschiedene ist, theils die Schädelknochen selbst in Bildung und Zahl voneinander und von den menschlichen abweichen. Die vergleichende Betrachtung des Baues und der Entwickelung der Schädelknochen hat zu den wichtigsten Ergebnissen für die comparative Anatomie geführt, worunter namentlich der zuerst durch Goethe und Oken aufgestellte Satz gehört, daß der S. aus modificirten Wirbeln besteht. Auch die S. der Menschen sind untereinander sehr verschieden, sowol bei den einzelnen Menschenrassen als bei verschiedenen Personen eines und desselben Stammes. Hierauf hat jedenfalls die Form und Entwickelung des Gehirns großen Einfluß: diese Annahme bildet die Grundlage der von Gall begründeten Schädellehre. (S. Phrenologie.) Vgl. Virchow, «Menschen- und Affenschädel» (Berl. 1868).

Schadenersatz, s. Damnum. — S. für Tödtungen und Körperverletzungen beim Betriebe von Eisenbahnen, Bergwerken u. s. w., s. Haftpflicht.

Schadow (Joh. Gottfr.), ausgezeichneter Bildhauer, geb. 20. Mai 1764 zu Berlin, zeigte schon früh Neigung zu den zeichnenden Künsten. Bei der Dürftigkeit seines Vaters, eines Schneiders, wurde das Interesse, welches der damalige Hofbildhauer Tassaert und seine Familie ihm zuwendeten, sein Glück. Als Lehrling und Gehilfe dieses noch im Geiste des Rococo arbeitenden Meisters lernte er sich in sein Fach ein, verließ jedoch plötzlich Berlin mit seiner Geliebten und verheirathete sich in seinem 21. Jahre mit derselben in Wien. Von dort wandte sich S. nach Italien. Unermüdet fleißig, arbeitete er 1785—87 in dem Museum des Vaticans und Capitols, gewann in Rom den Preis im Concorso di Balestra und erhielt 1788 die durch den Tod Tassaert's erledigte Stelle in Berlin. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelm's II., 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin. Diesem folgten 1794 die Bildsäule Zieten's in Husarenuniform; die Bildsäule Friedrich's d. Gr. in Stettin 1794; ein

Gipsmodell in Lebensgröße, welches die nachmalige Königin Luise von Preußen und ihre Schwester, die nachmalige Königin von Hannover, in einer Gruppe darstellt; ferner 1800 die Bildsäule Leopold's von Dessau für den Wilhelmsplatz zu Berlin; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal Tauenzien's zu Breslau; die Blücher-Statue für Rostock 1819; das Standbild Luther's in Wittenberg (1821). Das Viergespann auf dem Brandenburger Thor ist von ihm modellirt und von dem Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer getrieben. Außerdem modellirte er noch viele vortreffliche Büsten berühmter Männer, die Reliefs um das Münzgebäude und in den Sälen des Schlosses zu Berlin, sowie verschiedene originelle Statuetten. Auch zu einem Denkmal für Friedrich d. Gr. lieferte er mehrere Modelle. Seit 1788 war er Rector, seit 1816 Director der Akademie der Künste zu Berlin, der er bis an seinen Tod, 27. Jan. 1850, vorstand. Unter den neuern Bildhauern war S. einer der ersten, die es wagten, dem manierirten Idealismus des 18. Jahrh. eine kräftige, mit edelm Stil verbundene Charakterdarstellung entgegenzusetzen, vermöge dessen er der Begründer der modernen Bildhauerschule Berlins wurde. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei» (Wittenb. 1825), «Polyklet, oder von den Maßen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter» (Berl. 1834; 3. Aufl. 1877), «Nationalphysiognomien, oder Beobachtungen über den Unterschied der Gesichtszüge und die äußere Gestaltung des menschlichen Kopfs» (Berl. 1835; 2. Aufl. 1867), «Kunstwerke und Kunstansichten» (Berl. 1849). Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Friedländer, «Gottfried S.'s Aufsätze und Briefe» (Düsseld. 1864) und «Ueber einige Sätze Goethe's u. s. w.» (Düsseld. 1864). — Sein ältester Sohn, Zeno Ridolfo S., geb. in Rom 9. Juli 1786, hatte sich unter der Leitung des Vaters und dann unter Thorwaldsen und Canova ausgebildet und starb zu Rom 31. Jan. 1822. Nächst mehrern Basreliefs, Büsten u. s. w. fanden besonders seine Marmorstatuen einer Sandalenbinderin und einer Spinnerin großen Beifall, die nach England kamen. Beide sind mehrmals wiederholt, die erstere auch für die Glyptothek in München.

Schadow (Wilh. Friedr. von), ausgezeichnet als Historien- und Porträtmaler, mehr noch als Leiter der Kunstakademie zu Düsseldorf, geb. zu Berlin 6. Sept. 1789, der zweite Sohn des Vorigen, wurde zunächst durch seinen Vater und Fr. G. Weitsch gebildet und ging 1810 mit seinem Bruder Rudolf nach Rom, wo er sich den sog. «Nazarenern» anschloß und 1814 zum Katholicismus übertrat. Bei seiner Rückkunft nach Berlin 1819 zum Professor der Akademie ernannt, bekundete er ein eigenthümliches Talent als Lehrer, sodaß sich bald die fähigsten Schüler um ihn sammelten. Von den Gemälden, die er damals fertigte, sind hervorzuheben: eine Anbetung der Könige für die Garnisonskirche zu Potsdam, ein Altarblatt für die Kirche zu Schulpforta, sowie eine große Anzahl ausgezeichneter Porträts. Bei Cornelius' Abgange nach München wurde ihm 1826 die Directorstelle an der Kunstakademie zu Düsseldorf übertragen, und es folgten ihm alle seine berliner Schüler, viele andere schlossen sich an. Im Geiste der ältern Meister begründete S. in Düsseldorf eine Schule, die außer der populären Geschichtsmalerei eine neue gemüthvolle Gattung des Genrebildes und eine innige Auffassung der Landschaft pflegte und dadurch lange Zeit das Vorbild der modernen Malerei in Deutschland darstellte. S. war ein sehr humaner Lehrer, der seine Schüler von ihrer eigenen Individualität aus der höhern Ausbildung entgegenführte. Unter der ersten Generation der düsseldorfer Schule, welche wesentlich seine Leitung genoß, waren Männer wie Lessing, Hübner, Sohn und Hildebrandt; ferner Schirmer, Schenren, Preyer, Schrödter, Reinick, Stilke, Däge, Nethel und Kretschmar. Zu S.'s Leistungen in Düsseldorf gehört das durch Steindruck bekannte Bild der Mignon. Dann vollendete er für die Werdersche Kirche in Berlin eins seiner besten Werke, die vier Evangelisten. Es folgte das Bild von den klugen und thörichten Jungfrauen (im Städel'schen Institute zu Frankfurt a. M.). Dieses Gemälde, sowie der später für den König von Preußen gemalte Brunnen des Lebens und andere derartige Schöpfungen zeigen große Reinheit des Stils und zahlreiche Schönheiten des Einzelnen. Im J. 1842 hielt S. auf dem wissenschaftlichen Congresse zu Straßburg eine Vorlesung in franz. Sprache «Ueber den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst», die dann (Düsseld. 1842) im Druck erschien. Im J. 1843 wurde er als S. von Godenhaus in den preuß. Adelsstand erhoben. Der Zeit bis 1848 gehören von seinen Werken an: eine Himmelfahrt Mariä für die Paulskirche zu Aachen und eine allegorische Darstellung von Himmel, Fegfeuer und Hölle. Bei letzterm Bilde (in der Galerie in Düsseldorf) wurde S. vielfach durch ein Augenleiden unterbrochen, infolge dessen er erblindete. Durch eine glücklich vollzogene Operation aber erhielt er das Augenlicht wieder. Während seiner Krankheit dictirte er ein Buch: «Der moderne Vasari» (Berl. 1854), welches

biographische Skizzen aus der neuern Kunstgeschichte und Erinnerungen aus dem eigenen Künstlerleben enthält. Das Directoriat verwaltete er bis 1859, wo es dann an Bendemann (s. d.) überging. S. starb 19. März 1862 zu Düsseldorf. Vgl. Hübner, «S. und seine Schule» (Bonn 1869).

Schaf und Schafzucht. Das Schaf gehört, wie das Rind, zu den hohlhörnigen Wiederkäuern (Ruminantia cavicornia), in der es eine eigene Gattung, Ovis, bildet. Zu derselben zählen: der südeurop. Mouflon (O. Musimon); das nordafrik. Mähnenschaf (O. tragelaphus); der mittelasiat. Argali (O. Ammon); der tibetanische Katschgar (O. Polii); das nordasiat. Dickhornschaf (O. montana) und das kleintibetanische Schafschaf (O. Vignei). Gezähmt und Gegenstand der landwirthschaftlichen Thierzucht ist das Hausschaf (O. aries), von dessen Art wieder zahlreiche Unterarten bekannt sind, wie: Zackelschaf (O. aries strepsiceros) im südöstl. Europa; kurzschwänziges Schaf (O. aries brachyura) auf Island und den Faröern; Hängeohrschaf (O. aries catotis) in Ostafrika; Breitschwanzschaf (O. aries platyura); ägypt. Schaf (O. aries macrocercus); Fettschwanzschaf (O. aries steatopyges) in Syrien, Nubien u. s. w.; Guineaschaf (O. aries guinensis); Merinoschaf (O. aries hispanica) u. a. m. Die Abstammung und die ursprüngliche Heimat des Hausschafs sind nicht bekannt. Daß dasselbe später als das Rind und die ihm nahe verwandte Ziege zum Hausthier wurde, geht aus den Zeugnissen altägypt. Denkmale hervor. Einzelne Forscher vindiciren den oft weit auseinanderstehenden Unterarten und Rassen verschiedene Stammältern. Das Schaf ist gleichwie das Rind, über den größten Theil des Erdbodens verbreitet. Es ist ein furchtsames, schwächliches, an ein Heerdenleben gewöhntes Thier. Namentlich hat es ein empfindliches Nervensystem und bei unzuträglichem Aufenthaltsorte, sowie minder entsprechender Ernährung treten leicht Störungen in seinem Organismus ein. Besonders empfindlich ist es gegen anhaltende Nässe und feuchte, festige Nahrung. Es liebt die trockenen Höhenweiden und erhält sich noch in Verticalregionen, wo das Rind seine Nahrung nicht mehr findet. Gern genießt es die Blätter von Bäumen und Sträuchern. Es verträgt jedes mittlere Klima. Nach ihrem Nutzwerth lassen sich die Rassen und Schläge des mitteleurop. Hausschafs in folgende Klassen und Abtheilungen stellen: A. Wollschafe, mit vorwiegender Wollproduction, und zwar grobwollige Landrassen, wozu das mitteleurop. Landschaf, das Heideschaf (Schnucke), das Zackelschaf, das große Alpenschaf (Bergamasker) und das niederdeutsche Marschschaf gehören, und Feinwollschafe oder Merinos (s. d.). B. Fleischschafe, mit vorwiegender Fleischproduction, und zwar engl. Fleischschafe, welche in langwollige und kurzwollige (Downrassen) zerfallen, und Mittelschläge für Woll- und Fleischproduction, wozu das Halbblut von Merinos und Landschafen, die engl. Merinos und die Roussillonschafe gehören. Von ausländischen Rassen sind außerdem zu erwähnen das kurzbeinige nordamerik. Otterschaf, das russ. Romanoffschaf (dessen Lämmer die Krimmerpelze liefern), das im ganzen Orient allein vorwaltende Fettschwanzschaf u. a. m. In Chili wird unter dem Namen Chabin ein Mischling des Schafs mit der Ziege gezüchtet, dessen langhaarige Felle einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Sie gehen, in allen Nuancen gefärbt, gewöhnlich unter dem falschen Namen «Alpacadecken».

Die Schafe nützen durch ihre Wolle, ihr Fleisch, ihre Milch und ihren Dünger. Mit der erstern, dem wichtigsten Producte, beschäftigt sich die Wollkunde. Die Farbe der Schafwolle ist weiß, gelb, gelbbraun, braun oder schwarz; für die Wollmanufactur ist die weiße, welche beliebig gefärbt werden kann, die werthvollste. Bei der Beurtheilung der Wolle ist in Betracht zu ziehen: die Structur des Wollhaars, die Feinheit und Sanftheit, die Kräuselung, die Elasticität und Kraft, die Länge, die Dichtheit, das Vlies und der Stapel, Farbe und Glanz und der Fettschweiß. Es wird nach Länge und Feinheit des Wollhaars, demzufolge Verwendung, unterschieden: Tuchwolle oder Streichwolle, Kammwolle oder Zuggarnwolle, zu beiden Zwecken brauchbare und grobe (Filz- oder Kotzen-)Wolle. Das Fleisch der Schafe bildet neben dem des Rindes den wichtigsten Theil der animalischen Nahrung des Menschen. Die Verwerthung der Milch der Schafe zu Käse pflegt namentlich auf den Weiden höherer Gebirge, am Mont-Dor, in den Cevennen und Ardennen, ital. Alpen, Karpaten u. s. w. betrieben zu werden. Der Schafdünger, aus dem Stall oder vom Pferch (Hordenschlag, Uebernachten der Schafheerde auf einem unzäunten Felde), steht an Werth dem Rindviehdünger am nächsten. Das Schaf ist ein sehr weichliches Thier; es ist vielen Krankheiten unterworfen, von welchen die häufigsten sind: Blattern oder Pocken, Räude, Maul- und Klauenseuche, Blutschlag, Leberegelseuche, Durchfall und Ruhr, Trommelsucht, Traber- oder Knupperkrankheit, Drehkrankheit (vom Gehirnblasenwurm). Gewöhnlich haben nur die männlichen Schafe Hörner. Die Organisation des Gebisses und der Zahnwechsel ist beim Schaf der nämliche, wie bei allen Wiederkäuern. Im Alter

von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Jahren ist das Schaf fortpflanzungsfähig. Die Trächtigkeitsdauer des Mutterschafs beträgt im Mittel 147 Tage. Das Wachsthum des Thiers ist erst mit Ende des dritten und selbst des vierten Jahres beendet. Bezüglich der Körperdimensionen und des Gewichts zeigen die einzelnen Rassen bedeutende Unterschiede; das lebende Gewicht variirt von 25 bis zu 70 Kilogr. Ebenso verschieden ist auch die Lebensdauer des Schafs; sie ist, je nach den Schlägen, auf 10—20 Jahre anzunehmen und bei den Merinos entschieden am längsten. Nach Geschlecht und Alter der Schafe sind folgende Bezeichnungen im Gebrauch: für männliche Thiere: Bock, Stär, Widder; für castrirte männliche Thiere: Hammel, Schöps, Kappe; für weibliche Thiere: Mutterschaf, Zibbe (Zippe); für junge Thiere bis zum ersten Jahre: Lamm (Bock-, Mutter- oder Zibbenlamm); dann nach dem ersten Jahre Jährlinge, auch (mit Bezug auf den Zahnwechsel) Zweischaufler; im dritten Jahre Vierschaufler, im vierten Sechsschaufler, darüber hinaus Vollzähnige oder Abgeschobene. Alsdann wird auch der Geschlechtsbezeichnung das Beiwort «alt» zugefügt; also «alte Böcke, alte Mütter». Das zum Abschaffen (Verkauf oder Schlachten) bestimmte ausgeschossene Vieh wird Merz- oder Brackvieh genannt; die zur Zucht nicht verwendeten oder nicht trächtig gewordenen Mutterthiere heißen Geltvieh.

Die Schafzucht ist nächst der Rindviehzucht der wichtigste Theil der landwirthschaftlichen Viehzucht. Die Engländer, die schon zur Zeit der Königin Elisabeth als Schafzüchter im Rufe standen, sahen besonders auf lange, zu Kammwollfabrikaten sich eignende Wolle und auf schmackhaftes, saftiges Fleisch, sie haben daher die Züchtung von Kammwoll- und Fleischschafen stets für vortheilhafter gehalten als die der Merinos, obgleich sie für Merinowolle jährlich große Summen ins Ausland senden. Spanien ist schon seit mehrern hundert Jahren wegen seiner Schafzucht berühmt. Die daselbst producirte feine Wolle versah früher fast allein die engl. und niederländ. Tuchfabriken. Die span. Schafe theilen sich in zwei wesentlich voneinander verschiedene Rassen, in die hochbeinigen, minder feinen Churros, die man für das eigentliche span. Landschaf hält, und in die aus Afrika eingeführten gedrungenern Merinos (s. d.), welche die feinste Wolle liefern. Deutschland besitzt verschiedenartige Schafrassen, welche sowol durch Größe als durch Feinheit der Wolle merklich voneinander abweichen. Die Schafzucht wurde hier auch schon früher nicht vernachlässigt, aber doch nicht mit besonderer Vorliebe betrieben. Zu ihrem gegenwärtigen hohen Rufe erhob sie sich erst infolge der Veredlung mittels der aus Spanien eingeführten Merinos. Aus den Stammschäfereien zu Stolpen und Lohmen in Sachsen sind sämmtliche hochfeine Schäfereien des nordöstl. und westl. Deutschland hervorgegangen. Seit ihrer Begründung wurden aus ihnen wenigstens 19—20,000 Stück Zuchtvieh beiderlei Geschlechts in das In- und Ausland, viele selbst nach Frankreich, Rußland, Polen, Ungarn und übers Meer nach England und Australien verkauft, ja sogar mehrfach zurück nach Spanien geholt, um dort die echte Merinorasse wiederherzustellen. Mittlerweile war auch die von großen Landwirthen, namentlich von Thaer und André gepflegte höhere Schäfereiwissenschaft entstanden, die selbst auf andere Zweige der Viehzucht einen günstigen Einfluß geübt hat. Die Preise, welche die Wolle durch die Veredlung der Landschafe erhielt, reizten an, und daher kommt es, daß in mehrern Gegenden Deutschlands, namentlich in ganz Sachsen und einem großen Theile Preußens, das deutsche Landschaf fast nur veredelt angetroffen wird.

In neuester Zeit hat jedoch die hochfeine Schafzucht bedeutend abgenommen, was hauptsächlich seinen Grund in der gesteigerten Cultur durch Benutzung der Weideflächen zu Ackerland sowie in dem lohnendern Betrieb der Rindviehzucht hat. Außerdem haben zur Verminderung derselben in Europa neben den Triftablösungen besonders die Concurrenz der austral. und anderer Colonialwollen beigetragen. Dagegen hat sich mit Recht die Schafzucht mehr auf die Erzeugung von Kammwolle und auf die Fleischproduction geworfen. Zu letzterer werden namentlich die engl. Downschafe und die franz. Merinos verwendet. Kreuzungen dieser Rassen mit dem Landschafe bewähren sich sehr. Auch das Bergamaskerschaf ist zu diesem Zwecke in Norddeutschland und in Oesterreich versuchsweise eingeführt worden. Für die Nachzucht werden einem Stär im Durchschnitt 40—50 Mutterschafe entweder nach freier Willkür oder einzeln zugetheilt. Man unterscheidet frühe und späte Lammzeit; erstere fällt in den Februar und März, letztere in den Juli und August. Die späte oder die Sommerlammung gewährt den Vortheil, daß die Lämmer mit ihren Müttern auf freier Weide besser gedeihen und gesünder bleiben als die Wintergeburten. Die neugeborenen Lämmer sucht man schon nach einigen Wochen an das Fressen zu gewöhnen, damit sie weniger der Milch ihrer Mütter bedürfen und nach drei Monaten dieselbe ganz entbehren können. In dem ersten Sommer erhalten die jungen Schafe Heu

oder Grünfutter, Klee, Luzerne, Esparsette ganz auf dem Stalle, wenn nicht in dessen Nähe besonders gute Weide für sie vorhanden ist. Zur Winterfütterung für Schafe eignen sich am besten Heu und Stroh, daneben Wurzel- und Knollengewächse, vorzüglich Kartoffeln und Getreidekörner. Ganz ohne trockenes Futter ist die Fütterung mit Wurzelgewächsen nicht zu empfehlen, obgleich sie die wohlfeilste ist. In England bilden die Wasserrüben (Turnips) das Hauptfutter der Schafe. Ein Zusatz von Kraftfutter ist stets vortheilhaft. Die Fütterung mit Branntweinspülicht, neben hinreichendem Rauhfutter, ist nur mit Vorsicht anzuwenden. Obgleich die Schafe wenig Flüssiges zu sich nehmen, so darf ihnen das Saufen doch keinen Tag entzogen werden; reines Wasser ist ihnen am zuträglichsten. Fügt man demselben in der kalten Jahreszeit, um es wohlschmeckender zu machen, und während der Säugezeit, um die Milchabsonderung der Mutterschafe zu befördern, Oelkuchenmehl oder Getreideschrot hinzu, so muß solches mit Maß geschehen, weil übermäßiges Saufen schädlich werden kann. Die Schafschur und Wollwäsche geschieht auf zweierlei Weise. Entweder werden, wie in Deutschland allgemein, die Schafe vor dem Scheren geschwemmt, d. h. gewaschen (Rückenwäsche), oder sie werden ohne weiteres geschoren und die Wolle nachher gewaschen (Fabrikwäsche). Bei letzterm Verfahren, das schon vielfach üblich ist, leiden die Schafe, für die das Wasserbad stets angreifend ist, weniger, und es gewinnt daher die Praxis der Fabrikwäsche immer mehr Eingang. Die Schur erfolgt von Ende Mai bis gegen Juni bei einschürigen, nicht so leicht zu Ende September zum zweiten mal bei zweischürigen Heerden. Die Vliese müssen vor dem Zerreißen sorgfältig bewahrt, vollkommen getrocknet und gut emballirt werden. Vgl. die Schriften von Koppe, Elsner, Löhner, Ockel, André, Hamm, Körte, Mentzel («Handbuch der rationellen Schafzucht», gekrönte Preisschrift, 2. Aufl., Berl. 1862), Schmidt («Schafzucht und Wollkunde», 2. Aufl., Stuttg. 1860); May, «Das Schaf» (2 Bde., Bresl. 1868); Neitzschütz, «Studien zur Entwickelungsgeschichte des Schafs» (Danz. 1876), und besonders: J. Bohm, «Die Schafzucht nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkte» (Bd. 1—3, Berl. 1873—78 fg.).

Schafárik (Paul Jos.), nach czech. Orthographie Šafařík, ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der slaw. Sprachen und Alterthumskunde, wurde 13. Mai 1795 zu Kobelyarowo im nördl. Ungarn als Sohn eines evang. Geistlichen (slowakischen Ursprungs) geboren. Nachdem er seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Rosenau und Dobschau erhalten, trieb er 1810—15 auf dem Lyceum zu Käsmark Philosophie, Theologie und ungar. Recht, daneben aber auch slaw. Sprache und Literatur. Er begann die Lieder des slowakischen Volks zu sammeln und versuchte sich selbst in poetischen Arbeiten, von denen er 1814 eine Anzahl zu Leutschau in Druck erscheinen ließ. Im J. 1815 bezog S. die Universität Jena, wo er außer theol. und philos. auch histor. und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Dabei übersetzte er die «Wolken» des Aristophanes sowie Schiller's «Maria Stuart» in das Czechische. Im J. 1817 ward er Hauslehrer eines jungen Edelmanns in Preßburg, erhielt aber schon 1819 eine Professur an dem serb. Gymnasium in Neusatz und zugleich auch die Direction der Anstalt. Nachdem er die letztere bereits 1825 niedergelegt, resignirte er 1833 auch auf die Professur und wandte sich nach Prag, um sich hier der Pflege der böhm.-slaw. Literatur zu widmen. Eine Zeit lang lebte er als Privatgelehrter, bis 1837 ihm von der Regierung das Amt eines Censors übertragen ward; 1841 erhielt er die Stelle eines Custos an der öffentlichen und Universitätsbibliothek. Den Lehrstuhl der slaw. Sprache und Literatur an der Universität, der für ihn 1848 errichtet wurde, nahm er jedoch nicht ein, indem er zu einer Berathung über einen neuen Studienplan nach Wien berufen und dann zum Bibliothekar der erwähnten Bibliothek ernannt ward. Im J. 1860 erkrankte er an einem Gehirnübel, das von Geistesstörung begleitet war und auch 27. Juni 1861 (zu Wien im Hause seiner Tochter) den Tod nach sich zog. S. war der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen slaw. Alterthumskunde. Sein bedeutendstes, bahnbrechendes Werk sind die «Slovanské starožitnosti» (Prag 1837; 2. Aufl., herausg. von J. Jireček, 1863; deutsch unter dem Titel «Slaw. Alterthümer», übersetzt von Mosig von Aehrenfeld, herausg. von H. Wuttke, 2 Bde., Lpz. 1842—44), in welchem er die Geschichte der slaw. Stämme von ihrem ersten Auftreten bis zu ihrer Bekehrung zum Christenthum aufzuklären sucht. Seine «Geschichte der slaw. Sprache und Literatur nach allen Mundarten» (Ofen 1826; 2. Abdruck, Prag 1869) war nicht ohne Einfluß. Ebenso seine «Slaw. Ethnographie» (czech. mit Sprachenkarte, Prag 1842; 3. Aufl. 1850); wichtig sind ferner seine «Denkmäler altserb. Literatur» (czech. «Památky», Prag 1851; 2. Aufl. 1873) und die in seinen letzten Schriften enthaltenen Beiträge zur Kenntniß der glagolitischen Literatur. Als Mitglied und Leiter der betreffenden Regierungscommission zu Wien und Prag (1849 und 1851) redigirte

er die «Juridisch-polit. Terminologie für die slaw. Sprachen Oesterreichs» (deutsch-böhmisch, Wien 1850; deutsch-ruthenisch, Wien 1851; deutsch-kroatisch, serbisch und slawonisch, Wien 1853) und der «Deutsch-böhm. wissenschaftlichen Terminologie» (Prag 1853). Nach seinem Tode wurden die «Geschichte der südslaw. Literatur» (3 Bde., Prag 1864—65) und «Sebrané spisy» («Gesammelte Werke», 3 Bde., Prag 1862—65) beide von Jos. Jireček herausgegeben.

Schafberg, ein Berg im Westen des österr. Salzkammerguts, der sich zwischen dem Aber-, Mond- und Attersee bis zu 1789 Mt. über dem Meere (1257 Mt. über dem Spiegel des Abersees) erhebt und von seinem Gipfel aus vielleicht die schönste Bergschau in ganz Deutschland gewährt, weshalb er auch vielfach der Rigi Oesterreichs genannt wird. Schon am Fuße des eigentlichen Gipfels (vom sog. Untern Gasthaus aus) öffnet sich nach Westen zu ein prächtiges Panorama auf den Thorstein, die Uebergossene Alm, den Hohen Göll, den Watzmann und Untersberg. Auf dem Gipfel selbst, auf welchem sich ebenfalls ein Gasthaus befindet, liegen an hellen Tagen alle Gebirge und Seen des Salzkammerguts, Oberösterreich bis zum Böhmerwald, die steiermärk. Schneealpen, die salzburger Tauern, weiter hinaus das bair. Oberland bis zum Chiemsee und Wagingersee unverhüllt vor dem Auge des Besuchers. Unmittelbar am nordöstl. Fuße des S. breitet sich die schöne Wasserfläche des 20 Kilom. langen Attersees aus, während im Südwesten der Abersee oder St.-Wolfgangsee und im Nordwesten der 11 Kilom. lange Mondsee 14 QKilom. sich hinstrecken. Man ersteigt den Gipfel in 3—4 Stunden entweder von St.-Gilgen (am nordwestl. Ende des Abersees) oder von St.-Wolfgang aus. Der Berg besteht aus Alpenkalk, in welchem sich viele Versteinerungen finden.

Schäfer (Heinr.), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 25. April 1794 zu Schlitz in Oberhessen, besuchte das Gymnasium zu Hersfeld und bezog im Herbst 1813 die Universität Gießen, um Theologie zu studiren, besuchte aber zugleich auch eine Zeit lang das philol. Seminar. Seit Frühjahr 1816 Hauslehrer in Darmstadt, wandte er seine Muße vorzugsweise geschichtlichen Studien zu. Im J. 1819 trat er als Hülfsarbeiter bei der großherzogl. Bibliothek ein, an der er im Oct. 1821 zum Secretär und 1831 zum zweiten Bibliothekar ernannt ward. Anfang 1833 siedelte S. als Professor der Geschichte nach Gießen über, wo er seitdem neben seinen Vorlesungen stets regen Antheil an den Angelegenheiten der Universität nahm. Im Sommer 1864 wurde ihm die Direction der Universitätsbibliothek sowie des Münz- und Antikencabinets übertragen. S. starb zu Gießen 2. Juli 1869. Schon während seines Aufenthalts in Darmstadt gab er «Ethnogr. Denkmale von Spanien» (Heft 1—5, Darmst. 1826—27) und eine deutsche Bearbeitung von Sempere's «Betrachtungen über die Größe und den Verfall der span. Monarchie» (2 Bde., Darmst. 1829) heraus. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er jedoch mit seinen beiden Hauptwerken, der «Geschichte von Portugal» (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1836—54) und der «Geschichte von Spanien» (Bd. 1, von Lembke, Hamb. u. Gotha 1831; Bd. 2 u. 3, 1844—67), welche beide der «Geschichte der europ. Staaten» von Ukert und Heeren angehören. Unter S.'s übrigen Arbeiten ist noch die Rede «Ueber heutige Aufgaben der Geschichtschreibung» (Gieß. 1864) hervorzuheben.

Schaefer (Joh. Wilh.), vorzüglicher deutscher Literarhistoriker, geb. 17. Sept. 1809 zu Seehausen unweit Bremen, betrieb seit 1827 auf der Universität Leipzig philol. und histor. Studien. Im J. 1831 nach Bremen zurückgekehrt, erhielt er sogleich eine pädagogische Beschäftigung an der dortigen Hauptschule, wo er neben philol. Lectionen vorzüglich das Fach der Geschichte und der deutschen Literaturgeschichte in den obern Klassen zu vertreten hatte. Dies veranlaßte ihn zunächst zu der Bearbeitung des «Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur» (Brem. 1836; 12. Aufl. 1877), der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Dem «Grundriß» folgten außer einigen philol. Arbeiten das «Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur» (Brem. 1842—44; 2. Aufl. 1855), «Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur» (Lpz. 1853; 2. Aufl., Altona 1869), «Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrh.» (3 Bde., Lpz. 1855—57; 2. Aufl., in 1 Bd., 1859), die Umarbeitung von Oeser's «Geschichte der deutschen Poesie» (2 Thle., Lpz. 1859; 4. Aufl. 1879), «Literaturbilder u. s. w.» (2 Thle., Lpz. 1860; 2. Aufl. 1873). Eine Sammlung einzelner literarhistor. Abhandlungen veröffentlichte er unter dem Titel «Zur deutschen Literaturgeschichte, kleine Schriften» (Brem. 1864). Besonders fühlte sich S. zur Erforschung der Geschichte unserer classischen Literaturperiode hingezogen. Er bearbeitete mit sorgfältiger Durchforschung der zerstreuten Quellen «Goethe's Leben» (2 Bde., Brem. 1850 u. 1851; 2. Aufl. 1877; eine holländ. Uebersetzung von C. M. van Hees, mit einer Einleitung von Opzoomer, erschien in 2 Theilen zu Utrecht 1856). Eine gedrängte Darstellung von Schiller's Leben gab die Schrift: «Schiller,

eine biographische Schilderung» (Lpz. 1853). Als Dichter hat sich S. bekannt gemacht durch «Liebe und Leben» (Brem. 1851; 2. Aufl. 1858).

Schaefer (Arnold), namhafter Historiker, Bruder des Vorigen, geb. 16. Oct. 1819 zu Seehausen bei Bremen, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1838 zu Leipzig Philologie und Geschichte unter Leitung von G. Hermann, M. Haupt und W. Wachsmuth. Im J. 1842 ward er von K. J. Blochmann als Lehrer der Geschichte an das Pitzthum-Blochmann'sche Erziehungshaus zu Dresden, 1850 durch das königl. sächs. Ministerium als Professor an die Landesschule zu Grimma berufen. Hier verfaßte er das Werk: «Demosthenes und seine Zeit» (3 Bde., Lpz. 1856—58), in welchem er es sich angelegen sein ließ, neben dem literarischen Quellenmaterial in gleichem Maße auch das urkundliche zu verwerthen. Im J. 1858 ward er als ord. Professor der Geschichte nach Greifswald, 1865 in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen. Mit dem Abschlusse des Demosthenischen Werks nahm er seine Arbeiten zur neuern Geschichte wieder auf und gab nach umfassenden Vorarbeiten in den Archiven und Bibliotheken zu Berlin, London, Paris und Wien die «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1867—74) heraus. Neben jenen größern Werken verfaßte er unter anderm die Abhandlungen «De libro vitarum X oratorum» (Dresd. 1844), «De ephoris Lacedaemoniis» (Lpz. 1863), «De rerum post bellum Persicum usque ad tricennale foedus in Graecia gestarum temporibus» (Lpz. 1865), eine Sammlung kleiner Schriften unter dem Titel «Histor. Aufsätze und Festreden» (Lpz. 1873) und für Zwecke des Unterrichts «Geschichtstabellen zum Auswendiglernen» (1847; 14. Aufl., Lpz. 1876), «Abriß der Quellenkunde der griech. Geschichte bis auf Polybios» (1867; 2. Aufl., Lpz. 1873).

Schäferpoesie (Schäferroman, Schäferspiel), eine bestimmte Art der Idylle, welche ihre Helden in der Schäfer- oder Hirtenwelt sucht. Wenn die ältesten Vorbilder dafür schon im Alten Testamente und in der Odyssee gefunden werden können, so gehört die Ausbildung als besondere Gattung doch erst solchen Zeiten an, deren sittliche und gesellschaftliche Verderbniß und Ueberbildung naturgemäß sich nach einfachern Sitten und Zuständen, ja womöglich zur erträumten Herrlichkeit des ursprünglichen Naturzustandes zurücksehnte. Theokrit's Idyllen, welchen Bion und Moschus glücklich nacheiferten, gehören der alexandrinischen Zeit an; Virgil's Eklogen dem Zeitalter des Augustus. Der erste eigentliche Schäferroman ist «Daphnis und Chloe» von Longus (s. d.). Auch bei den Troubadours finden sich einzelne verflachte Anklänge der Schäferdichtung. Dagegen wurde diese Dichtung zur höchsten Kunst und reichsten Entfaltung bei den Italienern erhoben. Der Anfang liegt in Boccaccio's Idylle «Ameto»; darauf folgte gegen das Ende des 15. Jahrh. des Neapolitaners Sannazaro «Arcadia». Tasso's «Aminta» (1572) und Guarini's «Pastor fido» (1590) führten diese Motive mit Glück in das Drama. Aus Italien verpflanzte sich diese Dichtart nach Spanien und wurde hier eine Zeit lang von den vorzüglichsten Dichtern mit Vorliebe behandelt. Jorge de Montemayor's «Diana», um die Mitte des 16. Jahrh. in span. Sprache geschrieben, ist der älteste regelmäßige Schäferroman. Cervantes, welcher mit seinem «Don Quixote» die Ritterromane in so treffender Weise persiflirte, gab in seiner «Galatea» eine seiner lieblichsten Dichtungen. Nach Frankreich hatte Nicolas de Montreux den Schäferroman mit seinen «Bergeries de Juliette» gebracht. Hier aber, wo bereits alles höfischer Ausschließlichkeit zueilte, ging der Schäferroman sogleich in den galanten Hofroman über. Der Gründer dieses neuen Zweiges ist der berühmte Roman Honoré d'Urfé's von der Liebe zwischen Astræa und Seladon, dessen erster Theil 1609 erschien. Unter dem durchsichtigen Gewande galanter Schäfer und Schäferinnen gibt der Roman Anspielungen auf die nächsten Hofereignisse. Daher entwickelte sich hier auch sehr bald aus diesem Schäferroman der galante Hofroman des Herrn de la Calprenède und der Mademoiselle de Scudery. In England wurde der Schäferroman durch Philipp Sidney's «Arcadia» (1609) heimisch. In Deutschland ist die «Schäferei von der Nymphe Hercynia» von Martin Opitz eine Nachahmung Tasso's und Guarini's. Der span. und franz. Schäferroman wurde hier viel in Uebersetzungen verbreitet, und Dietrich von Werden und Philipp von Zesen versuchten Nachahmungen; doch gewann bald die Nachahmung des franz. Hofromans die Oberhand. Einen neuen Aufschwung gewann die Schäferdichtung im Zeitalter des Rococo, namentlich auch im Lustspiel und Singspiel. Die Nachwirkungen sind bis auf Goethe's erste Lustspiele und Singspiele zu verfolgen. Nur aus diesem Zeitgeschmack ist der Beifall zu erklären, welchen Geßner's (s. d.) süßliche Idyllendichtung überall fand. Es gehört zu der mächtigen Einwirkung Rousseau's und der deutschen Sturm- und Drangperiode, daß allmählich diese Art von Dichtung in die ihr gebührenden Grenzen zurückgedrängt wurde.

Schaffgotsch ist der Name einer der ältesten und angesehensten adeligen Familien in Schlesien und Böhmen. Das Geschlecht kommt urkundlich bereits 1174 vor und hieß ursprünglich Scoss, Schoff oder Schaff, bis die Nachkommen des Ritters Gotsch oder Gotthard Schaff, gest. 1420, um sich von den andern Linien zu unterscheiden, den Namen Schaffgotsch annahmen. Im J. 1592 wurden sie Freiherren und 1658 zu Reichsgrafen erhoben. Sie theilen sich jetzt in die böhm. und in die schles. Linie. Jene ist in Böhmen und Mähren begütert; diese besitzt in Schlesien die freie Standesherrschaft Kynast (s. d.) nebst dem Badeort Warmbrunn (s. d.) und dem Dorfe Hermsdorf, wo das Schloß eine für die Geschichte und Topographie Schlesiens wichtige Bibliothek und andere Sammlungen enthält, und die Herrschaft Greifenstein im Kreise Löwenberg des Regierungsbezirks Liegnitz. Alle männlichen Mitglieder dieser Linie führen den Namen Gotthard, alle weiblichen den Namen Hedwig. Der jetzige Erblandhofmeister und Erbhofrichter ist der Graf Ludwig Gotthard von S., Reichsgraf und Herr der freien Standesherrschaft zu Kynast und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, geb. 4. Sept. 1842. Sein Vater, Graf Karl Gotthard von S., geb. 29. Mai 1794, bekleidete bis Ende April 1849 den preuß. Gesandtschaftsposten an den Höfen zu Toscana, Modena und Lucca und starb 29. Juni 1865. An der Spitze der böhm. Linie steht Franz de Paula, Graf Schaaffgotsche, geb. 22. Juni 1829, Oberst in der österr. Armee. Dessen Vater war Johann Franz de Paula, Graf Schaaffgotsche, geb. 30. Juni 1792, österr. General der Cavalerie, gest. 3. Nov. 1866. — Unter den frühern Gliedern des Hauses ist besonders der Graf Johann Ulrich von S., geb. 1595 auf Kynast, zu erwähnen, ein durch Studien und Reisen sehr gebildeter Mann und ein treuer Anhänger der prot. Kirche. Als kaiserl. General und in Wallenstein's Vertrauen wurde er in dessen Fall verwickelt und erlitt 23. Juli 1635 zu Regensburg den Tod durch Henkershand. Seine Kinder verloren die Stammherrschaft Trachenberg und wurden katholisch erzogen. Bekannt ist auch Graf Philipp Gotthard von S., den Friedrich d. Gr. 1744 zum Coadjutor und 1747 zum Fürstbischof von Breslau erhob, der aber durch sein Verhalten nach der Einnahme Breslaus im Siebenjährigen Kriege durch die Oesterreicher in Ungnade fiel und in der Verbannung erst 1795 starb.

Schaffhausen, der 12. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, liegt im nördlichsten Winkel der Schweiz am rechten Rheinufer und umfaßt ein Areal von 294 QKilom. Das Ländchen, welches aus einem Haupttheile und zwei kleinern Exclaven besteht, ist großentheils gebirgig, indem es den Randen, der zu 914 Mt. aufsteigt, und den Reiath, die beiden nördlichsten Ausläufer des schweiz. Jura, begreift. Im Südwesten des Randen öffnet sich ein breites Hochthal, der sonnige und weinreiche Klettgau. Der östl. Theil des Cantons, einschließlich der Hauptstadt, gehört zum alten Höhgau. Hauptfluß ist der Rhein, welcher bei der Stadt S. aufhört schiffbar zu sein und nun über Klippen und Abhänge (Lächen) dem $2^1/_2$ Kilom. unterhalb dieser befindlichen weltberühmten Rheinfalle bei Laufen zueilt. Randen und Reiath sind wasserarm, weshalb sie außer der die Grenze berührenden Wutach und der Biber nur wenige Bäche dem Rheine zusenden. Das Klima ist etwas rauh, aber sehr gesund. Die Hochflächen des Randen sind kahl und steinig, überhaupt $4^1/_2$ Proc. des Gesammtareals unproductiv. Dennoch gehört der Canton infolge des Fleißes seiner Bewohner zu den ergiebigsten der Schweiz. Auf Ackerland, Garten, Wiesen und Weiden entfallen 53, auf die Waldflächen 39, auf Rebgelände $3^1/_2$ Proc. der Grundfläche. Hauptproduct ist der Wein. Besonders genießen die Hallauer und Thayinger Weine eines weitverbreiteten Rufs. Der Ackerbau liefert Getreide im Ueberfluß, der Obstbau ist nicht unbedeutend; das Kirschwasser S.s wird weithin versendet. Der Viehstand betrug (April 1876) 1044 Pferde, 9060 Stück Rindvieh, 57 Schafe, 4232 Ziegen, 5948 Schweine. Zur Ausfuhr gelangen besonders Ferkel. Von Mineralien lieferte der Randen früher Bohnerz, doch ist der Abbau liegen geblieben. Brüche trefflichen Sandsteins und reiche Gipslager finden sich zu Schleitheim und Beggingen; Thon wird in der Hauptstadt, sowie in Neunkirch und Wilchingen massenhaft verarbeitet. Bis gegen die Mitte des 19. Jahrh. war S. ausschließlich ein Agriculturstaat; seitdem hat jedoch die Industrie einen bedeutenden Aufschwung genommen, besonders seitdem die Wasserkraft des Rheins durch große Turbinen für industrielle Zwecke verwendbar gemacht worden ist. Die Zahl der Bewohner beträgt (1870) 37,721, darunter 3051 Katholiken. Nach der Verfassung von 1876 ruht die Souveränetät im Volke. Demselben stehen zu die Wahl und Abberufung des Großen und des Regierungsraths, das facultative Referendum über Gesetze und Verträge, das obligatorische über einmalige Ausgaben von mehr als 15,000 Frs. und über jährlich wiederkehrende von mehr als 15,000 Frs., endlich die Initiative zu neuen Gesetzen u. s. w. auf Begehr von wenig-

fiens 1000 stimmfähigen Bürgern. Der Große Rath (je ein Mitglied auf 500 Seelen), wie der Regierungsrath vom Volke in geheimer Abstimmung auf vier Jahre gewählt, ist vorberathende und gesetzgebende Behörde; zu seinen Befugnissen gehören die Steuerbewilligung, die Controle der Regierung und das Begnadigungsrecht. Der Regierungsrath, aus fünf Mitgliedern bestehend, ist die Executive. In administrativer Beziehung zerfällt der Canton in die sechs Bezirke Ober- und Unterklettgau, Reiath, S., Schleitheim und Stein. Das Obergericht zählt fünf Mitglieder und fungirt als letzte Instanz für alle appellabeln Civilrechtshändel und Strafsälle; jeder Bezirk hat sein eigenes, vom Volke gewähltes Gericht, jede Gemeinde ihren Friedensrichter. Die Gemeinden sind autonom unter Aufsicht der Regierung. Für den Unterricht sorgen ein Gymnasium in der Hauptstadt, 24 Secundär- und 117 Primärschulen. In militärischer Beziehung gehört der Canton zum sechsten Divisionskreis. Die Staatsrechnung von 1875 weist bei 491,000 Frs. Einnahmen, 466,000 Frs. Ausgaben und ein Staatsvermögen von 10,167,000 Frs. auf.

Die **Hauptstadt** S., 431 Mt. über dem Meere auf dem rechten Rheinufer gelegen, mit (1870) 10,303 E., worunter 1666 Katholiken, ist ein freundlicher und gastlicher Ort von noch sehr alterthümlichem Aeußern, mit vielen ältern Häusern, die mit Erkern und Giebeln, Bildern und Namen versehen sind. Mit Zürich, Konstanz und Basel ist sie durch Eisenbahn verbunden; die Industrie, früher unbedeutend, hat sich in den letzten Jahrzehnten bedeutend gehoben. Am Rheinfall ist neben den frühern Eisenwerken die schweiz. Waggonfabrik und Waffenfabrik entstanden. In der Stadt selbst haben sich, nachdem durch die mächtigen Wasserbauten Moser's den Lächen bedeutende Triebkräfte abgewonnen worden, ganze Industriequartiere gebildet. Neben den alten Stahl- und Eisenwaarenfabriken bestehen jetzt zu S. Woll- und Baumwollspinnereien, sowie Webereien, Färbereien, Fabriken für Kammgarn, Watte, Tricot, Verbandzeug, Maschinen, Oefen, Thonwaaren; ferner mechan. Werkstätten. Zwei Brücken führen in und bei der Stadt, eine dritte am Rheinfall über den Rhein. Sehenswerthe Bauwerke sind: der Unot oder Munot, das wohlerhaltene Bollwerk S.s (Ende des 16. Jahrh.) mit bombenfesten Kasematten und einem schönen Panorama über Stadt und Umgebung; die neuerdings restaurirte Münsterkirche, im roman. Baustil; die goth. St.-Johanniskirche, der große Rathhaussaal. Von Instituten für Wissenschaft und Kunst besitzt die Stadt: die Stadtbibliothek, das naturhistor. Museum, das antiquarische Cabinet; ferner das Imthurneum (durch die Freigebigkeit des Stadtbürgers Imthurn entstanden) mit Räumen für bildende Kunst, für eine Musikschule und schönem Theater. Die Umgebung bietet viel landschaftliche Schönheiten. Auf der Promenade Fäsenstaub befindet sich das Denkmal des zu S. geborenen Geschichtschreibers Johannes von Müller (s. d.).

S. verdankt Entstehung und Namen (Scaphusae, d. i. Schifffhausen) einem alten Schifferflecken am Rheine. Größere Bedeutung erlangte der Ort 1052 durch die Gründung des Klosters Allerheiligen. Mit der Zeit machte es sich frei und erscheint am Ende des 13. Jahrh. als Reichsstadt, ward aber 1330 vom Reiche an Habsburg verpfändet. Im J. 1415 erhielt es die Reichsfreiheit zurück, die es nachträglich noch mit 30,000 Dukaten bezahlen mußte. Gleichwol fortwährend von Oesterreich bedrängt, schloß es 1454 ein 25jähriges, 1479 erneuertes Bündniß mit den Eidgenossen und ward infolge des Schwabenkriegs 1501 als 12. Ort in den Ewigen Bund aufgenommen. An der Reformation nahm es regen Antheil. Durch Kauf und Säcularisirung erwarb es sein Landgebiet. Das Stadtregiment ward von zwölf Zünften (darunter zwei adelige Gesellschaften, «Junker»), durch Bürgermeister und Räthe geübt, welche ihre Unterthanen in der Landschaft durch Vögte regierten. Durch die Revolution von 1798 ward das Unterthanenverhältniß beseitigt und S. ein Verwaltungsbezirk der Helvetischen Republik. Die Mediationsverfassung von 1803 gab ihm seine Selbstständigkeit zurück und erweiterte sein Gebiet durch die früher unter Zürichs Hoheit stehende Stadt Stein am Rheine. Die Restaurationsverfassung von 1814 stellte zwar das frühere Unterthanenverhältniß nicht wieder her, benachtheiligte aber die Landschaft durch drückende Privilegien der Stadtgemeinde. Daher entstanden viele Unruhen, namentlich im regsamen Klettgau, wo endlich zu Hallau 1831 eine Revolution ausbrach, in deren Folge die ganz demokratische Verfassung von 1831 und 1834 entstand. Seitdem gehörte S. zu den regenerirten oder Fortschrittscantonen. Von den mehrfachen Revisionen, welche die Verfassung seither bestanden hat, ist die wichtigste diejenige von 1876, durch welche die Zahl der Regierungsräthe und der Oberrichter beschränkt, die Volksrechte durch Einführung des Referendums und der Initiative erweitert wurden. Bei den Abstimmungen über die Revision der eidgenössischen Verfassung 1872 und 1874 stimmte S. beidemal mit starker Majorität für die Revision (und zwar 12. Mai 1872 mit 6230 Ja

gegen 435 Nein, 19. April 1874 mit 6596 Ja gegen 219 Nein). Vgl. Imthurn, «Der Canton S., historisch, geographisch, statistisch» (St.-Gallen 1840); Kirchhofer, «S.s Jahrbücher» (Schaffh. 1810); «Beiträge zur vaterländischen Geschichte» (Schaffh. 1863 fg.); Meyer's Zeitschrift «Der Unoth» (Schaffh. 1864 fg.).

Schäffle (Albert Eberhard Friedr.), Nationalökonom und österr. Staatsmann, wurde 24. Febr. 1831 zu Nürtingen in Würtemberg geboren und besuchte 1844—48 das evang. Seminar in Schönthal, sodann die Universität Tübingen. Von 1850—60 war er bei der Redaction des «Schwäb. Merkur» in Stuttgart thätig und erhielt Herbst 1860 eine ord. Professur der polit. Oekonomie und Staatswirthschaft an der tübinger Hochschule, in welcher Stellung er blieb, bis er 1868 für die gleichen Fächer an die Universität nach Wien berufen wurde. Der publicistischen Carrière blieb S. jedoch insofern treu, als er in Tübingen die «Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft» redigirte. Außerdem aber verfaßte er zahlreiche wissenschaftliche Werke auf dem Gebiete der Nationalökonomie, unter denen besonders hervorzuheben sind: «Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft» (3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1873), «Die nationalökonomische Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse» (Tüb. 1867), «Kapitalismus und Socialismus mit besonderer Rücksicht auf Geschäfts- und Vermögensformen» (Tüb. 1870) und «Bau und Leben des socialen Körpers» (Bd. 1—2, Tüb. 1875—77 fg.). S.'s volkswirthschaftliche Richtung zeigt zumal in seinen spätern Werken eine starke Hinneigung zum Socialismus. Er bekämpft zwar den Schutzzoll, aber vor allen Dingen den Freihandel in jenem weitern Sinne, wie derselbe heute allgemein als «Free Trade», als Verkehrsfreiheit im Gegensatze zum Socialismus verstanden wird, und leugnet, daß die Freiheit der Arbeit allein der Aufgabe gewachsen sei, die richtige Vermögensvertheilung zu erzielen. In seiner Schrift «Die Quintessenz des Socialismus» (Gotha 1874; 4. Aufl. 1877) suchte er zwar die Grundprincipien von Marx und der deutschen Socialdemokratie zu widerlegen, erkennt aber in den Bestrebungen der letztern viele berechtigte Punkte an. Von 1862—65 gehörte S. dem würtemb. Landtage und 1868 dem Deutschen Zollparlament an, in welchem letztern er entschieden zu der süddeutschen Fraction hielt und sich gegen Preußen erklärte. Bei der Bildung des österr. Cabinets Hohenwart übernahm S. 7. Febr. 1871 das Ministerium des Handels, zugleich auch zeitweilig die Leitung des Ackerbauministeriums und galt als die Seele des ganzen Cabinets, mit welchem er auch bei der immer drohender werdenden Verwickelung des böhm. Ausgleichplans 26. Oct. 1871 seine Entlassung einreichte und 30. Oct. erhielt. (S. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie, geschichtlich.)

Schafgarbe, Pflanzenart, s. Achillea.

Schafhaut (Schafhäutchen), die Hüllenhaut des Embryo der höhern Wirbelthiere, s. Amnion.

Schafhäutl (Karl Franz Emil von), namhafter deutscher Physiker, Geolog und Musiktheoretiker, geb. 16. Febr. 1803 zu Ingolstadt, widmete sich zu Landshut und Ingolstadt dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie und Physik, beschäftigte sich daneben aber auch mit Musik und schöner Literatur sowie unter Anleitung eines geschickten Uhrmachers mit mechan. Arbeiten. Seit 1827 Scriptor an der königl. Bibliothek zu München, unternahm er in seinen Mußestunden Untersuchungen über das Wesen des musikalischen Tons und den Bau der musikalischen Instrumente, durch die er zu Forschungen über die Natur des Schmiedeeisens und Stahls geführt wurde. Im Oct. 1834 wandte sich S. nach England, um seine akustischen und metallurgischen Arbeiten fortzusetzen und zu verwerthen. Nachdem er zu diesem Zwecke auch Frankreich (Aug. 1837 bis Oct. 1838) bereist, kehrte er nach England zurück, wo er nun zu Swansea ein Laboratorium errichtete und an allen musikal., chem. und physik. Tagesfragen Antheil nahm. S. erfand unter anderm in England 1836 die erste Puddelmaschine, um Schmiedeisen anstatt durch Hülfe von Menschenhänden durch Maschinenarbeit zu bereiten, ein Fabrikationszweig, der in den neuesten Zeiten, namentlich in Amerika und England, ungeheuere Dimensionen angenommen hat. Er entdeckte zuerst die Anwesenheit des Stickstoffs im Eisen (1838) und construirte einen Vibrationsphotometer (1840). Seine Abhandlung «Ueber die Ursachen der Dampfkesselexplosionen» (1841) erwarb ihm die große silberne Telford-Medaille. Zugleich nahm er Gelegenheit, die berühmtesten Steinkohlen- und Anthracitlager geologisch und technisch zu studiren. Im April 1841 kehrte S. nach München zurück, wo er im Aug. 1842 als Mitglied in die Akademie aufgenommen wurde und das geognost. Cabinet gründete, dessen Conservator er gegenwärtig ist. Im J. 1843 erhielt er die Professur der Geognosie, Bergbau- und Hüttenkunde, wurde 1847 zugleich zweiter Vorstand des Polytechnischen Vereins für Baiern und 1849 Oberbibliothekar. Gleich nach seiner Rückkehr unterwarf er die fossilen Brenn-

materialien Baierns einer chem. Untersuchung und nahm (1843) ein Patent auf eine continuirlich arbeitende Torfpresse. Später widmete er sich vorzugsweise der Erforschung des bair. Alpengebietes, deren geognostische und paläontologische Ergebnisse er theils in Leonhard's und Bronn's «Jahrbuch», theils in den «Geognost. Untersuchungen des südbair. Alpengebirgs» (Münch. 1851) und «Südbaierns Lethaea geognostica» (Lpz. 1863, mit Atlas) niederlegte. Hieran schlossen sich die wichtigen Abhandlungen «Die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften» (1843) und «Die neuesten geolog. Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt» (1844). Die Resultate seiner physik. und chem. Arbeiten hat S. in mehr als 156 verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen in engl. und deutschen Fachzeitschriften, den «Denkschriften» und «Anzeigen» der Bairischen Akademie und andern periodischen Schriften veröffentlicht. Daneben setzte er auch seine technisch-akustischen und musikalischen Untersuchungen fort und erfand unter anderm ein Universal-Vibrationsphotometer, ein Phonometer (1853) und ein Taschenphonometer (1860). Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Kirchenmusik lieferte er in der Schrift: «Der echte gregorianische Choral in seiner Entwickelung bis zur Kirchenmusik unserer Zeit» (Münch. 1869).

Schafzucht, s. Schaf.

Schâh ist in der pers. Sprache der allgemeinste Name für den Beherrscher eines Landes, sowol für den unabhängigen Souverän als für den lehnspflichtigen Vasallen, überhaupt für alles Große und Ausgezeichnete. Als Titel des Königs von Persien, des Sultans, des Großmoguls u. s. w. wird aber jetzt die zusammengesetzte Form Pâdischâh (s. d.), d. h. der beschützende, mächtige Herrscher, gebraucht. Wenn man im Schachspiel (s. d.) den König auf eine ihm drohende Gefahr aufmerksam macht, wird das Wort von den Persern mit kurzem Vocale, schâh, ausgesprochen, und in dieser, übrigens auch sonst vorkommenden abgekürzten Form und Bedeutung ist es auch in die abendländ. Sprachen übergegangen.

Schakal heißt ein Raubthier, das zur Gattung Hund gehört und eine kleine Gruppe nächtlich lebender Raubthiere bildet, welche zwischen den Wölfen und Füchsen steht. Sie sind von gestrecktem Bau, selten höher als 50 Ctmt., haben scharf zugespitzte Ohren, kleine Augen mit runder Pupille, lange Bartborsten und ein ziemlich grob behaartes, gelbes oder braungelbes, stellenweise schwarzgrau überlaufenes Fell, tragen den buschigen Schwanz horizontal und verbreiten einen sehr übeln Geruch um sich. Die S. leben gesellig, legen unterirdische Baue an und sind seit alten Zeiten wegen ihres eigenthümlichen nächtlichen Geheuls berüchtigt, welches einen melancholischen, unheimlichen Eindruck macht. Erst mit Eintritt der Dämmerung verlassen sie ihre Schlupfwinkel und streifen die ganze Nacht nach Nahrung umher. Dabei dringen sie selbst in die Städte, wo sie die Abfälle zusammensuchen, berauben Hühnerställe und Vorrathshäuser und wühlen sich Zugänge zu allen nicht sehr sorgfältig eingerichteten Gräbern. Auch suchen sie schwache Säugethiere und Vögel zu beschleichen, nähren sich aber nöthigenfalls auch von Pflanzenwurzeln und sind besonders Liebhaber der Weintrauben. Der gemeine S. (Canis aureus), der wahrscheinlich durch Mischung und direct Stammvater mehrerer Rassen von Hausthunden wurde, ist bis 90 Ctmt. lang, oben graugelb, unten und an den Beinen rostgelb, an der Außenseite der Ohren fuchsroth und hat einen bis zu den Fersen reichenden, 26 Ctmt. langen und an der Spitze schwarzen Schwanz. Er ist von den dalmatischen Inseln an über Griechenland, die Türkei, Südrußland, Kleinasien, Persien, Indien und fast ganz Afrika verbreitet und zeigt viele Spielarten, je nach dem Wohnort. Die in der Bibel unter dem Namen Schual erwähnten Thiere (die Füchse Simson's nach Luther's Uebersetzung) gehören gleichfalls zu dem gemeinen S. Er ist ein zudringliches, aber feiges Thier und den Menschen nicht gefährlich.

Schalk, ein durch alle german. Sprachen gehendes Wort, bezeichnete im Gothischen einen Knecht, im strengen, harten Sinne. Aber schon im Althochdeutschen milderte sich die Bedeutung so weit, daß es als Benennung verschiedener Arten der Dienerschaft gebraucht wurde, von denen seniscalc, buchstäblich: der älteste Diener, und mariscalc, der Aufseher über die Pferde, durch die Uebertragung des Namens auf fränk. Hofämter und durch spätere roman. Vermittelung in ihren heutigen Formen Seneschall und Marschall zu besonders auszeichnender Geltung gelangt sind. Doch erhielt sich bis in mittelhochdeutsche Zeit daneben noch die Bedeutung «leibeigener Knecht», und während sich die mildere Bedeutung «Diener» wieder verlor, machte sich eine andere Art geltend: ein Mensch von knechtischer, von roher, boshafter Gesinnung, ein schadenfroher Bube, ein Taugenichts. In letzterm schon der altnord. Sprache geläufigen Sinne wird das Wort auch in der Luther'schen Bibelübersetzung und in andern gleichzeitigen Schriften gebraucht, sowol für sich als in Zusammensetzungen, wie Schalksknecht u. dgl. Aber auch dies-

Bedeutung milderte sich wieder, und die bereits in mittelhochdeutscher und mittelniederländ. Sprache gangbare Bedeutung des Beiwortes schalc oder scalc, ränkevoll, schlau, gab, auf das Hauptwort übergreifend, diesem seine noch jetzt übliche Bedeutung eines Menschen, der mit Behagen heitergelaunte Verstellung und listigen Scherz übt, selbst für ernsten Zweck. Diesen Sinn hat das Wort auch in der Zusammensetzung Schalksnarr, wodurch die Eulenspiegeleien von andern Arten der Narrheit unterschieden werden. So ist es nun jetzt am nächsten verwandt dem Schelm, in dessen heutiger Bedeutung eines auf feine und listige, meist aber zugleich auch scherzhafte Streiche ausgehenden Menschen. Auch das Wort Schelm hat seine Bedeutung sehr geändert, da dasselbe im Althochdeutschen Seuche, besonders Viehseuche, dann gefallenes Vieh, darauf gegen Ende der mittelhochdeutschen Zeit einen listigen, ehrlosen Betrüger bezeichnete und erst in neuhochdeutscher Sprache seine jetzige Bedeutung gewann.

Schalken (Gottfried), ein Maler, der unter den Schülern und Nachfolgern Gerard Dow's (s. d.) eine gute Stelle einnimmt, wurde 1643 zu Dortrecht geboren und lebte in der Zeit seiner Blüte ziemlich lange in England. Später kehrte er nach Holland zurück und starb im Haag 1706. Seine Meisterschaft besteht in der Darstellung von Lichteffecten, die er auf die mannichfachste Art, durch Kerzen-, Lampen- oder Feuerbeleuchtungen oder sonstwie im Sinne des Nachtstücks, hervorzubringen wußte. Bei idealen Gegenständen versiel er bisweilen in Manier. Seine Ausführung ist sorgfältig und glatt, bis in die kleinsten Einzelheiten zart behandelt; doch brauchte er in seiner spätern Zeit seinen Pinsel freier und entsprach dadurch eigentlich seinen realistischen Stoffen und Ideen besser. Außer England, wo seine Bilder vielfältig vorkommen, besitzen die Galerien von Wien, München, Dresden, Amsterdam, Haag von seinen Arbeiten, welche auch durch berühmte Meister vielfach gestochen und lithographirt sind. S. radirte selbst in Kupfer; doch sind seine Blätter selten.

Schall bezeichnet diejenigen Schwingungen der Körper, welche, wenn sie bis zu unserm Ohre fortgepflanzt werden, von unsern Gehörnerven wahrgenommen werden. Wenn die Schwingungen in unregelmäßiger Weise aufeinanderfolgen, so entsteht je nach den Umständen ein Geräusch, Gepraffel, Getöse u. s. w. Folgen sie dagegen einander in gleichen Zwischenzeiten, so entsteht ein Klang, und wenn diese Schwingungen sog. einfache, pendelartige Schwingungen sind, ein Ton, der je nach der Anzahl der in einer Secunde vollbrachten Schwingungen höher oder tiefer ist. Die Lehre vom S. heißt Akustik. Diese kann eingetheilt werden 1) in die Lehre von den stehenden Schallwellen oder den Schwingungen tönender Körper, 2) in die von der Fortpflanzung des S. in den verschiedenen Stoffen (Mitteln), 3) in die von der Geschwindigkeit, Stärke (Intensität) und Reflexion oder Zurückwerfung des S. Außerhalb unserer Gehörnerven gibt es eigentlich keinen S. (s. Akustik), denn die geschlagene, oder gerissene, oder gestrichene Saite oder Stimmgabel, oder was es sein möge, schallt, tönt oder klingt nicht, sondern schwingt nur in mehr oder weniger schneller Bewegung hin und her, theilt diese Bewegung der umgebenden Luft mit und durch diese unserm Ohre, wo sie zunächst am Ende des Gehörganges durch das dort ausgespannte Trommelfell aufgenommen und von da durch ein Hebelsystem von kleinen Knöchelchen, den Hammer, Amboß und Steigbügel, auf das innere Gehörorgan übertragen wird. (S. Gehör und Ohr.) Diesen Nervenreiz bezeichnet man nun als Ton, und zwar spricht man von höhern oder von tiefern Tönen, je nachdem der Reiz von den kürzern oder von den längern Cortischen Fasern ausging, also durch schnellere oder langsamere Schwingungen erregt wurde. Die Kräftigkeit jeder einzelnen Schwingung hat dabei nur Einfluß auf die Stärke des Tons, und nur von der größern oder geringern Zeit, welche zwischen zwei aufeinanderfolgenden Schwingungen verstreicht, hängt die Tonhöhe ab. Die längste Cortische Faser, deren Reiz also in uns das Gefühl des tiefsten hörbaren Tons erweckt, wird durch 16 Schwingungen in der Secunde erregt, die kürzeste und sonach dem höchsten hörbaren Ton entsprechende Faser durch 33,000 Schwingungen in der Secunde. In der Musik bezeichnet man den ersten Ton als Contra-C oder C_1, den letztern als achtgestrichenes D oder D^8. Die äußern Ursachen der Töne sind also nur die Schwingungen elastischer Körper, und die Betrachtung des Zusammenhangs dieser Schwingungen mit den Dimensionen der schwingenden Körper oder mit den treibenden Kräften bildet eigentlich nur ein Kapitel der Elasticitätslehre in der Physik. Doch hat man eine besondere Lehre vom S. entwickelt, veranlaßt durch den allerdings zufälligen Umstand, daß die meisten dieser Schwingungen bequemer durch das Ohr als durch das Auge wahrgenommen werden können.

Im allgemeinen können in Schwingungen versetzt werden: gespannte Saiten, elastische Stäbe, Platten (die, wenn sie gebogen oder gewölbt sind, Glocken genannt werden), endlich vor

allem auch in Hohlräumen befindliche Luftmassen (bei den Pfeifen und den Blasinstrumenten überhaupt). Die Schwingungen werden bei allen diesen Gegenständen um so schneller aufeinanderfolgend, folglich der im Ohre durch sie erzeugte Ton um so höher sein, je kleiner ihre Dimensionen sind und je stärker ihre elastische Spannung ist. Eine z. B. doppelt so lange Saite wird demnach in derselben Zeit nur halb so viel Schwingungen machen als eine andere von der einfachen Länge, und eine Saite, welche viermal so stark gespannt ist als eine andere, wird zweimal so viel, eine neunmal so stark gespannte dreimal so viel Schwingungen in derselben Zeit machen als die mit der einfachen Spannung. Das Verhältniß der Schwingungszahlen zweier Töne nennt man in der Akustik ihr Intervall (s. d.), und einzelnen dieser Intervalle gibt man besondere Namen. Einfache Tonverhältnisse wie 1:2, 2:3, 4:5 u. s. w. erregen in uns den Eindruck des angenehmen Zusammenklanges (Consonanz). Der Grund hiervon ist keineswegs, wie man früher glaubte, ein psychischer Vorgang und ein Wohlgefallen der Seele an einfachen, leicht übersichtlichen Verhältnissen, sondern beruht auf gewissen Eigenthümlichkeiten der musikalischen Instrumente und auf der besondern Organisation des Gehörorgans.

Was aber sowol jene Eigenthümlichkeit der Instrumente als die Einrichtung des Gehörorgans betrifft, so ist kurz Folgendes zu merken. Man kann einen schwingenden, tonerzeugenden Körper, z. B. eine Saite, so in Schwingungen versetzen, daß sie ihrer ganzen Länge nach in Einem Stücke schwingt, sodaß blos ihre beiden Enden ruhen, alle ihre übrigen Theile aber in Bewegung sind, und zwar um so mehr, je weiter sie nach der Mitte zu liegen. Den bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich ausbiegenden Theil nennt man den Schwingungsbauch, die beiden ruhenden Endpunkte aber die Schwingungsknoten. Man kann jedoch auch eine Saite so schwingen lassen, daß sich auf ihr zugleich zwei oder drei oder mehr Schwingungsbäuche bilden und zwischen jedem Bauche natürlich ein Schwingungsknoten, und zwar geschieht dies dadurch, daß man die Saite an einem von den Punkten, welche Schwingungsknoten werden sollen, leise berührt. Berührt man sie z. B. in ein Fünftel ihrer Länge, so bilden sich auch am Ende des zweiten, dritten und vierten Fünftels von selbst Schwingungsknoten und dazwischen fünf Bäuche. Offenbar ist aber der Ton in einem solchen Falle weit höher, als wenn die Saite ihrer ganzen Länge nach in Einem Stücke schwingt; denn machte sie in diesem letztern Falle z. B. 100 Schwingungen in der Secunde, so würde sie bei einer Abtheilung in Hälften 200, in Drittel 300, in Viertel 400, in Fünftel 500 u. s. w. Schwingungen in der Secunde vollenden. Dies gibt eine Reihe von Tönen, die man die «harmonischen Obertöne» zu dem Grundtone nennt, den die Saite ohne Schwingungsknotenbildung gibt. Aber auch ohne daß man es beabsichtigt, bilden sich die harmonischen Obertöne stets mit und treten neben dem Grundtone auf, wenn man eine Saite durch Schlagen, Reißen oder Streichen zum Schwingen bringt, sodaß man nicht blos den sog. Grundton, sondern eigentlich eine ganze Reihe zueinander gehörender Töne zugleich hört. Eine solche Tonmasse nennt man am besten einen «Klang».

Schlüge man nun auf dem Klaviere eine Saite an, deren Grundton durch 400 Schwingungen in der Secunde erzeugt wird, so würde im Ohre nicht blos die auf diesen abgestimmte Cortische Faser erregt werden, sondern, da auch die der doppelten, drei-, vierfachen u. s. w. Schwingungszahl entsprechenden harmonischen Obertöne mitklingen, auch die für diese abgestimmten Cortischen Fasern, die auf den Windungen der Schnecke ziemlich weit auseinanderliegen und durch viele nicht miterregte Fasern voneinander getrennt sind. Der erste harmonische Oberton ist aber die Octave des Grundtons, denn er macht doppelt so viel Schwingungen wie dieser (800 : 400). Der zweite Oberton ist die Quinte des ersten Obertons (1200 : 800 gleich 3:2) oder, wie man ihn kurz nennt, die Duodecime des Grundtons (3:1). Der dritte harmonische Oberton ist die Octave des ersten Obertons oder die Doppeloctave des Grundtons. Wenn man nun zu gleicher Zeit mit der Saite, deren Grundton 400 Schwingungen entspricht, die höhere Octave anschlägt, so kommt eigentlich für das Ohr nichts wesentlich Neues hinzu; denn ist sie wirklich die reingestimmte Octave des Grundtons, so klang sie schon stark mit als erster Oberton der zuerst angeschlagenen Saite, und sie bildet blos eine Verstärkung dieses Obertons. Man hat also im Ohre den vollkommensten Zusammenklang oder die reinste «Consonanz». Nun wird aber durch einen Ton nicht blos eine einzige Cortische Faser erregt, sondern nur eine am stärksten, und die in großer Nähe zu beiden Seiten liegenden auch noch ein wenig mit. Gibt daher die zweite Saite nicht die reine Octave der zuerst angeschlagenen an, sondern einen um einige Schwingungen tiefern oder höhern Ton, macht sie also vielleicht statt 800 Schwingungen nur 790 oder 810 in der Secunde, so werden durch sie nicht genau dieselben Cortischen Fasern erregt wie durch die reine Octave, welche als erster Oberton des Grundtons der ersten Saite

von selbst mitklingt. Die von beiden in Mitschwingung versetzten Cortischen Fasern liegen einander auf den Windungen der Schnecke aber doch so nahe, daß die wenigen dazwischenliegenden, wenn auch schwächer, so doch mitgereizt werden, und zwar von beiden Tönen zugleich. Da dies aber wegen der Ungleichheit der Schwingungen beider in unregelmäßiger Weise geschieht, so hat die in den betreffenden Nervenfasern erregte Empfindung eine eigenthümliche Rauhigkeit, die wir Mißklang oder «Dissonanz» nennen. Dieses mehr oder weniger sich störende Zusammentreffen zweier Bewegungen, wie hier der Schwingungen zweier einander naheliegender Töne, nennt man in der Physik «Interferenz» (s. d.). Es beruht also der Unterschied zwischen Consonanz und Dissonanz, ähnlich wie der zwischen angenehmen und unangenehmen Geschmacks- oder Geruchsempfindungen, auf rein sinnlichen Eindrücken und durchaus nicht auf einem ästhetischen Urtheile; denn ebenso wie für die Octave läßt sich dies auch für die übrigen musikalisch brauchbaren Intervalle nachweisen. Die wichtigsten Untersuchungen in dieser Beziehung verdankt man Helmholtz. (Vgl. dessen «Lehre von den Tonempfindungen als physiol. Grundlage für die Theorie der Musik», Braunschw. 1863, 4. Aufl. 1877.) Daß jene harmonischen Obertöne eines jeden Tons bei den verschiedenen musikalisch verwendbaren Instrumenten und bei der menschlichen Stimme wirklich vorhanden sind, läßt sich leicht darthun, und es beruht auf ihrem Vorhandensein die Verschiedenheit in der musikalischen «Klangfarbe» (s. d.) der Instrumente. Zeigen sich bei einem in Schwingungen versetzten Körper auch viele oder vorzugsweise nur unharmonische Obertöne, so stören sich diese durch die mannichfachsten Interferenzen, was im Gehörorgane als eine Summe von Mißklängen oder Dissonanzen bemerklich wird. Eine solche Tonmasse nennt man dann nicht mehr Klang, sondern «Geräusch». Alle Tonempfindungen aber, sowol des einzelnen Tons als des Klanges und Geräusches, belegt man mit dem gemeinschaftlichen Namen «Schall». (S. Intervall, Harmonie, Klangfiguren, Gehör.) Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des S. beträgt in der Luft 333 Mt. in der Secunde; im Wasser und andern Flüssigkeiten verbreitet sich der S. noch schneller, am schnellsten in festen Körpern, z. B. in Metallen. Ein natürliches Beispiel der Zurückwerfung des S. bietet das Echo (s. d.).

Die Gesetze der Akustik waren schon bei den Alten Gegenstand der Forschung. Bereits Pythagoras (im 6. Jahrh. v. Chr.) und dessen Schüler entwickelten ziemlich gründlich die Lehre von den musikalischen Intervallen und von den Schwingungen der Saiten. Anaxagoras (im 5. Jahrh. v. Chr.) erklärte das Echo als eine Reflexion des S., und Plinius wußte, daß der S. in festen Körpern sich schneller fortpflanze als in der Luft. Im Mittelalter geschah nichts für die Entwickelung der Akustik; erst in neuerer Zeit wurde diese wieder Gegenstand theoretischer Forschung. Verdient gemacht haben sich in dieser Beziehung: Bernoulli, Euler, Rameau, Chladni, Newton, Laplace, Savart, Cagniard-de-Latour, Seebeck, Weber u. a., vor allen aber Helmholtz. Außer dem epochemachenden Werke von Helmholtz sind die neuern belehrenden Werke über die Akustik zu nennen von Tyndall, Radau, Mach, Blaserna und Pisko; der berühmteste Verfertiger akustischer Apparate ist gegenwärtig König in Paris.

Schaller (Ant.), deutscher Geschichtsmaler, Sohn eines Weißdrehers in der kaiserl. Porzellanmanufactur zu Wien, wurde 1772 geboren und, da er Töpfer werden sollte, in die Handwerksschule geschickt. Als er später in die Manufactur eintrat, wurde der Director Niedermayr auf sein Malertalent aufmerksam und suchte dasselbe zu fördern. Bald wurden ihm die bedeutendsten Porzellanplatten, welche mit histor. Gemälden zu zieren waren, übertragen, und auch in der Oelmalerei suchte er sich eifrig auszubilden. Seine Werke in diesem Fache bestanden aus Heiligenbildern und Darstellungen mythолog. und histor. Stoffe, die in Privatsammlungen übergegangen sind. Er starb 1844. — Johann S., der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1777, war ebenfalls zum Handwerker bestimmt, verrieth aber plastisches Talent und fertigte als Lehrling in der kaiserl. Porzellanmanufactur einen Philoktet, der gegossen ward und sich jetzt im Oesterreichischen Museum befindet. Hierauf erhielt er eine Pensionärstelle in Rom, die er erst 1812 antreten konnte. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit ist die Marmorgruppe des Bellerophon, der die Chimära erlegt, im Saale des Glashauses im Kaisergarten. Nach seiner Rückkehr 1823 wurde ihm die Professur der Bildhauerei an der Akademie verliehen. S. fertigte namentlich zahlreiche Marmorbüsten, darunter einige für die Walhalla. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: die Statue des Andreas Hofer für die Hofkirche zu Innsbruck, eine im Stile Canova's gehaltene Venus (Wien, Privatbesitz), das Erzbild des Kaisers Franz I. für Stanislawow in Galizien (1837), Statuetten des Dichters Raimund und des Marschalls Marmont (1841) u. s. w. Er starb 16. Febr. 1842. — Ludwig S., der Sohn Anton's, geb. 13. Oct. 1804 zu Wien, erhielt den ersten Unterricht in der Plastik an der dortigen

Akademie. Nachdem er durch einen Perseus mit dem Medusenhaupte den Preis erworben, kam er 1828 nach München, wo er sich zum trefflichen Künstler entwickelte. Er fertigte die Friese für zwei Säle der Pinakothek und vier Reliefs für das Akademiegebäude in Karlsruhe. Für dasselbe Gebäude componirte er auch einen Fries: die Olympischen Spiele, welcher unter Schwind's Aufsicht (rothe Figuren auf braunem Grunde) ausgeführt wurde. Das neue Museum in Pest versah er mit einem Giebelfelde von ungemein reicher Composition. Für die äußern Nischen der Glyptothek in München fertigte er die Standbilder des Prometheus und Phidias in Marmor, für Weimar das Herder-Monument (1850 enthüllt). Seine Modelle zum Standbild des Kaisers Pedro I. von Brasilien versanken jedoch im Hafen von Rio Janeiro. Außerdem schuf er zahlreiche Büsten, zum Theil für die Walhalla und die Ruhmeshalle, die von großer charakteristischer Wahrheit sind. Dieselbe Eigenschaft haben 15 Statuetten berühmter Dichter, welche große Verbreitung gefunden haben. Er starb 29. April 1865.

Schaller (Jul.), deutscher Philosoph aus der Hegel'schen Schule, geb. 13. Juli 1810 in Magdeburg, wo sein auch literarisch thätiger Vater Prediger war, besuchte das Domgymnasium daselbst und widmete sich hierauf seit 1819 zu Halle erst der Theologie, wandte sich aber bald dem Studium der Philosophie zu. Er habilitirte sich 1834 als Docent der Philosophie zu Halle und erhielt 1838 eine außerord., 1861 eine ord. Professur daselbst. Zu dem lebhaften philos. Interesse, welches 1840—48 in Halle rege war, hat S. wesentlich mitgewirkt, sowie er auch als lebendiger und anregender Lehrer vielen Einfluß übte. Während er die Angriffe gegen die Hegel'sche Philosophie in der apologetischen Schrift «Die Philosophie unserer Zeit» (Lpz. 1837) zu widerlegen suchte, sprach er sich in «Der histor. Christus und die Philosophie» (Lpz. 1838) über die philos. Elemente aus, welche Strauß im «Leben Jesu» zur Basis dienen. Außer vielen Beiträgen zu den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik» und den ersten Jahrgängen der «Halleschen Jahrbücher» veröffentlichte er später noch «Vorlesungen über Schleiermacher» (Halle 1844) und «Darstellung und Kritik der Philosophie Ludw. Feuerbach's» (Lpz. 1847). Sein erstes Hauptwerk, die «Geschichte der Naturphilosophie von Baco bis auf unsere Zeit» (Bd. 1, Lpz. 1841; Bd. 2, Halle 1844), sollte zur Einleitung in eine Naturphilosophie dienen. Zum Behuf derselben in den letztern Jahren anhaltend mit dem Studium der empirischen Naturwissenschaften beschäftigt, bearbeitete S. den zweiten, für Aesthetik beachtenswerthen Band der «Briefe über A. von Humboldt's Kosmos» (Lpz. 1850), schrieb «Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem Werthe» (Lpz. 1851), in welcher Schrift er die Haltungslosigkeit der phrenologischen Hypothese darthut, gab für 1853 mit Giebel das «Weltall», eine Zeitschrift für populäre Naturkunde, heraus, und betheiligte sich an dem zwischen Karl Vogt und Rud. Wagner ausgebrochenen Principienstreite mit der Schrift «Leib und Seele» (Weim. 1855; 3. Aufl. 1858). Alle diese Studien und Schriften waren indeß nur Vorläufer seines zweiten Hauptwerks: «Psychologie», von welchem jedoch nur der erste, das «Seelenleben» enthaltende Band (Weim. 1860) erschienen ist. Dies Werk zeichnet sich durch umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse, wie durch Allgemeinverständlichkeit und sachliche Bestimmtheit aus. S. starb 21. Juni 1868 im Asyl für Gemüthskranke zu Karlsfeld.

Schalmei (aus franz. chalumeau, vom lat. calamus, d. i. Rohr) hieß ursprünglich die jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathene, meist aus Rohr gefertigte Schäferpfeife. Später erhielt diesen Namen ein jetzt ebenfalls veraltetes Blasinstrument aus Buchsbaum, das durch die weniger gellende Oboe (s. d.) verdrängt wurde. Auch pflegt man die Pfeife am Dudelsack S. zu nennen, sowie in den Orgeln ein Schnarrwerk.

Schalotte heißt eine zur Gattung Allium oder Lauch (s. d.) gehörende Zwiebelart, die man auch den levantischen Lauch nennt (A. ascalonicum L., von der Stadt Ascalon, woher sie die Kreuzfahrer zuerst nach Europa brachten). Sie steht dem gewöhnlichen Lauch oder Porree nahe, ist aber durch eine aus kleinen, gedrängt stehenden Zwiebelchen zusammengesetzte Zwiebel charakterisirt. Ihre Blätter sind pfriemenförmig, röhrig, die Stengel 15—30 Ctmt. hoch, die in eine kugelrunde Dolde gestellten Blüten violett mit schwarzem Kiel auf jedem Perigongipfel. Die Zwiebeln dieser angeblich in Persien heimischen Pflanze gelten für ein feines Gewürz und werden zu pikanten Saucen verwendet, auch mit Weinessig und Gewürzen eingemacht (Perlzwiebel). Die S. verlangt zu ihrem Gedeihen lockern, fruchtbaren Boden, der jedoch nicht frisch gedüngt sein darf. Außer der gewöhnlichen wird als Abart die große dänische S. cultivirt.

Schaltbiere, s. Mollusken.

Schaltjahr nennt man in der Chronologie jedes Jahr, welches, länger als die gewöhnlichen Jahre, die in der angenommenen Zeitrechnung angegebenen Epochen der himmlischen

Erscheinungen wieder mit der wahren Zeit der Erscheinungen in Uebereinstimmung bringt. In der christl. Zeitrechnung folgen, weil das wahre Jahr 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 46 Secunden beträgt, drei gemeine Jahre von 365 Tagen aufeinander und jedes vierte Jahr ist ein S. Um nun das hierdurch entstehende Plus wieder auszugleichen, ist nach dem Gregorianischen Kalender das 100. Jahr (Säcularjahr) kein S. und nur das vierte Säcularjahr ist wieder ein S.; im Julianischen Kalender ist dagegen jedes Säcularjahr zugleich ein S. — Der Schalttag, um welchen das S. verlängert wird, ist nach Julius Cäsar's Einführung der 24. Febr. Die Juden haben in einem Cyklus von 19 Jahren das 3., 6., 8., 11., 14., 17., 19. als S. von je 13 Monaten; die Mohammedaner haben in einem Cyklus von 30 Jahren das 2., 5., 7., 10., 13., 16., 18., 21., 24., 26. und 29. als S., welches 355 Tage, während ihr Gemeinjahr 354 Tage hat. (S. Jahr, Jahrhundert und Kalender.)

Schaluppe nennt man das zweitgrößte Boot der Kauffahrteischiffe, das auf See in Krähnen auf der Seite hängt und dazu bestimmt ist, die Communication mit dem Lande zu unterhalten. Die S. werden durch Ruder oder Segel oder durch beide zugleich fortbewegt. Kauffahrer haben gewöhnlich drei Boote, das große Boot, welches in See auf dem Deck steht, die S. und die Gig oder, statt letzterer, die Jolle, welche in Krähnen an der Seite hängen. Die großen Dampfer und Klipperschiffe der Neuzeit, sowie Grönlandsfahrer und Südseefischer haben dagegen 6—8 Boote. — Kanonenschaluppen waren große Boote mit starker Bauart, die an ihrem Vordertheile ein schweres Geschütz hatten und durch 30—40 Ruder fortbewegt wurden. Die Einführung des Dampfes hat dieselben aus allen Marinen verdrängt und sind an ihre Stelle gepanzerte und ungepanzerte Kanonenboote mit Propellerschraube getreten. In der Ostsee führen einmastige Küstenfahrzeuge von 20—40 Tonnen Gehalt den Namen S.

Scham, als das Gefühl innerer Misbilligung gegen eigene Handlungen, Gedanken oder Gefühle, gehört zu den Regungen des Gewissens; S. als Schmerz über den Tadel, welchen unser Betragen von seiten anderer erfährt oder zu befürchten hat, gehört zu den Ehrgefühlen. Beruht die S. auf einem Tadel, den wir nicht verdienen und an den wir uns daher lieber nicht kehren sollten, so ist es falsche S. — Schamhaftigkeit ist die Empfindlichkeit gegen den öffentlichen Tadel, welcher sich auf die Zulassung des Unanständigen und Unschönen richtet; Unverschämtheit (Schamlosigkeit) ist die Unachtsamkeit auf alles das in unserm Betragen, was andere abstoßen oder verletzen kann. Im besondern Sinne werden alle mit der S. zusammenhängenden Vorstellungen und Gefühle auf das Geschlechtliche bezogen. Affectirte Schamhaftigkeit ist Prüderie; sie gibt sich als heuchlerisch dadurch zu erkennen, daß sie die Grenze der natürlichen S. überschreitet. Der Affect der S. läßt sich schwer verbergen, da er in unmittelbarer Reflexbewegung das Erröthen (Schamröthe) herbeiführt, das dadurch entsteht, daß durch das Gefühl der S. die Thätigkeit der in den Wänden der kleinen Hautarterien endigenden Nerven umgestimmt wird und hierdurch jene Arterien sich ausdehnen und mehr Blut aufnehmen.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, in einem Theile Chinas, in Sibirien und Kamtschatka die Geisterbeschwörer, die durch Zaubergesänge die Natur und die Götter beherrschen, die Krankheiten heilen u. s. w. und zugleich als Priester und Aerzte gelten. Der Name ist mit der Ausbreitung des Buddhismus in diese Regionen gedrungen und kommt wahrscheinlich von dem sanskrit. Worte Sramana. Die Lehre der S. ist ohne innern Zusammenhang und enthält etwa folgende Sätze. Es gibt unzählige Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder durch Menschen in willkürlichen Formen gebildet sind; auch gibt es gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß sich die Götter um sie bekümmern. Der schamanische Gottesdienst besteht in Opfern, Gebeten und Gesängen. Die reichlichen Opfer und Geschenke bilden die Einkünfte der S. Vgl. Castrén, «Vorlesungen über finn. Mythologie» (Petersb. 1853).

Schamyl (d. i. Samuel) oder Schemyl (Ben-Mohammed Schamyl-Effendi), genannt Fürst der Gläubigen, der vormalige Prophet und Sultan der kaukas. Bergvölker, geb. 1797 im Aul Himry im Gebiete der tatar. Koissubelinen im nördl. Daghestan, machte strenge Studien der arab. Grammatik und Philosophie und neigte in religiöser Beziehung sich ganz der Lehre des Kasi-Mollah zu, einer Erneuerung des Sufismus, welche bald zu einem Bande der Einigung für die zersplitterten Stämme Daghestans wurde. Als 1824 der Aufstand gegen die Russen losbrach, schloß sich S., der bis dahin als Murid (Geistlicher) gelebt, mit Kasi-Mollah dem Kampfe an. Beide warfen sich, als die Russen unter Rosen gegen den Koissu sieg-

reich vordrangen, in die Bergfeste Himry und erwarteten hier den Feind. Bei dem Sturme vom 18. Oct. 1831 fielen mit Kasi-Mollah sämmtliche Vertheidiger. Nur S., obschon schwer verwundet, entging dem Tode. Der Ruf der Heiligkeit, in dem S. bereits stand, wurde durch diese Rettung noch erhöht, sodaß er, als Hamssad-Bei, der Nachfolger Kasi-Mollah's, 1834 durch Menchelmord gefallen, zum Haupte der Sekte gewählt wurde. Er war von nun an bestrebt, durch die Macht religiöser Begeisterung die Bergvölker Daghestans (Tschetschenzen, Lesgier, Kumüken u. s. w.) einheitlich zu organisiren, und bildete eine Art theokratischen Staatswesens sowie ein Kriegssystem aus, das sich besonders seit 1839 bewährte. Sein erster Gegner war der General Grabbe, welcher 11. Juni 1839 vor der Bergfeste Achulgo, der damaligen Residenz S.'s, erschien, dieselbe aber erst nach heftigster Gegenwehr 22. Aug. mit Sturm nehmen konnte. S. entkam abermals auf wunderbare Weise und nahm seine Residenz in der Bergfeste Dargo. Hier schlug er im Mai 1842 den Feind mit furchtbaren Verlusten zurück und fiel dann selbst 1843 in das den Russen unterworfene Awarenland ein. Nachdem 1844 Woronzow Statthalter vom Kaukasus geworden, nahm der Krieg für die Russen eine günstigere Wendung. Dennoch brachten die von S. und dessen Statthaltern (Naibs) geführten Bergvölker den Russen noch immer große Verluste bei. Nachdem 1845 Dargo mit großen Opfern genommen worden, brach S. 1846 sengend und brennend in die Kabarda ein. Er nahm die von den Russen erbaute Feste Gergebil und vertheidigte diese persönlich bei dem Sturme, den die Russen unter Woronzow's Leitung 13. bis 16. Juni 1847 vergeblich unternahmen. Sodann zog er sich nach der Feste Saltÿ zurück, von wo aus er sich 1848 glücklich in das Gebirge durchschlug. Dasselbe geschah auch 1849, als die Feste Achulgo nach elf Monate langer Belagerung und dreimaligem Sturme (27. Juli, 17. Aug. und 21. bis 29. Aug.) den Russen in die Hände fiel. Er setzte aufs neue alle Mittel in Bewegung, um die Bergvölker für den heiligen Krieg gegen die Russen zu gewinnen, sodaß er 1850 dem Feinde sowol am Terek wie am Kuban wieder gegenüberstand. Während Mohammed-Emin im Westen das ganze linke Kubanufer gewann und Murad-Bei im Osten die Russen bis über den Terek zurücktrieb, operirte S. selbst 1850—51 in der Tschetschna und streifte bis in die transkaukas. Ebene hinab. Trotz seiner Erfolge verlor jedoch S. in den blutigen Kämpfen seine tapfern Streiter, und das Vertrauen der Bergvölker auf ihren Führer begann zu sinken. Außerdem übernahm der energische Barjatinskij (s. d.) das Commando auf der östl. Kaukasuslinie und beschränkte durch seine Unternehmungen S. immer mehr auf die Vertheidigung. Beim Ausbruch des Orientkriegs zog S., welcher durch die Türken und die Westmächte Unterstützung an Geld und Waffen erhalten hatte, seine Kräfte zusammen und alarmirte durch einen kühnen Einfall in Kachetien die Russen bis nach Tiflis hin. War es Schwäche oder Berechnung, 1855 unternahm er gegen seine hartbedrängten Feinde nichts. Dagegen begannen die Russen nach dem Pariser Frieden von 1856 ihre Operationen im Kaukasus mit neuer Kraft und verkleinerten durch allmähliches Vordringen immer mehr das ihrem Gegner unterworfene Gebiet. Nachdem sie den wichtigen Paß von Argun genommen, brachten sie S. 11. Aug. 1858 eine schwere Niederlage beim Aul Ismail bei. Am 12. April 1859 stürmten die Russen nach langer Belagerung die Feste Weden, durch welchen Schlag die Macht S.'s vollends in Trümmer fiel. Des Kampfes müde, unterwarf sich ein Stamm nach dem andern. S. zog sich zurück in seine letzte Zufluchtsstätte, die Bergfeste Ghunib (in Daghestan), zwischen der georgischen Heerstraße und dem Kaspischen Meer, wo er sich nach verzweifeltem Kampfe 6. Sept. 1859 dem General Barjatinskij ergeben mußte. Seine Bestrebungen, im Kaukasus ein selbstständiges islamitisches Reich zu gründen, das dem Vordringen der Russen nach Süden Einhalt thun sollte, waren somit beendet. Man brachte ihn über Moskau nach Petersburg, wo er eine rücksichtsvolle Behandlung erfuhr. Später nahm S. mit seiner Familie Aufenthalt zu Kaluga, seit Dec. 1868 zu Kiew, von wo er im Jan. 1870 nach Mekka auswanderte und im März 1871 zu Medina starb. Im Sept. 1869 war er mit seiner ganzen Descendenz in den erblichen Adelsstand des Russischen Reichs erhoben worden. — Einer seiner Söhne trat in russ. Militärdienst, ein anderer, Ghazi Mohammed, lebte in Konstantinopel und befehligte 1877 im Kriege gegen Rußland in Armenien ein tscherkessisches Corps.

Schandau, eine kleine Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, 7 Kilom. von der böhm. Grenze, am Ausflusse der Kirnitsch in die Elbe (rechtes Ufer), in einer reizenden Lage inmitten der Sächsischen Schweiz, hat (1875) 3111 E., deren Erwerbsquellen hauptsächlich in Schifffahrt, Sandsteinhandel, Holzhandel und dem Fremdenverkehr bestehen. S. hat eine (am linken Elbufer gelegene) Station der Linie Dresden-Bodenbach der Sächsischen Staatsbahn, von welcher hier die Linie S.-Sebnitz-Bautzen (durch

Brücke auf das rechte Ufer geführt) abzweigt. Der Ort ist Sitz einer Oberforstmeisterei, eines Amtsgerichts, eines Forstrentamts, eines Elbzollamts, eines Hauptzollamts und eines österr. Nebenzollamts. Unweit von der Stadt, am Eingang des Kirnitschthals, entspringt auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese eine Heilquelle. Das eisenhaltige Wasser wird sowol zum Baden wie zum Trinken gebraucht und beweist sich insbesondere wirksam gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung, Hämorrhoidalbeschwerden u. s. w. Ein Badehaus wurde 1800 eingerichtet, dem sich mehrere freundliche Gebäude anschlossen. S. ist der bequemste Ort, von wo aus man die Sächsische Schweiz und die angrenzenden Gegenden Böhmens durchwandern kann. Vgl. Götzinger, «S. und seine Umgebungen» (Dresd. 1812); Petzenz, «Das Bad zu S.» (2. Aufl., Dresd. 1856); «Der Curort S.» (Schandau 1876).

Schandpfahl, s. Pranger.

Schanghai, Seestadt in China, s. Shanghai.

Schanze ist eine Befestigungsanlage in Erde, welche zwar nur eine beschränkte Ausdehnung, dennoch aber bereits eine gewisse Selbstständigkeit der Vertheidigung besitzt. Mit den Mitteln und zu den Zwecken der Feldbefestigung ausgeführt heißt die S. Feldschanze; hierfür gilt auch die Bezeichnung S. schlechtweg, während genannte Anlagen gleichen Umfangs häufiger Forts (s. d.) genannt werden. Ein System mehrerer S. heißt eine Verschanzung. Eine S. umschließt immer einen gewissen Raum; soll sie eine absolute Selbstständigkeit besitzen, so ist sie auf allen Seiten mit Erdbrustwehr versehen und heißt dann geschlossene S. Ist sie von der der feindlichen Anmarschrichtung entgegengesetzten Seite her durch die Terrainverhältnisse unangreifbar, oder, wird sie von hier aus durch andere Aufstellungen beherrscht, sodaß ein Angriff von daher wenig wahrscheinlich ist, so kann sie auf dieser Seite, welche man die Kehle nennt, entweder ganz offen bleiben und heißt dann offene S., oder sie wird hier durch eine schwächere nur gegen Gewehrfeuer deckende Erdbrustwehr oder eine vertheidigungsfähige Pallisadenwand geschlossen und dann als halbgeschlossene S. bezeichnet. Die Brustwehr einer S. gewährt den Schützen eine erhöhte Aufstellung und sichert den Vertheidiger gegen die Wirkung des directen Gewehr- und Geschützfeuers. Ein hinter der Brustwehr liegender sog. innerer Graben verleiht der unthätigen Mannschaft eine gegen indirectes und Shrapnelfeuer gedeckte Unterkunft. Das Ersteigen der Brustwehr seitens des stürmenden Angreifers erschwert ein äußerer Graben, jenseit dessen sich gewöhnlich noch ein Glacis (s. d.) befindet. In dem Russisch-Türkischen Krieg von 1877—78 findet man häufig S. mit zwei etagenförmig über und hintereinander liegenden Brustwehrlinien. Die Größe der S. richtet sich nach der Besatzungsstärke, welche im allgemeinen zwischen 1 Compagnie und 1 Bataillon variirt. Geschütze placirt man in der Regel außerhalb der S. in besondern Einschnitten.

In Bezug auf die Grundrißform ist bei eigentlichen Feldschanzen der einspringende Winkel ausgeschlossen. Bilden zwei unter einem ausspringenden Winkel zusammenstoßende Linien die S., so heißt sie Flesche, die Linien werden Facen genannt. Sind an die Facen zwei kürzere Linien mit seitwärtiger Feuerwirkung (Flanken) angesetzt, so entsteht die Lünette; eine gerade Linie mit zwei angesetzten Flanken wird Halbredoute oder Frontalwerk genannt. Alle drei sind offene beziehungsweise halbgeschlossene S. Die geschlossene S. mit bloßen Saillants heißt Redoute. In der Umgebung einer S. können zur Erschwerung der feindlichen Annäherung Hindernißmittel, wie Wolfsgruben, Drahtgeflecht, Verhaue, Fladderminen u. s. w. angelegt werden. Das Passiren des äußern Grabens kann man durch Anbringen von Pallisaden, Sturmpfählen, Astverhaue u. s. w. in demselben noch erschweren. — Schanzkorb ist dem Sappenkorb (s. Sappe) ähnlich, nur höher und stärker und wird zum Bekleiden der Böschungen von Brustwehren, Traversen u. s. w. gebraucht. — Bei einem Kriegsschiff heißt S. das auf dem Hinter- oder Halbdeck sich erhebende Stockwerk, welches Kajüte und Speisesaal des Commandanten enthält. Oft wird auch das Halbdeck selbst S. genannt.

Schapur (griech. und lat. Sapores, eigentlich Shahpuhr, Königssohn) ist der Name mehrerer großer Könige aus dem Geschlechte der Sassaniden (s. Persien). Der erste des Namens (239—270), Sohn des Ardeschir Babeghan, der Gründer des Reichs, ist namentlich durch die siegreiche Vertheidigung gegen die Römer und durch die, allerdings treulose, Gefangennahme des Kaisers Valerianus bekannt. Unter ihm wirkte der Reformator Mani, der Stifter der Manichäer (s. d.). Der berühmteste ist der zweite, der Große genannt (310—384), der schon im Mutterschoße zum Könige gewählt wurde. Nachgeborener Sohn Hormuz' II., hat er regiert, so lange er gelebt; doch verdunkeln Sagen seine frühere Geschichte. Unter ihm wurde Armenien wieder bezwungen, jedoch 338 wieder in einem Frieden mit Rom freigegeben. Im

J. 358 verlangte er von Rom die Herausgabe Mesopotamiens und Armeniens, und als Julian bald darauf als Antwort in Mesopotamien selbst einfiel, gewann er durch den Rückzug der Römer und durch den schimpflichen Frieden (363), zu dem Jovianus genöthigt wurde, die von Narses an Galerius abgetretenen fünf transtigritanischen Provinzen wieder für das Perserreich. Nach der Beendigung des Römerkampfes, welcher durch mehrere große Belagerungen, wie die von Nisibis (s. d.), berühmt geworden ist, wandte sich S. gegen Armenien, das nach einjährigem Kampfe erlag. Der König hatte namentlich seit dem Fall des Bollwerks des Christenthums, Nisibis, die Christen hart verfolgt und alle griech. und armen. Bücher vernichten lassen. Sapor starb 381. Sein Sohn und zweiter Nachfolger war Sapor III. (385—390).

Scharbock, s. Skorbut. — **Scharbockskraut**, Pflanzenart, s. Ficaria.

Scharen heißt das Zusammenlaufen zweier Gänge (s. Gang) auf ihren Streichen in einem spitzen Winkel. Schargang ist ein Gang, der sich mit einem stärkern oder Hauptgang im Winkel vereinigt; Scharkluft ist eine Vereinigung zweier Klüfte miteinander; Scharkreuz eine Durchkreuzung mehrerer Gänge ihrem Streichen nach in einem spitzen Winkel.

Scharfrichter ist die seit dem Ende des Mittelalters übliche Benennung für denjenigen, der die gerichtlich verhängte Todesstrafe der Enthauptung von Amts wegen vollstreckt. In ältester german. Zeit gehörte die Strafvollstreckung der urtheilfindenden Gemeinde oder dem Kläger und seinem Anhange, und dieser Brauch erhielt sich stellenweise bis ins 16. Jahrh. Doch hatten schon die Grafen der alten fränk. Monarchie auch eigene Kerkermeister und Henker. Gewöhnlich aber fiel in den nächsten Jahrhunderten die Hinrichtung dem Frohneboten oder dem Gerichtsboten zu. An manchen Orten war sogar der jüngste Schöffe oder der jüngste Ehemann gehalten, die Hinrichtung zu vollziehen, ja selbst der nächste Verwandte des Verurtheilten, oder von mehrern Verurtheilten brachten einige den Spruch an den übrigen zur Vollstreckung und befreiten sich dadurch selbst von der Hinrichtung. In den Städten wurde die Todesstrafe meist durch einen Unterbeamten des Vogts vollstreckt. Wie man in Rom unterschieden hatte zwischen dem für unehrlich geltenden Carnifex, welcher diejenigen Strafen vollzog, mit denen nur Sklaven und Fremde belegt wurden, also namentlich die Kreuzigung und die Folterung, und dem Lictor (s. Lictoren), der nur an Bürgern den Spruch vollstreckte, so unterschied man auch in Deutschland, nachdem besondere Personen zu diesem Zwecke gebraucht wurden, allmählich zwischen dem S. und dem Henker. Jenem, dem S., fiel die Vollziehung der nicht entehrenden, keine eigenhändige Berührung des Verbrechers erfordernden Todesstrafe, der Enthauptung, und bei den übrigen die Aufsicht zu; den Henkern dagegen, die unter dem S. und gewöhnlich in dessen Diensten standen, blieben die entehrenden Todesstrafen des Hängens, Räderns, Viertheilens, Verbrennens u. s. w. und die Folterung, und dazu gesellte sich auch in der Regel das allerdings nicht nothwendig damit verbundene Geschäft des Abdeckers (s. d.). Nach den Reichsgesetzen traf zwar den eigentlichen S. niemals Unehrlichkeit oder Anrüchigkeit, aber das allgemeine Vorurtheil warf ihn durch lange Zeit mehr oder minder mit den Henkern und Abdeckern zusammen, versagte ihm das städtische Bürgerrecht, gebot ihm eine auszeichnende Kleidung und wies ihm in der Kirche einen besondern Stand und beim Abendmahle die letzte Stelle an. Die S. bildeten ehemals eine Art von Kaste oder Zunft, und ihr Meisterstück bestand in der gelungenen Enthauptung eines Verurtheilten, für welche sie sich an aufgehängten Thieren oder Scheiben einübten. Gegenwärtig müssen sowol der S. wie sein Gehülfe vereidigt sein, und ihr Lohn ist entweder überhaupt gesetzlich bestimmt oder wird für den einzelnen Fall nach den Grundsätzen über die Verbindlichkeit zur Uebernahme öffentlicher Geschäfte bemessen. Vgl. Beneke, «Von unehrlichen Leuten» (Hamb. 1863).

Scharfschützen nannte man früher die mit gezogenen Gewehren, Büchsen, bewaffneten Mannschaften der Infanterie, die theils in besondern Abtheilungen vereint, theils in kleiner Anzahl der übrigen Infanterie zugetheilt waren. In beiden Fällen sollten sie eine Feuerkraft gewähren, die die des glatten Gewehrs, das die Hauptmasse der Infanterie führte, übertraf. Gegenwärtig trägt die gesammte Infanterie gezogene Gewehre, die Benennung hat demnach, obgleich sie noch z. B. in der Schweiz besteht, ihr Charakteristisches verloren.

Scharkoj (Schehir-Koj, d. h. Stadt-Dorf, serb. Pirot), nach Nisch oder Nissa die bedeutendste Stadt in dem 1878 von der Türkei an Serbien abgetretenen Gebiete, 60 Kilom. im Nordwesten von Sofia und 26 Kilom. im Südosten von Ak Palanka am Quellauf der Nissawa gelegen, mit einer alten Citadelle, zählte 1876 etwa 16—17,000 E. und ist Hauptpunkt der in dieser Gegend und bis Widdin hin betriebenen Teppichfabrikation, deren Erzeugnisse im allgemeinen unter dem Namen Scharkojer in den Handel kommen und wegen der Echtheit und

Unverwüstlichkeit ihrer hellen Farben hoch geschätzt sind. Als Kreuzungspunkt mehrerer Straßen und durch seine Lage auf der Hauptroute von Belgrad nach Sofia und Konstantinopel hat der Ort eine nicht unerhebliche strategische Bedeutung.

Scharlach ist eine lebhafte, ins Gelbe fallende rothe Farbe und von dem mehr bläulichen Purpur wohl zu unterscheiden. Die Alten erzeugten diese beliebte Farbe auf Zeugen mit Kermes (cochenillenähnlichen Insekten, Coccus Ilicis), und auch jetzt noch wird der Farbstoff der Cochenille verwendet. Auf Wolle und Seide färbt man S. mit Cochenille und mit Zinnbeize, eine von Nikolaus Drebbel in Holland herrührende Färbemethode. Auf Baumwolle gibt auch Krapp scharlachähnliche Nuancen. In neuerer Zeit bringt man auf Gespinsten und Geweben S. mit Mischungen von Eosin und ähnlichen rothen Theerfarben mit gelben Anilinfarben hervor.

Scharlach (Scarlatina) ist eine acute Infectionskrankheit, deren augenfälliges Symptom in einem scharlachrothen Hautausschlag besteht. Die Krankheit bricht nicht unmittelbar nach der Ansteckung aus, sondern etwa erst acht Tage nach derselben (Incubationsstadium), während welcher Zeit das Befinden meist ungestört ist. Die eigentliche Krankheit beginnt mit wiederholtem Frösteln, seltener mit einem Schüttelfrost, dem Gefühl brennender Hitze, mit Brechneigung oder Erbrechen, heftigem Kopfschmerz, allgemeiner Schmerzhaftigkeit und Abgeschlagenheit der Glieder und sehr hohem Fieber. Gleichzeitig ist die Rachenschleimhaut mit den Mandeln geschwollen, gerötheт und schmerzhaft. Bald darauf treten unter Steigerung der Allgemeinerscheinungen zuerst am Halse zahlreiche kleine, dicht beieinander stehende, oft zusammenfließende, dunkelrothe Flecken auf, die sich in den nächsten 24—36 Stunden über den ganzen Körper ausbreiten; im Gesicht werden meist nur die Wangen geröthet. Zugleich nehmen die Entzündungserscheinungen der Mund- und Rachenschleimhaut zu, das Fieber hält noch an und fällt erst, wenn der Ausschlag zu erblassen beginnt, was am vierten oder fünften Tage eintritt. Der Ausschlag erblaßt in der Reihenfolge, in welcher er auftrat. Die von dem Ausschlag befallene Haut schuppt sich alsdann in den folgenden 8—14 Tagen ab. Der S. bietet verschiedene Formen dar. Der Ausschlag kann auf einzelne Hautstellen beschränkt bleiben, es können Bläschen und Blasen, sowie Blutungen in die Haut daneben auftreten, oder der Ausschlag kann auch ganz fehlen. Ebenso kann die Entzündung der Rachenschleimhaut verschiedene Grade von Heftigkeit zeigen, ja selbst den Charakter der Diphtheritis annehmen. Die den S. stets begleitende Entzündung der Lymphdrüsen und Nieren bedingt nicht selten einen üblen Ausgang der Krankheit und Nachkrankheiten. Unter den letztern ist namentlich die Wassersucht zu erwähnen, welche sich häufig als eine Folge der Nierenerkrankung während der Abschuppung zum S. gesellt. Der S. tritt in den allermeisten Fällen epidemisch auf, und zwar vorzüglich im Herbst und Frühling. Säuglinge und Erwachsene bleiben meist verschont, aber Kinder, welche das zweite Jahr überschritten haben, werden am leichtesten angesteckt. Die Ansteckung erfolgt von Person zu Person, auch unter Vermittelung von solchen, die selbst nicht erkranken. Bei der Pflege der Scharlachkranken gilt als Regel, im Zimmer eine möglichst gleichmäßige Temperatur von 10—12° R. zu halten, den Kranken nicht mit ungewohnt schweren Betten zu bedecken, ihn aber im Bett zu halten. Außerdem muß man die Luft des Zimmers wiederholt vorsichtig erneuern, als Getränk Wasser oder schwach-säuerliche Limonade geben, nur leichtverdauliche Nahrung (Milch, Fleischbrühe) zulassen. Bei Stuhlverstopfung sind Klystiere von lauem Wasser den Abführmitteln vorzuziehen. Auch nach beendeter Abschuppung müssen die Kranken noch 14 Tage vor Erkältungen gehütet werden und zeitweilig ein lauwarmes Bad erhalten. Wer den S. einmal überstanden hat, ist fast völlig vor einer zweiten Ansteckung gesichert.

Scharnhorst (Gerh. Joh. David von), berühmter preuß. General, wurde 12. Nov. (nicht 10. Nov., wie irrthümlich oft angegeben wird), 1756 (nach Andern 1755) zu Bordenau bei Neustadt am Rübenberge im Hannov. Fürstenthum Kalenberg von bürgerlichen Aeltern geboren und bis in sein 17. Jahr zum Landwirth erzogen. Infolge eines Processes kam sein Vater, Ernst Wilhelm S., ein gewesener Quartiermeister, 1772 in den Besitz des Ritterguts Bordenau; der junge S., der viel Neigung für den Militärstand hatte, erlangte nun durch den Grafen von Schaumburg-Lippe-Bückeburg 1773 den Eintritt in die Kriegsschule zu Wilhelmstein und trat 1778 als Fähnrich in das hannov. Dragonerregiment Estorf. Seine Talente bekundeten sich schon damals in den Vorlesungen, die er jüngern Kameraden hielt. Im J. 1780 wurde er als Lieutenant zur Artillerie versetzt und 1782 als Lehrer an die nach seinem Plane reorganisirte Artillerieschule nach Hannover berufen. Hier ließ er seinen ersten, bereits früher erschienenen militärischen Arbeiten mehrere werthvolle Werke folgen. Im J. 1792 zum Stabshauptmann befördert, wohnte er 1793 als Chef einer reitenden Batterie dem Feldzuge

in Holland und Flandern bei, war 1794 in der hart belagerten Festung Menin Generalstabsoffizier des Generals von Hammerstein und zeichnete sich hier glänzend aus, sodaß er zum Major und 1796 zum Oberstlieutenant aufrückte. Im Frieden zu schriftstellerischer Thätigkeit zurückgekehrt, wurde sein Name bald so bekannt und geachtet, daß der Herzog von Braunschweig als preuß. Feldmarschall auf die Empfehlungen des damaligen Majors von dem Knesebeck, der mit S. bei einer Mission nach Kassel bekannt geworden war, diesem den Antrag machte, in preuß. Dienste überzutreten. S. nahm das Anerbieten an, schied 1801 aus hannov. Dienst und wurde in der preuß. Artillerie angestellt, gleichzeitig aber zum Director der Akademie für junge Offiziere berufen. Seine Reformen im Unterricht, vorzüglich aber seine eigenen, berühmt gewordenen Vorlesungen haben bedeutenden Einfluß auf den Geist des preuß. Offizierscorps geäußert, da er seine Zuhörer mit dem innern Wesen der neuern Kriegführung bekannt machte. Diese Thätigkeit erweckte ihm aber viele Gegner unter den starren Anhängern der alten Formen, sodaß er, ihrer Anfeindungen müde, 1803 um Versetzung bat. Er kam als Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab und wurde 1804 Oberst und in den Adelsstand erhoben. Als Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig ging er 1806 in den Krieg, wurde bei Auerstädt leicht verwundet und schloß sich auf dem Rückzuge dem Blücher'schen Corps an. Bei Lübeck wurde er gefangen, bald aber ausgewechselt und focht nun wieder mit bei Eylau. Nach dem Tilsiter Frieden zum Generalmajor und Generaladjutanten des Königs befördert, war S. Vorsitzender der Militärreorganisationscommission und leitete als Director des allgemeinen Kriegsdepartements (bis 1810) die Verwaltung des gesammten Kriegswesens.

Seine umsichtige Wirksamkeit in diesem Zeitraume wurde für den preuß. Staat von der höchsten Wichtigkeit. Er richtete das sog. Krümpersystem (s. Krümper) ein, welches durch stete Ausbildung von Rekruten und Entlassung ausgebildeter Mannschaften eine große waffentüchtige Reserve im Volke schuf. Nur dadurch wurde es möglich, 1813 sogleich ein zahlreiches Heer ins Feld zu stellen. Außerdem sorgte S. für Beschaffung von Kriegsmaterial, für Hebung der wissenschaftlichen Ausbildung des Offiziercorps, für die neue Formation der Armee in Provinzialbrigaden unter sorgfältig ausgewählten Führern und für Reglements im Sinne der neuern Taktik. Er hatte schon damals den Plan einer National- oder Landmiliz; doch hinderte der Pariser Tractat von 1808 vorläufig deren Einrichtung und der Gedanke ruhte einstweilen, bis er in anderer Form 1813 durch die Landwehr (s. d.) zur Ausführung kam. S. trat 1810, um den Franzosen keinen Anstoß zu geben, vom Kriegsdepartement zurück, wurde zum Chef des Generalstabes der Armee und des Ingenieurcorps ernannt, leitete aber die militärischen Angelegenheiten auch fernerhin. Als Preußen 1812 die Allianz mit Frankreich schließen mußte, bat S. um seinen Abschied; er wurde von seiner Function entbunden, jedoch zum Inspecteur der schles. Festungen ernannt. Er bewirkte, daß York den Befehl über das preuß. Hülfscorps erhielt, und bereitete, nach dessen kühner That zum König nach Breslau berufen, alles zum Kriege vor. Vom König beauftragt, schloß er das Bündniß zu Kalisch mit Rußland ab und organisirte die Landwehr, wie vorher schon die freiwilligen Jägercorps und die Verstärkung des Linienheers. Beim Ausbruch des Kriegs begleitete er als Generallieutenant und Chef des Generalstabes den General Blücher. Indessen mußte seine Laufbahn schon mit der ersten Schlacht, bei Großgörschen, enden, wo er einen Schuß in den Schenkel erhielt, der bald bedenkliche Folgen herbeiführte. S. wollte über Prag nach Wien gehen, um Oesterreich für die Sache zu gewinnen, starb aber zu Prag an den Folgen seiner Wunde 28. Juni 1813. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen: «Handbuch für Offiziere in den angewandten Theilen der Kriegswissenschaften» (3 Bde., Hannov. 1781—90; neue vervollständigte Aufl. von Hoyer, 4 Bde., Hannov. 1817—20), «Taschenbuch für Offiziere» (Hannov. 1793; 4. Aufl. 1816), «Neues militärisches Journal» (Hannov. 1788), «Militärische Denkwürdigkeiten» (5 Bde., 1797—1805), «Die Wirkung des Feuergewehrs» (Berl. 1813). Sein von Rauch gefertigtes Standbild wurde auf Befehl des Königs 1822 zu Berlin aufgestellt. Vgl. von Boyen, «Beiträge zur Kenntniß des Generals von S. und seiner amtlichen Thätigkeit in den J. 1808—13» (Berl. 1833); Clausewitz, «Ueber das Leben und den Charakter von S.» (aus dem Nachlasse herausgegeben, Hamb. 1832); Schweder, «S.'s Leben» (Berl. 1865); Klippel, «Das Leben des General von S.» (3 Bde., Lpz. 1869—71); Lehmann, «Stein, S. und Schön» (Lpz. 1877). Mit S.'s 11. Nov. 1875 als Platzmajor zu Pillau verstorbenen Enkel, Rittmeister August von S., erlosch die Familie im Mannsstamme.

Schärpe, Dienstzeichen der Offiziere, ist ein Band aus Wollen-, Seiden-, Silber- oder Goldfäden in den Landesfarben gewirkt, meist mit Quasten verziert und wird um die Taille

oder auch schräg über Schulter und Hüfte getragen. Vor Einführung der Uniformen diente sie unter dem Namen der Feldbinde als Erkennungszeichen und wird als solches in einigen Staaten jetzt auch von Beamten oder bei festlichen Aufzügen von den Ordnern, Marschällen u. s. w. getragen. Im deutschen Heere tragen Adjutanten, Generalstabsoffiziere die S., um kenntlich zu sein, über die Schulter, die übrigen Offiziere um die Taille.

Schärtlein, s. Schertlein (Sebastian).

Schäßburg (ungar. Segesvár, walach. Sigisiora, lat. Schaesburgum oder Castrum Sex), Stadt in Siebenbürgen und seit 1876 Amtssitz des Groß-Kokelburger oder Groß-Küküllöer Comitats, früher Vorort des zum Sachsenland gehörigen Schäßburger Stuhls, liegt am großen Kokel und an der Linie Großwardein-Kronstadt der Ungarischen Ostbahn, in anmuthiger Gegend und zählt 8204 E., meist Deutsche. Von den vier luth. Kirchen ist die auf einem Berge (Schulberg) gelegene, schöne goth. Bergkirche, deren Bau 1429 begann, zu erwähnen. Außerdem bestehen eine röm.-kath. und eine griech.-nichtunirte Kirche. Die Stadt hat ein evang. (deutsches) Obergymnasium mit Bibliothek, Münz-, Alterthümer- und Naturaliensammlung, ein evang.-deutsches Schullehrer- und Predigerseminar, eine evang.-deutsche Unterrealschule, eine evang.-deutsche Volksschule für Knaben und Mädchen, eine kath. Normalschule und eine griech.-nichtunirte Elementarschule. Den Hauptindustriebetrieb der deutschen Bevölkerung bildet die Baumwollweberei. Die Walachen beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, namentlich mit der Production von Kukuruz (Mais). Die Burg von S., gewissermaßen ein eigener Stadttheil, gewährt mit ihren zahlreichen Thürmen und Befestigungswerken einen pittoresken Anblick und war bereits 1280 in ihrem gegenwärtigen Umfange ausgebaut. Westlich von der Stadt liegen die Ueberreste eines festen röm. Standlagers (Stenarum). Am 31. Juli 1849 schlug der russ. General Lüders bei S. die ungar. Insurgenten unter Bem, der hier seinen Adjutanten, den berühmten ungar. Dichter Petöfi (s. d.), verlor.

Schatten nennt man in der Optik den gar nicht oder nur zum Theil erleuchteten Raum, welcher dadurch entsteht, daß undurchsichtige Körper die geradlinigen Lichtstrahlen in ihrem Fortgange hemmen. Theile dieses Raums, in welche gar kein Licht dringt, nennt man Kernschatten (umbra), solche, in welche nur ein Theil der von der Lichtquelle ausgehenden Strahlen dringen kann, Halbschatten (penumbra). Ist der leuchtende Körper sehr klein oder einem Punkte gleich zu achten, so ist der durch den Dazwischentritt eines dunkeln Körpers entstehende S. ein Kernschatten und an Gestalt ein abgestutzter Kegel, dessen Spitze im leuchtenden Punkte liegt. Ist dagegen, wie etwa beim Verhältniß der Sonne zu den Planeten, die Lichtquelle von merklicher Ausdehnung, so erhält der S. an seinen Seiten von manchen Punkten des leuchtenden Körpers Lichtstrahlen, von andern nicht; es ist daher der Kegel des Kernschattens noch von einem Halbschattenkegel umgeben. Treten Himmelskörper auf ihrer Bahn in den Schattenkegel eines andern, so entstehen «Finsternisse» (z. B. Sonnen- und Mondfinsternisse). Bei gleichzeitiger Wirksamkeit zweier Lichtquellen können «farbige S.» entstehen, und zwar sind diese entweder «objectiv» oder «subjectiv». Objectiv gefärbte S. erhält man, wenn keine von beiden Lichtquellen weiß ist. Ist z. B. die eine roth, die andere grün, so wird die Schattenfläche, welche die erstere etwa von einem Stabe auf ein weißes Blatt Papier wirft (Schlagschatten), nur von der zweiten erleuchtet sein, also grün erscheinen, der vom grünen Licht erzeugte S. dagegen roth. Subjectiv gefärbte S. erhält man, wenn eine Lichtquelle weiß, die andere gefärbt ist. Fällt z. B. mattes weißes Tageslicht und gelbes Kerzenlicht auf ein weißes Blatt, so erscheint der dem weißen Lichte entsprechende S. a gelb und der zum gelben Licht gehörige S. b blau. Ersteres kommt daher, weil der zum weißen Lichte gehörige S. a nur gelbes Licht erhält; er erscheint daher gelb. Der zum gelben Licht gehörige S. b ist zwar vom weißen Licht bestrahlt, aber seine Umgebung ist gelb beleuchtet. Gegen dieses Gelb sind die gelben Bestandstrahlen des weiß beleuchteten S. b von verschwindender Wirkung; der S. b erscheint daher in der zusammengesetzten Complementärfarbe, d. i. blau. Vgl. Pisko, «Licht und Farbe» (2. Aufl., Münch. 1875).

Schatten und Licht sind die wesentlichsten Elemente der Zeichnung und der Malerei, da der Umriß oder Contour (s. d.) mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. Sowie das sanfte Dunkel des S. auf jedem Gegenstande dem Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk bei den zeichnenden Künsten denkbar ohne S. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Im Orient, wo die senkrechten Strahlen der Sonne den S. verscheuchen, versteht es auch die Kunst nicht, S. in eine Darstellung zu bringen. Nur brennende Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orient. Gemäldes. Ebenso sind die Gebilde der heißern Zone in der Neuen Welt; schattenlos und bunt

malen die Mexicaner und Peruaner. Im reinsten Lichte erscheinen uns die Gebilde griech. Kunst. Die gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels. (S. Clairobscur.) In den Gemälden bemerkt man dreierlei Hauptgattungen von S.: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Lichte entgegenstehen, und nothwendigerweise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben; doch sind diese S. der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, je nachdem sie dem Hauptlichte näher stehen. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden und dazu dienen, ihn herauszuheben vor den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten nennt man die Mitteltöne zwischen dem Lichte und dem Hauptschatten, zuweilen auch die Widerscheine oder Reflexe. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowol durch völlige Abwesenheit des Lichts als vielmehr durch das Brechen und Einfangen der Lichtstrahlen. Wer, um S. zu bewirken, blos schwarze Farbe hinmalen zu müssen meint, wird nimmer seinen Zweck erreichen; sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigene Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der ital. Schule bleibt Correggio der größte Künstler in dieser Benutzung des S. und Lichts. Man wird aber nie einen schwarzen S. auf seinen Gemälden finden, sondern alles ist klar und durchsichtig. Man denke nur an seine Heilige Nacht, das Höchste in Vertheilung und Anwendung der S. Nicht in dem grellen Gegensatze, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und S. liegt hier die angenehmste Wirkung. Von den Meistern der lombard. Schule verdient besonders Gherardo della Notte erwähnt zu werden, der von seinen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhielt. Die röm. und florentin. Schule beschäftigte sich mehr mit der Form und war näher mit der alles gestaltenden Plastik verwandt. Trefflich wußten die Meister der niederländ. Schule jenen Zauber anzuwenden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen in dieser Art hervor. Die höchste Berühmtheit erlangte hier Rembrandt. Er wußte auf seinen Gemälden alles mit warmen, bräunlich-grünen Tinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzudrängen, sodaß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung gab er oft den gemeinsten Gegenständen Poesie. Auch viele der Meister im Fache der kleinen, zart ausgeführten Cabinetsstücke sind hierin bewundernswerth, besonders van der Werff, Gerard Dow, Schalken und Mieris. Die deutsche Schule blieb in dieser Beziehung weit hinter den Italienern zurück; ihre S. sind meist trocken, grau und undurchsichtig. Außerordentlich tief und finster sind die S. der neapolit. Schule, wie sie insbesondere Caravaggio zu gestalten liebte. Die düstern, schwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Maler, besonders Murillo und Spagnoletto, malten oft mehr finster als dunkel. Die ältere franz. Schule zeichnete sich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch fast alle ihre Gemälde etwas Flaches und Kaltes. Große Vorzüge hierin hat dagegen die neuere franz. Schule. Ebenso hat die neuere deutsche, besonders die düsseldorfer Schule, in diesem Fache treffliche Meister.

Schattenriß, s. Silhouette.

Schattirung heißt in der Malerei die Veränderung, welche durch die verschiedenen Grade der Stärke des darauffallenden Lichts in derselben Farbe hervorgebracht wird. Hierdurch entstehen Mittelfarben oder Tinten, welche die Körperlichkeit der Malerei ausmachen. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald das Licht einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Es gibt Köpfe von van Dyck, an denen man keine Schatten wahrnimmt und die sich dennoch vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sog. Mittelfarben, welche auf dem verschiedenen Grade der Beleuchtung beruhen.

Schatz (lat. thesaurus). Bewegliche Werthgegenstände, die an einem ungewöhnlichen Orte unter solchen Verhältnissen aufgefunden werden, daß sich ihre Verbergung vor längerer Zeit und die Unmöglichkeit, den Eigenthümer zu ermitteln, von selbst ergibt, gelten nach röm. und gemeinem Rechte als Zubehör des Aufbewahrungsortes und fallen dessen Eigenthümer zu, wenn dieser oder ein von ihm dazu Beauftragter den S. entdeckt (inventio). Sonst gebührt dem Dritten, welcher den S. zufällig findet, die Hälfte als Fundlohn, vorausgesetzt, daß er die zur Bloßlegung führenden Handlungen nicht widerrechtlich vornahm. Einige Landrechte ändern an diesen Grundsätzen zu dem Zwecke, um auch dem Staate einen Antheil an dem Funde zu

verschaffen. Der S. kann Gegenstand einer Unterschlagung sein. — S. heißt auch die Summe von Baarvorräthen, welche der Staat zu unvorhergesehenen Ausgaben hat (Staatsschatz). Die zur Aufbewahrung dieser Vorräthe dienenden Gebäude hießen früher die Schatzkammer.

Schaumburg, eigentlich Schauenburg, eine ehemalige Grafschaft im Westfälischen Kreise, an der Weser, begrenzt vom Fürstenthum Kalenberg, den Grafschaften Lippe und Ravensberg und dem Fürstenthum Minden, hatte ihren Namen von dem Schlosse Schauenburg, zwischen Rinteln und Oldendorf, das der Ahnherr der alten Grafen von Schauenburg, Adolf I., 1033 in dem ihm vom Kaiser Konrad II. überlassenen Landstriche auf einer Vorhöhe des aussichtsreichen Paschenbergs erbaute. Sein Enkel Adolf III. wurde 1106 von Kaiser Lothar II. mit Stormarn und Holstein, Dithmarschen ausgenommen, als Grafschaft Holstein belehnt, und seine Nachkommen erwarben die Grafschaft Sternberg und die Herrschaft Gehmen. Den Grafen Ernst III. erhob Kaiser Ferdinand II. 1619 in den Reichsfürstenstand. Ihm folgte sein Bruder Jobst Hermann und dessen Vetter Otto, mit welchem letztern das fürstl. Haus 1640 erlosch. Seine Mutter Elisabeth, die Gemahlin des Grafen Georg Hermann von Schaumburg-Gehmen, eine Tochter des Grafen Simon von der Lippe, setzte sich sofort in den Besitz der Schaumburg. Länder und ernannte hierauf ihren Bruder, den Grafen Philipp von der Lippe, zu ihrem Erben und Nachfolger. Gleichzeitig aber hatte sich der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, zufolge eines Vertrags von 1565, als Lehnsherr eines Theils der Schaumburg. Besitzungen bemächtigt (das spätere hannov. Amt Lauenau und ein Theil von Hameln), in welchem er auch 1647 durch Vertrag belassen wurde. Andere Stücke der Grafschaft wurden von dem Landgrafen von Hessen-Kassel als Lehnsherrn in Anspruch genommen. Der Streit glich sich aber dadurch aus, daß der Graf Philipp von der Lippe mit einer hess. Prinzessin sich vermählte und nun mit dem von Hessen beanspruchten Theile belehnt wurde. Als hierauf auch das Fürstenthum Minden mehrere Theile sich zueignen wollte, bestand der Landgraf von Hessen auf einem neuen Vergleiche, der im Westfälischen Frieden so festgestellt ward, daß der Graf Philipp die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg nebst einem Theile vom Amte Sachsenhagen, der Landgraf von Hessen-Kassel aber die Aemter Schaumburg, Rodenberg und den andern Theil von Sachsenhagen erhielt. Beide bekamen dadurch Sitz und Stimme auf der westfäl. Reichsgrafenbank. Der lippesche Antheil von S. bildet das Fürstenthum Schaumburg-Lippe (s. d.).

Der bis 1866 kurhess. und zur Provinz Niederhessen gerechnete, seitdem aber preuß. Antheil, Grafschaft S. genannt, von welcher 1831 der Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, sowie den Kindern aus dieser morganatischen Ehe der gräfl. Titel verliehen wurde, bildet jetzt den Kreis Rinteln (s. d.) des Regierungsbezirks Kassel. Auch die jetzige Standesherrschaft S. im Herzogthume Nassau, dem jetzigen preuß. Regierungsbezirke Wiesbaden, war einst reichsunmittelbar, hatte aber nirgends eine Stimme. Sie gehörte früher dem Hause Limburg, kam 1279 an das Haus Westerburg und wurde 1656 von der Gräfin von Holzappel erkauft und auf deren Tochter Elisabeth, Gemahlin des Fürsten Adolf von Nassau-Dillenburg, vererbt. Diese Linie Nassau-Schaumburg erlosch aber schon mit dem Stifter 1707, und es gingen nun die Grafschaften S. und Holzappel an die Erbtochter über, welche mit dem Fürsten Lebrecht von Anhalt-Bernburg vermählt war. So entstand die anhalt. Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg, die 24. Dec. 1812 mit dem Fürsten Friedrich Ludwig Adolf im Mannsstamme erlosch. Hoym und andere anhalt. Güter fielen nun wieder an Anhalt-Bernburg. Die Grafschaften S. und Holzappel wurden durch die Erbtochter ihrem Gemahl, dem Erzherzog Joseph von Oesterreich, Palatin von Ungarn, zugebracht und auf deren Sohn, den Erzherzog Stephan (gest. 19. Febr. 1867), vererbt, der danach den Titel Fürst von S. führte. Die Grafschaft umfaßt etwa 70 QKilom. mit etwa 4000 E. Der Hauptort ist das Städtchen Holzappel, 8 Kilom. südwestlich von Diez an der Lahn, mit (1875) 1043 E. und einer Kirche, welche das Grab des Stammherrn der gleichnamigen Grafschaft, des im Dreißigjährigen Kriege von einem Landknechtssohne aus Niederhadamer zum kaiserl. Feldmarschall emporgestiegenen und 1643 zum Reichsgrafen erhobenen Peter Eppelmann (Melander), enthielt. Das Schloß S. bei dem Dorfe Balduinstein an der Lahn und der Nassauer Eisenbahn, 6 Kilom. südwestlich von Diez auf einem bewaldeten Basaltkegel gelegen, wurde 1850 vom Erzherzog Stephan großartig neu aufgebaut und zum Glanzpunkte des Lahnthals umgewandelt. Ueber dem Dorfe (Eisenbahnstation) Laurenburg liegt die alte nassauische Stammburg Laurenburg, welche jahrhundertelang dem Hause den Namen gab, ehe es den von Nassau annahm. Zwischen Laurenburg und Balduin-

stein liegt das standesherrliche Dorf Geilnau (s. d.). — S. heißt auch eine Grafschaft im Erzherzogthume Oesterreich ob der Ens, deren Stammburg an der Donau oberhalb Efferding, unweit vom Dorfe Pupping, auf einem hohen, bewaldeten Felsen in Trümmern liegt. Die reichsunmittelbaren Grafen von S. beherrschten das ganze Donauthal von Linz bis Passau. Sie starben 1559 aus; seit 1572 gehört ihr Besitzthum den Grafen von Starhemberg.

Schaumburg-Lippe, ein souveränes, zum Deutschen Reiche gehöriges Fürstenthum von 443,2 QKilom. mit (1875) 33,133 E., begreift den westl. Theil der ehemaligen Grafschaft Schaumburg, der von den preuß. Provinzen Hannover, Westfalen und dem preuß. Theile der Grafschaft Schaumburg umschlossen wird. Das Land liegt am nördlichsten Zweige des Wesergebirgs, hat im N. das Steinhuder Meer mit der kleinen Festung Wilhelmsstein, im O. die Bückeberge und im W. den Schaumburger Wald zur Grenze und ist von Natur durch Fruchtbarkeit des Bodens, sowie durch Reichthum an Holz und Steinkohlen vortheilhaft ausgestattet. Auch hat es gute Gesundbrunnen, z. B. die starken Schwefelbäder in Eilsen und eine Stahlquelle in Stadthagen. Mit Ausnahme von etwa 1000 Reformirten, 400 Katholiken und 350 Juden bekennt sich die Bevölkerung zur luth. Confession. Ackerbau, Garnspinnerei und Leinweberei, deren Artikel vielfach ausgeführt werden, sowie der mit Preußen gemeinschaftlich betriebene Steinkohlenbau sind die Haupterwerbsquellen. Die oberste Leitung der Landesangelegenheiten steht unter der Regierung, welche auch Lehnskammer ist. Die Rentkammer führt die Verwaltung der fürstl. Domänen, Finanzregalien, Bergwerke und Forsten. Das Consistorium besorgt die luth. Kirchenangelegenheiten, wogegen die Reformirten unter der Oberaufsicht der Regierung zu dem Synodalverbande der Niedersächsischen Conföderation und die Katholiken zu der Nordischen Mission gehören, mit deren Provicariat zur Zeit der Bischof von Osnabrück beauftragt ist. Durch das Gesetz vom 31. Dec. 1877 ist die Organisation des Landes neu geordnet. Danach sind untere Verwaltungsbehörden die Magistrate der beiden Städte Bückeburg und Stadthagen und die Aemter in Bückeburg und Stadthagen. An die Stelle der bisherigen Justizbehörden treten neben dem Reichsgerichte ein mit einer oder mehrern deutschen Regierungen gemeinschaftliches Oberlandesgericht, ein eigenes Landgericht für das Fürstenthum mit dem Sitze zu Bückeburg, zwei Amtsgerichte in Bückeburg und Stadthagen. An Schulen bestehen 33 Volksschulen, zwei höhere Bürgerschulen, eine höhere Töchterschule, ein Schullehrerseminar und das Gymnasium Adolfinum in Bückeburg (1876 im Neubau). Das Fürstenthum trat 1837 dem Steuervereine und mit diesem 1854 dem Zollvereine bei. Seit 1847 führt ein Theil der Hannover-Mindener Eisenbahn durch das Land. Das fürstl. Haus bekennt sich zur reform. Confession. Das Fürstenthum stellt seine Mannschaft zu dem westfäl. Jägerbataillon Nr. 7 und den nächstbenachbarten Truppentheilen. Die Einnahmen und Ausgaben beliefen sich 1877 auf 558,885 Mark, die Schuld besteht in einer einmaligen Anleihe von 360,000 Mark zu 4 Proc. Nach der Landesverfassung vom 17. Nov. 1868 besteht die Landesvertretung aus 15 Mitgliedern, von denen die Ritterschaft einen, die Städte drei und die Bauern sieben wählen; außerdem werden zwei Abgeordnete vom Fürsten ernannt, einer ist Vertreter der Geistlichkeit und einer wird aus der Mitte der übrigen Studirten gewählt. Im Bundesrathe ist S. durch einen Bevollmächtigten, im Reichstage durch einen Abgeordneten vertreten. Das Wappen ist quadrirt und enthält die Zeichen von Lippe, Schwalenberg und Schaumburg (ein silbernes, in drei Theile zerschnittenes Nesselblatt in rothem Felde, an den Seiten eines dreieckigen Schildes mit drei Silbernägeln); der Schild wird von zwei weißgekleideten Engeln gehalten. Landesfarben sind blau, roth, weiß. Gemeinsam mit Lippe hat S. das Lippe'sche Ehrenkreuz, gestiftet 25. Oct. 1869. Residenzstadt ist Bückeburg.

Die Linie Schaumburg oder auch Bückeburg des Hauses Lippe (s. d.) wurde von des Grafen Simon VI. jüngstem Sohne Philipp gestiftet, der als Apanage beim Tode des Vaters 1613 die Aemter Lipperode und Alverdissen erhielt und von seiner Schwester Elisabeth, der Gemahlin des letzten Grafen von Schaumburg, 1640 zum Erben der Grafschaft Schaumburg (s. d.) eingesetzt wurde, von der er aber nur die Aemter Stadthagen, Bückeburg, Arensburg und Hagenburg von Hessen-Kassel zu Lehn erhielt. Er führte 1668 das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ein und starb 1681. Ihm folgte sein ältester Sohn Friedrich Christian, gest. 1728, während ein zweiter Sohn, Philipp Ernst, das Amt Alverdissen als Apanage erhielt und die Linie Alverdissen stiftete. Als 1709 die lippische Linie Brake erlosch, bemächtigte sich der Graf von Lippe der Erbschaft, und erst Friedrich Christian's Sohn und Nachfolger, Albrecht Wolfgang, gest. 1748, kam durch reichshofräthliche Erkenntnisse von 1734 und 1737 und durch den Vergleich von Stadthagen 1748 in den Besitz von Blomberg und Schieder.

Mit dem Grafen Wilhelm, geſt. 1777, der 1765 den Wilhelmsſtein im Steinhuder Meere anlegte, portug. Generaliſſimus und hannov. Generalfeldzeugmeiſter war und ſich als Feldherr rühmlich auszeichnete, erloſch die ältere Linie Bückeburg im Mannsſtamme und der Beſitz ging auf die Linie Alverdiſſen über. In dieſer war dem Stifter 1723 deſſen Sohn Friedrich Ernſt gefolgt, der 1749 zu Gunſten ſeines Sohnes Philipp Ernſt reſignirte. Dieſer, der ſich ſeit dem Anfalle der Bückeburg. Beſitzungen Graf von Schaumburg-Lippe-Bückeburg nannte, ſtarb 13. Febr. 1787, und ihm folgte ſein Sohn Fürſt Georg Wilhelm zu S., zunächſt unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, der Prinzeſſin Juliane von Heſſen-Philippsthal, bis er 8. Mai 1807 die Regierung ſelbſt übernahm, nachdem er ſchon vorher zufolge des Vertrags zu Warſchau vom 13. April 1807 als ſouveräner Fürſt dem Rheinbunde beigetreten war.

Fürſt Georg Wilhelm verlieh auf Grund des Art. 13 der Bundesacte dem Lande unter dem 15. Jan. 1816 eine Verfaſſung, die auf einer Landesvertretung durch die Ritterſchaft, die Städte und die Bauern in einer Kammer mit geſchloſſenen Sitzungen beruhte. Wichtig ward der Landtag von 1818, auf welchem das Finanz- und Steuerweſen regulirt wurde. Der Fürſt übernahm die auf der Landeskaſſe ruhenden Schulden im Betrage von 106,000 Thlrn. und erhielt dagegen die etwa gleich viel betragenden Forderungen dieſer Kaſſe überwieſen, ſodaß das Land auf ſolche Weiſe ſchuldenfrei wurde. Nach dem Landtage von 1818 trat eine ruhige Entwickelung ein, und auch 1830 fanden keine öffentlichen Störungen ſtatt. Im J. 1848 wurden verſchiedene weſentliche Veränderungen der Verfaſſung mit dem Landtage vereinbart, doch wurde die damals verlangte Erklärung des Domaniums zu Staatsgut unter Zuweiſung einer Civilliſte an den Fürſten entſchieden abgelehnt. In den deutſchen Angelegenheiten ſchloß ſich das Fürſtenthum dem Dreikönigsbündniſſe an, doch war die fürſtl. Regierung eine der erſten, die auf die Einladung Oeſterreichs die reactivirte Bundesverſammlung wieder beſchickten. Georg Wilhelm ſtarb 21. Nov. 1860, und ihm folgte in der Regierung ſein Sohn Fürſt Adolf Georg (geb. 1. Aug. 1817), der ſeit 1844 mit der waldeckiſchen Prinzeſſin Hermine vermählt iſt. In dem deutſchen Conflict von 1866 entſchied ſich die fürſtl. Regierung mit der 16. Curie beim Bundesbeſchluſſe vom 14. Juni für den öſterr. Mobiliſirungsantrag und ſchickte ihr Truppencontingent auf Bundesbefehl nach Mainz. Doch erklärte ſie 29. Juni ihren Austritt aus dem Bunde und trat 18. Aug. dem Bündnißvertrage mit Preußen und ſomit dem Norddeutſchen Bunde bei. Durch die polit. Veränderungen des J. 1866 war eine vollſtändige Umgeſtaltung der Landesverfaſſung geboten und deshalb mit einem conſtituirenden Landtage das Landesverfaſſungsgeſetz vom 17. Nov. 1868 vereinbart.

Schaumkraut, Pflanzengattung, ſ. Cardamine.

Schauſpiel iſt im weitern Sinne der deutſche Ausdruck für das Drama überhaupt, im engern Sinne aber für eine Mittelgattung des Dramas, die, ernſte und tragiſche Stoffe verſöhnlich abſchließend, zwiſchen Tragödie und Komödie ſteht. (S. Drama.)

Schauſpielkunſt iſt die nothwendige Ergänzung und Vollendung der dramatiſchen Dichtung. Die Dichtung ſchließt ſich in die Grenze der innern Vorſtellung ein und arbeitet nur für das Auge der Phantaſie, während der volle Umfang der Kunſt und des künſtleriſchen Genuſſes verlangt, daß dieſe Grenze durchbrochen werde, daß die blos innere Gegenwart und Wirklichkeit in die ſinnlich ſichtbare Vergegenwärtigung und Verwirklichung übergehe, daß das Phantaſiebild Körper gewinne durch Action und Declamation. Dies iſt das Weſen und die Aufgabe der S., d. h. der Kunſt der theatraliſchen Darſtellung. Es iſt daher klar, daß die S. nicht blos reproductive, ſondern im höchſten Sinne productive, ſelbſtſtändig ſchöpferiſche Kunſt iſt. Der echte Schauſpieler hat daher dem dramatiſchen Dichter nicht blos nachzutauchen in das Meer der menſchlichen Geſinnungen und Leidenſchaften, ſondern er bringt auch etwas weſentlich Neues, Erfüllendes, Ausführendes hervor. Das Darſtellungsmaterial des Schauſpielers iſt ſeine eigene gegebene und zufällige Perſönlichkeit. Dieſe kann er ausbilden, heben, ideal ſteigern und läutern, aber nicht überwinden, nicht dem Phantaſiebilde des frei ſchaffenden Dichters in allen Stücken und Bedingungen völlig gemäß und entſprechend geſtalten. Ein Reſt von Unangemeſſenheit bleibt immer zurück, wie der Landſchaftsgärtner, an die natürliche Bodenfläche und Beleuchtung gebunden, trotz genialſter Intentionen nicht dem frei ſchaffenden Landſchaftsmaler nachkommen kann. Alle Kunſt des Schauſpielers beſteht daher darin, dieſe natürliche Grenze möglichſt abzuſchwächen, die Unangemeſſenheit zwiſchen dem Darſtellungsmaterial (ſeiner eigenen Perſönlichkeit) und dem darzuſtellenden Ideal (der Geſtalt des Dichters) möglichſt vergeſſen zu machen, d. h. die Rolle trotz aller Hinderniſſe zu decken und in ihr ſchlechthin aufzugehen. Ziel der Auffaſſung und Darſtellung iſt, daß der

Schauspieler sich seiner zufälligen, ihm angeborenen Persönlichkeit möglichst entäußere und sie seiner Rolle so ganz und gar anschmiege, daß der Zuschauer mit der Rolle den Träger derselben völlig eins und verwachsen glaube und er zu der Täuschung gezwungen werde, als sehe er nicht einen Darsteller, sondern die betreffende Gestalt der Dichtung selbst. Solche Schauspieler, die, wie es die Kunst verlangt, sich ganz nach der Rolle modeln, nennt man objective Schauspieler; solche dagegen, welche die Rolle nach sich modeln und daher nicht die Rolle, sondern nur sich selbst spielen, subjective. Die Alten erleichterten dem Schauspieler diese Objectivität durch typische Masken, die Neuern mit ihren Forderungen nach schärferer Charakteristik und Individualisirung gestatten diese Masken nicht mehr und verlangen lebendige Mimik, d. h. lebendige Geberdensprache. Declamation (s. d.) und Mimik (s. d.) sind daher die Grundbestandtheile aller S. Vgl. Rötscher, «Die Kunst der dramatischen Darstellung» (Berl. 1841); Benedix, «Der mündliche Vortrag» (3. Aufl., Lpz. 1871).

Je inniger die S. mit der dramatischen Dichtung zusammenhängt, um so genauer spiegeln sich auch in ihr alle verschiedenen Stilrichtungen, welche wir in der Geschichte des Dramas verfolgen. Zum Theil geschieht dies sogar noch schärfer als im Drama selbst, weil voller und augenfälliger. Der Plastik des antiken Dramas gemäß war die S. der Alten durchaus plastisch; Maske, Kothurn, ja der ganze Schauspieler war eine lebendige Statue. Wie die gesammte moderne Kunst vom Plastischen zum Malerischen neigt, so ist auch in der S. alles individualisirter, porträtartiger, physiognomisch durchgebildeter. Allein auch innerhalb dieser Grenzen findet sich wieder derselbe Gegensatz zwischen den roman. und german. Völkern, wie in der Dichtung. Bei Italienern und Franzosen zeigt sich in der hohen Tragödie noch immer etwas Getragenes, Recitatives im Vortrage, einfach große Bewegung, plastische Gemessenheit im Spiele; in neuester Zeit freilich auch viel grelle Manierirtheit. Die englische S. zur Zeit Shakspeare's ist offenbar ganz dem individualisirenden Zuge der Shakspeare'schen Dramen ähnlich gewesen. Mit der franz. Dramatik und Dramaturgie war in Deutschland auch die franz. Schauspielweise eingedrungen. Eckhof (s. d.), der große Zeit- und Strebensgenosse Lessing's, stürzte sie mit seinem Dringen auf wärmere Naturwahrheit, während gleichzeitig Lessing dieselbe Revolution in der Dichtung vollzog. Der Höhepunkt der Schule war Schröder (s. d.). Gegen den platten Naturalismus, der sich zum Theil schon in Iffland geltend machte, kämpfte die Weimarische Schule unter Goethe und Schiller, die sogar nicht von der Einseitigkeit freizusprechen ist, im Eifer der Opposition oft das Ideale auf Kosten der Individualisirung geltend gemacht zu haben, und daher besonders durch Tieck, der an der Schule Schröder's und Fleck's festhielt, scharf bekämpft wurde. Jetzt herrscht, wie in aller modernen Kunst, so auch in der S. viel stilloses Schwanken. Vgl. Eduard Devrient, «Geschichte der deutschen S.» (5 Bde., Lpz. 1848—74).

Schebest (Agnese), Gattin von David Friedrich Strauß (s. d.).

Schedone, ital. Maler, s. Schidone (Bartolommeo).

Scheele (Karl Wilh.), berühmter Chemiker, geb. 19. Dec. 1742 zu Stralsund, legte den Grund zu seinen chem. Kenntnissen als Lehrling bei einem Apotheker in Gothenburg. Seit 1765 stand er in Malmö, später in Stockholm in Condition. Schon in dieser Zeit machte er mehrere wichtige Entdeckungen, wie die Auffindung der Flußspatsäure, der gasförmigen Hydrothionsäure, der wahren Natur des Weinsteins, der Mischung der thierischen Knochen u. s. w. In Upsala, wohin er 1773 in Condition ging, wurde er mit Linné, Bergmann u. a. bekannt, und immer rüstiger schritt er auf der Bahn seiner Entdeckungen fort, unter denen die Auffindung des Stickstoffs, Sauerstoffs und Chlors. Nachdem er 1777 selbst eine Apotheke gekauft, fand er nach und nach viele der wichtigsten chem. Verbindungen auf. Die Abhandlungen derselben sowie die «Acta chemico-physica» und die Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde enthalten die meisten seiner Entdeckungen. S. starb 21. Mai 1786.

Scheeren heißen die Seeklippen an den Küsten von Schweden und Finland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 120—130 Kilom. weit ins Meer erstrecken und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. **Scheerenflotte** nennt man in Schweden und Rußland die Flotte, die zur Deckung des Eingangs in die S. dient und aus kleinern Ruder-, gegenwärtig beinahe ausschließlich aus Dampffahrzeugen besteht, welche in seichtem Wasser sicher fortkommen.

Scheffer (Leop.), deutscher Dichter, geb. 30. Juli 1784 zu Muskau in der Oberlausitz, wo sein Vater als Arzt wirkte, erhielt seine Bildung im älterlichen Hause, nach dem Tode des Vaters auf dem Gymnasium zu Bautzen, das er jedoch nach fünf Jahren wieder verließ. Er beschäftigte sich hierauf in der Heimat mit Mathematik, Philosophie und einem gründlichen

Studium der griech. und orientalischen Dichter. Inzwischen war er in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Fürsten Pückler-Muskau getreten, der ihn zu seinem Generalbevollmächtigten ernannte. Doch legte er dieses Amt nach sechs Jahren wieder nieder, bereiste zunächst England und Deutschland und verweilte einige Jahre in Wien. Dann besuchte er Italien, Sicilien, Griechenland, die Türkei, die griech. Inseln und Kleinasien. Nach der Rückkehr 1820 ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er, mit neuen Anschauungen und mannichfachem poetischen Stoffe bereichert, Muße zu freier poetischer Thätigkeit fand. Er starb daselbst 13. Febr. 1862. S.'s poetische und musikalische Erstlinge, die «Gedichte mit Compositionen» (Berl. 1811), gab der Graf Pückler heraus, der lange für den Verfasser galt; auch eine zweite Sammlung erschien (1813) ohne des Verfassers Namen. Später neigte S. sich der Novelle zu, für die ihm seine reichen Lebensanschauungen unerschöpflichen Stoff boten. Die Geheimnisse der Motive menschlicher Handlung, das tiefere Seelenleben und Schilderungen weiblicher Naturen bilden meist den Kern seiner Erzählungen. S.'s Novellen erschienen einzeln in Zeitschriften und Taschenbüchern, dann gesammelt unter dem Titel: «Novellen» (5 Bde., Lpz. 1825—29), «Neue Novellen» (4 Bde., Lpz. 1831—35), «Lavabecher» (2 Bde., Stuttg. 1833) und «Kleine Romane» (5 Bde., Bunzl. 1837—39). Hieran schlossen sich eine Reihe selbstständiger Werke, wie «Die Göttliche Komödie in Rom» (Lpz. 1846), «Graf Promnitz» (Lpz. 1846), «Genevion von Toulouse» (Lpz. 1846) und die gegen das Missionswesen gerichtete pikante Novelle «Die Sibylle von Mantua» (Hamb. 1853). Treffliche Naturschilderungen, lebendige Charakterzeichnung, Gedankenfülle und Innigkeit der Empfindung, sowie eine humoristische Erhebung über die Wechselfälle des Lebens sind glänzende Vorzüge fast aller seiner Erzählungen. Dagegen hielt ihn die freiwillige Isolirung von fortentwickelnden Einflüssen allzu fest in gewisse Ideenkreise und kritisch nicht zu rechtfertigende Formen gebannt, welche die Bedeutung und den Genuß seiner Dichtungen sehr beeinträchtigen. Dies gilt besonders auch von seiner der Lebenspraxis zugewendeten Lyrik. Schon 1828 war von S. zu Frankfurt eine Sammlung «Kleine lyrische Werke», später seine «Gedichte» (3. Aufl., Berl. 1847) erschienen. Noch bedeutender ist sein «Laienbrevier» (2 Bde., Berl. 1834—35; 17. Aufl., Lpz. 1877), dem später «Der Weltpriester» (Nürnb. 1846) folgte. Es sind dies spruchartige Gedichte ethischen und religiösen Inhalts, welche zwar eine große Fülle poetischer Schönheit darlegen, aber nicht immer mit rechter Klarheit die Weltanschauung des Dichters aussprechen. Dem «Laienbrevier» reihten sich noch die «Hausreden» (Dessau 1854; 4. Aufl., Lpz. 1869) an. Eine gewissermaßen neue Richtung schlug S. in dem anonym erschienenen «Hafis in Hellas» (Hamb. 1853) ein, einer Dichtung, die von dem tiefsten, reinsten Gefühl und einer gesunden Sinnlichkeit erfüllt ist und gewissermaßen die Vorschule zu seinem «Korau der Liebe nebst kleiner Summa» (Hamb. 1854) bildet. Vieles Fremdartige von S.'s Schöpfungen erklärt sich aus seiner Vorliebe für den Orient und orient. Vorstellungen, die beinahe überall hervortritt und namentlich aus der Dichtung «Mahomet's türk. Himmelsbriefe» (Berl. 1840) ersichtlich ist. S. selbst veranstaltete eine Auswahl seiner Werke (12 Bde., Berl. 1845; 2. Aufl. 1857). Aus seinem Nachlasse gab Gottschall heraus: «Für Haus und Herz. Letzte Klänge» (Lpz. 1867). Als Musiker lieferte S. Lieder, Symphonien strengen Stils, Ouverturen und Capriccios für das Pianoforte.

Scheffel (eine schon im Althochdeutschen übliche Diminutivbildung von dem Worte scaf, scaph, welches aus dem lat. scaphum, scaphium entlehnt ist und ursprünglich ein Schaff [wie noch im Oberdeutschen], einen Bottich, ein Gefäß für Flüssigkeiten bedeutet) ist gegenwärtig ein deutsches Maß für trockene Waaren (Getreide u. s. w.) von 50 Lit., welches aber nur selten gebraucht wird, da man sich meist des Hektoliters (100 Lit.) bedient. Bis 1872 war dagegen der S. in vielen deutschen Staaten die Einheit des Getreidemaßes, jedoch von sehr abweichender Größe; am wichtigsten waren der preußische S. von 3072 Kubikzoll oder 54,9615 Lit., der dresdener S. von 7900 dresdener Kubikzoll oder 103,8256 Lit. und das bair. Schäffel (das Schaff) von 208 bair. Flüssigkeitsmaßkannen = 222,3575 Lit. In einigen Gegenden Norddeutschlands war bis 1872 der S. (nämlich der S. Aussaat) auch ein Feldmaß.

Scheffel (Jos. Victor von), deutscher Dichter, wurde 16. Febr. 1826 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater als bad. Major und Baurath lebte. Er besuchte bis zum J. 1843 das Lyceum seiner Vaterstadt, studirte 1843—47 in München, Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaften und german. Philologie und Literatur, war 1848—52 Referendar und Dienstverweser zu Säckingen, gab aber dann den Staatsdienst auf, unternahm 1852—53 eine längere Reise nach Italien und lebte später theils in Heidelberg, theils in München. Auch war er eine Zeit lang Vorstand der Bibliothek des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen, wo

er sich insbesondere mit der Katalogisirung von Handschriften und Ordnung der vom Fürsten erworbenen von Laßberg'schen Bibliothek beschäftigte. In den J. 1859 und 1860 hielt er sich in Thüringen auf unter dem Schutze des Großherzogs Alexander von Weimar. Seit 1866 lebt S. wieder theils in seiner Vaterstadt, theils auf seinem Landgut Seehalde-Mettnau bei Radolfzell am Untersee ohne öffentliches Amt. Sein erstes erfolgreiches episches Gedicht: «Der Trompeter von Säckingen», entstand 1853 in Sorrent und auf der Insel Capri, wo S. in freundschaftlichem Zusammensein mit Paul Heyse lebte. Die Dichtung, welche 1876 in funfzigster Auflage erschien, enthält frische deutsche und ital. Genrebilder und Cabinetsstücke eines an Hoffmann's «Kater Murr» anknüpfenden Humors. Der histor. Roman «Ekkehard» (Frankf. 1855; neue Aufl. 1871), sowie die Novelle «Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers» (Stuttg. 1866) gewähren ein treues und unverfälschtes Bild mittelalterlicher Zustände. Einen mehr an die altdeutschen Minnesänger erinnernden Ton hat die Gedichtsammlung «Frau Aventiure». Lieder aus Heinr. von Osterdingen's Zeit» (3. Aufl., Stuttg. 1870), während «Gaudeamus, Lieder aus dem Engern und Weitern» (5. Aufl., Stuttg. 1870) durch einen kernigen Humor erfreut und echt volksthümliche Töne anschlägt. Weniger passen diese alterthümlichen Initialen und Majuskeln der Poesie für schwunghafte Dichtungen, wie «Bergpsalmen» (Stuttg. 1870). S. ist ein origineller Dichter, nicht frei von Manier, aber doch von einem gesunden Sinne des Denkens und Empfindens. Seine Dichtungen sind vielfach illustrirt, insbesondere von dem Historienmaler A. von Werner. Für Componisten bleiben «Gaudeamus» und «Frau Aventiure» eine reiche Fundgrube. Sein 50jähriger Geburtstag gab 16. Febr. 1876 Anlaß zu vielfachen Jubiläumsauszeichnungen, worunter die Erhebung in den erblichen Adelstand durch den Großherzog von Baden. Eine neue Dichtung «Waldeinsamkeit», 12 landschaftliche Stimmungsbilder nach Gemälden von Julius Marak ist 1877 zu Wien erschienen. Vgl. Klar, «Joseph Victor von S. und seine Stellung in der deutschen Literatur» (Prag 1876).

Scheffer (Ary), berühmter Maler der neuern franz. Schule, geb. 10. Febr. 1795 zu Dordrecht, empfing seinen ersten Unterricht in Amsterdam und begab sich sodann zur Vollendung seiner künstlerischen Ausbildung nach Paris, wo er 1812 bei P. Guérin als Lehrling eintrat, jedoch von dem Einflusse dieses Meisters, der die antikisch-theatralische Manier der David'schen Schule in ihrer äußersten Spitze vertrat, ziemlich unberührt blieb. Statt der großen akademischen Bravourstücke der antiken Heldendarstellungen und der Staatsactionen wählte er einfache Staffeleibilder gemüthvollen Inhalts, die er mit Wärme und Wahrheit vortrug. Die Soldatenwitwe, die Matrosenkinder, der Brand auf dem Pachthofe, der zurückkehrende Rekrut, eine Invasionsscene u. s. w. fallen in diese früheste Zeit (1816—26). Das Bild: die suliotischen Frauen, in der Ausstellung 1827, gehörte ebenfalls dem Interesse und der Stimmung der Tagesgeschichte an, behandelte aber doch einen pathetischen Gegenstand und war hauptsächlich wirksam durch die Kraft des Ausdrucks und das Dramatische des Moments. Mit der Bedeutsamkeit des Stoffs hatten sich auch Stil und Behandlungsweise vergrößert und S. wandte sich nun der Historienmalerei zu. Auch auf diesem Gebiete brach er mit der alten akademischen Tradition; seine holländ. Abkunft und literarische Bildung leiteten ihn zum Romantischen über. Wie viele Meister, hatte S. zwei Manieren, deren eine fast gar keine Verwandtschaft mit der andern besitzt und einem andern Maler angehören könnte. Bei der ersten Manier strebte er nach Farbe, brauchte und misbrauchte den Bister, verfuhr mit schroffen Pinselstrichen und lieh seinen Bildern ein skizzenhaftes Aussehen. Poesie, Inspiration, tiefe und innige Empfindung schienen ihm damals vorzüglicher und wesentlicher als Correctheit. Er verschmähte die Mythologie und nahm seine Stoffe aus Bürger, Schiller, Goethe. Leonore, Eberhardt der Greiner, der König von Thule, Faust in seinem Studierzimmer, Gretchen am Spinnrade, Gretchen in der Kirche u. s. w. sind bekannte Bilder aus dieser ersten Hauptepoche (1827—35). Später suchte S. Annäherung an Ingres und Overbeck. Das aus der Kirche kommende Gretchen (1836) zeigt eine etwas trockene Bestimmtheit und Schärfe in den Umrissen, welche keine hinreichende Correctheit rechtfertigte; Gretchen auf dem Blocksberge ist in derselben Art aufgefaßt. Mit Unrecht verließ S. auf der Höhe seines Ruhs die pastose, ammuthige Manier, die seine Originalität ausmachte. Er verlor bei diesem Wechsel Farbe, Helldunkel, Vortrag ohne an Reinheit der Zeichnung zu gewinnen; doch blieb ihm der Beifall überall getreu, weil man vor allem die seelischen Eigenschaften an seinen Werken schätzt. Daher trotz der mangelhaften Modellirung und Plastik der Erfolg solcher Bilder wie seiner Francesca von Rimini. Der tröstende Christus und der vergeltende Christus, Mignon's Heimweh und Mignon's Sehnsucht, der heil. Augustinus und seine Mutter, die heil. Monika, Dante und Beatrice tragen ebenfalls dieses schwermüthig asce-

tische Wesen an sich, was oft ins formlos Schmachtende ausartet. Christus im Garten, der kreuztragende Heiland, die vom Grabe des Erlösers zurückkommenden heiligen Frauen, eine Mater dolorosa, ein Ecce homo, die Versuchung Christi, Ruth und Naemi, Jakob und Rebekka gehören ferner noch in diese dritte Phase seines Schaffens, in welcher seine Gebilde bei allem Adel der Empfindung mehr und mehr verblaßten und verweichlichten. Er starb zu Paris 5. Juni 1858. Vgl. de Groot, «Ary S. Ein Charakterbild» (Berl. 1870).

Scheffler (Johs.), s. Angelus Silesius.

Scheffler (Aug. Christian Wilh. Herm.), namhafter Civilingenieur und Physiker, geb. 10. Oct. 1820 zu Braunschweig, widmete sich dem Ingenieurfach und wandte sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der mathem. und mechan. Disciplinen zu. Nachdem er seit 1846 als Bauconducteur gewirkt, wurde er 1852 Finanzsecretär, 1854 Finanzassessor bei der herzogl. Eisenbahn- und Postdirection zu Braunschweig und hierauf Mitglied dieser Behörde. Im J. 1855 erfolgte seine Ernennung zum Baurath, 1870 zum Oberbaurath. Unter den mathem. Arbeiten S.'s sind hervorzuheben: «Ueber das Verhältniß der Arithmetik zur Geometrie» (Braunschw. 1846), «Der Situationscalcul» (Braunschw. 1851), «Methodus nova aequationem indeterminatam secundi gradus per numeros integros solvendi» (1853), «Die unbestimmte Analytik» (Hannov. 1854), «Die Auflösung der algebraischen und transscendenten Gleichungen» (Braunschw. 1859). Die Reihe seiner mechan.-technischen Werke eröffnete seine deutsche Bearbeitung Moseley's «Die mechan. Principien der Ingenieurkunst» (2 Bde., Braunschw. 1845), welchen «Die Principien der Hydrostatik und Hydraulik» (2 Bde., Braunschw. 1847) folgten. In neuerer Zeit traten hinzu: «Die Theorie der Gewölbe, Futtermauern und eisernen Brücken» (Braunschw. 1857), «Die Theorie der Festigkeit gegen das Zerknicken» (Braunschw. 1858), «Die Elasticitätsverhältnisse der Röhren, welche hydrostatischem Drucke ausgesetzt sind» (Braunschw. 1859), «Ueber Gitter- und Bogenträger und über die Festigkeit der Gefäßwände» (Braunschw. 1862), «Imaginäre Arbeit, eine Wirkung der Centrifugal- und Gyralkraft» (Lpz. 1866), «Die Ursachen der Dampfkesselexplosionen» (Berl. 1867) u. s. w. Neuerdings hat sich S. auch optischen Untersuchungen zugewandt und in dem Werke «Die physiol. Optik» (2 Bde., Braunschw. 1863—64) eine treffliche Darstellung der Gesetze des Auges geliefert. Diesem schlossen sich an «Die Gesetze des räumlichen Sehens» (Braunschw. 1866) und «Die Theorie der Augenfehler» (Braunschw. 1867). Hierauf folgte ein Werk über «Sterblichkeit und Versicherungswesen» (Braunschw. 1868) und sodann unter dem Titel «Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Principien der abstracten Wissenschaften» (Lpz. 1876 fg.), eine neue mathem.-philos. Theorie des Weltsystems.

Scheffner (Joh. George), ein durch Geist und Charakter ausgezeichneter Mann, geb. zu Königsberg in Preußen 8. Aug. 1736, kam nach vollendeten Studien 1757 als Secretär in die Dienste des Herzogs Karl von Holstein-Beck, gab aber diese Stellung 1760 auf, um in die Reihen des preuß. Heers zu treten. Als Fähnrich wohnte er den Feldzügen in Schlesien, Sachsen und Pommern bei, ward jedoch verwundet und nahm seinen Abschied. Im J. 1765 ward er als Secretär bei der königsberger Kammer und 1767 als Kriegs- und Steuerrath zu Gumbinnen angestellt. Im J. 1775 legte er diese Stellung nieder. Seitdem lebte S. auf dem Lande von seinem kleinen Vermögen. Doch hörte er auch hier nicht auf, gemeinnützig zu wirken; namentlich machte er sich um die Verbesserung des Landschulwesens verdient. Gleichsam mit sich selbst Rechenschaft haltend, entstand seine Selbstbiographie: «Mein Leben» (Lpz. 1816), die aber erst 1823 ausgegeben werden durfte. Er stand mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen in Verbindung. Unter seinen zahlreichen Schriften zeichnen sich besonders aus «Freundschaftliche Poesien eines Soldaten» (2. Aufl. 1793) und «Spätlinge» (1803), «Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis» (1813) u. s. w. S. starb 16. Aug. 1820.

Scheich-ul-Islam oder **Großmufti**, s. Mufti.

Scheideck oder Scheidegg heißt im allgemeinen der Scheitelpunkt eines Gebirgspasses. Als Eigenname kommt diese Benennung mehrern Pässen zu, unter welchen die Große und die Kleine S. im berner Oberlande, die Reschen-S. in Tirol die bekanntesten sind. Die **Große** oder **Hasli-S.**, ein rasenbewachsener Sattel zwischen den Felswänden des Wetterhorns und dem Schwarzhorn (2930 Mt.), scheidet das Oberhasli vom Grindelwaldthal (s. d.). Der Saumweg über dieselbe, von Meiringen bis Grindelwald 32 Kilom. lang, führt in südwestl. Richtung an den Reichenbachfällen (s. d.) vorbei durch das liebliche Thal von Rosenlaui (s. d.) zur Paßhöhe (1961 Mt. über dem Meere), die ein Gasthaus trägt, dann den Wänden des Wetterhorns und der Schwarzen Lütschine entlang nach Grindelwald. Der

anmuthige Wechsel zwischen Wiesen und Wäldern, der großartige Anblick der Gletscher und Felsen des Wells- und Wetterhorns, die Aussicht der Paßhöhe über das Grindelwaldthal und seine Bergriesen machen diesen Uebergang zu einem der schönsten und beliebtesten des Oberlandes. Von Grindelwald nach Lauterbrunnen führt der etwa 34 Kilom. lange Saumweg über die Kleine oder Lauterbrunner S. Südwestlich aufsteigend, erreicht derselbe über die Weiden der Wergisthalalp die Paßhöhe (2066 Mt.) zwischen den nördl. Ausläufern des Eiger (s. d.) und dem Lauberhorn (2475 Mt.); von dem Gasthof, der auf der S. steht, wird öfters in 2½ Stunden ohne Schwierigkeit der aussichtsreiche Männlichen (2345 Mt.), der Rigi Grindelwalds, bestiegen. Bietet schon die Paßhöhe eine prächtige Gebirgsaussicht, so ist diese auf der 2½ Kilom. südwestlich gelegenen Wengernalp (1882 Mt.), wenn auch weniger ausgedehnt, so doch noch großartiger. Dicht vor derselben erheben sich, nur durch die schmale, wilde Schlucht des Trümletenthals davon geschieden, in überwältigender Größe und Majestät die Jungfrau (4167 Mt.) mit ihren Vasallen, dem Silberhorn, dem Schneehorn und dem Schwarzen Mönch, und, mit derselben durch das vergletscherte Jungfraujoch verbunden, die Schneekuppe des Großen Mönchs (4104 Mt.). Vom Gasthof auf der Wengernalp führt der Pfad über die Bergterrasse des Dorfes Wengen, zuletzt sehr steil nach Lauterbrunnen hinab. Die Reschen-S., ein breiter, plateauartiger Sattel zwischen den Rhätischen und den Oetzthaler Alpen, liegt östlich vom Unter-Engadin (s. d.) dicht an der Schweizergrenze und bildet die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch. Die Poststraße, welche über den Paß führt, von Landeck am Inn (804 Mt. über dem Meere) bis Bozen (s. d.), etwa 156 Kilom. lang, zieht sich durch das herrliche Ober-Innthal nach Hochfinstermünz, wendet sich hier nach Süden und erreicht durch das Querthal von Nauders, allmählich ansteigend, die Wasserscheide (1493 Mt. über dem Meere, 52 Kilom. von Landeck), von welcher sie sich nach Süden senkt, um an dem Reschensee, der als Quelle der Etsch gilt, dem Mitter- und dem Heidersee vorbei und über die Malserheide, wo 1499 im Schwabenkriege die Engadiner einen Sieg über die Tiroler erfochten, den Marktflecken Mals (1060 Mt. über dem Meere) und das Vintschgau zu erreichen. Bei Spondinig (889 Mt. über dem Meere), wo rechts die Straße über das Stilfserjoch (s. d.) abzweigt, wendet sie sich nach Osten und zieht sich durch den breiten Thalboden des Vintschgau nach Meran (s. d.), dann durch das Etschland südöstlich bis Bozen.

Scheidekunst nannte man früher die Chemie, insofern sie sich mit der Trennung der Bestandtheile einer Verbindung oder Mischung auf chem. Wege beschäftigt. Im engern Sinne braucht man die Bezeichnung S. vorzüglich von der Trennung der Metalle in der Metallurgie, namentlich des Goldes und Silbers auf nassem Wege. Seitdem die Chemie als eine naturwissenschaftliche Disciplin allen andern Wissenschaften als ebenbürtig anerkannt worden ist, findet das Wort S. höchstens nur noch in humoristischem Sinne Anwendung.

Scheidemünze wird im allgemeinen jede Münze genannt, welche zur Scheidung, d. h. zur Ausgleichung im Verkehr des täglichen Lebens gebraucht wird. In Deutschland namentlich bezeichnet man durch S. jede Münze, die geringer als Courant ist, d. h. nicht streng nach dem Hauptmünzfuße des Landes ausgeprägt, also jetzt sämmtliche Silber-, Nickel- und Kupfermünzen. Im allgemeinen ist die S. geringwerthiger ausgeprägt, als ihr Name besagt oder ihr gesetzliches Verhältniß zur Courantmünze ist, und zwar theils aus Silber (hier und da aus geringhaltigem), theils aus Bronze, theils aus Kupfer, theils auch aus anderm Metall. In Ländern, wo überhaupt Mangel an gemünztem Gelde herrscht, werden auch andere Gegenstände statt S. gebraucht, z. B. in Afrika u. s. w. die Kauris (s. d.). Die Masse der S. muß im richtigen Verhältniß zu dem in Umlauf gesetzten Courant stehen; wo dies nicht der Fall ist, entsteht ein Misverhältniß, dessen üble Folgen meist die arbeitende Klasse der Bevölkerung treffen. — Scheidemünzfuß heißt der besondere Münzfuß, nach welchem die S. eines Staats geprägt wird. Derselbe ist, wo der Hauptmünzfuß ein Silberfuß ist, geringer als dieser Courantfuß, weil die Prägung der kleinern Sorten verhältnißmäßig größere Kosten als die der werthvollern verursacht, sodaß die beträchtlichern Kosten durch einen ansehnlichern Schlagschatz gedeckt zu werden pflegen. In Ländern mit reiner Goldwährung (wie Deutschland, Großbritannien) spielt alles Silbergeld die Rolle der S.

Scheidenflügler (Deckflügler oder Käfer), s. Coleopteren.

Scheidewasser, s. Salpetersäure.

Scheidung, s. Ehescheidung.

Scheidung heißt die Methode der Trennung verschiedenartiger Körper, wird besonders bei metallurgischen Operationen gebraucht, und bezeichnet auch von dem bergmännisch gewonnenen

Erzen das taube (unhaltige) Gestein durch Zerschlagen und Auslesen der verschiedenen Gemengtheile mit der Hand trennen, absondern. Scheidebeerz ist das gute ausgelesene, ausgeschlagene Erz. Scheidejungen sind Knaben, welche die Erze ausschlagen.

Schein bezeichnet im Gegensatz zu der wahren Beschaffenheit der Dinge in subjectiver Hinsicht jede mit derselben in Widerspruch tretende Empfindung oder Anschauung, in objectiver Bedeutung dagegen diejenigen Eigenschaften und Verhältnisse, welche zu einer solchen Täuschung Veranlassung geben. Hierher gehören besonders die Sinnestäuschungen, die auf einer krankhaften Beschaffenheit der Sinnesorgane beruhen. Es gibt aber auch einen sinnlichen S., der sich ohne krankhafte Affection der Organe aufdringt, z. B. die scheinbare Größe entfernter Gegenstände, und in diesem Sinne spricht man von einem optischen, akustischen Schein u. s. w. Das meiste, was hierher gehört, ist keineswegs blos ein Product der sinnlichen Wahrnehmung, sondern die letztere erhält durch die psychische Ideenassociation eine Deutung oder Zusätze, in welchen eigentlich der S. seinen Sitz hat; daher auch die Vorgänge, die man der Einbildungskraft zuschreibt, in Verbindung mit sinnlichen Wahrnehmungen und bei täuschender Lebhaftigkeit der innern Bilder, eine reiche Quelle des S. sind. Auf der Möglichkeit solcher Illusionen beruht zum Theil die Wirkungsart der schönen Künste, deren Poesie durch prosaische Vergleichung mit der Wirklichkeit nicht gestört sein will und deren Gebiet eben der «schöne S.» ist. Im Verkehre des gewöhnlichen Lebens behält der sinnliche S., auch nachdem er als solcher aufgedeckt ist, seine Gewalt; trotz aller Astronomie erscheint die Sonne als sich bewegend und die Erde als ruhend, und so in unzähligen andern Fällen. Vom sinnlichen und phantastischen S. verschieden ist der logische S. Derselbe besteht in falschen Urtheilen, die für wahr gehalten werden, wie bei den täuschenden Trug- und Fehlschlüssen der Fall ist, und unterscheidet sich auch dadurch vom sinnlichen S., daß er stets sogleich verschwindet, wenn er aufgedeckt wird.

Scheintod (asphyxia, d. h. Pulslosigkeit) nennt man den Zustand eines organischen Wesens, in welchem die Erscheinungen des Lebens nicht mehr bemerkt werden und dennoch der Lebensproceß selbst noch nicht aufgehört hat, namentlich Fäulniß noch nicht eintritt. Die Symptome des S. beim Menschen und den höhern Thieren sind: das Gehirn und das übrige Nervensystem, das Herz, die Lunge, das Gefäßsystem scheinen ihre Functionen eingestellt zu haben, indem das Bewußtsein und die Empfänglichkeit der Sinne erloschen sind, die Muskeln keine Bewegungen mehr vollbringen, Athem, Herz- und Pulsschlag nicht mehr wahrnehmbar sind. Doch finden sich nach Bouchut's Untersuchungen stets noch die Herztöne, wenigstens der zweite, hörbar; wenn diese erlöschen, ist der Tod sicher. Das Hauptkennzeichen des S. bleibt jedoch das gänzliche Außenbleiben der Fäulniß, trotz vorhandener, dem Faulen günstiger Außenverhältnisse (Wärme, Luft, Feuchtigkeit), sowie das Fehlen der Todtenstarre (s. Tod). Die innere Ursache des S. ist zunächst Stillstand des Herzens, und dieser kann eintreten: bei scheintodt Neugeborenen, nach Verblutungen, nach langem Hungern (Fasten) und heftigen Krampfanfällen, bei vom Blitze Getroffenen, bei Schlagflüssigen, Erfrorenen, Erdrosselten und Ertrunkenen; ferner beim Einathmen irrespirabeler Gasarten. Auch kann der S. ein somnambulistischer Zustand sein. Der wirkliche Tod kann vom S. nur durch die eintretende Fäulniß unterschieden werden. Vor eingetretener Fäulniß läßt sich jedoch oft durch Zusammenstellen aller andern Zeichen des Todes mit dem bekannten Verlauf der Krankheit (z. B. Schwindsucht) mit völliger Gewißheit aussprechen, daß kein Wiedererwachen möglich sei. Jetzt sucht man das Begraben der Scheinleichen durch gesetzliche Maßregeln zu verhüten, unter denen das Verbot der zu frühen Beerdigung, die sorgfältige Ueberwachung der Leichen, die obligatorische Leichenschau durch Sachverständige und die obligatorische Leichenöffnung die wirksamsten sind. Die Behandlung des S. erfordert vor allem die möglichst frühzeitige Einleitung künstlicher Athmungsbewegungen, indem man den Scheintodten auf den Rücken, mit etwas erhöhtem Oberkörper, legt, die Zunge aus dem Munde hervorzieht und nun abwechselnd, etwa 10—15 mal in der Minute, beide Arme vom Brustkorb ab und langsam noch oben über den Kopf zieht, während ein Gehülfe unmittelbar darauf den Bauch comprimirt, wodurch eine rhythmische Erweiterung und Verengerung des Brustkorbes erfolgt; daneben sind starke Riech- und Niesmittel, kräftige Hautreize (Besprengen mit kaltem Wasser, Reiben und Bürsten des ganzen Körpers, Einwickeln der Füße in Senfteige) und reizende Klystiere zu versuchen. Vgl. Hasselt, «Die Lehre vom Tod und S.» (Bd. 1, Braunschw. 1862); G. Le Bon, «De la mort apparente et des inhumations prématures» (Par. 1866).

Schelde (franz. Escaut, bei den Alten Scaldis), einer der bedeutendsten Flüsse Belgiens und der Niederlande, entspringt in 90 Mt. Höhe im franz. Depart. Aisne in der Picardie in

der ehemaligen Abtei St.-Martin bei Catelet aus einem Teiche, 18,5 Kilom. im Nordnordosten von St.-Quentin. Wenige Kilometer unterhalb Catelet endet der Kanal von St.-Quentin, welcher die S. zu einer fahrbaren Wasserstraße macht. Sie fließt dann gegen Norden, wo sie bis Noyeltes von sanften Hügelreihen eingefaßt ist, durch das Norddepartement über Cambrai, Denain an der Mündung der Selle, Valenciennes an der Mündung der Rouelle, Condé, wo sie durch die Haisne (Henne) verstärkt wird, über Château-l'Abbaye, wo sie links die Scarpe aufnimmt. Bei St.-Antoing tritt der Fluß in die belg. Provinz Hennegau, berührt in dieser Fontenoy, Tournay, in Flandern Oudenarde und Gent, wo er links die schiffbare Lys (s. d.) aufnimmt und außerdem durch zwei große, die Verbindung zwischen Brügge, Gent und Sas vermittelnde Kanäle eine beträchtliche Erweiterung erhält. Von Gent wendet sich die S. ostwärts nach Deudermonde an der Mündung der Dender und dann gegen Nordosten nach Rupelmonde, wo sie die aus der Vereinigung der Dyle und der Großen und Kleinen Nethe entstehende Rupel aufnimmt. Auf dem sodann wieder gegen Norden und weiter um das Waasland herum gerichteten Laufe erhält der Fluß bei Antwerpen durch das Heraufdringen des Meers während der Flut bis über die Stadt eine Breite von 520 Mt. und eine Tiefe von 14,6 Mt. Weiter gegen die Nordsee hin gewinnt er mehr und mehr an Breite und Tiefe, sodaß er für Antwerpen zu einem geräumigen und sichern Seehafen wird, der die größten Seeschiffe aufnehmen kann. Etwa 26 Kilom. im Nordwesten von Antwerpen, in den Niederlanden, theilt er sich bei dem Fort Bath in die Westerschelde oder Hont im Süden und die Oosterschelde im Norden. Die erstere, der Hauptarm, fließt zwischen Staats- oder Holländisch-Flandern und den zeeländischen Inseln Süd-Beveland und Walcheren hindurch und mündet bei Vlissingen in die Nordsee, während die Oosterschelde, welche von Bergen-op-Zoom her die Zoom aufnimmt, sich zwischen den genannten und andern Inseln der Provinz Zeeland hindurchwindet. Beide Hauptarme stehen durch Nebenarme unter sich, sowie mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins in Verbindung. Die Stromlänge der S. beträgt mit den zahlreichen Windungen 400 Kilom., wovon 120 auf Frankreich, 221 auf Belgien und, nur den einen der beiden Mündungsarme gerechnet, 59 auf die Niederlande kommen. Die schiffbare Länge ist 333 Kilom., wovon 63 Kilom. auf Frankreich entfallen. Historisch wichtig ist der Strom wegen des Rechts seiner Schließung, welches die Holländer 1648—1792 durchführten und nach der Trennung Belgiens wieder in Anspruch nahmen. Auf das Andringen der Großmächte wurde jedoch in dem Vertrage vom 19. April 1839 zwischen Belgien und Holland von letzterm die Freiheit der Scheldeschifffahrt vollständig anerkannt. Die Ablösung der Zölle, welche Belgien von der fremden Schifffahrt erhob, erfolgte durch den brüsseler Vertrag vom 16. Juli 1863.

Schele von Schelenburg (Georg Victor Friedr. Dietrich, Freiherr von), hannov. Staatsmann, geb. 1771 zu Schelenburg, studirte 1789—93 in Göttingen, betrat dann die sog. Justizkanzlei-Carrière und wurde vom König Hieronymus zum Staatsrathe und Gesandten in München ernannt. Nach Auflösung des Königreichs Westfalen trat er in hannov. Staatsdienst über und wurde 1824 zum Geheimrath und zum Präsidenten des Obersteuer- und Schatzcollegiums ernannt, und zwar durch den Einfluß seines Oheims, des Grafen Münster. Mit dem Sturze des letztern und der Herstellung der neuen Verfassung sank S.'s Einfluß auf die Regierung. Dagegen wurde er Führer der reactionären Opposition in der Ersten Kammer und stellte sich jedem freisinnigern Antrage der Zweiten Kammer in Beziehung auf das Staatsgrundgesetz entgegen. Seit 1834 stand S. mit Ernst August, dem damaligen Herzog von Cumberland, in Verbindung. Als dieser 1837 den hannov. Thron bestieg, erfolgte (29. Juni) die Ernennung S.'s zum Staats- und Cabinetsminister, in welcher Stellung er, der Verabredung gemäß, sofort die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 in Angriff nahm. S. wurde 1838 in den Freiherrnstand erhoben. Nachdem er im Juni 1844 von dem Ministerposten abgetreten, starb er 5. Sept. 1844. — Sein zweiter Sohn, Eduard Friedrich August von S., geb. 23. Sept. 1805, studirte in Göttingen die Rechte und trat dann in den hannov. Staatsdienst ein. Er war Assessor bei der Justizkanzlei in Hannover, als er 1835 zugleich auch Beschäftigung im Ministerium des Auswärtigen erhielt. S. wurde 1838 Legationsrath, 1840 Staatsrath, 1841 Cabinetsrath. Im J. 1845 ernannte ihn der König zum Mitglied der Ersten Kammer. Nach dem Tode Ernst August's berief ihn König Georg V. im Nov. 1851 an die Spitze eines neuen Cabinets. In dieser Stellung bekämpfte er jedoch die Prätensionen der Ritterschaften und suchte zwischen den Ständen und den Provinziallandschaften Versöhnung anzubahnen. Die ritterschaftlichen Umtriebe und der auf Wiedererlangung der Domänen gerichtete Sinn Georg's V. hatten 21. Nov. 1853 seine Entlassung zur Folge. S. übernahm

hierauf die Generaldirection der Thurn und Taxis'schen Posten zu Frankfurt a. M., in welcher Stellung er bis 1866 verblieb. Er starb 14. Febr. 1875 in Frankfurt a. M.

Schelshout (Andries), ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. 16. Febr. 1787 im Haag, hatte keinen Lehrer als die Natur, der er bei seinem reichen Talente mit unermüdetem Eifer folgte. S. überraschte zuerst auf der Ausstellung von 1817 mit einer so gediegenen Arbeit, daß sein Ruf sofort gegründet war, und erhielt 1819 von der Akademie zu Antwerpen einstimmig den Preis für eine Gegend bei Arnheim bei Sonnenuntergang. Auch in Gent im Haag, in Brüssel, Brügge u. s. w. erhielt er Preise und Medaillen und wurde nacheinander aller niederländ. Akademien Mitglied. Er starb 22. April 1870 im Haag. Berühmt sind S.'s Winterlandschaften; doch ist er fast noch bedeutender in der Darstellung der grünenden Natur. Auch malte er treffliche See- und Hafenstücke. Meist führte er seine mit Sorgfalt gearbeiteten Stücke, welche Sicherheit in der Perspective mit Treue der Darstellung und Wahrheit des Colorits vereinen, in kleinern Dimensionen aus; doch lieferte er auch größere Gemälde.

Schelhorn (Joh. Georg), der Aeltere, Theolog und Literarhistoriker, geb. zu Memmingen 8. Dec. 1694, studirte 1712—18 zu Jena und Altdorf und wurde 1725 in seiner Vaterstadt Conrector an der Stadtschule und Stadtbibliothekar. Im J. 1732 erhielt er die Predigerstelle zu Buxach und Hardt unweit Memmingen. Doch schon 1734 erfolgte seine Zurückberufung als Stadtpfarrer nach Memmingen, wo er 1754 Superintendent wurde und 31. März 1773 starb. Sein Hauptwerk: «Amoenitates litterariae» (14 Thle., Frankf. u. Lpz. 1725—34; 2. Aufl., Thl. 1—4, 1737—38), ist noch jetzt geschätzt und eine Fundgrube literarhistor. Gelehrsamkeit. Er war selbst im Besitz einer schönen Bibliothek, und von den in derselben befindlichen Aldinen gab er 1738 einen besondern Katalog heraus. Außer vielen theol. Abhandlungen erschienen von ihm noch: «De antiquissima Latinorum bibliorum editione diatribe» (Ulm 1760) und «Acta historico-ecclesiastica» (Ulm 1738). Auch gab er des Cardinals Quirini «Liber singularis de optimorum scriptorum editionibus, quae Romae primum prodierunt» mit Anmerkungen heraus (Lindau 1761). — Johann Georg S., der Jüngere, zeichnete sich ebenfalls in der Theologie, Literaturgeschichte und Bibliographie aus. In Memmingen 4. Dec. 1733 geboren, studirte er in Göttingen, wurde zuerst Pfarrer in Hausen, dann in Memmingen Prediger an der Martinskirche und Stadtbibliothekar, 1793 Superintendent. Er starb daselbst 21. Nov. 1802. Er veröffentlichte: «Anleitung für Bibliothekare und Archivare» (2 Bde., Ulm 1788—91), «Beiträge zur Erläuterung der Geschichte» (4 Stücke, Stett. 1772—75) und «Kleine histor. Schriften» (2 Bde., Memming. 1788—89).

Schellack oder Gummilack ist ein Harz, das sich auf den jungen Zweigen verschiedener Sträucher und Bäume, wie Croton vacciferum, Ficus religiosa und indica, Rhamnus jujuba, Acacia cineraria u. s. w. bildet. Es geschieht dies infolge des Stichs der Weibchen der Lackschildlaus (Coccus laccae) in die Rinde, wonach ein Saft ausfließt, der die Brut des Insekts einhüllt und dann auf dem Zweige austrocknet. Diese Harzmasse, in welcher noch Reste der später ausgekrochenen carminhaltigen Insekten zurückbleiben, wird mit den Zweigen abgenommen und gibt den Stocklack (stick-lac). Entzieht man der Masse durch Kochen mit schwacher Sodalösung den rothen Farbstoff, den sie enthält, so entsteht der gelblich-braune Körnerlack (seed-lac). Aus dem Körnerlack gewinnt man endlich durch Schmelzen und Auffangen der geschmolzenen Masse auf Pisangblättern den S. oder Tafellack (shell-lac), dünne, platte Stücke, die durchscheinend, glänzend, hart, von muscheligem Bruche und orange- bis braunroth gefärbt sind. Im S. finden sich verschiedene Harze, besonders das Lackharz, nebenbei noch Farbstoffe, Fette und Wachs. Der S. schmilzt leicht, löst sich größtentheils in Weingeist und Aether und kann auch durch Chlor gebleicht werden, wodurch er für Herstellung von farblosen Firnissen besonders geeignet wird. Man gebraucht den S. namentlich zur Bereitung der Weingeistfirnisse, der Tischlerpolitur, des Siegellacks, verschiedener Kitte; auch bildet er die Hauptmasse des Marineleims und der Elektrophorkuchen. Außerdem bedient man sich seiner in Boraxlösung gelöst zum Steifen und Wasserdichtmachen der Filzhüte u. s. w.

Scheller (Immanuel Joh. Gerh.), bekannt durch seine Arbeiten über lat. Lexikographie, geb. 22. März 1735 zu Ihlow in der Provinz Brandenburg, besuchte die Schule zu Apolda und das Lyceum zu Eisenberg, später die Thomasschule zu Leipzig und widmete sich auf der Universität daselbst den theol. und mit besonderer Vorliebe den philol. Wissenschaften. Er wurde 1761 Rector zu Lübben in der Niederlausitz und erhielt 1772 das Rectorat an dem Gymnasium zu Brieg, dem er bis an seinen Tod (5. Juli 1803) vorstand. Unter seinen Schriften erlangte den meisten Ruf und die weiteste Verbreitung sein «Ausführliches lat.-deut-

sches und deutsch-lat. Wörterbuch» (3 Bde., Lpz. 1783—84; 3. Aufl., 7 Bde., 1804—5) und noch mehr das «Lat.-deutsche und deutsch-lat. Handlexikon» (2 Bde., Lpz. 1792), das bis in die neueste Zeit durch Linnemann und Georges eine Reihe vielfach verbesserter Auflagen erlebt hat. Selbst das «Kleine lat. Wörterbuch mit etymolog. Ordnung» (Lpz. 1780; 7. Aufl., von Georges, 1840) fand Eingang und Aufnahme. Ebenso haben seine «Ausführliche lat. Sprachlehre» (Lpz. 1779; 4. Aufl. 1803) und die «Kurzgefaßte lat. Sprachlehre» (Lpz. 1780; 4. Aufl., von Döring, 1814) manche Vorzüge, während die «Praecepta stili bene Latini» (2 Bde., Lpz. 1779; 3. Aufl. 1797), woraus auch unter dem Titel «Compendium» (Lpz. 1780; 3. Aufl. 1796) ein Auszug veranstaltet wurde, mehr ein grammatikalisches Material als eine Darstellung des Stils enthalten. Außerdem sind zu erwähnen: «Anleitung, die alten lat. Schriftsteller in den obern Klassen der Schulen philologisch und kritisch zu erklären» (2. Aufl., Halle 1783) und «Observationes in priscos scriptores quosdam» (Lpz. 1785). Um die Hebung des lat. Unterrichts auf den Schulen hat sich S. große Verdienste erworben.

Schellfische (Gadini) bilden unter den Kehlweichflossern eine ansehnliche Familie, deren Gattungen sich durch den Mangel einer Saugscheibe, einen langgestreckten, symmetrischen Körper mit sehr kleinen Schuppen und eine bis drei Rückenflossen und durch eine große Schwimmblase auszeichnen. Die meisten leben in den Meeren der kalten oder der gemäßigten Breiten und gehören zu den wichtigsten Seefischen. Sie liefern ein weißes, leicht in Lagen treunbares und in der Regel gesundes und sehr schmackhaftes Fleisch. Im engern Sinne versteht man unter dem S. oder gemeinen S. (Gadus aeglefinus) eine zur Gattung Kabeljau (s. d.) gehörende Fischart, welche 45—60 Ctnt. lang und 1—1,5 Kilogr. und darüber schwer wird, am Rücken braun und am Bauche silberfarben ist, einen schwarzen Fleck hinter der Brustflosse, eine gerade Seitenlinie und eine ausgeschnittene Schwanzflosse hat. Er lebt in der Nordsee, besonders an den engl. und schott. Küsten, und ist so häufig, daß um Helgoland allein jährlich an 200,000 Stück gefangen werden. Sein Fleisch ist weich, zart und schmackhaft, eignet sich aber nicht zur langen Aufbewahrung im Salze; er wird daher frisch gegessen. Bei angehender Zersetzung ist das Fleisch stark phosphorescirend. Verwandt sind der Dorsch (s. d.) und der Kabeljau oder Stockfisch.

Schelling (Friedr. Wilh. Jos. von), hervorragender deutscher Philosoph, geb. 27. Jan. 1775 zu Leonberg in Würtemberg, studirte in Tübingen, wo er im sog. Stift mit Hegel befreundet wurde, Theologie und Philosophie und benutzte darauf eine Erzieherstellung in Leipzig zu eingehenden Studien der Naturwissenschaften. Inzwischen hatte er durch seine ersten philos. Schriften die Aufmerksamkeit derartig auf sich gezogen, daß er 1798 durch Vermittelung Fichte's und Goethe's als Professor nach Jena berufen wurde. Hier entfaltete er, anfangs neben Fichte, später in enger Verbindung mit Hegel, eine glänzende akademische und gleichzeitig eine umfassende literarische Thätigkeit, letztere nicht nur durch seine Schriften, sondern auch durch die Begründung mehrerer philos. Zeitschriften, wie der «Zeitschrift für speculative Physik» (1801—2), der «Neuen Zeitschrift für speculative Physik» (1802—3) und des «Kritischen Journal der Philosophie» (1802—3). Von größter Wichtigkeit für seine Entwickelung war der intime Verkehr, in welchen er mit den in Jena und Weimar vereinten Größen der Literatur, namentlich aber mit dem eben sich bildenden Kreise der romantischen Dichterschule trat. In der Verbindung, welche um diese Zeit die deutsche Dichtung und die deutsche Philosophie eingingen, bildet S.'s geniale Wirksamkeit das wichtigste Zwischenglied: bei keinem Manne jener Zeit ist die Vereinigung von künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung glänzender als bei ihm, und keiner hat in den schnellen Entwickelungsproceß der Ideen, der sich damals in Jena entfaltete, mehr bestimmend eingegriffen als er. Doch hatte die Rücksichtslosigkeit seines persönlichen Auftretens und seiner literarischen Polemik die ihm bereiteten Conflicte so sehr verschärft, daß er gern einem Rufe nach Würzburg Folge leistete und dorthin 1803 übersiedelte, nachdem er sich mit der geistvollen Karoline Böhmer, der ehemaligen Gattin A. W. Schlegel's, verheirathet hatte. Von Würzburg berief ihn 1806 die bair. Regierung als Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste nach München. In dieser freien Stellung benutzte er einen längern Urlaub 1810, um in Stuttgart einem gewählten Kreise Privatvorlesungen zu halten, und erhielt seit 1820 die Erlaubniß, in Erlangen zu leben, wo er einige Semester an der Universität Vorlesungen hielt. Im J. 1827 wurde er als ord. Professor der Philosophie mit dem Titel eines Geh. Hofraths an die neu errichtete Universität München berufen und später zum Vorstand der Akademie der Wissenschaften und Conservator der wissenschaftlichen Sammlungen ernannt. Aus dieser Stellung berief ihn 1841 Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin, wo er als Mitglied der Akademie von dem Rechte, an der Universität zu lesen, bis 1846 in freier Weise Gebrauch

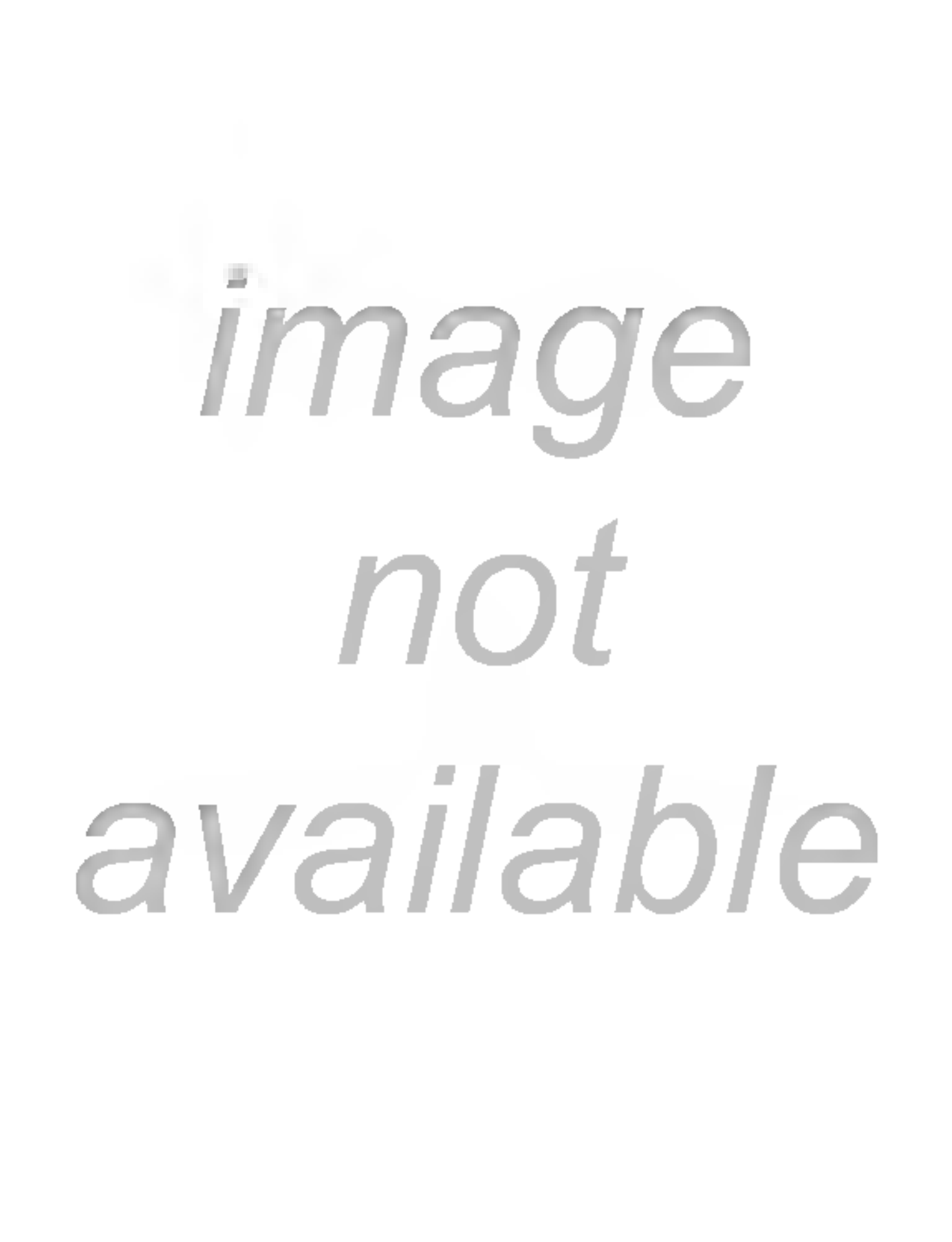


image
not
available

zunächst in entschiedener Abhängigkeit von den ästhetischen Ideen Kant's und Schiller's und im Zusammenhange mit der romantischen Bewegung (vgl. Noack, «S. und die Philosophie der Romantik», Berl. 1859, und Haym, «Die romantische Schule», Lpz. 1870), in dem Wesen der Kunst und des Genies. Wenn das Leben der Natur das unbewußte, dasjenige des Geistes das bewußte ist, so ist die Thätigkeit des künstlerischen Genies, welches nach Kant's Ausspruch «wie eine Natur» wirkt, eine Vereinigung beider. Wie der Organismus das Product der natürlichen Welt und die Heimat der Intelligenz, so ist umgekehrt das Kunstwerk ein Product der Intelligenz und in seiner sinnlichen Gestalt ein Organismus. In der Kunst, meint daher S., löst sich das Welträthsel; sie ist die höchste und vollkommenste aller Gestalten. Diesen ästhetischen Idealismus verkündete er in der Schrift «Der transscendentale Idealismus» (1800) und in den erst nach seinem Tode gedruckten, aber damals in Jena und später in Würzburg gehaltenen «Vorlesungen über die Philosophie der Kunst».

Aber der Gedanke drängte ihn immer weiter. Der gemeinsame Grund des geistigen und des natürlichen Lebens mußte gesucht werden, und S. fand ihn in dem Begriffe des Unendlichen oder des Absoluten, d. h. der Gottheit. Auf diesem Punkte seiner Entwickelung wurde die Lehre Spinoza's (s. d.) für ihn bedeutend, und wie jener, so suchte er das Verhältniß der Dinge zur Gottheit nach mathem. Methode zu begreifen. Er nannte das Absolute die Identität oder Indifferenz des Realen und des Idealen, und suchte daraus die Reihe der endlichen Erscheinungen in der Weise abzuleiten, daß das Absolute zwar in allen Erscheinungen gleich gegenwärtig sei, aber doch in jeder einzelnen mit einem Uebergewicht bald des realen, bald des idealen Factors. So entwickelt er aus der Gottheit die beiden Reihen des Realen und des Idealen als verschiedener «Potenzen»; jene von der Materie anhebend und im menschlichen Organismus endend, diese vom Ich beginnend und in der künstlerischen Production sich vollendend. Auf diese Weise verwandelt sich der ästhetische in den *absoluten Idealismus* oder die *Identitätsphilosophie*. Er legte dieselbe nieder in der «Darstellung meines Systems der Philosophie» (1801), in dem Dialog «Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge» (1802), in dem «System der gesammten Philosophie und der Naturphilosophie insbesondere», welches nach seinen Vorlesungen posthum gedruckt ist, endlich in einer Reihe von meist polemischen Abhandlungen in seinen Journalen. Die Aufgabe, welche S. hier stellt, vom Begriffe des Absoluten aus das gesammte Universum in den beiden Reihen des Realen und des Idealen zu entwickeln, wurde später von seinem Freunde Hegel (s. d.) in einer das Zeitalter beherrschenden Weise durchgeführt. S. selbst kam davon ab und gerieth auf diese Weise auch mit Hegel in den entschiedensten Gegensatz. Es vollzog sich in ihm allmählich eine Umbildung seiner Lehre, welche, durch die platonische Ideenlehre vermittelt, ihn immer mehr auf theosophische Bahnen brachte. Von nun an beschäftigten ihn wesentlich religiöse Probleme. Durch Eschenmayer's Vorwurf des Pantheismus veranlaßt, gab S. 1804 die Schrift «Philosophie und Religion» heraus, und nachdem er sich auf Baader's (s. d.) Anregung mit Jakob Böhme (s. d.) beschäftigt hatte, erschienen 1809 seine «Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit». Diese sog. Freiheitslehre bewegt sich um das Problem der Sünde und der metaphysischen Selbstständigkeit der endlichen Dinge, und sucht dieselben durch eine Art von theogonischem Proceß der Selbstoffenbarung der Gottheit, durch die Scheidung der «Natur in Gott» von dem offenbaren Gott zu lösen. Diese Schrift erfuhr durch F. H. Jacobi einen heftigen Angriff, welcher von S. in seinem «Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung des Herrn F. H. Jacobi» (1812) in grober, aber vernichtender Weise beantwortet wurde. Außer einigen andern polemischen Aufsätzen und kleinen mythol. Arbeiten veröffentlichte dann S. jahrzehntelang nichts. Erst nach Hegel's Tode lenkte sich auf S. wieder die öffentliche Aufmerksamkeit. Es verlautete nach seinen Vorlesungen, daß er ein System habe, welches den Hegelianismus widerlege, und dies zu verkünden, wurde er nach Berlin berufen. Seine berliner Vorlesungen wurden theils durch Frauenstädt («S.'s Vorlesungen in Berlin», Berl. 1842), theils durch Paulus («Die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung», Darmst. 1843) bekannt und bilden jetzt die vier Bände der zweiten Abtheilung der gesammelten Werke. Diese neue Lehre, welche sich die positive Philosophie nannte, lief darauf hinaus, den theogonischen Proceß der Selbstentwickelung des göttlichen Wesens in dem Proceß der Mythologie und der Offenbarung wiederzuerkennen: der Grundgedanke war der, die Nothwendigkeit der Geschichte der Religionen aus der Nothwendigkeit der göttlichen Lebensentfaltung zu begreifen. Sie endet mit einer Charakteristik der Entwickelungsperioden des Christenthums, welche als die Petrinische des Katholicismus, die

Paulinische der Reformation und die Johanneische der Zukunft bezeichnet werden. S.'s Bedeutung für die Geschichte der deutschen Philosophie besteht somit nicht sowol in der Aufstellung bleibender Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als vielmehr in der lebendigen Anregung, welche er durch die großen Gesichtspunkte seiner Speculation, durch den Reichthum seiner Ideen und durch die geniale Zusammenfassung scheinbar weit voneinander entlegener Gedanken auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat, und mit welcher er auch in der Zukunft weiter wirken wird. Vgl. Rosenkranz, «S., Vorlesungen» (Danz. 1843); Kuno Fischer, «Friedrich Wilhelm Joseph S.» (Bd. 6 der «Geschichte der neuern Philosophie», Heidelb. 1872 u. 1877); Beckers, «S.'s Geistesentwickelung in ihrem innern Zusammenhang» (Münch. 1875); Pfleiderer, «Friedrich Wilhelm Joseph S.» (Münch. 1875).

Schema (griech., d. i. Gestalt) ist im allgemeinen jede Form, die als Muster, Zeichen oder Leitfaden für die Anordnung, Untersuchung und Darstellung eines Gegenstandes benutzt wird.

Schemächa oder Schamächa, auch Schemächi oder Schamachi genannt, Kreisstadt und volkreichster Ort des transkaukas. Gouvernements Baku (s. d.) in der russ. Statthalterschaft Kaukasien, wurde zweimal (12. Juni 1859 und 28. Jan. 1872) durch Erdbeben fast gänzlich zerstört, jedesmal aber an derselben Stelle neu aufgebaut. Die Stadt liegt 112 Kilom. westlich von Baku an der Hauptstraße nach Tiflis, am Steppenflusse Pirsagat in einer herrlichen Gebirgslandschaft, 680 Mt. über dem Meere, zählt (1870) 24,502 E. und hatte vor dem letzten Erdbeben die wichtigsten Seidenfabriken Transkaukasiens, auch bedeutende Baumwollmanufacturen und Gerbereien, sowie lebhaften Gartenbau und Handel. Sie wurde erst 1824 von den Russen ganz in der Nähe von Alt- oder Stara-Schemächa, der Hauptstadt des ehemaligen Khanats Schirwân, gegründet. Dieses alte S., die Residenz der sassanidischen Schirwân-Schahs, später eigener Khane, war schon unter den Khalifen ein wichtiger Handelsplatz, namentlich aber als Cultur- und Marktort der Seide von Schirwân hochberühmt. Seine reiche Kaufmannschaft stand selbst mit Venedig und Genua, sowie mit ind. Häusern in Verbindung. Noch 1561 veranlaßte die Wichtigkeit des Seidenhandels die Gründung engl. Factoreien, und 1636 wurde, um die Vortheile des Marktes von Schirwân zu gewinnen, die geheimnißvolle Reise der holstein. Gesandtschaft durch die hamburger Kaufmannschaft unternommen, welche Olearius beschrieben, und an welcher Paul Fleurning theilgenommen hat. Die Stadt hatte jedoch viel durch Krieg zu leiden und die Habsucht ihrer Beherrscher führte den Verfall der Seidenmanufactur und des Handels herbei. Nadir-Schah, der die Stadt 1734 eroberte, siedelte die Einwohner in die 26 Kilom. südwestlicher am Steppenfluß Akju oder Kalabagur neugegründete und zum Sitz der pers. Statthalter Schirwâns bestimmte Stadt über, die gegenwärtig den Namen Achsu oder Neuschemacha, russ. Nowaja-Schemacha, führt. Diese Stadt wurde 1761 durch Feth-Ali, Khan von Kuba, zerstört, während die Einwohner wieder nach der alten Stadt übersiedelten.

Schemnitz, ungar. Selmecz-Bánya, im Slawischen Stiawnica, Bergstadt in dem Comitate Honth des ungar. diesseitigen Donaukreises, die größte und wichtigste unter den ungar. Bergstädten, in einem tiefen, von kahlen Bergen umgebenen Thale gelegen, zählt mit den Vorstädten 14,029 Civileinwohner (nach der Zählung vom 31. Dec. 1869), welche zumeist aus Bergknappen, dann aus Wald- oder Ringbürgern (Bürger, welche Bergbau treiben) und Handel und Handwerke treibenden Bürgern, sowie einem zahlreichen Bergbeamtenpersonal bestehen. Von Gebäuden sind bemerkenswerth: das alte Schloß, jetzt beinahe Ruine, drei kath. Kirchen, das Collegium der Piaristen, die evang. Kirche, das Rathhaus, der Kammerhof, das neue Directions- und das Bergakademiegebäude. Das sog. Neue Schloß oder Schlößl wird jetzt als Feuerwachtthurm benutzt. S. ist Sitz der Berg-, Forst- und Güterdirection für den niederungar. Montandistrict, eines Forst- und eines Postamts und einer blühenden Berg- und Forstakademie. Letztere wurde 1760 von Maria Theresia gestiftet und erhielt seit 1870 durch Umbau und Neueinrichtung des chem. Laboratoriums, Errichtung einer Professur für das Metallhüttenwesen und andere Reformen eine neue Gestalt. Ferner bestehen in S. ein luth. und ein kath. Gymnasium, eine Bergschule und mehrere Thonpfeifenfabriken. Die Stadt wurde im 12. Jahrh. gegründet und sammt dem ganzen niederungar. Bergdistricte von flandr. und niedersächs. Colonisten bevölkert. Deutsche Bergwerks-Generalpächter, z. B. die augsburger Fugger unter Ferdinand I. und später, beförderten die Germanisirung des ganzen Bergdistricts, der sich auch der Reformation anschloß. Jedoch die gewaltige Gegenreformation drängte das Deutschthum zurück, sodaß im 18. Jahrh. die Stadt mit dem Bergwerksdistricte fast ganz slowakisirt wurde. In neuerer Zeit lieferte S. jährlich etwa 116 Kilogr. Gold und 6060 Kilogr. Silber.

Die größte bergmännische Unternehmung zu S. ist der Kaiser-Joseph-II.-Erbstollen, 1782 begonnen und 21. Oct. 1878 eingeweiht, 16,538 Mtr. lang. Die sehenswürdigsten Anlagen befinden sich bei der Vorstadt Windschacht, darunter auch eine Sicherheitszünder- und eine Drahtseilfabrik.

Schemyl, s. Schamyl.

Schenk (Eduard von), bair. Staatsmann und Dichter, geb. zu Düsseldorf 10. Oct. 1788, studirte seit 1806 zu Landshut und trat 1817 von der prot. zur kath. Kirche über. Er wurde 1823 im bair. Staatsdienste Generalsecretär des Justizministeriums, bald darauf geadelt, 1825 Ministerialrath und Vorstand der Schul- und Kirchensection, 1828 Staatsrath und Minister des Innern. Von jetzt an trat er durch entsprechende Maßregeln als ein eifriger Verfechter der Grundsätze der röm. Curie auf. Kurz vor dem Beginn der Ständeversammlung von 1831 erließ er gegen den Beschluß des Staatsraths eine Censurverordnung, welche große Aufregung im Lande herbeiführte, und gleichzeitig eine Verfügung, durch welche mehrere freisinnige Abgeordnete in ihrer Eigenschaft als Staatsdiener oder als Pensionsempfänger vom Eintritt in die Kammer ausgeschlossen wurden. Die Censurverordnung mußte außer Wirkung gesetzt und S. seines Ministeriums enthoben werden; doch wurde er zum Präsidenten der Provinzialregierung zu Regensburg, nachher zum Reichsrath ernannt und 1838 in den ordentlichen Dienst des Staatsraths nach München berufen, wo er 26. April 1841 starb. Als Dichter hat sich S. besonders durch sein Trauerspiel «Belisar» bekannt gemacht. Die Sammlung seiner «Schauspiele» umfaßt drei Bände (Stuttg. 1829—35). Auch schrieb er mehrere Festspiele und gab seit 1834 das Taschenbuch «Charitas» heraus. In seinen Dichtungen ist Innigkeit des Gefühls und tiefe Religiosität nicht zu verkennen. Die von ihm besorgte Ausgabe von Michael Beer's «Sämmtlichen Werken» (Lpz. 1835) begleitete er mit einer Biographie des Dichters.

Schenkel nennt man die untern Gliedmaßen, mit Ausnahme des Fußes, welche aus zwei durch das Knie abgegrenzten Theilen, dem Oberschenkel (femur) und dem Unterschenkel (crus), bestehen. Der Oberschenkel wird von dem Oberschenkelknochen (os femoris), der Unterschenkel von dem Schienbeine (tibia) und dem parallel daneben gelegenen, dünnern Wadenbeine (fibula) gebildet, welche von einer bedeutenden Anzahl Muskeln, den dazugehörigen Nerven und Gefäßen und den allgemeinen Hautbedeckungen umgeben sind. Mit einem seitlich ansitzenden, halbkugelförmigen Gelenkkopf ist der Oberschenkelknochen in die Pfanne des Beckenknochens eingesenkt und besitzt eine ziemlich große Beweglichkeit, während die Unterschenkelknochen untereinander, mit dem vorigen und dem Fußgelenk viel fester (durch ein Charniergelenk) verbunden sind. Der Oberschenkelknochen ist der längste und stärkste Röhrenknochen des ganzen Skelets und bildet insofern ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Menschen und den Thieren, als er bei ersterm verhältnißmäßig länger und weniger an den Unterleib angezogen ist als bei letztern, ein Umstand, ohne welchen der aufrechte Gang unmöglich sein würde. Beim Manne convergiren die Oberschenkel mit ihren untern Enden weniger als beim Weibe. Verkrümmungen der S. sind sehr häufig theils nach der Englischen Krankheit, theils nach Brüchen, denen diese Knochen sehr ausgesetzt sind; Oberschenkelbrüche (fracturae) heilen nur selten ohne Verkürzung des Beins. Bruch des Schenkelhalses (des Verbindungsstücks zwischen Oberschenkel und Gelenkkopf) kommt sehr leicht bei alten Leuten zu Stande und hinterläßt selbst im günstigsten Fall eine beträchtliche Verkürzung des Beins. Schenkelbruch (Darmbruch, hernia) heißt ein Eingeweidebruch, bei welchem ein Darmstück durch die Oeffnung (Schenkelring) aus der Bauchhöhle tritt, durch welche die großen Blutgefäße auf den S. übertreten. (S. Bruch.) — In der Geometrie nennt man S. die beiden geraden Linien, die einen Winkel bilden.

Schenkel (Daniel), namhafter prot. Theolog, geb. 21. Dec. 1813 zu Dägerlen im Canton Zürich, erhielt seine Bildung auf dem Pädagogium und der Universität zu Basel, wo De Wette und Hagenbach seine Lehrer waren, und setzte nach kurzer kirchlicher Amtsthätigkeit in Schaffhausen (1835) seine Studien in Göttingen unter Lücke und Gieseler fort. Nachdem er 1838 promovirt hatte, wirkte er bis 1841 als Privatdocent und Gymnasiallehrer zu Basel. Während dieser Zeit verfaßte er mit Bezug auf die Strauß'schen Händel die Schrift «Wissenschaft und Kirche». Im J. 1841 siedelte er als erster Pfarrer am Münster nach Schaffhausen über, trat bald darauf in den Kirchenrath und Cantonsschulrath ein und betheiligte sich als Mitglied des Großen Raths auch an der Politik. Noch in Schaffhausen begann er sein großes Werk «Das Wesen des Protestantismus» (3 Bde., Schaffh. 1846—51; 2. Aufl. 1861), welches im Geiste der sog. Vermittelungstheologie die Einheit der prot. Grundprincipien und das Recht der evang. Union geschichtlich zu begründen versuchte. Nach De Wette's Tode wurde er 1849 als Professor der Theologie und Mitglied des Kirchenraths nach Basel und 1851 als Professor der

Theologie, Seminardirector und erster Universitätsprediger nach Heidelberg berufen, in welcher Stellung er mit dem Titel eines großherzogl. bad. Kirchenraths seitdem wirkte. Anfangs auch kirchlich den Bestrebungen der Vermittelungstheologie zugewandt, begann sich S. seit den in Lehre, Cultus und Verfassung mit der Orthodoxie liebäugelnden Beschlüssen der Generalsynode von 1855 immer entschiedener der freiern kirchlichen Richtung zuzuwenden. Der seit 1857 ausgebrochene Agendenstreit und das 1859 abgeschlossene Concordat riefen ihn auf den Kampfplatz gegen alle hierarchischen Tendenzen und für Begründung einer freisinnigen, auf dem Gemeindeprincip beruhenden Kirchenverfassung. In diesem Sinne wirkte er theils als Redacteur der «Allgemeinen Kirchenzeitung» (1852—59), theils auf den sog. «Durlacher Conferenzen». Der Sieg der liberalen Principien wurde nach Außerkraftsetzung des Concordats auch für die evang. Kirche durch die neue Kirchenverfassung von 1861 entschieden, die von der Generalsynode dieses Jahres unter S.'s Mitwirkung beschlossen worden war. Von derselben Synode wurde er in den Synodalausschuß gewählt, wodurch er zur Theilnahme an allen wichtigern Entschließungen des Kirchenregiments berufen wurde. Als literarisches Organ der kirchlich-freisinnigen Richtung gründete S. 1859 die «Allgemeine kirchliche Zeitschrift». Seine theol. Richtung hatte sich inzwischen ebenfalls unter dem Einflusse seiner freisinnigen kirchlichen Bestrebungen weiter gebildet. Seine «Gespräche über Protestantismus und Katholicismus» (Heidelb. 1852 fg.), sein «Uniousberuf des evang. Protestantismus» (Heidelb. 1855) und «Die Reformatoren und die Reformation» (Wiesb. 1856) gehören noch wesentlich der Vermittelungstheologie an, wogegen seine umfassend angelegte «Christl. Dogmatik» (2 Bde., Wiesb. 1858—59) bereits vielfach den Uebergang zur freiern Theologie vorbereitet. Auffehen erregte seine Schrift «Das Charakterbild Jesu» (4. Aufl., Wiesb. 1873), in welcher er auf Grund der drei ersten Evangelien ein echt menschliches Bild Jesu zu entwerfen versuchte. Gegen die von orthodoxer Seite gegen ihn erhobenen Anklagen vertheidigte er sich in der Schrift «Die prot. Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction» (Wiesb. 1865). Seit 1863 wirkte er namentlich auch zur Gründung des Deutschen Protestantenvereins (s. d.) mit, dessen Grundgedanken er in der Schrift «Christenthum und Kirche im Einklang mit der Culturentwickelung» (Wiesb. 1867; neue Ausg. 1871) eingehend darlegte. Im Mai 1867 erlebte er die Genugthuung, daß die neue Generalsynode das Verfahren des Oberkirchenraths in seiner Angelegenheit förmlich guthieß und die Gleichberechtigung der freisinnigen Richtung mit der orthodoxen proclamirte. Außerdem hat S. noch ein Lebens- und Charakterbild Friedr. Schleiermacher's (Elberf. 1868) und kleinere Lebensbilder von E. M. Arndt und J. H. Pestalozzi, auch zahlreiche Abhandlungen in theol. Zeitschriften veröffentlicht. Im J. 1867 übernahm er die Redaction eines von den namhaftesten prot. Forschern bearbeiteten, für die Bibelkunde und somit für weite Kreise unentbehrlichen Werks: «Bibel-Lexikon» (5 Bde., Lpz. 1868—75). Ferner sind zu nennen: «Luther in Worms und in Wittenberg» (Elberf. 1870), «Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt» (Lpz. 1877), «Das Christusbild der Apostel und der nachapostolischen Zeit» (Lpz. 1879).

Schenkendorf (Gottlob Ferd. Maximilian von), deutscher Dichter, geb. 11. Dec. 1783 zu Tilsit als der Sohn eines preuß. Offiziers. Der Verkehr mit einigen pietistischen Familien blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Einwirkungen der romantischen Dichterschule, besonders die Schriften von Novalis und Jung-Stilling, kamen hinzu. Nachdem er in Königsberg Kameralia studirt und 1805 einen praktischen Cursus derselben im Amt Waldau durchgemacht, trat er als Referendar in die Regierung zu Königsberg ein. Die Gelegenheit, die sich ihm hier zu mannichfaltiger Erweiterung seines Wissens bot, blieb nicht unbenutzt. Im J. 1812 ging er nach Karlsruhe, wohin sich seine Braut wenige Monate zuvor mit Frau von Krüdener begeben hatte, und verheirathete sich hier mit ihr. Der Aufruf des Königs von Preußen zum Kampfe gegen Frankreich rief ihn aus dem häuslichen Glücke. Er folgte dem Heere, erhielt nach dem Frieden eine Anstellung als Regierungsrath zu Koblenz, starb aber bereits 11. Dec. 1817. Einen bedeutenden Namen erwarben ihm seine «Christl. Gedichte» (1814) und die «Gedichte» (Stuttg. 1815), welche, größtentheils während der Kriege entstanden, schon vorher unter seinen Freunden und Waffengefährten weite Verbreitung gefunden hatten. S. steht unter den Dichtern der Befreiungskriege am meisten auf positiv-christl. Boden und weist in polit. Beziehung auf das Mittelalter zurück, wie er z. B. überall die Herstellung des deutschen Kaiserthums fordert. Eine gerechtere Würdigung S.'s wurde möglich, seit sein «Poetischer Nachlaß» (Berl. 1832) und seine «Sämmtlichen Gedichte» (Berl. 1837; 4. Aufl., von Hagen mit einem Lebensabriß, Stuttg. 1871) erschienen. Vgl. Hagen, «Max von S.'s Leben» (Berl. 1863).

Schenkung (donatio) ist Vermögensvermehrung auf der Seite des Beschenkten (donatarius) durch Vermögensverminderung aus Freigebigkeit auf der andern Seite (donator) unter Lebenden. Die S. läßt sich sowol durch ein Versprechen, das der Schenknehmer acceptirt, als durch unmittelbare Dahingabe beweglicher oder unbeweglicher Gegenstände, durch Cession von Forderungen, die dem Schenker gegen Dritte, oder durch Verzicht auf Forderungsrechte, welche ihm gegen den Beschenkten zustehen, ferner mittels absichtlicher Leistung einer Nichtschuld, ingleichen durch unentgeltliche Gewährung von Diensten oder Gebrauchsrechten vollziehen. Mit der Absicht der unentgeltlichen Zuwendung (animus liberalitatis) ist es nicht unvereinbar, daß dem Beschenkten ein bestimmter Gebrauch des Geschenks oder eine nicht gleichwerthige Gegenleistung zu Gunsten Dritter oder selbst des Schenkers auferlegt wird (donatio sub modo). Nicht minder ist diejenige Verwilligung noch als S. aufzufassen, mittels welcher sich der Schenker für Gefälligkeitsleistungen oder freiwillige Dienste dankbar bezeigt (donatio remuneratoria). Dagegen nimmt die S. einen verschiedenen Charakter an, je nachdem sie noch bei Lebzeiten des Schenkers oder erst nach dessen Ableben volle Geltung erlangen und hiernach entweder S. unter den Lebenden (donatio inter vivos) oder S. auf den Todesfall (donatio mortis causa) sein soll. Die letztere wird unter Umständen zugesagt oder übergeben, aus denen die Absicht des Schenkers zu folgern ist, sich bis zu seinem Tode den beliebigen Widerruf vorzubehalten. Sie soll nur von testirfähigen Personen ausgehen und bildet, obgleich der Schenker hierbei auch eine Annahmeerklärung abzugeben hat, im wesentlichen eine Abart der Vermächtnisse. Dagegen genügt es hinsichtlich der S. unter den Lebenden, wenn der Schenker die allgemeine Dispositionsfähigkeit besitzt, und der Abschluß des Vertrags kann auch ohne besondere Förmlichkeiten erfolgen. Doch lassen sich S. über 500 röm. Solidi oder gemeinrechtlich über 500 Dukaten, wenn sie vom Schenker nicht bei Gericht gemeldet (insinuirt) sind, bis zu jener Höhe widerrufen. Nicht minder unterliegen S. unter Lebenden dem Widerrufe, insofern der Beschenkte den auferlegten Modus nicht erfüllt oder sich einer groben Undankbarkeit gegen den Schenker, z. B. durch Bedrohung seines Lebens, willkürliche peinliche Anklage, schuldig macht. Auch Notherben des Schenkers können seine S. nachträglich anfechten, wenn sie pflichtwidrig ist (donatio inofficiosa), d. h. wenn dadurch das Vermögen des Schenkers sofort unter den Betrag herabgebracht wird, welcher den Notherben im Falle seines Ablebens vor der S. hätte als Pflichttheil (s. d.) verbleiben müssen. Aus einer nur mittels Versprechens gewährten S. jeder Art entspringt eine Klage auf Erfüllung der Zusage, dafern nicht die S. auf eine Verzichtleistung hinauskommt, wo dem Beschenkten nur eine Ausflucht gegen die nachträglich doch wieder hervorgesuchte Forderung erwächst. Für die natürlichen und rechtlichen Mängel der geschenkten Sache hat der Schenker in der Regel nicht aufzukommen. In den neuern Gesetzgebungen sind übrigens die gemeinrechtlichen Grundsätze über S. manchen Abänderungen und namentlich S. an die Todte Hand (manus mortua) Beschränkungen unterworfen worden. Vgl. Meyerfeld, »Die Lehre von den S. nach röm. Recht« (2 Bde., Marb. 1835—37).

Scheppenstedt, Stadt im Herzogthum Braunschweig, s. Schöppenstedt.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Schere, das bekannte Schneidewerkzeug, welches aus zwei scharfgeschliffenen, beim Gebrauche aneinander herstreifenden und hierdurch den dazwischengebrachten Stoff zertheilenden Stahlblättern besteht. Sie ist kinematisch als ein Messerpaar aufzufassen, dessen zwangläufige Relativbewegung eine Rotation (bei den Hebelscheren) oder eine geradlinige Translation ist (bei den Parallelscheren oder Prismenscheren). Nach ihrer verschiedenen Bestimmung sind die S. in Größe, Gestalt und Benennung mannichfaltig, wie Schafscheren, Schneider-, Leinwand-, Papier-, Blech-, Draht-, Gärtner-, chirurgische Scheren u. s. w. Große Blechscheren werden im Schraubstock oder einem Holzblocke befestigt (Stockscheren) und heißen Dampfscheren, Wasserscheren, wenn sie durch Dampf- oder Wasserkraft in Thätigkeit gesetzt werden, in welchem Falle sie sogar geeignet sind, Eisenplatten von 2—3 Ctmt. Dicke zu durchschneiden. Eine besondere Art der Blechscheren bilden die Kreis- oder Cirkelscheren, deren Blätter zwei kreisrunde, sich umdrehende Scheiben sind. Die Verfertigung der S. ist ein Zweig der Messerfabrikation und erfordert viel Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit. Kleine wohlfeile S. werden nicht geschmiedet, sondern aus Stahlblech geschnitten, sogar aus Eisen gegossen (Gußscheren). — Scherm aschinen sind mechan. Vorrichtungen mit scherenartig wirkenden Bestandtheilen, wie sie namentlich zum Glattscheren des Tuchs in den Tuchfabriken gebraucht werden.

Scheremetjew, eine der ausgezeichnetsten russ. Familien, deren Geschlecht bis ins 14. Jahrh. hinaufreicht und als deren Stammvater Andrei Kabyla oder Kambyla (s. Romanow)

gilt. Berühmt sind besonders folgende Glieder derselben. Iwan Wassiljewitsch S., Bojar, that sich zur Zeit des Zaren Iwan Wassiljewitsch des Schrecklichen in vielen Schlachten gegen die krimschen Tataren und bei der Einnahme von Kasan 1552 rühmlichst hervor. Trotzdem fiel er bei dem Tyrannen in Ungnade und konnte sich nur dadurch vor dem Tode retten, daß er Mönch ward. — Sein Bruder, Iwan Wassiljewitsch S., der Jüngere, ebenfalls ein tapferer Feldherr, fiel 1577 bei der Belagerung von Reval. — Fedor Iwanowitsch S., Sohn des Letztgenannten, besaß das besondere Zutrauen des Zaren Michael Feodorowitsch und schloß mit Polen 1. Dec. 1618 in Deulin einen Waffenstillstand ab, infolge dessen der Vater des Zaren, Metropolit Philaret, in Freiheit gesetzt wurde. Auch brachte er den Wjäsmaschen Friedenstractat zu Stande, kraft dessen Polen den Zaren Michael Feodorowitsch als russ. Herrscher anerkannte. Er starb 1650. — Boris Petrowitsch, Graf von S., Generalfeldmarschall, ein berühmter Feldherr und der Kriegsgefährte Peter's d. Gr., geb. 25. April 1652, schloß 1686 vereint mit dem Fürsten Wassil Wassiljewitsch Galyzin den Frieden mit Polen und Bundestractate mit dem Könige von Polen und dem deutschen Kaiser ab. Er erleichterte durch seine Mitwirkung Peter d. Gr. die Unterwerfung der Provinzen am Baltischen Meere, indem er zweimal über den schwed. General Schlippenbach bei Dorpat und an der Embach siegte und die Städte Wolmar, Marienburg, Noteburg, Nienschanz, Dorpat, Narwa, Mitau und Riga eroberte. Eine ungewöhnliche Tapferkeit und großes militärisches Talent bewies er am Tage der Schlacht von Pultowa, wo er den Oberbefehl über das Centrum der russ. Armee führte. Nachdem er 1705 den Aufstand der Strelitzen in Astrachan niedergeschlagen, wurde er von Peter d. Gr. 1706 in den Grafenstand erhoben. Im J. 1710 eroberte er Riga und ganz Livland, war 1711—15 Generalgouverneur der Ukraine. Er starb 17. Febr. 1719. Vgl. G. F. Müller, «Lebensbeschreibung des Grafen Boris Petrowitsch S.», aus dem Russischen von Bacmeister (Riga 1789). — Michail Borissowitsch S., der älteste Sohn des Vorigen, Generalmajor, geb. 1. Sept. 1678, unterzeichnete mit Schafirow die Tractate mit der Türkei am Pruth 12. Juli 1711 und in Adrianopel 13. Juli 1713. Er starb in Kiew im Oct. 1714. — Peter Borissowitsch, Graf S., Sohn des Feldmarschalls aus der zweiten Ehe, geb. 1713, war Oberkammerherr der Kaiserin Katharina II. und sowol wegen seines Reichthums als wegen seiner Gastfreundschaft und Kunstliebe bekannt. Um die russ. Geschichte machte er sich durch die Herausgabe der Correspondenz seines Vaters mit Peter d. Gr. (5 Bde., Petersb. 1774—79) verdient. — Nikolai Petrowitsch, Graf S., Sohn des Vorigen, Oberkammerherr, geb. 1751, gründete in Moskau das nach ihm genannte berühmte Hospital als einen Zufluchtsort für Fremde und Hülfsbedürftige. Zur Unterhaltung dieses 1803 mit kaiserl. Pracht aufgebauten Gebäudes bestimmte er eine jährliche Revenue von 75,000 Rubeln. Er starb 2. Jan. 1809 in Moskau. — Dmitry Nikolajewitsch, Graf S., des Vorigen einziger Sohn, Wirkl. Staatsrath und Kammerherr, geb. 1803, war mit Sophie Naryschkin, natürlichen Tochter des Kaisers Alexander, verlobt, die aber 1824 vor der Hochzeit starb.

Schérer (Barthélemy Louis Joseph), General der franz. Republik, geb. 18. Dec. 1747 zu Delle bei Belfort, war der Sohn eines Fleischers. Er entwich dem väterlichen Hause, trat in österr. Kriegsdienste, desertirte aber aus Mantua und ging nach Paris. In der Revolution trat er als Offizier in die Armee, mußte dieselbe zwar, des Royalismus beschuldigt, zweimal verlassen, kehrte indessen bald zurück und stieg 1791 zum Kapitän, 1794 zum Divisionsgeneral auf. Er kämpfte in der Sambre- und Maasarmee bei Fleurus, nahm die 1793 verloren gegangenen Festungen wieder ein und führte im September den rechten Flügel der Armee unter Jourdan. Im Mai 1794 erhielt er an Perignon's Stelle den Oberbefehl der Armee an den Ostpyrenäen. Die schlechte Beschaffenheit seiner Truppen nöthigte ihn zur Defensive; doch errang er 13. und 14. Juni über die Spanier einige Vortheile. Nach dem Frieden zu Basel trat er an die Spitze der Armee in Italien. Zwar besiegte er den Feind 24. Nov. bei Loano; doch vermochte er weder den Erfolg zu benutzen, noch das elende Heer in Stand zu setzen, weshalb er 23. Febr. 1796 das Commando an Bonaparte abtreten mußte. Im Juli 1797 übertrug ihm das Directorium das Ministerium des Kriegs, das man ihm aber 21. Febr. 1799 wieder abnahm, weil er Unterschleife duldete und für den Armeebedarf nachlässig sorgte. Er ging jetzt abermals als Oberbefehlshaber nach Italien, wo er jedoch vor den Oesterreichern unter Kray nach mehrern verlustreichen Gefechten im März und April hinter den Mincio und Oglio zurückgetrieben wurde. Seine Lage verschlimmerte sich noch mehr, als Suworow 17. April die Vereinigung der Russen und Oesterreicher ausführte. Unter solchen Umständen gab er das Commando an Moreau ab. Er starb auf seinem Landgute Channy im Depart. Ain in Zurück-

gezogenheit 19. Aug. 1804. Zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte er einen «Compte rendu au directoire exécutif sur l'administration de la guerre pendant les cinq premiers mois de l'an VII» (Par.) und einen «Précis des opérations militaires de l'armée d'Italie, depuis le 21 ventôse jusqu'au 8 floréal de l'an VII» (Par. 1799).

Scherer (Wilh.), Literarhistoriker und Sprachforscher, geb. zu Schönborn in Niederösterreich 26. April 1841, widmete sich seit 1858 zu Wien unter Pfeiffer, Bonitz und Bahlen dem Studium der deutschen und der classischen Philologie, wie des Sanskrit und setzte dann diese Studien seit 1860 in Berlin unter Müllenhoff, Haupt, Bopp und Weber fort. Im J. 1864 habilitirte er sich zu Wien für germanistische Philologie und wurde 1868 nach Pfeiffer's Tode zum ord. Professor für deutsche Sprache und Literatur, und 1872 in gleicher Eigenschaft nach Straßburg berufen, worauf er 1877 die Professur der neuern deutschen Literaturgeschichte in Berlin erhielt. Von S.'s wissenschaftlichen Arbeiten, die meist die germanistische Sprachforschung und die ältere deutsche Literaturgeschichte betreffen, sind zu nennen: «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa» (mit Müllenhoff, Berl. 1864; 2. Aufl. 1873), «Zur Geschichte der deutschen Sprache» (Berl. 1868), «Deutsche Studien» (2 Bde., Wien 1872—74), «Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit» (2 Bde., Straßb. 1874—75), «Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh.» (Straßb. 1875), «Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar» (Straßb. 1877). Im Verein mit Lorenz veröffentlichte er eine «Geschichte des Elsasses» (Straßb. 1871; 2. Aufl. 1872). Seine Biographie: «Jak. Grimm» (Berl. 1865) ist eine treffliche Würdigung des großen Germanisten. Seine in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen vereinigte er in «Gesammelte Vorträge und Aufsätze» (Berl. 1874). Mit Heinzel publicirte er «Notker's Psalmen» nach einer wiener Handschrift (Straßb. 1876). Im Verein mit ten Brink und Steinmeyer ist er Herausgeber der «Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der german. Völker» (Straßb. 1874 fg.); auch ist er seit 1876 an der Redaction der «Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur» betheiligt. Im J. 1876 gehörte er der vom preuß. Unterrichtsminister nach Berlin berufenen «Orthographischen Conferenz» an.

Scherif, im Arabischen soviel als erhaben, heilig, ist bei den Mohammedanern der Titel der Nachkommen Mohammed's, deren statist. Tabellen, durch besondere Würdenträger, die Nakyb el-Eschraf, in jeder bedeutenden islamitischen Stadt geführt, alljährlich mit der Pilgerkaravane dem S. von Mekka, als Stammfürsten, zugesandt werden. Die Scherifwürde überträgt sich durch beide Geschlechter; sie ist mit keinen polit. Vorzügen verbunden.

Scherisebs (genauer Schehri-Sebz, d. h. Laubstadt), früher Kesch genannt, bis 1870 ein selbstständiges Khanat in Turkestan, seitdem Bokhara einverleibt. Dasselbe liegt südlich von Samarkand und vom Thale des Serafschan, von diesem durch die in vielen Gipfeln die Schneegrenze übersteigende Gebirgskette des Sultan Khazret-Tag getrennt, auf dem Südabhange dieses Gebirgszugs. Die beiden nahe beieinanderliegenden befestigten Hauptorte des ehemaligen Khanats heißen Kitab und Schaar (Sciaar), jeder an einem Arm des Ak-Darja gelegen. Die Bewohner sind meist Usbeken. Sie kämpften 1868 auf seiten des Emirs von Bokhara gegen die Russen und unterwarfen sich erst nach tapferm Widerstande, nachdem die Russen im Aug. 1870 unter General Abramow die Städte Kitab und Schaar besetzt hatten. Die Russen annectirten das Gebiet nicht, sondern lieferten es dem Emir von Bokhara aus, wodurch letzterer ganz besonders für Rußland gewonnen ward. (S. Bokhara.) Timur-Leng, der große Eroberer, stammte aus S. und genießt daher überall dort eine hohe Verehrung.

Scherr (Johs.), namhafter deutscher Cultur- und Literarhistoriker und Novellist, geb. 3. Oct. 1817 auf Hohenrechberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Gmünd, Ehingen an der Donau und Zürich und widmete sich dann philol., philos. und histor. Studien zu Tübingen. Nachdem er hierauf drei Jahre hindurch mit seinem Bruder eine Erziehungsanstalt in Winterthur geleitet, zog er nach Stuttgart, wo er mit seiner Schrift «Württemberg im J. 1844» in die polit. Bewegung eintrat. Im Mai 1848 wählte ihn der Bezirk Geißlingen in die württemb. Abgeordnetenkammer. Als einer der hervorragenden Führer der demokratischen Partei Süddeutschlands, war er Mitglied des Landesausschusses der württemb. Volksvereine und in dieser Stellung, wie als Mitglied der Kammer aufs eifrigste für die Reichsverfassung von 1849 thätig. Die Folge war, daß er nach Niederwerfung der Reichsverfassungspartei nach der Schweiz flüchten mußte und in contumaciam zu 16 Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. Er habilitirte sich an der Hochschule zu Zürich, übersiedelte aber 1852 aus Familienrücksichten wieder nach Winterthur. Im J. 1860 ging er abermals nach Zürich, indem er einem Rufe

als Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnicum daselbst folgte. Seiner Ueberzeugung nach Republikaner, pflegt S. als Historiker mit besonderer Vorliebe die culturhistor. Elemente, und überhaupt war er es, der in seiner «Deutschen Cultur- und Sittengeschichte» (7. Aufl., Lpz. 1879) die nationale Entwickelung nach dieser Seite hin zum ersten mal zusammenzufassen suchte. Seine reiche und vielseitige schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf publicistischem und novellistischem Gebiete, begann schon frühzeitig. Von seinen culturgeschichtlichen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Schiller und seine Zeit» (3. Aufl., Lpz. 1862), «Geschichte der deutschen Frauenwelt» (3. Aufl., 2 Bde., 1873), «Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch» (2. Aufl. 1874), «Geschichte der Religion» (3 Bde., 1855—57) und «Dämonen» (2. Aufl. 1878). Gleichzeitig entstanden S.'s literarhistorische Werke: «Allgemeine Geschichte der Literatur» (5. Aufl., 2 Bde., 1875), «Bildersaal der Weltliteratur» (2. Aufl., 2 Bde., 1869), «Geschichte der deutschen Literatur» (2. Aufl. 1854), «Geschichte der engl. Literatur» (2. Aufl. 1874), «Dichterkönige» (2. Aufl., 2 Bde., 1861), «Goethe's Jugend» (1874). Von S.'s eigentlich histor. Schriften sind hervorzuheben: «Blücher, seine Zeit und sein Leben» (2. Aufl., 3 Bde., 1865), «Drei Hofgeschichten» (3. Aufl. 1875), «1848» (2. Aufl., 2 Bde., 1875), «Studien» (3 Bde., 1865—66), «Aus der Sündflutzeit» (1867), «Das Trauerspiel in Mexico» (1868), «Farrago» (1870; mit dem Anhang «Tagebuch vom Berge»), endlich «Größenwahn, vier Kapitel aus der Geschichte der menschlichen Narrheit» (1876). Theils geschichtlich, theils publicistisch ist der Inhalt der «Blätter im Winde» (1875) und der «Hammerschläge und Historien» (3. Aufl., 2 Bde., 1878). Der humoristischen Publicistik gehört das «Sommertagebuch des weiland Dr. Jeremia Sauerampfer» (1873) an. S.'s geschichtliche und literargeschichtliche Essays liegen gesammelt vor unter dem Titel «Menschliche Tragikomödie» (3 Bde., 1874). Eine Auswahl seiner novellistischen Arbeiten enthält S.'s «Novellenbuch» (10 Bde., 1873—77; die zwei ersten Bände bringen die culturgeschichtliche Novelle «Schiller», 2. Aufl.; die zwei letzten den Roman «Michel, Geschichte eines Deutschen», 4. Aufl.). Später kehrte S. zur deutschen Geschichte zurück und gab das culturhistor. Illustrationswerk «Germania» (Stuttg. 1877 fg.) heraus. — Thomas Ignaz S., verdienter Schulmann, Bruder des Vorigen, geb. 15. Dec. 1801 auf Hohenrechberg, wurde 1821 Taubstummenlehrer in Gmünd und folgte dann 1825 einem Rufe an das Blindeninstitut zu Zürich, wo er auch das Taubstummeninstitut gründete. Im J. 1831 in den Erziehungsrath gewählt und mit dem Entwurfe eines neuen Volksschulgesetzes beauftragt, wurde er von da an der hauptsächlichste Leiter und Beförderer der Volksschulreform, zumal als er 1832 zum Director des neuerrichteten Schullehrerseminars in Küßnacht ernannt worden war. Durch seine politisch- und kirchlich-radicalen Ansichten, die er in dem von ihm redigirten «Pädagogischen Beobachter» verbreitete, durch die hauptsächlich von ihm vermittelten durchgreifenden Umgestaltungen im Schulwesen und durch sein Bestreben, der Volksschule neben der Kirche eine selbstständige Stellung zu begründen, zog er sich zahlreiche Gegner zu, was nach dem Sturze der radicalen Partei 1839 seine Entlassung zur Folge hatte. Seitdem lebte er ohne öffentliches Amt auf dem Sonnenberg bei Winterthur und seit 1843 auf seinem Landgute zur obern Hochstraße im Thurgau, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Er starb 10. März 1870. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Elementarsprachbildungslehre» (Zür. 1831), «Der schweiz. Bildungsfreund» (Zür. 1835; neu bearbeitet von Keller, Zür. 1876), «Handbuch der Pädagogik» (Bd. 1—3, Zür. 1839—46) und «Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthalts im Canton Zürich vom J. 1825—39» (St.-Gallen 1840). Vgl. Blämmger, «Der Schulreformator Thomas S. Sein Leben und sein Wirken» (Zür. 1871).

Schertlin (Sebastian), auch Schärtlein, Herr zu Burtenbach, berühmter deutscher Feldhauptmann des 16. Jahrh., wurde 12. Febr. 1496 zu Schorndorf (in Würtemberg) geboren und bezog 1512 die Universität Tübingen, wo er 1516 die Magisterwürde erlangte. Auch besuchte er die Universität zu Wien. Im J. 1518 machte er den Feldzug gegen Franz von Sickingen mit und widmete sich seitdem ganz dem Kriegshandwerk. Er diente unter anderm im Heere des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg (1519) und gegen die aufrührerischen Bauern (1525), desgleichen im kaiserl. Heere wiederholt gegen die Türken in Ungarn, wie auch gegen die Franzosen an der deutschen Grenze und in Italien. Nach der Schlacht bei Pavia 24. Febr. 1525 wurde er von dem Vicekönig von Neapel zum Ritter geschlagen. Nach dem Siege über die Türken beim Wiener Wald 19. Sept. 1532, wo er als «Obrister Leutinant» das ganze Reichsfußvolk befehligte, erwies ihm Kaiser Karl V.

dieſelbe Ehre. Seit 25. Juli 1530 war S. als Feldhauptmann in den Dienſt der Reichsſtadt Augsburg getreten. Durch viele Kriegsbeute bereichert, kaufte er 1532 die im Weſten von Augsburg an dem Mindelfluß belegene Herrſchaft Burtenbach mit dem Marktflecken gleichen Namens. Auch trat er nunmehr zur prot. Lehre über, die 1534—37 zu Augsburg vollends die Oberhand gewann. Als augsburgiſcher Feldhauptmann nahm er ſodann unter den Kriegshäuptern des Schmalkaldiſchen Bundes (ſ. d.) eine hervorragende Stellung ein. Im J. 1542 wohnte er dem Feldzuge des Landgrafen gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunſchweig-Wolfenbüttel bei und betheiligte ſich mit Erlaubniß ſeiner Dienſtherren auch an den Feldzügen des Kaiſers gegen Frankreich 1536 und 1544. Im Schmalkaldiſchen Kriege befehligte S. die Soldtruppen der oberdeutſchen Städte. Zuerſt nahm er die Stadt Füſſen und die Ehrenberger Klauſe 10. Juli 1546 ein und wollte von da in Tirol einrücken, um ſich der Alpenpäſſe zu bemächtigen. Aber er wurde zurückberufen und mußte zu dem Hauptheer des Schmalkaldiſchen Bundes ſtoßen, das Auguſt bis September längs der Donau gegen Kaiſer Karl V. operirte. Im Oct. 1546 ging S. nach Augsburg zurück zum Schutz der Stadt, und bald darauf löſte das ſchmalkaldiſche Heer ſich auf. Gleich den übrigen Ständen Oberdeutſchlands mußte nunmehr auch Augsburg ſich dem Kaiſer wieder unterwerfen; aber S. wurde von der Amneſtie ausgeſchloſſen. Deshalb verließ er 29. Jan. 1547 Augsburg, nachdem er ſein Gut Burtenbach durch einen Scheinkauf der Stadt überlaſſen hatte. Er flüchtete nach Konſtanz und ging ſpäter nach Baſel, von wo aus er um Begnadigung beim Kaiſer vergebens nachſuchte. So trat S. 1. April 1548 in die Dienſte des Königs Heinrich II. von Frankreich, worauf Karl V. ihn förmlich in die Reichsacht erklärte 3. Aug. 1548 und ſeine Güter confiſciren ließ. Trotzdem blieb S. in Baſel wohnen, bis er auf Verlangen der Eidgenoſſen ausgewieſen wurde, und begab ſich dann im Frühjahr 1551 an den franz. Hof. Hier diente er als Unterhändler zwiſchen König Heinrich II. und Kurfürſt Moritz von Sachſen und vermittelte den Bundesvertrag zwiſchen beiden, der auf dem Schloß Chambord 2. Febr. 1552 vollzogen und beſchworen ward. Auch machte er den Feldzug Heinrich's II. in Lothringen und Elſaß 1552 mit. Im Jan. 1553 zog S. wieder nach Baſel, verließ den franz. Dienſt und erlangte vom Kaiſer einen aus Brüſſel 18. Juni 1553 datirten Begnadigungsbrief. So konnte er nach Augsburg zurückkehren, wo er bald wieder auf Lebenszeit als Feldhauptmann in den Dienſt der Stadt trat. Seitdem lebte S. in friedlicher Zurückgezogenheit. Er ſtarb zu Augsburg 18. Nov. 1577 und wurde in der Kirche zu Burtenbach begraben. Vgl. Holzſchuher und Hummel, «Lebensbeſchreibung des berühmten Ritters Sebaſtian S. von Burtenbach» (2 Thle., Frankf. u. Nürnb. 1777—82); Herberger, «Sebaſtian S. von Burtenbach und ſeine an die Stadt Augsburg geſchriebenen Briefe» (Augsb. 1852); Schönhuth, «Leben und Thaten des Sebaſtian S. von Burtenbach, durch ihn ſelbſt deutſch beſchrieben. Nach der eigenen Handſchrift des Ritters» (Münſt. 1858).

Scherz iſt ein Spiel der Gedanken zur Erheiterung. Als der Gegenſatz zum Ernſt, welcher im feſten Behaupten des Erkannten und Gewollten beſteht, liebt er das nicht Fragliche in Frage zu ſtellen, das Vernünftige ein Unvereinbares zu verkehren und das Ungereimte mit Scheingründen zu ſtützen. Entbehrt der S. eines ihm zu Grunde liegenden ſinnvollen Gedankens, ſo wird er zum faden S. oder Albernheit; entbehrt er der Feinheit und Grazie, ſo wird er zum plumpen S. oder Spaß. Geht ſein Spiel ſo weit, daß man das im Grunde ernſthaft Gemeinte als S. behandelt, während man das, womit man ſein Spiel treibt, als Ernſt gelten läßt, ſo entſteht der Humor (ſ. d.). Wer hingegen den wirklichen Ernſt als S. behandelt, iſt frivol. Wer das ſcherzhaft Gemeinte für Ernſt nimmt, iſt empfindlich.

Scherz (Joſ. Georg), deutſcher Alterthumsforſcher, geb. 1678 zu Straßburg, ſtudirte hier und in Halle, wo er 1702 Profeſſor der praktiſchen Philoſophie, 1711 Profeſſor der Rechte wurde und 1754 ſtarb. Er gab nach Schilter's Tode deſſen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» (3 Bde., Ulm 1727) heraus und beſorgte auch die neue Ausgabe von deſſen «Codex juris feudalis Alemanniae» (Straßb. 1728). Das von ihm geſammelte «Glossarium Germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae» wurde von Oberlin (ſ. d.) vervollſtändigt herausgegeben (2 Bde., Straßb. 1781—84).

Scherzer (Karl, Ritter von), deutſcher Schriftſteller und verdienter Forſchungsreiſender, geb. 1. Mai 1821 zu Wien, erhielt eine ſorgfältige Erziehung und faßte ſchon frühzeitig den Entſchluß, in ſeiner Vaterſtadt ein literariſch-artiſtiſches Unternehmen zu begründen. Er beſchäftigte ſich zu dieſem Zweck eifrig mit dem Studium fremder Sprachen und machte ſich zuerſt in der Staatsdruckerei, dann in der Strauß'ſchen Druckerei praktiſch mit der Typographie bekannt. Zu ſeiner weitern Ausbildung arbeitete er im Winter 1839—40 in der Brockhaus'ſchen Officin zu

Leipzig, später auch einige Zeit in der Staatsdruckerei zu Paris. Seit Herbst 1841 bereiste er Deutschland, Frankreich und Großbritannien und bemühte sich, nach seiner Rückkehr nach Wien 1842, eine Buchdruckerei nebst Verlagshandlung zu gründen, doch wurde ihm die Erlaubniß dazu von der Behörde aus polit. Gründen hartnäckig verweigert. Während der Bewegungen 1848 übte S. als Mann von liberaler Gesinnung hervorragenden Einfluß, besonders in Bezug auf die damals angestrebten gewerblichen und socialen Reformen. Die Rücksicht auf seine wankende Gesundheit führte ihn 1850 nach dem südl. Frankreich und nach Italien, 1851 nach Meran. Hier lernte er den Naturforscher Moriz Wagner (s. d.) kennen, mit dem er den Plan zu einer wissenschaftlichen Reise durch Amerika entwarf, für welche er sich besonders die Erforschung der culturhistor. und wirthschaftlichen Verhältnisse vorbehielt. Nach sorgfältiger Vorbereitung ging er 15. Mai 1852 im Verein mit Wagner von Bremen aus nach Neuyork. Zunächst bereiste er allein die Staaten der Union, dann gemeinschaftlich mit Wagner, der sich im März 1853 zu Neuorleans wieder mit ihm vereinigt hatte, die centralamerik. Staaten, den Isthmus von Panama, Westindien und noch einmal die Vereinigten Staaten, worauf sie mit reicher wissenschaftlicher und literarischer Ausbeute im Sommer 1855 nach Europa zurückkehrten. Bereits im Spätherbst 1856 erhielt S. vom Erzherzog Ferdinand Max die Einladung zur Theilnahme an der Novara-Expedition, die 30. April 1857 von Triest in See ging. Mit dieser besuchte er Brasilien, das Capland, Indien, die Nikobaren, Singapore, Java, Manila, China, Australien, Neuseeland, Tahiti, mehrere Südsee-Inseln und die Westküste Südamerikas. Außer reichen Sammlungen aller Art brachte er auch ein vollständiges Tagebuch in die Heimat, welches die Grundlage zu dem «Beschreibenden Theile» der «Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde in den J. 1857—59» (3 Bde., Wien 1861—62; 5. Ausl. 1876) bildete. Hierauf lebte S. längere Zeit in Triest, seit 1861 aber wieder in Wien. Bald nach seiner Rückkehr von der Weltreise in den erblichen Ritterstand erhoben, wurde S. 1866 als Ministerialrath in das österr. Handelsministerium berufen, wo er das Departement für Handelsstatistik und volkswirthschaftliche Publicistik gründete. Als Leiter des handelspolit. und wissenschaftlichen Dienstes der ostasiat. Expedition trat er im Jan. 1869 seine dritte Weltreise an, die ihn über den Suezkanal nach Ostindien, Singapore, Siam, China und Japan führte. Im Auftrage der Regierung gab er dann die «Fachmännischen Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach Siam, China und Japan» (Stuttg. 1872) heraus. Seit 1872 wirkte S. als Generalconsul in Smyrna, seit 1875 in gleicher Eigenschaft in London und im Mai 1878 wurde er zum österr.-ungar. Geschäftsträger für die thüring. Staaten und zum Generalconsul für das Königreich Sachsen mit dem Sitz in Leipzig ernannt. Außer den genannten Werken schrieb er noch «Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika» (Lpz. 1864), den «Statist.-commerziellen Theil» der Novara-Expedition (2 Bde., Wien 1864; 2. Ausl. unter dem Titel: «Statist.-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde u. s. w.», Lpz. 1867); «Reisen in Nordamerika» (mit Wagner, Lpz. 1854), «Die Republik Costa-Rica» (ebenfalls mit Wagner, Lpz. 1854), «Wanderungen durch die mittelamerik. Freistaaten Nicaragua, Honduras und San-Salvador» (Braunschw. 1857), «Smyrna» (Wien 1873). Mehrere dieser Werke erschienen gleichzeitig in engl. und franz. Sprache. Zahlreiche kleinere Arbeiten von ihm finden sich in den «Sitzungsberichten» der wiener Akademie der Wissenschaften sowie in Zeitschriften.

Scherzo (ital.) heißt der scherzende und neckende Satz eines größern Instrumentalmusikstücks, z. B. einer Sonate, Symphonie, eines Quartetts u. s. w., welcher seit Beethoven einen feststehenden Theil der Symphonie ausmacht und an die Stelle der Menuet getreten ist. Besonders ausgezeichnet ist Beethoven in dem humoristischen S.

Scheuflein, auch **Schäuffelein**, **Scheyflin** (Hans Leonhard), einer der fruchtbarsten Maler und Zeichner aus Dürer's Schule. Als Sohn eines Kaufmanns, der sich 1476 von Nördlingen nach Nürnberg gewandt hatte, wurde er in letzterer Stadt gegen 1490 geboren und früh in der Werkstätte seines Meisters ausgebildet, dessen Weise er sich so aneignete, daß lange Zeit eine Anzahl Holzschnitte, welche S. gezeichnet, für Arbeiten Dürer's angesehen wurden. Im J. 1515 siedelte S. nach Nördlingen über, wo er sich verheirathete und das Bürgerrecht erhielt. Er entwickelte eine ungemeine Thätigkeit. Eine seiner vorzüglichsten Arbeiten ist der Altar in der Kirche der ehemaligen Abtei Ahausen bei Oettingen, auf welchem er sich selbst als Porträtfigur angebracht hat. Im Rathhause seines Wohnortes befindet sich als Wandgemälde die Belagerung von Bethulia, dessen zahlreiche Figuren in altdeutschem Costüm ausgeführt sind. In diesen wie in andern Werken erweist sich S. als tüchtiger Meister, zart und innig in der Auffassung, gewandt in der Darstellung, voll sprudelnder Phantasie. Wo ihn

jedoch die Noth zum Schaffen trieb, sinkt er tief zum Handwerksmäßigen hinab. Bedeutend ist seine Betheiligung am deutschen Holzschnitt, für den er auch selbst das Messer geführt zu haben scheint. Seine früheste Arbeit auf diesem Gebiete sind 35 Abbildungen zu einem lat. Heilsspiegel, welcher 1507 zu Nürnberg erschien. Werthvoll sind besonders einige sehr umfangreiche biblische Darstellungen, eine Reihe von Tänzerpaaren u. a. Auch zu Kaiser Maximilian's «Theuerdank» lieferte S. die Illustrationen. Er starb 1540.

Scheune oder **Scheuer** heißt ein landwirthschaftliches Gebäude, in welchem Getreide, Stroh, Hülsenfrüchte und Rauhfutter aufbewahrt werden. Die Theile einer S. sind: 1) die Tenne, zum Entkörnen der Früchte; 2) der Bansen oder Barren, Raum, worin die Früchte aufbewahrt werden; 3) die Emporscheune, ein Dach, gleichfalls zur Aufbewahrung der Früchte, vorzugsweise des Strohs. In England hat man bewegliche S., mit gedielter Tenne, Bretwänden und Schilfdach, die auf Rädern stehen, aber blos zum Ausdrusch dienen. Holländische S. sind im Freien zwischen hölzernen Säulen aufgebaute Feimen mit beweglichem Strohdach.

Scheuren (Casp.), ausgezeichneter Landschaftsmaler der düsseldorfer Schule, geb. 22. Aug. 1810 zu Aachen, bildete früh sein bedeutendes Talent für die praktische Auffassung der landschaftlichen Natur aus. Im Unterschiede von den meisten düsseldorfer Meistern liebte er weite Fernen, schöne Linien, klare Lüfte und heiteres Farbenspiel. Mit Leichtigkeit weiß er die Farben zu behandeln und seine reichen Ideen auf die Leinwand überzutragen, welche Gewandtheit zuweilen fast den Schein des Flüchtigen gewinnt. Vorzüglich gelungen ist sein Laubwerk mit der lockern Zeichnung, und nicht minder trefflich behandelt er Luft und Wolken. Seine Stoffe entnimmt er zumeist der heimischen Natur, obwol er auch die südl. Landschaft auf einer Reise in Oberitalien auffassen und darstellen lernte. Zu seinen ausgezeichnetsten Bildern gehören eine niederrhein. Landschaft (im Besitze Bendemann's), eine Gebirgslandschaft und eine Morgenlandschaft (im Museum zu Leipzig), der Pilger (im Besitz der Fürstin von Hohenzollern), holländ. Landschaft (Galerie Rodenée zu Berlin) u. s. w. Ein hoher Farbenreiz und ein eigenthümlicher Zauber glänzender Tages- oder Morgenbeleuchtung liegt auf seinen Bildern, die meistens durch eine entsprechend gewählte Staffage noch lebendiger wirken. Zugleich ist S. als Aquarellist und Arabeskenzeichner sowie als Radirer rühmenswerth, wie ein von ihm herausgegebenes Heft Radirungen beweist. Unter seinen Aquarellen sind einige, in denen er in geistreicher Weise aus Dichtungen von Shakspeare, Goethe und Schiller geschöpft und verschiedene Balladenstoffe behandelt hat. Vor allem gehören dahin sein «Rheinwerk» in 27 Aquarellen (im Museum zu Köln) und «Chor aus der Braut von Messina» (7 Blätter, im Museum zu Berlin); zu den neuern Leistungen ferner sein zweites «Rheinwerk» mit 50 Blättern, die Koblenzer Erinnerungsblätter für das deutsche Kaiserpaar, die Chronik der Universität Straßburg u. a. S. ist Mitglied und Professor der düsseldorfer Akademie.

Scheurl (Christoph Gottlieb Adolf von), namhafter deutscher Romanist und Kirchenrechtslehrer, geb. 7. Jan. 1811 zu Nürnberg aus alter angesehener Familie, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und studirte dann 1827—31 zu Erlangen und München, vorzugsweise unter Puchta's Leitung, die Rechte. Nachdem er sich hierauf einige Jahre der Rechtspraxis gewidmet, habilitirte er sich 1836 zu Erlangen, erhielt 1840 daselbst eine außerord. Professur und wurde 1845 ord. Professor der Rechte. S.'s wissenschaftliche Thätigkeit ist vorzugsweise dem röm. Rechte, in neuerer Zeit auch dem Kirchenrechte zugewandt. Seine Hauptwerke auf ersterm Gebiete sind: «Lehrbuch der Institutionen» (7. Aufl., Erlangen 1878) und die «Beiträge zur Bearbeitung des röm. Rechts» (Bd. 1 u. 2, Erlangen 1852 fg.; die zweite Abtheilung des 2. Bandes unter dem besondern Titel: «Zur Lehre von den Nebenbestimmungen bei Rechtsgeschäften», 1871). Als Festschrift zu Savigny's Doctorjubiläum erschien von ihm «De modis liberos in adoptionem dandi» (Erlangen 1850). Kirchenrechtliche Abhandlungen S.'s finden sich hauptsächlich in der «Zeitschrift für Protestantismus und Kirche», deren Mitherausgeber er seit 1857 war, in Dove's «Zeitschrift für Kirchenrecht» und in der «Sammlung kirchenrechtlicher Abhandlungen» (Erlangen 1873). Sonst sind noch außer verschiedenen kleinern Schriften über die luth. Kirche in Baiern, Baden, Hamburg u. s. w., zu nennen: «Sammlung fliegender Blätter für kirchliche Fragen der Gegenwart» (1857), die Schriften «Zur Lehre vom Kirchenregiment» (Erlangen 1862), «Bekenntnißkirche und Landeskirche» (Erlangen 1868) und «Die Entwickelung des kirchlichen Eheschließungsrechts» (Erlangen 1877). In den J. 1845—49 war S. wiederholt Mitglied der bair. Zweiten Kammer. Seine Theilnahme an den Berathungen des ständischen Gesetzgebungsausschusses bekunden seine «Erläuternden Anmerkungen zu der neuen Strafproceßordnung für das Königreich Baiern» (Erlangen 1848).

Scheveningen, Fischerdorf in der niederländ. Provinz Südholland, 2 Kilom. nordwestlich vom Haag, wohin eine schöne, breite Allee und ein Kanal führt, dicht am Meere, in der ersten Reihe der Dünen gelegen, gehört zur Gemeinde Haag und zählt etwa 8000 E., die alterthümliche Sitte und Tracht bewahrt haben und Fischerei treiben. In der Nähe der schönen alten Kirche wurde hier 1830 auf Kosten der städtischen Verwaltung vom Haag ein prächtiges Badehotel erbaut; später wurde S. zu einem der ersten Seebäder an der Nordsee auf dem Continente erhoben. Die Bäder wirken besonders kräftig infolge einer vorliegenden Bank, welche einen sehr starken Wellenschlag veranlaßt. Auf der Höhe von S. gewann die engl. Flotte unter Monk 8. Aug. 1653 einen Seesieg über die holländische unter Tromp, in welcher letzterer fiel.

Scheyern oder auch Scheiern, Pfarrdorf im Verwaltungsdistrict und 4 Kilom. im Südwesten von Pfaffenhofen im bair. Regierungsbezirk Oberbaiern, hat ein Benedictinerkloster mit einem Knabenseminar und eine isolirte Lateinschule. Der Ort ist der Stammsitz der berühmten Grafen von S., die 1108, wo sie ihre Burg in ein Kloster umwandelten, ihren Sitz nach Wittelsbach verlegten und sich nun nach der neuen Burg Grafen von Wittelsbach (s. d.) nannten. Arnulf von S., dem schon nach seines Bruders Eberhard Vertreibung und seines Oheims Berthold Tode 947 das Herzogthum Baiern hatte zufallen sollen, mußte Kaiser Otto's I. Bruder, Heinrich, weichen, legte sich aber den Titel eines Pfalzgrafen von Baiern bei. Erst sein Nachkomme Otto von Wittelsbach gelangte 1180 in den Besitz des Herzogthums Baiern und wurde der Stammvater des jetzigen Königshauses Baiern. Das Kloster wurde 1830 aufgehoben und verkauft, später aber von Ludwig I. wieder angekauft, restaurirt und zur Gruft des königl. Hauses bestimmt. Die Benedictiner von Metten hielten hierauf 1. Nov. 1838 ihren Einzug. Vgl. Hundt, «Kloster S.» (Münch. 1862).

Schiaparelli (Giovanni Virginio), namhafter ital. Astronom, geb. 4. März 1835 zu Savigliano in Piemont, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann auf der Universität Turin Mathematik, ging darauf mehrere Jahre nach Berlin, wo er Encke als Lehrer in der Astronomie hatte und dann einige Zeit nach Pulkowa, wo er unter der Leitung von W. Struve eifrigst astron. Studien oblag. Im J. 1859 nach Italien zurückgekehrt, wurde er zum zweiten Astronomen der Sternwarte in Mailand und 1862 zum Director derselben ernannt. Am 29. April 1861 entdeckte er den 69. kleinen Planeten (Hesperia); in der nächsten Zeit veröffentlichte er verschiedene Beobachtungen und kleine theoretische Arbeiten in den «Astron. Nachrichten» u. s. w. Als er 1866 die Bahnen der Sternschnuppenschwärme untersuchte, entdeckte er, daß zwischen Kometen (s. d.) und Sternschnuppen (s. d.) eine Beziehung stattfindet, indem nämlich die Bahnen einiger Sternschnuppenschwärme mit denen einiger Kometen gleich sind, woraus einige Astronomen die Sternschnuppen als Ueberbleibsel von Kometen, andere dagegen als Vorboten derselben bezeichnen. Ueber diesen Gegenstand veröffentlichte S. mehrere Abhandlungen, insbesondere aber ein größeres Werk «Note e reflessioni sulla teoria astronomica delle stelle cadenti» (deutsch von G. von Boguslawski, «Entwurf einer astron. Theorie der Sternschnuppen», Stettin 1871). Außer verschiedenen Arbeiten auf dem Gebiete der Meteorologie, über Geschichte der Astronomie und die Topographie des Mars erschienen von ihm «I precursori di Copernico nell' antichità» (Mail. 1876), deutsch von Curtze, «Die Vorläufer des Kopernicus im Alterthum» (Lpz. 1876). Einen Ruf nach Florenz schlug er aus, um in Mailand zu bleiben, wogegen daselbst unter seiner Leitung die Sternwarte mit größern vorzüglichen Instrumenten versehen wurde.

Schiavone (Andrea), eigentlich Andrea Medola, ein ausgezeichneter Maler der venet. Schule, wurde 1522 zu Sebenico in Dalmatien geboren und entlehnte von seiner ursprünglich slawon. Abkunft seinen Beinamen. Er war anfangs ein armer Lastträger. Seine ersten Studien machte er nach den Kupferstichen des Parmegianino, studirte hierauf die Werke Giorgione's und Tizian's und suchte die Grazie des ersteren und das Colorit des letztern zu vereinigen. Eigenthümlich sind ihm die großen Massen von Helldunkel und ein weicher, fastiger Pinsel. Indeß vermißt man an seinen feurigen Werken Genauigkeit der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. Die meisten seiner Werke finden sich in Venedig, dann im übrigen Italien und in Frankreich; auch bewahren deren einige deutsche Galerien, z. B. die zu Dresden zwei Heilige Familien und einen Christus, gehalten von Joseph von Arimathia und dem Engel. Die kaiserl. Galerie zu Wien besitzt sein Selbstporträt.

Schibboleth (hebr.), eigentlich Kornähre, nennt man ein Wort oder eine Ausdrucksweise, wodurch jemand verräth, daß er nicht der Partei angehöre, welcher er sich zuzählt. Der Ausdruck schreibt sich zufolge der Erzählung im Buche der Richter aus den Zeiten der Richter her,

wo die Ephraimiter, als sie von den Gileaditern geschlagen waren, durch Verleugnung ihrer ephraimitischen Abkunft dem Tode zu entgehen suchten. Die Gileaditer aber ließen jeden Verdächtigen das Wort S. aussprechen; dieses konnten die lispelnden Ephraimiter nicht; sie sprachen es Sibboleth aus, verriethen sich und wurden erschlagen.

Schibka-Paß oder **Sibka-Paß**, s. **Schipka-Paß**.

Schicht hieß in älterer Zeit der vierte Theil jedes Bergwerkseigenthums. Später theilte man jede S. wieder in acht Theile, von denen jeder ein Stamm hieß, sodaß eine Zeche aus 32 Stämmen bestand. Noch später theilte man jeden Stamm wieder in vier Theile, sodaß das Ganze bergüblich in 128 Einheiten (Kuxe, s. d.) zerlegt wurde. Gegenwärtig bezeichnet S. einen regelmäßigen täglichen Zeitabschnitt von 8—12 Stunden Dauer, welche die tägliche Arbeitszeit des Bergmanns ausmacht und welche in Tage- und Nachtschichten eingetheilt werden. S. machen bedeutet die Arbeit kündigen, aufhören zu arbeiten. S. verfahren bezeichnet die vorschriftsmäßige Arbeit verrichten. **Schichtmeister** ist ein Beamter, welchem die ökonomische Bewirthschaftung einer Grube (Zeche) obliegt. Endlich bezeichnet man mit S., **Schichtsaat** (Möller- oder Vormaßboden, Möllerbette) im Hüttenwesen die dünnen Lagen der Beschickung (Erze mit Flußmitteln vermischt), welche in einer gewissen Zeit (gewöhnlich in 12 Stunden) zum Verarbeiten kommt.

Schicht (Joh. Gottfr.), musikalischer Theoretiker und Kirchencomponist, geb. 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau, der Sohn eines armen Leinwebers, besuchte das Gymnasium zu Zittau, wo er den Unterricht des Organisten und Musikdirectors Joh. Trier im Klavier- und Orgelspiel genoß, und bezog 1776 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren. Auf Hiller's Anrathen aber widmete er sich ganz der Musik. Er besaß besonders viel Fertigkeit und großen Umfang der Stimme und bildete sich nach und nach zum vorzüglichen Gesanglehrer aus. Nachdem er 1785 zum Musikdirector bei dem Großen Concert in Leipzig erwählt worden, vermählte er sich mit Demoiselle Baldesturla, die als Concertsängerin daselbst angestellt war, und erhielt noch 1785 auch die Stelle eines Organisten an der Neukirche. Im J. 1810 ward er Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Er verwendete jetzt großen Fleiß auf die Bildung des ihm untergebenen Chors und die Ausarbeitung seiner Kirchencompositionen. Unter seinen theoretischen Schriften sind die «Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechselungssysteme» (Lpz. 1812) hervorzuheben. Seine Compositionen zeichnen sich durch Gründlichkeit, Reinheit des Satzes sowie durch gehörige Oekonomie und Kenntniß der Instrumentirung aus. Von seinen frühern Compositionen sind wenige bekannt geworden. Aus der zweiten Periode seines Lebens stammen sein treffliches «Te Deum» nach Klopstock, sowie sein bestes Werk «Das Ende des Gerechten», von Rochlitz. Die Chöre dieses Oratoriums sind seine gelungenste Arbeit. S. hat unter anderm auch über 40 Motetten geschrieben, unter ihnen die bekannten «Nach einer Prüfung kurzer Tage», «Jesus meine Zuversicht» und «Meine Lebenszeit verstreicht». Nicht minder bekannt ist sein «Allgemeines Choralbuch» (3 Bde., Lpz. 1820). S. starb 16. Febr. 1823 zu Leipzig.

Schichtung nennen die Geologen die Absonderung der Gesteine in unter sich parallele Platten (Schichten), falls sich voraussetzen läßt, daß diese Platten eine nach der andern, gewöhnlich durch Ablagerung aus Wasser, übereinander gebildet worden sind. Gesteine, welche auf diese Weise entstanden S. zeigen, pflegt man **Schichtgesteine** oder Sedimentärgesteine zu nennen. Es ist oft geologisch wichtig, die Lage der Schichtebenen zu bestimmen; dies geschieht durch Beobachtung und Messung des sog. Streichens und Fallens der Schichten. Man nennt nämlich bei nicht horizontalliegenden Schichten eine in ihrer Ebene gedachte Horizontallinie die **Streichlinie** oder das Streichen, und diejenige Linie, welche der stärksten Neigung der Schicht folgt, die **Fallinie** oder das Fallen. Beide durchschneiden sich nothwendig unter rechtem Winkel. Die Schichten sind aber oft sehr gebogen und geknickt, und dann hat die Bestimmung ihres Streichens und Fallens wenig Werth. Wo mehrere Schichten ungestört übereinanderliegen, da ist nothwendig jede obere Schicht etwas neuerer Entstehung als irgendeine untere; man kann deshalb aus ihrer gegenseitigen Lage ihr relatives Alter bestimmen, worauf auch ursprünglich die Feststellung des relativen Alters aller sedimentären Formationen beruht.

Schick (Gottlieb), bedeutender deutscher Historienmaler, geb. 15. Aug. 1779 in Stuttgart, wurde von Hetsch in der Malerei, im Modelliren von Dannecker unterrichtet. Im Alter von 19 J. ging er zu David nach Paris, um von dessen glänzender Technik zu lernen, ohne sich in seiner Individualität irre machen zu lassen. Als Frucht der pariser Studien erscheint sein erstes selbstständiges Bild Eva (Museum zu Köln). Im J. 1802 ging S. nach Rom, wo Kunst

und Natur reifend auf ihn einwirkten. Sein erstes größeres Bild in Rom, David vor dem erzürnten Saul (1803), erregte allgemeine Bewunderung. Sodann malte er Noah's Dankopfer (erst 1805 vollendet), ein Werk, ausgezeichnet durch Naturlichkeit, ideale Wahrheit und fast Rafael'sche Anmuth. Ein lebensgroßes Porträt der Tochter W. von Humboldt's, in dessen Hause zu Rom er heimisch geworden war, erinnerte in der Vollkommenheit der Durchführung so sehr an die Bildnisse der großen Meister, daß die ganze fürstliche und vornehme Welt von ihm gemalt sein wollte. Doch nur, um seinem mit der Tochter des Landschaftsmalers Wallis begründeten Hausstande Behaglichkeit zu sichern, malte er Bildnisse, Landschaften und biblische Gegenstände auf Bestellung. Eine freie Schöpfung war wieder sein Apoll unter den Hirten (1807 vollendet), ein Bild voll heiterster Schönheit (von Rist und von Funke gestochen, von C. Schmidt lithographirt, neuerdings durch Photographie verbreitet), welches des Künstlers gelungenstes Werk ist. Nach der Gemäldeausstellung von 1809 auf dem Capitol überreichten ihm ital. und franz. Künstlerdeputationen den Preis und die Ehrenkrone. Ein Herzleiden, das ihn ergriff, steigerte seine Sehnsucht nach der Heimat, in die er im Herbst 1811 zurückkehrte, doch starb er schon 11. April 1812 in seiner Vaterstadt, deren Galerie seine drei Hauptgemälde besitzt. Das «Deutsche Kunstblatt» von 1858 veröffentlichte von ihm, nach einer Skizze gestochen, einen träumenden Jesus, ein Product aus S.'s letzter Zeit. Seine Briefe sind abgedruckt in Haakh's «Beiträgen aus Würtemberg zur neuern deutschen Kunstgeschichte» (Stuttg. 1863).

Schicksal bezeichnet den Lebenslauf sowol einzelner Menschen als ganzer Völker, sofern derselbe ein Erzeugniß von Ursachen ist, welche nicht von der Macht des Menschen abhängen. In Beziehung auf den Einzelnen sind die Aeltern, von denen er stammt, die Umgebungen, in denen er aufwächst, sowie die in seiner Kindheit an ihn gelangenden Bildungselemente die Grundbedingungen, aus denen sein Lebensverlauf sich entwickelt, und wenn er auch sogleich mit erwachendem Selbstbewußtsein auf seine Lebensschicksale selbstbestimmend einzuwirken beginnt, so hat diese freie Einwirkung doch immer ihre enggezogenen Grenzen an den angeborenen und anerzogenen Fähigkeiten, Neigungen und Temperamentseigenschaften. Was bei einzelnen Individuen stattfindet, wiederholt sich bei Völkern als Gruppen von Individuen in vergrößertem Maßstabe. Da die Ahnung eines Unterworfenseins unter solche Gesetze unentfliehbarer Nothwendigkeit sich früher im menschlichen Geiste geltend machte als die deutliche Erkenntniß derselben, so entstand daraus die mythol. Vorstellung eines S. als der Vorherbestimmung einzelner Begebenheiten und Ereignisse, denen man nicht entfliehen könne, selbst wenn man sie voraussehe und zu vermeiden trachte; eine Vorstellung, welche mit dem wirklichen Causalzusammenhange der Dinge im Widerspruch steht. (S. Fatum.) Denn wie groß auch immer die Abhängigkeit unsers Lebens von den angegebenen Ursachen sein mag, so kommt doch der Mensch, insoweit er sich über die Außenwelt in den freien Gedanken zu erheben vermag, damit über dem S. zu stehen. Denn er tritt damit einerseits in den Bereich der psychischen Selbstbestimmung, andererseits in das Gebiet der höchsten moralischen Zwecke, und wird auf diese Weise befähigt, in sein von Natur ihm bestimmtes S. verändernd und umgestaltend einzugreifen. Das Gesetz, wonach wir einer solchen Erhebung über das S. fähig sind, ist von Fichte das Gesetz der moralischen Weltordnung genannt worden. Die Aufklärung der Schicksalsidee ist ein Hauptmerkmal, worin sich die Bildung der Neuzeit von der des Alterthums und Mittelalters unterscheidet, indem die Vorstellungen von einem auf bestimmte vorherzusagende Ereignisse gestellten S., sowie von einer unentfliehbaren Prädestination (s. d.) sich bei dem Bildungsstandpunkte der Gegenwart nicht mehr lebensfähig zeigen, weshalb nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch im poetischen Gebiete der neuen Literatur sich der Begriff des S. aus dem Felde der Träume auf den Boden der Wirklichkeit und ihrer psychol. Zusammenhänge übergesiedelt hat.

Schicksalstragödie nennt man eine Tragödie, die das tragische Leid des Helden auf die Einwirkung einer höhern göttlichen Macht baut. In diesem Sinne ist die gesammte Tragik der Alten S., und die berühmteste S. ist der Sophokleische «Oedipus». (S. Tragödie.) Bei den Alten war die S. vollkommen berechtigt, da sie mit dem ganzen Schicksalsglauben der griech. Religion zusammenhing. Eine Verirrung dagegen ist es, wenn in neuerer Zeit einzelne Dichter es versucht haben, die tragischen Motive von einer äußern wunderthätigen Macht abzuleiten; denn unserm Glauben und Denken fehlt für Motive dieser Art aller Anhalt. Schiller hat in der «Braut von Messina» für diese Verirrung aus misverstandener Nachahmung der Antike den ersten Anstoß gegeben; Müllner, Grillparzer, Houwald haben diese Schicksalsidee zur Caricatur verzerrt. Platen zog in der «Verhängnißvollen Gabel» glänzend dagegen zu Felde. Otto Ludwig hat im «Erbförster» sich derartigen Schicksalsmotiven wieder genähert.

Schidone oder **Schedone** (Bartolommeo), ein Maler von Modena, wurde 1559 geboren und starb 1615 als Hofmaler des Herzogs Ranuzio zu Parma. S. läßt in seinen frühern Werken ein entschiedenes und vorherrschendes Studium des Correggio erkennen, ging dann aber zu einem entschiedenern Realismus in Geist und Vortrag über. In seinen ersten unter dem erwähnten Einfluß gelieferten Werken blieb er an Weichheit und Zartheit hinter seinem Vorbild zurück, entfaltete aber doch Anmuth und Reiz genug, um den Zeitgenossen des höchsten Ruhms werth zu erscheinen. Die spätern Bilder seiner Hand haben eine derbere, kräftigere Auffassung. Sie sind jedenfalls die interessantern. Die Mehrzahl besitzt das Museum zu Neapel, andere finden sich in den Kirchen Italiens. Doch ist das Ausland auch nicht arm daran, und die Galerien von Petersburg, Paris, München, Wien (Christus in Emaus), Berlin und Dresden haben deren aufzuweisen. Im Wetteifer mit Abati malte er 1604 im Sitzungssaale des Municipalpalastes zu Modena eine Reihe von Frescobildern in frischer blühender Farbengebung.

Schiedam, Hafen und Fabrikstadt in der niederländ. Provinz Südholland, liegt 6 Kilom. westlich von Rotterdam, an der Mündung der Schie in die Maas und an der Eisenbahn von Rotterdam nach Amsterdam und zählt (Anfang 1877) 21,880 E. Der Ort hat zwei reform. und zwei kath. Kirchen, eine Jansenistenkirche, ein israelit. Bethaus, ein Musis-Sacrum genanntes Gebäude (zugleich Concert- und Schauspielhaus), eine Lateinschule, eine Zeichenschule und mehrere andere Schulen sowie verschiedene wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten. Der größte Theil der Bevölkerung lebt von Fabrikindustrie, namentlich von Genieverbereitung, und vom Getreidehandel. Die eigentlichen Brennereien bereiten nur den Malzwein (Kornbranntwein), der durch Destillation zu Genever (Wachholderbranntwein) verarbeitet wird. Auch in der Nachbarschaft der Stadt gibt es sehr zahlreiche Brennereien, sodaß S. den Hauptsitz und Mittelpunkt dieses Industriezweigs in ganz Holland bildet.

Schiedsrichter und **Schiedsgericht.** Wenn zwei Parteien dahin übereinkommen, daß ihr Rechtsstreit nicht dem ordentlichen Gerichte, sondern einem unparteiischen Manne oder mehrern Vertrauenspersonen zur Entscheidung vorgelegt werden soll, so nennt man dies Compromiß (s. d.) und die mit einem solchen Verspruche Beauftragten sind Schiedsrichter. Im röm. Rechte hieß der mit solcher Function Betraute Arbiter (s. d.), sein Schiedsspruch Arbitrium. Im Compromiß liegt, dafern es nicht gleich von vornherein bestimmte Personen als Schiedsrichter bezeichnet, die Verabredung, eine Wahl zu treffen, und für jeden Fall das Uebereinkommen, die Gewählten zur Annahme des Auftrags zu bestimmen. Das gewöhnliche Verfahren ist dann, daß jede der Parteien einen Schiedsrichter ernennt und daß die so Ernannten, wenn sie auf den Antrag eingehen, die Wahl eines Dritten zum Obmann (superarbiter, concordator) vornehmen. Eine weitere Wirkung des Compromisses ist, daß die Parteien dem Schiedsrichter die zur Beurtheilung erforderlichen Thatsachen und Beweise mitzutheilen und dem endlichen Schiedsspruche (laudum, arbitrium), welcher von sämmtlichen Erwählten wenigstens durch Stimmenmehrheit gefunden worden ist, Folge zu leisten haben. Doch steht ihnen im Falle der Unzufriedenheit mit dem Schiedsspruche die Berufung auf ein anderes Schiedsgericht oder auf das Urtheil des ordentlichen Gerichts frei, vorausgesetzt daß bei dem Compromiß nicht darauf Verzicht geleistet ist, welchenfalls sich aber immer noch der Schiedsspruch wegen grober Fahrlässigkeit oder Arglist des Schiedsrichters anfechten läßt. Eine zwangsweise Hülfsvollstreckung kann der Schiedsrichter nicht vornehmen, da ein privater Auftrag keine Executivgewalt verleiht, und der Schiedsspruch ist deshalb in Verbindung mit dem Compromiß nur als Grund zu einer gerichtlichen Klage gegen den widerspenstigen Beurtheilten zu benutzen. Das Compromiß erlischt durch den Tod eines der Compromittirenden oder selbst nur eines der gewählten Schiedsrichter, ingleichen wenn kein Schiedsmann für seine Ansicht den Beifall der Mehrheit zu gewinnen vermag, oder wenn der Schiedsrichter den Auftrag zurückgibt und ein nach röm. Recht wenigstens denkbarer Versuch, ihn zum Urtheilen zu nöthigen, erfolglos bleibt. In den Statuten von Actienvereinen und Versicherungsgesellschaften, in Compagnie- und Pachtverträgen, ja selbst in Letzten Willen, die mehrere Nachlaßinteressenten berufen, findet sich nicht selten die Bestimmung, daß alle aus dem gemeinschaftlichen Verhältniß entspringenden Streitigkeiten zwischen den Theilhabern oder Mitcontrahenten schiedsgerichtlicher Behandlung unterbreitet werden sollen. Derartige Anordnungen, die da Compromisse für eine abstracte Reihe von Fällen zu erzwingen suchen, verfehlen indessen durch den Mangel an gutem Willen bei den streitenden Parteien nur zu oft ihren Zweck.

Die Deutsche Civilproceßordnung vom 30. Jan. 1877 regelt das schiedsgerichtliche Verfahren in den §§. 851—872. Schiedsrichter, die sich haben bestechen lassen, oder die sich einer Beugung des Rechts schuldig machen, werden nach §. 334 und 336 des Reichsstrafgesetz-

buchs mit Zuchthaus bestraft. Eine besondere Art der Schiedsgerichte sind die im Gewerbeverkehr vorkommenden Einigungsämter (s. d.) und Gewerbegerichte (s. d.), bezüglich der letztern enthält §. 108 der Deutschen Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 die nähern Bestimmungen. Anlangend das öffentliche Recht, so bestanden in Deutschland schon im Mittelalter zur Schlichtung von Streitigkeiten der Reichsstände untereinander die sogen. Austräge, auf welche auch die Austrägalgerichte (s. d.) des spätern Deutschen Bundes zurückzuführen waren. Die gegenwärtige Verfassung des Deutschen Reichs endlich bestimmt in Art. 76, daß Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten, sofern dieselben nicht privatrechtlicher Natur sind, auf Anrufen eines Theils vom Bundesrathe zu erledigen sind, während Verfassungsstreitigkeiten in solchen Bundesstaaten, in deren Verfassung nicht eine Behörde zur Entscheidung solcher Streitfragen bestimmt ist, auf Anrufen vom Bundesrath gütlich auszugleichen und nöthigenfalls im Wege der Reichsgesetzgebung zu erledigen sind. Auf *internationalem Gebiete* ist in neuerer Zeit mehrfach auf die Schlichtung streitiger Fragen durch Schiedsspruch unparteiischer Personen oder für diesen Fall zusammentretender Gerichte provocirt worden; insbesondere geschah dies bei dem Alabamastreit (s. d.) und der San-Juan-Frage (s. d.).

Schiefe Ebene heißt in der Maschinenlehre eins der einfachen Maschinenelemente, welches die Ueberwindung eines Widerstandes durch Uebertragung der Bewegung auf eine geneigte Fläche bezweckt. Liegt ein Körper unbefestigt auf einer geneigten Fläche, so wird dessen eigenes Gewicht sowie jeder auf ihn ausgeübte Druck in zwei Theile zerlegt, wovon der eine als Druck gegen die Fläche wirksam bleibt, der andere aber ein Hinabgleiten des Körpers längs der Fläche zu erzeugen strebt, welchem sich mehr oder weniger die Reibung entgegensetzt. Von der Größe des Winkels, welchen die schiefe Ebene mit der horizontalen einschließt, hängt die verhältnißmäßige Größe der beiden erwähnten Kräfte ab. Für jeden einzelnen Fall gibt es einen bestimmten geringsten Neigungswinkel, bei welchem das Hinabgleiten des Körpers über die Ebene wirklich eintritt, indem die Reibung überwunden wird; dieser Winkel heißt der Reibungswinkel und ist desto kleiner, je glätter und je besser geschmiert die sich berührenden Oberflächen sind. Nach der Auffassung der neuern Kinematik bilden Schiefebene und darauf bewegter Körper ein kraftschlüssiges Elementenpaar, dessen Relativbewegung die krummlinige oder geradlinige Translationsbewegung ist. In der praktischen Mechanik wird die schiefe Ebene vielfältig zur Hervorbringung von Bewegungen sowie zur Ausübung von Druck angewendet; dies geschieht meist in der Weise, daß man sie als Keil (s. d.) oder als Schraube (s. d.) ausführt; denn diese beiden Maschinenelemente sind eben nur modificirte Formen oder Benutzungsarten der schiefen Ebene. — Im Eisenbahnwesen nennt man *schiefe Ebenen* solche Bahnstrecken, deren Neigung groß genug ist, um das Hinabgehen eines Wagenzugs mit beträchtlicher Geschwindigkeit durch die Wirkung seines eigenen Gewichts zu erzeugen. Solche Bahnstrecken werden abwärts meist ohne alle Mithülfe einer Locomotive befahren; im Gegentheil muß ein zu sehr beschleunigtes Herabfahren des Zugs durch angemessenes Hemmen (Bremsen) verhindert werden. Aufwärts werden die Züge über schiefe Ebenen auf verschiedene Arten transportirt: entweder mittels sehr kräftiger Locomotiven, welche direct vorgespannt werden, oder durch eine auf dem höchsten Punkte der Steigung feststehende (stationäre) Dampfmaschine, welche die Wagenreihe mittels eines starken Seils hinaufzieht (Seilebenen). In einigen Fällen wird die entgegengesetzte Abdachung der Höhe benutzt, um durch das Gewicht eines auf ihr hinuntergehenden Zugs einen andern Zug jenseits mittels des Seils heraufzuziehen. In neuester Zeit sind die Seilebenen fast ganz außer Gebrauch gekommen, weil man bei ihnen nicht vor großen Unglücksfällen (durch Reißen des Seils) gesichert ist; man hat zudem gelernt, Locomotiven von solcher Kraft zu bauen, beziehentlich die zwischen Rad und Schiene übertragbare Kraft so (durch Verzahnung) zu steigern, daß mit ihnen die schiefen Ebenen leicht und sicher erstiegen werden können. In neuerer Zeit ist die schiefe Ebene auch für die Schifffahrt (z. B. beim Oberländischen Kanal in Ost- und Westpreußen, im nördl. Schweden) nutzbar gemacht, indem dieselbe zur Auf- und Abwärtsbeförderung eines Schiffs zwischen zwei Wasserspiegeln von erheblicher Niveaudifferenz in der Weise dient, daß das Schiff auf einen mit Rädern versehenen Transportwagen aufgefahren wird.

Schiefer heißt jedes in dünnen, ebenen Platten brechende Gestein. Man unterscheidet Glimmerschiefer, Quarzschiefer, Thonschiefer, Mergelschiefer, Kupferschiefer, Hornblendeschiefer u. s. w., welche verschiedene Arten zum Theil zum Dachdecken, zu Plateformen, Fußböden, Altanen u. s. w., sowie zu Schreibtafeln sich eignen. Zum Decken der Dächer eignen sich ganz besonders gewisse dunkle, ebenschieferige, leicht spaltbare, im Thüringerwalde, im Erzgebirge bei Lößnitz, am Harz, in den westfäl. Rheingegenden, in England u. s. w. vorkommende Varie-

täten des Thonschiefers, welche deswegen auch Dachschiefer heißen. Kalkschiefer wird namentlich in der Grafschaft Pappenheim und im franz. Departement Aveyron bei Conflans, schieferiger Zechstein im Mansfeldischen, Sandsteinschiefer am Solling bei Holzminden, schieferigplattiger Phonolith im Velay und in der Auvergne, Glimmer- und Quarzschiefer in den Alpen, in Norwegen und Schweden zum Dachdecken angewendet. Ein guter Dachschiefer muß sich leicht in ebene, dünne und große Platten spalten lassen, darf das Wasser nicht zu stark einsaugen, muß frei von fremdartigen Einmengungen, die seine Verwitterung herbeiführen, und hinlänglich fest und spröde, auch feuerfest sein. In Deutschland finden sich ausgezeichnete Dachschieferbrüche bei Goslar und Hüttenrode am Harz, im Kalenbergischen, Saalfeldischen, Baireuthischen und anderwärts. Der Dachschiefer wird erst in großen Blöcken und mächtigen Platten gebrochen, darauf in passende Stücke getheilt und mit breiten dünnen Meißeln in Dachsteine von erforderlicher Dicke gespalten, welche nachher auf scharfkantigen Amboßen viereckig geschlagen, von dem Schieferdecker aber gelocht werden. Zu Schiefer- oder Schreibtafeln werden sehr reine, harte und schwarze Abänderungen des Thonschiefers verarbeitet, und bekannt sind in dieser Hinsicht besonders die Brüche bei Lehesten und Probstzelle im Saalfeldischen. Man spaltet zu diesem Behufe den Schiefer in dünne Tafeln, schabt dieselben mit einem Schabeisen, schleift sie mit Sand und polirt sie mit Tripel oder Bimsstein und Kohlenstaub, worauf sie in Rahmen gefaßt werden. Griffelschiefer nennt man diejenigen Abänderungen des Thonschiefers, welche sich wegen ihrer eigenthümlichen, nicht blos schieferigen, sondern fast holzähnlichen Textur leicht zu Schieferstiften spalten lassen und so weich und mild sind, daß man sich ihrer zum Schreiben auf den Schiefertafeln bedienen kann, ohne dieselben anzugreifen. Am ausgezeichnetsten kommen sie zu Sonneberg in Meiningen vor.

Schieferformation oder Urschieferformation nennt man einen über 10,000 Mt. mächtigen Complex von krystallinischen Schiefern und zwar vorzüglich Glimmerschiefern und Phyllit (Urthonschiefer) mit eingelagerten Gneisen, Kalksteinen, Quarziten, Hornblendeschiefern, welcher zu den Urformationen der Erdkruste gehört und deshalb von den ältern, versteinerungsführenden Schichten (dem Silur) überlagert wird. In Europa ist die S. namentlich im Erzgebirge, Bairischen Wald, Fichtelgebirge und in den Centralalpen verbreitet.

Schiefheit, Schiefwerden, nennt man im gewöhnlichen Leben die Rückgratsverkrümmungen, besonders die nach der Seite, welche von den Aerzten Schlangenkrümmungen oder Skoliosen genannt werden, weil sie stets in Form eines lat. S stattfinden, da der Ausbiegung nach rechts immer eine tiefer unten befindliche sog. Compensationskrümmung nach links entspricht, und umgekehrt. Diese Wirbelsäulenkrümmungen, auch unter dem Namen hohe Schulter bekannt, entstehen theils aus wirklichen organischen Leiden der Wirbelknochen, so namentlich häufig im Jugendalter die winkelige Knickung der Wirbelsäule (meist nach vorn als sog. Kyphosis, Auswachsen, Buckel, Buckeligsein) im Gefolge von Entzündung, Vereiterung und Zerstörung der Wirbelkörper (die chronische Wirbelentzündung und Wirbeltuberkulose, auch als Spondylarthrocace oder Pott'sche Wirbelkrankheit bekannt). In andern seltenern Fällen sind Krankheiten der Muskeln oder Bänder der Wirbelsäule schuld an dem Krummwerden, in noch andern eine Unmöglichkeit, das Gleichgewicht des Körpers anders als durch eine schiefe Rückenhaltung zu behaupten: z. B. wenn jemand immer eine schwere Last auf einem Arme trägt, wie manche Kindermädchen ihren Pflegling, oder wenn der eine Fuß zu kurz, verbogen, steif oder beim Auftreten schmerzhaft ist. In den allermeisten Fällen aber ist das Schiefwerden (die Wirbelsäulenverkrümmung) eine Folge von schlechter Körperhaltung, von einer aus Bequemlichkeit oder Schwäche angenommenen falschen Richtung der Wirbelsäule. Diese sog. Gewohnheitsskoliose findet sich am häufigsten bei Kindern, die auf einem Beine (meist dem linken) zu stehen lieben, und bei jungen Mädchen, welche im Sitzen, beim Schreiben, Nähen, Sticken u. s. w. aus Ermüdung die linke Seite einsinken lassen und die rechte hinauskrümmen. Solche Kinder sind zugleich auch meistens muskelschwach, blutarm, bleichsüchtig und stubensich. Je jünger die Kinder sind, um so ungünstiger wirken die angeführten Schädlichkeiten ein. Die Verhütung und (in den ersten Stadien) Heilung dieser Verkrümmungen ist weit mehr Sache der Erzieher und Aeltern als der Aerzte. Dagegen muß das Kind täglich und stündlich zu Hause und in der Schule nicht nur erinnert werden, die richtige Körperhaltung einzunehmen, sondern mittels Drücken auf Schulterblatt, Rippen u. s. w. in die richtige Stellung gebracht werden. Bedeutendere, durch Zurechtebringen nicht mehr gerade zu richtende Wirbelsäulenkrümmungen sind den orthopädischen Heilanstalten (s. Orthopädie) zuzuweisen oder erfordern das Tragen genau angepaßter künstlicher Stützapparate, unter denen der Geradhalter von Bouvier, der

Bühring'sche Apparat und die Nyrop'sche Maschine am wirksamsten sind. Auch die für unheilbar erkannten Fälle bedürfen noch jahrelang, eigentlich zeitlebens, einer ärztlichen und gymnastischen Behandlung und Aufsicht. Vgl. Schildbach, «Die Skoliose» (Lpz. 1872); Baginsky, «Handbuch der Schulhygieine» (Berl. 1876).

Schiefner (Franz Ant.), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. 6. (18.) Juli 1817 zu Reval, woselbst sein aus Deutsch-Böhmen stammender Vater Kaufmann war, erhielt seine Gymnasialbildung auf der Ritter- und Domschule seiner Vaterstadt und absolvirte 1836—40 auf der Universität zu Petersburg den juristischen Cursus. Hierauf wandte er sich nach Berlin, wo er sich aus Neigung bis 1842 vorzugsweise philol. und, nach Petersburg zurückgekehrt, seit 1846 orient. Studien widmete. Nachdem er eine Reihe von Jahren als Oberlehrer der alten Sprachen an einem der petersburger Gymnasien gewirkt, wurde S. 1852 als Mitglied in die Akademie aufgenommen, an welcher er seit 1863 auch die Stelle eines Bibliothekars bekleidet, und 1865 zum Wirkl. Staatsrath befördert. S. ist gegenwärtig einer der gründlichsten Kenner der großen mongol., turk-tatar., uralisch-finn. Sprachfamilien, sowie der kaukas. und tibet. Sprachen. Seine besondern Forschungsgebiete bilden die tibet. Sprache und Literatur, der Buddhismus in seinen verschiedenen Formen und die verschiedenen Idiome Sibiriens und des Kaukasus. Außer zahlreichen Beiträgen zu den «Bulletins» der petersburger Akademie, verschiedenen Fachzeitschriften und Sammelwerken gehören hierher die Ausgabe von Târanâtha's «Geschichte des Buddhismus in Indien» (Text, Petersb. 1868; deutsche Uebersetzung 1869); ferner Ergänzungen und Berichtigungen zu Schmidt's Ausgabe des «Dsanglun» (Petersb. 1852). Ein ganz neues Gebiet der Sprachforschung haben S.'s Arbeiten über die kaukas. Sprachen eröffnet. Dahin gehören vor allem seine Bearbeitungen der Thuschsprache (Petersb. 1856), das Awarische (1862), das Udische (1863); ferner die ausführlichen Berichte über das Abchasische (1863), das Tschetschenzische (1864), das Kasikümükische (1866), das Hürkanische (1871), das Awarische (1872) und das Kürinische (1873). In den J. 1853—62 gab er im Auftrage der Akademie Castrén's «Nordische Reisen und Forschungen» heraus, für welche er selbst die von Castrén gesammelten grammatischen und lexikalischen Materialien über das Ostjakische (1858), die samojedischen Sprachen (1854—55), das Tungusische (1856), das Burätische (1857), das Koibalische und Karagassische (1857), Jenissei-Ostjakische und Kottische (1858) redigirte und bearbeitete. Von seinen übrigen Schriften sind noch eine deutsche Uebersetzung des finn. Nationalepos «Kalevala» (Helsingf. 1852) und eine rhythmische Bearbeitung der «Heldensagen der minussinschen Tataren (Petersb. 1859) hervorzuheben.

Schielen (strabismus) nennt man diejenige fehlerhafte Stellung der Augen, bei welcher nur eins derselben central fixirend auf das Gesichtsobject eingestellt ist, während das andere in irgendwelcher Richtung, gerade nach innen oder außen, oder gleichzeitig hiermit nach oben oder unten an demselben vorbeisieht. Je nachdem in dem die Stellung und Bewegung der Augen regulirenden Muskelapparate oder in dem denselben versorgenden Nerven die Ursache der fehlerhaften Stellung (und Bewegung) des Auges liegt, spricht man von einem myopathischen (muskulären, concomitirenden) und von einem neuropathischen (paralytischen) S. Da letzteres in der Art entsteht, daß zunächst paralytische Unthätigkeit eines Muskels eintritt und sich in der Weise weiter entwickelt, daß der Antagonist desselben in einen Zustand zunehmender Contractur geräth, so tragen solche Formen des S. dann den gemischten Charakter des paralytischen und muskulären Strabismus. Diejenigen Formen des paralytischen S., bei welchen ein Auge durch gleichzeitige Lähmung mehrerer oder sämmtlicher Muskeln fast unbeweglich in einer fehlerhaften Stellung fixirt ist, wurde früher namentlich mit dem Ausdrucke luscitas bezeichnet. Das S. kann endlich auch auf rein mechan. Wege, so durch Strang- und Narbenbildungen in den die Augen umgebenden Gewebstheilen zu Stande kommen. Frisch entstehendes, darum besonders das paralytische S., ist fast immer mit störendem Doppeltsehen verknüpft, doch pflegt sich dasselbe, namentlich bei dem muskulären S., mit der Zeit zu verlieren. Die Bedeutung des S. ist eine außerordentlich verschiedene. Während das paralytische S. einerseits nur Ausdruck einer leichten Erkrankung, z. B. einer durch atmosphärische Einflüsse bedingten Augenmuskellähmung sein kann, so ist es in andern Fällen Symptom schwerer Allgemeinerkrankungen, besonders solcher der nervösen Centralorgane. Das muskuläre S., zunächst sehr oft nur temporär als sog. periodisches S. in Erscheinung tretend, entsteht ohne Betheiligung des nervösen Apparates dadurch, daß sich in einem bestimmten Augenmuskel, am häufigsten dem innern oder äußern, ein erhöhter Contractionszustand entwickelt, infolge dessen das Auge entweder zu stark nach der Nase oder Schläfe hin gestellt wird (strabismus conver-

gens und divergens). Während man früher die verschiedensten Umstände für die Genese des gewöhnlichen muskulären S. verantwortlich machte, so eine verschiedene Sehkraft beider Augen, Nachahmungssucht u. s. w., so haben die neuern Forschungen mit Evidenz ergeben, daß in der Regel nur in Anomalien der Refraction das genetische Moment zu suchen ist, und zwar liegt dem strabismus convergens bei weitem am häufigsten Hyperopie, dem strabismus divergens Myopie zu Grunde. (S. Hyperopie und Kurzsichtigkeit.) Andere Fehler, wie Ungleichheit der Sehschärfe, Entzündungen und Residuen derselben u. s. w. spielen hierbei eine sehr untergeordnete Rolle. Durch jene bedeutungsvolle Entdeckung der causalen Beziehungen zwischen Refractionsanomalien und dem S. ist der nicht operativen Therapie des letztern (optische Behandlung vermittels der die Ametropie corrigirenden Gläser) eine sehr breite Basis gewonnen worden. Bei alledem ist die operative Behandlung des S. noch immer unentbehrlich. Angeregt wurde dieselbe von L. Stromeyer, zum ersten male 1839 von Dieffenbach ausgeführt, besonders cultivirt indessen von A. von Graefe, nachdem die ursprüngliche Methode Dieffenbach's und seiner Zeitgenossen zu vielen Misserfolgen, namentlich einem monströsen Secundärschielen Veranlassung gegeben hatte und die Schieloperation wieder zu discreditiren drohte.

Schienbein (tibia), der stärkste der beiden Unterschenkelknochen, dessen vorderer Rand sehr scharf ist und deshalb beim Stoßen an das S. der straff darübergespannten äußern Haut heftigen Schmerz bringt; dieser Knochen liegt am innern Rande des Unterschenkels, in der Richtung der großen Zehe, und gibt den benachbarten Muskeln, Gefäßen und Nerven ihre Namen (Schienbeinmuskeln, Schienbeinpulsadern, Schienbeinnerven). Auf seinem breiten obern Ende bewegt sich der Oberschenkelknochen, sein unteres Ende umfaßt zur Hälfte (mit dem innern Knöchel) die Fußwurzel, während dieser auf der äußern Seite das untere Ende des Wadenbeins anliegt.

Schierling. Diesen Namen führen drei einheimische Giftpflanzen aus der Familie der Doldengewächse, welche drei verschiedenen Gattungen dieser Familie angehören und sämmtlich weiße Blüten besitzen. Am bekanntesten ist der gefleckte S. (Conium maculatum L.), auch Wuth- und Stinkschierling, Tollkörbel, Vogeltod, Katzenpeterlein u. s. w. genannt, welcher an Wegen, Mauern, auf wüsten Plätzen, Schutthaufen, auch auf bebautem Boden in Europa, zum Theil in Asien und jetzt auch in Amerika wächst und sich durch einen harten, bläulich bereiften und öfters rothbraun gefleckten Stengel, durch dicke, stielrundliche, hohlröhrige Stiele der Wurzelblätter und durch drei bis vier kurze, einseitig gestellte und am Grunde zusammengewachsene Hüllblättchen unter jedem Dölbchen unterscheidet. Die Früchte sind eiförmig, mit zehn wellig-gekerbten Rippen. Die Blätter, welche beim Welken einen widerlichen, dem Katzenurin ähnlichen Geruch verbreiten, sind als Heilmittel gebräuchlich. Sie enthalten ein sehr giftiges Alkaloid (Coniin oder Cicutin), ein scharfes, ätherisches Oel, Harz, Eiweiß, einen färbenden Stoff und mehrere Salze, gehören zu den heftig wirkenden, scharf narkotischen Mitteln und werden bei Krankheiten des lymphatischen Systems, bei Anschwellungen und Verhärtungen der Drüsen und bei bösartigen Geschwüren, äußerlich als schmerzstillendes Mittel angewendet. Auch wird aus ihnen ein Extract und ein Pflaster bereitet. Bei Schierlingsvergiftungen sind Brechmittel, künstliches Athmen, starker Wein und Kaffee, sowie reichlicher Genuß von Gerbsäurelösungen (Galläpfelabkochung) zu empfehlen. Der Gartenschierling oder die Hundspetersilie, auch Gleiße genannt (Aethusa Cynapium L.), wächst häufig in Gemüsegärten, auf bebautem Boden und wüsten Plätzen. Er ist gleichfalls giftig, jedoch im geringern Grade als der vorige, wird aber den Menschen weit leichter schädlich, indem er mit der Petersilie verwechselt wird, von der er sich durch ganz weiße Blumen und drei lange, lineallische, senkrecht und einseitig herabgeschlagene Hüllblättchen unter jedem Dölbchen unterscheidet. Besonders die untern Blätter dieser Pflanze sehen der Petersilie ähnlich; doch besitzen sie weder das helle Grün noch den starken aromatischen Geruch der Petersilienblätter. Dagegen lassen sie beim Zerreiben zwischen den Fingern einen schwachen Knoblauchgeruch wahrnehmen. Am giftigsten ist jedoch der Wasserschierling (Cicuta virosa L.), welcher sich durch seine Größe, durch sehr stark gewölbte Dolden, einen fünfzähnigen Kelch und rundliche, zweiknotige Früchte mit zehn flachen Rippen auszeichnet. Diese fast durch ganz Europa und Nordasien verbreitete Pflanze wächst in Sümpfen, Teichen, Gräben und auf überschwemmten Plätzen, hat einen dicken, durch horizontale Scheidewände quer in Fächer getheilten Wurzelstock, dreifach gefiederte Blätter mit lineal-lanzettlichen, gleichmäßig spitz gesägten Blättchen, viele pfriemlich-fädliche Hüllblättchen unter jedem Dölbchen und weiße Blumen. Der Wasserschierling gehört zu den heftigsten scharf-narkotischen Giften, und die Verwechselung seines Wurzelstocks, welcher fast sellerieartig riecht und süßlich schmeckt, mit andern eßbaren Wurzeln hat oft

genug den Tod von Menschen herbeigeführt. Schon in geringer Menge genossen, bewirkt er brennende Magenschmerzen, Würgen, Erbrechen, Schwindel, Verlust der Sprache, Schluchzen und unter Convulsionen den Tod. Auch er ist früher in der Heilkunde angewendet worden. Diese Pflanze besitzt zugleich ein histor. Interesse, indem aus ihrem Wurzelstocke der berüchtigte Schierlingstrank der alten Griechen bereitet wurde, den zum Tode verurtheilte Verbrecher trinken mußten (z. B. Sokrates).

Schießbaumwolle, Schießwolle, Pyroxylin (Coton fulminant, Fulmicoton), nennt man chem. Verbindungen von verschiedener Zusammensetzung, die durch Einwirkung der concentrirtesten Salpetersäure (oder eines Gemisches derselben mit concentrirter Schwefelsäure, oder eines Gemisches von Schwefelsäure mit Salpeter) auf Baumwolle oder andere Pflanzenfaser (Cellulose, Papier) hergestellt werden. Die S. besitzt noch vollkommen das Ansehen der Pflanzenfaser, aus welcher man sie hergestellt, und ist unlöslich in Wasser, aber, je nach der Temperatur u. s. w., bei welcher sie bereitet wird, mehr oder weniger löslich in einem Gemisch von Alkohol und Aether und, wenn sie hinreichend lange in den warmen Säuren verweilte, sogar löslich in reinem Alkohol. Ihre Lösung in Aetheralkohol oder reinem Alkohol ist durchsichtig, dickflüssig und läßt, auf eine Fläche gestrichen, eine feine, durchsichtige, feste, für Wasser undurchdringliche Haut zurück. Man benutzt diese unter dem Namen Collodium (s. d.) bekannte Lösung in der Chirurgie und in umfassender Weise in der Photographie. Entdeckt wurde die S. 1846 von Schönbein in Basel und gleichzeitig und unabhängig von diesem von Rudolf Böttger in Frankfurt a. M. Die S. hat als Pulverfurrogat eine große Wichtigkeit erlangt. Man stellt sie gegenwärtig in zwei verschiedenen Formen dar, nämlich als flockenförmige Wolle und als comprimirte S. Nach den besten und zuverlässigsten Untersuchungen ist die S. Trinitro-Cellulose und demnach anzusehen als Baumwolle, in deren Constitution 3 Atome Wasserstoff durch 3 Molecule Untersalpetersäure ersetzt worden sind. 100 Theile Baumwolle geben bis zu 185 Theile S. 1 Kilogr. S. gibt bei der Verbrennung 801 Lit. Gas, namentlich aus Kohlenoxyd, Wasserdampf und Stickstoffgas bestehend. 1 Theil S. wirkt so kräftig wie 4,5 bis 5 Theile Schießpulver. Für die Verwendung der S. als Pulverfurrogat, namentlich zum Sprengen ist es als ein großer Fortschritt zu betrachten, daß es gelungen ist, sie mechanisch derart zu verarbeiten, daß sie hinsichtlich ihrer Effecten dem Pulver ähnlich ist. Man verarbeitet sie zu Lunten, Garn und Zwirn und in Form von Flechten oder Bändern zu Patronen. Auch könnt man in neuerer Zeit die S. Zum Füllen der Torpedos macht man gegenwärtig in der engl., amerik. und deutschen Kriegsmarine die ausgedehnteste Anwendung. Neuerdings ist die S. zum Filtriren starker Mineralsäuren, sowie mit einer Lösung von übermangansaurem Kali getränkt, als Desinfectionsmittel für übelriechende Wunden empfohlen worden.

Schießbeere, Pflanzenart, s. Rhamnus.

Schießen ist das Forttreiben von Geschossen (s. d.) mit Hülfe einer bewegenden Kraft, die entweder von einer mechan. Vorrichtung (Armbrust, Ballista, Katapulte u. s. w.) ausgeht oder, wie in neuerer Zeit, durch explosive Mittel hervorgebracht wird. Unter den letztern ist namentlich das Schießpulver seit langer Zeit gebräuchlich, welches bei seiner Verbrennung sehr ausdehnsame Gase liefert; die Entwickelung dieser und ihrer Einwirkung auf das Geschoß erfolgt in den Feuerrohren, aus welchen letzteres mit einer gewissen Geschwindigkeit (Anfangsgeschwindigkeit genannt) und in einer durch die Rohre gegebenen Richtung (Abgangsrichtung), oft auch noch mit einer gleichzeitig drehenden Bewegung oder Rotation austritt. Außerhalb des Rohrs wird das Geschoß durch die Anziehungskraft der Erde nach abwärts gelenkt und durch den Luftwiderstand in seiner Bewegung fortwährend verzögert, während die drehende Bewegung gewisse Abweichungen aus der durch vorgenannte Componenten erzeugten Flugbahn (s. d.) verursacht. Infolge der erwähnten Einwirkungen erhält die Flugbahn die Form einer einfach oder auch doppelt gekrümmten Curve. Je geringer die Anfangsgeschwindigkeit und je größer die Verzögerung der Geschwindigkeit durch den Luftwiderstand ist, desto mehr weicht die Flugbahn von der Abgangsrichtung nach unten ab, eine desto geringere Entferning oder Schußweite erreicht das Geschoß. Die rotirende Bewegung der Langgeschosse in Verbindung mit der Einwirkung des Luftwiderstandes hat eine mit der Entfernung wachsende Abweichung der Geschosse nach einer bestimmten Seite, gewöhnlich nach rechts, zur Folge, welche die Derivation heißt. Der Winkel der Abgangsrichtung zur Horizontalebene, Abgangswinkel genannt, wirkt nur bis zu einer gewissen Grenze auf die Schußweite vermehrend ein; dieser sog. Winkel der größten Schußweite würde im luftleeren Raume 45° betragen, in der Wirklichkeit ist er etwas geringer, was mit dem Luftwiderstande zusammenhängt. Uebersteigt der Abgangswinkel

diese Grenze, so tritt eine allmähliche Verminderung der Schußweite ein. Die mehr oder weniger gekrümmte Form der Flugbahn entspringt aus der Größe der Anfangsgeschwindigkeit, des Abgangswinkels und des Luftwiderstandes. Bei stärker gekrümmten Flugbahnen sagt man wol statt S. «Werfen»; doch ist letztere Bezeichnung in diesem Sinne jetzt ziemlich veraltet. (S. Bogenschuß.) Die Flugbahnen, welche aus derselben Feuerwaffe unter gleichen Einwirkungen erzeugt werden, sind darum doch nicht zusammenfallend, da diese Gleichheit niemals eine absolute genannt werden kann. Das hierdurch bedingte Auseinanderfallen der Flugbahnen wird die Streuung der Waffe genannt; dieselbe nimmt mit der Schußweite zu. Die Größe der Streuung hängt ab: von den allgemeinen Constructionsverhältnissen der Waffe und der ihr zugehörigen Munition, von der speciellen Beschaffenheit der zu einem bestimmten S. herangezogenen Exemplare beider Theile, von der Individualität desjenigen, der die Waffe beim S. handhabt (des Schützen oder der Geschützbedienung), von den jedesmaligen Verhältnissen der Atmosphäre und des Terrains. Je größer die Streuung einer Feuerwaffe, um so geringer ist die Wahrscheinlichkeit, ein Ziel von gegebener Begrenzung zu treffen (Treffwahrscheinlichkeit). Die Streuung entscheidet über den Grad der Präcision einer Feuerwaffe; als Maßstab der Präcision dienen entweder die Dimensionen der Streuung oder die Procentzahl der Treffer, welche von einer gewissen Schußzahl einem bestimmten Ziele gegenüber zu erwarten ist. Während die Streuung mit der Schußweite wächst, nimmt die Präcision mit letzterer ab.

Die Wirkung der Geschosse am Ziele kann eine verschiedenartige sein, als Percussions-, Spreng-, Brand- und Leuchtwirkung. (S. Geschoß, Percussion, Granaten, Shrapnel, Kartätsche, Brandgeschosse, Leuchtkugel, Raketen.) Der Erfolg des S. hängt in gewissem Grade von einer gehörigen Richtung (s. d.) der Waffe ab. Um die in jedem einzelnen Falle zweckmäßigste Richtung zu ermitteln, gewährt zunächst die Kenntniß der Entfernung des Ziels (Distanz) einen gewissen Anhalt. Eine directe Messung der Schußdistanzen ist selbstredend in den meisten Fällen ausgeschlossen. Die Instrumente zum Messen der Distanzen vom Standorte des Schießenden aus, die Distanzmesser, gründen sich entweder auf die bekannte Höhe des Zielobjects (Mannshöhe), oder auf eine kurze Standlinie am Beobachtungsorte, beziehungsweise am Instrument selber. Die erste Gattung (in der Regel als Distanzfernrohre construirt) besitzt nur geringe Genauigkeit, namentlich auf größere Entfernungen. Die jedesmalige Ermittelung einer Standlinie am Beobachtungsorte ergibt zwar eine genauere Messung, ist aber für viele Verhältnisse, namentlich des Feldkriegs, zu zeitraubend. Eine am Instrument selber angebrachte Standlinie wird so kurz, daß sie nur bei ungemein genauer Arbeit des Instruments zuverlässige Messungen ergibt. In dieser Hinsicht ist der Distanzmesser des nordamerik. Generals Berdan der empfehlenswertheste; doch steht sein hoher Preis seiner weitern Verbreitung bis jetzt im Wege. Ein Mittel zum Messen der Entfernungen beruht noch auf der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalls. In den meisten Lagen des Feldkriegs wird man auf die Schätzung der Distanzen nach dem Augenmaße angewiesen sein; nicht selten wird eine gute Karte zu Hülfe kommen. Die Kenntniß der Distanzen ist indeß für die Erlangung einer guten Schußleistung noch nicht ausreichend; es muß in jedem Falle ein auf die Beobachtung der abgegebenen Schüsse sich gründendes Einschießen erfolgen, das beim Geschütz, namentlich wenn es mit Sprenggeschossen ausgerüstet ist, die eine leichtere Beobachtung der Wirkung gestatten, geringere Schwierigkeiten verursacht als beim Gewehr, dessen Geschoßaufschläge weniger ins Auge fallen. Eine rasante Flugbahn macht von der Kenntniß der Distanzen in gewissen Grenzen unabhängig. Da die Leistungen der Feuerwaffen im heutigen Gefecht am Gesammterfolge einen wesentlichen Antheil haben, so legt man großen Werth auf die Ausbildung der Truppen im S., zu welchem Zwecke die Schießübungen derselben dienen. Als Ziele benutzt man hier Scheiben oder besondere Bauten, welche die Verhältnisse der Wirklichkeit möglichst wiedergeben. Um gute Schießlehrer auszubilden und den rationellen Betrieb des S. überhaupt zu fördern, hat man in den Armeen Schießschulen, sowol für Infanterie als für Artillerie. Schießplatz ist das zum Betriebe der Schießübungen bestimmte Terrain, für Gewehre auch Schießstand genannt. Scharfschießen ist das wirkliche Forttreiben von Geschossen; ein lediglich mit Pulver abgegebener Schuß heißt blind, der erzeugte Knall und Rauch markirt bei Truppenmanövern die Abgabe des Feuers.

Schießpulver (häufig Pulver schlechtweg genannt) ist ein inniges Gemenge von Salpeter, Holzkohle und Schwefel in einem bestimmten Verhältnisse. Durch richtige Wahl des letztern erhält das Gemenge die Eigenschaft, bei der Entzündung der Kohle und des Schwefels sich aus dem festen Zustande sehr rasch in Gasarten umzusetzen, welche bei sehr bedeutender

urſprünglicher Dichte und unter dem Einfluſſe einer ſtattfindenden bedeutenden Temperaturerhöhung ein ſehr großes Ausdehnungsbeſtreben beſitzen. Vermöge des letztern iſt das S. bei ſeiner Verbrennung im Stande, Körper, welche ihm im Wege ſtehen, fortzuſchleudern und die feſteſten Materien auseinander zu ſprengen. Das S. iſt daher ein ſehr geeignetes Mittel zum Forttreiben von Geſchoſſen, zum Sprengen von Geſtein, Erde, Mauerwerk u. ſ. w.; außerdem hat es eine gewiſſe zündende Kraft und iſt durch den bei der Verbrennung ſich entwickelnden Rauch und entſtehenden Knall als Signalmittel brauchbar. Das S. hat nicht blos für Kriegs- und Schießzwecke Bedeutung, ſondern ſpielt auch in der bürgerlichen Technik, beim Bergbau, bei der Anlage von Straßen, Eiſenbahnen u. ſ. w. eine wichtige Rolle.

In Oſtindien und China, wo der Hauptbeſtandtheil des S., der Salpeter, in der Natur vorgebildet ſich findet, ſind nachweislich ſchon vor der chriſtl. Zeitrechnung dem heutigen S. ähnliche Gemenge bekannt geweſen. Von dort hat ſich ihre Kenntniß wol durch die Araber nach Europa verpflanzt. Das im 7. und 8. Jahrh. n. Chr. eine ſo wichtige Rolle einnehmende Griechiſche Feuer (ſ. d.) ſcheint nichts anderes als eine ſalpeterhaltige Miſchung geweſen zu ſein. Während wir auch in den folgenden Jahrhunderten die ſalpeterhaltigen Gemenge immer noch als Brandmittel im Gebrauch finden, die entweder mittels gewöhnlicher Wurfmaſchinen fortgeſchleudert werden oder in Form der Raketen (ſ. d.) als fliegende Feuer ſich ſelber forttreiben, begegnen wir im 13. und 14. Jahrh. dem S. bereits als Mittel zum Forttreiben zerſchmetternder Projectile. Damit ſteht die ſog. Erfindung des S., welche die Engländer dem Roger Baco (1220), die Deutſchen dem Franciscanermönche Berthold Schwarz (1290—1320) zuſchreiben, in enger Verbindung. Das neue, durch die Intenſität ſeiner Wirkung alle bisherigen weit übertreffende Mittel ſpielte zunächſt eine Rolle im Belagerungskriege und zwar nicht blos zum Forttreiben der Geſchoſſe, ſondern auch als Sprengmittel, bis es allmählich eine Umgeſtaltung des geſammten Kriegsweſens zu Wege gebracht hat.

Die Beſtandtheile des S. wurden anfänglich mit der Hand zerkleinert und untereinander gemengt, ſpäter benutzte man Stampfmühlen zu dieſem Zwecke. An Stelle der Mehlform, in welcher das S. urſprünglich zur Verwendung kam, gab man demſelben ſpäterhin die Geſtalt kleiner Körner, in welcher ſich das Mittel bedeutend wirkungsvoller und gegen nachtheilige Einflüſſe widerſtandsfähiger erwies. Zur größern Dauerhaftigkeit verlieh man den Körnern einen matten Glanz. In Bezug auf Mengungsverhältniß und Reinheit der Beſtandtheile traten ſpäter Verbeſſerungen ein. Die Herſtellung des S. iſt in neuerer Zeit eine fabrikmäßige unter ausgedehnter Anwendung von Maſchinen geworden. Die beſondern Anforderungen an das Treibmittel, welche ſich aus der Natur der gezogenen Feuerwaffen ergeben, haben einige neue Formen des S. entſtehen laſſen, wie das Kieſelpulver, prismatiſche S. u. ſ. w. Von allen dem S. ähnlich wirkenden, aber chemiſch anders beſchaffenen Subſtanzen, welche in neuerer Zeit ſo mannichfach aufgetaucht ſind (wie muriatiſches S., Schießbaumwolle, Dynamit u. ſ. w.), hat kein einziges das S. als Treibmittel zu erſetzen vermocht, da ihr zerſtörender Einfluß auf die Feuerrohre eine ſolche Verwendung bis jetzt unmöglich gemacht hat.

Wenn auch im fertigen S. nur Ein beſtimmtes Verhältniß der drei Beſtandtheile (und zwar dasjenige, welches die meiſten Gaſe und die höchſte Temperatur im Gefolge hat) als das richtige angeſehen werden kann, ſo finden wir dennoch in dem urſprünglichen Mengungsverhältniſſe oder der Doſirung des S. in den verſchiedenen Staaten nicht unweſentliche Differenzen, welche dadurch erklärlich ſind, daß in der Art der verwendeten Holzkohle und im Fabrikationsverfahren erhebliche Unterſchiede vorkommen. Das Mengungsverhältniß im deutſchen S. iſt z. B. 74 Theile Salpeter, 16 Kohle, 10 Schwefel, im öſterreichiſchen 75 Theile Salpeter, 13 Kohle, 12 Schwefel, im franzöſiſchen 75 Theile Salpeter, 12½ Kohle, 12½ Schwefel. Nach dem ältern Fabrikationsverfahren wurden die Beſtandtheile des S. in Stampfmühlen zerkleinert und unter Zuſatz von Waſſer, welches die Gefährlichkeit der Arbeit vermindert, gemengt und zu Kuchen verdichtet. Nach dem neuern, aus der Zeit der Franzöſiſchen Revolution ſtammenden (ſog. Revolutions-) Verfahren zerkleinert man die Beſtandtheile in rotirenden Trommeln unter Zuſatz von Bronzeſchrot jeden für ſich und mengt ſie dann in ebenſolchen Vorrichtungen auf trockenem Wege untereinander. Dieſes Verfahren führt in viel kürzerer Zeit zum Ziele als das frühere. Das Verdichten findet alsdann nach vorangegangenem Waſſerzuſatz auf Walzenpreſſen oder mittels hydrauliſchen Drucks ſtatt. Auch kann zur innigern Vermengung dem Trommelverfahren noch eine Bearbeitung des Pulverſatzes unter rotirenden Walzen (Läuferverfahren) folgen. Der zu Kuchen verdichtete Pulverſatz wird zerſchlagen und in einem Siebeapparat, der durch eine Welle mit Krummzapfen in eine

schüttelnde Bewegung versetzt wird, oder mittels einer Walzenkörnmaschine in die Form größerer oder kleinerer Körner gebracht, welche in der Polirtrommel noch geglättet werden. Nachdem durch Trocknen der größte Theil der aufgenommenen Feuchtigkeit aus dem S. entfernt worden ist, erfolgt das Sortiren und Verpacken des fertigen Fabrikats. S. von besonderer Form, wie z. B. das prismatische, kubische u. s. w., wird aus gewöhnlichem Pulverkorn oder aus Pulvermehl auf besondern Pressen hergestellt.

Solange es sich nur um glatte Feuerwaffen handelte, gab man dem S. eine Körnergröße von höchstens 2 Mmt. und sonderte dasselbe in feineres für Gewehre und Wurfgeschütze und gröberes für Kanonen. Das feinere S. würde in den großen Ladungen der letztern einen zu nachtheiligen Einfluß auf die Rohre ausgeübt haben, da es die größere Verbrennungsgeschwindigkeit und heftigere Wirkung besitzt. Das gröbere S. würde sich dagegen in den erstgenannten Waffen als zu schwer entzündlich und zu wenig wirksam erwiesen haben. Mit der Einführung der Percussionszündung bei Gewehren trat die Nothwendigkeit ein, die Maximalgröße der Körner für Gewehrpulver so viel zu verringern, daß der Eintritt des S. in den engen Zündkanal des Gewehrs erfolgen konnte. Für Büchsen und Jagdgewehre kommt ein noch feineres und kräftigeres S., das Pirsch-, beziehungsweise Jagdpulver vor. Mit der Annahme der Züge bei Geschützrohren, wodurch dem Geschoß bei seiner Bewegung im Rohr ein vergrößerter Widerstand erwächst, der sich insbesondere bei gezogenen Hinterladungsgeschützen noch steigert, ließen sich unter Beibehalt des bisherigen Geschützpulvers nur geringe Ladungsverhältnisse und Geschoßgeschwindigkeiten erzielen, deren Steigerung indeß durch die Aufgabe der Bewältigung von Panzerzielen bald als unabweisbares Bedürfniß sich herausstellte. Zu dem Ende mußte die Einleitung der Verbrennung des S. verlangsamt, die erste Einwirkung der Pulvergase auf das Geschoß zu einer mehr druck- als stoßartigen umgestaltet werden. Das mit geringer Geschwindigkeit in die Züge eingeführte Geschoß mußte durch die nachhaltige Wirkung eines allmählicher als bisher sich zersetzenden S. eine allmähliche Steigerung seiner Geschwindigkeit im Rohr erlangen, der Gasdruck, statt wie bei dem bisherigen rasch verbrennenden S. sich vorherrschend auf den hintern Theil des Rohrs zu concentriren, mußte sich mehr auf die ganze Länge des Rohrs vertheilen. Unter dieser Voraussetzung ließen sich die Pulverquantitäten erheblich steigern und die an sich geringere Wirkung durch die vermehrte Ladung mehr als wieder gut machen. Die Mittel lagen in der vermehrten Größe und Dichtigkeit des Korns und in der Zuhilfenahme einer von innen nach außen fortschreitenden Verzehrung des einzelnen Pulverkorns, mit welcher ein Zunehmen der Brennflächen verbunden war. Zu den verbesserten Pulversorten in Gestalt unregelmäßiger grober Körner gehören: das für große Ladungen schwerer Geschütze bestimmte engl. Kiesel-Pulver (Pebble-Pulver) mit Körnern von 12,7 bis 15,9 Mmt. Größe und 1,67 specifischem Gewicht; das bei Feldgeschützen und überhaupt kleinen Kalibern mit großen Ladungsverhältnissen zur Anwendung kommende grobkörnige S. mit Körnern von 4—9 Mmt. Größe und 1,65 specifischem Gewicht. Körner von regelmäßiger Gestalt zeigen: das engl. Pellet-Pulver in Form von Cylindern, 18 Mmt. stark, 10,5 Mmt. hoch mit einer Ausbohrung von 5,08 Mmt. Weite und 7,575 Mmt. Höhe; das zuerst von dem Nordamerikaner Rodman angegebene, jetzt bei großen Kalibern gezogener Hinterladungsgeschütze sehr verbreitete Prismatische S., in Gestalt von sechsseitigen regulären Prismen von 40 Mmt. Durchmesser über Eck und 24,66 Mmt. Höhe mit 7 beziehungsweise 1 durchgehenden Kanal, vom specifischen Gewicht 1,66 beziehungsweise 1,75. Bei beiden Sorten findet eine regelmäßige Lagerung der einzelnen Körner und infolge dessen eine sehr gleichmäßige Verbrennung der Ladung statt; durch die Kanäle ist ein gleichzeitiges Abbrennen von innen nach außen, also mit wachsender Brennfläche gesichert. Für Hinterladungsgewehre ist ein gröberes S. als bisher zulässig, doch ist bei dem geringen Widerstande, welchen das leichte Geschoß leistet, eine rasche Zersetzung vortheilhaft. Man fördert diese durch Anwendung einer leicht entzündlichen Kohle. Bei dem kleinen Kaliber der heutigen Gewehre macht sich der Rückstand des S. in sehr nachtheiliger Weise geltend. Man verringert diesen namentlich durch eine sehr innige Mengung der Pulverbestandtheile, welche zugleich die Gleichmäßigkeit der Wirkung des S. erhöht. Zu reinen Sprengzwecken wird entweder das gewöhnliche Geschützpulver benutzt, oder man fertigt ein besonderes Spreng- oder Minenpulver, mit großen, runden, stark polirten Körnern von vermehrtem Schwefelgehalt, wodurch dasselbe gegen die Einwirkung der Feuchtigkeit widerstandsfähiger gemacht wird.

Von den drei Bestandtheilen des S. ist der Salpeter ein zusammengesetzter Stoff, welcher aus einer Verbindung von Salpetersäure mit Kaliumoxyd hervorgeht. Die Elemente

des Salpeters sind demnach Sauerstoff, Stickstoff, Kalium. Die Holzkohle, der Hauptsache nach Kohlenstoff, enthält, von den Holzbestandtheilen herrührend, einen bei kürzerer Verkohlungsdauer größern, bei längerer geringern Procentsatz von Sauerstoff und Wasserstoff. Der Schwefel ist ein einfacher Stoff. Unter dem Einflusse einer auf etwa 300° C. erhöhten Temperatur verbindet sich der Sauerstoff des Salpeters mit dem Kohlenstoffe der Kohle zu Kohlensäure. Zum vollständigen Freiwerden des Sauerstoffs aus dem Salpeter trägt die Anwesenheit des Schwefels bei, welcher sich mit dem Kalium zu dem den festen Rückstand des S. bildenden Schwefelkalium verbindet. Der Stickstoff des Salpeters wird für sich frei. Durch die Bildung der Kohlensäure im Wege der Verbrennung steigt die Temperatur auf mehrere Tausende von Graden. Das Schwefelkalium wandelt sich zum Theil durch Oxydation in schwefelsaures Kali um, außerdem entsteht auch kohlensaures Kali; beide verflüchtigen sich zum Theil und bilden in Gemeinschaft mit unverbrannter Kohle den Pulverrauch. Die Bildung von Schwefelwasserstoff gibt letzterm den unangenehmen Geruch. Der Rückstand bildet gegen 60 Proc., die Gase gegen 40 Proc. der Verbrennungsproducte des S. Von dem in einem Feuerrohre sich beim Schießen erzeugenden Rückstande wird der größte Theil durch die Gewalt der Gase aus dem Rohre geschleudert. Was zurückbleibt, wird bei feuchtem Wetter schleinig, bei trockenem erhärtet es und bildet die Pulverkruste. Der Rückstand erschwert das Laden und macht ein häufiges Reinigen des Rohrs nöthig. Die Gase des S. würden ohne die Temperaturerhöhung das 600fache Volumen des festen S. einnehmen; mit Hülfe derselben erhöht sich die Ausdehnung auf das 2—4000fache Volumen des festen S. Auf diesem Ausdehnungsbestreben beruht die Kraft des S., welche somit einem 2—4000fachen Atmosphärendrucke gleichkommt. Die praktische Messung der Kraft des S. geschieht gewöhnlich durch die Ermittelung der einem Geschoß unter bestimmten Verhältnissen verliehenen Geschwindigkeit, zu deren Bestimmung man sich eines auf dem Elektromagnetismus beruhenden Apparats, des Chronographen von Leboulengé bedient. Eine weniger genaue Ermittelung der Kraft des S. ergibt die dem Geschosse mitgetheilte Schußweite. Die Gefährlichkeit, welche dem S. als leicht entzündlichem Stoffe von bedeutender Krafteutwickelung innewohnt, der nachtheilige Einfluß, welchen die Feuchtigkeit der Luft und die Erschütterungen beim Transport auf seine Beschaffenheit üben, veranlassen zu Vorsichtsmaßregeln bei der Aufbewahrung, der Verarbeitung und dem Transport des S. (S. Magazin.) Fabriken für Kriegspulver sind in der Regel Staatsinstitute; sie liegen nach Möglichkeit isolirt und sind so gebaut, daß die einzelnen Arbeitslocale räumlich getrennt sind, um der Fortpflanzung einer etwaigen Explosion möglichst vorzubeugen. Muriatisches S. ist eine Mengung von chlorsaurem Kali, Knallpulver eine solche von Knallquecksilber mit den gewöhnlichen Pulverbestandtheilen; beide werden zu Zündungen verwendet. Neuerdings hat man die Kraft des gewöhnlichen S. durch Zusatz von pikrinsaurem Kali zu erhöhen gesucht, doch zeigt diese Mengung eine zu große Gefährlichkeit. Vgl. außer den artilleristischen Lehr- und Handbüchern und Waffenlehren Rutzky und von Grahl, «Das S. und seine Mängel» (Wien 1863); Rutzky, «Theorie der Schießpräparate und innern Ballistik» (Wien 1870); Upmann und von Meyer, «Das S., die Explosivkörper und die Feuerwerkerei» (Braunschw. 1874).

Schießscharten heißen Einschnitte in einer Erdbrustwehr oder Oeffnungen in einer Mauer, Holz- oder Eisenwand, welche den Gebrauch der dahinter aufgestellten Artillerie oder Infanterie gestatten. Die S. sind demnach entweder Geschütz- oder Gewehrscharten. Letztere kommen nur in Mauern oder Holzwänden vor; bei Erdbrustwehren werden sie durch sog. Sandsackscharten ersetzt. Die untere Fläche der S., die Sohle, liegt für Gewehrscharten 1,5 Mt. über dem Stande des Schützen; man nennt dies die Anschlagshöhe. Bei Geschützen richtet sich die Höhe der Schartensohle nach der Lagerhöhe des Rohrs, die entweder 1 oder 1,5 Mt. beträgt. Je nachdem spricht man bei Erdscharten von tiefen oder flachen Scharten. Die Sohle ist mitunter nach vorn gesenkt, wagerecht oder nach vorn ansteigend. Die Seitenwände oder Backen der tiefen Scharten in Erdbrustwehren sind mit Faschinen oder Schanzkörben, auch wol blos mit Kopfrasen bekleidet. Die hintere Oeffnung ist nur so weit, daß der Kopf des Geschützes bequem eingebracht werden kann. Die vordere ist groß genug, um theils eine Seitenrichtung des Geschützes zu erlauben, theils die Bekleidung gegen das Verbrennen durch das eigene Feuer zu schützen; die obere Decke der gemauerten Scharten heißt Kappe. Im Bereiche des feindlichen Gewehrfeuers müssen die hintern Oeffnungen der tiefen Scharten durch Blendungen geschlossen werden. Der stehenbleibende Theil zwischen zwei S. heißt Kasten. Eine S. in einer Erdbrustwehr gewährt eine bessere Deckung, als die Aufstellung auf Geschütz-

bänken. (S. Bank.) Doch schwächen die tiefen S. die Erdbrustwehr erheblich und gewähren dem Gegner einen leicht erkennbaren Zielpunkt. Die S. in Panzerwänden müssen so klein gehalten werden, daß nur die Mündung des Geschützes darin Platz findet; sie heißen Minimalscharten und bedingen eine besondere Einrichtung der Lassete. Gewehrscharten in Mauern und Holzwänden heißen je nach der Lage ihrer längsten Ausdehnung Horizontal- oder Verticalscharten. Mauerscharten überhaupt haben die Schartenenge gewöhnlich in der Mitte.

Schievelbein (Herm.), ausgezeichneter Bildhauer, geb. zu Berlin 18. Nov. 1817, lernte bei Wichmann, trat aber früh selbstständig auf und ging nach Petersburg, wo er an den plastischen Arbeiten für den Winterpalast und die Isaakskirche betheiligt war. Im J. 1841 unterbrach er diese Beschäftigung, um in Berlin um den Preis für Rom zu concurriren, und bald darauf noch einmal, als es sich um die Ausführung einer der acht Gruppen für die Schloßbrücke handelte. In beiden Bewerbungen glücklich, konnte S. in Rom 1843 das Modell zu der Gruppe des Jünglings, den Pallas in den Waffen unterrichtet, ausführen, dessen Uebertragung in Marmor 1853 in Berlin geschah. Das Werk gehört durch seine maßvolle und gesunde Schönheit zu den vortrefflichsten und anziehendsten Arbeiten der ganzen Reihe. Während der Vollendung der Gruppe beschäftigten den Künstler noch zahlreiche andere monumentale Aufgaben. Zu diesen gehörten die kolossalen Apostelgestalten für die Kirche zu Helsingfors in Finland und der Relieffries für die Wände des griech. Hofs im berliner Neuen Museum, darstellend die Zerstörung von Herculanum und Pompeji, eine 66 Mt. lange Composition in fast lebensgroßen Gestalten, in Stuck an Ort und Stelle ausgeführt (das kleine Originalmodell in der berliner Nationalgalerie). S. zeigte darin Reichthum der Phantasie, Vielseitigkeit der Gestaltungskraft, die Fähigkeit, reiche Massen in harmonischer Ordnung zu gliedern und dem Auge anmuthig zu machen. Eine andere große Relief-Composition, in gebranntem Thon, fertigte er 1855 für den einen der beiden Portalthürme der Dirschauer Weichselbrücke. Dieses Werk stellt in fast doppelter Lebensgröße der Figuren die Unterwerfung der letzten heidnischen Elemente des preuß. Ordenslandes durch den Hochmeister Heinrich von Kniprode dar. Zur Ausführung in gebranntem Thon wurden von S. auch die Gestalten Luther's und Melanchthon's für das neue königsberger Universitätsgebäude, die Figuren der Monate für das Orangeriegebäude in Sanssouci und viele decorative Arbeiten modellirt. Zu Anfang der sechziger Jahre übertrug man ihm das Monument des Freiherrn von Stein für Berlin, von dem er die Hauptgestalt und die reichen Postamentsbildwerke dem Erzgusse übergeben konnte. Das Denkmal, von S.'s Schülern vollendet, wurde erst 1875 auf dem Dönhofsplatze aufgestellt. Er starb 6. Mai 1867. Seit 1860 war S. Professor an der berliner Akademie.

Schiff nennt man im allgemeinen jedes auf einem Kiel erbaute Fahrzeug, welches befähigt ist, See zu halten. Im engern Sinne bezeichnet man jedoch mit diesem Namen gewöhnlich nur ein solches Fahrzeug, dessen Masten aus Stengen und Bramstengen zusammengesetzt sind und welche Raaen (s. d.) haben. Die übrigen kleinern Fahrzeuge nennt man kurzweg «Fahrzeuge». Es gibt Kriegsschiffe (s. Marine) und Kauffahrteischiffe. Erstere werden in gepanzerte und ungepanzerte getheilt, und je nachdem sie die Geschütze unter oder nur auf Deck tragen, bezeichnet man sie als Fregatten oder Corvetten, während man die kleinern (leichten Kanonenboote) Fahrzeuge erster und zweiter Klasse nach ihrer Größe nennt. Ein S. mit drei Masten, an deren jedem sich Stengen, Bramstengen und Raaen befinden, heißt ein Vollschiff, und ein Mast mit Stengen, Bramstengen und Raaen ein Vollmast. S. mit zwei vollen und einem Maste, an dem sich keine Raaen, sondern nur Gaffelsegel befinden, nennt man Barks, solche mit zwei vollen Masten Briggs und mit einem vollen und einem oder zwei Barkmasten Schoner. Nach der Art ihrer Fortbewegung theilt man alle S. auch noch in Segel- und Dampfschiffe (s. d.) ein. Die letztern zerfallen wieder in Räder- und Schraubenschiffe. Eine dritte Art der Fortbewegung ist die der hydraulischen Reaction, jedoch sind bis jetzt nur wenige S. damit versehen. Hierbei besteht der Motor in einem mit großer Schnelligkeit aus dem S. strömenden Wasserstrahle, der durch mächtige Pumpen erzeugt, eine Reaction gegen das Wasser außerhalb ausübt und dadurch das S. vorwärts treibt. Früher hatte man lediglich Raddampfer, jetzt wendet man dieselben nur für Flüsse oder kurze Seefahrten an, da sich für längere Reisen die den Wellenbewegungen weniger ausgesetzte Schraube besser bewährt. In den Kriegsmarinen sind sämmtliche für den Kampf bestimmten S. und Fahrzeuge Schraubendampfer, da Räder und ein Theil der bei Raddampfern nothwendig über der Wasserlinie liegenden Maschine zu sehr durch Geschosse gefährdet werden. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines S. die gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Ganzen zu geben, nennt

man Schiffsbaukunst; dieselbe beruht auf der wissenschaftlichen, aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten Untersuchung der Eigenschaften eines S., insofern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Der zum Schiffsbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft, und der Platz, auf welchem ein einzelnes S. gebaut wird, eine Helling oder ein Dock. (S. Docks.) Eine Helling ist eine geneigte Fläche von Bohlen oder Mauerwerk, die über einem Balkenrostwerke lagern. Der Kiel des S. wird auf Klötze, welche Stapelklötze heißen, gelegt, und man nennt ein solches im Bau begriffenes S. auf Stapel stehend. Wenn das S. so weit fertig gebaut ist, daß es zu Wasser gebracht oder, technisch ausgedrückt, «vom Stapel laufen» kann, wird es auf eine schlittenartige Unterlage gekeilt, wodurch es von den Kielklötzen freikommt. Es werden dann die Balken, mit denen der Bau gestützt war, fortgenommen, und das dadurch freigewordene S. gleitet auf der geneigten Helling in das Wasser. Zum Ausbessern der S. unter Wasser werden jetzt überall Docks benutzt, wenn die Reparaturen nicht so geringfügiger Art sind, daß sie durch Taucher, deren sich auf jedem größern Kriegsschiffe mindestens einer befindet, ausgeführt werden können.

Während man in frühern Zeiten als Material zum Schiffsbau ausschließlich Holz verwendete, benutzt man in neuerer Zeit immer mehr Eisen dazu, das im Verhältniß zu seiner Stärke leichter als Holz ist, bei gleichen Dimensionen mehr Ladungsraum gibt, billiger ist und sich leichter repariren läßt. Dagegen sinken die eisernen S. bei größern Verletzungen viel leichter als hölzerne, und die Lecke lassen sich provisorisch lange nicht so gut stopfen wie bei diesen. Während in frühern Zeiten gesunkene S. stets als gänzlich verloren betrachtet wurden, hat jetzt die vorgeschrittene Technik die Mittel gefunden, sie wieder zu heben, wenn die Lage nicht zu ungünstig und zu tief ist. Ein bestimmtes System wird dabei nicht verfolgt, sondern man richtet sich nach den Umständen; jedoch ist es am allgemeinsten, die Lecke vorher so gut wie möglich zu stopfen, die übrigen Oeffnungen zu schließen, dann mit Hülfe mächtiger Pumpen das Wasser aus dem S. zu pumpen und es so aufschwimmen zu lassen. Oder aber man bringt durch Taucher Ketten, resp. Taue unter das S. und sucht es mit mächtigen Hebewerken zu heben. — In der kirchlichen Architektur nennt man S. den mittlern größern Theil einer Kirche von der Halle an, wo der Glockenthurm steht, bis an den Altar. — In der Buchdruckerkunst heißt S. diejenige Vorrichtung, auf welche der Setzer den Satz nach und nach so lange hinstellt, bis die nöthige Länge der Seite erreicht ist, um letztere, nachdem sie mit Bindfaden festgebunden, auf ein dazu bereit stehendes Brett stellen zu können.

Schiffbruch. Im allgemeinen versteht man unter S. jede schwerere, durch die Elemente herbeigeführte Beschädigung eines Schiffs, bei der das Leben der Besatzung in Gefahr kommt. Die häufigste Art des S. ist das Stranden, wobei das Fahrzeug durch die Gewalt des Sturms und der Wellen an die Küste geworfen und dort meist nach kurzer Zeit zertrümmert wird. Gleichbedeutend mit Stranden ist Scheitern, nur daß sich dieses mehr auf das Auflaufen auf Klippen bezieht. Eine besondere Art des S. ist das Kentern oder Umwerfen des Schiffs durch einen plötzlichen Windstoß. Es tritt ein, wenn der Schwerpunkt zu hoch liegt und die Segel nicht zeitig genug fortgenommen werden, oder wenn die Ladung aus leicht verschiebbaren Stoffen, wie Getreide, Salz u. s. w., besteht und nicht Vorkehrungen getroffen sind, um bei schiefer Lage des Schiffs das Uebergehen der geladenen Gegenstände nach einer Seite zu verhindern. Jedoch sind nicht immer die Elemente schuld am S.; oft wird er auch durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit herbeigeführt, wenn der Ort des Schiffs nicht genau ermittelt und ein falscher, auf die Küste oder auf Untiefen führender Curs gesteuert wird. Die Zahl der Schiffbrüche ist sehr groß. In den engl. Gewässern allein kommen durchschnittlich jährlich über 1000 vor, und im ganzen kann man die Zahl auf 6—8000 jährlich veranschlagen. Oft vernichtet ein einziger Wirbelsturm in der Nordsee und dem Kanal einige hundert Fahrzeuge.

Schiffbrücken heißen solche Brücken, deren Fahrbahn auf Kähnen oder Pontons (s. d.) ruht, die in kurzen Entfernungen voneinander, mit ihrer Länge nach der Richtung des Stroms gestellt, durch Anker festgehalten werden. Die S. werden auf solchen Flüssen gebraucht, deren Breite, Tiefe und Geschwindigkeit die Erbauung anderer Brücken nicht erlauben oder an Stellen, wo der Eisgang oder der Wasserstand eine zeitweise Beseitigung der Brücke erfordern, oder wo die Schifffahrt die öftere Herstellung einer geräumigen Durchfahrtsöffnung verlangt. Die S. sind so eingerichtet, daß ein im Fahrwasser liegender Theil leicht aus- und eingefahren werden kann, um Schiffe durchzulassen. Im Kriege finden die S. behufs des Ueberschreitens der Flüsse wegen ihrer leichten und raschen Herstellung mittels transportabler Pontons eine häufige Anwendung. Die älteste S. ist die, welche Xerxes 480 v. Chr. über den Hellespont bauen ließ.

Schifferinseln (Navigatoren), polynesische Inselgruppe, s. Samoa-Inseln.

Schifffahrt ist entweder Binnenschifffahrt, wenn sie auf Landseen, Flüssen und Kanälen, oder Küstenschifffahrt (franz. cabotage), wenn sie zwischen benachbarten Seestädten eines und desselben Landes, oder Seeschifffahrt, wenn sie auf der offenen See betrieben wird. Durch die S. wird nicht allein der Handel befördert, sondern sie hat auch wesentlich beigetragen zur Bereicherung des menschlichen Wissens, und ihre Geschichte ist zugleich die Geschichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civilisation. Die Phönizier werden für die ersten Meister der S. gehalten. Dieselben unternahmen weite Handels- und Entdeckungsreisen, hüllten sie aber stets in Geheimniß. Wahrscheinlich haben sie schon Afrika umschifft. Nächst ihnen waren die Inselgriechen, die kleinasiat. Jonier, vorzüglich aber die Karthager im Alterthum wegen ihrer S. berühmt. Im Mittelalter zeichneten sich die Normannen durch ihre kühnen Fahrten zur See aus, die sogar bis Amerika gingen, späterhin besonders die ital. Seestaaten, Venedig, Genua, Pisa und das dalmatische Ragusa. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Compasses konnten sich die Seefahrer mit größerer Sicherheit auf den Ocean wagen. Wesentlich wurde später die S. gefördert durch die Erfindung des Octanten und Sextanten durch Halley, die Vervollkommnung der See-Uhren durch Harrison und die von G. Mercator (s. d.) verbesserten Seekarten. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die S. mit größerm Eifer zu betreiben; Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen. Die mehr und mehr sich ausbildende Schiffbau- und Schifffahrtskunst verminderten die frühern Gefahren der S. um vieles, sodaß die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen machen und den Handel besonders zu hohem Flor bringen konnten. (S. Handel.) Gegenwärtig sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geogr. Lage, ihre reichen Colonien und ihre gewaltige Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten S. und der meisten Kauffahrtei- und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europas. Dagegen sind Holland, Portugal und Spanien, die ehemals England den Rang streitig machten, von ihrer Höhe herabgesunken. Die Franzosen, deren S. in neuerer Zeit wieder bedeutend gestiegen, erwarben sich insbesondere das große Verdienst, die ersten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt und die Schiffskunst zuerst auf wissenschaftliche Regeln gebracht zu haben. Besondere Beachtung verdient gegenwärtig auch die großartige Entwickelung der nordamerik. Marine; sie ist an Zahl der Schiffe und Tonnengehalt die zweitgrößte, während die deutsche Handelsschifffahrt den dritten Rang unter den seefahrenden Nationen einnimmt. Im allgemeinen erfuhr die S. die wesentlichste Umgestaltung und Erweiterung durch die Erfindung des Dampfschiffs (s. d.) und die Anwendung der Propellerschraube (s. d.). Vgl. Benedict, «Versuch einer Geschichte der S. und des Handels der Alten» (Lpz. 1806); Heeren, «Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt» (5. Aufl., 5 Bde., Gött. 1824—26); Lindsay, «History of merchant shipping» (4 Bde., Lond. 1874—75).

Schifffahrtskunde oder Nautik heißt in der engern Bedeutung die Steuermannskunst (s. Steuermann), im weitern Sinne die Kenntniß dessen, was bei der Schifffahrt zu wissen nöthig ist. Dahin gehören, außer den Hülfswissenschaften, wie Geographie, Astronomie, Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik und Handelswissenschaften, nächst der Steuermannskunst im engern Sinne die Schiffbaukunst, Maschinenkunde, Elektrotechnik, Kenntniß des Seerechts, des Seekriegs und insbesondere die Bekanntschaft mit den früher von andern zu Wasser gemachten Erfahrungen. Diejenigen Hülfswissenschaften, welche nicht mit der Steuermannskunst im engern Sinne zusammenhängen (von den obengenannten stehen zu dieser nur die drei erstern in Beziehung), werden nur von den Offizieren der Kriegsschiffe, nicht aber von den Steuerleuten, resp. Schiffern der Handelsmarine gefordert. Vgl. Freeden, «Handbuch der Nautik» (Oldenb. 1864); Werner, «Die Schule des Seewesens» (Lpz. 1866); Albrecht und Bierow, «Lehrbuch der Navigation und ihrer mathem. Hülfswissenschaften» (4. Aufl., Berl. 1873).

Schifffahrtsschulen oder Navigationsschulen nennt man diejenigen Lehranstalten, auf denen die Seeleute den zur Navigirung eines Schiffs nöthigen theoretischen Unterricht empfangen. Die Zöglinge lernen daselbst mit den nöthigen Beobachtungsinstrumenten umgehen und die gemachten Beobachtungen und Messungen von Gestirnshöhen berechnen, zum Zwecke der Ortsbestimmung durch Länge und Breite. Diese Berechnungen gründen sich sämmtlich auf die Mathematik, namentlich auf ebene und sphärische Trigonometrie. Deshalb soll die Mathematik auch den Hauptgegenstand des Unterrichts auf den S. bilden. Der Cursus dauert 18 Monate, wovon 12 Monate auf die Steuermanns- und 6 Monate auf die Schifferklasse kommen. Ehe die Schifferklasse von den Schülern besucht werden darf, müssen sie nach Absolvirung der Steuer-

mannsklasse und abgelegtem Examen 18 Monate als Steuermann zur See gefahren haben. Die Aufnahme in die S. setzt eine praktische Vorbildung an Bord eines Kriegs- oder Handelsschiffs von 48 Monaten Seefahrtszeit voraus.

Schifffahrtsverträge sind eine Untergattung der Handelsverträge (s. d.) und erstrecken sich wesentlich auf die Begünstigungen, welche die sie abschließenden Staaten einander in ihrer Schifffahrt und den auf derselben lastenden Abgaben und Förmlichkeiten bewilligen. Sofern die betreffende Flagge den unter ihr eingehenden Gütern niedrigere Zölle herbeiführt, geben die bezüglichen Verträge den Anlaß zu Differentialzöllen (s. d.). Wie mit dem Eintritte der früher vermißten Sicherheit der Personen und ihres Verkehrs die ursprüngliche Veranlassung zu Handelsverträgen überhaupt fast überall hinwegfiel, trat auch das erste Motiv zu S. mehr und mehr in den Hintergrund, und gegenwärtig beruht dasselbe hauptsächlich in dem Princip der Differentialzölle. Bevorzugungen, welche der Schifffahrt der einen Nation gewährt werden, also Benachtheiligungen dritter Nationen, rufen natürlich auf andern Seiten das Bestreben hervor, jene Vortheile auch der eigenen Nation zu gewinnen und daher Gegenerleichterungen zu gestatten, deren Verallgemeinerung endlich den Anlaß zu solchen Verträgen ganz aufheben muß.

Schiffsbaukunst, s. Schiff.

Schiffsgeschütze, zur Bewaffnung der Kriegsschiffe dienend, kommen im Seegefecht und bei Küstenangriffen zur Verwendung. Sie kämpfen von schwimmenden beweglichen Aufstellungen aus, wie sie die Decks der Schiffe bieten. Die Manöver des eigenen Schiffs, wie derer des Gegners bedingen fortdauernde Aenderungen in der Lage der Kämpfenden zueinander, wie in den Entfernungen. Flache Flugbahnen versprechen den besten Erfolg, weshalb in der Bewaffnung der Kriegsschiffe fast nur die Kanonen und zwar mit großen Ladungen vertreten sind. Die Ziele sind meistens von bedeutender Widerstandsfähigkeit, weshalb große Kaliber mit schweren Geschossen von großer Durchschlagskraft vorherrschen. Den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gattungen der Kriegsschiffe in Bezug auf Zweck, Tragfähigkeit und Raumverhältnisse Rechnung zu tragen, ist man nur durch eine große Zahl verschiedener Geschützkaliber und innerhalb der einzelnen Kaliber durch verschiedene Rohrlängen und Gewichtsklassen im Stande. Die beschränkten Raumverhältnisse, wie die eigenthümlichen Bewegungen der Schiffe bedingen besondere Lafteneinrichtungen. Ein Stellungswechsel der Geschütze ist so gut wie ausgeschlossen. Die Armirung größerer Boote erfolgt durch leichte Kanonen, die behufs Verwendung als Landungsgeschütze auch in eine Art von Feldlaffete eingelegt werden. Die eigentlichen S. bei der deutschen Marine sind 12-, 15-, 17-, 21-, 24-, 26- und $30\frac{1}{2}$-Centimeterkanonen; unter den 15-, 17-, 21-, 24- und 26-Centimeterkanonen gibt es lange und kurze. Als Bootskanonen benutzt man 8-Centimeterkanonen. Die österr. Marine hat 12-, 15-, 21-, 24-, 26- und 28-Centimeterkanonen, außerdem als Bootskanonen die Kaliber der Feldartillerie. Die Lafseten der S. müssen eine gedrängte Construction besitzen und eine Beschränkung des Rücklaufs gewähren. Zu letzterm Zweck dient entweder ein einfaches Hemmtau (Brooktau) oder eine Rücklaufsbremse. Man unterscheidet die Schiffsradlaffeten und Schiffsrahmlaffeten; erstere sind bis etwa zum 15-Ctmt.-Kaliber aufwärts anwendbar; für größere Kaliber sind nur die letztern brauchbar. Die Rahmen der Rahmlaffeten haben bei Aufstellung der Geschütze hinter Stückpforten ihren Drehpunkt unter der letztern, also Vorderpivotirung; beim Feuer über die Brustwehr aber liegt der Drehpunkt der Rammerspariß halber in der Mitte. Die Lafseten für S. in Drehthürmen haben einen fest eingebauten Rahmen; die Seitenrichtung des Geschützes wird durch Drehung des Thurms genommen. Die Lafseten der Bootskanonen sind gleichfalls Rahmlaffeten, sofern sie nicht als Landungsgeschütze in Feldlaffeten liegen. Vgl. «Die Schiffs- und Küstengeschütze der deutschen Marine» (Berl. 1876).

Schiffshalter oder Schildfisch (Echeneïs), eine Fischgattung, welche sich durch eine flache, auf dem Kopfe liegende Saugscheibe auszeichnet. Diese aus einer Umgestaltung der vordern Rückenflosse hervorgegangene Saugscheibe besteht aus einer verschiedenen Zahl von quer gestellten, senkrecht aufrichtbaren, am Hinterrande mit einer Reihe von Hakenzähnen versehenen, gleichhohen, parallelen Platten, die durch eine unbewegliche, die Scheibe der Länge nach scheidende Leiste in zwei gleiche Theile zerlegt werden. Indem nun mittels eines die Scheibe umgebenden ovalen Ringmuskels der Scheibenwand angespannt, erhoben und an den Gegenstand angedrückt wird, so entsteht durch Aufrichtung der Platten ein luftleerer Raum, wodurch die Scheibe so fest anhaftet, daß es oft schwer ist, einen solchen Fisch mit der Hand allein von dem Gegenstande abzureißen, an welchem er sich festgesogen (angeschröpft) hat. Diese Fische heften sich an andere größere Fische, namentlich Haie, aber auch an Schiffe an. Die meisten Arten

leben in den wärmern Meeren; ihr Fleisch ist nicht eßbar. Der große S. (E. Naucrates), der sich in allen Meeren findet, hat eine abgerundete Schwanzflosse und 22 Platten in der Saugscheibe und wird 1,5 Mt. lang. Weit kleiner ist der kleine S. (E. Remora), der im Mittelmeere lebt und schon den alten Griechen und Römern bekannt war; er hat eine ausgeschnittene Schwanzflosse und 18 Platten in der Saugscheibe und wird 15—30 Ctmt. lang.

Schiffsjournal, s. Journal.

Schiiten, d. h. Anhänger der Schîa (der Trennung), heißen im Gegensatz zu den Sunniten (s. d.) bei den Mohammedanern alle diejenigen, welche den vierten Khalifen Ali ben-Abi-Taleb (s. d.), den Schwiegersohn Mohammed's, für den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's (s. d.) erklären und deshalb die drei ersten Khalifen Abubekr, Omar und Osman, ingleichen die Dynastie der Omajjaden als usurpatorische Khalifen betrachten. Die S. legten dem Ali schon im 1. Jahrh. mohammed. Zeitrechnung fast göttliche Eigenschaften bei und feiern als Hauptfest den Todestag des zweiten Sohnes des Ali, Husein, welcher in dem Treffen bei Kerbela 680 n. Chr. überwältigt und erschlagen wurde. Die S. (der Name wird ihnen von den Sunniten beigelegt, welche sie als Abtrünnige ansehen) machten sich, obgleich die Spaltung schon sehr bald nach dem Tode Mohammed's eintrat, als eigentliche religiös-polit. Partei doch erst dann geltend, als die ersten Khalifen, welche in den Anhängern Ali's ihre Feinde schon wußten, dieselben mit Waffengewalt zu unterdrücken suchten. In die Kämpfe zwischen den S. und den Sunniten, welche jahrhundertelang das Reich des Islam erschütterten, mischten sich verschiedene andere Beweggründe, welche mit dem Glaubensinhalt des Islams wenig oder nichts zu thun haben. Vorzüglich waren es die ethnogr. Unterschiede zwischen den Völkern, die sich zum Islam bekannten, welche sich in diesen Kämpfen geltend machten, namentlich der Antagonismus der arischen Rassen (Perser und Juder) gegen den Semitismus (Araber). Persien ist seit früher Zeit der eigentliche Sitz der S. geblieben, und seit 1512, seit der Begründung der Dynastie der Safiden (oder Sefiden) durch Schah-Ismail, ist der Schiitismus in Persien zur Alleinherrschaft gelangt. Die S. erkennen die Oberherrschaft des als Nachfolger der Khalifen geltenden türk. Sultans nicht an. (S. Mohammedanismus.)

Schikaneder (Emanuel), österr. Lustspiel- und Operntextdichter, insbesondere bekannt als Verfasser des Textes zur «Zauberflöte», wurde zu Regensburg 1751 geboren. Der theatralischen Laufbahn von Jugend auf sich widmend, gewann er auf den Bühnen mehrerer österr. Städte als Komiker vielen Beifall. Auch begann er sehr bald Opern und Singspiele zu schreiben, die, je nach dem Componisten, dem sie in die Hände fielen, mehr oder minder Glück machten. Seinen Text zur «Zauberflöte», der durch Mozart's Musik berühmt wurde, hat man als Dichtung meist zu scharf beurtheilt. Sie ist in der metrischen und dialogischen Ausführung fehlerhaft und unbeholfen, dagegen schlingt sich doch eine echt poetische Grundidee durch das Gewebe. Im Schau-, Lust- und Trauerspiel versuchte sich S. ohne Erfolg, wie seine «Sämmtlichen theatralischen Werke» (2 Bde., Wien 1792) beweisen. Durch die «Zauberflöte», sowie durch Kenntniß und Benutzung dessen, was die Menge des Publikums anzog, hatte sich S. allmählich in Prag, wo er eine Zeit lang die Direction des Theaters führte, und später in Wien, wo er dem Leopoldstädtischen Theater vorstand, einiges Vermögen erworben. Er unternahm damit in Wien die Errichtung eines neuen großen Theaters in der Vorstadt Wieden (das sog. Theater an der Wien), das er 13. Juni 1801 mit der Oper «Alexander» von Teyber eröffnete. Er mußte jedoch die Direction desselben niederlegen und starb 21. Sept. 1812 zu Wien.

Schild war im Alterthume und Mittelalter ein Schutzmittel gegen die Wirkung der Fern- wie der Nahwaffen. In der Form waren die S. in den verschiedenen Zeiten und bei den einzelnen Völkern sehr abweichend, doch scheint die viereckige und runde Form die Urform aller übrigen gewesen zu sein. Ihre Größe richtete sich nach der größern oder geringern Vollkommenheit der Angriffswaffen, nach dem Geschmacke des Volks selbst, und je nachdem sie für das Fußvolk oder für die Reiterei bestimmt waren. Der griechische S., der S. von Argos, war rund, aber bald größer, bald kleiner, von Holz, Weidenflechtwerk u. s. w. gefertigt, mit Fell überzogen und am Rand herum mit Metall, der bessern Haltbarkeit wegen, beschlagen. S. aus Metall waren anfänglich eine Seltenheit und meist von kostbarer, ausgezeichneter Arbeit, wie z. B. in der Homerischen Sage der S. des Achilles, eine Arbeit des Vulkan. Auf der Mitte des S. war öfters eine Erhöhung von Metall, ein Buckel, in Form einer Halbkugel angebracht, welcher dazu diente, dem Schildträger eine größere Sicherheit gegen den Wurf zu gewähren. Getragen wurde der S. an Querhölzern oder ledernen Riemen, durch welche man den linken Arm steckte. Größere S. pflanzte man auch vor sich auf die Erde, um dahinter gedeckt die

Schußwaffe zu gebrauchen. Derartige S. hießen im Mittelalter Setztartschen, während Tartsche an sich einen viereckigen S. bedeutet; runde S. nannte man auch Rundtartschen. Bei allen Völkern des Alterthums gehörte der S. zu den Ehrenwaffen; es galt für die größte Schande, denselben wegzuwerfen. Auf dem S. ruhte der Krieger aus; auch diente er in Griechenland als Wiege für die Kinder. Auf dem S. erhob man Personen zum Zeichen des Erwähltseins als Befehlshaber und Herrscher, wie dies mit Brennus, den Kaisern Julian, Anastasius u. a. geschah. Diese Gebräuche gingen auch in das Mittelalter über, und namentlich finden sie sich bei deutschen Völkerstämmen. Der S. wurde aber auch frühzeitig durch seine Form und Farbe zum Unterscheidungszeichen für ganze Völker und durch Ausschmückung für einzelne Familien und Personen. Aus den Schildbildern entstanden die Wappen (s. d.), die zwar schon im Alterthum vorkommen, aber erst im Mittelalter allgemeiner wurden. Die Einführung des Schießpulvers brachte die S. außer Brauch. — S. heißt bei einer Kasematte (s. d.) die vordere Abschlußmauer, in der sich die Scharten befinden. — Panzerschild nennt man die vor einer Mauer angebrachte Bekleidung mit Panzerplatten. — Schildzapfen heißen bei einem Geschützrohr die seitlichen walzenförmigen Angüsse, welche dessen Drehachse bilden.

Schilda, officiell Schildau, ein Städtchen im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 13 Kilom. im Südsüdwesten von der Kreisstadt Torgau gelegen, zählt (1875) 1409 E., die sich mit Ackerbau beschäftigen. Die Stadt ist der Geburtsort des Feldmarschalls von Gneisenau. Wie anderwärts Schöppenstedt, Poltwitz u. s. w., so schrieb man früher den Bewohnern von S. große Anlage zu allerlei lächerlichen Streichen zu, und einen unbesonnenen Streich pflegte man einen Schildbürgerstreich zu nennen. Eine Menge von Schwänken, die im Mittelalter umliefen, ohne an einen bestimmten Ort geknüpft zu sein, wurde durch das 1598 erschienene Buch von den Schildbürgern an die Stadt S. gewiesen. Laugner, pseudonym Schöttgen, schrieb 1747 eine eigene Ehrenrettung von S.

Schilddrüse (glandula thyreoidea) ist ein äußerst gefäßreiches Organ des menschlichen Körpers, welches seine Lage am Halse vor dem Kehlkopfe und dem obern Ende der Luftröhre hat und uns hinsichtlich seiner Function noch ganz unbekannt, wegen seiner häufigen Anschwellung aber, die den dicken Hals oder Kropf (s. d.) bildet, dem Laien sehr bekannt ist. Es ist dieses Organ eine Drüse ohne Ausführungsgang und besteht aus einer Menge von Läppchen, welche aus runden Bindegewebsfasern und Drüsenbläschen zusammengesetzt sind und von zahlreichen Blut- und Lymphgefäßen durchzogen werden. Wahrscheinlich wird in der S. ein besonderer Saft bereitet, der durch die Lymphgefäße dem Blute zugeführt wird.

Schilderbent hieß eine Vereinigung niederländ. Maler, deren Errichtung schon zu Rafael's Zeit stattgefunden haben soll, und die hauptsächlich im 17. Jahrh. zu Rom blühte. Diese Gesellschaft oder Malerbund hatte den Zweck, die Landsleute zu gegenseitiger Förderung im Studium und Leben zusammenzuhalten. Es war Sitte, den Mitgliedern einen Beinamen beizulegen; dies geschah mit allerlei Taufceremonien bei der Aufnahme, die überhaupt mit mancherlei absonderlichen Gebräuchen, bei denen Schmaus und Zechen eine große Rolle spielten, verknüpft war. Später artete der Verein zu anhaltenden bacchantischen Gelagen aus. Die Geistlichen begannen dagegen zu eifern, und Papst Clemens XI. machte ihm 1720 ein Ende.

Schilderung nennt man die auf die Anregung der Phantasie berechnete Beschreibung eines bestimmten Gegenstandes oder Ereignisses, in der Poesie sowol wie in der Prosa. Ihr Grundgesetz ist daher lebendige Anschaulichkeit und scharfe Individualisirung. Lessing's «Laokoon» ist die unvergängliche Stillehre echter künstlerischer S. Nur ein plastisches Auge kann künstlerisch schildern; je schlechter ein Dichter und Redner ist, um so mehr verfällt er in Wortschwall. Die echte S. ist immer einfach wie die Natur.

Schildknappe, s. Knappe.

Schildkrot oder Schildpatt (écaille, tortois shell) nennt man das der Hornsubstanz (s. Horn) nahe verwandte Material, woraus die äußere Bedeckung der Rückenschale bei den Schildkröten gebildet ist, und welches zu Kämmen, Brillengestellen, Dosen, Messerschalen, Fächern, eingelegter Arbeit u. s. w. verarbeitet wird. Nur wenige Schildkrötenarten liefern dasselbe in hinreichender Schönheit und Dicke, um solche Verwendung zu gestatten. Obenan steht in dieser Beziehung die Schuppen- oder echte Carettschildkröte (Chelonia imbricata), deren Rückenschild 13 dachziegelartig übereinandergreifende Platten darbietet von durchscheinender gelber Farbe mit braunen Flecken und Flammen. Diese Art kommt in der ganzen heißen Zone vor, wird bis 200 Pfd. schwer und gibt 3—8 Pfd. Schildpatt. Weit geringer ist das S. von der unechten Carette oder Caguana (Chelonia caretta, Ch. europaea), der griech. Schildkröte

(Testudo graeca) u. a. Je dicker und durchscheinender das S. ist und je feuriger seine Farben sind, desto mehr wird es geschätzt. Es läßt sich spalten, erweicht in der Hitze des siedenden Wassers und kann dann beliebig gebogen, in Formen gepreßt, auch durch Druck zusammengeschweißt (gelöthet) werden. Seine Bearbeitung geschieht wie jene des Horns durch Zersägen, Raspeln und Schaben, das Poliren mit Bimssteinpulver und Tripel. Eine (den Kenner nicht täuschende) in Nürnberg und Fürth übliche Nachbildung des S. wird aus gelbem durchscheinenden Horn dargestellt, dem man durch stellenweise aufgetragene Beize von Kalk und Bleiglätte (Bildung von schwarzem Schwefelblei) die das S. charakterisirenden Flecken ertheilt.

Schildkröten bilden eine Ordnung der Lurche und Reptilien und zeichnen sich durch den Knochenpanzer aus, welcher durch das Zusammenwachsen von Hautknochen mit den Knochen des innern Skelets gebildet und in das Rückenschild und das Bauchschild unterschieden wird. An ersterm nehmen die Wirbel des Rückens und Beckens und die Rippen, an letzterm das Brustbein Antheil. Die Verknöcherung und Verschmelzung der bildenden Theile ist indessen sehr ungleich; am festesten schließt der Panzer bei den Landschildkröten zusammen. Aeußerlich ist dieser Panzer meist mit Hornplatten überzogen, welche durch Hitze ablösbar sind und von manchen Arten das für viele technische Zwecke sehr geschätzte Schildpatt oder Schildkrot (s. d.) liefern; selten ist der Ueberzug lederig. Kopf und Füße können bei vielen ganz oder theilweise unter den Panzer zurückgezogen werden. Die Augen sind durch eine Nickhaut und zwei bewegliche Lider geschützt. Die Kiefern sind zahnlos, haben aber einen hornigen Ueberzug und sind auf den Kanten schneidend oder auch sägeförmig eingeschnitten. Vermöge der sehr kräftigen Kaumuskeln können die S. heftig beißen und manche durch ihre Bisse selbst den Menschen gefährlich werden. Zur Nahrung dienen den Landschildkröten hauptsächlich Pflanzen, aber auch allerhand Gewürme und Insektenlarven, den Flußschildkröten Fische, Wassermolche, Blutegel und Wasserinsekten und den Seeschildkröten Fische, Krabben und Schalthiere. Fast alle sind stumm und nur wenige, wie die Lederschildkröte, stoßen verwundet ein rauhes, weithin hörbares Geschrei aus. Sie haben ein sehr zähes Leben und können lange ohne Nahrung ausdauern. Die Eier, welche rund oder länglich oder fast cylindrisch sind, haben eine kalkige, zähe Schale und enthalten viel thierisches Oel, weshalb sie von den Schildkrötenjägern an den Fortpflanzungsorten eifrig eingesammelt werden. Die S. legen die Eier an Stellen, wo die Sonne sie ausbrüten kann, und verscharren sie gewöhnlich im Sande. Das Fleisch der meisten S. ist eßbar und von manchen sogar sehr schmackhaft. Man theilt die S. in vier Familien: 1) Landschildkröten, äußerst schwerfällige, unbeholfene Thiere mit dicken, schwieligen Klumpfüßen und festem Panzer, unter den Kopf, Schwanz und Füße gänzlich zurückgezogen werden können, zu denen die in Südeuropa gemeine griechische Landschildkröte (Testudo Graeca) gehört, deren Fleisch gegessen und zu Schildkrötensuppe verwendet wird. 2) Flußschildkröten, mit Füßen, deren freie Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind, von denen die gemeinste, die europäische Sumpfschildkröte (Emys Europaea), im östl. Deutschland häufig gefunden wird; auch ihr Fleisch wird gegessen. Die Eier der Arrau-Sumpfschildkröte (Emys Arrau), welche zu Millionen auf den Inseln des Orients abgelegt werden, liefern den dortigen Einwohnern Oel an die Speisen und in die Lampen. Die im Süden der Vereinigten Staaten Nordamerikas lebende amerikanische Schweifschildkröte (Chelydra serpentina), wegen ihrer Bösartigkeit und wüthenden Bisse sehr gefürchtet, und die gefranste Rüsselschildkröte (Chelys fimbriata) oder Matamata in Südamerika, ein wunderlich und sehr widerlich gestaltetes Thier, dessen Fleisch aber für schmackhafter als das aller andern S. gilt, gehören hierher. 3) Dreiklauen (Trionychida) mit nur drei Klauen an den Zehen der großen, bis zum Ende mit Schwimmhäuten versehenen Ruderfüße und sehr unvollständigem Panzer, leben im süßen Wasser und sind sehr gefräßige Raubthiere, welche wüthend um sich beißen und schwere Wunden hervorbringen; deshalb fürchtet man besonders die bissige Hautschildkröte (Trionyx ferox), welche in den Flüssen Georgiens, Floridas u. s. w. lebt. 4) Meerschildkröten mit Flossen statt Füßen, zu denen die echte Carettschildkröte (Chelonia imbricata) und die Riesenschildkröte (Chelonia Midas) gehören. Die Platten des Rückenschildes der erstern geben das beste Schildkrot, welches man vom lebenden Thiere dadurch abtrennt, daß man seine gewölbte Seite den Strahlen eines starken Feuers aussetzt. Nach dieser grausamen Operation wirft man die S. wieder ins Meer. Die Carettseeschildkröte (Chelonia Caretta) gibt das Carett. Fleisch und Eier der Riesenschildkröte, die über 2 Mt. lang und bis 400 Kilogr. schwer werden kann, bilden einen bedeutenden Handelsartikel an fast allen tropischen Küsten; auch werden lebende Riesen-Seeschildkröten von Jamaica aus nach England verschifft.

Schildläuse (Coccīna) bilden unter den Insekten eine in viele Gattungen und Arten zerfallende Familie Halbflügler; die Weibchen sind ungeflügelt und mit einem deutlichen Saugrüssel versehen, die Männchen mit zwei häutigen Flügeln versehen und meist ohne deutlichen Rüssel. Die rundlichen, halbkugeligen oder schildförmigen Weibchen gehen aus beweglichen Larven hervor, saugen sich mit dem Rüssel an Baumrinden und Blättern fest, legen die Eier in einen weißen Filz gehüllt unter sich und bleiben gewöhnlich unbeweglich darauf sitzen. Nach dem Tode des Weibchens kriechen dann die Jungen hervor und suchen sich auf der Pflanze einen bequemen Platz zum Aufsaugen. Da sie Säfte der Pflanzen aufsaugen und sich schnell vermehren, so sind sie den Gewächsen oft schädlich und den Gärtnern mit Recht verhaßt. Durch Abbürsten und Abwaschen mit einer Tabaksabkochung können sie vertilgt werden. In Treibhäusern sind die Orangenschildlaus (Coccus Hesperidum) und die Kaffeeschildlaus (C. Adonidum) oft eine große Plage. An den Pfirsichbaumzweigen findet sich die Pfirsichschildlaus (C. Persicae), und an den Astquirlen der Fichten bildet die Fichtenquirlschildlaus (C. racemosus) braune Blasen, sodaß die Zweige oft ein schwarzes Ansehen bekommen und absterben. Die rothgefärbte Gummilackschildlaus (C. Lacca) lebt in Ostindien auf dem ind. Feigenbaum (Ficus Indica), dem heiligen Feigenbaume (Ficus religiosa) u. s. w., aus denen durch ihren Stich der Milchsaft ausfließt, die Thierchen überzieht und erhärtet, der so als Gummilack oder Schellack (s. d.) in den Handel gebracht wird. Die Mannaschildlaus (C. manniparus) bewirkt durch Anstechen der Mannatamariske das Hervorquellen einer an der Luft bald erhärtenden Mannaart. Einige S. liefern Farbstoffe, wie die Cochenillschildlaus und die Kermesschildlaus. (S. Cochenille und Kermes.) Einen Uebergang von den S. zu den Blattläusen bilden die Tamenläuse (Chermes) und Rebläuse (Phylloxera).

Schildwache, Schildwacht, hieß im Mittelalter die die Schilde oder Waffen einer ruhenden Truppenabtheilung bewachende Mannschaft. Der Ausdruck ging dann auf alle Wachtposten über, gleichviel ob sie als Ehrenposten oder zum Schutz bestimmter Objecte ausgestellt werden. Die S. ist auf ihrem Posten unverletzlich und jedes gegen sie begangene Verbrechen wird mit verdoppelter Strenge bestraft; sie wird in der Regel alle zwei Stunden abgelöst, darf ihre Waffe nicht aus der Hand geben, sich nicht setzen, weder rauchen, noch essen, noch trinken, nur dienstlich sprechen und sich nur eine bestimmte Strecke von dem normalen Standorte entfernen.

Schilf ist der allgemeine Name für hohe, dichhalmige, in Gewässern und an nassen Stellen wachsende Gräser, welche die mit langen, silberglänzenden Haaren besetzten Aehrchen in endständiger Rispe tragen. Man unterscheidet zwei Gattungen, das Schilfrohr (Phragmites) und das Pfahlrohr (Arundo). (S. Rohr.) Auch der ebenfalls im Wasser wachsende grasartige Rohrkolben (Typha L.), welcher den Typus einer besondern Pflanzenfamilie (Typhaceen) abgibt, wird öfters S. genannt oder als Böttcherschilf unterschieden, weil die Blätter des breitblätterigen Rohrkolbens (Typha latifolia) von den Böttchern zwischen die Faßdauben gezogen werden, damit sie, durch Feuchtigkeit schnell anschwellend, die entstandenen Lücken zwischen den Dauben schließen. Bei der Gattung Typha sind eingeschlechtige Blüten vorhanden, welche in zwei besondern Gruppen, eine über der andern eingefügt, am Ende des runden, blattlosen, oft mannshohen Stengels stehen, und bald dicht aneinanderstoßen, bald durch einen Zwischenraum getrennt sind. Beide Gruppen pflegen walzenförmig zu sein; die männlichen Blüten bilden die obern, die weiblichen die untern. Erstere bestehen aus 2—4 monadelphischen, von Borsten umgebenen Staubgefäßen, letztere aus einem gestielten, ebenfalls von Borsten umringten Stengel mit fadenförmigem Griffel. Mit dem Blütenstaub des gemeinen Rohrkolbens (Typha latifolia) wird oft der Bärlapp verfälscht.

Schill (Ferdinand von), bekannt als kühner Parteigänger, war 6. Jan. 1776 zu Wilmsdorf bei Dresden geboren, wurde seit 1780 auf dem Gute seines Vaters in Sothof bei Pleß in Oberschlesien erzogen und trat 1788 in die preuß. Armee. Als Dragonerlieutenant bei Auerstädt 1806 verwundet und versprengt, schleppte er sich bis Kolberg in Pommern. Nach seiner Genesung entwarf er den Plan, ein Freicorps zu errichten, um die franz. Brandschatzungen in der Provinz zu verhindern und alles königl. Eigenthum, Kassen u. s. w. nach Kolberg zu führen. Nicht ohne Mühe erhielt er von dem Commandanten Loucadou zwei Dragoner seines ehemaligen Regiments, zu denen sich bald andere Freiwillige gesellten. Seine Entschlossenheit, sein Muth und seine Schlauheit in Ueberfällen machten ihn beim Feinde gefürchtet. Doch Loucadou verbot ihm endlich seine Unternehmungen, und S. suchte beim König selbst die Erlaubniß zur Errichtung eines Freicorps nach. Er erhielt sie, und in wenigen Wochen standen drei Schwadronen Husaren, eine reitende Jägercompagnie und ein Bataillon Infanterie von 400

Mann, zusammen gegen 1000 Mann mit drei 3pfündigen Kanonen, ausgerüstet da. Seine Absicht ging dahin, am Ausflusse der Oder, auf der Insel Wollin, festen Fuß zu gewinnen und von hier im Rücken des franz. Heers zu operiren. Nachtheilige Gefechte bei Stargard und Naugard nöthigten S. jedoch, sich in ein befestigtes Hölzchen, die Maikuhle genannt, unter dem Schutze der Festung zurückzuziehen. Vier Monate halt er die Außenwerke und den Hafen vertheidigen, und seiner Mitwirkung war es nächst Gneisenau zu danken, daß Kolberg nicht fiel. S., inzwischen zum Rittmeister befördert, war in Schwedisch-Pommern beschäftigt, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen, als der Friede von Tilsit seine Entwürfe unterbrach. Nach demselben wurde er Major und Commandeur des aus seiner Cavalerie errichteten 2. brandenb. Husarenregiments, mit welchem er 1808 in Berlin einrückte und mit großem Jubel empfangen wurde. Durch den Tugendbund von der Gärung der Gemüther gegen die Franzosen unterrichtet, beschloß S., durch einen Einbruch in das Königreich Westfalen den Anstoß zur allgemeinen Erhebung Deutschlands zu geben. Dieser Augenblick schien gekommen, als Oesterreich im April 1809 Napoleon den Krieg erklärte. Am 28. April marschirte er mit seinem Husarenregiment aus Berlin, angeblich zu einer Felddienstübung. Erst beim ersten Halt eröffnete er den Offizieren seinen Plan. Alle erklärten ihm unbedingte Zustimmung, und so setzte er sich gegen die Elbe in Marsch, die er bei Wittenberg passirte. Er überfiel Köthen, nahm 3. Mai Halle und besetzte 4. Bernburg. Hier erhielt er die Nachricht, daß Napoleon die österr. Heeresmacht bereits niedergeworfen, sowie daß Dörnberg's (s. d.) Aufstand in Hessen unterdrückt worden. Er entschloß sich darum 5. Mai nach Mecklenburg und Pommern und von da nach England zu gehen, lieferte an demselben Tage bei Dodendorf einer von Magdeburg gegen ihn ausgerückten feindlichen Abtheilung ein siegreiches Gefecht und wendete sich dann nach der Altmark. Hier bezog er Cantonnirungen, um sich zu verstärken, während in Hannover unter dem General Gratien ein holländ. und in Holstein unter dem General Ewald ein dän. Corps sich sammelte. Zu S. stieß am 12. ein Theil seines leichten Bataillons, das ihm von Berlin nachmarschirt war, er überrumpelte das kleine mecklenb. Fort Dömitz an der Elbe, um einen Stützpunkt zu finden, zog sich aber bei Annäherung der Feinde 21. Mai nach Wismar, dann nach Rostock und erzwang sich durch den Sieg bei Damgarten den Weg nach Stralsund. In Eile stellte er die verfallenen Festungswerke wieder her, aber schon 31. Mai griff ihn der Feind mit 5000 Mann an und drang ungeachtet der heldenmüthigsten Vertheidigung in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort, und S. fand hier, schon aus mehrern Wunden blutend, durch einen Flintenschuß den Tod. Etwa 150 Reiter unter Lieutenant von Brünnow sammt einigen Jägern schlugen sich durch und erhielten freien Abzug nach Preußen, wo die Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt und mit Festung und Cassation bestraft werden mußten. Die in Stralsund gefangenen 11 Offiziere wurden von den Franzosen nach Wesel geführt und dort 16. Sept. 1809 erschossen. Ein 1835 von der preuß. Armee errichtetes Denkmal deckt ihre Asche. S.'s Leichnam, nur mit Mühe erkannt, wurde in Stralsund begraben. Den Kopf trennte man zuvor davon, setzte denselben in Weingeist und schenkte ihn dem berühmten Brugmans in Leiden, obschon der König Hieronymus 10,000 Frcs. darauf gesetzt hatte. Nach Brugmans' Tode kam er ins anatom. Museum der leidener Universität, die ihn 1837 an die Stadt Braunschweig auslieferte, wo er bei den Ueberresten einiger daselbst erschossener Offiziere seines Regiments beigesetzt wurde, denen man kurz vorher ein großartiges Monument errichtet hatte. Eine dabei erbaute Kapelle wurde 13. Sept. 1840 eingeweiht. In Stralsund wurde ihm an der Stelle, wo er gefallen, 31. Mai 1859 eine Gedenktafel und im April 1862 auf seinem Grabe ein Denkmal errichtet. Gottschall hat S.'s Zug und Tod dramatisch behandelt. Vgl. die Schriften von Haken (2 Bde., Lpz. 1824), Döring (Barmen 1838) und Bärsch (Lpz. 1860; neue Aufl. 1870), außerdem «Ferdinand von S.» (Potsd. 1860).

Schiller (Joh. Christoph Friedr. von), einer der größten Dichtergenien der Deutschen, wurde 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem württemb. Städtchen am Neckar, geboren, doch ward auf Grund einer irrthümlichen Angabe des marbacher Kirchenbuchs (in welchem durch ein Mißverständniß Geburts- und Taufiag des in der Nacht vorher geborenen Kindes auf Ein Datum eingeschrieben worden waren) sein Geburtstag bis 1785 in der Familie und von ihm am 11. Nov., seitdem aber am 10. Nov. gefeiert. Sein Vater, Johann Kaspar S. (geb. 1723, gest. 7. Sept. 1796), früher Militärchirurg, dann Hauptmann und später Inspector der auf dem herzogl. Lustschlosse Solitude angelegten Baumschule, war ein biederer, verständiger Mann; die Mutter, Elisabetha Dorothea, geborene Kodweis (geb. 1732, gest. 1802), die Tochter eines Bäckers aus Marbach, eine treffliche, gemüthvolle und religiöse Frau. S. zeigte schon als

Knabe eine feurige Einbildungskraft. Seinen ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser zu Lorch; seit 1766, als seine Aeltern nach Ludwigsburg gezogen waren, besuchte er die dortige Lateinschule. Schon in seinem 13. Jahre schrieb er ein Trauerspiel «Die Christen». Nicht ganz nach dem Willen seiner Aeltern wurde er 1773 vom Herzog Karl von Würtemberg in die militärische Pflanzschule auf der Solitude aufgenommen, die 1775 als Militärakademie nach Stuttgart verlegt wurde. S. opferte den Verhältnissen seiner Aeltern seine Neigung zur Theologie und entschied sich für das jurist. Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Freiheit des Geistes niederdrückende Erziehungsmethode, welche in jener Anstalt herrschte, zu ertragen; aber desto mehr gewöhnte er sich in einer Ideenwelt zu leben. In der Jurisprudenz machte er wenig Fortschritte und vertauschte sie 1775 mit der Medicin. Daneben trieb er Geschichte und Philosophie und las alte und neue Dichter. Von deutschen Dichtern zog damals ihn besonders Klopstock an. Gerstenberg's «Ugolino» weckte in ihm zuerst die Liebe zur tragischen Dichtkunst; Goethe's «Götz von Berlichingen», Leisewitz' «Julius von Tarent», Lessing's und Klinger's dramatische Arbeiten und Shakspeare nährten und steigerten dieselbe. Seine ersten dramatischen Versuche, «Der Student von Nassau» und «Cosmus von Medici», übergab er in der Folge dem Feuer. Noch weniger wollten S. seine gleichzeitigen lyrischen Versuche gelingen, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, sondern größtentheils getrübte Reminiscenzen aus andern Dichtern waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte. Hierher gehören z. B. seine feurigen Gedichte an «Laura», deren Urbild freilich bisher nicht ganz festgestellt ist.

Von 1777 an schuf der 18jährige Jüngling «Die Räuber», ein Werk voll ungebändigter Kraft, welchem es zwar an künstlerischer Form und psychol. Wahrheit fehlt, wie S. selbst am strengsten anerkannte, das aber in seinen Irrthümern selbst das großartigste Talent offenbart. Als S. seine akademischen Studien vollendet, gab er 1780 eine deutsche Probeschrift psychol.-physiol. Inhalts unter dem Titel «Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen» heraus. Noch 1780 wurde er Regimentsmedicus in Stuttgart. Im Sommer 1781 erschienen «Die Räuber», auf eigene Kosten gedruckt. Höchst erfreulich war ihm die Anerkennung dieses Werks außerhalb seines Vaterlandes, indem er von dem Director des manheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, zu einer Umarbeitung desselben für die dortige Bühne aufgefordert wurde. (Vgl. «Friedrich S.'s Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg in den J. 1781—85», Karlsr. 1819.) S. änderte einzelnes, und «Die Räuber» wurden in Manheim 13. Jan. 1782 zum ersten mal aufgeführt. Bei den zwei ersten Aufführungen war S. ohne Urlaub anwesend und erhielt deshalb nach seiner zweiten Rückkehr 14tägigen Arrest. Sein so originelles Werk erregte allgemeines Aufsehen; aber der Herzog Karl sah nur das Uebertriebene darin und verbot, noch durch besondere Umstände aufgereizt, dem Dichter, außer dem medic. Fache etwas drucken zu lassen. S., der sich indessen mit Prof. Abel und Bibliothekar Petersen zur Herausgabe der Zeitschrift «Würtemb. Repertorium» vereinigt und die «Anthologie auf das J. 1782» herausgegeben hatte, überdies mit seiner ganzen Lage in Stuttgart und als Arzt unzufrieden war und deshalb theils aus Stolz, theils aus Furcht vor harten Maßregeln sich dem Willen des Herzogs nicht fügen wollte, entfernte sich im Sept. 1782 heimlich aus Stuttgart. Laube hat diese Vorgänge freilich mit starker Abweichung vom Historischen zu seinem Schauspiel «Die Karlsschüler» (7. Aufl., Lpz. 1873) benutzt. (Vgl. «S.'s Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Manheim 1782—85», Stuttg. 1836.) Er ging zunächst nach Manheim, wo jedoch Dalberg wider Erwarten sein neues Trauerspiel «Fiesco» vorerst zurückwies. Hierauf lebte er vom December bis Juli 1783 unter dem Namen Dr. Ritter zu Bauerbach bei Meiningen auf dem Gute der Geheimräthin von Wolzogen, mit deren Söhnen er sich auf der Karlsschule befreundet hatte, und dichtete hier sein Trauerspiel «Cabale und Liebe» (ursprünglich «Luise Müllerin» genannt). Auch «Don Carlos» ward damals entworfen. Im Juli 1783 begab er sich auf Dalberg's Wunsch wieder nach Manheim als Theaterdichter, welche Stellung ihn bei seiner hohen Auffassung der Schaubühne anfangs sehr befriedigte, und wo nun bald auch «Fiesco» und «Cabale und Liebe» aufgeführt wurden. Der durch die «Räuber» trotz aller ihrer Extravaganzen begründete Ruhm S.'s wurde durch «Fiesco» und «Cabale und Liebe» befestigt, in welchen beiden Dramen er sich zwar der Kunstform weit mehr als in seinem ersten nähert, derselben aber noch nicht so weit Herr ist, daß nicht zwischen ihr und der überströmenden Jugendkraft des dichterischen Gemüths noch ein sehr sichtbarer Zwiespalt bestände. Mit diesen drei Tragödien schließt sich in S.'s Dichterleben die erste Periode: die Zeit der mächtig, aber regellos aufstrebenden Kraft. Um

diese Zeit ließ er sich in die Kurpfälzische Deutsche Gesellschaft als Mitglied aufnehmen, wobei er die berühmt gewordenen Abhandlungen las: «Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken» (jetzt in den «Gesammelten Werken» unter dem Titel: «Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet»). Auch unternahm er die Herausgabe der «Thalia» (1784), durch welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte. Endlich beschäftigte ihn fortwährend der «Don Carlos», von welchem er zuerst den ersten Act in die «Thalia» einrücken ließ. Durch Vorlesung desselben an dem hessen-darmstädtischen Hofe wurde er dem Herzog Karl August von Weimar persönlich bekannt, der ihm den Titel eines herzogl. Raths ertheilte. Mancherlei Unannehmlichkeiten und Streitigkeiten veranlaßten, daß S. im März 1785 seine Stelle in Mannheim aufgab und nach Leipzig ging, wo er mit Freunden, die ihm seine Werke gewonnen, namentlich mit Huber, theils in der Stadt, theils auf dem benachbarten Dorfe Gohlis lebte. Hier entstand das «Lied an die Freude». Ende des Sommers ging er zu Körner nach Dresden, wo er bis 1787 blieb und sich theils philos., theils histor. Studien hingab, zugleich aber an «Don Carlos» fortarbeitete. Von seinen um diese Zeit betriebenen philos. Studien zeugen seine «Briefe des Julius und Rafael». Vollendet wurde «Don Carlos» in dem nahen Dorfe Loschwitz, auf einer Besitzung Körner's. Der Hauptmangel dieser Tragödie liegt darin, daß es, mit vielen Unterbrechungen gearbeitet, kein abgerundetes Ganzes bildet; auch hat die nach den höchsten Idealen strebende Phantasie hier den Boden nicht nur historischer, sondern auch poetischer Wahrheit vielfach verlassen. (Vgl. Schiller's «Briefe über Don Carlos».) Bei alledem aber beweist der mächtige Eindruck, den es machte und namentlich auch auf die Jugend fortwährend macht, daß es im einzelnen eine Fülle der herrlichsten Gedanken und im ganzen eine im höchsten Grade begeisternde Kraft besitzt. Zum Theil gehört noch in diese Periode seines Lebens der unvollendete Roman «Der Geisterseher» (Bd. 1, Lpz. 1789), den anziehende Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Sprache auszeichnen.

Im J. 1787 ging S. nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen und letzterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte, auch suchte er ihn zur Mitarbeiterschaft an seinem «Merkur» heranzuziehen. Bei einem Besuche in Rudolstadt lernte er in demselben Jahre seine nachherige Gattin, Charlotte von Lengefeld (geb. 22. Nov. 1766 zu Rudolstadt) kennen; ebendaselbst traf er 9. Sept. 1788 zum ersten mal mit Goethe zusammen. Zwar sprachen sich beide Männer nicht an; doch aber waren es Goethe und der Geheimrath von Voigt, auf deren Betrieb er im Sommer 1789 eine außerord. Professur in der philos. Facultät zu Jena erhielt, welche er mit der Rede «Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?» antrat. Dem Studium der Geschichte und des Alterthums widmete er sich jetzt voll Begeisterung, und die wenigen poetischen Erzeugnisse dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf. Hierher gehören die «Götter Griechenlands», «Die Künstler» und der kühne Plan zu einem epischen Gedichte aus der Geschichte Friedrich's d. Gr. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena, namentlich mit Reinhold, durch welchen er insbesondere die Kant'sche Philosophie genauer kennen lernte, regte ihn bedeutend an. Vorzüglich beschäftigte ihn 1792 die «Kritik der Urtheilskraft». Dies veranlaßte mehrere philos. und ästhetische Abhandlungen, gesammelt in seinen «Kleinen prosaischen Schriften» (4 Bde., Lpz. 1792—1802), in welchen die Kant'schen Grundprincipien mit den geistreichen und eigenthümlichen Ansichten S.'s verschmolzen sind. S. lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, in der Folge auch Aesthetik. In dieser Zeit begann er ferner die «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs», die zuerst im «Taschenkalender für Damen» (1791—93) erschien, nachdem er schon 1788 mit der «Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande» als Geschichtschreiber mit Glück aufgetreten war. In und außerhalb Deutschland wurden jetzt S.'s große Verdienste anerkannt. Als er sich 1790 verheirathete, wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige franz. Republik ertheilte ihm 1792 das Bürgerrecht. Anhaltendes nächtliches Studiren, wol auch mancherlei Sorgen und Mühen hatten indeß seine Gesundheit untergraben: nur langsam genas er 1791 von einer gefährlichen Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Doch hemmte dies seine Thätigkeit nicht. Um ihn in eine sorgenfreiere Lage zu versetzen, bei welcher er sich schonen könne, setzte ihm der damalige Erbprinz von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, einen Jahrgehalt von 1000 Thlrn. auf drei Jahre aus. Im Aug. 1793 reiste er in seine Heimat und lebte dort bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Aeltern und Freunde abwechselnd in Heilbronn, Ludwigsburg und Stuttgart sehr glücklich, ohne von dem Herzoge, an den er von Heilbronn aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden. Von

letzterm Orte aus schrieb er auch seine «Briefe über ästhetische Erziehung» an den Herzog von Augustenburg. Als er nach Jena zurückgekehrt war, verwirklichte er den Plan, in Verbindung mit den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands eine neue Zeitschrift, «Die Horen», zu eröffnen, da mit 1793 die «Thalia» geschlossen worden war. Bis hierher reicht die zweite Periode von S.'s Thätigkeit: an poetischen Leistungen ist sie die ärmste, und es neigen sich dieselben mehr oder weniger der didaktischen Reflexionspoesie zu, was auch von dem einzigen Drama dieser Periode, dem «Don Carlos», gilt. Um so größere Bedeutung hat dieser Zeitabschnitt dadurch, daß er, mit den ernstesten und gründlichsten Studien erfüllt, aller jugendlichen Unklarheit und Schwärmerei ein Ende machte und zugleich den festen Grund allseitiger, namentlich ästhetischer Durchbildung legte, auf welchem die dritte Periode von S.'s Leben ruht. Wesentlich trug zu diesem Aufschwunge die Freundschaft mit Goethe (seit 1794) bei, deren Innigkeit und geistige Bedeutung aus dem Briefwechsel beider Männer erkannt werden kann.

Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunst zurück und brachte, vorzüglich von 1795 an, die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor, die er in den «Horen» und in dem «Musenalmanach» (seit 1796) mittheilte, zuerst mehrere didaktischer Art, die ihm vorzüglich zusagte, z. B. «Der Spaziergang» und «Die Glocke», 1796 in Verbindung mit Goethe die kritischen Xenien (s. d.) und 1797 seine ersten Balladen, wozu er durch einen Wetteifer mit Goethe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zum Drama zurück. Aus seiner frühern Beschäftigung mit dem «Dreißigjährigen Kriege» ging zunächst der 1799 vollendete «Wallenstein» hervor. Den gewaltigen Fortschritt zeigt hier schon die Vollendung der im «Don Carlos» zuerst angewendeten metrischen Form; weit wichtiger ist die Vereinigung des ursprünglichen Dichtergenies, welches in der großartigen Auffassung des ganzen Stoffs und in der idealen Durchführung einzelner Charaktere hervortritt, mit der klar erkannten und bewußt festgehaltenen ästhetischen Theorie. Goethe's Freundschaft und das Theater knüpften ihn hierauf immer fester an Weimar. Hier lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater und von seinem Fürsten, auf dessen Wunsch er 1802 vom deutschen Kaiser in den Reichsadelstand erhoben wurde, geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes. Dem «Wallenstein» folgten «Maria Stuart» (1800) und «Die Jungfrau von Orléans» (1801). Wenn sich jenes Drama durch echt tragische Motive und durch meisterhafte Anordnung auszeichnet, so strahlt dieses im reichsten Schmucke der damals wiedererweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem heitern Zauber der Phantasie als mit dem äußern Prunke der Bühne ausgestattet. Nunmehr lebte S. ganz für das Drama und trug durch belehrenden Umgang mit den Schauspielern der weimarischen Bühne und durch Bearbeitung seiner und fremder Stücke wesentlich zur Vervollkommnung des deutschen Theaters bei. In seinem nächsten Drama, der «Braut von Messina» (1803), machte er den Versuch, den Chor der griech. Bühne wiederherzustellen, und ebenso suchte er in dem ganzen Gedicht antike und romantische Elemente zu verschmelzen. Im J. 1804 erschien sein letztes großes Werk, «Wilhelm Tell», welches in unnachahmlicher Anmuth und Vollendung der Form die Grundidee von S.'s Lebensansicht, den auf sittliche Kraft begründeten Sieg der Freiheit, so klar und rein darstellt, daß einzelne Bedenken gegen die dramatische Anordnung solcher Trefflichkeit gegenüber ganz verschwinden. Ein Werk, das ihn der Tod nicht vollenden ließ, war «Demetrius», den F. von Maltitz und später O. F. Gruppe, G. Kühne (1856) und H. Laube (1872) nach S.'s Plane ausgeführt haben. Außerdem bearbeitete er noch Shakspeare's «Macbeth» und Gozzi's «Turandot» für die Bühne; auch schrieb er die «Huldigung der Künste» (1804) zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar und bearbeitete Racine's «Phädra» und die franz. Lustspiele «Der Neffe als Onkel» und «Der Parasit». Der sein ganzes Wesen durchdringende Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit konnte im Trauerspiel am reinsten sich aussprechen, und so finden wir in allen seinen Dramen mit Vorliebe Charaktere gezeichnet, deren Streben über das dem Menschen Erreichbare hinausgeht. Eine ideale Erhabenheit ist fast allen seinen Gestalten, besonders den weiblichen, eigen, woher eine gewisse wiederkehrende Aehnlichkeit in ihren Grundzügen rührt. Die niedere Wirklichkeit war ihm im Leben so verhaßt, daß er ihr in der Poesie durchaus gar keinen Raum gestattete, daher er auch für das Komische nur wenig Sinn hatte. Aber kein deutscher Dichter kann mit mehr Recht als S. in seinen Dramen der Herold der Freiheit auf geistigem, sittlichem, religiösem und polit. Gebiete genannt werden, und darin liegt die hinreißende, sich stets gleichbleibende Gewalt derselben. Von S.'s lyrischen Gedichten sind die der ersten Periode stürmisch und ungeregelt, aber voll Leben und Begeisterung wie die ersten Dramen; in denen der zweiten Periode herrscht die philos. Reflexion zu sehr vor; die dritte Periode

brachte auch hier das Reifste in seinen Balladen und Romanzen, in einigen didaktischen und doch zugleich echt poetischen Gedichten, namentlich dem «Spaziergang» und der «Glocke», und in den epigrammatischen Sprüchen, welche eine Fülle von Lebensweisheit enthalten. Als Geschichtschreiber hat S. das Verdienst, durch seine belebte Darstellung manche Leser für die Wissenschaft gewonnen und eine philos. Auffassung des geschichtlichen Stoffs angebahnt zu haben. Seine philos. Aufsätze, meist ästhetischen Inhalts, entbehren zwar streng systematischer Consequenz, haben aber für die ästhetische Bildung in Deutschland außerordentlich reiche Frucht getragen, da sie Ernst und Gründlichkeit mit Anmuth der Darstellung verbinden.

Im Mai 1804 besuchte S. Berlin, wo er den Aufführungen einiger seiner Dramen beiwohnte und ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zutheil wurden. Unterhandlungen wegen dauernder Uebersiedelung nach Berlin, infolge deren der Herzog Karl August seinen Gehalt erhöhte, zerschlugen sich. S.'s Gesundheit wurde immer hinfälliger, doch schien die letzte Krankheit, die ihn 1. Mai 1805 befiel, anfangs unbedenklich, bald aber nahm sie einen ernsten Charakter an, und um 6 Uhr abends des 9. Mai starb er. Wol nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer als S.'s frühes Hinscheiden. Gleich selten wie seine Geistesgaben waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Ueberlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Seine lange Statur, sein hageres, bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblick gleichgültig lassen. Aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer, die gewölbte freie Stirn verkündete den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesichte, dem in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wol eine leichte Röthe anflog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. Am treuesten hat sein Bild Dannecker in seiner Büste (auf der großherzogl. Bibliothek zu Weimar) gegeben. S.'s Leiche wurde auf dem Jakobskirchhof in dem sog. Landschaftskassengewölbe bestattet, 16. Dec. 1827 aber wurden seine Gebeine in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhof beigesetzt. Er hinterließ eine Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Erstere starb fast erblindet 9. Juli 1826 zu Bonn. Vgl. die von S.'s Tochter Emilie und von Urlichs herausgegebenen Werke «S. und Lotte» (Stuttg. 1856; 2. Aufl., von Fielitz, 1878) und «Charlotte von S. und ihre Freunde» (3 Bde., Stuttg. 1860—65) und die von Düntzer (Lpz. 1856) herausgegebenen «Briefe von S.'s Gattin an einen vertrauten Freund» (Knebel); ferner Hennes, «Charlotte von S. Aus ihren Briefen und andern Aufzeichnungen» (Frankf. 1875). Der ältere Sohn, Karl von S. (geb. 14. Sept. 1793 zu Ludwigsburg), starb als wirkemb. Oberförster a. D. und weimarischer Kammerherr 21. Juni 1857 zu Stuttgart; dessen Sohn, Friedrich Ludwig Ernst von S. (geb. 28. Dec. 1826), starb als österr. Major a. D. als letzter männlicher Nachkomme S.'s zu Stuttgart 8. Mai 1877; der Name S. wird jedoch in der Familie dadurch verewigt bleiben, daß stets ein männlicher Sproß der Familie Gleichen-Rußwurm auf den Namen S. getauft werden wird. Der jüngere, Ernst von S. (geb. 11. Juli 1796 zu Jena), starb als preuß. Appellationsgerichtsrath 19. Mai 1841 in Bilich bei Bonn. Die jüngste Tochter, Emilie (geb. 25. Juli 1804), seit 1828 vermählte Freifrau von Gleichen-Rußwurm, zu Greifenstein ob Bonnland, hat sich durch mehrere Publicationen (z. B. «S.'s Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen», Stuttg. 1859; «S.'s Kalender vom 18. Juli 1795—1805», Stuttg. 1865, und «S.'s dramatische Entwürfe», Stuttg. 1867) um die Schiller-Literatur hochverdient gemacht; dieselbe starb 25. Nov. 1872 und hinterließ außer dem Witwer einen Sohn, Heinrich Ludwig (geb. 25. Oct. 1836), und einen Enkel, Heinrich Alexander Schiller (geb. 6. Nov. 1865). Am 8. Mai 1839 wurde die Schiller-Statue von Thorwaldsen zu Stuttgart, 4. Sept. 1857 die Doppelstatue S.'s und Goethe's von Rietschel in Weimar enthüllt; 1855 erfolgte die erste Anregung, 1859 die Constituirung der Schiller-Stiftung (s. d.). Der in ganz Deutschland und überall, wo Deutsche wohnen, mit Begeisterung gefeierte 100. Geburtstag S.'s (10. Nov. 1859; vgl. darüber «Schiller-Denkmal», 2 Bde., Berl. 1860) gab Anregung zu Schiller-Denkmälern in Frankfurt a. M., Mainz, Manheim, Wiesbaden, Berlin, Hannover und am Mytenstein (Vierwaldstätterse).

Die erste Ausgabe von S.'s «Sämmtlichen Werken» wurde von seinem Freunde Christ. Gottfr. Körner besorgt und erschien zu Stuttgart und Tübingen 1812—15 in 12 Bänden. Seitdem erschienen davon zahlreiche Auflagen. Als Ergänzungen kamen hinzu: Boas' «Nachträge

zu S.'s sämmtlichen Werken» (3 Bde., Stuttg. 1839) und Hoffmeister's «Nachlese zu S.'s Werken nebst Variantensammlung» (4 Bde., Stuttg. 1840—41; 2. Aufl. 1858). Um die Textkritik S.'s machte sich der 23. Jan. 1865 verstorbene Prof. Joachim Meyer zu Nürnberg verdient (vgl. dessen «Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des S.'schen Textes», Nürnb. 1858, und «Neue Beiträge», Nürnb. 1860). Vgl. auch Paul Trömel, «Schiller-Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der S.'schen Werke bilden» (Lpz. 1865). Eine histor.-kritische Ausgabe von S.'s «Sämmtlichen Schriften» hat K. Gödeke (unter Mitwirkung von Ellissen, Köhler, Müldener, Sauppe, Oesterley und Vollmer) geliefert (15 Thle., Stuttg. 1867—76); außerdem ist die Ausgabe von Kurz (9 Bde., Hildburgh. 1862—69) zu erwähnen. In fast alle europ. Sprachen sind wenigstens einzelne Werke S.'s, zum Theil mehrfach, übersetzt worden. Unentbehrlich zur nähern Kenntniß S.'s sind der «Briefwechsel zwischen S. und Goethe» (6 Bde., Stuttg. 1828; 2. vermehrte Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1856; 3. Aufl. 1870) nebst den Erläuterungen von Düntzer («S. und Goethe», Stuttg. 1859), «S.'s Briefwechsel mit Körner» (4 Bde., Berl. 1847; 2. Aufl., von Gödeke, 2 Bde., Lpz. 1874), der «Briefwechsel zwischen S. und Wilh. von Humboldt» (Stuttg. 1830; 2. Aufl. 1876), «S.'s Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen» (2 Bde., Berl. 1854—57), «S.'s Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald» (herausg. von Maltzahn, Lpz. 1875), «Briefwechsel zwischen S. und Cotta» (herausg. von Vollmer, Stuttg. 1876), «S.'s Geschäftsbriefe» (gesammelt, erläutert und herausg. von Gödeke, Lpz. 1875), «S.'s Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg» (eingeleitet und herausg. von Max Müller, Berl. 1876), «Briefe an S.» (herausg. von Urlichs, Stuttg. 1877). Von den zahlreichen Schriften über S.'s Leben und Werke seien hier nur folgende genannt: Carlyle, «The life of S. comprehending an examination of his works» (Lond. 1825; deutsch, mit Einleitung von Goethe, Frankf. 1830); «S.'s Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner», von S.'s Schwägerin, Frau von Wolzogen (2 Bde., Stuttg. 1830; 5. Aufl. 1876); Hoffmeister, «S.'s Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang» (5 Bde., Stuttg. 1838—42; neu bearbeitet von Viehoff, 3 Thle., 1874—75); derselbe, «S.'s Leben für den weitern Kreis seiner Leser» (ergänzt und herausg. von Viehoff, Stuttg. 1846; 2. Aufl. 1853); Schwab, «S.'s Leben» (Stuttg. 1840; 4. Aufl. 1859); Boas, «S.'s Jugendjahre» (2 Bde., Hannov. 1856); Palleske, «S.'s Leben und Werke» (2 Bde., Berl. 1858—59; 9. Aufl., Stuttg. 1877); Gödeke, «Goethe und S.» (Hannov. 1859); Scherr, «S. und seine Zeit» (Lpz. 1859; 4. Aufl. 1865). Aus der umfangreichen ästhetisch-kritischen Literatur über S. sind zu nennen: Kuhn, «S.'s geistiger Entwickelungsgang» (3. Aufl., Berl. 1868); Julian Schmidt, «S. und seine Zeitgenossen» (Lpz. 1859); Kuno Fischer, «S. Drei Vorträge» (Lpz. 1869); Hettner, «Goethe und S.» (3. Aufl., 2 Bde., Braunschw. 1876). Außerdem haben «Erläuterungen» zu S.'s Werken geliefert: Schlegel, Eckardt, Düntzer, Viehoff u. a. Eine zweckmäßige alphabetische Anthologie S.'scher Gedanken bietet die «Schiller-Halle» (herausg. von Zille, Lpz. 1870). Die gesammte bisherige Bibliographie über S. faßte Unflad zusammen in seiner Schrift: «Die Schiller-Literatur in Deutschland» (Münch. 1878). Die «Schiller-Galerie» ist eine Sammlung von Zeichnungen aus S.'s Werken von Pecht und Ramberg (Text von Pecht). Vgl. noch A. von Schloßberger's «Archivalische Nachlese zur Schiller-Literatur» (Stuttg. 1877), welche vieles bisher noch Unbekannte enthält.

Schiller-Stiftung (Deutsche) ist der Name einer Stiftung, welche sich, im Andenken an den großen nationalen Dichter Schiller, die Aufgabe stellt, solchen hülfsbedürftigen Schriftstellern und Schriftstellerinnen (sowie auch deren Hinterbliebenen), «welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solchen, die sich dichterischer Formen bedient haben», Unterstützung zu gewähren. Die erste Anregung zu dieser Stiftung ging im April 1855 von dem Dichter Julius Hammer (s. d.) zu Dresden aus. Alsbald bildete sich daselbst ein Verein, welcher 9. Mai desselben Jahres (dem 50. Jahrestage von Schiller's Tode) einen daraufhin gerichteten Aufruf erließ, der allerorten warme Aufnahme fand. In den meisten größern Städten Deutschlands bildeten sich entweder Zweigstiftungen oder man sammelte für die dresdener S. Unter den Zweigstiftungen erlangte besonders die zu Weimar eine hervorragende Bedeutung, indem sich der Großherzog der ganzen Angelegenheit sehr geneigt erwies. Die eigentliche Constituirung der S. erfolgte durch die Generalversammlung vom 8. bis 10. Oct. 1859 zu Dresden, woselbst Weimar als Vorort für

die fünf nächsten Jahre gewählt wurde. Im J. 1860 betrug das Gesammtvermögen der Stiftung bereits 70,000 Thlr. Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt dasselbe infolge der 1859 vom Major Serre auf Maxen ins Leben gerufenen und 1. Nov. 1860 zur Verlosung gelangten Nationallotterie («Schiller-Lotterie»), von deren Reinertrage (450,000 Thlrn.) zwei Drittheile (300,000 Thlr.) der S. überwiesen wurden, während ein Drittheil (150,000 Thlr.) die Tiedge-Stiftung erhielt. Durch dieses Unternehmen, dessen glänzender Erfolg die kühnsten Erwartungen übertraf, hat sich Serre ein bleibendes Verdienst um die Nationalstiftung erworben. Nach ihm nennt sich seitdem auch die dresdener Zweigstiftung: «Serre'scher Zweig der Schiller-Stiftung». Vgl. Ziegler, «Zur Geschichte der Schiller-Lotterie» (8. Aufl., Dresd. 1864).

Die S. ist seitdem auf 24 Zweigstiftungen angewachsen: Baden (Manheim, Karlsruhe, Heidelberg), Berlin, Breslau, Brünn, Danzig, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Hannover (Geschäftsort Nienburg), Köln, Königsberg, Leipzig, Linz, Lübeck, Mainz, München, Nürnberg, Offenbach, Salzburg, Stuttgart, Weimar und Wien. Nach den Satzungen wird von diesen Zweigstiftungen alle fünf Jahr eine zum Vorort erwählt. Den ersten bildete Weimar 1859—64, den zweiten Wien 1865—69, den dritten Weimar 1870—74, den vierten Dresden 1875—79. Die Leitung des Ganzen liegt in den Händen eines auf je fünf Jahre erwählten Verwaltungsraths von sieben Mitgliedern. Das Vermögen der Stiftung, welches durch Hinzufügung eines Theils der Zinsen sowie durch mannichfache Zuwendungen und Vermächtnisse in beständigem Steigen begriffen ist, belief sich nach der Tabelle für 1878 auf 1,267,242 Mark 52 Pf. und 79,663 Fl. 11 Kr. österr. Währung. An Jahresbeiträgen lieferten die Zweigstiftungen an die Centralkasse die Summe von 39,567 Mark 50 Pf. und 3000 Fl. österr. Währung. Nachdem seit 1869 das Princip der Oeffentlichkeit anerkannt und eingeführt worden ist, werden in jedem Jahresbericht die Namen der Bedachten in drei Gruppen genannt.

Schilling heißt eine frühere deutsche Geldrechnungsstufe, welche zum Theil durch wirkliche Münzstücke vertreten war. Der Ursprung und Name wird mit großer Wahrscheinlichkeit von dem röm. Solidus (s. d.) abgeleitet, der sich mit andern Resten röm. Einrichtungen nach Deutschland verpflanzte. Solidus nannten die Römer die Münze, weil sie das Ganze im Gegensatz zu den Theilen war, nach Vorgang des alten As. Der Solidusschilling war auch in Deutschland die größere Münze im Gegensatz der Pfennige. Andere Ableitungen des Namens von «schellen», weil die S. einen hellern Klang hätten als die Pfennige, oder dem St.-Kilian, dem Münzzeichen der würzburger Schillinge u. s. w., gehören der Fabel an. Der Solidus des Mittelalters wurde allmählich verringert und zur Rechnungsmünze, bis in neuerer Zeit eine Münze daraus entstand, die jedes Land, welches sie annahm, nach seinem Bedürfniß einrichtete. In England ist der S. ein Zwanzigstel des Pfundes Sterling und in Silber ausgeprägt.

Schilling (Friedr. Gustav), einer der fruchtbarsten deutschen erzählenden Schriftsteller, geb. zu Dresden 25. Nov. 1766, erhielt seine Erziehung zu Bischofswerda und bezog 1779 die Fürstenschule zu Meißen. Zwei Jahre darauf trat S. in das Artilleriecorps. Nach siebenjähriger Dienstzeit und vierjährigem Besuche der Artillerieschule zum Offizier vorgerückt, wohnte er als solcher der Belagerung von Mainz und den meisten Gefechten des sächs. Contingents während des Feldzugs von 1793 bei. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er in kurze Gefangenschaft; 1807 stand er in Warschau und Danzig; doch nahm er 1809 den Abschied und ließ sich in Freiberg nieder. Später wendete er sich nach Dresden, wo er 30. Juli 1839 starb. Bereits 1783 erschien von ihm das Drama «Elise Kolmar» mit einer Vorrede von Meißner. Seine zahlreichen Romane, unter denen die komischen die bessern sind, zeichnen sich meist durch lebendige und heitere Darstellung aus. Zu eigentlich dichterischer Thätigkeit hat er sich aber nirgends erhoben. Seine «Sämmtlichen Schriften» erschienen in zwei Sammlungen, jede von 50 Bänden (Dresd. 1810—30), eine Ausgabe letzter Hand in 80 Bänden (Dresd. 1828—39).

Schilling (Johs.), deutscher Bildhauer, geb. zu Mittweida in Sachsen 23. Juni 1828, besuchte seit 1842 die Kunstakademie in Dresden und wurde 1845 in das Atelier Rietschel's aufgenommen, unter dessen Leitung er volle fünf Jahre blieb. Die nächsten zwei Jahre brachte S. in Berlin zu. Anfang 1853 nach Dresden zurückgekehrt, fand er zunächst in Hähnel's Atelier Beschäftigung, vollendete dafelbst aber auch eine eigene Arbeit, auf welche ihm ein Reisestipendium ertheilt wurde. S. hielt sich nun bis Ostern 1856 in Rom auf und ließ sich dann dauernd in Dresden nieder, wo aus seinem Atelier mehrere vorzügliche Werke in die Oeffentlichkeit traten, während sich zugleich zahlreiche Schüler um ihn scharten. Seit 1868 wurde er zum Mitgliede des akademischen Raths und zugleich zum Professor der Bildhauerkunst an der königl. Kunstakademie ernannt. Bereits im J. 1852 war in Berlin eine

Gruppe aus Gips ausgestellt: Amor und Psyche, für Bronzeguß bestimmt, welche Zeugniß von außerordentlichem Talent gab. Sein idealer Schönheitssinn, der zu malerischer Behandlung der plastischen Motive neigt, offenbarte sich zuerst in großem Maßstabe an den (in Sandstein ausgeführten, 1861 bestellten und 1872 vollendeten) Gruppen der vier Tageszeiten für die Treppe der Brühl'schen Terrasse in Dresden. Neben zahlreichen anmuthvollen Reliefs und Porträts entstanden in schneller Folge eine Anzahl Monumentalwerke, welche 1873—78 ausgeführt worden sind: das Schiller-Denkmal für Wien und das Denkmal des Erzherzogs Ferdinand Max (Kaisers von Mexico) für Triest, sowie das Rietschel-Denkmal für Dresden und das Kriegsdenkmal für Hamburg, sämmtlich großartige und zugleich poetisch durchhauchte Erzeugnisse seiner künstlerischen Reife. Bei der plastischen Ausschmückung des neuen dresdener Hoftheaters betheiligte sich S. durch Ausführung der Bronzegruppe Bacchus und Ariadne auf dem Panthergespann, welche den Vorbau krönt. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald bei Rüdesheim ist von S. modellirt.

Schilluk, einer von den vier Negerstämmen, welche das Gebiet des Weißen Nil vom 12. bis 4.° nördl. Br. bewohnen. Die S., zu denen auch die Djur oder Luch, ein später ausgewanderter Stamm am Bahr-Djur im Süden der östl. Dinka gehören, sitzen am linken Ufer des Weißen Flusses vom 12. bis 9. Grad, d. i. vom Fluß Kailak und Dschebel-Tekem bis gegen Mokadatel-Kelb, wo ihre Ansiedelungen ein einziges Riesendorf zu bilden scheinen. Die S. stimmen in Typus und Lebensweise mit den Bari (s. d.) überein, doch sind sie nicht so schön wie diese und gedrungenern Wuchses. Der Sprache nach hängen sie mit den Dinka zusammen. Vgl. Kaufmann, «Schilderungen aus Centralafrika» (Brixen 1862); Heuglin, «Reisen in das Gebiet des Weißen Nils» (Lpz. 1869); Schweinfurth, «Im Herzen von Afrika» (Lpz. 1874).

Schilter (Joh.), Rechtslehrer und deutscher Alterthumsforscher, geb. 1632 zu Pegau, stand zuerst in sachsen-zeitzischen Diensten, wurde 1662 Amtmann in Suhl und später beim Consistorium in Jena angestellt. Später begab er sich nach Frankfurt a. M. und nachher nach Straßburg, wo er Rathsherr wurde und 14. Mai 1705 starb. Unter seinen Schriften sind die hauptsächlichsten: «Exercitationes ad quinquaginta libros pandectarum» (3 Bde., Jena 1698; 3. Aufl., Frankf. 1733); «Institutiones juris canonici» (Jena 1681); «Institutiones juris publici Rom.-Germanicae» (2 Bde., Straßb. 1696); «Codex juris feudalis Alemannici» (Straßb. 1697). Seinen «Thesaurus antiquitatum Teutonicarum» gab Scherz heraus.

Schiltigheim, Cantonshauptort im Landkreise Straßburg des Bezirks Unterelsaß, mit (1875) 5653 E., liegt 2 Kilom. nördlich von Straßburg, an einem Illarm und an der Eisenbahn Straßburg-Lauterburg, bildet mit den Ortschaften Bischheim und Hönheim eine 3 Kilom. lange Reihe von Häusern, darunter zahlreiche Villen straßburger Familien. In S. sind mehrere große Bierbrauereien, welche jährlich gegen 225,000 Hektolit. Bier produciren und den größten Theil hiervon nach Frankreich exportiren. S. war 1793 das Hauptquartier Pichegru's, 1815 zog sich Napp nach dem Gefecht bei Bendenheim hierher zurück, 1870 bildete S. einen Hauptstützpunkt der Straßburg belagernden deutschen Truppen. — Im Canton S. (22,524 E.) befinden sich die seit 1872 gebauten, hochgelegenen straßburger Forts II—VI.

Schimmel nennt man im gewöhnlichen Leben die meist weiß, seltener anders (grau- bis schwarzgrün, rosenroth, braun, schwarz) erscheinenden flockigen, feinfaserigen oder sammtartigen Räschen, Polster und Ueberzüge, welche auf verwesenden organischen Körpern, auf gärungsfähigen und verdorbenen Flüssigkeiten, auf feuchten vegetabilischen und animalischen Stoffen (z. B. Land, Dünger), ja selbst auf anorganischen feuchten Gegenständen (z. B. an Fensterscheiben) sich bilden und durch schnelles Wachsthum, aber auch (wenigstens in den meisten Fällen) große Hinfälligkeit oder Vergänglichkeit ausgezeichnet sind. Das Erscheinen von S. auf Speisen, Fruchtsäften, in Tinte u. s. w. ist stets ein Zeichen einer in diesen Substanzen eingetretenen Zersetzung, eines Verderbens oder Verdorbenseins derselben, und allgemein bekannt ist es, daß z. B. schimmeliges Brot einen schlechten, säuerlichen Geschmack besitzt und sein Genuß der Gesundheit nachtheilig ist. Auch ist es bekannt, daß durch Hitze (Dörren) die S. vernichtet werden. Daß die S. zu den Pilzen zu rechnen seien, wurde bei zeiten von den Naturforschern erkannt. Das meiste Verdienst um die Entscheidung der Frage nach der Entstehung der S. haben sich Bail, Berkley, de Bary, H. Hoffmann und Nägeli in München erworben. Die Mittel, die Schimmelbildung zu verhüten, kommen stets auf eine Tödtung der Sporen und Bacterien zurück; bei eingemachten Früchten hat sich neben Abhaltung der Luft die Anwendung von schwefliger Säure und von Salicylsäure (s. d.) als zweckdienlich erwiesen. Bei gewissen Käsesorten, wie bei dem von Roquefort, ist das Vorhandensein von grünen Schimmelpilzen ein Zeichen der

Güte und Echtheit. (S. Fäulniß, Gärung und Hefe.) Die wichtigsten Schriften über S. sind: H. Hoffmann, «Mykologische Studien über die Gärung» (in der «Botan. Zeitung», 1860); Hallier, «Gärungserscheinungen» (Lpz. 1867); A. de Bary, «Ueber S. und Hefe» (Berl. 1869) und die neuern Arbeiten von Nägeli (Münch. 1874—78). Die S. sind sämmtlich mikroskopische Pilze, namentlich Aspergillus glaucus oder Eurotium herbariorum, lassen aber unter dem Mikroskop eine wahrhaft fabelhafte Vielgestaltigkeit und große Schönheit erkennen, was schon Corda in seinem berühmten Kupferwerke «Prachtflora europ. Schimmelpilze» (Lpz. 1839) zur Anschauung gebracht hat. Ob die «Wetterpotte» der Bergleute, welche in Bergwerken baumwollartige schneeweiße Fäden an dem nassen Grubenholze bildet und unter dem Namen Hypha floccosa beschrieben worden, ein Schimmelpilz ist, steht noch dahin. Der ebenfalls in Bergwerken sowie in Brunnenröhren häufig vorkommende «Brunnenzopf», von ältern Mykologen als eigene Pilzgattung (Rhizomorpha) beschrieben, gehört neuern Untersuchungen zufolge zu Kernpilzen aus der Gruppe der Sphäriaceen.

Schimmelmann (Heinr. Karl, Graf von), geschickter Finanzmann in dän. Diensten, geb. zu Demmin in Pommern 13. Juli 1724, war der Sohn eines Kaufmanns daselbst und legte, noch sehr jung, einen Materialhandel in Dresden an. Später wurde er einer der Pächter der Generalaccise in den kursächs. Ländern. Nachdem er durch verschiedene Unternehmungen ein großes Vermögen erworben, ging er mit seiner Familie nach Hamburg, errichtete daselbst ein Handelshaus, erkaufte zugleich das Gut Ahrensburg in Holstein, nahm die holstein.-plönische Münze in Pacht, trat in dän. Dienste und wurde 1761 dän. Commerzintendant und Gesandter beim Niedersächs. Kreise. Sehr bald kaufte er auch das holstein. Gut Wandsbeck und die Baronie Lindenborg in Jütland und später eine Gewehrfabrik in Seeland. Im J. 1762 wurde er in den Freiherrnstand erhoben, zwei Jahre später königl. Schatzmeister, in welcher Eigenschaft er seitdem die Obersteuerdirection in Kopenhagen besorgte, und begleitete 1768 den jungen König Christian VII. ins Ausland. Während des kurzen Ministeriums Struensee's (1770—72) lebte er meist in Hamburg. Nach dem Falle Struensee's trat er wieder in seine vorige Thätigkeit und übernahm zugleich die Leitung aller dän. Finanzoperationen. S. wurde 1779 in den Grafenstand erhoben. Bei seinem Tode 16. Febr. 1782 hinterließ er ein Vermögen von mehr als 8 Mill. Rthlr. — Sein Sohn, Graf Ernst Heinrich, geb. in Dresden 4. Dec. 1747, war seit 1784—1814 dän. Finanz- und Handelsminister, übernahm 1824 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1831.

Schimmelpenninck (Rutger Jan), niederländ. Staatsmann, war zu Deventer 30. Oct. 1765 geboren, studirte in Leiden die Rechte, wurde Advocat zu Amsterdam und gehörte bei den Unruhen 1785—87 zu denen, die eine Aenderung in der Verwaltung wünschten und auf ein Repräsentativsystem drangen. Beim Ausbruche der Revolution, nach Pichegru's Einrücken, wurde er Mitglied der ersten amsterdamer Stadtmagistratur, dann der batavischen Nationalversammlung und 1798 Gesandter in Paris. Nach dem Frieden von Amiens, dessen Unterhandlungen er als Gesandter der Batavischen Republik beiwohnte, wurde er Gesandter am engl. Hofe. Bei dem Ausbruche des Kriegs von 1803 versuchte er die Neutralität Hollands zu behaupten und zog sich, als ihm dies der Erste Consul nicht zugestehen wollte, ganz von den Staatsgeschäften zurück. Ein Schreiben Bonaparte's und die Wünsche des Vaterlandes riefen ihn aber sehr bald wieder in den Strudel der öffentlichen Geschäfte. Er ging von neuem als Gesandter nach Paris und gewann hier Bonaparte's ganzes Vertrauen, der ihn auch im März 1805 als Rathspensionär an die Spitze der Regierung stellte. Seine Stellung benutzte er zur Ausführung vieler guter Einrichtungen, besonders in den Finanzen. Doch bereits 1806 verschlimmerte sich sein Augenübel, sodaß er fast ganz erblindete. Napoleon I. schlug deshalb seinen Bruder Ludwig als König vor. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich wurde er von Napoleon zum Grafen und Senator ernannt. Nach des Kaisers Abdankung zog sich S. auf seine Güter zurück; doch wurde er bei der Bildung des Königreichs der Niederlande vom Könige zum Mitgliede der Ersten Kammer ernannt. Er starb zu Amsterdam 25. März 1825.

Schimpanse oder Tschimpanse (Troglodytes), eine ungeschwänzte, dem Gorilla und Tschego nahe verwandte und oft mit ihnen verwechselte, zu den menschenähnlichen oder sog. Anthropomorphen gehörende Affengattung, unterscheidet sich durch große Ohren, den ziemlich runden und glatten Schädel fast ohne Knochenleisten und die schwächere Ausbildung des Zahnsystems von den verwandten Anthropomorphen: vom Orang durch das Vaterland, den Mangel an überzähligen Handgelenkknochen und Backenschwielen, die kürzern Arme, die schwarze Färbung, vom Gorilla durch geringere Größe, schwächere Ausbildung der Zähne, Hände, Füße

und Knochenleisten. Man kennt eine Art, den schwarzen S. (T. niger), welcher im westl. Afrika innerhalb des 10. bis 12. Grades zu beiden Seiten des Aequators lebt und durch sein dem menschlichen sich näherndes Ansehen merkwürdig ist. Der S. ist ein am Boden lebendes, oft auch aufrechtgehendes Thier, das nur nach Früchten, von denen er die des Melonenbaumes (Carica Papaya) besonders liebt, und, um sich umzusehen, auf Bäume steigt. Er wird 1,2 bis 1,5 Mt. hoch, hat schwarzes, etwas grobes Haar, große, abstehende, kahle Ohren, lange, sehr bewegliche Lippen und muskulöse Arme, welche bis zum Knie oder noch etwas darüber reichen. Die S. leben gesellig. Ueber die Intelligenz, die zutrauliche Art und die Beweglichkeit dieser Thiere, von welchen viele Junge lebend nach Europa gebracht und mehrere Jahre in Thiergärten gehalten wurden, gibt es viele interessante Erzählungen. Das nordeurop. Klima ertragen sie nicht; sie sterben hier bald an der Lungensucht. Vgl. Hartmann, «Beiträge zur zoologischen und zootomischen Kenntniß der sog. anthropomorphen Affen» (2 Hefte, Pest 1872).

Schimper (Wilh.), deutscher Reisender und Naturforscher, geb. 19. Aug. 1804 zu Mannheim, lernte anfangs als Kunstdrechsler, trat aber in seinem 17. Jahre in das bad. Militär und wurde alsbald bei der Militäradministration beschäftigt. Nachdem er hierauf mit seinem Bruder Karl, A. Braun und Agassiz zwei Jahre zu München Naturwissenschaften studirt, unternahm er 1829 eine Reise nach Südfrankreich und Algier, auf welcher er reiche botan. Sammlungen machte. Nach der Rückkehr verweilte er einige Zeit zu Neuchâtel, dann zu Offweiler im Elsaß, wo er seine «Reise nach Algier» (Stuttg. 1834) schrieb. Im J. 1834 ging S. im Auftrage des württemb. Reisevereins nach dem Orient. Mit naturhistor. Sammlungen aller Art beschäftigt, durchwanderte er Oberägypten, die Sinaihalbinsel und Theile von Arabien und begab sich 1836 nach Abessinien, wo er sich das Wohlwollen des Fürsten Ubie von Adaua (damaliges Königreich Tigre) erwarb. Nachdem er mehrere Jahre im Lande umhergereist, ließ er sich in Abessinien förmlich nieder, verheirathete sich mit einer Eingeborenen und erhielt von Ubie die Verwaltung des Districts Antitscho. Letztere Stellung verlor er jedoch durch König Theodorus, der sich ihm, als einem Anhänger Ubie's, nicht günstig erwies. Nach Auflösung des württemb. Reisevereins setzte S. seine Sammlungen im Auftrage des pariser Jardin des Plantes fort. Seit 1863 mußte er gezwungen in der Nähe des Königs Theodor verweilen und wurde auch, ohne eigentlich Gefangener zu sein, 1868 auf die Festung Magdala gebracht, bis ihn die Engländer durch die Erstürmung derselben 13. April 1868 befreiten, worauf er sich in Adaua niederließ. — S.'s älterer Bruder, **Karl Friedrich** S., geb. 15. Febr. 1803, hat sich besonders als Botaniker einen geachteten Namen erworben. Er studirte zu Heidelberg und München, wo er mit Alex. Braun und Agassiz eine eigene philos.-botan. Schule begründete. Im Auftrage des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Max, untersuchte er 1842—43 die bair. Alpen und die bair. Pfalz geognostisch. S. gilt für den Entdecker der Blattstellungsgesetze und für einen der Hauptbegründer der neuen botan. Morphologie. Auch hat er zwei Sammlungen «Gedichte» (Erlangen 1840 und Manh. 1847) herausgegeben. Später lebte er zu Schwetzingen, wo ihm der Großherzog von Baden, der ihm auch einen Jahrgehalt zahlte, eine Wohnung im Schloß angewiesen hatte. Er starb daselbst 21. Dec. 1867. — **Wilhelm Philipp** S., Geschwisterkind der Vorigen, geb. 12. Jan. 1808 zu Dossenheim bei Elsaß-Zaberu, erhielt seine Gymnasialbildung zu Buchsweiler und machte theol. Universitätsstudien zu Straßburg. Die Zeit von 1831—34 brachte er theils als Hauslehrer, theils auf kleinen wissenschaftlichen, besonders botan. Reisen zu. Im J. 1835 erhielt er als Aidenaturaliste eine Anstellung am naturhistor. Museum zu Straßburg, an welchem er 1838 zum Conservator, später zum Director aufrückte. Gleichzeitig lehrte er als Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität. Im J. 1844 besuchte er Norwegen und Schweden, um die dortigen Gletscherphänomene zu studiren und 1847 bereiste er in derselben Absicht einen großen Theil Spaniens, besonders die Sierra Nevada und die Pyrenäen. In der Wissenschaft hat sich S. besonders als Bryolog einen geachteten Namen erworben. Seine Hauptwerke sind: «Monographie du grès bigarré des Vosges» (Lpz. 1844), «Bryologia Europaea» (6 Bde., Stuttg. 1836—54, mit 640 Tafeln), im Verein mit Bruch begonnen, nebst den «Musci Europaei novi» (Stuttg. 1864 fg.), «Stirpes normales bryologiae Europaeae» (Straßb. 1844—54), «Recherches morphologiques et anatomiques sur le Mousses» (mit 9 Tafeln in 4., Straßb. 1848), «Icones morphologicae» (Stuttg. 1860), «Mémoire pour servir à l'histoire naturelle des sphagnum» (Par. 1854, mit 24 Tafeln), welches Werk auch in deutscher Bearbeitung («Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Torfmoose», Stuttg. 1857, mit 27 Tafeln) erschien; «Palaeontologica Alsatica» (Straßb. 1854 fg.), «Synopsis mus-

corum Europaeorum» (Stuttg. 1860, 2. Aufl. 1876), «Le terrain de transition des Vosges» (mit Köchlin, Straßb. 1862, mit 30 Tafeln), «Traité de paléontologie végétale» (3 Bde., Par. 1867—69, mit 110 Tafeln).

Schinderhannes, der Anführer einer Räuberbande, die gegen das Ende des 18. Jahrh. am Rhein ihr Unwesen trieb, hieß eigentlich Johann Bückler, war von armen Aeltern geboren und trat früh in die Dienste eines Scharfrichters. Er kam infolge von Diebstählen mehrere mal in Untersuchung, entsprang und gesellte sich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer Diebesbande. Mehrmals ergriffen, entkam er wieder und kehrte zu seinen alten Gesellen zurück. Endlich beschloß er blos Straßenraub zu treiben, und bildete zu diesem Zwecke eine große Bande, die bald alles in Schrecken versetzte. Polizeiliche Verfolgungen trieben ihn auf das rechte Rheinufer. Um diese Zeit nahm seine Räuberei eine andere Richtung, indem die Bande auch in die Häuser einbrach und ihr Unwesen öffentlich trieb. Endlich wurde bei einer sorgfältigen Durchsuchung der ganzen Gegend S. gefangen und mit seinen Kameraden vor das Specialgericht zu Mainz gebracht. Hier zum Tode verurtheilt, wurde er mit mehrern seiner Spießgesellen 21. Nov. 1803 enthauptet.

Schink (Joh. Friedr.), deutscher Dichter und Dramaturg, geb. zu Magdeburg 1755, studirte seit 1773 zu Halle Theologie. Schon als Student erhielt er den in Hamb g ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsdor für sein Trauerspiel «Gianetta Montaldi». S. privatisirte dann 1778 in Berlin, war 1779 Dichter bei dem hannov. Theater, ging 1780 nach Wien, wo er seine «Dramaturgischen Fragmente» (4 Bde., Wien 1781—84) und das «Theater zu Abdera» (2 Bde., Berl. 1787) schrieb, und wurde 1789 von Schröder in Hamburg als Dramaturg und Dichter angestellt. Hier schrieb er die «Dramaturgischen Monate» (4 Bde., Schwerin 1790) und das Wochenblatt «Laune, Spott und Ernst» (4 Bde., Altona 1793). Im J. 1797 ließ er sich in Ratzeburg nieder, wo er den «Johann Faust» (2 Bde., Berl. 1804) und die «Gesänge der Religion» (Berl. 1789; neue Aufl. 1823) herausgab. Von 1812—16 lebte er im Holsteinischen. Dann wandte er sich abermals nach Berlin, wo er unter anderm die didaktisch-dramatische Dichtung «Fügungen» (Berl. 1818) veröffentlichte. Im J. 1819 führte ihn Frau von der Recke zu Löbichau ein, wo die Herzogin Dorothea von Kurland sich seiner annahm und durch einen Jahrgehalt ihn von drückenden Sorgen befreite. Nach dem Tode der Herzogin berief ihn 1822 deren Tochter, die Herzogin von Sagan, als Bibliothekar zu sich. S. starb zu Sagan 10. Febr. 1835. Zu seinen letzten Arbeiten gehören die «Romantischen Darstellungen» (Altenb. 1822), die «Darstellung des Lebens und des Charakters Lessing's», in dem ersten Bande von dessen «Schriften» (1825; auch besonders abgedruckt, Berl. 1825), und die Schrift «Friedr. Schiller's Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orléans, Braut von Messina und Wilhelm Tell, ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt» (Dresd. 1827).

Schinkel (Karl Friedr.), einer der größten und vielseitigsten Künstler der neuern Zeit, wurde 13. März 1781 zu Neuruppin geboren, wo sein Vater Superintendent war. Nach dem Tode desselben setzte er die auf dem Gymnasium begonnenen Studien in Berlin fort, wohin die Mutter 1795 mit ihm zog. Er genoß ein Jahr lang den Zeichenunterricht bei Oberbaurath Gilly und wurde hierauf der Schüler von dessen Sohne, dem Bauinspector und Professor Gilly. Als letzterer etwa nach zwei Jahren starb, vertraute man S. die Fortsetzung aller architektonischen Privatarbeiten des Verstorbenen an. Zugleich setzte er das theoretische Studium der Bauwissenschaft auf der Baukakademie fort und ging dann 1803 nach Italien. Im J. 1805 kehrte er über Frankreich nach Berlin zurück. Da die Kriegsperiode der Bauthätigkeit Einhalt gebot, griff er zur Landschaftsmalerei und wußte den klimatischen Charakter der Natur und den Zusammenhang der architektonischen Welt mit dieser auf überaus feine und charakteristische Weise wiederzugeben. Am bekanntesten ist das die Blüte Griechenlands benannte Bild, Geschenk der Stadt Berlin an die Prinzessin Friedrich der Niederlande (gestochen von Witthöft), worin er das Werden einer hellenischen Stadt am Meeresstrande veranschaulicht. Auch malte er von 1808—14 die berühmt gewordenen Dioramen für Gropius. Im Mai 1810 kam er als Assessor in die Bandeputation, und die Akademie der Künste nahm ihn 1811 unter ihre Mitglieder auf. Im Dec. 1820 wurde er Professor bei derselben. Im Mai 1815 erhielt er die Stelle eines Geh. Oberbaurath, und 1819 trat er in die technische Abtheilung im Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen. Seinen Ruf begründete zunächst das Gebäude der neuen Königswache in Berlin, sodann das Kriegsdenkmal auf dem Kreuzberge, das neue Schauspielhaus, die neue Schloßbrücke, die Anlage des neuen Potsdamer Thores, der neuen Wilhelmsstraße und der Ingenieur- und Artillerieschule in Berlin, das Casino in Potsdam, das Schlößchen Tegel,

die Villa des Geheimraths Gräfe im Thiergarten bei Berlin, das Casino im Garten des Prinzen Karl zu Glienicke bei Potsdam, das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel und mehrere andere Schlösser, Landhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude in den Provinzen. Das Neue Museum, die weitern Anlagen, welche daraus folgten, die Bauschule, die Nikolaikirche in Potsdam, das königl. Landhaus in Charlottenhof, die Werdersche Kirche in Berlin und andere Bauten vollendeten seinen Ruhm. Im J. 1839 wurde er zum Ober-Landesbaudirector ernannt. Doch alsbald von einer Gehirnlähmung betroffen, starb er 9. Oct. 1841. S. gehört zu den bahnbrechenden Geistern auf seinem Kunstgebiet. In seinen Bauten zeigt er sich stets neu und originell in der Composition. Er verstand es besonders, die Form eines Gebäudes aus seiner Bestimmung zu entwickeln, und vermied alle Willkür im einzelnen. Die möglichste Darstellung des Ideals der Zweckmäßigkeit war ihm das Grundprincip aller Baukunst. Insbesondere geben seine nicht zur Ausführung gelangten Entwürfe eine Anschauung seines Wollens und Könnens: dahin gehören der beabsichtigte Umbau der Akropolis von Athen zu einem griech. Königspalaste, die Pläne des Schlosses Orianda, des Palastes für den Prinzen von Preußen, des Denkmals Friedrich's d. Gr. und anderes. Vgl. seine «Sammlung architektonischer Entwürfe» (26 Hefte, Berl. 1820—37; 2. Aufl., Potsd. 1841—45; 3. Aufl. 1857—58); ferner seine «Werke der höhern Baukunst» (Abth. 1 u. 2, Potsd. 1845—46; 2. Aufl. 1862, neue Ausg. 1873). Außer seinen herrlichen Architekturlandschaften hat S. auch hohe Begabung für die Historienmalerei im großen Stile an den Tag gelegt. Der bildliche Schmuck an der Vorderseite des berliner Alten Museums ist nach seinen Entwürfen ausgeführt. An dem Prachtwerke «Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker» sowie an vielen andern Werken war S. wesentlich betheiligt, seine Einwirkung auf die berliner Kunstgewerbe ist noch jetzt sichtbar. Endlich verdanken ihm die königl. Theater nicht nur manche ihrer schönsten Decorationen, sondern überhaupt eine neue Schule der Decorationsmalerei. Seine zahlreichen Entwürfe, Zeichnungen und Gemälde sind in der Baukademie zu Berlin zu einem eigenen Museum (Schinkel-Museum) vereinigt. Sein Standbild, von Drake, schmückt den Platz vor der Baukademie und die Halle des Alten Museums. Vgl. von Wolzogen, «Aus S.'s Nachlaß» (4 Bde., Berl. 1862—64); die biographischen Schriften über S. von Kugler, Bötticher, H. Grimm, Waagen u. a.

Schinznach, Pfarrdorf im Bezirk Brugg des schweiz. Cantons Aargau, 10 Kilom. nordöstlich von Aarau, 380 Mt. über dem Meere, unweit westlich von der Aar, hat in der Pfarrkirche das Grab des Generals Joh. Ludwig von Erlach (s. Erlach) und zählt (1870) 1167 meist prot. E., die Strohgeflechte fertigen und Acker- und Weinbau treiben. Etwa 2 Kilom. nordöstlich, am rechten Ufer der Aar, 343 Mt. über dem Meere, nur 100 Mt. vom Flusse, zwischen diesem und der Nordostbahnlinie Aarau-Zürich, liegt am Fuße des mit den Ruinen des Schlosses Habsburg gekrönten Wülpelsbergs (514 Mt.) das berühmte Schinznacher oder Habsburger Bad, mit einer im großen Halbkreis erbauten, aus mehrern Gebäuden bestehenden Curanstalt. Die Quelle, eine salinisch-muriatische Schwefeltherme von 28,5° C., wird besonders bei chronischen Hautkrankheiten gebraucht. Die Badesaison währt vom 15. Mai bis Ende September. Die 1658 entdeckte Therme lag auf dem linken Ufer des Strombettes, wurde 1670 in demselben vergraben und brach 1692 auf einer Insel mitten im Flusse wieder dampfend hervor. Diese Insel, durch einen Damm mit dem rechten Ufer verbunden, ist durch Anschwemmung allmählich zu einem Theile des Festlandes geworden. Die nächste Umgebung des Curortes ist reich an schönen und historisch-merkwürdigen Punkten. Vgl. Amsler, «Les bains de S.» (Aarau 1854; deutsch, 1852); Hemman, «Bad S.» (Aarau 1858).

Schipka-Paß (Sibka-, Schibka-, bulgar. Ĕipka-Paß), der wichtigste Paß, welcher aus Bulgarien, von Gabrowa her, nach Kasanlik im Thale der Tundscha über den Großen (türk. Chodscha-) Balkan führt, mit fahrbarer, jedoch sehr schmaler Straße und theilweise sehr starken Steigungen, wurde geschichtlich durch die mit äußerster Hartnäckigkeit geführte, langwierige und verlustreiche Vertheidigung der Paßhöhe im Russisch-Türkischen Kriege 1877 und die Capitulation eines am südl. Ausgange des Passes eingeschlossenen türk. Heers im Jan. 1878. Die Straße folgt von Gabrowa zunächst dem linken Ufer des Jantraflusses, erreicht dann in mehrern Windungen das Hochplateau, welches 1308 Mt. über dem Mittelmeere die eigentliche Paßhöhe bildet, und senkt sich dann zum Tundschathale. Am südl. Ausgang des Passes liegt das Dorf Schipka (625 Mt.), längs der Straße sind fünf befestigte Wachthäuser vorhanden, welche von den Türken besetzt, jedoch nach kurzem Widerstande geräumt wurden, nachdem der russ. General Gurko den Großen Balkan auf einem weiter östlich gelegenen Passe überschritten und Kezanlük sowie Schipka besetzt hatte. Die Russen richteten die Paßhöhe, insbesondere

einen am nördl. Abhange des Plateau gelegenen Höhenzug (Nikolai-Stellung) demnächst zur Vertheidigung ein und hielten dieselbe trotz wiederholter heftiger Sturmangriffe des türk. Heers Suleiman-Pascha's. (S. Russisch-Türkischer Krieg von 1877—78.)

Schir-Ali, Emir von Afghanistan, ist ein jüngerer Sohn des am 29. Mai 1863 verstorbenen Dost-Mohammed-Khan und wurde 1825 geboren. Von seinem Vater zum Nachfolger erklärt, trat er nach dessen Tode die Herrschaft an, hatte aber mit seinen zahlreichen Geschwistern und Verwandten sofort harte Kämpfe zu bestehen und sah sich, nachdem er 5. Mai 1866 die Schlacht bei Schekabad verloren, außer Stande, seine Ansprüche auf den Thron mit den Waffen weiter geltend zu machen. S. wandte sich zunächst an die indo-brit. Regierung mit dem Gesuche um Unterstützung, wurde aber, da er schon damals als ein Feind der Engländer galt, vom Gouverneur Sir John Lawrence, welcher bereits Afzal-Khan, den ältesten Halbbruder S.'s, als Emir von Afghanistan anerkannt hatte, abgewiesen. Doch gelang es S., mit Hülfe seines Sohnes Yakub durch den Sieg bei Bamian (Dec. 1868) und bei Ghasne (Jan. 1869) sich des Throns wieder zu bemächtigen. Ende März 1869 wurde er dem auch vom neuen Generalgouverneur des Indo-Britischen Reichs, Lord Mayo, feierlich als Emir anerkannt. Sein Sohn Yakub, ein Gegner der Reformbestrebungen des Vaters, erregte zwar 1870 mit Hülfe der altnationalen Partei einen Aufstand, welcher indeß mit der Eroberung Herats (8. Mai 1870) durch S. unterdrückt wurde. Später fand dann ein Ausgleich zwischen Vater und Sohn statt. (S. Afghanistan.) In neuester Zeit ist S. wieder mehr in den Vordergrund getreten, als er, nachdem die Orientfrage in Europa durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 gelöst schien, im August eine indo-brit. Gesandtschaft des Vicekönigs Lord Lytton schon an der Grenze zurückwies, obgleich er kurz zuvor eine große militärische Gesandtschaft Rußlands in Kabul mit den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen hatte. England betrachtete dies als directe Beleidigung und rüstete, um sich mit bewaffneter Hand Genugthuung zu verschaffen. So drohte im Spätherbst 1878 ein ernster Conflict zwischen England und Afghanistan.

Schirach (Gottlob Benedict von), deutscher Geschichtschreiber und Publicist, geb. 1743 zu Tiefenfurth in der Oberlausitz, besuchte das Gymnasium zu Lauban und bezog dann die Universität zu Leipzig, wo er sich dem Studium der classischen Sprachen, der Geschichte und der Literatur widmete. Im J. 1764 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Klotz genauer bekannt wurde. Bei den gelehrten Fehden des letztern war S. auf dessen Seite. Er gehörte zu den ersten deutschen Schriftstellern, welche die Geschichte mit Kritik und philos. Geiste behandelten. Im J. 1769 wurde er außerord., 1770 ord. Professor in der philos. Facultät zu Helmstedt und wählte nun Geschichte und Statistik zu seinen Hauptfächern. Wegen seiner «Biographie Kaiser Karl's VI.» (Halle 1776) erhob ihn die Kaiserin Maria Theresia in den Adelstand. Im J. 1780 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dän. Regierung als Legationsrath nach Altona zu folgen, den zunächst seine Schrift «Ueber das königl. dän. Indigenatrecht» (Hamb. 1779) veranlaßt hatte. Im folgenden Jahre begann er das «Polit. Journal», dem er bis an seinen Tod, 7. Dec. 1804, seine Thätigkeit widmete, und das dann sein ältester Sohn, **Wilhelm von S.**, geb. 25. Sept. 1779, der Conferenzrath in Kiel war, bis 1812 fortsetzte, worauf es unter andern Redactionen noch bis 1839 erschien. Unstreitig hat sich S. durch die Gründung dieses Journals Verdienste erworben, indem er die Ereignisse der neuern Geschichte mit einer durch Beigabe der wichtigsten Urkunden belegten Treue darstellte, welche es zu einer Quelle für den Geschichtsforscher machen. Außerdem veröffentlichte er noch: «Biographien der Deutschen» (6 Bde., Halle 1771—74), «Ephemerides literariae Helmstadienses» (5 Bde., Helmst. 1770—73), «Magazin der deutschen Kritik» (4 Bde., Halle 1772—76), die Uebersetzung der «Biographien» des Plutarch (8 Bde., Berl. 1776—80).

Schirâs (pers., d. h. Löwenbauch), die ehemals blühende, jetzt aber sehr herabgesunkene Hauptstadt der pers. Provinz Farsistan oder des Landes Fars, einst die Residenz der pers. Regenten, liegt in einem fruchtbaren, von schützenden Bergen umgebenen Thale auf einer der Stufen des südwestl. Randgebirgs Persiens, 1524 Mt. über dem Meere, 352 Kilom. von Ispahan und 52 Kilom. im Südwesten von den Ruinen des alten Persepolis (s. d.). Die Stadt, von hohen Mauern und Bastionen umgeben, wurde durch Erdbeben 25. Juni 1824, wobei über 4000, und 1. Mai 1853, wobei angeblich 10,000 Menschen umkamen, fast ganz zerstört. Sie hat etwa 30,000 E., darunter treffliche Siegelstecher und Steinmetze, Fabriken in Baumwolle, Seide, Wolle, Leder, Glas, Schmelz, in Feuerwaffen und Klingen aus ind. Stahl, in Pulver und besonders auch in Rosenöl. Auch ist die Stadt wegen ihrer schönen Frauen, der schönsten Persiens, und ihrer herrlichen Rosen- und Granatäpfelgärten im Orient hoch gepriesen. In

den engen, schmuzigen Straßen stehen kleine Häuser; bedeutend ist nur der von Kerim-Khan gebaute, 0,4 Kilom. lange Bazar aus Ziegeln. In der Umgegend wächst ein Rothwein, den man für den besten im Morgenlande hält und der nebst Tabak, Rosenöl, Glas, Schmelz, Pfeifen, Töpferwaaren, Seidenzeugen, Klingen weithin ausgeführt wurde. S. ward nach Vertreibung der Sassaniden das Feld- und Hoflager der Khalifen in der Mitte des 7. Jahrh., erreichte seine größte Blüte unter dem Mongolenkaiser Hulagu im 13. Jahrh. bis auf Timur, der die Stadt 1387 und 1392 eroberte. Damals galt es auch als der Glanzpunkt der pers. Wissenschaft und Poesie. Hier wurden die Dichter Hafis und Saadi geboren, deren Gräber sich, wie das des preuß. Gesandten Minutoli (gest. 15. Nov. 1860), in der Nähe befinden.

Schirmer (Joh. Wilh.), berühmter Landschaftsmaler, geb. 5. Sept. 1807 zu Jülich, lernte bei seinem Vater die Buchbinderei und kam als Geselle 1825 nach Düsseldorf, wo er unter W. Schadow künstlerische Studien begann und durch Lessing's Einfluß auf die Landschaftsmalerei geführt wurde. So entschieden wie dieser Beruf war auch sein Lehrtalent, er wurde schon 1830 Hülfslehrer und 1839 Professor an der dortigen Akademie. Anfangs stellte er besonders die stille Poesie des Waldlebens dar. Infolge mehrerer Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien begann er aber im idealen, großartigen Landschaftsstil zu arbeiten. Bei der Wahl der Motive ist er wesentlich der vaterländischen Natur treu geblieben, wenn auch der Aufenthalt in Italien 1839—40 von großer Bedeutung für seine Kunstrichtung wurde. Sein Baumschlag ist frei und doch gründlich, die Linienführung angenehm; die Bilder zeugen von einer völligen Herrschaft über Stoff und Kunstmittel. In der Bestimmtheit und Größe seiner Formen erinnert S. oft an Kaspar Poussin, und wie dieser liebt er in seinen Werken einen großen Maßstab. Er ist ein trefflicher Zeichner und gibt das Detail so charakteristisch, daß es selbst in seiner Unterordnung ein unerschöpfliches Interesse gewährt. S. wurde so der Gründer der düsseldorfer Landschaftsschule. Im J. 1853 als Director an die neugegründete Kunstschule zu Karlsruhe berufen, brachte er diese Anstalt bald empor. S. ist der wesentliche Schöpfer der sog. stilisirten oder histor. Landschaft. Sein religiöser Sinn führte ihn darauf, die Landschaft als das vorbereitende und stimmende Element der Handlungen der Menschen, wie die Bibel sie uns erzählt, darzustellen, und so schuf er, und zwar mit Kohle, 26 große Landschaftsbilder, die unter der Bezeichnung «Biblische Landschaften» große Bewunderung gefunden haben (photographirt von Allgeyer, mit Text vom Künstler selbst). Sechs davon, mit der Staffage aus dem Leben Abraham's, hat er in großer Dimension in Oel ausgeführt (Nationalmuseum in Berlin; herausgeg. von der Photographischen Gesellschaft, mit Text von M. Jordan). Ebenfalls in Oel gemalt ist eine Folge von vier biblischen Landschaften, welche die vier Tageszeiten veranschaulichen und als Staffage die Geschichte des barmherzigen Samariters haben. S. starb 11. Sept. 1863 zu Karlsruhe. Außer vielen Bildern hinterließ er auch zahlreiche Naturstudien, von denen Vollweiler drei Hefte (Karlsr. 1864—65) herausgegeben hat. S. war auch ein vorzüglicher Radirer, der seinen Blättern kräftige Haltung und poetische Stimmung zu geben wußte. Von seinen Arbeiten auf diesem Felde erschienen: «Acht landschaftliche Originalradirungen» (Düsseld. 1847). — Nicht mit ihm zu verwechseln ist Wilhelm S., ein gleichfalls ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. zu Berlin 6. Mai 1802, gleichfalls Schüler Schadow's, dem er aber nicht nach Düsseldorf folgte. Nachdem er die J. 1827—30 in Italien zugebracht, gründete er zu Berlin ein Atelier, in dem sich bald eine ansehnliche Zahl von Schülern sammelte. Im J. 1835 ward er ordentliches Mitglied der Akademie der Künste und 1839 Professor. Im J. 1845 nahm er einen zweiten einjährigen Aufenthalt in Italien. Eine dritte Reise dahin trat er 1865 an, starb aber unterwegs 8. Juni 1866 in Nyon am Genfersee. In seinen Bildern, deren Stoffe meist dem Süden entnommen sind und in denen architektonische Staffage vorherrscht, zeigt sich Reichthum und Weichheit der Formen und südl. Farbenglut. Diese Eigenschaften weiß S. auch auf das Wandbild zu übertragen, und unter den landschaftlichen Darstellungen, mit denen das Neue Museum in Berlin geschmückt ist, gehören seine ägypt. und griech. Ansichten zu den vorzüglichsten. Eine große Anzahl seiner Bilder befindet sich in königl. Privatbesitz zu Berlin, die Nationalgalerie besitzt von ihm: Tasso's Haus in Sorrent, Parklandschaft mit Fontaine und Strand bei Neapel in voller Sonnenbeleuchtung.

Schirmvogt (advocatus ecclesiae), gleichbedeutend mit Kirchenvogt (s. d.).

Schirwân hieß in früherer Zeit eine pers. Provinz in Transkaukasien zwischen dem Hauptkaukasus des südöstlichsten Flügels des Kaukasus, dem Kaspischen Meere, dem untern Kur und der Landschaft Scheki, berühmt durch ihre Fruchtbarkeit, ihren Reichthum an Südfrüchten aller Art sowie durch die seit alter Zeit einheimische Seidencultur, als deren Mittelpunkt die Stadt

Schemácha (s. d.) noch jetzt anzusehen ist. In weiterm Sinne umfaßte S., außer seinem Haupthafen Baku, auch Scheki (Nucha) im Westen und den südl. Theil von Daghestan (s. d.) bis Derbent und entsprach in dieser Ausdehnung dem Lande Albania der Alten. Der Name S. kommt erst seit der Mitte des 6. Jahrh. vor und wird von den orient. Schriftstellern auf den neupers. Sassanidenkönig Chosru Anuschirwân (531—579) zurückgeführt, der hier Grenzcolonien aus allerlei Völkern stationirt zu haben scheint, unter denen auch einheimische Schahs sich befanden, wahrscheinlich als Grenz- oder Markgrafen an der Spitze der im Solde der Sassanidenkönige stehenden Völkerschaften. Als später das Reich der Sassaniden zertrümmert wurde, lösten sich viele der kleinern Glieder als selbstständige Reiche ab, darunter auch das Schirwânschahs, die wiederum kleinere Dynasten unter sich hatten und mit ihren Nachfolgern, den Khanen von S., jahrhundertelang, bis auf die neuere Zeit, ihre Unabhängigkeit gegen die Khalifen, die Bagratiden von Armenien, die Mongolen, gegen Timur, die Türken, die Perser und Russen zu behaupten suchten, bis sie 1797 vorübergehend, 1805 aber für immer unter russ. Botmäßigkeit kamen. Als 1820 der letzte Fürst, Mustafa-Khan, sich der russ. Oberherrlichkeit durch seine Flucht nach Persien entzog, wurde das Land völlig dem Russischen Reiche einverleibt und mit den im Frieden von Gulistân 12. Oct. 1813 von Persien abgetretenen Gebieten im Süden des Kur zu einer Provinz vereinigt unter dem Namen «Land der muselmanischen Provinzen»; dies Gebiet umfaßt außer dem eigentlichen S. (Schemácha) noch Scheki (Nucha) im Westen, Baku im Osten, Karabagh (Schucha) im Südwesten und Talysch (Lenkoran) im Südosten. Später wurde aus diesen Ländern und Daghestan die «Kaspische Provinz» und durch Ukas vom 26. Dec. 1846 aus erstern das Gouvernement Schemácha gebildet, welches seit 1859 Gouvernement Baku (s. d.) heißt, und von dem das eigentliche S. den Hauptbestandtheil des Kreises Schemácha umfaßt.

Schischkow (Alex. Sjemenowitsch), russ. Admiral, Minister und bekannter Schriftsteller, wurde 1754 aus einem alten edeln Geschlecht geboren und im Marinecorps erzogen. Die von ihm als Seeoffizier unternommenen Land- und Seereisen erstrecken sich über Schweden, Dänemark, England, Deutschland, Preußen, Italien, die Türkei u. s. w. Seine literarische Laufbahn begann er schon als Cadet mit einer Uebersetzung von Campe's «Kinderbibliothek» und Geßner's «Daphnis»; auch gehören mehrere kleine lyrisch-didaktische Gedichte und ein größeres Drama in diese jugendliche Periode. Daneben beschäftigte er sich schon frühzeitig mit ernstern wissenschaftlichen Studien, und diese waren es, in denen er später besonders glänzte. Dahin gehören: «Die Marinewissenschaft» (2 Bde., Petersb. 1795), «Engl.-franz.-russ. Marinewörterbuch» (2 Bde., Petersb. 1795), «Sammlung von Seejournalen» (2 Bde., Petersb. 1800). Sein Buch «Ueber den alten und neuen Stil in der russ. Sprache» (Petersb. 1802; 3. Aufl. 1818), durch welches er (wie er glaubte) die nationale Originalität gegen das Eindringen franz. Verweichlichung in Schutz nahm, und einige andere Schriften über die russ. Sprache, schon damals wissenschaftlich ungenügend, waren hauptsächlich gegen Karamsin und seine Reform der russ. Literatursprache gerichtet. Auch übersetzte er Tasso's «Befreites Jerusalem» in russ. Prosa (2 Bde., Petersb. 1818). Im J. 1812 wurde er Reichssecretär. Die von ihm in dieser Eigenschaft entworfenen Manifeste, Aufrufe, Ukase und Rescripte bis 1814, die er in einer Sammlung (Petersb. 1816) vereinigte, zeichnen sich durch ihre stilistische Form wie durch patriotischen Inhalt vortheilhaft aus. Ueber diese Periode ließ er später auch Bruchstücke seiner Memoiren («Kratkija sapiski pochoda 1812 goda», Petersb. 1831) erscheinen. Schon 1816 war S. Präsident der Akademie der russ. Sprache geworden. Im J. 1820 erhob ihn der Kaiser zum Mitglied des Reichsraths und 1824 zum Minister des öffentlichen Unterrichts sowie zum Generaldirector der geistlichen Angelegenheiten aller nichtgriech. Confessionen Rußlands. S. trat 1828 vom Ministerium zurück und starb im April 1841. Seine gesammelten Werke erschienen in 14 Bänden (Petersb. 1823—34). Eine Auswahl aus seinen Briefen wurde nach seinem Tode veröffentlicht (Petersb. 1841). Eine vollständige Ausgabe seiner Memoiren wurde von J. Samarin herausgegeben (Prag 1870).

Schisma (griech.), eigentlich Spaltung, bezeichnet nach dem ältern, schon im Neuen Testament sich findenden Gebrauche des Wortes kirchliche Parteiungen allerlei Art. Später wurde das Wort auf solche Differenzen bezogen, welche nicht sowol die Lehre als die Verfassung der kath. Kirche betreffen. Schismatiker heißen daher im Unterschiede von Ketzern (s. d.) nach röm.-kath. Sprachgebrauche diejenigen, welche, obwol in der Lehre rechtgläubig, sich doch von der kirchlichen Gemeinschaft getrennt halten, insbesondere die Kirchengewalt des Papstes nicht anerkennen. Dahin gehören namentlich die griech.-orient. (nichtunirten) Christen, aber nicht die Protestanten. Außerdem wird das Wort S. auch von den kirchlichen Spaltungen gebraucht,

welche im Mittelalter mehreremal durch die Wahl mehrerer Päpste nebeneinander herbeigeführt wurden. Am bekanntesten in der Kirchengeschichte ist das sog. «große S.» von 1378—1417 geworden, währenddessen die abendländ. Kirche sich in die Anerkennung des Papstthums zu Rom und zu Avignon theilte. (S. Papst.)

Schitomir, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Wolhynien, gegründet von Schitomir, einem Günstlinge Askold's, gehörte zur Blütezeit des poln. Reichs zur Wojwodschaft Kiew, wo sie unter dem Namen Zytomierz die Hauptstadt des gleichnamigen Districts war. Sie liegt 975 Kilom. von Moskau und 150 Kilom. westlich von Kiew, am Dnjeprzufluß Teterew, der hier die Kamenka aufnimmt, innerhalb felsiger Ufer fließt und manche romantische Partie gewährt. Die Stadt zählt (1873) 43,047 E., ist Sitz eines Gouverneurs, eines griech. Erzbisthums sowie eines kath. Bischofs und hat 10 griech. und 2 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Seminar, ein Gymnasium sowie mehrere andere Schulen. Die Bevölkerung unterhält Seifen-, Lichte- und Tabacksfabriken und treibt einen lebhaften Getreide- und Holzhandel mit der Türkei, mit Oesterreich und den innern Provinzen des Russischen Reichs. Unter den massiven Gebäuden zeichnen sich besonders das schöne Schauspielhaus und das Gebäude der Literarischen Gesellschaft aus. Im Kreise von S. werden Eisenerze gewonnen.

Schizomyceten (griech.) oder Spaltpilze hat Nägeli eine Gruppe mikroskopischer Organismen genannt, welche wegen Mangels des Chlorophyll und wegen ihres physiol. Verhaltens als zu den Pilzen gehörig erkannt wurden, weil dieselben sich ausnahmslos durch Theilung (Spaltung) ihres aus einer einzigen Zelle bestehenden Körpers vermehren. Die Spaltpilze sind die absolut kleinsten Wesen, welche man kennt. Selbst die größten besitzen nach Nägeli nicht über $^1/_{500}$, die kleinsten kaum $^1/_{2000}$ Mikromillimeter Durchmesser. In lufttrockenem Zustande würden von den letztern nach Nägeli's Berechnung etwa 30 Billionen Stück erforderlich sein, um das Gewicht von einem Gramm voll zu machen. Trotz dieser außerordentlichen Kleinheit sind die Spaltpilze Geschöpfe von der höchsten Bedeutung sowol im Haushalt der Natur, als für den Menschen, da nachgewiesenermaßen alle Fäulniß- und mehrere Gärungsprocesse (die Essigsäure-, Buttersäure-, Milchsäuregärung u. a.) lediglich durch Spaltpilze hervorgerufen und unterhalten, außerdem aber alle sogenannten «Infectionskrankheiten» der Menschen und der Zuchtthiere von solchen theils verursacht, theils wenigstens constant begleitet werden. Die Spaltpilze würden bei ihrer winzigen Kleinheit so bedeutende Wirkungen nicht hervorzubringen vermögen, träten sie nicht, dank ihrer Vermehrungsweise, unter ihnen günstigen Verhältnissen in einer ganz unglaublichen und unberechenbaren Massenhaftigkeit auf. Mit Ausnahme eines einzigen, der bei Magenkrankheiten vorkommenden Sarcina ventriculi, wo sich die Zelle nach drei Richtungen des Raumes spaltet, theilen sich die S. immer nur in einer Richtung in zwei vollkommen gleiche Hälften, welche rasch auswachsen und sich dann sofort wieder theilen. Bei reichlicher Nahrung erfolgt dieser Spaltungsproceß und also die Vermehrung rapid. Eine einfache Multiplication mit zwei lehrt, daß die Nachkommenschaft eines Individuums bei der zwanzigsten Theilung bereits über eine Million beträgt. Die Spaltpilzzelle ist kugelig, länglich oder stäbchenförmig, meist farblos, von einer zarten Membran umkleidet. Die Spaltpilzindividuen leben theils einzeln, frei (die Arten der Gattungen Micrococcus und Bacterium), theils aneinandergereiht, fadenförmige Vereine bildend (die Arten von Bacillus, Beggiatoa, Vibrio, Spirillum, Spirochaete, Leptothrix), selten in würfelförmige Colonien gruppirt (Sarcina). Die Spaltpilze sind theils bewegungslos (z. B. alle Arten von Micrococcus), theils mit eigener Bewegung begabt, die bald nur eine zitternde oder rotirende (bei mehrern Bacterien), bald eine hin- und herschwankende (Fäden von Beggiatoa), bald eine schraubenförmige (Vibrio, Spirillum), bald eine schlangenförmige (Spirochaete) und dann eine sehr lebhafte ist.

Gleich allen Pilzen wirken auch die S. chemisch-zersetzend auf ihr Substrat ein, als welches todte und lebende Pflanzen und Thiere sowie vegetabilische und animalische Flüssigkeiten dienen können. Im ausgetrockneten, scheinbar leblosen Zustande haften viele Spaltpilze (namentlich Arten von Micrococcus und Bacterium) an der Oberfläche von Pflanzen und andern Gegenständen, oder finden sich als unsichtbarer Staub in der Luft suspendirt und können deshalb auch in die Speisen und Getränke kommen oder mit der Luft eingeathmet werden, oder auf die Haut gerathen. Dies gilt nicht allein von den Spaltpilzen selbst, sondern auch von ihren Keimkörnern oder Sporen. In neuester Zeit ist nämlich bei mehrern S. (Arten von Bacillus und Spirochaete) die Bildung solcher Keimkörner, die als kleine, glänzende Punkte im Innern der Zellen auftreten und durch Zerfließen der Mutterzelle frei werden, beobachtet worden, doch erfolgt diese Sporenbildung nur unter besondern Umständen. Diese Sporen,

welche durch Auskeimen unmittelbar ein neues Spaltpilzindividuum derselben Art erzeugen, welches zunächst als sog. Köpfchenbacterium (wegen der anhaftenden Spore) auftritt, vermögen lange Zeit sowol der Siedehitze als der Einwirkung absoluten Alkohols und concentrirten Sauerstoffgases zu widerstehen, ohne ihre Keimkraft zu verlieren, was bezüglich der krankheiterregenden S. von hoher Bedeutung für die öffentliche Gesundheitspflege ist. Die S. zerfallen nämlich hinsichtlich ihres physiol. Verhaltens in chromogene, zymogene und pathogene. Erstere erzeugen Farbstoffe (deshalb auch Pigmentbacterien genannt) und ist es sehr merkwürdig, daß mehrere dieser Farbstoffe mit gewissen Anilinfarben identisch zu sein scheinen (z. B. das Pigment des Bacterium subcyaneum, welches das Blauwerden der Milch verursacht, mit Anilinblau). Micrococcus prodigiosus veranlaßt blutrothe Schleimtropfen auf Backwerk (liegt dem «Wunder» der «blutenden Hostie» zu Grunde). Die zymogenen S. bewirken die obengenannten Gärungs- sowie alle Fäulnißprocesse. Zu ihnen rechnet man auch die Arten von Beggiatoa, von denen mehrere constant in warmen Schwefelquellen vorkommen (z. B. in Warmbrunn und Aachen), woselbst sie weißliche, im Wasser suspendirte Flocken bilden. Diese bewirken nach Cohn die Zersetzung der im Wasser gelösten Schwefelverbindungen und dadurch die Entwickelung von Schwefelwasserstoffgas, des eigentlichen wirksamen Bestandtheils jener Mineralwässer, sind folglich für die Heilkunde von großer Wichtigkeit. Zu den pathogenen gehören zunächst Bacillus Anthracis, welcher erwiesenermaßen die furchtbaren Krankheiten des Milzbrandes der Rinder, Schafe und anderer Säugethiere und des Brandkarbunkels (pustula maligna) des Menschen verursacht, ferner Micrococcus septicus, welcher, wie Klebs dargethan, die Pyämie oder Eitervergiftung des Blutes (bei Wunden) bewirkt, und eine Spirochaete, bezüglich welcher Pasteur in neuester Zeit (1877, 1878) nachgewiesen hat, daß sie die Ursache der Septicämie oder Blutzersetzung (infolge Aufnahme fauliger Stoffe in das Blut) ist. Andere, und zwar bestimmte Spaltpilze treten constant und massenhaft bei der Diphtheritis, dem Scharlach, den Masern, Pocken, bei Typhus und andern Infectionskrankheiten auf, doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, mit solcher Unwiderleglichkeit, wie für den Milzbrand u. s. w., nachzuweisen, daß dieselben die alleinige Ursache jener Krankheiten sind und deren Ansteckungsstoff (Contagium) bilden. Infolge der Entdeckung der S. und Aufklärung von deren Lebensweise hat die öffentliche Gesundheitspflege und die Behandlung der genannten Krankheiten eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Die Vernichtung der pathogenen Spaltpilze bezwecken nämlich die jetzt überall und zwar mit Erfolg in Anwendung gebrachten Desinficirungen mittels Carbolsäure oder anderer die S. und deren Keime unfehlbar tödtenden Substanzen. Um die Erforschung der S. haben sich außer Nägeli besonders verdient gemacht: Pasteur in Paris, Cohn in Breslau und Klebs in Prag. Vgl. Willkomm, «Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von den Pilzen. 2. Die Spalt- und Sproßpilze» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1878, 2. Hälfte).

Schlabrendorf (Gust., Graf von), ein durch Geistesbildung und edle Gesinnung ausgezeichneter Sonderling, der, ohne Schriftsteller und Staatsmann zu sein, nicht unbedeutenden Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, wurde zu Stettin 22. März 1750 geboren und studirte in Frankfurt a. d. O. und in Halle. Nach dem Tode seines Vaters, der zuletzt dirigirender Minister in Schlesien war, frühzeitig in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, benutzte er dasselbe, um Reisen zu machen. Nach Ausbruch der Revolution ließ er sich in Paris nieder und studirte hier in Zurückgezogenheit Sprachen und Philosophie, interessirte sich aber auch für die polit. Erscheinungen und widmete allen wohlthätigen Unternehmungen seine thätige Hülfe. Wegen seiner Geschichts- und Weltkenntniß suchten oft die einflußreichsten Männer bei ihm Rath. Während der Schreckenszeit kam er als Freund der Girondisten in Kerkerhaft, und nur durch Zufall entging er dem Schaffot, bis ihm nach 18 Monaten Robespierre's Sturz die Freiheit brachte. Napoleon I., obgleich von seinen tadelnden Aeußerungen unterrichtet, ließ ihn als Sonderling unangefochten. Als er 1813 nach Preußen zurückkehren und an der Befreiung seines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen wollte, hielt man ihn in Paris fest. Aber auch von hier aus wußte sein Patriotismus einflußreich mitzuwirken. Stets mit Ideen beschäftigt, verließ er in den letzten zehn Jahren, wo er sich die Erfindung einer Sprachmaschine zur Aufgabe gesetzt hatte, sein Zimmer nicht. Das Buch «Bonaparte und das franz. Volk unter seinem Consulate» (1804), das sein Freund J. F. Reichardt herausgab, ist wesentlich sein Werk. S. starb zu Paris 22. Aug. 1824.

Schlacht heißt der Kampf größerer Truppenmassen oder ganzer Heere im Gegensatz zu Gefecht oder Treffen, an welchem nur einzelne Heerestheile theilnehmen; Schlachtfeld

ist das Terrain, auf welchem die S. geschlagen wird. Die S. bildet gewöhnlich den Zielpunkt der Operationen (s. d.) und soll auf die Entscheidung womöglich des ganzen Kriegs gerichtet sein. Es ist daher die Aufgabe der Heerführung oder Strategie, zu bewirken, daß die S. an dem entscheidenden (strategischen) Punkte geliefert werde. Die Strategie (s. d.) hat die Anlage der S. zu bewirken, während die Taktik (s. d.) die Ausführung, den Schlag selbst übernimmt. Es gibt Offensiv- und Defensivschlachten, je nachdem ein Heer den Gegner, um ihn zu schlagen, in seiner Stellung angreift oder selbst Stellung nimmt, um den Angriff des Feindes zu erwarten und abzuschlagen. Offensiv- und Defensivmomente wechseln aber während der S. und auch eine Defensivschlacht kann dadurch zur kriegentscheidenden werden, wie z. B. Waterloo. — Schlachtordnung nennt man im allgemeinen die Normalvorschrift für die Aufstellung zusammengesetzter Truppenkörper zum Gefecht; sie geht aus der Kampfweise der Zeit hervor und wird fast in jedem Gefechte modificirt. Zu Friedrich's d. Gr. Zeit war es Regel, die Armee in zwei Treffen in Linie, Infanterie in der Mitte, Cavalerie auf den Flügeln, aufzustellen; aber der König wich in vielen S. davon ab. Gegenwärtig, wo das Terrain in jeder Hinsicht benutzt wird und die verbundenen Waffen mehr zusammenwirken, theilt man die Streitkräfte gewöhnlich in Avantgarde, bestimmt zur Deckung der eigenen Gefechtsentwickelung, zum Festhalten oder Nehmen wichtiger Terraintheile u. s. w., Gros oder Haupttreffen zur Durchführung der S., und Reserve, bestimmt, die Entscheidung zu geben. Diese Theilung muß sich der durch die Ordre de bataille (s. d.) gegebenen Gliederung der Truppen anschließen. In der successiven Verwendung dieser Streitkräfte, in dem Kampfe um wichtige Terraintheile, welche dadurch zu Brennpunkten von Partialgefechten werden, liegt das Charakteristische der heutigen S. in Vergleich zu den frühern. Der Sieg auf dem Schlachtfelde genügt allein nicht, hinter dem letzten Kanonenschusse liegen die eigentlichen Früchte des Siegs; er muß energisch verfolgt werden, womöglich bis zur Vernichtung des feindlichen Heers (Waterloo).

Schlachtenmalerei heißt die Gattung der Malerei, welche den Kampf großer Menschenmassen schildert und hiernach innerhalb der Geschichtsmalerei als sittenbildliche Malerei erscheint. Dieses Charakters wegen hat auch die Landschaft dabei ihre ästhetische Geltung, und da der Künstler gern dabei wirkliche Porträts anbringt, so greift die S. auch in dies Gebiet hinüber. Beides, die Landschaft wie das Porträt, hat dabei natürlich secundär zu bleiben. Zeigt das Schlachtbild die Spitze der Entscheidung in einer Gruppe historisch bekannter Größen, so ist es ein echt geschichtliches zu nennen. Ein solches ist jenes bekannte griech. Mosaikbild aus der Casa del Fauno in Pompeji, die sog. Alexanderschlacht; ferner die von Rafael componirte Konstantinschlacht im Vatikan, welche großartige Darstellung bis auf die Amazonenschlacht von Rubens vielfach Vorbild geworden ist. Bei den Holländern und neuern Italienern gehören die Schlachtenbilder durchaus dem Genre an. Zu nennen von Künstlern dieser Richtung sind: Antonio Tempesta, Hans Snellink, Esaias van der Velde, Joh. Asselyn, Pet. Snyders, Rob. von Hoeck, Falcone, genannt Oracolo delle bataglie, Jacques Courtois, Anton Franz van der Meulen, Phil. Wouverman, Karl Breydel und Georg Phil. Rugendas. In neuerer Zeit hat sich das Schlachtenbild wieder mehr in die geschichtliche Sphäre hineingehoben. Es sind hier zu nennen: Peter Krafft, Jos. von Schnitzer, Peter Heß, von Heideck, Albr. Adam, Monten; in Frankreich: Gros, Horace Bernet, Steuben, Scheffer, Langlois. Die Gegenwart liebt es, kriegerische Ereignisse an Ort und Stelle möglichst historisch getreu aufnehmen zu lassen; die Künstler gehen mit den Heeren. So ist der Krimkrieg durch Bernet, A. Yvon, Pilz und Durand-Brager gemalt, die österr. Waffenthaten durch die beiden L'Allemand und Franz Adam, die preußischen durch Bleibtreu, Steffeck, Kretzschmar u. a., sowie durch die der Düsseldorfer Schule angehörigen Maler Camphausen, Hünten, Northen, Kolitz, Sell u. a.

Schlachtschitz (slachcic) hieß in Polen im Gegensatz gegen die Stadtbürger und Bauern jeder Edelmann. Die Adeligen bildeten ursprünglich die aus freien Landbesitzern hervorgegangene Heeresmacht; sie waren die wirklichen Staatsbürger Polens und erkannten keinen Unterschied unter sich an. Der König durfte keine Fürsten-, Grafen- oder Freiherrentitel verleihen, und diejenigen, welche solche von auswärtigen Regenten erhalten hatten, durften sie nicht gegen ihre Landsleute geltend machen. Nur wenige Familien, wie die Ostrog, Czartoryski, Radziwill u. a., welche bei der Vereinigung von Litauen und Volhynien mit Polen bereits Fürsten u. s. w. waren, machten hierin eine Ausnahme. Die Adeligen waren im Besitze weitgehender Privilegien. Nur sie konnten Landgüter besitzen; aber auch nur der ein Stück Land wirklich Besitzende war gesetzlich im Genuß seiner Vorrechte, daher kam die bis ins Unendliche gehende progressive Zersplitterung der Familiengüter und die Armuth eines großen Theils des Adels. Außer diesen

gab es dann noch eine große Zahl besitzloser Adeliger, die als solche nur dann anerkannt wurden, wenn sie sich an einen Magnaten anschlossen, gleichsam von diesem adoptirt wurden, daher im 17. und 18. Jahrh. fast die Hälfte des Adels in den Hofhaltungen der Großen und in deren Gefolge auf den Reichs- und Landtagen zu finden war. Nur die Adeligen konnten die hohen kirchlichen Würden bekleiden, zu Senatoren, Kronbeamten und Richtern ernannt werden und als Landboten in den Reichstag gelangen. Sie waren frei von allen Abgaben, und erst in der letzten Zeit Polens zahlten sie ein Geringes. Jeder Adelige gab seine Stimme bei der Königswahl ab, war zugleich selbst Candidat des poln. Throns. Dafür waren aber auch alle Adeligen zum Kriegsdienste verpflichtet. Das Recht, in den Adelstand zu erheben, kam bis 1578 dem König, von da an nur dem Reichstage zu. Die russ. Regierung erkannte nach dem Aufstande von 1831 nur diejenigen als Adelige an, welche vor dem russ. Herolbsamte Adelsbriefe aufweisen konnten, wodurch die Zahl der Adeligen sehr beschränkt worden ist. (S. Polen, Geschichte.)

Schlachtsteuer, s. Mahl- und Schlachtsteuern und Steuern.

Schlacken nennt der Metallurg die bei den meisten Schmelzprocessen erfolgenden glas- oder porzellanartigen, nach dem Erkalten vorwaltend von Metalloxyden und Schwefelverbindungen verschiedenartig gefärbten Abfälle und Gemenge, welche sich im Sumpfe des Schmelzofens oder im Tiegel über den metallreichen Producten ansammeln. Ihre Farbe ist hauptsächlich von ihrer Zusammensetzung abhängig, wechselt aber nach der Temperatur ihres Entstehens. Bei einigen Schmelzungen machen die den Erzen (s. d.) beigemengten Gesteinsarten das einzige Material zur Schlackenbildung aus, bei andern aber werden gewisse Stoffe, sog. Zuschläge, wie Kieselerde, Kalk, Flußspat u. a., den Erzen beigemengt (zugeschlagen), um das schlackengebende Material zu vermehren oder seine Eigenschaften zweckmäßig zu verändern. Die Zusammensetzung der S. ist für den Hüttenmann von großer Wichtigkeit, um danach in Qualität und Quantität der Zuschläge zweckmäßige Veränderungen vorzunehmen. Die S. sind häufig Verbindungen der Kieselsäure mit verschiedenen Basen, sowol Erden als leichten reducirbaren Oxyden, bald leichter, bald schwerer schmelzbar, zum Theil amorph (glasig, emailartig, steinig, erdig), zum Theil krystallinisch. In Bezug auf ihren relativen Gehalt an Kieselsäure unterscheidet man einfache, zweifache oder dreifache Silicate. S., welche aus dem geschmolzenen Zustande in den starren plötzlich übergehen, werden frisch, solche aber, bei denen sich die Erstarrung allmählich einstellt, saiger genannt. S., welche Metalle und Verbindungen derselben mechanisch eingeschlossen enthalten, werden durch eine mechan. Aufbereitung (Pochen, Waschen u. dgl.) davon befreit. Die S. werden oft zu Steinmaterial auf Chausseen und zum Häuserbau verwendet.

Schlackenwerth, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Karlsbad, an der Linie Prag-Eger der Buschtiehrader Eisenbahn, zählt (1869) 1774 E., welche meist Ackerbau treiben, eine Bierbrauerei und eine Porzellanfabrik unterhalten. S. gehört dem Großherzog von Toscana, dessen Schloß mit schönem Park 1866 durch Feuer fast ganz zerstört wurde.

Schladming, Markt in der Bezirkshauptmannschaft Liezen im nordwestl. Theile der Steiermark nahe der salzburger Grenze, an der Ens und der Linie Bischofshofen-Selzthal der Giselabahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und zählt (1869) 852 E. Seine frühere Bedeutung als Industrieort für Bergproducte, um derentwillen S. von Kaiser Friedrich III. zur Stadt erhoben wurde, hat der Ort in den Zeiten der Religionswirren eingebüßt.

Schlaf (somnus) heißt derjenige Zustand, in welchem die bewußten Thätigkeiten des Körpers aufhören und nur die unbewußten und unwillkürlichen Verrichtungen (Herzthätigkeit, Athmung, Verdauung) sich noch vollziehen. Ueber die Ursachen des S. und die Vorgänge bei demselben ist wenig bekannt. Man weiß fast nur, daß durch den S. Körper und Geist gekräftigt werden und daß ihn die Ermüdung herbeiruft. Der S. scheint demnach durch Erschöpfung gewisser Organe bedingt zu sein, und diese Erschöpfung scheint sich im S. wieder auszugleichen. Die Unterschiede, welche man über die Zustände des Körpers im Wachen und Schlafen kennt, reichen nicht aus, das Zustandekommen jener Ausgleichung zu erklären. Im S. wird das Gehirn außerordentlich spärlich mit Blut versorgt, und alle Verhältnisse, welche das Gehirn blutarm machen, wirken schlafmachend. Nach einer reichlichen Mahlzeit sammelt sich das Blut vorzugsweise in den Bauchorganen, während in das Gehirn weniger Blut strömt, und es tritt Neigung zum S. ein. Starke Blutverluste machen den ganzen Körper, somit auch das Gehirn anämisch und bewirken somit S.; ähnlich wirken starke Kälte, Verminderung oder einförmige Beschaffenheit der äußern Sinnesreize und der Genuß von Alkohol und andern narkotischen Giften. Umgekehrt wird der S. verscheucht, wenn das Gehirn reichlich mit Blut versorgt wird. Manche Leute schlafen nicht eher ein, als bis sich die kalten Füße erwärmt haben;

übergroße geistige Anstrengung erschöpft zwar, läßt aber dennoch den S. nicht aufkommen. Gewisse Erfahrungen weisen ferner darauf hin, daß ein bestimmtes Ernährungsmaterial vorhanden sein muß, wenn der S. tief und kräftigend sein soll. Man schläft schwer ein und schläft unruhig, wenn man hungerig ist, und es ist Thatsache, daß ein gutgenährter Körper weniger S. bedarf als ein schlecht genährter; d. h. mit wenig Material braucht der Körper mehr Zeit, die im Wachen eingetretene Abnutzung auszugleichen, als mit viel. Kinder bedürfen mehr S. als Erwachsene, ja der Neugeborene erwacht in den ersten Lebenswochen nur, um Nahrung zu sich zu nehmen und sofort wieder einzuschlafen. Im S. ist der körperliche Stoffwechsel wesentlich herabgesetzt, namentlich die Wärmeproduction beträchtlich vermindert, weshalb ein lebhaftes Bedürfniß nach Schutz gegen Abkühlung empfunden wird. Die Athmung erfolgt langsamer und oberflächlicher, die Pulsfrequenz ist herabgesetzt, die Harnstoffausscheidung fast um die Hälfte verringert. Reflexbewegungen (s. d.) werden oft sehr ausgeprägt im S. beobachtet; dagegen vermögen die psychischen Thätigkeiten sich nur in der verschwommenen und unvollkommenen Form des Traums (s. d.) zu äußern. Die Unterbrechung des S., das Erwachen, erfolgt durch die Einwirkung der äußern Sinnesreize, namentlich durch Schall, grelles Licht und Erregungen der Hautnerven. Leichte Grade von S. nennt man Schlummer und Halbschlaf. Unter krankhaften Zuständen kommen ebenso wol Schlaflosigkeit (s. d.) vor als Schlafsüchtigkeit (s. d.). Die Mittel, deren sich der Arzt bedient, um S. hervorzurufen, sind mannichfaltiger Art. Kühlen des Kopfs, Verdunkeln des Zimmers, Vermeidung von Sinneseindrücken kann den S. fördern; eigentliche schlaferzeugende Arzneien (Somnifera) sind namentlich der Mohn und seine Präparate (Opium, Morphium, Narcein), Bromkalium, Chloroform und Chloralhydrat. Vgl. Preyer, «Ueber die Ursachen des S.» (Stuttg. 1877); Spitta, «Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele» (Tübingen 1878).

Schlaf der Pflanzen nennt man die Senkung und Zusammenfaltung der Blätter vieler Pflanzen, sowie das Geschlossensein vieler Blumen während der Nacht. Beiderlei Erscheinungen, welche man als Blätter- und als Blumenschlaf unterscheidet, beruhen auf bestimmten Bewegungen der Blätter und Blütentheile, die sich in der Hauptsache oder zum großen Theil auf den Lichtreiz zurückführen lassen dürften. Der Blätterschlaf wird besonders bei zusammengesetzten Blättern beobachtet. Beim Klee z. B. schließt sich nach Sonnenuntergang jedes der drei Blättchen nach oben zusammen (beim Sauerklee nach unten); bei den Akazien (Robinien) senken sich die Blätter abwärts, während sich gleichzeitig die Blättchen senken und etwas übereinanderschieben. Beim Sonnenaufgang nehmen die Blätter wieder die Lage und Stellung ein, welche sie bei Tage besitzen. Das Sichschließen und Sichöffnen der Blumen hängt nicht allein vom Lichtreiz ab, sondern auch von dem Feuchtigkeitsgehalt, von dem Barometerdrucke und namentlich von dem Temperaturgange der Atmosphäre. Wäre hier der Lichtreiz allein maßgebend, so müßten alle Blumen am Morgen sich öffnen und am Abend sich schließen. Es gibt aber bekanntlich viele Blumen, die erst um Mittag, oder nachmittags, oder abends sich öffnen und im letztern Falle oft bis tief in die Nacht hinein offen bleiben, ehe sie sich schließen; ja die sog. Königin der Nacht (Cactus grandiflorus L.) öffnet ihre großen wohlriechenden Blumen nur in der Nacht auf einige Stunden. Auf diese Verschiedenheit im Sichöffnen und Sichschließen der Blumen hat schon Linné die sog. Blumenuhr begründet, indem er 24 Pflanzen zusammenstellte, von denen eine jede ihre Blumen zu einer bestimmten Stunde (ungefähr) öffnete. Fritsch hat nachgewiesen, daß bei allen Blumen, welche überhaupt die Erscheinungen des sog. Schlafens wahrnehmen lassen, die Blumenblätter oder Blumenkronengipfel in einer stetigen, aber sehr langsamen Bewegung begriffen sind, die entweder den Zweck hat, die Blume zu schließen oder zu öffnen, und daß jede solche Blume während 24 Stunden einmal vollkommen geschlossen und einmal vollkommen offen ist. Fritsch unterscheidet demnach vier Epochen: die des Erwachens, die der Vollblume, die des beginnenden und die des vollständigen Schlafs. Daß bei denjenigen Blumen, welche (die meisten) am Morgen sich öffnen und am Abend sich schließen, der Lichtreiz, wie beim Blätterschlaf, besonders wirksam ist, geht aus der Thatsache hervor, daß manche Blumen (z. B. Mohnblumen) sich während totaler Sonnenfinsternisse ebenfalls schließen.

Schläfe heißt die seitlich am Kopfe zwischen dem äußern Augenwinkel und dem Ohr, der Stirn und dem Jochbogen gelegene Gegend, der das Schläfenbein (os temporum) zu Grunde liegt. Letzteres ist ein schuppen- oder muschelförmiger, dünner Knochen, an welchem ein Stück des Jochbogens (Jochfortsatz, processus zygomaticus) liegt, unten und vorn die Gelenkgrube für den Unterkiefer, unten und hinten der unten hinter dem Ohre fühlbare Warzenfortsatz und hinten in der Mitte das Felsenbein (pars petrosa) mit dem Gehörorgan befindlich ist. Außer-

dem besitzt das Schläfenbein noch eine Anzahl Löcher für Nerven und Blutgefäße (Gesichtsnerv, Kopfschlagader). Am Schläfenbein setzt sich ferner ein starker Kaumuskel (Schläfenmuskel) an, und unmittelbar unter der Haut verläuft die Schläfenarterie. Wegen der Dünnheit und Sprödigkeit des Schläfenbeins sind Stöße oder Schläge auf die Schläfengegend besonders gefährlich.

Schlaflosigkeit (agrypnia) kann durch Gemüthsunruhe, ungewohnte Lebensart u. s. w. (mehr vorübergehend) erzeugt werden, ohne Zeichen eines krankhaften Zustandes zu sein. Sie ist ferner ein Symptom sehr vieler und besonders fieberhafter oder schmerzhafter Krankheiten und tritt öfters auch mit einer gewissen Selbstständigkeit auf, ohne daß eine Störung der übrigen Thätigkeit des Organismus bemerkt wird. Gewöhnlich besteht die von Patienten und Aerzten sogenannte S. mehr in zu kurzer Dauer und geringer Tiefe als in gänzlichem Mangel des Schlafs. Die Ursachen sind meist solche, welche das Gehirn zu sehr in Erregung erhalten (Ueberanstrengung, Tabackrauchen, übermäßiger Genuß von Thee und Kaffee) oder dessen Ermüdung verhindern; Hunger, kalte Füße, zu große Wärme und juckende Hautausschläge hindern gleichfalls oft das Einschlafen. Sehr gewöhnlich ist karger Schlaf im höhern Alter. In jedem Falle wirkt die S. entkräftend und stört Appetit und Laune. Die Behandlung erfordert in allen Fällen strenge Vermeidung aller aufregenden Schädlichkeiten und ein zweckmäßiges diätetisches Verhalten hinsichtlich aller geistigen und körperlichen Functionen. Jüngere und kräftige Personen müssen ihren Körper am Tage tüchtig ausarbeiten; das Schlafzimmer sei kühl, gut gelüftet, das Bett nicht zu warm. In vielen Fällen leisten vor dem Schlafengehen ableitende Fußbäder, kalte Klystiere, kalte Waschungen des Oberkörpers, ein Trunk kalten Wassers, ein Brausepulver treffliche Dienste. Von den medic. Mitteln sind außer dem Morphium und seinen Präparaten namentlich das Chloralhydrat und das Bromkalinm zu empfehlen.

Schlafsucht (hypnosis, sopor), der den festesten Willen überwindende Trieb zum Schlafen, kann schon bei Gesunden nach erschöpfenden Anstrengungen, beim Erfrieren u. s. w. eintreten, gesellt sich aber meist zu krankhaften Zuständen, namentlich wenn diese einen besondern Bezug zum Nervensystem haben, und zu den narkotischen Vergiftungen. In seltenen Fällen kommt die S. als selbstständige, länger andauernde Krankheit vor. S. ist eigentlich stets ein Symptom einer Störung der Gehirnthätigkeit, wobei besonders die Sinnesfunctionen unterbrochen sind, und ist vom Schlagfluß durch das Fehlen der Muskellähmungen, vom Scheintod durch die unverminderte Energie der Herzthätigkeit unterschieden. Mittel gegen die S. können nur gegen die Ursache gerichtet sein, welche daher in jedem Falle wohl zu ermitteln ist; am wirksamsten pflegen sich kalte Uebergießungen des Kopfs und Nackens, starke Riechmittel und kräftige Hautreize zu erweisen. Die gerichtliche Medicin rechnet die schlafsüchtigen Menschen unter diejenigen, deren Zurechnungsfähigkeit bezweifelt werden muß. Eine ähnliche Beurtheilung beansprucht die der S. ähnliche Schlaftrunkenheit (somnolentia), d. h. der dem völligen Einschlafen oder Erwachen unmittelbar vorhergehende halb- oder ganz bewußtlose Zustand, in welchem oft Handlungen von gewaltsamer oder sonst strafbarer Art (sogar Mordthaten) vollbracht werden, und es ist in solchen Fällen oft eine schwierige Aufgabe des gerichtlichen Arztes, sowol die Gegenwart als den Grad der Schlaftrunkenheit zu bestimmen. Das Gleiche gilt vom Schlaf- oder Nachtwandeln, jenem eigenthümlichen, oft mit andern Nervenkrankheiten verbundenen Zustande, bei dem der Kranke während des Schlafs unbewußt zweckmäßige Handlungen, in einzelnen Fällen selbst Verbrechen ausführt. (S. Somnambulismus.)

Schlagende Wetter oder Feuriger Schwaden (eine Verbindung von Kohle und Wasserstoffgas) nennt der Bergmann das in den Steinkohlengruben vorkommende explosible Gemenge von Grubengas (s. d.) mit atmosphärischer Luft, wegen der heftigen Zerstörung, welche es in Berührung mit einem Lichte bei der Explosion hervorzubringen vermag, bereits viele Menschenleben gekostet hat und noch immer kostet.

Schlagfluß oder Schlag nennen die Laien und manche Aerzte jede plötzlich (wie durch einen Schlag) eintretende Lähmung eines Körpertheils oder Organs und sprechen in diesem Sinne von Rückenmarks-, Herz-, Lungen-, Blasenschlag u. dgl. Im engern Sinne bezeichnet S. die plötzliche (mehr oder weniger vollständige) Unterbrechung der Gehirnfunctionen, also insbesondere der Sinneswahrnehmungen, des Bewußtseins und der willkürlichen Körperbewegung (Hirnschlagfluß, apoplexia cerebri), wobei jedoch Athmung und Herzschlag ihren Fortgang haben. Der so vom Schlage Getroffene (Schlagflüssige) fällt gewöhnlich plötzlich bewußtlos um und vermag auch nach der Wiederkehr des Bewußtseins die Gliedmaßen der einen oder beiden Körperhälften nicht mehr willkürlich zu bewegen, wogegen sie auf galvanische und ähnliche Reizerregungen noch sehr gut reagiren. Er sieht, hört und fühlt auf der gelähmten

Seite nicht mehr; dieselbe Gesichtshälfte ist glatt, schlaff und beim Sprechen unbeweglich. Oft sind erweiterte Pupille, Schiefvorstrecken der Zunge, schnarchendes Athmen, fallende Sprache, unwillkürlicher Stuhl- und Harnabgang damit verbunden. Ein derartiger Schlaganfall erfolgt entweder inmitten des vollsten Wohlbefindens oder nachdem längere Zeit schon gewisse Vorboten (häufiger Blutandrang nach dem Kopfe, Schwindel, Ohrensausen, heftige Kopfschmerzen, Gedächtnißschwäche) vorausgegangen sind.

Bei halbseitigen apoplektischen Lähmungen (Hemiplegien) ist der Sitz der Krankheit fast immer in der den gelähmten Gliedmaßen gegenüberliegenden Hälfte des Gehirns. Die Grundursache des Schlags, d. h. die demselben zu Grunde liegende Veränderung der Hirnsubstanz, ist in den allermeisten Fällen ein Bluterguß in dem Gehirn, veranlaßt durch Platzen einer durch Verknöcherung oder Verfettung brüchig gewordenen Arterie, seltener infolge anderer Umstände (z. B. äußerer Gewaltthätigkeiten oder krankhafter Blutzersetzung). Diese Ursache des S., die Hirnblutung, ist so gemein, daß manche Anatomen den S. ganz mit ihr identificiren, ja sogar andere Blutergießungen, wenn sie plötzlich ins Gewebe der Organe stattfinden, mit dem Namen Apoplexien (z. B. der Lunge) bezeichnen. Doch gibt es auch andere Ursachen einer solchen plötzlichen Hirnlähmung, z. B. rasche Verstopfung einer Hirnarterie durch ein eingeschwemmtes Blutgerinsel (s. Embolie), rasche Blutüberfüllung der feinsten Hirngefäße (die sog. vasculären Apoplexien), periodischer oder plötzlicher Druck einer Hirngeschwulst, vielleicht sogar Wasserergüsse innerhalb der Schädelhöhle (der sog. Wasserschlag, apoplexia serosa älterer Aerzte). Der Hirnschlagfluß kann plötzlich, binnen wenig Minuten tödten, aber auch nach Wochen oder Monaten eine, wenigstens theilweise Herstellung gestatten. In letzterm Falle unterliegt das Gehirnmark und das darin ausgetretene Blut verschiedenen Umwandlungen, indem im günstigen Fall, das letztere allmählich resorbirt wird und an Stelle der zertrümmerten Hirnsubstanz eine glattwandige wasserhaltige Cyste oder eine kleine gelblich gefärbte Narbe zurückbleibt. Freilich bleibt in den meisten Fällen ein Theil der von dort auslaufenden Nervenfädchen für zeitlebens dem Willen oder der Empfindung entzogen, sodaß z. B. der einst vom S. Getroffene den einen Arm oder das eine Bein nicht mehr willkürlich oder nur unvollkommen bewegen kann, an gewissen Hautstellen nicht mehr fühlt, einen schiefen Mund behält u. s. w. Die meisten halbseitigen Körperlähmungen sind Folgen von Schlagflüssen. Oft folgt auch ein allmählich um sich greifender Zerstörungsproceß im Hirnmarke (Hirnerweichung, encephalomalacia, und Hirnvereiterung, abscessus cerebri) und reibt den Kranken allmählich unter allerlei Schmerzen, Krämpfen, Fieberzufällen und Bewußtseinsstörungen auf. Der S. kann sich, oft binnen wenig Stunden oder Tagen, oft in langjährigen Pausen, bei einem Individuum öfters wiederholen, namentlich je nachdem eine Hirnarterie nach der andern wegen Brüchigkeit berstet. Der Blutschlagfluß trifft namentlich ältere Leute, besonders solche, welche auch sonst sehr roth im Gesicht aussehen (oft infolge von Herzkrankheiten oder Störungen des kleinen Kreislaufs), ferner Schwelger und Gichtische, oder tritt nach heftigen Gemüthsaffecten, äußern Erhitzungen und Anstrengungen, starken Erkältungen, Nachtwachen u. s. w. plötzlich auf. Auch die directe Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf kann durch plötzliche Blutüberfüllung des Hirns schwere schlagflußähnliche Symptome hervorrufen, die als sog. Hitzschlag den Soldaten auf anstrengenden Märschen gefährlich werden.

Man verhütet den Hirnschlag durch Vermeiden der eben genannten Schädlichkeiten, besonders des zum Verfetten und Verkalken der Arterien führenden schwelgerischen Lebenswandels, und dadurch, daß man besonders gealterte Personen (deren Adern stets starrwandig und brüchig sind) und Herzkranke zu großer Ruhe des Geistes und Körpers anhält. Bei der Behandlung der Schlagflüsse spielten sonst Aderlässe eine zu ausgedehnte Rolle, während sie jetzt, fast mehr als gut ist, geringgeschätzt werden. Vor allem bringe man den vom Schlag Getroffenen, nach Entfernung aller beengenden Kleider, an einen kühlen, ruhigen Ort, lege den Kopf und Rücken hoch, bedecke erstern mit kühlen Umschlägen, sorge durch Fußbäder, Senfteige, scharfe Klystiere u. dgl. für gehörige Ableitung nach unten und für rechtzeitige Minderung der unausbleiblichen Reaction (Entzündung) im Gehirn. Während deren Verlauf wird das kühlende und ableitende Verfahren fortgesetzt und durch äußerste Ruhe, Verfinsterung des Zimmers, Vermeidung von Geräusch oder Gespräch u. s. w. noch längere Zeit (bis zur Ausheilung der kranken Stelle) jede Hirnreizung vermieden. Späterhin ist die Bekämpfung der zurückbleibenden Lähmungen durch Massage, vorsichtige gymnastische Uebungen und Anwendung des galvanischen Stroms von Wichtigkeit. Herzschlag nennt man eine plötzliche Lähmung des Herzens, die zumeist auf fettiger Entartung der Herzmuskeln beruht. Ueber den Lungenschlag s. Lunge.

Schlagintweit (Herm. von), deutscher Naturforscher und Reisender, der älteste Sohn des als Augenarzt bekannten bair. Wirklichen Raths Joseph S. (geb. 8. Dec. 1792 zu Regen in Baiern, gest. zu München 11. Aug. 1854), wurde 13. Mai 1826 zu München geboren. Mit seinem jüngern Bruder, Adolf von S. (geb. 9. Jan. 1829), erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung, und schon früh beschäftigten sich beide mit selbstständigen physik. und geolog. Forschungen. Ihre Beobachtungen, die sie 1846—48 in den Alpen anstellten, veröffentlichten sie in den «Untersuchungen über die physik. Geographie der Alpen» (Lpz. 1850). Nach Vollendung dieses Werks, durch welches sie schon damals A. von Humboldt's Gönnerschaft sich erworben hatten, besuchten sie England und Schottland und hielten sich dann in Berlin auf, bis sie 1851 abermals nach den Alpen gingen. Hier bestiegen sie unter anderm 23. Aug. 1851, als die ersten, die höchste Spitze des Monte-Rosa. Während sich Adolf 1852 und 1853 mit der geolog. Aufnahme der Bairischen Alpen beschäftigte und sich zugleich in München habilitirte, lebte Hermann in Berlin, wo er Meteorologie und physik. Geographie an der Universität vortrug. Die Resultate ihrer gemeinschaftlich fortgesetzten Forschungen legten sie nieder in: «Neue Untersuchungen über die physik. Geographie und die Geologie der Alpen» (Lpz. 1854), welches Werk auch eine Arbeit des vierten Bruders, Robert von S. (geb. 27. Oct. 1833), über die Geologie des Kaisergebirgs enthält. Außerdem construirten Hermann und Adolf zwei Reliefs: vom Monte-Rosa und von der Zugspitze, nach welchen auch «Photographische Karten» (Berl. 1854) im Buchhandel erschienen. Der Beifall, den die Arbeiten der beiden Brüder fanden, gab Veranlassung, daß sie durch Vermittelung A. von Humboldt's vom Könige von Preußen und der Englisch-Ostindischen Compagnie den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Indien erhielten, auf welcher sie ihr Bruder Robert begleitete. Die drei Brüder schifften sich 20. Sept. 1854 nach Aegypten ein und reisten zunächst von Bombay aus auf zwei verschiedenen Wegen durch das Dekhan bis Madras. Hierauf wandten sich im März 1855 Adolf und Robert nach den nordwestl. Provinzen und widmeten sich seit April 1855 der Erforschung der Gebirgswelt, der Hochpässe und Riesengletscher des westl. Himalaja. Am Ibi-Gamin, einem der höchsten Berge Tibets, erstiegen sie eine Höhe von 6785 Mt., die größte, die bis jetzt von einem wissenschaftlichen Reisenden erreicht worden ist. Nachdem beide den Winter von 1855 auf 1856 wieder mit Untersuchungen auf der Halbinsel verbracht, vereinigten sie sich im Mai 1856 zu Simla mit Hermann, der inzwischen im östl. Himalaja (Sikkim und Bhutan), in Assam und den Gebirgen zwischen Brahmaputra und Hinterindien thätig gewesen war. Die drei Brüder wandten sich nun Hochasien zu, besuchten, theils einzeln, theils vereint, Kaschmir, Ladak und Balti, und Hermann, damals von Robert begleitet, drang über die Ketten des Karakorum und des Kuen-lün zum chines. Turkestan vor. Die wissenschaftliche Erforschung des früher gänzlich unbekannten Karakorum und des nur durch Aussagen von Eingeborenen bekannten Kuen-lün sind die Hauptresultate dieser Reise. Nach der Rückkehr trennten sie sich abermals 13. Dec. 1856 zu Rawlpindi im nördl. Pendschab. Robert durchzog das Indusland und schiffte sich im Frühjahr 1857 zu Bombay nach Aegypten ein. Hermann nahm seine Route durch Hindostan und Bengalen, besuchte Nepal und verließ Ende April 1857 Kalkutta zur See, um mit Robert in Aegypten zusammenzutreffen. Beide Brüder landeten 8. Juni 1857 glücklich zu Triest. Adolf von S., der seinen Aufenthalt in Asien noch um ein Jahr verlängern wollte, begab sich im Sommer 1857 aufs neue nach den Hochländern nördlich vom Himalaja, von wo aus auch er in das chines. Turkestan, dann nach dem russ. Asien zu gehen beabsichtigte. Doch wurde er 26. Aug. 1857 auf Befehl des Anführers der Aufständischen in Kaschgar ermordet. Hermann und Robert ließen sich nach ihrer Rückkehr ins Vaterland anfänglich in Berlin nieder, kauften sich aber später zu Jägersburg bei Forchheim an, wo auch ihre reichen Sammlungen sich befanden, bis sie im Mai 1877 auf Veranlassung König Ludwig's II. in die Burg zu Nürnberg übergeführt wurden. Die Ergebnisse ihrer Reisen und Forschungen werden in den «Results of a scientific mission to India and High-Asia» (Bd. 1—4, Lpz. 1860—66) niedergelegt, einem Prachtwerke, das auf neun Bände Text mit einem Atlas von etwa 120 Tafeln (darunter trefflich ausgeführte Gebirgs- und Landschaftsbilder in Farbendruck) und Karten berechnet ist und ungemein reichhaltige Materialien zur physik. Geographie, Meteorologie, Geologie und Ethnographie der von den drei Brüdern untersuchten Gegenden gewährt. Eine deutsche Bearbeitung dieser Reisen erschien unter dem Titel «Reisen in Indien und Hochasien» (Bd. 1—4, Jena 1869—78). Eine Sammlung von 275 «Rassentypen» wurde mehrfach galvanisch reproducirt und im Anschluß an diese publicirte Hermann aus dem Nachlasse seines Bruders Eduard 26 «Afrik. Rassentypen». Die ausgezeichneten Verdienste, die sich die Brüder namentlich durch die

Lösung wichtiger wissenschaftlicher Fragen, durch das Vordringen in neue Terrains, Hermann und Adolf auch durch streng künstlerische Leistungen in den fernen Landschaftsgebieten erworben, wurden von der pariser Geographischen Gesellschaft 1859 bereits durch Verleihung der großen goldenen Preismedaille anerkannt. Auch wurden sie vom Könige Maximilian II. von Baiern in den erblichen Adelstand erhoben; außerdem erhielt Hermann im Aug. 1864 den Beinamen Sakünlünski und 4. April 1866 mit dem Commandeurkreuz des mexic. Guadeloupe-Ordens den Freiherrntitel. Hermann ließ sich später als Mitglied der Akademie in München nieder, Robert von S. wurde Professor der Geographie an der Universität in Gießen und bereiste 1868—69 die Vereinigten Staaten von Neuyork bis San-Francisco. Die Ergebnisse dieser Reise publicirte er in «Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika» (Lpz. 1870), «Californien» (Lpz. 1871), «Die Prairien des amerik. Westens» (Lpz. 1876) und «Die Mormonen» (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1878). — Der fünfte Bruder, Emil S., geb. 7. Juli 1835, widmete sich rechtswissenschaftlichen Studien, wandte sich aber zu Berlin (1855), durch die Erfolge seiner Brüder ebenfalls zu selbstständigem Forschen angeregt, dem Orientalischen zu und fühlte sich besonders durch die von letztern nach Europa gebrachten tibetanischen Handschriften angezogen. Als die bedeutendsten Früchte seiner tibetanischen Forschungen erschienen bisher «Buddhism in Tibet by literary documents and objects of religious worship» (Lpz. 1863, mit Atlas) und «Die Könige von Tibet» (Münch. 1865). — Der dritte Bruder, Eduard S., geb. 8. März 1831, widmete sich der militärischen Laufbahn und trat 1849 als Junker in die bair. Cavalerie, in der er 1850 zum Unter-, 1859 zum Oberlieutenant, 1866 zum Rittmeister avancirte und in den Generalstab berufen wurde. Als Offizier von Talent und Kenntnissen, war er bereits seit 1857 als Adjutant des Generals von Zoller thätig, welche Stellung eine zeitweilige Unterbrechung erlitt, als ihm gestattet wurde, 1860 an dem span.-marokk. Feldzuge theilzunehmen, über den er in dem Werke «Der span.-marokk. Krieg» (Lpz. 1863) berichtet hat. Er fiel im Gefechte bei Kissingen 10. Juli 1866.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagschatten, s. Schatten. — **Schlagschatz**, s. Münze und Münzwesen.

Schlagwirthschaft heißt der landwirthschaftliche Betrieb, bei welchem die Felder in bestimmte Schläge getheilt sind, welche abwechselnd in geordneter Fruchtfolge bestellt werden. (S. Betriebssysteme und Fruchtfolge.) — S. in der Forstwirthschaft bedeutet die geregelte Aufzucht und Ernte des Holzes in geschlossenen Beständen von gleichem oder annähernd gleichem Alter, sie bildet den Gegensatz zum ungeregelten Femelbetrieb. Der Forst wird dabei in Abtheilungen oder Schläge getheilt, deren Größe und Anzahl in einem gewissen Verhältniß zur Zahl der Umtriebsjahre steht. (S. Forst und Wald.)

Schlammbäder oder Moorbäder nennt man Eintauchungen des Körpers oder einzelner Körpertheile in einen Brei, welcher aus gewissen mineralhaltigen Dammerden (Moorerden) und heißem Wasser (auch Mineralwasser) hergestellt wird. Der Kranke bleibt darin etwa ½ Stunde und taucht dann in ein laues Reinigungsbad. Die S. sind ein Mittel, um nicht nur die Wärme (weil dickflüssige, breiige Körper mehr Wärme binden), sondern auch gewisse Mineralstoffe und organische Säuren, namentlich Ameisensäure und Essigsäure, weit intensiver auf die Haut und den übrigen Körper einwirken zu lassen. Die S. dienen besonders gegen Lähmungen, Rheumatismen, chronische Hautkrankheiten und als Moorumschläge oder Moortheilbäder gegen verschiedene örtliche Krankheiten.

Schlämmen bezeichnet das Mittel, um specifisch leichte Körper von schweren, feinere von gröbern in Flüssigkeiten (meist Wasser) zu scheiden. Das in der Technik gebräuchlichste Schlämmverfahren, besonders für Thon, Erze u. s. w., besteht in einem Schlämmgraben, einem langen hölzernen Kasten mit wenig geneigtem Boden, an dessen oberm Ende sich eine Erhöhung (Bühne) befindet, welche die ausgeschlagene Masse aufnimmt, von wo solche dann durch darüber fließendes Wasser fortgeführt wird und in dem Kasten verschiedene Ablagerungen bildet.

Schlan (böhm. Slané), Stadt in Böhmen, 30 Kilom. nordwestlich von Prag, an der Prag-Duxer Bahn, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Revierbergamts, hat ein Untergymnasium und eine Bürgerschule und zählt (1869) 7422 E., welche eine Baumwollspinnerei, Maschinenfabrik, Drahtseilspinnerei, Zuckerfabrik und Papierfabrik unterhalten und Steinkohlenbergbau treiben. In der Nähe liegt das Bad Sternberg.

Schlangen (Ophidia) bilden eine Ordnung der Reptilien oder Lurche und zeichnen sich durch einen langgestreckten, rundlichen Körper und den Mangel der Flossen oder Gliedmaßen,

der Augenlider, des Brustbeins und des Trommelfells aus. Ihre Gestalt ist nur geringen Abänderungen unterworfen, die sich auf etwas bedeutendere Dicke, das Verhältniß des Schwanzes zum Körper und die Breite des Kopfs beschränken. Nur die Seeschlangen haben einen stark zusammengedrückten Körper und einen mit einem flossenartigen Hautsaume eingefaßten verticalen Ruderschwanz, sodaß sie den Aalen sehr ähnlich sind. In der Größe ändern die S. bedeutend ab, sehr wenige und noch dazu selten werden bis 10 Mt. lang, manche kaum spannenlang, die meisten messen nicht über 2 Mt. und bleiben nicht unter 1 Mt. lang. Am Skelet ist keine Spur von Gliedern, also auch nicht von Schulterblatt und Becken vorhanden; nur wenige, wie die Riesenschlangen, besitzen zwei neben dem After vortretende, mit innern Knochen versehene Fußstummel, welche gewöhnlich als Afterspornen bezeichnet werden. Die in sehr großer Anzahl, bei den Riesenschlangen bis zu 400 vorhandenen Wirbel sind auf eine so eigenthümliche Art miteinander verbunden, daß die freieste Bewegung des ganzen Körpers stattfinden kann. Die Eintheilung des Körpers in die gewöhnlichen Regionen ist nur hinsichtlich des Schwanzes möglich, der ohne Rippen und hinter der Afteröffnung beginnt. Hals, Brust und Leib sind nicht zu unterscheiden, da schon der zweite Wirbel ein Rippenpaar trägt. Das Zwerchfell fehlt und die zahlreichen Rippen, von denen jede mit ihrer Spitze an das entsprechende Schild der Bauchhäute mittels Knorpel und einiger Muskeln befestigt ist, umgeben die ganze Körperhöhle gleichmäßig. Ein solcher Knochenbau wird der Anheftung zahlreicher und gleichartiger Muskeln sehr günstig, und daher erklärt sich die Schnelligkeit und Kraft aller Bewegungen. Die gewöhnlichste dieser Bewegung ist ein eigentliches Kriechen, bei welchem die sich abwechselnd gerade stellenden Rippen Stützpunkte abgeben und daher die Füße ersetzen. Die schlängelnden Windungen geschehen übrigens, vielleicht kaum zwei bis drei Arten ausgenommen, horizontal abwechselnd nach rechts und links, nicht vertical in erhabenen Bogen, wie man sie gewöhnlich abbildet. Viele S. können die vordere Hälfte des Körpers senkrecht erheben, aber nur wenige vermögen in dieser Stellung lange zu verharren, wie die ägypt. Brillenschlange, welche deshalb den alten Aegyptern als Symbol der Wachsamkeit galt. In der Ruhe liegen sie meist spiralig zusammengerollt, und durch plötzliches Geradestrecken des zusammengerollten Körpers können viele eine Art von Sprung ausführen. Ihre gewaltige Muskelkraft beweist das Beispiel der Riesenschlangen und Pythonschlangen, welche Antilopen und andere Thiere durch Umschnürung tödten, indem sie ihnen die Rippen zerbrechen. Das Gehirn ist im Vergleich zu der großen Masse des Rückenmarks sehr klein und daher sind auch die Sinnesthätigkeiten gering. Die fast immer seitlich gestellten Augen haben keine Lider und sind mit einem zur äußern Haut gehörenden, durchscheinenden, kreisrunden Schilde bedeckt. Der Geruch ist sehr schwach; das Ohr von der allgemeinen Haut überzogen und innen ohne Trommelfell, daher auch der Gehörsinn stumpf. Die Zunge ist sehr lang, schmal und zweispaltig, kann weit hervorgestreckt und mit auffallender Schnelligkeit vibrirend hin und her bewegt werden, ist Tastwerkzeug, aber zum Schmecken ungeeignet, noch viel weniger kann sie verwunden, wie die Volksmeinung geht. Der Fühlsinn muß stumpf sein, weil trockene, harte Schuppen und Schilder, welche je nach den Körpertheilen anders gestaltet sind und daher verschiedene terminologische Namen erhalten, die ganze Oberfläche einhüllen. Unter ihnen liegt ein oft sehr lebhaft gefärbtes, bisweilen goldglänzendes oder regelmäßige Zeichnungen hervorbringendes Schleimnetz, niemals eine Fettlage, welche jedoch den Darmkanal umhüllt. Die Freßwerkzeuge sind nicht zur Zerkleinerung, sondern nur zum Verschlingen der unzerstückten Beute eingerichtet, und in ihrer Bildung weit mehr als in dem Fehlen der Füße, die auch manchen Eidechsen, wie z. B. unserer Blindschleiche, abgehen, liegt der unterscheidende Charakter der S. Die beiden Unterkieferhälften sind nämlich vorn ganz frei, nicht verbunden und außerdem wird noch ihre Anheftung an den Schädel durch zwei bewegliche Knochen, das Paukenbein und das Zitzenbein, vermittelt, wodurch ein zusammengesetztes Gelenk entsteht, das eine sehr weite Oeffnung des Rachens sowol in senkrechter als seitlicher Richtung erlaubt, während die hakenförmigen, am Gaumenknochen sowie auf den Kiefern aufgewachsenen Zähne nur dazu dienen, das Herausschlüpfen des Bissens zu verhindern, dessen gradweise Hinabwürgung mehrere Stunden dauert, wenn das ergriffene Thier groß ist.

Die Nahrung der S. besteht nur aus lebenden Thieren; niemals berühren S. todte Thierkörper. Die meisten stellen Säugethieren und Vögeln nach, wenige leben von Fröschen, Weichthieren, Insekten und kleinen Krustenthieren, die Seeschlangen von Fischen. Die Verdauung geschieht ungemein langsam, aber sehr vollkommen, und das Bedürfniß der Nahrung kehrt daher nur in langen Zwischenräumen wieder. Aus der vollkommenen Fäulniß des sehr lange im Darmkanal weilenden Nahrungsstoffs glaubt man auch den sehr übelriechenden Athem aller

größern, zumal der giftigen S. ableiten zu müssen. Bedürfniß zum Trinken ist selten vorhanden, und das Trinken erfolgt leckend, mithin in sehr geringer Quantität auf einmal. Auch können S. die Entziehung des Wassers und aller Nahrung geraume Zeit, ja selbst monatelang ertragen. Saugen aber, wie oft behauptet worden ist, können S. nicht. Die Athmung erfolgt durch die Lungen, welche die Wirbelsäule entlang weit nach hinten reichen. Sie entbehren des Geselligkeitstriebes, leben einsam, und der Fortpflanzungstrieb veranlaßt nur eine vorübergehende Annäherung der Individuen, aber keinen Haushalt. Sie wohnen theils in Wäldern, theils in offenern Gegenden, einige selbst in der schattenlosen, glühenden Wüste; manche ziehen sich gelegentlich in das Wasser zurück; die Seeschlangen bewohnen das Meer der heißen Zone. Einige sind der Zähmung einigermaßen fähig und werden theils von Gauklern zu Kunststücken gebraucht, wie es schon in alten Zeiten von den Psyllen, einem libyschen Volksstamme, geschah, theils aus sonderbarer Liebhaberei in den Häusern gehalten, wie die Korallenschlange in Südamerika. Die äußerlich nicht unterscheidbaren Weibchen legen schmutzigweiße Eier, welche zuweilen bündelweise durch zähe Fäden zusammenhängen und von einigen bebrütet, von den meisten aber der atmosphärischen Wärme überlassen bleiben. Viele Giftschlangen bringen lebendige Junge hervor. Die auskriechenden Jungen gleichen so ziemlich ihren Aeltern, erhalten aber ihren vollen Glanz erst nach mehrmaligen, rasch aufeinanderfolgenden Häutungen. Lebensdauer und Lebenszähigkeit sind groß. Alle S. lieben die Wärme, scheuen meistens das Licht, verfallen im Winter oder in der heißesten, trockensten Zeit der Tropenländer in einen leichgiftschen Zustand und fürchten den Menschen, den sie gewöhnlich nur heimtückisch anfallen. Den Menschen sind sie von wenig Nutzen; nur rohe, uncultivirte Nationen genießen das Fleisch von mehrern S.

Man theilt die S. in giftlose (Innocua) und Giftschlangen (Venenosa), welche letztere durch das Vorhandensein der Giftzähne sich unterscheiden; allerdings gibt es aber auch zwischen beiden Mittelformen. Die eigentlichen Giftzähne stehen stets im Oberkiefer, meist paarweise, und dahinter einige junge Ersatzzähne. Sie sind mit einer Rinne versehen oder ganz hohl und an der Spitze mit einer Oeffnung versehen, aus welcher das in den darunterliegenden Giftdrüsen abgesonderte Gift beim Bisse mit einiger Gewalt austritt. (S. Viper.) Das Gift ist eine geruch- und geschmacklose Flüssigkeit, welche Lackmuspapier röthet und durch Eintrocknen nach kurzer Zeit ihre tödliche Eigenschaft verliert. Sog. weißblütige Thiere, z. B. Krebse, sind gegen Schlangenbisse ganz unempfindlich. Unter den höhern Thieren erleidet wol nur der Igel von den Bissen giftiger S. keinen Nachtheil. Deutschland besitzt nur sehr wenige und darunter nur zwei giftige Arten, die mit dem gemeinschaftlichen Namen Kreuzotter belegt werden. Vgl. Lenz, «Schlangenkunde» (Gotha 1832; 2. Aufl. unter dem Titel: «S. und Schlangenfeinde», Gotha 1870); Duméril und Bibron, «Erpétologie générale» (Par. 1834 fg.); Jan, «Iconographie générale des Ophidiens» (Lief. 1—48, Par. 1860—77; seit 1866 fortgesetzt von Sordelli). — Bei den Alten hatten die S. eine heilige Bedeutung. Schon in den frühesten Zeiten findet sich die Vorstellung der S. als eines bösen Wesens, und sie wurde daher bei vielen Völkern bald das Symbol des Bösen, Schädlichen, Zweideutigen, der verlockenden Wollust, der List, Klugheit und Wachsamkeit, aber auch der Fruchtbarkeit. Das erste findet sich in der biblischen Sage vom Sündenfall und in dem pers. Dualismus, wo Ahriman in Gestalt der S. den Stier des Ormuzd mörderisch anfällt. Als Symbol der Fruchtbarkeit erscheint sie in der ägypt. Mythologie und als Symbol schaffender Kraft in der phöniz. Kosmogonie. Den alten Aegyptern galt die Brillenschlange als Symbol des Kneph und wurde göttlich verehrt, und von den gnostischen Ophiten (s. d.) wurde die S. in ihren symbolischen Darstellungen christl. Dogmen gebraucht. Auch die Babylonier, die Griechen und Römer betrachteten die S. als Emblem des guten Wesens, des Agathodämon. So bedeutet das auf den Wandgemälden Pompejis häufig dargestellte, über einen Altar sich neigende Schlangenpaar die Götter des Hauses, die sorgenden Laren. Auch zauberische und heilende Kräfte schrieb man den S. zu und so wurden sie ein Attribut des Aesculap (s. d.) und Symbol der Zauberei und Heilkunst. In der nordischen Mythologie dagegen hat die S. einen schlechten Ruf, und jetzt betrachtet man in allen Ländern, wo europ. Sitte herrscht, jene Thiere nur mit Schrecken und Abscheu. Vgl. Mähly, «Die S. im Mythus und Cultus der classischen Völker» (Bas. 1867).

Schlangenbad, Curort im Kreis Untertaunus des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, 9 Kilom. westnordwestlich von Wiesbaden, 282 Mt. über dem Meere in einem schönen Thale gelegen, hat seinen Namen von den vielen in der Umgegend lebenden unschädlichen Schlangen und besitzt acht Mineralquellen, welche sämmtlich zu den erdig-alkalischen Mineralwässern gehören und eine Temperatur von 23—25½° R. haben. Das Wasser wirkt beruhigend und

krampfstillend auf das Nervensystem, in ähnlicher Weise auf das Gefäßsystem, besonders aber belebend und erweichend auf die äußere Haut. Hauptsächlich wird es in der Form von Bädern bei chronischen Nerven- und Hautkrankheiten, Leiden der weiblichen Zeugungsorgane, Lähmungen gichtischer und rheumatischer Natur und chronischen Entzündungen innerer Organe angewendet. S. wird auch seiner reinen Waldluft und der Molkenheilanstalt wegen oft von Brustleidenden und zur Sommerfrische besucht. Vgl. Baumann, «S., kurzgefaßte Darstellung seiner Curverhältnisse» (Wiesb. 1864); Bertrand, «S. et ses eaux thermales» (2. Aufl., Wiesb. 1874).

Schlaraffenland, s. Utopien.

Schlechta-Wßehrd (Ottokar Maria, Freiherr), verdienter Orientalist, geb. 20. Juli 1825 zu Wien, trat 1842 in die k. k. Orientalische Akademie daselbst und 1848 als Attaché der österr. Internuntiatur zu Konstantinopel in den öffentlichen Dienst. Im J. 1860 kehrte er aus Konstantinopel nach Wien zurück, wo er im Frühjahr 1861 zum Wirkl. Legationsrath und Director der Orientalischen Akademie ernannt wurde. Eine von ihm zusammengebrachte werthvolle Sammlung orient. Manuscripte wurde der kaiserl. Bibliothek einverleibt. S. ist einer der vorzüglichsten Kenner der pers. und türk. Sprache. Er gab den «Frühlingsgarten» des pers. Dichters Dschami mit deutscher Uebersetzung (Wien 1846), sowie Uebertragungen von Saadi's «Fruchtgarten» (Wien 1852) und Ibn-Jemin's «Bruchstücken» (Wien 1852) heraus. Auch besorgte er die Correctur und die Herausgabe von «Flügel's Katalog» der orient. Handschriften der genannten kaiserl. Bibliothek und Rosenzweig's «Diwan des Hafyz». S. selbst verfaßte in türk. Sprache ein «Buch des Völkerrechts» (2 Bde., Wien 1847), welches einen Abriß des europ. Völkerrechts im Kriege und im Frieden enthält. Später veröffentlichte er ein «Manuel terminologique-français-ottoman» (Wien 1870), eine Sammlung diplomatischer, commerzieller und finanzwissenschaftlicher Ausdrücke und Redensarten. Seit 1870 fungirte S. als diplomatischer Agent und Generalconsul in Bukarest, worauf er abermals drei Jahre lang einen Vertrauensposten in Konstantinopel bekleidete.

Schlechte sind Flöze, Gänge oder Schichte, auch Ritzen oder Klüfte in den Erdschichten; daher ist ein Querschlechte ein von der Seite an einen Gang stoßendes Lager; edle S. sind nur mit Erz angefüllte Gänge; Schmerschlechte werden die blos mit taubem (unhaltigem) Gestein, auch mit Letten angefüllten Lager genannt. Schlechtig heißt klüftig, rissig oder ritzig; ein schlechtiges Gebirge ist klüftig und ritzig.

Schlegel (Aug. Wilh. von), deutscher Dichter und ausgezeichnet als Uebersetzer wie als Kritiker und Orientalist, der Sohn Johann Adolf Schlegel's (s. d.), wurde zu Hannover 8. Sept. 1767 geboren, von Hauslehrern und auf dem Gymnasium zu Hannover in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, studirte auf der Universität zu Göttingen anfangs Theologie, dann Philologie, gewann Bürger's Freundschaft und war Mitglied des philol. Seminariums unter Heyne. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam in das Haus des Bankiers Muilman und von da nach drei Jahren nach Jena, wo er Professor wurde und von Karl August den Titel eines Raths erhielt. Hier nahm er an Schiller's «Horen», sowie später an dessen «Musenalmanach» lebhaften Antheil und war bis 1799 einer der fleißigsten Mitarbeiter an der «Allgemeinen Literaturzeitung». In dieser Zeit begann er die Uebersetzung des Shakspeare (zuerst 9 Bde., Berl. 1797—1810), deren Einfluß auf die deutsche Dichtkunst und auf die deutsche Bühne gleich groß wurde. Doch hat er selbst nur 17 Stücke übersetzt; die übrigen wurden unter L. Tieck's Aufsicht von dessen Tochter Dorothea und vom Grafen Baudissin übertragen (Berl. 1825—33). Eine neue, unter Ulrici's Leitung sorgfältig revidirte und theilweise neu bearbeitete Ausgabe des Ganzen besorgte die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft (12 Bde., Berl. 1867 fg.). Vgl. M. Bernays, «Zur Entstehungsgeschichte des S.'schen Shakespeare» (Lpz. 1872). S. hielt in Jena ästhetische Vorlesungen und gab mit seinem Bruder Friedrich von Schlegel (s. d.) das «Athenäum» (3 Bde., Berl. 1798—1800) heraus, welches bei aller kritischen Strenge manche Anregung zu poetischer Thätigkeit enthielt. Noch erschienen während seines Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe seiner «Gedichte» (Tüb. 1800) und die «Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue» (1800), eine Geburt des Muthwillens, veranlaßt durch den gegen S. gerichteten «Hyperboreischen Esel» Kotzebue's. Letzterer, mit G. Merkel verbündet, führte diesen Kampf auf oft unwürdige Weise im «Freimüthigen» fort, wobei namentlich die «Zeitung für die elegante Welt» auf seiten der sog. Romantischen Schule stand. Die mit seinem Bruder Friedrich von S. herausgegebenen «Charakteristiken und Kritiken» (2 Bde., Königsb. 1801) haben manchen Geistesfunken entzündet. Beide Brüder lebten damals ein reiches, wissenschaftlich poetisches

Leben mit gleichgesinnten Freunden, zu denen vorzüglich Tieck und Novalis gehörten. Nach der Trennung von seiner Gattin Karoline, einer Tochter des Professors Michaelis in Göttingen, welche später den Philosophen Schelling heirathete, wendete sich S. nach Berlin, wo er gegen Ende 1802 Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die in seines Bruders «Europa» (Bd. 2) abgedruckt wurden. Im J. 1803 erschien «Jon», ein antikes Trauerspiel ohne rechte Lebenskraft, welches aber interessante dramaturgische Verhandlungen zwischen Bernhardi, Schelling und dem Verfasser veranlaßte. Hierauf erschien sein «Span. Theater» (2 Bde., Berl. 1803—9; neue Aufl., Lpz. 1845), fünf Stücke Calderon's in nach Form und Inhalt so meisterhafter Uebersetzung enthaltend, daß jener Dichter durch dieselbe eigentlich zuerst in Deutschland eingeführt wurde. Gleiches leisteten für die Lyriker des Südens die «Blumensträuße der ital., span. und portug. Poesie» (Berl. 1804). Schon früher (1791—97) hatte er in Zeitschriften, besonders in den «Horen», zahlreiche und zum Theil umfängliche Bruchstücke aus Dante's «Göttlicher Komödie» in Terzinenform übersetzt.

S.'s Leben gewann einen neuen Wendepunkt, als er 1804 mit Frau von Staël auf Reisen ging und abwechselnd in Coppet, Italien, Frankreich, Wien, Stockholm u. s. w. lebte. In franz. Sprache schrieb er 1807 eine «Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine», welche unter den pariser Schriftstellern ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühling 1808 hielt er in Wien «Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur» (3 Bde., Heidelb. 1809—11; 2. Aufl. 1817), die fast in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden. Dieselben haben bei manchem Irrthum in den Grundideen und im Einzelnen sowol die geschichtliche als die ästhetische Einsicht in das Wesen des Drama wesentlich gefördert. In der neuen Sammlung seiner «Poetischen Werke» (2 Bde., Heidelb. 1811; 2. Aufl. 1820) findet sich der größte Reichthum poetischer Formen und eine vollendete Kunst der Sprache und des Rhythmus; am höchsten darunter stehen die Sonette und die Elegie «Rom», viel tiefer die oft überschätzten Romanzen, z. B. «Arion». Die Ereignisse der Zeit bemächtigten sich auch seines Gemüthes. Im J. 1813 begleitete er den Kronprinzen von Schweden, welchen er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär und erhielt die Erneuerung seines Familienadels. Nach Napoleon's I. Sturze kehrte er zu Frau von Staël zurück, nach deren Tode er 1818 als Professor an die Universität Bonn ging. Kurz vorher hatte er sich mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg verheirathet; doch auch diese Ehe mußte schon 1820 wieder getrennt werden. In seiner neuen Laufbahn trug er vorzüglich die Geschichte der Kunst und der Literatur vor. Gleichzeitig wendete er sich dem Studium der orient. Literatur, namentlich, einer der ersten in Deutschland, dem des Sanskrit zu. Demzufolge gab er die «Ind. Bibliothek» (3 Bde., Bonn 1823—30) heraus und richtete eine ind. Druckerei ein. Als Probe seiner Bearbeitung sanskritischer Texte erschien 1823 «Bhagavad-Gîta», eine Episode aus dem Epos «Mahâbhârata» mit lat. Uebersetzung (2. Aufl., von Chr. Lassen besorgt, Bonn 1846); später ließ er den Anfang einer Ausgabe des epischen Gedichts «Râmâjana» (Bd. 1 u. 2, Bonn 1829—46) folgen. Seine orient. Studien führten ihn nach Frankreich und 1823 nach England. Nach seiner Rückkehr übernahm er auch die Aufsicht über das Museum vaterländischer Alterthümer. In Berlin hielt er 1827 «Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste» (Berl. 1827). Diesen folgten seine «Kritischen Schriften» (2 Bde., Berl. 1828) und die an Mackintosh gerichteten «Réflexions sur l'étude des langues asiatiques» (Bonn u. Par. 1832). In der Broschüre «Berichtigung einiger Misdeutungen» (Berl. 1828) vertheidigte er sich gegen die ihm gemachte Beschuldigung des Kryptokatholicismus. S. starb zu Bonn 12. Mai 1845. Nach seinem Tode hat Böcking eine mit der größten Sorgfalt redigirte Ausgabe von S.'s «Sämmtlichen Werken» (12 Bde., Lpz. 1846—47) besorgt, der sich die «Oeuvres, écrites en français» (3 Bde., Lpz. 1846) und die «Opuscula latina» (Lpz. 1848) anschlossen. Eine neue Auswahl seiner Gedichte erschien 1854 (Lpz.). Die interessanten Briefe seiner frühern Gemahlin Karoline veröffentlichte Waitz (2 Bde., Lpz. 1871).

Schlegel (Karl Wilh. Friedr. von), berühmt als Aesthetiker und Literarhistoriker, Bruder des Vorigen, geb. zu Hannover 10. März 1772, ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, widmete sich später in Göttingen, dann in Leipzig dem Studium der Philologie. Seine erste Schrift von größerm Umfange war: «Griechen und Römer» (Hamb. 1797), deren Werth auch Heyne anerkannte. Als eine Fortsetzung derselben kann die «Geschichte der Poesie der Griechen und Römer» (Berl. 1798) gelten, die aber ebenfalls nur Bruchstück geblieben ist. In diesen Werken zeigte S. bei einer Fülle von Gelehrsamkeit die Originalität des Selbstdenkers und die Kraft der histor.-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der alten und neuen

Poesie zu bewegen anfing. Gediegene Aufsätze und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. lieferte er in dieser Zeit in das von ihm mit seinem Bruder herausgegebene «Athenäum». Sodann veröffentlichte er den vielbesprochenen Roman «Lucinde» (Bd. 1, Berl. 1799; 2. Aufl., besorgt von Christern, Hamb. 1842). Er selbst schien durch das Aufgeben der Fortsetzung desselben die Gerechtigkeit der Urtheile anzuerkennen, die in diesem Werke nur eine gefährliche Verklärung der Wollust sahen. Im J. 1800 ließ er sich als Privatdocent in Jena nieder, wo er mit nur geringem Beifall philos. Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst im «Athenäum» als Dichter auf, und er versuchte sich seitdem in den mannichfaltigsten Formen («Gedichte», Berl. 1809). In «Alarcos» (Berl. 1802), einem originellen Trauerspiele, welches antike und romantische Elemente seltsam vermischt, wendete er zuerst die Assonanz an. Im J. 1802 reiste er nach Paris, wo er Vorlesungen über Philosophie hielt, die Monatsschrift «Europa» (2 Bde., Frankf. 1803) herausgab und sich mit der Kunst und den roman. Sprachen, besonders aber mit der ind. Sprache und Literatur beschäftigte. Die Früchte dieses Studiums legte er in der anregenden Schrift «Ueber die Sprache und Weisheit der Indier» (Heidelb. 1808) nieder. In Köln ging er 1803 mit seiner Gattin zur kath. Kirche über, ein Schritt, der auf seinen schriftstellerischen Charakter bedeutend wirkte, da er seitdem als entschiedener Gegner religiöser und polit. Freiheit auftrat und sich immer tiefer in unklare Träumereien verlor. Im J. 1808 wendete sich S. nach Wien. Im Feldzuge von 1809 befand er sich als kaiserl. Hofsecretär im Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literarischen Thätigkeit zurück und hielt zu Wien Vorlesungen, die unter dem Titel «Ueber die neuere Geschichte» (Wien 1811) und «Geschichte der alten und neuen Literatur» (2 Bde., Wien 1815; 2. Aufl. 1847) im Druck erschienen. In dem erstern Werke trat seine religiöse Befangenheit stark hervor; von weit größerm, bleibendem Werthe ist das zweite. Durch mehrere diplomatische Schriften erwarb er sich Metternich's Vertrauen, wurde Legationsrath der österr. Gesandtschaft bei dem Deutschen Bundestage, kehrte jedoch im Anfange 1818 nach Wien zurück. Hier unternahm er die Zeitschrift «Concordia» (Wien 1820—21) und besorgte eine unvollständige Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» (10 Bde., Wien 1822 fg.; vermehrte Aufl., 15 Bde., 1846). Im J. 1827 hielt er öffentliche Vorträge über «Philosophie des Lebens» (Wien 1828) und 1828 über «Philosophie der Geschichte» (2 Bde., Wien 1829); beide Werke tragen bei vielem Scharfsinne die Spuren seiner spätern Richtung sehr deutlich an sich. Gegen Ende 1828 unternahm er eine Reise nach Dresden und hielt daselbst eine Reihe Vorträge, in deren Mitte ihn 11. Jan. 1829 der Tod überraschte. Dieselben erschienen unter dem Titel «Philos. Vorlesungen, insbesondere über die Philosophie der Sprache und des Wortes» (Wien 1830). Seine «Philos. Vorlesungen aus den J. 1804—6, nebst Fragmenten, vorzüglich philos.-theol. Inhalts» wurden aus dem Nachlasse von Windischmann herausgegeben (2 Bde., Bonn 1836—37; 2. Aufl. 1846) und bilden Band 1—4 der Supplementbände zu seinen «Sämmtlichen Schriften». — Seine Gattin Dorothea, Tochter Moses Mendelssohn's (s. d.), geschiedene Veit, geb. in Berlin gegen 1770, gest. in Frankfurt a. M. im Aug. 1839, eine geistreiche, aber excentrische Frau, war die Verfasserin einiger von S. herausgegebenen Schriften, des unvollendeten Romans «Florentin» (Bd. 1, Lpz. 1801), des ersten Bandes der «Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters» (2 Bde., Lpz. 1804) und des «Lother und Maller» (Frankf. 1805). Aus ihrer ersten Ehe stammt der Maler Philipp Veit (s. d.).

S. und sein Bruder August Wilhelm sind als die doctrinären Begründer der sog. Romantischen Schule (s. Deutsche Literatur) anzusehen, und was gegen die Richtung selbst einzuwenden, fällt auch im ganzen den beiden Häuptern zur Last. Dennoch kann man Tiefe und Fülle der Kenntnisse und eine gediegene Form der Darstellung den Brüdern nicht absprechen. Besonders ist die Prosa von August Wilh. von S. wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, welche der Tiefsinn des Bruders nicht immer erreicht; dagegen verräth die Poesie des erstern bisweilen eine allzu große Künstlichkeit. Wichtiger aber als beider eigene poetische Schöpfungen sind August Wilh. von S.'s meisterhafte poetische Uebersetzungen und beider kritische Bestrebungen. Sie unterschieden die Grenzen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darstellung und machten in dieser Hinsicht auf Goethe aufmerksam. Vorzüglich war es aber August Wilh. von S., welcher Vermittler der deutschen und ausländischen Literatur geworden ist.

Schlegel (Karl Gust. Mor.), bekannt durch seine theol. Schriften, der älteste Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Hannover 26. Sept. 1756, studirte zu Göttingen, erhielt die Pfarrstelle

zu Bothfeld und wurde 1790 als zweiter Prediger nach Harburg berufen. S. wirkte 1796—1816 als Superintendent und Prediger zu Göttingen. Dann folgte er dem Rufe als General-superintendent und erster Prediger zu Harburg, wo er 29. Jan. 1826 starb. Sein Hauptwerk ist die «Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft u. s. w.» (Hannov. 1802). — Johann Karl Fürchtegott S., der vierte der Brüder, ein verdienter Kirchenhistoriker, geb. zu Zerbst 2. Jan. 1758, besuchte ebenfalls die Schule zu Hannover und studirte zu Göttingen die Rechte. Seit 1782 bei dem Consistorium zu Hannover angestellt, starb er als Consistorialrath 13. Nov. 1831. Unter seinen gediegenen schriftstellerischen Arbeiten sind zu nennen: «Hannov. Kirchenrecht» (5 Bde., Hannov. 1801—5), «Ueber den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker» (2 Bde., Hannov. 1819), «Kirchengeschichte von Norddeutschland» (3 Bde., Hannov. 1828—32).

Schlegel (Joh. Adolf), deutscher Dichter und Kanzelredner, geb. zu Meißen 18. Sept. 1721, wo sein Vater Stiftssyndikus war, besuchte Schulpforta und die Universität zu Leipzig. Hier wurde er Mitbegründer der «Bremischen Beiträge». Nachdem er mehrere Jahre lang Hauslehrer gewesen, wurde er 1751 Diakonus und Schulcollege in Pforta, 1754 Prediger und Professor am Gymnasium zu Zerbst und 1759 Pastor an der Marktkirche zu Hannover, wo er als Consistorialrath, Superintendent und Pastor an der neustädter Kirche 16. Sept. 1793 starb. Seine dichterischen Werke: «Fabeln und Erzählungen» (Lpz. 1769), «Geistliche Gesänge» (3 Sammlungen, Lpz. 1766—72) und «Vermischte Gedichte» (2 Bde., Hannov. 1787—89), gehörten ihrerzeit zu den bessern Leistungen dieser Art. Sehr verdienstlich war seine Uebersetzung von Batteux' «Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz», welche er mit verschiedenen eigenen sowol erläuternden wie widerlegenden Abhandlungen begleitete (2 Bde., Lpz. 1751; 3. Aufl. 1770). Zahlreiche Predigtsammlungen, welche er 1754—86 herausgab, zeigen ihn als einen freisinnigen, rhetorisch begabten Kanzelredner.

Schlegel (Joh. Elias), deutscher Dichter aus den Zeiten des Aufschwungs der deutschen Literatur, der ältere Bruder des Vorigen, geb. 28. Jan. 1718 zu Meißen, verfaßte schon in Schulpforta die später umgearbeiteten Trauerspiele: «Die Trojanerinnen», «Orest und Pylades» und «Dido». In Leipzig, wo er seit 1739 die Rechte studirte, wurde er mit Gottsched bekannt, der ihn zu literarischen Arbeiten anregte. Nach beendigter Studienzeit folgte er 1743 als Privatsecretär dem sächs. Gesandten von Spener, seinem Verwandten, nach Kopenhagen. Später nahm er an den «Bremischen Beiträgen» thätigen Antheil und gab auch selbst in deutscher Sprache eine Wochenschrift: «Der Fremde», heraus. Für das dän. Theater arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach seiner Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Durch Holberg's Einfluß wurde er 1748 außerord. Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Sorõe, wo er aber schon 13. Aug. 1749 starb. S. ist eigentlich der erste deutsche dramatische Schriftsteller des 18. Jahrh., der genannt zu werden verdient. Seine dramatischen Arbeiten, obwol noch nicht frei von dem Einflusse der franz. Dramaturgie und der Gottsched'schen Schule, sind doch schätzbare Denkmale des Aufblühens der dramatischen Literatur. Für seine besten Trauerspiele gelten «Hermann» und «Canut», nach der Weise der Zeit in Alexandrinern geschrieben. Auch seine Lustspiele, der «Triumph der guten Frauen», in Prosa, und die in Alexandrinern geschriebene «Stumme Schönheit» fanden den Beifall Mendelssohn's und Lessing's. Von minderm Interesse sind seine übrigen Gedichte, poetischen Epistela u. s. w. Seine Werke gab sein Bruder Johann Heinrich S. (5 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1761—70) heraus.

Schlegel (Joh. Heinr.), dän. Geschichtschreiber, jüngerer Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Meißen 1724, erhielt mit jenen gleiche Erziehung und studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit Geschichte und schöner Literatur. Durch Vermittelung seines Bruders Joh. Elias S. kam er als Secretär der dän. Kanzlei nach Kopenhagen, wo er dann Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath wurde und 18. Oct. 1780 starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomson und andern engl. Dramatikern sehr glücklich ins Deutsche übersetzt. Außer andern, die dän. Geschichte betreffenden Werken hat er auch eine «Geschichte der dän. Könige aus dem oldenb. Stamme» (2 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1769—77) geschrieben und die Ausgabe der Werke seines Bruders Johann Elias S. besorgt. — Johann Friedrich Wilhelm S., Sohn des Vorigen, geb. zu Kopenhagen 4. Oct. 1765, studirte seit 1782 auf der dasigen Universität die Rechte, wo er 1789 Adjunct und 1800 ord. Professor der Rechte wurde. Im J. 1801 kam er zwar als Etatsrath und Chef des ersten Departements in die dän. Kanzlei; doch schon 1803 kehrte er in seine frühere Stellung an die Universität zurück. Im J. 1812 wurde er zum Conferenzrath ernannt. Er

gehörte zu den Männern, die sich durch Vorarbeiten um die Einführung der landständischen Verfassungen in Dänemark große Verdienste erworben haben. Er zog sich 1834 auf seinen Landsitz Stötterød bei Kopenhagen zurück, wo er 19. Juli 1836 starb. Von seinen Schriften, meist in dän. Sprache, sind zu erwähnen: «Naturrecht» (Kopenh. 1798; 2. Aufl. 1805), «Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg» (deutsch, Schlesw. 1829) und die kritische Ausgabe der «Grágás» (Kopenh. 1830).

Schlehen nennt man die fast kugeligen, schwarzblauen und hellblau bereiften Früchte des Schlehendorns oder Schwarzdorns, welcher zur Gattung Prunus gehört und als Schlehenpflaume (Prunus spinosa L.) bezeichnet wird. Dieser bildet einen 1,5 bis 3,5 Mt. hohen, sehr ästigen Strauch mit dornspitzigen, wegen der fast rechtwinkeligen Verzweigung überaus sperrigen Aesten. Die jüngsten Triebe sind fein flaumig behaart, die Blütenstiele kahl, die Blüten klein, schneeweiß, schon vor den Blättern entwickelt und die Früchte aufrecht. Er wächst gemein in Gebüschen, an Waldrändern und an dürren Orten in ganz Europa. Die bittere, adstringirende Rinde wird zum Braunrothfärben benutzt. Erst wenn die S. einige Fröste ausgestanden haben, werden sie genießbar; auch werden sie eingemacht und zur Bereitung eines Branntweins benutzt. Die schlanken Schößlinge werden zu Spazierstöcken verarbeitet und das Reisig wird zur Ausfüllung der Leckwerke in den Salzwerken, sowie zu Faschinen bei Uferbauten gebraucht. Man hat auch eine Spielart mit gefüllten Blüten. Den Namen Schwarzdorn hat dieser Strauch von seinen dunkeln, berindeten Stämmen, Aesten und Zweigen.

Schlei oder Schley, eine 40 Kilom. lange, sehr schmale Ostseebucht, dringt in südwestl. Richtung fjordartig in das Herzogthum Schleswig ein, gleicht zwischen Kappel und Missunde nur einem breiten Flusse, erweitert sich aber jenseit Missunde seeartig zu der sog. Großen Breite, die westwärts bis zur Stadt Schleswig reicht. Einst bildete dieser Schleibusen einen berühmten Seehafen. Jetzt ist die S. nur kleinern Schiffen zugänglich und hauptsächlich wegen ihres Fischreichthums berühmt. Die Holsteiner verschütteten 1416 den Eingang, um die Schiffe der Dänen abzuhalten. Später wurde, um die Schiffahrt auf dem im übrigen tiefen Gewässer wieder in Gang zu bringen, 2 Kilom. südlich von der flachen mehrarmigen Mündung eine schmale Landenge durchstochen und so ein 2 Mt. tiefer Kanal, die Schleimünde, hergestellt. Die S. begrenzt mit der Ostsee und der Eckernförder Bucht den District Swansen.

Schleich (Eduard), Landschaftsmaler, geb. zu Harbach bei Landshut in Baiern 12. Oct. 1812, war Schüler der münchener Akademie, wo er aber nicht Boden finden konnte. Aus der Schule wandte er sich zum Selbststudium, allerdings nicht, ohne Meister wie Rottmann und die besten alten Niederländer sich zu Vorbildern zu nehmen. Besonders van Goyen mit seinen Luft- und Wolkenpartien wirkte auf ihn entscheidend ein, wie fast alle seine spätern Leistungen deutlich bekunden. Gewöhnlich sind es Flachgegenden mit bedeutendem Horizont, über dem sich ein stimmungsvolles Luftbild erhebt, doch hat er von den Niederländern die Sorgsamkeit der Ausführung nicht zugleich erlernt. Im Gegentheil wurde sein breiter Vortrag schließlich leer und einförmig. S. starb als Professor in München 8. Jan. 1874.

Schleiche, Eidechsengattung, s. Blindschleiche.

Schleicher (Aug.), ausgezeichneter Sprachforscher, geb. in Meiningen 19. Febr. 1821, erhielt seine Gymnasialbildung in Koburg, studirte seit 1840 erst in Leipzig, dann in Tübingen Theologie, beschäftigte sich aber an letzterer Universität namentlich unter Ewald's Leitung mit Sanskrit und orient. Studien. Die Theologie gab er bei der Uebersiedelung nach Bonn (1843) ganz auf und studirte fortan neben allgemeinerer Sprachwissenschaft wesentlich classische Philologie unter Ritschl's Leitung. In Bonn habilitirte er sich 1846 für vergleichende Sprachwissenschaft. Die Bewegungen der J. 1848 und 1849 führten ihn als Correspondenten deutscher Zeitungen nach Oesterreich, wo er 1850 zum außerord. Professor der Philologie in Prag ernannt wurde. Dort begann er das eingehende Studium der slaw. Sprachen, die nebst dem Litauischen der Mittelpunkt seiner Thätigkeit wurden. Mit einer grammatischen Kenntniß der Sprache bereits ausgerüstet, unternahm S. mit Unterstützung der wiener Akademie 1857 eine Reise nach dem preuß. Litauen, und konnte so zum ersten mal eine wissenschaftliche Darstellung dieser für die indogerman. Sprachwissenschaft höchst bedeutsamen Sprache geben. Ostern 1857 folgte S. einem Rufe als Honorarprofessor der Sprachwissenschaft und altdeutschen Philologie an die Universität Jena, wo er bis zu seinem Tode, 6. Dec. 1868, wirkte. S.'s Arbeiten erstrecken sich auf die indogerman. Sprachen überhaupt, sogar über diese hinaus in die allgemeine Sprachwissenschaft, insbesondere aber auf die slaw.-litauische Sprachgruppe. Der allgemeinern Richtung gehört sein erstes sprachwissenschaftliches Buch «Zur vergleichenden Sprachengeschichte»

(Bonn 1848) an, welchem als ein zweiter Theil eine systematische Uebersicht über «Die Sprachen Europas» (Bonn 1850) folgte. Sein Hauptwerk ist das «Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen» (Weim. 1862; 4. Aufl. 1876). Eine Ergänzung des «Compendiums» bildet die von S. im Verein mit Ebel, J. Schmidt und Leskien herausgegebene «Indogerman. Chrestomathie» (Weim. 1869). Kleinere Schriften zur allgemeinern Sprachwissenschaft sind: «Zur Morphologie der Sprache» (Petersb. 1859), «Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft» (Weim. 1863; 3. Aufl. 1873), «Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form» (Lpz. 1865). Das Gebiet des Slawischen und Litauischen behandeln: die «Formenlehre der kirchenslaw. Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt» (Bonn 1853) und das «Handbuch der litauischen Sprache» (Bd 1: «Litauische Grammatik», Prag 1856; Bd. 2: «Litauisches Lesebuch und Glossar», 1867). Auch erschienen eine ins Deutsche übertragene Sammlung «Litauische Märchen, Sprichworte, Räthsel und Lieder» (Weim. 1857) und eine Ausgabe von «Christian Donaleitis' litauischen Dichtungen» (mit Glossar, Petersb. 1865). Auf dem Gebiete der Germanistik war S. nicht schöpferisch; sein Werk «Die deutsche Sprache» (Stuttg. 1860; 3. Aufl. 1874) ist eine populäre Darstellung der Entwickelung des Deutschen mit vortrefflicher sprachwissenschaftlicher Einleitung; die genaue Darstellung eines Dialekts enthält «Volksthümliches aus Sonneberg» (Weim. 1858). In seinen letzten Lebensjahren war S. fast ausschließlich mit der vergleichenden Grammatik der slaw. Sprachen und der Vergleichung dieser mit dem Litauischen und Deutschen beschäftigt. Seine Arbeiten in dieser Richtung blieben aber unvollendet; nur eine Vorarbeit dazu: «Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache», konnte nach seinem Tode erscheinen (Petersb. 1871). Vgl. «August S.» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1869, 1. Hälfte) und «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung» (Bd. 6, Berl. 1869). Lefmann's Biographie «August S.» (Lpz. 1870) enthält viele Unrichtigkeiten.

Schleichhandel oder Schmuggelhandel, Schmuggel (franz. contrebande), heißt der die Zoll- und Verbrauchsabgaben umgehende Waarenverkehr. Ein solcher ungesetzlicher, die Einkünfte des Einfuhrstaats wie die zollzahlenden Kaufleute benachtheiligender Handel greift überall da platz, wo er trotz der hohen Strafen und der Confiscationen, welche ihn bedrohen, und trotz seiner sonstigen großen Gefahren Lockungen genug für den kühnen Schmuggler oder Schleichhändler bietet, d. h. wo Aus- und Einfuhrverbote oder Prohibitiv- und Schutzzölle bestehen und infolge der letztern die Zollsätze so hoch gegriffen sind, daß ihre Umgehung einen großen Geldgewinn in Aussicht stellt. Schon als Anreizungen zum S. erscheinen deshalb sehr hohe Tarifsätze als verwerflich. Indem sie die Preise der Waaren beträchtlich erhöhen und damit die Vortheile ihrer gesetzmäßigen Einfuhr vermindern, vielleicht sogar ihren Verbrauch nach erfolgter Verzollung des dadurch hervorgerufenen hohen Preises wegen unmöglich machen, reizen sie den Kaufmann zu ihrer Umgehung. In manchen Grenzorten gab es, früher mehr noch als jetzt, reichliche Waarenlager, welche die Versorgung des Nachbarstaats im Wege des S. bezweckten, ja es bildeten sich in der Nähe einiger Grenzen sogar förmliche geheime Assecuranzgesellschaften, welche die Versicherung von Schmuggelwaaren gegen ziemlich hohe Prämien übernahmen und im Fall ihrer Confiscation Entschädigung gewährten. So nahm der S. in manchen Gegenden und namentlich auch in den Küstenstrichen eine großartige Ausbreitung und förmliche Organisation an. Oft vereinigten sich die eigentlichen Schmuggler oder Contrebandiers, d. h. diejenigen Personen, welche den Transport der Schmuggelgüter besorgen, zu förmlichen, sogar gutbewaffneten Banden. Schon oft hat der S. die Bevölkerung ganzer Bezirke tief entartet. Auch die Zollbeamten entgehen dabei der Demoralisation nicht. Diese sind, je höher die Zölle stehen, desto mehr den Bestechungen ausgesetzt, und wenn ihre Regierungen sie durch hohe Prämien für Beschlagnahmen von Schmugglerwaaren zu größerm Eifer anzustacheln suchen, so wird damit, wie die Verhältnisse an der russ. Grenze gegen Preußen hin gezeigt haben, oft nichts anderes erreicht, als daß die Zollbeamten im Einverständniß mit den Schmugglern zu diesem Zwecke aufgesammelte, ganz unbrauchbare Waaren mit Beschlag belegen. Die völlige Ausrottung des S. ist überall da unmöglich, wo die Ursache seines Entstehens fortdauert; sie kann erst mit der Herabsetzung der Zölle eintreten. Wesentlich vermindert hat sich aber der Schmuggel in Deutschland durch die Zolleinigung und allgemein durch die auf der Basis der Handelsfreiheit beruhenden Handels- und Zollverträge, welche zwischen Frankreich, England, Italien, dem Deutschen Zollvereine u. s. w. zu Stande gekommen sind. Wo noch hohe Zölle bestehen, kann der Schmuggel durch zweckmäßige Gestaltung der Grenzbewachung, Arrondirung des Zollgebietes bei zerrissenen Zollgrenzen, Einigung mit zoll-

verbündeten Nachbarn, welche z. B. auch die jenseitigen Beamten zur Verhinderung des S. verpflichtet, Beaufsichtigung und Beschäftigung solcher Personen, die des Schmuggels verdächtig sind, genügende Besoldung der Zollwächter mindestens eingeschränkt werden.

Schleiden (Matthias Jakob), bekannter deutscher Naturforscher, geb. 5. April 1804 zu Hamburg, erhielt seine Vorbildung auf dem Johanneum daselbst und studirte 1824—27 Jurisprudenz zu Heidelberg. Im J. 1833 ging er nach Göttingen, um Medicin zu studiren, gab sich aber hier besonders durch Einfluß Bartling's wie hierauf zu Berlin unter Einwirkung Horkel's ganz dem Studium der Naturwissenschaften, vorzugsweise der Physiologie und Botanik hin. Er hatte bereits eine Reihe physiologischer und phytotomischer Abhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht, als er 1839 zum außerord. Professor in Jena ernannt wurde. Im Herbst 1862 siedelte er nach Dresden über, und 1863 folgte er einem Rufe als Professor für Pflanzenchemie und Anthropologie nach Dorpat, welche Stellung er jedoch schon im Herbst 1864 wieder aufgab. Er nahm seitdem wieder in Dresden, dann in Wiesbaden seinen Wohnsitz. S.'s Hauptwerk sind die «Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik» (2 Bde., Lpz. 1842—43; 4. Aufl. 1861), in welchen er den inductorischen Weg scharf hervorkehrt und einhält, zugleich aber auch in genialer Weise Ansichten über Pflanzenphysiologie aufstellt, die ihn nicht blos mit den Philosophen, sondern auch mit andern Botanikern und Chemikern in Opposition stellten. Durch diese Conflicte wurden mehrfache Streitschriften mit Liebig, Hartig, Nees von Esenbeck u. s. w. hervorgerufen. Von hohem Interesse sind auch seine populären Vorträge über «Die Pflanze und ihr Leben» (6. Aufl., Lpz. 1864) und «Studien; populäre Vorträge» (2. Aufl., Lpz. 1857). Außerdem bearbeitete S. die Pflanzenphysiologie, Thierphysiologie und Theorie der Pflanzencultur für den dritten Band der «Encyklopädie der theoretischen Naturwissenschaften» (Braunschw. 1850) und gab mit Schmid die «Geognostische Beschreibung des Saalthals bei Jena» (Lpz. 1846) heraus. Von seinen zahlreichen Aufsätzen für Journale und Gesellschaftsschriften stellte er eine Anzahl in «Beiträge zur Botanik» (Bd. 1, Lpz. 1844) zusammen. Mit Nägeli gab er die «Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik» (Thl. 1—4, Zür. 1844—46) heraus. Von seinen spätern Schriften sind noch hervorzuheben: «Die Landenge von Suez» (Lpz. 1858), «Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn» (Lpz. 1861), «Ueber den Materialismus der neuen deutschen Naturwissenschaft» (Lpz. 1863), «Für Baum und Wald» (Lpz. 1870), «Gedichte» (unter dem Pseudonym Ernst, Lpz. 1858; Zweite Sammlung, Lpz. 1873), «Das Meer» (2. Aufl., Berl. 1874), «Die Rose» (Lpz. 1873), «Das Salz» (Lpz. 1875), «Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter» (Lpz. 1877), «Die Romantik des Martyriums bei den Juden im Mittelalter» (Lpz. 1878). — Rudolf S., Vetter des Vorigen, geb. 22. Juli 1815 auf dem Gute Aschеberg in Holstein, studirte in Kiel, Berlin, Jena und Göttingen die Rechts- und Staatswissenschaft und wurde 1840 Amtssecretär in den Stormarnschen Aemtern, 1843 Auscultant, 1845 Committirter in der Generalzollkammer und Wirklicher Justizrath. Bei der Erhebung der Herzogthümer 1848 verließ er mit andern schleswig-holstein. Beamten Kopenhagen, stellte sich der Provisorischen Regierung zur Verfügung und wurde von dieser in außerordentlicher Mission an den Bundestag gesandt. In Frankfurt nahm er am Vorparlament theil und wurde von diesem in den Funfziger-Ausschuß gewählt. Vom Mai bis Dec. 1848 fungirte er als Bevollmächtigter der Provisorischen Regierung in Berlin, nahm 1849 und 1850 an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der Herzogthümer theil und stand interimistisch den Departements des Innern und des Cultus vor. Mit dem Rücktritt der Statthalterschaft verließ er, von der dän. Amnestie ausgeschlossen, die Herzogthümer und lebte theils in Freiburg i. Br., theils auf Reisen, bis er 1853 für Bremen als Ministerresident nach den Vereinigten Staaten von Amerika ging. Im J. 1856 ging er für die drei Hansestädte, welche ihn demnächst zu ihrem gemeinschaftlichen Gesandten in Washington ernannten, zum Abschluß eines Handels- und Schifffahrtsvertrags nach Mexico. Im Jan. 1865 wurde er als hanseatischer Ministerresident nach London versetzt, legte aber diese Stellung beim Ausbruch des Kriegs 1. Juli 1866 nieder und zog sich wieder als Privatmann nach Freiburg in Baden zurück. Doch nahm er als Abgeordneter von Altona, wo er auch zwei Jahre (1868—70) als rechtsgelehrter Senator fungirte, an dem constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes theil und wurde im Aug. 1867 in demselben Wahlkreise für die erste Legislaturperiode des ordentlichen Reichstags, sowie im März 1871 für die erste Legislaturperiode des Deutschen Reichstags wiedergewählt; er gehörte hier der liberalen Reichspartei an. Von S.'s Schriften sind zu nennen: «Zum Verständniß der deutschen Frage» (Stuttg. 1867), «Zur Frage der Besteuerung des

Tabacks» (Lpz. 1878). Seine amerik. Erlebnisse veröffentlichte er in den «Reiseerinnerungen aus den Vereinigten Staaten von Amerika» (Neuyork 1873).

Schleier ist ein Stück des weiblichen Putzes, gewöhnlich bestehend aus einem feinen, florartigen Gewebe und wesentlich dazu bestimmt, das Gesicht und nächst diesem den Kopf oder auch andere Körpertheile zu verdecken oder zu verhüllen. Im Orient war sein Gebrauch seit ältesten Zeiten heimisch und gegenwärtig ist es daselbst für die mohammed. Frauen ein strenges Gebot der Sitte, sich sowol auf der Straße als auch daheim in Gegenwart von Fremden nur mit einem großen, kleidartigen, das Gesicht wirklich verhüllenden S. zu zeigen. Die griech. und röm. Frauen behandelten den S. mehr als ein willkürliches Putzstück, welches auch vortheilhafte und besonders in der röm. Kaiserzeit gern benutzte Gelegenheit zu Koketterie bot. Bei den Vestalinnen war der S. (suffibulum) ein Stück der Opfertracht. Doch fällt es in den Nachrichten der alten Schriftsteller oft schwer, ja unmöglich, den S. von Kopfbinden oder Kopftüchern zu unterscheiden. Dasselbe gilt von den Nachrichten aus altdeutscher Zeit, die schon von goth. Frauen den Gebrauch langer, feiner, weißer S. berichten. Gegen Ende des Mittelalters sahen sich städtische Behörden mehrfach veranlaßt, Schleierordnungen, Luxusgesetze über den Gebrauch der S. zu erlassen. Seitdem folgten die S. dem wechselnden Gange der Mode. Aus der uralten Sitte, Bräute zu verschleiern, und zugleich aus dem Bemühen, weltlichen Sinn und weltliche Blicke abzuhalten, ist der S. der Nonnen (der Gottesbräute) hervorgegangen, welcher schmaler und länger als der im Mittelalter sonst gewöhnliche und in verschiedenen Farben getragen wurde. Daher bedeutet der Ausdruck «den S. nehmen» soviel als Nonne werden. Schon den Alten galt der S. als Symbol des Geheimnißvollen und Unergründlichen; deshalb wurden gewisse Götterbilder, wie das zu Sais in Aegypten, die Heiligthümer der Mysterien und andere Cultusgegenstände verschleiert.

Schleiermacher (Friedr. Ernst Dan.), der größte deutsche Theolog des 19. Jahrh., geb. 21. Nov. 1768 zu Breslau, wo sein Vater reform. Geistlicher war, wurde auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, dann im theol. Seminar zu Barby im strengsten Geiste herrnhutischer Frömmigkeit erzogen, rang unter harten Kämpfen von der Brüdergemeine und der orthodoxen Erlösungslehre sich los und bezog 1787 die Universität Halle, um die rationalistische Richtung kennen zu lernen. Später war er Erzieher bei dem Grafen Dohna-Schlobitten auf Finkenstein in Preußen und trat sodann in das Seminar für gelehrte Schulen in Berlin unter Gedike's Leitung. Im J. 1794 wurde er Hülfsprediger in Landsberg a. d. Warthe, kehrte aber 1796 nach Berlin zurück, wo er bis 1802 Prediger am Charitéhause war. Während dieser ganzen Periode hatte er den Geist der neuern Zeit immer tiefer auf sich wirken lassen, und trieb mit Vorliebe philos. Studien. Im Verkehr mit den beiden Schlegel, Fichte, Henriette Herz u. a. wurde er in die freiern geselligen Kreise des damaligen Berlin und in die romantischen Ideen eingeführt, denen er mit jugendlicher Begeisterung sich hingab. Als Romantiker charakterisiren ihn auch seine ersten selbstständigen Schriften, die Reden «Ueber die Religion» (1799, herausg. mit Einleitung von Schwarz, Bd. 1 der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. u. 19. Jahrh.», Lpz. 1868), die «Vertrauten Briefe über F. Schlegel's Lucinde» (1800) und die «Monologen» (herausg. mit Einleitung von Schwarz, Bd. 37 der «Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrh.», Lpz. 1869), mit denen er den Morgen des neuen Jahrhunderts begrüßte. Auch einige Aufsätze im «Athenäum» und die ersten Arbeiten zur Uebersetzung des Platon, die er anfangs mit Fr. Schlegel gemeinsam beabsichtigte, später aber allein zu Stande brachte (6 Bde., Berl. 1804—28), gehören in diese Zeit. Die «Reden über die Religion», um derentwillen er ein «spinozistischer Prediger» genannt wurde, können als der Anfangspunkt der gesammten neuern Theologie bezeichnet werden. Indem er darin ebenso gegen das dogmatische Kirchenthum wie gegen die nüchtern-verständige Aufklärung Front machte, grub er zugleich die tiefste Wurzel der Religion im menschlichen Gemüthsleben wieder auf und beschrieb sie als ein Innewerden und Empfinden des Ewigen und Unendlichen mitten in der Zeitlichkeit und dem endlichen Menschenleben. Dieser Grundanschauung ist er auch nachmals treu geblieben, als er mit zunehmender geistiger Reife von den Ueberschwenglichkeiten und Illusionen der Romantik sich abkehrte und für das geschichtliche Christenthum tieferes Verständniß gewann. In Stolpe, wohin er 1802 als Hofprediger berufen worden war, setzte er zunächst seine philos. Studien fort, deren Frucht die scharfsinnigen und tiefeindringenden «Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre» (1803) waren.

Sein Uebergang zum akademischen Lehramt, welcher mit seiner Ernennung zum Professor zu Halle (1804) sich vollzog, nöthigte ihn, auch der inhaltlichen und gelehrten Seite an der

Theologie größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Seine größere Befremdung mit dem geschichtlichen Christenthum tritt zuerst in seiner «Weihnachtsfeier» (Halle 1803), seine Gewandtheit in der Handhabung gelehrter Probleme in der kritischen Arbeit «Ueber den sog. ersten Brief des Paulus an den Timotheus» (1807) hervor. Letztere Schrift wurde mitten unter den Kriegsstürmen, die auch seine Wirksamkeit unterbrachen, vollendet. Als warmer Patriot legte er sein hallisches Lehramt nieder, um nicht unter westfälischer Herrschaft zu dienen, und begab sich nach Berlin (1807), wo er öffentliche Vorlesungen hielt, durch Schrift und Wort den nationalen Geist im Volke lebendig zu erhalten bemüht war und seit 1813 auch an der patriotischen Erhebung sich kräftig betheiligte. Seit 1809 hatte er an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin wieder eine Kanzel und ein Jahr später bei der wesentlich mit nach seinen Rathschlägen begründeten Universität Berlin (1810) einen akademischen Lehrstuhl erhalten und trat 1811 auch wieder literarisch hervor mit der «Kurzen Darstellung des theol. Studiums». Während er allsonntäglich predigte, verbreitete er sich in seinen Vorlesungen an der Universität allmählich über die meisten Gebiete der Theologie und Philosophie. Daneben entfaltete er als Mitglied und (seit 1814) Secretär der Akademie der Wissenschaften eine rege literarische und als Referent im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten zugleich eine ausgebreitete praktische Thätigkeit. Letzteres Amt legte er jedoch infolge der nach den Freiheitskriegen überhandnehmenden polit. Reaction wieder nieder. Desto eifriger diente er der Sache der evang. Union, welche infolge des Aufrufs Friedrich Wilhelm's III. 31. Oct. 1817 begründet worden war, und vertheidigte sie mit scharfer Feder gegen feindliche Angriffe. Er präsidirte der 1817 in Berlin zusammengetretenen Synode und war unermüdlich, wenn auch ohne Erfolg, für die Einführung einer freien Kirchenverfassung bemüht. Die neue, vom Könige eingeführte Agende fand an ihm einen entschiedenen Gegner, theils wegen ihres Ursprungs aus königl. Belieben statt aus freier Selbstbestimmung der Kirche, theils wegen ihres alterthümelnden und kirchlich-reactionären Inhalts. Ueberhaupt sah S. in den spätern Jahren seines Wirkens sich immer mehr in die Nothwendigkeit versetzt, gegen eine neuaufkommende Orthodoxie, die auch seinen gefeierten Namen antastete, zu streiten und an den «ewigen Vertrag» zu erinnern, den Wissenschaft und Glaube miteinander geschlossen hätten. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich in seinen spätern Jahren (neben manchen Gelegenheitsschriften) auf zahlreiche Abhandlungen und Akademieschriften, theils dogmatischen und dogmenhistor., theils moralphilos. Inhalts, und auf Vorbereitungen zu zusammenfassenden größern Werken. Doch erschien von diesen nur sein lange vorbereitetes Hauptwerk «Der christl. Glaube, nach den Grundsätzen der evang. Kirche im Zusammenhange dargestellt» (2 Bde., Berl. 1821—22; 5. Aufl. 1861), das eigentliche Grundwerk der neuern evang. Theologie. S.'s handschriftliche Anmerkungen zum ersten Theil der «Glaubenslehre» wurden neuerdings aus seinem Nachlaß von Thönes (Berl. 1873) veröffentlicht. Seine «Christl. Sitte», sein «Leben Jesu», sowie seine Vorlesungen über «Dialektik», «Philos. Sittenlehre», «Psychologie» und «Aesthetik», ferner seine «Lehre vom Staat», seine «Erziehungslehre» und seine «Geschichte der Philosophie» wurden erst nach seinem Tode aus seinem Nachlasse und aus Collegienheften herausgegeben. Er starb zu Berlin 12. Febr. 1834.

Die Größe S.'s ruht nicht, wie jetzt viele urtheilen, in seiner Wiederanknüpfung an die kirchliche Lehre oder auch nur an einzelne Lehrstücke derselben, wie das von der Erlösung, wodurch er freilich für eine ganze große theol. Richtung die Brücke von der freien prot. Wissenschaft zum alten Kirchendogma geschlagen hat, auch nicht in der speciellen Weise, die Religion auf das Gefühl zu begründen und die christl. Lehrsätze mit vermeintlicher Fernhaltung aller Philosophie aus dem frommen Selbstbewußtsein abzuleiten, sondern in der seltenen und großartigen Vereinigung der innigsten Frömmigkeit mit der schärfsten Dialektik, eines reichen religiösen Gemüthslebens mit wissenschaftlicher Freiheit und muthiger Kritik. Dadurch hat er zuerst den Unterschied des religiösen Gehalts im Christenthum von seiner dogmatischen und äußerlich geschichtlichen Hülle mit klarem Auge erkannt und Hand an die große Aufgabe der Gegenwart gelegt, das christl. Bewußtsein in die Bahnen der neuern Weltanschauung und Wissenschaft hineinzuleiten. Bereits S. hat einen gewaltigen Anfang gemacht, das theol. Denken der alten supranaturalistischen Form zu entkleiden und auf dem Boden der Immanenz Gottes in Natur, Vernunft und Geschichte neu zu begründen, und wenn er in manchen Stücken, z. B. in seiner «Christologie», eine einheitlich geschlossene Anschauung noch nicht zu gewinnen vermochte, so liegt der weitere Fortschritt der Entwickelung nicht in der consequenten Restauration, sondern in der gründlichen Beseitigung der in der Schleiermacher'schen Theologie noch aus der ältern dogmatischen Vorstellungsform übriggebliebenen Elemente. Das philos. System

S.'s, wie es namentlich in seiner «Dialektik» enthalten ist, gehört der Identitätsphilosophie an, versucht aber abweichend von Schelling und Hegel die wissenschaftliche Weltanschauung auf die fortschreitende Zusammenstimmung des speculativen und des empirischen Erkennens zu begründen. Seine Andeutungen zur Religionsphilosophie weisen auf den specifischen Unterschied des religiösen und des philos. Erkennens hin. Die Allseitigkeit seines Geistes geht auch aus der großen Mannichfaltigkeit wissenschaftlicher Gebiete hervor, in denen er heimisch war. Wie er zuerst die Platonischen Studien von neuem belebte, so hat er auch in der Aesthetik, Pädagogik, Politik, Psychologie sich einen Namen gemacht. In seinen mehr populär gehaltenen Arbeiten, besonders aber in seinen Streitschriften gegen Schmalz, Ammon u. a. zeigte er sich auch als vortrefflicher Stilist und Meister in platonischer Dialektik. Seine zahlreichen Predigten, die viele Nachahmer fanden, sind frei von allen rhetorischen Künsten, was man mancher seiner Jugendschriften, wie den «Monologen» und der «Weihnachtsfeier», nicht nachrühmen kann; statt ausschließlich aufs Gefühl zu wirken, suchen sie durch klare, scharfe, eindringende Zergliederung der religiösen Gedanken die Hörer zu fesseln und das praktische Leben des Christen in allen seinen Beziehungen auf das innere Gesetz, die religiöse, sittliche und vernünftige Nothwendigkeit, aus der es hervorgeht, zurückzuführen. S.'s «Sämmtliche Werke» erschienen seit 1835 in drei Abtheilungen; die erste unter dem speciellen Titel «Zur Theologie», die andere «Predigten», die dritte «Zur Philosophie». S.'s Briefwechsel erschien unter dem Titel «Aus S.'s Leben. In Briefen» (herausg. von Dilthey, 4 Bde., Berl. 1860—63). Hierzu kommt als besondere Sammlung noch «Friedrich S.'s Briefwechsel mit J. Chr. Gaß» (herausg. von W. Gaß, Berl. 1852). Zur Literatur über S. vgl. Strauß, «Charakteristiken und Kritiken» (Lpz. 1839); Schmid, «Ueber S.'s Glaubenslehre» (Lpz. 1835); Schaller, «Vorlesungen über S.» (Halle 1844); Weißenborn, «Vorlesungen über S.'s Dialektik und Dogmatik» (2 Thle., Lpz. 1847—49); Schmidt, «Spinoza und S.» (Berl. 1868); Ritschl, «S.'s Reden über die Religion» (Bonn 1874); Bender, «S.'s Theologie» (2 Bde., Nördl. 1876—78); derselbe, «Friedrich S. und die Frage nach dem Wesen der Religion» (Bonn 1877); Schweizer, «S.'s Wirksamkeit als Prediger» (Halle 1834); Lang, «Religiöse Charaktere» (Bd. 1, Winterth. 1862); Kittlitz, «S.'s Bildungsgang» (Lpz. 1867); Schenkel, «Friedrich S.» (Elberf. 1868); Dilthey, «Leben S.'s» (Bd. 1, Berl. 1870).

Schleifwerke sind Maschinen, auf welchen man Körper verschiedener Art (Metall, Glas, Steine, Gegenstände von gebranntem Thon) durch Schleifen glättet oder in ihrer Gestalt ausbildet. Das Schleifen überhaupt besteht in einem Abreiben der Oberfläche des Gegenstandes mittels harter und in gewissem Grade rauher Substanzen. Letztere sind entweder natürliche oder künstliche Schleifsteine von bekannter Einrichtung oder Holz (mit oder ohne Lederbekleidung), auch von Metall, auf welche man pulverförmige Schleifmittel (Schmirgel u. dgl.) aufträgt, oder Platten von Metall, die gleichfalls mit Schleifpulver versehen werden. In den S. (Schleifmühlen) handelt es sich demnach meist darum, die auf eiserner Achse befestigten runden Steine oder Schleifscheiben in schnelle drehende Bewegung zu setzen, was mittels Treibriemen durch Dampf- oder Wasserkraft geschieht. Dies ist der Fall bei einer Menge von einfach gestalteten Eisen- und Stahlwaaren, bei welchen das Schleifen vortheilhaft die Ausarbeitung mit der Feile ersetzt oder die gefeilten Oberflächen noch ferner verfeinert. Die S. für echte und unechte Edelsteine enthalten Schleifscheiben, durch deren Wirkung die Facetten in regelmäßiger Stellung zueinander gebildet werden. Die S. für Hohlglas sind drehbankähnliche Vorrichtungen, in welchen theils Schleifsteine, theils metallene, mit Sand oder Schmirgel versehene Schleifscheiben, Rädchen und Stifte die verschiedensten Ausbildungen und Verzierungen der Oberfläche hervorbringen. In den Spiegelschleifwerken werden Glastafeln eben und glatt geschliffen, indem man Sand oder Schmirgel mittels belasteter Schleifplatten von Holz oder Metall, welche eine krummlinige Verschiebungsbewegung erhalten, zum Angriff bringt. Seitdem man künstliche Schleifscheiben von großer Härte und Gleichförmigkeit (aus Schmirgel und Leim oder Colophonium) herstellt, haben sich die S. immer weiter verbreitet.

Schleihe (Tinca), eine zur Familie der Karpfen gehörende Fischgattung, zeichnet sich durch sehr kleine Schuppen, zwei kurze Bartfäden und durch den Mangel der Knochenstrahlen in der Rückenflosse aus. Die gemeine S. (T. vulgaris), welche oben braungrün, unten ins Gelbliche gefärbt ist, eine abgestutzte Schwanzflosse hat und 30—60 Ctmt. lang wird, gehört zu den verbreitetsten Fischen Deutschlands und kommt in allen Gewässern mit schlammigem Grunde vor. Die goldig gefärbten und schwarz gefleckten S. dieser Art werden Goldschleihe genannt; das Fleisch ist wenig schmackhaft, dagegen eignen sich dieselben sehr gut für Aquarien.

Schleim (mucus) ist eine zähe, schlüpfrige, schwach klebende Flüssigkeit, von welcher zwei Arten zu unterscheiden sind, der stickstoffhaltige thierische und der stickstofflose pflanzliche S. Der thierische S. ist das Product der Schleimhäute (s. d.) und besteht aus einer dem Eiereiweiß ähnlichen klaren Flüssigkeit, in welcher in mehr oder minder großer Zahl kleine runde granulirte Zellen, die sog. Schleimkörperchen, enthalten sind, deren Hauptbestandtheil von einem eigenthümlichen stickstoffhaltigen Körper, dem Schleimstoff oder Mucin, gebildet wird. Der S. macht die Schleimhäute schlüpfrig, hält sie feucht und bietet gegen äußere Einwirkungen einen gewissen Schutz. Gewisse Schleimarten besitzen specifische Eigenschaften, z. B. das Secret der Magenschleimhaut (Magensaft) verdauende. Die flüssige Substanz des S. entsteht durch eine eigenthümliche Umwandlung, welche die Zellen der Schleimdrüsen und die Epithelzellen der Schleimhäute erfahren (sog. Schleimmetamorphose). Der Pflanzenschleim gehört zu den Gummiarten und wird entweder in den Pflanzen erzeugt und von diesen zum Theil abgesondert, oder er bildet sich auch unter dem Einflusse gewisser Gärungserreger aus Zucker oder Stärkemehl bei der sog. schleimigen Gärung.

Schleimfieber (febris mucosa) nannte man früher fieberhafte Krankheiten, in welchen die Kranken viel Schleim absonderten, oder von denen man glaubte, daß ihnen eine sog. Verschleimung, eine Anhäufung von Schleim, zu Grunde läge. Dahin gehörten z. B. die Brustkatarrhe (Tuberkulose), der Darmkatarrh, Typhus. Jetzt ist diese Annahme aufgegeben.

Schleimhäute (membranae mucosae) nennt man weiche, schleimabsondernde Membranen, welche als Fortsetzung der äußern Haut die offenen Höhlen und Kanäle des Körpers, also den ganzen Darmkanal mit seinen Anhängen, die Nasenhöhle, die Luftwege bis in die Lungen, die Harnwege von den Nieren bis in die Harnröhre auskleiden. In ihrem Baue stimmen die S. sehr nahe mit der äußern Haut (s. d.) überein und bestehen, wie diese, im wesentlichen aus zwei verschiedenen Schichten, aus der eigentlichen Schleimhaut, welche der Lederhaut entspricht und eine Bindegewebsschicht von wechselnder Dicke darstellt, und aus der obersten, an der freien Schleimhautfläche gelegenen Epithelialschicht, welche, der Oberhaut vergleichbar, aus plattenförmigen oder cylindrischen, stellenweise auch mit Wimpern besetzten Zellen besteht. In die S. finden sich zahlreiche einfache oder zusammengesetzte Schleimdrüsen sowie geschlossene Drüschen (Bälge, Follikel) eingebettet, und ihre Oberfläche wird von Zotten und Wärzchen überragt; auch sind sie reich an Blutgefäßen und Nerven. Die S. haben eine schlüpfrige, stets feuchte und mit Schleim überzogene Oberfläche. Dieser Schleim ist das Product der Schleimdrüsen, die ihren Inhalt an der Oberfläche entleeren. Wegen dieser Beschaffenheit kann ein rauher Körper (Bissen) leicht über dieselben hinweggleiten und die Luft ohne große Reibung über sie streichen (im Kehlkopf beim Sprechen und Singen). Zugleich bietet die Schleimschicht einigermaßen Schutz gegen Verletzungen. Eine wichtige Eigenschaft der stets durchfeuchteten Schleimhaut ist ihre Durchgängigkeit für Gase und Flüssigkeiten. Daher können die an der Nasenschleimhaut vorüberstreichenden riechenden Stoffe so leicht durch den Geruch wahrgenommen werden, und deshalb geht auch ein Austausch zwischen der Luft in der Lunge und den Gasen des Blutes so schnell von statten. Durch die Schleimhaut des Darmkanals hindurch erfolgt die Auffaugung der Verdauungsproducte und anderer löslicher, im Darmkanal enthaltener Substanzen. Manche S. sind noch mit besondern Organen für ihre Verrichtungen versehen. So enden in der Nasenschleimhaut die Geruchsnerven, in der Schleimhaut der Zunge und des Gaumens die Geschmacksnerven, und die Darmschleimhaut besitzt besondere Vorrichtungen für die Auffaugung. Andere S. wieder liefern ein specifisches Secret, wie die Magenschleimhaut den Magensaft u. s. w. Eine wichtige Eigenschaft der S. ist endlich das Vermögen, allen Bewegungen der Organe, denen sie angehören (z. B. dem Darme), leicht und ohne Widerstand zu folgen. Die häufigste Krankheit der S. ist der Katarrh (s. d.), die meist gutartige Entzündung derselben, wobei sie aufschwellen, blutreich werden und viel veränderten Schleim absondern, auch zum Theil ihre Function verlieren (bei Schnupfen riecht man nicht, bei Magenkatarrh verdaut man schwer). Weit wichtiger, aber auch seltener sind zwei andere Erkrankungsformen der S., nämlich Croup (s. d.) und Diphtheritis (s. d.). Außerdem nehmen die S. an vielen Erkrankungen des Körpers theil, so bei Scharlach, Masern, Lustseuche, Krebskrankheit u. s. w. Ueber Bau und Verrichtung der Schleimdrüsen s. Drüsen.

Schleimpilze, eine Gruppe niedriger Kryptogamen, s. Myxogasteres.

Schleinitz (Alexander Gustav Adolf, Freiherr von), preuß. Staatsminister und Minister des königl. Hauses, geb. 29. Dec. 1807 zu Blankenburg am Harz als der dritte Sohn des damaligen braunschw. Regierungspräsidenten und spätern Ministers Ferdinand von S.

(gest. 12. Febr. 1837), erhielt seine Schulbildung hauptsächlich auf dem Martineum zu Braunschweig und bezog schon Ostern 1825 die Universität Göttingen, Ende 1826 die zu Berlin. Hierauf trat er 1828 als Auscultator beim Stadtgericht in Berlin ein, beschäftigte sich dann einige Jahre bei einem Regierungscollegium, schlug jedoch später die diplomatische Laufbahn ein und wurde im Frühjahre 1835 zunächst als Attaché und ein Jahr später als Secretär der preuß. Gesandtschaft in Kopenhagen zugetheilt. In gleicher Eigenschaft 1838 nach Petersburg, 1840 nach London versetzt, betheiligte er sich, vorzüglich an letzterm Orte, thätig, zum Theil selbstständig als Geschäftsträger, an wichtigen polit. Verhandlungen und erhielt bereits Ende 1841 das Amt eines vortragenden Raths in der polit. Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Im Mai 1847 zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, trat er jedoch diesen Posten nicht an, indem er infolge der Märzereignisse des J. 1848 Ende April nach Hannover gesandt wurde, um den dortigen Hof zu energischer Theilnahme an dem Kriege gegen Dänemark zu bestimmen. Am 20. Juni 1848 übernahm er an Heinrich von Arnim's Stelle das Ministerium des Auswärtigen, legte jedoch schon nach einer Woche das nur ungern übernommene Portefeuille wieder nieder und wurde Vertreter Preußens in Hannover. Im Mai 1849 führte S. als preuß. Bevollmächtigter die Friedensverhandlungen mit Dänemark. Er trat sodann als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Brandenburg ein, vertheidigte als solcher in den beiden Häusern des Landtags die preuß. Politik in der dän. Frage, nahm lebhaften Antheil an der Revision der octroyirten Verfassung und trat im Sept. 1850 wegen polit. Differenzen sein Ministerium an Herrn von Radowitz, den Urheber und die Stütze der Unionspolitik, ab. S. zog sich, nachdem die Politik von Olmütz zur Geltung gekommen, aus dem öffentlichen Leben zurück. Erst in dem liberalen Ministerium Hohenzollern-Auerswald vom 6. Nov. 1858 übernahm er wieder das Portefeuille des Auswärtigen. Bei dem Conflict der preuß. Regierung mit den Abgeordneten nahm S. eine zurückhaltende Stellung ein. Er nahm deshalb im Oct. 1861 seine Entlassung als Minister des Auswärtigen und wurde dafür zum Minister des königl. Hauses ernannt, welches vielseitige Amt er seitdem verwaltete.

Schleißheim, ein königl. bair. Lustschloß, an der Linie München-Landshut-Regensburg der Bairischen Staatsbahn, 14 Kilom. von München gelegen, besteht aus einer ältern und einer neuern Anlage. Im ältern Schlosse, von Herzog Wilhelm V. herrührend, befindet sich jetzt die Verwaltung des Staatsgutes S. mit ausgedehnter Oekonomie, Brauerei u. s. w.; ferner eine Ackerbauschule und Stallungen für Cavalerie. Eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt, die vordem zu S. bestand, ist seit 1850 nach Weihenstephan bei Freising verlegt. Hinter jenem ältern Schlosse erhebt sich der Prachtbau des neuen Schlosses, das von Kurfürst Max Emanuel 1684—1700 nach den Plänen ital. Baumeister aufgeführt wurde. Die große Marmortreppe ist eine der prächtigsten in Europa. Die einst berühmte Gemäldegalerie zu S. hat zwar ihre werthvollsten Bilder an die Pinakotheken zu München abgeben müssen, doch zählt sie immer noch an 1600 Gemälde, unter denen sich manche kostbare aus der altdeutschen Schule befinden. König Max II. ließ zum Ersatz für die entnommenen Bilder eine Galerie von Bildnissen aller Ahnen des Hauses Wittelsbach anfertigen; auch wurden im Vestibul des Schlosses die Originalmodelle der in München stehenden Monumente des Kurfürsten Maximilian I. (von Thorwaldsen), des Königs Max Joseph (von Rauch) und des Kurfürsten Max Emanuel aufgestellt.

Schleiz, Hauptstadt des frühern Fürstenthums Reuß-Schleiz, seit Vereinigung der beiden Fürstenthümer Reuß (s. d.) jüngerer Linie zu Einem Staate die zweitgrößte Stadt und die zweite Residenz des Landes, am Flüßchen Wiesenthal, von fruchtbaren Auen umgeben, zieht sich an einem Berggelände hinan, auf dessen höchstem Punkte das Residenzschloß steht, und zählt (1875) 4652 E., welche starke Bierbrauerei, Lebkuchenbäckerei, Feldbau, Woll- und Baumwollweberei, sowie Strumpfwirkerei, Fabrikation von Metallwaaren (Lampen), von Spielpferden u. s. w. betreiben. Nach den großen Bränden vom 3. Juli 1837 und 2. Aug. 1856 ist S. sehr schön wieder aufgebaut worden. Außer dem Residenzschlosse (mit der Schloßkirche und Bibliothek) zeichnen sich die alterthümliche Bergkirche und die Pfarrkirche zu St. Georg, sowie das Gerichtsgebäude aus. S. ist der Sitz eines Kreisgerichts und zweier Justizämter, sowie der fürstl. Kammer (Domänendirection). Außerdem befinden sich daselbst ein Gymnasium, das Landeslehrerseminar mit Taubstummenanstalt, ein Bezirksarmen- und Arbeitshaus, eine Waisenversorgungsanstalt und ein Krankenhaus. In der Nähe ist eine Antimongrube. Die Stadt selbst, welche bereits im 13. Jahrh. eine städtische Verfassung hatte und 1492 die ersten umfassenden Statuten erhielt, war ursprünglich ein slaw. Ort, vom

13. bis 16. Jahrh. der Sitz einer Niederlassung des Deutschen Ritterordens und zerfällt jetzt in drei Districte, die Altstadt, Neustadt und Heinrichsstadt, von denen letztere erst 1708 begründet wurde. In der Nähe liegen das Lustschloß Heinrichsruhe und der Lustort Eremitage, 7 Kilom. entfernt das alte Schloß Burgk an der Saale, mit Justizamt, einer großen Schneidemühle, in prächtiger Lage und mit schönen Aussichtspunkten und Spaziergängen. Bei S. fand 9. Oct. 1806 ein Gefecht zwischen Franzosen und Preußen unter Tauenzien statt. Vgl. Alberti, «Geschichte des deutschen Hauses zu S.» (Schleiz 1877).

Schlempe heißt der nach dem Abdestilliren des Branntweins aus der weingaren Maische in der Blase bleibende, später hauptsächlich als Viehfutter benutzte Rückstand.

Schleppschifffahrt, s. Kettenschleppschifffahrt.

Schlesien, ein ehemals zur Krone Böhmen gehöriges Herzogthum, wird geographisch in Ober- und Niederschlesien, politisch aber in Preußisch- und Oesterreichisch-S. getheilt.

I. Preußisch-Schlesien bildet eine der acht ältern Provinzen des preuß. Staats und umfaßt den Territorialbestand des preuß. Herzogthums S., mit Ausschluß des 1815 dem brandenb. Regierungsbezirk Frankfurt einverleibten Kreises Schwiebus, dagegen mit Einschluß der Grafschaft Glatz, des 1815 von Sachsen an Preußen gekommenen Antheils der Oberlausitz und eines kleinen Theils des vordern, zum Kreise Krossen gehörigen Gebietes der Neumark, bestehend aus dem Städtchen Rothenburg a. O. und einigen Dörfern. Die Provinz grenzt im O. an Posen, Russisch-Polen und Galizien, im S. an Oesterreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen, im W. an Böhmen und Sachsen (Königreich und Provinz), im N. an Brandenburg und Posen und ist die größte, nach der Rheinprovinz die volksdichteste. Sie zählt (1875) auf 40,284,9 QKilom. 3,843,699 E. (gegen 3,173,171 im J. 1852, gegen 2,948,884 im J. 1843 und gegen 1,942,063 im J. 1816). Es entfallen sonach auf 1 QKilom. 95,4 E. Doch ist die Volksdichtigkeit der einzelnen Landstriche sehr verschieden. So kommen in den Kreisen Beuthen und Waldenburg 806 und 524, dagegen in den Kreisen Lublinitz und Hoyerswerda 43 und 36 Menschen auf 1 QKilom. Als S. an Preußen kam, unterschied man aus alter Zeit her: 1) Niederschlesien oder die sog. neun alten Fürstenthümer Glogau, Sagan, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Schweidnitz, Breslau, Oels und Brieg nebst den Standesherrschaften Trachenberg, Beuthen-Carolath, Wartenberg, Militsch und Goschütz; 2) Oberschlesien oder die Fürstenthümer Münsterberg, Neisse, Oppeln, Ratibor und Theile der Fürstenthümer Bielitz, Teschen, Troppau und Jägerndorf, sowie die Standesherrschaften Pleß und Beuthen; 3) die Grafschaft Glatz (s. d.). Seit 1815 zerfällt die Provinz administrativ in die drei Regierungsbezirke Liegnitz (mit der preuß. Oberlausitz), Breslau (mit der Grafschaft Glatz) und Oppeln, von denen die zwei erstern im ganzen dem frühern Niederschlesien, der dritte dem alten Oberschlesien entspricht. Die drei Regierungsbezirke haben zusammen 61 landräthliche Kreise. Dazu kommen die kreiseximirten Städte Breslau, Görlitz und Liegnitz. Von der Gesammtbevölkerung leben in den 149 Städten über 22,1 Proc., nämlich 994,193, dagegen auf dem platten Lande (in 9992 Wohnplätzen) 2,849,506. Von der Gesammtbevölkerung sind 76 Proc. Deutsche und 24 Proc. Slawen. Die Polen (825,000), mit der sog. wasserpoln. Mundart, überwiegen im Regierungsbezirk Oppeln, woselbst sie im Osten der Oder etwa drei Viertel der Bevölkerung ausmachen. Im Westen der Oder nehmen sie nach und nach ab und verschwinden in der Höhe von Oberglogau und Leobschütz fast ganz, sodaß die Glatzer Neisse von ihnen nicht mehr erreicht wird. Auf der rechten Oderseite zieht sich das poln. Element auch in den Regierungsbezirk Breslau hinein, wo sie in den Kreisen Breslau und Wartenberg etwas über die Hälfte der Bewohner bilden, im Kreise Brieg zum letzten male die Oder berühren. Die Mähren (über 50,000) wohnen im Süden der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz. Die Böhmen (über 10,000) gehören der evang. Kirche an, sind erst durch Friedrich d. Gr. hereingezogen worden und wohnen in Colonien in den Kreisen Glatz, Oppeln, Strehlen, Wartenberg und Großstrehlitz. Die Wenden (32,000) leben in den Kreisen Rothenburg und Hoyerswerda (Regierungsbezirk Liegnitz). Von der Gesammtbevölkerung sind (1871) Evangelische 1,760,315, Römisch-Katholische 1,895,180, sonstige Christen 4951, Juden 46,619. Oberschlesien und die Grafschaft Glatz sind vorherrschend katholisch, Niederschlesien und die Lausitz überwiegend evangelisch. Brüdergemeinen befinden sich zu Gnadenfeld, Gnadenfrei, Gnadenberg, Neusalz und Niesky.

Das Schlesische Bergland umfaßt die kleinere Hälfte der Provinz und wird vom Flachlande durch eine Thalsenkung, das Schlesische Längenthal, geschieden, welches die Provinz in der ganzen Länge vom Ursprunge der Malapane im Osten bis zum Austritt der

Schwarzen Elster im Westen durchzieht und das Bergland vom oberschles. Plateau und dem märkisch-schles. Landrücken trennt. Die nördl. Grenze des Berglandes bezeichnet etwa die Linie, welche Niesky mit Hainau, Kanth, Grottkau und der obern Malapane verbindet und in einer Meereshöhe von 155—188 Mt. liegt. Ein Busen des Tieflandes erstreckt sich zwischen der Glatzer Neisse und der Oder in das Bergland hinein, fast bis an die österr. Grenze. Von jener Grenzlinie erhebt sich das Land allmählich südwärts, bis es etwa 315 Mt. Seehöhe erreicht. Sodann entwickelt sich nahe der Grenze das Schlesische Gebirge, das nur den mittlern, aber bedeutendsten Theil der Sudeten (s. d.) umfaßt, während die Provinz weder im Nordwesten noch im Südosten bis an den Gebirgszug dieses Systems selbst heranreicht. Im Nordwesten gehören davon der Provinz nur wenige isolirte, vom Lausitzer Gebirge abgerückte Berge und Berggruppen an. Ebenso ziehen im Südosten nur einzelne Ausläufer des Mährisch-Schlesischen Gebirgs (welches Mähren von Oesterreichisch-S. scheidet) über die preuß. Grenze herüber. Es gehören zur Provinz das Isergebirge mit seiner nördl. Vorstufe, das Riesengebirge (s. d.), das Katzbach- und das Waldenburger oder niederschles. Steinkohlengebirge mit den Porphyrmassen des 841 Mt. hohen Hochwaldes und dem zerrissenen Neuroder Gebirge; das Glatzer Gebirgsland mit dem Eulen- und Reichensteiner Gebirge, dem Glatzer Schneegebirge, dem Habelschwerter-, dem Mense- oder Reinerzer- und Heuscheuergebirge; die Vorstufe des Eulengebirgs mit dem Zobten und die Vorstufe des Mährisch-Schlesischen Gebirgs mit der Bischofskoppe im Nordosten des Altvaters und dem Plateau von Leobschütz. Im Osten der Oder findet sich kein eigentliches Bergland, nur ausgedehnte Plateaulandschaften mit welliger oder hügeliger Oberfläche. Hier liegt zunächst im Süden der Malapane das Oberschlesische Steinkohlengebirge, das im Südosten an die Weichsel, im Osten an die Przemsa und Brinitze stößt und, nebst dem Polnischen Berglande, als Vorstufe der nördl. Vorkarpaten (Baskiden) zu betrachten ist. Es nähert sich dasselbe zweimal der Oder, bei Ratibor und im Annaberg bei Krappitz. Zwischen beiden Vorsprüngen befindet sich eine von der Ruda, Birawka und Klodnitz durchflossene Thalsenkung, die sich kreisförmig im Osten bei Gleiwitz schließt, etwa 220 Mt. hoch und wellig und reich an Eisenstein ist. Im Norden dieser Einsenkung werden die beiden Vorsprünge zum Plateau von Tarnowitz verbunden. Dieses, zwischen der Klodnitz und Brinitz, erreicht nicht ganz eine mittlere Höhe von 315 Mt. und fällt nordwärts zur Malapane ab. Von ähnlicher Beschaffenheit ist seine südöstl. Fortsetzung, das Plateau von Nikolai, das südostwärts zur Weichsel und deren Nebenflüssen abfällt. Weiter von der Oder abgerückt, aber ihrer Strombahn parallel zieht sich, vom Quellbezirk der Malapane an, längs der Grenze von Polen und Posen, das Oberschlesische Juragebirge, dessen bemerkenswertheste Punkte der Groyetzberg (350 Mt.), der Zohlberg (345 Mt.), der Labschauerberg (350 Mt.) u. s. w. sind. Kaum in Verbindung mit diesem steht der Trebnitzer Landrücken, der als Wasserscheide zwischen Weida und Bartsch fast in gerader Linie von der Quelle der Weida bei Polnisch-Wartenberg westwärts bis Leubus a. O. zieht und bei Trebnitz im Weinberge 313 Mt. Höhe erreicht. Durch das Thal der Oder von ihm getrennt, erstrecken sich von dieser bis zum Bober, das Tiefland Niederschlesiens durchlängend, die sog. Katzenberge, deren höchste Punkte nur noch 188—220 Mt. erreichen und die sich in dem Märkischen Landrücken gegen Nordwesten fortsetzen.

Von der Provinz S. gehören 36,768 QKilom. zum Gebiete der Oder, 1376 QKilom. zu dem der Weichsel (im Südosten), 2120 QKilom. zu dem der Elbe. Die Oder (s. d.), der Hauptfluß der Provinz, gehört derselben in der Länge von 507 Kilom. an, erst 30 Kilom. weit als Grenzscheide gegen Oesterreichisch-S., dann flößbar bis Ratibor 27,4 Kilom., von dort abwärts 450 Kilom. schiffbar. Die Oder nimmt innerhalb der Provinz rechts die Olsa, Ruda, Birnawka, Klodnitz, Malapane (0,7 Kilom. weit schiffbar), Stober, Weida und Bartsch, links die Oppa, Zinna, Stradune, Hotzenplotz, Glatzer Neisse (15 Kilom. weit schiffbar), Ohlau, Lohe, Weistritz, Katzbach mit der Wüthenden Neisse und die Steinau, sowie außerhalb der Provinz den durch die Queiß verstärkten Bober und die Lausitzer Neisse auf. Die Weichsel ist von Zabrze an 5 Kilom. weit schiffbar und empfängt links den Korzyniez und die Gostinie bei Jedlin, sowie die Przemsa, die von der Mündung der Brinitze bei Myslowitz abwärts 32 Kilom. schiffbar ist. Der einzige Schifffahrtskanal S.s ist der Klodnitzkanal, der 11 Kilom. östlich von Gleiwitz unter der Erde anfängt, bei Zabrze zu Tage tritt und jetzt nur noch von Gleiwitz abwärts 45 Kilom. weit benutzt wird, um die Erzeugnisse des oberschles. Berg- und Hüttenbaues nach der Oder zu schaffen. Von Landseen ist als der bedeutendste der fischreiche Schlawasee im Kreise Freistadt an der Grenze von Posen zu nennen, der 11 Kilom. lang und

2,7 Kilom. breit ist. An Mineralquellen ist das Land sehr reich. Von den 21 als Gesundbrunnen benutzten sind die besuchtesten Warmbrunn und Salzbrunn, nächstdem Altwasser, Charlottenbrunn, Kudowa, Flinsberg, Landeck, Langenau und Reinerz.

S. hat etwa zur Hälfte guten Boden und ist im ganzen wohl angebaut. Vorzüglich fruchtbar sind das Oderthal und die ganze Vorstufe zum Gebirge von Ratibor bis Liegnitz, ebenso die Thäler von Hirschberg und Landshut sowie das Innere der Grafschaft Glatz. Diese Gegenden bilden die Hauptsitze des Ackerbaues und der Viehzucht und gehören zu den fruchtbarsten des preuß. Staats. Unfruchtbar dagegen sind fast das ganze Gebiet auf der rechten Oderseite und der westl. Theil des schles. Längenthals etwa von den Sümpfen im Kreise Bunzlau an. Die Oberfläche der Provinz enthält 54 Proc. Ackerland, 0,8 Gartenland, 8,9 Wiesen, 1,9 Weide, 29,7 Waldungen, 0,7 Wasserstücke, 0,2 Oedland, 2,5 zu öffentlichen Zwecken benutzte Grundstücke (Land- und Wasserstraßen, Eisenbahnen u. s. w.), 1,3 Proc. Hofräume und kleine Hausgärten. Der Ackerbau, im ganzen rationell betrieben, gibt in günstigen Jahren bedeutenden Ueberschuß an Weizen und Roggen zur Ausfuhr. Außerdem baut man zur Genüge Hafer, Gerste und Buchweizen, ferner Kartoffeln und Hülsenfrüchte, viel Raps und Flachs, dann Cichorie, Runkelrüben, Hopfen, Kardendistel, Tabak, Scharte, Saflor und Krapp, von Futterpflanzen besonders Klee, mit dessen Samen Breslau einen ansehnlichen Handel treibt. Der Gartenbau blüht besonders im mittlern Theil der Provinz; im Norden sind Oels und Grünberg (welches bedeutende Mengen Obst nach Berlin liefert), im Westen Liegnitz und Muskau seine Hauptsitze. Wein wird bei Niederbeuthen und besonders bei Grünberg gebaut, jedoch nur solcher vierter Klasse. Große Waldungen finden sich in der Oberlausitz in Oberschlesien, im Riesen- und Isergebirge sowie in der Grafschaft Glatz (29,6 Proc. der Fläche). Unter den sämmtlichen Provinzen des preuß. Staats gewährt S. den größten Ertrag an Nutzholz. In der Rindviehzucht nimmt S. unter den acht alten Provinzen hinsichtlich der Stückzahl die zweite (die erste Rheinpreußen), in der Pferde- und in der Schafzucht die fünfte Stelle ein. Die Schafzucht ist jedoch von großer Bedeutung, weil man hier schon seit Anfang des 19. Jahrh. große Sorgfalt auf die Veredlung der Schafe verwandt hat. Man zählte 1873 1,355,864 Merinos, 183,939 veredelte Fleischschafe und 603,960 andere Schafe. Die schles. Merinowolle gehört zu den feinsten Sorten, die es gibt. Breslau ist der Hauptwollmarkt mit einem jährlichen Umsatz von 60—70,000 Ctnr. Auch die Pferdezucht (264,449 Stück) hat durch das königl. Landgestüt zu Leubus und wohleingerichtete Privatgestüte Aufschwung genommen. Weniger befriedigend ist die Rindviehzucht (1,351,431) hinsichtlich der Milchwirthschaft, indem nur aus den Gebirgsgegenden ein ansehnlicher Butterhandel getrieben wird. Die Schweine- (381,017), Ziegen- (153,071), Federvieh- und Bienenzucht (138,792 Stöcke) ist ohne Bedeutung; Wildpret und Fische sind reichlich vorhanden.

S. hat einen großen Reichthum an Mineralien, namentlich an Eisen, Zink und Kohlen, deren Ausbeutung und Verarbeitung im Bergbau- und Hüttenbetrieb in neuester Zeit einen ungemeinen Aufschwung genommen hat. Eisen wird hauptsächlich im Osten der Oder abgebaut. Der Regierungsbezirk Oppeln hat die meisten Eisenwerke unter allen andern Bezirken des Staats. Die bedeutendsten befinden sich im Kreise Beuthen. Dasselbe Tarnowitzer Plateau hat zugleich das reichste Zinklager der Erde, dessen Galmei auch das seltene Metall Kadmium einschließt. Die bedeutendsten Gruben sind Scharlei, Wilhelmine und Neue Helene im Revier Tarnowitz, sowie Maria, Theresia und Apfel im Revier Beuthen. Bleierze liefert dasselbe Plateau, wo man auch aus Bleiglanz Silber ausscheidet. Kupfererz und Kupferkies finden sich an den Vorstufen des Riesengebirgs. Für Arsenikerze ist S. die einzige Fundstätte unter den acht alten Provinzen. Dasselbe wird im Reichensteiner Riesengebirge sowie im Katzbachplateau gewonnen. Schwefelkies und Vitriolerze finden sich bei Rohnau (Kreis Landshut), Schreiberhau (Hirschberg), Alaunerz bei Muskau. Der schles. Bergbau ergab 1876 an Eisenerz 10,026,166 Ctr., Bleierz 356,882, Kupfererz 144,060, Galmei 8,987,484 Ctr. (76,6 Proc. der Gesammtproduction des Staats), Vitriolerz 93,364 und an andern Erzen 28,505 Ctr. Der Hüttenbetrieb lieferte 1874 an Roh-, Guß-, Stab- und gewalztem Eisen, an Eisenblech, Eisendraht und Stahl 5,725,271 Ctr. Dazu kam Silber 22,774 Pfd., Blockblei 184,217 Ctr., Glätte 24,408 Ctr., Garkupfer 1646 Ctr., Zink 987,545 Ctr., Nickel und Nickelwaaren 320, Kadmium 73 Ctr., Arsenik und Arsenikfabrikate 2670, Schwefel 5280 Ctr. Sonach belief sich die Gesammtsumme aller Hüttenproducte auf 6,312,060 Ctr. im Werthe von 45,502,244 Mark an Ort und Stelle der Gewinnung. Während die Provinz des Salzes ermangelt, hat sie desto mehr Kohlen. Das Oberschlesische Steinkohlenbecken, fast ganz im Osten der Oder, in den

Kreisen Ratibor, Rybnik, Pleß, Tost-Gleiwitz und vorzüglich Beuthen gelegen, ist das bedeutendste in ganz Deutschland. Soweit es an die Oberfläche tritt, umfaßt es etwa 600 QKilom. Es wird seit 1784 abgebaut und lieferte 1876 in 107 Bergwerken 169,354,856 Ctr. Das Niederschlesische oder Waldenburger Steinkohlenbecken, dessen bauwürdige Theile an der Oberfläche einen Raum von 170 QKilom. einnehmen, lieferte 1876 in 44 Werken 43,012,740 Ctr. Die Braunkohlenlager erstrecken sich in der Landschaft der Vorberge von der Grenze des Königreichs Sachsen bis nach Oberschlesien, und 1876 förderten 56 Werke 8,809,762 Ctr. Braunkohlen. In ganz S. wurden 1876 gewonnen 212,367,596 Ctr. Steinkohlen, 8,809,762 Ctr. Braunkohlen. Torf kommt im ganzen selten vor, in den Flußthälern des Flachlandes, in gewaltigen Vorräthen jedoch in den Seefeldern des Glatzer Gebirgs. Gipsbrüche hat die Provinz und Kalksteinbrüche hauptsächlich in Oberschlesien. Magnesit, zur Darstellung des Bittersalzes und reiner Kohlensäure, findet sich bei Baumgarten, Serpentin am Zobten, schöner Marmor bei Prieborn (Kreis Strehlen), Großkunzendorf (Neisse) und Rothenzechau (Schmiedeberg), Chrysopras bei Kosemitz und Tarnau (beinahe die einzigen Fundorte dieses Steins), Bergkrystall an verschiedenen Punkten, außerdem Amethyst, Rauchtopas, Chalcedon, Opal, Karneol und Jaspis. Das Berg- und Hüttenwesen beschäftigt bei 1390 Dampfmaschinen von 54,714 Pferdekräften 81,600 Arbeiter.

Neben dem Ackerbau, Vieh-, besonders Schafzucht, Bergbau und Hüttenbetrieb sind die Hauptnahrungszweige Leinwandweberei, Tuch- und Baumwollfabrikation sowie die Verfertigung von Metallwaaren. Das fabrikmäßige Gewerbwesen hat in S. in neuester Zeit großen Aufschwung genommen. Von den acht alten Provinzen besitzt S. allein zwei Drittel aller Flachsspinnereien, in seinen Fabriken ein Fünftel aller Stühle für Leinen und Halbleinen, fast zwei Fünftel aller Stühle für Baumwollgewebe, ein Fünftel aller Dampfmaschinen, über ein Drittel aller Eisenwerke, über ein Viertel aller Glashütten, fünf Achtel aller Glasschleifereien, nächst Sachsen die meisten Rübenzuckerfabriken. Die Leinweberei hat ihre Hauptsitze in den Gebirgskreisen Lauban, Hirschberg, Bolkenhain, Landshut und Waldenburg; die Baumwollweberei auf dem platten Lande der Kreise Reichenbach, Glatz, Waldenburg, Schweidnitz, Landshut und Lauban; die Tuchfabrikation in Görlitz und Sagan, in Grünberg, Goldberg und Liegnitz. Außer den Fabriken mit 417 Dampfmaschinen von 9749 Pferdekraft beschäftigt diese Textilindustrie 102,000 Arbeiter an dem häuslichen Webstuhle, und ihre jährliche Production erreicht einen Werth von 15—20 Mill. Thlrn., wovon die Hälfte auf die Ausfuhr entfällt. Eisen-, Stahl- und andere Metallwaaren liefern die zahlreichen oberschles. Hüttenwerke sowie die Eisengießereien im Regierungsbezirk Liegnitz, wo auch, wie im breslauer Regierungsbezirk, Fabriken für Maschinen, Eisenbahn- und andere Wagen bestehen. Vorzügliche Glaswaaren liefern Warmbrunn und die Josephinenhütte bei Schreiberhau, Porzellan Hirschberg, Waldenburg, Reichenstein, Steingut Waldenburg und Neichenstein (228 Glashütten u. s. w.), ausgezeichnete Topfwaaren in 824 Fabriken und Töpfereien besonders Bunzlau. Große Gerbereien bestehen in Breslau und Schweidnitz im ganzen 712; Papierfabriken gibt es 136. Sehr zahlreich sind die Brauereien (977), Brennereien (1285), Ziegeleien, Kalkbrennereien und Theeröfen. Von wachsender Bedeutung wird neuerdings die Uhrenfabrikation in Lähn (am Bober) und die Strohflechterei in den Weberbezirken. Unter den Städten hat Breslau den vielseitigsten Industriebetrieb. Auch der Handwerksbetrieb ist auf dem Lande mehrfach noch sehr bedeutend. Häufig reiht sich im Gebirge meilenweit Dorf an Dorf, belebt durch Gewerbthätigkeit aller Art. Mit dem industriellen Aufschwunge hat sich auch der schon früher nicht unbedeutende Handel S.s überraschend gehoben; besonders ist der Speditionshandel in raschem Gedeihen. Derselbe wird begünstigt durch die natürliche Wasserstraße der Oder, durch gute Chausseen (4703 Kilom. im J. 1871) und ein vielverzweigtes, sich fortwährend erweiterndes Netz von Eisenbahnen. Letzteres hatte Ende 1876 im ganzen eine Baulänge von 2521 Kilom. Der Haupthandelsplatz der Provinz ist Breslau, wo bereits fünf Eisenbahnen münden. Die Hauptausfuhrproducte sind Eisen, Stahl, Zink, Kohlen, Wolle, Leinwand, Tuch, Baumwoll- und Lederwaaren, Spiritus, Holz, Getreide, Obst, Wein, Kleesamen, Tabak u. s. w. Handelskammern sind zu Breslau, Schweidnitz, Hirschberg, Landshut, Liegnitz, Görlitz und Gleiwitz.

Das Oberlandesgericht der Provinz befindet sich in Breslau; Landgerichte sind zu Beuthen, Breslau, Brieg, Glatz, Gleiwitz, Glogau, Görlitz, Hirschberg, Liegnitz, Neisse, Oels, Oppeln, Ratibor und Schweidnitz mit zusammen 127 Amtsgerichten. Ein großer Theil der Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften in S. wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die, in keiner Provinz so zahlreich als in dieser, zwar zum Theil ihre

eigenen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrl. Gewalt haben und der Aufsicht der königl. Oberbehörden untergeordnet sind. Die Leitung des Bergbaues steht unter dem Oberbergamt zu Breslau (bis 1861 zu Brieg), das zugleich die Provinzen Brandenburg und Preußen umfaßt. In kirchlicher Beziehung ist die prot. Bevölkerung in 51 Kirchenkreise oder Superintendenturen eingetheilt, die unter dem Consistorium zu Breslau stehen und von denen 18 auf den Regierungsbezirk Breslau, 28 auf Liegnitz, 5 auf Oppeln kommen. Die Katholiken stehen in Kirchensachen größtentheils unter dem Bischofe von Breslau, der unmittelbar dem päpstl. Stuhle untergeordnet ist und noch den Titel Fürst von Neisse und Herzog von Grottkau führt. Seine Diöcese umfaßt auch die Provinz Brandenburg und die Regierungsbezirke Stettin und Stralsund sowie einen Theil von Oesterreichisch-S. Die Grafschaft Glatz gehört zum Sprengel des Fürst-Erzbischofs von Prag, dessen inländischer Vertreter der Großdechant, Ehrendomherr von Breslau und Pfarrer zu Ebersdorf (Kreis Habelschwert) ist. Der oberschles. District Katscher, auch Preußisch-Mähren genannt, steht unter dem Fürst-Erzbischof von Olmütz, dessen Commissar der Stadtpfarrer zu Katscher ist. Unter den röm. Katholiken haben sich seit 1844 an mehrern Orten deutsch-katholische und unter den Protestanten seit 1834 altluth. Gemeinden gebildet. In den Deutschen Reichstag entsendet die Provinz 35, in das Haus der Abgeordneten 65 Mitglieder. An die Stelle der Provinzialstände trat seit 1875 der Provinziallandtag zu Breslau. Die Militärangelegenheiten stehen für Mittel- und Oberschlesien unter dem Generalcommando des 6. Armeecorps zu Breslau, dessen beide Divisionsstäbe zu Breslau und Neisse luciren; für Niederschlesien unter dem Generalcommando des 5. Armeecorps in Posen, dessen Divisionsstab in Glogau steht. Von den Festungen sind nur noch Glogau, Glatz, Neisse und Kosel armirt. An wissenschaftlichen Bildungsanstalten und höhern Schulen der Provinz sind zu nennen: die Universität zu Breslau, das kath. Priesterseminar und das süd. theologische Seminar daselbst; 36 Gymnasien, ein Progymnasium am großen Waisenhause zu Bunzlau; 9 Realschulen erster Ordnung; ein Cadettenhaus (zu Wahlstatt); 6 höhere Bürgerschulen und 22 höhere Töchterschulen; 15 Schullehrerseminare (6 evangelische und 9 katholische); ein Pädagogium der Herrnhuter zu Niesky, deren theol. Seminar zu Gnadenfeld, das Crousaz'sche Pensionat zu Neusalz und die Erziehungsanstalt zu Görlitz; 4 Provinzialgewerbeschulen; 3 Taubstummenlehranstalten und eine Blindenanstalt. An Specialschulen bestehen die Kriegsschule zu Neisse, die Bergschule zu Tarnowitz, die höhere Landwirthschaftliche Lehranstalt zu Proskau, 4 mittlere und niedere Ackerbauschulen, 5 Garten- und Obstbauschulen, eine Wiesenbauschule, 6 gewerbliche Fachschulen, die höhere Handelsschule zu Breslau, die Kunst-, Bau- und Gewerksschule zu Breslau, die Musterweber- und Fabrikantenschule zu Grünberg, die königl. Hebammenlehr- und Entbindungsanstalt zu Oppeln. Provinzialirrenanstalten befinden sich zu Breslau, Brieg und Bunzlau. Das Wappen der Provinz S. zeigt in goldenem Felde einen schwarzen Adler mit silbernem Kreuz und Halbmond auf der Brust. Vgl. Adamy, «S., dargestellt nach seinen physischen und statist. Verhältnissen» (4. Aufl., Bresl. 1873); Schwarz, «Ortsverzeichniß der Provinz S.» (Bresl. 1875); Schlockow, «Der oberschles. Industriebezirk» (Bresl. 1876).

II. Oesterreichisch-Schlesien, derjenige Theil S.s, welcher im Hubertusburger Frieden von 1763 dem Hause Oesterreich verblieb, umfaßt die Herzogthümer Troppau und Jägerndorf, die Minderherrschaften Freudenthal und Olbersdorf, die Herzogthümer Teschen und Bielitz und die Minderherrschaften Freistadt, Friedek, Oderberg, Deutsch-Leutlhen, Reichenwaldau (Dombra) und Roy. Es sind dies sämmtlich Gebiete des alten Oberschlesien. Das Land ist durch den schmalen Zipfel des mähr. Bezirks Mistek in zwei Theile zerlegt, welche früher zwei eigene Kreise, den Troppauer und Teschener, bildeten und 1783—1849 in administrativer Hinsicht mit Mähren unter dasselbe Gubernium gestellt waren. Nach der Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde Oesterreichisch-S. zu einem eigenen Kronlande unter dem Titel Herzogthum Schlesien erhoben und 4. Aug. 1849, mit Wegfall der vorigen Kreiseintheilung, in 7 Bezirkshauptmannschaften eingetheilt, welche 22 Gerichtsbezirke und drei Stadtbezirke (Troppau, Bielitz und Friedek) enthalten. Das Kronland hat ein Areal von 5147,53 QKilom. und zählt in 26 Städten, 6 Flecken und 669 Dörfern (nach dem Census vom 31. Dec. 1869) 544,459 E. (259,043 männliche, 285,416 weibliche und 99 auf 1 QKilom.), worunter 260,800 Deutsche, 244,700 Slawen (98,000 Czechen, Mähren und Slowaken und 146,700 Polen) und 6123 Juden. Nach den Religionsbekenntnissen unterschied man 433,086 Katholiken und 72,274 Protestanten. Für 1876 ist die Bevölkerung auf 558,196 Seelen berechnet. Das Land wird im Südosten von den Karpaten, im Nordwesten von dem Mährischen Gesenke, einem Zweige

der Sudeten (s. d.), durchzogen und trägt durch die allenthalben hinstreifenden Gebirge, mit Ausnahme einzelner schöner Thäler und fruchtbarer Ebenen (Weidenau, Troppau, Skotschau), einen zwar gesunden, aber rauhen klimatischen Charakter. Als Quellenland der Oder und Weichsel ist es durch den obern Lauf beider Ströme und die Zuflüsse derselben, die Oppa, Mohra, Ostrawitza, Olsa, Bielau, Steina und Biala, reich bewässert. Auch hat es mehrere Gesundbrunnen. Von der gesammten Bodenfläche nehmen das Ackerland 47,1 Proc., das Gartenland und Wiesen 17,4, die Waldungen 30,7, das Weideland 1,6 und das unproductive Land 3,2 Proc. ein. Der Ackerbau ist besonders im vormals Teschener Kreise wegen der steinigen Beschaffenheit des Bodens wenig ergiebig; doch zeigen sich die tiefern und ebenern Gegenden fruchtbar für Getreide, Runkelrüben, Gemüse und Obst und das Gebirge für Flachs. Die Waldwirthschaft befindet sich in wenig günstigen Verhältnissen. Die Viehzucht nimmt an Veredlung rasch zu. Auf dem Gebirge findet eine Art Alpenwirthschaft statt. Die Käsebereitung, die Gänse- und Taubenzucht sowie Jagd und Fischerei sind von Bedeutung. Der Bergbau fördert große Mengen Steinkohlen vorzüglicher Art, viel Eisen, außerdem Kupfer, Blei, Zinkblende, Alaun und Vitriol. Marmor und Schiefer werden ebenfalls gewonnen. Sehr bedeutend ist der Industriebetrieb. Eisenwaaren liefern besonders Baschka, Ustron, Karlshütte, Würbenthal und Klein-Mohrau, Kupferblech Endersdorf, Maschinen Freudenthal. Das wichtigste Erzeugniß der Textilindustrie sind die Tuche und andere Wollwaaren von Bielitz, Troppau, Jägerndorf, Wagstadt u. s. w., die hauptsächlich nach Galizien, Pest, Wien und Triest gehen. Nächstdem sind zu nennen die Damast-, Leinwand- und Zwillichwaaren von Freiwaldau, Zuckmantel, Würbenthal, Engelsberg, Freudenthal, Benisch, Wigstadl u. s. w. Auch fabricirt man Baumwollwaaren, besonders im teschener Bezirk Friedek; ferner Leder, Wagen in Troppau und Bielitz, Rübenzucker, Spiritus, Chemikalien, Steinzeug (gefärbtes Porzellan), sowie Matratzen aus Waldwolle, die stark ausgeführt werden. Ueberhaupt findet mit den Boden- und Fabrikerzeugnissen des Landes ein lebhafter Handel ins Ausland statt, der aber noch durch den vortheilhaften Commissions- und Transithandel mit österr. und ungar. Weinen, russ. Juchten, Talg, Leinsamen und Pelzwerk, in galiz. Steinsalz, moldauischem Schlachtvieh und wiener Modewaaren übertroffen wird. Gute Straßen fördern den Verkehr, und durch die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Wien-Krakau) mit den Seitenbahnen Schönbrunn-Troppau, Oderberg-Preußische-Grenze, Dziedzitz-Bielitz ist das Kronland mit Mähren, Galizien, Preußen und Polen in die nächste Verbindung getreten. An der Spitze der Landesverwaltung steht die k. k. Landesregierung in Brünn. Für die Gerichtspflege bestehen unter dem Ressort des Oberlandesgerichts zu Brünn das Landesgericht zu Troppau, das Kreisgericht zu Teschen und 24 Bezirksgerichte. Das Kronland gehört zur Finanzlandesdirection zu Brünn, zum Sprengel der Berghauptmannschaft zu Olmütz und ist mit Mähren zu einem Generalat vereinigt, das vom Landesgeneralcommando zu Brünn ressortirt. In kirchlicher Beziehung stehen die Katholiken theils unter dem Erzstift zu Olmütz, theils unter dem Fürstbischof von Breslau, der für das österreichische S. einen Generalvicar zu Teschen ernennt, welcher jedoch der Bestätigung des Kaisers von Oesterreich bedarf. Die Protestanten stehen unter der Superintendentur zu Brünn. Deutsche Bildung ist durch das ganze Kronland verbreitet. Für den höhern Unterricht sorgen die Obergymnasien zu Troppau, Bielitz und Teschen, sowie die Oberrealschulen zu Troppau, Bielitz, Jägerndorf und Teschen. Außerdem bestehen Handelsschulen zu Troppau und Teschen, Unterrealschulen zu Teschen, Freudenthal und Jägerndorf, Piaristencollegien zu Weißwasser und Freudenthal. Der Landtag des Kronlandes besteht aus 31 Mitgliedern: dem Fürstbischof von Breslau, 9 aus den Großgrundbesitzern, 10 aus den Städten, Märkten und Industrialorten, 2 aus den Handels- und Gewerbekammern und 9 aus den ländlichen Gemeinden Gewählten. Den Reichstag beschickt das Kronland mit 6 Abgeordneten.

Geschichte. Im Alterthum wurde S. von den Lygiern und Quaden bewohnt. Beim Weiterziehen der german. Stämme gegen Westen nahmen nachdrängende Slawen diese Wohnsitze ein, und nur in den Gebirgen blieben Deutsche zurück. Den Namen, der in der Form Zlezia oder Zlesane zuerst um das J. 1000 vorkommt, erhielt das Land nach einigen von Zle, d. i. böse, mit welchem Worte von den Polen die Quaden bezeichnet wurden, nach andern von dem Silenserberge, dem jetzigen Zobtenberge, nach andern endlich von dem Flüßchen Slenza, Sleca, dem Namen des Flüßchens Laue (Lohe). Vor der Zeit der slaw.-deutschen Kriege scheint S. erst zum großmähr. Reiche, nach dessen Zerstörung aber zu Böhmen gehört zu haben. Im Anfange des 10. Jahrh. kam es unter Polen und erhielt aus dem Stamme der Piasten eigene Herzoge. Mieczislaw I. führte 965 das Christenthum in S. ein und stiftete das Bisthum

Schmoger, das später (1052) nach Breslau verlegt wurde. Infolge seiner Lage zwischen Polen und Böhmen konnte S. lange nicht zur Selbstständigkeit gelangen und wurde in den Kriegen der poln. Regentenfamilie wiederholt verwüstet. Erst durch den Vertrag von 1163, in welchem der poln. König Boleslaw IV. den drei Söhnen des 1159 in der Verbannung gestorbenen Herzogs Wladislaw II., Boleslaw, Miecziſlaw und Konrad, das Land zurückgab, setzte der Statthalter Peter Wlast es durch, daß S. unabhängig von Polen wurde. Die drei Brüder, welche erst gemeinschaftlich regierten, dann aber sich in das Land theilten, wurden die Stammväter der schles. Herzoge aus dem Geschlechte der Piasten (s. d.). Um das verheerte Land wieder zu bevölkern, zogen diese Herzoge deutsche Ansiedler nach S., besonders nach Niederschlesien, und ihre Nachfolger, gewöhnlich mit deutschen Fürstentöchtern verheirathet, führten allmählich deutsches Recht und deutsche Sitte ein. Die zahlreichen Nachkommen jener drei Herzoge theilten sich wieder in ihre väterlichen Landestheile, sodaß die vielen Fürstenthümer entstanden. Doch gab es, besonders in Oberschlesien, auch noch Fürsten böhm. Stammes, von einem natürlichen Sohne des Königs Ottokar (gest. 1278), namentlich die Herzoge zu Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Unter den Fürsten aus der niederschles. Linie zeichnen sich aus Heinrich I. der Bärtige (gest. 1238), der Gemahl der heil. Hedwig, der mehrere blutige Kriege mit Polen führte und zuletzt 1235 Regent von Polen wurde, sowie sein Sohn Heinrich II. der Fromme, der in der Schlacht bei Liegnitz 1241 gegen die Mongolen fiel. Aus der niederschles. Linie entstanden wieder die drei Herzogthümer Breslau, Liegnitz und Glogau, aus denen später die Linien Brieg, Schweidnitz, Jauer und Münsterberg, ferner Sagan und Oels sich ausschieden. Auch Oberschlesien zerfiel durch wiederholte Theilungen in mehrere Herzogthümer, von denen Teschen, Oppeln, Ratibor, Jägerndorf und Troppau die wichtigsten waren. Durch die Theilungen geschwächt (es bestanden zu Anfang des 14. Jahrh. in S. 17 regierende Fürstenhäuser), unter sich in stetem Kriege begriffen, suchten die schles. Fürsten, um nicht eine Beute Polens zu werden, Schutz bei Böhmen, indem sie sich unter dessen Lehnsherrlichkeit begaben. Namentlich gelang es dem König Johann von Böhmen, durch Geld und Einmischung die schles. Herzoge dahin zu bringen, daß sie von 1327 an allmählich alle, mit Ausnahme zweier, ihn als Lehnsherrn anerkannten. Aber sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Karl IV., wußte durch seine Gemahlin Anna sich das Erbfolgerecht auch in den beiden noch übrigen Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz zu verschaffen und zog, nachdem die Könige von Polen 1335 und 1338 (wie nachher wieder 1356 und 1372) auf S. Verzicht geleistet, 1355 das Land zur Krone Böhmen, dessen Schicksale es nunmehr theilte. Unter der böhm. Herrschaft breiteten sich Huß', Luther's, Calvin's und Schwenkfeld's Lehren hier aus, und die Anhänger derselben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Wie von den hussitischen Unruhen und Verwüstungen, so litt S. auch von den Kriegszügen Georg Podiebrad's, des Königs Matthias von Ungarn und Wladislaw's von Polen und den Schrecknissen des Dreißigjährigen Kriegs.

Die Reformation wurde von den schles. Herzogen begünstigt, von den Kaisern aber, welche durch einen Oberlandeshauptmann das Land regierten, in den an sie heimgefallenen Gebietstheilen auf alle Weise verhindert. Seit 1648 wurden die Jesuiten eingeführt, alle evang. Kirchen, mit Ausnahme einiger Friedenskirchen geschlossen, die Protestanten gedrückt und dieses Verfahren auch, als 1675 mit Herzog Georg Wilhelm von Brieg und Liegnitz der letzte piastische Herzog starb, auf die nunmehr an den Kaiser gefallenen letzten Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg übertragen. Einige Milderung erlangten die Protestanten erst unter Kaiser Joseph I. durch die von König Karl XII. von Schweden in der Altranstädter Convention von 1707 ihnen ausbedungenen Begünstigungen, infolge deren den Protestanten außer Zusicherung der Wiedertheilnahme an öffentlichen Aemtern, 121 Kirchen zurückgegeben und die Erbauung von 6 neuen Kirchen (Gnadenkirchen) gestattet wurde. Unter Karl VI. jedoch erneuerten sich die Bedrückungen wieder. Zugleich verloren die Fürsten- und Landtage ihr Ansehen völlig, und die Steuern wurden willkürlich erhoben. S. litt, wie die übrigen österr. Länder, unter den großen Gebrechen der Regierung dieses Fürsten. Diese Umstände waren es vorzüglich, welche Friedrich II., als er nach Maria Theresia's Thronbesteigung, auf seine durch einen Erbvertrag von 1537 begründeten Erbrechte gestützt, 1740 S. aufsprach, die Eroberung dieser Provinz vielfach erleichterten. (S. Schlesische Kriege.) S. ward zwar seit seiner Vereinigung mit Böhmen zu Deutschland gerechnet, stand aber nie in unmittelbarer Verbindung mit dem Deutschen Reiche und war nie ein Reichslehn. Frühzeitig germanisirt, nahm es aber, besonders Niederschlesien, an allen wissenschaftlichen Bestrebungen und materiellen Fortschritten Deutschlands stets lebhaft und selbstthätig theil und brachte eine Menge vorzüglicher deutscher Gelehrten her-

vor. Auch ging aus S. eine besondere Dichterschule hervor. (S. Deutsche Literatur.) Vgl. Sommersberg, «Scriptores rerum Silesiacarum» (3 Bde., Lpz. 1729—32) und die «Berichtigungen und Ergänzungen» dazu von Sachs von Löwenheim, welche bis 1790 gehen; ferner Stenzel, «Scriptores rerum Silesiacarum» (Bd. 1—11, Bresl. 1835—78); «Codex diplomaticus Silesiae» (Bd. 1—9, Berl. 1859—76); Menzel, «Geschichte S.s» (3 Bde., Bresl. 1807—10); Morgenbesser, «Geschichte S.s» (2. Aufl., Bresl. 1833); Stenzel, «Geschichte von S.» (Bd. 1, unvollendet, Bresl. 1853); Grünhagen, «Schles. Geschichte» (2 Bde., Berl. 1857); derselbe, «Regesten zur schles. Geschichte» (2. Aufl., Bresl. 1876 fg.); Luchs, «S.s Vorzeit in Bild und Schrift» (2 Bde., Bresl. 1868—75); Grotefend, «Stammtafeln der schles. Fürsten bis 1740» (Bresl. 1875).

Schlesische Dichterschule, s. Deutsche Literatur.

Schlesische Kriege nennt man die von dem Könige Friedrich II. von Preußen mit Oesterreich über den Besitz Schlesiens geführten drei Kriege, von denen der dritte den besondern Namen des Siebenjährigen Kriegs (s. d.) führt. Friedrich II., jung, ruhmbegierig und kriegslustig, benutzte die gefährliche Lage, in welche Maria Theresia nach ihres Vaters Karl VI. Tode durch die von mehrern Staaten auf ihre österr. Erblande erhobenen Ansprüche gerieth, um alte Rechte seines Hauses auf die vier schles. Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf mit den Waffen geltend zu machen. Diese Rechte gründeten sich theils darauf, daß Kaiser Ferdinand II. dem Markgrafen Georg von Brandenburg, infolge seiner Theilnahme an der Sache des Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, das Fürstenthum Jägerndorf genommen und den österr. Ländern einverleibt hatte, theils auf eine zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz 1537 geschlossene gegenseitige Erbverbrüderung. Zwar hatte Kaiser Ferdinand I. als Oberlehnsherr diese letztere für ungiltig erklärt; als aber nach dem Aussterben der Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1675 der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg seine Ansprüche erhob, hatte er zur Abfindung den Schwiebuser Kreis erhalten, den sein Sohn und Nachfolger Friedrich III. infolge anderweitiger Abmachungen dem Kaiser zurückgegeben hatte. Friedrich II. erneute deshalb die Ansprüche seines Hauses, das er außerdem in der jülich-bergischen Erbfolgesache verkürzt hielt, und begann den ersten Schlesischen Krieg (1740—42). Ohne Kriegserklärung rückte er Ende Dec. 1740 mit einem Heere von 30,000 Mann in Schlesien ein und verlangte, unter gleichzeitiger Anerbietung seines militärischen Beistandes zur Aufrechterhaltung der Pragmatischen Sanction und eines Vorschusses von 2 Mill. Thlrn., von Maria Theresia die Abtretung der schles. Fürstenthümer Sagan und Glogau. Als aber diese Forderung wie jene Anerbietungen von Maria Theresia mit Unwillen zurückgewiesen wurden, setzte Friedrich seinen Kriegszug fort und eroberte bis Ende Januar das ganze schwachbesetzte Land, mit Ausnahme von Glogau, Brieg, Glatz und Neisse. Hierauf schloß er mit Rußland ein Vertheidigungsbündniß und erneuerte seine Unterhandlungen mit dem wiener Cabinet. Allein Maria Theresia wies auch jetzt Friedrich's Vorschläge zurück, sammelte ein Heer von 30,000 Mann und ließ dasselbe unter Neipperg in Schlesien einrücken. Friedrich nahm um 9. März Glogau mit Sturm und marschirte mit 25,000 Mann den Oesterreichern entgegen. Bei Mollwitz unweit Brieg kam es 10. April 1741 zur Schlacht, in welcher zwar die Cavalerie des rechten preuß. Flügels durch die Reiterei des österr. Generals Römer geschlagen, das Treffen aber durch die feste Haltung und die kraftvollen Angriffe der preuß. Infanterie (unter Schwerin) so völlig wiederhergestellt wurde, daß die Oesterreicher mit einem Verluste von 3000 Mann und 18 Kanonen zum Rückzuge nach Neisse gezwungen wurden. Die Preußen eroberten hierauf Brieg, belagerten Neisse und überrumpelten Breslau. Unterdessen war auch der bair. Kurfürst Karl Albrecht mit einer franz. Armee in Oberösterreich eingedrungen und August von Sachsen hatte ein Heer von 20,000 Mann nach Böhmen gesendet. In dieser Bedrängniß gab endlich Maria Theresia ihren Ministern und dem Rathe Englands Gehör und schloß unter Vermittelung des engl. Gesandten am preuß. Hofe, Lord Hyndford, 9. Oct. 1741 den geheimen Vertrag zu Kleinschnellendorf ab, kraft dessen die Feindseligkeiten aufhören und im künftigen Frieden ganz Niederschlesien nebst einem Theile von Oberschlesien an Preußen überlassen werden sollte. Als aber der Vertrag, um Baiern und Sachsen gegen Preußen mistrauisch zu machen, von Oesterreich veröffentlicht wurde, schloß Friedrich ein Schutz- und Trutzbündniß mit Karl Albrecht, ließ sich 7. Nov. 1741 von den Ständen Niederschlesiens zu Breslau die Huldigung leisten, und griff, als der Sieg durch die kräftige Hülfe der Ungarn von den Baiern und Franzosen entschieden sich auf die Seite der Oesterreicher wendete, aufs neue zu den Waffen. Schwerin drang im Verein mit den Sachsen

in Mähren ein, wo er 27. Dec. Olmütz eroberte, und Leopold von Dessau bemächtigte sich im Jan. 1742 der Grafschaft Glatz, die Friedrich schon früher dem bair. Kurfürsten Karl Albert als König von Böhmen für 400,000 Fl. abgekauft hatte. Inzwischen rückte der Prinz von Lothringen mit einem Heere heran, zwang Friedrich, von welchem sich die Sachsen trennten, zum Rückzuge nach Böhmen und griff ihn 17. Mai bei Chotusitz unweit Czaslau überraschend an, sodaß die Preußen sich kaum in Schlachtordnung stellen konnten. Aber Friedrich ließ rasch den rechten Flügel vorgehen, nahm die Oesterreicher in die Flanke und schlug sie mit einem Verluste von 7000 Mann und 18 Kanonen, während er selbst nur 3000 Mann einbüßte. Infolge dieses Siegs schloß nun Maria Theresia mit Friedrich II. am 11. Juni 1742 den Frieden von Breslau, durch welchen Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz, außer Troppau, Jägerndorf und dem jenseit der Oppa gelegenen Gebietstheile, an Preußen abgetreten wurden. Dieser Präliminarfriede wurde mit nähern Festsetzungen 28. Juli in Berlin als Definitivfriede vollzogen und vom König Georg II. von England garantirt.

Zweiter Schlesischer Krieg. Nicht ohne Besorgniß sah indeß Friedrich die siegreichen Fortschritte, die nach diesem Frieden die Waffen Maria Theresia's gegen ihre übrigen Feinde machten. Hierzu kam, daß zu Worms 23. Sept. 1743 zwischen Oesterreich, Großbritannien, den Generalstaaten und Sardinien ein förmlicher Allianztractat geschlossen wurde, in welchem Maria Theresia alle Länder, die sie vermöge der Pragmatischen Sanction besitzen sollte, also auch Schlesien, gewährleistet wurden, ein Bündniß, dem sich bald darauf auch Sachsen anschloß. Nachdem hierauf Friedrich sich mit dem Kaiser Karl VII. (Albrecht) 22. Mai 1744 zu einem neuen Bunde vereinigt, rückte er mit der Erklärung, daß er nur zum Besten der deutschen Reichsfreiheit, zur Erhaltung des kaiserl. Ansehens und zur Erwirkung des Friedens in die Waffen trete, im August mit 80,000 Mann in drei Colonnen in Böhmen ein, eroberte 16. Sept. Prag, besetzte Tabor, Budweis und Frauenberg und bedrohte so das Erzherzogthum Oesterreich. Aber das Erscheinen der österr. Armee im nördl. Böhmen, die sich mit Glück aus dem Elsaß nach Böhmen zurückgezogen hatte, während die franz. Armee weit zurückgeblieben war, sowie die abermalige Erhebung der Ungarn zum Schutze ihrer Königin, die feindselige Stimmung der Einwohner gegen die Preußen und eine Hülfsarmee, welche der sächs. Hof der österreichischen zu Hülfe sendete, brachten Friedrich in eine so unvortheilhafte Lage, daß er Prag und Böhmen räumen mußte. Die Oesterreicher rückten nun in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein, zogen sich aber bei der Annäherung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und des Generals Nassau, nach den unglücklichen Gefechten bei Ratibor und bei Habelschwerdt, nach Mähren zurück. Mit verstärkter Macht drangen sie jedoch bald darauf wieder durch den Paß von Landeshut in Schlesien ein, wo Friedrich seine Armee versammelt hatte. Am 4. Juni kam es bei Hohenfriedberg (s. d.) zwischen Karl von Lothringen mit 96,000 Mann und dem Könige mit nur 70,000 Mann zur Schlacht. Die Sachsen, von den Oesterreichern ohne Unterstützung gelassen, wurden zuerst geschlagen. Hierauf griff Friedrich auch den Prinzen Karl selbst an und gewann einen vollständigen Sieg. Friedrich folgte den Oesterreichern nach Böhmen, um im feindlichen Lande sein Winterquartier zu halten, und bedrohte zugleich mit einem Heere von 12,000 Mann unter dem Fürsten von Dessau von Magdeburg aus den Kurfürsten von Sachsen. Allein zur Fortsetzung der Offensive zu schwach und durch die Einfälle der Ungarn und die durch Verrath erfolgte Eroberung der Festung Kosel um Schlesien besorgt gemacht, suchte er den Rückweg, von dem dreimal stärkern Feinde gefolgt. Bei Sorr erreichte endlich Karl von Lothringen mit 40,000 Mann 30. Sept. die nur 18,000 Mann starke preuß. Armee, und Friedrich sah sich zur Schlacht genöthigt, in welcher er jedoch, durch das Terrain begünstigt, welches dem Gegner nicht gestattete, seine überlegenen Massen zu entwickeln, mit einem Verluste von 3000 Mann siegte, während die Oesterreicher 4000 Todte, 2000 Gefangene, 22 Kanonen und 12 Fahnen verloren. Friedrich setzte hierauf seinen Rückzug nach Schlesien fort, übergab dann dem Fürsten von Anhalt den Oberbefehl und ging nach Berlin. Hier erfuhr er auf geheimem Wege den Plan des Prinzen von Lothringen, mit seinem Heere nach Sachsen zu rücken und von da aus vereint mit den Sachsen eine Operation gegen Berlin zu unternehmen. Sogleich eilte er, den General Hake mit 5000 Mann zur Deckung Berlins zurücklassend, nach Schlesien zurück, sammelte sein Heer, täuschte durch Scheinmärsche die Feinde, überfiel die Sachsen bei Hennersdorf in der Lausitz und schreckte dadurch den Prinzen von Lothringen so, daß dieser mit einem Verluste von 4000 Mann sich eilig nach Böhmen zurückzog. Unterdessen hatte Friedrich auch den Fürsten von Dessau mit 12,000 Mann von Halle gegen Dresden vorrücken lassen und ihm später noch den General Lehwaldt mit 7000 Mann nach Meißen entgegen-

gesendet. Mit diesen vereinten Truppen rückte der Fürst von Anhalt gegen die Sachsen vor, welche bei Kesselsdorf (s. d.) in wohlverschanztem Lager standen, während der Prinz von Lothringen mit seinem Corps in Dresden eingetroffen war. Nach dreimaligem Angriffe eroberte er das Dorf Kesselsdorf, den Schlüssel der sächs. Stellung, nahm hierauf die Sachsen in die Flanke und schlug sie, während die Oesterreicher müßige Zuschauer abgaben, 15. Dec. mit einem Verlust von 3000 Todten und Verwundeten, 6700 Gefangenen und 48 Kanonen so völlig, daß der Fürst von Dessau einige Tage darauf Dresden ohne Widerstand besetzte. Nunmehr kam durch Vermittelung Georg's II. von England zwischen Sachsen, Oesterreich und Preußen der Friede zu Dresden 25. Dec. 1745 zu Stande, in welchem Friedrich II. den Besitz Schlesiens unter den Bedingungen des Breslauer Friedens bestätigt erhielt.

Schleswig, ehemaliges Herzogthum, bildet jetzt den nördlichsten Theil der preuß. Provinz Schleswig-Holstein (s. d.), den die Eider und der Eiderkanal vom ehemaligen Herzogthum Holstein trennt. S. zählte 1864 auf 9140,4 QMilom. 406,486 E. Vgl. J. von Schröder, «Topographie des Herzogthums S.» (2. Aufl., Oldenb. i. H. 1864); Trap, «Statistisk-topographisk Beskrivelse af Hertugdömmet Slesvig» (Kopenh. 1864).

Geschichte bis zur Vereinigung S.s mit Holstein. Erst um 800 tritt S. in die Geschichte ein. Damals herrschte hier ein dän. Gaukönig, Göttrik oder Gottfried (804—810), der gegen Kaiser Karl d. Gr. Krieg führte und zum Schutz des Landes einen Grenzwall, das sog. Danewerk (s. d.), erbaute. Dagegen organisirte Karl d. Gr. zwischen Eider und Schlei die sog. dänische Mark. Nach Göttrik's Tode stritten verschiedene Dynastien um die Herrschaft. Einer der Prätendenten, Harald, rief den Kaiser Ludwig den Frommen um Hülfe an und ließ sich 826 zu Mainz taufen. Unter seinem Schutz eröffnete Ansgar (s. d.) seine Missionsthätigkeit und erbaute um 850 die erste Kirche zu Schleswig; doch der Erfolg war nur gering. Im 10. Jahrh. wurde S. dem dän. Gesammtreich des Königs Gorm des Alten (gest. 936) einverleibt. Gleichzeitig stellte der deutsche König Heinrich I. 934 die verfallene dän. Mark wieder her. Unter deutschem Einfluß ward um 948 ein Bisthum in der Stadt Schleswig errichtet, und nun faßte das Christenthum hier festen Fuß. Endlich überließ Kaiser Konrad II. die sog. dänische Mark 1026 dem dän. König Knut d. Gr., und seitdem bildete die Eider und die Levensau, in deren Bett jetzt der schlesw.-holstein. Kanal fließt, die Grenze zwischen S. und Holstein.

Obwol eine dän. Provinz, erlangte S. (das Land «südlich von der Au» oder Südjütland), welches durch die damals viel breitere Königs- oder Schottburgeran und den großen, jetzt fast ganz verschwundenen Grenzwald Farris von dem eigentlichen Jütland getrennt war, schon früh eine abgesonderte Stellung. Die Statthalterschaft daselbst wurde an Mitglieder des königl. Hauses übertragen, welche den herzogl. Titel führten. Einer von diesen, Knut Laward (angelsächs. hläford, Brotherr; engl. lord), seit 1115, breitete seine Herrschaft auch über die Wenden im östl. Holstein aus und ließ sich von dem deutschen Kaiser Lothar 1129 zum König oder Knäs der Abodriten krönen; aber schon 1131 wurde er von seinem Vetter Magnus ermordet. Dafür nahmen die Bürger und Gildebrüder der Stadt Schleswig Rache, indem sie den Vater des Magnus, König Niels von Dänemark, als er in ihre Stadt kam, 1134 erschlugen. Knut Laward's Sohn, Waldemar I. d. Gr., erhielt die herzogl. Gewalt in S. und gewann später die dän. Krone (gest. 1182). Auch dessen jüngerer Sohn, Waldemar II. der Sieger, regierte anfangs als Herzog in S., bis er nach dem Tode seines Bruders Knut VI. den dän. Thron bestieg (gest. 1241). Waldemar II. übergab 1232 das Herzogthum S. oder Südjütland seinem jüngern Sohn Abel, welcher sich mit Mechthild, Tochter des Grafen Adolf IV. von Holstein, vermählte. Dieser ehrgeizige Herzog hatte wiederholte Streitigkeiten mit seinem ältern Bruder, dem dän. König Erich Pflugpfennig. Als ihn derselbe in der Stadt Schleswig besuchte, ließ er ihn gefangen nehmen und bei Missunde 1250 ermorden. Darauf wurde Abel selbst König von Dänemark, fiel aber schon 1252 im Kampfe gegen die aufständischen Nordfriesen. Nun kam die dän. Krone an eine andere Linie. Doch Abel's Söhne behaupteten, mit Hülfe der verwandten holstein. Grafen, wenigstens den Besitz des Herzogthums S. als ein dän. Fahnenlehn. Als König Erich Glipping von Dänemark und seine Mutter Margarethe den Herzog Erich von S. mit Krieg überzogen, wurden sie auf der Loheide, südlich von der Stadt Schleswig, 1261 besiegt und gefangen. Seitdem ward die Erblichkeit des Herzogthums S. nicht weiter bestritten; doch blieb, außer dem Gebiet der Königsburg und Bischofsresidenz Ripen, auch das ganze Nordfriesland unter dän. Herrschaft. Später gab es noch langwierige Zwistigkeiten zwischen den Herzogen von S. und den dän. Königen, wobei es sich namentlich um den Besitz der Inseln Alsen und Arröe handelte. Die Folge war, daß Abel's Nachkommen eine Stütze

im Süden suchten. Wiederholte Familienverbindungen wurden mit dem holstein. Grafenhause der Schauenburger angeknüpft, und die holstein. Grafen und Ritter erwarben in S. ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften. Endlich 1326 wurde der unmündige Herzog Waldemar V. von S. durch seinen mächtigen Oheim und Vormund, den holstein. Grafen Gerhard d. Gr., zum König von Dänemark eingesetzt; dafür mußte er diesem das Herzogthum S. als erbliches Lehn übertragen. Aber Waldemar konnte die dän. Krone nicht behaupten und dankte 1330 wieder ab. Nun gab Gerhard d. Gr. seinem Neffen das Herzogthum S. zurück, indem er sich und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf S. vorbehielt für den Fall, daß Abel's Geschlecht aussterben würde. Dieser Erbfall trat 1375 ein. Sofort nahmen die holstein. Grafen das erledigte Herzogthum in Besitz, und auch Nordfriesland unterwarf sich ihrer Herrschaft. Nach einigen Jahren wurde die vollzogene Thatsache von der dän. Königin Margarethe förmlich anerkannt. Zu Nyborg auf Fühnen, Aug. 1386, kam der Vertrag zu Stande, kraft dessen das Herzogthum S. (mit Nordfriesland) als ein erbliches dän. Fahnenlehn den holstein. Grafen von der Rendsburger Linie zur gesammten Hand überlassen wurde, und der älteste Enkel Gerhard's d. Gr., Graf Gerhard VI., empfing die Belehnung als Herzog von S. So ward Schleswig-Holstein (s. d.) zuerst constituirt.

Schleswig (d. h. Bucht der Schlei), Hauptstadt der preuß. Provinz Schleswig-Holstein und Kreisstadt des Kreises Schleswig, liegt in einer höchst anmuthigen Gegend halbkreisförmig am westl. Ende der Schlei und an der schlesw.-holstein. Hauptreisenbahnroute (Altona-Kolding). Die Stadt ist an 6 Kilom. lang und besteht aus drei Theilen: der Altstadt mit dem sog. Holm, dem Lollfuß (benannt nach einer vormals hierselbst verehrten Reliquie, dem Fuße des heil. Erzbischofs Lollus von Mainz) und dem Friedrichsberg. Letzterer stößt südlich an das Dorf Bustorf, in dessen Nähe die einzelnstehende Kirche von Haddebye belegen ist. Zwischen Lollfuß und Friedrichsberg liegt das Schloß Gottorf (s. d.). Die Stadt S. ist Sitz des Regierungspräsidenten und der Regierung für Schleswig-Holstein, des Generalsuperintendenten für S., eines Landraths, eines Kreisgerichts, eines Amtsgerichts und der Hardesvogteien für die beiden benachbarten Landdistricte. S. hat drei (luth.) Kirchen, unter denen die nach dem Brande von 1440 im goth. Stile wiedererbaute Domkirche (St.-Peterskirche) in der Altstadt sich durch schöne Verhältnisse und sehenswerthe Denkmäler auszeichnet. Als eins der hervorragendsten Meisterstücke der Holzsculptur gilt der aus Eichenholz geschnitzte Altarschrein mit 398 Figuren, welcher 1521 von dem Bildschnitzer Hans Brüggemann aus Husum vollendet sein soll. Derselbe stand ursprünglich in der Kirche zu Bordesholm bei Kiel und ward erst 1666 in die Domkirche von S. übertragen. Außerdem hat S. ein Gymnasium (die sog. Domschule) und viele milde Stiftungen. Auch sind hier die Irrenanstalt und das Taubstummeninstitut für die Provinz Schleswig-Holstein. Auf dem Holm liegt das St.-Johanniskloster, ein adeliges Fräuleinstift. Die Stadt zählt (1875) 14,546 E., welche nur wenig Handel, aber ziemlich lebhafte Industrie unterhalten. Die auf dem Holm wohnenden Fischer betreiben eine einträgliche Fischerei in der Schlei. Im Süden von S. und Bustorf erstrecken sich zwei alte Grenzwälle, das Danewerk (s. d.) und der Kograben. Zwischen beiden, unweit von dem Dorfe Selk, liegt der Königsberg (König Sigurd's Hügel), auf dem ein Denkmal für die daselbst Febr. 1864 gefallenen Oesterreicher errichtet ist. Der Ursprung S.s reicht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück; es erscheint schon im 9. Jahrh. als ein wichtiger Handelsplatz und hieß bei den Dänen Hätheby (Hedeby), d. h. die Hafenstadt. S. vermittelte die Handelsbewegung zwischen Ost und West über die cimbrische Halbinsel und war sogar den arab. Geographen im fernen Orient wohlbekannt. Die Waaren, welche aus der Ostsee die Schlei aufwärts kamen, gingen der Sage nach auf dem Landwege bis zu dem jetzigen Dorfe Hollingstedt und von da die Treene abwärts in die Nordsee. Die erste christl. Kirche wurde in S. wahrscheinlich auf dem Holm durch Ansgar um 850 erbaut, und um 948 ward hier ein Bisthum errichtet. Auch die dän. Statthalter und nachmaligen Herzoge residirten in S., und zwar seit 1268 auf dem Schlosse Gottorf. Die Stadt erhielt von den Landesherren ausgedehnte Privilegien, und ein eigenes schlesw. Stadtrecht wurde gegen Ende des 12. Jahrh. aufgezeichnet. Dagegen verlor S. allmählich seine commerzielle Bedeutung. Der Handel ward durch die zahlreichen Kriege im 12., 13. und 14. Jahrh. gestört, auch die Stadt wiederholt verwüstet und geplündert, während zugleich das aufblühende Lübeck eine lebhafte Concurrenz machte und mit der Zeit S. ganz in Schatten stellte. Auch in dem langwierigen Kriege, welchen der dän. König Erich von Pommern gegen die schlesw.-holstein. Landesherren aus dem schauenburg. Hause führte, hatte S. 1416—18 und 1427 sehr viel zu leiden. Die verarmte Stadt hob sich erst

wieder, seit nach der ersten Landestheilung im Oldenburger Hause 1490 Herzog Friedrich I. von Schleswig-Holstein, später auch König von Dänemark (gest. 1533) hier seine Residenz nahm. Der letzte kath. Bischof von S. starb 1541; doch bestand das Bisthum als Pfründe für Prinzen des landesherrlichen Hauses bis 1624 und das Domkapitel zu ähnlichen Zwecken bis 1658 fort. Bei der zweiten Landestheilung 1544 fielen S. und Gottorp an Herzog Adolf (gest. 1586), den Stammvater der Gottorpischen Linie (s. Oldenburger Haus), und dessen Nachkommen residirten hier, bis sie 1713 von dem dän. Könige Friedrich IV. ganz aus S. vertrieben wurden. Von 1731—1846 war S. und Gottorp die Residenz der königl. dän. Statthalter von Schleswig-Holstein. Auch erhielten hier 1834 die schlesw.-holstein. Regierung sowie das Obergericht und die Provinzialständeversammlung für das Herzogthum Schleswig ihren Sitz. Nach dem Treffen bei Bau besetzten die dän. Truppen 10. April 1848 die Stadt S., wurden aber schon 23. April beim Danewerk von den Preußen und Schleswig-Holsteinern geschlagen und aus S. vertrieben. Die sog. Gemeinsame Regierung und die Statthalterschaft Schleswig-Holsteins hatten hier ihren Sitz; aber nach der Schlacht bei Idstedt fiel die Stadt 25. Juli 1850 wieder in die Hände der Dänen. Zur Strafe für ihre patriotische Haltung verlor sie jetzt den Rang der Landeshauptstadt, die Ständeversammlung und alle obersten Provinzialbehörden, die nach Flensburg verlegt wurden. Am 6. Febr. 1864 wurde S., nachdem die Dänen die Danewerkstellung geräumt, von den Oesterreichern besetzt. Zu Ende 1864 nahm die kaiserl. österr. und königl. preuß. Civilbehörde für Schleswig-Holstein und Lauenburg ihren Sitz in S., und vom Sept. 1865 bis Juni 1866 residirte daselbst der königl. preuß. Gouverneur des Herzogthums Schleswig. Vgl. Schröder, «Geschichte und Beschreibung der Stadt S.» (Schlesw. 1827); Sach, «Geschichte der Stadt S.» (Schlesw. 1875). — Der Kreis S. zählt (1875) auf 1238,9 QKilom. 61,265 E. — Der Regierungsbezirk S. umfaßt die ganze Provinz Schleswig-Holstein (s. d.).

Schleswig-Holstein, preuß. Provinz, gebildet aus den bis 1864 zu Dänemark gehörigen Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, grenzt im N. an Jütland, im O. an die Ostsee, Lübeck und Mecklenburg, im S. an Mecklenburg, Hamburg und die Provinz Hannover, und im W. an die Nordsee, hier Westsee genannt. Die Provinz besteht aus dem von Süden nach Norden schmaler werdenden Festland und vielen Inseln, wie Alsen, Fehmarn, Aaröe in der Ostsee, Röm, Sylt, Föhr, Amrum, Pellworm, Nordstrand und die Halligen in der Nordsee. Enclaven hat S. nur im Süden, von denen vier zu Hamburg, sechs zu Lübeck und vier zu Mecklenburg-Strelitz gehören. Der Flächenraum der Provinz beträgt 18,287,34 QKilom. Sie gehört zum großen norddeutschen Tiefland. In Bezug auf die Bodenbeschaffenheit unterscheidet man drei Theile: das fruchtbare Hügelland im Osten, das Marschland (s. d.) im Westen und zwischen beiden eine Hochfläche, das unfruchtbare Heideland, eine Fortsetzung der Lüneburger Heide. Die höchsten Punkte des Landes sind der Bungsberg (158,7 Mt.) bei Eutin, der Pielsberg oder Hessenstein (127,5 Mt.) nordwestlich von Lütjenburg und der Scheelsberg (108,6 Mt.) bei Eckernförde. Die Marsch besteht aus Alluvionen des Meers und der Flüsse, das übrige Land gehört dem Diluvium an, das fruchtbare Hügelland dem Geschiebethon, das Heideland dem für den Ackerbau weniger günstigen, aber doch noch genügenden Geschiebesand und der unfruchtbaren Ahlformation oder dem Geest (s. d.). Die Ostsee bespült S. auf eine Länge von 525, die Nordsee auf eine Länge von 330 Kilom. Die Nordseeküste ist weniger entwickelt, als die Ostseeküste, welche zahlreiche kleinere und größere Buchten aufweist. Da die Wasserscheide beider Meere der Ostsee näher liegt, so sind die Zuflüsse derselben kürzer als die der Nordsee. Ebbe und Flut sind an der Ostseeküste wenig bemerklich, zeigen sich aber um so entschiedener an der Nordseeküste. Ueberschwemmungen bringen der Westküste besonders die Nordweststürme, der Ostküste die Nordoststürme. Die Elbe berührt die Provinz auf 104 Kilom. und nimmt hier die Bille, Alster, Pinnau, Krückau und Stör auf. In die Ostsee münden die Schwentine und Trave, in die Nordsee die Königsau, Widau und Eider (s. d.). Zahlreiche Landseen finden sich in der fruchtbaren Hügellandschaft des nordöstl. Holstein: der Plöner See (der größte der Provinz, 31 QKilom. groß) und der Selenter See (23 QKilom.); im Schleswigschen ist der Wittensee (10 QKilom.) der größte. Unter den Kanälen sind hervorzuheben: der Schleswig-Holsteinsche oder Eiderkanal, 33 Kilom. lang, 1777—84 angelegt, welcher die Eider (Nordsee) mit dem Kieler Hafen (Ostsee) verbindet; der Stecknitzkanal, 11,5 Kilom., welcher die Delvenau (Elbe) mit der Stecknitz (Trave) verbindet und einer der ältesten Kanäle Europas ist (1391—98); die Silderbootfahrt, 6,3 Kilom. lang, zwischen Garding und Katingsiel; der Kudenseer Kanal (die kanalisirte Burger Au) in Silderdithmarschen u. s. w. Das

Klima der Provinz ist durch die Einwirkung der Meere gemäßigt und gilt im ganzen für sehr gesund. Die Witterung ist unbeständig und feucht, häufig nebelig. Die Durchschnittstemperatur beträgt im nördl. Schleswig etwa + 6° R., im südlichsten Kreise + 7° R.

Nach der Volkszählung vom 1. Dec. 1875 hat S. 1,073,926 E., und zwar 536,776 männlichen und 537,150 weiblichen Geschlechts. Auf das Quadratkilometer kommen sonach 58,7 Menschen; am dünnsten bevölkert sind die Kreise Tondern, Segeberg und Hadersleben mit 32, 36 und 36, am dichtesten Altona, Kiel, Pinneberg und Sonderburg mit 8370, 103, 83 und 76 E. auf das Quadratkilometer. Auf die 56 Stadtgemeinden entfallen 34, auf die 1732 Landgemeinden 57, auf die 361 Gutsbezirke 9 Proc. der Bevölkerung. Evangelisch-lutherisch sind 98,96, katholisch 0,63, christl. Sektirer 0,03, Juden 0,38 Proc. der Bevölkerung. Die Schulsprache ist bei 86,96 Proc. der Bevölkerung deutsch, bei 11,73 Proc. dänisch, bei 1,26 Proc. gemischt. Deutschen Stammes sind die den Haupttheil der Bevölkerung ausmachenden Niedersachsen (Nordalbinger) mit den Dithmarschen, die Angeln und die Friesen. Erstere bewohnen Holstein, Lauenburg und das südöstl. Schleswig. Die Angeln (s. d.) wohnen auf der Halbinsel zwischen der Schlei und dem Flensburger Meerbusen, die Nordfriesen im westl. Schleswig und auf den Inseln der Nordsee. Im nördl. Theile der Provinz bewohnen Dänen hauptsächlich die Landdistricte. Die dän. Sprache ist nur in den Kreisen Hadersleben, Apenrade und Sonderburg vorwiegend Kirchen- und Schulsprache, in Flensburg und Tondern überwiegt als solche das Deutsche. Unter den 430 luth. Pfarrkirchen wird in 100 der Gottesdienst nur in dänischer, in 18 in deutscher und dänischer, in allen übrigen ausschließlich in deutscher Sprache abgehalten. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Landwirthschaft. Nach der Viehzählung von 1873 hatte die Provinz 144,400 Pferde, 736,176 Stück Rindvieh, 434,467 Schafe, 185,269 Schweine, 37,072 Ziegen und 143,990 Bienenstöcke. Die Rindviehzucht ist in keiner Provinz so hochentwickelt und bezweckt in erster Linie Milchgewinnung und Mästung. Auch in der Bienenzucht nimmt S. den ersten, in der Pferdezucht den dritten Rang unter den preuß. Provinzen ein. Die Forstwirthschaft ist nur in Lauenburg bedeutend. Die Fischerei ist namentlich an der Ostküste sehr lohnend; Eckernförde ist der bedeutendste Fischereiplatz Preußens. Austernfischerei wird nur im Wattenmeere der schlesw. Westküste betrieben; die Austernbänke sind Domäne, aber an Private verpachtet. In der Industrie steht S. gegen andere Provinzen zurück; bedeutend sind nur die Schiffsbauanstalten (Kiel, Gaarden, Flensburg, Apenrade, Altona), ein Kupfer- und Messingwerk (bei Flensburg), Maschinenbauanstalten, Wagen-, Tabacks- und Cigarrenfabriken, Papierfabriken, die Gerbereien und Lederfabriken, die Schuhmacherei, die Spitzenklöppelei in Nordschleswig und die Kornmühlen, worunter die 1875 erbaute Dampf- und Wassermühle in Neumühlen bei Kiel die größte des europ. Continents. Bedeutender sind Schifffahrt und Handel. Im Ostseegebiet kamen 1874 an 11,815 Segel- und 1669 Dampfschiffe; ab gingen 11,959 Segel- und 1654 Dampfschiffe. Im Nordseegebiet kamen 2851 Segel- und 184 Dampfschiffe an, 2497 Segel- und 172 Dampfschiffe gingen ab. Der Dampfschiffsverkehr ist auf der Elbe, auf der Flensburger Föhrde und im Kieler Hafen am entwickeltsten. Flensburg, Kiel und Altona unterhalten unmittelbare Verbindungen mit überseeischen Ländern. Zur Rhederei der Provinz gehören 1876 im Ostseegebiet 324 Segel- und 35 Dampfschiffe mit 48,427 Registertons, im Nordseegebiet 452 Segel- und 12 Dampfschiffe mit 49,340 Registertons. Hauptausfuhrartikel sind Getreide und Vieh, Pferde, Fische, thierische Producte, Austern, Muscheln; zur Einfuhr kommen Bauholz, Steinkohlen, Salz, Colonialwaaren. Befördert wird der Handel durch vortreffliche Häfen und Wasserstraßen; die Länge der Kunstlandstraßen beträgt 2280, die der Eisenbahnen 748 Kilom. Die Hauptbahn zieht von Altona über Elmshorn, Neumünster, Rendsburg und Schleswig bis an die dän. Grenze bei Bamdrup. Für die geistige Bildung sorgen die Universität in Kiel, 12 Gymnasien, 2 Realschulen erster und 3 zweiter Ordnung, 9 höhere Bürgerschulen, 5 Schullehrerseminare, 2 Präparandenanstalten, 3 Navigationsschulen, 3 landwirthschaftliche Lehranstalten, 1 Bauschule; in Plön ist ein Cadettenhaus, in Kiel eine Marine-Akademie (für Seeoffiziere) und eine Marineschule (für Seecadetten).

Die ganze Provinz bildet nur Einen Regierungsbezirk mit 21 Kreisen: Altona (Stadtkreis), Apenrade, Eckernförde, Eiderstedt (Kreisstadt Tönning), Flensburg, Hadersleben, Husum, Kiel (Sitz des Landrathsamts in Bordesholm), Norderdithmarschen (Kreisstadt Heide), Oldenburg (Landrathsamt in Cismar), Pinneberg, Plön, Rendsburg, Schleswig, Segeberg, Sonderburg, Steinburg (Kreisstadt Itzehoe), Stormarn (Kreisstadt Wandsbeck), Süderdithmarschen (Kreisstadt Meldorf), Tondern, Herzogthum Lauenburg (Kreisstadt Ratzeburg).

Von den Provinzialbehörden haben ihren Sitz: das Oberpräsidium, das Provinzialschulcollegium, das Medicinalcollegium, das evang.-luth. Consistorium (die kath. Gemeinden gehören zum Kirchensprengel Osnabrück) und die Aichungsinspection in Kiel, die Regierung in Schleswig, die Provinzialsteuerdirection in Altona. Das Oberlandesgericht der Provinz befindet sich in Kiel, die Landgerichte in Kiel, Altona und Flensburg. In militärischer Hinsicht gehört die Provinz zum 9. Armeecorps (Generalcommando in Altona, Commando der 17. Division in Schwerin, der 18. Division in Flensburg). Befestigt sind: Kiel (zugleich Marinestation der Ostsee) mit der Seefeste Friedrichsort und die Düppelstellung (Sonderburg-Düppel). Im Deutschen Reichstag ist die Provinz durch 10 Abgeordnete, im Herrenhaus des preuß. Landtags durch 8 Mitglieder, im Abgeordnetenhaus durch 19 Abgeordnete vertreten. Der in Rendsburg tagende Provinziallandtag zählt außer dem Besitzer der fürstl. Hessenstein'schen Fideicommißgitter je 19 Mitglieder aus den Ständen der größern Grundbesitzer, der Städte und der Landgemeinden. Der Kreis Herzogthum Lauenburg nimmt an der provinzialständischen Verfassung keinen Antheil. Das Wappen der Provinz ist ein senkrecht getheilter Schild: rechts zwei blaue, übereinander laufende leopardirte Löwen in goldenem Felde (Schleswig), links ein ausgebreitetes, in drei Theile zerschnittenes silbernes Nesselblatt mit in Silber und Roth gespaltenem Schilde in der Vertiefung, gegen welches drei silberne Nägel mit der Spitze zugekehrt sind in rothem Felde (Holstein). Vgl. «Provinzialhandbuch für S.» (3. Jahrg., Kiel 1875); von Osten, «S. in geogr. und geschichtlichen Bildern» (2. Aufl., Flensb. 1877).

Geschichte. Die Rendsburger Linie des Schauenburgischen Hauses hatte 1386 das Herzogthum Schleswig (s. d.) und den größten Theil von Holstein (s. d.) unter ihrer Herrschaft vereinigt. Als aber bei einem Angriff auf Dithmarschen (s. d.) 4. Aug. 1404 Herzog Gerhard VI. erschlagen ward und nur unmündige Söhne hinterließ, benutzten die Beherrscher der uniten Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, Königin Margaretha und ihr Großneffe König Erich (von Pommern), diese Gelegenheit, um sich in den Streit über die Vormundschaft einzumischen. Wirklich gelang es ihnen, als Vermittler und Bundesgenossen in Schleswig festen Fuß zu fassen. Nach Margaretha's Tode ging Erich mit rücksichtsloser Gewalt vor und ließ durch ein Lehnsgericht zu Nyborg, Juli 1413, das Herzogthum Schleswig für ein verwirktes Lehn erklären. Darüber entbrannte ein 20jähriger wechselvoller Krieg, in dem anfangs S. allein den drei skandinav. Königreichen gegenüberstand. Sogar der röm.-deutsche Kaiser Sigismund bestätigte 1415 und nochmals 1424 den Spruch des dän. Lehnsgerichts. Die Söhne Gerhard's VI. setzten jedoch den Kampf muthig fort, und als der älteste, Herzog Heinrich, vor Flensburg 1427 fiel, übernahm der zweite, Adolf VIII., das Herzogthum. Endlich nahm die deutsche Hansa für S. Partei und gab den Ausschlag. König Erich mußte 1432 sich zu einem fünfjährigen Waffenstillstande verstehen, und im Juli 1435 ward der Friede zu Wordingborg auf Grundlage des thatsächlichen Besitzstandes abgeschlossen. Nach der Entthronung Erich's ertheilte der neugewählte dän. König Christoph (von Baiern) dem Herzog Adolf zu Kolding 30. April 1440 die Belehnung mit dem Herzogthum Schleswig «zu einem rechten Erblehn». Nur die Enclaven Ripen und Mögeltondern, die Insel Amrum nebst Theilen von Röm, Sylt und Föhr blieben damals (und bis 1864) beim Königreich Dänemark. Auch der deutsche König Albrecht II. bestätigte nunmehr 15. Aug. 1439 die Gerechtsame Adolf's auf Schleswig. So war die internationale Existenz S.s allseitig anerkannt, und Herzog Adolf VIII. regierte dann noch 20 Jahre. Sogar die dän. Königskrone ward ihm 1448 angetragen. Doch lehnte er dieselbe ab und brachte dafür mit Erfolg den ältesten Sohn seiner Schwester Hedwig, den Grafen Christian von Oldenburg und Delmenhorst, in Vorschlag. Herzog Adolf VIII. starb kinderlos 4. Dec. 1459; mit ihm erlosch der Mannsstamm der Rendsburger Linie.

Von zwei Seiten wurden jetzt Erbansprüche erhoben. Einerseits von der Schauenburgisch-Pinnebergischen Linie, welche ohne Zweifel in Holstein nächstberechtigt war, aber an der Gesammtbelehnung mit Schleswig niemals Antheil gehabt hatte. Andererseits von den Schwestersöhnen Adolf's VIII., den Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, von denen der älteste, König Christian I., seit 1448 auf dem dän. Throne saß. Dieser konnte überdies geltend machen, daß er als Lehnsherr berechtigt sei, das Herzogthum Schleswig als heimgefallenes Lehn einzuziehen. Beide Theile hatten Anhang; aber am meisten war doch allen daran gelegen, daß die so schwer erkämpfte Vereinigung S.s bewahrt bleibe. Die Entscheidung geschah durch den sog. Landrath, welcher aus den höchsten Hof- und Landesbeamten, Geistlichen und Rittern bestand. Auf einer Versammlung zu Ripen wußte König Christian diese Landräthe für sich zu gewinnen, und so wählten sie ihn 5. März 1460 zum Landesherrn von S., wie es in der Urkunde heißt:

«nicht als einen König zu Dänemark, sondern aus Gnust zu seiner Person». Auch sollte die Herrschaft nicht erblich sein, sondern es blieb (wie in Dänemark) den Ständen für alle Zukunft das Recht vorbehalten, unter Christian's Nachkommen und Erben einen Nachfolger zu wählen. Dagegen versprach der König-Herzog, «daß die Lande ewig zusammenbleiben sollten ungetheilt». Somit war eine Personalunion zwischen Dänemark und S. begründet, und im ganzen respectirte man diesen Vertrag während der beiden nächsten Jahrhunderte. Freilich konnte es nicht fehlen, daß S. durch diese Verbindung mehr in die skandinav. Politik verwickelt und von dem übrigen Deutschland abgezogen wurde. Auch knüpfte sich das Verhältniß S.s zu Dänemark allmählich enger, namentlich durch die sog. Union von 1533, in der beide Theile sich zum friedlichen Austrag aller vorfallenden Streitigkeiten und zu gegenseitiger Kriegshülfe bei feindlichem Angriff verpflichteten. Diese Union wurde 1623 und abermals 1637 erneuert und erweitert, namentlich die Kriegshülfe auch auf rechtmäßige Offensivkriege ausgedehnt.

Die Nachkommenschaft Christian's I. (s. Oldenburger Haus) herrschte in S. von 1460 bis 1863. Trotz der ausdrücklichen Bestimmung der Wahlcapitulation kam es bald zu einer Landestheilung. Nach Christian's I. Tode (1481) ließen die Stände sich bereden, dessen beide Söhne, den dän. König Hans und Herzog Friedrich I., als Landesherren zu erwählen. Diese theilten 1490, sodaß jeder eine Anzahl holstein. und schlesw. Aemter erhielt, Hans mit dem Hauptschloß Segeberg (Segebergischer Antheil), Friedrich mit dem Hauptschloß Gottorp (Gottorpischer Antheil). Darauf vereinigten sich die Brüder Hans und Friedrich zu einem gemeinsamen Eroberungszug gegen Dithmarschen, erlitten aber bei Dusend-Düvelswarf, zwischen Hemmingstedt und Heide, 17. Febr. 1500 eine furchtbare Niederlage. Als Hans 1513 starb, succedirte im Segebergischen Antheil sein Sohn, der dän. König Christian II. (s. d.), der 1523 vertrieben ward. Nunmehr vereinigte Friedrich I. wieder ganz S. unter seiner Herrschaft und wurde auch zum König von Dänemark und Norwegen erwählt. Unter Friedrich I. (gest. 1533) und seinem ältesten Sohn und Nachfolger Christian III. (gest. 1559) ward die Reformation in S. durchgeführt. Auch traten beide Fürsten in Verbindung mit dem Schmalkaldischen Bunde, ohne sich jedoch direct in die deutschen Händel einzumischen. Desto größere Anstrengungen machte S. während der sog. Grafenfehde (s. Dänemark), um dem Herzog Christian auch zur dän.-norweg. Königskrone zu verhelfen. Im J. 1544 ward unter Zustimmung der Stände abermals eine Landestheilung vorgenommen. Der König-Herzog Christian III. erhielt die Hauptschlösser Sonderburg und Segeberg, während seine Brüder, Johann der Aeltere das Schloß Hadersleben und Adolf das Schloß Gottorp, jedes mit den zugelegten schlesw. und holstein. Aemtern, nahmen. Unmittelbar nach Christian's III. Tode vereinigte sich sein ältester Sohn, der König-Herzog Friedrich II., mit seinen beiden Oheimen Johann und Adolf zu einem Kriegszuge gegen Dithmarschen, 1559, das jetzt erobert und gleichfalls getheilt wurde. Bald darauf, 1564, theilte Friedrich II. wiederum mit seinem Bruder Johann (dem Jüngern), dem er das Schloß Sonderburg nebst mehrern Aemtern abtrat. Aber die Stände S.s weigerten sich, auch diesen als (vierten) Landesherrn anzunehmen. Die Folge war, daß Johann der Jüngere und seine Nachkommenschaft, die sog. Sonderburgische Linie, welche sich später in viele Zweige spaltete, niemals an der Landesregierung und Landeshoheit S.s theilnahmen, sondern die Regierungsrechte nur in den besondern Gebieten übten, die ihnen als Apanage überwiesen waren (abgetheilte Herren). Als 1580 Herzog Johann der Aeltere von Hadersleben kinderlos starb, wurde sein Antheil zwischen den übrigen Linien getheilt. Seitdem gab es in S. nur zwei regierende Landesherren. Friedrich II. und seine Nachkommen, welche auch die dän.-norweg. Krone trugen, beherrschten den sog. königlichen oder Segebergischen Antheil (später nach der neuen Hauptstadt Glückstadt benannt), und die Nachkommen des Herzogs Adolf beherrschten den Gottorpischen Antheil. In beiden Linien wurde durch Hausgesetze die Primogenitnordnung eingeführt und nach längern Verhandlungen ließen die Stände 1616 zu Gunsten der Primogenitur auch das ihnen zustehende Wahlrecht fallen. In Holstein-Gottorp folgten auf den Herzog Adolf (1544—86) die Herzoge Friedrich II. (1586—87), Philipp (1587—90), Johann Adolf (1590—1616), Friedrich III. (1616—59), Christian Albrecht (1659—94), Friedrich IV. (1694—1702), Karl Friedrich (1702—39), Karl Peter Ulrich, der unter dem Namen Peter III. (s. d.) den russ. Kaiserthron bestieg (1739—62), endlich Großfürst Paul (1762—73), der nachmalige Kaiser Paul I. (s. d.) von Rußland. In Holstein-Glückstadt succedirten die König-Herzoge Friedrich II. (1559—88), Christian IV. (1588—1648), Friedrich III. (1648—70), Christian V. (1670—99), Friedrich IV. (1699—1730), Christian VI. (1730—46), Friedrich V. (1746—66) und Christian VII., welcher endlich 1773

ganz S. wieder unter seinem Scepter vereinigte. Als das Schauenburgische Grafenhaus 1640 ausstarb, nahmen die beiden Mitregenten König Christian IV. und Herzog Friedrich III. auch die Herrschaft Pinneberg als einen «alten Theil und Zubehör» des Herzogthums Holstein in Besitz und theilten dieselbe unter sich, worauf Herzog Friedrich III. das ihm zufallende Amt Barmstedt 1649 an Christian von Rantzau überließ. Der deutsche Kaiser Ferdinand III. bestätigte diese Uebertragung und erhob zugleich Rantzau in den deutschen Reichsgrafenstand, seinen neuen Besitz aber zu einer «unmittelbar freigehörigen» Reichsgrafschaft Rantzau, 16. und 20. Nov. 1650. Hier regierten dann die Reichsgrafen Christian (1650—63), Detlef (1663—97), Christian Detlef (1697—1721) und zuletzt Wilhelm Adolf (gest. 1734).

Der friedliche Wohlstand S.s wurde durch die unternehmungslustige, aber unglückliche Politik des Königs Christian IV. (s. d.) gestört. Die Einmischung desselben in den Dreißigjährigen Krieg veranlaßte erst eine Invasion der Kaiserlichen unter Tilly und Wallenstein (1626—29) und dann der Schweden unter Torstenson (1643—45), welche S. furchtbar verheerten. Schlimmer noch war es, daß seitdem das gute Einverständniß zwischen den beiden regierenden Linien aufhörte. Der König nahm es sehr übel, daß Herzog Friedrich III. von Gottorp beidemal seine Neutralität zu bewahren suchte. Dazu vermählte der Herzog 1654 seine Tochter mit dem Könige Karl X. Gustav von Schweden, der bald (1657—60) Dänemarks gefährlichster Feind wurde. In dem Kopenhagener Vertrage vom 2. (12.) Mai 1658 (bestätigt im Kopenhagener Frieden 1660) mußte der dän. König Friedrich III. dem Hause Gottorp einige schlesw. Districte abtreten und demselben die volle Souveränetät über den gottorpischen Antheil des Herzogthums Schleswig zugestehen. In einer zweiten Urkunde von demselben Tage, die aber noch über 100 Jahre lang ein dän. Staatsgeheimniß blieb, übertrug der König auch für den königl. Antheil von Schleswig die volle Souveränetät sich selbst und seinem Mannsstamme. Somit ward die uralte dän. Lehnshoheit über das Herzogthum Schleswig aufgehoben.

Seitdem war das Verhältniß zwischen den beiden regierenden Linien in S. sehr gespannt. Zwischen den beiden Mitregenten, König Christian V. und Herzog Christian Albrecht, kam es zu langwierigen Händeln. Der Herzog mußte schon 1675 in Hamburg eine Zuflucht suchen, und der König nahm 1684 sogar den gottorpischen Antheil von Schleswig förmlich in Besitz. Doch unter Vermittelung des deutschen Kaisers, Brandenburgs und anderer Mächte ward endlich der Altonaer Vergleich 20. (30.) Juni 1689 abgeschlossen, welcher das Haus Gottorp in alle seine Besitzungen und Rechte wieder einsetzte. Natürlich litt S. sehr unter diesem Zwiespalt. Die ständische Verfassung kam außer Gebrauch, und die Landesprivilegien von 1460 galten nur noch als Rechte der ritterschaftlichen Corporation. Nach kurzer Friedenszeit ward das Land auch von dem großen Nordischen Kriege hart berührt. Herzog Friedrich IV. von Gottorp, der mit einer Schwester des Königs Karl XII. von Schweden vermählt war, machte die abenteuerlichen Feldzüge seines Schwagers nach Rußland und Polen mit und fiel in der Schlacht bei Cliffow 20. Juli 1702. Dagegen war der dän. König Friedrich IV. (s. d.) mit den Gegnern Karl's XII. verbündet. Zwar mußte er zuerst in dem Frieden zu Travendal 18. Aug. 1700 dieser Bundesgenossenschaft entsagen und dem Hause Gottorp einige weitere Zugeständnisse machen; aber er erneuerte 1709 mit besserm Glück den Krieg gegen Schweden. Der gottorper Hof erhielt damals Neutralität zugestanden; trotzdem gewährte derselbe dem schwed. General Steenbock, der eben erst die königl. Stadt Altona 8. und 9. Jan. 1713 abgebrannt hatte, eine Zuflucht in der gottorpischen Festung Tönningen. Nunmehr versuhr der König als Feind und occupirte den ganzen gottorpischen Antheil. Nach dem Kriege 1720 wurde allerdings, auf Geheiß des deutschen Kaisers, das gottorpische Holstein dem jungen Herzog Karl Friedrich zurückgegeben, der nun in Kiel seine Residenz nahm (Holstein-Kiel). Aber König Friedrich IV. behielt den vormals gottorpischen Antheil von Schleswig und incorporirte denselben durch Patent vom 22. Aug. 1721 «als ein in beschwerlichen Zeiten unrechtmäßiger Weise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinens» wieder seinen eigenen Besitzungen.

Wenige Jahre darauf wurde die Reichsgrafschaft Rantzau mit dem königl. Antheile (Holstein-Glückstadt) vereinigt. Der Reichsgraf Detlef hatte durch testamentarische Disposition von 1669, welche 1671 vom deutschen Kaiser bestätigt wurde, festgesetzt, daß nach Aussterben seiner männlichen Nachkommen die Reichsgrafschaft an das dän. Königshaus fallen solle. Nun ward der Reichsgraf Christian Detlef 1721 auf der Jagd meuchlerisch erschossen und ein Gerücht behauptete, daß sein Bruder und Nachfolger, Wilhelm Adolf, den Mord angestiftet habe. Auf diesen Verdacht hin ließ König Friedrich IV. 1722 den Reichsgrafen auf holstein. Gebiet verhaften und vor Gericht stellen. Obwol der deutsche Kaiser für ihn intercedirte, wurde Wil-

helm Adolf 1726 zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt und starb kinderlos 1734 in der norweg. Festung Agershuus. Darauf nahm König Friedrich IV., in Gemäßheit der Donationsacte, die Reichsgrafschaft Rantzau 1726 förmlich in Besitz. Auch die abgetheilten Herrschaften der sonderburg. Linien (s. Oldenburger Haus) fielen nach und nach an das dän. Königshaus (Holstein-Glückstadt). Zuerst wurden die Besitzungen der Hauptlinien Sonderburg (-Franzhagen) 1667 und der Linie Norburg 1669, die in Concurs geriethen, erworben. Doch ward die Herrschaft Norburg 1676 abermals ausgegeben an einen Zweig der Linie Plön, die dafür ihre Ansprüche auf die Grafschaften Oldenburg (s. d.) und Delmenhorst an das dän. Königshaus abtrat. Diese jüngere Herrschaft Norburg ward schon 1729 wieder reunirt; dann folgte die ganze Insel Arröe 1749, die Herrschaft Plön 1761 und zuletzt die Herrschaft Glücksburg 1779. Wichtiger war es, mit der regierenden Linie Holstein-Gottorp (Holstein-Kiel) ein Abkommen zu treffen. Der Herzog Karl Friedrich, der 1725 mit der russ. Großfürstin Anna, Tochter Peter's d. Gr., vermählt worden, weigerte sich hartnäckig, auf Schleswig Verzicht zu leisten, und suchte Hülfe bei auswärtigen Mächten; aber ohne Erfolg. Bedenklicher wurde die Sache für Dänemark, als das Haus Gottorp die Anwartschaft auf zwei große nordische Throne erlangte. Der Herzog Karl Peter Ulrich (Peter III. von Rußland) wurde 1742 zum Großfürsten-Thronfolger von Rußland und dessen Oheim, Prinz Adolf Friedrich (s. d.), 1743 zum Thronfolger in Schweden berufen. Die dän. Könige Christian VI. und Friedrich V. (s. d.) knüpften nun Unterhandlungen an, und 1750 kam ein Vertrag mit Adolf Friedrich zu Stande. Der Großfürst-Thronfolger lehnte aber alle Vergleichsvorschläge ab, und als er 1762 den russ. Thron bestieg, traf er sofort Anstalten, um sein schlesw. Erbland wiederzuerobern; jedoch nach seiner Entthronung und Ermordung kam es zu einer Verständigung mit der russ. Kaiserin Katharina II., welche für ihren Sohn, den Großfürsten und Herzog Paul, die vormundschaftliche Regierung in Holstein-Kiel übernahm. Am 22. April 1767 ward zwischen der Kaiserin und dem dän. Könige Christian VII. (s. d.) ein provisorischer Tractat abgeschlossen, demgemäß das Haus Gottorp auf Schleswig verzichten und seinen Antheil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst austauschen sollte. Nachdem Großfürst Paul volljährig geworden, kam der Definitivtractat vom 1 Juni 1773 zu Stande, worauf zu Kiel 16. Nov. 1773 die feierliche Uebergabe des großfürstl. Antheils erfolgte. Vorher hatten beide regierenden Linien durch Vertrag vom 27. Mai 1768 die holstein. Hoheitsansprüche auf Hamburg gegen eine Geldzahlung völlig aufgegeben.

Somit war seit 1773 (und 1779) ganz S. zusammen mit den Königreichen Dänemark und Norwegen unter dem Scepter des Königs Christian VII. wieder vereinigt. Von der ursprünglichen Personalunion war keine Rede mehr, sondern thatsächlich galt S. als eine Provinz der dän. Monarchie. Auch bestand seit 1776 ein gemeinsames Indigenat. Dagegen blieben allerdings Gesetzgebung, Gerichtswesen und Verwaltung in Dänemark und S. sehr verschieden. Auch behielten die Herzogthümer ihr eigenes Münzwesen und bildeten ein abgesondertes Zollgebiet. Ueberhaupt lagen den Königen Christian VII. (1766—1808) und Friedrich VI. (1808—39) directe Angriffe gegen die Nationalität oder die Zusammengehörigkeit S.s ferner. Die Herzogthümer wurden im Kanzleistil als die «Deutschen Provinzen», die «Deutschen Lande» bezeichnet. Die oberste Gesetzgebung und Regierung ward von der sog. Deutschen Kanzlei in Kopenhagen (seit 1806 Schleswig-Holsteinische und seit 1815 Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei genannt) ausgeübt. Ein königl. Statthalter für S., meist von fürstl. Geblüt, residirte 1731—1846 auf dem Schlosse Gottorp. Die königl. Gewalt wurde unumschränkt gehandhabt, aber mit Mäßigung. Wenn S. auch wiederholt zu den dän. Kriegslasten und Rüstungen beitragen mußte, so genoß doch das Land selbst seit dem großen Nordischen Kriege mehr als 80 Friedensjahre und konnte sich wieder zum Wohlstande erheben. Auch von den Revolutionskriegen ward S. nicht direct berührt. Der Umsturz des Deutschen Reichs (6. Aug. 1806) löste Holstein von der uralten Lehnsverbindung. Ein königl. Patent vom 9. Sept. 1806 verkündete darauf, daß das Herzogthum Holstein fortan mit dem gesammten Staatskörper der dän. Monarchie «als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Theil derselben» verbunden und der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des Königs unterworfen sein solle. Während der nächsten Jahre ward König Friedrich VI. (s. d.) in die Napoleon'schen Kriege verwickelt. Infolge davon hatte S. zunächst das drückende Continentalsystem, neue schwere Steuern und große Militärlasten zu tragen. Noch schlimmer ward es, als 1813 der partielle dän. Staatsbankrott eintrat und eine alliirte Armee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden das Land feindlich überzog. Im Frieden zu Kiel, 14. Jan. 1814, ging

die schlesw. Insel Helgoland definitiv an Großbritannien verloren; darauf blieb S. noch bis 1815 von fremden Truppen besetzt. Nach Errichtung des Deutschen Bundes mußte König Friedrich VI. diesem für das vormalige deutsche Reichsland Holstein beitreten (14. Juli 1815).

Der geistige und nationale Aufschwung, den die Befreiungskriege in Deutschland hervorgerufen hatten, ließ S. nicht unberührt. Aber gleichzeitig begann auch in Dänemark ein Wiederaufschwung. Die nationalen Gegensätze gaben sich zuerst kund in einer wissenschaftlichen Discussion über die staatsrechtlichen und sprachlichen Verhältnisse des Herzogthums Schleswig, wobei besonders Professor Falck den deutschen Standpunkt erfolgreich vertrat. Gleichzeitig wurde S. durch den vom Pastor Harms (s. d.) 1817 veranlaßten sog. Thesenstreit in Aufregung versetzt. Dazu kam, daß die Ritterschaft, als deren Secretär damals Professor Dahlmann (s. d.) fungirte, den Gedanken einer landständischen Verfassung anregte. Man fing an, auf die alten Landesrechte von 1460 hinzuweisen, während der König in Gemäßheit des Art. 13 der Bundesacte eine Verfassung für Holstein entwerfen ließ. Die Ritterschaft wandte sich endlich 1822 mit einer Eingabe an den Deutschen Bund und bat, derselbe möge die holstein. Verfassung in ihrer ganzen, namentlich auch auf die Verbindung mit Schleswig bezüglichen Ausdehnung in seinen Schutz nehmen. Es erfolgte darauf 27. Nov. 1823 ein abschlägiger Bescheid, welcher darauf basirt war, daß die alte Verfassung in Holstein nicht mehr in auerkannter Wirksamkeit bestehe. Das kopenhagener Cabinet ließ nun auch die holstein. Verfassungspläne fallen und Friedrich VI. zog es vor, in absoluter Weise fortzuregieren. Erst unter dem Eindrucke der franz. Julirevolution von 1830 brachte Uwe Jens Lornsen (s. d.) das Verfassungswerk in S. öffentlich wieder zur Sprache, wofür er hart büßen mußte. Doch erfolgten bald darauf die Gesetze vom 28. Mai 1831 und 15. Mai 1834, welche berathende Provinzialstände nach preuß. Vorbilde einführten; für Schleswig in der Stadt Schleswig, für Holstein in Itzehoe. Dagegen wurden gleichzeitig 1834 für beide Herzogthümer die sog. Schleswig-Holsteinische Regierung auf Gottorp und das Ober-Appellationsgericht zu Kiel eingesetzt. Somit hatten (wie die dän. Erklärung am Bundestage 7. Sept. 1846 lautete) «die beiden Herzogthümer S., bis auf Holsteins Eigenschaft als Bundesstaat und die abgesonderten Ständeversammlungen, neben dem Socialnexus der Ritterschaft, bei gemeinsamer oder gleichartiger Gesetzgebung und Verwaltung, alle öffentlichen Rechtsverhältnisse miteinander gemein».

Unter König Christian VIII. (1839—48) sah S. bald diesen Rechtszustand ernstlich bedroht. Jetzt traten die Wortführer der nationalliberalen Partei in Kopenhagen entschieden mit dem Programm: «Dänemark bis zur Eider!» hervor; sie forderten, daß «Südjütland (Schleswig) aus der Verbindung mit Holstein gelöst und dem Königreiche einverleibt werde». Es gelang ihnen auch, bei der dänisch redenden Bevölkerung Nordschleswigs Anhänger zu gewinnen. Die Provinzialstände zu Schleswig und Itzehoe wiederholten um so dringlicher die schon 1838 vorgebrachte Bitte um Vereinigung zu einer gemeinsamen schlesw.-holstein. Ständeversammlung. König Christian VIII. (s. d.) hatte für alle diese Bestrebungen wenig Sinn. Indem er die Bedeutsamkeit des nationalen Gegensatzes völlig unterschätzte, sah er es vielmehr als seine Lebensaufgabe an, die Verbindung zwischen Dänemark und S. enger zu knüpfen und beide Theile zu einem wirklichen «dän. Gesammtstaate» zu verschmelzen. Zu diesem Zwecke traf er verschiedene Maßregeln, die in S. alte Gewohnheiten verletzten. Besonders empfand man es schwer, daß die Herzogthümer ihren mit Hamburg und Lübeck übereinstimmenden Münzfuß aufgeben und sich dem dän. Münzsystem anbequemen sollten. Ernstlich jedoch wurden die Herzogthümer erst beunruhigt, als die Provinzialstände der dän. Inseln zu Roeskilde 1844 beantragten: der König möge die dän. Monarchie für ein untheilbares Ganzes erklären, das nach der agnatisch-cognatischen Erbfolgeordnung des dän. Königsgesetzes von 1665 vererbe. Nunmehr setzte Christian VIII. eine Commission nieder zur Untersuchung der Erbfolgefrage, und nachdem diese ihre Arbeit vollendet, erließ er den «Offenen Brief» vom 8. Juli 1846. Darin hieß es, «daß ebenso wie in Dänemark und Lauenburg auch in ganz Schleswig und einigen Theilen Holsteins die Erbfolge des Königsgesetzes gültig sei; rücksichtlich des übrigen Holstein walteten anderweitige Verhältnisse ob; doch werde der König unablässig bestrebt sein, diese Hindernisse zu beseitigen und die vollständige Anerkennung der Integrität des dän. Gesammtstaats zu Wege zu bringen». Dieser Offene Brief stieß allerseits auf energischen Widerstand. Die Agnaten von der Gottorpischen und der Sonderburgischen Linie, mit einziger Ausnahme des Prinzen Christian von Glücksburg (s. Christian IX.), legten sowol in Kopenhagen, wie auch beim Deutschen Bundestage Protest ein. Die Bevölkerung protestirte in Volksversammlungen und Adressen. Neun Professoren zu Kiel unterzogen das Commissionsbedenken, auf

das der Offene Brief angeblich gestützt war, einer scharfen Kritik. Auch die Provinzialstände protestirten, worauf ihre Auflösung verfügt ward. Vergebens versuchten der Kanzleipräsident Graf Karl Moltke und der Regierungspräsident von Scheele durch strenges Polizeiregiment die Bewegung niederzuhalten. Inzwischen zeigte sich in ganz Deutschland die lebhafteste Sympathie. Die deutsche Bundesversammlung constatirte in ihrem Beschlusse vom 17. Sept., daß Dänemark beruhigende Erklärung gegeben, und sprach die Erwartung aus, daß der König bei endlicher Feststellung der Erbfolgefrage «die Rechte aller und jeder, insbesondere des Bundes, der erbberechtigten Agnaten und der holstein. Landesvertretung beachten werde». Nunmehr erließ Christian VIII. eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, worin er erklärte, daß es seine Absicht nicht gewesen, die Rechte der Herzogthümer zu kränken oder ihre Verbindung zu lösen. Zugleich aber deutete er darauf hin, daß die Verbindung und die Untheilbarkeit Holsteins durch die Anerkennung der Unzertrennlichkeit der dän. Monarchie bedingt sei. Bei dieser zweideutigen Sprache konnte das Land nicht zur Ruhe kommen. Christian VIII. beschloß darauf zu versuchen, ob nicht S. seine nationale Sonderstellung um den Preis constitutioneller Zugeständnisse aufgeben würde. Er arbeitete den Entwurf zu einer Gesammtstaatsverfassung aus, welche neben den Provinzialständen einen gemeinschaftlichen Landtag für die dän. Monarchie mit beschließender Competenz in Aussicht stellte. Indessen starb er darüber 20. Jan. 1848. Erst sein Sohn und Nachfolger, Friedrich VII. (s. d.), veröffentlichte 28. Jan. die Entwürfe des Vaters und berief zur Prüfung derselben «erfahrene Männer» nach Kopenhagen. Diese Versammlung kam jedoch nicht zu Stande, indem unter dem Eindrucke der franz. Februarrevolution die Volksbewegung in S. wie in Dänemark einen gewaltsamern Charakter annahm. Am 18. März traten etwa 70 schlesw.-holstein. Ständemitglieder in Rendsburg zusammen und schickten eine Deputation nach Kopenhagen, um von dem Könige außer liberalen Zugeständnissen die Entlassung Scheele's, die Vereinigung der beiden Provinzialständeversammlungen zum Zwecke der Berathung einer schlesw.-holstein. Verfassung und den Beitritt Schleswigs zum Deutschen Bunde zu erbitten. Inzwischen hatte aber eine Massendemonstration in Kopenhagen 21. März das eiderdänische sog. Casino-Ministerium ans Ruder gebracht. Am 24. März 1848 erhielt die Deputation die königl. Antwort, «daß der König gesonnen sei, dem Herzogthum Holstein eine freie Verfassung zu gewähren und sich den Bestrebungen für ein deutsches Parlament offen anzuschließen; daß er aber weder das Recht, noch die Macht, noch den Willen habe, Schleswig dem Deutschen Bunde einzuverleiben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wolle». So war die Verbindung S.s durch ein Machtwort zerrissen.

Auf die Kunde von den Vorgängen in Kopenhagen trat zu Kiel in der Nacht vom 23. bis 24. März 1848 eine Provisorische Regierung zusammen, bestehend aus Graf Friedrich Reventlow, Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer, Advocat Beseler (s. d.) und Kaufmann M. T. Schmidt, später wurden noch Advocat Bremer aus Flensburg und Theodor Olshausen (s. d.) hinzugezogen. Am nächsten Morgen fuhr Prinz Friedrich mit dem kieler Jägerbataillon und einigen Freiwilligen auf der Eisenbahn nach Rendsburg und drang unbemerkt durch ein Ausfallsthor in die Festung ein, wo der dän. General, vollständig überrascht, ohne Widerstand das Commando abgab. Das ganze Land unterwarf sich der Provisorischen Regierung, die jetzt in Rendsburg ihren Sitz nahm und die vereinigte schlesw.-holstein. Ständeversammlung dahin berief. Der deutsche Bundestag beschloß die Verbindung S.s zu beschützen, womit insbesondere Preußen beauftragt wurde (4. April). Schon an demselben Tage rückten die ersten preuß. Hülfstruppen unter Bonin in Altona ein. Unterdeß hatten die Dänen die Inseln Arröe und Alsen occupirt und drangen auch auf dem schlesw. Festlande vor; sie schlugen die schlesw.-holstein. Armee, welche in der Gegend von Flensburg Stellung genommen hatte, bei Bau 9. April und besetzten sogar Eckernförde und Schleswig. Nunmehr aber rückten außer zahlreichen Freischaren auch das 10. deutsche Bundesarmeecorps unter Halkett in Holstein ein, und der preuß. General Wrangel übernahm den Oberbefehl über alle Bundestruppen. Am Ostersonntage 23. April erfochten die Preußen und Schleswig-Holsteiner am Danewerke einen Sieg, worauf die dän. Armee sich nach Sundewitt und Alsen zurückzog. Zugleich versetzte die dän. Flotte alle norddeutschen Küsten in Blokadezustand. Zwar rückte Wrangel mit der Reichsarmee in Jütland ein, wo die Festung Fridericia 2. Mai ohne Widerstand ihre Thore öffnete, und schrieb 18. Mai dort eine Kriegscontribution von 3 Mill. Vereinsthalern aus zum Ersatze für die gekaperten deutschen Schiffe. Aber die Einmischung der russ. Diplomatie, welche energisch für Dänemark eintrat, lähmte bald die preuß.-deutsche Kriegführung. Schon Ende

Mai ward Jütland und zeitweilig sogar der Norden Schleswigs wieder aufgegeben. Auch blieben die Bundestruppen im Sundewitt im Nachtheile. Dagegen bestand der bair. Major von der Tann mit seinem Freicorps 7. Juni bei Hoptrup (zwischen Apenrade und Hadersleben) ein sehr rühmliches Gefecht gegen eine weit überlegene dän. Truppenmacht. Nach langwierigen Unterhandlungen kam 26. Aug. zu Malmö ein Waffenstillstand auf sieben Monate zu Stande, der von der deutschen Nationalversammlung 17. Sept. sanctionirt wurde. (S. Deutschland und Deutsches Reich.) Die provisorische Regierung, nachdem sie noch das von der schlesw.-holstein. Landesversammlung beschlossene Staatsgrundgesetz 15. Sept. sanctionirt, mußte 22. Oct. 1848 abdanken. Eine sog. gemeinsame Regierung trat an ihre Stelle, die sich unter dem Vorsitze des Grafen Th. Reventlow-Jersbeck in der Stadt Schleswig installirte. Das dän. Cabinet hatte versucht, dem Grafen Karl Moltke das Präsidium zu verschaffen, und als dieser Plan mislang, wurde einseitig eine dän. «Immediatcommission zur gemeinsamen Regierung» ernannt, deren Wirksamkeit jedoch auf die von dän. Truppen besetzten Inseln Alsen und Arröe beschränkt blieb.

Während des Winters 1848—49 ward die schlesw.-holstein. Armee durch den an Prinz Friedrich von Noer's Stelle neuernannten Oberbefehlshaber, den preuß. General von Bonin, reorganisirt und bedeutend verstärkt. Gleichzeitig fanden in London unter brit. Vermittelung Friedensunterhandlungen statt, die jedoch zu keiner Einigung führten. Endlich kündigte Dänemark den Waffenstillstand. Beim Ablauf desselben, 26. März 1849, trat die gemeinsame Regierung zurück, und die deutsche Reichsgewalt setzte dafür eine sog. Statthalterschaft ein, die aus dem Grafen Friedrich Reventlow und Beseler bestand. Eine deutsche Reichsarmee unter dem preuß. General Prittwitz rückte wieder in S. ein. Der Krieg ward eröffnet mit dem siegreichen Geschützkampf bei Eckernförde 5. April gegen zwei in den Hafen eingedrungene dän. Kriegsschiffe; das Linienschiff Christian VIII. flog in die Luft, und die Fregatte Gefion mußte sich ergeben. Am 13. April erstürmten Baiern und Sachsen die Höhen bei Düppel. Die schlesw.-holstein. Armee nahm 20. April Kolding und erfocht zwei Siege, bei Kolding 23. April und bei Gudsöe 7. Mai, worauf sie die Belagerung der Festung Fridericia begann. Unterdeß rückte Prittwitz mit den Reichstruppen weiter nordwärts bis Aarhuus vor, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Aber 6. Juli unternahmen die Dänen mit überlegenen Streitkräften einen Ausfall aus Fridericia. Die schlesw.-holstein. Armee, welche in einem ausgedehnten Halbkreise um die Festung herumstand und mit der Reichsarmee keine Verbindung hatte, erlitt eine Niederlage und mußte nach schweren Verlusten sich auf Veile zurückziehen. Wenige Tage darauf wurden zwischen Preußen und Dänemark in Berlin 10. Juli abermals ein Waffenstillstand und zugleich Friedenspräliminarien unterzeichnet, welche die Zusammengehörigkeit S.s völlig aufgaben. Die Statthalterschaft und die Landesversammlung weigerten sich, diese Abmachungen anzuerkennen, und auch die ohnmächtige deutsche Reichsgewalt sprach denselben (4. Aug.) jede Rechtsgültigkeit ab. Man mußte sich jedoch dem Willen Preußens thatsächlich fügen. Die Reichstruppen zogen ab; die schlesw.-holstein. Armee ging nach Holstein zurück, und die Statthalterschaft siedelte nach Kiel über. Die südl. Hälfte Schleswigs ward von preuß., die nördliche von schwed.-norweg. Truppen besetzt; Alsen und Arröe blieben in dän. Händen. Für das Herzogthum ward eine sog. Landesverwaltung zu Flensburg 25. Aug. 1849 installirt, die aus dem dän. Commissar von Tillisch und dem preuß. Commissar Graf Eulenburg bestand. Im Falle von Meinungsverschiedenheiten sollte der brit. Geschäftsträger bei den Hansestädten, Oberst Hodges, als Schiedsrichter fungiren. Tillisch gewann aber in dieser Behörde bald überwiegenden Einfluß, und die Regierung ward in streng dän. Interesse gehandhabt. Unterdeß dauerten die Friedensverhandlungen in Berlin fort. Auch die Statthalterschaft versuchte durch Vertrauensmänner eine directe Verständigung mit dem Landesherrn, aber alles blieb erfolglos. Am 2. Juli schloß Preußen für sich und den Deutschen Bund mit Dänemark den Frieden zu Berlin, indem beide Theile sich alle Rechte, die ihnen vor dem Krieg zustanden, reservirten. Die preuß. und die schwed.-norweg. Truppen verließen Schleswig, und es blieb nunmehr Dänemark und S. überlassen, den Kampf zu Ende zu führen. Die schlesw.-holstein. Armee unter dem an Bonin's Stelle neuernannten Oberbefehlshaber, General von Willisen, nahm eine Stellung bei Idstedt (s. d.) ein, mußte sich aber nach einer zweitägigen heißen Schlacht 24. und 25. Juli auf Reudsburg und hinter die Eider zurückziehen. Zwar ergriff Willisen abermals die Offensive; jedoch seine Angriffe auf die inzwischen starkbefestigten dän. Stellungen Missunde (12. Sept.) und Friedrichstadt (29. Sept. bis 4. Oct.) schlugen fehl, worauf er 8. Dec. zurücktrat. Nun übernahm General von der Horst das Obercommando und führte es bis zu Ende.

Inzwischen hatte in ganz Deutschland die Reactionspolitik vollends gesiegt. Der von Oesterreich restaurirte Bundestag, auf dem auch ein dän. Gesandter für Holstein-Lauenburg seinen Sitz einnehmen durfte, verlangte 25. Oct. 1850 die Einstellung der Feindseligkeiten. Bald verständigten sich Oesterreich und Preußen (zu Olmütz 29. Nov. 1850) über ein gemeinsames Verfahren im Namen des Bundes. Am 6. Jan. 1851 trafen der österr. Generalmajor Graf Mensdorff-Pouilly und der preuß. Generalmajor von Thilmen als Bundescommissare in Kiel ein und verlangten von der Statthalterschaft sofortige Einstellung der Feindseligkeiten, Rückzug der Armee hinter die Eider und Reducirung derselben auf ein Drittel, Auflösung der Landesversammlung. Im Falle der Weigerung drohten sie mit einer Bundesexecution durch österr. und preuß. Truppen. Sowol ein Kriegsrath wie auch der Staatsrath und die Mehrheit der Landesversammlung sprachen sich gegen Widerstand aus. Beseler trat aus der Statthalterschaft aus und verließ das Land; es blieb dem Grafen Friedrich Reventlow überlassen, 11. Jan. den Bundescommissaren die Unterwerfung S.s anzuzeigen. Schweigend fügte sich das Land in sein Schicksal; die Ordnung ward nirgends gestört. Reventlow legte 1. Febr. seine Regierungsgewalt in die Hände der Bundescommissare nieder, denen sich als landesherrlicher Commissar Graf Heinrich von Reventlow-Criminil anschloß. Diese drei bestellten 2. Febr. 1851 für Holstein eine sog. Civilbehörde in Kiel, unter dem Vorsitze des Baron Adolf Blome auf Heiligenstedten. Zugleich ward die Landesversammlung aufgelöst und das Staatsgrundgesetz außer Kraft gesetzt. Die Festung Rendsburg erhielt eine österr.-preuß. Bundesgarnison, während das sog. Kronwerk daselbst und Friedrichsort am kieler Hafen den Dänen eingeräumt wurden (8. und 9. Febr. 1851). Eine österr. Reserve blieb in Altona und Hamburg stehen. Im Herzogthum Schleswig dauerte das Willkürregiment des Regierungscommissars von Tillisch unverändert fort. Jede Verbindung mit Holstein ward beseitigt, die Competenz des kieler Oberappellationsgerichts daselbst aufgehoben, auch im Dec. 1851 eine Zollgrenze an der Eider errichtet. Nichts aber empfand man schwerer, als daß durch die sog. Sprachrescripte vom Febr. und März 1851 in dem sog. gemischten District von 90,000 E., anstatt der deutschen, ausschließlich dän. Schulsprache und der abwechselnde Gebrauch der dän. und deutschen Kirchensprache vorgeschrieben wurde. Inzwischen gingen die diplomatischen Verhandlungen ihren Gang. Oesterreich und Preußen anerkannten das Princip des dän. Gesammtstaats und willigten in die definitive Trennung Schleswigs von Holstein. Nur das ward ausbedungen, daß die Herzogthümer innerhalb des Gesammtstaats eine selbstständige und mit dem Königreich Dänemark gleichberechtigte Stellung erhalten sollten. Auf Grundlage dieser Vereinbarungen erließ König Friedrich VII. die Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852, welche das neue Gesammtstaatsprogramm enthielt. (S. Dänemark.) Für S. beließ diese Urkunde einige gemeinschaftliche nichtpolit. Einrichtungen und Anstalten, nämlich die Universität Kiel, die Ritterschaft, den schlesw.-holstein. Eiderkanal, das Brandversicherungswesen, die Strafanstalten (zu Glückstadt), das Taubstummeninstitut und die Irrenanstalt (zu Schleswig). Dagegen sollten künftig der Geschäftskreis der vormaligen schlesw.-holstein.-lauenburg. Kanzlei und der Geschäftskreis der vormaligen schlesw.-holstein. Regierung beziehentlich durch einen Minister für Schleswig und durch einen Minister für Holstein und Lauenburg wahrgenommen werden, welche beide ihren Sitz in Kopenhagen erhielten. Damit waren die deutschen Großmächte befriedigt. Am 18. Febr. 1852 übergaben der österr. und der preuß. Commissar dem Minister Reventlow-Criminil die volle Regierungsgewalt in Holstein, und die Bundestruppen räumten nun das Land. Der Deutsche Bundestag genehmigte 29. Juli 1852 die österr.-preuß.-dän. Vereinbarungen.

Die vollständige Wiederherstellung der dän. Herrschaft ward durch neue Härten bezeichnet. Außer der Augustenburgischen Familie wurden auch die Mitglieder der Provisorischen Regierung und andere mehr von der Amnestie ausgeschlossen und mußten das Land meiden. Gleichzeitig wurde S. von den dänisch-gesammtstaatlichen Organisationen betroffen. Im Juli 1853 ward die dän. Zollgrenze von der Eider an die Elbe vorgeschoben; die schlesw. und holstein. Bataillone wurden nach Dänemark, nationaldän. Truppen nach den Herzogthümern verlegt. Das dän. Münzsystem sollte mit aller Strenge durchgeführt werden. Doch scheiterte der Plan wenigstens in Holstein an dem passiven Widerstand der Bevölkerung und an den Verkehrsbeziehungen mit Hamburg und Lübeck. Die den Herzogthümern versprochenen verfassungsmäßigen Rechte wurden ihnen nur in ganz ungenügender Weise gewährt. In den Verfassungen für Schleswig 15. Febr. und für Holstein 11. Juni 1854 fehlten das Steuerbewilligungsrecht und alle freiheitlichen Garantien. Die ständische Competenz, das Wahlrecht und das Petitionsrecht waren aufs äußerste beschränkt, dagegen der Administrativgewalt sehr ausgedehnte Befug-

nisse eingeräumt. Schleswig war in diesen Verfassungsurkunden als ein «unzertrennliches Zubehör der dän. Krone», dagegen Holstein als ein «selbstständiger Theil der dän. Monarchie» bezeichnet. Bei der verfassungsmäßigen Einrichtung des Gesammtstaats wurden die schlesw. und holstein. Stände gar nicht gehört, und ihre Abgeordneten sahen sich in dem sog. Reichsrath unbedingt einer dän. Majorität unterworfen. Unter solchen Verhältnissen konnte S. zu keiner wirklichen Beruhigung gelangen. Nach den ersten Jahren der Abspannung und Erschöpfung begann allmählich eine deutsche Opposition sich fast gleichzeitig im Reichsrath und in den beiden Provinzialständeversammlungen zu regen. Scheele, der als Minister für Holstein (1854—57) rücksichtslos schaltete, ward von den holstein. Provinzialständen wegen Verfassungsverletzung in Anklagestand versetzt. Der Proceß endigte mit einer Incompetenzerklärung des kieler Oberappellationsgerichts (1. Sept. 1856). In der nächsten Session zu Itzehoe versuchte die Regierung eine Verständigung, indem sie eine liberale Reform der holstein. Verfassung anbot. Die holstein. Stände wiesen dies zurück, solange nicht der «gerechte Anspruch Holsteins auf Selbstständigkeit und Gleichberechtigung innerhalb der Gesammtmonarchie» befriedigt sei (9. Sept. 1857). Gleich darauf brachten Oesterreich und Preußen die sog. Holstein-Lauenburgische Sache wieder vor den Deutschen Bund. Dieser veranlaßte zunächst König Friedrich VII. zu dem Patent vom 6. Nov. 1858, wodurch die nicht mit den Ständen berathenen Abschnitte der holstein. Verfassung sowie auch die Gesammtstaatsverfassung für Holstein (und Lauenburg) aufgehoben ward. Seitdem dauerten die Verhandlungen am Bundestage fort und zogen sich in die Länge, da Dänemark durch Scheinconcessionen die seit 1858 wiederholt angedrohte Bundesexecution hinauszuschieben wußte. (S. Dänemark und Deutschland.)

Unterdeß war S. von dem Umschwung berührt worden, den der Regierungsantritt des Prinz-Regenten, nachmals Königs Wilhelm I., in Preußen und ganz Deutschland hervorrief. Es organisirte sich im Anschluß an den deutschen Nationalverein unter dem Abgeordneten für Kiel, Theodor Lehmann (s. d.), eine nationale Partei in S., deren Programm außer dem alten Landesrechte, den «Anschluß der Herzogthümer an das unter Preußens Führung centralisirte Deutschland» verlangte. Unter Lehmann's Einfluß erklärten die holstein. Stände in ihrem Bedenken vom 26. März 1861, daß «der wahre Friede dem Lande nicht wiederkehren werde, solange nicht dem innigen Verlangen nach Wiederherstellung und zeitgemäßer Entwickelung der altberechtigten Verbindung S.s vollständig Genüge geschehen». Aber gleichzeitig hatte auch in Dänemark die nationalliberale (eiderdän.) Partei sich zu größerer Energie aufgeschwungen, und die Regierung ließ sich willig vorwärts drängen. Große Fortificationen bei Düppel und am Danewerk wurden in Angriff genommen. Am Jahrestage der Schlacht bei Idstedt, 25. Juli 1862, ward auf dem flensburger Kirchhofe mit großem Prunk das sog. Löwendenkmal enthüllt (demolirt 1864 und seit 1867 im Zeughaus zu Berlin). Als die holstein. Stände in einer Adresse vom 18. Febr. 1863 abermals die Wiedervereinigung S.s als die einzig befriedigende Lösung betonten, verweigerte der Landtagscommissar die Annahme dieses Actenstücks. Nunmehr wandte sich die Versammlung mit einem Gesuch um Schutz der Rechte und Interessen Holsteins (19. März) an den Deutschen Bund. Noch rücksichtsloser wurden die schlesw. Stände behandelt, sodaß die deutsche Majorität ihr Mandat niederlegte, und die Versammlung mußte (Juli 1863) aufgelöst werden. Die dän. Regierung war jetzt entschlossen, den äußersten Schritt zu thun. Bereits 12. Nov. 1862 hatte man für das Herzogthum Holstein eine sog. holsteinische Regierung (unter der Aufsicht des betreffenden Ministeriums) angeordnet, die anfangs in Kopenhagen installirt, aber im nächsten Frühjahr nach Plön verlegt wurde. Dann folgte die königl. Bekanntmachung vom 30. März 1863, betreffend die Verfassungsverhältnisse Holsteins, welche die beschlossene «Aussonderung» thatsächlich vollzog. Das Herzogthum erhielt dadurch ein abgesondertes Bundescontingent und Militärbudget. Im übrigen sollte es die Beiträge zu den Gesammtstaatsfinanzen unverändert fortbezahlen, ohne irgendwelchen Einfluß auf die Gesammtstaatsverwaltung zu haben. Endlich ward ein neues «Grundgesetz für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten Dänemarks und Schleswigs» 29. Sept. dem dän.-schlesw. Reichstag vorgelegt und 13. Nov. 1863 von demselben genehmigt, mit der Bestimmung, daß es 1. Jan. 1864 in Kraft trete. Dies Grundgesetz sollte die vollständige Verschmelzung anbahnen; es war die thatsächliche Incorporation Schleswigs, nur mit Vermeidung des Wortes. Somit hatte Dänemark vollends die Vereinbarungen von 1851—52 zerrissen, ohne sich an den Bundesbeschluß vom 1. Oct. 1863 zu kehren, der nach langen Zögerungen das Executionsverfahren wegen Nichterfüllung bundesmäßiger Verpflichtungen bezüglich der Verfassungsverhältnisse Holsteins (und Lauenburgs) gegen den König-Herzog einleitete.

So war die Sachlage, als plötzlich und unerwartet König Friedrich VII. auf seinem Schlosse Glücksburg in Schleswig 15. Nov. 1863 starb. Mit ihm erlosch die königl. Linie des Oldenburger Hauses (Holstein-Glücksstadt), welche einzig und allein ganz unzweifelhafte und unbestrittene Erb- und Herrscherrechte im gesammten S. gehabt hatte. Allerdings trat der durch den Londoner Tractat designirte Thronerbe, König Christian IX. (s. d.), auch in S. die Herrschaft an. Dem gegenüber erklärte durch Patent aus Dolzig 16. Nov. der Erbprinz Friedrich (s. d.) Christian August von Augustenburg, gestützt auf die agnatische Erbfolgeordnung des Oldenburger Hauses und auf das schlesw.-holstein. Staatsgrundgesetz von 1848, seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von S. und dessen Lostrennung von Dänemark. Deutschgesinnte Männer ohne Unterschied der Partei vereinigten sich zur Unterstützung des Erbprinzen. In Holstein verweigerte die Mehrzahl der Beamten den «binnen drei Tagen» geforderten Homagialeid für Christian IX. Die Mehrzahl der holstein. Ständemitglieder, zu Kiel 19. Nov. und zu Hamburg 24. Nov., sowie auch die schlesw.-holstein. Ritterschaft, zu Kiel 27. Nov., riefen den Deutschen Bund um Schutz an für das Recht des Landes und die legitime Erbfolge. In Deutschland hatte inzwischen eine Volksbewegung begonnen, die auf einen deutschen Nationalkrieg zur Befreiung S.s hinarbeitete, aber bald wieder erlahmte. Vorläufig blieb die Action dem Deutschen Bunde überlassen, der 28. Nov. die holstein. Stimme am Bundestag suspendirte und 7. Dec. die sofortige Execution in Holstein (und Lauenburg) beschloß, unter Vorbehalt seiner competenzmäßigen Entscheidung über die Successionsfrage. Mit der Vollstreckung wurden in erster Reihe Sachsen und Hannover beauftragt. Der königl. sächs. Geheimrath E. von Könneritz und der hannov. Geheimrath Nieper wurden zu Civilcommissaren des Bundes ernannt; der sächs. Generallieutenant von Hake erhielt den Oberbefehl über die Executionstruppen. Während eine von Oesterreich und Preußen gestellte Reserve in Hamburg und Lübeck stehen blieb, überschritten die Sachsen und Hannoveraner 23. Dec. die Grenze Holsteins und besetzten bis zum 31. Dec. das ganze Herzogthum. Vor ihnen wichen die dän. Truppen Schritt vor Schritt zurück und behielten nur das sog. Kronwerk von Rendsburg nebst einigen benachbarten Dorfschaften besetzt. Gleichzeitig ward die dän. Zollinie von der Elbe an die Eider zurückverlegt. Die Bundescommissare, die ihren Sitz in Altona nahmen, erklärten die holstein. Regierung in Plön für aufgehoben und bestellten dafür eine sog. «Herzogliche Landesregierung» in Kiel. Die königl. dän. Insignien und Hoheitszeichen wurden allenthalben entfernt. Gleichzeitig benutzte die holstein. Bevölkerung ihre Freiheit zu lebhaften Demonstrationen für den Erbprinzen Friedrich, der an vielen Orten und namentlich auch auf einer von etwa 15,000 Menschen besuchten «allgemeinen Landesversammlung» zu Elmshorn 27. Dec. als Herzog ausgerufen ward. Am 30. Dec. traf Erbprinz Friedrich in Glückstadt ein und ging weiter nach Kiel, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Die Führer der Volksbewegung sahen sich aber in ihren Erwartungen enttäuscht, indem der Prinz den Bundescommissaren erklären ließ, daß er nur als «Privatmann» gekommen sei und dem Deutschen Bunde in keiner Weise vorgreifen wolle. Auch seine Proclamation an das Volk vom 31. Dec. 1863 war im gleichen Sinne gehalten. Eine holstein. Landesdeputation von 186 Mitgliedern mit einer Adresse an den Bundestag, die 23. Jan. 1864 in Frankfurt eintraf und dann noch die Höfe von München (26. Jan.) und Dresden (30. Jan.) besuchte, hatte natürlich keinerlei praktische Resultate.

Während sich Holstein seiner Wiedervereinigung mit Deutschland erfreute, litt Schleswig um so schwerer; fast die ganze dän. Armee hatte an der Eider und dem Danewerk Stellung genommen. Aber bald änderten sich auch hier die Dinge. Da Dänemark hartnäckig die Wiederaufhebung des dän.-schlesw. Grundgesetzes verweigerte, so verbündeten sich Oesterreich und Preußen durch die (geheime) Convention vom 16. Jan. 1864 zu einer Occupation (Inpfandnahme) Schleswigs. Der Deutsche Bund hatte 14. Jan. seine Mitwirkung verweigert. Eine alliirte Armee unter dem Oberbefehle des preuß. Generalfeldmarschalls von Wrangel, unter welchem Prinz Friedrich Karl von Preußen die preuß. Truppen, der Feldmarschallieutenant von Gablenz das österr. 6. Armeecorps befehligte, rückte in Holstein ein und überschritt 1. Febr. die Eider. Die Preußen, auf dem rechten Flügel, stießen zuerst bei Missunde 2. Febr. mit den Dänen zusammen und trafen dann Anstalt, um die Schlei bei Arnis und Cappeln zu überschreiten. Die Oesterreicher marschirten auf die Stadt Schleswig zu und kämpften zuerst bei Jagel und Oberselk, wo der sog. Königsberg 3. Febr. erstürmt wurde. Somit war die dän. Stellung am Danewerk zugleich von vorn und in der Flanke bedroht, und man beschloß im dän. Kriegsrathe, dieselbe aufzugeben. In der Nacht vom 5. bis 6. Febr. trat die dän. Armee, unter Zurücklassung vieler Geschütze u. s. w., den Rückzug an, und das Gros erreichte glücklich die

verschanzte Stellung bei Düppel. Am 6. Febr. morgens besetzten die Oesterreicher Schleswig und lieferten dem Feinde ein blutiges Rückzugsgefecht bei Oeversee, während die Preußen ohne Widerstand die Schlei überschritten. Am 7. Febr. rückten die Alliirten in Flensburg ein. Das preuß. combinirte Armeecorps unter Prinz Friedrich Karl nahm jetzt Stellung im Sundewitt, um gegen Düppel zu operiren. Die preuß. Gardedivision und die Oesterreicher drangen nordwärts vor, um Nordschleswig von Feinden zu säubern, und besetzten schon 19. Febr. die jütländ. Grenzstadt Kolding. Dagegen begann die dän. Flotte in den nächsten Wochen die Blokade der norddeutschen Küsten. Unterdeß war in Flensburg eine oberste Civilbehörde installirt worden, bestehend aus einem preuß. Commissar, Freiherrn von Zedlitz, und einem österr. Commissar, Graf Revertera (später Freiherr von Lederer und zuletzt Freiherr Halbhuber von Festwill), die im Namen der alliirten Mächte die Verwaltung des Herzogthums Schleswig übernahm. Man verbot den Gebrauch der königl. dän. Insignien, hob die sog. Sprachrescripte auf, beseitigte das dän. Münzsystem, stellte den Zollverband S.s wieder her u. s. w. Gleichzeitig wurden polit. Vereine und Kundgebungen, namentlich in Betreff der Erbfolgefrage untersagt. Am 8. März begann von Kolding aus der Einmarsch in Jütland. Die preuß. Gardedivision warf die Dänen nach Fridericia zurück und die Oesterreicher nahmen Veile ein. In den nächsten Tagen (10. bis 15. März) drangen die Alliirten bis zum Limfjord vor, während die Dänen sich über den Sallingsund nach der Insel Mors zurückzogen. In der Nacht des 15. bis 16. März setzten die Preußen von der holstein. Küste nach der Insel Femern über, wo die dän. Besatzung überrumpelt und gefangen wurde. Ein Theil der preuß. Flotte unter Contreadmiral Jachmann bestand 17. März an der Ostküste von Rügen ein Seegefecht gegen ein weit überlegenes dän. Geschwader. Inzwischen belagerte Prinz Friedrich Karl die dän. Düppelstellung, und nach einem furchtbaren Bombardement erstürmten die Preußen 18. April die Düppeler Schanzen und den sonderburger Brückenkopf. Nunmehr wurde ganz Jütland bis zum Limfjord förmlich von den Alliirten occupirt; auch die Festung Fridericia ward, unter Zurücklassung eines großen Kriegsmaterials, von den Dänen 29. April geräumt. Zu Anfang Mai erschienen drei österr. Kriegsschiffe unter Contreadmiral Tegetthoff, denen sich im Texel einige kleinere preuß. Fahrzeuge angeschlossen, vor der Elbmündung und lieferten 9. Mai bei Helgoland dem dän. Blokadegeschwader ein hitziges Treffen. Eine unterdeß in London 25. April eröffnete Conferenz, woran sich die fünf Großmächte, der Deutsche Bund, Dänemark und Schweden betheiligten, vermittelte einen Waffenstillstand vom 12. Mai an; im übrigen ward kein Resultat erzielt. Der Antrag der deutschen Großmächte auf eine reine Personalunion zwischen Dänemark und S. wurde dänischerseits abgelehnt; ebenso wenig gelang es, sich über eine Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten zu verständigen. Nachdem 25. Juni die Londoner Conferenz auseinandergegangen, wurden tags darauf die Kriegsoperationen wieder aufgenommen. Man stellte Jütland unter österr.-preuß. Verwaltung und der preuß. General Vogel von Falckenstein wurde zum Gouverneur ernannt. Während die dän. Flotte die Blokade erneuerte, überschritten 29. Juni die Preußen unter General Herwarth von Bittenfeld den Alsensund und eroberten die Insel Alsen. Am 10. Juli setzten die Preußen bei Aalborg über den Limfjord, während auf dem linken Flügel die Oesterreicher über den Ottensund nach der Insel Mors vordrangen, ohne daß man noch auf dän. Truppen stieß. Somit war ganz Jütland in den Händen der Alliirten; selbst Fünen schien bedroht. Auch die kleine dän. Küstenflottille, die sich bisher im schlesw. Wattenmeere behauptet hatte, ergab sich 19. Juli dem alliirten Nordseegeschwader, und die nordfries. Inseln begrüßten österr. Jäger als ihre Befreier. Jetzt endlich bat Dänemark um Frieden. Am 18. Juli wurde zu Christiansfeld eine vorläufige Waffenruhe vom 20. an abgeschlossen, und 1. Aug. unterzeichnete man die Friedenspräliminarien zu Wien (s. d.), wodurch König Christian IX. alle seine Rechte auf S. (und Lauenburg) an Oesterreich und Preußen abtrat und versprach, deren weitere Dispositionen über diese Herzogthümer anzuerkennen. Dagegen bewilligten die deutschen Großmächte einen Waffenstillstand zunächst auf drei Monate, während dessen jedoch Jütland von den alliirten Truppen besetzt bleiben sollte.

Die internationale Seite der schlesw.-holstein. Frage war damit in der Hauptsache gelöst; aber desto größer wurden die anderweitigen Verwickelungen. Seit der formellen Beseitigung des Londoner Tractats war neben dem Erbprinzen von Augustenburg als zweiter Prätendent der Großherzog Peter von Oldenburg aufgetreten, dem Kaiser Alexander II. von Rußland als Chef der Linie Holstein-Gottorp (zu Kissingen 19. Juni 1864) alle seine Erbansprüche auf S. cedirt hatte. Der Deutsche Bund hatte unter dem Drucke der beiden deutschen Großmächte auf eine selbstständige Politik verzichten müssen. Schon längst lag ein von dem bair. Gesandten

von der Pforden verfaßter Ausschußbericht vor, der sich für das Augustenburgische Erbrecht aussprach, und Baiern hatte 12. März einen entsprechenden Antrag gestellt, der aber nicht zur Abstimmung gelangte. Nichtsdestoweniger forderte der Bundestag (7. und 21. Juli) beide Prätendenten auf, ihre Erbansprüche zu begründen, was demnächst beiderseits in ausführlichen Denkschriften geschah. Auch in S. erlitt die Bundesautorität schwere Niederlagen. Tumultuarische Vorgänge zwischen preuß. und hannov. Soldaten in Rendsburg gaben die Veranlassung, daß die Preußen 21. Juli die Bundestruppen nöthigten, diese Festung zu räumen. Erst 27. Nov. wurden die Bundestruppen daselbst wieder zugelassen. Inzwischen hatten die Friedensverhandlungen 25. Aug. begonnen und auf Grundlage der Präliminarien kam der Friede zu Wien 30. Oct. zum Abschluß. Dieser Friedensvertrag enthielt zunächst eine durchgreifende Grenzregulirung; es wurden nämlich die dän. Enclave Mögeltondern (acht Kirchspiele) nebst der dän. Insel Amrum und den dän. Theilen der Inseln Föhr, Sylt und Röm mit S. vereinigt, wogegen die schlesw. Insel Arröe und zwölf Kirchspiele im äußersten Nordosten und Nordwesten des Landes (bei Kolding und Ripen) an Dänemark fielen. Weiter wurde stipulirt, daß S. (und Lauenburg) von der dän. Gesammtschuld 29 Mill. dän. Thaler und überdies die Rückerstattung der Kriegskosten an die deutschen Großmächte übernehmen sollte. Auch ward den Herzogthümern die Auslieferung ihrer in Kopenhagen befindlichen Archive, sowie die Rückgabe der während des Kriegs weggeführten slesvigsburger Alterthumssammlung (seit 1868 in Kiel) zugesagt. Darauf erließ König Christian IX. unterm 17. Nov. zwei Offene Briefe an die Einwohner S.s (und Lauenburgs), worin er dieselben ihrer Pflicht und ihres Eides als Unterthanen oder Beamte entließ und von ihnen Abschied nahm. Die alliirten Occupationstruppen aber traten den Rückmarsch aus Jütland an, das bis zum 25. Nov. vollständig geräumt war. Nunmehr forderte Preußen 29. Nov. die Regierungen von Sachsen und Hannover auf, ihre Truppen aus Holstein (und Lauenburg) zurückzuziehen, da die nur gegen die dän. Regierung verhängte Bundesexecution daselbst durch den Wiener Frieden gegenstandslos geworden sei. Hannover erklärte sich dazu bereit, während Sachsen an die Entscheidung des Bundes appellirte. Am 1. Dec. stellten Oesterreich und Preußen beim Bundestage den förmlichen Antrag auf Beendigung des Bundesexecutionsverfahrens und Zurückziehung der Executionstruppen. Am 5. Dec. ward dieser Antrag angenommen, und binnen wenig Tagen war die Räumung bewerkstelligt. Am 7. Dec. 1864 legten die Bundescommissare ihr Amt nieder und übergaben die Verwaltung Holsteins (und Lauenburgs) an die österr.-preuß. Civilbehörde, welche demnächst die Regierung in Kiel aufhob und zum 1. Febr. 1865 für S. wieder nach alter Weise eine «Schleswig-Holsteinische Landesregierung» auf Schloß Gottorp bei Schleswig einsetzte.

Immer deutlicher gaben sich jetzt die Ziele der preuß. Politik kund. Unterm 14. Dec. 1864 erhielt das preuß. Kronsyndikat den Auftrag, ein Rechtsgutachten über die vorliegenden sämmtlichen Ansprüche auf S. (und Lauenburg) zu erstatten. Acht Tage später (22. Dec.) richtete Baron Karl von Scheel-Plessen nebst 16 Genossen eine Adresse an den wiener und berliner Hof, welche den «engsten Anschluß» S.s an die preuß. Monarchie als wünschenswerth bezeichnete. Diese sog. Siebzehner-Adresse veranlaßte eine Augustenburgische Gegendemonstration, die sog. Vierziger-Erklärung zu Kiel 15. Jan. 1865, welche die sofortige «Constituirung des schlesw.-holstein. Staats unter Herzog Friedrich VIII.» forderte. Dem gegenüber vereinigte sich die nationale Partei (zu Rendsburg 12. Febr.) über ein polit. Programm, worin alles Gewicht auf die bundesstaatliche Unterordnung S.s unter die «Schutzmacht» Preußen gelegt war, während die Person des Erbprinzen ganz unerwähnt blieb. Seit dieser offenen Spaltung entbrannte in S. ein mächtiger Parteikampf. Erbprinz Friedrich und seine Räthe setzten alle ihre Hoffnungen auf Oesterreich, das eben jetzt anfing, der preuß. Politik mit größerer Entschiedenheit entgegenzutreten, indem es namentlich die Verlegung der preuß. Marinestation von Danzig nach Kiel zu durchkreuzen versuchte. Ebenso wenig gelang es den beiden Mächten, sich über die vielfach gewünschte Einberufung der schlesw.-holstein. Stände zu verständigen. Endlich formulirte eine österr. Depesche vom 10. Juli das äußerste Maß der an Preußen in S. einzuräumenden Zugeständnisse. Ein offener Bruch schien unvermeidlich; doch fand die Diplomatie noch einmal ein Auskunftsmittel. Durch die am 14. Aug. abgeschlossene Convention von Gastein (s. d.) wurde, unbeschadet der Fortdauer der durch den Wiener Frieden gemeinsam erworbenen Rechte, stipulirt, daß Oesterreich diese Rechte in Holstein, Preußen aber in Schleswig ausüben, Lauenburg dagegen definitiv an Preußen übergehen solle. Der Bundestag nahm die Notification von diesem Vertrage ohne Widerspruch hin, und die Demonstrationen, welche in S. wie auch sonst gegen diese abermalige «Trennung» der Herzogthümer vorfielen, blieben

natürlich ohne Wirkung. Bald darauf (11. Sept.) erstattete das preuß. Kronsyndikat das erforderte Rechtsgutachten. Dasselbe lief in der Hauptsache darauf hinaus, daß die auf dem Londoner Tractat von 1852 beruhende dän. Thronfolgeordnung auch in S. Rechtskraft erlangt habe, und daß Preußen und Oesterreich, als Rechtsnachfolger des Königs Christian IX., nicht verpflichtet seien, Erbansprüche anderer Mitglieder des Oldenburger Hauses anzuerkennen.

Am 15. Sept. 1865 trat die durch den Gasteiner Vertrag geschaffene neue Ordnung ins Leben. Im Herzogthum Schleswig ward der General Freiherr von Manteuffel zum königl. preuß. Militär- und Civilgouverneur ernannt. Unter ihm fungirte der bisherige Civilcommissar von Zedlitz als Regierungspräsident und eine «Schleswigsche Regierung» ward auf Schloß Gottorp installirt. Eine kräftige und wohlwollende Verwaltung führte in wenigen Monaten eine Beruhigung der Gemüther herbei, wozu die persönlichen Eigenschaften des Gouverneurs viel beitrugen. Im Herzogthum Holstein trat als kaiserl. österr. Statthalter der Feldmarschallieutenant Freiherr von Gablenz ein, der seine Residenz in Kiel nahm; ihm war als Civildatus der Ministerialrath von Hoffmann beigeordnet. Eine sog. «Herzoglich Holsteinische Landesregierung» ward in Kiel errichtet und mit entschiedenen Anhängern des Erbprinzen Friedrich besetzt. In der ersten Zeit bestand ein nothdürftiges Einverständniß zwischen beiden Gouvernements. Seit Anfang 1866 trat indessen der Zwiespalt der beiden Mitbesitzer immer deutlicher hervor. Es handelte sich dabei nicht mehr allein um die Herzogthümer, sondern um die Oberherrschaft in Deutschland, und so mußten alle Vermittelungsversuche erfolglos bleiben. Nach einem gereizten Notenwechsel stellte Oesterreich 1. Juni die definitive Entscheidung der schlesw.-holstein. Frage dem Deutschen Bunde anheim und ließ durch den Statthalter die holstein. Provinzialstände nach Itzehoe berufen. Eine preuß. Depesche vom 3. Juni erklärte dies für einen Bruch der Gasteiner Convention. Am 6. Juni notificirte der Gouverneur von Manteuffel dem Statthalter Gablenz, daß er beauftragt sei, zur Wahrung der Rechte Preußens wieder in Holstein einzurücken, worauf Gablenz 7. Juni sich mit der holstein. Landesregierung nach Altona zurückzog und die österr. Truppen daselbst concentrirte. Auch Erbprinz Friedrich begab sich von Kiel nach Altona. An demselben Tage besetzten die Preußen Rendsburg und marschirten von da nach Itzehoe, wo das Zusammentreten der holstein. Provinzialstände durch militärische Maßregeln verhindert ward. Ein kleines preuß. Kriegsgeschwader auf der Elbe schien den Rückzug der Oesterreicher zu bedrohen. Eine Proclamation Manteuffel's (aus Rendsburg 10. Juni) verkündigte die Auflösung der sog. Herzoglich Holsteinischen Landesregierung und die Ernennung des Barons Karl von Scheel-Plessen zum königl. preuß. Oberpräsidenten für S. Darauf nahm Gablenz durch Proclamation vom 11. Juni Abschied von den Holsteinern und erklärte, daß er, der Uebermacht weichend, das Land verlasse. Am 11. und 12. Juni gingen die österr. Truppen über die Elbe nach Harburg, denen Erbprinz Friedrich folgte. Das Land unterwarf sich ohne Widerstreben der neuen Autorität. Sogar als General von Manteuffel unmittelbar nachher mit fast allen preuß. Truppen nach Hannover abrückte, ward die Ruhe nirgends gestört. Der Deutsche Krieg von 1866 (s. d.) entschied auch über das Schicksal S.s, indem Oesterreich durch den Friedensvertrag zu Prag 23. Aug. 1866 (Art. V) seine im Wiener Frieden erworbenen Rechte an Preußen abtrat, mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördl. Districte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen. Doch sind die deshalb angeknüpften Verhandlungen zwischen der preuß. und der dän. Regierung ohne Resultat geblieben. Am 27. Sept. 1866 kam ein Vertrag zwischen Preußen und Oldenburg zu Stande, wodurch Großherzog Peter die Rechtsansprüche der Linie Holstein-Gottorp zu Gunsten des preuß. Königshauses aufgab. Dafür erhielt er, außer einer Summe von 1 Mill. Thlr., das holstein. Amt Ahrensböck und einige anstoßende kleine Districte, welche 19. Juni 1867 an das oldenb. Fürstenthum Lübeck überliefert wurden. Schon vorher hatte (in Gemäßheit des Gesetzes vom 24. Dec. 1866 und des königl. Besitznahmepatents vom 12. Jan. 1867) die förmliche Einverleibung S.s in die preuß. Monarchie 24. Jan. 1867 stattgefunden. Endlich, 15. Nov. 1867, wurde S. auch dem Deutschen Zollverein einverleibt.

Außer den im Artikel Holstein angeführten Werken von Waitz und Handelmann vgl. Christiani, «Geschichte der Herzogthümer S.» (4 Bde., Flensb. 1776—79) und «Geschichte der Herzogthümer S. unter dem Oldenburgischen Hause» (Bd. 1 u. 2, Kiel 1781—84), fortgesetzt von Hegewisch (Bd. 3 u. 4, Kiel 1801—2) und von Kobbe (bis zum J. 1808; Altona 1834), die «Urkundensammlung» (1839 fg.), die «Quellensammlung» (1862 fg.) und die periodischen Publicationen (seit 1833) der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft.

für vaterländische Geschichte. Ueber die neuere Zeit vgl. Droysen und Sammer, «Die Herzogthümer S. und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geschichte der dän. Politik seit dem Jahre 1806» (2. Aufl., Hamb. 1850); Läbers, «Denkwürdigkeiten zur neuesten schlesw.-holstein. Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1851—53); Bauditzin, «Geschichte des schlesw.-holstein. Kriegs» (Hannov. 1862); Fich, «Umriß der polit. Geschichte des dän.-deutschen Streits» (Berl. 1865); Rüstow, «Der deutsch-dän. Krieg von 1864» (Zür. 1864); «Der österr.-preuß. Krieg gegen Dänemark» (Wien 1865); Fontane, «Der schlesw.-holstein. Krieg von 1864» (Berl. 1866); «Die Herzogthümer seit dem 15. Nov. 1863» (Berl. 1866); «S. und die Annexion» (Freiburg 1867); Thudichum, «Verfassungsgeschichte S.s 1806—50» (Tüb. 1871).

Schlettstadt, Kreishauptort im Bezirk Unter-Elsaß, an der Ill, 45 Kilom. südlich von Straßburg, an der Eisenbahn Straßburg-Basel, welche hier nach Markirch und nach Zabern abzweigt, ist Sitz einer Kreisdirection, hat zwei Kirchen, ein Realgymnasium, ein Lehrerseminar, eine städtische Bibliothek mit werthvollen Handschriften und zählt (1875) 9088 E., welche hauptsächlich Handel mit landwirthschaftlichen Producten treiben und Fabriken für metallische Gaze unterhalten. S. wird schon in einer Urkunde von 728 erwähnt, wurde 1216 mit Mauern versehen, dann freie Reichsstadt und schloß sich als solche dem Zehn-Städte-Bunde an, dessen Archive sich in S. befanden, wurde 1632 von den Schweden, 1634 von den Franzosen eingenommen, welchen es durch den Westfälischen Frieden verblieb. Von Vauban 1676 befestigt, wurde S. 1814 von den Baiern, 1815 von den Oesterreichern bombardirt, ebenso seit 21. Oct. 1870 von den Deutschen, an die es 24. Oct. capitulirte. Deutscherseits wurde S. als Festung aufgegeben und sind die Festungswerke geschleift. Im 13. Jahrh. wurde zu S. das Glasiren thönerner Gefäße erfunden, im 15. Jahrh. errichtete hier Agricola (s. d.) eine Gelehrtenschule, welche über 900 Zöglinge zählte, darunter Erasmus von Rotterdam, Jakob Wimpheling, Martin Bucer, Jakob Spiegel, Beatus Rhenanus. Vgl. Dorlan, «Notices historiques sur S.» (Colmar 1843); Wolff, «Geschichte des Bombardements von S.» (Berl. 1874).

Schleuder, eine Kriegswaffe, die sowol im Alterthum wie im Mittelalter üblich war. Bei den Griechen, wo sie Sphendone (σφενδόνη) hieß und schon von Homer erwähnt wird, waren namentlich die Aetoler und Akarnaner als Schleuderer oder Sphendoneten berühmt. Bei den Römern, die in der spätern Zeit namentlich Bewohner der Balearischen Inseln als Schleuderer oder Funditores brauchten, unterscheidet Vegetius in der Kaiserzeit zwei Arten von S.: die gewöhnliche, aus Riemen oder geflochtenem Haar, zuweilen Menschenhaar, bestehende, Funda genannt, die vor dem Wurfe über dem Kopfe geschwungen ward, und den Fustibalus, eine Stabschleuder, wo die Riemen mit einem Stabe verbunden waren, und die blos geschnellt wurde. Aus beiden Arten wurden runde Kiesel (lapides missiles) oder auch eichelförmige, mit einem Stachel versehene Bleikugeln (glandes) mit solcher Heftigkeit geworfen, daß sie Sturmhauben und Schilder zerschlugen. Die Schleuderer bildeten bei den Griechen und Römern mit den Wurfspießwerfern (Akontisten, Jaculatores) und Bogenschützen (Toxoten, Sagittarii) die drei Arten des leichten Fußvolks.

Schleudermaschine (Centrifuge) nennt man die aus einem rotirenden Kessel und passendem Gestell bestehende Maschine, welche die Trennung flüssiger von festen Körpern mittels der Centrifugalkraft bewirkt, welche bei der Rotationsbewegung körperlicher Theile auftritt. Die zu behandelnden Materialien werden in einen Kessel eingebracht, dessen Wandung vielfach perforirt ist und der von einer Antriebwelle eine schnelle Rotationsbewegung (mit 50—60 Mt. Geschwindigkeit pro Stunde) empfängt.

Schleuse im engern Sinne bezeichnet zunächst ein für Schiffahrtszwecke dienendes Bauwerk, welches den Zweck hat, den Uebergang eines Wasserfuhrwerks von einem tiefern Niveau auf ein höheres und umgekehrt zu vermitteln. Sie kommen entweder bei Kanälen oder regulirten Flüssen in Anwendung und bestehen im wesentlichen aus einer dem üblichen Fahrzeuge angepaßten, gemauerten oder hölzernen Kammer, die mittels zweier Thore, einem obern, den höhern Wasserspiegel zurückhaltend, und einem untern, verschlossen werden kann. Will man ein Schiff nach oben bringen, so wird es bei geschlossenem Oberthore zunächst in die Kammer eingeführt, dann das untere Thor zugemacht und in die Kammer vom obern Niveau in irgendeiner Weise, z. B. mittels einer aufziehbaren Schütze, Wasser in die Kammer eingelassen, bis dieses das obere Niveau erreicht hat. Damit hat sich aber auch das Schiff gehoben, das obere Thor kann, ohne einen Gegendruck zu erleiden, geöffnet werden und das Schiff aus der S. fahren. Der umgekehrte Vorgang wird eingehalten, wenn es sich darum handelt, Schiffe von oben nach unten zu bringen. Das Oeffnen und Schließen der Thore, welche ein- oder zweiflügelig sein können,

geschieht meist durch mechan. Vorrichtungen, z. B. durch Rad und Getriebe mittels Zahnstange u. s. w. Für die Einleitung oder Ausleitung des Wassers in der Kammer hat man häufig kleine Kanäle, sog. Umläufe, angeordnet, wodurch die Thore sich einfacher und massiver gestalten, da sie keiner Durchbrechungen bedürfen, wie dies bei Anordnung von Schützen in denselben der Fall ist. Die Kammertheile, in denen sich die Thore bewegen, führen den Namen Oberhaupt (für das obere), Unterhaupt (für das untere Thor). Die Sohle der Kammer liegt in gleicher Tiefe mit jener des untern Fahrwassers. Der Unterschied zwischen der Sohle des obern und untern Fahrwassers (der obern und untern Haltung) heißt der Fall der S.; um den Druck auf die Thore nicht zu groß zu machen, geht man damit nicht gerne über 3 Mt. Handelt es sich, größere Höhen zu überwinden, so legt man lieber direct zwei oder mehr S. nacheinander, wobei man das Oberthor der ersten gleich als Unterthor der zweiten benutzen kann (**gekuppelte S.**). Man hat auch S., mittels welcher man mehr als ein Schiff gleichzeitig zu befördern vermag. Zu besondern Vorkehrungen geben S. Veranlassung, welche den Uebergang eines Schiffs von einem Kanal oder Fluß nach dem Meere gestatten sollen und bei denen die Wasserspiegel infolge von Ebbe und Flut variiren, sodaß einmal der Kanal, einmal der Meeresspiegel der höhere ist. Außer den für Schifffahrtszwecke dienenden S. führen diesen Namen auch andere Wasserbauwerke, die zur periodischen Trennung verschiedener Wasserstände in regulirten Strömen, zur Aufnahme von Flußwasser für Reinigungszwecke u. s. w. dienen.

Schleusingen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, in schöner, gesunder Lage 1230 Mt. über dem Meere am südl. Abhange des Thüringer Waldes an dem Flüßchen Schleuse, in das hier die Erle und die Nahe münden, gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat ein altes, gut renovirtes Schloß, zwei Kirchen und ein Gymnasium und zählt (1875) 3374 E., welche Bleiweiß, Glas, Papier, physik. Instrumente, Handschuhe, Porzellan und Holzspielwaaren fabriciren und Bierbrauereien und mechan. Webereien unterhalten. In unmittelbarer Nähe liegt ein schön gebautes Curhaus, in welchem Fichtennadel-, Mineral-, Moor- und Dampfbäder verabreicht werden. S. wird auch als klimatischer Curort benutzt. Die Stadt gehörte, wie der ganze Kreis, der (seit 1866 mit Schmalkalden) eine Enclave am Thüringer Walde bildet, in früherer Zeit zu der Grafschaft Henneberg und kam nach dem Aussterben der Grafen von Henneberg 1583 an Kursachsen, 1815 aber an Preußen. Vgl. Geßner, «Geschichte der Stadt S.» (Schleus. 1861). — Im **Kreise S.**, der auf 457,9 QKilom. (1875) 40,689 E. zählt, liegt auch die Stadt Suhl (s. d.).

Schlich, Schlieg, benennt man im Hüttenwesen das bei den nassen Aufbereitungsprocessen durch Schlämmen erhaltene reichere Pochmehl, die concentrirten Niederschläge, welches als **Grubenschlich, Schlammschlich, Untergorennschlich** bezeichnet wird. Da die S., wenn sie in den Schmelzöfen verschmolzen werden, leicht von dem Windstrome weggerissen werden oder Versetzungen bewirken, so werden sie gewöhnlich vorher durch Erhitzung oder mittels Kalkhydrat vereinigt. Häuptel heißt der am meisten Metall enthaltende S.; dann folgt **Mittelschlich** und zuletzt **Schwenzel** oder **Schwämmsel**.

Schlichtegroll (Adolf Heinr. Friedr.), ausgezeichneter Numismatiker, der Begründer des «Nekrolog der Deutschen», geb. 8. Dec. 1765 zu Waltershausen im Herzogthum Gotha, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Gotha, studirte zu Jena und Göttingen Theologie und Philosophie. Im J. 1797 wurde er Professor am Gymnasium zu Gotha, 1801 zugleich Bibliothekar und Aufseher des Münzcabinets, wodurch er in nähere Verbindung mit dem Herzog Ernst II. kam. Mit Eifer wirkte er seitdem für Förderung der Münzkunde. Seine Thätigkeit bekunden die «Annalen der Numismatik» (Bd. 1 u. 2, Gotha 1804) und die «Dactyliotheca Stoschiana» (2 Bde., Nürnb. 1805). Vor der Schlacht bei Jena rettete er das Münzcabinet und die vorzüglichsten Kleinodien des herzogl. Hauses nach Altona und folgte, nachdem er 1807 alles glücklich zurückgebracht, einem Rufe als Generalsecretär der königl. Akademie der Wissenschaften nach München. Später wurde er zum Director der Hofbibliothek und nach des Präsidenten F. H. Jacobi Austritt aus der Akademie mit deren Leitung betraut. Mit dem Hofbibliothekar Scherer begründete er die Zeitschrift «Teutoburg» für die Fortbildung der deutschen Sprache, die aber keinen Bestand hatte. Dann gab er das «Turnierbuch des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern» (4 Hefte, Münch. 1818—21) heraus. Einen weitverbreiteten Ruf erwarb ihm sein «Nekrolog der Deutschen» (28 Bde., Gotha 1791—1806). Er starb 4. Dec. 1822. Vgl. Weiller, «S.'s Leben und Wirken» (Münch. 1823).

Schliemann (Heinr.), durch seine Ausgrabungen in Troja und Griechenland hochverdient um die Alterthumsforschung, geb. 6. Jan. 1822 in Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin

als Sohn eines Geistlichen, besuchte 1833—36 die Realschule in Neustrelitz und trat dann in eine Handlung in Fürstenberg als Lehrling ein, wo er über fünf Jahre blieb, bis er sich beim Aufheben eines zu schweren Fasses die Brust beschädigte und arbeitsunfähig wurde. Er ging hierauf nach Hamburg, wo er sich als Schiffsjunge an Bord eines nach Laguayra in Venezuela bestimmten Schiffs anwerben ließ, das jedoch 12. Dec. 1841 an der Küste der Insel Texel scheiterte. Völlig mittellos und krank wurde er in Amsterdam in ein Hospital gebracht und erhielt hierauf eine Stelle als Bureaudiener. Hier gelang es ihm durch eisernen Fleiß und unter großen Entbehrungen sich die Kenntniß der engl., franz., holländ., span., ital. und portug. Sprache anzueignen, sodaß er eine Stelle als Correspondent und Buchführer der Firma Schröder u. Comp. in Amsterdam annehmen konnte. Nachdem er noch die russ. Sprache erlernt, schickten ihn seine Vorgesetzten 1846 als Agenten nach Petersburg, wo er 1847 ein Handlungshaus auf eigene Rechnung gründete. Nachdem er zu einigem Wohlstand gelangt war, begann er seit 1856 das Studium des Alt- und Neugriechischen und bereiste 1858—59 Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Aegypten, Syrien und Athen. Im Besitz eines großen Vermögens zog er sich 1863 vom Handel zurück, um ganz seinem Lieblingsstudium, der griech. Archäologie, zu leben. Nachdem er 1864—66 eine Reise um die Welt gemacht, besuchte er 1868 Ithaka, durchzog den Peloponnes und wandte sich dann nach der Küste Kleinasiens. Schon von frühester Kindheit an begeistert für die Helden Homer's, machte er sich nun die Erforschung des Schauplatzes ihrer Thaten und das Aufsuchen von Alterthümern aus ihrer Zeit zur Lebensaufgabe. Auf eigene Kosten ließ er im April 1870 zu Hissarlik, wo er die Stelle des alten Ilium vermuthete, Ausgrabungen vornehmen und legte bis 1873 die baulichen Structuren einer alten Stadt bloß, welche nach seiner Ansicht das homerische Troja war, was freilich von seiten einiger Gelehrten bezweifelt wurde. Auch fand er eine Menge Gefäße, Waffen, Geräthe, Schmucksachen (der sog. «Schatz des Priamus») von hohem Alter. Noch großartiger war der Erfolg der 1876 begonnenen Ausgrabungen in Mykenä (s. d.), wo er das «Grab des Agamemnon» öffnen ließ und eine Menge Waffen und Schmucksachen entdeckte. Im Herbst 1878 begab er sich wieder nach Hissarlik und setzte dort seine Ausgrabungen fort. Seine Reisen und Ausgrabungen hat S. beschrieben in «Ithaka, der Peloponnes und Troja» (Lpz. 1869), «Trojanische Alterthümer» (mit Atlas, Lpz. 1874), «Mykenae» (mit Vorwort von Gladstone, Lond. 1878; deutsch, Lpz. 1878).

Schließmuskeln (sphincteres) nennt man kräftige, ringförmig angeordnete Muskeln, welche die natürlichen Körperöffnungen (Mund, Augenlider, Harnblasenhals, Scheide, After) umgeben und durch ihre willkürliche Zusammenziehung die betreffende Oeffnung verschließen. (S. Muskeln.) Ihre Lähmung bewirkt immer schwere Functionsstörungen (Speichel- oder Thränenfluß, unwillkürlichen Stuhl- oder Harnabgang).

Schlik (Franz, Graf von S. zu Bassano und Weißkirchen), österr. General, geb. 23. Mai 1789 zu Prag, studirte die Rechte, trat dann beim Ausbruche des Kriegs 1809 als Lieutenant in das Regiment Albrecht-Kürassiere, wurde Adjutant des Feldmarschallieutenants Graf von Bubna, nach der Schlacht von Aspern Oberlieutenant bei Schwarzenberg-Ulanen und noch im Laufe des Feldzugs Rittmeister bei Radetzky-Husaren. Im J. 1812, als Oesterreich sich mit Frankreich verbündete, nahm er den Abschied und lebte auf seinen Gütern, bis die Kriegserklärung gegen Napoleon im Aug. 1813 ihn wieder zu den Waffen rief. Er wurde als Rittmeister bei Kienau-Chevauxlegers angestellt und Ordonnanzoffizier des Kaisers Franz. An den Schlachten der Hauptarmee nahm er rühmlichen Antheil, zuletzt bei Wachau, wo er das rechte Auge verlor. Er konnte deshalb an dem Feldzuge von 1814 nicht theilnehmen. Im J. 1815 Major geworden, avancirte er im Frieden bis zum Feldmarschallieutenant 1844. Nach der wiener Revolution von 1848 wurde er Commandant von Krakau, Ende November aber zum Befehlshaber eines Corps von 8000 Mann ernannt, das bei Dukla in Galizien zum Einmarsch nach Oberungarn versammelt ward. Mit diesem schwachen Corps erkämpfte er gegen überlegene Streitkräfte der Insurgenten Sieg auf Sieg, bis er, von mehr als dreifacher Ueberzahl umringt, von Kaschau, seinem Stützpunkte, einen meisterhaften Rückzug nahm. Jetzt erhielt er Befehl, sich mit der Hauptarmee des Fürsten Windischgrätz zu vereinigen, welchem er sodann die Schlacht von Kápolna gewinnen half. Nach der Unterwerfung Ungarns wurde S. General der Cavalerie, Commandant des 2. Armeecorps und commandirender General in Mähren. Im März 1854 bei den Rüstungen Oesterreichs in der orient. Frage erhielt er den Oberbefehl über die Erste Armee, im Juni den über die Vierte Armee (in Galizien). Im ital. Kriege 1859 befehligte er zuerst im adriatischen Küstenlande; als aber nach dem Rückzuge der

Oesterreicher hinter den Mincio die gesammten Streitkräfte in zwei Armeen getheilt wurden, trat S. an die Spitze der zweiten, welche in der Schlacht bei Solferino den rechten Flügel bildete. Nach dem Frieden trat S. in den Ruhestand und starb 17. März 1862 zu Wien.

Schlingen, Hinabschlucken (deglutitio), heißt der Act, mittels dessen feste oder flüssige Körper, besonders Nahrungsmittel aus dem Munde in den Magen gefördert werden. Das S. besteht in einer Reihenfolge von (anfangs willkürlichen, später unwillkürlichen) Muskelzusammenziehungen, welche den Bissen successiv nach hinten und unten fortschieben. Die dabei betheiligten Organe (Schlingwerkzeuge) sind: die Zunge, der weiche Gaumen, besonders die beiden Gaumenbögen, der Kehldeckel, der Schlundkopf (pharynx, s. Rachen) und endlich die Speiseröhre (s. d.). Das S. beginnt damit, daß die Zunge, indem sie sich erst vorn, dann allmählich weiter hinten an den Gaumen andrückt, den Bissen hinter die Zungenwurzel schiebt. Dort empfängt ihn der weiche Gaumen und zieht sich zusammen, während gleichzeitig der Kehlkopf in die Höhe steigt und der Kehldeckel rückwärts klappt und dadurch den Eingang in die Luftwege verschließt. Ueber ihn hinweg gleitet nun der Bissen in den Schlundkopf und von da in die Speiseröhre, welche ihn durch wurmförmige Zusammenziehungen allmählich in den Magen hinabbefördert. Das S. kann mannichfach krankhaft gestört sein, durch organische oder Nervenleiden der betheiligten Organe. Bisweilen kommt der Bissen durch die Nase zurück (besonders bei Löchern im Gaumen oder Verschwellung des Schlundkopfs), bisweilen gelangen die Flüssigkeiten oder festen Bissen in die Luftwege (das sog. Verschlucken oder in die unrechte Kehle kommen), wenn entweder der Kehldeckel während des S. sich aufrichtet, wie beim Lachen und Einathmen, oder organische Zerstörungen und Verbildungen des Kehldeckels vorhanden sind. Mitunter, bei Lähmungen der Speiseröhre, stürzt das Getränk polternd in den Magen hinab. Bisweilen bleibt ein Bissen, dem Patienten fühlbar, an einer bestimmten Stelle im Halse oder in der Brust sitzen (Schlingunvermögen, dysphagia), ein Zeichen von verschiedenen Entzündungen, Verengungen, Krämpfen und andern Krankheiten der Speiseröhre. Endlich kommen auch die hinabgeschluckten Speisen nach kürzerer oder längerer Zeit, ohne bis in den Magen gelangt zu sein, wieder in den Mund heraufgestiegen (Wiederkäuen, ruminatio), was meist auf organischen Störungen (Erweiterung, Verengerung, Lähmung) der Speiseröhre beruht.

Schlingern heißt die Bewegung des Schiffs von einer Seite zur andern, im Gegensatze zum Stampfen, der Bewegung in der Längenachse. Ein jedes Schiff schlingert nach dem Zustande der See mehr oder weniger, und diese Bewegung nimmt zu, wenn der Wind von hinten kommt, da dann die Fläche der Segel und der Druck des Windes auf sie keine Stütze bietet. Liegt der Schwerpunkt tief, so werden die schlingernden Bewegungen schnell und heftig; liegt er hoch, so werden sie länger, aber desto tiefer, wie meistens bei den Panzerschiffen, bei denen sowol der Panzer als die schweren Geschütze den Schwerpunkt erhöhen. In beiden Fällen wird das Schiff sehr angegriffen, und man muß daher sowol bei der Staunung sorgsam verfahren, als auch bei der Vertheilung der Panzerlast sehr vorsichtig sein.

Schlingpflanzen, s. Lianen.

Schlittschuhe oder, wie Klopstock schrieb, Schrittschuhe, sind eine sehr alte Erfindung. Ihrer oder doch der «Schneeschuhe» wird schon in der «Edda» in dem Bilde von dem Gotte Uller, «den Schönheit, Pfeil und S. vor den übrigen auszeichnen», gedacht. Es gibt verschiedene Arten derselben: holländische mit glattem, deutsche mit scharfgerinntem, amerikanische mit rundlichem Stege, ebenso verschiedene Methoden der Befestigung am Fuße. Am meisten wird natürlich im Norden auf S. gelaufen, besonders in dem von Kanälen durchschnittenen Holland, von wo aus sich das Schlittschuhlaufen in Europa verbreitet hat. Seit 1870 hat sich der Amerikaner Hayes als außerordentlicher Schlittschuhkünstler in vielen Städten producirt. Ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer war Klopstock, der in mehrern Oden die Kunst besang; auch Schiller, Goethe, Herder, Cramer, Krummacher, Tollens u. a. liebten die «Kunst Dialf's». Vgl. Swatek, «Das Schlittschuhlaufen» (Wien 1874). In neuerer Zeit hat sich auch in den größern Städten Deutschlands das Laufen auf Rollschlittschuhen eingebürgert; s. Skating-Rink.

Schlömilch (Oskar), namhafter deutscher Mathematiker, geb. 13. April 1823 zu Weimar, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und machte seine Studien zu Jena, Berlin und Wien. Bereits 1844 habilitirte er sich für Mathematik an der Universität zu Jena, wo er 1846 eine außerord. Professur erhielt. Im J. 1849 folgte er einem Rufe als Professor der höhern Mathematik an das Polytechnikum in Dresden. Im J. 1874 wurde er als Geh. Schulrath und Referent für höhere Unterrichtsangelegenheiten in das sächs. Cultusministerium berufen. S.'s literarischer Ruf wurde zunächst durch eine Reihe vorzüglicher mathem. Lehr-

bücher begründet, die auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Dahin gehören: «Handbuch der algebraischen Analysis» (5. Aufl., Jena 1873), «Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie» (5. Aufl., Eisenach 1873), «Lehrbuch der analytischen Geometrie des Raumes» (4. Aufl., Lpz. 1877), «Compendium der höhern Analysis» (4. Aufl., 1. Bd., Braunschw. 1874; 2. Bd. auch unter dem Titel «Vorlesungen über einzelne Theile der höhern Analysis», 3. Aufl. 1878), «Uebungsbuch zum Studium der höhern Analysis» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878). Im J. 1856 begründete S. mit Witzschel die «Zeitschrift für Mathematik und Physik», deren Redaction er seit des letztern Tode mit Kahl und Cantor leitet.

Schloß nennt man in der Architektur das Wohnhaus eines vornehmen Herrn, wenn dasselbe nicht in geschlossener Reihe mit andern Häusern einer Stadt, in welchem Falle es Palast heißt, sondern isolirt oder auf dem Lande gelegen ist, in neuerer Zeit wird wol auch das Herrnhaus eines größern Ritterguts S. genannt. Weil diese Schlösser aus den ursprünglich stets befestigten Burgen des Mittelalters seit dem Beginn des 16. Jahrh. sich entwickelt haben, tragen sie noch heute häufig die Spuren der ehemaligen Befestigung, sind oft mit Mauer und Graben umgeben und mit Thürmen, Zinnen u. s. w. versehen. Auch bei ganz modernen Bauten der Art werden diese ursprünglich rein praktischen Zwecken dienenden Bauformen nicht selten der Decoration wegen, um dem Ganzen mehr malerischen Charakter zu verleihen, angewendet. Zu den berühmtesten Schlössern älterer Zeit gehören in Frankreich das Louvre und die Tuilerien zu Paris; ferner die Schlösser zu Pierrefonds, Blois, Gaillon, Chantilly, Bury, Chennoncaux, Chambord, Maume, Fontainebleau, Pailly, Verneuil, Ecouen, Madrid, in Deutschland die zu Heidelberg, Aschaffenburg, Mainz, Berlin und von ganz modernen Bauten das S. zu Schwerin.

Schloß, in der gewöhnlichsten Bedeutung des Wortes, bezeichnet die Vorrichtung zum Verschließen der Thüren, Schiebladen, Kasten und sonstigen Behältnisse aller Art. Im allgemeinen enthält jedes S. einen Riegel, der mittels eines Schlüssels in Bewegung gesetzt wird. Zum Einbringen des Schlüssels dient das Schlüsselloch, welches gewöhnlich durch einen Schlüssellochdeckel vor der Verunreinigung durch Staub u. s. w. geschützt, öfters auch durch ein sog. Bezir in solcher Weise unzugänglich gemacht wird, daß man es erst mittels besonderer Kunstgriffe für den Eintritt des Schlüssels öffnen muß. Ihrer Anbringungsweise nach unterscheidet man die Schlösser in Vorlegschlösser, Hängschlösser, welche frei angehängt werden; angeschlagene Schlösser, Kastenschlösser, von einem eisernen oder messingenen Gehäuse (Schloßkasten) umgeben, der mittels Schrauben auf der Innenseite der Thür oder des Behältnisses sichtbar und vorspringend befestigt wird; Einlaßschlösser, welche man in einer Vertiefung des Holzes anbringt, sodaß sie sichtbar sind, aber nicht über dessen Fläche hervorspringen; Einsteckschlösser, welche ganz und gar in die Holzdicke verborgen werden, mit einziger Ausnahme der schmalen Seite, auf welcher der Riegelkopf heraustritt. Nach der Art, wie der Riegel in seiner die Verschließung bewirkenden Stellung erhalten wird, theilt man die Schlösser in deutsche, Bastard- und franz. Schlösser, von welchen die letztern gegenwärtig fast allein üblich sind. Der Zweck bei dem Baue eines guten S. muß sein, das Oeffnen desselben für jedes andere Werkzeug als den dazu bestimmten Schlüssel unmöglich zu machen. Gewöhnliche, aber in der Regel sehr ungenügende Mittel hierzu sind: verschiedene Schweifungen des Schlüsselbarts, nach welchem auch das Schlüsselloch geformt sein muß; hohle (rohrartige) Schlüssel von runder, viereckiger, sternförmiger, rosen- oder kleeblattförmiger Gestalt, nebst einem dazu passenden Stifte (Dorn) im Innern des S.; endlich die Befatzungen oder Eingerichte, innerlich um das Schlüsselloch angebrachte Blechreifen, welche jeden Schlüssel an der Umdrehung verhindern, der nicht in seinem Barte entsprechende Einschnitte oder Oeffnungen enthält. Es ist bekannt genug, daß trotz dieser Vorrichtungen die meisten Schlösser sehr leicht mittels des Sperrzeugs der Schlosser geöffnet werden können. Man hat daher darauf gesonnen, unter dem Namen Sicherheitsschlösser solche Schloßconstructionen zu erfinden, welche dem Sperrzeuge widerstehen und in der That nur durch den zugehörigen Schlüssel zu öffnen sind. Dies ist mittels der sog. Combinationsschlösser erreicht worden, deren Eigenthümlichkeit und Wesen darin besteht, daß sie mehrere (2—10) Zuhaltungen enthalten, welche sämmtlich zu gleicher Zeit und auf verschiedene Weise vom Schlüssel bewegt werden, um den Riegel frei und schiebbar zu machen. Unter den mannichfaltigen, nach diesem Principe gebauten Schlössern haben die von Bramah, Chubb und von Yale besondern Ruf erlangt. Diese drei werden gegenwärtig vorzugsweise angewendet und gewähren, richtig ausgeführt, den höchsten erreichbaren Grad von Sicherheit, sind aber für einen ganz allgemeinen Gebrauch zu kostspielig. Ihnen steht ein älteres Combinationsschloß, das Ring-, Mal- oder Buchstabenschloß (bei welchem eine Anzahl mit Buchstaben oder Zeichen

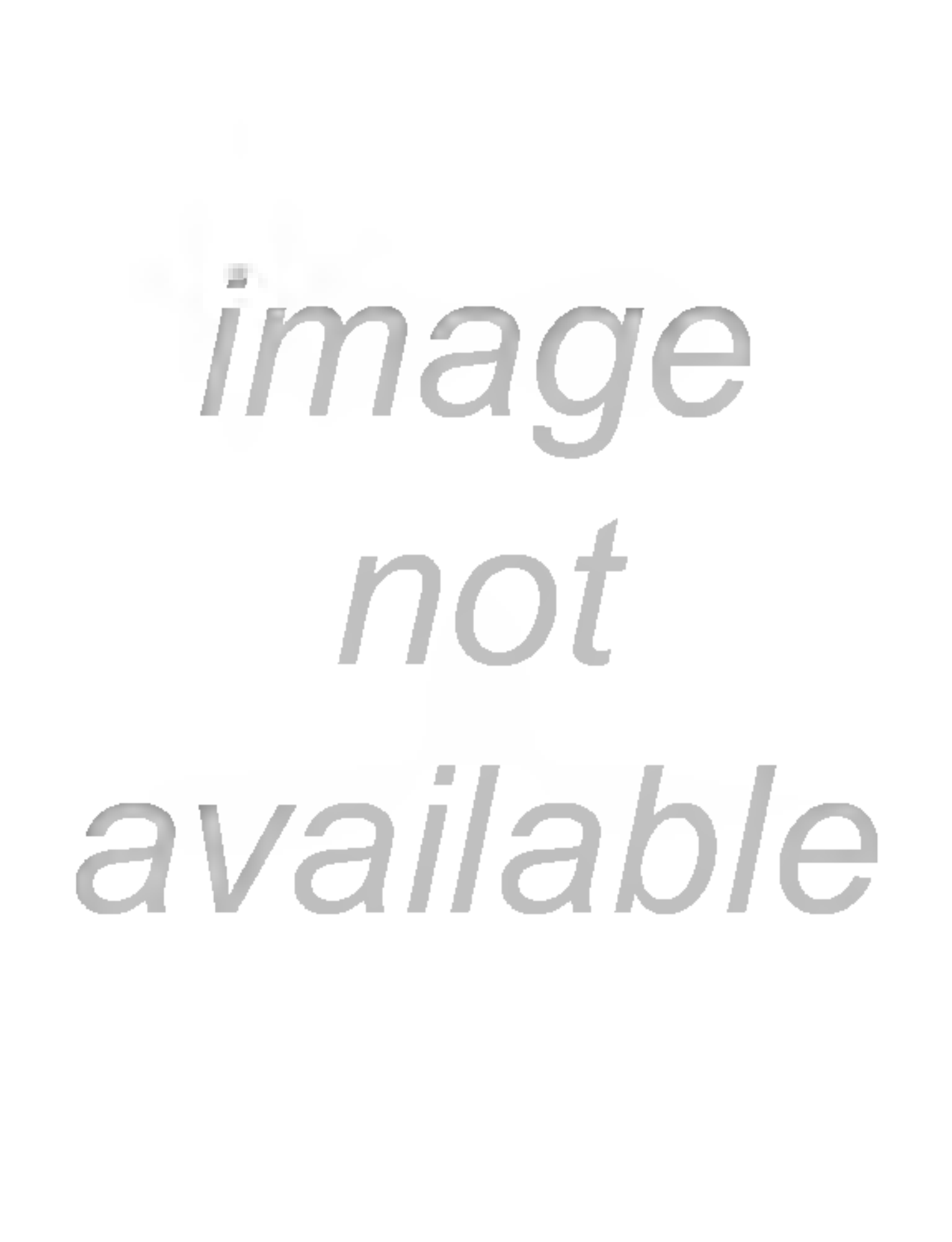


image
not
available

Dante (Lpz. u. Heidelb. 1855) und die Beiträge zu dem von ihm mit Ernst herausgegebenen «Archiv für Geschichte und Literatur» (5 Bde., Frankf. 1830—35) hervorzuheben. In Jever wurde ihm 2. Sept. 1878 ein Denkmal errichtet. Vgl. Gervinus, «Friedrich Christoph S.» (Lpz. 1861); Löbell, «Briefe über den Nekrolog S.'s» (Chemnitz 1862; anonym); Weber, «Friedrich Christoph S., der Historiker» (Lpz. 1876; Festschrift); Erdmannsdörfer, «Gedächtnißreden zu der Feier von S.'s 100jährigem Geburtstag» (Heidelb. 1876).

Schlosser (Joh. Georg), deutscher Prosaist und Uebersetzer, geb. 1739 zu Frankfurt a. M., Goethe's Jugendfreund und mit dessen Schwester verheirathet, studirte in Gießen, nachher in Altdorf die Rechtswissenschaften. Er trat in die Dienste des Prinzen Friedrich von Württemberg zu Mömpelgard, ging dann nach Karlsruhe, wurde 1773 Amtmann in Emmendingen, 1787 Geh. Hofrath in Karlsruhe und 1790 Geheimrath und Director des Hofgerichts. Im J. 1794 nahm er seine Entlassung und privatisirte nun erst in Ansbach, dann seit 1796 in Eutin. Im J. 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zum Syndikus, wo er 17. Oct. 1799 starb. S. war ein tiefer Denker und eifriger Wahrheitsfreund und besaß das Talent einer glänzenden Darstellung. Sein «Seuthes, oder der Monarch» (Straßb. 1788) und andere Schriften über Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von klarem Kopfe und warmem Rechtsgefühl. Er liebte und studirte die Alten und hat Longin's Schrift «Vom Erhabenen» (Bas. 1781) und mehreres aus Aeschylus, Plato und Aristoteles übersetzt. Seine «Kleinen Schriften» erschienen in sechs Bänden (Bas. und Frankf. a. M. 1779—94). Vgl. die Biographie S.'s von Nicolovius (Bonn 1844). — Johann Friedrich Heinrich S., bekannt als Convertit und eifriger Verfechter ultramontaner Bestrebungen, geb. 30. Dec. 1780 zu Frankfurt, Neffe des Vorigen und Sohn Hieronymus Peter S.'s (gest. 1797), ebenfalls eines Jugendfreundes von Goethe (auch als eleganter Jurist und lat. Dichter bekannt), praktizirte seit 1803 als Advocat in seiner Vaterstadt, wurde hierauf 1806 vom Fürsten-Primas zum Stadtgerichtsrath ernannt, legte aber diese Stelle bei Auflösung des Großherzogthums Frankfurt nieder, trat, wie schon vorher 1812 sein Bruder Christian S. (gest. 14. Febr. 1829), ein geistvoller, aber etwas überspannter Mann, zu Rom gethan hatte, 21. Dec. 1814 zugleich mit seiner Gattin Sophie, einer geborenen du Fay, zur kath. Kirche über und lebte dann ohne öffentliche Stellung theils in Frankfurt, theils auf seinem Landgute bei Heidelberg, dem ehemaligen Stifte Neuburg, theils auf Reisen seinen literarischen und kirchlichen Neigungen. Er starb zu Frankfurt 22. Jan. 1852. Als Schriftsteller hat er sich bekannt gemacht durch die Schriften: «Die morgenländ. orthodoxe Kirche Rußlands und das europ. Abendland» (Heidelb. 1845) und «Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte» (2 Bde., Mainz 1852; 2. Aufl. 1863). Seine Gattin starb 24. Mai 1865 zu Stift Neuburg. Vgl. «Goethe-Briefe aus Fritz S.'s Nachlaß» (herausg. von Frese, Stuttg. 1877).

Schlözer (Aug. Ludw. von), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, geb. 5. Juli 1735 zu Gaggstedt in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg, besuchte seit 1751 die Universität zu Wittenberg und seit 1754 die zu Göttingen, um Theologie zu studiren. Sein Plan, in der Zukunft den Orient zu bereisen, veranlaßte ihn zur Erlernung der orient. Sprachen. Nach beendeten akademischen Studien ging er 1755 als Hauslehrer nach Stockholm, dann nach Upsala. In Schweden schrieb er den «Versuch einer Handelsgeschichte» (Stockh. 1758) in schwed. Sprache. Im J. 1759 kehrte er nach Göttingen zurück, wo er sich der Medicin widmete. Hierauf ging er mit dem russ. Reichshistoriographen Müller als Hauslehrer und literarischer Gehülfe nach Petersburg. Sein erstes Geschäft in Petersburg war die Erlernung der russ. Sprache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altruss. Jahrbücher ging. Dann bearbeitete er die mittlere russ. Geschichte aus den Chroniken und Nationalschriftstellern, wurde 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Nasumowstij'schen Erziehungsanstalt und trennte sich nun von Müller völlig, der jetzt sein entschiedener Gegner wurde. In dieser Lage konnte ihm 1764 seine durch Michaelis bewirkte Ernennung zum Professor der Politik in Göttingen nur höchst willkommen sein. Im J. 1767 kehrte er nach Göttingen zurück. Mit dieser Anstellung begann S.'s weitumfassende und erfolgreiche Thätigkeit im Gebiete der Geschichte und Statistik. Die vorzüglichste Frucht seiner histor. Forschungen waren seine «Allgemeine nordische Geschichte» (2 Bde., Halle 1772) und die Uebersetzung des russ. Chroniſten Nestor bis zum J. 980 (5 Bde., Gött. 1802—9). Für eine geistvollere und lebendigere Behandlung der Universalgeschichte brach er durch seine «Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange» (2 Bde., Gött. 1792—1801) sowie durch eine «Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder» (3. Aufl., Gött. 1790) die Bahn. Zugleich erwarb er sich besondere Verdienste um die Statistik dadurch, daß er deren

Begriff und Umfang zuerst genauer bestimmte und eine vollständige Theorie derselben entwarf, wenn ihn auch hierbei eine einseitige Vorliebe für das Tabellenwesen beherrschte. Mit dem Studium der Staatswissenschaften in ihrem ganzen Umfange verband er auch die vielseitigste Thätigkeit als polit. Schriftsteller, in welcher Eigenschaft er besonders durch seinen «Briefwechsel» (10 Bde., Gött. 1776—82) und seine «Staatsanzeigen» (18 Bde., Gött. 1782—93) ebenso furchtlos als einflußreich wirkte. Im J. 1805 zog sich S. von allen Geschäften zurück, wurde 1804 vom Kaiser von Rußland geadelt und starb 9. Sept. 1809. Vgl. Zermelo, «August Ludwig S.» (Berl. 1875), und Wesendonk, «Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und S.» (Lpz. 1876). — Seine Tochter Dorothea, verehelichte Bürgermeister Rodde zu Lübeck, geb. 10. Aug. 1770, durch ihre gelehrten Kenntnisse berühmt, die sie mit aller weiblichen Liebenswürdigkeit zu vereinigen wußte, bearbeitete unter anderm die russ. Münzgeschichte in den trockensten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anspruchslos in den Kreis der weiblichen Wirksamkeit zurück. Sie starb auf der Rückreise aus dem südl. Frankreich zu Avignon 12. Juli 1825. — Christian von S., Bruder der Vorigen, geb. 1774 zu Göttingen, früher Professor an den Universitäten Dorpat und Moskau, später außerord. Professor in der philos. Facultät zu Bonn, hat sich insbesondere durch seine «Anfangsgründe der Staatswirthschaft» (russ. und deutsch, 2 Bde., Riga 1804—6) bekannt gemacht. Auch gab er seines Vaters «Oeffentliches und Privatleben aus Originalurkunden» (2 Bde., Lpz. 1828) heraus. Er starb 1831. — Kurd von S., deutscher Diplomat, Enkel Aug. Ludwig von S.'s, geb. 5. Jan. 1822 zu Lübeck, wo sein Vater, Karl von S., russ. Generalconsul war, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich seit 1841 erst zu Göttingen, später zu Bonn und Berlin orient. und histor. Studien. Nachdem er eine Schrift über den ältern arab. Reisenden Ibn-Dolef veröffentlicht (Berl. 1845), ging er nach Paris, um die dortigen Archive zu benutzen, worauf er wieder nach Berlin übersiedelte. Er wurde 1850 im auswärtigen Amte in Berlin angestellt, war 1857—69 Legationssecretär in Petersburg, Kopenhagen, Rom, ging dann als Geschäftsträger nach Mexico und wurde 1871 deutscher Gesandter in Washington. Von seinen histor. Arbeiten sind zu nennen: «Choiseul und seine Zeit» (Berl. 1849), «Geschichte der deutschen Ostseeländer» (3 Bde., Berl. 1850—53), «Verfall und Untergang der Hansa» (Berl. 1853), «Chasot. Zur Geschichte Friedrich's d. Gr. und seiner Zeit» (1. und 2. Aufl., Berl. 1856), «Die Familie von Mehern» (Berl. 1855), «Friedrich d. Gr. und Katharina II.» (Berl. 1859).

Schlucken, auch Schluckser oder Schlucksen (singultus), bezeichnet ein eigenthümlich schallendes, unwillkürliches, krampfhaftes Einathmen, welches durch stoßweise erfolgende Zusammenziehungen des Zwerchfells hervorgebracht wird, infolge deren die Luft eigenthümlich tönend durch die Stimmritze einströmt. Dieser Zwerchfellskrampf findet sich nach Ueberladung oder Erkältung des Magens, bei Entzündungen des Bauchfells, aber auch infolge von Reizung der Zwerchfellsnerven, welche z. B. vom Gehirn oder Rückenmark aus oder durch Reflex von entfernteren Nervenpartien her bedingt sein kann. Gegen schwere Fälle werden starke Riechmittel, Senfteige auf die Magengegend sowie die Anwendung der Elektricität und der narkotischen Mittel empfohlen. — Das Schluchzen, welches sich zum heftigen Weinen gesellt, ist dem Schlucken nahe verwandt und beruht ebenfalls auf hastigen Zwerchfellscontractionen.

Schlund, s. Rachen.

Schluß heißt in der Logik die Ableitung eines Urtheils aus einem oder mehrern andern. Im ersten Falle entstehen die einfachen Schlüsse, Schlüsse ersten Grades oder sog. Folgerungen, im zweiten die zusammengesetzten Schlüsse, Schlüsse des zweiten Grades oder Schlüsse im engern Sinne des Wortes. Zu den einfachen Schlüssen gehören der S. von dem Allgemeinen auf das Besondere, resp. vom Besondern auf das Allgemeine (Unterordnungsschluß), der von der Gültigkeit oder Ungültigkeit eines Urtheils auf die Ungültigkeit oder Gültigkeit des ihm entgegengesetzten (Entgegensetzungsschluß), sowie auch der auf das umgekehrte Urtheil (Umkehrungsschluß). Die zusammengesetzten Schlüsse heißen Syllogismen (s. d.). In ihnen erfolgt die Verbindung des höhern und niedern Begriffs (terminus major und minor) im Schlußsatze (conclusio) vermöge eines zu Hülfe genommenen Mittelbegriffs (terminus medius). Man theilt sie gewöhnlich in kategorische, hypothetische und disjunctive Schlüsse ein. Der abgekürzte sprachliche Ausdruck eines S. heißt Enthymem. Durch Zusammensetzung zweier oder mehrerer Schlüsse entstehen die Schlußgewebe oder Epichereme, und die Schlußreihen oder Schlußketten. (S. Sorites.) Wenn der Mittelbegriff zur Verknüpfung des minor mit dem major nicht völlig zureicht, so entstehen die Wahrscheinlichkeitsschlüsse, wohin die der Analogie und der

Induction gehören. Mangelhafte, scheinbare und täuschende Schlüsse heißen Fehlschlüsse oder Trugschlüsse (s. d.). Die Lehre von den Schlüssen ist von Aristoteles zuerst bearbeitet und auch zugleich auf den Grad der Vollendung gebracht worden, der im ganzen noch jetzt feststeht, obgleich die tiefere Einsicht in die Gesetze der Begriffbildung, auf denen ihre Formen beruhen, erst der neuern Zeit angehört und noch mancherlei Bearbeitung bedürftig ist.

Schlüsselbein (clavicula) ist ein länglicher, flach S förmig gekrümmter Knochen, welcher am untern Theile des Halses über der ersten Rippe liegt und das Brustbein mit dem Schulterblatte verbindet. Es hält dieser Knochen wie ein Strebepfeiler das Schultergelenk in gehöriger Entfernung vom Brustkasten und schafft so dem Arme die nöthige Freiheit und Festigkeit in seinen Bewegungen. Beim Bruche des S. sinkt der Arm nach innen herab und wird deshalb vom Kranken mit dem gesunden Arme in die Höhe gehalten. Der Bruch des S. erfolgt am häufigsten bei Kindern und heilt in der Regel leicht und ohne bleibende Functionsstörungen.

Schlüsselblume (Primula elatior), s. Primel.

Schlüsselburg, früher Nöteburg, Festung und Kreisstadt im russ. Gouvernement Petersburg, zählt (1870) 7892 E., welche außer Fischerei und Schifffahrt bedeutenden Handel treiben, für welchen die Stadt äußerst günstig liegt, nur 64 Kilom. von der Residenz entfernt, am Newastrom, da, wo derselbe aus dem Ladogasee tritt, und wo gleichzeitig der aus dem Wolchow und jenem See führende Ladogakanal seine Mündung hat, sodaß sämmtliche Barken, welche den Weg von der Residenz nach den Wolgaländern nehmen, diesen Ort berühren müssen. Die Festung befindet sich auf der Katharineninsel, wurde 1323 vom Großfürsten Jurji III. Danilowitsch zum Schutze des nowgorodschen Gebietes gegen die Schweden erbaut und Orechowetz, d. i. Nüßchen, genannt, wie die Insel Orechow-Ostrow oder Nußinsel. Am 6. Aug. 1348 von dem Schwedenkönige Magnus erobert und Nöteborg (Nußburg) genannt, war sie fortan beständiger Zankapfel zwischen Schweden und Rußland. Peter d. Gr., welcher die Festung den Schweden 12. Oct. 1702 entriß, erkannte sehr richtig die ungemeine Wichtigkeit des Ortes. Er ließ den Kanal graben und die Festungswerke der Stadt verstärken, auch Kasernen, Hospital, Kirchen und Fabriken anlegen. Eine histor. Bedeutung hat S. noch dadurch gewonnen, daß hier der unglückliche Iwan III. (s. d.) 1756—64 in Kerkerhaft gehalten und endlich ermordet wurde.

Schlüsselgewalt (potestas clavium) heißt nach Matth. 16, 19 im kirchlichen Sprachgebrauche die Gewalt der Geistlichen, Sünden zu vergeben und zu behalten. (S. Absolution.) Nach der Lehre der röm.-kath. Kirche kommt dieselbe dem Petrus als Statthalter Gottes auf Erden und als Nachfolgern desselben den Päpsten zu, allen andern Bischöfen oder Priestern aber nur kraft der ihnen vom Papste übertragenen Vollmacht. Auf Grund dieser Vorstellung hat sich nicht nur in der kirchlichen Malerei die Sitte gebildet, den Petrus mit einem Schlüssel in der Hand, «dem Schlüssel des Himmelreichs», abzubilden, sondern die Päpste führen auch den «Schlüssel» in ihrem Wappen. Die kath. Lehre von der S. hat sich allmählich aus der Vermischung zwei ursprünglich ganz verschiedener Vorstellungen, der Versöhnung des Sünders mit Gott und der Nothwendigkeit einer kirchlichen Disciplinargewalt zur Aufrechthaltung einer geordneten kirchlichen Gemeinschaft, gebildet. Erst seit Innocenz III. wurde es herrschende Meinung, daß der Priester nicht blos von den Kirchenstrafen (potestas oder clavis jurisdictionis), sondern auch von der Schuld vor Gott an Gottes Stelle und in einer auch im Himmel gültigen Weise (potestas oder clavis ordinis) absolviren könne. In letzterer Beziehung ist die kraft der S. ertheilte Absolution ein unfehlbar wirksamer sacramentaler Act. Da aber das Recht, die Sünden zu vergeben, auch das Recht, die Sünden zu behalten, einschließt, so hängt mit der priesterlichen S. auch der Kirchenbann oder die Excommunication und das Anathema zusammen. In der evang. Kirche wurde die Ertheilung der Absolution anfangs nur als eine besondere Weise, das Evangelium zu verkünden, angesehen und von der kirchlichen Disciplinargewalt oder der Befugniß, wegen öffentlichen Aergernisses von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen, unterschieden. Letztere, welche von den Reformatoren allein unter dem «Binden und Lösen» verstanden wird, bezieht sich daher nicht auf das Verhältniß zur innern, sondern zur äußern Gemeinschaft, nicht zum «Himmelreich», sondern zur sichtbaren Kirche, und ist als ein menschliches Urtheil gültig vor Gott nur soweit es gerecht ist. Das Recht des Bindens und Lösens aber steht der Gemeinde zu oder dem Pfarrer im Namen der Gemeinde als ihrem berufenen Diener. Doch finden sich schon in Luther's eigenen Schriften wider Stellen, in welchen die S. mit der Absolution aufs neue in Verbindung gebracht und auf das Vergeben oder Behalten der Sünden ohne weiteres bezogen wird. Die spätere luth. Dogmatik versteht unter S. in ähnlicher Weise die Gewalt, an Gottes Statt die Sünden zu vergeben oder

zu behalten, ohne strenge Scheidung zwischen Absolution und kirchlicher Disciplin. Daher haben neuerdings die strengen Lutheraner vielfach dieselbe Gewalt für die Pastoren als Mandatare Gottes in Anspruch genommen. Die reform. Kirche hielt von Anfang an die Verkündigung der göttlichen Sündenvergebung und die kirchliche Disciplinargewalt streng auseinander und blieb, während sie letztere vielfach in gesetzlicher Schroffheit handhabte, hinsichtlich ersterer bei der declarativen Form der Absolution stehen. Die Kirchenzucht (s. d.) wird in der reform. und unirten Kirche nicht von den Pfarrern allein, sondern von den Presbyterien geübt.

Schlußzettel, Schlußnote oder Schlußschein heißt die Urkunde, mittels deren ein Mäkler bezeugt, daß ein bestimmtes Handelsgeschäft durch seine Vermittelung zu Stande gekommen sei. Er gibt die Namen der Contrahenten, die Zeit, den Gegenstand und die Bedingungen des Vertrags an, muß nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche sofort nach dem Geschäftsabschlusse jedem Theile ausgehändigt werden und liefert in der Regel vollen Beweis, wenn er von einem vereideten Mäkler ausgestellt ist. Bei den sofort zu erfüllenden Geschäften (den sog. Tageskäufen) vollzieht der Mäkler den S. allein, bei den sog. Lieferungsgeschäften dagegen hat er die Note den Parteien zur Unterschrift vorzulegen und das von jeder unterzeichnete Exemplar der Gegenpartei zu behändigen. Verweigerung der Annahme oder der Unterschrift der Note gilt als Rücktrittsversuch, und der Mäkler muß davon den andern Contrahenten unverzüglich benachrichtigen. (S. Mäkler.) Das Deutsche Handelsgesetzbuch behandelt den S. in den Artikeln 73, 76—79, 82.

Schlüter (Andreas), berühmter deutscher Baumeister und Bildhauer, geb. 20. Mai 1664 in Hamburg als Sohn eines Bildhauers, verlebte seine Jugend in Danzig und nahm dann auf Reisen die niederländ., franz. und ital. Kunstbildung der damaligen Zeit in sich auf. Er wirkte als vielbeschäftigter Baumeister in Warschau, als er 1694 vom Kurfürsten Friedrich III. als Hofbildhauer nach Berlin gerufen wurde, zunächst für die Decoration des Marmorsaales in Potsdam. Bald aber zeigte sich seine größere künstlerische Bedeutsamkeit. Nachdem er 1695 Mitdirector der Akademie geworden, baute er 1696 das Schloß Lietzenburg (jetzt Charlottenburg genannt), modellirte 1697 die Statue des Kurfürsten und leitete von 1698 an den von Nehring begonnenen Zeughausbau, der ihm besonders die decorativen Schönheiten, vor allem die weltberühmten Masken der sterbenden Krieger verdankt (in Lichtdruck nach den Originalen herausg. von Dohme, Berl. 1877). Zum Schloßbaudirector ernannt, baute er das Residenzschloß, einen durch großartige malerische Conception und kraftvolle Durchführung des Einzelnen höchst ausgezeichneten Bau. Im J. 1703 wurde sein plastisches Hauptwerk, das Edelste, was er geschaffen, die Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin, enthüllt. Dieses unübertroffene Erzbild vereint vollkommen individuelle Auffassung mit Adel der Gestalt und Haltung und dem Ausdrucke geistiger Macht. Ein Thurm, den der König gegen den bessern Rath S.'s auf unzureichendem Baugrunde neben dem Schlosse errichtet haben wollte, wurde das Mittel, wodurch es Eosander von Goethe gelang, S. aus seiner Stellung als Baumeister 1706 zu verdrängen. Doch blieb er Hofbildhauer und modellirte 1713 noch das Grabmal Friedrich's I. Dann aber ging er nach Rußland, wo er die Gunst des Kaisers Peter in hohem Grade genoß, aber schon 1714 starb. Vgl. Klöden, «Andreas S.» (Berl. 1855); Adler, «Andreas S.'s Leben und Werke» (Berl. 1862); Dohme, «Kunst und Künstler»; derselbe, «Publication des berliner Schlosses» (Berl. 1877).

Schlute, Pflanze, s. Judenkirsche.

Schmack, veralteter Ausdruck für kleine holländ. Lastschiffe, die sehr unbeholfen gebaut sind und sehr flach gehen, um bei Flutzeit über die Watten der Nordseeströme fahren zu können. Ihr jetziger Name ist Tjalk. Sie unterscheiden sich von den ähnlich gebauten Kuffs nur dadurch, daß sie etwas kleiner sind und nur einen Mast haben, während jene deren zwei tragen.

Schmähschrift, s. Pasquill.

Schmalkalden, Kreisstadt im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, am südwestl. Abfalle des Thüringerwaldes in einem engen Thale, am Einflusse der Stille in die Schmalkalde, durch Zweigbahn nach Wernshausen mit der Werrabahn verbunden, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Bergamts, hat unregelmäßige, enge Straßen, eine höhere Bürger- und eine Töchterschule und zählt (1875) 6185 E. Von den beiden Schlössern der Stadt dient der Hessenhof dem Landrathsamte als Sitz, während die im schönsten Renaissancestile erbaute Wilhelmsburg (mit sehenswerther Kapelle) theils Sammlungen enthält, theils an Private vermiethet ist. Auf dem Altenmarkte steht die goth. Hauptkirche (1413—1509 erbaut), das Gasthaus zur Krone, in welchem 1531 der Schmalkaldische Bund geschlossen wurde,

das Rathhaus; den Platz schmückt eine Germania zum Andenken an Karl Wilhelm, den in S. geborenen Componisten der «Wacht am Rhein». Am Luthersplatze steht das sog. Lutherhaus (Buchhandlung von Wilisch), in welchem 1537 die Schmalkaldischen Artikel festgestellt wurden. Am westl. Ende der Stadt liegt das neu eingerichtete, in raschem Aufschwunge befindliche Soolbad mit sehr wirksamer Quelle. Den Haupterwerbszweig der Stadtbewohner, sowie auch theilweise der Umgebung bildet die Eisen- und Stahlfabrikation (die sog. Schmalkalder Artikel, wie Messer, Scheren, Feilen, Bohrer, Zangen, Ahlen, Striegel, Löffel, Nägel u. s. w.). In der Nähe von S. wird ansehnlicher Bergbau auf Eisen betrieben, das in verschiedenen Eisenhütten verschmolzen wird. S. war früher die Hauptstadt der Herrschaft S., die 1360 durch Kauf von den Burggrafen von Nürnberg an Hessen und Henneberg kam, aber nach Austerben der Grafen von Henneberg (1583) in den alleinigen Besitz von Hessen überging. Mit ganz Kurhessen kam 1866 auch die Herrschaft S. an Preußen und bildet seitdem den Kreis S., der auf 287,8 QKilom. (1875) 29,823 E. zählt. Von dem Areal der Herrschaft S. ist über die Hälfte mit Wald bedeckt. Durch Vertrag vom 14. Sept. 1866 trat Preußen die schmalkaldischen Staatsforste an den Herzog Ernst von Koburg-Gotha ab in der Eigenschaft eines integrirenden Bestandtheils des Domänenguts von Koburg-Gotha, mithin als fideicommissarisches Privateigenthum des herzogl. sachsen-gothaischen Gesammthauses, und zwar gegen Uebernahme verschiedener, durch den Krieg entstandener Zahlungsverbindlichkeiten an die Staatsangehörigen von Koburg-Gotha. Diese Forste zerfielen 1867 in sechs Reviere. Vgl. Häfner, «Geschichte der Herrschaft S.» (Meining. 1818); Wagner, «Geschichte der Stadt und Herrschaft S.» (Marb. 1849); «S. und seine Soolquellen» (Schmalk. 1878).

Schmalkaldische Artikel heißen die von Luther im Dec. 1536 zu Wittenberg aufgesetzten Artikel, welche die Grundlage der Verhandlung auf dem von Papst Paul III. nach Mantua ausgeschriebenen Concil bilden sollten. Da die prot. Stände bei der vorläufigen Berathung zu Schmalkalden im Febr. 1537 dieses Concil ablehnten, so wurden jene Artikel auch nur von den anwesenden Theologen unterschrieben und galten lange Zeit hindurch nur als Privatschrift Luther's, während der gleichzeitige Tractat Melanchthon's über den Primat des Papstes und die Immediction der Bischöfe sofort symbolisches Ansehen erhielt. Erst lange nach Luther's Tode begann man seine Artikel, besonders um der scharfen Ausprägung willen, die darin der eigenthümlichen Lehre gegeben war, im Streite wider die Schule Melanchthon's wieder hervorzuziehen und in verschiedenen Kirchenordnungen auf dieselben zu verpflichten. Im J. 1580 wurden sie als symbolische Schrift in das Concordienbuch aufgenommen und galten als eins der Hauptbekenntnisse des orthodoxen Lutherthums. Das eigene Manuscript Luther's, das in der heidelberger Bibliothek aufbewahrt wird, gab Marheineke (Berl. 1817) heraus.

Schmalkaldischer Bund. Nachdem Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 eine feindselige Haltung gegen die Reformation bewiesen, hielten Kurfürst Johann (s. d.) von Sachsen und dessen Sohn Johann Friedrich I. (s. d.), sowie Landgraf Philipp (s. d.) von Hessen mit andern prot. Reichsfürsten und Städten eine Versammlung zu Schmalkalden 22. bis 31. Dec. 1530 und beschlossen, wenn einer von ihnen in Sachen des Glaubens angegriffen würde, denselben gemeinschaftlichen Beistand zu leisten. Auf einer zweiten Versammlung ebendaselbst 29. März bis 4. April 1531 ward der Schmalkaldische Bund förmlich zunächst auf sechs Jahre abgeschlossen. Außer Kursachsen und Hessen traten bei Fürst Wolfgang von Anhalt, die Herzoge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, die Grafen von Mansfeld, die Städte Magdeburg, Bremen, Lübeck, Straßburg, Lindau, Konstanz, Memmingen, Biberach, Isny, Reutlingen und Ulm; bald folgten auch Eßlingen, Braunschweig, Göttingen, Einbeck und Goslar. Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp wurden als Bundeshauptleute anerkannt, und die Bundesverfassung ward im Dec. 1531 zu Frankfurt a. M. vollends vereinbart. Somit hatte sich der deutsche Protestantismus als polit. Macht consolidirt, und sein Einfluß machte sich bald fühlbar. Die Bundesgenossen verfagten dem Kaiser die Kriegshülfe gegen die Türken. Ueberdies weigerten sie sich, die Wahl seines Bruders Ferdinand I. zum röm. Könige anzuerkennen, in welchem Punkte sie von den streitgkath. Herzogen von Baiern und dem Könige Franz I. von Frankreich unterstützt wurden. Auch schlossen sie einen Bundesvertrag 22. Jan. 1532 mit König Friedrich I. von Dänemark. Karl V. mußte sich daher zur Nachgiebigkeit verstehen, und unter Vermittelung der Kurfürsten von Mainz und Pfalz kam der Nürnberger Religionsfriede 23. Juli 1532 zu Stande. Seitdem gewann der Protestantismus immer mehr an Ausdehnung und Macht, während der Kaiser außerhalb Deutschlands beschäftigt war. Im Einverständnisse mit Frankreich und

Baiern führte Landgraf Philipp 1534 mit Waffengewalt den vertriebenen Herzog Ulrich (s. d.) von Würtemberg in sein Land zurück. Der röm. König, Ferdinand I., sah sich genöthigt, im Frieden zu Kadan 29. Juni 1534 nicht nur die Wiedereinsetzung Ulrich's zu genehmigen, sondern auch in religiöser Hinsicht Concessionen zu machen. Auf einer neuen Versammlung zu Schmalkalden 24. Dec. 1535 wurde der Bund auf weitere 10 Jahre erneuert und beschlossen, alle, die darum nachsuchen und sich der Augsburgischen Confession gemäß halten würden, aufzunehmen. Demzufolge traten im folgenden Jahre bei: Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, drei Fürsten von Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Kempten, Hamburg, Hannover und Minden. Auch ein Bündniß mit König Christian III. von Dänemark wurde 5. Oct. 1536 vollzogen und erhielt durch einen zweiten Vertrag, zu Braunschweig 9. April 1538, noch weitere Ausdehnung. Auf der zahlreich besuchten Bundesversammlung zu Schmalkalden im Febr. 1537 lehnten die Bundesgenossen ab, das vom Papste zu berufende Concil in Italien zu beschicken und forderten ein wahrhaft freies Concilium in deutschen Landen; zugleich wurden die Schmalkaldischen Artikel abgefaßt.

Dem gegenüber vereinigten sich mehrere kath. Reichsstände in Nürnberg 10. Juni 1538 zu der Heiligen Liga (s. d.). Das Verhältniß zwischen beiden Religionsparteien gestaltete sich seitdem immer feindseliger. Doch gelang unter Vermittelung der Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz nochmals ein vorläufiger Vergleich (der sog. Anstand von Frankfurt 19. April 1539), wonach die Vortheile des Nürnberger Religionsfriedens von 1532 ausdrücklich auch allen später beigetretenen schmalkaldischen Bundesgenossen zugute kommen sollten. Gleichzeitig siegte der Protestantismus vollständig in Brandenburg und den meisten Staaten Norddeutschlands. Kaiser Karl V. wollte unter solchen Umständen durch eine anscheinend versöhnliche Politik vorerst Zeit gewinnen. Nachdem mehrere von ihm veranstaltete Religionsgespräche fruchtlos verlaufen, gab er auf den Reichstagen zu Regensburg 1541 und Speier 1544 den Protestanten beruhigende Erklärungen und schloß selbst 1541 ein Bündniß mit dem Landgrafen Philipp. Der Kaiser duldete sogar, daß der strengkath. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, der die bundesverwandten Städte Goslar und Braunschweig befehdet hatte, von den Bundesgenossen im Aug. 1542 aus seinem Lande verjagt wurde. Dagegen leisteten letztere dem Kaiser nicht nur Beistand gegen die Franzosen und Türken, sondern ließen ihm auch freie Hand 1543 gegen den mit Frankreich verbündeten Herzog Wilhelm von Kleve, obwol derselbe sich offen der Reformation zuneigte. Nachdem jedoch Karl V. wieder Frieden mit Frankreich und Waffenstillstand mit den Türken geschlossen, verbündete er sich mit dem Papste Paul III. Nunmehr fühlte er sich stark genug, um gegen die deutschen Protestanten einzuschreiten, welche damals, auf dem Reichstage zu Worms im Frühjahr 1545, entschieden jede Theilnahme an dem Tridentinischen Concilium verweigerten. Zunächst ließ der Kaiser gegen den reformatorisch gesinnten Kurfürst-Erzbischof von Köln, Hermann von Wied, ein Proceßverfahren einleiten und ihn mit Absetzung bedrohen. Dagegen siegten die schmalkaldischen Bundesgenossen im Sept. 1545 über Herzog Heinrich den Jüngern, als derselbe sein Land wiederzuerobern versuchte, und nahmen ihn gefangen. Auch beschloß die Bundesversammlung zu Frankfurt 21. Jan. 1546, dem Kurfürsten von Köln gegen jeden Angriff beizustehen. Eine Gesandtschaft wurde an den Kaiser geschickt, um die Sistirung des Proceßverfahrens zu erbitten, worauf dieser eine beruhigende Antwort ertheilte. Während infolge dessen die Bundesgenossen jede Vorsichtsmaßregel verabsäumten, begann Karl V. Rüstungen in Deutschland, Niederland und Italien und sicherte sich durch geheime Verträge den Beistand der kath. deutschen Fürsten, sowie auch des prot. Herzogs Moritz (s. d.) von Sachsen. Endlich warf der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg die Maske ab. Als die Protestanten anfragten, gegen wen die Rüstungen gerichtet seien, antwortete er 17. Juni 1546, daß er nur die kaiserl. Würde aufrecht erhalten wolle gegen die ungehorsamen Fürsten, welche unter dem Vorwande des Evangelismus sich auflehnten. Offenbar waren vorzugsweise die beiden Bundeshauptleute Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp gemeint, und diese wurden auch 20. Juli 1546 förmlich in die Reichsacht erklärt. Vergeblich bemühten sich die kaiserl. Räthe, durch zweideutige Erklärungen die übrigen Bundesgenossen zur Neutralität zu bewegen und namentlich den Schein eines Religionskriegs zu vermeiden.

Obschon der ablaufende Bundesvertrag noch nicht förmlich erneuert worden war, hielten doch die überraschten Bundesverwandten treu zusammen, und es begann somit der **Schmalkaldische Krieg**. Der Feldhauptmann Schertlin (s. d.) mit den Soldtruppen der oberdeutschen Städte nahm schon 10. Juli 1546 die Ehrenberger Klause ein und wollte von da

in Tirol einrücken, um sich der Alpenpässe zu bemächtigen und dem Kaiser den Zuzug aus Italien abzuschneiden. Man rief ihn aber zurück und er stieß Anfang August bei Donauwörth zu dem Hauptheere des Bundes, welches unter Anführung des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp von Norden heranrückte. Während so der Kaiser, jeden Zusammenstoß vermeidend, die ital. Hülfstruppen an sich ziehen konnte, wurden im prot. Lager durch den Hader und die Eifersucht der beiden Bundeshauptleute alle Operationen gelähmt. Beide feindlichen Heere manövrirten längs der Donau gegeneinander, und erst, nachdem im September auch die niederländ. Truppen zum Kaiser gestoßen, drängte dieser die Bundesgenossen nach Schwaben zurück, als sie Mitte October bei Giengen ein festes Lager bezogen. Auf die Nachricht, daß Herzog Moritz Kursachsen angegriffen und größtentheils erobert habe, ging jedoch das Bundesheer 22. und 23. Nov. 1546 auseinander. Kurfürst Johann Friedrich eilte zurück, um sein Land wiederzugewinnen, und auch Landgraf Philipp kehrte heim. Die Bundesverwandten in Süddeutschland, schutzlos preisgegeben, mußten daher um Frieden bitten. Im Laufe Dec. 1546 und Jan. 1547 unterwarfen sich dem Kaiser alle Reichsstädte, ebenso der Herzog Ulrich von Würtemberg. Sie mußten dem Schmalkaldischen Bunde entsagen und hohe Kriegscontributionen bezahlen. Dann wurde der Kurfürst Hermann von Köln gezwungen, zu resigniren (25. Febr.), und sein Nachfolger stellte den Katholicismus im Lande wieder her. Unterdeß hatte Kurfürst Johann Friedrich Kursachsen wiedergewonnen und sogar den Herzog Moritz aus seinen Erblanden verjagt. Die norddeutschen Bundesverwandten hielten treu zu ihm, und in Böhmen regte sich eine starke prot. Partei. Selbst Frankreich und England knüpften mit dem Kurfürsten Verbindungen an. Allein Karl V. zog nunmehr mit gesammter Macht heran und gewann 24. April 1547 die entscheidende Schlacht bei Mühlberg (s. d.), in welcher Johann Friedrich selbst gefangen wurde. Derselbe mußte durch die Wittenberger Capitulation vom 19. Mai auf sein Land nebst der Kurwürde verzichten, welche Herzog Moritz erhielt. Landgraf Philipp, der jetzt ganz allein stand, schloß unter Vermittelung Moritz' und des Kurfürsten von Brandenburg eine Capitulation und wurde, obschon er sich vor Karl V. zu Halle 19. Juni 1547 demüthigte, in Haft genommen. Auch die norddeutschen Bundesverwandten, bis auf Magdeburg und Bremen, unterwarfen sich dem Kaiser, und damit war der Bund vollends aufgelöst. Vgl. Biglius van Zwichem, «Tagebuch des Schmalkaldischen Donaukriegs» (herausg. von Druffel, Münch. 1877); Maurenbrecher, «Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—55» (Düsseld. 1865); G. Voigt, «Die Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg» (Lpz. 1874).

Schmalz bezeichnet im allgemeinen die in der Hauswirthschaft angewendeten animalischen Fette, deren Consistenz weich ist und zwar weicher als die des Talgs (Unschlittes), daher wird das Schweinefett häufig auch Schweineschmalz genannt. In Süddeutschland dagegen versteht man unter S. durch Schmelzen (Auslassen) gereinigte ungesalzene Butter und zwar vorzugsweise diejenige, die längere Zeit conservirt werden soll und in den Handel geht. Mit Schmalzöl oder Kunstschmalz bezeichnet man künstliche Butter oder Kunstbutter.

Schmalz (Theodor Ant. Heinr.), Staatsrechtslehrer und Publicist, geb. zu Hannover 17. Febr. 1760, studirte zu Göttingen 1777—80 Theologie, seit 1783 aber die Rechtswissenschaften, habilitirte sich 1785 und erhielt 1787 zu Rinteln eine Professur der Rechte. Im J. 1789 folgte er jedoch einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Königsberg und wurde dort 1798 zugleich Consistorialrath und 1801 Kanzler und Director der Universität. Hierauf folgte er 1803 einem Rufe als Director der Universität zu Halle. Als diese Stadt zum Königreiche Westfalen geschlagen wurde, ging S. nach Memel zum Könige von Preußen, der ihm die Aussicht auf eine Anstellung in Berlin eröffnete. Hierauf privatisirte er in Berlin, bis er 1809 in den Oberappellationssenat des Kammergerichts gelangte. Bei der Gründung der Universität zu Berlin 1810 wurde er zum ersten Rector und zum Ordinarius der Juristenfacultät ernannt. Als Schriftsteller war S. zuerst mit den «Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe» (Hannov. 1783) aufgetreten und hatte sich als solcher einen sehr geachteten Namen erworben. Durch die kleine polit. Schrift «Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik für das J. 1808» (Berl. 1815) erregte er jedoch nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland einen großen Anstoß, indem er darin den Tugendbund (s. d.) als revolutionären Verein zu verdächtigen und überhaupt das Mistrauen der Regierungen gegen den liberalen Geist der Zeit zu steigern suchte. Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Fr. Förster, Krug, Fr. Rühs, Ludw. Wieland, Ludw. Lüders u. v. a. traten mit Schriften gegen ihn auf und es entbrannte eine sehr heftige Polemik. Er starb zu Berlin 20. Mai 1831.

Von seinen spätern Schriften sind noch hervorzuheben: «Encyklopädie des gemeinen Rechts» (Königsb. 1790), «Handbuch des röm. Privatrechts» (Königsb. 1793), «Das Recht der Natur» (3 Bde., Königsb. 1795; neue Auflage, Lpz. 1823; neu bearbeitet unter dem Titel «Die Wissenschaft des natürlichen Rechts», herausg. von Jarcke, Lpz. 1831), «Encyklopädie der Kameralwissenschaften» (Königsb. 1797; 2. Aufl. 1819), «Handbuch des kanonischen Rechts» (Berl. 1815; 3. Aufl. 1834), «Das europ. Völkerrecht» (Berl. 1817), «Lehrbuch des deutschen Privatrechts» (Berl. 1818), «Staatswirthschaftslehre in Briefen an einen deutschen Erbprinzen» (2 Bde., Berl. 1818), «Ansicht der sämtlichen Verfassung in der preuß. Monarchie» (Berl. 1822), «Das deutsche Staatsrecht» (2 Bde., Berl. 1825).

Schmarda (Ludw. Karl), Naturforscher und Reisender, geb. 23. Aug. 1819 zu Olmütz, erhielt seine akademische Vorbildung seit 1826 auf dem Gymnasium und (seit 1835) auf der Universität seiner Vaterstadt und widmete sich dann seit 1837 zu Wien dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften. Nachdem er 1841 die philosophische und 1843 die medic. Doctorwürde erlangt, trat er als Oberfeldarzt in ein Dragonerregiment. Noch in demselben Jahre wurde er Assistent bei der Lehrkanzel der speciellen Naturgeschichte an der Josephs-Akademie zu Wien, von wo er im Dec. 1847 als Lehrer der Naturgeschichte und Geographie an die landschaftliche Realschule zu Gratz übersiedelte. Während der Bewegungen des J. 1848 betheiligte er sich durch Wort und That an den liberalen Zeitbestrebungen. Im J. 1850 erhielt S. eine ord. Professur an der Universität zu Gratz, die er 1852 mit der Professur der Zoologie zu Prag vertauschte. Bevor er die letztere wirklich antrat, entschloß er sich zu einer größern naturwissenschaftlichen Reise. Mit seinem Freunde, dem Guts- und Bergwerksbesitzer Ritter von Fridau, ging er im Jan. 1853 über Aegypten nach Ceylon, wandte sich dann nach einem längern Aufenthalt auf dieser Insel nach dem Caplande und von hier im Juni 1854 nach Australien. Während des folgenden Jahres besuchte er Chile, Mendoza, Panama und Jamaica und reiste dann von Paita und Guayaquil aus nach Quito, von dort nach Bogota und dann den Magdalenenstrom abwärts nach Cartagena, das er im Aug. 1856 erreichte. Hierauf wandte sich S. zunächst nach den Vereinigten Staaten und Canada, dann im Jan. 1857 von Neuorleans aus nach Cuba, von wo er nach Europa zurückkehrte. Inzwischen war er seiner Professur entsetzt worden, und er lebte nun die folgenden Jahre theils auf den Besitzungen seines Freundes in Steiermark, theils in Paris und Berlin. Im Jan. 1862 wurde er wiederum als Professor der Zoologie nach Wien berufen, wo er seitdem wirkte. Von dem Marineministerium mit der Berichterstattung über den Zustand der Seefischerei an den österr. Küsten beauftragt, bereiste er diese wiederholt während der Sommermonate der J. 1863—65. Als Zoolog beschäftigte er sich vorzugsweise mit den wirbellosen Thieren. Unter seinen Schriften aus früherer Zeit sind zu nennen: «Beiträge zur Naturgeschichte der Infusorien» (Wien 1846) und «Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere» (Wien 1846). Ueber seine Reisen berichtete er in der «Reise um die Erde in den J. 1853—57» (3 Bde., Braunschw. 1861). Von großer wissenschaftlicher Bedeutung ist S.'s Werk «Die geogr. Verbreitung der Thiere» (Wien 1853). Ferner sind zu nennen: «Zur Naturgeschichte der Adria» (Wien. 1852), «Zur Naturgeschichte Aegyptens» (Wien 1857), «Neue wirbellose Thiere» (Abth. 1 u. 2, Lpz. 1859—61, mit 37 Tafeln) u. s. w. Als Lehrbuch für höhere Unterrichtsanstalten verfaßte er «Grundzüge der Zoologie» (Wien 1853) und «Zoologie» (2 Bde., Wien 1871—72; 2. Aufl. 1877—78). — S.'s Bruder, **Karl Johann S.**, geb. 13. Juli 1826 zu Olmütz, Generalmajor in der österr. Artillerie, seit 1866 Mitglied und seit 1872 Sectionschef des Artilleriecomité zu Wien, ist durch mathem. und militärwissenschaftliche Arbeiten bekannt.

Schmarotzer und **Schmarotzergewächse**, s. Parasiten (botanisch und zoologisch).

Schmauß (Joh. Jak.), einer der berühmtesten deutschen Staatsrechtslehrer, geb. zu Landau im Elsaß 10. März 1690, studirte zu Straßburg und Halle. Nachdem er auf der letztern Universität einige Zeit Vorlesungen gehalten, wurde er 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath und 1728 zum Kammerrath ernannt. Im J. 1734 ging er als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Professor des Staatsrechts nach Halle und 1744 nach Göttingen zurück, wo er 8. April 1757 starb. S. war ein geistreicher Bearbeiter der Geschichte und des Staatsrechts. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Corpus juris publici sacri Romani imperii academicum» (2 Bde., Lpz. 1745; neue Ausg. mit Anmerkungen von Schumann, Lpz. 1774), «Corpus juris gentium academicum» (2 Bde., Lpz. 1730), «Einleitung zu der Staatswissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1742), «Neues System des Rechts der Natur» (Gött. 1753), «Neuester Staat von Portugal» (2 Bde., Halle 1714).

Schmeks (ungar. Tátra-Füred), Badeort im Comitat Zips in Oberungarn, in höchst romantischer Gegend 616 Mt. über dem Meere an der 2453 Mt. hohen Schlagendorfer Spitze der Tátra oder Centralkarpaten gelegen und 7 Kilom. von der Station Poprad der Kaschau-Oderberger Eisenbahn entfernt, hat mehrere alkalisch-eisenhaltige Säuerlinge, vortreffliches Süßwasser, die reinste, durch den Duft der Nadelholzwälder gewürzte Luft. Neben den warmen Wannenbädern besteht seit 1839 auch eine Kaltwasserheilanstalt. Für die Bequemlichkeit der Gäste ist hinreichend gesorgt, zumal da seit 1876 in der Nähe Neu-S. entstand.

Schmeißfliege, s. Fliegen.

Schmeller (Joh. Andr.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Sprachforscher, geb. 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth in Oberfranken, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Lyceum zu München und ging dann 1804 nach der Schweiz, um dort unter Pestalozzi zu arbeiten. Hierauf ging er nach Spanien, wo er in Tarragona eine Schule nach Pestalozzi'schen Grundsätzen errichtete, kehrte aber 1808 in die Schweiz zurück, wo er mit Sam. Hopf eine Privatanstalt in Basel errichtete, die bis 1813 bestand. Dann kehrte er nach Baiern zurück, wo er sich linguistischen, insbesondere Dialekt-Studien widmete. Seine Schrift «Die Mundarten Baierns, grammatisch dargestellt» (Münch. 1821) und sein großes lexikalisches Werk «Bair. Wörterbuch, mit urkundlichen Belegen» (4 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1827—36; 2. Ausg. von Frommann, 2 Bde., Münch. 1872—77), zugleich Idiotikon der lebenden Volkssprache sowie Glossar der ältern Sprache des Landes, dürfen als Muster für gleichartige Arbeiten gelten. Als Oberlieutenant verabschiedet, wurde er 1827 Professor am Cadettenhause in München, 1828 außerord. Professor für die ältere deutsche Sprache und Literatur zu München. Daneben erhielt er 1829 die Stelle eines Custos, 1840 die eines Unterbibliothekars an der königl. Hof- und Staatsbibliothek und wurde 1846 zum ord. Professor an der Universität zu München ernannt. Hier starb er 27. Juli 1852. Außer den bereits genannten Hauptwerken, sowie zahlreichen andern in Fachzeitschriften enthaltenen Abhandlungen sind noch hervorzuheben: die Ausgabe der von ihm «Héliand» betitelten altsächs. Evangelienharmonie (Stuttg. u. Tüb. 1830—40); ferner die Ausgabe der althochdeutschen Uebersetzung der sonst dem Tatian, von ihm selbst dem Ammonius zugeschriebenen Evangelienharmonie (Wien 1841); die Ausgabe des «Muspilli» (Münch. 1832). Mit Jak. Grimm gab er «Lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh.» (Gött. 1838) heraus; später folgte seine Ausgabe von «St. Ulrich's Leben, lateinisch beschrieben durch Berno von Reichenau und um das J. 1200 in deutsche Verse gebracht von Albertus» (Münch. 1844). Einen Beitrag zur bair. Geschichte lieferte er in der kleinen Schrift: «München unter der Vierherzog-Regierung 1397—1403, nach einer gleichzeitigen Denkschrift des Bürgermeisters Jörg Katzmair» (Münch. 1833). Für den stuttgarter Literarischen Verein besorgte er die Ausgaben von «Des böhm. Herrn Leo von Rozmital Ritter-, Hof- und Pilgerfahrt durch die Abendlande» (Stuttg. 1844), der «Carmina burana» (Stuttg. 1847) und «Hadamar's von Laber Jagd nebst drei andern Minnegedichten» (Stuttg. 1850). Ein besonderes Studium hatte S. den sog. Cimbern der Sette und Tredeci Communi zugewendet und ein Wörterbuch ihrer Sprache hinterlassen (herausg. von Bergmann, Wien 1855). Schon früher hatte er die Abhandlung «Ueber die sog. Cimbern der VII und XIII Communen auf den venedischen Alpen und ihre Sprache» (Münch. 1838) veröffentlicht. Vgl. Föringer, «Lebensskizze S.'s» (Münch. 1855).

Schmelz ist gewöhnlich gleichbedeutend mit Email (s. d.). Im besondern nennt man so das undurchsichtige weiße Email, womit Uhrzifferblätter u. s. w. überzogen werden, und die emailartige weiße Glasur auf Stubenöfen und gemeiner Fayence, in welchen beiden Zinnoxyd und Bleioxyd als wesentliche Bestandtheile enthalten sind. Verschiedenfarbige Stückchen von feinen Glasröhrchen, welche wie Glasperlen zu Stickerei gebraucht werden, führen ebenfalls den Namen S. Schmelzfarben oder Emailfarben sind durch Metalloxyde gefärbte Glasflüsse, mit welchen man auf Glas, Porzellan und weißem Emailgrunde malt, worauf das Gemälde der Glühhitze ausgesetzt wird, um durch Schmelzung sowol Glanz zu erhalten, als sich mit dem Grunde fest zu verbinden. In der Malerei spricht man vom S., wenn Glanz und Farbe sich verbinden, die Farben wie durchsichtig, flüssig, wie «verschmolzen» erscheinen.

Schmelzen nennt man das Uebergehen eines Körpers aus dem festen in den tropfbarflüssigen Zustand. Dies kann durch keine mechan. Kraft, sondern allein durch Wärme bewirkt werden. Es gibt verschiedene Grade der Schmelzbarkeit, weshalb man leichtflüssige und strengflüssige Körper unterscheidet. Manche Körper, wie Eis, Talg, Paraffin, Wachs, Natrium, Kalium, Schwefel u. s. w., sind leicht schmelzbar und werden schon bei niedriger Temperatur

flüssig; andere bedürfen hierzu schon höherer Temperatur, wie Zinn, Wismuth, Antimon, Aluminium, Blei, Zink u. s. w.; wieder andere, wie Gold, Eisen, Platin u. s. w., schmelzen nur in ungemein hohen Temperaturen. Gemische von Stoffen, wie z. B. Metalllegirungen, haben jedoch einen bedeutend niedrigern Schmelzpunkt als die Componenten (z. B. die Metalle) einzeln genommen. So können Legirungen von Zinn, Zink, Kadmium, Wismuth u. s. w. hergestellt werden, welche schon im siedenden Wasser schmelzen (wie Rose's, Darcet's und Wood's leichtflüssige Metalle). Obgleich es noch nicht gelungen ist, alle Körper zu schmelzen, so darf man doch der Analogie nach schließen, daß absolut unschmelzbare Körper nicht existiren. Viele Körper, namentlich organische, erleiden durch die Wärme eine chem. Zersetzung, noch ehe sie zum S. kommen. Doch können mehrere derselben unter Umständen geschmolzen werden, zumal wenn man sie während des Erhitzens mit einer geeigneten Atmosphäre umgibt oder sie unter einem sehr starken Drucke erhält. Auf diese Weise ist es gelungen, Marmor und vulkanische Producte zu schmelzen. Das S. beginnt bei einem und demselben Körper bei einer festen, unveränderlichen Temperatur, dem *Schmelzpunkte*, und dieser ändert sich während des S. nicht, wie viel Wärme auch zu dem Körper noch hinzutreten möge. Doch ändert sich nach genauen Beobachtungen der Schmelzpunkt mit dem Drucke der Atmosphäre.

Schmerlen oder *Grundeln* (Cobitis) heißen Süßwasserfische, die der Karpfenfamilie nahe stehen, aber sich durch die ganz oben auf dem schuppenlosen Kopfe stehenden Augen, enge Kiemenspalten und sehr kleine Schuppen unterscheiden. Der Mund ist mit wulstigen Lippen und Bartfäden besetzt. Sie halten sich am Boden der Gewässer auf. Es gibt in Deutschland drei Arten: der *Schlammpitzger*, **Bißgurre** oder die *Meergrundel* (C. fossilis), mit 10 Bartfäden, aalförmigem, 30 Ctmt. langem Körper, der häufig Luft zu wirklicher Athmung in den Darm schluckt; der *Steinpitzger* oder die *Dorngrundel* (C. taenia), ebenfalls mit aalförmigem, sehr schlüpfrigem, aber kleinerm Körper und sechs Bartfäden, beide in schlammigen Gewässern und ihres Fleisches wegen wenig geschätzt; und die eigentliche *Bartgrundel* oder *Schmerle* (C. barbatula), mit kurzem Körper und sechs Bartfäden, die bis 15 Ctmt. lang wird, klare Gewässer mit steinigem Grunde liebt und ihres zarten Fleisches wegen geschätzt ist.

Schmerling (Anton, Ritter von), österr. Staatsmann, geb. 23. Aug. 1805 zu Wien, machte seine jurist. Studien auf der wiener Universität und trat 1829, zunächst als Auscultant, bei dem Landgericht in Wien in den Staatsdienst, wurde 1842 zum Rath ernannt und 1846 zum Appellationsgerichtsrath befördert. Die Ereignisse des Frühjahrs 1848 führten ihn ins öffentliche Leben. Als ein Gegner des Metternich'schen Systems in die Bewegung der Märztage verflochten, wurde er von der österr. Regierung nach Frankfurt gesandt, um dort (seit 9. April 1848) als ihr Vertrauensmann den Berathungen über einen deutschen Verfassungsentwurf beizuwohnen. In dieser Stellung übte er auf die Ausarbeitung des Siebzehnerentwurfs einen nicht unbedeutenden Einfluß. Seine Richtung erschien damals rücksichtlich der Verfassungsangelegenheit unitarisch, wobei er auf Oesterreichs Hegemonie hinzielte. Nach Colloredo's Rücktritt erhielt S. 19. Mai 1848 für die letzten Wochen das Präsidium des durch die Wahl des Reichsverwesers im Juni aufgelösten Bundestags. In die deutsche Nationalversammlung von der Stadt Tuln als Abgeordneter erwählt, nahm er auch hier eine einflußreiche Stellung ein. Er schloß sich den Verfechtern der constitutionellen Monarchie an, betheiligte sich an mehrern Ausschüssen und nahm die Interessen Oesterreichs mit Umsicht und Geschmeidigkeit wahr. Als Erzherzog Johann zum Reichsverweser erwählt worden, ernannte derselbe zuerst S. zum Reichsminister (15. Juli). In dieser Stellung vereinigte er anfangs Inneres und Aeußeres, behielt jedoch nachher nur das erstere Departement. Der Malmöer Waffenstillstand und dessen Verwerfung in der Nationalversammlung veranlaßte mit den übrigen Ministern auch S. zum Rücktritt. Doch behielt er, als die Bildung eines neuen Ministeriums auf Schwierigkeiten stieß, die Geschäfte in den Händen und entwickelte so beim Ausbruch der Unruhen 18. Sept. viel Energie. Am 24. Sept. von neuem definitiv zum Reichsminister ernannt, sah er sich nicht nur heftigen Angriffen von seiten der Linken ausgesetzt, sondern entzweite sich auch seit dem Beginn der Verfassungsberathung mit einem großen Theile seiner bisherigen Freunde, indem er der Richtung auf die preuß. Hegemonie immer offener entgegentrat. Er legte daher auch 15. Dec. 1848 sein Ministerium nieder und begab sich nach Olmütz und Wien, wo er bereits zum Abgeordneten in die österr. Reichsversammlung gewählt war. Die österr. Regierung übertrug ihm sodann die Stelle eines Bevollmächtigten bei der Centralgewalt, d. h. die Leitung der österr. Interessen in Frankfurt. Als Führer der Oesterreicher in der Nationalversammlung und einer der thätigsten Organisatoren der großdeutschen Partei arbeitete er nun eifrig dem

preuß. Kaiserthum entgegen. Nach der Erwählung König Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser kehrte er im April 1849 nach Wien zurück, wo er im Juli als Justizminister ins Cabinet Schwarzenberg trat. In dieser Stellung brachte er das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren zur Durchführung und leitete manche rechtliche Reformen ein, nahm aber schon im J. 1851 seinen Rücktritt, weil er sich mit der Restaurationspolitik Schwarzenberg's nicht im Einklange befand. S. erhielt hierauf das Amt eines Senatspräsidenten des obersten Gerichts- und Cassationshofs. Nach Erlaß des Diploms vom 20. Oct. 1860 wurde er 13. Dec. als Staatsminister ins Cabinet berufen, um den Uebergang Oesterreichs zu einem constitutionellen Staate fördern und leiten zu helfen. In dieser Stellung war das Staatsgrundgesetz vom 26. Febr. 1861 für die Reichs- und Landtagsvertretungen vornehmlich sein Werk. Auch hatte er an dem Deutschen Fürstentage in Frankfurt a. M. (1863) wesentlichen Antheil. Ungeachtet seiner Intentionen war jedoch S. unter den obwaltenden Verhältnissen nicht im Stande, den einheitlichen Verfassungsstaat durchzuführen. (S. Oesterreichisch-Ungarische Monarchie, geschichtlich). Er reichte deshalb 27. Juli 1865 seine Entlassung ein und machte dem sog. Sistirungsministerium Belcredi Platz. An demselben Tage übernahm er das Amt eines ersten Präsidenten des Obersten Gerichtshofs. Von 1861—65 war S. Mitglied des böhm. Landtags; 1861—67 vertrat er auch die Stadt Wien im niederösterr. Landtage. Am 1. April 1867 ernannte ihn der Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses. Hier, wo er auch durch längere Zeit den Präsidentenstuhl einnahm, spielte S. eine sehr hervorragende Rolle; er betheiligte sich an allen wichtigen Fragen, und war mit Freiherrn von Lichtenfels der Führer der Verfassungspartei in diesem Hause.

Schmerz heißt jede unangenehme körperliche Empfindung, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, deren eigenthümliche Bestimmtheit aber nur durch die eigene Erfahrung des Befallenen erkannt wird. Die einzelnen Arten des Schmerzes, z. B. der Empfindung des Stechens, Schneidens, Brennens u. s. w., unterscheidet man dadurch, daß man schon bekannte S. als Vergleichungspunkte für die Bezeichnung anderer benutzt. Die Entstehung der körperlichen Schmerzgefühle, welche in jedem Organe oder Gewebe empfunden werden können, welches sensible Nerven besitzt, ist physiologisch und psychologisch ebenso dunkel wie die der körperlichen Lustgefühle. Daß die Empfindungsnerven dabei die vermittelnden Organe sind und sich in einem Zustand abnorm erhöhter Thätigkeit befinden, ist gewiß; aber warum die verschiedene Art und der verschiedene Grad ihres Gereiztwerdens die Empfindung hier der Lust, dort des S. zur begleitenden Folge habe, ist noch sehr dunkel. Die Pathologie unterscheidet den organisch bedingten S. (d. h. den durch krankhafte Zustände anderer Gebilde, besonders durch Entzündungen hervorgerufenen) von dem Nervenschmerz (Neuralgie). Ihrer physiol. Bedeutung nach zerfallen die Schmerzempfindungen in locale (peripherische), bei welchen der S. wirklich an der Stelle empfunden wird, wo die abnorme Erregung des Nerven erfolgt, excentrische, wo die Erregung im nervösen Centralorgan oder an irgendeiner Stelle eines Nerven stattfindet, aber nur am peripherischen Ende des betreffenden Nerven als S. empfunden wird, und endlich in irradiirte (sympathische), bei denen die Erregung eines sensiblen Nerven vermittels des Gehirns oder Rückenmarks auf einen andern, oft weit entfernten Nerven übertragen wird; so entstehen oft durch Irradiation (Mitempfindung) heftige Knieschmerzen bei Hüftgelenkentzündung, Schulterschmerzen bei Unterleibsaffectionen. In Krankheiten steigert sich oft die Empfänglichkeit für körperliche Schmerzempfindungen auf eine unglaubliche Weise, während andererseits Geisteszerrüttung für körperlichen S. häufig unempfindlich macht. — Schmerzstillende Mittel nennt man insbesondere diejenigen, welche die Nerven und das Gehirn gegen S. unempfindlich machen. (S. Anodyna, Anästhesiren und Narkotica.) — Mehr in bildlicher Weise spricht man auch von rein geistigen (psychischen) S., dem Seelenschmerz, z. B. in der Reue, der Trauer, der Angst; doch läßt sich nicht leugnen, daß dieselben im Wesen wol dem körperlichen S. nahe verwandt sind, auch oft durch körperliche (häufiger freilich durch gemüthliche) Ursachen hervorgerufen werden. Vgl. Dumont, «Vergnügen und S.» (Bd. 22 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876).

Schmerzensgeld, eine Geldentschädigung, welche früher nach manchen deutschen Gesetzgebungen der Urheber einer Körperverletzung dem Verletzten wegen der damit zugefügten Schmerzen zahlen mußte und die ganz unabhängig von der Strafe eintrat. Die Höhe des S. richtete sich nach der Schwere der Verletzung und den sonstigen Strafzumessungsgründen; der Betrag wurde in der Regel durch richterliches Ermessen bestimmt. Das Deutsche Strafgesetzbuch kennt ein besonderes S. nicht mehr; jedoch bestimmt es in §. 231, daß in allen Fällen der Körper-

verletzung auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe auf eine an denselben zu erlegende Buße bis zum Betrage von 600 Mark erkannt werden kann, welche die Geltendmachung eines weitern Entschädigungsanspruchs ausschließt.

Schmettau (Samuel, Reichsgraf von), preuß. Generalfeldmarschall, Grandmaitre de l'Artillerie, geb. 26. März 1684 in Berlin, diente zuerst in einem fürstl. ausbachischen Regiment und focht im Spanischen Erbfolgekriege bei Höchstädt und Malplaquet mit. Im J. 1714 trat er in poln. Dienste, wo er während der Conföderationsunruhen dem König August wichtige Dienste leistete, der ihn dafür zum Obersten der Artillerie ernannte. Bald nachher ging er in österr. Dienste über, kämpfte 1717 gegen die Türken und dann gegen die Spanier auf Sicilien, wo er sich als Generalwachtmeister bei Villafranca auszeichnete. Im J. 1720 leitete er die Belagerung von Messina. Im J. 1731 ging er auf kaiserl. Befehl nach Genua, um den Aufruhr zu stillen, und als ihm dieses gelungen, 1733 als Feldmarschalllieutenant unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern gegen die Franzosen nach dem Rheine. Hierauf wohnte er dem Türkenkriege 1737 als Feldzeugmeister bei. Im J. 1741 wurde er Feldmarschall. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preuß. Unterthan zurück, und S. folgte dem Rufe sehr gern, weil in Wien seine Neider ihm viel Verdruß bereiteten. Da er aber nicht wünschte, gegen Oesterreich zu fechten, so verwendete ihn Friedrich als Gesandten, zuerst in München bei Kaiser Karl VII. und später in Paris. Er starb zu Berlin 18. Aug. 1751. In 28 Schlachten und bei 32 Belagerungen hatte er mitgefochten. — Sein Bruder, Karl Christoph, Reichsgraf von S., preuß. Generallieutenant, geb. 1696, stand zuerst in österr., dann während des Siebenjährigen Kriegs in preuß. Diensten, vertheidigte Dresden 1758 und starb zu Brandenburg 1775. — Des Vorigen Neffe, Graf Friedrich Wilhelm von S., geb. 12. April 1740, diente schon im Siebenjährigen Kriege, zeichnete sich gegen die Franzosen in den Feldzügen am Rhein aus und fiel als General der Infanterie bei Auerstädt 14. Oct. 1806.

Schmetterlinge (Lepidoptĕra) bilden eine große, sehr natürliche Ordnung der Insekten, welche zugleich ihrer äußern Erscheinung nach die schönste ist und sich durch vier staubartig beschuppte Flügel von gleicher Substanz, einen spiralig einwärts gerollten Rüssel und die sehr vollkommene Verwandlung auszeichnet. Ihre Größe ist äußerst verschieden; einige Motten messen ausgebreitet nur wenige Millimeter, manche ausländische Tagschmetterlinge bis fast gegen 30 Ctmt. Der Körper besteht aus den bei allen vollkommenern Insekten gewöhnlichen Abschnitten, Kopf, Brust und Bauch; nur sind die Brustringe eng untereinander verbunden. Von den drei Fußpaaren bleibt das erste bisweilen sehr klein. Die Flügel zeigen eine sehr große Abwechselung der Umrisse. Sie sind ganz oder mannichfach ausgeschnitten, bei den Federmotten fast bis zur Wurzel in mehrere Theile zerschnitten, bald geschwänzt, bald ungeschwänzt, bei allen mit feinen, staubartigen Schüppchen bedeckt, welche sehr verschieden gefärbt und gestaltet, breit oder lang, dick oder dünn, rund oder eckig, stumpf, spitzig oder gezähnt, gestielt oder stiellos u. s. w. sind. Nur bei wenigen sind die Flügel an einzelnen Stellen oder die Vorderflügel größtentheils schuppenlos und durchsichtig wie bei den Glasflüglern (Sesia). Bei sehr wenigen Weibchen sind die Flügel sehr kurz oder fehlen gar gänzlich, wie bei dem Frostschmetterling, dem Aprikosenspinner und dem Sackträger. Die Ernährungswerkzeuge kommen durch Zusammengesetztheit denjenigen der Käfer nicht gleich, bestehen hauptsächlich in dem Rüssel und haben auch nur die Bestimmung zum Aufsaugen flüssiger Stoffe, die überhaupt nicht in großer Menge aufgenommen werden; ja einige Arten von S. scheinen ihr kurzes Leben hindurch durchaus keiner Nahrung zu bedürfen, indem manchen Phalänen der Rüssel ganz fehlt. Die Oberlippe ist nur als Rudiment vorhanden, die Unterlippe aber groß, dreieckig, mit zwei großen, meist dreigliederigen Lippentastern, zwischen denen der aus zwei Hälften, den modificirten Kiefern, bestehende Rüssel liegt, an dessen Grunde die kleinen, ein- bis dreigliederigen Kiefertaster sitzen. Alle haben zwei große facettirte Augen, nur sehr wenige zugleich Nebenaugen. Die Geschlechter sind äußerlich oft leicht erkennbar. Die Weibchen sind meistentheils größer, oft minder lebhaft gefärbt, haben einen dickern Hinterleib und oft dünnere Fühler. Die Weibchen legen Eier von verschiedener, oft sehr zierlicher Gestalt, aus welchen nach Ablauf einer gesetzmäßigen Zeit die Raupe (s. d.) hervorkommt, welche, zur Fortpflanzung unfähig, nur auf Anhäufung von Körpermasse durch Ernährung hingewiesen, also sehr gefräßig, daher häufig dem Landmanne und Gärtner sehr schädlich ist und alle dem Schmetterlinge zukommenden Organe, wenn auch in sehr unentwickeltem Zustande, in sich trägt. Nach mehrfacher Häutung spinnt sie sich ein oder heftet sich an und wird zur Puppe (s. d.). Nach Ablauf der letzten Periode der Metamorphose kriecht endlich der Schmetterling aus der

Puppe hervor, trocknet und entfaltet seine Flügel, deren Gefäße durch kräftige Athmung mit Luft erfüllt, ausgedehnt und gespannt werden, und beginnt sein kurz dauerndes Leben als vollkommen entwickeltes Thier, dessen Hauptgeschäft nun die Fortpflanzung ist, von deren früherer oder späterer Vollziehung auch die kürzere oder längere Lebensdauer abhängt. Dem Menschen sind die S. nur insofern nützlich, als mehrere Arten von Spinnern, die Seidenraupen (s. d.), Seide liefern; viele sind dagegen als Raupen lästig oder verderblich. Ihre Verbreitung reicht zwar über die ganze Erde, denn einige leben selbst noch unter dem Polarkreise; doch übertreffen die tropischen Arten durch Zahl, Größe und Schönheit diejenigen milder Klimate.

Man theilt die sämmtlichen S., von denen man etwa 20,000 Arten kennt, in vier Unterordnungen: 1) Tagschmetterlinge oder Falter (Diurna), welche in die beiden Familien Falter (Papilionida) und Dickköpfe (Hesperida) eingetheilt werden; 2) Abendschmetterlinge (Crepuscularia), welche die beiden Familien Schwärmer (Sphingodea) und Widderchen (Zygaenidae) umfassen; 3) Nachtschmetterlinge (Nocturna oder Phalaenae), welche in drei Familien zerfallen: Spinner (Bombycida), Eulen (Noctuida) und Spanner (Geometrae), und 4) Kleinschmetterlinge (Microlepidoptera), welche man in vier Familien getrennt hat: Zünsler (Pyralidae), Wickler (Tortricina), Motten (Tinodea) und Federmotten oder Geistchen (Pterophoridae). Die Literatur über die S. ist sehr reich und schließt viele Prachtwerke ein. Die europäischen S. beschrieben Ochsenheimer und Treitschke in dem Werke «Die S. von Europa» (17 Bde., Lpz. 1807—18). Vgl. noch Heinemann, «Die S. Deutschlands und der Schweiz» (2 Bde., Braunschw. 1870—77); Staudinger und Wocke, «Katalog der Lepidopteren des europ. Faunagebietes» (Dresd. 1871); Speyer, «Die geogr. Verbreitung der S. Deutschlands und der Schweiz» (2 Bde., Lpz. 1858—62); Ramann, «Die S. Deutschlands und der angrenzenden Länder in nach der Natur gezeichneten Abbildungen nebst erläuterndem Text» (36 Hefte, Arnstadt 1872—75). — Der S. war schon im Alterthum ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele (Psyche), und das Hervorgehen des S. aus der Puppe in seiner Vollkommenheit wurde auf die Befreiung der Seele von dem Körper im Tode bezogen. Daher erscheint Psyche auf Kunstwerken gewöhnlich mit Schmetterlingsflügeln. Auch der Gott des Schlafs (Hypnos) wurde mit Schmetterlingsflügeln am Kopfe abgebildet, indem der Schlaf als eine periodische Befreiung der Seele von den irdischen Banden angesehen wurde.

Schmetterlingsblütler (Plantae papilionaceae) werden im natürlichen Pflanzensystem diejenigen dikotylen Gewächse genannt, deren aus fünf meist getrennten Blättern zusammengesetzte Blumenkrone seit Linné's Zeit schmetterlingsförmig genannt wird. Sie besteht aus einem obern unpaarigen Blumenblatte, welches die übrigen meist an Größe übertrifft und Fahne oder Segel genannt wird, und aus zwei Paaren gleichgestalteter Blumenblätter, von denen die der Fahne zunächst eingefügten, das Innere der (gewöhnlich schief oder horizontal gegen den Horizont gestellten) Blüte seitlich begrenzenden als Flügel bezeichnet werden, während die beiden untersten, dicht aneinandergeschmiegten, oft auch verwachsenen Blumenblätter den Namen Kiel oder Schiffchen führen, weil sie einen hohlen, meist kahnförmigen Körper darstellen, in dem die Geschlechtsorgane eingeschlossen zu liegen pflegen. Diese eigenthümliche Blumenkrone steckt in einem meist röhrigen, seltener mehrblätterigen Kelche, dessen Saum regelmäßig oder zweilippig ausgebildet erscheint. Die Zahl der Staubgefäße beträgt zehn; dieselben sind entweder frei oder (gewöhnlich) mit den Staubfäden verwachsen und zwar bald alle zehn Staubfäden in eine den Stempel umgebende Röhre verschmolzen (monadelphisch oder einbrüderig) oder neun in eine den Stempel von unten her umgebende Rinne, während der zehnte (oberste) frei ist (diadelphisch oder zweibrüderig). Daher gehören fast alle S. in die 15. und 16. Klasse des Linné'schen Systems. Aus dem oberständigen, stets einfächerigen Fruchtknoten entwickelt sich bei den meisten Papilionaceen eine Hülse (s. d.), bei einigen auch eine Gliederhülse. Deshalb hat man diese Gewächse auch Hülsenfrüchtler (Leguminosae) genannt, welcher Name indessen nicht recht passend erscheint, weil die Hülse auch andern, nicht zu den S. gehörenden Pflanzen zukommt. Die Papilionaceen bilden nächst den Compositen die größte und eine sehr natürliche Familie des Pflanzenreichs, welche wegen der vielen aus ihr stammenden Cultur- und Nutzgewächse eine ganz besondere Wichtigkeit für den Menschen hat. Es sind theils Holzgewächse, theils Kräuter der verschiedensten Lebensdauer, Größe und Bildung. Die Blüten stehen am häufigsten in Aehren, Trauben und einfachen Dolden, selten einzeln, gebüschelt oder in Trugdolden und Rispen. Die Samen enthalten keinen Eiweißkörper, aber die beiden Kotyledonen des Keims sind stets sehr groß und dick, reich an Kleber-, oft auch an Stärkemehl. Im Holze der Bäume und Sträucher dieser Familie pflegen Gummigänge vorzukommen. Manche Papilionaceen enthalten

auch arzneiliche Stoffe, wenige giftige (meist in den Samen). Die Blätter sehr vieler, besonders krautartiger S. sind reich an nahrhaftem Schleim und bieten deshalb den grasfressenden Thieren ein nahrhaftes Futter. Alle unsere wichtigsten Futterkräuter (Klee, Luzerne, Esparsette, Serradella, Wicken u. a.) gehören zu dieser Familie, ebenso die durch Nahrhaftigkeit der Samen ausgezeichneten Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen u. a.). Die Papilionaceen zerfallen in mehrere große natürliche Gruppen. Es sind: 1) die Sophoreae mit ungegliederter einfächeriger Hülse und zehn freien Staubgefäßen, 2) die Loteae, ebenfalls mit einer echten Hülse, aber ein- oder zweibrüderigen Staubfäden; 3) die Hedysareae, durch Gliederhülsen ausgezeichnet; 4) die Vicieae, mit Hülsen und zweibrüderigen Staubgefäßen, von allen übrigen dadurch verschieden, daß beim Keimen die Kotyledonen unter dem Boden bleiben; 5) die Phaseoleae, Schlingpflanzen mit Hülsen oder Gliederhülsen, deren Kotyledoneu zwar über den Boden hervortreten, wie in den ersten vier Gruppen, aber nicht wie dort grün und blattartig werden, sondern dick, fleischig und bleichgrün bleiben. Die S. sind in der nördl. Hemisphäre häufiger als in der südlichen. Ihre Zahl nimmt vom Pol nach dem Aequator zu. Die meisten kommen in Afrika vor.

Schmid (Christoph von), vorzüglicher Jugendschriftsteller, geb. 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Dillingen und war nach Vollendung seiner theol. Studien einige Jahre Pfarrgehülfe zu Nassenbeuren bei Mindelheim, dann zu Seeg im Allgau, worauf er vom Grafen von Stadion einen Ruf als Schulinspector und Schulbeneficiat zu Tannhausen an der Mindel annahm. Während er in diesem Amte erfolgreich wirkte, schrieb er im Auftrage die «Biblische Geschichte für Kinder», die, sowie der «Erste Unterricht von Gott» und das «Lehr- und Lesebüchlein in hundert kurzen Erzählungen», in den Schulen Baierns eingeführt wurden. Nachdem er die Leitung und Aufsicht der Schule zu Tannhausen 20 Jahre lang geführt, verlieh ihm der Graf 1816 die Pfarrei Stadion im Königreiche Würtemberg. Im J. 1827 ernannte ihn König Ludwig von Baiern zum Domherrn in Augsburg. Er starb 3. Sept. 1854. Außer der «Biblischen Geschichte» hat sich S. durch eine Reihe ausgezeichneter, das jugendliche Gemüth erweckender, durch gemüthlichen Ton und schöne Darstellung anziehender Schriften verdient gemacht, unter welchen vorzüglich die «Ostereier» (Landsh. 1816), wonach er sich auf seinen kleinern Schriften meist nannte, «Genovefa», «Der Weihnachtsabend», «Rosa von Tannenburg», «Das Blumenkörbchen», «Eustachius» und «Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde» (4 Bdchn., Landsh. 1823—29) großen Beifall fanden. Eine Ausgabe seiner «Gesammelten Schriften» (24 Bdchn., Augsb. 1841—46; 2. Aufl., 18 Bdchn., 1856—61) veranstaltete S. noch selbst. Seine Selbstbiographie: «Erinnerungen aus meinem Leben» (4 Bde., Augsb. 1853—57), wurde nach seinem Tode von Werfer («Briefe und Tagebuchblätter», Münch. 1871) vervollständigt.

Schmid (Karl Christian Erhard), deutscher Philosoph, geb. zu Heilsberg im Weimarischen 24. Oct. 1761, studirte in Jena Theologie und Philosophie. Als Privatdocent daselbst, seit 1783, machte er sich mit dem Geiste der bis dahin fast unbeachteten Schriften Kant's bekannt und ließ sodann seine «Kritik der reinen Vernunft» (Jena 1786; 4. Aufl. 1798), welcher er ein «Wörterbuch zum Gebrauch der Kant'schen Schriften» (Jena 1786; 3. Aufl. 1795) beigab, erscheinen. Sein «Versuch einer Moralphilosophie» (Jena 1790; 4. Aufl. 1820) zeichnete sich durch Klarheit aus, und durch seine «Empirische Psychologie» (2 Bde., Jena 1791; 2. Aufl. 1796) bahnte er der Behandlung der Psychologie nach Kant'schen Grundsätzen den Weg. Er ging 1791 als ord. Professor der Philosophie nach Gießen, folgte aber, als er dort wegen der Herausgabe der Schrift «De tribus impostoribus etc.» zur Verantwortung gezogen wurde, 1793 dem Rufe nach Jena als Diakonus und ord. Professor der Philosophie. Seitdem wirkte S., als Lehrer und Schriftsteller gleich thätig, bei der Umgestaltung der Philosophie nach Kant's Grundsätzen oder nach der kritischen Methode, wie dies seine «Physiologie, philosophisch bearbeitet» (3 Bde., Jena 1798—1801) beweist. Da er aber der Umgestaltung des Kant'schen Kriticismus zur Wissenschaftslehre fest widerstand, so gerieth er mit Fichte in Streit, der in seinem «Philos. Journal» den klaren S. als Philosophen für «Nichts» erklärte. S. wurde 1798 dritter Professor und 1800 Doctor der Theologie, worauf er 1804 vom Herzog von Sachsen-Gotha den Titel eines Kirchenraths erhielt. In den letzten sechs Jahren seines Lebens leitete er ein von ihm errichtetes Erziehungsinstitut. Seine letzten Schriften waren die «Adiaphora» (Jena 1809) und die «Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften» (Gotha 1810). Er starb zu Jena 10. April 1812.

Schmid (Joh. Heinr. Theodor), deutscher Philosoph, Sohn des Vorigen, geb. zu Jena 24. Juni 1799, widmete sich seit 1817 zu Jena philol. und philos., später theol. Studien.

Seine eifrige Theilnahme an den burschenschaftlichen Vereinen verschloß ihm indessen, bei aller Tüchtigkeit, lange eine öffentliche Laufbahn. Er benutzte diese Zeit zur Abfassung einer «Geschichte des Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsperiode» (Jena 1824). Außer einigen größern kritischen Arbeiten beschäftigte ihn seit 1828 die Theilnahme an der Redaction der von Fries und Schröter gestifteten, von Schröter und Bretschneider fortgesetzten «Oppositionsschrift», deren Plan durch ihn auch auf das Gebiet der Philosophie erweitert wurde. Im J. 1829 erhielt er die Erlaubniß, in Jena als akademischer Docent aufzutreten. Ein Jahr darauf wurde er als außerord. Professor der Philosophie, mit dem besondern Auftrage, auch Religionsphilosophie zu lesen, nach Heidelberg berufen. Hier starb er 29. Jan. 1836. In seinen philos. Principien hatte sich S. an Fries angeschlossen. Die beiden Werke, in welchen er seine Ansichten entwickelte, sind: die «Metaphysik der innern Natur» (Lpz. 1834) und die nach seinem Tode herausgegebenen «Vorlesungen über das Wesen der Philosophie und ihre Bedeutung für Wissenschaft und Leben» (Stuttg. 1836). Außerdem hat er eine Kritik von «Schleiermacher's Glaubenslehre» (Lpz. 1835) herausgegeben. Vgl. Reichlin-Meldegg, «Das Leben Heinrich S.'s in kurzem Umrisse dargestellt» (Heidelb. 1836).

Schmid (Reinhold), namhafter deutscher Rechtslehrer, Bruder des Vorigen, geb. zu Jena 29. Nov. 1800, widmete sich seit 1819 zu Jena, seit 1821 zu Berlin dem Rechtsstudium, wurde aber, nachdem er nach Jena zurückgekehrt, in die burschenschaftlichen Verbindungen verwickelt, was nach vollendeter langwieriger Untersuchung eine Verurtheilung zu mehrjährigem Festungsarrest zur Folge hatte. Diesen Arrest, der durch Begnadigung auf ein Jahr beschränkt wurde, verbüßte er mit seinem Bruder auf dem Jagdschloß Frauenpriesnitz. Durch seinen Verwandten Karl Ernst Schmid (s. d.) auf die bis dahin in Deutschland fast ganz unbeachtet gebliebenen angelsächs. Rechtsdenkmäler hingewiesen, veröffentlichte er zunächst eine Reihe dahin einschlagender Aufsätze im «Hermes», welchen dann die Ausgabe und Uebersetzung der «Gesetze der Angelsachsen» (Lpz. 1832; 2., vollständig umgearbeitete und durch ein antiquarisches Glossar bereicherte Aufl., 1858) folgte. Inzwischen hatte sich S. in Jena habilitirt, wo er 1832 zum außerord. Professor und zum Beisitzer des Spruchcollegiums ernannt wurde. Doch folgte er 1836 einem Rufe nach Bern als Professor des röm. Rechts. Hier beschäftigte ihn besonders die Rechtsphilosophie. Als Frucht dieser Studien erschien seine «Theorie und Methodik des bürgerlichen Rechts» (Jena 1848). Seitdem wandte sich S. vorzugsweise der Betrachtung der neuern rechtlichen und polit. Zustände zu. So bekämpfte er im «Civilistischen Archiv» die neuern Theorien über die Genossenschaften (1853) und versuchte (1861) den dinglichen Gewerberechten durch neue Begründung eine feste Stelle im System des heutigen Privatrechts zu vindiciren. In der Schrift «Die Herrschaft der Gesetze nach ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen» (Jena 1863) unterwarf er die Lehren des internationalen bürgerlichen und peinlichen Rechts einer eingehenden Kritik. S. starb 21. April 1873 in Jena.

Schmid (Karl Ernst), vorzüglicher deutscher Jurist, geb. 24. Oct. 1774 zu Weimar, wo sein Vater Bürgermeister war, widmete sich 1793—96 zu Jena neben jurist. Studien auch unter Anleitung seines Oheims, des Prof. Karl Christian Erhard Schmid (s. d.), der Philosophie und folgte 1797 einem Rufe nach Baireuth zur Redaction der dortigen polit. Zeitung, die er bis 1804 führte. Daneben trat er auch in preuß. Staatsdienst und wurde 1803 Criminalrath, 1804 Stadtgerichtsrath. Im J. 1807 ging er als Regierungs- und Consistorialrath nach Hildburghausen, 1809 als ord. Professor der Rechte nach Jena, 1810 aber als Mitglied des Geh. Rechtscollegiums wieder nach Hildburghausen, wo er 1811 Vicepräsident sämmtlicher Landescollegien und 1812 Geheimrath wurde. Nachdem er 1816 den Conferenzen zur Errichtung des gemeinschaftlichen herzogl. sächs. Oberappellationsgerichts und zur Abfassung der Gerichtsordnung beigewohnt, trat er selbst in dasselbe zu Jena ein, wirkte aber außerdem als Lehrer an der dortigen Universität. Im J. 1826 wurde er Ordinarius der Juristenfacultät und damit Vorsitzender der Spruchcollegien. S.'s rastlose Thätigkeit erstreckte sich nach verschiedenen Seiten hin. Als akademischer Lehrer hielt er eine Reihe von Jahren hindurch Vorlesungen über deutsches Staats-, Völker- und Privatrecht, über engl. und franz. Criminalproceß. S. starb 28. Juni 1852. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Ueber Kriegsschäden» (Hildburgh. 1808), «Kritische Einleitung in das gesammte Recht des franz. Reichs» (2 Thle., Hildburgh. 1808—9), «Deutschlands Wiedergeburt» (Jena 1814), «Der Deutsche Bund», eine Zeitschrift (Bd. 1, Jena 1815), «Ueber das Bürgerrecht der Juden» (Jena 1816), «Ueber den gotha-altenburger Erbfolgestreit» (Jena 1826), «Ueber die Thronfolgeordnung in Großbritannien und Hannover» (1835), «Der Büchernachdruck» (Jena 1823). Sein Hauptwerk,

«Lehrbuch des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1, Jena 1821), blieb unvollendet. An verschiedenen Zeitschriften, namentlich am «Hermes», dessen Redaction er nach dem Tode seines Begründers, des mit S. nahe befreundeten Friedrich Arnold Brockhaus, führte, nahm er lebhaften Antheil.

Schmid (Leop.), namhafter kath. Theolog und philos. Schriftsteller, geb. 9. Juni 1808 zu Zürich, besuchte das Obergymnasium zu Ehingen und studirte 1827—31 zu Tübingen und München Theologie und Philosophie. Im J. 1831 siedelte er nach Marburg über, nahm aber in demselben Jahre ein Lehramt an dem Priesterseminar in Limburg a. d. L. und wurde 1832 daselbst zum Subregens befördert. Im J. 1834 wurde er Hauskaplan des Rathes Schlosser zu Stift Neuburg bei Heidelberg, 1837 Pfarrer in Großholbach in Nassau, 1839 Professor der Dogmatik an der kath.-theol. Facultät zu Gießen, 1843 unter Beibehaltung seines theol. Lehramts zugleich Honorarprofessor der speculativen Philosophie an der gießener Universität. Am 22. Febr. 1849 wurde S. vom Domkapitel zum Nachfolger des Bischofs Kaiser in Mainz erwählt. Eine ultramontane Minderheit, welche seiner Wahl sich entgegengesetzt hatte, wußte jedoch die Anerkennung derselben durch den Papst zu hintertreiben. Nachdem man vergeblich versucht hatte, S. zum freiwilligen Verzicht zu bewegen, erfolgte 7. Dec. 1849 die förmliche Verwerfung der Wahl durch ein päpstl. Breve und die Anordnung einer Neuwahl, ohne daß der kanonisch vorgeschriebene Informativproceß eingeleitet worden wäre. An S.'s Stelle wurde der Freiherr von Ketteler (s. d.) zum Bischof erwählt (Febr. 1850). S. legte darauf seine theol. Professur nieder und zog sich mit Bewilligung der Regierung ganz in die philos. Facultät zurück, welcher er bis zu seinem Tode (20. Dec. 1869) angehörte. Von Haus aus strenger Katholik, hatte S. durch seine philos. Studien allmählich einen freiern Standpunkt gewonnen. Wie er das kath. Dogma speculativ zu erfassen und umzugestalten versuchte, so erstrebte er gleichzeitig eine Vermittelung des Katholicismus und «Evangelismus», von denen jener die «Fülle», dieser die «Reinheit» der christl. Lehre im Auge habe, und trat dem kirchlichen Absolutismus rückhaltslos gegenüber. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Der Geist des Katholicismus oder Grundlegung der christl. Irenik» (4 Bücher, Gieß. 1848—50), ein Buch, dessen Weitherzigkeit die Ursache seiner Nichtbestätigung wurde; ferner «Ultramontan oder katholisch?. Die religiöse Frage Deutschlands und der Christenheit» (Gieß. 1867) und als Ergänzung dieser Schrift die «Mittheilungen aus der neuesten Geschichte der Diöcese Mainz» (Gieß. 1868), welche die Vorgänge bei der letzten Bischofswahl und bei der Auflösung der kath.-theol. Facultät der Universität Gießen beleuchten. Als philos. Denker gehört S. zu der Gruppe der «über Hegel hinausgeschrittenen» Vertreter eines speculativen Theismus und zeigt sich namentlich mit Sengler, K. Ph. Fischer u. a. verwandt. Schon in seiner ersten philos. Schrift «Ueber die menschliche Erkenntniß» (Münst. 1844) zeichnet er die Grundzüge einer «Philosophie der That», welche Glauben und Wissen versöhnen soll. In den «Grundzügen der Einleitung in die Philosophie» (Gieß. 1860) setzt sich S. mit verwandten Denkern kritisch auseinander. Von seinem eigenen System gibt seine Schrift «Das Gesetz der Persönlichkeit» (Gieß. 1862) eine Darstellung. Vgl. «Leopold S.'s Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren herausg. von Schröder und Schwarz» (Lpz. 1871). Aus S.'s Nachlaß gab Lutterbeck «Ueber die religiöse Aufgabe der Deutschen» (Mainz. 1875) heraus.

Schmidt (Eberh. Karl Klamer), deutscher Dichter, geb. in Halberstadt 29. Dec. 1746, lebte als Kriegssecretär und Domcommissar in seiner Vaterstadt und starb daselbst 8. Jan. 1824. Bekannt wurde er hauptsächlich durch seine innige Freundschaft mit Gleim. Seine Dichtungen, meist zur lyrischen Gattung gehörend, außerdem Fabeln und Idyllen, drücken zwar ganz die Milde, Friedlichkeit und sittliche Reinheit seines persönlichen Charakters aus, haben aber keinen höhern poetischen Werth. S.'s «Leben und auserlesene Werke» (3 Bde., Stuttg. 1826—28) wurden von seinem Sohne in Gemeinschaft mit Lautsch herausgegeben.

Schmidt (Eduard Oskar), namhafter deutscher Zoolog, geb. 21. Febr. 1823 zu Torgau, erhielt seine Gymnasialbildung zu Schulpforta und machte seine naturwissenschaftlichen Studien 1842—46 erst zu Halle dann zu Berlin, wo er sich besonders an Johannes Müller und Ehrenberg anschloß. Im J. 1846 habilitirte er sich zu Jena mit dem Entschluß, sich ganz der Zoologie zu widmen. S. theilte seitdem seine wissenschaftliche Thätigkeit zwischen zahlreichen Reisen (durch fast ganz Europa vom Nordcap und den Färöer bis Sicilien und den Jonischen Inseln) und der Verarbeitung des auf denselben gesammelten und in der Heimat ergänzten Materials. Im J. 1849 erhielt er eine außerord. Professur in Jena. Doch folgte er 1855 einem Rufe nach Krakau, von wo er 1857 nach Gratz versetzt wurde. Von hier ward S. 1872 an die neugegründete Universität Straßburg berufen. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete S.

mit dem «Handbuch der vergleichenden Anatomie» (Jena 1849; 7. Aufl., Lpz. 1876), welchem sich ein «Handatlas der vergleichenden Anatomie» (Jena 1854) sowie die Schrift über «Die Entwickelung der vergleichenden Anatomie» (Jena 1855) anschlossen. Das Gesammtgebiet der Zoologie behandelte er im «Lehrbuch der Zoologie» (Wien 1853) und dem für den höhern Schulunterricht bestimmten «Leitfaden der Zoologie» (Wien 1860; 3. Aufl. 1874). Eine Reihe von Abhandlungen, die theils selbstständig, theils in Zeit- und Gesellschaftsschriften erschienen, betrifft die Strudelwürmer. Seit 1860 widmete er sich vorzugsweise der Untersuchung der Schwämme (spongiae) und legte die Ergebnisse derselben in mehrern Werken wie «Die Spongien des Adriatischen Meers» (Lpz. 1862; mit drei Supplementen, Lpz. 1864—68), «Spongienfauna des atlantischen Gebietes» (Lpz. 1870) nieder. Eine praktische Verwerthung dieser wissenschaftlichen Beobachtungen wurde durch die künstliche Schwammzucht in den dalmatin. Gewässern (wie namentlich bei der Insel Lesina) angebahnt. Sonst sind von S.'s Schriften noch von allgemeinerm Interesse: «Bilder aus dem Norden» (Jena 1851), «Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften» (Berl. 1853), «Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Philosophie des Unbewußten» (Lpz. 1876), «Descendenzlehre und Darwinismus» (Bd. 2 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», 2. Aufl. 1875) u. s. w.

Schmidt (Ferd.), beliebter Volks- und Jugendschriftsteller, geb. zu Frankfurt a. O. 2. Oct. 1816, besuchte die Volksschule seines Geburtsortes, trat dann in das Lehrerseminar zu Neuzelle, um sich für das Schulfach auszubilden und wurde dann als Communalschullehrer in Berlin angestellt. Seit 1845 widmete er sich neben seinem Berufe der Volks- und Jugendschriftstellerei, in der er einen außerordentlichen Erfolg erzielte. Seine Schriften, welche volksthümliche Geschichtsbilder, Biographien hervorragender histor. Persönlichkeiten (Lessing, Schiller, Goethe, Gellert, Arndt, Humboldt, Mendelssohn, Pestalozzi, Fichte, Karl d. Gr., Friedrich d. Gr., Königin Luise, Washington, Franklin u. s. w.), ferner Darstellungen aus den Mythologien und der Heroengeschichte des classischen und german. Alterthums, endlich frei erfundene Märchen und Erzählungen umfassen, zeichnen sich ebenso wol durch das Edel-Menschliche und National-Sittliche ihres Inhalts, wie durch die Volksthümlichkeit und Frische ihrer Darstellungsart aus. Dieses gilt namentlich von seinen biographischen Jugendschriften, welchen dadurch, daß S. statt des lehrhaften Tons durch Vorführungen von interessanten Charakteren auf die Phantasie und das Gemüth der Jugend zu wirken sucht, ein hoher pädagogischer Werth beizumessen ist. Seine zahlreichen Arbeiten sind in verschiedenen Sammlungen vereinigt, so in der «Jugendbibliothek» (36 Bde., Berl. 1855—67), in den «Volkserzählungen» (2. Aufl., 8 Bde., Berl. 1867) und in den «Volkserzählungen und Schilderungen aus dem berliner Volksleben» (4 Bde., Bresl. 1868—69). Eine zusammenhängendere Darstellung sind seine «Weltgeschichte für Schule und Haus» (2. Aufl., 4 Bde., Berl. 1876) und «Preußens Geschichte in Wort und Bild» (5 Bde., Berl. 1862—74). S. gründete in Berlin den Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen.

Schmidt (Friedr.), berühmter Architekt, geb. 22. Oct. 1825 zu Frickenhofen im württemb. Jagstkreis, besuchte 1839—43 das Polytechnikum zu Stuttgart und wandte sich dann nach Köln, wo er als Steinmetz beim Dombau seine Laufbahn begann und 15 Jahre blieb. Nachdem er 1857 den ersten Preis für einen Plan zum neuen Rathhaus in Berlin erhalten, folgte er 1858 einem Rufe als Professor an die Akademie der bildenden Künste nach Mailand. Infolge des Kriegs von 1859 ließ er sich in Wien nieder, wo er 1860 Professor an der Kunstakademie wurde und 1865 den Titel Oberbaurath erhielt. Auch ist er seit 1863 Dombaumeister von St.-Stephan. Unter seinen wiener Bauten sind die Lazaristenkirche, die Pfarrkirche zu Fünfhaus, das akademische Gymnasium und das neue Rathhaus hervorzuheben.

Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.), zum Unterschiede von Gleichnamigen meist Schmidt von Werneuchen genannt, war 23. März 1764 in Fahrland bei Potsdam geboren, wurde zuerst Prediger am Invalidenhause in Berlin, dann 1795 zu Werneuchen in der Mittelmark, wo er 26. April 1838 starb. Er versuchte sich vielfach als Dichter, wobei er ausschließlich die von J. H. Voß ausgebildete ländliche Idylle nachahmte, diese Richtung aber einseitig übertrieb. Seine Gedichte zeigen zum Theil Lebhaftigkeit und formelle Gewandtheit. Dennoch ist sein Andenken fast nur noch dadurch erhalten, daß Goethe in dem Gedichte «Musen und Grazien in der Mark» seine Manier witzig parodirte. Unter anderm gab er heraus den «Neuen Berlinischen Musenalmanach», mit E. C. Bindemann (5 Bde., Berl. 1793—97), «Kalender der Musen und Grazien» (2 Bde., 1796—97), auch einige andere Almanache und «Neueste Gedichte» (Berl. 1815).

Schmidt (Georg Friedr.), Zeichner und Kupferstecher, einer der ausgezeichnetsten Künstler des 18. Jahrh., wurde 1712 in Berlin geboren und auf der Akademie der Künste ausgebildet.

Mit wenig Geld und ohne alle Empfehlung ging er dann 1736 nach Paris, wo er, durch den Maler Lancret, den Freund des preuß. Hofmalers Pesne, gut aufgenommen wurde und sich besonders an Wille und Preißler anschloß. Bald erwarb er durch die von ihm gestochenen Porträts des Grafen d'Evreux und des Erzbischofs von Cambray nach Rigaud so viel Ruhm, daß er fast zu gleicher Zeit zum Mitgliede der Französischen und der Berliner Akademie ernannt wurde. Jedoch kehrte er 1744 nach Berlin zurück und wurde vom König und dem Hofe mit großer Auszeichnung empfangen. Sodann ging er auf fünf Jahre an den Hof nach Petersburg, wo er das Bild der Kaiserin und mehrere andere Bilder stach, auch die Kupferstecherschule organisirte. Im J. 1762 ging er nach Berlin zurück und hier entfaltete er nun eine neue Thätigkeit. Man verdankt dieser seiner letzten Zeit namentlich treffliche, mit der Radirnadel gearbeitete Blätter im Geschmacke Rembrandt's. S. starb 1775 als einer der bedeutendsten Meister auf dem Gebiete der Kupferstechkunst. Außerdem war er als geistreicher Zeichner nicht minder geschickt. Er arbeitete nicht allein in der strengsten Grabstichelmanier, namentlich die Porträts, unter denen die des Malers Latour, des Peter Mignard, der Grafen Rasumowskij und Esterhazy, der Kaiserin Elisabeth von Rußland die vorzüglichsten sind, sondern wußte auch die Nadel in freiester, geistreichster Weise zu behandeln. In den radirten Blättern kommt er dem malerischen Reiz eines Rembrandt und Castiglione gleich, hauptsächlich ist es aber Cornelisz Bisscher, dessen Glanz er zu erreichen bestrebt war.

Schmidt (Georg Philipp), genannt Schmidt von Lübeck, deutscher Dichter, geb. 1. Jan. 1766 in Lübeck, besuchte das dortige Gymnasium und studirte 1786—90 in Jena und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften. Nach Jena zurückgekehrt, wurde er mit Sophie Mereau und dem als Arzt in Weimar verstorbenen ältesten Sohne Herder's, ferner sehr bald mit Herder selbst, mit Wieland, Schiller und Goethe bekannt, was seine frühere Neigung zur Poesie von neuem rege machte. Von Jena ging er 1795 nach Kopenhagen, wo er in der gräflich Reventlow'schen Familie bekannt wurde. Nachdem er Schweden bereist hatte, promovirte er 1797 in Kiel und bereiste sodann den größten Theil Deutschlands. Im J. 1799 folgte er einem Rufe des Grafen Ludwig Reventlow auf Trollaburg in Fünen und verlebte hier drei glückliche Jahre. Sodann erhielt er das dän. Indigenat und wurde Secretär bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen. Seit 1806 war er in Altona Director mehrerer Bank- und Commerzinstitute und verschiedener Ausschüsse, die während des Continentalsystems entstanden. Im J. 1813 kam er als erster Administrator an die neue Reichsbank zu Kiel, wo ihm die Verwaltung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein übertragen worden war. Als aber die Bank aufhörte, eine gemeinsame Anstalt für die Herzogthümer und das Königreich zu sein, ging er 1818 wieder nach Altona als erster Director des neuen Bankinstituts und als Justizrath. Im J. 1829 legte er sein Amt nieder und lebte in Altona bis zu seinem 28. Oct. 1849 erfolgten Tode. Seine in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreuten Gedichte wurden von Schumacher unter dem Titel «Lieder» (Altona 1821; 3. Ausg. 1847) gesammelt. Obschon in vielen derselben die Reflexion zu sehr vorwaltet, stellen ihn doch sein «Paul Gerhardt» und manche in den Volksmund übergegangene Lieder den bessern deutschen Lyrikern gleich. Außer einigen kleinen Schriften gab er «Histor. Studien» (Altona 1827) heraus; auch schrieb er «Ueber Kaspar Hauser» (2 Hefte, Altona 1831—32).

Schmidt (Heinr. Julian), namhafter deutscher Literarhistoriker, geb. 7. März 1818 zu Marienwerder, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich 1836—40 zu Königsberg geschichtlichen und philol. Studien. Nachdem er seit Nov. 1842 als Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule zu Berlin gewirkt, siedelte er im März 1847 nach Leipzig über, um sich an der Redaction der «Grenzboten», die damals unter Kuranda's Leitung standen, zu betheiligen. Im Juli des folgenden Jahres wurde S. mit seinem Freunde Gustav Freytag Eigenthümer dieser Zeitschrift, welche in polit. Beziehung zu Gunsten der preuß. Hegemonie in Deutschland wirkte. Im Dec. 1861 wandte er sich wieder nach Berlin, wo er zwei Jahre hindurch die «Berliner Allgemeine Zeitung», das Organ der altliberalen Partei, redigirte, dann aber als Privatmann lebte. S.'s erste Arbeit von Bedeutung war die «Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution» (2 Bde., Lpz. 1850). Die zahlreichen kritischen und literarhistor. Artikel, die er für die «Grenzboten» verfaßte, bildeten zum Theil die Grundlage für S.'s «Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrh.» (2 Bde., Lpz. 1853), sein eigentliches Hauptwerk, durch welches er seinen literarischen Ruf begründete. Mit demselben griff er in der Folge bis auf das J. 1781 zurück, weshalb er auch in der vierten Auflage den Titel in «Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod» (3 Bde., Lpz. 1858)

umwandelte. Die scharfe Kritik dieser ersten Auflagen, die nach der einen Seite hin vielen Beifall fand, nach der andern aber auch viele Anfeindungen veranlaßte, trat in der vollständig umgearbeiteten fünften Auflage des Werks (3 Bde., Lpz. 1865—67) hinter die streng histor. Forschung zurück. Zwei andere Werke von Bedeutung sind S.'s «Geschichte der franz. Literatur seit der Revolution 1789» (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1873—74) und «Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod» (2 Bde., Lpz. 1860—64). Letzteres Werk schloß sich rückwärts an seine «Geschichte der deutschen Literatur» an. Seine «Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit» (5 Bde., Lpz. 1870—78) sind eine Sammlung interessant und geistvoll geschriebener Essays literar- und culturhistor. Inhalts. Von S.'s übrigen Schriften sind noch «Schiller und seine Zeitgenossen» (Lpz. 1859) und «Uebersicht der engl. Literatur im 19. Jahrh.» (Sondersh. 1859), die Einleitungen zur deutschen Uebertragung der Werke von Dickens und von Heinrich von Kleist (1859) sowie zu Herder's «Cid» und «Ideen» (1868) hervorzuheben. Im März 1878 wurde ihm vom Kaiser Wilhelm ein Ehrengehalt von jährlich 3000 Mark bewilligt.

Schmidt (Isaak Jak.), ausgezeichneter Kenner der Sprachen und Literaturen der Mongolen und Tibetaner, geb. 1779 in Rostock, gest. 8. Sept. 1847 als russ. Staatsrath und Mitglied der Akademie zu Petersburg. Unter seinen vielen zum Theil polemisch gegen Klaproth, Abel Rémusat und Hammer gerichteten Schriften verdienen besondere Erwähnung: die «Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter» (Petersb. 1824), sowie die «Philol.-kritische Zugabe zu den von Rémusat bekannt gemachten mongol. Originalbriefen» (Petersb. 1824). Sehr wichtig ist ferner seine Ausgabe und Uebersetzung der 1662 von dem mongol. Khan Ssanang-Ssetsen Chungtaidschi aus dem Geschlechte des Dschingis-Khan in mongol. Sprache verfaßten «Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses» (Petersb. 1829). Auch hat S. das Verdienst, zuerst eine «Grammatik der mongol. Sprache» (Petersb. 1831) und ein «Wörterbuch» (Petersb. 1835) bearbeitet zu haben. Später gab er ein mongol. Heldengedicht: «Die Thaten Gesser-Khan's» (Petersb. 1836; deutsch, 1839), heraus. Vorzüglich auf Csoma de Körös' Arbeiten gestützt ist seine «Grammatik der tibetischen Sprache» (Petersb. 1839) und das «Wörterbuch der tibetischen Sprache» (Petersb. 1841). Eine für das Studium der tibetischen Sprache treffliche Arbeit ist auch «Der Weise und der Thor», Original nebst deutscher Uebersetzung (2 Thle., Petersb. 1843), das erste in tibetischer Sprache in Europa gedruckte Buch; außerdem «Der Index des Kandjur» (Petersb. 1845). Auch war S. ein gründlicher Kenner der kalmückischen Sprache.

Schmidt (Johs. Friedr. Heinr.), namhafter Sprachforscher, geb. zu Prenzlau 29. Juli 1843, erhielt seine Vorbildung auf dem Mariengymnasium in Stettin, widmete sich seit 1861 zu Bonn dem Studium der classischen Philologie, vom Herbst 1862 ab zu Jena unter Schleicher dem der indogerman. Sprachwissenschaft, und habilitirte sich für letzteres Gebiet 1868 zu Bonn. Im J. 1873 wurde er daselbst zum außerord. Professor ernannt und noch im Herbst desselben Jahres zum ord. Professor nach Graz berufen. Im Herbst 1876 folgte er einem Rufe an die Universität zu Berlin, woselbst er seitdem den Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaft innehat. Von S.'s sprachwissenschaftlichen Schriften sind zu erwähnen: «Zur Geschichte des indogerman. Vocalismus» (2 Bde., Weim. 1871—75) und «Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerman. Sprachen» (Weim. 1872).

Schmidt (Mor.), namhafter Philolog, geb. zu Breslau 19. Nov. 1823, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Schweidnitz, widmete sich 1840—41 zu Breslau und 1841—44 zu Berlin dem Studium der Philologie, fungirte 1847—49 als Lehrer am Gymnasium zu Schweidnitz und 1849—57 in gleicher Eigenschaft am Gymnasium zu Oels. Im J. 1857 erfolgte seine Berufung als außerord. Professor der classischen Philologie nach Jena, und 1869 wurde er zum ord. Professor dieser Wissenschaft daselbst ernannt. S.'s wissenschaftliche Arbeiten erstrecken sich auf die Lyriker und Tragiker der Griechen, griech. Grammatik, Lexikographie und Dialektforschung, Entzifferung von griech. Inschriften und antike Metrik. Die hauptsächlichsten Schriften, in denen er seine Forschungen veröffentlichte, sind: «Aristarchi reliquiae» (Berl. 1842), «Didymi reliquiae» (Lpz. 1854), eine kritische Ausgabe des «Lexikon des Hesychius» (4 Bde., Jena 1858—68), eine kleinere Ausgabe desselben Werks (Jena 1863), eine kritische Ausgabe von Herodian's «Catolica prosodia» (Jena 1860), «The Lycian inscriptions» (Jena 1868), «Neue lykische Studien» (Jena 1869), «Pindar's Olympische Siegesgesänge» (Jena 1869), «Die Tafel von Idalion und das Kyprische Syllabar» (Jena 1874), «Sammlung kyprischer Inschriften» (Jena 1876) u. s. w. Auch gab S. eine deutsche Ueber-

setzung der Schrift des Aristoteles von der Dichtkunst (Jena 1876) heraus. Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl von Abhandlungen in philol. Zeitschriften.

Schmidt (Wilh. Adolf), namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 26. Sept. 1812 zu Berlin, studirte daselbst Philologie und Geschichte und schloß sich insbesondere an Böckh, Lachmann, Raumer und Ranke an. Nachdem er 1834 promovirt und dann einige Jahre als Gymnasiallehrer gewirkt, habilitirte er sich 1840 als Privatdocent der Geschichte zu Berlin. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war damals vorzugsweise dem Alterthum zugewandt. Als die bedeutendste Frucht derselben erschienen «Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums» (Bd. 1, Berl. 1842), in denen er gründliche Untersuchungen über Thiö und Abydos, über die Purpurfärberei und den Purpurhandel im Alterthum, über das System der ägypt. Körpermaße und «Beiträge der Papyrusliteratur zur Geschichte der Tutel» niederlegte. Im J. 1844 begann er unter Mitwirkung von Böckh, Pertz, Ranke und der Gebrüder Grimm die «Zeitschrift für Geschichtswissenschaft», die bis Mitte 1848 erschien. Inzwischen 1845 zum außerord. Professor ernannt, betheiligte sich S. 1846 an der Begründung der Germanistenversammlungen und trat im Frühjahr 1848 für einen berliner Wahlbezirk in das frankfurter Parlament, wo er der Fraction des Würtemberger Hofs angehörte. Ostern 1851 folgte er einem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität Zürich, mit welcher Stellung später auch der histor. Lehrstuhl am Eidgenössischen Polytechnikum verbunden ward. S. begründete daselbst in Verbindung mit andern Gelehrten die züricher «Monatsschrift» (4 Bde., Zür. 1856—59). Ostern 1860 ging er als Professor der Geschichte an die Universität Jena, wo er seitdem mit vielem Erfolge gewirkt hat. Von S.'s historischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums» (Berl. 1847), «Geschichte der preuß.-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's d. Gr.» (Berl. 1851), «Der Aufstand in Konstantinopel unter Kaiser Justinian» (Zür. 1854), «Zeitgenössische Geschichten. I. Frankreich von 1815—30. II. Oesterreich von 1830—48» (Berl. 1859), «Tableaux de la révolution française publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris» (3 Bde. und Register, Lpz. 1867—71), «Epochen und Katastrophen» (Berl. 1874), «Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800» (3 Bde., Jena 1874—76), «Das Perikleische Zeitalter. Darstellung und Forschungen» (Bd. 1, Jena 1877). Auch wurde von ihm die achte Auflage der Becker'schen «Weltgeschichte» (18 Bde., Berl. 1860—63) herausgegeben. An den Fragen der Zeit betheiligte er sich im nationalen Sinne durch die Schriften: «Preußens deutsche Politik» (Berl. 1850; 3. Aufl. 1867), «Elsaß und Lothringen» (Lpz. 1859; 3. Aufl. 1870) und «Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht» (Jena 1864). Von 1874—76 vertrat er als nationalliberales Mitglied den dritten weimarischen Wahlkreis (Jena) im Deutschen Reichstage.

Schmidt-Phiseldeck (Justus von), deutscher Staatsmann, geb. zu Wolfenbüttel 8. April 1769, studirte 1787—90 zu Helmstedt die Rechte, trat später in braunschw. Staatsdienst und wurde 1799 Consistorial-, Grenz- und Lehnrath. Während dieser Zeit schrieb er eine «Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatik» (Braunschw. 1804). Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ernannte ihn 1806 zum Hofrathe und Geh. Secretär im Ministerium. Nach Organisation des Königreichs Westfalen wurde er 1808 Appellationsrichter in Kassel, 1809 Staatsrath und 1810 zugleich Generaldirector der indirecten Steuern. Nach Wiederherstellung der rechtmäßigen Landesregierung 1813 ernannte ihn der Herzog Friedrich Wilhelm mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths zum Mitgliede der provisorisch angeordneten Regierungscommission und dann zum Mitgliede des 1814 organisirten Geheimrathscollegiums und zum Geheimrathe. Hierauf ging S. als Gesandter des Herzogs zum Wiener Congreß, an dessen Verhandlungen er bis 1815 theilnahm. Nach Friedrich Wilhelm's Tode wurde das Geheimrathscollegium von dem königl. Vormunde, dem Prinz-Regenten von England, mit der obersten Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt und S. blieb bis 1823, wo Herzog Karl die Regierung übernahm, und auch nachher noch bis 1826 Mitglied desselben. Wegen arger Beleidigungen und Verfolgungen von seiten des Herzogs Karl (s. d.) entfernte er sich Ostern 1827 aus Braunschweig und trat als Geheimrath in hannov. Dienste. Er wurde Chef des Justizdepartements, 1832 Landdrost in Hildesheim, kehrte dann nach Braunschweig zurück und starb 23. Sept. 1851 zu Wolfenbüttel. Seine Zerwürfnisse mit Herzog Karl behandelt seine Schrift: «Ueber meinen Austritt aus dem herzogl. braunschw. Staatsdienst» (Hannov. 1827).

Schmidt-Phiseldeck (Konrad Friedr. von), publicistischer Schriftsteller, Bruder des Vorigen, geb. 3. Juli 1770 zu Braunschweig, besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel, studirte

zu Helmstedt Theologie, wurde dann Lehrer im Hause des nachherigen Geh. Conferenzraths Brun in Kopenhagen und erhielt, nachdem er von einer Reise mit dessen Familie durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz nach Kopenhagen zurückgekehrt, 1794 das dän. Indigenat. Sehr bald aber gab er die Theologie auf und wurde Privatsecretär des Staatsministers Grafen von Schimmelmann, der ihn nun drei Jahre Kameralwissenschaften auf seine Kosten studiren ließ. Nachdem er 1797 als Assessor in das Oekonomie- und Commerzcollegium getreten, wurde er nach und nach Mitglied der Quarantäne-Direction und Wirkl. Justizrath, 1821 Etatsrath und 1822 Mitdirector der königl. Reichsbank. Im J. 1823 trat er wieder in das Commerzcollegium und wurde 1829 Conferenzrath. Er starb 15. Nov. 1832. Als Schriftsteller gehört S. sowol der dän. wie der deutschen Literatur an. In frühern Jahren ein eifriger Kantianer, bestrebte er sich, durch seine Schrift «Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica» (2 Bde., Kopenh. 1796—98) jene Philosophie zu commentiren. Mehr Aufsehen machten indeß sein «Versuch einer Darstellung des dän. Neutralitätssystems» (4 Hefte, Kopenh. 1801—4) und seine Schrift «Ueber das jetzige Verhältniß der jüd. Nation zu dem christl. Bürgervereine» (Kopenh. 1817), die Ueberarbeitung einer frühern Schrift (Kopenh. 1809). Sein Werk «Europa und Amerika» (Kopenh. 1820), fortgesetzt als «Europa und Amerika. Zweite Skizze» (Kopenh. 1832), verschaffte ihm als philos.-polit. Schriftsteller hohe Auszeichnung. Außerdem sind von ihm noch zu erwähnen: «Der europ. Bund» (Kopenh. 1821), «Proben polit. Redekunst» (Kopenh. 1824), «Die Welt als Automat und das Reich Gottes» (Kopenh. 1829), «Ueber die neuerlichen Aufregungen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein» (Kopenh. 1830).

Schmiedeberg, Stadt im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, 15 Kilom. im Südosten von der Kreisstadt Hirschberg, in dem hochansteigenden Thale der Eglitz, am Fuße der Schneekoppe, 455 Mt. über dem Meere gelegen, dehnt sich 5 Kilom. lang aus und besteht aus den drei Theilen Ober-, Mittel- und Niederschmiedeberg. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang. und eine kath. Kirche, ein Schloß des Prinzen Reuß und eins des Fürsten Czartoryski, eine Präparandenanstalt, ein Rathhaus, eine Privatirrenanstalt und zählt (1875) 3963 meist prot. E. Der Ort wird urkundlich zuerst 1355 erwähnt, wurde 1530 durch Wladislaw von Böhmen zur Stadt erhoben und war lange Zeit eine freie Bergstadt. Sodann bildete S. bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. das Centrum der Leinwandfabrikation im Riesengebirge, sowie den Hauptsitz des schles. Leinen- und Garnhandels. Von dieser Blüte ist in der Stadt selbst nichts mehr übrig. Nur die Fabrikation von Seiden-, Shawl-, Plüsch- und Teppichwaaren, sowie die Leinendruckereien und Webereien, Wachsfabrikation und die Wachsbleichen sind noch von Bedeutung. Der vormalige Bergbau auf Eisen, an den noch die Schlackenfelder der Umgegend erinnern, ist neuerdings von einer Gesellschaft wieder lebhaft aufgenommen worden. Von besonderm Interesse ist die Ausbeutung des hier sich vorfindenden Magneteisens. Das nahe im Südwesten an der Lomnitz gelegene Dorf **Krumhübel** (mit 570 E.) ist der Hauptsitz der Laboranten oder Sammler von Apothekerkräutern des Hochgebirgs. — S. heißt auch eine Stadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, 22 Kilom. südlich von der Kreisstadt Wittenberg, östlich von der dübener Heide. Der Ort zählt (1875) 3111 E., die sich von Ackerbau, Spinnerei, Weberei und Torfstecherei ernähren. In der Nähe liegt das Dorf **Moschwitz** mit einem Vitriolwerk.

Schmieden ist eine der ältesten Bearbeitungsmethoden dehnbarer Metalle, vorzugsweise des Eisens und Stahls, aber auch des Kupfers, Silbers u. s. w. Es besteht wesentlich in der Anwendung des Hammers, durch dessen wohlangebrachte Schläge einem Metallstücke fast jede beliebige Gestalt gegeben werden kann. Das Metall liegt dabei auf dem Amboße und wird mittels einer Zange u. s. w. erforderlich regiert. Doch sind Hammer und Amboß allein nicht hinreichend, um alle dem Schmiede vorkommenden Aufgaben zu lösen; vielmehr werden zahlreiche Neben- und Hülfswerkzeuge nöthig, um z. B. Löcher, Einschnitte, scharfgebildete Ansätze, Biegungen u. s. w. zu erzeugen. Künstlichere Gestalten werden am besten in Gesenken geschmiedet, stählernen ein- oder zweitheiligen Formen mit angemessenen Aushöhlungen, in welche man das Arbeitsstück hineinschlägt. Eisen und Stahl müssen beim S. stets glühend sein, weshalb das mit Gebläse versehene Schmiedefeuer (die Schmiedeesse) ein allgemeines Bedürfniß des Schmieds ist. Zum S. wird regelmäßig nur helle Rothglühhitze angewendet, dagegen ist zum Schweißen (wobei zwei Eisentheile durch die Hammerschläge vereinigt werden) starke Weißglut erforderlich, auf Stahl wenigstens die stärkste Rothglut. Mit Handhämmern kann das S. sehr großer Gegenstände nicht ausgeführt werden; man bedient sich hierzu schwerer, vom

Wasser oder Dampf getriebener Hämmer (s. Hammerwerk), welche aber auch die Herstellung kleinerer Schmiedearbeit ungemein beschleunigen. Für letztere gebraucht man jetzt vielfach eine Schmiedemaschine, welche aus äußerst rasch aufgehobenen und niedergestoßenen Stempeln, ähnlich denen eines kleinen Pochwerks, besteht. Für die fabrikative Herstellung sehr großer Schmiedestücke (Locomotivbestandtheile) ist eine modificirte Gestalt der hydraulischen Presse (Haswell's Preßhammer) mit Vortheil in Gebrauch gekommen.

Schmiermittel sind im allgemeinen Substanzen, welche die Reibung bei Rädern und Maschinen vermindern sollen; sie sind entweder Mischungen von Fett und Theer, wie die Wagenschmiere, oder Gemische von Fett mit Oel, oder Oele allein, welche letztern bei feinern Maschinentheilen, bei Uhren u. s. w. Anwendung finden. In neuerer Zeit verwendet man als S. die bei der Rectification des Petroleums auftretenden paraffinhaltigen Oele, die unter dem Namen lubricating oil, spindle oil, Vulkanöl, Globöl, Phönixöl im Handel sich finden. Häufig verwendet man auch weiche Paraffine, die als Cosmolin und Vaselin in den Handel kommen, als S. Der Braunkohlentheer der Paraffin- und Solarölfabriken wird ebenfalls auf Schmiermaterialien verwendet. Graphit und Mischungen davon mit Paraffin und Blei- und Zinkpulver, letztere unter dem Namen Metallin, finden ebenfalls als S. Anwendung. Für hohe Temperaturen hat man in neuerer Zeit leicht schmelzbare Legirungen als Metallschmiere in Vorschlag gebracht. Die Fabrikation der S., namentlich für den Eisenbahn- und Maschinenbetrieb, hat seit 20—30 Jahren großartige Verhältnisse angenommen.

Schminke, ein Collectivname für Mischungen, deren Anwendung in die Geheimnisse der Toilettenkünste eingreift. Meist bestehen diese pulverförmigen Mischungen aus Stärkemehl, besonders Reismehl (Poudre de riz), dem Mehl von geschälten und ausgepreßten Mandeln und Nüssen, Talk- oder Speckſteinpulver, Wismuthoxyd und Zinkoxyd, welche beim Gebrauch entweder vermittels eines Hasenpfötchens aufgetragen oder mit einem Bausch von Schwanenpelz auf die Haut gebracht werden. Mit Karmin, Karthamin (dem Farbstoff des Saflors) oder gewissen Theerfarben, wie Eosin, versetzt, bilden diese Gemische die rothe S. Zur Erhöhung der Röthe der Lippen dient eine verdünnte Lösung von Karmin in Salmiakgeist und Rosenwasser. Das rothe Schminkpapier, ebenso auch die echte span. Schminkwolle enthalten durchgängig Karthamin (Rouge végétal, Rose végétale), unbedingt den der Haut am wenigsten nachtheiligen Farbstoff. Das in neuerer Zeit von Erfurt aus in den Handel gebrachte rothe Schminkmittel war ein aus Harnsäure dargestelltes Präparat, welches den Namen Schnouda führte. Die blaue S. für die Adern ist eine Mischung von Talkpulver mit feinstem Berlinerblau. Von den gewöhnlichen S. sind verschieden die Fettschminken (mit Mandelöl versetzte Schminkpulver), deren Anwendung sich nur auf das Theater beschränkt; sie werden nicht nur in festen Stangen, sondern auch als weichere Masse in Porzellandosen verkauft. Hamburg und Berlin liefern namentlich derartige kosmetische Präparate.

Schminkbohne (Veits- oder Vietsbohne, Phaseolus vulgaris), s. Bohne.

Schmirgel oder Smirgel (Lapis smiridis) ist ein dunkel-blaulichgrauer Korund, der aber gewöhnlich mit etwas Magneteisenerz gemengt ist. Dieses Mineral ist sehr hart und eignet sich daher feingepulvert zum Schleifen anderer harter Körper. Derselbe findet sich zum Theil fein eingesprengt, zum Theil aber auch in besondern Lagern zwischen talkigen Gesteinen (z. B. Talkschiefer), so z. B. im sächs. Erzgebirge am Ochsenkopfe, auf Naxos und andern Inseln des Aegäischen Meers, bei Smyrna (wovon sein Name), auch in Spanien, England, Persien, Peru und Mexico. Früher bediente man sich des S. statt der Diamanten zum Glasschneiden; jetzt braucht man ihn zum Schleifen des Glases, polirter Eisen- und Stahlwaaren, härterer Steine u. s. w., gepulvert als Ueberzug auf Leder oder Papier zum Abziehen der Rasirmesser. Was jedoch unter dem Namen S. in den Handel gelangt, ist nicht alles echter S.; denn man versteht darunter auch die oft sehr gemengten Fossilien, deren sich die Steinschleifer als Schleifpulver der Edelsteine und anderer harten Steine bedienen. Dahin gehört z. B. feinkörniger Granat, quarzige oder thonige Gesteine, welche mit Strahlstein, Eisenglanz und andern Eisenoxyden innig gemengt sind, u. s. w. Doch wird von den Steinschneidern der echte S. unter dem Namen blauer S. unterschieden und wegen seiner Güte sehr geschätzt. Die geringen als Pulver zum Schleifen verwendeten Granaten bilden den sog. rothen S.

Schmitthenner (Friedr. Jak.), vielseitiger deutscher Gelehrter, geb. 17. März 1796 zu Oberdreis im Fürstenthum Wied, besuchte das Gymnasium zu Idstein und bezog 1813 die Universität Marburg, wo er Philosophie, Geschichte und Theologie studirte. Bereits 1815 erhielt er eine Anstellung als Rector zu Dierdorf, bald darauf das Pfarramt zu Dreifelt im

Nassauischen, dem er jedoch 1818 entsagte. Nachdem er hierauf seit 1819 als Lehrer an den Gymnasien zu Dillenburg und Wiesbaden gewirkt, wurde er im Frühjahr 1828 Seminardirector in Idstein. Doch folgte er noch in demselben Jahre einem Rufe als Professor der Geschichte nach Gießen, wo ihm 1830 auch das Fach der Staatswissenschaften übertragen wurde. Im J. 1832 siedelte er als Mitglied des großherzogl. hess. Oberstudien- und Oberschulraths nach Darmstadt über, kehrte aber schon 1835 nach Gießen zurück, wo er auch 19. Juni 1850 starb. Seine Schriften zeichnen sich durch Gedankenreichthum, Lebendigkeit in der Darstellung, Correctheit des Stils und eine philos. Auffassung des Gegenstandes aus. Die Beschäftigung mit dem Sanskrit führte ihn auf die Begründung eines neuen Systems der Sprachwissenschaft, das er in seiner «Ursprachlehre» (Frankf. 1826), in der «Teutonia, oder ausführliche deutsche Sprachlehre» (Frankf. 1828) und in der Einleitung zu dem «Kurzen deutschen Wörterbuche» (2. Aufl., Darmst. 1837; umgearbeitet von Weigand, 2 Bde., Gieß. 1853—62; 4. Aufl. 1873—76) darstellte. Von den übrigen sprachwissenschaftlichen Arbeiten S.'s sind noch zu nennen: die «Anweisung zur Rechtschreibung der deutschen Sprache» (2. Aufl., Kass. 1827), «Deutsche Grammatik für Schulen» (4. Aufl., Kass. 1837), «Deutsche Etymologie» (Thl. 1, Darmst. 1833), «Lehre von der Satzzeichnung» (Frankf. 1824), die «Methodik des Sprachunterrichts» (Frankf. 1828). Unter seinen histor. Schriften war die «Geschichte der Deutschen» (2. Aufl., Kass. 1836) für ihre Zeit nicht ohne Werth. Von seinen staatswissenschaftlichen Arbeiten sind die bedeutendsten: «Grundriß der polit. und histor. Wissenschaften» (3 Bde., Gieß. 1830—32) und die «Zwölf Bücher vom Staate» (Bd. 1, Gieß. 1839).

Schmolke oder Schmolck (Benjamin), geistlicher Liederdichter, geb. zu Brauchitschdorf bei Liegnitz 21. Dec. 1672 und auf der Schule zu Lauban und der Universität zu Leipzig gebildet, wo er Theologie studirte. Im J. 1702 wurde er Diakonus in Schweidnitz, wo er 1714 Oberprediger und Inspector der dasigen Kirchen und Schulen wurde und 12. Febr. 1737 starb. Seine Schriften fallen meist durch die dem damaligen Zeitgeschmacke angemessenen Titel auf, z. B. «Geistlicher Pechweihrauch», «Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz», «Klage und Reigen», «Freudenöl in Traurigkeit», «Schöne Kleider für einen betrübten Geist» u. s. w. Die größte Verbreitung fanden sein «Communionbuch» und sein «Morgen- und Abendsegen». Eine Auswahl seiner geistlichen Lieder hat Grate (2. Aufl., Lpz. 1860) veranstaltet.

Schmoller (Gust.), namhafter Nationalökonom, geb. zu Heilbronn 24. Juni 1838, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte zu Tübingen 1857—61 Staatswissenschaften, Philosophie und Geschichte und war dann, nachdem er die höhern Prüfungen für den württemb. Staatsverwaltungsdienst bestanden, einige Zeit auf dem königl. württemb. Statistischen Bureau beschäftigt. Im J. 1864 wurde S. zum außerord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Halle, 1865 zum ord. Professor daselbst ernannt, worauf 1872 seine Berufung an die reorganisirte Universität zu Straßburg in gleicher Eigenschaft erfolgte. Von S.'s größern volkswirthschaftlichen Schriften sind zu nennen: «Der franz. Handelsvertrag und seine Gegner» (Frankf. 1862), «Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrh.» (Halle 1869), «Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft» (Jena 1875); diese Arbeit, welche ursprünglich in Hildebrand's «Jahrbüchern der Nationalökonomie und Statistik» erschienen war, ist eine Entgegnung auf Treitschke's scharfe Polemik in seiner Schrift «Der Socialismus und seine Gönner» (Berl. 1875) und enthält zugleich eine Entwickelung der ethischen Grundlagen für die Bestrebungen des Vereins für Socialpolitik. Außerdem veröffentlichte S. noch folgende histor. Arbeiten: «Straßburgs Blüte und die volkswirthschaftliche Revolution im 13. Jahrh.» (Straßb. 1875), «Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe» (Straßb. 1875) und mit Stieda «Die straßburger Tuchmacher- und Weberzunft» (Straßb. 1878).

Schmöllnitz, ungar. Szomolnok, Bergstadt im ungar. Comitat Zips, in einem von Bergen umgebenen, engen und Ueberschwemmungen ausgesetzten Thale gelegen, hat (1870) 2633 E. ohne das nahe Schmöllnitzhütte (1066 E.), meist Deutsche, welche den sog. gründner Dialekt sprechen und sich vom Bergbau nähren. S. ist Hauptort des oberungar. Bergdistricts und Sitz einer Berg-, Forst- und Güterdirection. Der reiche Bergbau liefert Kupfer, Silber, Eisenstein und Antimon; auch gewinnt man Schwefel, Schwefelblumen und Kupfervitriol. Sehenswerth sind die hydraulischen Maschinen, zumal die zur Heraufbringung des Cementwassers. Der schon unter Zapolya und Báthory gangbare Bergbau ist jetzt fiscalisch.

Schmuck bezeichnet in seinem weitesten Sinne jede Verzierung, sei sie an einem lebenden Wesen oder an einem von der Kunst und Industrie geschaffenen Gegenstande. In dem zweiten Fall wird der S. zum Ornament, welches speciellere Wort sodann gewöhnlich das allgemeinere

ersetzt. Aber auch dieses verengert seine Bedeutung in der Anwendung auf den Menschen, zunächst jegliche an demselben angebrachte Verzierung bezeichnend, sodann noch enger gefaßt, jene Gegenstände der Verzierung bedeutend, welche die Kunst des Goldschmiedes und Juweliers dem Menschen liefert. (S. Ornament.) Der Mensch hat sich geschmückt, solange wir von seiner Geschichte wissen, auf allen Stufen der Cultur, der rohesten wie der feinsten, nur mit verschiedenem Material, in verschiedener Weise und in verschiedenem Grade, selbstverständlich auch im Zusammenhange mit den verschiedenen Kunststilen. Zum ersten und ältesten S. ist das Tätowiren (s. d.) zu rechnen, die Verzierung der menschlichen Haut durch Bemalung, durch eingeätzte und bleibend gefärbte Linien und Figuren, deren Ornamentik die gleiche ist wie die der Töpfe oder des sonstigen Geräths der Menschen. Die Civilisation hat diese Verzierung verschmäht; sie ist heute nur noch bei wilden Stämmen oder Völkerschaften vorhanden, die in der Cultur sehr niedrig stehen. Länger hat sich der Federschmuck erhalten, der S. mit dem bunten Gefieder der Vögel, mit dem die Indianer jetzt sich selbst an Kopf und Gürtel, sowie Waffen und Geräthe verzieren. Der Federschmuck ist so alt wie die Geschichte, im alten Aegypten z. B. wohlbekannt. Weniger geliebt, wie es scheint, im classischen Alterthum und im frühen Mittelalter, lebte er besonders in der spätern Ritterzeit zu großer Pracht als menschlicher Zierath an Helm, Hut, Haar und Hauben wieder auf. Die Landsknechte und später die Kriegsmämner des Dreißigjährigen Kriegs machten von den Federn als S. des Barets und des Huts einen übermäßigen Gebrauch; gleichzeitig, doch minder grotesk, die Damen. Als Pinmage blieb das Gefieder Hutschmuck unter Ludwig XIV. Während es nun aus der Herrenmode verschwand, blieb es den Damen als S. des Haares, insbesondere aber des Huts bis auf den heutigen Tag. Man begnügt sich nicht mit der natürlichen Farbe, man färbt die Federn, stellt sie künstlich in größerm Maßstabe zusammen, färbt sie in allen Tönen und braucht auch ganze Vögel als S. Den bedeutendsten und kostbarsten S. boten zu allen Zeiten die Edelsteine und die edeln Metalle oder an ihrer Stelle, wo sie ermangelten, ihr künstlicher Ersatz. Die Steine lernte man früh durch farbige oder bunte Glaskugeln und Glasstücke ersetzen. Schon im ägypt. Alterthum kommt derartiger S. vor. Zu jenen Zeiten zog man sie auf Schnüre zu Halsketten, benutzte sie zu Anhängseln, Einsatz, Ringen u. s. w. Uncivilisirte Stämme nahmen statt der Steine und des Glases auch farbige, gebrannte Thonkugeln, deren die Ausgrabungen zahlreich an das Licht gebracht haben. Die Bearbeitung der Edelsteine für Schmuckgegenstände war im Alterthum und noch im Mittelalter insofern eine unvollkommene, als sie meist in abgerundeter, halbkugeliger («mingeliger») Form verwendet wurden, und so nicht zur vollen Wirkung ihres Glanzes und ihrer Farben gelangen konnten. Der facettirte Schliff, der dieses bewirkt, wird in seiner vollen Kunst erst seit dem 15. und 16. Jahrh. angewendet. Die Alten benutzten die Steine statt dessen, Figuren in sie hineinzugraviren oder herauszuschleifen. (S. Steinschneidekunst und Gemme.)

Die Metalle, welche vorzugsweise zum S. angewendet werden, sind Gold und Silber und neben ihnen in erster Linie Bronze. Eisen ist fast nur ausnahmsweise verwendet worden, entweder in Ermangelung edeln Metalls oder mit Tauschirung von Gold und Silber, wie noch heute im Orient. Nur im 18. Jahrh. wurden Schmuckſachen aus diamantirtem Stahl eine ausgedehnte Mode, die man heute wieder zu beleben sucht. Schmuckſachen aus Blei und Zinn kommen auch vor, aber nur als Zeichen der Aermlichkeit, so vielfach in Indien. Auch Silber kann in Anwendung auf Schmuckſachen nur als ein billigerer Ersatz des Goldes betrachtet werden. Das Silber ist daher häufig ein Volksschmuck. Nur die feinen Filigranarbeiten machen vielleicht eine Ausnahme. Jetzt wird Silber auch vielfach zur Montirung des Diamantschmucks verwendet. Häufiger als Silber war in alten Zeiten der Gebrauch der Bronze auch für Schmuckſachen. Zu jenen gar verschiedenen Perioden der Cultur, die man als die Bronzezeit zu bezeichnen pflegt, wurde dieses Metall in gar mannichfacher und höchst kunstvoller Weise zu allen möglichen Schmuckgegenständen: zu Ringen, Halsbändern, Armbändern, Nadeln, Fibeln, Spangen u. s. w., verwendet. Unzählige Gegenstände dieser Art, zum Theil mit schöner grüner Patina bedeckt, zum Theil auch emaillirt, sind aus den Gräbern zu Tage gefördert worden. Ihr Gebrauch verschwand im Laufe oder gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung vor der steigenden Cultur, hat sich jedoch hier und da im Volksschmuck, z. B. in den bisherigen europ. Provinzen der Türkei, erhalten. Gold allein hat sich als das eigentliche und wahre Material des S. (neben den Edelsteinen) zu allen Zeiten in gleicher Schätzung bewährt. Sein Gebrauch reicht in unvordenkliche Zeiten zurück, und die ältesten Gegenstände, die uns erhalten sind, wie z. B. der von Cesnola in Cypern gefundene Goldschmuck oder der etruskische und griechische S., zeigen in ihrer Herstellung die allerfeinste, heute in keiner Weise über-

troffene, ja kaum erreichte Technik. (S. Goldschmiedekunst.) Sowie Material und Form, so hat auch die Art der Anwendung des S. am Menschen durch die Entwickelung der Cultur eine vielfache Veränderung erfahren. Wie die Tätowirung vor der Civilisation gefallen, so auch alle barbarische Art, welche auf Durchbohrung oder Verstümmelung von Körpertheilen beruht. Selbst die Durchbohrung der Ohrläppchen für die Ohrgehänge hatte schon eine Zeit, in welcher sie von der vornehmen Gesellschaft als gemeine Sitte ganz verbannt war, nämlich im 12. und 13. Jahrh. von den ritterlichen Damen. Von den Botokuden und ihresgleichen abgesehen, sind es heute die Indierinnen, welche in dieser Richtung am weitesten gehen. Sie tragen Ringe und Gehänge nicht blos in den Ohren, sondern auch in den Flügeln der Nase oder in der Zwischenwand der Nasenlöcher, und zwar hier von einer solchen Größe, daß die Ringe den Mund umgeben und man die Speisen durch sie hindurch genießt. Ueberhaupt sind die Bewohner Indiens, die Männer wie die Frauen, von allen heutigen Erdbewohnern diejenigen, welche sich am meisten mit S. beladen, wie es im Alterthum die Frauen der Etrusker waren. Wie damals die Etrusker, so sind auch heute die Indier in der feinen Arbeit des Goldschmucks unübertroffen. Die ind. Frauen tragen S. vom Kopf bis zu den Zehen: Zehenringe, Fußringe, Fingerringe, Reifen um Hand und Arm und um den Leib, Ketten um Hals, Brust, Hände und Stirn, Ringe, Ketten und vielen andern S. im Haar u. s. w. Bei uns ist jetzt der Gebrauch des S. verhältnißmäßig sehr beschränkt, wenn man ihn selbst mit demjenigen im 16. Jahrh., nach der Entdeckung Amerikas, vergleicht. Ueberladung mit S. gilt für geschmacklos. Hohe Damen tragen reichen S. nur bei großen Festlichkeiten. Man kann im allgemeinen den modernen S. in Ringschmuck (Fingerringe, Armbänder, Diademe), Kettenschmuck (Ketten und Colliers) und Anhängschmuck (Broschen, Agraffen u. dgl.) eintheilen, wenn man vom Gefieder und ähnlichem absieht; doch hat diese Eintheilung etwas Willkürliches und erschöpft die Sache nicht.

Schmuggelhandel und **Schmuggler**, s. Schleichhandel.

Schmutzer (Jak. Matthias), ausgezeichneter Kupferstecher, Sohn des Kupferstechers Andreas S. (geb. um 1700, gest. 1740), geb. 5. April 1733 zu Wien, hatte, früh verwaist, mit viel Noth zu kämpfen, ehe es ihm gelang, unter Schuppen an der Akademie Unterricht zu erlangen. Matthäus Donner beschäftigte ihn hierauf in allerlei Metallgravirung, und endlich gelangte S. auf dem Umwege der Malerei zur Kupferstechkunst, in der er nachher so Vortreffliches leistete. Der Fürst Kaunitz, dessen Gunst er sich durch sein Talent erworben, ließ ihn 1762 nach Paris reisen, wo er bald alle überragte. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, Le goût flamand nach Terbourg, der Geschirrflicker nach Kraus und die Savoyardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lehrt, erwarben ihm in Paris Beifall und Auszeichnung. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1766 ward er Hofkupferstecher, 1768 Director der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstechkunst und 1771 Oberdirector aller erbländischen Normalzeichenschulen. Er starb 2. Dec. 1811 zu Wien. Unter der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich die Arbeiten nach Rubens aus, dessen Eigenthümlichkeiten ihm am besten zuzusagen schienen. Beweise dafür geben sein Mucius Scävola (1775) und sein heil. Ambrosius, der dem Theodosius den Zugang zur Kirche verwehrt, die Geburt der Venus (1790) und Neptun und Thetis (1792). Ebenso ausgezeichnet sind zwei andere große Blätter, eine Jagd von Luchsen auf Steinböcke, nach Ruthart (1804), und ein anderes, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben, nach Snyders. Der Grabstichel ist hier mit Meisterschaft geführt und der Reiz malerischer Auffassung mit einer gewissen Großartigkeit vereinigt. Auch mehrere Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz u. a. sind Prachtstücke. Das Verdienstliche seiner Schule erkennt man in den Arbeiten von Kohl, John u. a. wieder.

Schnaase (Karl), einer der Begründer des wissenschaftlichen Kunststudiums in Deutschland, geb. 7. Sept. 1798 zu Danzig als Sohn eines wohlhabenden Rechtsgelehrten, studirte seit 1816 ebenfalls die Rechte und hörte zu Heidelberg Hegel, dessen Vorträge ihn so anzogen, daß er diesen nach Berlin folgte. Er glaubte in der Philosophie die Heimat seines Geistes gefunden zu haben, als ihm eine Reise nach Dresden und die dortige Bildergalerie das Gebiet aufschloß, auf welchem er die eigentliche Aufgabe seines Lebens gewinnen sollte. S. war 1819—25 in verschiedenen praktischen Stellungen zu Danzig und Königsberg thätig. Sodann unternahm er eine Reise nach Italien. Sein Interesse für Malerei kam hier zur Reife und verband sich durch den Anblick der großen Bauwerke des Mittelalters und Alterthums mit dem Interesse für die Kunstgeschichte. Nach seiner Rückkehr wurde er 1826 Assessor in Königsberg, 1829 Rath bei dem Oberlandesgerichte zu Marienwerder, dann Procurator an dem Landgericht zu Düsseldorf. Hier betheiligte er sich lebhaft an dem regen künstlerischen Leben und förderte im

Verein mit Uechtritz und Immermann durch Vorlesung und Kritik die geistige Bildung der sich um Schadow sammelnden Malerschule. Die Zeit der Ferien zu Ausflügen benutzend, verarbeitete er das Gesehene unter anderm in sehr schätzbaren Aufsätzen im tübinger «Kunstblatte». Einer dieser Reisen verdankt man seine «Niederländ. Briefe» (Stuttg. 1834), in denen sich ein gründliches Studium der Kunst mit histor. Sinne und philos. Anschauung vereinigt. Im J. 1840 trat er mit der trefflichen Einleitung zu Schwauthaler's «Kreuzzug Friedrich's des Rothbarts» hervor. Dann folgte sein Hauptwerk: «Geschichte der bildenden Künste» (7 Bde., Düsseld. 1843—64; 2. Aufl. unter Mitwirkung von Lützow, Friedrichs, Lübke, Woltmann und Dobbert, 8 Bde., 1865—77), in der er sich hauptsächlich die culturhistor. Begründung der verschiedenen Stile zur Aufgabe gestellt hat. Hinsichtlich der tiefern philos. Auffassung der bildenden Künste in ihren geschichtlichen Entwickelungsstufen steht dieses geniale Werk einzig da. Im J. 1848 ging S. als Obertribunalsrath nach Berlin, welche Stelle er aber 1857 niederlegte, um sich ganz seinen kunstgeschichtlichen Arbeiten zu widmen. Er gehörte zu den mitwirkenden Förderern des «Deutschen Kunstblattes» und begründete 1858 das «Christl. Kunstblatt», welches er mit von Grüneisen in Stuttgart und Schnorr von Carolsfeld in Dresden herausgab. Die J. 1865 und 1866 brachte S. in Rom zu. Im Sommer 1867 siedelte er nach Wiesbaden über und starb dort 20. Mai 1875. Seine Büste (in Marmor gearbeitet von Kopf in Rom) wurde 1877 in der Säulenhalle des Neuen Museums in Berlin aufgestellt.

Schnabelthier (Ornithorhynchus), eine zu den Kloakenthieren (Monotremata) gehörende, äußerst merkwürdige Säugethiergattung von der Gestalt der Fischotter, mit schnabelförmigen und mit einem einzigen aufgewachsenen Backenzahne versehenen Kiefern, geräumigen Backentaschen und kurzen, fünfzehigen Schwimmfüßen. Außer dem einem Entenschnabel ähnlichen Schnabel findet eine Annäherung an die Vögel und Reptilien noch dadurch statt, daß für die Ausleerungen und geschlechtlichen Thätigkeiten ein einziges Organ, die Kloake, und außerdem am Schultergelenke getrennte Rabenbeine (Coracoidea) vorhanden sind, welche bei allen übrigen Säugethieren mit dem Schulterblatte verwachsen. Man hat deshalb die Kloakenthiere auch Gabelthiere genannt. Man kennt nur eine Art, das braune S. (O. paradoxus), welches nur in Australien einheimisch ist und in Europa gegen 1798 bekannt wurde, seitdem auch lebend nach Europa gebracht worden ist. Es wird ohne den 12 Ctmt. langen Schwanz 50 Ctmt. lang, ist mit einem dicken, wasserdichten, oberseits dunkelbraunen, an der Bauchseite gelblichweißen Pelze bedeckt und sein Schädel vorn plötzlich in einen Entenschnabel abgeplattet. Seinen Bau legt es in den überhängenden Ufern stehender Gewässer an, und es führt nahe am Wasserspiegel ein langer gewundener Gang in denselben. Die Nahrung besteht aus Wasserinsekten, sehr kleinen Muschelthieren, Würmern u. dgl., welche beim Durchwühlen des Schlammes gefangen werden. Eier, wie man längere Zeit geglaubt hat, legt das Schnabelthier zwar nicht, aber die Jungen kommen sehr klein, unbehaart und äußerst unvollkommen zur Welt und müssen sehr lange Zeit durch Säugen an den zitzenlosen Milchdrüsen ernährt werden, da ihnen auch der Schnabel zum Aufsuchen der Nahrung noch fehlt. Daß der am Fersenbein des Männchens stehende große starke Sporn ein Giftorgan sei, gehört zu den Fabeln. Die Sinne des S. sind äußerst scharf; es ist sehr scheu, taucht und schwimmt vortrefflich.

Schnaderhüpfel, im Volksmunde gewöhnlich Schnadahüpfeln, eine dem deutschen Alpenlande eigenthümliche Art des Volksliedes, selten aus mehr als einer vierzeiligen Strophe bestehend, die vorzugsweise das Suchen, Meiden und Finden der Liebenden in den mannichfachsten Wendungen, bald trotzig und neckend, bald voll tiefer Empfindung, zeichnen und häufig aus dem Stegreif gedichtet werden. Den Namen bezieht Schmeller auf die ehemals üblichen Schnitterränze, «Schnitterhupfe». Wesentlich dazu gehört die zwar stets gleichartige, aber doch mannichfaltige Sangesweise nach gewissen landläufigen Tanzmelodien, welche sich in eigenthümlich weichen und getragenen Tönen fortbewegt und mit plötzlichem grellen Aufjauchzen oder dem sog. Jodeln abschließt. Während die echten S. im Munde des Volks selbst entstehen, hat man auch hier und da künstliche Nachahmungen versucht, unter denen insbesondere die von Franz von Kobell ihrem Vorbilde ziemlich nahe kommen.

Schnaken oder Tipuliden, s. Mücken.

Schnarchen (stertor) nennt man ein geräuschvolles Athemholen, welches erzeugt wird, wenn bei offenem Munde und erschlafftem Gaumensegel geathmet wird, indem dann letzteres in Schwingungen geräth. Das S. ist vielen Personen im Schlafe eigen, besonders wenn sie mit offenem Munde schlafen oder geschwollene Mandeln haben. Es kann auch ein Symptom der Gaumenlähmung sein und begleitet als solches häufig den Hirnschlagfluß.

Schnecken (Cochleae) heißen im weitern Sinne alle mit einem einschaligen, gewundenen Kalkgehäuse versehenen Weichthiere oder Mollusken (s. d.). Im gemeinen Leben aber bezeichnet man mit diesem Namen drei verschiedene Gattungen der Landschnecken, nämlich die Waldschnecken (Arion) und die Wegschnecken (Limax), welche beide des kalkigen Gehäuses entbehren, langgestreckt, mit einer runzeligen, schleimigen Haut bekleidet und mit vier herausstreckbaren Fühlern versehen sind, und die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken (Helix), welche ein gewundenes Kalkgehäuse ohne Kielrand der Windungen und ebenfalls vier rundliche Fühler besitzen. Bei den Waldschnecken enthält das Rückenschild nur Kalkkörner und das Athmungsloch liegt vor der Mitte des Schildes. Sie leben an feuchten Orten, in Wäldern und Gärten, unter abgefallenem Laube, unter Steinen, Baumrinden und in Felsenspalten und nähren sich von Pflanzenstoffen. Bei den Wegschnecken deckt das Rückenschild eine äußerst dünne Kalkschale, und das Athmungsloch liegt hinter der Mitte des Schildes. Die Arten dieser Gattung verheeren in nassen Jahren Gärten und Felder bedeutend, und man ist deshalb sehr auf ihre Vertilgung bedacht. Das Hinstreuen von Sand, Asche und Sägespänen ist am meisten geeignet, diese Thiere abzuhalten. Am Tage verbergen sie sich in Erdlöchern und kommen erst des Nachts hervor. Besonders ist bei uns die weißlichgraue, 2,6 Ctmt. lange Ackerwegschnecke oder Ackerschnecke (L. agrestis) in Gärten und Feldern schädlich. Durch ihre Größe zeichnet sich unter den einheimischen die lange Wegschnecke (L. antiquorum) aus, indem sie 13 Ctmt. lang wird. Die Gartenschnecken oder Schnirkelschnecken, welche eine äußerst artenreiche Gattung ausmachen, nähren sich ebenfalls hauptsächlich von Pflanzen, zuweilen auch von faulem Fleische. Sie zeichnen sich durch Lebenszähigkeit und das Vermögen, verloren gegangene Theile wieder zu ersetzen, aus und lieben Kühle und Feuchtigkeit, können aber auch anhaltende Dürre aushalten, indem sie die Schalenmündung durch einen schnell verhärtenden Schleim schließen. Manche schließen auch durch solche oft sehr feste Deckel ihre Gehäuse während der Ueberwinterung. Die Arten sind bald nur wenige Linien breit, bald 3,9 Ctmt. im Durchmesser, wie die gemeine Weinbergsschnecke (Helix pomatia), und öfters durch schöne Färbung des Gehäuses ausgezeichnet. Mannichfachen Abänderungen in der Färbung des Gehäuses sind besonders die Gartenschnirkelschnecke (H. hortensis) und die Hainschnirkelschnecke (H. nemoralis) unterworfen. Einige Arten dienen als Fastenspeise, wie die südl. Weinbergsschnecke (H. adspersa) und in Süddeutschland die gemeine Weinbergsschnecke. Schon die Römer pflegten sie in besondern Vorrichtungen zu erziehen und zu mästen. Vgl. Pfeiffer, «Monographia heliceorum viventium» (8 Bde., Lpz. 1848—77).

Schneckenburger (Max), der Dichter des deutschen Liedes «Die Wacht am Rhein» (s. d.), geb. 17. Febr. 1819 zu Thalheim im württemb. Schwarzwaldkreis, war bis 1839 Gehülfe im Droguengeschäft von Ranter u. Blan in Bern und wurde dann Theilhaber einer unter der Firma Schnell u. Schneckenburger neugegründeten Eisengießerei in Burgdorf (16 Kilom. nordöstlich von Bern), wo er 3. Mai 1849 starb. Die Entstehung des Liedes fällt in das Frühjahr 1840, als Thiers an der Spitze des franz. Cabinets einen europ. Krieg zu provociren suchte, welcher den Franzosen die 1814 und 1815 verlorene Rheingrenze wieder verschaffen sollte. Das Lied blieb lange ziemlich unbekannt und erlangte erst 1870 im Sommer beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs durch die Composition von Karl Wilhelm seine Bedeutung. Nach dem Versailler Frieden von 1871 erhielten, gleich dem Componisten, auch die Hinterlassenen des Dichters (Witwe und zwei Söhne) vom Reichskanzleramte eine Nationaldotation von jährlich 1000 Thlrn. zugesichert. Aus S.'s Nachlasse erschienen «Deutsche Lieder» (Stuttg. 1870).

Schnee heißt die aus feinen Eiskrystallen bestehende Form atmosphärischer Niederschläge, welche sich bei gewissem Kältegrade der obern Luftschichten unter ähnlichen Umständen wie der Regen bildet. Die Gestalten dieser Krystalle sind sehr verschieden und belaufen sich im hohen Norden auf mehrere Hundert; die Grundform ist der regelmäßige sechsarmige Stern. Scoresby (1820) beobachtete folgende Kategorien: 1) dünne Blättchen; 2) einen flachen oder kugelförmigen Kern, von welchem nach verschiedenen Richtungen ästige Zacken sternförmig ausgehen; 3) feine Spieße oder sechsseitige Prismen; 4) sechsseitige Pyramiden; 5) Spieße, welche mit einem oder mit beiden Enden in dem Mittelpunkte eines dünnen Blättchens stecken. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und des Windes verbinden sich bald mehr, bald weniger Eiskrystalle miteinander zu einem Ganzen oder zu einer Schneeflocke. Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken; ja bei sehr strenger Kälte fallen die einfachen Krystalle selbst herab, weshalb gegen die Pole hin der S. dem Staube ähnlich ist. Der S. ist, wie das Wasser und Eis, der Verdunstung unterworfen, besonders sobald heftige Winde wehen. In den arktischen Gebieten

schneit es unaufhörlich, selbst im Sommer, und die Schneemassen sammeln sich dort zu ungeheuern Höhen an. Je mehr man sich dem Aequator nähert, um so einfacher werden die Formen des S. und um so kürzer ist die Schneezeit. In Norddeutschland kann man in der Regel annehmen, daß es vom Mai bis Ende September nicht schneit. In Süddeutschland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger S. In Oberitalien ist er nicht ungewöhnlich; doch bleibt er selten lange liegen. In Neapel fällt in den Ebenen fast gar kein S., und ist es ja der Fall, so thaut er gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreise hin, auf Malta und in Nordafrika, kennt man den S. nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenseit des südl. Wendekreises fängt er schon etwas früher an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher unaufhörliches Schneegestöber als gegen den Nordpol zu, was in der größern Menge der Wasserdünste seinen Grund hat. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Aetna, die Schneeberge in Südafrika und selbst die Andes und Cordilleras unter oder am Aequator in Südamerika haben ewigen S. (S. Gletscher.) Die Höhe, von welcher an dies statt hat, nennt man die Schneelinie (s. d.). Der S. ist von wohlthätigem Einflusse, indem er als schlechter Wärmeleiter eine warmhaltende Decke für die Erde bildet, und viele Gewächse gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen schadet er selbst den zartesten Gewächsen nicht: sie liegen, gegen äußere Kälte und Stürme geschützt, darunter, und einige Pflanzen wachsen und blühen sogar unter dem S. Ebenso schützt der S. den thierischen Körper gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Der S. auf den Gebirgen ist ein Unterhaltungsmittel der Quellen.

Schneeball oder **Schlingbaum** (Viburnum L.), eine zur 5. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Geißblattgewächse (Lonicereen) gehörende Pflanzengattung, welche aus Sträuchern und kleinen Bäumen besteht, die einfache Blätter, einen oberständigen fünfzähnigen Kelch, fünfspaltige, radförmige oder glockige Blumen und einsamige Beeren besitzen. Hauptsächlich aber wird mit dem erstern Namen der gemeine S. oder Wasserholler (V. opulus L.) und zwar diejenige Gartenvarietät bezeichnet, welche dichtkugelige, aus lauter großen, geschlechtslosen, radförmigen Blumen bestehende weiße Trugdolden trägt und wegen ihres schönen Aufsehens sehr häufig gezogen wird. Die gewöhnliche wildwachsende Form hat flache Trugdolden, an denen nur die Randblüten groß und geschlechtslos sind. Die Blätter sind grün und kahl, dreilappig mit grob- und spitzgesägten Lappen und drüsigem Blattstiel, übrigens, wie bei allen Arten, gegenständig. Die scharlachrothen, herbsauern Beeren werden von Drosseln und Haselhühnern gern gefressen und deshalb auch Drosselbeeren genannt. Eßbar dagegen sind die Beeren des nahe verwandten eßbaren Schneeballs (V. edule Pursh) und des Moosbeerenschneeballs (V. oxycoccos Pursh), welche in Nordamerika einheimisch sind. Der im südlichen und mittlern Europa einheimische wollige S. (V. Lantana L.), dessen ungelappte, länglich-eiförmige, oberseits stark runzelige, am Rande gesägte Blätter unterseits sammt den Blattstielen, jungen Trieben und Knospen durch Sternhaare grau- bis weißfilzig sind, wird bei uns ungemein häufig in Garten- und Parkanlagen gezogen. Er hat große schirmförmige Trugdolden mit lauter gleichgeformten weißen Blüten. Aus den Wurzeln wird im südl. Europa Vogelleim bereitet. Der Bast der Aeste ist scharf, zieht auf der Haut Blasen und dient sonst zu Haarseilen bei Krankheiten der Hausthiere. Dieser Strauch wächst in Südeuropa und Süddeutschland häufig auf Kalkboden. Wegen seiner glänzenden, dunkelgrünen, lederartigen Blätter und frühzeitigen, schon im Januar bis April entwickelten weißen Blüten wird in unsern Gewächshäusern der in Südeuropa heimische immergrüne S. oder Bastardlorber (V. Tinus L.) sehr häufig cultivirt. Dieser beliebte Zimmerzierstrauch, welcher eine mit Sand gemengte fette Erde, Wärme und Sonne verlangt und sich durch Wurzelschößlinge und Stecklinge leicht vermehren läßt, pflegt von den Gärtnern für eine Lorberart ausgegeben und Laurus Tinus genannt zu werden. Man nennt ihn auch Steinlorber.

Schneebeere, Strauchgattung, s. Chiococca.

Schneeberg, Bergstadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, 5 Kilom. von der Mulde und an der Zweigbahn Niederschlema-S.-Neustädtel der Sächsischen Staatsbahn (Linie Zwickau-Schwarzenberg), ist Sitz eines Amtsgerichts sowie einer Superintendentur, eines Berg- und des Klöppelschulinspectors, und zählt (1875) 8074 E. Die Hauptkirche, eine der schönsten im Erzgebirge und eine der größten in Sachsen, bewahrt einige Gemälde von Lukas Cranach. S. besitzt ein Seminar, eine Realschule, eine Klöppelschule und eine Bildungsanstalt für Klöppelschullehrerinnen, ferner ein Hospital und ein Rettungshaus (Amalienstift) für Mädchen und Knaben (Privatanstalt). Die wichtigste Erwerbsquelle für die Bewohner bildet der Bergbau, dann auch die Maschinenstickerei. Der weibliche Theil der Bevölkerung verfertigt Spitzen,

Blonden, Stickereien und Weißnähereien. Sehr ansehnlich sind die Pelz'sche Puppenfabrik (neben ihr besteht noch eine jüngere gleiche Fabrik), die Buntpapierfabrik von Wilisch und die Fabrik für Chemikalien und Farben, die von Geitner, dem Erfinder des Argentans, begründet wurde. Der Handel erstreckt sich vorzugsweise auf Spitzen-, Weiß- und Nähwaaren. Auch befindet sich zu S. eine Niederlage von den Producten der sächs. Blaufarbenwerke, sowol des königlichen in Schlema als auch des Privatwerks in Pfannenstiel, die sämmtlich in der Nähe gelegen sind. Etwa 4 Kilom. von der Stadt liegt der Filzteich, der ungefähr 5 Kilom. im Umfange hat und mehrere bergmännische Kunstanstalten mit Wasser versorgt. Bei demselben befinden sich bedeutende Torfstechereien. Die Stadt verdankt ihr Dasein dem Bergbau. Die erste sichere Kunde ihrer Entstehung knüpft sich an den 6. Febr. 1471, an welchem Tage die Zeche St.-Georg erschürft wurde, die in der ersten Zeit außerordentlich reiche Silberausbeute gewährte. Silber, dann Kobalt, Wismuth und Nickel, Eisen- und Braunstein sind die Haupterzeugnisse der Umgebungen. Die bedeutendsten Zechen befinden sich auf dem Gebiete des benachbarten Städtchens Neustädtel (mit 3335 E. und einer Klöppelschule). Das 5 Kilom. entfernte Städtchen Aue, an der Mulde, Knotenpunkt der Zwickau-Schwarzenberger und Chemnitz-Adorfer Eisenbahn, mit 2677 E., besitzt eine Fachschule für Blecharbeiter und mehrere Fabrikanlagen, unter denen die Kirchels'sche Werkzeugfabrik für Blecharbeiten erwähnenswerth ist. Der sog. Schneeberger Schnupftaback, aus aromatischen Kräutern bereitet, wird außerdem noch zu Backen verfertigt. Als echte Sorte gilt der grüne Schnupftaback, wie er seit 1852 in der Apotheke zu Schneeberg hergestellt wird.

Schneegans (Anser hyperboreus), s. Gans.

Schneegans (Karl Aug.), namhafter elsäss. Publicist, geb. zu Straßburg 9. März 1835, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und ging dann nach Paris, um an der «Académie de Strassbourg» seine weitere Ausbildung zu erlangen. Im J. 1857 unternahm er eine Reise nach den Donaufürstenthümern, woselbst er einige Zeit als Secretär der internationalen Commission für Regulirung der Donaumündungen fungirte und kehrte über Konstantinopel, Smyrna, Athen und Italien nach Frankreich zurück. Nachdem S. hierauf zu Paris als Sprachlehrer sechs Jahre in den verschiedenen Schulanstalten und auch von 1866 ab als Mitarbeiter am «Temps» gewirkt hatte, übernahm er 1867 die Redaction des «Courrier du Bas Rhin» zu Straßburg, ging dann 1870 nach der Schweiz, wo er das polit. Journal «Helvetia» gründete, und wurde 1871 nach Lyon berufen, um die Redaction des gemäßigt demokratischen «Journal de Lyon» zu übernehmen. Aus diesem Wirkungskreise jedoch durch klerikale Einflüsse verdrängt, kehrte er 1873 nach dem Elsaß zurück, wo er eine sehr einflußreiche, publicistische und polit. Thätigkeit im deutsch-nationalen Sinne zwar, aber als Verfechter der Autonomie von Elsaß-Lothringen entwickelte. Im Deutschen Reichstage vertritt er seit 1877 den 11. elsaß-lothring. Wahlkreis (Zabern) und hat sich auch hier bei verschiedenen Gelegenheiten als Verfechter der Autonomie des Reichslandes gezeigt. Im J. 1877 wurde er zum Mitglied des prot. Oberconsistoriums von Elsaß-Lothringen gewählt. S. hat eine Reihe von novellistischen und publicistischen Arbeiten veröffentlicht; auch schrieb er «La guerre en Alsace» (Straßb. 1871) und «Ueber das höhere Schulwesen in Elsaß-Lothringen» (Straßb. 1877).

Schneeglöckchen. Mit diesem Namen werden in der Volkssprache zwei Zwiebelgewächse belegt, welche zwar beide zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Amaryllideen gehören, aber aus zwei wesentlich verschiedenen Gattungen stammen. Als gemeines oder eigentliches S. bezeichnet man in der Regel die in unsern Gärten so häufig angebaute, in Grasgärten auch verwildert vorkommende, übrigens in Süd- und Westeuropa heimische Pflanze, Galanthus nivalis L., welche sich durch ein doppeltes Perigon, nämlich ein äußeres, aus drei glockig zusammengeneigten weißen Blättern bestehendes und ein inneres, kaum halb so langes, aus drei steifern, ausgerandeten, grünlich gefleckten Blättern zusammengesetztes auszeichnet. Die zweite Pflanze gehört zur Gattung Leucojum L., welche sich vom Galanthus durch ein aus sechs gleichgroßen, glockig zusammengeneigten Blättern bestehendes Perigon unterscheidet. Sie wird wildes S., großes S., Märzbecher, Sommerthierchen, Knotenblume genannt und führt im System den Namen Leucojum vernum L. Sie wächst in Laubwaldungen namentlich ebener Gegenden und Thälern auf humoser Lauberde, wo sie vorkommt, gewöhnlich sehr häufig, ist einer der ersten Frühlingsboten und ein Schmuck unserer Laubwälder. Uebrigens hat man sie auch als Zierpflanze in Gärten, bisweilen, gleich dem andern S., mit gefüllten Blumen. Beide Arten S. entwickeln aus ihrer Zwiebel nur zwei lineale Blätter, zwischen denen der blattlose, zusammengedrückte Schaft hervorkommt, welcher an seiner Spitze

eine einzige nickende Blüte mit unterständigem Fruchtknoten trägt, deren Stiel von einem häutigen Scheidenblatt umgeben ist. Die Frucht ist eine dreifächerige mehrsamige Kapsel. In Südeuropa gibt es von Leucojum auch Arten mit mehrblütigem Schaft, z. B. das auch bei uns als Ziergewächs gezogene, erst im Sommer blühende Sommerschneeglöckchen (L. aestivum L.).

Schneehuhn (Lagopus) heißen Hühnervögel mit bis zu den Zehenspitzen befiederten Füßen, großen schaufelförmigen Nägeln und kuppigem Schnabel, von der Größe großer Rebhühner, die im Norden und auf den hohen Gebirgen vorkommen und im Sommer gelb und braun gesprenkelt, im Winter dagegen in schneereichen Gegenden ganz weiß erscheinen. Sie leben besonders auf Heiden und in Büschen von Beeren, Knospen und Insekten, gesellig, aber in Monoganie und haben ein vortreffliches, zartes und feinschmeckendes Fleisch, weshalb sie überall viel gejagt werden. Die in den Polargegenden, in Schottland und auf den Alpen lebenden Arten sind nur sehr wenig im Gefieder des Sommers, gar nicht in der Lebensweise verschieden. Das schottische S. (L. scoticus) wird im Winter nicht weiß.

Schneekopf, der zweithöchste Gipfel des Thüringerwaldes (s. d.), 978 Mt. hoch; auf ihm befindet sich ein 1851 erbauter, 21 Mt. hoher Thurm mit weiter Umsicht, unweit davon das Forst- und Gasthaus die Schmücke.

Schneekoppe (Riesenkoppe), der höchste Punkt des Riesengebirgs (s. d.), 1611 Mt. hoch.

Schneelinie oder Schneegrenze nennt man diejenige Höhe, über welche hinaus der Schnee selbst in der heißesten Jahreszeit auf den freien Abhängen der Gebirge liegen bleibt, wo also die Region des ewigen Schnees beginnt. Diese Linie richtet sich allerdings im allgemeinen nach der geogr. Breite und liegt um so niedriger, je mehr man sich den Polen, um so höher je mehr man sich dem Aequator nähert. Allein einerseits fällt sie keineswegs mit der Isotherme von 0° zusammen, sowenig als Länder, deren mittlere Jahrestemperatur 0° ist, stets mit Schnee bedeckt sind; andererseits liegt sie thatsächlich nicht gerade unter dem Aequator selbst am höchsten. Selbst in Gegenden, deren mittlere Jahrestemperatur noch unter 0° steht, findet noch Getreidebau statt. In Spitzbergen, unter 76—80° nördl. Br., bedeckt sich die Erde im Juli und August eine Zeit lang mit Grün, und es ist sehr zweifelhaft, ob die S. irgendwo das Festland in der Meereshöhe schneidet. Dieselbe hängt nicht sowol von der mittlern Jahrestemperatur als vielmehr von der Vertheilung der Wärme auf die verschiedenen Jahreszeiten, namentlich von der heißen Sommerwärme ab, weshalb man sie auch als Sommergrenze der Schneeregion bezeichnet hat. Mag ein Klima noch so strenge Winter haben, so wird, wenn nur die Sommerwärme ebenfalls sehr hoch steigt, auch die S. hoch liegen, also im Continentalklima höher als im oceanischen oder Seeklima, unter dem Einflusse von Landwinden, von trockenen, durchsichtigen Luftschichten, von wolkenfreiem Himmel höher als unter der Einwirkung von Seewinden, feuchter Luft und trübem Himmel. Auch wirken auf ihre Höhenlage ein die Dicke der angehäuften Schneemassen, die Gruppirung oder Isolirung der Berge, die Richtung und Steilheit der Abhänge, die Lage, Ausdehnung, Höhe und Bodenbeschaffenheit der umgebenden Ebenen, die Wärmestrahlung der Plateaux. Aus der Wirkung eines oder des andern oder mehrerer dieser Momente erklärt es sich, daß die S. in weitem Abstande vom Aequator höher liegen kann (z. B. in Bolivia) als unter diesem selbst, daß sie sich im Himalaja auf der Nordseite weiter zurückzieht als auf der Südseite. Die Grenze des ewigen Schnees liegt 1) auf der nördl. Hemisphäre in Spitzbergen (unter 77° Br.) 455 Mt., auf Jan-Mayen (71°) 396 Mt., auf Magerö an der norweg. Küste (71° 25′) 721 Mt. hoch; in Finnmarken (70°) 883 Mt. auf der Nord-, 1021 Mt. auf der Südseite; auf Island (64°) 935 Mt., im norweg. Dovrefjeld (62° 20′) 1632 Mt.; am St.-Eliasberg des nordamerik. Küstengebirgs (60° 17′) 1494 Mt.; am Kljutschewsker Vulkan in Kamtschatka (56° 4′) 1600 Mt.; in den Rocky-Mountains von Britisch-Amerika (52½—49°) 2800 Mt.; im Altai (49° 45′) 2047 Mt. auf der Nord-, 2371 Mt. auf der Südseite; in den Alpen (etwa 46°) an der Nordseite 2708, an der Südseite 2800 Mt.; im Kaukasus (etwa 43°) im Westen 2926 Mt., am Elborus in 3260 Mt., im Osten 3720 Mt. (auf dem Nordabhange um 300—460 Mt. höher); in den Pyrenäen (42° 30′ bis 43°) im Norden 2728, im Süden 2800 Mt.; im Frémont-Pic der Rocky-Mountains (43° 2′) 3800 Mt.; im Tienschan in Turkestan (42°) 3749 Mt.; am Ararat in Armenien (39° 42′) 4236 Mt.; am Erdschias in Kappadocien (38° 33′) 3450 Mt.; am Aetna in Sicilien (37° 45′) 2900 Mt.; im Taurus Ciliciens (37° 20′) 2990 im Norden, 3100 Mt. im Süden; in der Sierra-Nevada Andalusiens (37° 5′) 3410 im Norden, 3540 Mt. im Süden; am Demawend in Persien (36°) 4287 Mt.; am Kuenlün in Tibet (36°) 4613 im Norden, 4807 Mt. im Süden; im Himalaja (28°) 5300 Mt. im Norden, 4937 im Süden; am Vulkan

Popocatepetl in Mexico (19°) 4320 Mt. im Norden, 4800 im Süden; in Abessinien (13° 10′) 4288 Mt.; in der Sierra Santa-Marta in Columbia (10° 57′) 4688 Mt. 2) Unter dem Aequator liegt die S. in Quito am Cayambe Ureu 4860 Mt. 3) Auf der südl. Hemisphäre befindet sich die Schneegrenze am Chimboraſſo (1° 36′) 4842 Mt. (Westseite 4850) hoch; am Kilimandscharo in Afrika (3° 7′) 5000 Mt; am Sorata in Bolivia (15° 52′) 5260 Mt.; am Sahama in Peru (19° 47′) 5646 Mt.; in Mittel-Chile (32° 30′) 4481 Mt.; im Baldiviagebirge Süd-Chiles (39°) 1702 Mt.; in Neuseeland (39° 20′) 2378 Mt.; in Patagonien (43′) 1829 Mt.; im Feuerland (54° 27′) 1072—1218 Mt. Die wie gewaltige Eiszapfen von dem Schneebach vieler Gebirge herabhängenden Gletscher (s. d.) zeigen in Bezug auf ihre untere Grenze (Gletscherlinie) ebenso große Unterschiede. In höhern Breiten, wie auf Spitzbergen (77°), Jan-Mayen (71°) und am St.-Eliasberg (60° 17′), im Feuerland (54° 27′) und in Patagonien (46° 50′) reichen sie von dem übersommernden Firn bis ans Meer herab, während die tiefste Eiszunge am Illimani in Bolivia (15° 50′) 5035 Mt. hoch liegt, in den europ. Alpen der Untergrindelwaldgletscher 983 Mt., dagegen der Glacier du Mont d'Iseran (Grajische Alpen) 2167 Mt. und die Vedretta di Marmolata (Venetianer Alpen) 2419 Mt.

Schneeschuhe sind von den Schlittschuhen (s. d.) dadurch verschieden, daß sie etwa 2 Mt. lang und ganz von Holz sind. Man bedient sich ihrer in Norwegen und andern Ländern, namentlich bei der Jagd, um auf den Gebirgen schneller über den hartgewordenen Schnee hinwegzukommen. Zur Unterstützung bedient man sich dabei eines langen Stocks, der, um nicht einzustechen, unten mit einer Scheibe versehen ist.

Schneidemühl (poln. Pila), Stadt im Kreise Kolmar des preuß. Regierungsbezirks Bromberg (Provinz Posen) liegt an der Küddow und der Preußischen Ostbahn, die hier nach Insterburg abzweigt, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein königl. Gymnasium und zählt 9724 E. In der Nähe befinden sich Glashütten. Zu S. bildete sich auf Anregung Czerski's (s. d.), damaligen Vicars an der kath. Stadtkirche, 19. Oct. 1844 die erste deutschkath. Gemeinde.

Schneider (Eugène Joseph), franz. Industrieller und Staatsmann, geb. zu Nancy 29. März 1805, widmete sich dem Handelsstande, erhielt 1830 die Direction der Eisenwerke zu Bazeilles und 1836 die der Eisen-, Stahl- und Maschinenfabrik in Creusot (s. d.), welche er zur größten in Frankreich erhob. S. war 1845—48 Mitglied der Deputirtenkammer, 20. Jan. bis 10. April 1851 Minister des Ackerbaues und des Handels, 1852—67 Vicepräsident und 1867—70 Präsident des Gesetzgebenden Körpers. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs widmete er sich ausschließlich seinen industriellen Unternehmungen. Er starb 27. Nov. 1875.

Schneider (Eulogius), Dichter und zugleich bekannt als franz. Revolutionsmann, wurde 20. Oct. 1756 zu Wipfelt im Würzburgischen geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, trat in den Franciscanerorden und wurde 1786 Hofprediger des Herzogs von Würtemberg, verlor aber seine Anstellung infolge einer sehr freisinnigen Predigt über die Toleranz. Der Kurfürst von Köln, Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich, der ihn wegen seines poetischen Talents liebte, berief ihn hierauf als Professor der griech. Literatur nach Bonn. In dieser Zeit lieferte er eine Uebersetzung des Anakreon. Die Französische Revolution erregte indessen seine Phantasie so gewaltig, daß er nach Straßburg auswanderte. Hier wurde er 1791 Vicar des constitutionellen Bischofs, 1792 Maire von Hagenau, dann Civilcommissar bei der Armee, endlich öffentlicher Ankläger bei dem Revolutionsgericht im Elsaß. Als solcher zog er mit der Guillotine umher und bewies sich furchtbarer als die Schreckensmänner des Convents. Sein hochfahrendes Wesen gegen den Conventscommissar Saint-Just zog ihm endlich selbst den Untergang zu. Im Verein mit Lebas ließ ihn Saint-Just 21. Dec. 1793 verhaften und nach Paris schaffen, wo er als ungerechter Beamter 1. April 1794 guillotinirt wurde. Außer mehrern geistlichen Schriften hinterließ er «Gedichte» (Frankf. 1790 u. öfter) und eine Abhandlung: «Die ersten Grundsätze der schönen Künste» (Bonn 1790). Vgl. Heitz, «Notes sur la vie et les écrits d'Euloge S.» (Straßb. 1862).

Schneider (Joh. Christian Friedr.), Kirchen- und Oratoriencomponist, geb. 23. Jan. 1786 zu Alt-Waltersdorf bei Zittau, erbte den Sinn für Tonkunst von seinem Vater, Johann Gottlob S., der früher Zwillichweber, damals aber Unterschulmeister und Organist war, im Mai 1787 als Kirchenschulmeister und Organist nach Gersdorf kam und 3. Mai 1840 starb. Nachdem er unter Anleitung des Vaters Klavier und Orgel und viele andere Instrumente erlernt, kam er 1798 auf das Gymnasium in Zittau, wo er unter dem Cantor Schönfelder sein musikalisches Studium fortsetzte. In der Composition half er sich selbst fort. Im J. 1805 bezog er die Universität Leipzig, wo er nun vorzugsweise der Musik und den Humanitäts-

wissenschaften sich widmete und an A. E. Müller und Schicht, Gönner und Förderer seines Talents fand. Er trat daselbst auch als Pianofortespieler öffentlich auf. Hierauf wurde er 1807 Organist an der Universitätskirche, 1810 Musikdirector bei dem Theater unter Jos. Secunda und 1813 Organist an der Thomaskirche. Für die durch Schicht gegründete Singakademie schrieb er unter anderm die treffliche Messe aus F-dur für bloße Singstimmen und, als er später die Leitung der Singakademie selbst übernommen hatte, noch viele andere Vocalmessen. Als Mitglied der 1815 gestifteten Liedertafel lieferte er eine Reihe der herrlichsten Gesellschaftslieder. Im J. 1817 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem neueröffneten Stadttheater, für welches er mehrere Ouverturen und Musikstücke schrieb. Am 1. März 1821 folgte er dem Rufe als Organist und herzogl. Kapellmeister nach Dessau, wo er 1825 den Titel Hofkapellmeister erhielt und 23. Nov. 1853 starb. Unter seinen Compositionen sind insbesondere hervorzuheben: das Oratorium «Das Weltgericht» (1820); die Cantate von Niemeyer «Die Todtenfeier», und die Oratorien «Die Sündflut» (1823), «Das verlorene Paradies» (1825), eins seiner gelungensten Werke, «Pharao» (1828), «Christus der Mittler» (1828), «Christus das Kind» (1829), «Gideon» (1829) und «Absalon» (1830), «Gethsemane und Golgatha» (1838). Diese Oratorien sind wirkungsvoll und verschafften ihm in seiner Zeit großen Ruf. Gedruckt wurden von ihm 105 Werke, darunter auch mehrere theoretisch-didaktische, wie «Elementarübungen im Gesange», «Handbuch des Organisten» u. s. w. Er componirte auch sieben Opern. Als Lehrer in der von ihm 1831 errichteten, 1846 aber aufgegebenen dessauer Musikschule hat S. mit großem Erfolge gewirkt. — Johann Gottlob S., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 28. Oct. 1789 zu Alt-Gersdorf bei Zittau, fungirte seit 1811 als Organist an der Universitätskirche zu Leipzig, ging dann als Organist 1812 nach Görlitz, wurde 1825 zum Hoforganisten in Dresden ernannt und starb daselbst 13. April 1864. S. hat sich als einer der vorzüglichsten Orgelspieler und Orgelcomponisten bekannt gemacht. Unter seinen Compositionen sind Phantasien, Fugen, Präludien, Chorgesänge u. s. w. zu nennen. — Ein jüngerer Bruder des Vorigen, Johann Gottlieb S. (geb. 19. Juli 1797, gest. 4. Aug. 1856), hat sich ebenfalls als Orgelcomponist einen Namen gemacht.

Schneider (Joh. Gottlob), ausgezeichneter Philolog, geb. 18. Jan. 1750 zu Kollmen bei Wurzen in Sachsen, daher er sich auf seinen Schriften stets Saxo nannte, erhielt in Schulpforta und auf der Universität zu Leipzig seine gelehrte Bildung, wurde hierauf von Heyne nach Göttingen gezogen und an Brunck (s. d.) in Straßburg empfohlen, um diesen auf sein Verlangen bei der Herausgabe der griech. Dichter zu unterstützen. Im J. 1776 nahm er die Professur der alten Sprachen und der Beredsamkeit an der Universität zu Frankfurt a. O. an und wurde 1811 bei deren Verlegung nach Breslau mit dorthin versetzt, wo er 12. Jan. 1822 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die Bearbeitung von Aelian's «De natura animalium» (2 Bde., Lpz. 1784), von Nikander's «Alexipharmaca» (Halle 1792), der «Scriptores rei rusticae» (4 Bde., Lpz. 1794—97), der Werke des Xenophon (4 Bde., Lpz. 1801 fg.; neue Ausgabe von Bornemann und Sauppe, 6 Bde., 1825—40), des Vitruvius (4 Bde., Lpz. 1808), von des Aristoteles «Politica» (2 Bde., Frankf. 1809), «Historia de animalibus» (4 Bde., Lpz. 1812) und «Oeconomica» (Lpz. 1815), der «Physica et meteorologica» des Epikurus (Lpz. 1813) und der sämmtlichen Werke des Theophrastus (5 Bde., Lpz. 1818—21). Auch gehören hierher seine «Eclogae physicae ex scriptoribus praecipue Graecis excerptae» mit einem werthvollen Commentar (2 Bde., Jena u. Lpz. 1801). Um die Verbreitung der Kenntnisse der griech. Sprache machte er sich dadurch vorzüglich verdient, daß er zuerst in Deutschland ein «Großes kritisches griech.-deutsches Wörterbuch» (2 Bde., Züllich. 1797—98; 3. Aufl., 2 Bde., nebst Supplementen, Lpz. 1819—21) mit Benutzung von Wetzel's hinterlassenen Papieren begründete, woraus Passow (s. d.) später einen brauchbaren Auszug machte. Von seinen naturhistor. Untersuchungen verdienen eine ehrenvolle Erwähnung die «Ichthyologiae veterum specimina» (Frankf. 1782), die «Literarischen Beiträge zur Naturgeschichte aus den alten Schriftstellern u. s. w.» (1786), «Amphibiorum physiologia» (2 Hefte, Frankf. 1790—97), die «Historia amphibiorum naturalis et literaria» (2 Hefte, Jena 1798—1801) und außerdem die «Analecta ad historiam rei metallicae veterum» (Frankf. 1788). Vgl. Passow, «Memoria Schneideri» (Bresl. 1822).

Schneider (Louis), Schriftsteller, früher Schauspieler und dramatischer Dichter, geb. 29. April 1805 zu Berlin, verlebte die J. 1813—15 in Reval, besuchte dann zu Berlin das Gymnasium und wandte sich 1820 dem Theater zu. In den J. 1824—27 suchte er sich an kleinern Bühnen sowie auf Reisen nach London und Paris weiter auszubilden. Bald darauf

erhielt er ein dauerndes Engagement als Schauspieler und Sänger in Berlin. Bereits 1833 begann er die Herausgabe des allgemein geschätzten «Soldatenfreundes». Schon vorher hatte er den «Kriegsdolmetscher in zehn Sprachen» (mit Förster, Berl. 1829) und die in zahlreichen Auflagen in der preuß. Armee verbreiteten «Instructionsbücher» für die verschiedenen Truppengattungen herausgegeben. Seit 1834 fand S. auch als Schauspieler allgemeinern Beifall; er wurde rasch Liebling des Publikums, dessen Gunst er auch auf dem franz. Theater zu gewinnen wußte. Unter seinen dramatischen Arbeiten aus jener Zeit, die sämmtlich in dem von ihm unter dem Pseudonym C. W. Both herausgegebenen «Bühnenrepertoire des Auslandes» erschienen, gefielen besonders: das Vaudeville «Fröhlich» (mit Wollheim bearbeitet), das Lustspiel «Der Heirathsantrag auf Helgoland», die Operette «Der Schauspieldirector», das Drama «Die Quixows», ferner «Der Kurmärker und die Picarde», «Künstlers Erdenwallen» u. s. w. Vieles hat er aus dem Englischen, Französischen, Spanischen und Russischen übersetzt und der deutschen Bühne angepaßt. Lange Zeit hindurch war S. eins der fleißigsten Mitglieder der Hofbühne für Lustspiel, Posse, Vaudeville, komische Oper und selbst Ballet, und 1845 übertrug man ihm auch die Regie der Oper. Im J. 1848 trat er von der Bühne zurück und widmete sich seitdem zu Potsdam, wo er seinen Wohnsitz nahm, ausschließlich literarischer Thätigkeit. Inzwischen hatte ihn Friedrich Wilhelm IV. zu seinem Vorleser und zum Hofrath ernannt, in welcher Stellung er den König auch auf Reisen begleitete. König Wilhelm bestätigte ihn in dem Amte und übertrug ihm auch die Aufsicht über seine Privatbibliothek, mit der er schon 1851 betraut worden war. Im J. 1865 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Hofrath. Bei Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 wurde S. dem großen Hauptquartier attachirt, von wo aus er die officiellen Berichte aus dem Hauptquartiere für den «Staatsanzeiger» schrieb. Dieselbe Thätigkeit entwickelte er während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71. Außer den erwähnten militärischen und dramatischen Schriften versuchte er sich nicht ohne Erfolg auch auf dem Gebiete der Novelle und des Romans. Dahin gehören: «Bellona. Militärische Novellen, Erzählungen u. s. w.» (Berl. 1838), «Schauspieler-Novellen» (2 Bde., Berl. 1838), «Der böse Blick» (4 Bde., Berl. 1838), ein histor. Roman u. s. w. Unter seinen histor. Schriften sind zu nennen: «Geschichte der berliner Oper» (Berl. 1847), «Das Buch vom Rothen Adlerorden» (Berl. 1860), «König Wilhelm. Eine militärische Biographie» (Berl. 1863), «König Wilhelm im J. 1866» (2. Aufl., Berl. 1867), «Geschichte aller brandenb.-preuß. Orden, Ehrenzeichen und Auszeichnungen» (Berl. 1867 fg.), «Der Krieg der Triple-Allianz gegen den Dictator Lopez von Paraguay» (3 Bde., Berl. 1872), «Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams» (Potsd. 1864).

Schneidervogel (Orthotomus longicauda), ein kleiner Singvogel Ostindiens, ist durch die Art berühmt, auf welche er sein Nest verfertigt. Er verbindet nämlich durch eine Naht mittels seiner Pflanzenfasern, welche er durch Stiche zieht, die er mit dem Schnabel gemacht hat, die Ränder eines größern, am Ende eines schlanken Zweigs stehenden Blattes, sodaß eine Art Tasche entsteht. Wenn das Blatt nicht groß genug ist, näht er auch auf gleiche Weise noch ein zweites Blatt daran. Zuletzt füttert er das Innere mit Wolle, Federn u. s. w., um seine Jungen gegen die Baumschlangen zu schützen. Auch eine in Südeuropa einheimische kleine Sylvie (Cisticola schoenicla) verbindet Schilfblätter auf gleiche Weise durch Nähte.

Schneidewin (Friedr. Wilh.), Philolog, geb. 6. Juni 1810 zu Helmstädt, besuchte daselbst das Gymnasium, dann seit 1829 die Universität Göttingen, wurde 1833 Lehrer am Gymnasium zu Braunschweig und habilitirte sich 1836 an der Universität Göttingen, wo er 1837 außerord. und 1842 ord. Professor wurde. Er starb 10. Jan. 1856 in Göttingen. Unter seinen Werken sind hervorzuheben: «Delectus poësis Graecorum» (3 Bde., Gött. 1838—39), «Conjectanea critica» (Gött. 1839), «Beiträge zur Kritik der Poëtae lyrici graeci» (Gött. 1844), die Ausgaben von Martial's «Epigrammata» (2 Bde., Grimma 1842) und von Sophokles' Tragödien in der Weidmann'schen Sammlung (Berl. 1851—53). Auch gab er seit 1846 die Zeitschrift «Philologus» heraus.

Schneißen (Schneußen) bedeuten in der Forstwirthschaft künstlich angelegte, holzleer zu erhaltende Streifen, mittels welcher der Forst dort, wo Wege und natürliche Trennungslinien (z. B. Gewässer, Felsenkämme) dazu nicht ausreichen, in Abtheilungen zerlegt wird. Man unterscheidet Haupt- und Nebenschneißen. Erstere, auch Wirthschaftsstreifen genannt, verlaufen in der Richtung des Hiebes, meist von Ost nach West, und werden so breit angelegt, daß sich die sie begrenzenden Bestände an den freien Stand gewöhnen, sodaß sich «Randbäume» entwickeln, welche nachtheiligen klimatischen Einwirkungen (Wind, Sonne) widerstehen, wenn auch der neben-

oder vorliegende Bestand abgetrieben wird. Die schmälern Nebenschneißen verlaufen parallel den Schlaglinien, mehr oder weniger rechtwinkelig auf die Wirthschaftsstreifen, sie theilen die einzelnen «Hiebszüge» in der Richtung des Hiebes in Abtheilungen. Sämmtliche S. bilden das «Schneißennetz»; dieses dient als Schutzmittel zur Waldpflege, zwingt zur Ordnung bei Ernte und Anbau, erleichtert die Orientirung für wirthschaftliche und geometr. Arbeiten.

Schneller (Jul. Franz Borgias), Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, geb. zu Straßburg 1777, studirte Mathematik zu Freiburg, wo sein Vater Professor der Rechte war. Als Moreau über den Rhein zu gehen drohte, wirkte S. eifrig für das Aufgebot des Landsturms in Hauenstein. Er zog auch mit den Studirenden in Freiburg gegen den Feind und wohnte 1796 dem Gefecht bei Wagenstatt bei. Der Sieg des Feindes bewog ihn, den Breisgau zu verlassen und sich nach Wien zu begeben. Hier wendete er sich besonders der Linguistik zu. Auch beschäftigte er sich mit theatralischen Arbeiten, unter denen das Trauerspiel «Vitellia» und das Lustspiel «Gefangenschaft» vielen Beifall fanden. Im J. 1802 begleitete er einen jungen Adeligen nach Paris, London, Venedig und Belgrad. Zum Studium der Geschichte zurückgekehrt, erhielt er den Lehrstuhl dieser Wissenschaft zu Linz und 1806 den zu Gratz. Hier schrieb er nun eine Reihe trefflicher Werke: die «Weltgeschichte» (4 Bde., Gratz 1810—12); «Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1817), «Ungarns Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Böhmen, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1817), «Oesterreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Böhmen und unter sich» (Gratz 1818), «Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Steiermark» (Gratz 1819). S. hatte seine freisinnigen, in der Politik auf die engl. und nordamerik. Verfassung gegründeten Grundsätze als Schriftsteller und Lehrer bisher stets ungehindert vorgetragen. Als aber nach Napoleon's I. Sturze eine Reaction eintrat, wurde seit 1816 seine Stellung immer schwieriger. Dies veranlaßte ihn, 1823 das Lehramt der Philosophie an der Hochschule zu Freiburg anzunehmen. Er starb daselbst 15. Mai 1833. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen ein didaktisches Gedicht: «Weiblichkeit, ein Sonettenkranz» (2. Aufl., Wien 1822), seine Antrittsrede zu Freiburg: «Ueber den Einfluß der Weltgeschichte auf die Philosophie» (Freiburg 1824), die Satire «Stündenbabel und Krähwinkel», die er unter dem Namen Julius Velox herausgab; «Ueber den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte» (Freiburg 1825), «Geschichte der Menschheit» (Dresd. 1828), «Der Mensch und die Geschichte» (Dresd. 1828), «Oesterreichs Einfluß auf Deutschland und Europa seit der Reformation bis zu den Revolutionen unserer Tage» (2 Bde., Stuttg. 1828). Seine «Hinterlassenen Werke» gab E. Münch heraus (6 Bde., Lpz. u. Stuttg. 1834—42). Sein Stiefsohn war der Graf Anton von Prokesch-Osten (s. d.).

Schnellpresse nennt man eine Druckmaschine, welche im Gegensatz von den Hand- oder Tiegelpressen mittels Cylinder druckt und durch eine mechan. Betriebskraft in Bewegung gesetzt wird. Schon 1790 nahm der Engländer Will. Nicholson das Patent auf eine S., brachte dieselbe aber nie zur Ausführung. Dies gelang erst dem deutschen Buchdrucker Friedrich König (s. d.), welcher im Verein mit Andr. Friedr. Bauer in London 29. März 1810 das erste Patent für eine Flachdruckpresse (mit Tiegeldruck) nahm, dann die erste einfache Cylinderdruckmaschine (patentirt 30. Oct. 1811) erfand, welcher bald darauf die doppelte Cylindermaschine (1814) sowie der Fortschritt zum Druck auf beiden Seiten folgte. Als weitere Verbesserungen gingen hieraus die Schön- und Wiederdruckmaschine, die verbesserte einfache Druckmaschine und die verbesserte Doppelmaschine hervor. Vgl. Bauer, «Die ersten Druckmaschinen» (Lpz. 1851). Die Fabrik von König und Bauer wurde 1817 nach Oberzell bei Würzburg verlegt; andere Fabriken in Deutschland errichteten Helbig und Müller in Wien, Schuhmacher in Hamburg, Sigl in Berlin, Reichenbach in Augsburg (Augsburger Maschinenfabrik). Die einfache S. führt, einmal zugerichtet, unter Bedienung von zwei Burschen oder Mädchen, die Arbeiten von zwei geübten Druckern mit mehr als fünffacher Schnelligkeit aus. Die Maschine scheidet sich in drei Haupttheile: in das Fundament, den Druckcylinder und das Farbewerk. Auf dem Fundament, einer vollkommen ebenen eisernen Platte, welche durch den Mechanismus der Maschine eine regelmäßig wagerecht hin- und hergehende Bewegung erhält, liegt die Form, d. h. die zu einer Seite des Druckbogens gehörigen, fest aneinandergefügten Lettern. Ueber dieser Form, auf der Mitte ihres Weges, befindet sich der Druckcylinder, eine große eiserne, mit Filz überzogene Walze, welche, durch Eingreifen in eine am Fundament befestigte Zahnstange, eine mit der Bewegungsgeschwindigkeit der Form genau Schritt haltende drehende Bewegung erhält, die aber nur so lange andauert, als die Form sich in hingehender Bewegung unter dem Druck-

cylinder befindet, während letztere für den Rückgang festgestellt wird. Ueber diese Walze und einige hölzerne Nebenwalzen gehen Leitbänder, dazu bestimmt, den zu bedruckenden Bogen auf die Walze, um dieselbe herum und dann wieder abzuführen. Vor der Druckwalze steht der Schwärzapparat. Derselbe besteht aus einer eisernen Farbewalze, welche von einem Farbebehälter bei jedem Spiel der Maschine etwas Farbe an mehrere Vertheilungswalzen abgibt. Durch die umdrehende Bewegung der sämmtlichen Walzen, welche mit einer seitlich hin- und hergehenden Bewegung verbunden ist, vertheilt sich, da alle Walzen unter sich und mit der Hauptwalze in Berührung stehen, die Farbe nach und nach immer gleichmäßiger, bis sie endlich als eine ganz gleichmäßige Schicht auf zwei mit elastischer Composition überzogene Holzwalzen und von da auf die Letternform übertragen wird.

Wenn der Druck eines Bogens vor sich gehen soll, so steht die Form am Anfange ihrer Bahn. Während sich die Maschine in Bewegung setzt, legt ein Bursche an bestimmte Klammern über der Druckwalze einen Bogen Papier an, welcher durch die Maschine erfaßt und um die Walze geführt wird. Unterdeß ist die Form unter dem Schwärzapparat durchgegangen, hat dort von den Schwärzwalzen die nöthige Farbe gleichmäßig vertheilt empfangen und langt unter der Druckwalze gleichzeitig mit dem zu druckenden Bogen an. Letzterer empfängt nun während des Durchgangs zwischen Walze und Form den Abdruck und wird, nach vollendetem Druck und während die Form noch weiter über die Druckwalze hinausgeht, durch Leitbänder um die Walze und zu einer Tafel am Ende der Maschine geführt, wo ihn ein zweiter Bursche abnimmt und zur Seite legt. Das Ablegen der bedruckten Bogen kann durch einen mechan. Auslegeapparat auch von der Maschine selbstthätig bewirkt werden. Die Form beginnt hierauf ihren Rückgang. Die Druckwalze läßt dieselbe während ihres Stillstandes unter sich durchgehen, und sie gelangt so wieder an den Ausgangspunkt, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Eine solche einfach wirkende Maschine liefert 1000—1400 Abdrücke in der Stunde und bedruckt den Bogen nur auf einer Seite. Sehr bald kam man aber auf den Gedanken, den «todten» Rückgang der Form zu benutzen, indem man neben der ersten Druckwalze eine zweite mit umgekehrter Bewegung und ebenso ein zweites Farbenwerk anbrachte. So konnte man nun von jeder Seite einen Bogen auflegen und beim Hingange die erste, beim Rückgange die zweite Walze in Wirksamkeit treten lassen. Eine solche doppelte Maschine liefert, von vier Burschen und einem Zurichter (der übrigens auch für mehrere Maschinen ausreicht) bedient, 2400 Abdrücke in der Stunde. Außerdem brachte man es auch dahin, sog. vollständige oder Completmaschinen herzustellen, welche den Bogen umschlagen, auf beiden Seiten bedrucken und so 900—1000 Bogen in der Stunde auf beiden Seiten bedruckt liefern. Bei dieser Einrichtung leidet jedoch die Schönheit des Abdrucks durch das unvermeidliche Abschwärzen beim Wiederdruck. Man hat, um dies zu verhindern, die weitere Einrichtung getroffen, daß gleichzeitig mit jedem weißen Bogen ein Makulaturbogen mit durch die Maschine geleitet wird, welcher sich beim Wiederdruck, auf der Druckwalze, unter den noch feuchten ersten Abdruck legt und hierdurch das Abschwärzen für den folgenden Bogen verhütet. Der Mechanismus und Betrieb der Maschine wird jedoch durch jene Einrichtung sehr zusammengesetzt und kostspielig, daher die Completmaschinen weniger in Gebrauch gekommen sind, als sich anfangs erwarten ließ. Einen bedeutenden Fortschritt hat das Drucken mit S. ferner durch die Erfindung von Little, dem Herausgeber der «Illustrated London News» gemacht, welcher die doppelt wirkende S. erfand. Schon früher hatte die Officin der «Times» vierfache Pressen, auf das System der Doppelpressen gegründet, bauen lassen, in welchen vier Druckcylinder arbeiteten, und die in der Stunde 4500—5000 Abdrücke lieferten, bei denen aber, abgesehen von dem großen Raume, den sie erforderten, immer zwei Cylinder ruhten. Little stellte dagegen eine Presse her, welche mit acht Walzen bei jedem Hin- und Hergange der Form 14 Abdrücke liefert. Er erreichte diesen Zweck dadurch, daß in seiner Presse die sechs mittlern Cylinder doppelt wirkend sind, d. h. sowol beim Hingange als beim Rückgange drucken, während die beiden Eckcylinder einfach wirkend sind, sodaß der erste nur beim Hingange, der letzte nur beim Rückgange druckt. Natürlich sind dann auch ebenso viele Farbwerke nöthig, als Druckcylinder vorhanden. Die Hauptschwierigkeit, welche bei dieser Erfindung zu überwinden war, ging daraus hervor, daß nicht allein jeder Walze der Papierbogen zu rechter Zeit geliefert werden mußte, sondern daß sie auch denselben für den Hingang von der rechten Seite her, für den Rückgang, wo alle Bewegungen umgekehrt, von der linken Seite her empfangen und so auch wieder abführen mußte. Little gelangte durch eine eigenthümliche Anwendung von Papierspeise- und verschiebbaren Vertheilungswalzen zum Ziele. Seine Presse liefert in der Stunde 15,750 auf einer Seite bedruckte Bogen. Auch auf das System der Completmaschine hat Little

seine Erfindung angewendet und kann daher den Bogen jetzt gleich auf beiden Seiten bedrucken. In neuerer Zeit ist eine von Applegath construirte S., ebenfalls mit acht Druckcylindern, zur Anwendung gekommen, wobei sich der Typensatz oder, wie namentlich beim Zeitungsdruck angewendet, die Stereotypplatten nicht auf einem ebenen Fundamente, sondern auf der Umfläche eines verticalen Cylinders befinden und die Druckwalzen nebst ihren Farbewalzen rings um diese cylindrische Form aufgestellt sind. Letztere empfängt eine stetige Drehung um ihre Achse und bietet so die abzudruckende Fläche allen acht Druckwalzen der Reihe nach dar, sodaß mithin an acht Papierbogen gleichzeitig gedruckt wird. Mit besondern Schwierigkeiten ist das untadelhafte Abdrucken von Holzschnitten in der S. verbunden, welche Aufgabe jedoch in neuerer Zeit ebenfalls vollkommen gelöst wurde. Man überzieht dabei die Druckfläche des Cylinders, anstatt mit weichem Filz, mit einer Lage fester Papierbogen, um durch Ausschneiden oder Aufkleben einzelner, mit den Licht- und Schattenstellen des Holzschnitts correspondirenden Stellen einen lebhaften Effect des Abdrucks hervorbringen zu können. Von wesentlicher Bedeutung ist für derartige Druckarbeiten die vollkommen gleichmäßigste Vertheilung der Farbe auf der Form, was zu verschiedenen Modificationen und Verbesserungen des Schwärzapparats so z. B. zu der sog. Tischfärbung geführt hat. Bei dieser Einrichtung des Farbenwerks geschieht die Zuführung und Vertheilung der Farbe nicht, wie oben beschrieben, durch eine Anzahl unter sich in Berührung stehender Walzen, sondern durch eine in der Verlängerung des Fundaments angebrachte ebene Fläche, welche die durch Reibewalzen vertheilte Farbe auf vier bis fünf einzeln über der Form gelagerte Auftragwalzen überträgt.

Ueberhaupt ist der Mechanismus der S. in vielfacher Hinsicht so vervollkommnet worden, daß dieselbe in neuester Zeit zu den mannichfaltigsten Druckarbeiten, vom gewöhnlichen Buch- und Zeitungsdruck bis zum schwierigsten Accidenz- und Banknotendruck verwendet wird. Dahin ist namentlich auch der Druck in zwei oder mehrern verschiedenen Farben zu rechnen, welcher bisher nur in der Weise hergestellt werden konnte, daß ein mit einer Farbe bedruckter Bogen nochmals eingelegt und durch die Maschine geleitet wurde, um von einer zweiten Form in einer zweiten Farbe bedruckt zu werden. Durch eine von König und Bauer erfundene und ausgeführte Zweifarbenmaschine wird diese Operation gleichzeitig in zwei Farben ausgeführt. Es befinden sich in dieser Maschine, statt nur einer Form, zwei genau ineinanderpassende Formen, auf einem Fundament von doppelter Länge hintereinander gelagert, von denen die eine z. B. für einen rothen, die andere für einen schwarzen Abdruck bestimmt ist. Beide Formen werden von zwei verschiedenen Farbeapparaten, je roth und schwarz, gefärbt und gehen darauf in unmittelbarer Aufeinanderfolge unter Einem Druckcylinder hindurch, welcher nicht, wie bei der gewöhnlichen S. während dieses Durchgangs nur eine Umdrehung, sondern zwei Umdrehungen erhält. Ein auf dem Druckcylinder angelegter und durch Greifer festgehaltener Bogen folgt dem Druckcylinder in unverrückter Lage durch beide Umdrehungen und erhält während der ersten Umdrehung einen rothen Abdruck von der ersten Form, unmittelbar darauf durch die zweite Umdrehung einen schwarzen Abdruck von der zweiten Form. Es ist dieses Verfahren von besonderer Wichtigkeit für den Druck von Werthpapieren und Banknoten, welche meist in zwei verschiedenen Farben ausgeführt werden.

Da bei der gewöhnlichen S. jeder Bogen von einem Burschen mit Genauigkeit einzeln angelegt werden muß, so kam man auf den Gedanken, die Maschine selbstthätig durch Zuführung von endlosem Papier zu speisen, wobei dann jeder einzelne Bogen in der Maschine selbst durch einen besondern Schneideapparat in das bestimmte Format zerschnitten und eine außerordentlich große Leistungsfähigkeit (bis zu 20,000 Exemplaren in 1 Stunde) erreicht wird. Auf mehrern Maschinen dieser Art (Rotationsdruckmaschine) wurde zuerst im J. 1865 die «Times» in London gedruckt; seit 1873 auch die wiener «Presse» und eine große Anzahl anderer Zeitungen von starker Auflage. Neuerdings verschieden construirte Accidenzschnellpressen von vereinfachter Bewegung, wie die Victoriapresse von König und Bauer, haben eine beschränkte Leistungsfähigkeit. Mit günstigem Erfolge hat man in neuester Zeit das System des Cylinderdrucks auch für den Steindruck angewendet. Während bei der gewöhnlichen Steindruckpresse die Pressung durch einen über den Stein hinstreichenden Holzreiber hervorgebracht ward, erfolgt der Druck bei der lithographischen S. durch einen auf Federn elastisch gelagerten Druckcylinder. Der zum Abdruck bestimmte, auf dem Fundament gelagerte Stein kann durch einen Schraubenmechanismus höher oder tiefer gestellt werden, da die Stärke der Pressung je nach der Dicke des Steins regulirt werden muß. Die Farbe wird in ähnlicher Weise wie bei der gewöhnlichen S. durch fünf bis sechs mit Leder überzogene Walzen aufgetragen. Doch kommt

hier noch eine weitere Operation in Betracht, indem die Oberfläche des Steins durch einen sog. Wischapparat stets mit Wasser angefeuchtet werden muß, um ein vollständiges Haften der Farbe an der Steinzeichnung zu ermöglichen. Die erste lithographische S. wurde von Sigl in Berlin erbaut. Später haben die Mechaniker Voirin und Duppy zu Paris diese Maschine noch wesentlich vervollkommnet. Vgl. Wittig und Fischer, «Die S.» (Lpz. 1861, 3. Aufl. 1878); Bachmann, «Leitfaden für Maschinenmeister an S.» (2. Aufl., Braunschw. 1873); Waldow, «Die Buchdruckerkunst» (Bd. 2, «Vom Druck», Lpz. 1877).

Schnepfe ist die Bezeichnung einer in mehrere Unterabtheilungen zerfallenden Familie (Scolopaciden) von Sumpf- oder Wadvögeln (Grallatores), die charakteristisch ist durch einen zusammengedrückten Kopf, große weit nach hinten liegende Augen, einen ziemlich langen Schnabel, der vor den schmal ritzenförmigen, im letzten Stirnwinkel desselben gelegenen Nasenlöchern linear ausgezogen und um die Nasenlöcher weder verengt noch eingedrückt ist, eine dicht über dem Kieferrande verlaufende Riefe als Verlängerung der Nasengrube, meist abgerundete Flügel und Wadbeine mit vier freistehenden Zehen. Die zu dieser Familie gehörenden Vögel haben ein mehr oder weniger braunes, theils licht, theils dunkel gefärbtes, geflocktes oder gebändertes Gefieder, sie sind theils Zug-, theils Strichvögel. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Mollusken, Würmern, die sie geschickt aus sumpfigem und schlammigem Boden hervorholen. Die S. leben paarweise, sind Bodennister und legen gelblich- oder grünlich-weiße braungefleckte Eier. Die hauptsächlichsten in Deutschland vorkommenden Gattungen dieser Familie sind: 1) **Waldschnepfe** (Scolopax rusticola). Der schmuzig fleischfarbene Oberschnabel ist etwas länger als der grünlich-gelbe untere, biegsam, vorn kolbenartig erweitert, nervenreich und daher sehr empfindlich. Der Oberrücken ist rothbraun, hin und wieder fein punktirt mit feinen schwarzen Querbinden, der Bauch gelblichweiß, dunkelbraun leicht durchwellt. Diese S. wird 28—32 Ctmt. lang, zieht im Frühjahr aus dem Süden (Schnepfenstrich) nach Nordeuropa, wo sie brütet, und kehrt im Herbst (Schnepfenzug) wieder in die wärmern Länder, vorzüglich nach Nordafrika zurück. Sie ziehen meistens nur nachts, vorzüglich bei Mondenschein und halten sich tags über in feuchten lichten Waldungen, jungen Birkenbeständen u. dgl. auf. Da das Wildpret der S. sehr fein und wohlschmeckend ist, so wird ihnen eifrig sowol mit Flinten als Fangen mit Schlingen und Netzen nachgestellt. Obgleich die Gedärme der S. in der Regel eine große Menge von Eingeweidewürmern enthalten, so werden sie doch zusammengehackt, mit Gewürzen versetzt auf Brotschnitten gebacken, als Leckerbissen genossen. 2) **Sumpfschnepfen** oder Becassinen (s. d.). 3) **Pfuhlschnepfen** (Limosa), von denen in Deutschland drei Arten vorkommen. Die größte, Limosa aegocephala, ist besonders im Sommer häufig in Holland zu finden, wo ihre Eier als Leckerbissen gelten. Nach Deutschland kommt sie im Herbst in geringzähligen Flügen. Zur Familie der S. gehören auch: die Avocette (Recurvirostra), die Strandreuter (Hypsibates), die Wasserläufer (Totanus), die artenreiche Gattung Knelle (Tringa), die Kampfhahne (Machetes), die alle in Deutschland vorkommen u. a. m.

Schnepfenthal, die von Christian Gotthilf Salzmann (s. d.) begründete Erziehungsanstalt für Knaben, liegt 5 Kilom. von Gotha am Fuße des Thüringerwaldes, in der Nähe von Reinhardtsbrunn und dem Städtchen Waltershausen. Die Zahl der Zöglinge beschränkt sich auf 60 Knaben im Alter von wenigstens 9 bis höchstens 16 Jahren, die entweder für die Secunda eines Gymnasiums, resp. einer Realschule erster Ordnung, für ein Cadettencorps oder für das praktische Berufsleben vorbereitet werden. Es wirken zu dem Zwecke 12 Lehrer mit dem Director an der Anstalt. Die Leitung der letztern übernahm nach dem Tode des Begründers (1811) dessen Sohn Karl Salzmann. Seit 1848 ist die Anstalt im Besitz und unter der Leitung des herzogl. sächs. Schulraths Wilhelm Ansfeld, eines Enkels des Stifters.

Schnepper oder **Schnapper** ist ein chirurgisches Instrument, dessen wesentliche Einrichtung darin besteht, daß mittels einer Stahlfeder eine oder mehrere meist kreuzweise gestellte, vorher in einer Kapsel verborgene, scharfe Klingen hervorgeschnellt werden. Die beiden Hauptarten dieses Instruments sind der **Aderlaßschnepper** (phlebotomus), an welchem nur eine Klinge befindlich ist, und der **Schröpfschnepper** (scarificatorium), mit welchem man mehrere, aber seichte Einschnitte in die Haut auf einmal macht. Hierher gehören auch mehrere der sog. künstlichen Blutegel (s. d.), von denen der Heurteloup'sche der bekannteste ist.

Schnittlauch (Allium Schoenopraesum), Küchenkraut, s. Lauch.

Schnitzler (Joh. Heinr.), Geschichtschreiber und Statistiker, geb. 1. Juni 1802 zu Straßburg, erhielt daselbst seine Gymnasialbildung und widmete sich auf der Akademie und dem prot. Seminar dem Studium der Theologie. Von 1823—28 lebte er als Hauslehrer einer kur-

länd. Adelsfamile in Rußland, wo er Zeuge des Aufstandes vom 26. Dec. 1825 in Petersburg war und, sowie nachher in Moskau und dem Sergeikloster zu Troitza, reiches Material zur Kunde des Russischen Reichs sammelte. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt übernahm er 1829 die Leitung der «Encyclopédie des gens du monde», die ihn in Paris bis 1845 beschäftigte. Inzwischen war S. 1840—44 auch Lehrer der deutschen Sprache für die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Orléans. Im J. 1847 erhielt er das Amt eines Inspectors der Primärschulen der Stadt Straßburg und 1856 die Professur der allgemeinen Literatur am prot. Seminar daselbst. Im Sommer 1864 machte er eine zweite Reise nach Rußland, welche er diesmal bis jenseit der Wolga und Kasan ausdehnte. S. starb zu Straßburg 19. Nov. 1871. Seinen literarischen Ruf begründete er aber mit dem «Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie» (Par. 1829) und «La Russie, la Pologne et la Finlande, tableau statistique, géographique et historique» (Par. u. Petersb. 1835), welche beiden Werke besonders in Rußland selbst Anerkennung fanden. Diesen folgten «De la création de la richesse» (2 Bde., Par. 1842) und die vom Französischen Institut gekrönte «Statistique générale, méthodique et complète de la France» (4 Bde., Par. 1846). Schätzbare Beiträge zur Kunde der Geschichte, Geographie und Statistik des Russischen Reichs bot S. seitdem noch in «Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas» (2 Bde., Par. 1847), «La Russie ancienne et moderne, histoire, description, mœurs» (2. Aufl., Par. 1854) und «Description de la Crimée» (Par. 1855), vor allem aber in seinem Hauptwerke «L'empire des Tsars au point actuel de la science» (3 Bde., Par. u. Petersb. 1856—66). Ferner sind hervorzuheben: «La mission de l'empereur Alexandre II et le général Rostoftsof» (Par. 1860), die Biographien des Fürsten Rasumowski und des Kaisers Paul I. im «Histor. Taschenbuch» (Jahrg. 1863 u. 1867), «Rostoptchine et Koutousof, ou la Russie en 1812» (Par. 1863) und der «Atlas historique et pittoresque, ou histoire universelle disposée en tableaux synoptiques» (von Bagnol begonnen, 3 Bde., 4., Straßb. 1859).

Schnorr von Carolsfeld (Veit Hans), Maler und Zeichner, geb. zu Schneeberg im sächs. Erzgebirge 11. Mai 1764. Auf Wunsch des Vaters hatte er seit 1784 in Leipzig die Rechte studirt und war Notar geworden, nach dem Tode desselben jedoch verließ er die Jurisprudenz und widmete sich ganz der Kunst. Er heirathete 1788 und ging nach Königsberg in Preußen, wo er, durch Oeser und Weiße an Hippel, Kant u. a. empfohlen, gute Aufnahme fand. Auf Betrieb seiner Mutter nahm er 1789 eine Lehrerstelle an der magdeburger Handlungsschule an, die er jedoch nach Verlauf eines Jahres wieder aufgab, um nach Leipzig zurückzukehren. Hier erst fing er an, mit rastlosem Eifer und Anstrengung aller Kräfte sich unter der Leitung Oeser's in der Kunst weiter auszubilden. Porträts in Oel und Miniatur, Zeichenunterricht, Arbeiten für Buchhändler mußten ihm seinen Unterhalt gewähren, während der nähere Umgang mit Erhard, Heydenreich, Weiße, Müller und Semne ihn geistig anregte und bildete. Er wollte Semne 1801 auf dessen Spaziergange nach Syrakus begleiten, kam aber nur bis Wien und besuchte hierauf Paris. Im J. 1816 wurde er zum Professor und Director an der leipziger Akademie ernannt, der er bis an seinen Tod 30. April 1841 vorstand. Bekannt ist sein «Unterricht in der Zeichenkunst» (Lpz. 1810, mit 61 Tafeln). Die Stoffe zu der Mehrzahl seiner Gemälde sind den romantischen Dichtungen der damaligen Zeit, z. B. Kosegarten's «Jukunde» u. a., entnommen und offenbaren gemüthvolle Auffassung bei ziemlich philiströser Vortragsweise. Die Zahl seiner histor. Darstellungen und Porträts sowie insbesondere seiner Zeichnungen in Tusche, schwarzer Kreide, Sepia u. s. w. ist sehr bedeutend; auch hat er viel Blätter, meist nach eigener Composition, radirt und selbst in Thon modellirt und mancherlei Gipsarbeiten geliefert.

Schnorr von Carolsfeld (Jul.), ausgezeichneter deutscher Maler, Sohn des Vorigen, geb. 26. März 1794 zu Leipzig, erhielt durch den Vater den ersten Unterricht und ging dann 1811 nach Wien. Während der ersten Jahre seines Aufenthalts daselbst besuchte er die Akademie der Künste. Da ihm aber die damals dort übliche Kunstauffassung nicht zusagte, wandte er sich mit einigen Gleichgesinnten der Richtung zu, welche in der altdeutschen Schule und deren Kunstanschauungen ihr Vorbild sah. Dieser Zeit gehören die Oelgemälde Sechskampf nach Arioſt (Privatbesitz, Dresden), Besuch der Aeltern des Johannes bei den Aeltern Christi (Galerie, Dresden) und Almosenspende des heil. Rochus (Museum zu Leipzig) an. Im Herbst 1817 wandte sich S. nach Italien. Hier hielt er sich zunächst in Florenz längere Zeit auf, wo die Werke der alten Meister, namentlich die Wandmalereien, ihn fesselten. Anfang 1818 kam er nach Rom, wo damals die Führer der neudeutschen Schule, Cornelius, Overbeck und Veit, in voller Thätigkeit waren, denen sich S. aus tiefster Ueberzeugung anschloß. Außer diesen wurden

ihm die altital. Meister des Quattrocento besonders vertraut, und ihr Studium bestärkte und klärte seine künstlerische Gesinnung. Nach Vollendung einer größern Composition: Hochzeit zu Kana (Privatbesitz, in England) in Oel, erhielt er den Auftrag zur Ausschmückung eines Zimmers im Gartenhause des Marchese Massimi, wo bereits mehrere deutsche Künstler thätig waren. S. hatte Arioſt's «Orlando furioso» in einem größern Cyklus von Darstellungen zu behandeln und gewann dadurch die erste Gelegenheit, sein bedeutendes Compositionstalent in monumentaler Weise an einem romantischen Stoffe zu erproben. Er löste die Aufgabe in den Jahren bis 1826 so glänzend, daß er inmittels durch König Ludwig von Baiern nach München berufen wurde. Zwischendurch beschäftigten ihn landschaftliche Studien, welche ebenso wie die figürlichen sein erstaunliches Zeichnertalent an den Tag legen (eine Auswahl Landschaften ist 1878 in Lichtdruck durch M. Jordan herausgegeben worden). Nachdem er in Rom noch mehrere Staffeleibilder (Jakob und Rahel, Ruth und Boas, eine Madonna, die Flucht nach Aegypten, Christus und die Kinder, Verkündigung Maria's, letztere für das Stift zu Wurzen) ausgeführt, trat er 1827 die Professur der Historienmalerei an der münchener Akademie an. Alsbald nach seiner Uebersiedelung beauftragte ihn der König, im Erdgeschosse der neuen Residenz fünf Prunkgemächer mit Darstellungen aus dem Nibelungenliede auszuschmücken. Die Ausführung dieser Fresken wurde jedoch auf einige Jahre unterbrochen, da ihm unterdessen die Ausmalung von drei großen Sälen des Festsaalbaues mit kolossalen Darstellungen aus der Geschichte Karl's d. Gr., Barbarossa's und Rudolf's von Habsburg übertragen worden war. Außerdem hatte S. in München, wo er auch mehrere Oelbilder für Privatpersonen ausführte, noch einen Fries im Residenzschlosse mit Darstellungen aus den Homerischen Hymnen entworfen.

Im J. 1846 folgte er sodann dem Rufe als Director der Gemäldegalerie und Professor an der Akademie der bildenden Künste nach Dresden, von wo er jedoch in den nächsten Jahren zeitweise nach München zurückkehrte, um die Nibelungenfresken zu vollenden. Während eines durch diese Arbeit veranlaßten Aufenthaltes daselbst erblindete er durch einen plötzlichen Krankheitszufall auf einem Auge. Unter den münchener Frescomalern ist S. unstreitig derjenige, welcher mit der idealen Composition am meisten individuelles Leben verbindet. (Der gesammte Nibelungen-Cyklus S.'s ist in Photographie nach den Originalgemälden publicirt, mehrere Einzelcompositionen sind gestochen worden. Die Cartons sind zerstreut, zum Theil im Besitz der Nationalgalerie in Berlin und des Museums zu Leipzig, zum Theil Eigenthum der Witwe des Künstlers. Die Cartons zu den Kaisersälen in München besitzt fast sämmtlich das Museum Johanneum in Dresden. Auch aus diesem Cyklus wurden mehrere Bilder durch den Stich vervielfältigt.) In Dresden brachte er, auf die Sehkraft eines Auges beschränkt, sein großes Illustrationswerk, die schon in Rom begonnene und in München nach Möglichkeit weitergeführte «Bibel in Bildern» (240 Tafeln in Holzschnitt mit Text, Lpz. 1852—60) zu Stande, ein Werk, das S.'s Namen auch in weiten Kreisen populär gemacht hat. Schon vorher hatte er in Gemeinschaft mit Neureuther die Illustrationen zu der ersten Cotta'schen Prachtausgabe des Nibelungenliedes geliefert, welcher sehr viel später eine zweite nachfolgte, in der an die Stelle der Neureuther'schen Compositionen neue Randzeichnungen von seiner Hand traten. Ueberdies gehören der dresdener Periode seines Wirkens noch an: das für München bestimmte große Oelbild Luther auf dem Reichstage zu Worms und die Compositionen zu den Glasmalereien für die Paulskirche in London. Das dem Apostel Paulus gewidmete Hauptfenster, darstellend die Umkehr des Christenverfolgers auf dem Wege von Damascus und seine Heilung, war 1867 bereits am Orte seiner Bestimmung aufgestellt. Das in Oelfarben ausgeführte Vorbild für den untern Theil dieses Fensters wurde für die dresdener Galerie angekauft. In den spätern Jahren nahmen ihn seine Amtsgeschäfte fast völlig in Anspruch. Er leitete die Ueberführung der dresdener Galerie in das neuerbaute Museum und widmete seine Kräfte neben der Leitung seines Ateliers der Pflege und Verwaltung der ihm anvertrauten Schätze. Im J. 1871 bestimmte ihn Kränklichkeit zum Rücktritt, doch überlebte er die Trennung von der ihm liebgewordenen Thätigkeit nicht lange und starb 24. Mai 1872 in hohem Ansehen. Ein großer Theil aller seiner Originalwerke war 1878 zuerst in Berlin, dann in Dresden in einer Ausstellung vereinigt. — S.'s zweiter Sohn, Ludwig S., geb. 2. Juli 1836 zu München, hat sich als Operusänger einen geachteten Namen erworben. Er trat zuerst beim Hoftheater in Karlsruhe auf, dem er seit 1854 erst als Eleve, dann als Mitglied angehörte. Ostern 1860 erhielt er ein Engagement am Hoftheater zu Dresden, wo er bis zu seinem 21. Juli 1865 erfolgten Tode wirkte. In seinen Leistungen als Heldentenor wandte er neben dem musikalischen Theile seiner Aufgabe dem Spiele und der Darstellung besondern Fleiß zu. S.'s Lieblingsaufgaben

bildeten die Helden in den Opern Richard Wagner's. Kurz vor seinem Tode wirkte er im Juni und Juli 1865 zu München bei der ersten Aufführung von Wagner's «Tristan und Isolde» mit, wobei er die schwierige Rolle des Tristan übernahm, während seine Gattin, Malvina S., geb. Garrigues, die der Isolde vertrat. Im J. 1867 gab seine Witwe einige Lieder S.'s zusammen mit eigenen heraus. — S.'s vierter Sohn, Franz S., geb. 11. April 1842 zu München, ist Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden und Herausgeber der Zeitschrift: «Archiv für Literaturgeschichte». Außer einer Dissertation über die Homerische Wortstellung (Berl. 1864) veröffentlichte er: «Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs» (Berl. 1872).

Schnorr von Carolsfeld (Ludw. Ferd.), deutscher Maler, Bruder von Julius S., geb. 11. Oct. 1789 zu Königsberg i. Pr., erhielt seine erste künstlerische Anleitung im väterlichen Hause und ging bereits 1804 nach Wien, wo er die Akademie besuchte und an dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen einen Gönner fand. Seine ersten Gemälde, wie des ritterlichen Jägers Liebeslauschen, Erlkönig, Loreley, gehörten der romantischen Richtung an, die er auch in seiner Freundschaft mit F. von Schlegel und durch seinen Uebertritt zur kath. Kirche bethätigte. Entschiedenen Ruf erwarb ihm seine Darstellung von Goethe's Faust, die sich seit 1821 in der Galerie des Belvedere zu Wien befindet. Seinen schnellen Aufschwung hinderte eine Hinneigung zur Mystik und zum Magnetismus. Von seinen neuern Werken sind zu erwähnen: die Jungfrau mit dem Kinde und dem kleinen Johannes (1828) in der Galerie des Belvedere; die Vereinigung der Tiroler durch Andr. Hofer (1830) im Ferdinandeum zu Innsbruck; das Porträt des Herzogs von Reichstadt (1832); eine zweite Darstellung aus Goethe's «Faust», als Gegenstück zu der erwähnten, in der Galerie des Belvedere; Christus am Oelberge und die Speisung des Volks (6 Mt. lang und 5 Mt. hoch), bei den Mechitaristen in Wien. Auch hat er mehrere Blätter radirt und lithographirt. Er starb als erster Custos an der Galerie des Belvedere zu Wien 13. April 1853.

Schnupfen (coryza) heißt die Entzündung, der Katarrh (s. d.) der Nasenschleimhaut. Diese ist dabei entweder trocken, aber verschwollen (Stockschnupfen), oder sondert sogleich einen dünnen, scharfen Schleim ab (Fließschnupfen), welcher nach längerer oder kürzerer Zeit, meist nach zwei bis drei Tagen, dicker und milder wird. Damit verbinden sich öfters: Niesen, Gefühle von Spannung oder Prickeln in der Nase, Nasenbluten, Kopfschmerzen, Thränen der Augen, Störung des Geruchs- und Geschmackssinns, veränderte Sprache, bei schwächlichen Personen auch mehr oder minder heftige Fiebererscheinungen (Schnupfenfieber, Katarrhalfieber). Der S. entsteht meist durch plötzlichen Temperaturwechsel, bei schnellem Uebergang von kalt zu warm oder umgekehrt, und herrscht deshalb im Winter und Frühjahr; aber auch durch scharfe, in die Nase gelangte Einathmungen oder Flüssigkeiten u. s. w. Er tritt auch als Theilerscheinung gewisser Infectionskrankheiten (Masern, Grippe) auf. Der gewöhnliche S. ist eine leicht heilbare Krankheit. Man muß dabei den schnellen Wechsel der Temperatur, besonders Zugluft vermeiden, die Füße warm halten und eine regelmäßige Diät beobachten. Bei Säuglingen gehört ein S. schon zu den bedeutendern Krankheiten und, wenn er monatelang dauert, sogar zu den Zeichen angeborener Lustseuche. Stockschnupfen kann auch durch Verstopfen der Nasengänge durch Schleimhautwucherungen (sog. Polypen) entstehen und erfordert dann eine zweckmäßige chirurgische Behandlung, namentlich häufige Ausspülungen der Nasenhöhle vermittels der Nasendouche, die Anwendung adstringirender Schnupfpulver und zeitweiliges Touchiren der gewulsteten Nasenschleimhaut mit Höllenstein oder dem galvanokaustischen Brenner.

Schnupftabak, s. Taback.

Schnüren nennt man im allgemeinen das Umgeben einzelner Körpertheile mit schnur- oder bandartigen Gegenständen, die fest anliegen und mittels Zusammenziehen einen Druck, namentlich auf die Blutgefäße, ausüben. Ein solches Verfahren wird von der Heilkunde in manchen Fällen, z. B. bei Krampfadern, mit Vortheil benutzt. Andererseits hat das S. durch die Gewalt der Mode eine große Ausdehnung im gewöhnlichen Leben, namentlich beim weiblichen Geschlecht, zur Verschönerung der Form des Oberkörpers gefunden. Zu starkes S. führt aber der Gesundheit nachtheilige Veränderungen des Körpers herbei, insofern als die Leber gequetscht, die Baucheingeweide herabgedrängt und die Blutbewegung im Unterleibe erschwert werden, namentlich aber da, wo ein starkes Blankscheit im Schnürleibchen (Corset) befindlich ist.

Schoa, richtiger Schowa, früher abessin. Provinz, seit dem Tode des Kaisers Theodor (1867) ein unabhängiges Königreich, zwischen 9 und 11° nördl. Br., grenzt im N. an Amhara, im S. an Gurague, im O. und W. an die Gebiete der Gallas und wird von der Jamma und dem Muger, zwei Zuflüssen des Blauen Nil, sowie von Nebenflüssen des Hawasch bewässert,

liegt also auf der Wasserscheide zwischen Nil und Indischem Ocean. Das Land bildet grasreiche Hochebenen, im Südosten und Süden von einem 3250 Mt. hohen Abfall begrenzt. Es zerfällt in die Provinzen Gesche, Mans, Tegulet, Ghedem, das eigentliche S., Mentschar und Bulga und zählt etwa $1^1/_2$ Mill. christl., mohammed. und heidnische E., Amhara oder Galla. Bemerkenswerthe Orte sind die Hauptstadt Ankober auf einem 2660 Mt. hohen Berge, die ehemalige Hauptstadt und Festung Tegulet, Mousche und die Handelsstädte Leguida und Aleyou-Amba. Vgl. «Harris' Gesandtschaftsreise nach S., 1841—43» (Stuttg. 1845).

Schock bezeichnet im allgemeinen eine Anzahl von 60 Stück. Ehe die Rechnung nach Gulden und nach Thalern eingeführt war, rechnete man in einem Theile Deutschlands nach S. oder Schockgroschen, d. i. 60 Groschen, die aber je nach dem Gehalte der Groschen einen sehr verschiedenen Werth hatten. In den ältesten Zeiten, wo 60 Groschen aus der Mark geprägt wurden, war das Schockgroschen gleich einer Mark. Später verringerte sich aber der Gehalt der Groschen dermaßen, daß ums J. 1500 das Schockgroschen nur noch einen Werth von $^2/_3$ Mark hatte. Das sog. alte fächsische S. wird zu 60 Schockgroschen oder 20 guten Groschen (2 Mark 40 Pf.), dagegen das neue oder schwere S. zu 60 guten Groschen (7 Mark 20 Pf.) berechnet. In Böhmen und einem Theile von Schlesien rechnete man nach böhmischen S., d. i. 60 Kaisergroschen oder 180 Kreuzern (5 Mark 10 Pf.), oder auch nach kleinen S. zu 40 Kaisergroschen oder 120 Kreuzern. — S. nannte man in Sachsen auch eine im 16. Jahrh. eingeführte Art Grundsteuer, behufs welcher der Werth der Grundstücke nach S. berechnet und das S. zunächst mit 5 Pf. Abgabe belegt wurde.

Schoedler (Friedr. Karl Ludw.), verdienter naturwissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1813 zu Dieburg, widmete sich anfänglich zu Darmstadt der Pharmacie, wandte sich aber auf der Universität zu Gießen dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie zu und war 1835—38 Assistent bei Liebig. Nachdem er zu seiner weitern Ausbildung verschiedene Reisen durch Deutschland, die Schweiz, England und Frankreich gemacht, ging er 1842 als Lehrer der Naturwissenschaften an das Gymnasium zu Worms. Seit 1854 wirkt er als Director der Realschule zu Mainz. S.'s literarischer Ruf gründet sich hauptsächlich auf «Das Buch der Natur» (Braunschw. 1846; 21. Aufl. 1878), eine gedrängte Darstellung des Gesammtgebietes der Naturwissenschaft. Vielen Beifall fanden auch seine Schriften «Die Chemie der Gegenwart» (3. Aufl., Lpz. 1857), sowie die von ihm bearbeitete Ausgabe von Brehm's «Illustrirtem Thierleben für Schule und Haus» (3 Bde., Hildburgh. 1867—69) und der Text zum «Atlas der chem. Technik» (Lpz. 1873). Verschiedene fachwissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte S. in Liebig's «Annalen der Chemie» und dessen «Handwörterbuch der Chemie». Auch lieferte er eine deutsche Bearbeitung von Soubeiran's «Pharmaceutischer Praxis» (Heidelb. 1839) und verfaßte den naturwissenschaftlichen Theil in Wagner's «Handbuch der Naturkunde, Erdbeschreibung u. s. w.» (23. Aufl., Stuttg. 1873). Ueber pädagogische Fragen sprach er sich in der Schrift «Die höhern technischen Schulen» (Braunschw. 1847) aus. Auch hat sich S. als Novellist und Dichter versucht.

Schöffengericht. Verschieden von den german. Schöppengerichten (s. Schöppen), wenn schon nicht ohne einigen Zusammenhang mit den letzten Ueberresten derselben, ist das neudeutsche Institut der S. Wie im Schwurgerichte, so sind auch im S. Laien berufen, in Gemeinschaft mit rechtsgelehrten Elementen gewisse Streitfälle abzuurtheilen. Spuren der altgerman. Schöffen, als urtheilende Personen, hatten sich in einzelnen Landschaften Deutschlands, lange Zeit hindurch unbeachtet und wegen der Geringfügigkeit ihrer Wirksamkeit auch unbeanstandet, besonders in Württemberg, bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt. Daran anknüpfend, übertrugen einzelne neuere Strafproceßordnungen nach dem J. 1848 sogenannten S. die Aburtheilung der niedersten Strafsälle, die regelmäßig entweder den Polizeibehörden oder den Einzelrichtern überwiesen gewesen waren. Eine solche Gestaltung der Dinge, wonach zwei Schöffen von dem Einzelrichter beizuziehen waren, fand sich bisher in Oldenburg, Bremen, Baden und in den 1866 von Preußen erworbenen Landestheilen. Insbesondere waren es die Gegner der Schwurgerichte, die den S. Beifall schenkten und sogar dafür eintraten, die schwersten Strafsälle durch ein erweitertes und vergrößertes S. aburtheilen zu lassen. Eine bemerkenswerthe Erweiterung des der Competenz der S. zugewiesenen Gebietes hatte bereits 1868 die württemb. Strafproceßordnung geschaffen, als sie auch für die mittelschweren sog. Vergehensfälle, über welche gelehrte Richtercollegien regelmäßig nach franz. Muster zu urtheilen pflegen, vergrößerte S. hergestellt hatte, die entweder aus zwei Juristen neben drei Schöffen oder aus vier Richtern und drei Schöffen bestanden. Einen ähnlichen Weg war die königl. sächs. Strafproceßordnung vom

1. Oct. 1868 gegangen, indem sie für die schwerern und mittlern, nicht zur Competenz der Schwurgerichte gehörigen Strafsälle ein Collegium schuf, in dem drei gelehrte Richter neben vier Schöffen (mit dem Erforderniß einer Mehrheit von fünf gegen zwei bei Beurtheilungen) erkennen, die Strafzumessung jedoch den Richtern vorbehalten wird. Diese S., die in sachverständiger juristischer Literatur eifrige Fürsprecher (ganz besonders an dem sächs. Generalstaatsanwalt von Schwarze) fanden, waren anfangs bestimmt, das Schwurgericht in der Deutschen Gerichtsverfassung zu ersetzen. Doch mußte dieser Plan vom preuß. Justizministerium, das 1873 zu Gunsten der S. eine Denkschrift hatte ausarbeiten lassen, angesichts des dagegen geäußerten Widerspruchs aufgegeben werden. Das S. erlangte in dem Deutschen Gerichtsverfassungsgesetze nur denjenigen Wirkungskreis, der ihm außerhalb Württembergs und Sachsens durch einzelne deutsche Strafproceßordnungen übertragen worden war, d. h. die Aburtheilung der Polizeiübertretungen und einzelner geringer Vergehensfälle. Die neuen deutschen S., die 1879 allgemein in Wirksamkeit treten, werden am Sitze der Amtsgerichte gebildet, haben den Amtsrichter zum Vorsitzenden und zwei Schöffen zu Beisitzern, deren Function als Ehrenamt nur von einem Deutschen versehen werden kann, dem weder die Befähigung dazu ausdrücklich durch gesetzliche Bestimmung (z. B. wegen strafgerichtlicher Verurtheilung, Unfähigkeit zur Verfügung über sein Vermögen) entzogen noch auch ein gesetzlicher Befreiungs- oder Ablehnungsgrund gegeben worden ist. Eine sog. Urliste, alljährlich erneuert, enthält die Namen der aus jeder Gemeinde verpflichteten und befähigten Personen, gelangt durch die Gemeindevorsteher an den Amtsrichter, wird von diesem geprüft und zusammengestellt, alsdann einem vom Amtsrichter geleiteten Ausschuß (aus Vertrauensmännern und einem Staatsverwaltungsbeamten bestehend) zur Herstellung einer Jahresliste für jedes Geschäftsjahr unterbreitet, nachdem die Zahl der für jedes Amtsgericht erforderlichen Schöffen durch die Landesjustizverwaltung festgesetzt worden ist. Die Tage der ordentlichen Sitzungen des S. werden für das ganze Jahr im voraus normirt, die Einberufungen zu diesen Sitzungstagen durch das Los bestimmt. Die Schöffen werden gleich den Geschworenen vor der Uebernahme des Richteramts beeidigt und erhalten Vergütung ihrer Reisekosten. Die nähern Bestimmungen über die S. enthält das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in seinen §§. 25—57. Die wesentlichen Unterschiede zwischen S. und Geschworenengericht zeigen sich darin: 1) im S. bilden Richter und Schöffen ein Collegium; 2) die Trennung der That- und Rechtsfrage, folglich auch die Fragstellung kommt in Fortfall; 3) die Urtheile der S. sind durch das Rechtsmittel der Berufung angreifbar, das bei allen andern Criminalurtheilen unzulässig ist. Vgl. für das S.: Schwarze, «Geschworenengericht und S.» (Erlangen 1864); derselbe, «Das S.» (Lpz. 1873); Zachariä, «Das moderne S.» (Berl. 1873); H. Meyer, «Die Frage des S.» (Erlangen 1873). Gegen das S.: Mittermaier, «Das Volksgericht und Gestaltung der Schwurgerichte und S.» (Berl. 1866); Glaser, «Zur Jurvfrage» (Berl. 1864); John, «Ueber Geschworenengericht und S.» (Berl. 1872).

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat (griech., d. h. Schulvorstand) heißt in einigen Ländern die Behörde, welche die Oberaufsicht über die höhern Lehranstalten führt und gewöhnlich aus den ersten Geistlichen und Magistratspersonen besteht; ein einzelnes Mitglied heißt Scholarch.

Scholastik und **Scholastiker.** Scholastiker hießen bei den Römern die an den kaiserl. Schulen angestellten Lehrer der Beredsamkeit. In der Regel bezeichnet man aber damit die Philosophen des Mittelalters. Letzteres hat seinen histor. Ursprung daher, daß die nach der Barbarei des 6. bis 8. Jahrh. seit Karl d. Gr. in den Klöstern, bischöfl. und erzbischöfl. Sitzen gestifteten Schulen (scholae) der Sitz einer erneuerten wissenschaftlichen Cultur und dadurch mittelbar philos. Bestrebungen wurden, die dann später ihren Mittelpunkt in den Universitäten, besonders in Paris und Oxford, fanden. Der wesentliche Grundcharakter dieser mittelalterlichen Philosophie ist Beschränkung der philos. Untersuchung auf die Theologie. Man kann die Zeit vom 9. bis zu Anfang des 11. Jahrh. als die vorbereitende Periode dieser Richtung betrachten. In sie fallen, nächst Johannes Scotus Erigena und Gerbert, einem Mönche zu Aurillac, der später als Papst Sylvester II. hieß, Berengar von Tours, Lanfranc, Anselm von Canterbury (s. d.). Ein starkes Ferment für die Ausbildung der Philosophie wurde die gegen die Mitte des 12. Jahrh. durch Joh. Roscellinus angeregte Frage über die Bedeutung der allgemeinen Begriffe, sowie die über denselben Gegenstand zwischen Wilhelm von Champeaux (gest. 1120) und Abälard geführten nominalistischen Streitigkeiten. (S. Nominalismus.) Sie wurde zu Gunsten des Realismus (s. d.) entschieden, und von dieser Zeit an blieb der Realismus die ganze Blütezeit der Scholastik im 12. und 13. Jahrh. hindurch die herrschende

Denkart. Die Theologie, als deren Quelle unabhängig von der Philosophie der Glaube an die Offenbarung betrachtet ward, wurde immer mehr nicht nur das Object, sondern auch die Norm und Regel der Philosophie, und zwar ausdrücklich in der Form, in welcher sie sich durch die Kirchenväter, die Concilienbeschlüsse und die Entscheidungen der Päpste als Dogma ausgebildet hatte. Die Philosophie hatte also kein Recht, den Inhalt der kirchlichen Glaubenslehre anzutasten, sondern sie hatte denselben nur in die Form eines Systems zu bringen, und daher der Ausdruck: die Philosophie ist die Magd der Theologie (philosophia theologiae ancilla). Was nicht unmittelbar mit dem Dogma zusammenhing, wurde entweder vernachlässigt oder nach Begriffen behandelt, die aus dem Alterthum überliefert waren. Vorzugsweise bezogen sich daher die Bemühungen der Scholastiker auf solche Probleme, die in den Dogmen der Kirche entweder wirklich lagen oder in sie hineingetragen wurden, und dadurch verwickelte sich die Scholastik in viele theils nothwendige, theils gemachte Subtilitäten und Distinctionen. Mit dem größten Fleiße wurde zugleich alles behandelt, was sich auf den Formalismus der Logik und Dialektik bezog, die man aus den logischen Schriften des Aristoteles kannte. Man betrachtete sie nicht blos als ein methodisches Hülfsmittel, sondern als das materiale Organon der Philosophie und gab ihr im Laufe der Zeit eine fast monströse Ausdehnung. Die Anwendung des dialektischen Verfahrens auf das Dogma war anfangs nur fragmentarisch. So bei den meisten Vertretern der Scholastik im 12. Jahrh., z. B. bei Gilbert de la Porrée, Alanus ab Insulis, Petrus Lombardus. Während des 12. Jahrh. hatte aber die vermehrte Berührung mit Arabern und Griechen auch zur Bekanntschaft mit den physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles, wenn auch zunächst nur durch das Medium höchst unvollkommener Uebersetzungen, geführt, und sowie sich der Gesichtskreis der Scholastiker dadurch erweiterte, so gewannen auch ihre Gedanken festere Haltepunkte. Die unbedingte Herrschaft des Aristoteles fällt demnach erst mit der eigentlichen Blütezeit der Scholastik zusammen, und es treten nun allmählich die großen durchgeführten Systeme der christl. Theologie hervor.

Nächst Alexander von Hales waren die drei Hauptvertreter der Scholastik Albert der Große, Thomas von Aquino und Duns Scotus, um welche sich eine große Anzahl mehr oder weniger selbstständiger Schüler und Anhänger gruppirt. Der Ruhm und der Einfluß, den solche Männer hatten, war in jenen Jahrhunderten um so größer, je mehr der Mangel des Buchdrucks die Lernenden an die Person des Lehrers band und die vielen öffentlichen und feierlichen Disputationen der dialektischen Schlagfertigkeit mannichfaltige Gelegenheit gaben, das Staunen der Zuhörer zu erregen. Die Verehrung, welche man ausgezeichneten Lehrern zollte, zeigte sich darin, daß man ihnen ehrende Beinamen beilegte, unter welchen sie häufig citirt werden. So hieß Alanus von Ryssel Doctor universalis, Alexander von Hales Doctor irrefragabilis, Duns Scotus Doctor subtilissimus, Thomas von Aquino Doctor angelicus, Wilhelm Durand aus St.-Pourçain Doctor resolutissimus u. s. w. Mit Thomas von Aquino und Duns Scotus hatte die Scholastik ihren Höhepunkt erreicht, und verschiedenartige Gründe wirkten zu ihrem allmählichen Verfalle zusammen. Die Mystik, eine gläubige Gefühlstheologie, hatte fortwährend einen Gegensatz zu der scholastischen Verstandestheologie gebildet. Im 12. Jahrh. vertraten diese Richtung hauptsächlich das Kloster zu St.-Victor in Paris und der heil. Bernhard von Clairvaux, im 13. Jahrh. Bonaventura, bis der Mysticismus im 14. Jahrh. bei Eckhart, Joh. Tauler, Thomas von Kempen, im 15. bei Johann von Gerson, Nikolaus von Clemanges u. a. auch durch seine ethische und praktische Tendenz in entschiedener Feindseligkeit gegen die Scholastik auftrat. Innerhalb der Scholastik selbst hatten die dialektischen Gedankenwendungen namentlich in der niemals ganz überwundenen Richtung des Nominalismus häufig auf Folgerungen geführt, die sich mit dem Dogma nicht wohl vereinigen ließen, und es gewann allmählich die Unterscheidung zwischen philos. und theol. Wahrheit, also der Satz: es könne etwas philosophisch wahr und theologisch falsch sein, und umgekehrt, eine für die Scholastik selbst bedenkliche Geltung. (Vgl. M. Manwald, «Die Lehre von der zweifachen Wahrheit», Berl. 1871.) Dazu kamen die abweichenden Meinungen, welche sich unter den Scholastikern selbst auch über nichttheol. Fragen gebildet hatten, und außerdem pflanzten sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus auf die mächtigen Orden der Dominicaner und Franciscaner fort. Endlich erhob der Nominalismus in Wilh. von Occam sein Haupt wieder energisch und entzog der Scholastik durch die Bestreitung der Voraussetzungen ihres unkritischen Realismus ihre Hauptstütze. Der Nominalismus war aber seiner Natur nach ebenfalls unfähig, einen Fortschritt in der Richtung hervorzubringen, in welcher sich die bisherige Art zu philosophiren bewegt hatte, und so

erfolgte nun mit seinem Wiederersteben zugleich immer mehr der innere Verfall der Scholastik, während der Nominalismus selbst noch im 15. Jahrh. an Buridan, Peter d'Ailly u. a. berühmte und glänzende Vertheidiger aufzuweisen hatte, auch die alte scholastische Lehrart sich noch bis ins 17. Jahrh. hinein auf den Universitäten erhielt. Je mehr sie zuletzt in die abgeschmacktesten Wortstreitigkeiten sich verlor, desto entschiedener wurde in allen vorwärts strebenden Köpfen die Abneigung gegen sie. Männer wie Lorenz Valla, Ludw. Vives, Erasmus, Rudolf Agricola, Petrus Ramus, Giordano Bruno u. a. bekämpften ihre Geschmacklosigkeit, die Illiberalität der Denkungsart, die Armuth an wirklichen Kenntnissen, die sklavische Bewunderung des Aristoteles mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes. Gleichwol mußten so durchgreifende Ereignisse wie die Wiedererweckung der classischen Literatur, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die ersten großen Entdeckungen eines Galilei und Torricelli, Kopernicus und Kepler in den Naturwissenschaften und die Reformation zusammenwirken, um diese Fessel des Geistes allmählich zu brechen. Die scholastische Lehrart verlor sich selbst in Deutschland und Frankreich nur sehr langsam; in den katholisch gebliebenen Ländern fand sie namentlich in den jesuitischen Schulen eine einflußreiche Stütze und ist selbst jetzt noch nicht ganz verschwunden. Die Beurtheilung der Scholastik hat sich in neuerer Zeit in dem Maße wieder günstiger gestaltet, als ihre übeln Nachwirkungen als überwunden angesehen werden dürfen. Man hat nicht nur den Fleiß, den Scharfsinn und relativen Tiefsinn gerechter würdigen gelernt, den ihre Lehrer in der Behandlung dogmatischer Probleme zeigten, sondern auch den großen Nutzen erkannt, der der christl. Kirche durch eine Religionsphilosophie erwuchs, welche zum ersten male die Nationen des ganzen christl. Europa in den aufgeklärten Begriffen der bedeutendsten Philosophen des classischen Alterthums denken lehrte. Vgl. Haureau, «De la philosophie scolastique» (2 Bde., Par. 1850; neue Aufl., Bd. 1, Par. 1873); Kaulich, «Geschichte der scholastischen Philosophie» (Thl. 1, Prag 1853); Stöckl, «Geschichte der Philosophie des Mittelalters» (3 Bde., Mainz 1864—66); Prantl, «Geschichte der Logik im Abendlande» (Bd. 2—4, Lpz. 1861—70). Unter den Compendien der Geschichte der Philosophie (s. d.) behandelt namentlich dasjenige von Erdmann (Bd. 1, 3. Aufl. 1878) die Scholastik eingehend.

Schoelcher (Victor), franz. Schriftsteller und Politiker, geb. 21. Juli 1804 zu Paris, empfing hier im Collége Louis-le-Grand seine Schulbildung, betheiligte sich früh an der liberalen Ideenbewegung unter der Restauration und stürzte sich später völlig in die gegen die Julidynastie eingeleitete radicale Polemik. Auf einer ersten Reise nach Amerika (1829) bewog ihn die mit eigenen Augen gesehene schmähliche Behandlungsweise der Negersklaven zu dem philanthropischen Entschluß, das Wirken für ihre Emancipation zur Hauptaufgabe seines Lebens zu machen. Nach seiner Rückkehr nach Paris schrieb er eine erste Broschüre «De l'esclavage des noirs et de la législation coloniale» (1833), sodann erschien «L'abolition de l'esclavage» (1840). Darauf unternahm er eine Reise nach den Antillen, infolge welcher er «Les colonies françaises» (1842), «Les colonies étrangères et Haiti» (1843) veröffentlichte, dann besuchte er Aegypten, Griechenland, die Türkei und schrieb hernach «L'Égypte en 1845», (1846) und «Histoire de l'esclavage dans les deux dernières années» (2 Bde., 1847). In demselben Jahre bereiste er die franz. Colonie am Senegal und kehrte eben zurück, als die Februarrevolution 1848 ausbrach. Von dem neuen Marineminister François Arago 3. März zum Unterstaatssecretär ernannt, betrieb er aufs eifrigste die Einsetzung einer Commission für die Vorbereitung eines die unmittelbare Freilassung der Negersklaven betreffenden Gesetzes, und am nächstfolgenden 27. April erschienen die auf Abschaffung der Sklaverei lautenden Decrete. Hierfür wählte ihn die Insel Guadeloupe zu ihrem Repräsentanten in der Constituante und erneuerte sein Mandat für die Legislative. In beiden Versammlungen hielt er sich zur Gruppe der «Männer vom Berge» und wurde ihr Vicepräsident. Am 2. Dec., als er gegen den Staatsstreich in seiner Eigenschaft als Volksvertreter protestiren wollte, wurde er von einem Bajonettstich verwundet, flüchtete nach England und kam erst bei der Nachricht von dem Sturze des zweiten Kaiserreichs wieder nach Paris, wo die Regierung der Nationalvertheidigung ihn zum Stabsobersten der Nationalgarde ernannte. Während der Belagerung von Paris commandirte er die Artillerielegion der Nationalgarde. Am 8. Febr. 1871 wählte ihn die Colonie Martinique zu ihrem Abgeordneten in der Nationalversammlung, wo er der Fraction der «Union républicaine» beitrat, die ihn zu ihrem Präsidenten ernannte. Im Dec. 1875 wurde er als lebenslängliches Mitglied in den Senat gewählt, wo er sich der äußersten Linken anschloß.

Scholien (griech.) heißen die bald sprachlichen, bald sachlichen Erläuterungen zu einem großen Theile der griech. und röm. Schriftsteller, welche von alten Grammatikern, die als

Verfasser solcher auch Scholiasten heißen, zum bessern Verständniß des Textes, oder zu kritischem Zwecke beigeschrieben oder besonders ausgearbeitet wurden. Im weitern Sinne versteht man jetzt unter S. überhaupt erklärende Anmerkungen zu einem Schriftsteller.

Schöll (Adolf), verdienter Archäolog und Kunstschriftsteller, geb. 2. Sept. 1805 zu Brünn, besuchte seit 1819 das Gymnasium zu Stuttgart, studirte hierauf zu Tübingen und widmete sich dann 1828 zu Göttingen besonders unter O. Müller mytholog. und archäolog. Studien. Er zog 1832 nach Berlin, wo er sich habilitirte und 1835 die Lectorstelle der Kunstmythologie an der Akademie der Künste erhielt. Mit O. Müller trat er 1839 eine Reise nach Italien und Griechenland an, von der er 1840 zurückkehrte. Seit Herbst 1842 Professor der Archäologie zu Halle, folgte er im Frühjahr 1843 einem Rufe zur Direction der Kunstanstalten nach Weimar, die er bis 1860 führte, in welchem Jahre er die Stellung eines Oberbibliothekars erhielt. Außer vielen Beiträgen zu Zeitschriften, wie besonders Kugler's «Museum», dem tübinger «Kunstblatt» u. s. w., sowie einer Uebersetzung des Herodot (2 Bde., Stuttg. 1832; 2. Aufl. 1855) veröffentlichte er: «Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen» (Berl. 1839), «Archäolog. Mittheilungen aus Griechenland» (Frankf. 1843), «Sophokles, sein Leben und Wirken» (Frankf. 1842), «Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters» (Lpz. 1859). Hieran reihten sich Uebertragungen von des Sophokles «Ajax» (Berl. 1842 u. Stuttg. 1860), «König Oedipus» (Stuttg. 1856; 3. Aufl. 1877), «Oedipus auf Colonos» (Stuttg. 1857), «Antigone» (Stuttg. 1857; 2. Aufl. 1866), «Philoktet» (Stuttg. 1865), «Elektra» (Stuttg. 1868) und «Trachinerinnen» (Stuttg. 1870), sowie von des Euripides «Cyklop» (Braunschw. 1851). Schätzbare Beiträge zur Goethe-Literatur veröffentlichte er in «Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—86» (Weim. 1846), «Goethe's Briefe an Frau von Stein» (3 Bde., Weim. 1848—51) und «Karl-August-Büchlein» (Weim. 1857). Auch verfaßte er: «Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt» (Weim. 1847). — Rudolf S., Sohn des Vorigen, geb. zu Weimar 1. Sept. 1844, studirte zu Göttingen und Bonn Philologie, wurde nach kurzer Lehrthätigkeit in Berlin durch Mommsen 1867 mit der Aufnahme einiger oberitalischer Inschriften betraut, besuchte 1870 von Rom aus Athen und kehrte 1871 nach Berlin zurück, wo er sich an der Universität habilitirte. Er wurde 1872 Professor in Greifswald, 1874 in Jena und 1876 in Straßburg. S. schrieb: «Legis duodecim tabularum reliquiae» (Lpz. 1866), «Quaestiones fiscales juris attici ex Lysiae orationibus illustratae» (Berl. 1873), «De synegoris atticis commentatio» (Jena 1876). — Friedrich S., jüngster Sohn Adolf S.'s, geb. 8. Febr. 1850, studirte in Göttingen und Leipzig Philologie, war 1875—77 Ritschl's Assistent am Russisch-Philologischen Seminar in Leipzig und wurde 1877 Professor in Heidelberg. Er veröffentlichte: «De locis nonnullis ad Aeschyli vitam et ad historiam tragoediae graecae pertinentibus» (Jena 1876) und «Divinationes in Plauti Truculentum» (in «Analecta Plautina», Lpz. 1877).

Schöll (Maximilian Samson Friedr.), Diplomat und Schriftsteller, geb. 8. Mai 1766 zu Harskirchen in Nassau-Saarbrücken, besuchte das Gymnasium zu Buchsweiler im Elsaß und bezog, 15 J. alt, die Universität zu Straßburg. Nach beendeten juristischen Studien wurde er Hauslehrer in einer livländ. Familie, mit der er 1788 und 1789 Italien und Frankreich bereiste. Sodann folgte er seinen Reisegefährten nach Petersburg, aber sein Enthusiasmus für die Französische Revolution führte ihn 1790 nach Straßburg zurück, wo er sich der juristischen Laufbahn widmete. Als die Schreckensherrschaft seine Existenz bedrohte, ging er in die Gegend von Colmar, dann nach dem Wasgau und von da nach Mülhausen und nach Basel. Im J. 1794 folgte er einer Einladung nach Weimar, und von da wandte er sich nach Berlin. Dann übernahm er von dem berliner Buchdrucker Decker eine diesem gehörige Buchhandlung mit Druckerei in Basel. Später erhielt er eine Anstellung bei der preuß. Gesandtschaft in Paris. Der Staatskanzler Hardenberg berief ihn nach Wien, wo er bis zur Beendigung des Congresses blieb. Sodann war er wieder bis zum Congreß in Aachen als Legationsrath der preuß. Gesandtschaft in Paris zugetheilt. Im J. 1819 wurde er in Berlin mit dem Titel eines Geh. Oberregierungsraths als vortragender Rath beim Staatskanzler angestellt, den er auch zu den Congressen in Teplitz, Troppau und Laibach, 1822 nach Verona begleitete. Nach Hardenberg's Tode widmete er sich fast ganz literarischen Arbeiten. Zu diesem Zwecke unternahm er 1830 eine Reise nach Paris, wo er 6. Aug. 1833 starb. Von seinen literarhistor. Schriften sind zu nennen: die «Histoire abrégée de la littérature grecque» (2 Bde., Par. 1813; 2. Aufl., 8 Bde., 1824; deutsch von Schwarze und Pinder, 3 Bde., Berl. 1828—31) und «Histoire de la littérature romaine» (4 Bde., Par. 1815). Von seinen publicistischen Arbeiten sind zu

nennen: «Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les événements qui se sont passés depuis quelques années» (9 Bde., Par. 1814—16), «Recueil des pièces relatives au congrès de Vienne» (6 Bde., Par. 1816—18), seine Fortsetzung von Koch's «Histoire abrégée des traités de paix, etc.» (15 Bde., Par. 1817—18), «Archives politiques ou diplomatiques» (3 Bde., Par. 1818—19), «Tableau des révolutions de l'Europe» (3 Bde., Par. 1823), und vor allem sein «Cours d'histoire des états européens depuis la chute de l'empire romain jusqu'en 1789» (46 Bde., Par. 1830—36).

Scholle oder Plattfisch (Pleuronectes) heißt eine durch die ganz eigenthümliche, unsymmetrische Form des Körpers von allen andern Fischen leicht zu unterscheidende Familie der Knochenfische. Der Körper ist nämlich von den Seiten her platt zusammengedrückt, aber auf der einen Seite dunkler, auf der andern heller, und der Kopf so sonderbar verdreht, daß beide Augen auf die dunklere Seite zusammen zu stehen kommen und das Maul schief ist. Den Rücken bildet eine scharfe Kante, welche mit einer auf dem Schädel beginnenden und bis zur Schwanzflosse fortlaufenden Flosse (Rückenflosse) besetzt ist, und der Bauch ist der entgegengesetzte Rand, welcher von der Afterflosse ganz eingefaßt wird. Brust- und Bauchflosse stehen an ihrer richtigen Stelle auf verschiedenen Seiten. Die S. besitzen keine Schwimmblase und verbringen die meiste Zeit auf dem Schlamme oder Sande des Bodens liegend, wobei sie die dunklere, augentragende Seite nach oben richten und so auf ihre Beute lauern. Nur wenn die S. aufgestört wird, richtet sie ihren Körper vertical und schießt eine Strecke pfeilschnell fort, geht dann in langsame, wellenförmige Bewegung über und senkt sich endlich wieder auf den Boden nieder. Der Rumpf besteht wesentlich aus dem Schwanze, da die Eingeweidehöhle unmittelbar hinter dem Kopfe nur einen kleinen Raum einnimmt und der After unter der Kehle liegt. Alle Fische dieser Familie leben im Meere; doch kommen einige auch in das Wasser großer Flußmündungen, und der Flunder steigt die Flüsse so weit hinauf, daß er schon bei Trier in der Mosel, bei Mainz im Rhein und bei Klingenberg in Franken im Main gefangen wurde. Sie halten sich meist in Gesellschaften zusammen, haben ein sehr zähes Leben und ein meist sehr wohlschmeckendes Fleisch, das eine gesunde und angenehme Nahrung abgibt. Einige gehören sogar zu den leckersten Seefischen. Die größte Zahl der Arten findet sich in den gemäßigten Breiten. Nach den Flossen und Zähnen zerfallen die S. in mehrere Gattungen. Die eigentliche Gattung S. (Platessa) hat einen ovalen oder fast rautenförmigen Körper, Rücken- und Afterflosse reichen nicht ganz bis zur Schwanzflosse, die Augen stehen meist auf der rechten Seite und die Zähne sind stumpf-schneidend. Zu ihr gehört der Flunder (P. Flesus), welcher an den Küsten der Nordsee und eines Theils der Ostsee außerordentlich zahlreich, 31—72 Ctmt. lang und auf grünlichgelbem Grunde schwarz gefleckt ist. Da er ein zähes Leben hat, so kann er ziemlich weit landeinwärts transportirt werden. Er wird nicht allein frisch, sondern auch geräuchert genossen; doch ist sein Fleisch minder schmackhaft als das mancher andern Plattfische. Ihm ähnlich ist der im Nordischen Meere wohnende Platteis oder die gemeine S. (P. vulgaris), welche auf braunem Grunde roth gefleckt ist und 4—7 Höcker hinter den Augen und ein zarteres, wohlschmeckenderes Fleisch besitzt. Sie wird gesalzen und getrocknet. Die in der Nord- und Ostsee lebende Kliesche (P. Limanda) ist wie eine Feile rauh, 21—26 Ctmt. lang und nur hier und da durch Wohlgeschmack und Zartheit des Fleisches ausgezeichnet, aber selteuer. Die Pole (P. cynoglossa) an den westafrik. Küsten zeichnet sich durch ansehnliche Größe und verwaschene Marmorirung auf gelbbraunem Grunde aus. Die Gattung Butt (Rhombus) ist von der vorigen durch hechelförmige, spitzige Zähne und die meistens auf der linken Seite stehenden Augen verschieden. Der in der Nord- und Ostsee, aber auch im Mittelmeer lebende, durch einzelne rauhe Schuppenbuckel leicht kenntliche Steinbutt oder Turbot (R. maximus) war schon den alten Griechen und Römern bekannt und ist stets geschätzt worden. Gewöhnlich wiegt er 2,5 bis 5 Kilogr.; doch sind auch schon Exemplare von 75, ja selbst von 80 Kilogr. gefangen worden. Noch größer, als die vorige Art gewöhnlich, ist der in großen Tiefen der Nordsee vorkommende Heiligbutt (R. hippoglossus), der 2—2,5 Mt., ja selbst bis 4 Mt. lang werden soll. Er ist sehr fett und wird eingepökelt den Heringen vorgezogen. Der Glattbutt (R. vulgaris) ist noch gemeiner als der Steinbutt, aber bei weitem nicht von gleichem Wohlgeschmack. Er ist völlig glatt und seine dunklere Seite braun und gelb marmorirt. Die Gattung Sohle (Solea) hat eine längliche, zungenförmige Gestalt, und die Rücken- und Afterflosse reichen völlig bis zur Schwanzflosse. Zu ihr gehört die an den meisten Küsten Europas lebende gemeine Zunge (S. vulgaris), welche treffliches Fleisch hat.

Schöllkraut, Pflanzenart, s. Chelidonium.

Scholten (Joh. Heinr.), Hauptvertreter der neuern prot. Theologie in den Niederlanden, geb. 17. Aug. 1811 zu Bleuten bei Utrecht, bezog 1828 die Universität Utrecht, wurde 1838 Landprediger zu Meerkerk bei Utrecht, 1840 Professor der Theologie am Athenäum zu Franeker und 1843 an der Universität zu Leiden. Schon bei seiner Antrittsrede in Franeker trat er der sog. Gröninger Schule entgegen, indem er den Satz vertheidigte, daß das Christenthum keines Autoritätsglaubens an äußere Thatsachen bedürfe, und zeigte sich fortan unermüdlich bestrebt, den religiösen Gehalt der christl. Religion von seiner geschichtlichen Erscheinung immer schärfer zu scheiden. In dem Streite zwischen Oosterzee und Opzoomer über den Sitz der Religion und über das Wesen des Christenthums trat S. für die Nothwendigkeit philos. Begründung der religiösen Wahrheiten in die Schranken, und zugleich machte er seine freien philos. Grundsätze in den mit größtem Beifall aufgenommenen Vorlesungen über Geschichte der Religion und Philosophie geltend. Aus diesen ging die Schrift hervor: «Geschiedenis der Godsdienst en wysbegeerte» (Leid. 1853; 3. Aufl. 1863; franz. von Réville, 1861). Noch bedeutender ward sein Einfluß, als er nach Alex. Schweizer's Vorgang sich der histor.-kritischen Bearbeitung der reform. Kirchenlehre zuwandte. So erschien sein epochemachendes Werk: «De leer der hervormde kerk in hare grondbeginselen» (2 Thle., Leid. 1848—50; 4. Aufl. 1861—62), das auch in Frankreich und Deutschland ehrende Anerkennung fand. Aehnlich wie Schweizer hatte S. als Grundprincip der reform. Kirchenlehre den ethischen Determinismus bezeichnet, wofür er von allen Seiten Angriffe erfuhr, die ihn nur um so mehr veranlaßten, den deterministischen Standpunkt auch philosophisch zu rechtfertigen. Zur Vertheidigung gegen den bedeutendsten seiner Gegner, Hoekstra, verfaßte er seine berühmte Schrift über den freien Willen («De vrye wil. Kritisch onderzoek», Leid. 1859; deutsch von Manchot, Berl. 1874). Auch die neuern Arbeiten S.'s auf religionsphilos. Gebiet wurden durch Streitfragen des Tags veranlaßt. So die Abhandlung «Over de oorsaken van het heedendaagsche materialisme» (Amsterd. 1860), die hierdurch hervorgerufene Streitschrift gegen Opzoomer über den Begriff der sog. innern Erfahrung: «Het kritisch standpunt van Mr. C. W. Opzoomer» (Amsterd. 1860), und die Schrift gegen den Supernaturalismus: «Supernaturalisme in verband mit Bybel, christendom en protestantisme» (Leid. 1867). Gleichzeitig gab sich S. auch histor.-kritischen Arbeiten über die Anfänge des Christenthums in steigender Ausdehnung hin. Sein akademisches Handbuch «Kritische Inleiding dot de schriften des Nieuwe Testaments» (Leid. 1853; 2. Aufl. 1856), das noch auf unzulänglichen Studien beruhte, wurde bald durch neue Arbeiten verdrängt, welcher immer bestimmter den Einfluß der sog. Tübinger Schule zeigten. Die beiden Hauptschriften S.'s, welche die Resultate der neuern Kritik auch in den Niederlanden heimisch machten, sind: «Het evangelie naar Johannes» (Leid. 1864; deutsch von Lang, Berl. 1864), und «De oudste getuigenissen aangaande de schriften des Nieuwe Testaments» (Leid. 1866; deutsch von Manchot, Brem. 1867). Hieran schlossen sich die Schriften über «De evangelien naar Mattheus en Marcus» (Leid. 1868; deutsch von Redepenning, Elberf. 1869), «Het Paulinisch Evangelie» (Leid. 1870) und «Is de derde Evangelist de Schrijver van het boek der Handelingen» (Leid. 1873). Außer diesen bahnbrechenden Arbeiten veröffentlichte S. noch mehrere akademische Handbücher und zahlreiche Reden, Gelegenheitsschriften und Abhandlungen sowie eine Sammlung von Predigten (1853). Auch ist er Mitherausgeber der leidener «Theologisch Tijdschrift». Auf allen Gebieten vertritt S. mit gründlicher philos. Bildung und reicher Gelehrsamkeit die freie wissenschaftliche Theologie.

Scholtz (Jul.), Historienmaler, geb. 1825 in Breslau, studirte auf der dresdener Akademie und zeichnete sich zuerst durch das vom Verein für histor. Kunst bestellte Gemälde: Gastmahl der Wallensteiner, aus. Die anziehende Verbindung geschichtstreuer Charakteristik mit dem Elemente des Sittenbildes, welche in diesem Werke hervortritt, bildet auch den Reiz seiner spätern Gemälde, unter denen die Musterung der ersten Freiwilligen von König Friedrich Wilhelm III. in Breslau (einmal für den Kunstverein zu Breslau, ein zweites mal 1872 für die Nationalgalerie in Berlin gemalt) besonders hervorzuheben ist. S. wurde später Professor an der dresdener Akademie und betheiligte sich an der Ausschmückung der Albrechtsburg in Meißen.

Schömann (Georg Friedr.), ausgezeichneter Philolog und Alterthumsforscher, geb. 28. Juni 1793 zu Stralsund, besuchte die Schule zu Anklam und studirte seit 1809 Philologie auf den Universitäten zu Greifswald und zu Jena. Schon 1813 erhielt er das Conrectorat in Anklam; im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Greifswald, rückte 1817 in die Stelle des Prorectors auf und wurde 1826 zum außerord., sehr bald darauf zum ord. Professor der altclassischen Literatur und Eloquenz an der Universität daselbst, später auch

zum Bibliothekar, 1853 zum Geh. Regierungsrath ernannt. S.'s akademische und schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich anfangs vorzugsweise auf die Kenntniß des attischen Gerichtswesens und auf die nächsten Quellen desselben, die attischen Redner. Durch gründliche Gelehrsamkeit, Klarheit und tiefe Auffassung zeichnen sich seine hierhergehörigen Schriften aus: «De comitiis Atheniensium» (Greifsw. 1819), «Der attische Proceß» (Halle 1824), den er gemeinschaftlich mit M. H. E. Meier bearbeitete; die «Antiquitates juris publici Graecorum» (Greifsw. 1838) und die schätzbare, mit einem reichhaltigen Commentar ausgestattete Ausgabe der Reden des «Isäus» (Greifsw. 1831), der eine deutsche Uebersetzung desselben Redners (Stuttg. 1830) vorausgegangen war. Einen gleichen Reichthum an sprachlichen und sachlichen Bemerkungen bietet die Ausgabe von Plutarch's «Agis et Cleomenes» (Greifsw. 1839). Nächstdem wandte sich S. dem Studium griech. Dichter, besonders des Aeschylus und des Hesiod zu. Die Kritik und Erklärung des erstern wurde unter anderm durch die Ausgaben des «Gefesselten Prometheus» (Greifsw. 1844) und der «Eumeniden» (Greifsw. 1845) gefördert, während den hesiodeischen Werken, insbesondere der Theogonie, von der er eine Ausgabe mit ausführlichem Commentar veröffentlicht hat (Berl. 1868), außer einer Textausgabe (Berl. 1869) zahlreiche akademische Gelegenheitsschriften gewidmet sind. Eins seiner Hauptwerke sind die «Griech. Alterthümer» (2 Bde., Berl. 1850—59; 3. Aufl. 1871—73). Von S.'s übrigen Arbeiten sind noch zu nennen eine Ausgabe von Cicero's Werk «De natura deorum» (Lpz. 1850; 4. Aufl. 1876), eine Reihe grammatischer Untersuchungen, wie unter anderm «Die Lehre von den Redetheilen nach den Alten» (Berl. 1863). Eine Auswahl seiner kleinern Arbeiten zur griech. Geschichte, Mythologie und Alterthumskunde ist in den «Opuscula academica» (4 Bde., Berl. 1856—71) zusammengestellt.

Schomberg (Friedr. Herm. von), berühmter General des 17. Jahrh., geb. in Heidelberg 1616, diente zuerst im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter dessen Sohne Wilhelm. Rühmlich bereits bekannt, trat er 1650 in franz. Dienste. Im J. 1661 ging er im Auftrage Ludwig's XIV. nach Portugal und befehligte dort so glücklich, daß Spanien 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses Braganza genöthigt wurde. Für gleich ausgezeichnete Dienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, obschon er Protestant war, 1675 nach der Einnahme von Bellegarde den Marschallsstab. Beim Feldzuge in den Niederlanden entsetzte er 1676 Mastricht. Als 1685 das Edict von Nantes aufgehoben wurde, verließ er Frankreich und trat in die Dienste des Kurfürsten von Braudenburg, der ihn als Gouverneur in Preußen, zum Generalissimus seines Heers und als Staatsminister ernannte. Später trat S. in portug. Dienste, in welchen er zum Grafen von Mertola und Granden von Portugal ernannt wurde, und zuletzt in holländ. Dienste. Er folgte dem Prinzen Wilhelm von Oranien 1689 nach Irland, wo Jakob eine Landung versucht hatte, und ging, um diesen, der gegenüberstand, anzugreifen, an der Spitze seiner Reiterei 10. Juli 1690 über den Boyne. Hier erfocht er einen Sieg, wurde aber schwer verwundet und starb.

Schomburgk (Sir Rob. Herm.), berühmter Reisender, geb. 5. Juni 1804 zu Freiburg an der Unstrut, erlernte die Handlung in Naumburg, ging nach den Vereinigten Staaten und von da 1830 nach Westindien, wo er sich längere Zeit auf Anegada aufhielt. Veranlaßt durch die ihm eigene Wißbegier und aufgemuntert durch den engl. Gouverneur, erforschte er diese kleine Insel in allen Beziehungen, trug namentlich zur genauern Kenntniß der für die Schifffahrt gefährlichen Untiefen bei und legte seine Arbeit der londoner Geographischen Gesellschaft vor. Im J. 1834 wurde eine wissenschaftliche Expedition nach dem brit. Guiana beschlossen, wozu ihn die Geographische Gesellschaft und einige Freunde der Botanik mit den nöthigen Mitteln ausrüsteten. Durch den Schutz der Colonialregierung ward es ihm möglich gemacht, große Entdeckungsreisen in das Innere jenes früher sehr wenig bekannten Landes zu unternehmen, und nach vierjähriger ergebnißreicher Thätigkeit kehrte er im Juni 1839 nach Georgetown und von dort nach Europa zurück. Die Resultate seiner Forschungen legte er in der «Description of British Guiana, geographical and statistical» (Lond. 1840; deutsch von Otto Schomburgk, Magdeb. 1841), in dem Prachtwerke «Views in the interior of Guiana» (Lond. 1840) und in Berichten an die Geographische Gesellschaft in London nieder, die von seinem Bruder Otto unter dem Titel «Reisen in Guiana und am Orinoco 1835—39» (Lpz. 1841) mit einem Vorwort A. von Humboldt's deutsch herausgegeben wurden. Fast alle Zweige der Naturkunde sind dadurch bereichert worden. Die zoolog. und botan. Sammlungen boten eine außerordentlich große Anzahl neuer Formen dar; zu letztern gehörten die Victoria und Elisabetha regia. Den Hauptzweck des Unternehmens, die astron. Verbindung des Littorals des brit. Guiana mit

den östlichsten, von Humboldt bestimmten Punkten des Oberorinoco, löste S. zu so allgemeiner Zufriedenheit, daß er 1840 von der brit. Regierung an die Spitze einer Commission gestellt ward, welche die Grenzen zwischen Guiana und Brasilien vermessen und zugleich noch fernere geogr. und ethnogr. Untersuchungen vornehmen sollte. Nach einem kurzen Ausfluge in seine Heimat schiffte er sich 19. Dec. 1840 abermals nach Südamerika ein und landete 22. Jan. 1841 in Georgetown. Ueber drei Jahre brachte er mit der höchst mühsamen Grenzregulation zu, bereiste hierbei von neuem das ganze Land von den Mündungen des Orinoco und Essequibo bis in die Gebirge des Innern und traf im Juni 1844 wieder in England ein. Als Anerkennung seiner Verdienste ward er von der Königin zum Ritter geschlagen und erhielt eine Anstellung im Staatsdienst. Nachdem er noch auf Grund früher gesammelter Materialien eine «History of Barbadoes» (Lond. 1847) veröffentlicht und für die Hakluyt-Society das Werk «The discovery of the empire of Guiana by Sir W. Raleigh» (Lond. 1848) herausgegeben, ward er im Aug. 1848 zum brit. Consul und Geschäftsträger bei der Republik San-Domingo ernannt, wo er im Mai 1850 einen für England vortheilhaften Handelsvertrag zu Stande brachte und den Frieden mit dem Kaiser Soulouque vermittelte. Im J. 1857 als Generalconsul nach Siam versetzt, unternahm er dort mehrere Reisen, infolge deren er über San-Domingo wie über Siam im «Journal of the R. Geographical Society» interessante Berichte veröffentlichte. Er kehrte im April 1864 krank nach Europa zurück und starb 11. März 1865 in Schöneberg bei Berlin. — Otto S., Bruder des Vorigen, geb. 28. Aug. 1810 zu Voigtstädt, studirte in Halle Theologie, wandte sich dann den Naturwissenschaften zu, mußte aber wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen eine mehrjährige Haft in der Festung Magdeburg erleiden. Er hatte sich unterdessen mit der Bearbeitung der Werke seines Bruders für das deutsche Publikum beschäftigt und gab hierauf seit 1846 mit Froriep die Zeitschrift «Fortschritte der Geographie und Naturwissenschaft» heraus. Nach der Märzrevolution entschloß er sich, bei den veränderten polit. Umständen 1849 nach Australien auszuwandern, wo er 16. Aug. 1857 als Geistlicher und Friedensrichter zu Buchsfelde starb. — Moritz Richard S., der dritte Bruder, unternahm als Botaniker 1840 in Begleitung Robert's auf Kosten des Königs von Preußen die Reise nach Guiana, deren Beschreibung («Reisen in Britisch-Guiana in den J. 1840—44», 3 Bde., Lpz. 1847—48) werthvolle Mittheilungen über Fauna, Flora und Bewohner dieses Landes enthält. Von seinen reichhaltigen naturhistor. Sammlungen gelang es ihm jedoch nur einen kleinen Theil glücklich nach Europa zu bringen. Im J. 1849 ging er nach Australien, wohin auch der vierte Bruder, Julius, später folgte. Seit 1865 ist Richard S. Director des botan. Gartens zu Adelaide.

Schön ist für die theoretische Kunstbetrachtung einer der wichtigsten Begriffe: man bezeichnet gewöhnlich das Wesen der Kunst als die Darstellung des Schönen. Nichtsdestoweniger ist die nähere Erklärung des Schönen äußerst schwierig. Der Sprachgebrauch nennt in Natur und Kunst bereits jede Linienschwingung schön, die das Auge reizt und die Seele mit Wohlgefallen anspricht; die Aesthetik (s. d.) ihrerseits ist strenger und bezeichnet diese sinnliche Gefälligkeit nur mit dem Ausdrucke des Reizenden und Angenehmen. Die Aesthetik als Wissenschaft vom Schönen beschränkt den Begriff des Schönen nur auf solche Gegenstände, in denen die sinnliche Form und Erscheinungsweise durch und durch bedingt und bestimmt ist durch die geistige Idee, die ihr zu Grunde liegt, in denen Form und Inhalt ganz und gar ineinander aufgehen und im innigsten Gleichgewichte sind. Das Schöne ist das verwirklichte Ideal. Diese Begriffsbestimmung ist besonders von der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie ausgegangen. Danach bestimmen sich auch die verwandten Begriffe des Erhabenen (s. d.), Komischen (s. d.) und Häßlichen (s. d.). Schön ist das harmonische Gleichgewicht und die innige Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen. Im Erhabenen ragt das Geistige über das Sinnliche hinaus; im Komischen ragt umgekehrt das Sinnliche über das Geistige; das Häßliche ist die rohe, geistverlassene Sinnlichkeit. Derjenige Theil der Aesthetik, der diese Begriffe näher entwickelt und in ihrem lebendigen Wechselverhältniß darstellt, heißt Metaphysik des Schönen. Die vollständigste Metaphysik des Schönen gibt Vischer (s. d.) in seinem Buche «Ueber das Erhabene und Komische» (Stuttg. 1837) und im ersten Theile seiner «Aesthetik». Da verschiedene Zeiten und Völker einen verschiedenen Inhalt haben und von diesem Inhalte auch die jedesmalige Darstellung abhängt, so ist jedoch die äußere Erscheinung des Schönen nach den verschiedenen Kunstepochen auch immer sehr wandelbar. Wer daher eine wahre und lebendige Erkenntniß des Schönen sich zu erwerben strebt, darf sich nicht blos auf die Aesthetik beschränken, sondern muß mit dieser vor allem auch das Studium der allgemeinen Kunstgeschichte verbinden. Die Aesthetik

zeigt das Schöne nach seiner allgemeinen Wesenheit, die Kunstgeschichte in seiner besondern, durch Zeit und Ort bedingten Erscheinung und Entwickelung. Auch in der Beurtheilung des Naturschönen stellt man, wenn auch zum Theil unbewußt, dieselbe Forderung der ideellen Durchgeistigung. Man nennt eine Landschaft schön, wenn sie im Menschen Stimmung erweckt, sei es das Gefühl des Anmuthigen, Friedlichen, Träumerischen, sei es das Gefühl des Erhabenen, Düstern, grausig Wilden; man nennt eine organische Gestalt schön, wenn sie in allen ihren Theilen und Gliedern ihrer Zweckbestimmung und damit dem Typus ihrer Gattung entspricht. So nennt man auch die menschliche Gestalt nur schön, wenn sie durchgeistigt ist; selbst die normalste äußere Gestaltung, wenn man ihr die Geistlosigkeit und Gemüthsrohheit ansieht, wirkt unschön; man nennt diese durchgeistigte Gestalt eine ideal schöne, wenn sie zugleich im Bau und Verhältniß der einzelnen Formen und Glieder (Proportionslehre), sowie in den die Richtigkeit des Baues und Elasticität der Faser sowie die Vollkommenheit der willkürlichen und unwillkürlichen Nerventhätigkeit (Innervation) ausdrückenden Körperbewegungen (Mienen, Geberden u. s. w.) die typischen Erscheinungsgesetze der menschlichen Körpergestaltung zu möglichst ungetrübtem und vollendetem Ausdruck bringt. Die Durchgeistigung der Körpergestalt stellt auch die german. Kunst, ja sie stellt sie tiefer und innerlicher als die Kunst der Griechen und Italiener dar; aber nur die griech. Kunst und die ital. Renaissancekunst verbindet mit ihrer Durchgeistigung zugleich jene allgemeingültige Norm der Menschengestaltung, die, weil sie nicht blos Natur, sondern ideale Natur ist, das ewig maßgebende unabänderliche Muster höchster Kunstschönheit ist. — In diesem Sinne faßten die Griechen auch das höchste sittliche Ideal als Kalokagathie, d. h. als Einheit des Guten und Schönen, als das Gleichgewicht und die Harmonie des Geistigen und Körperlichen; es ist der einzig mögliche und einzig richtige Begriff der sog. Kosmetik (s. d.), der Lehre von der Erhaltung und Förderung der körperlichen Schönheit; Bildung des Geistes, Kräftigung des Körpers. — Schöne Künste sind diejenigen, welche sich wesentlich mit der Darstellung des Schönen beschäftigen, während die übrigen, die sog. technischen Künste, den Zweck der praktischen Nützlichkeit verfolgen. — Schöne Wissenschaften (Belles-lettres) wurden früher Dichtkunst und Redekunst genannt, weil sie mehr als die andern Künste in das Gebiet wissenschaftlichen Denkens hinüberragen. — Als Schöne Seele bezeichnet man, besonders nach Rousseau's «Belle âme» in der «Neuen Heloise» und nach Goethe's «Bekenntnissen einer schönen Seele» in dessen «Wilhelm Meister», ein moralisch wie ästhetisch feinfühlendes und darum in seiner innern Harmonie von den Berührungen mit der Wirklichkeit leicht verletzbares Gemüth. — Schöngeist, franz. Bel-esprit, s. Esprit.

Schön (Heinr. Theodor von), ausgezeichneter preuß. Staatsmann, besonders verdient als Oberpräsident der Provinz Preußen, geb. 20. Jan. 1773 zu Löbegallen in Litauen, trat 1792 in den preuß. Staatsdienst und wurde 1806 Geh. Finanzrath für das ost- und westpreuß. Departement, 1809 Etatsrath und Regierungspräsident zu Gumbinnen. Seine Thätigkeit und begeisterte Liebe zu Volk und Vaterland erwarben ihm in der Zeit der Erniedrigung Preußens das Vertrauen der Minister Stein und Hardenberg und verschafften ihm großen Einfluß bei der Reorganisation des Staats. Seine Werke waren namentlich die Gesetze, welche den Grundbesitz erleichterten, sowie die Städteordnung von 1808. Auch wurde das unter dem Namen «Polit. Testament» bekannte Glaubensbekenntniß, welches Stein bei seinem Austritte aus dem preuß. Staatsdienste hinterließ, von ihm verfaßt. Als die Russen bei ihrem Einrücken 1813 Miene machten, von dem östl. Preußen Besitz zu ergreifen, trat S. diesen Absichten mit großer Energie entgegen und bewirkte, daß Stein seine Plane aufgab und der russ. General Paulucci abberufen wurde. Im J. 1824 eröffnete sich S. eine Bahn segensreicher Wirksamkeit, indem er zum Oberpräsidenten der Provinzen Ost- und Westpreußen ernannt wurde, wo er zur Hebung der Industrie und Landwirthschaft viel beitrug. Dem Geiste der Humanität und des Fortschritts huldigend, trat er den reactionären Bestrebungen des Adels, ebenso den pietistischen und kirchlichen Tendenzen entgegen, beförderte dagegen die Lehrfreiheit, die Freiheit der Presse und die Entwickelung der ständischen Verhältnisse. Nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß nach dem Thronwechsel von 1840 die preuß. Stände auf Verleihung einer reichsständischen Verfassung antrugen; auch verfaßte er in diesem Sinne seine Denkschrift «Woher und wohin?» Schon bei der Huldigung in Königsberg ward S. unter Beibehaltung des Oberpräsidentenpostens zum Staatsminister ernannt und mehrfach nach Berlin berufen. Indessen stimmten seine Ansichten, namentlich in den Verfassungsangelegenheiten, zu wenig mit der maßgebenden Politik überein, sodaß er 1842 aus dem Staatsdienste ausschied. Ein Verein ostpreuß. Männer verehrte ihm bei dieser Gelegenheit einen werthvollen Grundbesitz als Eigen-

thum, während ihm der König den Titel eines Burggrafen von Marienburg verlieh. S. lebte seitdem auf seinem Gute Arnau bei Königsberg, wo er 22. Juli 1856 starb. Seine Denkwürdigkeiten und Briefe veröffentlichte sein Sohn unter dem Titel: «Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von S.» (4 Bde., Halle u. Berl. 1875—76). Die darin enthaltenen Urtheile über Stein und andere Zeitgenossen riefen seitdem gegen und für ihn zahlreiche Streitschriften hervor. Dahin gehören namentlich: M. Lehmann, «Kneseбeck und S.» (Lpz. 1875) und «Stein, Scharnhorst und S.» (Lpz. 1877), ferner «Zu Schutz und Trutz am Grabe S.'s» (Berl. 1876—77).

Schön (Martin), Maler, s. Schongauer (Martin).

Schönaich (Christoph Otto, Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 12. Juni 1725 zu Amtitz in der Niederlausitz, trat 1745 in kursächs. Kriegsdienste, nahm aber schon 1747 als Kürassierlieutenant seinen Abschied und lebte seitdem in Amtitz. Gottsched gab sein poesieloses Epos «Hermann oder das befreite Deutschland» (Lpz. 1751; 4. Aufl. 1805) mit einer anpreisenden Vorrede heraus und suchte ihn im Gegensatz gegen Klopstock und dessen Freunde zum Muster der deutschen Dichtkunst zu erheben, weshalb er ihn auch 1752 von der philos. Facultät zu Leipzig zum Dichter krönen ließ. S. schrieb noch ein anderes, ebenso schwaches Heldengedicht, «Heinrich der Vogler» (Berl. 1757), mehrere Trauerspiele, Oden u. dgl., und eine anonyme, nicht ganz witzlose Satire gegen die neuern Dichter, besonders gegen Bodmer und Klopstock: «Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch» (1794). Er starb, seit mehr als 30 Jahren erblindet, in Amtitz 15. Nov. 1807.

Schönbein (Christian Friedr.), hervorragender Chemiker, geb. 18. Oct. 1799 zu Metzingen bei Reutlingen in Württemberg, beschäftigte sich nach vollendeter Schulzeit einige Jahre praktisch in Böhlingen und später in Augsburg mit Färben, widmete sich hierauf auf den Universitäten zu Tübingen und Erlangen dem Studium der Naturwissenschaften und ertheilte dann 1824—25 chem.-physik. Unterricht zu Keilhau bei Rudolstadt. Behufs seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung ging er 1826 erst nach Epsom, wo er an einem Institute Chemieunterricht gab, dann ein Jahr nach London und endlich nach Paris, bis er 1828 einen Ruf an die Universität Basel durch Peter Merian's Vermittelung erhielt. Neben seinem Lehrberufe wirkt S. in dieser Stadt, die ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte, seit einer Reihe von Jahren als Mitglied des Großen Raths, sowie einiger städtischen Behörden. S. verdankt die Chemie mehrere sehr bedeutende Entdeckungen. Seine erste Arbeit betraf die Passivität des Eisens, welche zu einer Reihe voltaischer und elektrochem. Untersuchungen führte. S. entdeckte 1839 das Ozon, im März 1844 die Thatsache, daß auch der Phosphor das Vermögen besitzt, den mit ihm in Berührung gesetzten Sauerstoff in den ozonisirten Zustand überzuführen. Die Untersuchungen des Ozons und eigenthümliche hypothetische Ansichten über die chem. Beziehungen dieses Körpers zu den Monohydraten der Salpetersäure und Schwefelsäure leiteten S. im Nov. 1845 zur Entdeckung des Nitrosaccharin, des Nitroamylum, dann, was seinen Namen auch in den weitesten Kreisen bekannt machte, des Nitrofibrin oder der Schießbaumwolle (s. d.). Noch gegen Ende 1845 stellte S. das Collodium (s. d.) dar, das er alsbald zur chirurgischen Anwendung empfahl. Später beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Ermittelung der Umstände, unter welchen der Sauerstoff zur chem. Wirksamkeit bestimmt wird, und gelangte infolge dieser Untersuchungen zur Ermittelung der allgemeinen Thatsache, daß bei der in feuchtem Sauerstoff oder atmosphärischer Luft erfolgenden langsamen Oxydation unorganischer und organischer Materien Wasserstoffsuperoxyd erzeugt wird. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen legte er meist in Zeitschriften und Sammelwerken nieder. Er starb 29. Aug. 1868 zu Baden-Baden. Von seinen besonders erschienenen Schriften sind zu nennen: «Das Verhalten des Eisens zum Sauerstoff» (Bas. 1837), «Beiträge zur physik. Chemie» (Bas. 1844), «Ueber die Erzeugung des Ozons» (Bas. 1844), «Ueber die langsame und rasche Verbrennung der Körper in atmosphärischer Luft» (Bas. 1845). Vgl. Hagenbach, «Christian Friedrich S.» (Bas. 1868).

Schönborn, ein altes rheinländ. Geschlecht, welches urkundlich schon im 12. Jahrh. zur unmittelbaren Reichsritterschaft gehörte. Johann Philipp von S., geb. zu Eschbach im Westerwald 1605, wurde 1642 Fürstbischof zu Würzburg und 1647 Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Bei der Krönung des Kaisers Leopold I. 1658 erneuerte er den schon bei der Krönung Ferdinand's III. ausgebrochenen Streit mit dem Erzbischof von Köln wegen des Vorrechts der Salbung des neuen Kaisers. Die Stadt Erfurt, die sich bei dem Streite zwischen dem Erzstift Mainz und Kursachsen über die Oberherrlichkeit in derselben ganz frei machen wollte, wurde von ihm unter Beihülfe franz. und lothring. Truppen 1664 durch Capitulation

genommen. Er starb 1673. — Seinen Bruder Philipp Erwin von S. belehnte er mit dem Erbschenkenamt Mainz und dem Erbtruchsessenamt Würzburg; auch überließ er ihm die Reichsherrschaft Reichelsberg. Vom Kaiser wurde derselbe 1663 in den Reichsfreiherrenstand erhoben und auf ihn 1671 die Stimme der erloschenen Familie von Reichelsberg im fränk. Grafencollegium übertragen. — Des Vorigen Sohn, Lothar Franz, Freiherr von S., geb. 1655, wurde 1693 Fürstbischof von Würzburg, 1694 Coadjutor und 1695 Erzbischof von Mainz. Er starb 1729. Vgl. Müller, «Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz» (Mainz 1846). — Im J. 1697 erhob Kaiser Leopold I. die gesammten Mitglieder in den Freiherren- und 1701 in den Reichsgrafenstand. — Friedrich Karl von S., Bischof von Bamberg und von Würzburg, 1729—46, wurde der deutsche Fleury genannt. Er stellte ein starkes Reichscontingent gegen Frankreich und gegen die Türken, blieb aber neutral im Oesterreichischen Erbfolgekrieg. — Im J. 1717 theilte sich das Haus durch die Grafen Rudolf und Anselm in die Rudolfinische und Anselmische Linie. Ersterer erwarb durch Verheirathung mit einer Gräfin Hatzfeld die Herrschaft Wiesentheid in Franken. Die Anselmische Linie starb 1801 aus. Hierauf überließ 1802 der Graf Hugo Damian von der Rudolfinischen Linie seine Besitzungen seinen beiden ältesten Söhnen, und so entstanden die beiden Linien S.-Wiesentheid und S.-Buchheim. Als später der dritte Sohn aus dem geistlichen in den weltlichen Stand zurücktrat, gab ihm der Vater, mit Einwilligung der ältern Brüder, die böhm. Güter, und so entstand ein jüngster oder böhmischer Ast. Standesherr von S.-Wiesentheid ist der Graf Clemens, geb. 8. Oct. 1810, dessen Vater, Graf Erwein, geb. 7. April 1776, gest. 5. Dec. 1840, der Stifter dieser Linie war. An der Spitze der Linie S.-Buchheim steht der Graf Erwin, geb. 7. Nov. 1842, Erbobergespan des Beregher Comitats und Oberst-Erblandtruchseß des Erzherzogthums Oesterreich. Das Haupt des böhm. Astes ist Graf Erwein, geb. 17. Mai 1812, erblicher österr. Reichsrath.

Schönbrunn, berühmtes kaiserl. Lustschloß in Niederösterreich, südwestlich bei Wien, am Wienflüßchen, zwischen den Dörfern Hietzing und Meidling, war schon unter Kaiser Maximilian II. ein fürstl. Jagdschloß, von diesem Herrscher auf einem ehemals klosterneuburgischen Grunde errichtet und mit einem Thiergarten versehen, ist aber in seiner jetzigen Gestalt erst unter Kaiser Leopold I., der das Schloß für seinen Sohn Joseph I. herstellen ließ, nach dem Plan des berühmten Architekten Fischer von Erlach begonnen und unter Maria Theresia 1744 mit einzelnen Veränderungen des ursprünglichen Plans durch Pacassi vom Baumeister Balmagini völlig ausgebaut worden, von großartigen Parkanlagen umgeben und dient seitdem dem Hofe theilweise zum Sommeraufenthalte. Die größte Länge des Gartens beträgt 1480, die größte Breite 1190 Mt. Mit Einschluß sämmtlicher Nebengebäude, welche viele Wohnungen und Abtheilungen, sowie ein hübsches Schloßtheater enthalten, wird die Zahl aller Zimmer und Gemächer des Schlosses auf 1441 angegeben; darunter das Blaue Cabinet, ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Maria Theresia, das Zimmer, in welchem Napoleon I. 1809 wohnte und sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, 1832 starb. Sehenswerth sind die schöne Schloßkapelle, der große herrliche Saal mit den Spiegelwänden und dem kunstvollen Plafondgemälde, die drei Landschaftszimmer, das Zimmer mit den Hamilton'schen Gemälden und der Ceremoniensaal. Zunächst am Schlosse befindet sich die große Orangerie und andere geschlossene Gartenanlagen. Das schöne Parterre ist mit 32 Marmorstatuen und Marmorgruppen geziert. Der Park enthält herrliche Alleen, mehrere Bassins, den Kaiser- oder Schönen Brunnen, welcher der ganzen Anlage den Namen gegeben hat, Fasanerien, eine Menagerie, einen botan. Garten, auf der Höhe des Schönbrunnerbergs das sog. Gloriett, ein 95 Mt. langes, 19 Mt. hohes, 1775 aufgeführtes Prachtgebäude mit einer herrlichen Colonnade, Waldpartien u. s. w. In S. wurde 26. Dec. 1805 der zu Preßburg (s. d.) geschlossene Friede bestätigt und 27. Dec. von Napoleon I. die Proclamation gegen die Dynastie Bourbon in Neapel, sowie 15. Mai 1809 dessen Aufruf an die Ungarn erlassen, 14. Oct. 1809 aber der Wiener Friede abgeschlossen.

Schönburg, ein jetzt fürstl. und gräfl. Haus im Königreiche Sachsen mit Besitzungen im niedern Erzgebirge im Umfange von 582 QKilom. und einer Bevölkerung von etwa 190,000 E. Die Besitzungen sind theils Standes- oder Receßherrschaften, theils Lehnherrschaften. Die fünf Receßherrschaften (362 QKilom. mit etwa 140,000 E.) sind Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, die niedere Grafschaft Hartenstein und die Herrschaft Stein. Zu den Lehnherrschaften (220 QKilom. mit etwa 50,000 E.), hinsichtlich deren die Besitzer zu Sachsen ganz in dem gewöhnlichen Vasallenverhältnisse stehen, gehören Penig, Rochsburg, Wechselburg, Remse oder Remissau, Ziegelheim, Lößnitz und Lungwitz. Obschon das Haus S. seine

Stammgüter bereits im 12. Jahrh. besaß und alle dem alten hohen Adel Deutschlands zuständigen Rechte genoß, aus welchen sich später die Landeshoheit anderer deutscher Dynastien entwickelte, so hat es sich doch zu dieser nicht zu erheben vermocht, da das meißnisch-sächs. Fürstenhaus die herzogl. Befugnisse gegen seine Landesherren besser zu behaupten wußte. Oft im Streite mit den meißnischen Fürsten, übergaben sie, um der Landsässigkeit zu entgehen, der Krone Böhmen, zu welcher sie wegen zahlreicher Besitzungen ohnehin schon im Lehnsverhältnisse standen, auch ihre Stammgüter zu Lehn. Da sie aber einzelne Rechte der ältern Landeshoheit durch Herkommen erlangt und außer den böhm. Lehen viele altmeißnischen Rittergüter erworben hatten, so entstanden daraus bei der völligen Ausbildung der Landeshoheit der meißnischen Fürsten verwickelte Verhältnisse, die durch die Reichsstandschaft der Herren von S. nur noch schwieriger wurden. Sehr heftig wurden die Streitigkeiten, als das Haus 1700 die reichsgräfl. Würde erhielt. Endlich kam der doppelte Receß vom 4. Mai 1740 zu Stande, in welchem Sachsen die Reichsstandschaft des gräfl. Hauses S. und dieses die sächs. Landeshoheit anerkannte. Uebrigens wurden den Grafen von S. mehrere hoheitliche Rechte und wichtige Vorrechte von Sachsen gewährt. Neue Streitigkeiten entstanden 1772 und führten durch die von seiten Oesterreichs dem Hause S. gewährte Unterstützung 1776 sogar zu feindlichen Schritten gegen Sachsen. Im Teschener Frieden überließ Böhmen seine lehnsherrlichen Rechte über die drei Schönburg. Herrschaften an den Kurfürsten von Pfalzbaiern, der sie nun an Sachsen abtrat. Die ältere Linie des Hauses S. erhielt 1790 die Reichsfürstenwürde, die auch von Sachsen anerkannt wurde. Als nach der Auflösung des Deutschen Reichs die Reichsstandschaft des Hauses S. erlosch, ließ König August den in seinen Grundbeziehungen erledigten Receß von 1740 nichtsdestoweniger fortbestehen, und nachdem der Wiener Congreß die Regelung des Verhältnisses ausdrücklich vorbehalten hatte, bestimmte ein Bundesrathsbeschluß von 1828, daß dem Hause S., unbeschadet der aus dem Receße von 1740 hervorgehenden Rechte, diejenigen Vortheile und Rechte eingeräumt werden sollten, welche den 1806 mittelbar gewordenen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert seien. Die Fürsten und Grafen von S. gehören demnach zum hohen Adel und haben das Recht der Ebenbürtigkeit. Die Häupter der fürstl. Linie führen den Titel Durchlaucht, die der gräfl. Erlaucht. Wegen der Staatsreformen, welche in Sachsen seit 1831 vor sich gingen, änderte sich im Interesse der Staatseinheit auch manches in den Verhältnissen zu dem Hause S., sodaß 9. Oct. 1835 ein «Erläuterungsreceß» zu Stande kam. Weitere Veränderungen, besonders hinsichtlich der dem Hause vorbehaltenen Theilnahme an der Justizhoheit, machte die Reorganisation der Gerichte erforderlich, welche zu dem Vertrage vom 22. Aug. 1862 führte. Das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 nöthigte indessen die königl. sächs. Regierung, mit dem Gesammthause S. wegen Ablösung der demselben zustehenden Justizhoheit in Verhandlungen zu treten. Dieselben führten zu dem definitiven Vertrage vom 29. Oct. 1878, durch welchen das Haus S. die nutzbaren Rechte seiner Gerichtsbarkeit gegen eine Entschädigung von $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark an den sächs. Staat übertrug. Mit dem 15. Nov. 1878 trat dieser Vertrag in Kraft und damit fiel in Deutschland der letzte Rest einer nichtstaatlichen Justizhoheit.

Als der erste Herr von S. kommt Hermann 1182 urkundlich vor. Seine Nachkommen zerfielen in mehrere Linien, bis Ernst 1529 Erbe sämmtlicher Herrschaften und somit der nächste Stammvater des Gesammthauses S. wurde. Ernst's Söhne stifteten 1556 die glauchauische, die waldenburger und die peniger Linie. Nachdem die zuerst genannte 1620 erloschen, nannte sich die zweite die obere oder ältere und die peniger die untere oder jüngere Linie, auch wurde jene S.-Waldenburg, diese wegen des nunmehrigen Besitzes von Glauchau S.-Glauchau genannt. Die obere oder waldenburger Linie, gestiftet von Hugo, dem Sohne Ernst's, wurde 1790 in der Person des Grafen Otto Karl Friedrich in den Reichsfürstenstand erhoben. Durch des letztern Söhne bildeten sich die Linien S.-Waldenburg, S.-Hartenstein und der böhm. Ast. An der Spitze der Linie S.-Waldenburg, gestiftet von Otto Victor (geb. 1785), steht seit 16. Febr. 1859 dessen Sohn, Fürst Otto Friedrich (geb. 22. Oct. 1819). Die Linie S.-Hartenstein wurde von Otto Karl Friedrich's zweitem Sohne, Fürst Alfred gestiftet, der 1840 ohne Leibeserben starb, worauf seine Besitzungen an seinen ältern Bruder, den Fürsten Otto Victor, und an die jüngern Brüder, Fürst Eduard, der bisher den böhm. Ast gebildet hatte, und Fürst Hermann, genannt S.-Tempelhof, übergingen, welcher letztere 1846 starb. Fürst Eduard (geb. 1787, gest. 16. Nov. 1872) wurde 1844 von seiten Sachsens und Oesterreichs als Chef der Linie S.-Hartenstein anerkannt; jetziger Chef dieser Linie ist dessen Sohn, Fürst Alexander (geb. 5. März 1862). Die

jüngere oder peniger Linie stammt von Ernst's jüngerm Sohne, dem Grafen Wolfgang, dessen Söhne, Wolfgang Ernst, gest. 1612, und Wolfgang Heinrich, gest. 1657, die beiden Linien a) S.-Rochsburg-Hinterglauchau und b) S.-Penig-Vorderglauchau-Wechselburg stifteten. Die ältere Linie theilte sich in zwei Aeste: 1) S.-Rochsburg und 2) S.-Hinterglauchau. Die erste erlosch 1825 im Mannsstamme mit dem durch seine musterhafte Wirthschaftsführung ausgezeichneten Grafen Heinrich Ernst, gest. 1760. Seine Besitzungen fielen an die überlebenden Brüder von S.-Hinterglauchau, von welchen der ältere, Graf Albert, geb. 1761, die Lehnsherrschaft Rochsburg übernahm und an seinen Bruder, den Grafen Ludwig, geb. 1762, die Receßherrschaft Hinterglauchau verkaufte. Graf Albert starb 1817 ohne Leibeserben, und seine Besitzungen fielen an seinen Bruder Ludwig. Dieser starb 1842 und es folgte ihm in Hinterglauchau sein Sohn, Graf Heinrich, geb. 14. Sept. 1794, der die Herrschaft Rochsburg besitzt. Die Linie Penig-Vorderglauchau-Wechselburg theilte sich mit den Söhnen des Stifters 1657 in die Aeste a) S.-Wechselburg und b) S.-Penig. Der letztere erlosch 1763; seine Besitzungen erbte der ältere Ast. Der jetzige Standesherr ist seit dem Tode des Grafen Alban (geb. 1804, gest. 1864) dessen Sohn, Graf Karl (geb. 13. Mai 1832). Vgl. Tobias, «Regesten des Hauses S.» (Zittau 1865).

Schönebeck, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg (Kreis Kalbe) der preuß. Provinz Sachsen, 15 Kilom. im Südwesten von Magdeburg am linken Elbufer und der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn (von der sich hier die Bahn nach Staßfurt abzweigt) gelegen, zeichnet sich durch Betriebsamkeit und Lebhaftigkeit aus, ist ziemlich regelmäßig gebaut, Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Realschule und eine höhere Töchterschule und zählt (1875) 10,966 E. Außer der großartigen königl. Saline, mit einer jährlichen Production von $1^1/_2$ Mill. Ctr. Salz, die bedeutendste des europ. Continents, sind von industriellen Etablissements noch besonders hervorzuheben: die mit der Saline in Verbindung stehende großartige Hermann'sche chem. Fabrik, welche mit etwa 300 Arbeitern die verschiedenartigsten chem. Präparate, namentlich Soda, Chlorkalk, Glaubersalz und Säuren producirt; ferner die Bleiweiß- und Sagofabrik, die Zündhütchenfabrik von Sellier und Bellot, drei Knopffabriken, die Allendorff'sche Bierbrauerei, die Lecksteinfabrik, zwei chem. Fabriken, drei Maschinenfabriken, mehrere Ziegeleien, Branntweinbrennereien, Lackfabriken u. s. w. Der Handel erstreckt sich vorzüglich auf Landesproducte, Holz und Kohlen. Ende Febr. 1876 wurden von den 700 Häusern, welche die Stadt damals besaß, von der Hochflut der Elbe 600 fast vollständig unter Wasser gesetzt und viele gänzlich zerstört. Seit den Zeiten Friedrich's d. Gr. ist S. mit der benachbarten Stadt Großalze (mit 2932 E.) und dem Flecken Frohse (an der Elbe, mit 1300 E.) durch Colonistenstraßen zu einem Dreieck verbunden. In Großalze liegt das ziemlich ansehnliche königl. Soolbad Elmen, Eigenthum der Saline S., das jährlich von etwa 1000 Curgästen besucht wird. Die Soolquellen befinden sich im Dorfe Alt-Salze, mit 1000 E., ausgedehnten Gradirhäusern und 2100 Mt. langen Röhrenleitungen, welche die Soole nach S. zum Versieden führen. In jüngster Zeit hat man in S. auch Steinsalz angebohrt.

Schönemann (Joh. Friedr.), einflußreicher Schauspieldirector, geb. 1704 in Krossen, gest. 1782 in Mecklenburg, betrat 1725 die Bühne und wurde 1740 von Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg zur Leitung der Schaubühne in Schwerin berufen. Nachdem dieselbe geschlossen, trat er als Theaterunternehmer abwechselnd in Leipzig, Hamburg, Breslau, Berlin, Hannover, Halle, Braunschweig und andern Städten auf. S. stand 1750—56 wieder dem Hoftheater in Schwerin vor, spielte dann noch kurze Zeit in Hamburg und zog sich 1757 vom Theater zurück. Er war selbst ein ausgezeichneter Darsteller in komischen Rollen. Größer noch sind die Verdienste, welche er sich um Herstellung eines geordneten und classischen Repertoire, sowie um die äußere Ordnung des Bühnenwesens und der Schauspielergesellschaften erwarb.

Schonen (schwed. Skåne), die südlichste, mildeste, fruchtbarste und bevölkertste Landschaft Schwedens, umfaßt 11,276 QKilom. mit (1877) 573,943 E. und vertheilt sich auf die zwei Län Malmöhus im Südwesten (4783 QKilom. mit 343,074 E.) und Christianstad im Nordosten (6493 QKilom. mit 230,869 E.). Das Land bildet ein fast regelmäßiges Parallelogramm, dessen nördl. Seite an die Landschaften Blekinge, Småland und Halland grenzt, während es im Osten und Süden von der Ostsee und im Westen vom Öresund und Kattegat bespült wird. S. ist eine Ebene, wird aber von Westen nach Osten von zwei Landrücken durchstrichen, von denen der südliche eine von sandigen Heiden unterbrochene Waldgegend ist. Der nördl. Rücken zerfällt durch den in der Mitte gelegenen Ringsee in zwei Theile, in den westlichen oder Söderäsen und in den östlichen oder Linderödsäsen. Durch diese beiden Landrücken

wird S. in drei Gürtel getheilt. Der nördl. Gürtel ist, mit Ausnahme einiger Gegenden in der Mitte und im Osten, ein bewaldetes Hochland, dessen Boden im allgemeinen aus Fruchterde besteht und sich nach zwei Seiten senkt, gegen Westen nach dem Kattegat (bewässert von der Rönne-Å, dem Abflusse des Ringsees) und gegen Osten nach der Ostsee. Dieser Theil umfaßt das untere Gebiet der Helge-Å und das Becken des Ifösees. Der mittlere Gürtel, gegen Osten an Breite abnehmend, wird fast in seiner ganzen Richtung von der in das Öresund fallenden Keslinge-Å durchflossen. Der südliche oder Küstengürtel bildet mit dem mittlern eine wellenförmige fruchtbare Ebene. Das Mineralreich liefert hier Alaunschiefer (bei Andrarum) und Steinkohlen, welche letztern bei Höganäs, Wallåkra und Wram gewonnen werden. Die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung ist der Ackerbau, und Getreide und Branntwein bilden die Hauptausfuhrartikel. Ein großer Theil des Bodens ist in den Händen des reichen Adels, der seine Güter sehr verbessert hat. S. war lange ein Streitobject zwischen Schweden und Dänemark und gehörte gewöhnlich zu letzterm, wurde aber 1658 in dem Roeskilder Frieden nebst Blekinge, Halland und Bohuslän an Schweden abgetreten. Noch jetzt unterscheiden sich die Bewohner durch ihre Mundart und ihre Sitte von den übrigen Schweden. Die Zahl der Städte beträgt 11, mit zusammen 90,621 E., nämlich Malmö, Lund, Landskrona, Helsingborg, Ystad, Trelleborg, Skanör und Falsterbo in Malmöhuslän und Christianstad, Engelholm und Cimbrishamn in Christianstadslän. Bei Malmö beginnend, durchschneidet von Süden nach Norden die südl. Stammeisenbahn die Landschaft und verbindet dieselbe mit den übrigen Theilen des südl. Schweden. Außerdem hat S. noch mehrere Privatbahnen.

Schoner oder Schooner heißt ein gewöhnlich lang- und schmalgebautes Schiff bis zu 500 Tonnen Größe, das meistens nur zwei Masten hat. Der vordere Mast hat dann gewöhnlich Raaen, der hintere nur Gaffelsegel. Man findet unter dieser Klasse häufig sehr gute Segler; namentlich liegen sie nahe am Winde. Auch bedarf man zu ihrer Handhabung verhältnißmäßig geringer Mannschaft, und sie sind deshalb für die Küstenfahrt sehr beliebt. In neuerer Zeit baut man auch dreimastige, bei denen dann die beiden hintern, öfter aber auch alle drei Masten Gaffelsegel führen. (S. Schiff.)

Schongauer (Martin, schon von seinen Zeitgenossen wegen seiner Kunst Martin Schön, auch Hübsch Martin, von den Italienern Bel Martino genannt), der wichtigste Maler der oberdeutschen Schule des 15. Jahrh., ist nach seinen Lebensumständen nur wenig, desto mehr aber nach seinen Werken bekannt; als seine Geburtsstätte gibt man Ulm, Augsburg, auch Colmar an. Als sein Lehrer wird Lupert Rust genannt; wichtiger aber war wol die Einwirkung der altflandr. Schule auf ihn, welche er nach neuerer Annahme unter Rogier von der Weyden dem Aeltern an Ort und Stelle kennen lernte. In Colmar seit der Mitte des 15. Jahrh. angesessen, wurde er durch seine Gemälde und Kupferstiche weit und breit berühmt, gründete eine zahlreiche Schule, zu der seine Brüder und Verwandten gehörten, und starb in Colmar 1488. Seine Arbeiten gingen viel über die Alpen und nach Spanien, sind aber in Deutschland nur spärlich als echt nachzuweisen. Pietro Perugino soll mit ihm in freundschaftlicher Verbindung gestanden haben; Michel Angelo copirte in seiner Jugend den von S. verfertigten Kupferstich: Sanct-Anton's Versuchung. Zwar hat er den Realismus, wie ihn zuerst die van Eycks ausgebildet, schon ganz in sich aufgenommen, doch geht er nicht so sehr auf das Einzelnste ein und bezeichnet z. B. die Stoffe nicht, deutet die landschaftlichen Hintergründe nur an, faltet die Gewänder einfacher und würdiger und verfährt auch im Colorit nur mäßig und andeutungsweise. Dabei ist seine Gesammtauffassung edel und mild, der Ausdruck frei von individueller Härte und voll schönen Ernstes. Sein vorzüglichstes Werk ist die Muttergottes im Rosenhag (jetzt im Querschiff des Münsters zu Colmar und sehr übermalt), fast mehr als lebensgroß, eins der vorzüglichsten Werke der alten deutschen Kunst. Als Kupferstecher nimmt S. einen sehr hohen Rang ein. Hier besonders hat er oft in großen, figurenreichen Compositionen eine hohe Begabung als Historienmaler an den Tag gelegt, wie z. B. in der Jakobsschlacht, der Kreuztragung und der Passion. Die Technik des Stichs ist bei aller Zartheit doch frei und kräftig. Nicht zu verwechseln ist S. mit dem niederrhein. Meister «E. S.». Vgl. His-Heusler, «Das Todesjahr Martin S.'s» (Lpz. 1867).

Schönyals (Karl von), österr. Feldzeugmeister, geb. 15. Nov. 1788 zu Braunfels bei Wetzlar, trat 1807 in österr. Dienste als Cadet bei den Jägern, wurde bald zum Offizier befördert und wohnte den Feldzügen gegen Frankreich 1809, wo er bei Aspern verwundet wurde, und 1813 bei. Als Hauptmann machte er 1821 unter Frimont die Expedition nach Neapel mit. Im J. 1829 wurde er Major und Adjutant beim Generalcommando in Verona, 1830

Oberstlieutenant und Generaladjutant des Generals der Cavalerie, Grafen Frimont und 1832 in gleicher Function als Oberst dem commandirenden General im Lombardisch-Venetianischen Königreich, Grafen Radetzky, beigegeben. Im J. 1838 wurde er zum Generalmajor und 1846 zum Feldmarschallieutenant befördert. Große Verdienste erwarb er sich in den ital. Feldzügen von 1848 und 1849 um die Siege der österr. Waffen. Als 1849 die provisorische Bundescentralgewalt in Frankfurt aufgehoben und durch Bevollmächtigte von Oesterreich und Preußen ersetzt wurde, vertrat S. neben Kübeck Oesterreich bis zur Auflösung der Commission und der Wiedereinsetzung des Bundestags. Anfang 1851 nahm er jedoch den Abschied, erhielt den Charakter als Feldzeugmeister und lebte in stiller Zurückgezogenheit zu Gratz, wo er 16. Febr. 1857 starb. Sein Werk «Erinnerungen eines österr. Veteranen aus den ital. Kriegen in den J. 1848 und 1849» (2 Bde., Stuttg. 1852 u. öfter) gibt eine reiche Fülle von interessanten Aufschlüssen zur Geschichte jener Kämpfe. Außerdem hat er noch eine Biographie des Feldzeugmeisters Haynau (2. Aufl., Gratz 1853) geschrieben.

Schönheit, s. Schön.

Schönlein (Joh. Lukas), ausgezeichneter Arzt und klinischer Lehrer, geb. 30. Nov. 1793 zu Bamberg, besuchte seit 1803 das Gymnasium daselbst, seit 1811 die Universität zu Landshut und seit 1813 die zu Würzburg, wo er sich 1816 die medic. Doctorwürde erwarb. Im J. 1819 trat er zu Würzburg als Privatdocent auf und wurde hier 1820 außerordn., 1824 ordn. Professor der Therapie und Klinik und dirigirender Arzt am Juliushospitale. In dieser Stellung begründete er seinen großen Ruf als Arzt und Lehrer. Jedoch mit der bair. Regierung in Disharmonie, ging er 1833 als Professor der Klinik nach Zürich. S. folgte indessen 1839 einem Rufe nach Berlin. Er begann hier im Mai 1840 als Professor der Pathologie und Therapie und Director der medic. Klinik der Universität seine Wirksamkeit und wurde zum preuß. Geh. Obermedicinalrath, vortragenden Rath im Ministerium des Unterrichts, der geistlichen und Medicinalangelegenheiten, sowie zum Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm IV. ernannt. Als solcher stand er dem Könige anfangs auch in dessen letzter Krankheit zur Seite, entzweite sich aber mit den andern Leibärzten über Wesen und Behandlungsweise des Leidens und legte deshalb 1859 alle seine Aemter nieder. Er zog sich nach Bamberg zurück, wo er 23. Jan. 1864 starb. Am 30. Nov. 1874 wurde sein Denkmal (Kolossalbüste von Zumbusch in Wien) in Bamberg enthüllt. Am Krankenbette war S. durch tiefen Blick und geniale Auffassung des einzelnen Falls ausgezeichnet; im Hörsaale fesselte er durch eine großartige Anschauungsweise der Heilkunde im allgemeinen. Außerdem ist er als der Schöpfer eines die Krankheiten nach Art der Naturgeschichte in Klassen, Familien, Gruppen und Arten eintheilenden nosologischen Systems zu betrachten. Einige seiner Zuhörer veröffentlichten seine «Allgemeine und specielle Pathologie und Therapie» (nach Vorlesungen bearbeitet, 4 Bde., Würzb. 1832; 4. Aufl. 1839), seine «Krankenfamilie der Typen» (Zür. 1840) und seine «Klinischen Vorträge im Charitékrankenhause zu Berlin» (2 Hefte, Berl. 1842; 3. Aufl. 1843—44). Vgl. Virchow, «Gedächtnißrede auf S.» (Berl. 1865); Rothlauf, «Johann Lukas S. in seinem Leben und Wirken geschildert» (Bamb. 1874).

Schönlinde, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Rumburg, an der Linie Bakov-Ebersbach der Böhmischen Nordbahn, hat eine schöne Kirche und eine höhere Bürgerschule und zählt (1869) 6252 E., welche Leinen- und Baumwollzwirne, sowie Wirkwaaren fabriciren und Bleichereien, Färbereien, mechan. und Handwebereien unterhalten.

Schönschreibekunst, s. Kalligraphie.

Schoolcraft (Henry Rowe), amerik. Reisender und Ethnograph, geb. 23. März 1793 zu Guilderland bei Albany, wandte sich mit Vorliebe Untersuchungen über die in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme zu. Bereits 1818 unternahm er eine Expedition in das Mississippithal, die er in «Scenes and adventures in the semi-alpine region of the Ozark Mountains of Missouri and Arkansas» (neue Aufl., Lond. 1853) beschrieb, worauf dann eine Reihe von Berichten über Reisen und Beobachtungen des Lebens und der Natur im Westen folgten. Die Regierung ernannte S. 1819 zum indian. Agenten am Obern See und gesellte ihn zugleich dem General Caß zu, um das Gebiet des gegenwärtigen Staates Minnesota zu erforschen und zu vermessen. Durch seine Verheirathung mit einer Enkelin des frühern Häuptlings der Chippeways gewann er das volle Vertrauen der Indianer und zugleich die günstigste Gelegenheit, sich mit den Sitten und Gebräuchen, der Sprache und Religion derselben auf das genaueste bekannt zu machen. Dies bekunden unter anderm seine «Algic researches», die «History of the Iroquois», «The rise of the West», «Oral legends» u. s. w. Sein Haupt-

werk ist jedoch das infolge einer Congreßacte (1847) unternommene und auf Kosten der Regierung herausgegebene Nationalwerk «Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes in the United States of America» (6 Bde., Philad. 1851—57), in welchem ein reicher Schatz von Nachrichten jeder Art über die Indianer des nördl. Amerika niedergelegt ist. S. starb 10. Dec. 1864 zu Washington.

Schopenhauer (Johanna Henriette), deutsche Schriftstellerin, geb. im Juli 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, Senator war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und verheirathete sich mit dem Bankier Heinr. Floris S.; dieser führte sie durch Deutschland nach Frankreich und London, wo sie länger weilten, und dann nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser Stadt durch die Preußen 1793. Die nächsten Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu, und 1803 traten beide eine größere Reise durch Holland, Frankreich, England, Schottland und Deutschland an, sodaß Johanna erst nach drei Jahren wieder in Hamburg eintraf, wo sie den Gatten durch den Tod verlor. Im J. 1806 nahm sie ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein geselliger Verein um sie bildete, den auch Goethe's zwangloses Erscheinen belebte; 1832—37 lebte sie in Bonn, dann in Jena bis an ihren Tod, welcher 18. April 1838 erfolgte. Die Beschreibung der von Kügelgen gemalten Bildnisse Goethe's, Wieland's, Herder's und Schiller's war das erste, was von ihr im Druck erschien. Auf Cotta's Wunsch schrieb sie Fernow's Leben (Tüb. 1810). Es folgten sodann die «Reisen durch England und Schottland» (Rudolst. 1813; 3. Aufl., Lpz. 1826), ein Band «Novellen, fremd und eigen» (Rudolst. 1816), die «Reise durch das südl. Frankreich bis Chamouny» (2 Bde., Rudolst. 1817; 2. Aufl., Lpz. 1824) und die «Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen» (Lpz. 1818). Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung, erwarben ihren Schriften Beifall. Dann erschien der Roman «Gabriele» (3 Bde., Lpz. 1819—21; 3. Aufl. 1830), ein meisterhaftes weibliches Charaktergemälde in einer reichen und mannichfaltigen Umgebung der vornehmen Welt; ein Werk über «Joh. van Eyck und seine Nachfolger» (2 Bde., Frankf. 1822), das sich insbesondere mit Gemälden aus der Boisserée'schen Kunstsammlung beschäftigt; die Romane «Die Tante» (2 Bde., Frankf. 1823), «Sidonia» (3 Bde., Frankf. 1828) und viele, in acht Bänden (Frankf. 1825—28), dann in noch drei Bänden (Frankf. 1832) gesammelte Erzählungen und Novellen. Eine ihrer letzten Schriften war der «Ausflug an den Niederrhein und Belgien» (Lpz. 1831). Ihre «Sämmtlichen Schriften» erschienen in 24 Bänden (Lpz. 1830—31), denen sich ihr literarischer «Nachlaß» (2 Bde., Braunschw. 1839) anschließt. — Ihre Tochter Luise Adelaide S., geb. zu Hamburg 12. Juni 1797, bewies sich in «Haus-, Wald- und Feldmärchen» (2 Bde., Lpz. 1844) und in dem Roman «Anna» (2 Bde., Lpz. 1845) als gewandte Erzählerin. Sie starb 25. Aug. 1849 in Bonn.

Schopenhauer (Arthur), hervorragender und einflußreicher deutscher Philosoph, geb. 22. Febr. 1788 in Danzig, Sohn eines angesehenen Kaufmanns und der als Schriftstellerin bekannten Johanna Schopenhauer (s. d.), hielt sich in seiner Jugend mit den Aeltern längere Zeit in Frankreich und England auf und erlangte so eine ausgezeichnete Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur beider Länder. Im J. 1809 bezog er die Universität Göttingen, wo er sich zuerst den Naturwissenschaften und der Geschichte widmete, aber durch Gottlob Ernst Schulze (s. d.) der Philosophie zugeführt und namentlich auf Plato und Kant hingewiesen wurde. Im J. 1811 siedelte er nach Berlin über, um Fichte zu hören, fand sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Durch den Krieg an der Promotion in Berlin verhindert, wurde er 1813 auf die Abhandlung «Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde» (Rudolst. 1813; 3. Aufl., Lpz. 1864) in Jena promovirt. Darauf brachte er den Winter in Weimar zu, wo er Goethe's nähern Umgang genoß und durch den Orientalisten Fr. Majer in das ind. Alterthum eingeführt wurde. In den J. 1814—18 privatisirte er in Dresden. Während dieser Zeit entstand sein philos. System, welches, nach seinem eigenen Ausdrucke, «gewissermaßen ohne sein Zuthun strahlenweise wie ein Krystall zu einem Centro convergirend zusammenschoß», und das er in seinem Hauptwerke «Die Welt als Wille und Vorstellung» (Lpz. 1819; 5. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1879) darlegte. Vorher noch veröffentlichte er die optische Abhandlung «Ueber das Sehen und die Farben» (Lpz. 1816; 3. Aufl. 1869; in lat. Bearbeitung in Radius' «Scriptores ophthalmologici minores», Thl. 3, Lpz. 1830), in welcher er zu den «Data» der Goethe'schen Farbenlehre die erklärende «Theorie» liefern wollte. Im Herbste 1818 reiste S. nach Rom und Neapel. Nach der Rückkehr habilitirte er sich 1820 an der Universität zu Berlin, hielt aber nur ein Semester hindurch Vorlesungen. Im

Frühjahre 1822 wandte er sich wieder nach Italien, kehrte 1825 nach Berlin zurück und siedelte 1831 nach Frankfurt a. M. über, wo er auch 21. Sept. 1860 starb.

In günstiger äußerer Lage und ohne Amt, konnte S. seine Zeit ganz der Ausbildung seines Systems widmen. Nach einem vieljährigen Schweigen der Indignation über die Nichtbeachtung seines Hauptwerks und die weite Verbreitung der Hegel'schen Philosophie, der er gänzlich abgeneigt war, erschien von ihm erst 1836 wieder eine kleine Schrift: «Ueber den Willen in der Natur» (4. Aufl., Lpz. 1878), welche die Bestätigungen seiner Metaphysik durch die empirischen Wissenschaften erörtert und zugleich den Hauptpunkt derselben so deutlich und gründlich darlegt, wie sonst nirgends. Die königl. norweg. Societät der Wissenschaften zu Drontheim krönte 1839 eine von ihm eingelieferte Preisabhandlung «Ueber die Freiheit des Willens» und ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Diese Abhandlung gab er, zusammen mit der Schrift «Ueber das Fundament der Moral», unter dem Titel heraus: «Die beiden Grundprobleme der Ethik» (Frankf. a. M. 1841; 2. Aufl., Lpz. 1860). Zu der 1844 erschienenen zweiten Auflage seines Hauptwerks «Die Welt als Wille und Vorstellung» lieferte er einen ganzen Band «Ergänzungen». Sein letztes Werk «Parerga und Paralipomena» (Berl. 1851; 4. Aufl. 1878) enthält eine Sammlung seiner kleinern philos. Schriften, die wegen ihrer populären Form besonders dazu beitrugen, seine Lehre auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Aus dem Spanischen übersetzte er «Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit» (Lpz. 1862; 3. Aufl. 1877). Seine gesammelten Werke sind von Frauenstädt herausgegeben worden (6 Bde., Lpz. 1873—74; 2. Aufl. 1877).

Die Grundgedanken der Schopenhauer'schen Philosophie fassen sich in Folgendem zusammen: Das Wesen und der Kern aller Dinge, das «Ding an sich», ist dasselbe, was in unserm eigenen Innern sich als Wille kundgibt. Dieser Wille erscheint in der Welt auf verschiedenen Stufen der Objectivation (Sichtbarkeit). Derselbe ist kein Resultat der Erkenntniß, sondern von dieser, die ganz secundär und spätern Ursprungs, grundverschieden und völlig unabhängig. Erst auf der Stufe des Thierreichs versieht sich der Wille mit einem Intellect, gleichsam einer Laterne zur Lenkung seiner Schritte, und nun allererst steht auch die Welt als eine objective, d. h. vorgestellte, dem erkennenden Subject gegenüber. In der gesammten Natur, von der thierischen abwärts, wirkt der Wille erkenntnißlos. Im Unorganischen werden seine Aeußerungen in Bewegung gesetzt durch bloße Ursachen; im vegetativen Leben der Pflanze und des Thieres durch Reize; erst bei animalischen, d. h. erkennenden Wesen, durch Motive, und zwar bei den Thieren durch anschauliche, beim Menschen überdem durch begriffliche (abstracte) Motive. Doch dieser Unterschied betrifft blos die Erscheinung des Willens; an sich ist derselbe auf allen Stufen, von der niedrigsten bis zur höchsten, Einer, ist Wille zum Leben. An diese Grundanschauungen knüpfte S. eine eigenthümliche Aesthetik und Ethik, jene auf Platonischer Grundlage, diese vermöge ihres pessimistischen Charakters mit dem Brahmanismus und Buddhismus verwandt. Im Gegensatze zu andern nachkantischen Systemen, welche die Welt a priori construiren, bemüht sich S., die gegebene Welt zu entziffern, ihren Sinn und ihre Bedeutung zu ergreifen. Daher beruhen seine Sätze nicht auf langen Schlußketten, sondern sind unmittelbar aus der anschaulichen Welt selbst, aus der äußern und innern Erfahrung, geschöpft. Nächst dem reichen Inhalte seiner Werke ist auch die Form seiner sprachlichen Darstellung eine höchst anziehende, sodaß er zu den besten deutschen Autoren gezählt werden darf. Trotzdem fand S. erst in den letzten Lebensjahren die verdiente Beachtung, wozu wesentlich die Bemühungen seines Freundes und Schülers Frauenstädt (s. d.) beitrugen. Derselbe veröffentlichte unter anderm «Briefe über die S.'sche Philosophie» (Lpz. 1854), «Schopenhauer-Lexikon» (2 Bde., Lpz. 1871), «Neue Briefe über die S.'sche Philosophie» (Lpz. 1876), besorgte nach S.'s Tode die Wiederausgabe mehrerer seiner Werke und ließ auch «Lichtstrahlen» (Lpz. 1861; 3. Aufl., Lpz. 1874) aus dieser erscheinen, sowie die Schriften «Arthur S. Von ihm, über ihn u. s. w.» (in Gemeinschaft mit O. Lindner, Berl. 1863) und «Aus Arthur S.'s handschriftlichem Nachlaß» (Lpz. 1864). Außerdem vgl. Asher, «Offenes Sendschreiben an S.» (Lpz. 1855); Cornill, «Arthur S., als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung» (Heidelb. 1856); Bähr, «Die S.'sche Philosophie in ihren Grundzügen» (Dresd. 1857); Seydel, «S.'s philosophisches System» (Lpz. 1857); Suhle, «S. und die Philosophie der Gegenwart» (Berl. 1862); Gwinner, «S. aus persönlichem Umgange dargestellt» (Lpz. 1862, in neuer, gänzlich umgearbeiteter Auflage unter dem Titel: «S.'s Leben», Lpz. 1878), und «S. und seine Freunde» (Lpz. 1863); Foucher de Careil, «Hegel et S.» (Par. 1862); Haym, «Arthur S.» (Berl. 1864); Victor

Kiy, «Der Pessimismus und die Ethik S.'s» (Berl. 1866); Asher, «Arthur S. Neues von ihm und über ihn» (Berl. 1871); J. B. Mayer, «Arthur S. als Mensch und Denker» (Berl. 1872); E. von Hartmann, «Ueber die nothwendige Umbildung der S.'schen Philosophie aus ihrem Grundprincip heraus» in dessen «Gesammelte Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten» (Berl. 1872); M. Venetianer, «S. als Scholastiker» (Berl. 1873); G. Jellinek, «Die Weltanschauungen Leibniz' und S.'s» (Wien 1872); Th. Ribot, «La philosophie de S.» (Par. 1874).

Schöpflin (Joh. Dan.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 8. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, studirte zu Basel und zu Straßburg und erhielt an der letztern Universität 1720 die Professur der Geschichte und Beredsamkeit. Im J. 1726 bereiste er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr erhielt er ein Kanonikat zu St.-Thomas; auch wurde er franz. Rath und Historiograph. Besonders beschäftigte ihn die Geschichte des Elsasses, für die er Materialien in den Niederlanden, Deutschland und der Schweiz sammelte. Die Frucht dieser Arbeiten war seine «Alsatia illustrata» (2 Bde., Colm. 1751—61). Als er den ersten Band dieses Werks dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der prot. Universität zu Straßburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigung. Als Nachtrag zu dem genannten Werke erschienen nach seinem Tode die «Alsatia diplomatica» und «Alsaticarum rerum scriptores», deren Herausgabe der Publicist Koch besorgte. Von diesem wurde auch die «Historia Zaringo-Badensis» (7 Bde., Karlsr. 1763—66) fortgesetzt, von der S. den ersten Band geliefert hatte. Von S.'s übrigen Werken sind zu erwähnen die «Vindiciae Celticae» (Straßb. 1754) und die «Vindiciae typographicae» (Straßb. 1760). Er starb zu Straßburg 7. Aug. 1771. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Straßburg; letzteres beschrieb Oberlin als «Museum Schöpflinianum». Beim Bombardement Straßburgs 27. Aug. 1870 gingen auch S.'s Bibliothek und Sammlungen, die der Stadtbibliothek einverleibt waren, zu Grunde.

Schöpfung. Nach der biblischen Vorstellung ist die Welt nach Stoff und Form ein Erzeugniß des göttlichen Machtwillens. Die alte biblische Darstellung (1 Mos. 1, 1 bis 2, 3) läßt Gott in sechs Tagewerken Himmel und Erde erschaffen, wobei die Erzeugung des untergeordneten Stoffs den Anfang, die S. des Menschen den Schluß bildet. Abweichend hiervon läßt die zweite Erzählung (1 Mos. 2, 4 fg.), welche des Siebentagewerks nicht gedenkt, die Thiere erst nach dem Menschen erschaffen werden. Beiden Darstellungen liegt die antike Anschauung zu Grunde, welcher die Erde als Mittelpunkt der Welt, der Himmel als ein über ihr ausgespanntes Gewölbe, Sonne, Mond und Sterne als am Himmel befestigte Lichter galten. Von den Kosmogonien anderer morgenländ. Völker unterscheidet sich die hebr. Schöpfungssage theils durch ihre schlichtere, alles Abenteuerliche und Ungeheuerliche ausschließende Form, theils durch ihren reinern religiösen Gehalt, indem sie, jede Vermischung Gottes und der Welt fern haltend, letztere durchaus nur als Werk des freien göttlichen Schöpferwillens betrachtet. Gegenüber der im Oriente, aber auch bei den griech. Philosophen und später bei den Gnostikern (s. Gnosis) verbreiteten Theorie einer ewigen Materie bildeten sich die kirchlichen Vorstellungen von einer S. aus nichts und einer S. in der Zeit, doch wurde letzterer schon seit Origenes von tieferdenkenden Kirchenlehrern die Annahme einer sog. ewigen, d. h. anfangslosen S. gegenübergestellt, weil es weder anging, Gott erst in der Zeit anfangen zu lassen Schöpfer zu werden, noch der wirklichen, durch Wechsel und Geschehen erfüllten Zeit eine ewige, inhaltsleere Zeit vorauszuschicken. Neuerdings ist jedoch der ganze Schöpfungsbegriff noch von einer andern Seite in Anspruch genommen worden. Während nämlich die kirchliche Vorstellung Gott als vorweltliches und außerweltliches Einzelwesen betrachtet, das den Entschluß, eine Welt zu schaffen, erst gefaßt, dann ausgeführt habe, denkt sich die neuere Religionsphilosophie Gott vielmehr als den ewigen, der Welt innewohnenden, schlechthin geistigen Urgrund derselben, der sich zur wirklichen Welt wie das absolute, Zeit und Raum mit allem zeiträumlichen Dasein in schlechthin überzeitlicher und überräumlicher Weise begründende Ursein zu der durch sein ewiges Wirken gesetzten Offenbarung verhält. Gott und Welt sind auch nach diesem Begriffe schlechthin unterschieden, die Geistigkeit Gottes nur strenger und consequenter als nach der gewöhnlichen Vorstellung gefaßt. Das Recht der religiösen Betrachtung, welche als Zielpunkt des gesammten Weltprocesses den Menschen und die Gemeinschaft Gottes mit ihm in der Liebe erkennt und von hier aus zurückblickend die Welt überhaupt als Offenbarung der ewigen Liebe betrachtet, ist hierdurch keineswegs ausgeschlossen. Die neuere Orthodoxie hat dagegen nicht blos den kirchlichen Schöpfungsbegriff rehabilitirt, sondern auch die Geschichtlichkeit der biblischen Schöpfungssage mit größtem

Eifer vertheidigt, wobei sie freilich die Schöpfungstage zu «Schöpfungsperioden» umdeuten mußte. Die neuere Naturwissenschaft nimmt an, daß die Erde nebst den übrigen zum Sonnensystem gehörigen Planeten aus von der Sonnenatmosphäre losgelösten Massen sich gebildet habe, und es hat diese zuerst von Laplace aufgestellte Theorie neuerdings durch die Ergebnisse der Spectralanalyse (s. d.) eine wesentliche Stütze erhalten, indem sämmtliche auf der Sonne bis jetzt nachgewiesenen Elemente auch der Erde angehören. Anfangs ohne lebende Bewohner, entstanden, nachdem die obern Schichten der Erde sich hinlänglich abgekühlt, Wasser und Festland sich geschieden und unter Durchlaufung höchst umfänglicher geolog. Epochen, pflanzliche und thierische Organismen. (S. Darwinismus.) Unter den Begriff einer Neuschöpfung fällt, im Gegensatze zur Fortpflanzung durch Samen, Eier oder durch Theilung (generatio homogenea), die älternlose oder Urzeugung (generatio heterogenea).

Schoppe (Amalia, eigentlich Emma Sophie), Verfasserin vieler Romane und Jugendschriften, geb. 9. Oct. 1791 auf der Insel Femern an der Küste von Holstein, war die Tochter des Arztes Weise. Durch die zweite Verheirathung ihrer Mutter kam sie nach Hamburg und genoß hier nun eine vortreffliche Erziehung. Später legte sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen an und verheirathete sich 1811 mit dem Doctor der Rechte, S., in Hamburg, welche Ehe der Tod des Gatten 1829 löste. Sie lebte seitdem zurückgezogen in der Nähe von Hamburg, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Auf ihre literarischen Bestrebungen hatte Rosa Maria, Schwester Varnhagen's von Ense, später verehelichte Assing, einen großen Einfluß. Durch diese ward sie mit Varnhagen, Chamisso und Justinus Kerner bekannt, die ihr Gelegenheit gaben, mehrere ihrer Gedichte in Kerner's «Poetischem Almanach» und «Dichterwald», sowie im «Morgenblatt» mitzutheilen. Später versuchte sie sich in prosaischen Arbeiten, welche meist histor. Stoffe behandeln. Mehrere ihrer Novellen erschienen unter dem Titel «Gesammelte Erzählungen und Novellen» (8 Bde., Lpz. 1827—36). Beifälliger wurden noch ihre Schriften für die Jugend aufgenommen, der sie in späterer Zeit ihre literarische Thätigkeit hauptsächlich und mit Erfolg widmete; auch schrieb sie ein Buch über den «Bürgerlichen Haushalt» (Jena 1844). Eine ihrer interessantesten Schriften sind die «Erinnerungen aus meinem Leben» (2 Bde., Altona 1838). Sie wandte sich 1851 nach Nordamerika, wo sie 25. Sept. 1858 in Shenektady unweit Albany im Staate Neuyork starb.

Schoppen war bereits früher im südl. Deutschland und in der Schweiz die Bezeichnung eines Flüssigkeitsmaßes von verschiedener Größe, im allgemeinen der halben Weinflasche entsprechend und gewöhnlich ein Viertel des den Namen «Maß» tragenden Flüssigkeitsmaßes. Nach der deutschen Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 ist S. jedoch jetzt die für ganz Deutschland geltende Bezeichnung für das halbe Liter; in der Schweiz, wo seit 1877 das metrische System auch obligatorisch in Kraft getreten, ist jetzt der S. gleichfalls ein halbes Liter.

Schöppen oder Schöffen, auch Scabinen (lat. scabinus), heißen die Beisitzer in den Gerichten. In alter Zeit, wo die Gerichtsvorstände nur mit der vollziehenden Gewalt bekleidet waren, hatten die Schöffen für die Gerichtsgemeinde, aus welcher sie hervorgingen, das Urtheil zu finden, die rechtmäßige Hegung des Gerichts zu überwachen und auf Befragen ein allgemeines Zeugniß über das Herkommen abzulegen (das Recht zu weisen). Die letztere Befugniß verschaffte weiterhin den Schöffen solcher Orte, deren Recht auf neugegründete Städte übertragen war, auch auswärts ein bedeutendes Ansehen, indem die Tochterstädte entstandene Zweifel einem solchen Oberhofe vorlegten und sich über die Fortschritte in der dortigen Spruchpraxis sonstige Mittheilungen erbaten. Auf diesem Wege konnten z. B. die magdeburger Schöffen ihre örtlichen Satzungen und die neuen Ansichten, welche sich seit dem 13. Jahrh. an den Versuchen einer schriftlichen Zusammenfassung der deutschen Rechte (s. Sachsenspiegel) herausbildeten, über Mittel- und Norddeutschland, ja selbst bis nach Polen, Preußen und Livland verbreiten. Nach dem Eindringen des röm. und kanonischen Rechts vermochten ungelehrte Schöffen und Rathmannen zwar keine Rechtsbelehrung weiter zu ertheilen. Da aber nunmehr die Stadträthe vielfach Doctoren der Rechte in ihre Mitte aufnahmen, so ließ sich der bisherige Brauch der Actenversendung und des Einkommens um Gutachten mit der Abänderung beibehalten, daß man sich an jene rechtsgelehrten Mitglieder wendete, die unter Zuziehung von noch andern Sachverständigen ein anerkanntes Spruchcollegium unter dem Namen Schöppenstuhl bildeten. Ein derartiges Dicasterium (s. d.), welches für die Gerichte des In- und Auslandes gleich einer Juristenfacultät auf Ersuchen Urtheile verfaßte, bestand z. B. in Leipzig 1420—1835. Die S. im alten Sinne des Wortes sanken dagegen allmählich zu bloßen gerichtlichen Beisitzern herab. Sie werden gewöhnlich aus den untern Gerichtsbeamten, auf dem

Lande aus der Gemeinde erwählt und mittels Eides in Pflicht genommen. In einigem Zusammenhange mit den Resten der alten Schöppengerichtseinrichtungen steht das neudeutsche Institut der Schöffengerichte (s. d.), von denen das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in den §§. 25—57 handelt.

Schöppenstedt oder Scheppenstedt, Städtchen im Kreise Wolfenbüttel des Herzogthums Braunschweig, am Ockerzuflüßchen Altenau und an der Braunschweiger Eisenbahn, 18 Kilom. östlich von Wolfenbüttel gelegen, ist der Sitz eines Amtsgerichts und zählt (1875) 2833 E., die sich mit Landwirthschaft und Zuckerrübenbau beschäftigen, auch eine Zuckerfabrik und zwei Spiritusfabriken unterhalten. Die Stadt hat eine Bürger-, eine Frei- und eine Ackerbauschule. Den Marktplatz ziert ein 1878 vollendetes Kriegerdenkmal. Der Ort S. ist sehr alt und war einst der Sitz eines Schöppenstuhls. Vormals standen die Einwohner, wie die Bürger von Schilda in Obersachsen und Polkwitz in Schlesien, im Rufe der Einfalt und Geistesbeschränktheit. Nur 4 Kilom. im Norden liegt das Dorf Kneitlingen, nach der Volkssage Geburtsort des Till Eulenspiegel (s. d.).

Schoreel oder Schorel (Jan van), trefflicher niederländ. Maler, geb. 1495, erhielt seinen Namen von seinem Geburtsorte Schoorl bei Alkmar und wurde im Malen von Willem Cornelis in Harlem vorgebildet. In seinem 18. Jahre kam S. nach Amsterdam in die Werkstätte des Jak. Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschneider jener Zeit, dessen Tochter er liebgewann. Das wüste Leben seines spätern Meisters Mabuse vertrug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne des jungen S., und so wanderte er nach und nach in mehrere große Städte, wo Maler einen Ruf hatten, nach Köln und Speier, wo er Baukunst und Perspective studirte, auch nach Nürnberg zu Dürer, der ihn sehr freundlich aufnahm. Dürer's Hinneigung zu Luther und dessen Lehren vertrieb ihn wieder, und so gelangte S. nach mehrjährigem Wandern, 22 J. alt, nach Kärnten, wo er aus Liebe zu des Jak. Cornelis Tochter die Hand einer schönen Kärntnerin von Adel ausschlug. Er zog 1520 nach Venedig, wo er von einem Landsmann, der Klosterbruder war, sich bestimmen ließ, an einer Wallfahrt nach Palästina theilzunehmen. Drei Jahre blieb er in Jerusalem, und vielleicht ist von ihm das große Gemälde in der Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Nachdem er auf dem Heimwege einige Zeit auf Rhodus verweilt, kam er nach Rom und erhielt, als sein Landsmann Hadrian VI. 1522 den päpstl. Stuhl bestieg, die Aufsicht über das Belvedere. Hadrian's Tod im folgenden Jahre veranlaßte ihn, nach der Heimat zur Geliebten zurückzukehren. Doch diese war ihm nicht treu geblieben, und so faßte er den Entschluß, hinfort blos der Kunst zu leben. An dem Dechanten Lockhorst in Utrecht fand er einen Gönner und Freund, in dessen Hause er lebte und für den er manches treffliche Stück, z. B. den Einzug Christi in Jerusalem, malte. Als nach einigen Jahren in Utrecht Unruhen ausbrachen, ging S. nach Harlem, wo er sich eine geräumige Werkstätte einrichtete. Für die Marienkirche in Utrecht malte er ein großes, auf vier Flügelthüren ausgeführtes Altargemälde, welches Philipp II. 1549 der Kirche abkaufte und mit nach Spanien nahm. S. starb 6. Dec. 1569. Viele der ihm früher zugeschriebenen Bilder sind neuestens als selbstständige Werke eines andern Künstlers erkannt worden, welchen man nach seinem Hauptwerke (jetzt in der Pinakothek in München) als «Meister vom Tode der Maria» bezeichnet, unter dessen Namen man außerdem die Anbetung der Könige in der Galerie zu Dresden, eine ähnliche Anbetung in dem Museum zu Neapel, das kleine Altarblatt mit Flügelthüren in der Galerie des Belvedere zu Wien und andere Bilder dieser Art vereinigt hat.

Schorlemer-Alst (Burghard, Freiherr von), bekannter ultramontaner Abgeordneter, geb. 21. Oct. 1825 auf Schloß Heringhausen bei Lippstadt, wurde durch Privatunterricht vorgebildet, besuchte dann die Militärbildungsanstalt in Dresden, machte hierauf Reisen durch Oesterreich, die Schweiz und Italien, trat 1845 in das 8. Ulanenregiment ein, aus dem er 1857 als Premierlieutenant ausschied, und widmete sich dann der landwirthschaftlichen Thätigkeit. Da S. sich auf diesem Gebiete sowol durch praktische Reformen als auch schriftstellerisch vortheilhaft bekannt machte, wurde er 1863 Mitglied des preuß. Landesökonomiecollegiums. Auch fungirt er als Director des Landwirthschaftlichen Provinzialvereins von Westfalen, sowie des Landwirthschaftlichen Hauptvereins zu Münster. Seit 1870 ist S. Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses für den Wahlkreis Münster-Koesfeld und seit 1873 durch Wiederwahl für den zweiten Wahlkreis des Regierungsbezirks Münster, Steinfurt-Ahaus. Im Deutschen Reichstag vertrat er seit 1870 den Wahlkreis Tecklenburg-Steinfurt-Ahaus. In beiden parlamentarischen Versammlungen zählt er zur Partei des Centrums, zu dessen Begründern und schlag-

fertigsten Rednern er gehört; für seine rege Thätigkeit im Interesse des Ultramontanismus ernannte ihn Pius IX. zum päpstl. Geh. Kämmerer. S. ist Besitzer des Gutes Alst bei Burg-Steinfurt.

Schorn (Joh. Karl Ludw. von), vorzüglicher Aesthetiker und Kunsthistoriker, geb. 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, studirte früher Theologie, widmete sich aber daneben und bald ausschließend der Malerei und Kunstgeschichte. Er ging 1816 nach München, wo er sein erstes Werk: «Ueber die Studien der griech. Künstler» (Heidelb. 1818), schrieb, das durch eine Fülle einzelner geistreicher Blicke Beifall fand. Im J. 1819 wendete er sich nach Dresden und bald darauf nach Stuttgart, wo er seit 1820 das «Kunstblatt» redigirte, das seitdem durch Gediegenheit des Inhalts, Reichthum der Forschungen und Unparteilichkeit des Urtheils das vorzüglichste Organ dieses Fachs geblieben ist. Auch später, trotz mehrfacher Ortsveränderung, blieb die oberste Leitung des Blattes in seiner Hand. In den J. 1822 und 1823 besuchte er Italien und Frankreich und wurde 1826 als Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik an die Akademie und Universität nach München berufen, welches Amt er jedoch erst nach einer Kunstreise nach England und den Niederlanden antrat. Im J. 1830 erschien seine «Beschreibung der Glyptothek» und zwei Jahre später begann er die für damals schätzbare und durch ihre berichtigenden Anmerkungen wichtige Uebersetzung von Vasari's «Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister», die nach seinem Tode von E. Förster fortgesetzt wurde (6 Bde., Stuttg. 1832—49). Im J. 1833 wurde er an die Stelle des Hofraths H. Meyer nach Weimar berufen, wo er zur Reorganisation der Kunstschule auf das thätigste mitwirkte und eine neue Aufstellung der großherzogl. Kunstsammlungen vornahm. Von seinen Werken aus dieser letzten Periode seines Lebens ist vorzüglich der «Umriß einer Theorie der bildenden Künste» (Stuttg. 1835) und eine Abhandlung «Ueber altdeutsche Sculptur» (Erf. 1839) zu erwähnen, sowie auch eine Anzahl kleiner Arbeiten. Er wurde 1839 von dem Großherzog von Sachsen-Weimar in den Adelstand erhoben und starb zu Weimar 17. Febr. 1842.

Schorn (Karl), Geschichtsmaler, Neffe des Vorigen, geb. 1803 zu Düsseldorf, erhielt seine Kunstbildung zu Berlin in der Schule Wach's. Charaktervolle Auffassung und Sinn für Farbe waren die Grundzüge seines Talents, welches bald durch seine Bilder Maria Stuart und Rizzio, Karl V. zu St.-Just, Papst Paul III., der sich das von Cranach gemalte Bildniß Luther's zeigen läßt, u. a. m. zur Anerkennung gelangte. Inzwischen war die Glanzzeit von München angebrochen, und auch S. wurde dort 1826 Schüler Cornelius', hatte sich aber auch nach Gros und Ingres gebildet. Neben vielen Arbeiten aus der Mythe, Geschichte und Legende nahm er theil an der Ausführung der Fresken in den Arcaden des Hofgartens und zeichnete die Cartons zu den Seitenfenstern des Doms von Regensburg. Eine Reise nach Italien gab Stoff zu einer andern Folge von Gemälden, unter denen auch launige Genrebilder. Sein größtes Werk aber ist das seit 1843—45 im Auftrage des Königs von Preußen ausgeführte Gemälde: Die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof Franz zu Münster 1536, welches auf der berliner Ausstellung von 1846 das größte Aufsehen erregte. Die berliner Nationalgalerie besitzt von ihm die Kneipgesellschaft und Papst Paul III. vor dem Bilde Luther's. Im J. 1845 erhielt S. von König Ludwig den Auftrag, eine feiner Zeichnungen, die Sündflut darstellend, in kolossaler Dimension zu malen. Damit beschäftigt und seit 1847 Professor an der münchener Akademie, starb er daselbst 7. Oct. 1850.

Schorndorf, Oberamtsstadt im württemb. Jagstkreis, an der Rems und der Remsthalbahn (Canstatt-Nördlingen), ist Sitz eines Oberamtsgerichts, hat Reste ehemaliger Befestigungen, eine schöne goth. Kirche mit prächtigem Portal und eine Lateinschule und zählt (1875) 3875 E., welche Wein und Tabak bauen, Tuch, Strumpfwaaren, Leder und Messer fabriciren.

Schornstein oder **Esse** heißt der röhrenförmige, vertical aufsteigende Theil einer Feuerungsanlage, welcher den Zweck hat, die gasförmigen Verbrennungsproducte (den Rauch) mit einer gewissen Geschwindigkeit abzuführen und dadurch den zur Verbrennung des Brennmaterials erforderlichen Zug zu erzeugen oder die Zuführung des hierzu nöthigen Quantums Luft zu bewirken. Die Ofenheizungen der Gebäude, die Dampfkesselanlagen der Fabriken, die Locomotiven, die Dampfschiffe und alle sonstigen Feuerungsanlagen haben S., theils als gemauerte Röhren in den Gebäudewänden, theils als freistehende röhrenförmige Anlagen von Stein oder Eisenblech. Unter russischen Essen in den Wohngebäuden versteht man die engen, vom Dache aus durch schwere Kugelbürsten zu reinigenden Röhren, im Gegensatze zu den weitern steigbaren S., welche durch den von unten einsteigenden Schornsteinfeger vom Ruß gereinigt werden.

Schote (siliqua) nennt man in der Botanik eine aus einem oberständigen, von zwei Carpellarblättern gebildeten Fruchtknoten entstandene Frucht, deren Innenraum durch eine fenk-

rechte, an ihren Rändern die Samen tragende Scheidewand in zwei Längsfächer getheilt ist. Bei der Reife trennen sich die beiden Klappen (Carpellarblätter) von der Scheidewand los, in der Richtung von unten nach oben, und bleiben noch eine Zeit lang an der Spitze der Scheidewand stehen, bevor sie abfallen. Ist die Frucht kurz und breit, so nennt man sie Schötchen (silicula). Diese Fruchtform ist charakteristisch für die Pflanzen aus der Familie der Cruciferen oder Kreuzblütler. (S. Cruciferen.) Im gewöhnlichen Leben pflegt man die unreifen Früchte der Erbsen und diese selbst S. zu nennen. Ihre Frucht ist eine Hülse (s. d.).

Schotel (Johs. Christianus), einer der berühmtesten holländ. Seemaler, geb. 11. Nov. 1787 zu Dordrecht, widmete sich von 1810 an, zuerst unter Meulemans, dann unter M. Schouman der Malerei. Durch angestrengtes Selbststudium brachte er es auf eine hohe Stufe der Kunstbildung. Mit seinem Lehrer Schouman malte er den Rückzug der Franzosen von Dordrecht 1814 und die Beschießung von Algier durch die Engländer 1816. Seit 1818 fing er an selbstständig in Oel zu malen, und gleich sein erstes Bild machte das größte Aufsehen. Von Dordrecht wendete sich S. später nach dem Haag, wo er 21. Dec. 1838 starb. In seinem Nachlasse fand man, außer 9 Skizzenbüchern, 400 Entwürfe zu ausgeführten Bildern. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Küsten von Frankreich und Flandern besucht. Als Seemaler übertraf er nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern er kann mit Recht den ersten Meistern in diesem Fache gleichgestellt werden. Seine vorzüglichsten Bilder finden sich in dem Museum im Haag, in den Sammlungen des Kaisers von Rußland und in Privatsammlungen im Haag, Amsterdam, Dordrecht und Brüssel. Sie werden auf Auctionen sehr theuer bezahlt. Im Dome seiner Vaterstadt wurde ihm 1840 ein Monument gesetzt. Vgl. seines Sohnes G. D. J. Schotel «Leven van den Zeeschilder Johannes Christianus S.» (Dordrecht 1840). — Ein zweiter Sohn von ihm, Peter Johannes S., geb. 1808 zu Dordrecht, ebenfalls ein ausgezeichneter Seemaler, machte seine Studien unter Leitung des Vaters und begleitete 1843 den Prinzen Heinrich der Niederlande nach dem Mittelmeer. Diese und andere Reisen gaben seinem fruchtbaren Pinsel die Motive zu naturwahren und anziehenden Marinebildern. Eine Zeit lang bekleidete er die Stelle eines Professors an der Navigationsschule zu Medemblyck an der Zuyderzee, ließ sich aber später in Düsseldorf nieder und starb auf einer Reise in Dresden 1865.

Schott (Christian Friedr. Albert), bekannt durch sein Wirken in den württemb. Kammern, geb. 30. April 1782 zu Sindelfingen bei Stuttgart, studirte 1799—1803 zu Tübingen die Rechte, ging, zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, 1804 nach Paris, ließ sich aber bald als Sachwalter in Stuttgart nieder. In der Ständeversammlung von 1815 versah er bis 1817 unentgeltlich die Stelle eines Registrators. Auf der constituirenden Versammlung von 1819, sowie auf den Landtagen 1820—31, besonders aber 1833 zeichnete er sich durch Freimüthigkeit und feste Haltung aus. Zu der fast ganz aus Beamten gebildeten Kammer von 1839 lehnte er die Wahl ab. Er wohnte 1848 dem Vorparlament bei und wurde als Mitglied des Fünfzigerausschusses gewählt, in welchem er, wie später als württemb. Abgeordneter zum Reichsparlament, der linken Seite angehörte. Dem Reichsparlament blieb er bis zu dessen Sprengung treu. In die verfassunggebenden Versammlungen Würtembergs ward er trotz seines Widerstrebens von der Stadt Stuttgart als Abgeordneter gewählt. Seit dieser Zeit lebte S. zurückgezogen seinem Berufe, als männlicher, edler und hochgebildeter Charakter von allen Parteien geschätzt. Er starb zu Stuttgart 6. Juni 1861. — Albert Lucian Constans S., geb. 27. Mai 1809 zu Stuttgart, Sohn des Vorigen, studirte in Tübingen und Berlin Theologie und german. Philologie und machte Reisen durch Deutschland und Frankreich. Er ging 1834 als Oberlehrer an die Cantonsschule in Zürich, wo er bis zur Revolution im Sept. 1839 verblieb. Infolge derselben nahm er seinen Abschied und lebte seit 1840 in Stuttgart, wo er 1842 zum Professor der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium ernannt wurde. Er starb 21. Nov. 1847. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Die deutschen Colonien in Piemont, ihre Mundart und Herkunft» (Stuttg. 1842), «Walach. Märchen» (mit seinem Bruder Arthur, Stuttg. 1845), «Wanderungen durch das mittlere und nördl. Deutschland» (Stuttg. 1846), «Die Erklärung zu den Kaiserbildern» (Frankf. 1850). Besonders verdient machte er sich aber durch Studien über Würtemberg und vorzüglich als einer der Gründer und Hauptmitarbeiter des würtemb. Alterthumsvereins. — Arthur S., Bruder des Vorigen, geb. zu Stuttgart 1814, studirte die Landwirthschaft zu Hohenheim und verweilte dann mehrere Jahre im Hause des ihm befreundeten Grafen Alexander von Würtemberg in Eßlingen. Nach dessen Tode lebte er 10 Jahre hindurch als Wirthschaftsadministrator im südl. Ungarn. Außer mehrern Liedercompositionen, in denen er sich als begabter Musiker bekundete, und den «Walach.

Märchen», die er mit seinem Bruder herausgab, veröffentlichte er auch einen Band «Gedichte» (Stuttg. 1850), die schöne Natur- und Völkerschilderungen enthalten. S. reiste 1850 nach Amerika, wo er als Mitglied einer Grenzcommission theils zu Georgetown bei Washington, theils in den Wildnissen an der mexic. Grenze lebte und machte 1865 im Auftrage der mexic. Regierung eine wissenschaftliche Reise durch Yucatan. — **Sigmund** S., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 1818 zu Stuttgart, studirte in Heidelberg und Tübingen die Rechte, beschäftigte sich daneben aber auch aus Neigung mit belletristischen und ästhetischen Arbeiten. Er ließ sich 1840 als Advocat in Stuttgart nieder. Außer zahlreichen Aufsätzen schöngeistigen und polit. Inhalts für Zeitschriften, veröffentlichte er ein fleißig gearbeitetes histor. Werk: «Max Emanuel, Prinz von Würtemberg und sein Freund Karl XII. von Schweden» (Stuttg. 1839), ferner ein Bändchen «Gedichte» (Stuttg. 1857), sowie die beiden populär-philos. Studien «Sterben und Unsterblichkeit» (Stuttg. 1861) und «Von menschlichen Sprüchen» (Bresl. 1865). Seit 1850 wurde S. mehrmals in die würtemb. Abgeordnetenkammer gewählt, in der er der demokratischen Partei angehörte.

Schott (Wilh.), deutscher Orientalist, besonders verdient um die Kenntniß der Sprachen und Culturzustände des östl. und nördl. Asien, geb. 3. Sept. 1807 zu Mainz, bezog, nach Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, die Universität Gießen und ging dann nach Halle, um sich der Theologie zu widmen. Durch seine meist autodidaktischen Sprachstudien allmählich von der Theologie ganz abgezogen, wandte er sich 1830 nach Berlin, wo die Schätze der königl. Bibliothek seine Aufmerksamkeit auf das ostasiat. Sprachgebiet lenkten. Im J. 1838 erhielt S. eine außerord. Professur an der Universität und ward 1841 Mitglied der berliner Akademie. Die Reihe seiner linguistischen Untersuchungen, deren größten Theil er in Zeitschriften sowie in den «Denkschriften» der berliner Akademie veröffentlichte, beginnt mit dem «Versuch über die tatar. Sprachen» (Berl. 1836). Demselben folgten: «Verzeichniß chines. Werke der berliner Bibliothek» (1840), «De lingua Tschuwaschorum» (Berl. 1841), «Ueber das altaische Sprachengeschlecht» (Berl. 1847), «Das Zahlwort in der tschudischen Sprachklasse» (Berl. 1852). In den «Altaischen Studien» (Heft 1—5, Berl. 1860—72) legte er seine Forschungen über das Gesammtgebiet der tatar. Sprachen nieder. Sprachen Hinterindiens betreffen unter anderm die Abhandlungen «Zur Beurtheilung der annamitischen Sprache und Schrift» (Berl. 1855), «Ueber die sog. Indochinesischen Sprachen, insonderheit das Siamesische» (Berl. 1856) und «Die Cassia-Sprache im nordöstl. Indien» (Berl. 1859). Mit seiner «Chines. Sprachlehre» (Berl. 1857), an die sich eine Abhandlung «Ueber die chines. Verskunst» (Berl. 1857) anschließt, eröffnete er für die grammatische Behandlung des Chinesischen eine neue Bahn. Eine andere Reihe von Untersuchungen betrifft die Geschichte und Cultur der Länder und Völker des hohen Asien, wie «Ueber den tungusischen Schamanencultus am Hofe der Mandschukaiser» (Berl. 1842), «Ueber den Buddhismus in Hochasien und in China» (Berl. 1844), «Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tataren» (Berl. 1845), «Das Reich Karachatai oder Si-Liao» (Berl. 1849), «Ueber die echten Kirgisen» (Berl. 1865), «Zur Literatur des chines. Buddhismus» (Berl. 1873), «Zur Uiguurenfrage» (Berl. 1874—75). Eine Anzahl seiner Untersuchungen veröffentlichte er unter dem Titel: «Altaische Studien» (5 Hefte, Berl. 1860—72). In dem «Entwurf einer Beschreibung der chines. Literatur» (Berl. 1854) gab S. die erste Uebersicht über die unermeßlich reiche Literatur der Chinesen.

Schottenklöster werden die von schott. und irländ. Mönchen, welche im 6. und 7. Jahrh. als Missionare nach dem Continent herüberkamen, namentlich in Süddeutschland gegründeten Benedictinerklöster genannt. Dieselben behaupteten ihren Namen auch nachdem längst keine wirklichen Schotten mehr in ihnen wohnten, und haben ihn, wie in Wien und Regensburg, bis auf die Gegenwart behalten.

Schottland (engl. Scotland), früher ein selbstständiges Königreich, seit 1707 die nördl. Hälfte des Vereinigten Königreichs Großbritannien (s. d.), hängt im Süden und Südosten mit England durch einen 110 Kilom. breiten Isthmus zusammen, auf dem die Landesgrenze vom Solwayhusen und der Mündung des Esk nordostwärts über die Cheviotberge zur Mündung des Tweed hinzieht, und wird im Osten von der Nordsee, im Norden und Westen von dem Atlantischen Meere, im Süden von der Irischen See bespült, im Südwesten durch den Nordkanal von Irland getrennt, der an der engsten Stelle, bei der Halbinsel Cantire, nur 22 Kilom. breit ist. Das Areal des Landes umfaßt mit den dazugehörigen 787 Inseln, nämlich den Hebriden (s. d.) im Westen, den Orkadischen Inseln (s. d.) und den Shetlandsinseln (s. d.) im Norden, 78,895,2 QKilom. Die Umrisse S.s sind sehr unregelmäßig. Auf allen Seiten

dringen fjordartige Seearme und Buchten (Firths und Lochs) in das Land, im Osten der Forth-, Tay-, Murray- oder Moray- und der Dornochbusen, im Westen, außer dem Solwaybusen mit der Wigtownbai, der Clyde-, Linnhe- und viele andere Busen, Baien und Sunde, sodaß der Küstensaum 4072 Kilom. beträgt und schon auf 20 QKilom. 1 Kilom. Küste kommt. Gleichwol hat nur die Westküste gute und natürliche Häfen, während auf der Ostseite nur der Cromarty-Firth, ein Seitenzweig des Murraybusens, einen solchen bildet. Nach Gesittung, Abstammung und Sprache der Bewohner, wie diese namentlich bis um die Mitte des 18. Jahrh. sich zeigte, zerfällt das Land in zwei große Theile: die Niederlande (Lowlands) und die Hochlande (Highlands), deren Grenze durch das breite Thal des Clyde und Forth bestimmt wird. Die Niederlande, das südliche S., haben ziemlich die Boden- und Productionsbeschaffenheit Englands; nur ist das Klima etwas rauher, aber auch heiterer. Die Hochlande, das nördliche S., sind dagegen ein ödes, wenig bevölkertes Land, von rauhem, jedoch mehr feuchtem, nebeligem und stürmischem als kaltem Klima, auf dessen Gebirgen fast nichts als Heidekraut wächst.

Eine klarere Uebersicht der Landesnatur überhaupt gewährt indeß die durch zwei Einsenkungen und Einschnürungen bewirkte Eintheilung in Süd-, Mittel- und Nordschottland. Südschottland ist ein Berg- und Hügelland, von den Cheviot-Hills und ihren zahlreichen Verzweigungen eingenommen. Die eigentlichen Cheviot-Hills, auf der Grenze gegen die engl. Grafschaft Northumberland, erreichen ihren Culminationspunkt in dem 763 Mt. hohen Cheviot, haben theilweise konische, felsige und kahle Gipfel, steile, durch tiefe Schluchten und Thäler getrennte Abhänge und bieten zahlreichen Schafheerden treffliche Weiden. Westlich schließen sich die Lowther Hills an, mit dem Hart-Fell (755 Mt.) und dem Broadlaw (784 Mt.) im Osten, dem Tinto-Hill (622 Mt.) im Norden, dem Queensberry-Hill (646 Mt.) im Süden und den eigentlichen Lowther-Hills (721 Mt.) im Westen, über dem Bergwerksorte Leadhills (376 Mt.), einem der höchsten bewohnten Orte der brit. Inseln. Auch noch weiter im Westen und Südwesten breitet sich eine hohe Gegend bis zur Irischen See aus, mit unregelmäßiger Oberfläche, ohne Kettenbildung, aber mit zahlreichen einzelnen Höhen, z. B. Black-Larg (558 Mt.), Cairns-Muir of Deugh (740 Mt.), Merrick-Mount (791 Mt.) und in der Ebene am Solway-Firth der isolirte Criffel (534 Mt.). Von dem östl. Haupttheile des ganzen Berglandes durch eine thalähnliche Einsenkung getrennt, liegen im Norden des Tweed die Lammermuir-, Moorfoot- und Pentland-Hills (bezüglich 500, 656 und 526 Mt.). Grüne Ebenen wechseln in Südschottland mit sanft aufsteigenden Hügeln, ergiebigen Culturthälern, Fruchtfeldern, mit Wald und Weide, während schroffe Felsen, unfruchtbare Moore und Heiden die reizende Mannichfaltigkeit des Landes noch erhöhen. Mittelschottland, im Süden von dem Forthbusen und der Einsenkung des Forth- und Clydethals, im Norden vom Murraybusen und dem vom Caledoniakanal durchzogenen Thale von Glenmore begrenzt, ist zu mehr als drei Viertel Gebirgsland, das großentheils über 300 Mt. Seehöhe hat und die höchsten Gipfel Großbritanniens enthält. Die Hauptmasse ist die breite Region des Grampiangebirgs (s. d.), welches in drei Gebirgszüge zerfällt. Die Centralen Grampians ziehen von der 1332 Mt. hohen Masse des Ben-Nevis am Linnhe-Loch, dem höchsten Berge der brit. Inseln, ostwärts bis südlich von Aberdeen. Die bedeutendsten Höhen östlich vom Ben-Nevis sind der Ben-Alder (1044 Mt.), der Cairn-Celar und Ben-Dearg (958 und 1015 Mt.), der Ben-More und Cairn-Gowars (1031 und 1065 Mt.), der Glash-Meal und sein nördl. Nachbar (1001 und 1087 Mt.). Von dem 989 Mt. hohen Knotenpunkte Scarsoch, unweit des Cairn-Celar, ziehen gegen Nordosten die Nördlichen Grampians, auch Cairn-Gorm-Range genannt, und gegen Südwesten von dem berühmten Paß von Killiecrankie, über welchen die Hauptstraße und Eisenbahn über das Gebirge ins Thal des Spey führt, bis zum Clydebusen die hohen Massen der Südlichen Grampians. Die Berggegend im Süden und Südosten der Grampians erreicht nicht die Küste, sondern endet an der über 126 Kilom. langen, 1,5 bis 26 Kilom. breiten Ebene Strathmore, die sich von Stonehaven gegen Südwesten bis Stirling am Forth hinzieht und die größte zusammenhängende Strecke Culturlandes in ganz S., den Hauptbestandtheil der eigentlichen Lowlands bildet, trefflich bebaut und ergiebig an Gerste und Kartoffeln. Im Südosten von dieser Ebene finden sich wieder zwei Hauptketten: die Sidlaw-Hills, die von Perth gegen Nordosten ziehen, im Kings-Seat 330 Mt. sich erheben, steil aus der Ebene aufsteigen und in Terrassen ostwärts zum Meere, südwärts zu der 3,7 Kilom. breiten Ebene längs des Tay, dem Carse of Gowrie, einer der schönsten und fruchtbarsten Striche S.s, abfallen, und die Ochill-Hills, die, etwas südlicher, von Perth gegen Südwesten streifen und in Craig-Rossie 675 Mt., im Ben-Cleugh 717 Mt., in einer östl. Verzweigung, den Lochmond-Hills, noch 522 Mt. Höhe

erreichen. Nordschottland, der unwirthsamste und am geringsten bevölkerte Theil Großbritanniens, besteht aus einer kahlen, häufig von Torfmooren und Sümpfen eingenommenen Hochebene von 150—425 Mt. Meereshöhe, auf welcher zahlreiche Gipfel von beträchtlicher Höhe emporsteigen, wie der Mamsuil (1107 Mt.), der Ben-Wywis (1043 Mt.), der Ben-Derag (1115 Mt.), der Nördliche Ben-More (938 Mt.). Diese Höhen bilden eine durcheinandergeworfene Masse, grausiger und wilder als in Mittelschottland, eine kahle, steile Bergwildniß. Kaum ein Zwanzigstel des Landes ist eben, hauptsächlich an der Ostküste, wo die welligen Ebenen von Caithneß und von Cromarty einiger Cultur Raum geben.

Der wunderbare Wechsel von mächtigen Bergen, von mäßigen Höhen, oft mit Burgen gekrönt, von tiefen, schmalen Felsschluchten (Glens), von offenen Thälern (Straths oder Carses), besonders an der Ostseite, von malerischen Felsenküsten, von Seen, Flüssen und Wasserfällen verleihen dem gesammten S. die Reize höchster Romantik. Fast alle Flüsse des Landes entspringen im Gebirge, haben einen viel raschern Lauf als die Englands, steigen oft plötzlich an und sind viel weniger zur Schifffahrt geeignet. Die bedeutendsten sind im Osten der Tweed (155 Kilom. lang mit einem Gebiet von 4845 QKilom.); der Forth (s. d.), der bedeutendste von allen; der Tay (149 Kilom. lang, mit einem Gebiet von 5837 QKilom. und größerm Wasserreichthum als die Themse), der Dee von Aberdeen, der Don, der Spey, der schönste von allen (144 Kilom. lang, mit einem Gebiet von 3083 QKilom.), der Neß, Findhorn und Shin; im Westen der Clyde (s. d.) und der Lochy mit dem Speen. Die zahlreichen Landseen (Lochs) sind theils Süßwasserseen, theils tief in das Land eindringende Seearme, durch großen Umfang oder reizende Umgebung, fast alle durch außerordentlichen Fischreichthum ausgezeichnet. Die bedeutendsten der Süßwasserseen sind der Loch-Lomond (40,7 Kilom. lang, bis 11,1 Kilom. breit, 115,6 QKilom. groß, mit mehr als 30 Inseln), der Loch-Awe (37 Kilom. lang, 1,8 bis über 3,7 Kilom. breit und 40,7 QKilom. groß), der Loch-Neß (40,7 Kilom. lang, 2,47 Kilom. breit und 50 QKilom. groß), der Loch-Shin, Loch-Maree, Loch-Tay, Arkaig, Shiel, Lochy-Laggon und Morrer. Der einzige bedeutendere See im Tiefslande ist der historisch berühmte Loch-Leven in Kinroß. Der Loch-Neß, Dich und Lochy im Thale Glenmore sind durch den Caledonischen Kanal (s. d.) verbunden. Außer diesem letztern sind bemerkenswerthe Kanäle: der Große oder Forth-Clydekanal (61,8 Kilom. lang), der von demselben bei Falkirk abgehende Edinburgh-Glasgow-Unionkanal (51,8 Kilom.), der Aberdeenkanal, der nach Inverary führt (29,6 Kilom.). Diese und alle andern Kanäle haben zusammen 240,5 Kilom. Länge.

Von der Bodenfläche S.s kommen auf das Ackerland unter Pflug 26,8 Proc., auf Wiesen 20,7, Grünland 13,1, Kleeland 25, Holzungen 13,8. Die Landwirthschaft hat zwar in dem größten Theile des Landes mit Schwierigkeiten zu kämpfen, steht jedoch in Südschottland gegenwärtig auf einer fast höhern Stufe als in England. Hafer ist die Stapelwaare des Ackerbauers und die Brotfrucht des Landmanns; Gerste wird meistens zum Branntweinbrennen benutzt. Auch die Schafzucht, welche im ganzen der englischen nachsteht, hat sich bedeutend gehoben und sogar in die Hochlande verbreitet. Die Wollproduction beläuft sich jährlich auf etwa 13 Mill. Pfd. Uebrigens wird auch in S., wie in England, bei der Schafzucht weniger auf Erzeugung von guter Wolle als von gutem Fleisch gesehen. Von Rindern unterscheidet man verschiedene Stämme. Die Gallowayrinder, ohne Hörner, meist schwarz oder gefleckt, liefern vorzügliches Fleisch, weniger gute Butter. Die Rinder von Aberdeen, Fife, Ayrshire, Argyle und den Highlands haben Hörner von mittlerer Länge und liefern theilweise vorzügliches Fleisch und reichliche Milch. Clydesdale hat kleine, aber ausdauernde Ackerpferde, das Hochland Ponies, die jedoch hauptsächlich auf den Shetlandsinseln vorkommen. Auch Hochwild und niederes Wild sind vorhanden, sowie Wasser- und Seevögel in Menge, Eidergänse vorzüglich auf den Inseln. Die Fischerei ist bei der großen Küstenausdehnung sehr bedeutend. Der Heringsfang bildet, seit die Holländer aus dem Alleinbesitz desselben verdrängt wurden, eine Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner, besonders im Westen. Der Walfischfang an der Küste von Grönland und in der Davisstraße wird von S. aus eifrig betrieben, doch bei weitem nicht mehr in dem Umfange wie früher. Lachs, der sich häufig in den Flüssen und Seen findet, bringt man nach London. Die ausgedehntesten Waldungen liegen in Perth, Aberdeen, Roß und Inverneß. In Mittelschottland haben die Wälder an Ausdehnung abgenommen, sind aber noch immer von großer Wichtigkeit und nehmen durch neue Anpflanzungen wieder zu. Ziemlich reich ist das Land an Mineralien, namentlich die Gebirge Mittelschottlands. Blei mit Silber gemengt findet sich auf dem Scheiderücken zwischen den Grafschaften Dumfries und Lanark; Leadhills in Lanark ist der Hauptsitz des Bergbaues auf Blei. Minder wichtig sind die Bleigruben auf

den Hebriden. Ansehnliche Eisenbergwerke besitzen die Grafschaften Lanark, Ayr, Clackmannan und Stirling. Im J. 1872 waren in 27 Roheisenwerken von 154 Hohöfen 127 in Betrieb und lieferten 1,090,000 Tons Roheisen. Kupfer wird am Loch-Tay gewonnen, andere Erze nur in geringer Menge an verschiedenen Punkten. Reiche Lager von Steinkohlen, obschon den bessern englischen an Güte nicht gleich, finden sich zwischen einer Linie von der Taymündung nach dem Nordende der Insel Arran und einer Linie von Abbs-Head nach Girran in Ayrshire. Das werthvollste Lager erstreckt sich längs des Forth bis zu einer Breite von 18,5 Kilom. Das Lager im Süden und Osten von Edinburgh nimmt 203,7 QKilom. ein. Von Bathgate erstreckt sich die Kohle nach Glasgow und Paisley. Salz wird als Mineral nicht gefunden, sondern aus Meerwasser gesotten. In der Industrie steht S. England nicht gleich. Die Hauptsitze der Baumwollfabrikation sind Lanark und Renfrew. Glasgow und Paisley liefern treffliche Seiden- und Baumwollwaaren. Besonders ausgezeichnet sind die Musseline von Paisley, und in der Kattundruckerei, namentlich der Shawls, hat man es in S. weiter gebracht als in England. Einen uralten Stapelartikel bilden die Leinwand und andere Fabrikate aus Flachs. Diese Industrie ist über das ganze Land verbreitet, zum Theil als Nebenbeschäftigung. Fabrikmäßig betrieben wird sie vornehmlich in Dundee, nächstdem in Forfar, Dumfries, Perth, Aberdeen und Inverary. Seit der Mitbewerbung Irlands und dem vermehrten Gebrauch wollener Stoffe beschränkt sich jedoch S. vorzugsweise auf gröbere Gewebe, zu denen Rußland den Hanf, die Niederlande und Deutschland den Flachs liefern. Bedeutend ist der Schiffbau, besonders am Clyde. Der Binnen- und Küstenhandel ist sehr wichtig. Außer den Kanälen dienen die Eisenbahnen (die Ende 1876 auf einer Linie von 4387 Kilom. im Betrieb standen) und gute Kunststraßen zur Förderung des Verkehrs. Vor der Vereinigung mit England unbedeutend, hat der Handel seit der Mitte des 18. Jahrh. mit der Manufacturindustrie einen immer höhern Schwung genommen. Der Clyde ist der Sammelplatz der meisten schott. Handelsschiffe, und Glasgow der Hauptsitz dieses Verkehrs. Nächstdem sind wichtige Häfen Greenock und Leith (bei Edinburgh), Dundee und Perth, Aberdeen, Grangemouth, Montrose, Dumfries. Zur Beförderung des Verkehrs bestehen sehr viele öffentliche Banken.

Für die Volkserziehung ist durch Schulen ausreichend und weit besser als in England gesorgt. Schon seit 1696 erhielt jedes Kirchspiel eine Schule, und die Gesellschaft zur Verbreitung des christl. Unterrichts stiftete später auf ihre Kosten allein in dem Hochlande über 320 Schulen. Unter den vier Hochschulen zu Edinburgh, Glasgow, Aberdeen und St.-Andrews, die zusammen 100 Professoren und etwa 3000 Studenten zählen, ist die erstere die bedeutendste, besonders für das Studium der Arzneiwissenschaft. Die schott. Universitäten haben nichts von der mönchischen Disciplin der beiden alten englischen und nähern sich in ihrer Einrichtung mehr den deutschen. Mit der allgemeinen Belebung des Volks, um die Mitte des 18. Jahrh., erhob sich auch die Literatur, welche während der innern Unruhen im 17. Jahrh. in tiefen Verfall gerathen war, und aus S. gingen mehrere der ausgezeichnetsten Geister hervor, welche den Ruhm der engl. Literatur erhöhten. (S. Schottische Dichter.) Politisch ist S. in 32 Grafschaften (30 Counties und 2 Stewartries) eingetheilt, von welchen Orkney und Shetland (Stewartry), Caithneß, Sutherland, Roß und Cromarty (vereinigt), sowie Inverneß zu Nordschottland; Argyle, Bute (Stewartry), Nairn, Elgin oder Moray, Banff, Aberdeen, Kincardine oder Mearns, Angus oder Forfar, Perth, Fife, Kinroß, Clackmannan, Stirling, Dumbarton zu Mittelschottland; Linlithgow oder Westlothian, Edinburgh oder Midlothian, Haddington oder Ostlothian, Berwick, Renfrew, Ayr, Wigton, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh, Dumfries und Kirkcudbright zu Südschottland gerechnet werden. Die Gebietsgröße dieser Grafschaften ist sehr ungleich. Die Bevölkerungszahl hat sich seit Mitte des 18. Jahrh. trotz der Auswanderungen mehr als verdoppelt. Um das J. 1700 belief sie sich auf etwa 1,050,000 Seelen, 1750 auf 1,265,380. Von 1801—41 stieg sie von 1,559,068 auf 2,620,184, im J. 1851 auf 2,888,742, 1861 auf 3,062,234, 1871 auf 3,360,018 Seelen und Mitte 1878 wurde sie auf 3,593,929 berechnet. Der Schottländer ist nachdenkend und besonnen, aber fröhlicher gestimmt als der Engländer; dabei kühn, ehrgeizig und ausdauernd in allen seinen Unternehmungen. Von Liebe zum Erwerb getrieben, wandert er gern aus nach England oder den überseeischen Besitzungen, wird aber in der Fremde nicht leicht heimisch und kehrt später gewöhnlich zurück. Die Schotten, besonders die Hochschottländer oder Bergschotten, sind tapfer, gastfrei, wohlwollend, dabei stolz auf ihren Stamm (Clan) und ebenso haushälterisch wie die Engländer, aber unmäßiger im Genuß geistiger Getränke. Die Stammverschiedenheit der Hochländer und der Niederländer tritt noch in Sitten und Charakter hervor, und der gegenseitige Haß, der zwischen beiden seit

alter Zeit bestand, wird durch die harten Bedrückungen, welche jene als Pächter von diesen oft erleiden müssen, forterhalten. Die hochländische Sprache oder das Ersische ist ein Zweig des Gaelischen und dem Irischen verwandt. Das Niederschottische ist keineswegs blos ein Dialekt des Englischen, sondern eine eigene Sprache, die sich neben der englischen gebildet hat.

Die polit. Verfassung S.s hat seit der Union (12. Mai 1707), besonders in neuern Zeiten, mehrere Verbesserungen erhalten. Die Repräsentation im Parlamente, die früher sehr mangelhaft war, wurde durch die Reformbill vom 7. Juni 1832 verbessert. Zufolge derselben besitzt jetzt das Stimmrecht bei der Wahl der Abgeordneten der Grafschaften jeder wirkliche Besitzer eines Guts, das jährlich 10 Pfd. St. Ertrag liefert, und in den Städten jeder Bürger, der von einem Grundstück als Eigenthümer oder Pachter einen jährlichen Reinertrag von wenigstens 10 Pfd. St. zieht. In das Oberhaus sendet S. 16 Peers, die für jede Parlamentssitzung aus dem gesammten hohen Adel S.s gewählt werden, jedoch wegen seiner presbyterianischen Verfassung keinen Geistlichen, und in das Unterhaus aus den 32 Grafschaften 32 und aus den Städten und Flecken 26, von den Universitäten 2, zusammen 60 Abgeordnete. Die Localverwaltung ist in S. der englischen sehr ähnlich. Die Lordlieutenants der Counties und die Sheriffs werden von der Krone ernannt; letztere sind jedoch bezahlte Beamte. Die Friedensrichter haben mit ihren engl. Amtsbrüdern ziemlich gleiche Befugnisse. Von den 225 Städten (cities und towns) haben 83 als Burghs eine Municipalverfassung. Der Stadtrath besteht aus Räthen (Councillors, Baillies) und einem Bürgermeister (Provost). Für die Justizpflege ist in S. der Court of Sessions das oberste Gericht in Civilsachen und verbindet die Functionen des engl. Kanzleigerichts mit denen der Common-Law-Courts. Von seinen 13 Richtern bilden 5 den Court of Justiciary, den höchsten Criminalgerichtshof des Landes. Wie in England halten die Richter in den Hauptstädten des Landes Assisen ab. Verbrecher werden durch den Lord-Advocaten oder seine Stellvertreter in Anklagestand versetzt und auf öffentliche Kosten verfolgt. Sollte dieser sich weigern einzuschreiten, so kann jeder Privatmann auf eigene Verantwortung dies thun. Die niedern Gerichte in den Grafschaften werden von den Sheriffs und Friedensrichtern, in den Städten von den Baillies abgehalten; ihre Wirksamkeit ist jedoch eine beschränkte. Von den schott. Gerichten appellirt man an das Haus der Lords. Die allgemeine Landeskirche oder Church of Scotland (s. Schottische Kirche) ist die der Presbyterianer (s. d.). Sie bezieht den Zehnten, aber gegenwärtig gehört ihr die Majorität des Volks nicht mehr an. Im J. 1875 wirkten in den 1023 Kirchspielen etwa 1050 Geistliche; 6—34 Kirchspiele bilden ein Presbyterium, 2 oder mehrere Presbyterien 1 Synode. Die oberste kirchliche Behörde ist die General-Assembly (386 Mitglieder), die jährlich im Mai zusammentritt und aus Geistlichen und Laien besteht, die von den Presbyterien und Universitäten gewählt werden. Ein Lord-High-Commissioner wohnt ihr als Repräsentant der Krone bei. Schon früher hatten sich zahlreiche Gemeinden von der Landeskirche getrennt. So 1706 die reform. Presbyterianer-Synode, gewöhnlich Cameronians genannt, welche jetzt 42 Gemeinden bildet; 1732 die Seceders, 1752 die Relief, die sich 1847 zur United-Presbyterian-Church vereinigten, mit 505 Gemeinden und 155,000 Mitgliedern. Alle diese Sekten sind Calvinisten und Presbyterianer und unterscheiden sich nur in Sachen der Disciplin. Vereinigt würden sie die große Masse des Volks bilden. Hierzu kommen noch: die Schottisch-Bischöfliche Kirche mit 7 Bischöfen und 199 Geistlichen, die getrennt von der Anglikanischen Kirche besteht; die Römisch-Katholischen mit 3 Bischöfen und 227 Geistlichen (1845 hatten sie erst 66 Kirchen und 89 Geistliche); Englische Independenten mit 101 Kirchen; Wesleyaner Methodisten mit 27 Kirchen und 3500 Mitgliedern; Taufgesinnte mit 100 Kirchen; Anglikaner mit 8 Kirchen, u. s. w. Von der Gesammtbevölkerung des Landes gehören etwa 46 Proc. der Schottischen Kirche an, 23 Proc. der Schottischen Freikirche, 14 Proc. den vereinigten Presbyterianern, $1\frac{1}{2}$ Proc. der Schottisch-Bischöflichen Kirche, 4 Proc. den prot. Dissidenten und 9 Proc. den Römisch-Katholischen. Vgl. Sinclair, «Statistical view of Scotland» (21 Bde.; Edinb. 1794—96; im Auszuge 2 Bde., Edinb. 1823; deutsch von Schmidt, Stuttg. 1823); Playfair, «Geographical and statistical description of Scotland» (Edinb. 1819); Johanna Schopenhauer, «Reise durch S.» (Lpz. 1825); Kohl, «Reisen in S.» (Lpz. 1844); Carus, «England und S. im J. 1844» (Berl. 1845); Fontane, «Jenseit des Tweed» (Berl. 1860); Andree, «Vom Tweed zur Pentlandföhrde» (Jena 1866); Logan, «The Scottish Gael» (Inverneß 1877), und die Reisehandbücher von Black (21. Aufl., Lond. 1876) und Murray (3. Aufl., Lond. 1873).

Geschichte. Die ältesten Bewohner von S. gehörten nach Sprache, Religion und Sitte zum großen Völkerstamme der Celten (s. d.). Die Römer, die sich 50 Jahre v. Chr. im südl.

Theile der großen brit. Insel festsetzten, nannten jedoch die Völkerschaften, welche über den Tweedfluß hinaus wohnten, Caledonier. Erst im J. 80 drang der röm. Statthalter Agricola aus dem röm. Britannien in das Land der Caledonier vor. Das Land wurde nur bis an die Grampianberge unterworfen, hinter welchen die Caledonier dem Feinde trotzten. Um die Einfälle der Barbaren ins röm. Gebiet abzuhalten, errichteten die Römer befestigte Wälle, einen zwischen den Flüssen Forth und Clyde, später einen andern (Hadrians-Wall) zwischen Solway und Tyne, der die Grenze des Römischen Reichs blieb. Im Anfange des 4. Jahrh. werden von den röm. Schriftstellern die Bewohner jenseit der Wälle Picten genannt. Etwas später traten auch die Scoten auf, ein wilder Celtenstamm, der wahrscheinlich aus Irland herüberkam. Als die Römer 426 die brit. Insel aufgaben, fielen die Picten und Scoten verwüstend in das civilisirte Britannien ein. Die Briten riefen die Sachsen und Angeln zu Hülfe, welche zwar 449 die Barbaren hinter die Wälle trieben, sich selbst aber in Südbritannien festsetzten. Um das J. 600 nahmen die Scoten unter einem Fürsten Fergus feste Wohnsitze an der westl. Küste und auf den Inseln, während die Picten den Osten und Norden bewohnten und im Süden noch zwei weitere Königreiche bestanden, das der Briten von Alclyde und das der Angeln von Bernicia. Gegen die Mitte des 6. Jahrh. verbreitete der Glaubensprediger Columban unter den Picten und Scoten das Christenthum. Derselbe gründete auch auf der Insel Iona ein Kloster, das der Stammsitz geistiger Bildung wurde und aus dem die unter dem Namen der Culdeer (cultores Dei) bekannten geistlichen Genossenschaften hervorgingen, welche bis ins Mittelalter hinauf die schott. Kirche unabhängig erhielten und durch ganz Europa Bildung und Christenthum verbreiteten. Nachdem der Stamm der Pictenfürsten erloschen, gelang es 844 dem Scotenkönig Kenneth, beide Ländertheile zu einem Reiche zu vereinigen, welches seit dem Anfang des 10. Jahrh. das Königreich Alban hieß. König Edmund von England belehnte 945 den König Malcolm von Alban mit dem Reich der Briten von Alclyde unter der Bedingung, daß ihm derselbe gegen die eindringenden Dänen beistände. Das so vereinigte Reich hieß seit dem Anfang des 11. Jahrh. S. Eine Folge dieser Verbindung S.s mit England war, daß die Dänen nun S. ebenso wie England verwüsteten. Um das J. 1040 wurde der schott. König Duncan von seinem Feldherrn Macbeth (s. d.) aus Privatrache ermordet; aber der älteste Sohn Duncan's, Malcolm Canmore, schlug später, von Siward, Grafen von Northumberland, unterstützt, Macbeth ins Hochland zurück, wo derselbe im Kampfe fiel. Die Thronerhebung Malcolm's III. Canmore war für S. von größtem Einfluß. Derselbe hatte am Hofe Eduard's des Bekenners gelebt und brachte engl. Bildung in die Heimat zurück. Als die Normannen 1066 England eroberten, begünstigte er den rechtmäßigen engl. Thronerben, Edgar Atheling, und nahm Tausende von flüchtigen Angelsachsen auf. Zwar gelang es ihm nicht, Wilhelm den Eroberer aus England zu vertreiben, aber er brachte von einem Kriegszuge nach Nordengland zahllose Gefangene mit, durch welche er sein Reich bevölkerte und civilisirte. Seitdem wurden engl. Sprache und Sitte in Niederschottland einheimisch, während im Hochlande altcelt. Eigenthümlichkeit und Wildheit fortdauerten. Nachdem Malcolm III. 1093 im Kriege gegen England gefallen, entstanden Thronstreitigkeiten, aus welchen 1124 der jüngste Sohn, David I., als allgemein anerkannter König hervorging. Derselbe erwarb mehrere nordengl. Besitzungen, die jedoch schon sein Enkel, Malcolm IV., der 1153 den Thron bestieg, nicht behaupten konnte. Nach Malcolm's Tode erhielt 1165 dessen Bruder, Wilhelm der Löwe, den schott. Thron. Weil ihm Heinrich II. von England die Verleihung der von David gewonnenen nordengl. Provinzen verweigerte, fiel er 1173 in England ein, wurde aber gefangen und auf das Schloß Falaise in der Normandie gebracht. Zwar erhielt er 1175 die Krone zurück, mußte sie aber als engl. Lehn annehmen.

Als König Johann von England mit Papst und Adel zerfiel, schloß sich Wilhelm's Nachfolger auf dem schott. Throne, Alexander II., der engl. Volkspartei an, drang 1216 im Vereine mit dem franz. Kronprinzen in Südengland ein, wurde aber 1217 durch den engl. Reichsverweser Pembroke zum Frieden genöthigt und schwur dem König Heinrich III. von England den Lehnseid. Die Vermählung Alexander's mit der Schwester Heinrich's III. sollte den Frieden befestigen. Nach Alexander's II. Tode fiel 1249 die schott. Krone dessen minderjährigem Sohne, Alexander III., zu, dem man Heinrich's III. von England Tochter zur Gemahlin gab. Im J. 1263 erschien König Hako von Norwegen mit bedeutender Macht an der Mündung des Clyde, um die Inseln Arran und Bute mit den zu Norwegen gehörenden Hebriden zu vereinigen. Alexander schlug den Feind auf der Westküste und erwarb für S. gegen jährlichen Zins sämmtliche Hebriden und die Insel Man. Alexander III. starb 1286 und hinterließ als Thronerbin ein Kind seiner mit Hako's Sohne vermählten Tochter, die achtjährige Prinzessin Margarethe

von Norwegen. Eduard I. von England, der die Gelegenheit zur künftigen Vereinigung S.s mit England gekommen sah, bewog 1290 die schott. Stände zu einer Verlobung der Prinzessin mit seinem ältesten Sohne. Die Prinzessin starb jedoch auf der Ueberfahrt von Norwegen auf den Orkaden, und nun drohten zwölf Kronprätendenten das schott. Reich in Verwirrung zu stürzen. Die nächsten Thronansprüche hatten die Abkömmlinge der Töchter des Grafen Huntingdon, des Bruders Wilhelm's des Löwen, nämlich: der Enkel der ältesten Tochter, John Baliol; der Sohn der zweiten Tochter, Robert Bruce, und der Sohn der jüngsten, John Hastings. Das schott. Parlament übertrug Eduard I. von England das Schiedsrichteramt, der 1291 dem meistberechtigten Baliol die schott. Krone zusprach und sich von demselben als Oberlehnsherrn von S. huldigen ließ. Da Baliol von Eduard zu sehr als Vasall behandelt wurde, verband er sich, um seine Unabhängigkeit zu erzwingen, 1295 mit Frankreich und eröffnete gegen Eduard den Krieg, erlitt aber 1296 bei Dunbar eine entscheidende Niederlage. Eduard I. ließ ihn das Bekenntniß der Verletzung seiner Lehnspflicht vor dem versammelten Volke auf dem Kirchhofe zu Montrose mündlich und schriftlich bestätigen und schickte ihn dann als Gefangenen nach London. S. erhielt nun einen engl. Statthalter und engl. Beamte; alle Urkunden, welche die Selbstständigkeit des Reichs bezeugten, wurden vernichtet. In dieser Lage erhob Will. Wallace (s. d.) 1297 die Fahne des Freiheitskampfes, siegte zwar bei Stirling, fand aber bei den uneinigen Großen wenig Unterstützung und wurde 1305 gefangen genommen und hingerichtet. Schon glaubte Eduard S. für immer unterworfen, als 1306 Robert Bruce (s. d.), der Sohn des frühern Prätendenten, an der Spitze des patriotischen Adels sein Thronrecht mit den Waffen geltend machte, die Engländer aus dem Lande trieb und als Robert I. sich die schott. Krone aufsetzen ließ. Eduard I. setzte den Kampf fort, konnte denselben aber, von Alter und Unglück gebeugt, nicht mit Kraft führen. Als sein Nachfolger, Eduard II., 1314 in S. einfiel, wurde er am Flüßchen Bannockburn gänzlich geschlagen. Dieser große Sieg befestigte die Dynastie und hob die Zuversicht der Schotten. Ein Parlament ordnete hierauf die Erbfolge und bestimmte, daß nach dem Aussterben von Bruce's Mannsstamme die Nachkommenschaft von dessen Tochter Marjoria den schott. Thron erben sollte. Bruce vermählte seine Tochter dem Reichshofmeister Walter, in dessen reicher und mächtiger Familie diese Reichswürde erblich geworden war und die davon den Namen Stewart oder Stuart (s. d.) empfangen hatte. Im Nov. 1327 kam zwischen England und S. der Friede von Newcastle zu Stande, in welchem England sämmtlichen Ansprüchen auf S. entsagte.

Robert Bruce vermochte nun sein im Innern der Auflösung nahes Reich, soweit es die sehr geringe Gewalt der Krone zuließ, zu ordnen. Er zügelte zuvörderst die Häuptlinge des Hochlandes, die vermöge der alten Stamm- oder Clanverfassung fast unabhängig waren. In Niederschottland hatte zwar das Lehnwesen weniger durch Gesetze als durch den Lauf und Charakter der Zeit Wurzel gefaßt und den Adel an die Krone gekettet; allein die Barone waren durch die Ausdehnung ihrer Territorien und die Stärke ihres Kriegsgefolgs so mächtig, daß sie dem Gesetze wie dem Könige trotzten. Um seine Macht im Parlament zu stärken, berief der König 1326 auch 15 Abgeordnete der größern Städte in dasselbe, welche aber dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber noch nichts vermochten. Mit Bruce's Tode, dem 1329 sein fünfjähriger Sohn, David II., folgte, ging das Reich neuen Unruhen entgegen. Bruce hatte die während der Usurpation Eduard's I. zahlreich eingedrungenen Engländer aus ihren Gütern vertrieben, und diese boten bei der Schwäche des Reichsverwesers Grafen von Mar dem Eduard Baliol, einem Sohne des vormaligen Königs Baliol, die schott. Krone an. Von dem engl. Hofe reichlich unterstützt, landete der junge Baliol im Aug. 1332 in der Grafschaft Fife, schlug den Reichsverweser und ließ sich von seiner Partei zu Scone krönen. Baliol suchte sich zu befestigen, indem er die engl. Oberherrlichkeit anerkannte, Eduard III. die Huldigung leistete und Schloß und Stadt Berwick an England abtrat. Hierüber erbittert, ergriff ein Theil der Großen unter Andr. Murray, David's Oheim, die Waffen gegen Baliol und gegen England, mußte aber unterliegen. Man schaffte den jungen König nach Frankreich, wo ihn Philipp VI. gut aufnahm und fortan seine Sache unterstützte. David II. kehrte 1342 nach S. zurück und Baliol sah sich jetzt gänzlich verdrängt. Während Eduard III. von England 1346 Calais belagerte, ließ sich David zu einem Rachezuge nach England verleiten, auf welchem er zu Durham gefangen wurde. Dessenungeachtet vermochte Baliol den Thron nicht mehr zu behaupten und legte 1356 sein Anrecht in die Hände seines Lehnsherrn nieder. Eduard III., gab, des Friedens bedürftig, 1357 dem Könige David II. Freiheit und Krone unter der Bedingung zurück, daß er, für den Fall, daß er kinderlos sterbe, die engl. Dynastie zum Erben des schott. Throns einsetzte. Als

aber David II. 1370 starb, erklärten sich die schott. Stände gegen die Annahme jener Bestimmung und setzten, gemäß dem unter Rob. Bruce verfaßten Erbfolgestatut, das Haus Stuart in der Person Robert's II., des Sohnes Marjoria's, auf den Thron.

Mit Erhebung der Stuarts begann in S. der lange Kampf der Krone gegen den übermächtigen Adel, der bei den häufigen Minderjährigkeiten der Könige immer wieder Gelegenheit zu Aufständen fand. Robert II. führte, von Frankreich gedrängt, fast ununterbrochen Krieg mit England. Ihm folgte 1390 sein Sohn Robert III., der die Regierung dem jüngern Bruder, dem nachherigen Herzog von Albany, überließ. Der kurze Friede entfesselte bald die Zwietracht der Großen, besonders der Häuptlinge und Stämme des Hochlandes, wodurch manche Clans ganz ausgerottet wurden. Robert sah sich von dem Ehrgeize seines Bruders Albany bedroht. Letzterer hatte den Kronprinzen, den Herzog von Rothsay, unter dem Vorwande, ihn zu bessern, eingesperrt und ihn wahrscheinlich umbringen lassen. Der König schickte deshalb seinen jüngern Sohn, Jakob, zur Sicherstellung und Erziehung nach Frankreich; aber der Prinz fiel den Engländern in die Hände und wurde von Heinrich IV. zurückgehalten. Robert III. starb bald darauf aus Gram. Das Parlament erklärte zwar den gefangenen Jakob I. (s. d.) zum Könige, doch unternahm der Reichsverweser Albany nichts für dessen Befreiung. Auch Heinrich V. hielt, um bei den Unternehmungen gegen Frankreich gesichert zu sein, den schott. Thronerben zurück und begünstigte die Anschläge Albany's. Nach Albany's Tode übernahm dessen schwacher Sohn, Murdoch, die Verwaltung, war aber nach einer vierjährigen Regierung des Amts müde und wirkte deshalb 1424 die Rückkehr des Königs aus. Jakob I. besaß Bildung und Charakter und suchte sogleich sein Reich aus dem Verfall zu heben. Er stärkte die Königsgewalt durch rücksichtslose Einziehung der an die Großen verschleuderten Krongüter, bändigte die Hochländer, rottete die zahlreichen Räuberhorden aus und ordnete nach engl. Muster die Verwaltung, ohne an der Feudalverfassung zu rühren. Jakob unterstützte auch die Entwickelung der Gewerbe durch Gesetze und Begünstigung der Städte. Um den Schotten Gelegenheit zu gelehrter Ausbildung in der Heimat zu geben, pflegte er besonders die erst 1410 gestiftete Hochschule Aberdeen. Seine großen Entwürfe blieben jedoch unvollendet, da er 1436 durch Verschworene, die er durch Güterreinziehungen beleidigt hatte, umkam. Für den zweijährigen Sohn, Jakob II., bemächtigten sich die Räthe Erichton und Livingston des Staatsruders. Dieselben bekämpften sich erst untereinander und verbanden sich dann zum Sturze des mächtigen Hauses Douglas (s. d.), das offenbar die Stuarts vom Throne zu drängen suchte. Der junge König stieß 1452 den übermüthigen Douglas eigenhändig nieder, doch erstand dieses Haus in dem Seitenzweige Angus nur um so kräftiger. Jakob II. starb 1460 vor Roxburgh durch das Zerspringen einer Kanone. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Jakob's III., war das Reich abermals der Schauplatz wüster Zerwürfnisse. Der König heirathete 1470 die dän. Prinzessin Margarethe und erhielt als Mitgift die Orkaden und die Shetlandinseln. Gegen den Adel argwöhnisch, hingegen mit Vorliebe den Künsten ergeben, lebte Jakob zu Stirling nur mit Gelehrten und Künstlern, welche Zurücksetzung des Adels zu einer Verschwörung der königl. Brüder, des Grafen von Mar und des Herzogs von Albany, führte. Ersterer kam 1477 im Gefängnisse um; Albany floh nach Frankreich, später nach England. Hier bewog er Eduard IV. zum Kriege gegen S., begleitete das Heer und zog nach dem Feldzuge die mißvergnügten Großen an sich. Im J. 1488 schlugen die Empörer Jakob III. bei Stirling und tödteten ihn auf der Flucht.

Der junge König, Jakob IV., war selbst bei dem Sturze des Vaters thätig gewesen, weshalb sich anfangs die Hochländer seiner Thronbesteigung widersetzten. Er liebte ritterlichen Glanz und zog den Adel an den Hof, sodaß die alte Feindschaft zu erlöschen schien. Durch die Aufnahme des engl. Prätendenten Perkin Warbeck verwickelte sich Jakob muthwillig in einen Krieg mit Heinrich VII. von England, dem aber schon 1502 ein neuer Friede und die Vermählung Jakob's mit Heinrich's Tochter folgten. Mit der Thronbesteigung Heinrich's VIII. von England, der die alten Ansprüche auf S. zu erheben gedachte, schloß sich Jakob dem Könige Ludwig XII. von Frankreich an, schickte demselben ein Hülfsheer und fiel 1513 selbst in England ein, wo er 9. Sept. am Berge Flodden mit der Blüte seines Adels erschlagen wurde. Für den zweijährigen Jakob V. übernahm nun die Königin-Witwe, Margarethe, die Regierung; nächstdem besaßen der Cardinal Beaton und der Graf Arran, ein Urenkel Jakob's II., großen Einfluß. Ein Jahr später heirathete die Königin-Mutter, Margarethe, den Grafen Angus und verschaffte demselben die Regierungsgewalt. Der eifersüchtige Adel erhob 1515 den Herzog von Albany, einen Neffen Jakob's III., zum Regenten, der sich an Frankreich anschloß, 1524 aber gestürzt wurde. Angus bemächtigte sich nun abermals der Gewalt und des jungen Königs.

Letzterer machte sich 1528 frei und ergriff, von seinen Freunden geleitet und von Rache gegen die Großen erfüllt, das Staatsruder. Der Fall des Hauses Angus war die nächste Folge. Als Heinrich VIII. von England seinen Neffen zur Einführung der Kirchenreformation aufforderte, lehnte Jakob dies ab. Dagegen verband er sich enger mit dem kath. Frankreich und heirathete zuerst eine Tochter des Königs Franz I. von Frankreich und nach deren Tode die Prinzessin Marie von Guise. Heinrich VIII. eröffnete endlich 1540 gegen seinen Neffen den Krieg. Jakob rüstete sich zwar 1542, von der Geistlichkeit reichlich unterstützt, zu einem Einfall in England; aber der Adel weigerte sich, außer Landes zu kämpfen, und der Feldzug nahm einen schimpflichen Ausgang. In tiefe Schwermuth versenkt, starb Jakob V. 1542. Er hinterließ das nach außen von England, im Innern von kirchlichen Wirren bedrohte Reich seiner minderjährigen Tochter, Maria Stuart (s. d.), für welche Beaton auf Grund eines wahrscheinlich untergeschobenen Testaments die Zügel der Regierung ergriff.

Der schott. Klerus war stets vom röm. Stuhle ziemlich unabhängig gewesen. Eine Nationalsynode leitete die kirchlichen Angelegenheiten, bis 1468 mit heftigem Widerstande das Erzbisthum St.-Andrews gegründet wurde. Die Kirche war von jeher von den Königen abhängig, die ausschließend die kirchlichen Würden vergaben. Doch betrachteten jene die Kirche, dem übermächtigen Adel gegenüber, als Verbündete und ergriffen darum jede Gelegenheit, das Ansehen und den Reichthum derselben zu stärken. Zu Anfange des 16. Jahrh. besaß die schott. Geistlichkeit fast die Hälfte des ganzen Grundeigenthums, was die Furcht und die Eifersucht des Adels und den Unwillen des gedrückten Bürgerthums erregte. Außerdem befand sich in S. das alte Kirchenthum in noch tieferm Verfall als in andern Ländern. Die Priester waren ohne Bildung, lebten in Ueppigkeit und erhielten das gemeine Volk im rohesten Aberglauben. Mit der Reformation in Deutschland und England wandten sich auch in S., wo die Wicliffiten bereits vorgearbeitet, die Höherstehenden und Gebildeten den neuen Religionsideen zu, welche von Patrik Hamilton, einem Schüler Luther's und Melanchthon's (1516), und von dem eifrigen John Knox (s. d.), einem Schüler Calvin's, verbreitet wurden. Wiewol Beaton die neue Lehre mit Feuer und Schwert verfolgte, schlug doch die Reformation unter dem Schutze des Adels bis zum Tode Jakob's V. feste Wurzel. Die Regierungsgewalt war in S. noch zu schwach, die Macht des Adels zu groß, als daß die Hofpolitik hätte durchdringen können. Mit Hülfe der Großen eignete sich alsbald Jak. Hamilton, Graf von Arran, ein schwacher Mann, der aber dem Throne nahe stand, das Amt des Reichsverwesers zu und verlobte, um den franz. Einfluß zu lähmen, die junge Königin Maria Stuart mit dem Sohne Heinrich's VIII. von England. Die Anschläge Heinrich's auf die Unabhängigkeit S.s führten jedoch schon 1543 einen Bruch herbei; Arran trat zum Katholicismus zurück und verband sich mit der franz. Partei und der Königin-Mutter, Marie von Guise. Nach Heinrich's VIII. Tode versuchte der engl. Reichsverweser Somerset nochmals, die Hand der jungen schott. Königin für den jungen Eduard VI. von England zu erwerben. Weil er aber zugleich die alten polit. Ansprüche vorbrachte, kam es sogar zum Kriege, in welchem die Schotten 1547 bei Pinkey geschlagen wurden. Diese Niederlage brachte S. gänzlich auf die Seite Frankreichs. Die schott. Thronerbin wurde nach Frankreich gebracht und dort mit dem ältesten Sohne Heinrich's II., dem nachherigen Franz II., verlobt. Während sich die Gebrüder Guise, die eifrigsten Träger des Katholicismus, zu Vormündern der jungen Maria Stuart aufwarfen, gewann die Königin-Mutter durch Schmeichelei die schott. Protestanten, sodaß sie 1554 an Arran's Stelle die Regentschaft übernehmen durfte. Noch mehr befestigte sich die Macht der Regentin und der Einfluß Frankreichs, als Maria Stuart 1558 mit dem franz. Kronprinzen vermählt wurde. Auf Anstiften ihrer Oheime, der Guisen, unterzeichnete hierbei Maria Stuart eine Urkunde, nach welcher im Falle ihres kinderlosen Todes das schott. Reich an Frankreich fallen sollte. In Rücksicht ihrer Erbansprüche auf den engl. Thron nahm sie mit ihrem Gemahl zugleich den engl. Königstitel an und zog sich dadurch die verhängnißvolle Feindschaft der Königin Elisabeth von England zu. Nach der Vermählung ihrer Tochter hielt sich auch die Regentin S.s für stark genug, um ihre und ihrer Brüder Gesinnungen gegen den schott. Protestantismus zu offenbaren. Mit Hülfe des Grafen Arran und dessen Bruders, des Erzbischofs von St.-Andrews, stellte sie die strengen Ketzergesetze her und errichtete ein Glaubensgericht zur Bestrafung der abgefallenen Geistlichen. Ein Aufruhr, den 1559 die Verurtheilung eines Predigers zu Perth veranlaßte, rief endlich den prot. Adel unter die Waffen. Die Regentin wurde durch franz. Hülfstruppen unterstützt; die Congregation der schott. Protestanten wandte sich um Hülfe nach England. Im Jan. 1560 erschien eine engl. Flotte an den schott. Küsten, worauf die franz. Truppen

sich nach Leith zurückziehen mußten. In diesen Wirren starb die Regentin Marie von Guise 11. Juni 1560. Die engl. und franz. Bevollmächtigten und die schott. Stände schlossen endlich 30. Juli 1560 den Edinburgher Vertrag, wonach die franz. Truppen aus S. abziehen, Franz und Maria die Wappen von England und Irland nicht mehr führen, in Abwesenheit der Königin ein ständischer Ausschuß das Land verwalten und künftig nur mit Beirath der Stände über Krieg und Frieden entschieden werden sollte. Darauf trat das Parlament zusammen, beschloß die Durchführung der calvinistischen Lehre und Einrichtungen und schaffte die bischöfl. Jurisdiction ab. Der Sieg des Protestantismus war hiermit entschieden; nur im Hochlande bewahrte der alte Glaube noch eine starke Partei. Unter dem Einflusse Knox' wurde die Presbyterialkirche eingeführt. Die Hälfte der Kirchengüter fiel in die Hände des prot. Adels.

Franz und Maria aber ratificirten diesen Vertrag nicht und gaben das Wappen von England und Irland nicht auf. Schon hofften die Katholiken auf Frankreichs Einschreiten, als der Tod Franz' II. die Königin Maria Stuart 1561 auf ihren angestammten Thron zurückführte. Angefeindet und verlassen, mußte sie versprechen, den Zustand der schott. Kirche, wie sie ihn bei der Ankunft gefunden, nicht zu stören. Auch sah sie sich genöthigt, die Leitung des Staats den Protestanten zu überlassen. Ihr Halbbruder, Jak. Stuart, den sie zum Grafen von Murray erhob, und der gewandte Maitland standen an der Spitze der Verwaltung. Erst die Vermählung der Königin mit Darnley, dem Sohne des Grafen Lennox, störte ernstlich das friedliche Verhältniß. Darnley verdrängte Murray und dessen Freunde von der Staatsverwaltung und begünstigte dagegen bei Hofe die Katholiken, die zur Herstellung des alten Kirchenthums antrieben. Dagegen erhob sich Murray und seine Anhänger. Aber ihre Truppen wurden von dem Heere der Königin zerstreut und die Häupter des Aufstandes zur Flucht nach England gezwungen, wo sie die Königin Elisabeth gut aufnahm. Dieser Sieg und die Ermunterungen aus Frankreich ließen Maria Stuart die frühere Mäßigung gänzlich vergessen; sie traf offen Anstalten, um das Land dem Katholicismus mit Gewalt zu unterwerfen. Ihre persönlichen Verhältnisse, die Ermordung Rizzio's (s. d.), ihr Liebeshandel mit dem Grafen Bothwell, 1567 die geheimnißvolle Ermordung König Darnley's, die Vermählung Maria's mit dem allgemein als Darnley's Mörder bezeichneten Bothwell, gaben jedoch ihrem eigenen Schicksal und dem ihres Landes eine neue Wendung. Diese Heirath verletzte alle Stände des Volks aufs tiefste. Als sich Bothwell sogar des jungen Thronerben, des Sohnes Maria's aus der Ehe mit Darnley, zu bemächtigen suchte, zog der Adel ein Heer zusammen, das im Juni 1567 zu Carberry auf die Truppen der Königin stieß. Letztere verriethen wenig Kampflust, und Maria mußte sich den Verblindeten ergeben und wurde auf dem Schlosse Lochleven verwahrt. Die Sieger bemächtigten sich nun der öffentlichen Gewalt, zwangen die Königin zur Thronentsagung und erhoben für den minderjährigen Jakob VI. den Grafen Murray zum Reichsverweser, der die Regierung mit starker Hand führte. Das Haus Hamilton (s. d.), dessen Haupt der frühere Reichsverweser Arran war, setzte zwar die Königin wieder in Freiheit und brachte aus deren Anhängern ein ziemlich starkes Truppencorps zusammen; dasselbe wurde jedoch von Murray im Mai 1568 bei Langside zerstreut. Maria suchte Schutz bei Elisabeth von England, die sich jetzt zur Schiedsrichterin in den schott. Wirren aufwarf und Murray bewog, als der Verfolger seiner Halbschwester aufzutreten. Im J. 1570 wurde dieser durch einen Hamilton aus Privatrache und Parteiwuth ermordet, wodurch S. in neue Zerrüttung gestürzt wurde. Durch Elisabeth's Einfluß wurde der Graf Lennox, der Todfeind Maria's, zum Reichsverweser ernannt, fiel aber alsbald bei einem Angriffe der Gegenpartei auf Stirling durch Mörderhand. Der gemäßigte Graf Mar trat jetzt an die Spitze der Regierung. Derselbe starb jedoch schon 1572 und erhielt den strengen Morton zum Nachfolger. Morton vernichtete die Partei Maria's für immer, beschränkte aber auch den Presbyterianismus, wirkte für die Einführung des Episkopats und erbitterte den Adel außerdem durch Härte und Habsucht. Eine Art Palastrevolution stürzte ihn 1578, und der zwölfjährige König übernahm nun selbst die Regierung und erhielt zur Unterstützung einen Staatsrath von zwölf Großen. Hofintriguen, bei denen die engl. Königin mitwirkte, und eine Günstlingswirthschaft, die den jungen König verdarb und das Reich wiederholt erschütterte, waren die Folge der übereilten Veränderung. Elisabeth, von den kath. Mächten bedroht, schloß 1586 mit Jakob VI. ein Bündniß zur Vertheidigung des prot. Glaubens und wußte denselben durch ein Jahrgeld und das Versprechen, ihn zum Erben der engl. Krone einzusetzen, so einzunehmen, daß er sogar zur Hinrichtung seiner Mutter (Febr. 1587) schwieg. Die geheime Begünstigung der Katholiken von seiten des Hofs und das offene Streben des Königs, die Freiheit der Presbyterialkirche durch die Einführung des Episkopats zu

untergraben, erhielten im Innern fortwährend den Aufruhr und unheilvolle Spaltungen. Um die seit der Reformation noch vergrößerte Macht des hohen Adels im Parlament zu brechen, erneuerte der König die von Jakob I. angeordnete, aber nicht ausgeführte Maßregel, nach welcher auch die Abgeordneten des niedern Adels ins Parlament aufgenommen wurden. Durch diese wichtige Veränderung kamen zuvörderst mehrere wesentliche Beschränkungen der Kirche zu Stande, wie das Verbot, Kirchenversammlungen ohne Einwilligung des Königs zu halten, und die Ernennung der Prediger in den Hauptstädten durch die Krone. Nach mehrjährigen Unterhandlungen rückte endlich auch Jakob VI. seinem Hauptziele, der Einführung der bischöfl. Verfassung, näher, indem er 1600 vom Parlament das Recht erhielt, diejenigen Prediger, welchen er die alten Bischofssitze und Abteien verleihen würde, ins Parlament zu berufen. Der Tod Elisabeth's (1603), die ihren nächsten Verwandten, den König von S., zum Thronerben eingesetzt hatte, hemmte für den Augenblick die kirchliche Reaction. Die Vereinigung beider Kronen, für welche 300 Jahre vergeblich gekämpft worden war, sollte jetzt friedlich erreicht werden.

Jakob I. (s. d.), wie sich der schott. König nun nannte, verließ sein Stammland im tiefsten Verfall. Der Ackerbau und die Gewerbe lagen danieder; die Ausfuhr beschränkte sich nur auf Rohproducte, Wolle, Häute und Fische. Die Vernachlässigung, welche fortan S. erfuhr, lähmte die materielle Entfaltung des Landes noch mehr. Außerdem verlor der Adel dem nun übermächtigen Könige gegenüber seine gewaltige Stellung. Mit diesem Verfall des Feudalwesens und der Verwandlung der Barone in üppige Hofleute begann die Bedrückung und Auspressung der Grundholden in einer Weise, wie es bisher in S. unerhört gewesen. Seit der Einführung der Reformation hatten sich in S. eine einheimische Literatur und die Pflege der Wissenschaft erhoben. Auch dieser geistige Aufschwung der Nation wurde gelähmt, weil der Hof auswanderte und engl. Sprache und Literatur das einheimische Element vollends verdrängten. Der König schlug schon 1604 die völlige Vereinigung beider Reiche vor, was die Schotten ablehnten, da das engl. Parlament die Gleichheit der Gesetze zur Bedingung machte. Beide Länder behielten ihre eigene Verfassung und Verwaltung. Karl I. (s. d.) verfolgte seit 1625 die Politik seines Vaters, welcher die presbyterianische Kirchenverfassung in S. zu stürzen und die Episkopalkirche einzuführen suchte. Auf Anstiften des engl. Bischofs Laud, der als heimlicher Katholik galt, führte der König Kirchengebräuche ein, die an den Pomp des Papstthums erinnerten. Ein Aufruhr, den 1637 die Einführung der neuen Kirchengebräuche zu Edinburgh veranlaßte, hatte die Errichtung einer revolutionären Ständecommission zur Folge, die mit dem Staatsrath in Unterhandlung trat. Inmitten einer ungeheuern Aufregung erneuerte man 1638 die Beschwörung des Glaubensbundes von 1581, des sog. Covenant, der sich schnell über das ganze Land verbreitete. Nach langen Unterhandlungen zog 1640, unter Anführung Leslie's und Montrose's, ein schott. Glaubensheer über die Grenze, das die königl. Truppen zerstreute und sich zu Newcastle festsetzte. Das engl. Parlament fand die Anwesenheit der Schotten für seine Zwecke so günstig, daß dieselben erst zu Ende 1641 das Land verließen. Karl mußte jetzt in die Herstellung der reinen Presbyterialkirche und in eine wichtige Veränderung der schott. Verfassung willigen. Das Parlament, das die Könige bisher nach Willkür beriefen, sollte sich fortan von drei zu drei Jahren versammeln; ein beständiger Ausschuß sollte die Verwaltung überwachen; die hohen Beamten sollten nur unter Mitwirkung der Stände ernannt werden. Der völlige Ausbruch der Revolution in England riß auch die Schotten zu weitern Schritten fort. Im J. 1643 kam zwischen den Schotten und dem engl. Parlament ein Bündniß zu Stande. Von Leslie geführt, vereinigte sich 1644 das schott. Heer mit den engl. Parlamentstruppen und half die Königlichen zu Marston-Moore schlagen. Während dieser Vorgänge erhob Montrose an der Spitze der Hochländer in S. die königl. Fahne mit Glück, bis ihn Leslie im Sept. 1645 bei Philiphaugh vernichtete. König Karl I. sah nun keinen andern Ausweg, als sich nach der Niederlage bei Naseby dem schott. Heere zu übergeben, das ihn 1647 an das engl. Parlament auslieferte. Der Gang der Revolution, der selbst den Presbyterianismus bedrohte, brachte indessen die Schotten bald mit den engl. Machthabern, den Independenten, in Zwiespalt. Die Schotten wollten wol die Beschränkung, aber nicht die Vernichtung der königl. Gewalt. Das schott. Parlament trat deshalb mit dem gefangenen König in Unterhandlung und schickte, nachdem Karl die Bestätigung des Covenants versprochen, den Herzog von Hamilton mit einem Heere nach England, das aber Cromwell bei Preston schlug. Nach Karl's I. Hinrichtung boten die Schotten dessen Sohn, Karl II. (s. d.), ihre Krone unter der Bedingung an, daß er den Covenant beschwöre. Dieser zögerte; ein royalistischer Aufstand unter Montrose mislang, und nun erst kam Karl nach S. und unterschrieb den Covenant. Cromwell erschien

jedoch 1650 mit einem engl. Heere, schlug 3. Sept. 1650 Leslie bei Dunbar und 3. Sept. 1651 Karl bei Worcester. Monk vollendete hierauf die Unterwerfung S.s, das nun sieben Jahre hindurch unter dem eisernen Regimente Cromwell's sich ruhig verhalten mußte.

Nach dem Tode des Protectors Cromwell unterstützten die Schotten das Unternehmen Monk's zu Gunsten Karl's II. und ließen 1660 die Restauration des Königthums ohne allen Vorbehalt vor sich gehen. Dessenungeachtet nahm gerade in S. die polit. und kirchliche Reaction, welche der Hof begann, die blutigste Wendung und stürzte das Volk in unabsehbare Zerrüttung. Der Statthalter Middleton und der Graf Clarendon führten trotz des Widerstandes den Episkopat ein und ein corrumpirtes Parlament genehmigte den Widerruf aller seit 1640 getroffenen Veränderungen. Eine besondere Behörde untersuchte das Benehmen aller Theilnehmer an der Revolution und verhängte die willkürlichsten Geldstrafen. Die presbyterianischen Prediger, welche sich dem Episkopat widersetzten, wurden aus den Aemtern getrieben, sodaß die Hälfte der Kirchen verwaist stand. Endlich setzte sogar der Erzbischof Sharp ein Glaubensgericht ein und ließ die Widerspenstigen, die nicht die bischöfl. Kirchen besuchten, auspeitschen. Seit 1666 erfolgten mehrere Aufstände der Presbyterianer, die mit Feuer und Schwert unterdrückt wurden. Sharp wurde 1679 ermordet; aber der Herzog von Monmouth schlug im nämlichen Jahre die Covenanter bei der Bothwellbrücke. Noch schlimmer wurden für S. die Aussichten, als der kath. Jakob II. (s. d.) 1685 den Thron bestieg. Derselbe verweigerte den schott. Krönungseid als seinem Gewissen zuwider, arbeitete am Umsturze der Verfassung, führte die Jesuiten ein und gab eine Toleranzacte, die nur die Wiederherstellung des Papstthums bezweckte. Als 1688 die Nachricht von der Entthronung Jakob's nach S. kam, brach die Wuth des Volks gegen die Werkzeuge der Unterdrückung aus. Das Parlament sprach Wilhelm III. (s. d.) und dessen Gemahlin die schott. Krone und der Prinzessin Anna das Erbfolgerecht zu. Wilhelm III. bestätigte, wiewol mit Widerstreben, die Presbyterialverfassung und verletzte dadurch die Bischöflichen, die nun mit den Katholiken des Hochlandes zur Herstellung der Stuarts gemeinschaftliche Sache machten. Lord Dundee sammelte im Hochlande ein beträchtliches Heer, schlug 1689 die Truppen Wilhelm's III. bei Gillicranky, verlor aber in einem zweiten Treffen 1690 Sieg und Leben. Die blutige Härte, womit Wilhelm III. die Häuptlinge des Hochlandes strafte, seine Missachtung des schott. Handelsinteresses und die Willkür, welche seine Minister und Beamten üben durften, entzogen ihm jedoch sehr bald auch die Herzen der Presbyterianer. Alle Parteien beklagten den Verlust polit. Selbstständigkeit und trachteten danach, die schott. Krone von der Englands wieder zu trennen. Schon Wilhelm III. ging deshalb mit dem Plane um, die völlige Vereinigung beider Reiche durchzuführen; allein er starb 1702 und hinterließ diese Angelegenheit seiner Nachfolgerin Anna (s. d.). Im J. 1704 verwarf jedoch das schott. Parlament das engl. Erbfolgestatut, nach welchem die Krone an das prot. Haus Braunschweig (Hannover) gelangen sollte. Hingegen kam das sog. Sicherheitsgesetz zu Stande, in welchem sich die Schotten vorbehielten, nach dem Tode der Königin die Thronfolge von der Wahl Englands unabhängig zu ordnen. Die Zusammensetzung des schott. Parlaments, in dem seit Jakob's I. Anordnung der arme Adel immer mehr das Uebergewicht erlangte, gab der engl. Regierung Gelegenheit, die Union der beiden Reiche durch Bestechung der schott. Abgeordneten durchzusetzen. Das engl. und das schott. Parlament ernannten 1706 zu gleichen Theilen eine Commission von 32 Personen, die vom 29. April bis 2. Aug. eine Unionsacte entwarf. Diese Acte wurde 27. Jan. 1707 vom schott., am 16. März vom engl. Parlament angenommen, und schon 12. Mai trat die Union gesetzlich ins Leben. S. und England wurden hiernach auf ewig zu einem Reiche unter dem Namen Großbritannien vereinigt. Die Thronfolge sollte auf dem Hause Braunschweig beruhen, und jeder Katholik sollte ausgeschlossen sein. Alle Unterthanen des vereinigten Reichs genossen fortan gleiche Rechte und Privilegien, besonders rücksichtlich des Handels und der Zölle. Zu den Staatslasten sollte S. den 40. Theil beitragen. Die Schotten durften ihre Gerichtsverfassung und Privatgesetze behalten. Das vereinigte Reich sollte durch Ein Parlament repräsentirt werden; 16 schott. Peers sollten im Oberhause, 45 Abgeordnete der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhause Sitz nehmen. Mit dieser Vereinigung begann das schott. Volk ein neues, kräftiges Dasein zu entfalten. Nun erst konnte unter einer Gesetzgebung, die nicht nur den Adel und die Krone begünstigte, das Bürgerthum und die allgemeine Wohlfahrt gedeihen. Dessenungeachtet hielt das Volk die Union noch lange für ein Uebel, und wie zahlreich und mächtig die Jakobiten (s. d.), die Anhänger des gestürzten Königsgeschlechts (s. Jakob III. und Edward), blieben, bewiesen die Aufstände in den J. 1715 und 1745. (S. Großbritannien.) Vgl. die Geschichtswerke von Buchanan (Edinb. 1582),

Hume (Lond. 1657), Guthrie (10 Bde., Lond. 1767), Dalrymple (2 Bde., Edinb. 1776—79), Robertson (2 Bde., Lond. 1758), Pinkerton (2 Bde., Lond. 1797), Heron (6 Bde., Perth 1794—99), Laing (4 Bde., Lond. 1804; neue Aufl. 1819), Chalmers (2 Bde., Edinb. 1807—10), Mackintosh (2. Aufl., Lond. 1822); ferner Tytler, «History of Scotland from the accession of Alexander II. to the union of the crowns» (8 Bde., Edinb. 1826—34; 3. Aufl. 1845); Lindau, «Geschichte S.'s» (4 Bde., Dresd. 1827); Scott, «History of Scotland» (2 Bde., Lond. 1830; deutsch von Bärmann, 7 Bde., Zwick. 1830); endlich als die besten neuern Werke: Chambers, «Domestic annals of Scotland from the reformation to the revolution» (3 Bde., Edinb. 1859—61); Burton, «History of Scotland» (7 Bde., Lond. 1867—70; 2. Aufl., 8 Bde., Lond. und Edinb. 1873—74); Mackenzie, «History of Scotland» (Edinb. 1867); Burns, «Scotish war of independents. Its antecedents and effects» (2 Bde., Glasgow 1874). Die älteste Geschichte S.s behandeln: Leslie, «The early races of Scotland» (2 Bde., Edinb. 1866), und Skene, Celtic Scotland. History of ancient Alban» (2 Bde., Edinb. 1876—77).

Schottische Dichter. Während in dem nördl. Schottland noch bis jetzt eine celt. Mundart gesprochen wird, hatte sich in dem südl. Theile des Landes schon seit dem 11. Jahrh. das Angelsächsische eingebürgert, welches sich durch die zahlreichen Einwanderer aus England immer mehr verbreitete. Die Sprache, die in der größern und bevölkertern Hälfte Schottlands geredet ward, zeichnete sich zwar durch manche dialektische Eigenthümlichkeiten aus, war aber in ihren Hauptzügen englisch, wie ihre ältesten Denkmäler, die aus dem 13. bis 14. Jahrh. stammen, beweisen. Von den Gedichten des Thomas von Ercildoune, genannt der Reimer, der gegen das J. 1300 lebte, haben sich allerdings nur einige Verse von höchst zweifelhafter Echtheit erhalten; dagegen hinterließ John Barbour, Archidiakonus von Aberdeen (1357), zwei größere Gedichte in schott. Mundart, wovon wir das zweite, welches die Heldenthaten Robert Bruce's besingt, noch vollständig besitzen. Es ist dies eine gereimte Chronik, welche auch als eine der Hauptquellen zur schott. Geschichte Werth hat; sie wurde 1375 vollendet und besteht aus 7000 achtsilbigen Zeilen, deren Sprache von der der gleichzeitigen engl. Dichter, z. B. Chaucer's, wenig abweicht. Von ähnlichem Charakter ist die um 1420 von dem Geistlichen Andrew Wyntoun geschriebene «Orygynale Cronykil of Scotland». Große Popularität erwarb sich ein Volksepos von ganz nationalem Charakter über den Helden Wallace, dessen Ursprung in das J. 1460 fällt, und dessen nur unter dem Namen des blinden Harry bekannter Verfasser ein wandernder Minstrel oder Bänkelsänger war. Sein Gedicht ist in einer von W. Hamilton besorgten Bearbeitung noch heute ein Lieblingsbuch des schott. Landvolks.

Eine glänzende, wenngleich kurze Epoche beginnt für die schott. Dichtkunst zu Anfang des 16. Jahrh. mit William Dunbar. Am Hofe Jakob's IV. angestellt, wurde er von diesem Monarchen vielfach in diplomatischen Missionen nach England und dem Continent verwendet und starb um 1520. Seine Werke, von denen 1834 eine vollständige von David Laing besorgte Ausgabe erschien, bestehen hauptsächlich in allegorischen und moralischen Gedichten, die sich theils durch lebhafte Schilderungen und kräftigen Ausdruck empfehlen, theils durch tiefes Gefühl und einen an Schwermuth grenzenden Ernst bezeichnet sind. Seine poetischen Erzählungen sind in der Art des Boccaccio gehalten und nicht frei von Sittenlosigkeit. Gleichzeitig mit ihm glänzte als Dichter Gavin Douglas, Bischof von Dunkeld (gest. 1522), der sich vornehmlich durch die Uebersetzung der Aeneide in schott. Verse verdient machte, dessen Stil aber durch Latinismen entstellt wird. Robert Henryson, Schulmeister zu Dunfermline, schrieb «The testament of Cresseid», als Fortsetzung von Chaucer's romantischem Gedicht «Troylus and Cresseid», und eine Reihe von Fabeln, in welchen sich glücklicher Humor mit einer reinen Moral verbindet. Alexander Scot's Liebesgedichte erwarben ihm den Beinamen des schott. Anakreon. Sir David Lyndsay (gest. 1555) schrieb satirische Gedichte, die meist gegen den kath. Klerus gerichtet waren, wie «Kittie's confession» (1541); ja in dem satirischen Drama «The three estates», welches 1535 öffentlich aufgeführt wurde, wagte er sogar, König, Adel und Geistlichkeit gleichmäßig zu verspotten. Während der ganzen zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war das Land von innern Fehden zerrissen, die alle Poesie verscheuchten, und der starre Geist des Calvinismus, der sich mit der Reformation festsetzte, ließ das Drama nicht aufkommen; auf welchem Gebiete die engl. Dichter so wunderbare Erfolge errangen. Sir Richard Maitland (gest. 1586) und Alexander Hume (gest. 1609) schrieben nur religiöse und moralische Gedichte. Von Alexander Montgomerie hat man eine ziemlich schwache Allegorie «The cherrie and the slae» (1597), die sich indeß durch Glätte der Diction und ansprechenden Versbau empfiehlt;

Jakob's VI. «Essayes of a prentice in the divine art of poesie» (1584) sind nur dadurch merkwürdig, daß sie von einem Könige geschrieben wurden. Nachdem dieser Fürst den engl. Thron bestiegen und den Hof nach London übersiedelte, hörte die gebildete Welt, die stets das Lateinische vorgezogen hatte, ganz auf, sich der heimatlichen Mundart zu ihren schriftstellerischen Producten zu bedienen. Auch jetzt schrieben Arthur Johnstone und einige andere nach Buchanan's (s. d.) Beispiel lat. Verse; aber Sir Robert Ayton (gest. 1638), William Drummond (gest. 1649) und alle übrigen Schotten, die sich im 17. Jahrh. durch poetisches Talent auszeichneten, schlossen sich der gleichzeitigen engl. Dichterschule an. Während daher die engl. Sprache immer sorgfältiger bearbeitet wurde, sank das Schottische zu einer lingua rustica herab, der man in der Literatur keinen Platz mehr gönnte.

Fast ein Jahrhundert lang hatte die schott. Muse geschwiegen oder sich nur schwach vernehmen lassen, als der Genius Allan Ramsay's (s. d.), gest. 1758, sie von neuem belebte. Auf dem Lande herrschte noch die religiöse Strenge der Covenanter, welche jeden freien Aufschwung der Phantasie niederhielt. Allein in den Städten ward mit der Zunahme des Wohlstandes ein frischerer Geist rege, und der originelle Humor Ramsay's, seine malerischen Skizzen, in welchen sich die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute abspiegelten, brachten eine mächtige Wirkung hervor. Dabei zeigte Ramsay durch seinen «Gentle shepherd», daß die schott. Volkssprache mit dem ihr eigenen Charakter der Naivetät und Herzlichkeit auch eines zartern und edlern Ausdrucks fähig sei. Dem Englischen gegenüber, welches unterdessen allgemeine Büchersprache geworden, konnte zwar das Schottische nur auf eine bescheidene Stelle Anspruch machen. Aber der Anstoß war gegeben, und es fanden sich bald Nachahmer, welche die von Ramsay und seinem Freunde Robert Crawford (gest. 1733) eröffnete Bahn verfolgten. Robert Fergusson (gest. 1774) schrieb Satiren und poetische Schilderungen, die nur von Burns übertroffen wurden, Alexander Roß (gest. 1784) eine Idylle «The fortunate shepherd». Eine mächtige Wirkung brachte die Veröffentlichung der berühmten Sammlung altengl. Volkslieder durch Bischof Percy 1765 hervor, die ein allgemeines, tiefgehendes Interesse auch an den reichen Schätzen schott. Volkspoesie erweckten. David Herd veröffentlichte schon 1769 eine ziemlich vollständige Sammlung «Scottish songs and ballads». Im J. 1771 erschien die herrliche Ballade «Auld Robin Gray», eins der zartesten und rührendsten Bilder schott. Volkslebens, dessen Verfasserin erst ein halbes Jahrhundert später in Lady Anne Barnard, Tochter des Grafen Balcarres (gest. 1825), bekannt wurde. Außerdem versuchten sich mit Glück als Liederdichter John Love (gest. 1798), John Skinner, Verfasser des «Tullochorum» (gest. 1807), Jane Elliot, Susanna Blamire (gest. 1794) und Alicia Cockburn (gest. 1794). Endlich veröffentlichte Robert Burns (s. d.) 1786 seine ersten Dichtungen, die nicht nur in Schottland, sondern auch in England mit Begeisterung aufgenommen wurden und die Poesie aus dem Schlummer wecken halfen, in welchem sie dort seit der Ueberhandnahme des nüchternen franz. Geschmacks begraben lag. Als Dichter gehört Burns allen Zeiten und allen Nationen an; in seiner Redeweise, seinen Empfindungen und selbst in seinen Vorurtheilen aber ist er echter Schotte. Nur durch ihn ward es möglich, daß Walter Scott (s. d.) den schott. Dialekt in seinen Waverley-Romanen anwenden konnte.

Auf seine Landsleute übte Burns den belebendsten Einfluß aus, und viele eiferten ihm nach, wenn auch keiner ihn erreichte. Am nächsten kamen ihm vielleicht Alexander Wilson (gest. 1813) in dem «Watty and Meg» und John Mayne (gest. 1836) in dem «Siller Gun», das sich durch eine glückliche Mischung von Laune und Pathos empfiehlt, während der derbe Humor Sir Alexander Boswell's zu oft in Rohheit ausartet. Von den Liedern Robert Tannahill's (gest. 1810) sind namentlich «The flower o' Dumblane» und «The Braes o' Balquhither» Eigenthum des Volks geworden, und Hector Macneill (gest. 1818) stellte in «Scotland's skaith, or the history o' Will and Jean» das Nationallaster der Unmäßigkeit und seine traurigen Folgen in ergreifenden Zügen dar. Unter allen schott. Dichtern entwickelte James Hogg (s. d.) die glänzendste, wenn auch ungezügelte Phantasie. Allan Cunningham (s. d.) und William Motherwell (gest. 1835) bearbeiteten nach dem Vorgange Scott's die alten Volkssagen, James Hislop (gest. 1827) feierte die Märtyrer des Covenant und Robert Nicoll (gest. 1837) schrieb didaktische Gedichte. Neuerdings erwarben sich große Popularität die Dichtungen Robert Gilfillan's, John Wilson's und William Edmonstone Aytoun's (s. d.), dessen «Lays of the Scottish cavaliers» namentlich ein kräftiges Nationalgefühl athmen. Neben Aytoun ist am bekanntesten geworden Alexander Smith (geb. 1830), Sohn eines Musterzeichners, der schon als Knabe poetische Begabung zeigte und locale Berühmtheit erlangte.

Das erste Werk, welches ihn in weiten Kreisen bekannt machte, war sein «Life drama» (1852). Dem Erfolge dieser von einem kräftigen Talent getragenen Schöpfung hatte er zwei Jahre später, 1854, seine Wahl zum Secretär der Universität Edinburgh zu verdanken, die ihn in den Stand setzte, sich ganz der Poesie und Literatur zu widmen. Es erschienen von ihm 1855 «Sonnets on the war», 1857 «City Poems», 1865 «A summer in Skye». Sein frühzeitiger Tod 1866 wurde allgemein beklagt. Eine Auswahl der werthvollsten Gedichte im schott. Idiom bietet Whitelaw's «Book of Scottish song» (Glasg. 1843). Vgl. Bonar, «The poets and poetry of Scotland» (Lond. 1864); Murray, «The ballads and songs of Scotland in view of their influence on the character of the people» (Lond. 1874).

Schottische Kirche. In Schottland wurde die Reformation durch Adel und Parlament im heftigen Kampfe gegen die streng kath. Königin Maria Stuart eingeführt und die Ausübung des kath. Gottesdienstes mit dem Tode bedroht (1550). Der Reformator der Schotten, John Knox (s. d.), der in Genf zu den Füßen Calvin's gesessen, gab der religiösen Bewegung seines Heimatlandes die Richtung auf schroffste Ausprägung des Gegensatzes zu Rom in Lehre, Cultus, Verfassung und Sitte. Puritanischer Eifer und polit. Opposition gegen Klerus und Königthum reichten sich die Hand zum Bunde, um das kirchliche Reformationswerk im strengsten calvinistischen Geiste zu vollenden. Die edinburgher Parlamentsversammlung von 1560 führte ein von Knox entworfenes Glaubensbekenntniß ein (die «Schottische Confession») und kurz nachher entstand die schott. Kirchenordnung (book of discipline), welche die Kirche unter ihrem alleinigen Haupte Christus streng presbyterianisch erfaßte. Die Wahl der Prediger, unter denen jede Rangordnung abgeschafft, wurde den Gemeinden, die kirchliche Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung den Kirchensitzungen (kirk-sessions) der Prediger und Aeltesten, den Provinzialsynoden und der Generalversammlung übergeben, der Gottesdienst mit Beseitigung aller röm. Ceremonien nach genfer Muster in strengster Einfachheit hergestellt. Die erste, im Dec. 1560 zusammengetretene Generalversammlung nahm die Confession und das Disciplinbuch an und vollendete dadurch die neue Ordnung der Dinge. Die Versuche Maria Stuart's zur Gegenreformation endeten mit der Vertreibung der Königin 1567 und der wiederholten Bestätigung und allgemeinen Durchführung der Presbyterialverfassung (1592). Während in England unter Karl I. zwischen Königthum und Parlament ein heftiger Kampf über die Kirchenordnung entbrannte, befestigte sich der Presbyterianismus in Schottland durch die nur hier vollständig angeeigneten Beschlüsse der Westminstersynode (1643 fg.) und überdauerte alle revolutionären und contrerevolutionären Stürme, von denen die Kirche von England heimgesucht wurde. Nur das Patronatsrecht, welches das Grundgesetz von 1690 (revolution settlement) abgeschafft hatte, wurde durch königl. Gewalt wiederhergestellt (1712). Der kirchliche Unabhängigkeitssinn des Volks machte in erfolglosen Protestationen sich Luft, bis endlich zeitweise die Gemäßigten (moderates) die Oberhand behielten. Erst der neu erwachte puritanische Eifer des 19. Jahrh. regte die Forderung unbedingt freier kirchlicher Wahlen abermals auf. Die Generalversammlung von 1834 forderte den Wahlen der Patrone gegenüber für die Gemeinden ein Veto. Als auch dieses nicht eingeräumt ward, kam es seit 1843 zur förmlichen Kirchenspaltung und zur Begründung der Schottischen Freikirche (Free Church), welche ihre volle Unabhängigkeit vom Staate und den Grundherren durch den Verzicht auf alles Kirchengut der Staatskirche und durch unglaubliche freiwillige Opfer zur Begründung eines neuen Kirchenwesens erkaufte. Neuerdings sind in der Schottischen Kirche noch weitere Spaltungen durch Verfassungsfragen hervorgerufen worden. Vgl. Sack, «Die Kirche von Schottland» (2 Bde., Heidelb. 1844—45); Köstlin, «Die Schottische Kirche» (Hamb. 1852).

Schottische Philosophie oder Schottische Schule nennt man die Lehre einer Anzahl in Schottland geborener und lehrender Philosophen, die sich besonders mit Moral und Psychologie beschäftigt haben. In der ersten Beziehung bildeten hauptsächlich Francis Hutcheson (s. d.) und Adam Ferguson (s. d.) einen wichtigen Gegensatz gegen die den individuellen Egoismus zu Grunde legende Moral der franz. Schule des 18. Jahrh., indem sie Wohlwollen und Sympathie als die Grundlage der Moral und den Unterschied zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Tugend und Glückseligkeit auseinandersetzten und geltend machten. Andererseits bezeichnet man als schott. Schule im besondern die Vertreter der Lehre, welche im Gegensatze zu dem Skepticismus von David Hume (s. d.) als die Theorie des gesunden Menschenverstandes (common sense) von Thomas Reid (s. d.), James Beattie, James Oswald, Dugald Stewart und Thomas Brown aufgestellt und vertheidigt wurde. Diese Männer suchten jenen Skepticismus dadurch zu überwinden, daß sie gewisse, im Gemeingefühl gelegene und die

Erfahrungsthatsachen ergänzende Grundsätze alles Erkennens annahmen, welche für eine Erkenntnißlehre auf dem Wege einer psychol. Analyse sicherzustellen seien. Zu solchen gehören nach Thomas Reid unter andern die Voraussetzungen, daß jede Empfindung ein empfundenes Object anzeige, daß die Dinge in Wirklichkeit so seien, wie wir sie wahrnehmen, daß die Naturgesetze unveränderlich seien, und daß jedes Entstehen eine Ursache habe. Die schott. Philosophie erwarb sich in Deutschland im 18. Jahrh. auf die vor Kant herrschende Popularphilosophie einen großen Einfluß, welchen sie durch Kant einbüßte. In Frankreich waren es im 19. Jahrh. vorzüglich die sog. Spiritualisten, an ihrer Spitze Maine de Biron, Royer-Collard und Jouffroy, welche aufs neue an sie anknüpften. In England bildet die schott. Philosophie noch heute die Grundlage, auf welcher die meisten Neuern, wie James Mackintosh, William Hamilton und John Stuart Mill, freilich mit entschiedener Ueberwindung ihrer Einseitigkeiten, unausgesetzt fortgearbeitet haben.

Schottische Zeuge heißen solche Gewebe, welche bunte und lebhafte Farben in Streifen, vorzüglich aber in gewürfelten (carrirten) und gegitterten Mustern darbieten. Dergleichen gehören bei den Einwohnern Schottlands zur Nationaltracht, und es unterscheiden sich dort die Angehörigen der verschiedenen Stämme (Clans) durch hergebrachte feststehende Farbenzusammenstellungen. — Schottische Teppiche sind bunt gemusterte Fußbedeckenzeuge, welche aus drei aufeinanderliegenden und durch das Weben miteinander verbundenen Schichten leinwandartigen Stoffs bestehen, worin Kette und Einschuß Wollgarn sind.

Schouw (Joachim Friedr.), ausgezeichneter Naturforscher, geb. 7. Febr. 1789 zu Kopenhagen, widmete sich seit 1808 auf der dortigen Universität dem Rechtsstudium, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit Naturwissenschaften, besonders der Botanik. Nachdem er 1812 mit dem Botaniker Chr. Smith eine naturwissenschaftliche Reise nach Norwegen unternommen, trat er 1813 als Kanzlist in den dän. Staatsdienst. Nach der Rückkehr von einer abermaligen mehrjährigen wissenschaftlichen Reise in Deutschland, Frankreich und Italien habilitirte er sich 1820 an der Universität zu Kopenhagen und wurde 1821 außerord., später ord. Professor der Botanik und 1841 Director des botan. Gartens. Er starb 28. April 1852. Unter seinen Schriften sind von besonderer Wichtigkeit: «Grundtræk til en almindelig Plantegeographie» (Kopenh. 1822; deutsch, Berl. 1823), «Skildring af Beirligets Tilstand i Danmark» (Kopenh. 1826), «Beiträge zur vergleichenden Klimatologie» (Kopenh. 1827), «Europa. Physisch-geogr. Schilderung» (deutsch, Kopenh. 1833; dänisch, 1832; 2. Aufl. 1835), «Tableau du climat et de la végétation d'Italie» (Bd. 1, Kopenh. 1839, mit Atlas), «Natur-Skildringer» (2 Thle., Kopenh. 1839—45; deutsch von Zeise, Lpz. 1851), «Prøver paa en Jordbeskrivelse» (Kopenh. 1851; deutsch von Seebald, Berl. 1851). Im J. 1835 wurde er als Vertreter der Universität zum Mitgliede der dän. Ständeversammlung ernannt, der er 1835—36, 1838 und 1840 präsidirte. Er war entschieden liberal und nahm besonders an solchen Verhandlungen Antheil, die allgemeine staatliche Reformen betrafen. Auch wirkte er in liberaler Tendenz in der von ihm herausgegebenen «Dansk-Ugeskrift» (8 Bde., Kopenh. 1831—36; Fortsetzungen, 8 Bde., Kopenh. 1842—46) und «Dansk Tidsskrift» (Kopenh. 1847—51).

Schrader (Julius Antonio), Historien- und Porträtmaler, geb. 16. Juni 1815 zu Berlin, wurde von seinem Vater, einem Maler, unterrichtet, kam schon mit dem 14. Jahre auf die Akademie seiner Vaterstadt und ging 1837 nach Düsseldorf, wo er sich unter die Leitung von Th. Hildebrandt und später unter die von W. Schadow stellte. Seine Hauptarbeiten während dieser Zeit waren: Kaiser Friedrich II. und Peter de Vineis (vom düsseldorfer Kunstvereine angekauft; gestochen von Steifensand) und Papst Gregor VII. und Cenci. Noch mit einer Wiederholung des letztern Bildes beschäftigt, erhielt er auf der Ausstellung von 1844 in Berlin den großen Preis für Geschichtsmalerei und ein dreijähriges Reisestipendium nach Rom, wohin er sich 1845 begab. Die Hauptleistung während seines dortigen Aufenthalts war das in größtem Maßstabe ausgeführte Oelgemälde «Die Uebergabe von Calais», vollendet 1847 (in der Nationalgalerie zu Berlin), ein Bild, das große Anerkennung fand und dem Künstler die Mitgliedschaft der Akademie zu Berlin eintrug. Es folgte diesem: Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Kollin (im Museum zu Leipzig), die Tochter Jephtha's (in der Galerie zu Königsberg), Wallenstein und Seni. Den höchsten Ruhm erwarb er sich durch die Composition; der Tod Lionardo's (1851). S. wurde hierauf zum Professor und Mitgliede des akademischen Senats ernannt. Wie vollkommen er auch die Technik der Frescomalerei beherrscht, zeigte er durch seine Arbeiten in der königl. Schloßkapelle und in dem großen Wandgemälde im Neuen Museum: die Einweihung der Sophienkirche in Konstantinopel durch Kaiser Justinian (1853).

Auch S.'s spätere Staffeleibilder: Karl's I. Abschied von seiner Familie (1855), Esther vor Ahasver (1856; beide in der Nationalgalerie zu Berlin), die nachtwandelnde Lady Macbeth (1860), Cromwell am Sterbebette seiner Tochter (1864; im Museum zu Köln), Philippine Welser vor Ferdinand I. (1864) haben große Aufmerksamkeit erregt. Desgleichen ist er als Maler von Bildnissen mit Recht sehr geschätzt. Die Thätigkeit in diesem Fache beschäftigt ihn neben seinen selbstständigen Compositionen vorzugsweise. Besonders gelungen sind seine Porträts von A. von Humboldt, Cornelius und Ranke. Er war der erste berliner Maler, welcher sich der Richtung der belg. Coloristen mit Erfolg anschloß und einen breitern Stil des Geschichtsbildes anstrebte, worin ihn die Bravour seines Vortrags unterstützte. Zu seinen neuesten Arbeiten gehören: Philippine Welser vor Ferdinand II., der Abschied Oldenbarneveldt's und die für die Nationalgalerie in Berlin 1874 vollendete Huldigung Berlins vor Kurfürst Friedrich I.

Schraffirung (vom ital. sgraffiare, kratzen) ist die Bezeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferstichen durch nebeneinandergesetzte oder sich durchkreuzende Striche, wobei die Striche vom Dunkelsten gegen das Helle zu immer feiner werden. In der Heraldik bezeichnet man mit S. die Art und Weise der Andeutung der Wappenfarben, welche an die Stelle der früher üblich gewesenen Planetenzeichen getreten ist. Die Erfindung der S. gehört jedenfalls Frankreich an; sie kam im 17. Jahrh. in allgemeine Aufnahme. Der eigentliche Erfinder ist unbekannt, obgleich sich Lacalombière in dem «Recueil de plusieurs pièces et figures d'armoiries» (Par. 1639) als solchen nennt, auch angibt, daß er seine Manier dem Jesuiten Sylvester de Petra Santa mitgetheilt habe, der sie auch in den «Tesserae gentilitiae», die bereits 1638 erschienen, angewendet habe. So viel ist gewiß, daß die Idee der S. bereits in der «Pompa funebris Alberti Pii Austriaci» (Brüss. 1623) vorkomut. Was die S. selbst betrifft, so besteht sie in einzelnen Zeichen, Linien u. s. w. für die verschiedenen Farben. Lacalombière, der sieben Farben angenommen hatte, bezeichnet Gold mit Punkten, Silber ohne Zeichen, Blau durch Horizontallinien, Grün durch schrägrechte Linien, Purpur durch schräglinke Linien, Roth durch Verticallinien, Schwarz durch sich kreuzende Horizontal- und Verticallinien. Die spätern, aber seltenern S. zur Bezeichnung der Wappenfarben sind theils die Erfindung des Prof. Rink in Altdorf, theils durch die Engländer eingeführt.

Schram ist der schmale Einschnitt in das Gestein. Schrämen heißt, eine schmale und enge Vertiefung in das Gestein herstellen, um dadurch dessen Aushieb vorzubereiten und zu erleichtern.

Schraube heißt ein Cylinder, auf welchem in gleichmäßig ansteigenden Windungen (den Schraubengängen) rippenförmige Erhöhungen herumlaufen, das sog. Schraubengewinde. Dazu gehört als wesentlich und unentbehrlich eine Schraubenmutter, d. h. ein Stück mit cylindrischer Höhlung, an deren Wand ähnliche Gewindgänge angebracht sind, um zwischen jene der S. (Schraubenspindel) einzugreifen. Die Wirkung des Gewindes besteht darin, daß eine der Spindel oder der Mutter ertheilte Drehbewegung unmittelbar eine entsprechende geradlinige Fortschreitung zur Folge hat. Die Mechanik betrachtet das Schraubengewinde als eine an der Cylinderfläche herumgelegte schiefe Ebene (s. Schiefe Ebene) und führt demgemäß die Berechnung des Kräfteverhältnisses an der S. auf die schiefe Ebene zurück. In der neuern Kinematik werden Vollschraube und Hohlschraube als ein Elementenpaar aufgefaßt, bei welchem die zwangläufige Relativbewegung eine aus Translation und Rotation zusammengesetzte Bewegung ist. In der Ausführung sind die S. äußerst mannichfaltig: nach ihrem Material (eiserne, messingene, hölzerne u. s. w.); nach der Feinheit ihrer Gewinde; nach der Gestalt der Gewindgänge (dreieckige oder scharfe, runde, flache Gewinde); nach der Richtung des Gewindes (rechte und linke S.); nach der Anzahl selbstständiger Gewinde auf einer und der nämlichen Spindel (einfache, doppelte, dreifache bis achtfache S.). Die S. dient zur Vereinigung der Bestandtheile an zahllosen Gegenständen aus Holz, Metall u. s. w. (Verbindungsschrauben und Schraubenbolzen, welche mittels eigener Werkzeuge [Schraubenzieher und Schraubenschlüssel] ein- und ausgeschraubt werden); um verschiebbare und sonst bewegliche Maschinentheile u. s. w. vorübergehend zu befestigen oder einzuklemmen (Druckschrauben, Klemmschrauben); zur Ausübung von Druck bei Pressen, Schraubstöcken u. dgl. m.; um Maschinenbestandtheile, welche ihren Ort öfters verändern müssen, genau nach Erforderniß einzustellen (Stellschrauben); um Bestandtheile einen längern Weg mit geringer Geschwindigkeit fortzubewegen (Führungsschrauben); um Messungen oder Eintheilungen zu veranstalten (Mikrometerschrauben). Die Verfertigung der S. gehört zu den wichtigsten Aufgaben der praktischen Mechanik. Ueber die S. als Schiffsmotor s. Propellerschraube.

Schraubenpresse, s. Presse.

Schraubenschiff, s. Dampfschiff und Propellerschraube.

Schraudolph (Joh.), Geschichtsmaler, geb. zu Oberstdorf im Algäu 1808, lernte in seiner Jugend das Schreinerhandwerk und übte sich zugleich im Zeichnen und in der Oelmalerei, bis er 1825 das Handwerk niederlegte und die Kunstakademie zu München bezog. Unter Schlothauer's Leitung bildete er sich weiter aus, übte sich unter Cornelius in der Glyptothek in der Frescomalerei und half dem Maler H. Heß bei den Fresken in der Allerheiligenhofkapelle und der Bonifacius-Basilika zu München. In der letztern gab er bereits einige eigene Compositionen. Neben Fischer und Röckel lieferte er dann die Cartons zu den Glasgemälden der Pfarrkirche in der Auvorstadt und für den Dom zu Regensburg. König Ludwig I. betraute ihn 1844 mit der großartigen Aufgabe, den Dom zu Speier vollständig auszumalen. Der Künstler begab sich zunächst nach Italien, kehrte im folgenden Jahre mit den Entwürfen zurück und machte sich an die ungeheuere Arbeit dieser Ausmalung, welche 1853 vollendet wurde. Es sind Reihen von Scenen aus dem Alten und Neuen Testamente, die durch viele architektonische Abschnitte in Gruppen und Felder eingetheilt werden, und wobei sich S. verständnißvoll an die Architektur des Domes angeschlossen hat. Das Ganze ist auf Goldgrund ausgeführt und macht durch Reichthum, Harmonie, Schönheit der ornamentalen Theile und glückliche Verbindung der figürlichen Darstellungen einen sehr würdevollen Eindruck. Die Steinigung des Stephanus aus diesem Cyklus hat Burger gestochen, die photographische Aufnahme des Ganzen nach den in Speier aufbewahrten Cartons hat Albert in München unternommen. Tiefe und Zartheit der religiösen Empfindung, Einfachheit und Ernst der Behandlung bildet auch den Charakter von S.'s Oelgemälden, deren er viele für Hochaltäre gemalt hat. In der Neuen Pinakothek zu München sieht man von ihm die Himmelfahrt Christi in großem Maßstabe; ebenso die Geburt Christi im Maximilianeum daselbst. Außerdem sind noch zu nennen: Erweckung der Tochter des Jairus, ein Frescobild in den münchener Friedhofarcaden, die Himmelfahrt Maria's für eine syr. Kirche, Esther vor Ahasver und Fischfang am See Tiberias in der Neuen Pinakothek. — Claudius S., Bruder des Vorigen, geb. zu Oberstdorf 1813, bildete sich auf der Akademie zu München, half dann bei den Frescomalereien in der Allerheiligenkirche und der Basilika daselbst, arbeitete 1840—43 an der Ausschmückung der Residenz in Athen und war später ein Jahr seinem Bruder bei der Ausmalung des Doms zu Speier behülflich. In Oberstdorf malte er in der Wallfahrtskapelle Loreto ein Deckengemälde, die Himmelfahrt Mariä, und in der Josephskapelle eine heilige Familie.

Schrauf (Albr.), namhafter Mineralog, geb. 14. Dec. 1837 zu Wien, studirte daselbst Naturwissenschaften, erhielt 1861 eine Anstellung als Beamter bei dem k. k. Mineraliencabinet, wurde 1868 zum ersten Custos an demselben ernannt und habilitirte sich 1863 als Docent an der wiener Universität, wo er 1874 ord. Professor der Mineralogie und Vorstand der mineralog. Sammlung wurde. S.'s literarische Thätigkeit bewegt sich auf dem Gebiete der Mineralogie und Optik. Außer zahlreichen Aufsätzen und Abhandlungen veröffentlichte er an größern selbstständigen Werken: «Lehrbuch der physik. Mineralogie» (2 Bde., Wien 1866—68), sein eigentliches Hauptwerk; ferner «Atlas der Krystallformen des Mineralreichs» (5 Hefte, Wien 1865—77), «Physik. Studien über die Beziehungen zwischen Materie und Licht» (Wien 1867), «Handbuch der Edelsteinkunde» (Wien 1869). Seine kleinern Arbeiten sammelte er in «Mineralog. Beobachtungen» (Wien 1871—73).

Schreck (pavor) heißt eine herabstimmende, lähmende Einwirkung, welche der Geist durch plötzliche Wahrnehmung gefahrdrohender Dinge oder Zustände erfährt. Die Wirkung des S. auf den Organismus ist bald geistig-körperlich lähmend (z. B. das Herz), starr und unthätig machend, bald führt sie zu Reflexbewegungen (Krampf), bald zu einer mehr oder weniger unwillkürlichen Anstrengung zum Fliehen. Die durch das Erschrecken entstandenen Krampfformen (Epilepsie, Veitstanz, Asthma u. s. w.) haben das Eigenthümliche, daß sie regelmäßig wiederkehren können, zu Gewohnheitskrämpfen werden und dann unheilbar bleiben. Das Aufschrecken der Kinder im Schlafe ist eine meist ganz bedeutungslose Erscheinung. Bei gesunden Erwachsenen kommt Aufschrecken während des Einschlafens oft vor nach Ueberanstrengung, nach Ueberladen des Magens, vorzüglich aber nach dem Rauchen zu starken Tabaks vor dem Niederlegen.

Schreckhorn oder Groß S., einer der höchsten Gipfel der Berner Alpen in der Schweiz, erhebt sich südöstlich vom Grindelwald (s. d.), nördlich vom Finsteraarhorn (s. d.) als schroffe, finstere Felspyramide zu 4080 Mtr. über dem Meere und ist der Culminationspunkt des etwa 12 Kilom. langen, zackigen Gneiskammes, der sich, westlich vom Strahleggfirn und dem Strahleggpasse (3351 Mtr.), dem Obern Eismeer und dem Untern Grindelwaldgletscher, östlich

vom Lauteraarfirn, dem Lauteraarsattel (3056 Mt.) und dem Obern Grindelwaldgletscher begrenzt, vom Finsteraargletscher nordwestlich bis zum Grindelwaldthal hinzieht. Vom Abschwung (3485 Mt.) im Südosten bis zu der etwa 3800 Mt. hohen Lücke zwischen dem Großen Lauteraarhorn (4043 Mt.) und dem S. heißen die Felszacken des Kammes die Lauteraarhörner, von der Lücke nordwestlich bis zu der steil gegen das Grindelwaldthal abfallenden Pyramide des Mettenbergs (3107 Mt.) werden sie als Schreckhörner (Kleines S. 3497 Mt.) bezeichnet. Alle Gipfel sind steile Felshörner oder scharf geschnittene Gräte, von deren Flanken steile Gletscher und Firne herniederhangen. Mit Ausnahme des Mettenbergs, an dessen Nordabsturz Verrucano und Jurakalk zu Tage treten, besteht der ganze Kamm aus Gneis. Die Besteigung des S., zuerst 16. Aug. 1861 von Leslie Stephen mit den Führern Christian und Peter Michel und Ulrich Kaufmann von Grindelwald ausgeführt und seither mehrfach wiederholt, ist eine der schwierigsten in den Berner Alpen. Als Unterkunft für die Besteiger diente früher die Felshöhle des Kastensteins am Obern Eismeer südwestlich vom Gipfel, jetzt die etwas oberhalb gelegene, 1877 erstellte Clubhütte an der Schwarzenegg. Der Gipfel bildet ein nach Norden schwach geneigtes Schneefeld von 15—16 Mt. Länge und 6—8 Mt. Breite und erscheint, von Norden gesehen, als der obere der beiden Schneeflecke, welche unter dem Namen der «verdammten Seelen» oder der «Täubchen» die Zinne des dunkeln Felskolosses schmücken; auf der Nordseite desselben wurde 1876 im Auftrage der Section Bern des Schweizer Alpenclubs ein Metallthermometer zur Bestimmung der Maximal- und Minimaltemperaturen aufgestellt. Die Spitze des Großen Lauteraarhorns wurde zuerst 1842 durch die Geologen A. Escher, Desor und Girard mit vier Führern vom Strahleggfirn aus erstiegen.

Schreibekrampf oder Mogigraphie (Cheirospasmus) besteht in krampfhaften schnellenden Bewegungen der Finger oder der Hand, welche nur dann eintreten, wenn die Hand die Stellung wie beim Schreiben einnimmt, also beim Erfassen der Feder. Aehnliche Zustände sind beobachtet worden bei manchen andern Beschäftigungen (bei der Schuhmacherarbeit, beim Melken, beim Klavier- und Violinspielen). Der S. beruht auf einer krankhaften Erregung der zu den Muskeln der Finger tretenden Nervenfasern, kommt viel häufiger bei Männern als bei Frauen vor, namentlich bei solchen, welche viel schreiben (Schreiber, Beamte, Lehrer, Kaufleute) und macht in hartnäckigen Fällen das Schreiben ganz unmöglich. Die Ursachen sind nicht näher bekannt. Doch ist die Krankheit erst seit der Einführung der Stahlfedern beobachtet worden, und man vermuthet, daß der Gebrauch zu harter Federn Anlaß der Erscheinung sein könnte. Der S. ist ein äußerst lästiges, in vielen Fällen schwer zu beseitigendes Uebel. In frischen Fällen vermögen zeitweiliges völliges Aufgeben des Schreibens, der Gebrauch von guten weichen Federn, von passenden dicken Federhaltern, eine geeignete Verbesserung der Schreibmethode die Krankheit zu beseitigen, während bei längerm Bestehen nur von der consequenten, monatelangen Anwendung des galvanischen Stroms Erleichterung zu erwarten ist.

Schreibekunst nennt man gewöhnlich, doch eigentlich ungerechtfertigt, das Vermögen Gedanken und Worte durch Lautzeichen (Buchstaben) an das Räumliche zu binden. Soweit unsere Forschungen reichen, waren es die Phönizier, welche kurz vor dem Solon'schen Zeitalter damit anfingen, die Töne (Laute) des Gesprochenen aufzuzeichnen, im Gegensatze zur Bildschrift (Hieroglyphie), welche dazu diente, die Vorstellung einer Sache oder eines Gedankens festzuhalten. Der Sage nach soll Kadmus dieses Verfahren von den Phöniziern zu den Griechen gebracht haben, von welchen es wiederum die Etrusker und Römer sich aneigneten. Zum Schriftmaterial diente anfangs Stein, Thon, Metalle, Holz, Wachs, Baumrinde, im 3. Jahrh. v. Chr. das ägypt. Papyrus, Thierhäute (Pergament). Im 8. Jahrh. n. Chr. schrieb man auf Baumwollpapier und seit dem 14. Jahrh. auf Leinen- oder Lumpenpapier. Zum Schreibwerkzeug verwendete man, wie es das Schreibmaterial gebot, den Meißel, Griffel, Stichel, Pinsel, das Rohr, später die starken Flügelfedern größerer Vögel. Durch die Römer fand die Schreibekenntniß immer mehr Verbreitung. Bei Einführung des Christenthums sahen die Germanen bei den benachbarten Völkern den Gebrauch der röm. Buchstabenschrift und bemühten sich von da ab, auch ihre heimischen, geheimen, der Auslegung bedürftigen Zeichen (Runen) zum gleichen Zweck zu verwenden. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. bildete der Bischof Ulfilas aus den Runen, dem griech. und lat. Alphabet eine deutsche Schrift, mit welcher er eine Bibelübersetzung schrieb. Die deutsche Sprache war damals noch zu unfertig, um geschrieben werden zu können, deshalb bediente man sich zu Documenten, Verträgen, Friedensschlüssen, Gesetzen u. dgl. der lat. Sprache und Schrift. Als Zeitpunkt, um welchen man deutsch zu schreiben anfing, wird die Regierung Kaiser Friedrich's II. angenommen. Mit Erfindung der Buchdrucker-

kunst wurde die S. Gemeingut. Ueber die Schönschreibekunst s. Kalligraphie; über Schnellschreibekunst s. Stenographie; über Geheimschrift s. Chiffrir- und Dechiffrirkunst. Vgl. Amelang, «Von dem Alterthume der Schrift in der Welt» (Lpz. 1800); Hug, «Erfindung der Buchstabenschrift» (Ulm 1801); Brugsch, «Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift» (Berl. 1868); Maas, «Kurze Geschichte der S. und der Kalligraphie» (Berl. 1869); Weber, «Versuch einer Geschichte der S.» (Gött. 1806); Wuttke, «Geschichte der Schrift und des Schriftthums» (Bd. 1, Lpz. 1872; Abbildungen hierzu, Lpz. 1873).

Schreiber (Aloys Wilh.), deutscher Geschichtschreiber und Dichter, geb. 12. Oct. 1763 zu Kappel unter Windeck in Baden, besuchte das Gymnasium zu Baden und die Universität zu Freiburg und wurde 1784 Professor der Aesthetik an dem Gymnasium zu Baden. Als Hauslehrer bei dem Grafen von Westphalen ging er 1788 nach Mainz. Später lebte er in Rastatt zur Zeit des Congresses und kam 1799 wieder als Lehrer an das inzwischen in ein Lyceum umgewandelte Gymnasium in Baden. Er wurde 1805 Professor der Aesthetik an der Universität zu Heidelberg, wo er mit J. H. Voß in naher Beziehung lebte. Der Unfug, der damals mit Poesie und Mystik getrieben wurde, gab S. die Veranlassung zu seiner «Comoedia divina», die bei ihrem Erscheinen viel Aufsehen erregte und confiscirt wurde. Als Baggesen nach Heidelberg und damit in die bei Voß gehaltenen Abendgesellschaften kam, fertigte man hier zum Zeitvertreib Gedichte, die Baggesen ohne Vorwissen der übrigen unter dem Titel «Der Karfunkel oder Klingklingelalmanach» (Tüb. 1810) herausgab. Dieser Almanach erregte ungemeines Aufsehen. In große Unannehmlichkeiten sah sich S. durch die «Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden» (Heidelb. 1811) verwickelt, in der er die Universität gehöhnt haben sollte. Müde der Quälereien, hielt er 1812 um die seit Posselt's Tode erledigte Stelle eines bad. Historiographen an. Als solcher schrieb er eine «Geschichte des Großherzogthums Baden für Schulen» (Karlsr. 1815). Nach einem 13jährigen Aufenthalt in Karlsruhe wurde er unerwartet pensionirt und wählte nun Baden zum Aufenthaltsort, wo er 21. Oct. 1841 starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind außer mehrern über Baden-Baden noch anzuführen: «Geschichte und Beschreibung Heidelbergs und seiner Umgebungen» (Heidelb. 1811), «Der Rhein, ein Handbuch für Reisende» (Heidelb. 1812; 5. Aufl. 1851), ein in dieser Gattung vortreffliches Werk; «Poetische Werke» (3 Bde., Tüb. 1817—18), «Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes» (2. Aufl., Heidelb. 1829), «Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen» (Heidelb. 1839), «Erzählungen und Novellen» (2 Bde., Stuttg. 1833) und «Novellen» (2 Bde., Karlsr. 1839). Das von ihm 1815 gegründete Taschenbuch für deutsche Frauen, «Cornelia», setzte er bis 1841 fort.

Schreiber (Friedr. von), Erzbischof von Bamberg, geb. 23. Mai 1819 im Marktflecken Bissingen bei Donauwörth im bair. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Augsburg und bezog 1840 die Universität München, wo er drei Jahre lang Theologie studirte. Am 8. Juni 1843 wurde er zu Dillingen zum Priester geweiht, erhielt 1844 einen Ruf an das Fellenberg'sche Erziehungsinstitut zu Hofwyl in der Schweiz, lehnte denselben jedoch auf Veranlassung des damaligen augsburger Bischofs Peter von Richarz ab, um die Erziehung und den Unterricht des Prinzen Moritz von Oettingen-Wallerstein während einer Zeit von fast sechs Jahren zu übernehmen. Nachdem er seit 1849 als Pfarrer in Ried bei Augsburg fungirt hatte, erhielt er 1859 die Pfarrei Penzing bei Landsberg, woselbst ihm auch die Schulaufsicht über einen der bedeutendsten Verwaltungsdistricte Oberbaierns übertragen wurde. In dieser Stellung lenkte er die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, sodaß er zu den commissionellen Berathungen über Lehrerbildung und den Schulgesetzentwurf hinzugezogen und 1867 zum Geistlichen Rath ernannt wurde. Im J. 1870 erhielt er die Pfarrei Engelbrechtsmünster (Bezirksamt Ingolstadt) übertragen. Am 31. Mai 1875 wurde S. vom König Ludwig II. von Baiern zum Erzbischof von Bamberg ernannt, 5. Juli 1875 vom Papst Pius IX. präconisirt und mit dem Pallium bekleidet und 5. Sept. in der erzbischöfl. Kathedrale zu Bamberg consecrirt und in den Besitz des Erzbisthums Bamberg eingeführt. Den gespannten Verhältnissen gegenüber, welche zwischen Staat und Kirche herrschten, zeigte der neue Erzbischof eine milde und versöhnliche Gesinnung.

Schreibfedern. Im Alterthume war als Schreibwerkzeug das Schreibrohr (calamus) im allgemeinsten Gebrauch; die beste Art davon kam mit dem Papier vom Nil. Die Vogelfeder zum Schreiben angewandt, kommt erst spät vor, und war nur brauchbar, wo man sehr scharfe Messer hatte. Man verwendete dazu Raben-, Schwanen- und Adlerfedern, später allgemein die Gänsefeder (vgl. W. Wattenbach, «Das Schriftwesen im Mittelalter», 2. Aufl., Lpz.

1875), deren Herrichtung nach und nach sich zu einem schwunghaft betriebenen Gewerbzweige entwickelt hat. Das beste Material bilden die Schwungfedern aus den Flügeln der Gänse, welche den Thieren zur Mauserzeit (im Mai und Juni) von selbst ausfallen oder ausgezogen werden, weil sie in diesem Zeitpunkte die völlige Reife erlangt haben. Am geringsten sind die Federn von geschlachteten Gänsen. Von den Schwungfedern in jedem Flügel sind nur die fünf ersten brauchbar. Die rohen Kiele müssen, ehe sie zum Schreiben verwendbar sind, zugerichtet werden, wodurch man die Härte erhöht, einen gewissen Grad von Sprödigkeit hervorruft, vermöge welcher die Federn sich rein und ohne Zähne spalten lassen, die dünne Haut entfernt, womit die Kiele im natürlichen Zustande überzogen sind, und endlich das an ihnen sitzende Fett beseitigt, welches das Adhäsiren der Tinte verhindern würde. Nachdem die rohen Kiele sortirt, gereinigt und geputzt worden sind, nimmt man das Ziehen, Härten oder Brennen vor, welches darin besteht, daß man die Kiele bis 80° C. erhitzt, dann jeden einzelnen der Länge nach mit einem Messer abstreift. Zum Erhitzen bedient man sich meist des Sandes. Die so behandelten Kiele, welche fast durchsichtig sind, nennt man Glaskiele. Zuletzt werden die Kiele gebürstet, wodurch sie Glätte und Glanz erhalten, worauf das Binden und Verpacken erfolgt.

Durch den Gebrauch der Metallfedern, insbesondere der Stahlschreibfedern, ist die Herstellung der Gänsefedern auf ein Minimum reducirt worden. Es ist nicht zu ermitteln, wann und von wem zuerst der Gedanke zur Ausführung gebracht wurde, statt der zugeschnittenen Gänsekiele ein gleichgestaltetes dünnes Blech zum Schreiben zu gebrauchen; sicher ist jedoch, daß im Anfange des 19. Jahrh. dergleichen messingene und silberne Federn zuweilen vorkamen, die jedoch ihren Zweck nur schlecht erfüllten. Ernstliche Bemühungen, für den allgemeinen Gebrauch geeignete Stahlfedern zu schaffen, begannen erst gegen 1820, allein die richtige Beschaffenheit wußte zuerst J. Perry in London (1830—32) diesen Federn zu geben, der in der That auch als der Begründer der neuen großartigen Industrie der Fabrikation der S. angesehen werden muß. Längere Zeit der einzige und gegenwärtig der vorzüglichste Sitz blieb auch England (Birmingham), in Frankreich begann sie 1846, die erste deutsche Fabrik wurde 1856 in Berlin errichtet, in der nämlichen Zeit in Oesterreich. Der bedeutendste unter den heutigen Schreibfederproducenten ist Gillot in Birmingham, der jährlich über 1 Mill. Groß S. erzeugt. Zur Herstellung der Federn aus Stahl werden nur sehr dünne Stahlbleche, Plättchen von der Gestalt der Federn, ausgeschnitten; dann macht man mit einer Durchstoßmaschine in jedes Plättchen sowol das schmale Loch, in welchem an der fertigen Feder der Spalt endigt, als auch die kleinen Seitenspalten, welche gewöhnlich zur Erhöhung der Biegsamkeit angebracht sind. Hierauf werden die Plättchen rothglühend gemacht, damit sie die zur folgenden Behandlung erforderliche Weichheit erlangen. Unter einem kleinen Fallwerke prägt man ferner auf jeder Feder die Firma der Fabrik oder der Verkäufer. Eine dritte Schraubenpresse gibt sodann der Feder die rinnenförmig hohle Biegung. Nachdem die Federn durch Erhitzen und Ablöschen in Oel gehärtet, an der Spitze geschliffen und dann durch Nachlassen mit der blauen Anlauffarbe versehen worden sind, ist die letzte Arbeit das Spalten oder die Bildung der Hauptspalte in der Mitte, wozu abermals eine Schraubenpresse in Anwendung kommt. Manche Sorten von S. werden schließlich mit einer alkoholischen Schellacklösung überzogen, wodurch sie Glanz bekommen und mehr vor dem Rosten geschützt sind. Bisweilen überzieht man die S. auch mit Kupfer, Zinn, Aluminium, Gold oder Silber, um ihr ein schöneres Aussehen zu geben und sie vor dem Nachtheil der sauren Beschaffenheit der Tinte zu schützen. Beliebt sind die in London und Neuyork hergestellten Goldfedern aus einer Legirung von Gold und Silber; die an denselben angebrachten sog. Diamantspitzen (diamand points) bestehen aus Osmium-Iridium.

Schreibmalerei, die Verzierung der Bücher durch den Schreiber selbst, im Gegensatz zur Miniaturmalerei, für die in der Regel ein Künstler von Fach, später sog. Briefmaler vorauszusetzen ist. Sie geht früh bis in das Mittelalter zurück, ohne daß man ihren Ursprung genau anzugeben vermöchte. Doch weist alles darauf, daß sie im Norden entstanden. Es gibt irische Grab- und german. Runeninschriften, von verzierenden Linien umgeben, welche beide als Ausgang der spätern Schreiberzüge angesehen werden können. Seit der karolingischen Zeit sind sie in Büchern allgemein üblich, stets im Anschluß an die jeweilige, die ganze Kunst beherrschende Stilart und unter vermehrter Hinneigung zur obengenannten Malerei, welche sie im 15. Jahrh. ziemlich absorbirt hatte, freilich nur um die S. im 16. und 17. Jahrh. mit den eigentlichen Schreibemeistern und sog. Modisten als selbstständige Kunst von neuem hervorgehen zu lassen. Zu den berühmtesten derselben gehörte Joh. Neudörffer, der um 1550 zu Nürnberg blühte und jene in verschiedenen Werken systematisch behandelt hat. Schon vor ihm war sie indeß von der

Buchdruckerkunst aufgenommen. Das 18. Jahrh. brachte sie mehr und mehr außer Gebrauch. Verwandt damit ist die Kleinschreiberei, welche weit später entstand, aber länger sich hielt, und Schriften lieferte, die zum Theil nur unter dem Vergrößerungsglas lesbar werden. Man führte das Vaterunser, einzelne Psalmen, wie den 128., u. dgl. auf so engem Raume aus, daß sie in Ringe gefaßt werden konnten. Man ging, die Spielerei übertreibend, so weit, daß man Bildnisse, selbst ganze Reiterporträts zeichnete, deren Umrisse sammt den Beigaben geschrieben waren und die Geschichte oder das Lob der dargestellten Person, Bibelstellen u. s. w. enthielten.

Schrenck (Karl, Freiherr von), bair. Staatsmann, geb. 17. Aug. 1806 zu Wetterfeld, der Sohn des bair. Justizministers Sebastian von S., studirte die Rechte, wurde 1834 Landgerichtsassessor in Landshut und 1838 Regierungsrath im Ministerium des Innern. Im J. 1845 wurde er zum Regierungspräsidenten der Pfalz, 1846, an Stelle seines pensionirten Vaters, zum Justiz- und Cultusminister ernannt. Im Febr. 1847 unterzeichnete er das bekannte Memorandum des Ministeriums an den König Ludwig wegen der Lola Montez, erhielt darauf seine Entlassung, wurde zunächst zum Regierungspräsidenten der Oberpfalz ernannt, aber schon nach sechs Wochen in den Ruhestand versetzt. In einem bair. Wahlkreise wurde er 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich nicht bemerklich machte. König Maximilian ernannte ihn 1849 zum Präsidenten der Regierung von Niederbaiern und 1850 wurde er als Gesandter an den reactivirten Bundestag geschickt, in welcher Stellung er die Politik des Ministeriums Pfordten vertrat. Als der König 1859 von der Pfordten entließ, um «Frieden mit seinem Volke zu haben», erhielt S. den Auftrag, das neue Ministerium zu bilden; er übernahm in demselben die Departements des Aeußern und des Handels. Während dieses Ministerium in den innern Angelegenheiten günstige Resultate erzielte, hatte die Politik S.'s nach außen hin nur sehr zweifelhafte Erfolge. Bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatze zwischen Oesterreich und Preußen stellte er sich auf des erstern Seite. In der seit 1862 schwebenden Frage des franz.-deutschen Handelsvertrags hielt er, obwol nach und nach immer mehr isolirt, so lange an der Opposition fest, bis er, durch ein preuß. Ultimatum gezwungen, Sept. 1864 nachgeben und zugleich auch abtreten mußte. Er ging wieder als Gesandter an den Bundestag, den er 1866 nach Augsburg begleitete, und dessen letzten Sitzungen er nach Abreise des österr. Gesandten präsidirte. Seitdem ist er Staatsrath und lebenslängliches Mitglied des Reichsraths; 1868 wurde er von einem oberpfälz. Wahlbezirk zum Abgeordneten des Zollparlaments gewählt.

Schrepfer (Joh. Georg), nicht Schröpfer, wie er gewöhnlich geschrieben wird, ein Betrüger, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. großes Aufsehen machte, war zu Nürnberg 1730 geboren. Nachdem er 1768 in Leipzig ein Kaffeehaus eröffnet, spielte er eine wichtige Rolle im Freimaurerorden, den er als den Weg vorzeichnete, die menschliche Natur zu vervollkommnen. In der Loge verursachte sein Benehmen Unruhen. Er gerieth mit ihrem Vorsteher in Streit, und ein Pasquill, das er auf denselben machte, zog ihm eine Injurienklage und manche andere Unbesonnenheit öffentliche Beschimpfung zu. Am Ende mußte er Leipzig bankrott verlassen. Desto mehr Aufsehen erregte er nun an verschiedenen Orten als Geisterbeschwörer. Wahrscheinlich war er mit seinen Gaukeleien nur das Werkzeug einer im Finstern wirkenden Partei, die ihn nachher fallen ließ. Unter ihrem Schutz kehrte er nach Leipzig zurück und errichtete daselbst eine sogenannte schott. Loge für Geisterbeschwörungen, wo Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten u. s. w. die Hauptceremonien bildeten. Viele waren fest überzeugt, daß er, wofür er sich ausgab, eigentlich ein Oberst von Steinbach in franz. Diensten und der Sohn eines franz. Prinzen sei. Bei alledem hatte er sich endlich so verstrickt, daß er sah, wie er nicht mehr ohne Schande herauskommen könne. Am 8. Oct. 1774 ging er mit vier seiner Freunde unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Ueberlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Pläne waren die wahrscheinliche Ursache.

Schreyvogel (Jos.), als Schriftsteller unter dem Namen West (Thomas oder Karl August) bekannt, geb. zu Wien 27. März 1768, studirte daselbst und wohnte dann mehrere Jahre in Jena, wo er an verschiedenen Zeitschriften theilnahm, bis er 1802 an Kotzebue's Stelle kaiserl. Hoftheatersecretär in Wien wurde. Diese Stelle legte er nieder, als er 1804 ein Kunst- und Industriecontor errichtete. Nachdem er dasselbe 1814 abgegeben, trat er in die fast bis an seinen Tod bekleideten Aemter als Theatersecretär und Dramaturg ein. Er konnte hier ziemlich selbstständig walten, und so ist die Blüte und der Ruhm des Burgtheaters fast ganz als sein Werk

zu betrachten. Namentlich stellte er das Repertoire mit Umsicht her, bereicherte es auch durch musterhafte Bearbeitung span. Dramen, unter denen «Don Gutierre» und «Das Leben ein Traum» nach Calderon und «Donna Diana» nach Moreto am bekanntesten wurden. Seine eigenen Dichtungen sind, wie seine prosaischen Darstellungen, correct und elegant, aber ohne höhern Werth. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in vier Bänden (Braunschw. 1829; neue Ausl. 1836). Eine Aenderung in der Oberleitung der kaiserl. Bühnen führte gegen seinen Wunsch im Mai 1832 seine Pensionirung herbei. Er starb 28. Juli 1832 an der Cholera.

Schrift nennt man die sichtbaren Zeichen, welche ganzen Worten oder einzelnen Lauten bestimmter Sprachen zu entsprechen und diese für das Auge zu fixiren bestimmt sind. Alle S. der Völker gingen von Bilderschrift aus, wo jedes Zeichen einen Gegenstand abbilden soll, und von Wortschrift, wo jedes Bild einem ganzen Worte entsprach. Die Entwickelung der S. liegt in dem Fortschritte von der Wortschrift zur Silbenschrift, endlich zur Buchstabenschrift, womit zugleich nothwendig eine Vereinfachung der Zeichen in der Zahl und in der Form verbunden ist. Man kennt nur drei Schriftquellen, die voneinander unabhängig gewesen zu sein scheinen, die chinesische S., die westasiat. Urschrift, auf die man die verschiedenen Keilschriften zurückführen muß, und die ägypt. Hieroglyphenschrift, deren Umbildung in die hieratische und demotische Cursivschrift wir kennen. Alle semitischen, europäischen und ähnlichen S. in Asien und Afrika sind aus einer der beiden letztern hervorgegangen, welche selbst wieder unter sich einen Zusammenhang gehabt haben dürften. Die älteste Richtung der S. war überall von oben nach unten in Columnen und von rechts nach links. Erst später, hauptsächlich durch das Schreibmaterial bedingt, tritt die horizontale Richtung und, vornehmlich bei den indogerman. Völkern, von links nach rechts ein. (S. Schreibekunst.)

Schriften oder Lettern, auch Typen, nennt man in den Druckereien die verschiedenen Schriftsorten, die nach der Größe sowie nach dem Schnitt der Buchstaben unterschieden werden. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Bezeichnungen nach der Größe des Körpers, des sog. Kegels, sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Diamant, Perl, Nonpareil, Colonel, Petit, Bourgeois, Garmond (eigentlich Garamond, so benannt nach ihrem Erfinder, dem berühmtesten Schriftschneider Frankreichs im 16. Jahrh.) oder Corpus, Cicero, Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon, Real und Imperial. Alle deutschen S. nennt man Fractur, die lateinischen Antiqua und unterscheidet dann Perlfractur, Perlantiqua u. s. w. Dasselbe geschieht auch bei den S. für andere Sprachen, wie z. B. Griechisch (Perlgriechisch u. s. w.), Hebräisch u. s. w. Die schiefstehende Antiqua oder Cursiv (bei den Franzosen Italique genannt) wurde von Aldus Manutius (s. d.) in Venedig erfunden. Die Schwabacher S., so genannt nach ihrem Erfinder, dem Schriftgießer Schwabach, ist eine nach altgoth. Art gebildete Fracturschrift. Außer vielen Nuancirungen gothischer S. gibt es eine große Anzahl von Titel- und Zierschriften in verschiedenem Ductus (schmal, breit, mager, halbfett, fett u. s. w.). Im technischen Sinne gehören zu den S. auch die Ziffern und Interpunctionszeichen sowie die Spatien, Quadrate, Halbquadrate und Schließquadrate, wodurch im Satze Worte oder Zeilen voneinander getrennt oder die sog. Auslaufzeilen ausgefüllt werden.

Schriftgießerei. Der Erfindung der Buchdruckerkunst folgte bald die der S., denn sobald man geschnittene Holzplatten zu einzelnen Buchstaben zertheilte und diese als bewegliche Typen zum Satze verwendete, mußte man darauf denken, viele und gleichmäßige Typen auf vortheilhaftere Weise anzufertigen. Schon Pet. Schöffer wendete 1452 ein Gußverfahren an, sowie die Erfindung der Buchdruckerei eine deutsche ist, so brachten auch Deutsche die S. zuerst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit, denn Arn. Pannarz und Konr. Schweinheim erfanden 1467, während man bis dahin nur deutsche (gothische) Lettern verwendet hatte, in Rom die jetzt noch gebräuchliche lateinische, die Antiquaschrift. Das erste Erforderniß zu einer Schrift sind die Stempel, mittels deren die Formen zum Gusse der Lettern oder Schriften (s. d.) erzeugt werden. Die ersten Stempelschneider waren in Nürnberg, und man ließ sich die Abschläge der Schriftstempel von dort kommen. In Leipzig wurde die erste S. 1656 von Hahn gegründet, welche nachher an Janson überging, und aus der die Eberhard'sche entstand; diese aber, wie die damals gleichzeitig bestehende hatte Stempel von Nürnberg. Erst Müller legte sich auf die Stempelschneiderei, und nach seinem Tode kamen seine Stempel und seine Gießerei durch Heirath seiner Witwe 1719 an Bernh. Christoph Breitkopf, dessen Sohn, Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (s. d.), der eigentliche Schöpfer der leipziger Typographie wurde. Die ausgezeichnetsten Stempelschneider der neuern Zeit sind die von Bodoni, Elzevier und Stephanus,

Baskerville, Didot, Zink, Schmidt u. May. Gegenwärtig genießen die Schriften der Gießereien von Breitkopf u. Härtel, Brockhaus in Leipzig, Klinkhardt, Schelter u. Giesecke in Leipzig und Wien, Flinsch in Frankfurt a. M., Gronau, Wöllmer u. a. in Berlin und der Staatsdruckerei in Wien eines hohen Rufs.

Was die Technik der S. betrifft, so geschieht der Guß in den sog. Gießinstrumenten, welche man für die verschiedenen Lettern einer und derselben Schriftart weiter und enger, je nach der Breite der Lettern, machen und für die Schriftformen, die Matrizen, verändern kann. Die letztern bestehen aus einem Stückchen Kupfer, in welchem mittels eines stählernen, gehärteten Stempels (Patrize) die Form der Letter vertieft abgeprägt ist, und welche dann genau justirt werden. Die Matrize wird nun in das Instrument gesetzt und dessen einzelne Theile dann nach der Schrifthöhe und der Breite des Buchstabenkörpers (Kegel) durch Schrauben festgestellt. In die auf solche Weise vorbereitete Form gießt nun der Arbeiter das geschmolzene Schriftzeug, eine Mischung von Blei und Antimon, welcher oft auch Zinn und Kupfer zugesetzt wird, worauf er die Form öffnet, die Letter auswirft und das Instrument wieder zum Guß schließt. Von dem gegossenen Buchstaben wird nun der Anguß abgebrochen, der an den Kanten vorstehende Grad durch Reiben auf einem Sandsteine oder auf einer Schleifmaschine zwischen Stahlplatten mit Feilenhieb abgeschliffen und eine ganze Reihe solcher Buchstaben in dem Bestoßinstrumente genau abgeglichen, welches mittels eines genau stellbaren Hobels geschieht, sodaß alle Buchstaben gleiche Höhe erhalten; dann werden sie vollends bestoßen und in Packete zur Ablieferung gesetzt. Die großen Buchstaben zu Placaten und Anzeigen wurden ehemals in Sand, später in Gips geformt und gegossen. Pfnorr in Darmstadt hat dazu eigens construirte Fallwerke, sog. Clichirmaschinen (s. Clichiren) erfunden, wo das Metall in die Formen getrieben wird. Auch auf dem Wege der Galvanoplastik lassen sich sehr gute Matrizen für die S. erzeugen, welche sehr scharfe Lettern geben. Da das Gießen der einzelnen Lettern sehr zeitraubend war, kam man auf den Gedanken, Maschinen zu bauen, welche diese Arbeit schneller und in derselben Güte machen sollten. Applegath in London und andere construirten dergleichen Maschinen, die aber sämmtlich ihrem Zweck nicht entsprachen. Endlich wurde in Amerika auf eine solche Maschine ein Patent genommen, nach welcher E. Hänel in Berlin Maschinen baute. Dies Modell war es, welches in der Mechanischen Werkstätte von F. A. Brockhaus in Leipzig so wesentlich umgewandelt wurde, daß die jetzt vielfach verbesserten Schriftgießmaschinen verschiedener Construction daraus entstanden, mittels derer ein Arbeiter in der Stunde 1500—2000 Buchstaben gießen kann. Die Lettern werden sehr scharf und gewähren noch nebenbei den Vortheil, daß sie bedeutend leichter sind, indem sich stets in ihnen ein hohler Raum bildet. Die Maschine besteht in einem kleinen Kessel, der über einem Ofen steht, und in welchem sich eine kräftige Druckpumpe befindet, welche durch eine Kurbel an der Maschine dergestalt in Betrieb gesetzt wird, daß sie in gewissen Zwischenräumen einen Strahl des in dem Kessel befindlichen geschmolzenen Metalls ausspritzt. Im Augenblicke des Ausspritzens führt die Maschine durch Umdrehung der Kurbel das an einem Hebel befindliche Gießinstrument vor die Ausgußöffnung und drückt es dort fest an. Die Zeit zwischen zwei Ausspritzungen des Metalls wendet die Maschine dazu an, das Instrument von dem Kessel zu entfernen, zu öffnen, den fertigen Buchstaben auszuwerfen, das Instrument wieder zu schließen und gegen den Kessel anzudrücken. Alle diese Arbeiten werden durch die Bewegung einer Kurbel von einem Arbeiter verrichtet, der außerdem die Ausgußöffnung und die Form stets rein zu halten hat. Für jeden Buchstaben wird das Instrument besonders vorgerichtet. Eine Universal-Schriftgießmaschine, welche alle Manipulationen des Gusses und des Fertigmachens der Lettern bewirkt, wurde von Johnson in London erfunden und in Amerika verbessert; auch deutsche S. haben die Einführung versucht. Neuerdings construirte Baudoin in Paris eine solche Maschine. Vgl. Heinze, «Handbuch der S.» (Weim. 1844); Bachmann, «Die S.» (Lpz. 1867).

Schriftsässigkeit (neulat. schriftsassiatus). Den Fürsten, Grafen und Herren sowie den Stiftern und Städten, welche im Deutschen Reiche unmittelbar unter dem Kaiser standen und neben dem Gerichtsstande vor den höchsten Justizstellen auch die Reichstagsfähigkeit besaßen, entsprachen aus den nur landsässigen Freien die Prälaten, die Mitglieder der Ritterschaft und diejenigen Städte, welche zum Erscheinen bei den Land- und Hoftagen des Territorialherrn von alters her berechtigt waren. Sie erhielten den Namen Schriftsassen, weil ihnen das Einberufungsschreiben zu den Landtagen (die Missive) von dem Landmarschallamte unmittelbar zugesendet wurde. Weiterhin erlangten zwar auch noch andere große Grundbesitzer die Landtagsfähigkeit, empfingen aber die Missive nur durch Vermittelung der Vogtgerichte, denen sie in ihren Rechtsangelegenheiten untergeben blieben, und hießen deshalb Amtsassen. Nach-

dem im Laufe der Zeit auch allen höhern Hof- und Staatsdienern der Gerichtsstand vor dem Hof- oder Oberhofgerichte oder dem Regierungscollegium bestätigt worden war, bezeichnete die S. nur das Privilegium, gleich in der ersten Instanz vor den höchsten Gerichten des Landes Recht zu nehmen, und man unterschied einen dinglichen und persönlichen Schriftsassiat. Jener kam den Besitzern schriftsässiger Güter, dieser den in solcher Weise ausgezeichneten Stiftern und Städten sowie den gesellschaftlich höher stehenden Personen zu. Mit der neuern Justizorganisation ist das betreffende, vielfach beschwerliche Vorzugsrecht fast überall beseitigt.

Schrimm, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, an der Warthe, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei kath. und eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule und zählt (1875) 5929 E., welche bedeutenden Getreidehandel treiben. — Der Kreis S. zählt (1875) auf 1025,4 QKilom. 57,240 E.

Schröckh (Joh. Matthias), Kirchenhistoriker, geb. zu Wien 26. Juli 1733 von prot. Aeltern, erhielt seine Gymnasialbildung erst zu Preßburg, seit 1750 zu Kloster-Bergen bei Magdeburg und bezog dann 1752 die Universität zu Göttingen. S. entschied sich für das akademische Leben und trat 1754 als akademischer Docent zu Leipzig auf. Er erhielt 1762 eine außerord. Professur, nahm aber 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an, der er jedoch nicht gewachsen war. Eifrig fuhr er dabei fort, sich im histor. Gebiete heimisch zu machen, und als er 1775 die Professur der Geschichte erhalten hatte, widmete er sich ausschließend der Geschichte. An seinem 75. Geburtstage hatte er das Unglück, in der Bibliothek von der Leiter zu fallen und ein Bein zu brechen. Infolge davon starb er 2. Aug. 1808. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: die «Weltgeschichte für Kinder» (6 Bde., Lpz. 1779—84 u. öfter), die histor. Compendien, darunter die «Historia religionis et ecclesiae christianae» (7. Aufl. von Marheineke, Berl. 1829), die «Allgemeine Biographie» (8 Bde., Berl. 1767—91) und die «Lebensbeschreibungen berühmter Männer» (2 Bde., Lpz. 1789—91). Für Guthrie's und Gray's «Allgemeine Weltgeschichte» bearbeitete S. die ital., franz., niederländ. und engl. Geschichte (1770—76). Sein Hauptwerk ist jedoch die «Christl. Kirchengeschichte» (35 Bde., Lpz. 1768—1803; Bd. 1—14, 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825), woran sich die «Kirchengeschichte seit der Reformation» (10 Bde., Lpz. 1804—12) schließt, die vom neunten Bande an von Tzschirner fortgesetzt wurde.

Schröder (Friedr. Ludw.), berühmter deutscher Schauspieler und Dramaturg, wurde 3. Nov. 1744 zu Schwerin geboren. Nachdem sich seine Mutter, nach dem frühen Tode seines Vaters, in Moskau 1749 mit Konrad Ernst Ackermann (s. d.) wieder verheirathet hatte, durchzog er mit seinen Aeltern Kurland, Preußen und Polen und trat mehrfach in Kinderrollen auf. Später kam er auf das Friedrichscollegium zu Königsberg, wo ihn die Aeltern, als sie sich vor den anrückenden Russen flüchteten, in ziemlich hülfloser Lage zurückließen. Sein Fleiß zog ihm zwar Lob, sein Muthwille aber die schärfsten Züchtigungen zu, und als seine Aeltern nichts mehr von sich hören ließen, wurde er aus der Anstalt entlassen und würde umgekommen sein, hätte nicht ein armer Schuster, der das leerstehende Schauspielhaus zu bewachen hatte, sich seiner erbarmt. S. half jetzt seinem Wohlthäter Schuhe flicken, hungerte mit ihm, gewöhnte sich aber auch den Branntwein an und würde vielleicht in Gemeinheit untergegangen sein, hätte nicht der zu jener Zeit berühmte Seiltänzer Stuart sich seiner angenommen und für seine geistige Ausbildung Sorge getragen. Endlich ließen ihn 1759 seine Aeltern über Lübeck nach der Schweiz nachkommen, wo er sich in Solothurn als Schauspieler und Tänzer ausbildete, seine ersten dichterischen Versuche mit Uebersetzung eines franz. Lustspiels machte, die Schweiz und die Rheingegenden durchzog und mehrere Jahre ein sehr wüstes Leben führte. In Hamburg, wohin die Ackermann'sche Gesellschaft 1764 zurückgekehrt war, zeichnete sich S. anfangs als Balletmeister und im Lustspiel aus. Später ging er ins tragische Fach über, und hier war es, wo er sich den Ruhm des ersten Künstlers seiner Zeit erwarb. Nach dem Tode seines Stiefvaters übernahm er 1771 mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direction der Bühne. Auch trat er jetzt mit einem eigenen Lustspiele, «Der Arglistige», auf, dem bald mehrere folgten, die eine lange Reihe von Jahren Glück machten. Seine Gattin, geborene Hart aus Petersburg, welche er 1773 heirathete, bildete sich gleichfalls als bedeutende Schauspielerin aus. Was S. als Vorsteher der Bühne in Hamburg, die durch ihn ihren Ruf und feste Begründung erhielt, wirkte, gehört der Geschichte des deutschen Theaters an. Sein Streben nach Herstellung eines tüchtigen Repertoire und Ensemble der Darstellung, sein strenges Halten auf Sittlichkeit und Ordnung und vor allem sein eigenes Beispiel hoben die Bühne zu einer damals seltenen Höhe. Durch die fleißigen und umsichtigen Bearbeitungen der Shakspeare'schen Trauerspiele trug er zuerst mit

dazu bei, diesen Dichter auch auf den deutschen Bühnen heimisch zu machen. Seine glänzendste Periode begann, als er 1780 mit seiner Gattin eine Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands und nach Paris machte. Im folgenden Jahre folgte er einem Rufe an das wiener Hoftheater. Bald aber sehnte er sich wieder nach Hamburg zurück und übernahm von neuem die Leitung des dortigen Theaters, die er bis 1798 führte, wo er sich auf das von ihm erkaufte nahe Landgütchen Nellingen zurückzog. Hier wirkte er theils als dramatischer Schriftsteller, theils als Vorsteher der Freimaurerloge zu Hamburg. Nachdem er jedoch 1811 die Verwaltung der Bühne nochmals übernommen hatte, starb er 3. Sept. 1816. Als dramatischer Schriftsteller hatte er mehr die Anforderungen der Bühne als die der Dichtkunst im Auge. Durch alle seine Stücke weht ein Geist der Sittlichkeit. S. hatte sich meist nach den Engländern gebildet, und viele seiner Stücke sind nur freie Bearbeitungen nach diesen. Alle im Druck erschienenen und viele handschriftlich vorhandenen gab Bülow unter dem Titel «S.'s dramatische Werke» mit einer Einleitung von Tieck (4 Bde., Berl. 1831) heraus. S.'s Witwe starb 25. Mai 1829. Vgl. das treffliche biographische Werk von F. L. W. Meyer, «Friedrich Ludwig S., Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers» (2 Bde., Hamb. 1819; 2. Aufl. 1822); Brunier, «Friedrich Ludwig S., ein Künstler- und Lebensbild» (Lpz. 1864).

Schröder (Sophie), eine der ausgezeichnetsten deutschen tragischen Schauspielerinnen, die Mutter der berühmten dramatischen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, geb. 23. Febr. 1781 in Paderborn, war die Tochter des Schauspielers Bürger, dessen Witwe sich nachher mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete. Als ihre Mutter 1793 bei der Tylli'schen Gesellschaft in Petersburg engagirt worden, begann dort die damals 12jährige Sophie in der Dittersdorf'schen Oper «Das rothe Käppchen» als Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval heirathete sie 1795 den Director der dortigen deutschen Bühne, Stollmers (eigentlich Smets). Hier lernte sie auch Kotzebue kennen, und auf seine Empfehlung erhielt sie eine Anstellung bei dem wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen. Schon nach einem Jahre ging sie nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde und besonders als Hulda im «Donauweibchen» viel Glück machte. Ihre Ehe mit Stollmers ward hier getrennt, welcher die Bühne verließ und unter seinem wirklichen Familiennamen Smets als Hofrath des regierenden Reichsgrafen von Plettenberg-Ratibor wieder in die früher von ihm verlassene juridisch-diplomatische Laufbahn zurücktrat. Unter sehr vortheilhaften Bedingungen 1801 nach Hamburg berufen, betrat hier Sophie die Bahn, auf welcher sie bald als ein Stern erster Größe glänzte, indem sie das naive Rollenfach mit dem tragischen wechselte. Sie heirathete 1804 den Tenoristen Friedr. Schröder und lebte unter den günstigsten Verhältnissen in Hamburg, bis sie 1813 die Kriegsereignisse bestimmten, diese Stadt heimlich zu verlassen, da der Marschall Davoust sie in das Innere Frankreichs bringen lassen wollte, wegen der patriotischen Gesinnung, welche sie bei Hamburgs Besetzung durch den General Tettenborn auf der Bühne hatte laut werden lassen. Nachdem sie eine glänzende Kunstreise gemacht, spielte sie anderthalb Jahre in Prag und folgte dann einem Rufe an das wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie bis 1829 war. Nachdem ihr zweiter Gatte Schröder 1818 gestorben, heirathete sie 1825 den Schauspieler Kunst, von dem sie sich aber bald wieder trennte. Im J. 1829 schied sie vom wiener Hoftheater aus und machte bedeutende Kunstreisen, bis sie 1831 Mitglied des münchener Hoftheaters wurde. Von hier folgte sie im Frühjahr 1836 abermals einem Rufe an das wiener Hoftheater. Nachdem sie 1840 in Wien pensionirt geworden, lebte sie seitdem meist in Augsburg. Sie starb zu München 25. Febr. 1868. Ihre bedeutendsten Rollen waren Phädra, Medea, Lady Macbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon und Isabella in der «Braut von Messina». Sie besaß ein gewaltiges und doch wohlklingendes Organ, ein wirksames Auge und ein durch Uebung zu einem erstaunenswürdigen Grade von Sicherheit entwickeltes Talent. Vgl. «Sophie S.» (Wien 1870). Im Nov. 1869 wurde ein von Zumbusch gefertigtes Denkmal auf ihrem Grabe enthüllt.

Schröder-Devrient (Wilhelmine), berühmte dramatische Sängerin, die Tochter der Vorigen, wurde zu Hamburg 6. Dec. 1804 als die älteste von vier Geschwistern geboren und von früher Jugend an durch ihre Mutter für die Kunst gebildet. Schon in ihrem fünften Jahre betrat sie zu Hamburg die Bühne als tanzende Amorine, und im zehnten wurde sie Mitglied des Hörschelt'schen Kinderballets in Wien. Doch mit dem sich entfaltenden Geiste strebte die junge Künstlerin nach einem höhern Wirkungskreise und widmete sich dem Schauspiele. Die erste Rolle, in der sie in ihrem 15. Jahre auf dem Burgtheater zu Wien auftrat, war die der Aricia in Racine's «Phädra». Ihr Talent war unverkennbar, und schon ihre ersten Leistungen

berechtigten zu großen Erwartungen. Ein Jahr später, 1821, trat sie plötzlich und unvermuthet als Pamina in der «Zauberflöte» auf und entwickelte ihre Gabe des Gesangs. Nachdem sie in der Rolle der Leonore im «Fidelio» den Sieg über alle ihre Vorgängerinnen davongetragen, stieg ihr Ruf rasch immer höher, und sie begann nun größere Reisen zu unternehmen. Ihr Aufenthalt in Berlin 1823, wo sie großes Aufsehen erregte, wurde für die Verhältnisse ihres Lebens bedeutend, indem sie sich daselbst mit Karl Devrient (s. d.) verheirathete. Mit ihrem Gatten gemeinschaftlich nahm sie ein Engagement bei dem Hoftheater in Dresden an; doch wurde die Ehe 1828 gelöst. Von Dresden aus unternahm sie häufige Kunstreisen. In Berlin, wo sie 1828 wieder auftrat, zeigte sich ihr Spontini sehr feindselig; doch erntete sie in ihren letzten Vorstellungen, namentlich in der «Euryanthe», den rauschendsten Beifall. Im J. 1830 ging sie zum ersten mal nach Paris, wo sie hoch gefeiert wurde, und nach der Rückkehr trat sie wieder in Berlin und andern großen Städten auf und erntete eine Reihe von Triumphen. Im nächsten Jahre, wo sie bei der ital. Oper in Paris sich auf ein Jahr engagirte, machte sie jedoch im ganzen weniger Glück. Mit um so größerm Enthusiasmus wurde sie 1832 in London aufgenommen, wohin man sie auch 1833 und 1837 wieder berief. Auch unternahm sie 1835 eine Kunstreise auf längere Zeit nach Rußland, Oesterreich und durch Deutschland.

Diese Zeit war ohne Zweifel der Culminationspunkt ihres künstlerischen Wirkens. Ihre meisterhaftesten Leistungen waren Fidelio, Euryanthe, Donna Anna, die Vestalin, Desdemona, Emmeline, Romeo, die Nachtwandlerin, Norma und Valentine. Es war ihre schaffende Genialität, welche, durch tiefes und ernstes Studium unterstützt, ihre bewundernswürdigen Leistungen erzeugte. Ihre Stimme war wohllautend und zugleich stark und umfangreich, obwol sie des eigentlichen Metalls entbehrte. Zugleich entwickelte sie eine hinreißende Intensität des Ausdrucks, die sie auch einzig in ihrer Art zu nutzen wußte. Unerreicht war sie in ihrem plastischen Spiel und im mimischen Ausdruck. Mit einer wunderbaren Schärfe des künstlerischen Blicks durchdrang sie jede Rolle und erfaßte den Moment, wo sie dieselbe auf den Gipfel der Wirkung heben konnte. Groß zeigte sie sich auch in der künstlerischen Selbsterkenntniß; sie wußte genau, was sie vermochte und wo ihre Mittel endeten. Die Rollen Adriano, Senta und Venus in den Opern Richard Wagner's, der 1842 nach Dresden kam, waren die letzten, denen sie ihren schöpferischen Genius widmete. Am 1. Juni 1847 wurde auf ihren Wunsch ihr Contract mit der dresdener Theaterintendanz aufgehoben. Sie ging hierauf einen Ehebund ein, der sehr unglücklich ausfiel und schon Ende 1848 unter Aufopferung ihres Vermögens getrennt wurde. Inzwischen hatte sie eine Gastspielreise durch Deutschland nach Kopenhagen, von da nach Rußland unternommen, wo sie 29. Dec. 1847 in Riga als Romeo zum letzten mal die Bühne betrat. Im Mai 1849 war sie Zeuge des Aufstandes in Dresden, der sie in die größte Aufregung versetzte. Sie wandte sich über Berlin nach Süddeutschland, von da nach der Schweiz und brachte den Winter in Paris zu, wo sie Herrn von Bock, einen livländ. Edelmann kennen lernte, dem sie, nachdem sie sich im März 1850 zu Gotha mit ihm vermählt, nach Livland folgte. Wiewol in günstigen Verhältnissen, trieb sie schon im folgenden Jahre die Sehnsucht wieder nach Deutschland. Bei ihrer Ankunft in Dresden sah sie sich in eine Untersuchung wegen ihres Verhaltens beim Maiaufstande verwickelt, die zwar niedergeschlagen wurde, aber nachträglich ihre Verweisung aus Rußland zur Folge hatte. Erst einige Jahre später durfte sie nach Livland zurückkehren. Misbehagen führte sie 1856 wieder nach Berlin, wo sie seitdem in Concerten und gesellschaftlichen Kreisen als lyrische Sängerin auftrat. Wie hier, so fand sie auch 1858 in Dresden, Leipzig u. s. w. als Concertsängerin Beifall. Im Laufe des J. 1859 wurde sie jedoch von einer langwierigen Krankheit ergriffen, infolge deren sie 26. Jan. 1860 zu Koburg in den Armen ihrer Schwester starb. Neben hoher Begabung, schöpferischer Kraft, durchdringendem Verstande besaß sie ein edles, warmes Herz, aber auch die Leidenschaften einer mächtigen Natur, die sie nie zu ruhigem Lebensgenuß kommen ließen. Vgl. Claire von Glümer, «Erinnerungen an Wilhelmine S.» (Lpz. 1862); Wolzogen, «Wilhelmine S.» (Lpz. 1863).

Schrödter (Adolf), ausgezeichneter Maler im humoristischen Genre, geb. zu Schwedt in der Uckermark 28. Juni 1805. Als Sohn eines Malers und Graveurs lernte er in Berlin sieben Jahre lang die Kupferstechkunst, bis er 1829 nach Düsseldorf ging, wo er sich der Malerei zuwandte und seit 1831 mit Oelgemälden vor die Oeffentlichkeit trat. Selten nur zu ernsten Stoffen greifend, in deren Behandlung er nicht besonders glücklich war, zeigte er seine wahre Stärke in der Bearbeitung heiterer und schwungvoller Vorwürfe. Er wählte die Verherrlichung des Rheins und seines Weinsegens oft zum Gegenstand reicher, von frischer Erfindung sprudelnder Compositionen und kennzeichnete seine Sinnesart durch Anwendung eines

Pfropfenziehers (Weinschröters) als Monogramm. Schon seine Weinprobe (1832) und das schöne fröhliche Bild: «Rhein. Wirthshausleben» (1833), beide ehemals in der Wagener'schen Sammlung, jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin, jenes lithographirt von Jentzen, dieses von Fischer u. Tempelteh, verschafften ihm Ruf. Am vollkommensten aber entwickelte sich sein Humor in den verschiedenen Scenen zu Don Quixote, den Falstaffiaden, Eulenspiegel und Münchhausen, welche er bald in Oel, bald mit der Radirnadel, bald für den Holzschnitt ausführte. Nicht minder ausgezeichnet ist S. als Componist von Arabesken und launigen Bildglossen. In Düsseldorf gewann er mit der Composition eines Frieses als Zimmerverzierung den vom Rheinischen Kunstverein ausgesetzten Preis. Kirchweihfestgruppen bilden den Inhalt dieser Arbeit, welche er nachher in Farben auf vergoldete Zinkplatten ausgeführt hat. Im J. 1847 malte er seinen «Auerbach's Keller», eins seiner bedeutendsten Oelbilder (gestochen von Lüderitz). In Frankfurt a. M., wohin er 1848 ging, gab er im Verein mit dem Abgeordneten Detmold ein Heft Caricaturen gegen das Parlamentsphilisterthum (die Piepmeierei) heraus, und malte seinen Zug des Königs Rheinwein, ein Friesbild voll Laune und Lust (1867 in Farbendruck bei Albert in München erschienen). Seinen Sinn für Ornamentik bethätigte er auch durch ein Musterbuch für Schnurstickerei, welches häufig benutzt wird. Als Schriftsteller ist S. mit einem Heft über «Das Zeichnen als ästhetisches Bildungsmittel, vorzugsweise für die Erziehung des weiblichen Geschlechts» aufgetreten. Im J. 1852 entstanden vier zusammenhängende Aquarellbilder, welche den Rheinwein, den Maitrank, den Punsch und den Champagner illustriren. S. kehrte 1854 wieder nach Düsseldorf zurück, wo er unter anderm die Jahreszeiten in vier höchst gelungenen Aquarellen (in der Galerie zu Karlsruhe) darstellte und als Oelbild den Falstaff in der Parade. Seit 1859 wirkte er als Professor des Freihandzeichnens an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Als Proben seiner spätern künstlerischen Thätigkeit sind zu nennen: die Illustrationen zu Uhland's Werken, zwei Mönche im Klosterkeller (1863), Hans Sachs, und Falstaff mit seinem Pagen (1867). Als einer der trefflichsten Radirer hat S. viele seiner Compositionen, namentlich Arabeskenbilder, selbst auf die Kupferplatte übertragen, worunter sich «Der Geist der Flasche» den größten Beifall erworben hat. Seit 1835 war S. Mitglied der Akademie zu Berlin. Er starb zu Karlsruhe 9. Dec. 1875.

Schröpfen (scarificatio) nennt man eine örtliche Blutentziehung vermittels kleiner Einschnitte in die Haut, aus denen das Blut mittels Sauginstrumente herausgezogen wird. Zur Hervorbringung jener Einschnittchen wendet man gewöhnlich den Schnepper (s. d.) an, von dem es mehrere Arten gibt. Zum Aussaugen dienten früher die Schröpfköpfe (cucurbitulae), gewöhnlich kleine Glocken aus Glas. Man hielt dieselben über einer Flamme, um darin durch die Hitze die Luft zu verdünnen, und stülpte sie dann rasch auf die Haut, wo sie sich beim Erkalten durch den Druck der äußern Atmosphäre fest ansaugten, die Haut in die Höhe zogen und Flüssigkeiten aus derselben zum Heraustreten brachten. Statt dieser ganz aus Glas verfertigten Schröpfköpfe wendet man jetzt kurze Glascylinder an, welche auf der einen Seite mit einer dicken Kautschukhaut verschlossen sind. Beim Aufsetzen des Cylinders drückt man den Kautschuk mit dem Finger ein und läßt diesen dann los, wenn der Cylinder gut sitzt. Der Kautschuk spannt sich wieder aus und verdünnt so die Luft in der kleinen von ihm gebildeten Höhle. Das S. ersetzt die Blutegel in vielen Fällen und dient theils bei Hautleiden, um in der Haut stockendes Blut zu entleeren, theils bei Krankheiten innerer Organe (Brust- und Brustfellentzündung, Bauchfellentzündung) als ableitende Blutentziehung. Oft wirkt es vielleicht nur durch die damit verbundene Reizung und Blutanhäufung in der Haut und Entfernung des Blutes in den darunterliegenden Organen (z. B. beim Auge). Daher gibt es Fälle, wo man mit Nutzen ohne Blutentziehung, also ohne vorherige Einschnitte schröpft: die sog. trockenen Schröpfköpfe.

Schrot, auch Hagel oder Schießhagel, nennt man das in kleine kugelige Körner geformte Blei, welches, aus Schrotflinten geschossen, zur Jagd auf kleines Wild dient und das Erzeugniß der Schrotgießerei ist. Die feinsten Sorten des sog. Vogeldunstes haben $^2/_3$ bis 1 Mmt. im Durchmesser; das gröbste S., auch Rehposten genannt, mißt nicht viel weniger als 6 Mmt. Das Schrotgießen beruht auf einer Umwandlung des geschmolzenen Bleies in Tropfen, welchen man Gelegenheit gibt, zu erstarren, bevor sie mit einem harten Körper in Berührung kommen. Jede Flüssigkeit nimmt, wenn sie tropfenweise frei fällt, vermöge der Anziehung ihrer Theilchen zueinander die sphärische Form an, und auf diese Eigenschaft ist die Fabrikation der S. begründet. Man schmelzt das Blei, welchem man, um es tropfbarer zu machen, auf 6—7 Ctr. reines Blei $2^1/_2$ bis 3 Pfd. weißen Arsenik oder rothes Schwefelarsenik zusetzt, in einem Kessel und gießt dasselbe löffelweise in ein Sieb, welches nach der

Größe der zu gießenden S. kreisrunde Löcher hat. Da aber bei diesem Verfahren das Blei stromweise durch die Oeffnung fließen würde, bedeckt man den Boden mit Bleischaum oder Bleiasche, welche dann das geschmolzene Blei nur tropfenweise durchdringen läßt. Das Sieb wird, um das Anhängen zu verhindern, mit Lehmwasser bestrichen. Das durchtröpfelnde Blei nimmt nun die Kugelgestalt an und erstarrt, indem es in einen untergesetzten Bottich mit Wasser fällt. Dies ist die ältere Fabrikationsweise, welche aber viel Ausschuß liefert, da die Tropfen während ihres kurzen Verweilens in der Luft nicht Zeit haben, sich vollkommen rund zu bilden, oder noch flüssig ins Wasser kommen und dabei eine unregelmäßige Gestalt annehmen. Nach der neuern Art werden die sog. Patentschrote dadurch erzeugt, daß man den Schmelzapparat auf der Höhe eines eigens dazu erbauten Thurms oder über einem abgelegten Bergwerksschacht anbringt und die Tropfen von dieser Höhe, welche 40 Mt. und darüber betragen muß, hinabfallen läßt, wodurch sie, da man im Thurme einen beständigen Zugwind unterhält, schon unterwegs ganz erstarren. Unten fallen sie in einen Bottich mit Wasser, auf welchem eine mehrere Millimeter dicke Schicht von Oel oder geschmolzenem Talg steht. Die so gegossenen S. werden durch ein eigenthümliches Verfahren von den unvollkommenen und unrunden Körnern befreit und die vollkommen runden in Sortirsieben nach der Größe voneinander geschieden. Die verschiedenen Größen des S. bezeichnet man durch Nummern, welche von 00, 0, 1—12 oder 16 gehen, sodaß die höchsten Nummern die feinsten S. bezeichnen. Um die fertigen S. vor dem Oxydiren zu schützen, werden sie mit etwas Reißblei in eine Tonne gethan, welche man schnell um ihre Achse dreht, wodurch die S. nicht allein polirt, sondern auch mit einer dünnen Schicht Reißblei überzogen werden. — Schrotschuß bei einem Geschütz ist soviel wie Kartätschschuß. (S. Kartätsche.)

Schrot und Korn, s. Münze und Münzwesen.

Schröter (Corona Elisabeth Wilhelmine), berühmte weimarische Sängerin, Freundin Goethe's, geb. 14. Jan. 1751 zu Guben als Tochter des Musikus Joh. Friedr. Schröter, wurde zuerst von ihrem Vater im Gesang unterrichtet, der 1763 mit seiner Familie nach Leipzig übersiedelte, um seine Kinder von Joh. Adam Hiller ausbilden zu lassen. Hier sang Corona in den großen Concerten (jetzigen Gewandhausconcerten), bis sie durch Goethe's Vermittelung, der schon als leipziger Student für sie begeistert war, als Kammersängerin der verwitweten Herzogin Amalie nach Weimar berufen ward, wo sie mit ihrer Freundin Wilhelmine Probst im Nov. 1776 eintraf. Hier hatte sie Gelegenheit, nicht blos bei Concerten und den Liebhaber-Aufführungen des Hofs in Gesangrollen zu glänzen, sondern auch ihr wunderbares Talent für das Drama im hohen Stil, welches sie auf einer öffentlichen Bühne nicht zur Schau stellen mochte, in gebildeten Privatcirkeln zu zeigen. So glänzte sie 1779 als Iphigenie in der Titelrolle des Goethe'schen Stücks. Gegen Ende des 18. Jahrh. zog sie sich ihrer Gesundheit wegen nach Ilmenau zurück, wo sie 23. Aug. 1802 starb. Vgl. Keil, «Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona S.» (2 Bde., Lpz. 1875); Düntzer, «Charlotte von Stein und Corona S.» (Stuttg. 1876).

Schröter (Joh. Hieronymus), berühmter Astronom, geb. 30. Aug. 1745 zu Erfurt, studirte die Rechtswissenschaften in Göttingen, wo ihn Kästner der Mathematik, insbesondere der Astronomie zuführte. Er wurde 1778 in der hannov. Regierung angestellt und starb als Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthum Bremen, 29. Aug. 1816. S. machte wichtige Beobachtungen in allen Regionen des Himmels, hauptsächlich in Bezug auf den Mond, von dem er einen sehr genauen Atlas lieferte. In Lilienthal hatte er sich eine Sternwarte errichtet und dieselbe nach und nach mit den besten Instrumenten ausgestattet. Sein 13füßiges Teleskop erklärte Lalande für das beste unter allen damals vorhandenen. Später verfertigte er mit unsaglicher Mühe und vielen Kosten noch mehrere größere Instrumente, unter denen ein 25füßiges Teleskop von ganz bedeutender Wirkung war. Harding und Bessel waren längere Zeit seine Gehülfen. Als seine Hauptwerke sind zu nennen: «Beiträge zu den neuesten astron. Entdeckungen» (Berl. 1788), «Selenotopographische Fragmente» (2 Bde., Lilienth. 1791 u. Gött. 1802), «Aphroditographische Fragmente zur genauern Kenntniß der Venus» (Gött. 1796), «Neueste Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst» (Gött. 1800); «Kronographische Fragmente zur Kenntniß des Saturn» (Gött. 1808) und «Hermographische Fragmente zur Kenntniß des Mercur» (Gött. 1816).

Schrötter, Ritter von Kristelli (Ant.), berühmter Chemiker, geb. zu Olmütz 26. Nov. 1802 als Sohn eines Apothekers, erhielt seine erste Bildung in seiner Vaterstadt und besuchte seit 1822 die Universität zu Wien, wo er zuerst die Arzneiwissenschaften, dann Mathematik

und Physik und später auch Chemie studirte. Hierauf wurde er 1830 an das Johanneum zu Gratz berufen, wo er zuerst Supplent, dann seit 1834 Professor der Chemie und Physik war. Im J. 1843 erhielt er die Professur der technischen Chemie am Polytechnikum in Wien, welche er 1845 mit der der allgemeinen Chemie vertauschte. Mit dem Prädicat «von Kristelli» 1868 in den Ritterstand erhoben, wurde er in demselben Jahre Director des k. k. Hauptmünzamts. S. starb zu Wien 15. April 1875. Von seinen Entdeckungen ist die wichtigste die des amorphen Phosphors (1847), über welche er in der Abhandlung «Ueber einen neuen allotropischen Zustand des Phosphors» (Wien 1848) berichtete. Außerdem veröffentlichte er noch: «Die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande» (2 Bde., Wien 1847—49).

Schub nennt man eine polizeiliche Maßregel, mittels welcher solche Personen, von denen zu erwarten steht, daß sie einer einfachen Weisung, einem Zwangspasse u. dgl. nicht Folge leisten würden, an einen bestimmten Ort dirigirt werden. Solche Personen erhalten einen Polizeibeamten oder einen nur zu diesem Zwecke angenommenen Hülfsbeamten (Transporteur) zur Begleitung und werden von diesem zu Wagen oder zu Fuß an den Ort ihrer Bestimmung geschafft und daselbst an die Polizei- oder Gerichtsbehörde abgeliefert. Man bedient sich des S. besonders gegen fremde Bettler und Landstreicher, sowie gegen flüchtig gewordene Verbrecher. In Oesterreich bestehen sog. Gensdarmerietransporte, mittels welcher ausländische subsistenzmittellose oder sonst mit der Polizei in Conflict gekommene Individuen aus dem Innern des Reichs hinaus und von Station zu Station bis an die Grenze geschafft werden.

Schubart (Christian Friedr. Daniel), deutscher Dichter, geb. zu Obersontheim in der schwäb. Grafschaft Limburg 26. März 1739, dichtete schon auf dem Lyceum zu Nördlingen, das er seit 1753 besuchte, Lieder im Volkstone, die er auch componirte. Er kam 1756 auf die Schule nach Nürnberg und 1758 auf die Universität zu Erlangen, wo er Theologie studirte. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden, und mit zerrütteter Gesundheit wandte er sich nach Hause. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen, wo sein Vater Diakonus war, und in der Gegend umher sein Brot durch Predigen für dortige Geistliche zu verdienen. Nachher wurde er Präceptor in Geißlingen und heirathete 1764 eine Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte. Für Musik hochbegabt und dieser Kunst stets zugewandt, wurde er 1768 Musikdirector und Organist in Ludwigsburg, überließ sich aber immer größern Ausschweifungen, weshalb er eine Zeit lang ins Gefängniß kam. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt und des Landes verwiesen. Er begab sich zunächst nach Heilbronn, dann nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo er Gelegenheit fand, sich vor dem Kurfürsten hören zu lassen. Sein Spiel gefiel dem Kurfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, als S. durch eine unvorsichtige Aeußerung sich den Unwillen desselben zuzog. Nachher wurde er mit dem bair. Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, katholisch zu werden. Doch noch ehe er diesen Rath ausführen konnte, mußte er auch München verlassen. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine «Deutsche Chronik» (1774—78) schrieb. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, hielt Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte, und fand reichlichen Gewinn. Durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich jedoch viele Feinde, besonders unter der Geistlichkeit, die er angriff und verspottete. Plötzlich wurde er auf Befehl des kath. Bürgermeisters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine «Chronik» fort, zog sich aber auch hier ebenso viel Feinde als Freunde zu. Die Meldung in seiner «Chronik», daß die Kaiserin Maria Theresia vom Schlage gerührt worden, veranlaßte einen neuen Verhaftsbefehl gegen ihn. Auf eine verrätherische Weise ins Würtembergische gelockt, wurde er zu Blaubeuren 22. Jan. 1777 auf landesherrlichen Befehl verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Der Festungscommandant Rieger theilte ihm Bücher mystischen und theosophischen Inhalts mit, und der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantasie begabte S. wurde für das Mystische gestimmt. Zwar erleichterte man 1778 seine Gefangenschaft etwas; allein erst nachdem er zehn Jahre ohne Verhör im Kerker gesessen, kam er auf die Fürbitte des Königs von Preußen 1787 wieder auf freien Fuß und wurde zum Director der herzogl. Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Noch im Gefängniß hatte er seine «Sämmtlichen Gedichte» (2 Bde., Stuttg. 1785—86; neueste Ausg., Stuttg. 1842) herausgegeben. In Stuttgart setzte er seine «Deutsche Chronik» unter dem Titel «Vaterlandschronik» fort; auch gab er hier seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung (2 Bde.,

Stuttg. 1791—93) heraus. Doch noch vor Beendigung der letztern starb er 10. Oct. 1791. Seine Gedichte können durchaus nicht als classisch gelten, da in den meisten viel Formloses, Schwülstiges, selbst Rohes vorkommt; einzelne treffen den Volkston in hohem Grade. Einige seiner religiösen Gedichte und die erhabenen Dichtungen «Die Fürstengruft» und «Hymnus auf Friedrich d. Gr.» verdienen große Anerkennung. Weit mehr hat S. durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gewirkt. Aehnliche Anregungen, mitunter auch Aufregungen, gingen von seiner «Deutschen Chronik» aus, einem Volksblatte, welches durch stets gleichmäßigen Humor und reiche Abwechselung ebenso anzog, als es durch Einfachheit der Darstellung und schonungslose Freimüthigkeit tief in das Volk eingriff. In den frühesten Gedichten Schiller's, von welchem S. während seiner Kerkerhaft besucht worden war, erinnert vieles an den Gesangenen vom Hohenasperg. Seine «Gesammelten Schriften und Schicksale» erschienen in acht Bänden (Stuttg. 1839—40). Vgl. Strauß, «S.'s Leben in seinen Briefen» (2 Bde., Berl. 1849). — Sein Sohn, Ludwig S., geb. zu Geißlingen 1766, war eine Zeit lang preuß. Legationssecretär und starb 1811. Er übersetzte Thomson's «Jahreszeiten» (Berl. 1789; 3. Aufl. 1805) und bearbeitete nach Shakspeare das Trauerspiel «Othello» (Lpz. 1802) und nach Macpherson «Ossian's Gedichte» (2 Bde., Wien 1808), schrieb ein Buch über seines Vaters «Charakter» (Erlangen 1798) und gab dessen «Ideen zur Aesthetik der Tonkunst» (Wien 1806) und «Vermischte Schriften» (2 Bde., Zür. 1812) heraus.

Schubart (Joh. Christian), Edler von Kleefeld, ein um die Verbesserung der Landwirthschaft sehr verdienter Mann, geb. zu Zeitz 24. Febr. 1734, war erst Leinweber, trat aber 1748 als Copist in die Dienste des zeitzer Amtmanns, dann 1750 in gleicher Eigenschaft in die Dienste des Justizamts Lauchstädt. Endlich wendete er sich 1751 nach Leipzig, wo er kümmerlich vom Abschreiben lebte, kam 1752 zu einem Rechtsgelehrten nach Hirschberg, nahm 1753 eine Copistenstelle bei dem Reichshofrathsagenten in Wien an und trat 1756 in die Dienste des sächs. Gesandten von Flemming, kehrte aber noch in demselben Jahre nach Hirschberg zurück, das er 1759 verließ, um als Secretär in die Dienste des Generallieutenants von Thadden, später in gleicher Eigenschaft in diejenigen des Generals Werner zu treten. Mit diesem wohnte er einem Theil des Siebenjährigen Kriegs bei. Nachdem Werner in Gefangenschaft gerathen, wendete sich S. nach Berlin und wurde hier bei der engl. Hülfsarmee als Kriegs- und Marschcommissar angestellt. Für den Freimaurerbund bereiste er dann bis 1767 England, Rußland, Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz, Italien und Deutschland. Im J. 1769 kaufte er das Rittergut Würchwitz bei Zeitz und 1774 noch die beiden Güter Pobles und Kreischa. Hier führte er den Klee-, Krapp- und Tabacksbau, sowie das Gipsen ein. Seinen literarischen Ruf begründete er durch eine von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift über den Futterkräuterbau, die er unter dem Titel «Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden» unentgeltlich vertheilte. Durch seine energische Propagation ist der Anbau des Klees (Rothklees) in den Betrieb der mitteleurop. Landwirthschaft eingeführt worden, welche dadurch eine vollkommene Umwälzung erlitt. Seine «Oekonomisch-kameralistischen Schriften» sammelte er in sechs Bänden (Lpz. 1783—84), denen sich sein «Oekonomischer Briefwechsel» (4 Hefte, Lpz. 1786) anschloß. Besonders schnell fanden ihre Lehren in Oesterreich Verbreitung und Anklang, weshalb er 1784 unter Beilegung des Namens «Edler von Kleefeld» vom Kaiser in den Adelstand erhoben wurde. Er starb 23. April 1787. Vgl. «Johann Christian S., Edler von Kleefeld» (2. Aufl., Dresd. 1846).

Schubert (Franz Peter), einer der begabtesten deutschen Tonsetzer, besonders berühmt als Liedercomponist, geb. zu Wien 31. Jan. 1797 als der Sohn eines Schullehrers, erhielt den ersten Musikunterricht durch den Chorregent Michael Holzer und wurde 1808 wegen seiner schönen Stimme Hofkapellknabe. Während seines fünfjährigen Aufenthalts im Kaiserl. Convicte erlernte er das Klavierspiel und die Bogeninstrumente mit so schnellem Erfolg, daß er in kurzer Zeit die Orchesterübungen an der ersten Violine leiten konnte. Im Generalbaß war der Hoforganist Ruzicka, in der Composition Salieri sein Lehrer und Führer. Ende Oct. 1813 verließ er die Anstalt, lebte theils im älterlichen Hause als Schulgehülfe des Vaters, theils für sich, gab Unterrichtsstunden, weihte aber vorzugsweise seine Muße dem Selbstschaffen, wobei ihn eine unglaubliche Leichtigkeit der Production unterstützte. Bis 1817, wo er das Schulgehülfenamt verließ, lieferte er bereits eine große Anzahl von Compositionen verschiedenster Art, Messen und andere Kirchensachen, sechs Opern und Singspiele, Symphonien und andere Instrumentalstücke und viele Lieder. Unter den Liedern befinden sich solche, die zu seinem spätern Ruhme viel beigetragen haben, z. B. der «Erlkönig» und der «Wanderer» (beide 1816).

Einen Theil des J. 1818 brachte S. als Musiklehrer des Grafen Esterhazy auf dessen Landgute Zelész in Ungarn zu, und in den Sommer 1819 fällt ein Aufenthalt in Oberösterreich. Aus diesen beiden Jahren sind hervorzuheben: das Lied «Die Forelle», die vierhändigen Variationen Op. 10 und das sog. Forellen-Quintett. Auch schrieb er 1819 schon seine sechste Symphonie (in C). Vor das große Publikum Wiens trat S. zuerst mit der einactigen Posse «Die Zwillinge» und mit der Musik zu dem Spectakel- und Ausstattungsstück «Die Zauberharfe», die beide keinen nachhaltigen Erfolg hatten. Außerdem fallen unter anderm ins J. 1820 das Oratorium «Lazarus», der achtstimmige Männerchor mit Orchester «Gesang der Geister über den Wassern», der 23. Psalm für vier Frauenstimmen, die Klavierphantasie Op. 15. Die J. 1821 und 1822, wo zuerst einige seiner Sachen («Erlkönig» und «Gretchen am Spinnrad») im Druck erschienen, brachten die Oper «Alfonso und Estrella» und eins von S.'s bedeutendsten Kirchentonwerken, die Messe in As, sowie die zwei Sätze einer unvollendeten Symphonie in H-moll. Die berühmten «Müllerlieder» entstanden 1823, welches Jahr auch durch die Musik zum Drama «Rosamunde», die große Oper «Fierrabras» und die Operette «Der häusliche Krieg oder die Verschworenen» bezeichnet ist. Einen Theil des J. 1824 verlebte S. wieder auf dem Esterhazy'schen Gute Zelész, und die Sommermonate von 1825 waren einem Aufenthalt in Oberösterreich gewidmet. Aus der massenhaften Production dieser Jahre sind insbesondere hervorzuheben: das Instrumentaloctett Op. 166, das Klavierduo Op. 140, die Lieder aus W. Scott's «Fräulein vom See» und die Märsche Op. 55 und Op. 66. Den Compositionen des J. 1826 gehören unter anderm an das große D-moll-Streichquartett, der erste Theil der Liedersammlung «Winterreise», die «Nachtbelle» (für Männerchor), das Rondo brillant Op. 70 für Klavier und Violine, das Klaviertrio in B. In das J. 1827 fallen von bedeutendern Sachen: das Klaviertrio in Es, der zweite Theil der «Winterreise», der Chor «Nachtgesang im Walde», die Klavierimpromptus Op. 142. In seinem letzten, bereits durch Kränklichkeit getrübten Lebensjahre, 1828, lieferte er unter andern Compositionen noch sein bedeutendstes Instrumentalwerk, die große C-dur-Symphonie (Nr. 7), das Streichquartett in C, die Messe in Es und die Liedersammlung «Schwanengesang». S. starb zu Wien 19. Nov. 1828.

S. versuchte sich in allen Gattungen, sodaß das, was er im Laufe seines kurzen Lebens sowol quantitativ als qualitativ geleistet hat, außerordentlich ist. Seine Opern, Symphonien, Chöre, Ouverturen, Cantaten, Psalmen, Messen, Offertorien, Stabat mater, Halleluja, Sonaten, Trios, Variationen, Phantasien, Rondos, Tänze, Märsche, Vocal- und Streichquartetten u. s. w. sind die Zeugen seiner Erfindungskraft und seines Fleißes. Was er insbesondere im Fache der Ballade und des Liedes, überhaupt in Gesängen mit Pianofortebegleitung geleistet hat, ist überall anerkannt. In seiner C-dur-Symphonie aber und in den Werken für Streichinstrumente und für Pianoforte hat S. das Ideal Beethoven's ergriffen und im Geiste desselben fortentwickelt. Originalität, tiefes poetisches Gemüth, überraschende Wahrheit des Ausdrucks, einfach reizende Melodien und Fülle der Phantasie sind die Elemente seiner Individualität. Die Zahl seiner Compositionen beträgt ziemlich 2000, darunter über 700 Lieder. Vieles gelangte erst lange nach seinem Tode zur Veröffentlichung und allgemeiner Anerkennung. Vgl. Kreißle von Hellborn, «Franz S.» (Wien 1864).

Schubert (Friedr. Wilh.), verdienter deutscher Statistiker und Geschichtschreiber, geb. 20. Mai 1799 zu Königsberg, bezog 1815 die Universität Königsberg, um sich histor. Studien zu widmen, schloß sich aber noch vor Beginn des Curses den freiwilligen Jägern an, mit denen er nach Paris ging. Nach der Rückkehr nach Königsberg setzte er 1816 seine Studien fort und habilitirte sich 1820, worauf er 1823 eine außerord. Professur und 1826 die ord. Professur der Geschichte, Geographie und Staatskunde erhielt. Er wurde 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er sich der sog. Casinofraction anschloß; im Dec. 1864 wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des preuß. Herrenhauses ernannt. S. starb in Königsberg 21. Juli 1868. S.'s Hauptwerk bildet das «Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa» (Bd. 1, Thl. 1—4, Bd. 2, Thl. 1—3, Königsb. 1835—48). Als praktischer Commentar für den staatsrechtlichen Theil des Werks ist seine «Sammlung der Verfassungsurkunden und Grundgesetze der Staaten Europas und der nordamerik. Freistaaten» (2 Bde., Königsb. 1840—50) zu betrachten. Außerdem besorgte S. mit Rosenkranz die vollständige Ausgabe der «Sämmtlichen Werke Kant's» (12 Bde., Lpz. 1838—42), in deren elftem Bande er die erste ausführliche Biographie Kant's zum Theil nach handschriftlichen Quellen lieferte.

Schubert (Gotthilf Heinr. von), deutscher Naturforscher und Naturphilosoph, geb. 26. April 1780 zu Hohenstein im Schönburgischen, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine Schulbildung

in Greiz und Weimar und bezog 1800 die Universität Leipzig, um sich theol. Studien zu widmen, verließ aber dieselbe nach einem Jahre und ging nach Jena, wo er Medicin studirte. Nachdem er hierauf zu Altenburg zwei Jahre als Arzt practicirt, wandte er sich nach Freiberg, hauptsächlich durch Werner's Vorlesungen angezogen, und 1807 nach Dresden. Aus den hier über naturphilos. Gegenstände gehaltenen Vorlesungen entstanden die «Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften» (Dresd. 1808; 4. Aufl. 1840). Schon vorher hatte er die «Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens» (3 Bde., Lpz. 1806—20) begonnen. Von 1809—16 wirkte er als Director des Realinstituts zu Nürnberg, worauf er als Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust ging. Doch schon nach drei Jahren verließ er diesen Wirkungskreis und folgte einem Rufe als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen, von wo er 1827 nach München in gleicher Eigenschaft übersiedelte. Hier wurde er zum Geheimrath ernannt, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und in den Adelstand erhoben. Er starb 1. Juli 1860 zu Laufzorn bei Grünwald in Oberbaiern im Hause seines Enkels. S.'s wissenschaftliche Richtung wurde zunächst durch die Schelling'sche Naturphilosophie bestimmt. Seine philos. Forschungen führten ihn jedoch in das religiöse Gebiet, wo er sich dem Mysticismus zuwandte. Zu seinen wissenschaftlichen Werken gehören, außer den bereits genannten, «Die Urwelt und die Fixsterne» (Dresd. 1822; 2. Aufl. 1839); die sehr ausführlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeschichte, insbesondere «Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde» (Erlangen 1852), die früher viel verbreiteten Handbücher der Mineralogie, Naturgeschichte u. s. w.; ferner die «Symbolik des Traums» (Bamb. 1814; 4. Aufl., Lpz. 1862) und die «Geschichte der Seele» (2 Bde., Stuttg. 1830; 5. Aufl. 1878), welches letztere Werk über sehr viele Gegenstände des geheimnißvollen Gebietes der Seelen- und Geisteskunde mehr ahnungsreiche als wissenschaftlich begründete Gedanken ausspricht. Einen Nachtrag dazu bilden «Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele» (Stuttg. 1845). Aus seiner mystischen Schwärmerei stammen die Schriften: «Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde» (5 Bde., Lpz. und Erlangen 1817—44); «Züge aus dem Leben des Pfarrers Joh. Friedr. Oberlin» (4. Aufl., Münch. 1832), «Beschreibung von Claudii de Martelli Errettung in und aus der türk. Gefangenschaft» (Erlangen 1825), die «Mittheilungen aus dem Reiche» in der «Evang. Kirchenzeitung». Außerdem sind zu erwähnen: «Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tirol und die Lombardei» (Erlangen 1823; 2. Aufl. 1834), «Reise durch das südl. Frankreich und Italien» (2 Bde., Erlangen 1827—31) und vorzüglich «Reise in das Morgenland in den J. 1836 und 1837» (3 Bde., Erlangen 1838—39). S. ist auf dem Gebiete der naturphilos. Forschungen durch ein ungewöhnliches Talent für Analogie und Induction ausgezeichnet. Die namentlich in der Astronomie, in der Geschichte des Erdkörpers und dann im psychol. Gebiete von ihm aufgestellten Ansichten haben viele Freunde gefunden. Seine Selbstbiographie gab S. heraus unter dem Titel «Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben» (3 Bde., Erlangen 1853—66).

Schubladenstück (pièce à tiroir) oder **Verkleidungsstück** heißt ein kleines dramatisches Stück, das seinem Wesen nach dem derbern Lustspiel angehört und den Zweck hat, mehrere Charaktere in schneller Aufeinanderfolge durch einen und denselben Darsteller zu veranschaulichen. Die bekanntesten Stücke dieser Gattung sind «Garrick in Bristol», «Die Leibrente», «Das Landhaus an der Heerstraße», «Die Zwillingsbrüder», «Die Proberollen» u. s. w.

Schücking (Christoph Bernh. Levin), deutscher Romanschriftsteller, geb. 6. Sept. 1814 zu Clemenswerth, einem Jagdschlosse im Norden des ehemaligen Bisthums Münster, studirte in München, Heidelberg und Göttingen die Rechte, wandte sich aber, in Münster lebend, der schriftstellerischen Laufbahn zu, die er mit «Das malerische und romantische Westfalen» (Lpz. 1842) und «Der Dom zu Köln und seine Vollendung» (Köln 1842) eröffnete. Nachdem er einen Winter auf der Meersburg am Bodensee, beschäftigt in der Bibliothek des Freiherrn von Laßberg, zugebracht, übernahm er 1843 die Leitung der Erziehung zweier Söhne des bair. Fürsten Wrede, welcher Beruf einen längern Aufenthalt in Oesterreich veranlaßte. Seit 1844 lebte er in Augsburg, dann in Köln, dort an der Redaction der «Allgemeinen Zeitung», hier an der der «Kölnischen Zeitung» betheiligt. Nach mehrern Reisen durch Frankreich und Italien ließ er sich im Herbst 1852 auf einem Gute zu Sassenberg bei Münster, einem alten Besitzthum seiner Familie, nieder. Hier ließ er nun auf seine ersten Romane: «Ein Schloß am Meer» (2 Bde., Lpz. 1843), «Die Ritterbürtigen» (3 Bde., Lpz. 1846), «Eine dunkle That» (Lpz. 1846), «Ein Sohn des Volks» (2 Bde., Lpz. 1849), «Der Bauernfürst» (2 Bde.,

Lpz. 1851), «Die Königin der Nacht» (Lpz. 1852), eine Reihe weiterer folgen: «Ein Staatsgeheimniß» (3 Bde., Lpz. 1854), «Die Sphinx» (Lpz. 1856), «Der Held der Zukunft» (Prag 1856; 2. Aufl. 1859), «Aus den Tagen der großen Kaiserin» (2 Bde., Wien 1858; 2. Aufl., Prag 1859), «Paul Bronckhorst» (3 Bde., Lpz. 1859), «Die Rheider Burg» (2 Bde., Prag 1859), «Die Marketenderin von Köln» (3 Bde., Lpz. 1860), «Die Geschworenen und ihre Richter» (3 Bde., Hannov. 1861), «Frauen und Räthsel» (2 Bde., Lpz. 1865), «Eine Actiengesellschaft» (3 Bde., Hannov. 1863), und mit wachsender Vertiefung und künstlerischer Behandlung seiner Stoffe: «Verschlungene Wege» (3 Bde., Hannov. 1867), «Schloß Dornegge» (4 Bde., Lpz. 1868), «Die Malerin aus dem Louvre» (4 Bde., Hannov. 1869), «Luther in Rom» (3 Bde., Hannov. 1870), «Die Heiligen und die Ritter» (4 Bde., Hannov. 1872), «Die Herberge der Gerechtigkeit» (2 Bde., Lpz. 1878) u. s. w. Wenn auch nicht gleich an Werth, gehören diese Romandichtungen doch zu den besten der Gegenwart. Vor allem sind sie erfüllt von einem gesunden Realismus sowie von einem kräftigen Patriotismus, der auf dem geschichtlichen Boden seiner heimischen Gegend beruht. Auch weiß S. einen frischen Humor an rechter Stelle und mit weisem Maße geltend zu machen und seinen Stoff durch einen philos. oder psychol. Grundgedanken zu vertiefen. Die sprachliche Form ist einfach und gediegen. Ferner schrieb S. eine sehr große Anzahl von Novellen und Erzählungen, die eine reich sprudelnde Erfindungsgabe bekunden und die ins anthropologische Gebiet schlagenden «Geneanomischen Briefe» (Frankf. 1855). Außerdem schilderte er in «Annette von Droste» (Lpz. 1862), dem Lebensbilde seiner Freundin, den Einfluß, den diese auf seine geistige Entwickelung gehabt. Die hervorragendsten seiner Schriften stellte S. selbst in der Sammlung «Ausgewählte Romane» (12 Bde., Lpz. 1864; 2. Folge, 12 Bde., Lpz. 1864—74) zusammen. — Seine Gattin Luise, Tochter des darmstädtischen Generals und Kammerherrn Freiherrn von Gall, geb. 19. Sept. 1815, vermählt 1844, gest. 16. Mai 1855, hat sich unter dem Namen Luise von Gall durch «Frauennovellen» (2 Bde., Darmst. 1845) und die Romane «Gegen den Strom» (2 Bde., Brem. 1851), «Der neue Kreuzritter» (Berl. 1853) bekannt gemacht. Ihr Lustspiel «Ein schlechtes Gewissen» wurde mehrfach mit Erfolg aufgeführt. Nach ihrem Tode gab ihr Gatte «Frauenleben» (2 Bde., Lpz. 1856), eine Sammlung Novellen, heraus.

Schuckmann (Friedr., Freiherr von), preuß. Staatsmann, geb. 26. Dec. 1755 zu Mölln, einem Stammgute seiner Familie im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, machte auf der Universität Halle seine Studien und trat hierauf in den preuß. Staatsdienst, wo er 1790 die Stelle eines königl. Münzrichters in Breslau erhielt und 1795 zum Präsidenten der Kammer in Baireuth und 1796 auch in Ansbach ernannt wurde. Während der Kriegsereignisse von 1806 und 1807 suchte er in dieser Stellung der Zerrüttung des Landes mit Eifer vorzubeugen, wurde jedoch den Franzosen verdächtig und in der Nacht des 10. Mai 1807 von Gensdarmen nach Mainz abgeführt und später zu Heidelberg internirt. Beim Friedensschluß vergessen, erhielt er erst 1808 seine Freiheit zurück. S. wurde 1810 zum Geh. Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe sowie für Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. Unter seiner Leitung erfolgte die völlige Herstellung der neuen Universität zu Berlin sowie die Organisation der Universität Breslau. Auch erwarb er sich hohe Verdienste um die Entwickelung des preuß. Handels- und Gewerbswesens und wurde 1714 zum wirklichen Minister des Innern mit Beibehaltung der Cultus- und Unterrichtsangelegenheiten ernannt. Bei der Veränderung der Ministerialdepartements 1817 wurde ihm das geistliche und Unterrichtsdepartement abgenommen und statt dessen die Direction des Berg- und Hüttenwesens überwiesen, dagegen 1819 zu dem allgemeinen Polizeidepartement, dessen Leitung er schon seit 1812 führte, noch die sog. höhere Sicherheitspolizei ihm übergeben. Bei einer neuen, 1819 erfolgten Veränderung der Ministerialgeschäftskreise erhielt er auch noch die Handels- und Gewerbsangelegenheiten zugetheilt. Dagegen wurden ihm die allgemeinen innern Angelegenheiten abgenommen und dem Minister Wilhelm von Humboldt überwiesen, aber nach dessen Abgange abermals übergeben. Nachdem er schon 1830 die Polizeiangelegenheiten an den Minister Brenn abgetreten, mußte er, durch Schlagfluß gelähmt, 18. April 1834 sich gänzlich zurückziehen. Zur Anerkennung seiner Dienste hatte ihn der König in den Freiherrnstand erhoben. S. starb 17. Sept. 1834 zu Berlin. Er schrieb «Praktische Ideen über Finanzverbesserung» (Tüb. 1808) und «Bemerkungen gegen von Rauner's Schrift: Ueber Einkommensteuer» (Berl. 1810).

Schnderoff (Georg Jonathan), prot. Theolog, geb. zu Gotha 24. Oct. 1766, besuchte das Gymnasium zu Altenburg und studirte seit 1783 in Jena. Er wurde 1790 Substitut des

Pastors zu Drakendorf bei Jena, rückte 1792 in das Pfarramt selbst ein, wurde 1797 Subdiakonus in Altenburg, 1805 Archidiakonus, 1806 Oberpfarrer und Superintendent zu Ronneburg und 1824 Consistorialrath. Nachdem er 1836 als Ephorus in den Ruhestand getreten, wurde er zum Geh. Consistorialrath ernannt, im Nov. 1838 aber infolge zweier polemischer Schriftchen gegen das sog. altenburger Consistorialrescript und dessen Verfasser, den Superintendenten Hefekiel, von allen Amtshandlungen suspendirt. Später jedoch ward diese Suspension wieder aufgehoben. Er starb 31. Oct. 1843. S. gehört zu den namhaftesten Vertretern des Nationalismus. Unter seinen frühern Schriften sind hervorzuheben: «Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie» (Lpz. 1792), «Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge» (Braunschw. 1796), «Versuche einer Kritik der Homiletik» (Braunschw. 1797). Im J. 1802 begann er das «Journal zur Beredlung des Predigers und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens», welches er bis 1832 fortsetzte. Mit Röhr und Schleiermacher gab er ein «Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und andern Predigten» (Magdeb. 1823 fg.) heraus. An seine Schrift «Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die prot. Kirche» (Altenb. 1809) schlossen sich: «Ansichten und Wünsche, betreffend das prot. Kirchenwesen und die prot. Geistlichkeit» (Lpz. 1814), «Briefe über das prot. Kirchenwesen» (Lpz. 1815), «Grundzüge zur evang.-christl. Kirchenverfassung und zum evang. Kirchenrechte» (Lpz. 1817) und «Ueber die Consistorialverfassung» (Lpz. 1831), in welchen Schriften er für das Verhältniß zwischen Kirche und Staat das Collegialsystem forderte. In seinen «Nebenstunden» (2 Bde., Ronneb. 1823—25) gab er über manche wichtige Gegenstände sein von psychol. Scharfblick zeugendes Urtheil ab. Außerdem hat S. verschiedene Sammlungen von Predigten veröffentlicht. Die anonymen Schriften «Die Märtyrer der Liebe, von J. S.» (Berl. 1805) und «Richard und Auguste, ein Roman in Briefen» (Schneeb. 1805) sind ebenfalls von ihm. Auch ließ er eine Sammlung seiner «Kleinern Schriften kirchenrechtlichen und religiös-philos. Inhalts» (Lüneb. 1837) erscheinen.

Schuh und Schuhfabrikation. Die gesteigerten Anforderungen, welche die neuere Zeit an die Productionskraft der Gewerbe stellt, hat sich auch dem Schuhmacherhandwerk gegenüber geltend gemacht und dasselbe nach und nach in den fabrikmäßigen Betrieb übergeführt. Dazu gaben in den Vereinigten Staaten wie in Europa die vielfachen Kriege und die zahlreichen stehenden Heere Veranlassung. In dieser Richtung vorgehend, erfand man mechan. Vorrichtungen zum Zuschneiden der Sohlen wie des Oberleders. Man fing an, das Schuhwerk nicht mehr durch Nähte mittels des sog. Pechdrahts, sondern durch Nagelung mit Holzstiften zu verbinden. Abgesehen von der dadurch hervorgerufenen, nicht unbedeutenden Fabrikation von Holzstiften, entstanden in England, Frankreich und Deutschland Fabriken, welche mit Erfolg anfingen, die Holznagelung durch eiserne Stifte oder Niete oder messingene Schrauben zu ersetzen. Seit einer Reihe von Jahren ist die Nähmaschine auch in die Schuhfabrikation eingeführt worden, wodurch man die Methode, die Schuhe durch Nagelung zu verbinden, wieder aufgab und zu dem alten Verfahren, die Sohle durch eine mittels Pechdraht hergestellte Naht mit dem Obertheile zu verbinden. Von einer praktischen Fußbekleidung verlangt man, daß die Sohle vollkommen wasserdicht (d. h. vollständig gegerbt), das Oberleder weich, besonders im Fußgelenk, und nicht zu schwer sei; der Absatz soll kein übermäßiges Gewicht haben und nicht zu hart und zu hoch sein. In Bezug auf Eleganz, vollendete Ausführung, Bequemlichkeit und schöne Form des Schuhwerks steht Frankreich an der Spitze. Ihm reiht sich zunächst England durch die Solidität der Arbeit an. Im Deutschen Reiche gibt sich in neuerer Zeit ebenfalls das Streben kund, in der Massenproduction an Schuhen und an Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit der Fabrikate sich dem Auslande gleichzustellen. Vgl. die Berichte über die internationalen Industrie-Ausstellungen in London (1851 und 1862), Wien (1873), Philadelphia (1876) und Paris (1855, 1867 und 1878) und Jos. Hausner, «Darstellung der Textil-, Kautschuk- und Leder-Industrie mit Rücksicht auf Militärzwecke» (2. Aufl., Wien 1876).

Schuiskoi, eine berühmte fürstl. Familie in Rußland, welche in männlicher, directer und legitimer Linie von demjenigen Zweige des Hauses Rurik abstammt, der in dem Großfürstenthume Susdal, einem Bestandtheile des gegenwärtigen Gouvernements Wladimir, selbstständig regierte. Das wichtigste Glied derselben ist Wassilij Iwanowitsch S., der den ersten der falschen Dmitri (s. Demetrius) in einer wohlvorbereiteten Verschwörung 17. Mai 1606 in seinem Schlosse in Moskau aufhob und nach Aufdeckung des Betrugs, den er gespielt, in Gegenwart des versammelten Volks sofort hinrichten ließ, worauf er selbst zum Zaren ausgerufen wurde. S. nahm als solcher den Namen Wassilij III. an und wußte sich 1606—10

im Besitz der Krone zu behaupten und die vielfachen Verschwörungen und Parteiungen niederzuhalten. Wol hätte er sich noch länger behauptet, wäre sein Versuch, mit den Polen einen Friedensabschluß zu erzielen, nicht erfolglos geblieben. Diese unterstützten nun selbst den zweiten der falschen Dmitris, Iwan Bolotnikow, der sich bald einen gefährlichen Anhang zu verschaffen wußte. Doch gelang es S., auch diesen Betrüger zu entlarven, wobei ihm sein Neffe, Michail Skopin-S., thätigen Beistand leistete. Letzterm glückte es, Iwan's Partei, als sie schon auf Moskau losbrach, völlig aufs Haupt zu schlagen und Iwan selbst in seine Gewalt zu bekommen, der nun ebenfalls hingerichtet wurde. Auch ein anderer Abenteurer, Peter, der sich für einen Sohn Feodor's II. Borissowitsch ausgab, fiel in die Hände des Zaren und mußte das Blutgerüst besteigen. Endlich trat ein dritter falscher Dmitri auf, der vom Paladin von Sandomir begünstigt, von Marina, der Gemahlin des ersten Pjendodemetrius, als Gemahl anerkannt und von den Polen mit Geld und Heeresmacht unterstützt wurde, sodaß er 1609 mit einer großen Truppenzahl gegen Moskau aufbrechen konnte. Sofort eilte Skopin-S. nach Finland, wo er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Karl IX. abschloß, kraft dessen der König dem Zaren 5000 Mann Hülfstruppen sendete. Die Polen wurden nun zurückgedrängt und Moskau entsetzt. Doch da S. die schwed. Truppen dem Versprechen gemäß nicht verpflegen und bezahlen konnte, gingen diese zu den Polen über und belagerten nun mit ihnen Moskau gemeinschaftlich. Dies entschied über S.'s Schicksal. Von Hunger bedrängt, empörten sich die Moskowiter und lieferten den Zaren Wassilij III. im Anfange des J. 1610 an die Polen aus, die ihn in ein Kloster sperrten, wo er wahrscheinlich mit dem Neffen durch Gift seinen Tod fand. Später wurden beide in der archangelischen Kathedrale zu Moskau beigesetzt.

Schuja, Kreisstadt im russ.-europ. Gouvernement Wladimir, an der Tesa und an der Eisenbahn S.-Kineschma, 109 Kilom. von Wladimir entfernt, zählt (1870) 10,444 E. und bildet mit seinem Kreise, darin die Stadt Iwanowo-Wossnessensk und die Dorfschaften Teikowo, Leshnowo und Dunilowo, das Centrum der Baumwollindustrie in Rußland. Die Baumwollfabrikate, die sich durch ihre große Billigkeit auszeichnen, sind vorzugsweise auf die Bedürfnisse des gemeinen Volks berechnet, haben aber auch einen großen Absatz in Asien.

Schu-king, d. i. das Buch der Annalen, und **Schi-king**, d. i. das Buch der Lieder, sind die beiden wichtigsten und interessantesten Denkmäler der ältern chines. Literatur. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur.)

Schuld heißt im juridischen Sinne das, was einer einem andern rechtlich, z. B. durch Contract, zu leisten verbunden ist (debitum); ferner die Nachlässigkeit oder der Mangel an Sorgfalt, um derentwillen man rechtlich in Anspruch genommen werden kann (culpa, im Gegensatz von dolus, d. i. der bösen Absicht), ingleichen die verantwortliche Urheberschaft hinsichtlich einer strafbaren Uebertretung des Gesetzes. (S. Culpa und Dolus.) Vgl. Ihering, «Das Schuldmoment im röm. Privatrecht» (Gießen 1867); Binding, «Die Normen und ihre Uebertretung» (2 Bde., Lpz. 1877). In moralischer Bedeutung versteht man unter S. die Urheberschaft des sittlich Bösen, welches in dem freien Wesen des Menschen aus der Nichtachtung oder der bewußten Leugnung des Sittengesetzes entspringt. Zur S. wie zu dem ihr entgegengesetzten Verdienste gehört daher die Freiheit des Entschlusses und der Handlung. Die Größe der S. bemißt sich nach dem Grade des Bewußtseins einer Unsittlichkeit im Verhältniß zu der Widerstandsfähigkeit der Willenskraft.

Schulden nennt man das, was jemand (der Schuldner) einem oder mehrern andern (den Gläubigern) zu leisten, insbesondere an Geld zu zahlen hat. Man unterscheidet Kapital- und hypothekarische S. (s. Hypothek), Wechselschulden (s. Wechsel), Buchschulden, die sich wenigstens aus den Handlungsbüchern (s. d.) erweisen, aber nicht nach Wechselrecht beitreiben lassen, u. s. w. Erst an der Möglichkeit, säumige oder böswillige Schuldner mittels gerichtlichen Zwangs zur Tilgung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten, kann sich der bürgerliche Verkehr in weiterm Umfange entwickeln, und eine gute Rechtspflege in allen Schuldsachen erhöht den Credit eines Staats. Die Vorzeit neigte hierbei zur äußersten Strenge. Im alten Rom trug auch noch der Umstand, daß die Wohlhabendern bei der Leitung des Staats das Uebergewicht behaupteten und das geringe Volk in immer größere Abhängigkeit zu bringen suchten, zur Verschärfung der Schuldgesetze bei. Nach dem Rechte der Zwölf Tafeln durfte der Gläubiger seine verurtheilten Schuldner (addicti, nexi) in Haft nehmen, mit Ketten belasten und, wenn dieselben binnen 60 Tagen nicht zahlten, ins Ausland verkaufen. Schuldner, die mehrern Gläubigern zugleich zugesprochen waren, konnten nach dem Buchstaben des Gesetzes zerstückt werden (sectio in partes), um jedem Gläubiger das Recht an ihrer Person wenigstens symbolisch zu

wahren. Doch scheint von dieser harten Befugniß in der Praxis niemals Gebrauch gemacht worden zu sein. Beseitigt wurde übrigens die ursprüngliche Strenge schon durch die lex Paipiria Petoelia (326 v. Chr.), aber der Schuldarrest dauerte fort. Erst seit den bürgerlichen Kriegen bildete sich allmählich der Grundsatz aus, daß die Gläubiger sich nicht an die Person, sondern an das Vermögen des Schuldners zu halten hätten. Den Deutschen war die Schuldknechtschaft ebenfalls nicht fremd, und obschon bereits im Mittelalter gegen schlechte Schuldner regelmäßig mit Pfändung verfahren wurde, so erhielt sich doch die Schuldhaft bei dem Gläubiger, später im öffentlichen Schuldgefängniß (Schuldthurm) noch gegen Unvermögende oder solche, die sich von vornherein bei diesem Zwangsmittel verpflichtet (zu Hand und Halfter gegeben) hatten. Für den Großverkehr auf Messen empfahl sich das gleiche Verfahren, um Fremde zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten oder bei Handhabung des Gastrechts gegen Uebervortheilungen schleunig zu sichern, und der hieraus hervorgegangene Wechselarrest hat sich bis auf die Gegenwart behauptet. (S. Schuldhaft.)

Schuldhaft. Gegen die S., welche sich bis in die neueste Zeit erhalten hatte, wurde namentlich geltend gemacht, daß die persönliche Freiheit als etwas Unschätzbares kein Aequivalent für Vermögensrechte abgeben könne, und daß die S., da sie keine Zahlungsfähigkeit zu erzeugen im Stande sei, gewöhnlich nur zur Befriedigung privater Rachegelüste oder zur Ausübung eines Drucks auf wohlhabende Freunde und Angehörige des Schuldners gemißbraucht werde. Diejenigen, welche nur bei dem Wucher gegen Einsetzung ihrer Freiheit Credit erlangten, seien des Credits eben nicht würdig, und die Gewißheit, daß man durch Verpfändung seiner Person kein größeres Vertrauen gewinne, müsse die Geneigtheit des Worthaltens allgemein steigern und dadurch dem Verkehr eine gesundere Grundlage bereiten. In Frankreich wurde durch das Gesetz vom 22. Juli 1867 die S. aufgehoben, später auch in Oesterreich. Nach dem in letzterm Lande hierüber veröffentlichten Gesetz kann die Execution auf die Person des Schuldners wegen Wechsel- und sonstiger Geldforderungen ferner nicht mehr bewilligt und durfte, wenn sie schon früher bewilligt war, nicht weiter vorgenommen oder fortgesetzt werden; dagegen blieben hiervon die Bestimmungen über den vorsichtsweisen Arrest gegen der Flucht verdächtige Personen unberührt. Auf Antrag des Abgeordneten von Blankenburg und Genossen beschloß der Reichstag des Norddeutschen Bundes in seiner Sitzung vom 12. Oct. 1867, den Reichskanzler um die baldmöglichste Vorlage eines Gesetzes über die Beseitigung der S. zu ersuchen, in dessen Folge auch unterm 9. Mai des nächstfolgenden Jahres ein Entwurf in dieser Richtung an den Reichstag gelangte, welcher, nachdem er in den Plenarsitzungen vom 27. und 28. Mai durchberathen worden war, unterm 29. Mai 1868 als Gesetz, die Aufhebung der S. betreffend, durch das Bundesgesetzblatt veröffentlicht wurde. Dasselbe umfaßt fünf Paragraphen. Hiernach ist der Personalarrest als Executionsmittel in bürgerlichen Rechtssachen insoweit nicht mehr statthaft, als dadurch die Zahlung einer Geldsumme oder die Leistung einer Quantität vertretbarer Sachen oder Werthpapiere erzwungen werden soll (§. 1). Ferner wird (in §. 2) bestimmt, daß die gesetzlichen Vorschriften welche den Personalarrest gestatten, um die Einleitung oder Fortsetzung des Proceßverfahrens oder die gefährdete Execution in das Vermögen des Schuldners zu sichern (Sicherungsarrest), unberührt bleiben sollten. Nach §. 3 findet die Bestimmung des §. 1 auch auf die vor Erlassung dieses Gesetzes entstandenen Verbindlichkeiten Anwendung, selbst wenn auf Personalarrest rechtskräftig erkannt oder mit dessen Vollstreckung begonnen war. Alle diesem Gesetze entgegenstehenden Vorschriften treten (nach §. 4) außer Kraft; §. 5 verordnet, daß das Gesetz mit dem Tage seiner Verkündigung durch das Bundesgesetzblatt in Wirksamkeit trete. Art. 80 der spätern Verfassung des Deutschen Bundes erklärte das Gesetz zum Reichsgesetz. Ueber die Zulässigkeit des Personalarrestes als Sicherungsmittel (§. 2) sprach sich das Reichsoberhandelsgericht zu Leipzig wiederholt (März und Mai 1872) folgendermaßen aus: «Die erste Alternative in dieser Bestimmung bezieht sich nicht ausschließlich auf Processe gegen Ausländer. In der zweiten Alternative sind als Voraussetzungen der Statthaftigkeit des Personalarrestes zu erkennen, daß Gefahr der Erfolglosigkeit des Executionsverfahrens vorhanden sei und andererseits der Personalarrest sich als geeignetes Mittel zur Abwendung dieser Gefahr darstellen muß. Demgemäß wird zur Anwendung der fraglichen Bestimmung erfordert: 1) daß der Schuldner solche Vermögensobjecte, in welchen die Execution vollstreckt werden kann (oder wird vollstreckt werden können), besitzt; 2) daß aber Umstände obwalten, welche die Vollstreckung oder den Erfolg der Execution in diese Vermögensstücke verhindern, beziehentlich die Verhinderung befürchten lassen, und 3) daß diese Hindernisse durch Inhaftnahme des Schuldners beseitigt werden können.»

Schuldschein oder Schuldverschreibung nennt man das schriftliche Bekenntniß einer Schuld, welche sowol eine eigene, als eine fremde, zur eigenen Vertretung übernommene sein kann. Die Schuldverschreibung bezieht sich entweder auf ein früheres Geschäft, indem sie eine schon bestehende Schuld anerkennt, oder sie ist bei der Entstehung der Forderung selbst ausgestellt. Diese Entstehungsursache muß darin ausgedrückt sein, z. B. daß dem Schuldner die Summe als Darlehn vorgeschossen, daß er sie für gekaufte Waaren, geleistete Dienste schuldig geworden sei. Die Verschreibung muß aber auch die Person des Schuldners, des Gläubigers, die Schuld selbst, die Münzsorte, die Zeit und den Ort der Bezahlung, das Datum der Ausstellung angeben und mit der Unterschrift des Schuldners schließen. Dagegen ist die Beweiskraft eines S. an den Ablauf einer bestimmten Zeitfrist nach §. 17 des Einführungsgesetzes zur Deutschen Civilproceßordnung vom 30. Jan. 1877 nicht mehr gebunden. Ein Anspruch, welcher die Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbarer Sachen oder Werthpapiere zum Gegenstande hat, kann im sog. Urkundenprocesse (s. d.) geltend gemacht werden, wenn die sämmtlichen zur Begründung des Anspruchs erforderlichen Thatsachen durch Urkunden bewiesen werden können. Wechsel und Inhaberpapiere (s. Au porteur) sind von den hier besprochenen einfachen S. wohl zu unterscheiden.

Schulen sind Anstalten für gemeinsamen Unterricht. Nach ihrem Zwecke kann man die S. eintheilen in solche, die eine allgemein menschliche Bildung, und in solche, die eine bestimmte Berufs- oder Fachbildung zum Ziel haben. Die erstern nennt man Volksschulen, die letztern Berufs- oder Fachschulen. Die Volksschule nimmt auf den zukünftigen Stand und Beruf der Schüler nur insofern Rücksicht, als dieser ein niederer oder höherer, d. h. eine größere wissenschaftliche Bildung voraussetzender ist. Sie scheidet sich daher in eine niedere oder Elementar-Volksschule und eine höhere Volksschule. Die niedere Volksschule entläßt ihre Schüler in der Regel mit dem 14. Lebensjahre, in der Schweiz und in England auch schon früher. Sie beschränkt sich daher auf die allernothwendigste Bildung und sucht diese zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Niedere Volksschulen sind die Land- und Dorfschulen, die Armen- oder Freischulen, die Gemeinde- oder Bezirksschulen und die gewöhnlichen Bürgerschulen der Städte. Zu den höhern Volksschulen gehören die Gymnasien, die Realgymnasien, die Realschulen, die höhern Bürgerschulen. Auch die Gewerbeschulen des südwestl. Deutschland sind Realschulen niederer Ordnung. Zu den Berufs- oder Fachschulen gehören die speciellen Gewerb- und Gewerkschulen, alle technischen Bildungsanstalten, die polytechnischen S., die Bau-, Forst-, Bergakademien, die Kunstakademien, die landwirthschaftlichen Lehranstalten, die Militär- und Marineschulen, die Handelsschulen, die Handwerkerschulen, die Kunstschulen (Conservatorien für Musik, Theaterschule u. s. w.), aber auch die theol. und Lehrerseminare, ja die Facultäten der Hochschulen oder Universitäten. In Betreff ihrer Gründung und Unterhaltung theilt man die S. ein in Staats-, Gemeinde- und Privatschulen. Staats- und Gemeindeschulen nennt man auch öffentliche S., d. h. aus öffentlichen Mitteln gegründete und erhaltene. Schulgeld ist dabei nicht ausgeschlossen. Die Privatschulen sind in Deutschland in gewissem Sinne auch öffentliche S., bedürfen der staatlichen Genehmigung und stehen unter der staatlichen Aufsicht; nur in Betreff ihrer Unterhaltungsmittel sind sie ganz auf sich, d. h. auf das Schulgeld angewiesen. Die Elementar-Volksschulen sind in Deutschland in der Regel Gemeindeschulen, aus Mitteln der Gemeinde unterhaltene. Nur den ärmern Gemeinden gewährt der Staat einen in der Regel unbedeutenden Zuschuß. Das Schulgeld, welches die Schüler zu zahlen haben, ist natürlich ein sehr verschiedenes, und beträgt in den höhern S. mehr als in den Volksschulen. Das Schulgeld der Volksschulen ist vielfältig angefochten worden und an mehrern Orten, wie in Gotha, Sachsen-Meiningen u. s. w., ist es zum Theil abgeschafft und wird durch Schulanlagen gedeckt. In Italien ist die Unentgeltlichkeit des Unterrichts in der Volksschule eine alte Einrichtung. In der Schweiz ist es in einzelnen Cantonen beseitigt. Alle Volksschulen sind der Aufsicht des Staats unterstellt, die dieser entweder durch fachmännische Inspectoren, Schulräthe, Kreisinspectoren (wie in Deutschland) übt oder der Kirche, den Ortsgeistlichen und den kirchlichen Behörden überträgt. Die pädagogischen Stimmführer der Neuzeit verlangen aber überall die Beseitigung der Beaufsichtigung der S. durch die Kirche, da diese dazu weder ein Recht noch die Befähigung hat, und wollen die Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens ausschließlich den Pädagogen von Fach übertragen wissen. Staatsschulen sind viele höhere Volksschulen, denn da diese in der Regel einer Provinz oder einem ganzen Lande zugute kommen, so kann keine einzelne Gemeinde zu ihrer Unterhaltung verpflichtet sein. Trotzdem sind in größern Städten viele höhere Volksschulen, namentlich Gymnasien und Realschulen, nur

Gemeindeschulen. Privatschulen finden sich, soweit sie nicht vollständige Erziehungsinstitute mit Pensionat sind, meist nur in größern Städten und je nach dem Zustande des öffentlichen Schulwesens bald in größerer, bald in geringerer Anzahl. Ein gutes öffentliches Schulwesen läßt in der Regel wegen seiner bessern Schulzucht, oft wegen seiner bessern Resultate und zuweilen wegen gewisser staatlicher Berechtigungen das Privatschulwesen nicht aufkommen. Selbstverständlich ist das Schulgeld in der öffentlichen S. in der Regel niedriger als in der Privatschule. Doch bietet eine gute Privatschule manche Vortheile: eine größere Berücksichtigung des Einzelnen, eine größere Freiheit des Unterrichtsplans, eine engere Verbindung zwischen Haus und S. Die Frage, wem die S. gehöre, ob dem Staate, der Gemeinde, der Familie oder der Kirche, ist unklar gestellt und darum auch oft unklar genug beantwortet worden. In ihrem innern Wesen gehört die S. sich selbst, d. h. sie empfängt nur Gesetze von der Wissenschaft der Pädagogik. Aeußerlich gehört sie dem, d. h. ist sie verwaltet von dem, der sie gründet und unterhält, in den meisten Fällen also der Gemeinde und dem Staate. Aber auch in den Fällen, wo der Gründer und Unterhalter nicht der Staat, sondern die Gemeinde oder, wie in kath. Ländern zuweilen, die Kirche ist, hat der Staat das Recht und die Pflicht der Oberaufsicht. Hinsichtlich des religiösen Verhältnisses gibt es Confessionsschulen, d. h. solche, in welchen fast alle Kinder ein und denselben Bekenntniß angehören und darin unterrichtet werden; ferner confessionslose S., d. h. solche, welche die Confession ihrer Zöglinge nicht berücksichtigen und den Religionsunterricht der Geistlichkeit überlassen, und endlich Simultanschulen, welche versuchen, den verschiedenen Confessionen gleichzeitig gerecht zu werden.

Die hohe Bedeutung der öffentlichen S. ist in allen civilisirten Ländern, vornehmlich aber in Deutschland schon längst praktisch anerkannt worden, wenn sie auch zuweilen theoretisch in Zweifel gezogen werden sollte. Der Privaterziehung in Familien fehlen, mit seltenen Ausnahmen, nicht nur die zur Vollendung der Jugendbildung erforderlichen Mittel, sondern sie ist auch ihrer ganzen Natur nach nicht im Stande, für das Leben in einer größern Gemeinschaft die wünschenswerthe Vorbereitung zu geben. Die S. vermittelt, namentlich für das männliche Geschlecht, den Uebergang von dem Familienleben zum Leben in der Gemeinde und im Staate. Durch die Zucht in der S. wird die Zucht des Hauses verstärkt und die gute Gewöhnung befestigt. Durch den Schulunterricht wird der Zögling allmählich zur Einsicht und Geistesbildung, zum Bewußtsein über das Menschenleben, seine Bestimmung und seine Zwecke, zu tieferer religiöser Erkenntniß, demnach zu freier Selbstbestimmung, dem letzten Zwecke aller Erziehung, geleitet. Die S., in welchen die Jugend einen großen Theil ihres täglichen Lebens verbringt, sind hiernach gleichsam die Kanäle, durch welche in alle Klassen des Volks Bildung, der Sinn für Wahrheit und Recht, die Kräftigung zu Wissenschaft und Kunst strömt, wenn auch die S. sich nicht anmaßen kann, für sich allein das Leben zu bestimmen, sondern vielmehr von diesem bestimmt wird. Der Einzelunterricht macht allerdings oft, aber keineswegs immer und in jeder Hinsicht raschere und sicherere Fortschritte möglich. Dagegen hat das gemeinsame Lernen für die Zöglinge großen Reiz, regt den Wetteifer an, nimmt die Selbstthätigkeit des Schülers mehr in Anspruch und dient durch öftere Wiederholungen, die eben durch die Verschiedenartigkeit der Schüler veranlaßt werden, zu größerer Befestigung des erworbenen geistigen Eigenthums. Was die Gefahr für die Sittlichkeit der Zöglinge anlangt, so ist dieselbe in der öffentlichen S. nicht unbedingt größer als im Hause und beim Privatunterrichte. Zudem aber muß der Knabe doch einmal aus dem engen Familienkreise hinaus in die Welt treten, und die S. ist es eben, welche diesen Uebergang auf angemessene Weise vermittelt und die Gefahren vermindert, welche bei dem Mangel solcher Vermittelung für die Sittlichkeit entstehen würden. Das Hauptmittel, dessen sich die S. dazu bedient, beruht in der Schulzucht oder Schuldisciplin, die nicht blos die Verhütung und Bestrafung von Fehlern und Vergehungen, sondern überhaupt die Gewöhnung an alles, was gut, recht und löblich ist, namentlich also an Ordnung, Regelmäßigkeit, Aufmerksamkeit, Fleiß und gesittetes Betragen zum Zwecke hat. Die Berechtigung und hohe Bedeutung der Schulzucht liegt darin, daß das Kind recht und gut leben lernen muß, bevor es noch selbst mit Einsicht und aus vernünftigen Gründen sich dazu bestimmen kann, und daß auch der rechte Erfolg des Unterrichts erst von ihr abhängt. Die Ausübung der Schulzucht beruht aber weniger auf theoretischen Anweisungen und Vorschriften als auf der Persönlichkeit des Lehrers und auf dem Princip der Pietät. Als Schulordnung regelt sie das äußere Schulleben und spricht sich in den speciellen Schulgesetzen aus, die kurz, bestimmt, einfach und deutlich sein müssen, aber nicht gerade immer schriftlich vorhanden zu sein brauchen. Sie bestimmen die Schulstrafen, die wol nirgends ganz zu entbehren sein dürften. Doch ist die

Schulzucht gewiß die beste, wo die wenigsten Strafen nöthig sind. Das erziehende Beispiel des Lehrers, verbunden mit der sittlichen und religiösen Ermahnung, ist immer der sicherste Grundpfeiler der Schuldisciplin, deren sorgsame Ueberwachung wieder eine der wichtigsten Obliegenheiten der Lehrer und Directoren und in höherer Instanz der Schulinspection bildet. Wichtig ist in dieser Hinsicht auch die Schülerzahl, welche ein Lehrer zu unterrichten hat. In Sachsen gilt die Bestimmung, daß ein Lehrer nicht mehr als 50—60 Kinder in einer Klasse hat, in manchen andern Ländern, wie in Oesterreich, Preußen, Baden u. s. w. kommen auf einen Lehrer 70, 80 und bis 100 Schüler. Es ist klar, daß das Wirken des Lehrers bei einer kleinen Schülerzahl leichter und einflußreicher ist, als bei einer übergroßen. Unter der Schulinspection begreift man diejenigen Einrichtungen, welche dafür sorgen, daß alle Hindernisse der Schulerziehung möglichst beseitigt werden und daß in und außer der S. alles geschieht, was zur Erreichung des Schulzwecks erforderlich ist. Wird die Schulinspection der Geistlichkeit übertragen, so kann dies der S. nur zum Nachtheile gereichen; denn ein Geistlicher als solcher ist ebenso wenig ein geborener Schulinspector, wie ein Arzt oder ein Jurist. In allen Fällen ist die Schulinspection nur ein Theil der Schulverwaltung, unter welcher man die Leitung und Verwaltung sämmtlicher S. eines Ortes, eines Bezirks oder eines ganzen Landes durch bestimmte Behörden versteht. Die Schulbehörden, welche theils nur für einen einzelnen Ort, Bezirk oder Kreis, theils für eine ganze Provinz oder für ein ganzes Land bestimmt sind, haben im allgemeinen für Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung der S., für die allgemeine Anordnung des Unterrichts, der Zucht und des Schullebens überhaupt, für Bildung, Anstellung und Beaufsichtigung der Lehrer Sorge zu tragen. Unumgänglich nöthig ist es, daß bei der Schulverwaltung sachverständige, d. h. solche Männer, welche die Aufgabe der S. theoretisch und praktisch kennen gelernt haben, mit thätig sind. Die oberste Stellung in der Schulverwaltung nimmt das Ministerium des öffentlichen Unterrichts ein, welches gewöhnlich mit dem des Cultus vereinigt ist. Die Schulverwaltung entscheidet auch über die Einführung der Schulbücher, welche beim Unterricht von den Zöglingen gebraucht werden, mögen sie nun wirklich die Grundlage des Lehrgangs bilden, wie die Lese-, Lehr- und Uebungsbücher, die Leitfäden u. s. w., oder nur als sonstige Hülfsmittel dabei dienen, wie Bibel, Gesangbuch, Katechismus u. s. w. Welche Schulbücher in einer S. nothwendig sind, hängt von dem Standpunkte jeder S., sowie dem Zweck und der Einrichtung des Unterrichts ab. Wenn es aber unzweifelhaft, daß die Schulbehörden über die Einführung und den Gebrauch der Schulbücher wachen sollen, wird doch immer auch bei der Wahl der Lehrbücher den einzelnen Lehrern und Lehrercollegien Stimme und Mitwirkung bleiben müssen, indem diese, abgesehen von ihrer genauen Sachkenntniß überhaupt, das Localbedürfniß am sichersten beurtheilen können. In neuester Zeit hat man auch in gesundheitlicher Hinsicht besondere Anforderungen an die S. gestellt. Da sich herausgestellt, daß eine Menge Kinder beim Unterricht um die Schärfe ihrer Augen kommen, so hält man jetzt auf lichte, freundliche Räume und auf zweckmäßige Bänke, die ein unschädliches Sitzen möglich machen (Kunze'sche Schulbank u. s. w.). Auch für gute Luft wird durch Ventilation gesorgt, und damit die Jugend nach den Lehrstunden sich frei ergehen könne, legt man geräumige Höfe oder Schulgärten an, die außerdem noch den naturwissenschaftlichen Unterrichtszwecken dienen. Was den Schulbesuch anlangt, so ist er in den deutschen Ländern im allgemeinen ein regelmäßiger zu nennen. An vielen Orten geschieht noch durch die Arbeiten der Kinder dem Schulbesuch Eintrag; doch der Schulzwang sucht solche Uebel möglichst zu beseitigen. Als einen jährlichen Abschluß hält die S. Prüfungen, doch haben sich in neuerer Zeit viele Gegner derselben erhoben und sowol Volksschulen als höhere S. sehen hier und da von Prüfungen ab.

Geschichte des Schulwesens. Das gegenwärtige Schulwesen Europas ist erst aus dem Christenthum erwachsen. Griechen und Römer kannten Volksschulen, wie sie jetzt bestehen, nicht. In gewisser Hinsicht kann man Karl d. Gr. als den ersten Gründer unsers Schulwesens ansehen. Er verfolgte zuerst den großartigen Plan, Bildungsanstalten für alle Stände in seinem großen Reiche einzurichten, und suchte die hohe und niedrige Geistlichkeit dafür zu gewinnen. Die Verhältnisse der Zeit verhinderten aber die Ausführung, und die polit. Stürme und Kämpfe unter seinen Nachfolgern sowie der Zustand der Kirche hemmten nicht nur den Fortschritt, sondern veranlaßten auch den Verfall der meisten von den zahlreichen S., die unter Karl's d. Gr. Regierung in allen Theilen des großen Frankenreichs, besonders auch in Deutschland waren gegründet worden. Nur für die Bildung der Geistlichen und der vornehmern Stände war in den Klosterschulen (s. d.) und den Stifts- oder Domschulen (s. d.) durch Unterricht im Lesen, Schreiben, Singen, Latein, in der damals beschränkten Theologie, mitunter auch

in einigen andern Wissenschaften nothdürftig gesorgt. Für die Bildung der Jugend des Volks wurde damals nichts gethan, weil das Volk eine polit. Bedeutung noch nicht hatte. Dieser Zustand blieb bis zum 12. und 13. Jahrh., wo die Städte polit. Wichtigkeit erhielten und Handel und Gewerbfleiß aufblühten, sodaß das Bedürfniß der Bildung auch im Bürgerstande erwachte. In den Städten wurden nun S. begründet, welche neben den kirchlichen Bildungsanstalten emporwuchsen, aber freilich meist nur das Lesen und Schreiben, höchstens die lat. Sprache in ihren Unterricht aufnahmen. Die niederdeutschen Schreibschulen (dudeschen Scrifscolen), die aus dem Bedürfniß der Kaufleute hervorgingen und als rein bürgerliche Institute frei von kirchlichem Einflusse waren, können als die ersten Anfänge der städtischen Bürgerschulen betrachtet werden. Im 14. Jahrh. gingen durch Geert Groote und die geistliche Brüderschaft des gemeinsamen Lebens von Holland mächtige Anregungen aus zur Bildung des Volks durch S., während in Italien durch die sog. Wiederherstellung der Wissenschaften die höhern Studien eine neue Grundlage erhielten und eine neue Gestaltung des höhern Schulwesens vorbereitet wurde. Von jetzt an entstanden bis zum Anfange des 16. Jahrh. viele neue S., in welchen der Geist des classischen Alterthums sich geltend machte. Sie waren aber entweder nur Privatunternehmungen einzelner Männer, oder ihre Wirksamkeit beruhte doch ganz allein auf persönlicher Tüchtigkeit. Das Schulwesen war noch kein Gegenstand der staatlichen Fürsorge. Auch die niedern S. mehrten sich, blieben aber nach den Verhältnissen der Zeit nur auf die nothdürftigste Bildung beschränkt. Ihre Lehrer waren größtentheils unwissend, zogen von einem Orte zum andern, genossen wenig Achtung und wurden schlecht bezahlt. Wie in dem Gewerbswesen bildete sich unter den Lehrern eine Abstufung nach Meistern und Gesellen im Sinne des Zunftwesens und ein Zunftgeist aus, und wie die Lehrer, so zogen auch Schüler (Fahrende Schüler oder Bachanten) von einer S. zur andern, wobei sie nicht nur unwissend blieben, sondern auch zu sittlicher Rohheit herabsanken.

Da trat mit der Reformation ein Wendepunkt im Schulwesen ein. Die neue Kirche mußte ihrem ganzen Wesen nach in der verbesserten Jugendbildung eine Stütze suchen. Daher sprachen die Reformatoren, namentlich Melanchthon, den schon seine Zeit den Praeceptor Germaniae nannte, für Verbesserung vorhandener und Anlegung neuer S. Die frühern Anfänge eines Volksschulwesens erhielten nun Befestigung und weitere Ausbildung. Auch die Schulbildung des weiblichen Geschlechts wurde ins Auge gefaßt. Die neuen Kirchenordnungen, die überall eingeführt wurden, empfahlen die S. der allgemeinen Fürsorge, und nach dem Muster der von Melanchthon in dem «Unterricht der Visitatoren» für die Einrichtung der S. gegebenen Vorschriften wurde der Unterricht fast in allen prot. Ländern angeordnet. Während die höhern S. bald einen Aufschwung nahmen, ging es freilich mit dem Volksschulwesen nur sehr langsam vorwärts. Unter den Protestanten haben sich um das Schulwesen der damaligen Zeit, außer Melanchthon, große Verdienste erworben: Johannes Sturm, Val. Friedland, gewöhnlich Trotzendorf genannt, Michael Neander, Sebald Heyden, Ratich, Comenius u. s. w. Die kath. Christenheit blieb in dem Eifer für die Verbesserung des Schulunterrichts nicht zurück, und die Jesuitenschulen (s. d.) erlangten eine ungewöhnliche Berühmtheit.

Neue Hindernisse erwuchsen freilich der Entwickelung des Schulwesens durch die im Gefolge der Reformation gehenden Religionsunruhen, namentlich durch den Dreißigjährigen Krieg, der aber auch die neuen Begriffe von Staat und Staatsverwaltung und somit wieder indirect die Fortbildung des Schulwesens im allgemeinen zur Folge hatte. Die Volksschule nach jetzigen Begriffen, die sich der Erziehung und Bildung eines jeden einzelnen Kindes annimmt, war dem ganzen Mittelalter, sogar der Reformationszeit noch fremd. Sie ist durchaus ein Product des 18. und 19. Jahrh. Was im Mittelalter und in der Reformationszeit die Kirche für das Schulwesen gethan, das hat sie nicht gethan, um den Einzelnen eine allgemein menschliche Bildung zu gewähren, sondern nur um ihr Ansehen und ihren Einfluß auszubreiten. Die Volksschule der Jetztzeit ist geistig das Kind des Humanismus und der Aufklärung des 18. Jahrh. und praktisch ein Werk des Staats und der Gemeinden. Das Recht der Kirche auf die jetzige Volksschule ist daher weder historisch noch ideell nachweisbar. Gegen das Ende des 17. Jahrh. und im 18. bildete sich nach und nach die Ansicht aus, daß die Sorge für die S. eine Verpflichtung der weltlichen Regierung sei. Die Begründung von Schullehrerseminarien, seit der Mitte des 18. Jahrh., mußte besonders dem Volksschulwesen den größten Vorschub leisten. Die schulreformatorischen Bestrebungen Basedow's (s. d.) und seiner Anhänger riefen endlich eine allgemeine und für die Fortbildung der S. höchst einflußreiche geistige Bewegung hervor (s. Philanthropie), und die wiedererwachte Philosophie verbreitete gleich-

falls über den Unterricht bessere Ansichten. Mit dem Anfange des 19. Jahrh. wurden allmählich die aus frühern Zeiten noch bestehenden lateinischen S. in deutsche Bürgerschulen umgewandelt und diesen wieder höhere Bürger- oder Realschulen nach dem dringenden Bedürfnisse der Zeit übergeordnet und als Bürgergymnasien den Gelehrtenschulen ebenbürtig zur Seite gestellt. Durch die franz. Herrschaft in Deutschland erhielt die nationale Richtung der Schulbildung unleugbar Vorschub. Die Wichtigkeit und der Einfluß des Volks stieg, und seit dem Ende des Kriegs beeiferten sich die deutschen Regierungen, alle Schulverhältnisse zu verbessern. Auf die Hebung des Volksschulunterrichts und dessen Methode hatten die Bestrebungen Pestalozzi's (s. d.) wesentlichen Einfluß. Auch der Lehrerstand hat sich sehr gehoben.

Unter allen Ländern Europas steht in Deutschland das Schulwesen am meisten in Blüte. Für die Bildungsbedürfnisse aller Stände und Klassen ist gesorgt durch zahlreiche Gymnasien, Progymnasien und lateinische S., durch polytechnische, höhere Gewerbs-, Navigations-, Militär-, Berg-, Forst-, Handels- und Landwirthschaftsschulen, durch Seminare, Realgymnasien und Realschulen, durch Bürger- und Volksschulen, Frei- und Armenschulen, Industrie- und Arbeitsschulen, Gewerbeschulen, Sonntagsschulen, Bauernschulen, höhere und niedere Mädchenschulen, Taubstummenanstalten und Blindenanstalten. Der Schulbesuch ist in allen deutschen Ländern obligatorisch (Schulzwang); daher müssen alle Kinder vom 6. bis 14. Lebensjahre, wenn sie nicht anderweit den entsprechenden Unterricht erhalten, die Volksschule besuchen, wo sie im Lesen und Schreiben, im Rechnen, in den Elementen der Raumlehre, den wichtigsten Realien (Geschichte, Geographie, Naturkunde) und Singen unterrichtet werden. Während früher Sachsen in Bezug auf Schuleinrichtungen fast allen deutschen Staaten zum Muster diente, trat 1816 Preußen an die Spitze der Schulreform, und seine Schulverfassung wurde vielfältig nachgeahmt. Bis in die vierziger Jahre herauf war auch Preußen in der That auf allen Gebieten der Schule den übrigen Staaten voraus. Seitdem aber von oben her eine orthodox-kirchliche und conservative Strömung der hauptsächlich durch Diesterweg (s. d.) vertretenen Richtung Pestalozzi's entgegentrat, erfolgte ein sichtlicher Rückgang. Statt des längst gehofften und versprochenen Schulgesetzes erschienen 1854 die reactionären Regulative. Seit dieser Zeit hat sich nach statist. Ausweis der Procentsatz der Rekruten ohne hinreichende Schulbildung allmählich vergrößert. Preußens Vorgang fand besonders Nachahmung in Sachsen, wo als Ebenbild der preuß. Regulative 1856 eine neue Seminarordnung erschien, welche die Lehrerbildung, außer in Religion und Musik, auf ein Minimum beschränkte. In neuerer Zeit sind indeß in den sächs. Seminaren zeitgemäße und heilsame Reformen eingetreten. Da die innern pädagogischen und methodischen Fragen der Schule ziemlich klar sind, so handelt es sich in der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Schule hauptsächlich darum, die gewonnene Einsicht zu verwirklichen, also um Organisation des Schulwesens. Bisher haben darin nur zwei kleinere Staaten, Koburg-Gotha und Baden, zeitgemäße Fortschritte gemacht. Viele Staaten haben noch gar kein zusammenhängendes Schulgesetz, einige, wie Sachsen, ein neues, welches fast allen Anforderungen der Gegenwart entspricht und das Schulwesen in der einflußreichsten Weise gehoben hat. In Oesterreich und Baiern wurden 1867 wenigstens Entwürfe zu einem Schulgesetze in Berathung genommen. In den Staaten, deren Bildung wesentlich auf deutschem Geiste und deutscher Grundlage beruht, wie die Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, ist ebenfalls viel zur Herstellung eines geregelten Schulwesens geschehen. In Frankreich, von jeher reich an höhern Unterrichtsanstalten, namentlich an solchen, welche die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien pflegen, erwarten doch die eigentlichen Gelehrtenschulen noch ihre höhere, dem Stande der modernen Wissenschaft entsprechende Gestaltung, während das seit der Revolution von 1830 neu begründete Volksschulwesen noch viele Mängel und Lücken aufweist und wie von alters her durch die klerikalen Beziehungen mancherlei Hemmnisse erfährt. Belgien besitzt gegenwärtig ein in allen Zweigen wohl organisirtes Unterrichtssystem, nur daß auch hier die kirchlichen Einflüsse nicht völlig überwunden sind und der Ausbildung der Schule manche Schwierigkeiten entgegenstellen. In Großbritannien haben sich die meist auf alten Stiftungen beruhenden Gelehrtenschulen noch nicht ihres alten Formenwesens entledigt, welcher Umstand der Entfaltung eines auf der Höhe der wissenschaftlichen Zeitbildung stehenden Unterrichts großen Eintrag thut. Für die Ausbreitung und Verbesserung des Volksschulwesens geschah hier in neuerer Zeit viel, aber weniger durch den Staat als durch Vereine und Gesellschaften. In Rußland besteht ein seit 1864 nach deutschem Muster organisirtes System der höhern S. sowie auch des Volksunterrichts, obschon die Entwickelung des Volksschulwesens hauptsächlich durch Mangel geeigneter Lehrer gehindert ist. In Italien, wo seither alle Volks-

bildung in den Händen der Kirche war und darum in vielen Gegenden ganz danieder lag, hat die Regierung die Schulsache für Staatssache erklärt und die größten Anstrengungen gemacht, um ein allgemeines Volksschulwesen herzustellen. Griechenland steht in Bezug auf das Schulwesen noch im ersten Anfange. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika macht dagegen das Unterrichtswesen jeder Art die erfreulichsten Fortschritte, obschon die Organisation in den einzelnen Staaten, je nach der allgemeinen Lage und Bildungsstufe, sehr verschieden ist. Zur Literatur über S. s. Erziehung und Unterrichtswesen.

Schulenburg (von der), ein altes berühmtes Adelsgeschlecht der Mark Brandenburg, seit 1187 in Urkunden genannt, dessen nachweisliche Stammreihe mit dem Ritter Werner II. (1280—1304) beginnt. Die Söhne desselben, Dietrich und Werner, stifteten die beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien des Geschlechts, nämlich ersterer die Schwarze, letzterer die Weiße. — Die Schwarze Linie besteht aus dem seit 17. Jan. 1816 gräfl. Hause Lieberosa und dem adeligen Hause Priemern. Die Weiße Linie theilt sich in zwei Hauptlinien. Die ältere Weiße Linie wurde 7. Dec. 1728 in den Reichsgrafenstand erhoben und zerfällt in die Häuser Hehlen, Wolfsburg und Beetzendorf. Auch die seit 1853 erloschene Linie Klosterroda gehörte hierher. Die jüngere Weiße Linie zerfällt in die Häuser Trampe (seit 1786 gräflich), Altendorf (seit 1713 freiherrlich), Emden, Altenhausen und Bodendorf, sämmtlich seit 1798 gräflich, Burg-Scheidungen (seit 1786 gräflich) und Angern, welches 1753 die gräfl. Würde erhielt. Auch die im 19. Jahrh. erloschenen gräfl. Häuser Kehnert und Jahmen gehörten zu dieser Linie. Die bedeutenden Besitzungen der Familie liegen in den preuß. Provinzen Brandenburg, Sachsen und Hannover, in Mecklenburg und Braunschweig. Unter den zahlreichen berühmten Generalen und Staatsmännern, welche aus dem Geschlechte hervorgegangen sind, sind namentlich folgende anzuführen: Johann Matthias, Reichsgraf von der S., Erbherr auf Emden, Feldmarschall in Diensten der Republik Venedig, wurde zu Emden im Magdeburgischen 8. Aug. 1661 geboren. Als Generallieutenant in sächs. Diensten befehligte er 1702—6 ein Corps in Polen gegen Karl XII. Von diesem 12. Oct. 1704 bei Punitz angegriffen, hielt er zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Reiterei und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, den berühmten Rückzug von Punitz nach Schlesien. Im J. 1706 verlor er die Schlacht bei Franstadt. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über ein Corps von 9000 Mann, welches Sachsen in niederländ. Dienste gab, wo er nun unter Marlborough und Eugen gegen die Franzosen focht. Der Kaiser Karl VI. erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Als aber 1711 der Graf Flemming das Commando der sächs. Armee erhielt, forderte S. seine Entlassung und ging 1713 nach dem Haag, dann nach England, um die Ansprüche des Hauses Hannover auf den engl. Thron zu vertheidigen, und wurde 1715 Feldmarschall der Republik Venedig. Seine Verdienste bei der Vertheidigung von Korfu 1716 ehrte die Republik, indem sie seine Bildsäule in Korfu aufstellen ließ. Bei den Kriegen der Oesterreicher in Italien, 1733—35 und 1742—47, hielt er die Neutralität Venedigs aufrecht. Er starb zu Verona 14. März 1747. Auch in diplomatischen Verhandlungen leistete er wiederholt ausgezeichnete Dienste. Vgl. Fr. Albr. von der Schulenburg, «Leben und Denkwürdigkeiten des Johann Matthias von der S.» (2 Bde., Lpz. 1834). — Adolf Friedrich, Graf von der S., geb. zu Wolfenbüttel 1685, stand 1705—13 in hannov. Diensten und focht als Major in den Schlachten von Oudenaarde und Malplaquet. Dann trat er in preuß. Dienste, wo er dem pommerschen Feldzuge und dem am Rheine von 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er als Generallieutenant der Cavalerie 1741 bei Mollwitz; eine Wunde, die er hier empfing, brachte ihm den Tod. — Levin Rudolf von der S., preuß. Generallieutenant und Staatskriegsminister, geb. 1727, befand sich während des Siebenjährigen Kriegs stets in dem Gefolge Friedrich's II. und starb 1788. — Karl Friedrich Gebhard, Graf von der S., aus dem Hause Wolfsburg, früher im preuß. Staatsdienste, trat dann in die Dienste des Königs von Westfalen, wo er sich hohe Achtung erwarb. Als der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatre-Bras 1815 fiel, stellte der Prinzregent von England, als Vormund des unmündigen Nachfolgers, den Grafen an die Spitze der Landesverwaltung in Braunschweig. Er starb 25. Dec. 1818. — Friedrich Albrecht, Graf von der S., aus dem Hause Klosterroda, der Verfasser der oben erwähnten Biographie seines Ahnherrn, geb. 18. Juni 1772 zu Dresden, studirte zu Leipzig und Wittenberg, widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn und war 1794—97 bei den Gesandtschaften zu Wien, Regensburg und bei dem Friedenscongresse zu Rastatt. Er wurde 1799 Gesandter am dänischen, 1801

am russ. Hofe, war dann bis 1810 ohne diplomatische Stelle und hierauf bis 1812 Gesandter am wiener Hofe. Dem Wiener Congresse wohnte er als Vertreter des Königs von Sachsen bei. Nach der Rückkehr des Königs zum Wirkl. Geheimrath ernannt, erhielt er wieder den Gesandtschaftsposten in Wien, von welchem er 1830 abberufen wurde. Mit dem Titel eines Conferenzministers in den Ruhestand versetzt, lebte er seitdem in Klosterroda, wo er 12. Sept. 1853 starb. Vgl. Danneil, «Das Geschlecht der von der S.» (2 Bde., Salzwedel 1847). Das gegenwärtige Haupt der Schwarzen Linie (Haus Lieberosa), Graf Dietrich Joachim Friedrich von der S. (geb. 15. Aug. 1849), ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Der Repräsentant der Speciallinie Beetzendorf vom Hause Beetzendorf der ältern Weißen Linie, Graf Werner Friedrich Ernst von der S.-Nimptsch (geb. 1. April 1829), ist lebenslängliches Mitglied derselben Körperschaft.

Schulhoff (Jul.), ausgezeichneter Klaviervirtuos, geb. von israelit. Aeltern zu Prag 2. Aug. 1825, erhielt seinen ersten Unterricht im Klavierspielen durch Kisch, unter dessen Führung er bereits im Alter von neun Jahren öffentlich auftrat. Zu weiterer Ausbildung wurde er sodann der Leitung Tedesco's anvertraut. Unterweisung in der Theorie der Tonsetzkunst gab ihm Tomaschek. S. verließ 1841 Prag und wandte sich nach Paris, unterwegs in Dresden, Weimar und andern Orten mit Erfolg Concerte gebend. In Paris wurde er durch Chopin, der sein Talent erkannte, zum öffentlichen Auftreten veranlaßt und fand allgemeinen Beifall, der ihn sodann auch auf seinen Kunstreisen in Südfrankreich, Spanien, England, Deutschland und Rußland begleitete. S. lebte später abwechselnd in Dresden und Paris und ließ sich dann in ersterer Stadt dauernd nieder, wo er eine erfolgreiche Lehrthätigkeit ausübt. Sein Spiel ist ausgezeichnet durch technische Vollendung sowol wie durch Feinheit und Eleganz. Diese Eigenschaften besitzen auch seine Compositionen, die in Salon- und Charakterstücken, Etuden, Phantasien u. s. w. bestehen, und von denen viele sehr beliebt und verbreitet sind.

Schulpforte, s. Pforta.

Schulsparkassen, s. Sparkassen.

Schulte (Joh. Friedr., Ritter von), namhafter kath. Kirchenrechtslehrer, geb. 23. April 1827 zu Winterberg in Westfalen, studirte zu Berlin Philologie und Jurisprudenz, promovirte 1851 zum Doctor der Rechte, war dann als Auscultator beim berliner Kreisgericht, danach als Referendar bei den Appellationsgerichten zu Arnsberg und Bonn beschäftigt und habilitirte sich an dem letztern Orte als Privatdocent an der Universität. Im J. 1854 nach Prag als außerord. Professor der Rechte berufen, wurde er schon 1855 ord. Professor des deutschen und Kirchenrechts und das Jahr darauf fürsterzbischöfl. Consistorialrath und Rath am Ehegerichte aller drei Instanzen. Im J. 1863 wurde er zum auswärtigen Mitgliede des österr. Unterrichtsraths ernannt, dem er bis zur Auflösung dieser Behörde (1867) angehörte, und 1869 als Ritter der Eisernen Krone in den erblichen Ritterstand erhoben. Bis zum Vaticanischen Concil galt er als ein Hauptvertreter der strengkath. Richtung und wurde von Papst und Bischöfen mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Als aber der Streit um die päpstl. Unfehlbarkeit begann, trat S. offen auf die Seite der Opposition und schloß sich nach Verkündigung des neuen Dogmas der altkath. Bewegung an. Seit der Nürnberger Conferenz (Aug. 1870) hat er an allen Parteiberathungen einen hervorragenden Antheil genommen; er präsidirte den Altkatholikencongressen zu München, Köln, Konstanz, Freiburg, Breslau, leitete die Bischofscommission, die Wahlversammlung zu Köln u. s. w. Ostern 1873 folgte er einem Rufe an die Universität Bonn und erhielt den Charakter als Geh. Justizrath. Seit 1874 gehört S. als Abgeordneter des Wahlkreises Duisburg dem Deutschen Reichstage an, wo er sich der nationalliberalen Partei angeschlossen hat. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Handbuch des kath. Eherechts» (Gieß. 1855), «System des kath. Kirchenrechts» (1856), «Die Lehre von den Quellen des kath. Kirchenrechts» (1860), «Eheproceß» (1858), «Lehrbuch des kath. Kirchenrechts» (1863; 2. Aufl. 1868), «Erwerbs- und Besitzfähigkeit der deutschen Bisthümer» (Prag 1860), «Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte» (Stuttg. 1861; 4. Aufl. 1876), «Die Rechtsfrage des Einflusses der Regierungen bei den Bischofswahlen» (Gieß. 1869), «Die Stifte der alten Orden in Oesterreich» (1869), «Die juristische Persönlichkeit der kath. Kirche» (1869), «Die Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechts» (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1875, 1877). Dem Streite über die vaticanischen Decrete verdanken unter andern folgende Schriften ihre Entstehung: «Die Macht der röm. Päpste» (Prag 1871), «Denkschrift über die Stellung des Staats zu den Sätzen der päpstl. Constitution vom 18. Juli 1870» (1871), «Die Stellung der Concilien, Päpste und

Bischöfe» (1871). Ferner veröffentlichte er: «Die neuern kath. Orden und Congregationen» (Berl. 1872) und «Der Cölibatszwang» (Bonn 1876). Außerdem erschienen von ihm eine Ausgabe der «Canones und Decrete des Tridentinischen Concils» (gemeinsam mit Richter, Lpz. 1853), sowie zahlreiche kanonistische und publicistische Abhandlungen in Fachzeitschriften.

Schultens (Albrecht), berühmter Orientalist, geb. 1686 zu Gröningen, studirte hier, zu Leiden und zu Utrecht nächst der Theologie besonders die arab. Sprache, wurde 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leiden, 1713 Professor der orient. Sprachen und 1717 Universitätsprediger zu Franeker und starb daselbst 26. Jan. 1750. Er brach in der Behandlung des orient. Sprachschatzes eine neue Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländ. Sprachen, vorzüglich die arabische, kritischer benutzte und eine bessere, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Erfolgreicher als in Holland wirkte er durch dieselbe in Deutschland. Vorzüglich geschah dies durch seine «Origines Hebraicae» (2 Bde., Franeker 1724; Leid. 1733), noch mehr aber durch die «Institutiones ad fundamenta linguae Hebraicae» (Leid. 1737). Um die arab. Sprache erwarb sich S. große Verdienste durch die Bearbeitung der Grammatik von Erpenius (Leid. 1730 u. öfter), sowie durch die Herausgabe und Uebersetzung des Lebens Saladin's (Leid. 1733) und die «Monumenta vetustiora Arabiae» (Leid. 1740). Auch machte er das Abendland zuerst mit dem arab. Dichter Hariri bekannt. — Sein Sohn, Johann Jakob S., geb. zu Franeker 1716, studirte ebenfalls zu Leiden orient. Sprachen, wurde 1742 Professor derselben zu Herborn und starb daselbst 27. Nov. 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Des Letztern Sohn, Heinrich Albrecht S., geb. zu Herborn 15. Febr. 1749, studirte gleichfalls orient. Sprachen in Oxford, wurde dann Professor derselben am Athenäum zu Amsterdam und später in Leiden, wo er 12. Aug. 1793 starb. Unter seinen Werken ist hervorzuheben die «Anthologia sententiarum Arabicarum» (Leid. 1772).

Schultern (humeri) nennt man die obern Grenzen des Rumpfes zu beiden Seiten des Halses, welche von den Schlüsselbeinen, den Schulterblättern und den dazugehörigen Muskeln gebildet werden. Die Schlüsselbeine sind leichtgekrümmte Röhrenknochen, die, vorn am obern Theile des Brustbeins seitlich befestigt, nach außen verlaufen und sich mit den Schulterblättern (scapulae) verbinden. Letztere gehören zu den breiten Knochen, sind sehr dünn, dreieckig und so auf dem Rücken zu beiden Seiten der Wirbelsäule gelegen, daß ihre schmalste Seite nach oben gekehrt ist. Auf der hintern Fläche haben sie ziemlich in der Mitte eine stark hervorspringende, dünne, horizontal verlaufende und nach oben etwas gekrümmte Leiste, die Schultergräte, deren äußerer Theil in einen nach vorn und außen gerichteten, durch straffe Bänder mit dem Schlüsselbeine verbundenen Fortsatz, die Schulterhöhe (acromion), übergeht. Eine bedeutende Anzahl Muskeln, deren Anheftungspunkte sich an den Schulterblättern befinden, dient theils zur Befestigung dieser Knochen an die umliegenden festen Theile, Wirbelsäule, Schädel und Rippen, theils zur Bewegung der Schulterblätter sowol wie der Arme, deren obere Knochen mit den äußern Winkeln der Schulterblätter durch das Schultergelenk verbunden sind. Letzteres ist das freieste und beweglichste Gelenk des ganzen Körpers und deshalb am meisten der Gefahr einer Verrenkung ausgesetzt. Wegen der etwas bedeutendern Krümmung der Schlüsselbeine ist beim Weibe der Uebergang des Halses zur Schulter sanfter als beim Manne, dessen Schulter breiter. Nicht selten findet man, daß die eine Schulter höher steht als die andere, wodurch die Symmetrie des Körpers gestört wird. Diese Regelwidrigkeit, die sog. Hohe Schulter, kann entweder von einer Verkrümmung der Wirbelsäule, welche die Rippen der einen Seite und somit auch die darauffliegenden Schulterknochen erhöht, oder durch Verkürzung der Halsmuskeln der einen Seite bewirkt werden und findet in den allgemeinen orthopädischen Mitteln, Turnen, Streckbetten u. s. w., nach Befinden auch Sehnendurchschneidung, ihre geeignetste Behandlung. (S. Schiefheit.)

Schultheiß (Sculdarius oder Scultetus), s. Schulze.

Schultz-Schultzenstein (Karl Heinr.), ausgezeichneter Botaniker und Physiolog, geb. 8. Juli 1798 zu Altruppin, besuchte das Gymnasium zu Neuruppin und widmete sich dann seit 1817 auf dem Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin der Medicin und Chirurgie. Nachdem er 1821 promovirt und sich 1822 als Privatdocent habilitirt, wurde er 1825 außerord., 1833 ord. Professor an der Universität zu Berlin, wo er 22. März 1871 starb. S.'s wissenschaftliche Thätigkeit ging von botan. Studien aus. Er entdeckte seit 1821 die Säftecirculation in den höhern (heterogamischen) Pflanzengeschlechtern mittels mikroskopischer Untersuchungen und behandelte diesen Gegenstand in den Schriften «Ueber den Kreislauf des Saftes

im Schöllkraut und in mehrern andern Pflanzen» (Berl. 1822), «Ueber den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen» (Berl. 1824), «Die Natur der lebendigen Pflanze» (2 Bde., Berl. 1823 und Stuttg. 1828), «Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner innern Organisation» (Berl. 1832), «Sur la circulation et sur les vaisseaux laticifères dans les plantes» (Berl. 1839), «Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen» (Bonn u. Bresl. 1841). Ein neues Pflanzensystem legte er in der Schrift «Natürliches System des Pflanzenreichs nach der innern Organisation» (Berl. 1832) dar, neue Ansichten über den äußern Aufbau der Pflanzen in den Schriften «Ueber Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen» (Berl. 1843), «Neues System der Morphologie der Pflanzen» (Berl. 1847) und «Die Verjüngung im Pflanzenreiche» (Berl. 1851). Ueber seine Beobachtungen und Versuche über Pflanzenernährung berichtete er in den Schriften «Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agricultur-physiologie» (Berl. 1844) und «Ueber Pflanzenernährung, Bodenerschöpfung und Bodenbereicherung» (Berl. 1864). Ein anderes Gebiet für S.'s Forschungen bildete die Physiologie des Menschen und der Thiere, wobei er das System der Lebensverjüngung den mechan.-physik. Theorien gegenüber durchzuführen bestrebt war. Die Grundlage hierzu bildet sein «System der Circulation in seiner Entwickelung durch die Thierreiche und im Menschen» (Stuttg. u. Tüb. 1836). In dem Werke «Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur» (Berl. 1842; 2. Aufl. 1850) suchte er nachzuweisen, daß das thierische und menschliche Leben überhaupt nicht ein chem. Stoffwechsel, sondern ein fortdauernder innerer Wechsel von Zeugen und Sterben verjüngter Formengebilde ist. Seine Ansichten über die Entstehung und das Wesen der Krankheiten führte er in der «Allgemeinen Krankheitslehre» (2 Bde., Berl. 1845) aus, welcher sich 1865 eine Widerlegung der von Virchow erhobenen Einwürfe anreihte. Die Schriften «Die Heilwirkung der Arzneien nach den Gesetzen der organischen Verjüngung» (Berl. 1846), «Die Verjüngung im Thierreiche» (Berl. 1854) und «Leben, Gesundheit, Krankheit, Heilung» (Berl. 1863) betreffen ebenfalls die Verjüngungslehre. In dem Werke «Die Bildung des menschlichen Geistes durch Cultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation» (Berl. 1855) stellte er ein neues System der Psychologie auf, dessen weitere Ausführung er in «Naturstudium und Cultur oder Wahrheit und Freiheit in ihrem natürlichen Zusammenhange» (Berl. 1866), «Die Moral als Heilwissenschaft und Culturwissenschaft» (Berl. 1863) und «Die Physiologie der Verjüngung des Lebens im Unterschiede von den dynamischen und materialistischen Stoffwechseltheorien» (Berl. 1867) versuchte.

Schulz (Albert), pseudonym **San-Marte**, bekannt durch seine Arbeiten über die Literatur des Mittelalters, geb. 18. Mai 1802 zu Schwedt, erhielt seine Vorbildung zu Züllichau und studirte 1821—24 erst zu Berlin unter Savigny und Göschen, dann zu Heidelberg unter Thibaut, Mittermaier und Zachariä die Rechte. Im Jan. 1825 trat er als Auscultator bei dem Stadtgerichte zu Brandenburg, 1826 als Referendar beim Oberlandesgerichte zu Naumburg in den Justizdienst ein. Im Jan. 1830 wurde er zum Kammergerichtsassessor in Berlin, 1833 aber zum Regierungsrath in Magdeburg ernannt. Wegen eines Schriftchens «Ueber den Werth der Provinzialgesetze» bei dem Ministerium verdächtigt, wurde er 1837 als Domänenrath und Justitiar an die Regierung zu Bromberg versetzt. Doch schon 1843 erhielt er wieder einen Ruf nach Magdeburg als Verwaltungsrath in das Provinzial-Schulcollegium. Seine Mußestunden wandte S. dem Studium der ältern deutschen Literatur zu. Wolfram von Eschenbach bildete den Mittelpunkt seiner Forschungen, die ihn einerseits rückwärts in die altfranz. Literatur und bis in das alte Wales, andererseits weiter in die Theologie des 11. und 12. Jahrh. leiteten. Nachdem er den «Parcival» des Wolfram von Eschenbach im Auszuge mitgetheilt (Magdeb. 1832), veröffentlichte er «Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach» (2 Bde., Magdeb. 1836—41), dessen erster Theil die erste neuhochdeutsche Uebertragung des «Parcival» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1858) enthält. Später schlossen sich die «Parcivalstudien» (3 Hefte, Halle 1860—62) an, als deren Fortsetzungen mehrere Abhandlungen in Pfeiffer's «Germania» zu betrachten sind. Außer den Bearbeitungen der «Gudrun» (Berl. 1839) und des «Walter von Aquitanien» (Magdeb. 1853) sind von seinen Schriften noch zu nennen: «Die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest» (Quedlinb. 1842), welche Untersuchung von der Abergavenny-Cymreigddion-Society gekrönt wurde; ferner «Nennius und Gildas» (Berl. 1844), «Beiträge zur bretonischen und celt.-german. Heldensage» (Quedlinb. 1847), «Die Sagen von Merlin» (Halle 1853), «Gottfried's von Monmouth Historia regum Britanniae» (Halle 1854), die deutsche Bear-

beitung von Stephens' «Geschichte der welschen Literatur» (Halle 1864) u. s. w. Während seines Aufenthalts in Bromberg wurde S. auch auf das Studium der poln. Nationalsagen geführt, als dessen Früchte «Großpolens Nationalsagen, Märchen und Legenden» (Bromb. 1842; 2. Aufl., unter dem Titel «Polens Vorzeit in Dichtung und Sage», Bromb. 1859) und «Die poln. Königssage» (Berl. 1848) erschienen. Ferner veröffentlichte er ein «Reimregister» zu Wolfram von Eschenbach (Quedlinb. 1867), «Zur Waffenkunde des deutschen Mittelalters» (Quedlinb. 1867), «Ueber Wolfram's von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältniß zu den altfranz. Dichtungen gleichen Inhalts» (Quedlinb. 1871), «Rückblicke auf Dichtungen und Sagen des deutschen Mittelalters» (Quedlinb. 1872) und «Wilhelm von Orange. Heldengedicht von Wolfram von Eschenbach. Zum ersten male aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt» (Halle 1873).

Schulz (David), prot. Theolog, geb. 29. Nov. 1779 zu Pürben bei Freistadt in Niederschlesien, besuchte das Gymnasium zu Breslau, 1803 die Universität zu Halle und habilitirte sich 1806 daselbst in der philos. Facultät, 1807 aber, da die Universität Halle aufgehoben wurde, in Leipzig. Johannes von Müller verschaffte ihm sodann 1809 eine außerord. Professur der Theologie und Philosophie zu Halle, und noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf nach Frankfurt a. O. Als 1811 diese Universität nach Breslau verlegt ward, folgte er dahin und eröffnete sich nun als Professor der Theologie eine sehr erfolgreiche Wirksamkeit. Im J. 1819 wurde er Mitglied des königl. Consistoriums für Schlesien, dieser Stelle jedoch 1845 enthoben. Er starb 17. Febr. 1854. Als Schriftsteller hat S. das meiste für die exegetische Theologie geleistet. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen» (Bresl. 1818), «Die Parabel vom Verwalter u. s. w.» (Bresl. 1821), die dritte Ausgabe des Griesbach'schen «Novum Testamentum Graece» (Berl. 1827), «De codice Cantabrigiensi» (Berl. 1827), «Die Geistesgaben der ersten Christen, insbesondere die sog. Gabe der Sprache» (Bresl. 1836); ferner die Schriften: «Die christl. Lehre vom Heiligen Abendmahle» (Lpz. 1824; 2. Aufl. 1831) und «Die christl. Lehre vom Glauben» (Lpz. 1834), eine Umarbeitung der frühern Schrift «Was heißt Glauben und wer sind die Ungläubigen?» (Lpz. 1830). Auch gab er Cölln's «Biblische Theologie» nebst dessen Lebensbeschreibung (2 Bde., Lpz. 1836) heraus. In seinen Werken ist stets die zu Grunde liegende echt philol. Bildung, sowie eine gesunde rationalistische Richtung und Auffassung erkennbar. Bei verschiedenen Gelegenheiten trat er als Vorkämpfer für vernunftmäßiges Christenthum und für Denk- und Lehrfreiheit überhaupt auf: so in seinen Streitigkeiten mit Scheibel, Steffens, Schleiermacher, in den Verhandlungen über die preuß. Kirchenagende, u. s. w.

Schulz (Friedr.), deutscher Romanschriftsteller, geb. zu Magdeburg 1762, erhielt durch seinen Vater eine sehr harte Erziehung und studirte zu Halle, wo seine Kenntniß der franz. Sprache ihm als Lehrer und Uebersetzer Unterhalt verschaffte. Trotzdem gerieth er in Noth und ging daher 1780 nach Dresden, um Schauspieler zu werden. Als ihm dieses mislang, widmete er sich hier der Romanschriftstellerei. Später lebte er theils in Wien und Berlin, theils auf Reisen, am längsten zu Weimar. In dieser Zeit schrieb er die beiden Kinderromane «Moritz» (Dessau u. Lpz. 1785 u. öfter) und «Leopoldine» (Lpz. 1790 u. öfter), welche allgemeinen Beifall erhielten. Im J. 1789 ging er nach Paris. Die Frucht seines dortigen Aufenthalts war die «Geschichte der großen Revolution in Frankreich» (Berl. 1789, neue Aufl. 1790), welche man damals für das wahrhaftigste Gemälde derselben erklärte, sowie ein Werk «Ueber Paris und die Pariser» (Berl. 1791). Von Paris kehrte er 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mitau erhielt. Hier war er als Lehrer und Mensch hochgeschätzt und wurde sogar Abgeordneter des Bürgerstandes beim Reichstage zu Warschau 1791, wo er eine glänzende Rolle spielte. Durch seine geschickten Unterhandlungen wurde nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu vertheidigen hatte, sowie die Sache des Herzogs gegen den Adel im ganzen sehr günstig entschieden, obgleich sich daraus weiter keine ersprießlichen Folgen ergaben. In seiner «Reise eines Liefländers durch Polen» (Berl. 1797) legte er die auf dieser Sendung gemachten Beobachtungen nieder. Im J. 1793 unternahm er eine Reise nach Italien, von wo er kränkelnd 1794 zurückkehrte. In Mitau verfiel er in Wahnsinn und starb daselbst im Nov. 1798.

Schulz (Joh. Abraham Peter), tüchtiger musikalischer Theoretiker und Componist, geb. zu Lüneburg 30. März 1747, besuchte erst die Michaelis-, dann die Johannisschule seiner Vaterstadt, erhielt aber auch bei guten Anlagen musikalischen Unterricht (im Klavier- und Orgelspiel von dem Organisten Schmilgel). Nachdem er schon verschiedene Compositionsversuche gemacht,

ging er 1765 nach Berlin, wo er auf Phil. Emanuel Bach's Empfehlung von Kirnberger als Schüler ins Haus aufgenommen wurde. Hierauf war er vier Jahre hindurch der musikalische Reisebegleiter einer poln. Fürstin Sapieha und trat dann kurze Zeit bei einem Verwandten der Fürstin (in Litauen) als Kapellmeister in Dienst, kehrte aber 1773 nach Berlin zurück, wo er mit Sulzer in Verbindung kam und für dessen «Theorie der schönen Künste» einen großen Theil (vom Buchstaben S an) der Musikartikel schrieb. Später half er Kirnberger an dessen «Kunst des reinen Satzes» und schrieb die Abhandlung «Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie». Er wurde 1776 Musikdirector am Französischen Theater in Berlin, das aber schon zwei Jahre später aufgelöst wurde. S. privatisirte dann einige Zeit, bis er 1780 als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rheinsberg ging. In dieser Stellung componirte er fleißig, unter anderm die Operetten «La Fée Urgèle» und «Le Barbier de Séville», das Melodram «Minona, oder die Angelsachsen», die Chöre zu Racine's «Athalia», viele Lieder und Gesänge, Instrumentalsachen u. s. w. S. folgte 1787 einem Rufe als königl. Kapellmeister nach Kopenhagen, in welchem Amte er acht Jahre wirkte. Während dieser Zeit componirte er verschiedene Oratorien (z. B. «Johannes und Maria», «Christi Tod»), Opern und Singspiele (z. B. «Das Erntefest», «Aline, Königin von Golconda»), Gelegenheitscantaten u. s. w. Anfang 1795 nahm er wegen Kränklichkeit seine Entlassung und trat im September eine Reise nach Portugal an, um hier im milden Klima Genesung zu suchen. Das Schiff, auf dem er sich befand, wurde jedoch durch Stürme nordwärts verschlagen und mußte sogar einen Theil des Winters zu Arendahl in Norwegen zubringen. S. gab infolge dessen seine Reise auf und kehrte nach Deutschland zurück, wo er, fortwährend kränkelnd, theils in Berlin, theils in Rheinsberg, Stettin und Schwedt lebte. An letzterm Orte starb er 10. Juni 1800. Sein Ruf und seine Bedeutung beruhen in seinen Liedern (weltlichen und geistlichen), deren viele im Munde des Volks fortleben; so z. B. «Blühe, liebes Veilchen», «Seht den Himmel wie heiter», «Gesund und frohen Muthes», «Warum sind der Thränen» u. s. w.

Schulze, Scholz oder Schultheiß, eigentlich Schuldheis (Sculdarius oder Scultetus), hieß ursprünglich der Beamte, welcher die Mitglieder der Gemeinde zu Leistung und Entrichtung ihrer Schuldigkeit gegen den König oder Fürsten anzuhalten hatte. Der Name kommt von «Schuld» und «heischen», d. h. fordern. Der S. war der Vorsteher der Gemeinde, wie der Graf Vorsteher des Gaues. Schon im Mittelalter erscheint der S. aber auch als Stellvertreter des eigentlichen Richters, des Grafen. In den Städten kommt er dann bei deren weiterer und kräftigerer Entwickelung häufig neben dem Vogte vor; doch war seine Stellung und Bedeutung nach der Verfassung der einzelnen Städte verschieden. Gegenwärtig heißt noch sehr häufig S. der Vorsteher der Dorfgemeinde, der von der Gemeinde erwählt oder von der Gutsherrschaft oder der Regierung ernannt und eingesetzt wird. Zuweilen ruht das Schulzenamt auf einem Gute, und dann heißt der S. Erbschulze, Erbscholtiseibesitzer und, wenn er das Gut zu Lehn hat, Lehnschulze. Besitzer von Schulzengütern, welche das Amt nicht versehen können oder wollen, müssen auf ihre Kosten geeignete Stellvertreter bestellen. Der sog. Dorfschulze, in einigen Gegenden Deutschlands auch Richter genannt, hat es lediglich mit Polizei- und Verwaltungssachen des Ortes zu thun.

Schulze (Ernst Konrad Friedr.), talentvoller deutscher Dichter der nachclassischen Periode, wurde 22. März 1789 zu Celle geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er schon frühzeitig sich dichterisch versuchte, und ging im Herbst 1806 zum Studium der Theologie nach Göttingen. Hier war der Umgang mit dem Aesthetiker Bouterwek von entschiedener Bedeutung für den jungen Dichter. Zu Bouterwek's «Neuer Vesta» (Lpz. 1808 u. 1810) erschien sein «Amor und Psyche, Fragment aus einem griech. Märchen», ein Gedicht, welches durch reiche Erfindung und geschmackvolle Darstellung, namentlich durch zierliche Ausmalung des Einzelnen sich vor andern Nachahmungen Wieland's auszeichnet, jedoch der tiefern poetischen Bedeutung entbehrte. Erst die Liebe sollte seinem ganzen Wesen eine idealere Richtung geben. S. fand in Cäcilie Tychsen die Idee alles Schönen und Guten verkörpert, und in ihr lag fortan für ihn die Quelle und das Ziel seines dichterischen Lebens. Sie und zugleich die Wandlung in seinem poetischen Wesen feierte er in «Cäcilie, ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen» (2 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822; Miniaturausg., Lpz. 1849 u. öfter), zu welchem der Sieg des Christenthums über die nordischen Völker ihm den Stoff an die Hand gab. Nach Cäciliens frühem Tode übertrug S. seine Liebe auf deren Schwester Adelheid. Aber ein Verhältniß, das ihn ideal beseligte, sollte im wirklichen Leben nur eine Quelle bittern Leides für den Dichter werden. In dieser Zeit verfaßte er eine Menge kleiner Gedichte, poetische Episteln,

Elegien, nach Inhalt und Form die bedeutendsten unter seinen Dichtungen, welche er selbst gesammelt herausgab (Gött. 1813), während noch manches andere, bei besondern subjectiven Anlässen entstanden, ebenso wie die «Cäcilie», erst nach seinem Tode als «Poetisches Tagebuch» herauskam. Seine theol. Studien hatte S. bald aufgegeben und sich der Philologie zugewandt. Um einen Beruf zu wählen, entschloß er sich für die Docentenlaufbahn. Er promovirte und habilitirte sich 1812 mit einer exegetischen Arbeit über das «Pervigilium Veneris». Als akademischer Lehrer hatte er jedoch kein Glück, und die Verhältnisse in Göttingen gestalteten sich überhaupt ungünstig für ihn. Dazu trug er den Keim einer Krankheit in sich, welche die Ursache seines frühen Todes werden sollte. Die patriotische Bewegung der J. 1813 und 1814 schien zwar noch einmal seine Kraft zu beleben, und er machte im Beaulieu'schen Jägercorps den Feldzug an der Niederelbe mit. Aber sein Gesundheitszustand wurde nach seiner Rückkehr nur bedenklicher. Im Herbst 1816 unternahm er noch eine Fußwanderung am Rhein und Main. Seine letzte Dichtung ist die «Bezauberte Rose» (in verschiedenen Ausgaben; 13. Aufl., Lpz. 1877; illustrirte Prachtausg. mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Baumgarten, Lpz. 1862), ein poetisches Märchen, in welchem er die ganze Fülle seines eigenen Wesens aussprach. Das Gedicht gewann den von F. A. Brockhaus für die «Urania» ausgesetzten Preis und wurde in derselben (1818) zum ersten mal gedruckt. Inzwischen war S., kränker als er selbst dachte, im Frühjahr 1817 in das älterliche Haus zurückgekehrt. Hier, nachdem er noch durch die Nachricht von dem Erfolge seiner «Bezauberten Rose» erfreut worden, starb er 29. Juni 1817. Sein Grab in Celle wurde 1855 durch ein Monument geschmückt, welches die Verlagshandlung seiner Werke, F. A. Brockhaus, ihm errichten ließ. S. ist nur in beschränktem Sinne den Romantikern zuzuzählen. Er erklärte sich selbst für einen entschiedenen Gegner der «falschen Romantiker». Indem er, von Wieland ausgehend, den epischen Inhalt einer idealen Ritter- und Feenwelt sich aneignete, hielt er sich doch von den Formlosigkeiten und Verirrungen der romantischen Schule fern. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen poetischen Werke» nebst einer Biographie des Dichters gab sein Freund und Lehrer Bouterwek (4 Bde.; neue Aufl., Lpz. 1822) heraus. Unter seinen «Vermischten Gedichten» (3. Aufl., Lpz. 1852) befinden sich viele der zartesten Blüten deutscher Lyrik. Eine neue Gesammtausgabe der Werke S.'s, mit einer aus seinem Tagebuch- und Briefnachlaß geschöpften vollständigen Biographie des Dichters von H. Marggraff, erschien in fünf Bänden (Lpz. 1855).

Schulze (Friedr. Aug.), als Romanschriftsteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, geb. 1. Juni 1770 zu Dresden, wurde von Jugend an für eine höhere wissenschaftliche Ausbildung vorbereitet, sah sich aber, als er im Begriff stand, die Universität zu beziehen, durch beengende ökonomische Verhältnisse bestimmt, diesen Plan vorderhand aufzugeben und eine Stelle in der Kanzlei des Geheimen Finanzcollegiums anzunehmen. Endlich gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, sodaß S. 1797—1800 in Leipzig studiren konnte, worauf er nach Dresden zurückkehrte. Im folgenden Jahre erschien sein Roman «Der Mann auf Freiersfüßen» (Freiberg 1801), der durch gefällige Leichtigkeit viel Beifall gewann. S. wurde 1807 Secretär bei der Landes-Oekonomie-Manufactur- und Commerziendeputation, und 1820 erhielt er das Prädicat eines königl. Commissionsraths. S. starb zu Dresden 4. Sept. 1849. Außer vielen Erzählungen und Romanen, deren Zahl über 200, gab er mit A. Apel das «Gespensterbuch» (4 Bde., Lpz. 1810—14), ferner «Lustspiele» (Dresd. 1807) und «Gedichte» (Lpz. 1824; neue Aufl. 1828) heraus. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen mit Prolog von L. Tieck (6 Bde., Stuttg. 1843). Ohne auf höhere Bedeutung Ansprüche machen zu können, gehört S. zu den bessern Belletristen, namentlich in der komischen und naiven Gattung.

Schulze (Friedr. Gottlob), deutscher Nationalökonom und Lehrer der Landwirthschaft, geb. 28. Jan. 1795 auf dem väterlichen Gute Gävernitz bei Meißen, studirte, nachdem er zu Schulpforta eine tüchtige Vorbildung erlangt, auf den Universitäten zu Leipzig und Jena und widmete sich dann auf den Gütern seines Vaters der praktischen Landwirthschaft. Er wurde 1817 zum Oberverwalter der weimar. Kammergüter Tiefurt, Oberweimar und Lützendorf berufen und habilitirte sich später zu Jena, wo er 1821 eine außerord., später eine ord. Professur erhielt. Neben seinen Vorträgen über Landwirthschaft und Nationalökonomie widmete sich S. mit Eifer philos. Studien und schloß sich zunächst an Kant, besonders aber an Fries an, die beide nicht ohne Einfluß auf seine wissenschaftliche Begründung der Nationalökonomie blieben. Zur Ausbildung angehender Landwirthe und Kameralisten gründete er 1826 ein Institut, das auf die Entwickelung der Landwirthschaft in Deutschland lange Zeit sehr einflußreich wirkte. Während Thaer die Landwirthschaft wesentlich nur von der naturwissenschaftlichen Seite aufgefaßt hatte, strebte S. auch deren Begründung durch die Nationalökonomie an und stellte neben die speciellen

Lehren des Ackerbaues und der Thierzucht einen auf nationalökonomischen Grundsätzen beruhenden allgemeinen Theil. Die Grundgedanken seiner Anschauung entwickelte er in der Schrift «Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- und Kameralwissenschaften» (Jena 1826). S. war der erste, welcher eine landwirthschaftliche Lehranstalt organisch mit einer Universität in Verbindung setzte. Von der preuß. Regierung wurde ihm 1834 der Auftrag zur Einrichtung und Leitung der staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena bei Greifswald übertragen. Mancherlei Mißhelligkeiten veranlaßten jedoch schon 1839 seine Rückkehr nach Jena, wo er die ord. Professur der Kameralwissenschaften von neuem übernahm und sein landwirthschaftliches Institut in größerm Maßstabe wieder eröffnete. Für die Zwecke des praktischen Unterrichts pachtete er 1842 die großherzogl. Kammergüter Zwätzen und Lehesten. Auch um das landwirthschaftliche Vereinswesen erwarb er sich Verdienste. Unter anderm rief er 1842 die thüring. Wanderversammlung ins Leben, deren Vorstand er bis zu seinem Tode blieb. Er starb 3. Juli 1860 zu Jena. Wenige Jahre vorher hatte er die Ackerbauschule zu Zwätzen, eine Musteranstalt zur Ausbildung von Bauernsöhnen, begründet. Unter S.'s Schriften sind hervorzuheben: «Antiquitates rusticae» (2 Hefte, Jena 1820—29), «Ueber Papiergeld» (Lpz. 1824); vor allem aber das «Lehrbuch der Nationalökonomie, besonders für Land-, Forst- und Staatswirthe» (Jena 1856) und «Lehrbuch der allgemeinen Landwirthschaft» (herausg. von Emminghaus und Graf Arnim zur Lippe, Jena 1863). Eine Reihe werthvoller Aufsätze enthalten auch die von ihm 1841—53 herausgegebenen «Deutschen Blätter für Landwirthschaft». Im J. 1867 wurde S. zu Jena ein von Drake modellirtes Denkmal gesetzt. Vgl. Birnbaum, «Friedrich Gottlob S. als Reformator der Landwirthschaftslehre» (Frankf. 1860).

Schulze (Herm. Joh. Friedr.), deutscher Staatsrechtslehrer, Sohn des Vorigen, geb. 23. Sept. 1824 zu Jena, besuchte das Gymnasium zu Hildburghausen und widmete sich 1842—46 auf den Universitäten zu Jena und Leipzig juristischen und staatswissenschaftlichen Studien. Im Frühjahr 1848 begann er als Privatdocent zu Jena Vorlesungen über die jurist. Disciplinen. Nachdem er 1850 außerord. Professor geworden, folgte er 1857 einem Rufe als ord. Professor der Rechte an die Universität Breslau. Im J. 1869 wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des preuß. Herrenhauses und zum Kronsyndikus ernannt, ihm auch das Prädicat eines königl. Geh. Justizraths verliehen. Im Herrenhause betheiligte er sich mannichfach an den legislatorischen Arbeiten und trat besonders bei der Reform der innern Verwaltung für den Grundgedanken einer freiheitlichen Selbstverwaltung ein. Zum Mitglied der schles. Provinzialsynode vom Könige ernannt und von dieser 1875 in die Generalsynode zu Berlin gewählt, bethätigte er sein lebhaftes Interesse für den Ausbau der evang. Kirche und führte besonders das Recht derselben auf eine vom Staate zu gewährende selbstständige Dotation aus. Im J. 1878 folgte er einem Rufe als ord. Professor des Staatsrechts nach Heidelberg, unter gleichzeitiger Ernennung zum großherzogl. bad. Geheimrath. S.'s akademische wie literarische Thätigkeit ist vorzugsweise dem öffentlichen Rechte gewidmet. Als Staatsrechtslehrer ist er bestrebt, die Gelehrsamkeit der alten Reichspublicistik und die Errungenschaft der histor. Schule mit einer tiefern philos. Auffassung und den Anforderungen des modernen Staatslebens in Einklang zu setzen. Seine wichtigsten Schriften sind: «Das Recht der Erstgeburt in deutschen Fürstenhäusern» (Jena 1851), «Die staatsrechtliche Stellung des Fürstenthums Neuenburg» (3. Aufl., Berl. 1857), «Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser» (Bd. 1—2, Jena 1862—78), «System des deutschen Staatsrechts» (Bd. 1, «Einleitung in das deutsche Staatsrecht», Lpz. 1865), «Die Friedensbestimmungen von Prag in ihrem Verhältniß zur Neugestaltung Deutschlands» (Lpz. 1867), «Einleitung in das deutsche Staatsrecht nach den Friedensbestimmungen von 1866» (Lpz. 1867), «Die Krisis des deutschen Staatsrechts im J. 1866» (Lpz. 1867), «Das preuß. Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechts» (2 Bde., Lpz. 1870—77), «Das Erb- und Familienrecht der deutschen Dynastien des Mittelalters» (Halle 1871). Als kenntnißreicher Nationalökonom bekundete er sich unter anderm in den «Nationalökonomischen Bildern aus Englands Volksleben» (Jena 1853).

Schulze (Gottlob Ernst), skeptischer Philosoph, geb. 23. Aug. 1761 zu Heldrungen in Thüringen, wurde, nachdem er in Wittenberg seine Studien vollendet, Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche daselbst und Adjunct der philos. Facultät. Er kam 1788 als ord. Professor der Philosophie nach Helmstedt und nach Aufhebung der dortigen Universität 1810 nach Göttingen, wo er 14. Jan. 1833 starb. In seinen frühern Jahren beschäftigte er sich vorzugsweise mit histor.-philos. Forschungen. Als Kant's Philosophie in Deutschland sich verbreitete und Reinhold ihr in seiner «Theorie des Vorstellungsvermögens» eine festere Grundlage zu

geben versuchte, war S. der erste, der in dem anonym herausgegebenen Werke «Aenesidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphilosophie, nebst einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik» (Helmst. 1792) sich entschieden gegen die Alleinherrschaft der kritischen Philosophie erklärte. In dieser Schrift, welche zu ihrer Zeit nicht geringe Aufmerksamkeit erregte und in der Fortbildung der deutschen Philosophie ein kräftiges Ferment bildete, trat S. wider Kant's und Reinhold's Philosophie ganz im skeptischen oder antidogmatischen Geiste auf. In demselben Sinne sind auch geschrieben: «Einige Bemerkungen über Kant's philos. Religionslehre» (Kiel 1795), «Kritik der theoretischen Philosophie» (2 Bde., Hamb. 1801), sein bedeutendstes und noch heute werthvolles Werk; «Die Hauptmomente der skeptischen Denkart über die menschliche Erkenntniß» in Bouterwek's «Neuem Museum der Philosophie» (Bd. 3, Heft 2, 1805), wo er auch (Bd. 1, Heft 2) in den «Aphorismen über das Absolute» eine ironische Schilderung der Identitätslehre gab. S. suchte zu zeigen, daß es keine wissenschaftliche Theorie von den obersten Ursachen alles Bedingten oder Wirklichen gebe, weil der Ursprung menschlicher Erkenntniß außerhalb des Bereichs unserer Erkenntniß liege, und man müsse sich beschränken auf die Erforschung und Unterscheidung der Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß und der Gesetze, von welchen die Verbindung unserer Ueberzeugung mit den Erkenntnißarten abhänge. In seinen spätern Schriften hat er seinen Skepticismus beschränkt und sich mehr der Glaubens- und Gefühlsphilosophie von Jacobi und Fries genähert. Seine allgemeine Anschauung ist in seiner «Encyklopädie der philos. Wissenschaften» (Gött. 1814; 3. Aufl. 1824) übersichtlich dargelegt. Außerdem veröffentlichte er: «Grundsätze der allgemeinen Logik» (Helmst. 1810; 5. Aufl. 1831), «Leitfaden der Entwickelung der philos. Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts» (Gött. 1813), «Psychische Anthropologie» (Gött. 1816; 3. Aufl. 1826), «Ueber die menschliche Erkenntniß» (Gött. 1832).

Schulze (Johs.), hochverdient um das höhere Unterrichtswesen in Preußen, geb. 15. Jan. 1786, erhielt seine Schulbildung auf dem Domgymnasium in Schwerin und in dem Pädagogium zu Kloster-Bergen bei Magdeburg, studirte in Halle und Leipzig Philologie und Theologie und kam im Juli 1808 als Professor an das Gymnasium in Weimar. Hier suchte er auch als geistlicher Redner zu wirken, wie seine «Predigten» (Lpz. 1810) und «Reden über die christl. Religion» (Halle 1811) bekunden. In den Schriften «Ueber Iffland's Spiel» (Weim. 1810) und «Ueber den standhaften Prinzen des Calderon» (Weim. 1811) legte er ein lebhaftes Interesse für kunstgerechte theatralische Leistungen an den Tag. Er folgte 1812 einem Rufe als Professor an das Gymnasium in Hanau, ward großherzogl. frankfurter Oberschul- und Studienrath und übernahm Anfang 1813 die Leitung des Gymnasiums in Hanau. Nach Wiedervereinigung Hanaus mit Kurhessen erfolgte seine Ernennung zum kurfürstl. hess. Oberschulrath und Director der hohen Landesschule in Hanau. Diese Stelle legte er im März 1816 nieder, um als Consistorial- und Schulrath zu Koblenz in preuß. Dienste zu treten, und wurde schon 1818 zum vortragenden Rath im Ministerium der Unterrichts- und der Geistlichen Angelegenheiten befördert. In dieser Stellung hat er sich große Verdienste um die höhern Schul- und Universitätsverhältnisse erworben. Seit 1849 war er Director in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums. Auch wirkte er seit 1826 als Mitglied der Militärstudiencommission und seit 1831 als Mitglied der Studiendirection der Allgemeinen Kriegsschule. Neben den humanistischen Studien beschützte er besonders die Hegel'sche Philosophie, deren Begründer sein vertrauter Freund war. Er schloß sich daher dem Vereine zur Herausgabe von Hegel's Schriften an und besorgte die Herausgabe der «Phänomenologie des Geistes» (Berl. 1833). Er starb 21. Febr. 1869 zu Berlin. Zu seinen eigenen wissenschaftlichen Leistungen gehört die mit H. Meyer besorgte Ausgabe von Winckelmann's «Geschichte der Kunst des Alterthums» (4 Bde., Dresd. 1809—15); später gab er dessen «Vorläufige Abhandlung von der Kunst der Zeichnung der alten Völker» (Dresd. 1817) heraus. Auch lieferte er eine Uebersetzung der «Bestattungsrede des Perikles im Thucydides» (Hanau 1813) und ließ seine «Schulreden» (Hanau 1813) erscheinen. Die «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» in Berlin wurden auf seinen Betrieb gegründet, und er nahm an ihrer Redaction eine Zeit lang thätigen Antheil.

Schulze-Delitzsch (Herm.), liberaler Politiker und hochverdient um die Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen, besonders durch Gründung der deutschen Genossenschaften, geb. 29. Aug. 1808 zu Delitzsch, wo sein Vater Bürgermeister war, erhielt seine Gymnasialbildung zu Leipzig und widmete sich sodann auf dortiger Universität der Jurisprudenz. Nachdem er die akademischen Studien in Halle beendet, trat er 1830 bei dem Oberlandgericht zu Naumburg als Auscultator ein. Neben den Berufsarbeiten beschäftigte er sich hier mit Philo-

sophie, Geschichte und deutscher Literatur, und sein 1838 erschienenes «Wanderbuch» (2. Aufl., Glogau 1859), das die auf Erholungsreisen in Norddeutschland und Skandinavien empfangenen Eindrücke dichterisch wiedergab, legte er auch in dieser Richtung seine nicht gewöhnliche Befähigung dar. Im J. 1838 erfolgte seine Versetzung als Assessor an das Kammergericht in Berlin. Doch kehrte er 1841 als Patrimonialrichter unter Vorbehalt des Wiedereintritts in den Staatsdienst nach seiner Vaterstadt zurück. Hier gewann er jene genaue Bekanntschaft mit der Lage und den Bedürfnissen der kleinern Gewerbtreibenden. Im J. 1848 vertrat S. den Wahlbezirk Delitzsch in der Nationalversammlung zu Berlin, wo er zum Vorsitzenden des Ausschusses zur Untersuchung des Nothstandes der arbeitenden Klassen ernannt wurde. Die Begutachtung von mehr als 1600 einschlagenden Bittschriften befestigte nur seine Ueberzeugung, daß weder von der Rückkehr zum Zunftmonopol, noch von dem Eingehen auf die Systeme der damaligen socialistischen Vorsprecher Abhülfe zu erwarten, sondern die Hebung der Kleingewerbe lediglich, mit Schonung der bestehenden gesellschaftlichen Grundlagen, wiewol unter Beseitigung aller Fesseln des Verkehrslebens, durch die Beschaffung von Kapital und andern Mitteln des Großbetriebes im Wege der Association zu vollziehen sei. Praktische Versuche mit diesen Grundsätzen ließen sich freilich bei der bald eintretenden reactionären Gegenströmung und nach Beseitigung der Nationalverfammlung nur in engsten Kreisen anstellen. S. bestimmte zunächst die Schuhmacher seiner Vaterstadt zur Bildung einer Genossenschaft, welche die bei ihr im Handwerk nöthigen Rohstoffe für gemeinschaftliche Rechnung einkaufte und an die Theilnehmer nach Bedarf zu Großhandelspreisen abließ. Obgleich das Ergebniß den Erwartungen entsprach, so ward doch S. vorderhand an der Weiterverfolgung dieser wichtigen Angelegenheit durch die Annahme eines Mandats für die nach der octroyirten Verfassung von 1849 berufene Zweite Kammer verhindert. Außerdem sah er sich nach Auflösung der Kammer von einer Anklage wegen Aufruhrs betroffen, welche das Ministerium auch gegen ihn aus Anlaß der Theilnahme an dem Steuerverweigerungsbeschlusse von 1848 erheben ließ. Doch wurde er im Febr. 1850 auf seine glänzende Vertheidigung freigesprochen. Mit der gesammten Patrimonialgerichtsbarkeit war auch sein bisheriges Amt eingezogen worden, und er mußte sich deshalb an das Kreisgericht zu Wreschen in der Provinz Posen versetzen lassen. Doch nahm er bald seine Entlassung und kehrte nach Delitzsch zurück, wo er nun die Weiterentwickelung des Gedankens einer Hebung der arbeitenden Klassen auf der Basis wirthschaftlicher Selbsthülfe wieder aufnahm. + May 83.

Unter seinem Einfluß entstanden zunächst in Delitzsch, Eilenburg, Halle, Bitterfeld und im Königreich Sachsen Genossenschaften zur billigern Beschaffung von Rohstoffen und Halbfabrikaten, Lebens- und Genußmitteln, ferner sog. Volksbanken, die aus kleinen Einzahlungen und fortgesetzten Spareinlagen der Theilhaber, sowie aus empfangenen Darlehnen Geldvorschüsse gegen etwas höhere Zinsen gewährten und den Nutzen dieses Betriebes dem Guthaben der Mitglieder zuwachsen ließen. Dadurch sowol, daß alle Theilnehmer sich zum solidarischen Einstehen für die Verbindlichkeiten ihres Vereins verpflichten mußten, als durch die feste Haltung, welche die Genossenschaften unter selbst schwierigen Umständen bewahrten, stieg ihr Credit in so hohem Grade, daß ihnen bald auch aus weitern Kreisen Betriebsmittel zur Verfügung gestellt wurden. (S. Genossenschaften.) Für die Verbreitung seines Systems entwickelte S. die größte Thätigkeit. Seine Schriften: «Das Associationsbuch» (Lpz. 1862), «Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen» (2. Aufl., Lpz. 1863), «Die Vorschuß- und Creditvereine als Volksbanken» (5. Aufl., Lpz. 1876), «Neue vollständige Anweisung für Vorschuß- und Creditvereine» (Lpz. 1870), «Die Entwickelung des Genossenschaftswesens» (Berl. 1870), «Die Genossenschaften in einzelnen Gewerbszweigen» (Lpz. 1873), wiesen die Nothwendigkeit dieser wirthschaftlichen Hilfsanstalten nach. Auf dem ersten Vereinstage deutscher Vorschußvereine, welcher vom 14. bis 16. Juni 1859 in Weimar abgehalten wurde, übertrug man S. nach seinem Vorschlage die Leitung eines Centralbureau, das die Verbindung unter den einzelnen Vereinen und den Austausch der Ansichten und Erfahrungen vermitteln soll. Seit 1859 betheiligte sich S. auch wieder an den polit. Angelegenheiten, indem er zur Stiftung des Nationalvereins (s. d.) mitwirkte und 1861 ein Mandat für das Abgeordnetenhaus in Berlin annahm, welche Stadt er seitdem sowol auf dem preuß. Landtage als auf dem Norddeutschen und dem Deutschen Reichstage im Sinne der Fortschrittspartei fortwährend vertrat, bis er 1874 ein Mandat für den Wahlkreis Wiesbaden-Rheingau annahm. Daneben förderte er fortgesetzt seine socialen Aufgaben und veröffentlichte die Schrift «Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus» (Lpz. 1863), welche der arbeitenden Klasse die Lehren der Volkswirthschaft zugänglich machen sollte, sowie die «Jahresberichte über die auf Selbsthülfe gegründeten deut-

schen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften» (Lpz. 1859—76 fg.). Entschiedenen Widerstand setzte er 1863 und 1864 der stürmischen Propaganda Lassalle's (s. d.) für Productivassociationen mit Staatshülfe entgegen. Den Angriffen von dieser Seite begegnete er in der Schrift «Die Abschaffung des geschäftlichen Risicos durch Herrn Lassalle. Ein neues Kapitel zum deutschen Arbeiterkatechismus» (Lpz. 1866). Ein Kapital von mehr als 150,000 Mark, das Freunde und Parteigenossen 1863 unter sich als Anerkennung für S.'s gemeinnütziges Wirken zusammengebracht, bestimmte derselbe zu einem Stiftungsfonds (Schulze-Delitzsch-Stiftung, in Gotha domicilirt), dessen Zinsen von einem unabhängigen Verwaltungsrathe an Männer überwiesen werden, die durch ihre Arbeit in irgendeinem Zweige des öffentlichen Lebens einen moralischen Anspruch auf diese Zuwendung erworben haben.

Schumacher (Heinr. Christian), berühmter Astronom, geb. 3. Sept. 1780 zu Bramstedt in Holstein, studirte anfangs in Kiel und Jena, dann aber in Kopenhagen und Göttingen erst Jura, dann Mathematik und Astronomie, habilitirte sich 1805 als Jurist in Dorpat, kehrte aber bald in seine Heimat zurück, lebte 1807—10 in Altona und wurde 1810 außerord. Professor der Astronomie in Kopenhagen, 1813 Director der mannheimer Sternwarte und 1815 ord. Professor der Astronomie und Director der Sternwarte in Kopenhagen. Der König von Dänemark übertrug ihm 1817 eine Gradmessung, welche die Breitengrade von Lauenburg nach Skagen, die Längengrade von Kopenhagen bis zur Westküste von Jütland umfaßte und von Gauß durch Hannover fortgesetzt wurde. Von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen erhielt er 1821 die Direction der Aufnahme und Mappirung von Holstein und Lauenburg. Seitdem lebte er in Altona, wo der König ihm 1823 eine kleine, aber trefflich eingerichtete Sternwarte erbauen ließ. In Gemeinschaft mit dem engl. Board of longitude setzte er 1824 die engl. Messungen mit den dänischen durch Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen der altonaer und greenwicher Sternwarte in Verbindung. Auf dem Schlosse Güldenstein machte er 1830 die Beobachtungen über die Länge des einfachen Secundenpendels, welche dem dän. Maßsystem zur Grundlage dienen. Seine «Astron. Hülfstafeln» (1820—29) gaben ein treffliches Beispiel einer mit Schärfe berechneten Ephemeride. Seit 1822 lieferte S. auch sehr genaue Distanzen der vier Planeten Venus, Jupiter, Mars und Saturn vom Monde. Besondere Erwähnung verdienen seine «Astron. Nachrichten» (1821 fg.; fortgesetzt von Peters). Im Verein mit ausgezeichneten Astronomen, wie Bessel, begann S. die Herausgabe eines «Astron. Jahrbuch» (Stuttg. 1836—44). S. starb zu Altona 28. Dec. 1850.

Schumann (Rob.), ausgezeichneter Tonsetzer und musikalischer Schriftsteller, geb. 8. Juli 1810 zu Zwickau, wo sein Vater als Buchhändler lebte, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1828 als Student der Rechte die Universität Leipzig, 1829 die zu Heidelberg, machte aber stets die Musik zu seiner Hauptbeschäftigung. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig 1830 widmete er sich ausschließend der Kunst und suchte sich im Umgange mit dem als Lehrer des Pianofortespiels geschätzten Friedr. Wieck zum Virtuosen auszubilden, während ihm der Kapellmeister H. Dorn theoretischen Unterricht gab. Eine Fingerlähmung nöthigte ihn indeß, die Ausbildung als Klaviervirtuos aufzugeben und sich seinem wahren Berufe, der Composition, zu widmen. Zugleich beschloß er im Verein mit Gleichgesinnten ein musikalisches Journal zu gründen, welches der neuen Kunstrichtung in der Musik Bahn brechen sollte. So entstand die «Neue Zeitschrift für Musik» (seit April 1834), deren Redaction er bis 1844 vorstand. Unter seine Compositionen aus den J. 1836—39 gehören die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana, die Novelletten, die Kindersymphonien und Phantasiestücke. Indessen fanden diese Klaviercompositionen anfangs nur geringe Anerkennung. Nachdem er sich 1840 mit Klara Wieck, der Tochter seines Lehrers, vermählt hatte, wandte sich S. als Componist zum ersten mal dem Gesange zu und schuf 1840 noch 138 Gesangscompositionen, meistentheils Lieder, in welchen er seine innigsten Gefühle ausströmte. Außerdem studirte er eifrig die classischen Meister, von den neueren besonders die Werke Felix Mendelssohn's. Die so gewonnene Einsicht in die großen Formen der Instrumentalmusik und deren Technik trug reiche Früchte in der B-dur-Symphonie und in «Ouverture, Scherzo und Finale». Ueberdies fällt in das J. 1841 noch die Entstehung der D-moll-Symphonie, die später, neu überarbeitet, veröffentlicht wurde. Es folgten 1842—44 die drei Streichquartette, das berühmte Es-dur-Quintett für Klavier und Streichinstrumente, das diesem verwandte Es-dur-Quartett, die Variationen für zwei Klaviere, endlich die Musik zu Moore's «Paradies und die Peri». S. wurde 1843 als Lehrer des Klavierpartiturspiels und der Composition an dem Conservatorium zu Leipzig angestellt, welche Thätigkeit ihm wenig seiner Natur entsprach, sodaß er sie bald wieder aufgab. Mit seiner Gattin unternahm

er 1844 eine längere Kunstreise durch Rußland, und nach seiner Rückkehr siedelte er von Leipzig nach Dresden über. Schon 1833 war S. von einem krankhaften, auf ein Gehirnleiden deutenden Zustande befallen worden, der 1845 in gesteigertem Maße wiederkehrte. Nachdem er die Klarheit und Spannkraft des Geistes wiedererlangt, beschäftigte er sich mit gründlichen contrapunktischen Studien und wandte sich dann zur Composition der C-dur-Symphonie und des Klavierconcerts Op. 54. Im folgenden Jahre vollendete er seine Oper «Genoveva», welche aber die erregten Hoffnungen nicht vollständig erfüllte. Hieran schloß sich die Composition der Musik zu Byron's «Manfred». Zum höchsten Umfang steigerte sich seine Productivität im J. 1849, in welchem allein 30, theils größere, theils kleinere Werke entstanden und auch die schon 1844 begonnene Faust-Musik (mit Ausnahme der später componirten Ouverture) zum Abschluß kam. Im Herbst 1850 wandte sich S. mit seiner Familie nach Düsseldorf, wo er die früher von Hiller bekleidete städtische Musikdirectorstelle übernahm. S. vermochte indeß als wenig gewandter Orchesterdirigent, überdies von jenen wiederauftretenden krankhaften Zuständen gestört, seiner Stellung nicht zu genügen, und nach langem Zögern sah man sich im Herbst 1853 genöthigt, ihn seiner Thätigkeit zu entheben. Er fuhr dann fort zu schaffen bis zur völligen Umdüsterung seines Geistes, die sich mehr und mehr auch in seinen Werken geltend macht. Von seinen Compositionen dieser Periode sind hauptsächlich zu nennen die Es-dur-Symphonie (1850) und «Der Rose Pilgerfahrt» (1851). Auch finden sich in dem Verzeichnisse seiner damaligen Productionen Ouverturen zu «Julius Cäsar», zu «Hermann und Dorothea» und zur «Braut von Messina», große Balladen für Soli, Chor und Orchester (z. B. «Der Königssohn», «Des Sängers Fluch», «Das Glück von Edenhall») u. s. w., von welchen Sachen erst später manches im Druck erschien. Zuletzt beschäftigte er sich mit der Zusammenstellung seiner Aufsätze, in denen er seit einer Reihe von Jahren für Hebung der musikalischen Production und ihres Verständnisses gewirkt hatte, und gab dieselben unter dem Titel «Gesammelte Schriften über Musik und Musiker» (4 Bde., Lpz. 1854; 3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1875) heraus. Unterdessen traten seine Leidenszustände immer häufiger und stärker hervor, verbunden namentlich mit Gehörstäuschungen. Endlich steigerte sich das Uebel so sehr, daß er 7. Febr. 1854 sich in den Rhein stürzte. Er ward gerettet und man brachte ihn in die Heilanstalt zu Endenich bei Bonn, wo er 29. Juli 1856 starb. Als Componist schließt sich S. an Franz Schubert an und ist derjenige, welcher die von Beethoven begründete, im engern Sinne des Wortes romantisch genannte Richtung der Tonkunst vorzugsweise weiter geführt hat. Die schönsten Blüten seines Talents entfalteten sich auf dem rein lyrischen Gebiet. Wenn bei manchen seiner größern Leistungen das Gestaltungsvermögen des Künstlers dem Umfange der Aufgabe nicht gewachsen erscheint, muß man doch seine Energie bewundern und in einer Fülle genialer Züge Ersatz finden für den Mangel der letzten Vollendung. Ihm wurde in der Promenade zu Leipzig ein Denkmal errichtet. Vgl. die Biographie S.'s von Wasielewski (Dresd. 1858; 2. Aufl. 1869) und Reißmann (2. Aufl., Berl. 1871). — Die Gattin Robert S.'s, Klara S., Tochter des Musiklehrers Friedr. Wieck, eine der ausgezeichnetsten Pianofortespielerinnen unserer Zeit, geb. 13. Sept. 1819 zu Leipzig, genoß, wie später ihre Schwester Marie, im Pianofortespiel den Unterricht ihres Vaters. Schon im frühen Alter unternahm sie Kunstreisen und erlangte einen großen Ruf. Nach ihrer Verheirathung (1840) waren es vorzugsweise die Werke ihres Gatten, welche sie neben denen Beethoven's, Chopin's und Mendelssohn-Bartholdy's öffentlich vortrug. War früher ihr Spiel das virtuosenmäßige, elegante, fein abgemessene und berechnete der ältern Schule, so zeichnete sie sich später namentlich durch das Geist- und Seelenvolle ihres Vortrags aus. Besondere Verdienste hat sie sich dadurch erworben, daß sie in Deutschland zuerst Chopin's Werke öffentlich spielte. Nach dem Tode ihres Gatten brachte sie noch einige Jahre in Düsseldorf zu, lebte abwechselnd in Baden-Baden und in Berlin und wurde 1878 an das Hochsche Conservatorium nach Frankfurt a. M. berufen. Auf vielfachen Kunstreisen mit Joachim, Stockhausen u. a. bewährte sie fortdauernd ihre Meisterschaft. Als Componistin ist sie mit verschiedenen Klaviersachen, darunter ein Concert, ein Trio, Präludien und Fugen, und mit Liedern aufgetreten.

Schumla (türk.) oder Schumna (bulgar.), die bevölkertste Stadt im neuen Fürstenthum Bulgarien, 90 Kilom. westlich von Varna und ebenso weit nördlich vom Paß von Karnabad, der beim Dorfe Dobrol den Hauptkamm des Balkan übersteigend, nach Adrianopel führt, ist im innern Winkel einer hufeisenförmigen, 250 Mt. über die Ebene sich erhebenden Berggruppe, an einem Nebenbach des Kamtschik gelegen und macht mit seinen Kasernen, Magazinen und andern Militärbauten, obwol selbst keine Festung, den Kernpunkt des auf jene Höhen sich stützenden und durch dieselben in Flanken und Rücken gedeckten, wesentlich nur von der Front-

seite aus zugänglichen, befestigten Lagers gleichen Namens aus. Die Lagerbefestigung wird durch zwei Linien selbstständiger, ihre Hauptfront gegen Nordosten wendender Werke gebildet, von denen diejenigen der erstern, aus der Regierungszeit Sultan Mahmud's II. herrührend, in den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. erbaut wurden, diejenigen der andern aber zum Theil während des Krimkriegs und danach in den J. 1871—76 angelegt wurden. S. hatte vor Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877—78 eine Einwohnerzahl von 35—40,000 Seelen, von denen die Muselmanen den obern, südl. Stadttheil, die Bulgaren, Armenier und zahlreichen Juden den untern, nördlichen bewohnen. Nach dem Frieden von San-Stefano sind 7—8000 Muselmanen ausgewandert, weshalb die Bewohnerzahl auf höchstens 30,000 geschätzt werden kann, von denen die Bekenner des Islam nur noch eine unbedeutende Minorität ausmachen. Der Ort kommt schon im 9. Jahrh. unter dem bulgar. Namen Schumen (von schuma, Wald), bei den Byzantinern unter dem Namen Sitz des Krummus (eines Bulgaren-Khans) oder Simeonshügel vor, wurde 811 vom Kaiser Nicephorus verbrannt und 1087 von Kaiser Alexius bekämpft, 1387 von den Türken unter dem Großvezir Ali-Pascha durch Capitulation eingenommen, 1649 erweitert und verstärkt sowie auch durch den 1768 abgesetzten Großvezir Hassan-Pascha aus Algier, dessen Grabmal sich hier befindet. In allen folgenden russ.-türk. Kriegen war S. das gewöhnliche Hauptquartier der Großvezire; 1854 bildete es das Hauptquartier Omer-Pascha's und den Concentrationspunkt der türk. Armee. Dreimal wurden die russ. Heere von diesem Bollwerke des türk. Reichs aufgehalten: unter Rumjanzow 1774, unter Kaminskoi 1810 und unter Wittgenstein 1828, wo es Hussein-Pascha vertheidigte; daher umging es Diebitsch 1829. Die Schlacht, in welcher Diebitsch 11. Juni 1829 den Großvezir Reschid besiegte, wurde 15 Kilom. östlich von S., bei dem Dorfe Kulewtscha, geliefert, jenseit der Defiléen von Madara und Koparewa. Nach dem Russisch-Türkischen Krieg von 1877—78 wurde S. 23. Juli 1878 von russ. Truppen besetzt.

Schuppen nennt man die in ihrer Structur sehr verschiedenen Hautbildungen, welche wesentlich bei Fischen und Reptilien vorkommen. Die S. der Fische stecken in Taschen der Haut, sind meist von hornartiger, seltener von Knochen- oder selbst von Zahnsubstanz gebildet und zeigen meist Strahlen, welche fächerförmig von einem Mittelpunkte gegen das Ende der S. verlaufen. Der hintere Rand ist oft gezähnt, in andern Fällen glatt. Die S. selbst sind farblos. Die Farben werden durch Pigmente in der Haut, der Perlenglanz durch mikroskopische Plättchen bedingt, die auch in innern Häuten (Schwimmblase, Bauchhaut) vorkommen und zur Fabrikation der falschen Perlen verwandt werden. Agassiz hat, freilich nicht mit Glück, die Structur der S. zur Klassification der Fische verwendet und danach unterschieden: Kammschupper (Ctenoiden), wozu der Barsch, Glattschupper (Cykloiden), wozu Karpfen und Lachse, Schmelzschupper (Ganoiden), wozu die mit Knochentafeln, die mit Schmelz überzogen sind, bedeckten Knochenhechte und die meisten fossilen Fische der ältern Schichten bis zum Jura, und Plattenschupper (Placoiden), wozu Rochen und Haie gehören. Die S. der Reptilien sind bald Knochentafeln, wie bei Krokodilen und Schildkröten, bald einfache Verdickungen oder verdickte Falten der Oberhaut, wie bei Schlangen und Eidechsen.

Schuppenkrankheit nennt man mehrere Hautkrankheiten, welche mit der Bildung von Schuppen verbunden sind. (S. Flechte und Haut.) Als eigentliche S., bei welcher diese die Hauptsache ausmacht, sind indeß nur die sog. Pityriasis (Schuppenkrankheit) und Ichthyosis (Fischschuppenkrankheit) zu nennen. Bei diesen zeigt die von Entzündungen freie Haut, statt des glatten Ansehens, eine rauhe Beschaffenheit und ist in den leichtern Graden (Pityriasis) mit feinen weißen Schuppen bedeckt, während sie sich in den schwerern Graden (Ichthyosis) in großen dicken, gewöhnlich durch Farbstoff und Schmutz dunkel gefärbten Schollen abstößt. In den höchsten Graden bildet die Oberhaut hornartige, warzige, selbst stachelige Hervorragungen (Stachelschweinmenschen). Gewisse Körperstellen (Gesicht, Handteller und Fußsohlen, die Beugeseite der Gelenke) bleiben von der Krankheit verschont, während sie an den Streckseiten der Gliedmaßen vorzugsweise auftritt. Die Ichthyosis ist erblich und unheilbar. Doch erweisen sich der häufige Gebrauch warmer Bäder und Einreibungen milder Fettsalben nützlich. Ueber Abschuppen des Haarbodens (Kopfschuppen) s. Seborrhöe.

Schuppenthiere (Manis), s. Ameisenfresser.

Schürfen ist das jedermann zustehende Recht, ein im Bergfreien liegendes Mineral aufzusuchen, und das Gefundene soweit aufzuschließen, daß die Verleihung des Eigenthumrechts auf dasselbe erfolgen kann. (S. Bergrecht.) Schürffeld oder Freischurffeld ist ein durch gewisse Zeichen bestimmter Raum. Schürfarbeiten, Schürfbaue (Suchstellen,

Schürfschächte oder Bohrlöcher) sind bergmännische Arbeiten, um vermuthete Mineral-Lagerstätten zu entblößen. (S. Bergbau.)

Schurmann (Anna Maria von), Schwärmerin, s. Labadie (Jean de).

Schurz (Karl), amerik. Staatsmann, geb. 2. März 1829 in Liblar bei Köln am Rhein, besuchte bis 1847 das kath. Gymnasium daselbst und ging dann auf die Universität Bonn, um Philologie und Geschichte zu studiren. Hier trat er in Beziehungen zu Kinkel (s. d.), betheiligte sich im Frühjahre 1849 an dem siegburger Zeughaussturme und flüchtete infolge dessen nach der Pfalz und Baden, wo er in die Reihe der Aufständischen eintrat. Nach der Niederlage in Rastatt gefangen genommen, entkam er durch eine abenteuerliche Flucht in die Schweiz, von wo er im Sommer 1850 unter falschem Namen als Student der Medicin nach Berlin ging, um mit Hülfe von gleichgesinnten und reichen Freunden, namentlich der Baronin von Brüning, die Flucht Kinkel's aus Spandau vorzubereiten, welche ihm auch im Nov. 1850 glänzend gelang. S. wandte sich dann über Paris nach London, wo er sich 1852 verheirathete und im August nach Amerika einschiffte. Anfangs in Philadelphia wohnhaft, siedelte er 1855 nach Watertown im Staate Wisconsin über. Von hier aus griff er hauptsächlich als Volksredner in die polit. Bewegung der Zeit ein und bewährte sich nicht allein als einer der begabtesten, sondern auch einflußreichsten Führer der jungen republikanischen Partei, zu deren Siege 1860 er wesentlich mit beitrug. Lincoln ernannte ihn bei seinem Amtsantritt zum Gesandten in Spanien. S. ging im Juni 1861 auf seinen Posten ab, kehrte aber schon zu Anfang 1862 nach Amerika zurück, um gegen die Secession zu kämpfen. Er trat als General unter Sigel's Befehl und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit, Kaltblütigkeit und Umsicht bei der zweiten Bull-Run-Schlacht, bei Chancellorsville, Gettysburg und verschiedenen andern Gelegenheiten aus. Später diente er unter Hooker in Tennessee und commandirte bis zum Ende des Kriegs eine Division. Nach dem Ende des Kriegs unternahm S. im Sommer 1865, auf Wunsch des damals noch republikanischen Präsidenten Johnson, eine Beobachtungsreise durch den Süden und erstattete über die dortigen socialen und polit. Verhältnisse einen meisterhaften Bericht, welcher die Schäden des Landes und die Mittel zur Heilung zugleich erschöpfend besprach. Johnson, der inzwischen eine polit. Schwenkung gemacht, suchte S.' Bericht zu unterdrücken und, als dies nicht mehr anging, durch einen Gegenbericht des Generals Grant unschädlich zu machen. Nach dem Kriege wandte sich S. zunächst nach Detroit in Michigan, wo er ein neues republikanisches Blatt, die «Detroit Post», herausgab. Seit dem Frühjahr 1867 lebte er in St.-Louis, wo er Miteigenthümer und Redacteur der «Westlichen Post» wurde, eines der einflußreichsten und verbreitetsten deutschen Blätter des Westens. Im Jan. 1869 vom Staate Missouri für den Termin 1869—75 zum Bundessenator gewählt, that er sich in dieser Stellung bald bei den verschiedensten Gelegenheiten vortheilhaft hervor. Während der J. 1870—75 bekämpfte er mit Charles Sumner in erfolgreicher Weise die Annexionspolitik des Präsidenten Grant in Bezug auf die Republik Domingo, unterstützte in glänzender Rede im Febr. 1872 die Resolution Sumner's hinsichtlich des Waffenverkaufs, der von seiten Amerikas während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 an Frankreich stattgefunden hatte und trat später energisch gegen die Papierschwindler, sowie für Verbesserung der Valuta und für innere Reformen ein. S. zeigte sich überhaupt als ein entschiedener Feind der Administration des Präsidenten Grant, vermochte aber 1872 nicht, diesen durch die Bildung der ephemeren liberal-republikanischen Partei zu stürzen. Er betheiligte sich 1876 warm zu Gunsten von Hayes an der Präsidentenwahl und wurde, als dieser 1877 für gewählt erklärt worden war, in dessen Cabinet Minister des Innern. Auch in seiner neuen Stellung zeichnete sich S. durch seinen Eifer für Verbesserung des öffentlichen Wohls aus. Seine Bedeutung als praktischer Staatsmann ist ebenso groß wie sein wohlverdientes Ansehen als Redner. Zwölf seiner hauptsächlichsten engl. Reden hat er selbst («Speeches of Carl S.», Philadelphia 1865) herausgegeben.

Schuselka (Franz), polit. Schriftsteller, geb. 15. Aug. 1811 zu Budweis in Böhmen, studirte zu Wien die Rechte, trat dann als Praktikant beim Criminalgericht ein, gab jedoch diese Stellung bald wieder auf und wirkte fünf Jahre zu Wien, Salzburg und Prag als Lehrer und Erzieher. Seit 1839 wandte er sich der schriftstellerischen Laufbahn zu und veröffentlichte zunächst einen Roman, «Karl Gutherz» (Wien 1845; 2. Aufl. 1846). Infolge eines Conflicts mit der Censur ging er 1842 nach Weimar, dann nach Jena, wo er die Flugschrift «Ist Oesterreich deutsch?» (Lpz. 1843) veröffentlichte. Nach der Rückkehr nach Oesterreich sah er sich wegen der Schrift «Die orient. Frage, d. i. russische Frage» (Hamb. 1843) in Untersuchung verwickelt. S. ging hierauf wieder nach Jena, wo er unter anderm «Der Jesuitenkrieg

gegen Oesterreich und Deutschland» (Lpz. 1845) und «Die neue Kirche und die alte Politik» (2. Aufl., Lpz. 1846) erscheinen ließ, welche Schriften ihm von Wien aus abermals Verfolgung und die Ausweisung aus dem Weimarischen zuzogen. Er wandte sich nach Hamburg, wo er 1846 die deutschkath. Gemeinde mit gründete. Die Schrift «Oesterreich. Vor- und Rückschritte», welche er 1847 bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen ließ, hatte von seiten Oesterreichs das Verbot des ganzen Verlags dieser Firma zur Folge. Die Märzbewegung von 1848 rief auch S. nach Wien zurück. Von der Aula ins Vorparlament und zu Frankfurt in den Funfzigerausschuß gewählt, trat er sodann in die Deutsche Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Linken hielt. Im Juni 1848 ward er in den österr. Reichstag gewählt, und hier zählte er zur gemäßigten Linken. In den Octoberwirren versah er in dem permanenten Sicherheitsausschusse zu Wien das Amt eines Berichterstatters. Später ging er nach Kremsier, wo er eine lebhafte parlamentarische Opposition entfaltete. Nach Auflösung der Versammlung wandte er sich nach Wien zurück, vermählte sich hier und widmete sich aufs neue literarischer Thätigkeit. Infolge des Einrückens der Russen in Ungarn veröffentlichte er die Broschüre «Deutsch oder Russisch», die viel Aufmerksamkeit gewann. Erst 1850 wurde S. ohne Angabe des Grundes aus Wien auf sein Landhaus nach Gainfarn verwiesen, wo er zwei Jahre zurückgezogen lebte und zur evang. Kirche übertrat. Nach Aufhebung dieser Internirung wandte er sich mit seiner Familie nach Dresden, wo er die Schrift «Das türk. Verhängniß und die Großmächte» (Lpz. 1853) verfaßte. Nachdem er 1854 nach Oesterreich zurückgekehrt, lebte er in völliger Zurückgezogenheit. Als 1860 der constitutionelle Umschwung eintrat, betheiligte er sich dagegen wieder als Volksredner an der Bewegung für die Gemeinderathswahlen. Eine Rede vor der großen Bürgerversammlung hatte die Folge, daß er, als in Wien nicht wahlberechtigt, von den Wahlversammlungen polizeilich ausgeschlossen wurde. Doch erfolgte Anfang 1861 seine Wahl im 9. Bezirke Wiens in den niederösterr. Landtag, in welchem er sich, sowie auch in der Broschüre «Oesterreich und Ungarn», für eine dualistische Organisirung Oesterreichs aussprach. Er gründete 1862 die polit. Zeitschrift «Reform», in welcher er die Opposition gegen den Centralismus fortsetzte. Kurz vor dem Siege der von ihm hartnäckig verfochtenen dualistischen Staatsidee und des ungar. Staatsrechts, machte S. eine Schwenkung in das föderalistische Lager, zu welchem die Klerikalen und Feudalen in nahen Beziehungen standen. Das erschütterte nicht blos seine Popularität, sondern hatte allgemach seine völlige Isolirung zur Folge, sodaß er seit 1867 nicht mehr in den Reichstag gewählt wurde. Von S.'s frühern Schriften sind noch die lange für echt gehaltenen «Briefe Joseph's des Zweiten» (3. Aufl., Lpz. 1846) und «Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein» (Lpz. 1847) zu nennen. — Seine Gattin Ida S., verwitwete Brüning, hat sich als Schauspielerin einen geachteten Namen erworben. Zu Königsberg (um 1820) geboren und der Künstlerfamilie Wohlbrück angehörig, war sie früher auf den Theatern zu Petersburg, Hamburg und Hannover, dann am Theater an der Wien engagirt, wo sie der Liebling des Publikums wurde. Nachdem sie sich 1849 vermählt, nahm sie kein dauerndes Engagement mehr an, sondern gastirte auf den Bühnen Deutschlands. Sie führte zwei Jahre die Direction des Theaters in Linz und hielt eine Zeit lang ein kleines deutsches Theater in Paris. Auch hat sie sich als dramatische Schriftstellerin versucht.

Schußwunden (Vulnera sclopetaria). Die S. haben im allgemeinen die Bedeutung der gequetschten und gerissenen Wunden. Das Geschoß trennt nicht blos die Gewebstheile, wie z. B. ein Schnitt mit einem Messer oder ein Hieb mit einem scharfen Säbel, sondern es zermalmt die Theile und zerrt sie auseinander. Die quetschende und reißende Wirkung des Geschosses beschränkt sich aber wegen der Schnelligkeit desselben in den weichen Theilen auf die nächste Umgebung des Wundkanals; nur an den Knochen bewirkt das Geschoß meist ausgedehnte Zersplitterung. Die Schwere der S. richtet sich nach dem verletzten Organ. S., welche wichtige Körpertheile (das Gehirn, Rückenmark, große Blutgefäße, Brust- oder Baucheingeweide) getroffen haben, sind meist schnell tödlich, weshalb verhältnißmäßig wenig Verletzte der Art in den Lazarethen zur Beobachtung kommen. Schußverletzungen größerer Blutgefäße verrathen sich nicht immer sogleich durch starke Blutung; denn die Häute der zerschossenen Gefäße sind oft so unregelmäßig getrennt, daß sie sich nach innen einrollen und das Gefäß verstopfen. Nach einigen Tagen pflegt dann eine Nachblutung einzutreten. Ist der Schuß sehr schräg gegen die Körperoberfläche gerichtet, so reißt das Geschoß eine grabenförmige Wunde auf (Streifschuß); trifft das Geschoß mehr senkrecht auf die Körperoberfläche, so macht es einen Wundkanal, der blind oder durchgehend (Haarseilschuß) sein kann. In blinden Schußkanälen steckt in der Regel noch das Geschoß, letzteres kann jedoch wieder herausgefallen oder durch die

von ihm eingestülpten Kleidungsstücke wieder herausgezogen sein. Auch in durchgehenden Schußkanälen kann noch ein Geschoß sich finden, wenn die Ausgangsöffnung von einem Stück des Geschosses, oder einem Eisengeschoß oder einem Knochensplitter u. dgl. entstanden war. Am durchgehenden Schuß unterscheidet man Ein- und Ausgangsöffnung; erstere sieht mehr wie eine gequetschte, letztere mehr wie eine gerissene Wunde aus. Bei Schüssen aus nächster Nähe findet man die Umgebung der Eingangsöffnung von eingedrungenen Pulverkörnern geschwärzt. Matte Geschosse dringen oft nicht durch die Haut ein, sondern machen nur eine Quetschung (Prellschuß), deren Spuren häufig an der zähen und elastischen Haut kaum zu entdecken sind, während unter der unversehrten Haut erhebliche Verletzungen (einfache Knochenbrüche, Muskel- und Eingeweidezerreißungen) sich finden. Früher glaubte man, in solchen Fällen habe das Geschoß den Körper gar nicht getroffen, und nannte sie Luftstreifschüsse. Die Wirkung eines Schusses ist übrigens sehr verschieden. Man unterscheidet zunächst directe und indirecte Geschosse; erstere kommen aus dem Lauf der Feuerwaffen, letztere sind von erstern in Bewegung gesetzt. Zu den directen Geschossen gehören die Kanonenkugeln, die ganze Körpertheile wegreißen können, die Granaten, deren Sprengstücke oft die schlimmsten Zermalmungen anrichten, die Flintenkugeln, die koniſchen Geschosse der Büchsen, die Schroten. Die alten Flintenkugeln wurden durch Widerstände, namentlich Knochen, leicht von ihrer Bahn abgelenkt, umzogen dann wol im Bogen den betreffenden Körpertheil, z. B. den Brustkasten (Contourschüsse). Bei den koniſchen Geschossen der Büchsen hat man dies weit seltener beobachtet. Diese durchdringen meist in gerader Richtung den betreffenden Körpertheil. Alle bleiernen Flintengeschosse können sich, wenn sie matt sind, am Knochen abplatten und an einer Knochenkante theilen. Die Schrotschußwunden sind von verhältnißmäßig geringer Bedeutung, da die Schroten meist nicht tief eindringen und leicht vom Knochen aufgehalten werden. Zu den directen Geschossen gehören auch die Pfropfen und Hülsen der Ladung, die bei Schüssen aus großer Nähe in den Körper eindringen können. Indirecte Geschosse sind die von den Geschossen fortgeschleuderten Steine, Holzsplitter, Glasstückchen u. dgl., ferner Knöpfe, Münzen, Ringe und andere Gegenstände, welche die Verletzten an sich getragen haben, sowie auch Fetzen der Kleidungsstücke, endlich von dem Geschoß losgelöste und fortgeschleuderte Knochensplitter. Indirecte Geschosse können wegen ihrer unregelmäßigen Gestalt recht schlimme Zerreißungen anrichten. Metallene Geschosse von regelmäßiger Form heilen bisweilen in den Körper ein, besonders leicht Schrotkörner. Mit und außer dem Geschoß eingedrungene Zeug- und Holzstückchen veranlassen in der Regel sehr bedeutende Eiterungen. Die Behandlung der S. ist im allgemeinen die der Quetschwunden und wird nur durch die speciellen Umstände modificirt. Das Geschoß, Kleiderfetzen u. dgl. entfernt man möglichst bald nach der Verletzung; in der spätern Zeit, wenn schon eine beträchtliche Schwellung und Entzündung der Wundränder eingetreten ist, hat sich die Entfernung des Geschosses als meist unzweckmäßig erwiesen. Wird aber durch die Gegenwart des fremden Körpers die Heilung beeinträchtigt, so muß er natürlich herausgenommen werden. Leicht geschieht dies zu jeder Zeit, wenn die Kugel unter der Haut liegt, durch eine sog. Gegenöffnung. Die Behandlung der Complicationen der S., z. B. Knochenbrüche, ist keine besondere. Vgl. Richter, «Chirurgie der Schußverletzungen im Kriege» (Bresl. 1875).

Schütt ist der Name zweier Inseln, welche die Donau in der oberungar. Tiefebene zwischen Preßburg und Komorn durch Ablagerung ihres Schuttes und fruchtbaren Schlamms gebildet hat. Die Große S. (ungar. Czallo Köz, d. h. die Trügliche, wegen des veränderlichen Flußbettes, genannt), von der Neuhäusler Donau oder dem Schwarzwasser und der mittlern oder Großen Donau (Oereg Duna) umströmt, ist 90 Kilom. lang und 15—30 Kilom. breit, vollkommen eben und besteht mit geringer Ausnahme aus ungemein fruchtbarer Gartenerde, weshalb sie auch der Goldene Garten (Arany Kert) Ungarns genannt wird. Sie ist reich an Getreide, Obst und Gartenfrüchten aller Art, sowie an Wassergeflügel und Singvögeln, besonders Sproffern. Neben dem Feld- und Gartenbau treiben die Bewohner auch Viehzucht und Fischerei. Die Insel gehört zum größern Theile zum Preßburger Comitat, zum kleinern zum Comitat von Komorn, zum kleinsten zu denen von Raab und Wieselburg und enthält an 200 Ortschaften mit magyar. Bevölkerung. An der äußersten Südostspitze liegt Komorn (s. d.), zu dessen Comitat die Marktflecken Gutta mit 5824 und Nagy-Megyer mit 2732 E. (1870) gehören. Im Preßburger Comitat liegen die Marktflecken Sommerein oder Somorja, im 15. Jahrh. eine königl. Freistadt, mit 2470 E. und starkem Handel, besonders mit Getreide; der Marktflecken Bösö, mit 2351 E., bekannt durch ein siegreiches Gefecht des Generals Reischach gegen die ungar. Insurgenten 16. Juni 1849; die Marktflecken Szerdahely, mit

3800 E. und großen Viehmärkten, und Bischofsdorf (Püschdorf oder Püspöki) mit 1670 E., wo im Dec. 1704 die Oesterreicher die Rakoczy'schen Insurgenten schlugen. Die Kleine S. (ungar. Sziget Köz), zwischen der Großen und der Kleinen Donau (Kis Duna) oder der Wieselburger Donau, der mittlern Großen S. südwestlich gegenüber gelegen, ist weit schmaler und nur 45 Kilom. lang. Sie gehört zu den Comitaten Wieselburg und Raab. In letzterm liegt der Marktflecken Hédervár (940 E.), mit einem schönen gräfl. Viczay'schen Schlosse nebst guter Bibliothek, reicher Waffensammlung, botan. Garten und Fasanenwaldung.

Schüttenhofen (czech. Sušice, lat. Sicca), Stadt im ehemaligen Pisecker Kreise von Böhmen, an der Otava und am Fuße des Berges Svatobor anmuthig gelegen, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1875) 5150 E., welche altberühmte Malzereien, deren Producte früher größtentheils nach Baiern gingen, und eine der größten Zündhölzchenfabriken Oesterreichs unterhalten und die 1865 eröffneten großen Graphitgruben in der Nähe bebauen. S. verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich der Goldwäscherei am Otavafluſse. Zu Ende des 12. Jahrh. gehörte der Ort zu Baiern, kam aber 1273 an Böhmen zurück. Vgl. Gabriel, «Die königl. Stadt S. und ihre Umgebung» (böhm., Prag 1868).

Schütz (Christian Gottfr.), verdienter Philolog, geb. 19. Mai 1747 zu Dederstedt (im Mannsfeldischen), besuchte die Lateinschule und die Universität zu Halle, kam 1768 als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie zu Braudenburg, war aber kaum ein Jahr von Halle abwesend, als ihm das Inspectorat des theol. Seminars daselbst übertragen wurde. Nachdem er 1773 eine außerord. und 1777 eine ord. Professur zu Halle erhalten, ging er 1779 als Professor der Poesie und Beredsamkeit nach Jena, wo er besonders über Literaturgeschichte mit größtem Beifall las und mit Wieland, der sich aber bald wieder lossagte, und Bertuch 1785 die «Allgemeine Literaturzeitung» gründete. Im J. 1804 ging er wieder nach Halle, wo er nach Wolf's Abgange 1807 die Direction des philol. Seminars übernahm und mit Erfch die «Hallesche Literaturzeitung» fortsetzte, deren oberste Redaction er bis an seinen Tod, 7. Mai 1832, beibehielt. S. hat theils durch seine Schriften, theils durch seine anregenden Vorträge einer geistvollern Behandlung der Alterthumswissenschaft, wie sie später durch seine vorzüglichsten Schüler, F. Jacobs und Creuzer, auf glänzende Weise ins Leben trat, vorgearbeitet. Seine Vorlesungen «Ueber Lessing's Genie und Schriften» (Halle 1782) lassen ihn als Geistesverwandten dieses großen Mannes erscheinen. Unter seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: die Ausgabe des Aeschylus (3 Bde., Halle 1782—94; neue Aufl., 5 Bde., 1808—22), die der «Briefe» des Cicero (6 Bde., Halle 1809—12) und der sämmtlichen Werke desselben (20 Bde., Lpz. 1814—23), die unvollendet gebliebene Bearbeitung des Aristophanes (2 Bde., Lpz. 1821). Das grammatische Studium suchte er durch den verbesserten Auszug aus Hoogeveen's «Doctrina particularum Graecarum» (Dess. u. Lpz. 1782; 2. Aufl., Lpz. 1806) und durch ein eigenes, aber unbeendigtes Werk «Doctrina particularum Latinae linguae» (Dess. u. Lpz. 1784) zu fördern. Seine Programme und Abhandlungen erschienen gesammelt unter dem Titel «Opuscula philologica et philosophica» (Halle 1830). Das von seinem Sohne herausgegebene Werk «Christian Gottfried S., Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes» (2 Bde., Halle 1834) enthält nur den Briefwechsel. — Friedrich Karl Julius S., Sohn des Vorigen, geb. zu Halle 31. Mai 1779, studirte zu Jena, habilitirte sich 1801 in Halle und wurde hier 1804 außerord. Professor der Philosophie. Als im Oct. 1806 die Universität Halle aufgehoben worden war, begab er sich auf Reisen nach Rußland, Schweden, Dänemark, Frankreich u. s. w. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich 1811 mit der Schauspielerin Händel, die sich nachher Händel-Schütz (s. d.) nannte, machte mit dieser große Kunstreisen und trat auch selbst auf, wendete sich jedoch 1818 mit seiner Gattin wieder nach Halle, wo er von neuem als Professor der Philosophie angestellt wurde. Später legte er seine Professur nieder, ging nach Hamburg und ließ sich von seiner Gattin scheiden. Dann lebte er eine Zeit lang in Leipzig, wo er 4. Sept. 1844 starb. Unter seinen Schriften sind zu bemerken: «Geschichte der Republik Frankreich» (Jena 1802; 2. Aufl. 1808), «Handbuch der Geschichte Napoleon's I.» (Lpz. 1810), «Entwurf einer Geschichte der Französischen Revolution» (Halle 1820), «Blumenlese aus dem Stammbuche der deutschen mimischen Künstlerin Händel-Schütz» (Lpz. 1815), «Goethe's Philosophie» (7 Bde., Hamb. 1825—27).

Schütz (Heinr.), gewöhnlich Sagittarius genannt, einer der größten Tonmeister des 17. Jahrh., geb. zu Köstritz im Vogtlande 5. Oct. 1585, kam 1591 mit seinen Aeltern nach Weißenfels, von wo aus er mit 13 Jahren seiner schönen Sopranstimme wegen als Sängerknabe in die Kapelle des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel gelangte. Neben der musikalischen

war hier für seine weitere Bildung gut gesorgt, sodaß er 1607 zum Studium der Jurisprudenz die Universität Marburg beziehen konnte; doch ging er auf Veranlassung des Landgrafen Moritz 1609 nach Venedig, wo er Gabrieli's Unterweisung in der Musik bis zu dessen Tode 1612 genoß. Darauf kehrte er nach Kassel zurück und erhielt in der dortigen Kapelle eine Anstellung, die aber nur unbedeutend gewesen sein mag, da er nach einiger Zeit seine Jurist. Studien wieder aufnahm. Indessen war er 1614 zur Taufe des Herzogs August, nachherigen Administrators des Erzstiftes Magdeburg, nach Dresden gerufen, um bei dieser Feier musikalisch thätig zu sein, und dies entschied seine weitere Laufbahn. Der Kurfürst von Sachsen, von seiner Leistung sehr befriedigt, ernannte ihn zu seinem Kapelldirector. S. reformirte die dresdener Kapelle vollständig und hob sie zu einer damals bewunderten Höhe. Seine Wirksamkeit erlitt jedoch durch die Wirren des Dreißigjährigen Kriegs einige Unterbrechungen. Diese unfreiwillige Muße benutzte er zu verschiedenen Reisen; so z. B. ging er wiederholt nach Italien und hielt sich längere Zeit an den Höfen zu Kopenhagen und Braunschweig auf. S. starb in seinem Amte zu Dresden 6. Nov. 1672. Gedruckt sind von seinen Werken Madrigalen, Psalmen, Motetten, geistliche Lieder (unter dem Titel «Symphoniae sacrae»), das Oratorium «Die Auferstehung des Herrn» u. s. w. Ungedruckt blieb unter anderm die Oper «Dafne», die nach Rinuccini's gleichnamigem Gedicht von Opitz bearbeitet und 1627 zu Torgau bei der Vermählung des Landgrafen von Hessen mit der Schwester des Kurfürsten von Sachsen aufgeführt wurde und überhaupt wol als die erste in Deutschland zur Aufführung gebrachte Oper zu betrachten ist. Ebenso blieb ungedruckt das Oratorium «Historia des Leidens und Sterbens unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi», sein letztes Werk, aber eins seiner bedeutendsten. S. war ein geistvoller, gründlicher, origineller und selbstständiger Tonsetzer. Wiewol er sich das Vorzüglichste, was seine und die frühere Zeit hervorgebracht, zu eigen gemacht, erhielt er doch seinen Geist und Geschmack frei und wußte das, was er empfangen, in eigenthümlicher Weise zu verwenden.

Schutzbrief ist die vom Staatsoberhaupt urkundlich ertheilte Zusicherung eines besondern Schutzes. Dergleichen Briefe erhielten z. B. Angeklagte, wenn sie sich aus Furcht vor der Rache des Verletzten oder seiner Angehörigen dem Gericht nicht stellen wollten (s. Geleit), sowie Zahlungsunfähige, welche die Rechtswohlthat der Güterabtretung erlangt hatten, um ohne Behelligung durch Wechselgläubiger bei der Ordnung ihres Creditwesens mitzuwirken. Auch ganzen Klassen der Bevölkerung, welche nicht volle Berechtigung genossen, wie die Juden oder in der Türkei alle Nichtmohammedaner, wurden S. ausgestellt.

Schütze (Joh. Stephan), bekannt als Erzähler, Dichter und Schriftsteller, geb. 1. Nov. 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg, besuchte die magdeburger Domschule, lernte vier Jahre die Handlung bei einem reichen Oheim in Magdeburg und bezog dann die Lehranstalt zu Kloster-Bergen. Mit seinem Freunde Karl von Jariges ging er 1794 nach Erlangen, um Theologie zu studiren, und setzte seit 1795 seine Studien in Halle fort. Nach Vollendung derselben schrieb er den «Versuch einer Theorie des Reims», der aber erst später gedruckt erschien (Magdeb. 1802). Nachdem er hierauf einige Zeit als Hauslehrer verbracht, ging er mit Jariges (unter dem Schriftstellernamen Beauregard Pandin bekannt) 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er Hofrath wurde und 19. März 1839 starb. In Weimar schrieb er das Lustspiel «Der Dichter und sein Vaterland, als Vorschlag zu einer Todtenfeier für alle Dichter, die gestorben sind und noch sterben werden» (Lpz. 1807). Die Herzogin Amalie, Goethe und Jean Paul gaben ihm ihren Beifall zu erkennen, während sich das Publikum gegen jenes Drama aussprach. Ein größeres Publikum verschaffte er sich durch seine Erzählungen, deren er eine große Menge im «Taschenbuch der Liebe und Freundschaft», welches er 1814—41 redigirte, und in andern Sammlungen lieferte. Außerdem sind noch zu nennen: «Abenteuerliche Wanderungen von Weimar nach Karlsbad» (Lpz. 1810; 2. Aufl. 1825), «Der unsichtbare Prinz» (3 Bde., Lpz. 1812—13), «Das Land der Wunder» (Hamb. 1812), «Humoristische Reise durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w.» (Hamb. 1812). S. gehörte zu jener großen Reihe der Unterhaltungsschriftsteller, deren auf das Aeußerliche gehende Richtung durch ihn, Prätzel, Langbein, Clauren u. a. repräsentirt wurde. Kenntniß des Lebens wie der Menschen und Lebendigkeit der Darstellung sind ihm indeß zuzugestehen. Seine kleinern Aufsätze, zum Theil durch die Herausgabe des «Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode» veranlaßt, das er zuerst mit Peucer, dann allein herausgab, ließ er größtentheils in den «Gedanken und Einfällen über Leben und Kunst» (Lpz. 1810) und in den «Mustern Unterhaltungen» (Lpz. 1829) wieder abdrucken. Seine Gedichte erschienen unter den Titeln «Gedichte» (Lpz. 1810) und «Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts» (Berl. 1830). Nicht ohne Werth ist sein «Versuch einer

Theorie des Komischen» (Lpz. 1808; neue Aufl. 1817). Einen Theil seines Lebens, besonders die Jugendjahre, schilderte er in seiner «Lebensgeschichte» (2 Bde., Neuhaldensleben 1834).

Schützengesellschaften sind der letzte Rest jener einst dem deutschen Bürger zustehenden allgemeinen Waffenfähigkeit, die mit der hohen Blüte- und Machtentwickelung der Städte aufs engste zusammenhing. Als häufige Ein- und Uebergriffe des Adels und der Fürsten die Städte zu beständiger Kampfbereitschaft nöthigten, ordnete sich auch ihr Kriegswesen. Die patricischen Geschlechter nahmen Waffen und Rüstung der Ritter an, die übrigen Bürger aber, nach Zünften oder Stadtvierteln geordnet, rüsteten sich mit verschiedenen Waffen, unter denen obenanstand die unritterliche, aber wirksame Armbrust. Weil aber erfolgreiche Führung der Armbrust eine nur durch lange Uebung zu gewinnende Fertigkeit voraussetzte, bildeten sich bald Schützenvereine in der damals allgemein üblichen Form von Gilden, denen deshalb auch ein kirchliches Element und ein besonderer Schutzheiliger nicht fehlte, als welcher gewöhnlich der durch Pfeilschüsse gemarterte St.-Sebastian galt. Schützenhäuser, Schießbahnen auf freien Plätzen oder in den Zwingern, eine durch Beiträge und Vermächtnisse bereicherte Vereinskasse und jährliche Schützenfeste waren die nothwendige Folge, und die städtischen Behörden begünstigten solche Einrichtungen natürlich aufs kräftigste. Namentlich gediehen die **Schützenfeste**, welche den Bürgern dasselbe wurden, was den Rittern die Turniere gewesen waren, zu großer Ausdehnung und hoher, selbst polit. Bedeutung. Mit besonderm Glanze wurden sie im 15. und 16., ja bis ins 17. Jahrh. hinein gefeiert und Einladungen ergingen an Fürsten, Adel und Hunderte von Städten. Doch standen Fürsten und Adel, auch wenn sie zahlreich theilnahmen, mehr außerhalb des eigentlichen Schießens, welches, als ein echtes Bürgerfest, nur durch die Bürger selbst geleitet wurde. Die Theilnahme anderer Städte dagegen diente unter anderm auch zur Förderung und Befestigung mächtiger Bündnisse, wovon das durch Fischart im «Glückhaften Schiff» gefeierte Schützenfest der Stadt Straßburg (1576) ein Beispiel bietet. Wie Wappendichter den Turnieren nachgezogen waren, so fanden sich bei den Schützenfesten Pritschenmeister ein, die mit mäßigem bürgerlichen Humor eine Beschreibung des Festes in Reime brachten und mit zierlich ausgemalten Wappen der Festgeber und vornehmsten Theilnehmer aufputzten. Von solchen Dichtern ist Lienhard Flexel, Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., durch Uhland's Abhandlung «Zur Geschichte der Freischießen», vor Halling's Ausgabe von Fischart's «Glückhaftem Schiff» (Tüb. 1828), am bekanntesten geworden. Auch das Feuergewehr lernten die Bürger sehr bald mit Eifer handhaben, und so bildeten sich auch schon frühzeitig S. für Wallbüchse und Standrohr, neben welchen die ältern Vereine fortbestanden, die ihr jährliches Festschießen nach einem auf einer Stange aufgesteckten Vogel oder Stern (Vogelschießen, Stern-, Nagel-, Stahlschießen) fortsetzten. Durch veränderte Kriegführung und Einbuße städtischer Freiheit verloren die S. allmählich ihre frühere Bedeutung und sanken zu Vergnügungsgesellschaften herab, die nur in besondern Nothfällen zum Zwecke des Gemeinwohls herangezogen wurden. Erst mit dem nationalen Aufschwunge der neuern Zeit erhoben sie sich wieder zu höherer patriotischer Bedeutung. Im J. 1861 traten, in Nachahmung der großen schweiz. Schützenfeste, die alljährlich den Ort wechseln, die deutschen Schützen in Gotha zusammen und gründeten einen **Deutschen Schützenbund**, der sein erstes Bundesschießen unter größter Theilnahme 1863 zu Frankfurt a. M., dann solche 1865 zu Bremen, 1872 zu Hannover, 1875 zu Stuttgart und 1878 zu Düsseldorf abhielt; derselbe verfolgt das Ziel: Verbrüderung aller deutschen Schützen, Vervollkommnung in der Kunst des Büchsenschießens und Hebung der Wehrfähigkeit des deutschen Volks. In der Schweiz haben die modernen S. die bewährteste Organisation. Vgl. Förster, «Die Schützengilden» (Berl. 1856).

Schützengräben sind Deckungen zur gesicherten Abgabe des Infanteriefeuers, welche aus einem Graben mit feindwärts angeschütteter Brustwehr bestehen. Ihr Profil sichert im allgemeinen nur gegen das feindliche Gewehrfeuer. Je nachdem der Schütze sein Feuer im Liegen, Knien oder Stehen abgeben soll, haben die S. eine Deckungshöhe von 0,6, 0,9 oder 1,3 Mt., welche halb durch Eingraben in die Erde, halb durch Anschüttung des gewonnenen Bodens erreicht wird. **Verstärkte S.** haben eine Anschüttung von 1,3 Mt. Höhe und einen ebenso tiefen dahinterliegenden Graben, welcher der unthätigen Mannschaft Deckung gewährt. Im Grundriß schließt sich der S. dem Terrain an und folgt im allgemeinen der geraden Linie. Die gewöhnlichen S. lassen sich in sehr kurzer Zeit herrichten; bei der Wirksamkeit der heutigen Feuerwaffen bedient man sich derselben nicht blos in der Defensive, sondern unter Umständen auch in der Offensive, um das den Angriff vorbereitende Feuer gesichert abzugeben.

Schutzgeister, s. Genien.

Schutzmann ist die in neuerer Zeit, namentlich in den größern Städten Norddeutschlands an Stelle des Ausdrucks Polizeidiener, Sicherheitsdiener u. s. w. gebräuchlich gewordene Bezeichnung des untersten Executivbeamten der Sicherheitspolizei. Der S. trägt eine ihn dem Publikum kenntlich machende Uniform und ist meistens auch zu seiner Vertheidigung mit einem Seitengewehre bewaffnet; seine Aufgabe besteht vorzüglich darin, in Straßen und auf Plätzen auf Ruhe und Ordnung zu sehen, Störungen zu beseitigen, die Urheber von solchen zu verhaften. An manchen Orten, z. B. in Leipzig, versieht jetzt der S. an Stelle der frühern Nachtwächter den Sicherheitsdienst in den Straßen auch während der Nacht. Man stellt als Schutzleute meist, an manchen Orten, wie z. B. in Berlin, ausschließlich, gediente Militärs an. Die nächsten Vorgesetzten des S. sind Polizeicorporale, Wachtmeister, Lieutenants u. s. w. Dem deutschen S. entspricht so ziemlich der engl. Police-Constable. (S. Constable.)

Schutzverwandte oder Schutzgenossen können zunächst alle die Einzelnen genannt werden, die mit einer polit. Gemeinschaft in Verbindung stehen und, ohne eigentliche Mitglieder zu sein, deren Schutz genießen. In den ursprünglichen Gesellschaften, die jeden Ungenossen als Feind behandeln, tritt der Fremde, welcher die Gastfreundschaft eines Gemeindemitgliedes erlangt, in dessen Schutz. Auf weiter entwickelter Stufe übernimmt dagegen die Gesammtheit oder deren Oberhaupt um bestimmte Gegenleistungen die Gewähr für den Anhanglosen, ohne daß demselben daraus eigentliche polit. Rechte erwachsen. So konnten Ausländer als freie Metöken in Athen sich aufhalten und selbst Gewerbe treiben, wenn sie sich einen Patron (Prostates) aus den Bürgern wählten und ein jährliches Schutzgeld zahlten, und im Verhältniß zum röm. Staate waren alle Provinzialen bloße S. Unter den Deutschen nahmen Laten, Pfleghafte und sonstige Bogtleute in der Abhängigkeit von einem siegreichen Volksstamme oder unter dem Schutze (Bogtei) geistlicher und weltlicher Grundherren eine Mittelstellung zwischen Freien und Hörigen ein, und die Juden genossen als zinsende Kammerknechte den Frieden des Königs oder seiner mit dem Judenschutz beliehenen Würdenträger. Gegen den Druck mächtiger Herren, welche die kleinern Freien auf dem Lande in ein Hörigkeitsverhältniß zu bringen suchten, gewährten die Städte Schutz, indem sie die Bedrängten trotz mehrfacher, besonders im 13. Jahrh. ergangener Verbote zu freien Aus- oder Pfahlbürgern annahmen. In denjenigen Stadt- und Landgemeinden, welche sich um den Besitz einer Mark oder eines sonstigen, von den Mitgliedern benutzten, genossenschaftlichen Vermögens gebildet hatten, waren die Inhaber von später begründeten Stellen jener Nutzungsrechte der Altgemeinde nicht theilhaftig. Noch jetzt bilden nach einigen deutschen Gemeindeordnungen die S. eine besondere, meistens geringer besteuerte, unansässige Einwohnerklasse zwischen den eigentlichen Bürgern und den Fremden, welche die Rechte des Indigenats (s. d.) besitzt, aber an der Gemeindeverwaltung keinen Antheil nimmt.

Schutzzollsystem oder Protectionssystem. Das System der Schutzzölle hat den Zweck, diejenigen inländischen Gewerbszweige, welche angeblich mit dem Auslande auf inländischen und fremden Märkten nicht zu concurriren vermögen, zu schützen. Dies geschieht durch hohe Einfuhrzölle auf eingeführte Fabrikate und durch Ausfuhrzölle auf für die Fabrikation nothwendige Rohstoffe. Ergänzend schließen sich hieran Ausfuhrprämien für ausgeführte Fabrikate. Das S. berührt sich nahe mit dem Prohibitivsystem (s. d.), welches die Einfuhr solcher Fabrikate, die inländischen Industrieproducten Concurrenz machen, ganz verbietet. Ersteres ist indeß milder und durchführbarer und tritt jetzt überall, wo noch das Prohibitivsystem besteht, an die Stelle desselben. Nur wenige Nationalökonomen wollen die Schutzzölle für immer beibehalten wissen; die Mehrzahl bezeichnet sie als vorübergehend erforderlich und als bis dahin aufrecht zu erhalten, bis die inländische Industrie genügend erstarkt ist, um der ausländischen Concurrenz mit eigenen Kräften siegreich entgegentreten zu können. Es sollen deshalb nur solche Gewerbszweige durch Schutzzölle unterstützt werden, welche nach einiger Zeit des Schutzes entbehren können, und es soll auch der schützende Zoll in demselben Verhältniß abnehmen und endlich ganz aufhören, in welchem das Gewerbe selbst feste Wurzel faßt und erstarkt. Die Ansichten über die Vortheile der Schutzzölle haben vielfach gewechselt. Man gesteht zu, daß das Schutzsystem dem Volke Opfer auferlege, behauptet jedoch, daß die Opfer durch die bei zweckmäßiger Leitung der Industrie ermöglichte Schaffung productiver Kräfte ersetzt würden. Man preist die erziehende Wirkung des Schutzes und den Einfluß des Schutzsystems auf das Verhältniß der Stände und Erwerbszweige, welche dadurch nur an Vielseitigkeit gewinnen könnten. Der bloße Ackerbaustaat, so argumentirt man, könne weder die Bevölkerung noch die Kapitalmenge eines Landes sehr vermehren, erst der Gewerbsfleiß verschaffe dem Lande größere Kapitalien und ermögliche die vollständige Benutzung der Naturkräfte. Nun könne aber ein noch

unausgebildetes Manufacturvolk mit einem sehr entwickelten Manufacturvolk im Anfange ohne Schutz nicht concurriren, die Gesammtheit der Nation müsse also mit ihrer Macht und durch die Zölle die Einzelnen gegen die Uebermacht schützen, bis die heimische Industrie concurrenzfähig sei. Als Hauptvertreter der Schutzzollideen sind der Deutsche Friedrich List (s. d.) und der Nordamerikaner Carey (s. d.) hervorzuheben.

Nach der Ansicht der Freihändler sind die Schutzzölle 1) ungerecht, weil sie auferlegt und abgemessen sind in der Absicht, nicht Einnahmen für Staatszwecke, sondern erhöhte Absatzpreise für Producenten besonderer Waarengattungen zu schaffen, um künstliche Industrien für das eigene heimische und für fremdes Kapital zu erziehen, während es notorisch fast überall noch an Kapital für die naturwüchsigen Industrien der verschiedenen Länder fehlt; 2) unwirthschaftlich, weil sie die heimischen Arbeits- und Kapitalkräfte von den durch die Natur des Landes gebotenen Erwerbszweigen ablenken und künstlich auf Beschäftigungen hinleiten, welche in dem betreffenden Lande entweder überhaupt nicht oder zur Zeit noch nicht mit der Arbeit anderer Länder concurriren können; weil sie ferner die Unternehmer erschlaffen, die Einführung technischer und wirthschaftlicher Fortschritte verzögern und sehr leicht zur Ueberproduction in einzelnen Artikeln führen. Thatsache ist es, daß der Schutzzoll im Interesse weniger Producenten gewisse Fabrikate beträchtlich vertheuert, daß das ganze Volk zum Vortheil Einzelner besteuert und in der Regel genöthigt wird, sich mit weniger guten Waaren zu begnügen. Da die vertheuerten Producte gewöhnlich wieder von andern Gewerben verwendet werden, so ist der durch den Schutzzoll dem einen Gewerbe gewährte Schutz eine Benachtheiligung eines andern. So schützt z. B. der Schutzzoll auf Eisen die Production des Eisens, schädigt aber alle Gewerbe, welche Roh- und Schmiedeeisen verwenden, und schwächt dieselben der Concurrenz gegenüber. Ein unnatürlicher Schutz der Spinnerei beeinträchtigt die Weberei, welche in der Regel weit mehr Hände beschäftigt als die Spinnerei. Der Schutz der Gewebe hemmt die Wäsche- und Kleiderfabrikation, welche sich heutzutage zu einem hochwichtigen Industriezweige entwickelt haben. Ein Volk, welches von andern Nationen nichts oder möglichst wenig kaufen will, wird an dasselbe auch nichts verkaufen können. Die Arbeitstheilung zwischen verschiedenen Ländern und Völkern hebt den Wohlstand der Betheiligten ebenso wie die Arbeitstheilung zwischen Landesgenossen. Ein Hauptbedenken gegen die Schutzzölle liegt in der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit für die Regierungen, eine gerechte und zweckmäßige Auswahl unter den zum Schutze geeigneten Industrien zum Zweck der von List erstrebten sog. «harmonischen Entwickelung» zu treffen. Es gibt gegenwärtig an tausend verschiedene Gewerbzweige und Beschäftigungen, welche alle Anspruch auf Schutz machen werden, sobald sich die Regierung überhaupt darauf einläßt, die Erziehung der Industrie in ihre Hand nehmen zu wollen. Die freie Concurrenz ist ein viel wirksameres Erziehungsmittel als künstlicher Schutz. Adam Smith (s. d.) ist der Vater der Handelsfreiheit. (S. Freihandel.) Seine Lehren sind in England und der Schweiz und großentheils auch in Belgien verwirklicht, den drei am höchsten entwickelten Industrieländern. In Deutschland war bis zum Eintritt der wirthschaftlichen Krisis die öffentliche Meinung unter dem Einflusse des volkswirthschaftlichen Congresses und des Deutschen Handelstags und der neuen Reichsgesetzgebung nahezu freihändlerisch geworden. Die schwierige Lage der deutschen Industrie hat jedoch in neuester Zeit den Ruf nach Schutzzöllen wieder etwas populär gemacht, und insbesondere wird verlangt, den Schutz der deutschen nationalen Arbeit durch Handelsverträge und durch die Forderung der Reciprocität oder Gegenseitigkeit zu sichern. Im allgemeinen wird empfohlen, die Erneuerung der mit andern europ. Staaten abgeschlossenen Handels- und Schifffahrtsverträge ernstlich zu erstreben. Vgl. Schmidlin, «Schutzzölle und Handelsfreiheit» (3. Aufl., Winterth. 1875); Lehr, «Schutzzoll und Freihandel» (Berl. 1878); Fawcett, «Freihandel und Zollschutz» (übersetzt von Passow, Lpz. 1878).

Schuwalow, eine gräfl. Familie in Rußland, deren Adel erweislich nur bis zum Anfange des 17. Jahrh. zurückgeht, hat mehrere für die Entwickelungsgeschichte Rußlands bedeutende Männer hervorgebracht. Derjenige, der sich zuerst in dieser Familie auszeichnete, war der General Iwan S., Commandant von Wiborg unter Peter d. Gr., dessen Achtung und Vertrauen er in hohem Grade genoß. — Seine beiden Söhne, Alexander und Peter, welche beide in näherm Verhältnisse zur Kaiserin Elisabeth standen, wurden von derselben 17. Sept. 1746 in den russ. Grafenstand und beide von Peter III. später zu Reichsfeldmarschällen erhoben. Der Graf Peter war zugleich Generalfeldzeugmeister und Kriegsminister und führte als solcher mehrere bedeutende Verbesserungen im Artilleriewesen ein. Er starb 15. Jan. 1762. — Ein leiblicher Vetter der Vorigen war Iwan Iwanowitsch S., der ebenfalls als ein Verehrer der Kai-

serin Elisabeth galt, die ihn zu ihrem Oberkammerherrn erhob. Dieser Iwan, geb. 12. Nov. 1727, war einer der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften und Künste in Rußland während der Regierungen der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. Er veranlaßte 1755 die Gründung der moskauischen Universität mit zwei zu ihr gehörigen Gymnasien, 1758 die Gründung der Akademie der Künste zu Petersburg und starb zu Petersburg 25. Nov. 1798. — Ein Seitenverwandter dieser Linie war der Graf Paul Andrejewitsch S., der, geb. 31. Mai 1776, unter Suworow in Polen diente, wo er dem Sturm auf Praga beiwohnte, und dann 1799 unter demselben in Italien focht. Bereits im 25. Jahre erlangte er den Grad als General. Er zeichnete sich in dem Feldzuge von 1807, mehr aber noch im finländ. Kriege 1809 aus, wo er der erste Russe war, der über Torneä in Schweden eindrang und durch einen kühnen Marsch über das Eis Schelefta einnahm, 8000 Schweden zu Gefangenen machte und 121 Kanonen erbeutete, für welche Thaten er zum Generallieutenant und Generaladjutanten des Kaisers erhoben wurde. Auch sein diplomatisches Talent wurde in Anspruch genommen, besonders 1813, wo er an der Seite des Kaisers allen Schlachten beiwohnte, 26. Juli 1813 den Waffenstillstand von Neumark schloß und über einen Waffenstillstand vom 24. Febr. bis 5. März 1814 zu Lusigny verhandelte, der aber nicht zur Ausführung kam. Nach dem Einmarsch in Paris erhielt er den Auftrag, die Kaiserin Maria Luise nach Oesterreich zu geleiten und Napoleon I. nach Fréjus zu führen. Nach der Beendigung des russ.-franz. Kriegs genoß er stets das Vertrauen Alexander's. Er starb zu Petersburg 13. Dec. 1825. — Sein Sohn, Graf Andreas S., starb 1876 als Mitglied des Reichsraths und Oberhofmarschall; dessen Sohn Peter, geb. 15. Juli 1827 zu Petersburg, trat früh in die kaiserl. Garde, war 1864—66 Generalgouverneur von Livland und Kurland und wurde wegen der außerordentlichen Befähigung, die er in dieser schwierigen Stellung bewies, 1866 zum Chef der polit. Polizei ernannt. Zum Botschafter in London 1874 ernannt, vermittelte er die Heirath der einzigen Tochter des Kaisers, Großfürstin Maria, mit dem Herzog von Edinburgh, sowie die Beilegung der wegen der russ. Fortschritte in Turkestan zwischen den Höfen von Petersburg und von London ausgebrochenen Mißhelligkeiten. Als im Frühjahr 1878 der Ausbruch eines russ.-engl. Kriegs unvermeidlich erschien, ging S. nach Petersburg, wo es ihm gelang, den Kaiser für Erhaltung des Friedens und zum Verzicht auf die volle Aufrechterhaltung des Vertrags von San-Stefano zu bestimmen. Nachdem er 30. Mai mit Salisbury ein Memorandum vereinbart hatte, ging er im Juni als russ. Bevollmächtigter zum Congreß nach Berlin, dessen Erfolg wesentlich S.'s versöhnlicher und umsichtiger Haltung zu danken war. Als im Nov. 1878 wegen der Ausführung der Bestimmungen des Berliner Vertrags vom 13. Juli 1878 sich Schwierigkeiten erhoben und die Beziehungen zwischen England und Rußland eine drohende Spannung annahmen, wurde S. vom Kaiser Alexander II. mit einer friedlichen Mission an den österr.-ungar. und engl. Hof betraut.

Schwab (Gust.), deutscher Dichter, geb. zu Stuttgart 19. Juni 1792, war der jüngste Sohn Johann Christoph S.'s (geb. 10. Dec. 1743), der, als ein eifriger Anhänger der Leibniz-Wolff'schen Philosophie, gegen Kant auftrat und als Geh. Hofrath und Oberstudienrath in Stuttgart 15. April 1821 starb. Der Sohn erhielt seine Bildung theils auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt, theils durch den Vater selbst und studirte 1809—14 in Tübingen Philosophie und Theologie. Im Sommer 1815 bereiste er Norddeutschland, wo er namentlich in Berlin durch Fouqué, Franz Horn u. a. für die Poesie angeregt wurde. Uhland und andere gleichgestimmte Freunde hatten zuerst seinen Drang zum Dichten geleitet; Goethe, Novalis, Tieck und A. W. Schlegel übten den meisten Einfluß auf seine poetische Bildung. Nach seiner Rückkehr wurde er Repetent am theol. Seminar zu Tübingen, 1817 Professor der alten Literatur an dem obern Gymnasium zu Stuttgart, 1837 Pfarrer zu Gomaringen bei Stuttgart und 1841 Pfarrer an der St.-Leonhardskirche in Stuttgart, worauf 1845 seine Ernennung zum Oberstudienrath und Rath beim evang. Consistorium erfolgte. Er starb plötzlich 4. Nov. 1850. Unter S.'s zahlreichen poetischen Arbeiten stehen obenan seine Romanzen und Balladen, in denen er unter allen schwäb. Dichtern Uhland am nächsten kommt. Die gelungensten sind diejenigen, in welchen der schwäb. Patriotismus mit Gefühlswärme hervortritt. Seine theils in Zeitschriften und Almanachen, theils in einzelnen Sammlungen, z. B. «Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christoph's» (Stuttg. 1819) und «Legende von den heiligen drei Königen» (Stuttg. 1822), erschienenen Gedichte wurden von ihm in einer Sammlung vereinigt (2 Bde., Stuttg. 1828—29), die später als «Neue Auswahl» (Stuttg. 1838; 4. Aufl. 1851) mit einigen Auslassungen wieder erschien. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «Die schwäb. Alb» (Stuttg.

1823), die in Horazischen Metren ins Lateinische übersetzten Gedichte Uhland's «De constituenda republica» (Stuttg. 1823); ferner «Der Bodensee, ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie» (Stuttg. 1827; 2. Aufl. 1840), «Buch der schönsten Geschichten und Sagen» (2 Bde., Stuttg. 1836—37; 4. Aufl. 1858), «Die schönsten Sagen des classischen Alterthums» (3 Bde., Stuttg. 1838—40; 9. Aufl., Gütersl. 1873) und «Schiller's Leben» (3 Abth., Stuttg. 1840; 2. Aufl. 1841). Auch nahm S. seit 1827 theil an der Redaction des «Morgenblatt». Mit Chamisso gab er längere Zeit den «Deutschen Musenalmanach», sowie Wilh. Müller's «Vermischte Schriften» (5 Bdchn., Lpz. 1830) und Wilh. Hauff's «Sämmtliche Schriften» (36 Hftchn., Stuttg. 1830), beide mit Biographien der verstorbenen Verfasser, heraus und lieferte in den «Fünf Büchern deutscher Lieder und Gedichte» (Lpz. 1835; 5. Aufl. von Bernays, 1871) und der «Deutschen Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage» (2 Bde., Stuttg. 1843; 2. Aufl., 3 Bde., 1860) werthvolle Mustersammlungen, sowie ein sehr nützliches Buch in dem «Wegweiser durch die Literatur der Deutschen» (Stuttg. 1842; 4. Aufl., besorgt von Klüpfel, Lpz. 1870). Sehr verbreitet sind auch seine «Deutschen Volksbücher» (7. Aufl., 2 Bde., Gütersl. 1872). Vgl. S.'s Biographie von Klüpfel (Lpz. 1858). — Sein Sohn, Christoph Theodor S., geb. 1821 zu Stuttgart, studirte 1839—43 zu Tübingen Theologie und Philosophie, lebte 1845—51 als Hofmeister des Freiherrn von Prokesch-Osten in Wien, Griechenland und Berlin und wurde, nachdem er von einer Reise durch Holland, England und Frankreich zurückgekehrt war, 1852 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart. Er besorgte die Ausgabe von Hölderlin's «Sämmtlichen Werken» (2 Bde., Stuttg. 1846) und veröffentlichte die Monographie «Arkadien» (Stuttg. 1852). — Der ältere Bruder Gustav S.'s, Karl Heinrich von S., geb. zu Stuttgart 20. März 1781, studirte die Rechte, durchlief seit 1806, wo er in den württemb. Staatsdienst trat, sehr schnell die niedern Amtsstellungen, wurde 1817 als Obertribunalrath dem Ministerium der Justiz beigegeben, 1823 zugleich außerordentliches Mitglied des Geheimen Raths, 1829 Staatsrath, 1830 Vorstand des königl. Obertribunals und 1831 Chef des Justizministeriums und ordentliches Mitglied des Geheimen Raths, jedoch 1842 der ersterm Function überhoben. Er starb 23. Jan. 1847.

Schwabach, Stadt im bair. Regierungsbezirk Mittelfranken, 15 Kilom. südlich von Nürnberg, an der Schwabach und der Nürnberg-Münchener Eisenbahn, ist Sitz eines Stadt- und Landgerichts und eines Bezirksamts, hat vier Kirchen, worunter die 1469—95 erbaute Hauptkirche mit altdeutschen Gemälden, eine Lateinschule, ein Schullehrerseminar und ein schönes Kriegerdenkmal und zählt (1875) 7024 E., darunter die Abkömmlinge der hier 1686 angesiedelten franz. Colonie, welcher die Stadt die Begründung ihres Fabrikwesens verdankt. Die Einwohner unterhalten Silberschlägereien, Fabriken für Feinblattgold, Gold- und Silbertressen und für die sog. Schwabacher Nadeln, Nähnadeln mit großen Oehren, wie man sie zur Goldstickerei gebraucht. Am 14. Juni 1528 wurden hier von dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach mit den Nürnbergern die Schwabacher Artikel als Grundlage der Reformation in seinem Lande festgesetzt, und im Oct. 1529 legte Sachsen auf dem Convente zu S. die von Luther besonders verfaßten 17 Artikel den schweiz. Theologen und Abgeordneten als Bundesbedingungen vor: die erste Grundlage der Augsburgischen Confession. Vgl. Petzoldt, «Chronik der Stadt S.» (Schwab. 1854).

Schwabe (Insektengattung), s. Schabe.

Schwaben, das alte deutsche Herzogthum, hieß ursprünglich nach seinen Bewohnern, den Alemannen (s. d.), Alemannien. Im 5. Jahrh. vereinigten sich mit ihnen die Sueven (s. d.), wuchsen mit ihnen zu Einem Volke zusammen und gaben dem Lande ihren Namen S. (Suevia). Derselbe wurde erst im 8. Jahrh. allgemein, als nach Abschaffung der alemann. Herzogswürde, Elsaß und Rhätien von Alemannien getrennt wurden und den übrigen Theil des Herzogthums, statt der Herzoge, nun Kammerboten (Nuncii camerae) für die fränk. und seit 843 deutschen Könige verwalteten. Diese Kammerboten wurden bei der Schwäche der letzten Karolinger immer mächtiger und unabhängiger. Zwar wurden die aufständischen Kammerboten Erchanger und Berthold, von welchen der erstere sich als Herzog ausrufen ließ, 917 von König Konrad I. (s. d.) als ungehorsame Vasallen enthauptet, aber gleich darauf setzte Graf Burchard seine Anerkennung als Herzog von S. durch, worauf das schwäb. Herzogthum sich länger als drei Jahrhunderte hielt. Die Kaiser und Könige aus dem sächs. und fränk. Hause verliehen das Herzogthum S. wiederholt an Mitglieder ihrer Familie. So gab Agnes, die Mutter und Vormünderin Kaiser Heinrich's IV., das Herzogthum S. 1058 ihrem Eidam, dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, ohne alle Rücksicht darauf, daß Kaiser Heinrich III. schon einem andern schwäb. Dynastenhause,

den Zähringern, die Anwartschaft auf dasselbe gegeben hatte. Dieser Rudolf von Schwaben (s. d.) warf sich 1076 zum Gegenkönig auf, aber unterlag 1080. Das Herzogthum S. verlieh Kaiser Heinrich IV. darauf seinem Schwiegersohn, dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen (s. d.), dem Stammvater der Könige und Kaiser aus dem schwäb. Hause. Doch konnte Friedrich erst 1096 zu dem ruhigen Besitze des Herzogthums S. gelangen, nachdem er den Breisgau nebst der Reichsvogtei über Zürich an Berthold von Zähringen abgetreten. Unter Friedrich's Nachkommen waren die Schwaben von allen Deutschen der reichste, gebildetste und geachtetste Stamm. Als aber der Kampf mit den Päpsten die Macht des Hauses Hohenstaufen schwächte und nach Kaiser Konrad's IV. Tode dieses Haus die deutsche Krone verlor, erhoben sich die Vasallen, Städte, Prälaten, Ritter und Grafen zur Reichsunmittelbarkeit. Viele schwäb. Städte traten zu dem 1254 gestifteten Rheinischen Bund. Was übrigblieb, fiel nach Konradin's, des letzten Hohenstaufen, Tode 1268 an Baiern, Baden und Würtemberg. Die herzogl. Würde in S. erlosch. Ein langer Kampf zwischen den großen und kleinen Reichsvasallen verheerte nun das blühende Land, bis Kaiser Rudolf I., nach Unterwerfung des Grafen Eberhard von Würtemberg, 1287 die Ruhe wiederherstellte und dem kaiserl. Hofgerichte zu Rottweil sowie dem Landgerichte in Ober- und Niederschwaben die Ausübung des kaiserl. oberstrichterlichen Amtes verlieh. Der dadurch bewirkte Landfriede von 1290 hatte jedoch keine Dauer. Oesterreich suchte inzwischen in S. seine Hausmacht zu erweitern, auch Würtemberg griff immer mehr um sich; mehrmals wurden württemb. Grafen mit der Landvogtei Niederschwaben belehnt.

Die kleinern schwäb. reichsunmittelbaren Herren stifteten daher gegen Würtemberg den sog. Schleglerbund, welcher seit 1367 ganz S. in einen blutigen Krieg verwickelte. Auch die Städte traten 1376 wieder in einen Bund, den Schwäbischen Bund, zusammen, welcher bald über die Rheinlande, Baiern und Franken sich ausdehnte und durch den Zutritt von Fürsten und Rittern 1384 zu Heidelberg zur Großen Einung sich umbildete. In den gleichzeitigen Kriegen des Hauses Oesterreich mit der Schweiz hielt es gewöhnlich der schwäb. Adel mit Oesterreich, die Städte waren auf seiten der Schweiz. Auch dies vermehrte die innern Wirren in S. Die Bündnisse wechselten häufig; alle befehdeten einander; jeder Theil klagte den andern des Landfriedensbruchs an. Als König Wenzel 1400 abgesetzt wurde, blieben die schwäb. Städte diesem treu und erlangten dadurch viele Befreiungen und Vorrechte. Da sie in ihren neuerworbenen Rechten von dem Gegenkönig Ruprecht verletzt wurden, schlossen Würtemberg, Baden und 17 schwäb. Städte 1405 den Marbacher Bund. Bündnisse waren, nach dem Vorgange der schweiz. Eidgenossen, damals das einzige Schutzmittel gegen die Gewalt der Mächtigern. Kaiser Sigismund, von den Hussiten gedrängt, verlieh und verpfändete für Geld den schwäb. Vasallen wichtige Rechte. Das Unwesen der Befehdungen untereinander hörte auch unter Albrecht II. und Friedrich III. nicht auf. Die Städte schlossen deshalb 1440 ein neues Bündniß. Dasselbe thaten die Fürsten, worauf jene zu Ulm 1449 einen immerwährenden Kriegsrath und ein stehendes Heer errichteten. Endlich vereinigten sich alle schwäb. Stände, der langen Wirren und Befehdungen müde, zu Eßlingen 1488, um den Landfrieden gemeinschaftlich zu behaupten. So entstand der Große Schwäbische Bund, der sich eine förmliche Verfassung gab, eine richterliche Gewalt anordnete und eine vollziehende Macht einrichtete. Dadurch ward der ewige Landfriede vorbereitet, den der Kaiser Maximilian I. 1495 zu Stande brachte. In demselben Jahre wurde die Grafschaft Würtemberg (s. d.) zu einem Herzogthum erhoben und trat damit gewissermaßen an die Stelle des schwäb. Herzogthums. Bei der Kreiseintheilung Deutschlands 1512 wurde S. als Schwäbischer Kreis (s. d.) bezeichnet. Der Große Schwäbische Bund nahm infolge der durch die Reformation herbeigeführten religiösen Spaltung 1533 ein Ende. Vgl. Pfister, «Pragmatische Geschichte von S.» (5 Bde., Heilbr. 1802—27); Jäger, «Geschichte der Stadt Heilbronn» (2 Bde., Heilbr. 1828); Stälin, «Würtemb. Geschichte» (4 Bde., Stuttg. 1841—73); Vischer, «Geschichte des Schwäbischen Städtebundes» (Gött. 1861); Schweizer, «Vorgeschichte und Gründung des Schwäbischen Bundes» (Zür. 1876).

Schwabenspiegel wird, im Gegensatze zum Sachsenspiegel, nach Goldast's Vorschlage seit dem Anfange des 17. Jahrh. das große süddeutsche Land- und Lehnrechtsbuch genannt. Diese Bezeichnung ist insofern unpassend, als der Verfasser zwar die Privilegien der schwäb. Nation besonders hervorhebt, aber doch nicht eine Sammlung ihres eigenthümlichen Gewohnheitsrechts beabsichtigt, sondern eine über das Landrecht hinausreichende Zusammenstellung des Rechts, wie es nach seinen Begriffen insgemein gelten sollte. Für diesen Zweck entnahm er seiner Hauptquelle, dem Sachsenspiegel, in der zum Theil misverständlichen Verarbeitung, welche der Spiegel deutscher Leute (s. Sachsenspiegel) vorführt, alles dasjenige, was ihm von allgemeiner Gül-

tigkeit schien, bildete es nach süddeutscher Auffassungsweise um und ergänzte es aus den bair. und alemann. Volksrechten, den fränk. Capitularien, dem röm. und kanonischen Rechte, den Reichsgesetzen bis auf Rudolf I. sowie dem augsburger und freiburger Stadtrechte. Auch die Bibel, der Brydank, die Predigten des Franciscaners Berthold und legendarische Chroniken finden sich benutzt. Das letzte Stück vom 312. Kapitel an scheint später hinzugefügt zu sein. Ueber den Verfasser und die Entstehungszeit fehlt es an bestimmten Nachrichten. Weil in den Handschriften, welche die erste weitläufigere Form des Werks wiedergeben, Baiern die vierte Kurstimme führt, während sie in den jüngern Redactionen Böhmen zugesprochen wird, so muß, da Baiern vorübergehende Gelangung zur Kurwürde zwischen 1273 und 1290 fällt, das Rechtsbuch auch nach 1273 geschrieben sein, womit die Benutzung von Constitutionen Rudolf's I. stimmt. Es erledigen sich schon hierdurch die seit 1857 durch von Daniels wieder aufgenommenen Versuche, den S. als die ursprüngliche Sammlung und den Sachsenspiegel als einen für Norddeutschland berechneten magern Auszug hinzustellen. Dafür, daß der Verfasser ein Priester gewesen, läßt sich nur seine unfreie papistische Gesinnung, die Benutzung der geistlichen Literatur und die Kritiklosigkeit anführen, mit der er geradezu entgegengesetzte Bestimmungen aus seinen verschiedenen Quellen herübergenommen hat. Noch weniger Grund hat die Vermuthung, welche Pfeiffer in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 9) vertritt, daß Otto der Erlauchte von Baiern (1231—53) den S. durch Bruder David von Augsburg, den Lehrer des vorerwähnten Berthold, habe fertigen lassen. Die weitern Schicksale des S. sind denen des Sachsenspiegels sehr ähnlich. Der Text des Landrechtbuchs ward durch kleinere Zusätze und Umstellungen, hauptsächlich aber weiterhin durch Kürzungen, endlich aber mittels einer durchgreifenden, nach besserer Ordnung strebenden Redaction abgeändert, während das Lehnrechtsbuch mehr die frühere Gestalt behielt. Eine Glosse erhielt der S. nicht, wol aber ward er in zahlreichen Handschriften, deren jetzt noch über 200 bekannt sind, durch ganz Deutschland verbreitet und in das Niederdeutsche, Lateinische, Böhmische und Französische übersetzt. Gerichtliches Ansehen erlangte er vorzüglich in Schwaben, dem Elsaß, der Schweiz, Baiern, Franken und Oesterreich; auch ist seine Einwirkung auf die nordfranz. Landesgewohnheiten nachgewiesen. Drucke des S. finden sich schon früh (zuerst ohne Angabe des Ortes und Jahres, wahrscheinlich zu Augsburg; erste datirte Ausgabe 1480); sie weichen aber untereinander sehr ab, da sie fast sämmtlich andere Handschriften wiedergeben. Weit über allen vorigen Ausgaben stehen die von Laßberg (Tüb. 1840) und die nur das Landrecht enthaltende von Wackernagel (Zür. 1840). Eine Taschenausgabe besorgte Gengler (Erlangen 1853; 3. Aufl. 1875). Spätere Handschriften und ältere Ausgaben benennen den S. auch Keiserland- und Lehnrecht oder kurzweg Keiserrecht. Davon ist aber wohl zu unterscheiden das im S. wurzelnde, dem Anfange des 14. Jahrh. angehörende «Kleine Keiserrecht» (herausg. von Endemann, Kassel 1846), dessen Ursprung ebenso unbekannt ist als seine nächste Bestimmung. Mit dem S. hängen noch zusammen: «Das Land- und Stadtrechtsbuch Ruprecht's von Freysing», angeblich aus dem J. 1328 (herausg. von Maurer, Stuttg. u. Tüb. 1839); das österr. Landrecht aus dem 14. Jahrh.; das Rechtsbuch Ludwig's des Baiern, welches dessen Söhne 1345 bekannt machten, und das «Kleinste Keiserrecht», das Zöpfl 1860 aus einer heidelberger Handschrift veröffentlicht hat. Vgl. Rockinger, «Bericht über die Untersuchung von Handschriften» (Wien 1873 fg.); Ficker, «Ueber die Entstehungszeit des S.» (Wien 1874); Haiser, «Zur Genealogie der Schwabenspiegelhandschriften» (2 Bde., Weim. 1876—77).

Schwäbische Alp, s. Alp. — **Schwäbischer Bund**, s. Schwaben.

Schwäbische Dichter nannte man sonst vorzugsweise die Minnesänger des 13. Jahrh., weil man ihre Sprache irrthümlich ohne Unterschied für schwäbisch hielt und ihre Kunst in Schwaben, namentlich an dem Hofe des hohenstaufischen Geschlechts, eine Pflege fand, welche Dichter aus allen Theilen Deutschlands dorthin zog. Während auch in den spätern Jahrhunderten fortwährend einzelne reichbegabte Dichternaturen, vor allen Wieland und Schiller, aus Schwaben hervorgingen, sich aber auch aus mancherlei Ursachen ihrer vielfach zersplitterten Heimat wenigstens räumlich meist entfremdeten, beginnt ungefähr gleichzeitig mit den Freiheitskriegen eine neue schwäb. Dichterschule, deren Altmeister Uhland war. Ihm reihten sich an Schwab, Kerner, K. Mayer, G. Pfizer, Knapp, Mörike, Hauff u. a. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen ist der Grundzug eine innige Hingabe an die Natur, ein kräftiges schwäb. Nationalgefühl, Treue und Reinheit der Gesinnung.

Schwäbische Kaiser hießen die aus dem Hause Hohenstaufen (s. d.) stammenden deutschen Kaiser, weil sie früher das Herzogthum Schwaben besaßen.

Schwäbischer Kreis, einer der zehn Kreise Deutschlands nach der Eintheilung unter Kaiser Maximilian I., begriff den südwestl. Theil Deutschlands, das alte Schwaben (s. d.), nur daß dieses seine Grenzen noch weiter erstreckt hatte. Den Kreis begrenzten Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Franken und die beiden rhein. Kreise. Durchströmt von der Donau, durchzogen von der Alp und den Algauer Alpen, im ganzen mehr bergig als eben, sehr ergiebig an Getreide, Wein und Obst, gehörte der Schwäbische Kreis zu den schönsten und fruchtbarsten Landschaften Deutschlands. Sein Flächeninhalt betrug etwa 34,680 QKilom., die Einwohnerzahl gegen 2,200,000. Die zu Ulm 1563 begründete Kreisverfassung bestand mit wenigen Abänderungen bis zur Auflösung des Deutschen Reichs, nur daß die Stadt Donauwörth an Baiern und die am linken Rheinufer gelegenen Kreislande an die Republik Frankreich abgetreten werden mußten. Kreistage wurden jährlich zwei und zwar meist zu Ulm gehalten. Die kreisausschreibenden Fürsten waren der Herzog von Würtemberg, der Bischof von Augsburg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Konstanz, vertreten durch Oesterreich. Das Directorium führte Würtemberg. Die Stände theilten sich in fünf Bänke: die der geistlichen, die der weltlichen Fürsten, die der Prälaten, die der Grafen und Herren und die der Städte. Die Bestandtheile dieses unter allen deutschen Kreisen am meisten zerstückelten Kreises waren die Hochstifte Konstanz und Augsburg; die fürstl. Abteien Kempten und Ellwangen; das Herzogthum Würtemberg; die Markgrafschaft Baden; die Fürstenthümer Hohenzollern; die gefürsteten Abteien Lindau und Buchau; die gefürstete Grafschaft Thengen; die Lande des fürstl. und landgräfl. Hauses Oettingen; die gefürstete Landgrafschaft Klettgau; das fürstl. Haus Liechtenstein; die Abteien Salmansweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Irsee, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt und Neresheim; die Comthurei des Deutschen Ordens Alschhausen; die Fürstenbergischen Landgrafschaften Stühlingen und Baar; die Herrschaft Wiesensteig; die Fürstenbergischen Herrschaften Hausen und Möskirch; die gräfl. Montfort'sche Herrschaft Tettnang und Argen; die Graf- und Herrschaften der Reichserbtruchsesse von Waldburg; die Grafschaft Königsegg; die Herrschaften von Mindelheim und Schwabeck; die Fürstenbergische Herrschaft Gundelfingen; die Grafschaft Eberstein; die Lande der Grafen Fugger; die Grafschaft Hohenems; die Herrschaft Justingen; die Grafschaft Bondorf; die Herrschaft Eglof; die Herrschaft Thannhausen; die Grafschaft Hohengeroldseck; die Herrschaft Eglingen; die 31 Freien Städte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Ueberlingen, Rottweil, Heilbronn, Gemünd, Memmingen, Lindau, Dünkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Waugen, Isni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach. Nachdem die Säcularisation von 1801 und 1803 die geistlichen Fürsten und die Mediatisation alle die kleinen weltlichen Besitzungen und sämmtliche Freien Städte beseitigt hatte, wurden von allen schwäb. Fürsten bei der Errichtung des Rheinbundes nur Würtemberg, Baden, Baiern, Hohenzollern, Liechtenstein und von der Leyen souverän, welches letztere Haus aber 1815 die Souveränetät wieder verlor.

Schwäbisch-Hall, officiell kurzweg Hall, Stadt im würtemb. Jagstkreise und Hauptort eines Oberamtes, an der Kocherbahn (Heilbronn-Krailsheim), 75 Kilom. im Nordosten von Stuttgart, sehr schön in dem tiefen Thale des Kocher, an beiden Seiten des überbrückten Flusses, auf ziemlich unebenem Terrain gelegen, hat (1875) 8430 E. und eine Saline, für welche die Soole seit 1824 aus dem 8 Kilom. südlicher gelegenen königl. Steinsalzwerk Wilhelmsglück hierher geleitet wird. Die Saline producirte 1877—78 100,061 Ctr. Salz. Die Stadt ist alterthümlich und meist eng gebaut, hat ein stattliches Rathhaus vom J. 1735, vier Kirchen, darunter die auf einer Terrasse über einer breiten Freitreppe von 53 Stufen impouirend hervorragende Haupt- oder Michaeliskirche aus den J. 1425—1527, mit vielen Grabdenkmälern, Holzschnitzwerken u. s. w. Es besteht zu S. ein Gymnasium, eine höhere Realschule, eine höhere Töchterschule, ein reiches Hospital und ein Soolbad in einem 1878 neugebauten Badehaus. Auch befindet sich hier ein Zuchtpolizeihaus. Die Bevölkerung betreibt weniger Feldbau als Viehzucht, dazu Baumwollspinnerei und Kleingewerbe. Oberhalb der Vorstadt Unter-Limpurg liegt die Stammburg der Grafen von Limpurg als Ruine. Das schwäb. Hall ist, wie das sächs. Halle, durch seine angeblich schon von den Römern benutzten Salzquellen groß geworden. Es wird urkundlich erst 887 erwähnt, gehörte im 11. Jahrh. zum Bisthum Regensburg, wurde dann eine hohenstaufische Municipalstadt und machte sich zur Zeit des Interregnums unabhängig. Es blieb Freie Reichsstadt mit demokratischer Verfassung, bis es 1802

mit seinem Gebiete (330 QKilom. mit 20,875 E.), zu welchem auch die im fränk. Kreise gelegenen Aemter Ilshofen und Bellberg sowie die jetzt zum Oberamt Krailsheim gerechneten Gemeinden Hohnhardt, Gründelhardt und Oberspeltach gehörten, an Würtemberg kam. Die Reformation wurde bereits 1522 durch Berufung von Johann Brenz eingeführt. Am 11. Febr. 1610 wurde hier die 1608 zu Ahausen (s. d.) geschlossene prot. Union erneuert. Vom Münzrecht der Stadt zeugen die hier zuerst geschlagenen Heller (s. d.). 2 Kilom. südlich liegt der Marktflecken Steinbach, ein ehemals wohlbefestigter Ort, und dabei das vormalige Ritterstift Comburg, jetzt Sitz des königl. Ehren-Invalidencorps, ein großartiges Schloß mit der schönen, 1707—15 im Rococostil erbauten, reichausgestatteten Stiftskirche zum heil. Nikolaus.

Schwäche und Schwächezustände. Die neuesten Untersuchungen über den Ursprung der Muskelkraft haben erwiesen, daß diese ihre Quelle in der Verbrennung der stickstofflosen Nahrungsbestandtheile (Fett und Zucker) hat, und daß die dabei gebildete Wärme in ähnlicher Weise innerhalb der Muskeln in mechan. Arbeit umgewandelt wird, wie die Wärme in der Dampfmaschine. Von der Dampfmaschine unterscheidet sich aber der Thierkörper wesentlich dadurch, daß dieser eine besondere Vorrichtung für die Zufuhr des zur Verbrennung nöthigen Sauerstoffs besitzt, nämlich vor allem die aus einer Eiweißsubstanz bestehenden, in den Lungen immer wieder von neuem mit Sauerstoff gesättigten Blutkörperchen, während die Dampfmaschine dieser Vorrichtung nicht bedarf. Die Erzeugung der Kraft im Thierkörper hängt also ab von der Zufuhr stickstoffloser Nahrungsbestandtheile, ferner aber von dem Vorrath an Blutkörperchen, welchen das Thier besitzt, und endlich von dem Zustande der Muskulatur. Da die Blutkörperchen und die Muskulatur nur allmählich in guten Zustand gebracht werden, so kann man auch sagen, die Kraftleistung eines Thiers hängt ab von dem Ernährungszustande des ganzen Körpers und von seiner Nahrung. Es erklärt sich hieraus ebenfalls, wie eine anhaltend schlechte Ernährung, Krankheit, Blutverlust, Hunger u. dgl. einen allgemeinen Schwächezustand herbeiführen können. Die Schwäche einzelner Körpertheile gegenüber andern kann aber auch abhängen von dem mangelhaften Zustande der Muskeln derselben (Muskelschwund) oder der Nerven, welche die Muskeln zur Thätigkeit anregen, oder der Knochentheile. So kann eine schlecht geheilte Verrenkung einen Arm kraftlos machen, Hirnschlag, welcher eine Gehirnhälfte gelähmt hat, Lähmung einer ganzen Körperhälfte herbeiführen. Auch gibt es Ernährungszustände der Empfindungsnerven und der Muskelnerven, welche diese in ihrer Thätigkeit beeinträchtigen. Dahin gehört unter anderm die leichte Reizbarkeit, welche gewisse sog. nervenschwache Personen zeigen, das leichte Ohnmächtigwerden bei einer unangenehmen Vorstellung, auf Schreck u. dgl.; ferner die Schwächezustände bei gewissen chronischen Vergiftungen (mit Tabak, Alkohol, Blei u. s. w.). Die Schwäche der Intelligenz kann entweder angeboren und so in einer mangelhaften Ausbildung des Gehirns begründet, oder sie kann auch durch Ueberanstrengung, Erschöpfung des ganzen Körpers oder vorzugsweise des Gehirns durch Ausschweifung erst erworben sein. (S. Blödsinn.) Eine allgemeine Kräftigung des Körpers kann man herbeiführen durch gute Kost, verbunden mit zweckmäßiger Uebung. Beruht die Schwäche einzelner Körpertheile auf Ernährungsstörungen und Schwund der Muskulatur, so ist von öftern gymnastischen Uebungen sowie von methodischer Anwendung der Massage (s. d.) und des galvanischen Stroms Besserung zu erwarten.

Schwachsichtigkeit oder Amblyopie, s. Sehschwäche.

Schwaden (Feuriger), s. Schlagende Wetter.

Schwaden (Polnische), s. Mannahirse.

Schwadron, s. Escadron.

Schwägerschaft oder Affinität heißt das Verhältniß zwischen dem einen Ehegatten und den Blutsverwandten des andern. Verschwägert sind also z. B. die Stief- und Schwiegereltern mit den Stiefkindern, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern, ferner die vorzugsweise so genannten Schwäger und Schwägerinnen. Eine weitere Affinität besteht aber auch zwischen dem einen Gatten und den Verschwägerten des andern, z. B. zwischen dem Manne der Stieftochter und dem Stiefschwiegervater, resp. der Stiefschwiegermutter. Die Blutsverwandten beider Theile, wie z. B. zugebrachte Kinder aus frühern Ehen, treten dagegen um dieser Verheirathung willen zueinander in keine nähere Beziehung. Die S. hat dieselben Grade der Nähe und Entfernung wie die Blutsverwandtschaft. Sie ist aber nur als Ehehinderniß von Wichtigkeit (s. Ehe) und verleiht weder sonstige Familienrechte noch ein gesetzliches Erbrecht.

Schwalbach oder Langenschwalbach, Kreisstadt des Untertaunuskreises im Regierungsbezirk Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, 15 Kilom. von Wiesbaden entfernt, in

einem schmalen, tiefen Thale, am Münzbach, 294 Mt. über dem Meere, am Fuße der Hohen Wurzel gelegen. Der Ort hat (1875) 2731 E., zwei evang., eine kath. Kirche, eine Synagoge, einen großen Curſaal, eine Real- und höhere Töchterſchule und iſt wegen ſeiner Mineralquellen und Badeanſtalten bekannt. Die vorzüglichſten Quellen ſind der Stahl-, Wein- und Paulinenbrunnen, die, alle einander ſehr ähnlich, ſich nur durch den größern oder geringern Gehalt an kohlenſaurem Eiſen und kohlenſaurem Gaſe unterſcheiden und ein helles, ſtarkperlendes Waſſer von ſäuerlich zuſammenziehendem Geſchmack beſitzen. Sämmtliche Quellen gehören zu der Klaſſe der alkaliſch-erdigen Eiſenwäſſer, wirken belebend, reizend, ſtärkend und leicht erhitzend auf den Organismus, beſonders auf das Muskel-, Nerven- und Gefäßſyſtem und werden daher meiſt bei Verſchleimung und Säure des Magens, Appetitmangel, Verdauungsſtörungen aus Schwäche, chroniſchen Nervenkrankheiten, Bleichſucht u. ſ. w. angewendet. Der Ort Swalbach oder Swalborn wird zuerſt 1352 erwähnt. Tabernämontanus machte in ſeinem «Neuen Waſſerſchatz» (Frankf. a. M. 1581) auf die Heilkraft des Swalborn (Weinbrunnen) aufmerkſam. Erſt 1652 entſtanden unter dem Landgrafen von Heſſen-Rotenburg bedeutendere Bauten. Vgl. Frichhöffer, «S. in ſeinen Beziehungen zu den wichtigſten Frauenkrankheiten» (5. Aufl., Lpz. 1874).

Schwalbe (Hirundo), eine Gattung von Singvögeln, mit breitem, kurzem Schnabel, weiter Rachenöffnung, langen, ſchmalen und ſpitzigen Flügeln, meiſt gabelförmigem Schwanz und kurzen, ſchwachen, vierzehigen Gangfüßen, deren äußere Zehe zuweilen eine Wendezehe iſt. Das Gefieder iſt gewöhnlich ſchwarz oder braun, an einzelnen Theilen weiß, aber gewöhnlich durch metalliſchen Schimmer ausgezeichnet und dicht anliegend. Die Arten ſind zahlreich und mit Ausnahme der kälteſten Zone über die ganze Erde verbreitet. Sie fliegen reißend ſchnell, nähren ſich von Inſekten, welche im Fluge erhaſcht werden, leben in Monogamie, zeigen im Neſterbaue viel Kunſttrieb und ſind Zugvögel. Alle ſind ſehr geſellig, durch Vertilgung einer großen Menge von Inſekten nützlich, lieben meiſt die Nähe der Menſchen, die ihnen gewöhnlich auch zugethan ſind und ihre Anſiedelungen gern, zum Theil auch aus Aberglauben befördern. Bei uns überall häufig iſt die Hausſchwalbe (H. urbica), mit weißem Bürzel, die größere Rauchſchwalbe (H. rustica), mit braunrothem Vorderkopf und Gurgel und ſehr tief gabelförmigem Schwanze, und die Uferſchwalbe (H. riparia), die kleinſte unter den in Deutſchland vorkommenden Arten, mit oberſeits braungrauem, an Kehle und Bruſt weißem Gefieder. Die beiden erſtern, welche als Boten des wiederkehrenden Frühlings bei uns überall gern geſehen ſind, bauen ihre Neſter an Häuſer aus Schlamm oder naſſer Erde, welche mit dem klebrigen Speichel feſt zuſammengeklebt wird. Die Uferſchwalbe dagegen gräbt in ſandige Uferwände, ſchroffe, lehmige Abhänge oder Hügel ziemlich lange Kanäle, die ſie am Ende zum Neſte erweitert. Sie iſt im Herbſte ſehr fett und wird in Valencia oft zu Markte gebracht. Im Süden Europas, bis in die Schweiz und Tirol, geſellt ſich zu den genannten Arten die Felſenſchwalbe (H. rupestris), deren oben offenes Neſt an Felſen angeklebt wird. In Nordamerika iſt es die Purpurſchwalbe (H. purpurea), welche dort eine gleich freundliche Aufnahme bei den Menſchen findet wie die Haus- und Rauchſchwalbe in Europa. Sehr verſchieden von den eigentlichen S. ſind die zu den Schreivögeln gehörenden Mauerſchwalben oder Segler (Cypselus), eine eigene, durch Klammerfüße mit ſämmtlich nach vorn gerichteten Zehen und die ungemeine Länge der Flügel ausgezeichnete Gattung. Zu ihr gehört die gemeine Mauer- oder Thurmſchwalbe (C. apus), welche die hohen Thürme der Städte Deutſchlands bewohnt. Derſelben Gruppe gehören die Salanganen (Collocalia) an, welche die Indiſchen Vogelneſter (ſ. d.) bauen. Die Ziegenmelker (ſ. d.) oder Nachtſchwalben bilden den nächtlichen Typus dieſer Gruppe.

Schwalbenwurz, Pflanzenart, ſ. Cynanchum.

Schwamm (Fungus) nennt man in der Regel den Krebs (ſ. d.), welcher zu den ſog. bösartigen Geſchwülſten gehört; nur der Gliedſchwamm beruht auf einer chroniſchen eitrigen Entzündung (ſ. d.). Als ſchwammförmige (ſpongiöſe oder cavernöſe) Körper (Schwellkörper) bezeichnet die Anatomie eine eigenthümliche Klaſſe von Geweben, welche einen weitmaſchigen Zellenbau (wie der Badeſchwamm) zeigen und zugleich auf eine ſo eigenthümliche Art von zahlreichen Blutgefäßen durchwebt ſind, daß ſie raſch eine Menge Blut aufnehmen und in ſich zurückhalten und dadurch ſteif werden können (ſich erigiren, daher erectile Gewebe). Die bekannteſten dieſer ſchwammartigen Körper ſind die den Penis, die Harnröhre und Eichel bildenden beim männlichen Geſchlecht. Aehnliche finden ſich beim weiblichen Geſchlecht im Innern neben der Mutterſcheide und in der Clitoris ſowie in den Bruſtwarzen.

Schwämmchen nennt man zwei verſchiedene Erkrankungen der Mundhöhle, nämlich katarrhaliſche Geſchwüre oder Aphthen und Pilzwucherungen oder Soor. Die Aphthen ſind

kleine, bis linsengroße, runde, schmerzhafte Geschwüre auf der Mundschleimhaut, welche die Nahrungsaufnahme erschweren, aber bei zweckmäßiger Behandlung (durch Mundwässer aus chlorsaurem Kali, Bepinseln mit verdünnter Salzsäure u. s. w.) schnell heilen. Der Soor, welcher, wie die Aphthen, Kinder und Erwachsene (namentlich herabgekommene Kranke) befällt, wird durch die Wucherung des Soorpilzes (Oïdium albicans) hervorgebracht und bildet auf der Mundschleimhaut weißliche Pünktchen, einen zarten, reifähnlichen Beschlag, selbst käsige, schmierige Massen; derselbe kann sich bis in die Speiseröhre fortsetzen und dadurch das Schlingen erschweren. Dabei besteht Brennen im Munde und den Kindern ist das Saugen schmerzhaft; sehr oft haben die Kinder dabei auch Diarrhöen. Die Behandlung erfordert Reinlichkeit, häufiges Ausspülen und Auswaschen der Mundhöhle mit desinficirenden und alkalischen Wässern.

Schwämme (Spongiae oder Porifera) heißen thierische Organismen von höchst eigenthümlichem Bau, die mit Ausnahme einer einzigen Gattung (Spongilla), welche im süßen Wasser vorkommt, auf dem Grunde des Meers befestigt leben und bald Krusten oder Wülste, bald sehr zierliche Becher- und Baumformen bilden. Die Structur dieser Thiere läßt sich nur schwer enträthseln und begreiflich machen. Alle gehen aus Eiern hervor, welche im Innern des Mutterschwamms entstehen und sich bald in eine, aus zwei Zellenlagen bestehende, wimpernde Schwärmlarve umwandeln, die eine Zeit lang umherschwimmt, sich dann festsetzt und eine innere Höhle zeigt, welche mit einer schornsteinartigen Mündung sich nach außen öffnet. Zu gleicher Zeit bilden sich in dem zelligen Gewebe Nadeln von Kalk, Kiesel- oder Hornsubstanz, welche bald isolirt bleiben, bald zusammenwachsen und so ein Skelet bilden. Die ursprüngliche Oeffnung ist eine Auswurfsöffnung (osculum). An dem Körper selbst entstehen andere Oeffnungen, Poren, durch welche Wasser einströmt. Nur wenige S. bleiben auf diesem Stadium der Vereinzelung; bei den meisten bilden sich neue Kanäle im Innern, die sich durch Knospung und Zusammenschmelzung mit andern Individuen vervielfältigen, sodaß endlich der Schwamm eine aus vielfachen Individuen zusammengeschweißte Colonie darstellt, oft von sehr wechselnder und veränderlicher Form, von unzähligen Kanälen durchzogen, die oft mit Flimmerzellen ausgekleidet sind, in deren Wandungen sich die vom durchziehenden Wasser entnommenen Stoffe assimiliren und die Eier bilden, während ein bald unregelmäßiges, bald sehr zierliches Skelet wie ein Gerüst das Ganze stützt, das nach außen von einer leicht faulenden Schicht von Bildungsstoff (Protoplasma) überzogen ist. In der neuesten Zeit sind die S. ein Lieblingsgegenstand der Forscher geworden, und sind besonders Lieberkühn's Untersuchungen über Spongilla, Haeckel's Werk über die Kalkschwämme (Berl. 1872) und Oskar Schmidt's Arbeiten über die S. im allgemeinen und diejenigen des Adriatischen Meers (Lpz. 1862—68) im besondern zu nennen. Man theilt sie, hauptsächlich nach der Structur des Skelets, in Kalk-, Glas-, Anker-, Horn-, Leder- und Kieselschwämme. Der Bade- und Pferdeschwamm gehören zu den Hornschwämmen; die in Bächen und Teichen am Rohre in Gestalt grüner Klumpen festsitzende Spongille gehört zu den Kieselschwämmen. Die prachtvollsten Formen des Skelets zeigen die im Japanesischen Meere vorkommenden Gattungen Hyalonema und Euplectella. Im gewöhnlichen Leben werden oft die eßbaren und giftigen Fleischpilze mit dem Namen «Schwämme» belegt. (S. Pilze.) Hauptsächlich aber wird der aus dem in Scheiben zerschnittenen Zunderlöcherpilz (Polyporus fomentarius L.), welcher vorzüglich an alten Buchenstämmen wächst, und dem an Obstbäumen so häufig vorkommenden Feuerlöcherpilz (Polyporus ignarius L.) zubereitete Feuer- oder Wundschwamm als Schwamm bezeichnet.

Schwan (Cygnus), eine den Schwimmvögeln angehörende Gattung, welche sich durch einen durchaus gleich breiten, mit scharfen Zahnleisten besetzten Schnabel, der an der Wurzel höher als breit und an der Spitze platt gedrückt ist, durch eiförmige Nasenlöcher, einen sehr langen, dünnen, schlanken Hals und weit nach hinten gestellte Beine auszeichnet. Die Schwäne sind sämmtlich große, schwerfällige Vögel, welche in Monogamie leben, mit Grazie, aber auch mit Kraft und Schnelligkeit schwimmen und auf ihren Wanderungen in bedeutender Höhe mit ausdauernder Geschwindigkeit fliegen. Die Arten der nördl. Erdhälfte sind weiß, der südamerikanische (C. nigricollis) am Kopfe und Halse sammtschwarz, der australische (C. atratus) fast durchaus kohlschwarz mit rothem Schnabel. Alle Arten sind jetzt in den zoolog. Gärten eingebürgert. Unter den weißen, sämmtlich im hohen Norden nistenden Arten zeichnet sich der Höckerschwan (C. olor) durch den orangerothen, an der Wurzel mit einem schwarzen Höcker besetzten Schnabel aus. Da er unter allen Schwänen die graziöseste Haltung hat, so wird er häufig auf Teichen gehalten. Seine dem Tone einer schlechten Trompete ähnliche Stimme läßt er im Fluge niemals, im Schwimmen selten, am ehesten noch im Kampfe mit Nebenbuhlern vernehmen, sodaß

man ihn auch den stummen S. genannt hat. Er ist übrigens stolz, tyrannisch, hämisch und zeigt niemals Zutraulichkeit und Anhänglichkeit an den Menschen. Der Singschwan oder gelbnasige S. (C. musicus) hat einen schwarzen, an der Wurzel mit gelber Wachshaut bekleideten Schnabel ohne Höcker und eine, in der Ferne angenehme, glockenähnlich tönende Stimme. Ihm sehr ähnlich ist der Bewicks-Schwan oder schwarznasige S. (C. Bewickii), der um ein Drittel kleiner ist und nur 18 Steuerfedern hat. Beide letzte Arten zeichnen sich durch eine eigenthümliche, zwischen den Platten des Brustbeins herabsteigende starke Krümmung der Luftröhre aus, welche sie zu einer ungemein starken Stimme befähigt, die sie während ihrer Wanderungen ertönen lassen. Was man aber von den schmerzlichen Melodien des S. bei dem Vorgefühl des Todes (dem sog. Schwanengesang) erzählt hat, ist völlig grundlos. Bei den Alten galten die Schwäne für geeignet zur Wahrsagung, wurden daher zu Augurien gebraucht und als dem Apollo geheiligt geachtet. Auch im german. Heidenthum hatten sie mythолog. Bedeutung. (S. Schwanjungfrauen und Schwanritter.) Wo die Schwäne gemein sind, wie im Norden Europas, wird die Jagd derselben als einträglich betrieben; denn die Dunen, sowol ausgerupft und zum Ausstopfen verwendet, als auch auf der abgestreiften Haut sitzend und als Pelzwerk gebraucht, sind hochgeschätzt. Die Schwingfedern dienen zum Schreiben. Das Fleisch der erwachsenen Schwäne ist zum Genusse nicht geeignet.

Schwan (Christian Friedr.), ein um deutsche Bildung sehr verdienter Buchhändler in Manheim, wurde 12. Dec. 1733 zu Prenzlau in der Ukermark geboren, studirte in Halle und Jena Theologie, ward dann Hauslehrer und ging 1758 nach Petersburg. Die Akademie wählte ihn zum Corrector, und seine Lage war eine ziemlich günstige. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth verließ er Rußland, ging nach Preußen, dann nach Holland, wo er in Form von Briefen seine «Anecdotes russes, ou lettrès d'un officier allemand» (Haag 1764; deutsch mit Noten, Frankf. 1765) erscheinen ließ, die so großes Aufsehen, namentlich auch russischerseits, erregten, daß S. für gut fand, Holland zu verlassen. Er wandte sich nun 1764 nach Frankfurt a. M., wo er die Wochenschrift «Der Unsichtbare» und das literarische Wochenblatt «Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatsschriften» mit Erfolg begründete. Im J. 1765 heirathete er seines Verlegers Eßlinger Tochter unter der Bedingung, daß er die Buchhandlung Eßlinger's in Manheim übernehme. Zu Manheim gab er die Zeitschrift «Die Schreibtafel» (1774—78) heraus und arbeitete, auch selbst für die Bühne dichtend und übersetzend, mit Eifer an der Umwandlung des franz. Theaters in Manheim in ein deutsches. S. gehörte unter die ersten Mitglieder der 1775 zu Manheim gestifteten Deutschen gelehrten Gesellschaft und wurde 1778 kurpfälz. Hofkammerrath. Durch ihn wurde Schiller mit dem Freiherrn von Dalberg bekannt, und in seinem Verlag erschienen Schiller's «Fiesco» und «Cabale und Liebe». Nächst seinem Hauptwerke, dem «Dictionnaire de la langue allemande-française et française-allemande» (6 Bde., nebst einem Supplementband, Manh. 1782—98), sind noch zu erwähnen die von ihm herausgegebenen «Abbildungen der vornehmsten geistlichen und weltlichen Orden». Nachdem er schon früher seine Handlung an seinen Zögling Götz abgetreten hatte, ging er 1794 wegen der Kriegsunruhen von Manheim nach Heilbronn und dann nach Stuttgart, wo er den bei Cotta erschienenen Auszug aus seinem großen Wörterbuche ausarbeitete (4 Bde., Tüb. 1807). Er starb 29. Juni 1815 in Heidelberg.

Schwanenfluß, Swan-River, ein Fluß an der südl. Westküste Australiens, hat der 1829 gegründeten engl. Colonie den Namen Schwanenfluß-Colonie gegeben, die, seitdem erweitert, jetzt Westaustralien (s. d.) genannt wird. Der Fluß entsteht aus zwei Armen, dem von Norden kommenden Salzfluß und dem aus Südosten kommenden Avon die sich bei Northam vereinigen. Derselbe durchbricht dann die Darlingkette, geht bei Perth, der Hauptstadt von Westaustralien, vorüber und mündet bei Freemantle in den Indischen Ocean. Seine Mündung bildet einen Hafen, sonst ist er nicht schiffbar.

Schwanenorden, der älteste Orden des preuß. Hauses, wurde in Anknüpfung an die Sage vom Schwanritter (s. Schwanjungfrauen) am Michaelistage 1440 von dem Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg gestiftet. Der Orden hatte den Zweck, gegen die Entsittlichung des Adels in der Mark und anderwärts zu wirken, dessen Rauf- und Fehdelust zu zügeln und ihn wieder an Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu gewöhnen. Seine Tendenz war hiernach eine specifisch religiöse. Die Mitglieder mußten versprechen, sich jeder Unzüchtigkeit zu enthalten, ein frommes Leben zu führen und durch Gebete und Opferspenden zu bethätigen. Außerdem stand der Orden in enger Beziehung mit dem Frauencultus des Mittelalters, indem das Ordensstatut den Frauen die Mitgliedschaft erlaubte, um durch den Umgang mit denselben die

Gesittung des Ritterthums zu veredeln. Daher lag auch in dem Mariendienst der Schwerpunkt der religiösen Handlungen, welche den Mitgliedern vorgeschrieben waren, und dies wieder gab Veranlassung zu dem Namen «Orden Unserer lieben Frauen zum Schwan». Hauptsitz des sich rasch über Nord- und Süddeutschland verbreitenden Ordens war das Gotteshaus auf dem Harlunger Berge bei Altbrandenburg. Als Ordensabzeichen galt das Bild der Gottesmutter an goldener Kette, darunter der Schwan als Symbol der Reinheit des Herzens, umgeben von einer weißen Schärpe, die unten verschlungen, in zwei Fransen herabhing. Im J. 1459 bestimmte ein Gesetz die Eintheilung des Ordens in zwei Provinzen, ober- und unterhalb des Thüringerwaldes. Mit der Reformation verlor der Orden seine Bedeutung und erlosch in sich selbst. Angeregt durch den religiösen und sittlichen Grundgedanken des Ordens, faßte König Friedrich Wilhelm IV. den Plan seiner Wiederbelebung. Ein Decret vom Weihnachtsabend 1843 gab dem Orden eine mehr praktische Richtung auf die werkthätige Liebe des Christenthums. Jedoch gelangte dieses Decret nicht zur Ausführung. Vgl. Stillfried-Rattonitz, «Der S., sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte und seine Alterthümer» (Halle 1845); Hänle, «Urkunden und Nachweise zur Geschichte des S.» (Ansbach 1876).

Schwangerschaft, Gravidität. Bei jeder Menstruation des Weibes wird aus einem der Eierstöcke ein Eichen (selten mehr als eins) ausgestoßen, das durch die Muttertrompeten in die Gebärmutterhöhle gelangt, auf deren bis zur Blutung aufgelockerten Schleimhaut es mehrere Tage bis Wochen haften bleibt. Trifft es hier mit männlichem Samen (s. d.) zusammen, so findet die Befruchtung statt. Das Eichen wächst in der Schleimhaut fest und entwickelt sich nun allmählich weiter; es beginnt die S. Da sich der Tag der fruchtbaren Empfängniß nur in den seltensten Fällen bestimmen läßt, so wird der Beginn der S. in der Regel von der letzten Menstruation ab gerechnet. Da aber bei der Empfängniß ein Eichen schon in der Gebärmutterhöhle vorhanden sein kann oder erst bei der nächsten Menstruation in dieselbe gelangt, so ist ersichtlich, daß man sich bei der Feststellung des Beginns der S. um 4 Wochen verrechnen kann. Bei richtiger Berechnung dauert die S. in runden Zahlen 280 Tage oder 10 Mondmonate oder 9 Sonnenmonate. Daß ein Kind länger getragen wird, ist mindestens sehr zweifelhaft, und derartige Behauptungen haben größtentheils ihren Grund in falscher Berechnung; wol aber wird nicht selten das Kind vor vollendeter Entwickelung geboren (Fehlgeburt [s. Abortus], Frühgeburt, s. d.). Die Juristen nehmen daher die Dauer der S. zu 180 (oder 210) bis 300 Tagen an. Mit der Befruchtung des Eichens treten nicht blos im Fruchtbehälter, sondern im ganzen mütterlichen Organismus wesentliche Veränderungen ein. Die Gebärmutter schließt sich und wächst, der Entwickelung der Frucht entsprechend. Bald hat sie nicht mehr im kleinen Becken, in welchem sie in unbefruchtetem Zustande liegt, Platz und steigt nun in das große Becken empor; im vierten Monat ist sie als härtliche Kugel über dem Schambein zu fühlen, im siebenten reicht sie bis über den Nabel, im neunten bis an die Herzgrube heran. Ueber die Entwickelung der Frucht s. Embryo. Gleichzeitig mit der Empfängniß hört die Neubildung der Eichen und mit ihr die Menstruation auf, und nur in seltenen Fällen finden noch in der ersten Zeit der S. Blutungen aus der Gebärmutter statt. Bei manchen Frauen stellen sich mannichfache Beschwerden ein. Der Appetit verliert sich oder richtet sich auf außergewöhnliche Speisen (Gelüste der Schwangern). Manchmal tritt Uebelkeit und Erbrechen ein; Zahnschmerzen treten auf; die Haut (namentlich des Gesichts) wird fleckig; die Füße schwellen an und Krampfadern bilden sich aus. Meist stellen sich diese Beschwerden indeß nur, wenn sie überhaupt zum Vorschein kommen, im Beginn der S. ein und verlieren sich zum Theil in den spätern Monaten wieder. Auch im psychischen Leben der Frau machen sich Veränderungen geltend. Häufig wird die Gemüthsstimmung eine andere, in seltenen Fällen selbst krankhaft gestört; alte Neigungen machen neuen, ungewohnten Platz; einzelne Frauen verfallen selbst periodisch in schwere Gemüthskrankheit. Alle diese Erscheinungen, welche man als Schwangerschaftszeichen zusammenfaßt, geben jedoch keine Sicherheit für die Annahme der S., selbst das Anschwellen der Brüste und der Anfang der Milchsecretion, welche schon in den letzten Monaten der S. beginnt, gibt keine Gewähr. Den einzig sichern Anhalt gewährt nur das Wahrnehmen der Lebenszeichen der Frucht und von diesem wieder allein sicher die Herztöne, welche man vom sechsten Monat an beim Auflegen des Ohrs auf die Gebärmuttergegend deutlich wahrnimmt. Den Tag der Niederkunft, zu dessen schnellerer Berechnung sog. Schwangerschaftskalender aufgestellt worden sind, findet man annähernd, wenn man vom Tage des Eintritts der letzten Menstruation drei ganze Kalendermonate zurückrechnet und dann sieben Tage hinzuzählt; ist der Termin der letzten Menstruation nicht bekannt, so nimmt man den Zeitpunkt der ersten Kindsbewegungen, deren erstes Auftreten meist in die

18. bis 20. Woche fällt, zu Hülfe und rechnet von ihm ab noch 20—22 Wochen bis zur Niederkunft. Das Verhalten der Schwangern muß sich auf eine genügende Ernährung und Abhaltung von Schädlichkeiten richten; die Kost soll daher gutnährend und leichtverdaulich sein; von Schädlichkeiten sind namentlich anstrengende körperliche und geistige Arbeiten sowie weite Reisen zu vermeiden. Als eine Eigenthümlichkeit der Schwangern gilt die leichte Empfänglichkeit derselben für gewisse Erkrankungen, z. B. für die sog. acuten Hautausschläge. Fieberhafte und andere schwere Krankheiten werden von den Schwangern nicht so leicht überstanden als von andern Personen, und in vielen Fällen tritt dabei die Geburt ein. Dagegen ist bemerkenswerth, daß die Tuberkulose während der S. nur geringfügige Symptome macht, dagegen alsbald nach der Geburt mit aller Heftigkeit aufzutreten pflegt. Als eine besondere Form der S. ist zunächst die mit mehr als einer Frucht zu erwähnen. Zwillingsschwangerschaften sind ziemlich selten, noch seltener Drillingsschwangerschaften; auch kommen Geburten von mehr als drei Kindern vor. Die Zahl der Früchte ist abhängig von der Zahl der befruchteten Eichen, und eine Zwillingsschwangerschaft kann so zu Stande kommen, daß entweder zwei Eichen auf einmal in die Gebärmutter gelangen, oder daß, von dem Beischlaf ab gerechnet, das Ei von der vorigen und das der nächsten Menstruation befruchtet wird. Auch kann das Eichen außerhalb der Gebärmutter (im Eileiter, im Eierstock, in der Leibeshöhle) befruchtet werden und sich entwickeln (extra-uterine S., Bauchschwangerschaft). In solchen Fällen kann keine natürliche Geburt stattfinden; wenn die Frau nicht vorher schon stirbt, macht sich der Kaiserschnitt nöthig oder im günstigsten Falle stirbt die Frucht ab, wird zum Theil zurückgebildet und ihre Reste bleiben als Steinfrucht (Lithopädion) in der Leibeshöhle liegen. Entartet die Frucht in der Gebärmutter krankhaft, so entwickelt sich kein Kind, sondern eine Mole (s. d.). Ueber Misbildungen während der S. und das sog. «Versehen» der Schwangern s. Misgeburt. Vgl. von Ammon, «Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege» (20. Aufl. von Winkel, Lpz. 1876).

Schwanjungfrauen und Schwanritter. Der Schwan stand in der german. Mythologie in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser waltenden Lichtgottheiten und galt als ein weissagender Vogel; daher die noch jetzt zur Bezeichnung einer Vorahnung üblichen Ausdrücke «es schwant mir», oder «mir wachsen Schwansfedern». Gewisse göttliche Wesen liebten Schwansgestalt anzunehmen, wie namentlich die Walkyrien oder die Schlacht- und Schicksalsjungfrauen und die Wald- und Wasserfrauen, welche dann Schwanjungfrauen genannt wurden und die Gabe der Weissagung besaßen. Solche Schwanjungfrauen sind unter anderm die weißen, wie Vögel auf der Flut schwebenden Frauen, die im Nibelungenliede dem Hagen den Untergang der Burgunden weissagen, und der Vogel, welcher der Gudrun ihre nahende Befreiung verkündigt. Nach dem Volksglauben besaßen solche Wesen ein Schwanhemde, mit dem sie fliegen und schwimmen konnten und welches sie nach Belieben wieder ablegten, besonders um in kühler Flut als wunderschöne Mädchen zu baden. Wem es dann gelang, ein solches Gewand zu erhaschen, der hatte damit volle Gewalt über sie erreicht. Aber auch mythol. Wesen männlichen Geschlechts erscheinen in Schwanengestalt, und das Vermögen, diese an- und abzulegen, ist dann gewöhnlich an den Besitz eines Rings oder einer Kette geknüpft, wie noch vielfach im Volksmunde lebende Sagen und Märchen erzählen. Mehrern deutschen Stämmen gemeinsam war eine uralte Volkssage von einem Knaben, der aus dem Meere oder einem Binnengewässer ans Land getrieben und darauf der Stammvater ihres ältesten Herrschergeschlechts geworden sei. Bei den Franken am Niederrhein hatte diese Sage besonders sich ausgebildet, und zwar so, daß man erzählte, in einem von einem Schwane gezogenen Kahne sei ein Ritter, der Schwanritter genannt, aus unbekanntem Lande über das Meer hergekommen, habe eine Fürstentochter durch siegreichen Kampf von einem ihr verhaßten Bewerber befreit, sich mit ihr vermählt und in dieser Ehe ein Fürstengeschlecht gezeugt, sei aber zuletzt, weil sie ungeachtet seines Verbots nach seiner Herkunft gefragt, auf demselben Wege wieder davongezogen. Diese fränk. Stammsage hat sich mit wechselnden Namen an verschiedene Orte und Gegenden des Niederrheins geknüpft, besonders an Brabant, Flandern und Kleve, und war bereits zu Ende des 12. Jahrh. mehrfach poetisch bearbeitet in franz. und vielleicht auch in niederländ. Gedichten, wurde aber schon damals willkürlich geändert und an die Zeitgeschichte, namentlich an die Schicksale Gottfried's von Bouillon geknüpft, wie in dem «Roman du chevalier au cygne ou de Godefroi de Bouillon» (herausg. von Reiffenberg, 2 Bde., Brüss. 1846—48). In Deutschland übertrug Wolfram von Eschenbach (s. d.) am Schlusse des «Parzival» die Sage vom Schwanritter auf Loherangrin, den Sohn des Gralkönigs Parzival, doch ohne sie weiter auszuführen. (S. Lohengrin.) Dies that dann zwischen 1273 und 1290 ein ungenannter Ver-

fasser in einem langen strophischen Gedichte «Lohengrin» (herausg. von Rückert, Quedlinb. 1858) in ebenso willkürlicher als formloser Weise, während kurz zuvor Konrad (s. d.) von Würzburg in einer gefälligern Dichtung «Der Schwanenritter» (herausg. von Wilh. Grimm, im dritten Bande der «Altdeutschen Wälder», neuerdings von Roth, Frankf. a. M. 1861) die Sage nach Nimwegen und unter Karl d. Gr. versetzt hatte. Auch als Prosaroman erscheint die Sage gegen Ende des 15. Jahrh. in franz. und niederländ. Sprache, und das niederländ. Volksbuch ist noch jetzt beliebt. Eine mytholog. Erklärung der Sage hat W. Müller in Pfeiffer's «Germania» (Jahrg. 1) versucht. Das Gedicht Konrad's und den «Lohengrin» würdigte vom rechtshistor. Standpunkt Schröder in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Neue Folge, Bd. 1, Berl. 1866). Vgl. noch von der Hagen, «Die Schwanensage» (Berl. 1848).

Schwanthaler (Ludw. Michael), einer der genialsten neuern Bildhauer, wurde 26. Aug. 1802 zu München geboren, verließ 1818 das Gymnasium und arbeitete nun in der Werkstätte seines Vaters, des Bildhauers Franz S., auch besuchte er nebenbei die Akademie. Nach dem Tode seines Vaters (1821) übernahm er dessen Geschäft als einzige Erwerbsquelle seiner Familie. Erst 1823 erhielt er einige bedeutendere Bestellungen, unter anderm den Auftrag vom König Maximilian, einen silbernen Tafelaufsatz mit Reliefs zu umrahmen. Nach kurzem Aufenthalte in Rom 1826 richtete er in München sein eigenes Atelier ein. Zunächst fertigte er für die Glyptothek zwei lange Reliefstreifen, Achilles im Skamander kämpfend und den Kampf bei den Schiffen, sodann die Statue Shakspeare's für die Theaterhalle und den Bacchusfries für den Speisesaal im Palais des Herzogs Maximilian in München. Hierauf reiste er 1832 wieder nach Rom, um dort einige Modelle des ihm übertragenen südl. Walhallagiebels zu modelliren. Er blieb zwei Jahre daselbst und bereitete hier eine Menge Entwürfe für Bildhauer und Maler vor. In München begann er dann die Reliefs für die Siegeshymnen des Pindar. Ein Relieffries mit Darstellungen aus dem Mythus der Aphrodite, im obern Stockwerke des Königsbaues, gehörte ebenfalls in diesen Kreis. Er wurde 1835 Professor der Akademie, doch später in seiner Wirksamkeit durch heftige Gichtleiden auf einige Jahre unterbrochen. Inzwischen vollendete er die 24 kleinen Malerstatuetten als Vorbilder für die Statuen auf die Attika der Pinakothek, zu deren Ausführung in Kalkstein die Aufträge unter den münchener Bildhauern vertheilt wurden. Wie diese Statuen, so wurden nach seinen Skizzen auch die Victorien und die Reliefs in der offenen Halle über dem Balkon des Saalbaues von Schülern der Akademie ausgeführt. An diese Arbeiten reihte sich der für den Barbarossasaal bestimmte, über 60 Mt. lange Fries, Muster eines romantischen, den Forderungen antik-plastischer Composition und Bildung entsprechend durchgeführten Reliefstils. Zu seinen größern, seitdem vollendeten Werken gehören die Modelle zu den 12 Ahnenbildern des Hauses Wittelsbach, von Stiglmayer ausgeführt; die 15 kolossalen Statuen für das vordere Giebelfeld der Walhalla, wozu früher Rauch eine Skizze entworfen; die Modelle der 15 Statuen der Hermannsschlacht für den nördl. Giebel der Walhalla; die Giebelgruppe des Kunstausstellungsgebäudes und das Modell der Kolossalstatue der Bavaria (s. d.). Der letzten Zeit gehören folgende zum Theil sehr bedeutende Werke aus dem Gebiete der monumentalen Plastik an: die Gipsmodelle zu dem Denkmale des Donau-Main-Kanals, die Marmorstatue Kaiser Rudolf's für den Dom zu Speier, das Modell zur Statue Jean Paul's und des Turbair. Staatskanzlers von Kreittmayer und der Schild des Hercules nach Hesiod's Dichtung, dessen Ausführung seine Schüler Bahach und Puille vorbereiteten, während der Erfinder selbst die letzte Hand anlegte. Auch sind die Zeichnungen zu großen Wandgemälden aus der Odyssee im neuen Saalbaue zu erwähnen. Auf auswärtige Bestellungen entstanden ferner: die acht Götterstatuen in Sandstein und zwei Tänzerinnen in Marmor, im neuen Schlosse zu Wiesbaden; das Denkmal für Frauenlob im Dome zu Mainz; die Modelle zu den kolossalen Bronzemonumenten für die Großherzoge Ludwig von Hessen und Karl Friedrich von Baden; die Statue Mozart's für Salzburg; eine anmuthige, äußerst vollendete Marmorgruppe Ceres und Proserpina für Berlin; die Entwürfe zu einer Reihe Darstellungen aus dem griech. Befreiungskriege und das Kolossalmodell zum Denkmal Goethe's für Frankfurt a. M. Seine Thätigkeit bewährte er nicht minder durch den Fleiß seiner eigenen Hände als durch die unermüdete Schöpferkraft seines Geistes und die sorgfältige Leitung der unter seinen Augen ausgeführten Arbeiten. Kräftig wurde er hierin stets von seinem Vetter Franz Xaver S. (geb. 1798, gest. 23. Sept. 1854 als Professor an der Polytechnischen Schule zu München), einem geschickten Praktiker, unterstützt. Außerdem besitzt man von S. eine Menge von Zeichnungen und Cartons. Er selbst hatte von dergleichen sowie von Modellen aller Art eine reiche Sammlung angelegt, die er bei seinem 15. Nov. 1848

erfolgten Tode dem Staate vermachte. S. war ein Künstler, dessen höchst regsame und lebendige Phantasie ungetrübt von öftern Einwirkungen körperlicher Leiden sich nur in ununterbrochenem Schaffen zu genügen vermochte. Er war nicht minder mit den Forderungen und Bedürfnissen sowol der plastischen als malerischen Darstellung wie mit den Kunst- und Schriftdenkmalen des Alterthums und des Mittelalters vertraut. Vgl. Trautmann, «S.'s Reliquien» (Münch. 1858).

Schwär oder **Blutschwär**, s. Furunkel.

Schwärmerei ist ein Gemüthszustand, in welchem Phantasie und Gefühle anhaltend das Uebergewicht über den Verstand behaupten, sodaß der Mensch seiner Vorstellungen, Gedanken und Bestrebungen nicht mächtig ist, sondern sich vielmehr infolge dieses regellosen innern Treibens in fortgesetzter Erregung befindet. Man unterscheidet nach dem, was die Entwickelung dieses Zustandes veranlaßt und unterhält, verschiedene Arten von S. und spricht namentlich von Liebesschwärmerei, von politischer und religiöser S. Wenn mit der religiösen S. sich ein Verfolgungseifer der Andersglaubenden verbindet, so entsteht daraus der Fanatismus (s. d.). Die S. unterscheidet sich von der Begeisterung als dem thatkräftigen und aufopferungsfähigen Einstehen für höhere Interessen dadurch, daß sie sich in unklaren, manchmal blos eingebildeten Vorstellungen befriedigt, während der Begeisterung klare Begriffe als Endziel vorschweben, und daß sie in der Regel eine blos passive und verweichlichende Gefühlsschwelgerei begünstigt, während die Begeisterung den Muth anspannt und zu Thaten anspornt.

Schwartz (Marie Espérance von), deutsche Schriftstellerin, bekannt unter dem gräcisirten Namen **Elpis Melena**, geb. 8. Nov. 1821 zu Southgate in Hertfordshire als Tochter des hamburger Bankiers Brandt, erhielt ihre Bildung in Frankfurt a. M., Genf und Rom und vermählte sich nach dem frühen Tod ihres ersten Gemahls, eines Verwandten väterlicherseits, mit dem hamburger Bankier von Schwartz, mit dem sie eine Reise nach Afrika machte. Nachdem sie sich von ihrem zweiten Gatten getrennt, nahm sie ihren Aufenthalt zu Rom. Bekannt wurde sie namentlich durch ihre aufopfernde Freundschaft für Garibaldi, dem sie zweimal in höchster Gefahr zur Seite stand und den sie in der Gefangenschaft pflegte. Im Sept. 1865 ließ sie sich auf Candia nieder, wo sie in dem Dorfe Khalepa ihren Wohnsitz nahm. Als Schriftstellerin liegt ihre Hauptbedeutung auf dem Gebiete der ethnogr. Schilderungen. Sie schrieb: «Memoiren eines span. Piasters» (2 Bde., Braunschw. 1857), «Hundert und ein Tag auf meinem Pferde und ein Ausflug nach der Insel Maddalena» (Hamb. 1860), «Garibaldi's Denkwürdigkeiten» (2 Bde., Hamb. 1861), «Blick auf Calabrien und die Liparischen Inseln» (Hamb. 1861), «Garibaldi in Varignano und auf Caprera» (Lpz. 1864), «Der junge Stelzentänzer» (Jena 1865), «Die Insel Kreta unter der ottomanischen Verwaltung» (Wien 1867), «Von Rom nach Kreta» (Jena 1870), «Kreta-Biene oder kretische Volkslieder, Sagen, Liebes-, Denk- und Sittensprüche» (Münch. 1874), «Gemma» (Münch. 1877).

Schwartz (Marie Sophie), schwed. Romanschriftstellerin, geb. 4. Juli 1819 zu Boräs, wo ihr Vater, Karl Birath, Kaufmann war, erhielt, frühzeitig Waise, im Hause von Verwandten eine sorgfältige Erziehung. Um sich der Malerei zu widmen, begab sie sich nach Stockholm, wo sie sich jedoch 1840 mit dem als Phrenolog bekannten Professor Gustav Magnus Schwartz vermählte. Derselbe war aller künstlerischen Thätigkeit abgeneigt und gestattete seiner Gattin nur erst spät, als Schriftstellerin öffentlich aufzutreten. Es geschah dies mit der Novelle «Förtalet» (Stockh. 1852), die unter der Chiffre M. S. S. erschien. Nach ihres Gatten Tode (1858) wandte sie sich sodann ganz literarischer Beschäftigung zu und entwickelte seitdem eine außerordentliche Productivität. Schon mit ihren ersten Erzählungen, die seine Beobachtung und bedeutendes Darstellungstalent bekunden, gewann sie nicht blos in ihrem Vaterlande, sondern auch auswärts, namentlich in Deutschland, einen weiten Leserkreis. Ihre Arbeiten sind ungefähr gleichzeitig in mehrern deutschen Uebertragungen erschienen. Hervorzuheben ist die Kretzschmar'sche Uebersetzung ihrer «Gesammelten Romane» (44 Bde., Lpz. 1865—74). Die wichtigsten derselben sind: «Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke», «Schuld und Unschuld», «Zwei Familienmütter», «Blätter aus dem Frauenleben», «Die Kinder der Arbeit», «Wilhelm Stjernkrona», «Die Frau eines eiteln Mannes», «Die Witwe und ihre Kinder», «Ein Opfer der Rache», «Die Emancipationswuth», «Die Arbeit adelt», «Der Rechte», «Die Leidenschaften», «Gold und Name» u. a.

Schwarz ist im Sinne der Physik nicht eine eigenthümliche Farbe, sondern vielmehr die Abwesenheit alles Lichts und aller Farben. Es erscheinen demnach schwarz diejenigen Körper, welche alle darauffallenden Lichtstrahlen einsaugen und keinen Theil des Lichts zurückwerfen. In der Färberei dagegen rechnet man S. mit zu den Farben und nennt demgemäß denjenigen

Theil der Färberei, welcher weiße und farbige Stoffe (Gespinste und Gewebe) so verändert, daß sie schwarz erscheinen, das Schwarzfärben. Man färbt S. theils mit Gerbstoff und Eisensalzen, theils mit Blauholz und chromsaurem Kali (Holzschwarz), theils auch mit Anilin und gewissen oxydirenden Körpern (Anilinschwarz oder Jetolin), namentlich in neuester Zeit mit Vanadinverbindungen (Vanadinschwarz). Die Alten kannten schwarzgefärbte Stoffe fast gar nicht; nur erst seit dem Mittelalter trugen gewisse Stände, wie der Klerus und der Lehrstand, sich schwarz, und seit Mitte des 19. Jahrh. ist schwarz die Hauptfarbe der Männerkleidung der gebildeten Nationen geworden.

Schwarz (Berthold), ein deutscher Franciscanermönch, gebürtig aus Freiburg i. Br., der sich viel mit Chemie beschäftigte, soll, nach der Sage, als er wegen angeblicher Zauberei ins Gefängniß kam, durch fortgesetzte chem. Arbeiten auf die Erfindung des Schießpulvers (s. d.) geleitet worden sein. Er soll eigentlich Konstantin Anklitzen geheißen haben, den Klosternamen Berthold geführt und den Namen S. wegen seiner Beschäftigung mit chem. Arbeiten erhalten haben. Auch halten ihn einige für einen mainzer, andere für einen nürnberger Franciscaner; andere lassen ihn seine Erfindung zu Köln, wieder andere zu Goslar gemacht haben. Die Zeit seiner Erfindung setzt man um 1330; einige setzen sie früher, andere später. Inzwischen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Mischung des Schießpulvers schon vor Berthold's Zeit bekannt war. In Freiburg wurde ihm 1853 ein Denkmal errichtet.

Schwarz (Joh. Karl Eduard), prot. Theolog, geb. 20. Juni 1802 zu Halle, erhielt seine Vorbildung auf der Realschule und dann auf dem Waisenhausgymnasium zu Halle. Nachdem er ebendaselbst von 1821 an Theologie und Philologie studirt und sich eine Zeit lang dem Privatunterricht gewidmet, wurde er 1825 Lehrer am Pädagogium des Klosters Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg und schon im folgenden Jahre Pfarrer zu Altenweddingen. In diesem Amte bildete er sich durch das Studium der Schleiermacher'schen Schriften so durch, daß man ihn 1829 als Superintendenten und Stadtprediger, zugleich auch als ord. Honorarprofessor der praktischen Theologie nach Jena berief. Von seinen Schriften sind, außer einzelnen Kanzelvorträgen und Abhandlungen (in den «Theol. Studien und Kritiken» und in der Herzog'schen «Real-Encyklopädie»), die «Predigten und kleinern geistlichen Amtsreden» (6 Hefte, Jena 1837—39), die «Denkschriften» über das seit 1836 von ihm geleitete homiletische und katechetische Seminar und die Jubelschrift «Das erste Jahrzehnt der Universität Jena» (1858) zu nennen. Nachdem er 1844 als ordentliches Mitglied in die theol. Facultät eingetreten, leitete er die theol. Redaction der «Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung» bis zu deren Eingehen 1848, wurde 1849 erstes geistliches Mitglied des neugebildeten weimar. Kirchenraths und half 1854 die «Prot. Kirchenzeitung» mitbegründen, von der er aber später zurücktrat, da er sich mit ihren Grundansichten über das Verhältniß der Kirche zum Staate nicht mehr im vollen Einklange wußte. Dagegen redigirte er seit 1865 das «Weimarische Kirchenblatt» und gab den zweiten Theil des «Weimarischen evang. Kirchenbuchs» heraus. Auf der Eisenacher Kirchenconferenz vertrat er fortwährend die freiere Richtung und wirkte mehrfach für eine Fortbildung der Kirchenverfassung in dem Sinne, daß sich zu ihr die verschiedenen thüring. Landeskirchen vereinigen sollen. Er starb 18. Mai 1870 zu Jena.

Schwarz (Karl Heinr. Wilh.), ausgezeichneter prot. Theolog, geb. 19. Nov. 1812 zu Wiek auf Rügen, der Sohn des dortigen Predigers Theodor S., der sich als theol. Schriftsteller und auf dem Gebiete der schönen Literatur (unter dem Pseudonym Theodor Melas) einen Namen gemacht hat, wurde auf dem Gymnasium zu Greifswald vorgebildet und besuchte 1830—34 die Universitäten Halle, Bonn, Berlin, Greifswald. Auf seine theol. Entwickelung übte namentlich Schleiermacher den größten Einfluß, dem er, infolge verwandtschaftlicher Beziehungen zu seiner Gattin, auch persönlich nahetrat. Auf der Universität zu Halle Mitglied der Burschenschaft, mußte er für Theilnahme an dieser Verbindung ein halbes Jahr auf der Festung Wittenberg büßen (1837). Er wurde 1841 in Greifswald Licentiat der Theologie und habilitirte sich im folgenden Jahre als Privatdocent zu Halle unter dem Widerspruch Tholuck's und Julius Müller's, die ihn um jeden Preis von der theol. Facultät fern zu halten suchten, wogegen die Rationalisten Gesenius, Wegscheider und Thilo seine Zulassung zur akademischen Lehrthätigkeit durchsetzten. Als Vertreter der Kreise Torgau und Liebenwerda 1848 Mitglied des frankfurter Parlaments, gehörte er hier dem rechten Centrum an. Unter dem liberalen Ministerium Ladenberg wurde er 1849 zum außerord. Professor der Theologie ernannt. Im Sommer 1856 wurde er vom Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha zum Hofprediger und Oberconsistorialrath nach Gotha berufen, anderthalb Jahre später zum Oberhofprediger und Mitglied des

Ministeriums und 1877 zum Generalsuperintendenten ernannt; 1858 verlieh ihm die Universität Jena die theol. Doctorwürde. Seiner theol. Richtung nach gehört S. zu den hervorragendsten Vertretern der freiern Theologie, deren Streben auf gründliche Beseitigung aller supranaturalistischen Vorstellungen und auf ehrliche Versöhnung der christl. Frömmigkeit mit der modernen Weltanschauung gerichtet ist. Von dem ältern Rationalismus unterscheidet er sich schon durch seine gründliche philos. Durchbildung, welche schon seine erste bedeutendere Schrift «Das Wesen der Religion» (Halle 1847) bekundet. Die Gedanken der Schleiermacher'schen und Hegel'schen Schule sind hier zu einer höhern Einheit zusammengefaßt, als Grundlage einer Theologie, welche Religion und Dogma aufs schärfste scheidend, in jener das Centrum des persönlichen Geisteslebens erkennt, dieses aber mit entschlossener Beseitigung veralteter Vorstellungsformen aus der frommen Erfahrung des Subjects heraus mit den wissenschaftlichen Bildungsmitteln der neuern Philosophie reproducirt. Entsprechend seinem Religionsbegriff sucht S. auch den Gottesbegriff neuzugestalten, indem er Gott als selbstbewußtes Weltcentrum und zwecksetzende Weltenergie faßte. Mit der Schrift «Gotthold Ephraim Lessing als Theolog» (Halle 1854) betrat S. das Gebiet der histor. Forschung. Der Zweck dieser Schrift war, Lessing als «das leuchtende Vorbild des Rationalismus für alle Zeiten, als den idealsten Ausdruck der Aufklärung, als den Einzigen, der in dem Jahrhundert des Verstandes die Vernunft wirklich zu Ehren gebracht habe», zu feiern. Noch größeres Aufsehen erregte seine Schrift «Zur Geschichte der neuesten Theologie» (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1856; 4. Aufl. 1869), in welcher er die Entwickelung der prot. Theologie seit Schleiermacher und Hegel einer scharfen, fesselnden, oft pikanten Kritik unterzog und namentlich die Illusionen der modernen Restaurations- und Vermittelungstheologie in ihren verschiedensten Gestalten schonungslos aufdeckte. Seit seiner Uebersiedelung nach Gotha hat S. sich auch als Prediger einen Namen gemacht. Seine Antrittspredigt «Ueber die Stellung des evang. Geistlichen zur Gemeinde» erregte großes Aufsehen und erschien in sechs Auflagen. Seitdem hat er sechs Sammlungen «Predigten aus der Gegenwart» (Lpz. 1859—73), sämmtlich in mehrern Auflagen erschienen, herausgegeben. Auch an kirchlich-praktischen Fragen hat S. sich stets im freisinnigen Geiste und mit besonderm Eifer betheiligt. Seit 1864 steht er mit an der Spitze des Deutschen Protestantenvereins.

Schwarza, ein Flüßchen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, entspringt im Thüringerwalde, östlich von dem Fabrikorte Scheiben, 717 Mt. hoch, nimmt bei Katzhütte die Katze, bei Unterweißbach die Lichte, bei Blankenburg die Rinne, außerdem noch 54 Bäche auf und mündet bei dem Dorfe Schwarza in die Saale. Die S. hat auf ihrem 40 Kilom. langen Laufe 357 Mt. Fall, birgt vortreffliche Forellen und führt goldhaltigen Sand, für den früher von dem Dorfe Schwarza aufwärts bis Blankenburg Goldwaschanstalten bestanden, die aber wegen des gar zu spärlichen Ertrags immer wieder eingingen. Das Schwarzathal ist eins der schönsten, wenn nicht das schönste in ganz Thüringen. Die namentlich romantische Partie ist die Strecke von Blankenburg aufwärts bis Schloß Schwarzburg. In vielen Krümmungen zieht es sich 10 Kilom. lang eng zwischen hohen Schieferfelsen hin, während der Fluß über mächtige Steinblöcke rauscht, wie über das Steinerne Wehr, welches ihn ganz durchsetzt. Eine gute Kunststraße führt durch das Thal. Etwa $^1/_2$ Stunde sanft aufwärts steigend, gelangt man zu einem Gasthofe und zum Schlosse Schwarzburg, das, 350 Mt. über dem Meere, auf einem 80 Mt. hohen, waldbewachsenen, von der S. umflossenen Felsen liegt. Dieses Stammschloß der Grafen und Fürsten von Schwarzburg ist neben der Wartburg und Reinhardtsbrunn wol der schönste Punkt Thüringens. Von den Sälen ist namentlich der restaurirte Kaisersaal mit Oelgemälden von Oppenheim zu nennen. Das nahe Zeughaus birgt alte Rüstungen und Waffen. In der Nähe befindet sich der 490 Mt. hohe Trippstein mit einer Birkenhütte, von wo aus man die reizende Umgebung in größerm Umfange übersieht.

Schwarzburg, das souveräne Fürstenhaus, gehört unter die ältesten und edelsten deutschen Geschlechter. Erst gegen die Mitte des 12. Jahrh. jedoch erhält seine Abstammung Zusammenhang und Zuverlässigkeit, und es beginnen die Nachrichten aus jener Zeit mit Sizzo, Grafen von S. und von Käfernburg (gest. 1161). Der älteste Sohn desselben, Heinrich, folgte dem Vater als Graf von S., der jüngere, Günther, als Graf von Käfernburg. Als aber Heinrich auf dem Reichstage zu Erfurt 1184 durch den Einsturz einer Decke den Tod fand, erbte Günther, da jener kinderlos war, auch S. Von des letztern beiden Söhnen wurde Günther der Stammvater des 1385 erloschenen Hauses der Grafen von Käfernburg, während Heinrich die Stammlinie des gräfl. Hauses S. fortsetzte. Heinrich's XII. jüngerer Sohn, Günther (s. d.), wurde 1349 zum deutschen König erwählt, starb jedoch noch in demselben Jahre. Sein Bruder

Heinrich, gest. 1335, pflanzte den Stamm des Hauses fort. Ein Nachkomme desselben in der siebenten Generation, Graf Günther XL. von S. und Arnstadt, gest. 1552, der wegen seines Reichthums den Beinamen «Der Reiche» oder «Mit dem fetten Maule» erhielt, ist der nächste gemeinschaftliche Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses. Seine vier Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Albert VII. und Wilhelm, errichteten 1571 einen Theilungsrecess. Nach dem Tode Graf Günther's XLI. kam 1584 zwischen dessen Brüdern ein anderweiter Theilungsrecess zu Stande, und nachdem auch Graf Wilhelm 1598 verstorben war, wurde über dessen Verlassenheit 1599 der Ilmsche Hauptrecess abgeschlossen. So wurde Johann Günther Stifter der Linie zu Schwarzburg-Sondershausen (s. d.), welche anfangs die Linie zu Arnstadt hieß, und Albert VII. der Ahnherr der Linie zu Schwarzburg-Rudolstadt (s. d.). Zu Anfange des 14. Jahrh. bestanden die Stammlande des Hauses aus den Reichslehen S., Blankenburg und Königsee. Die meisten Erwerbungen, theils durch Erbvertrag, theils durch Kauf, machte es seit der Zeit des Königs Günther. Es war von Kaiser Karl IV. mit Rudolstadt als böhm. Lehn, von Kurmainz mit Sondershausen, von Kursachsen mit Frankenhausen, von Sachsen-Weimar mit Arnstadt und Käfernburg (seit 1446), von Sachsen-Gotha mit Ilm und Paulinzelle belehnt; andere Lehen hatte es von Fulda und Hessen-Kassel. Das ganze Besitzthum zerfiel in die Obere und in die Untere Herrschaft S. Nur auf ersterer ruhte die Reichsstandschaft der Grafen von S., weshalb bei Theilungen jede Linie in beiden Herrschaften Besitzungen erhalten mußte. Vgl. Hellbach, «Archiv von und für S.» (Hildburgh. 1787); derselbe, «Grundriß der Genealogie des Hauses S.» (Rudolst. 1820); Junghans, «Geschichte der schwarzb. Regenten» (Lpz. 1824); Apfelstedt, «Geschichte des fürstl. schwarzb. Hauses» (Sondersh. 1856); Leo, «Territorien des Deutschen Reichs» (Bd. 2, Halle 1867).

Schwarzburg-Rudolstadt, ein deutsches souveränes Fürstenthum, in Thüringen gelegen, umfaßt den größern Theil der schwarzb. Oberherrschaft (735 QKilom.) und den kleinern (östlichen) der Unterherrschaft (207 QKilom.), von denen der erstere wiederum aus zwei, der letztere aus drei getrenntliegenden Stücken Landes besteht. Das Gesammtareal beträgt 942 QKilom. Die wichtigsten Orte sind Rudolstadt (s. d.), die Residenz, in der Oberherrschaft, und Frankenhausen (s. d.) in der Unterherrschaft. Das Land hat mehrere durch Naturschönheit ausgezeichnete Punkte, besonders in der am Nordabfalle des Thüringerwaldes gelegenen Oberherrschaft. Außer dem romantischen Thale der Schwarza (s. d.) werden die Klosterruinen Paulinzelle (s. d.) und (in der Unterherrschaft) die Trümmer der alten Kaiserburg auf dem Kyffhäuser (s. d.) häufig besucht. Die Einwohnerzahl betrug (1875) 76,676, wovon 60,162 auf die obere und 16,514 auf die untere Herrschaft entfielen. In ersterer kamen auf die städtische Bevölkerung 16,545, in letzterer 6662 Köpfe. Die Gesammtheit bekennt sich zur evang.-luth. Kirche; man zähte 1875 nur 168 Katholiken und 53 Israeliten. Das Fürstenthum hat 8 Städte und 159 Dörfer. Das Land ist in beiden Theilen gebirgig und namentlich im obern reich an Wald. In der Oberherrschaft, welche mit ihrem südl. Theile im Thüringer Walde liegt, ist der höchste Punkt der Wurzelberg und zwar dessen höchste Spitze, der Farmdentopf (844 Mt.); in der Unterherrschaft der Kyffhäuser (471 Mt.). Das Waldareal beträgt 43 Proc. (40,630 Hekt.) der Gesammtfläche, nur etwa 42 Proc. des gesammten Areals liegen unter dem Pfluge. In der Oberherrschaft ist der Hauptfluß die Saale, welche die Loquitz, Schwarza, den Schaalbach und Wüstenbach aufnimmt. Den unterherrschaftlichen Theil durchfließt die Wipper. Frankenhausen und Blankenburg sind besuchte Badeorte. Die Forstcultur ist besonders im Thüringer Walde von Wichtigkeit, wo sie für manche Ortschaften Hauptquelle des Erwerbs bildet. Die herrschaftlichen Forsten allein enthalten über 18,000 Hekt. Waldareal. Vorherrschend ist Nadelholz. Der Bergbau liefert in der Oberherrschaft Eisen-, Kupfer- und Alaunerze, Marmor und Schiefer. Im J. 1876 wurden gefördert gegen 90,000 Ctr. Eisenerz, 100 Ctr. Kupfererz und 500 Ctr. Alaunerz, letzteres zur Bereitung schwarzer Farbe, des sog. «Erdschwarz». Der unterherrschaftliche Bergbau ist auf Braunkohlen beschränkt. Im J. 1876 wurden gegen 612,000 Ctr. im Werthe von 102,000 Mark gefördert. Die Saline in Frankenhausen lieferte in demselben Jahre 12,821 Ctr. Kochsalz aus gradirter Soole. Die Viehzucht ist nicht ohne Bedeutung. Man zählte 1873 im Fürstenthum 2522 Pferde, 21,321 Stück Rindvieh, 51,918 Schafe, 15,530 Schweine, 13,400 Ziegen, 60,803 Hühner, 5291 Gänse und 3304 Bienenstöcke. Nach der Gewerbezählung vom 1. Dec. 1875 beschäftigten sich 7259 Personen mit Land- und Forstwissenschaft, 302 mit Bergbau und Hüttenwesen, 11,064 mit Industriezweigen, 1046 mit Handel, 355 mit Transportgewerben; 73 sind Geistliche, 246 Lehrer, 989 Beamte und Angestellte; 180 pflegen die Künste und Wissenschaften, 4798 sind Hand-

arbeiter, Taglöhner, Dienstmänner u. s. w., 747 Kapitalisten und Pensionisten. An Fabriken sind zu nennen: 5 Wollen- und Tuchwaarenfabriken, 4 Spinnereien, 7 Porzellanfabriken mit Porzellanmalereien, 2 Tabacks- und Cigarrenfabriken, 2 Glashütten, 2 Eisengießereien, 5 Maschinenfabriken, 2 Farben-, 2 Bleiweiß-, 13 chem. Fabriken, 103 Mühlen, 6 Papiermühlen, 39 Brauereien, 70 Gerbereien, 3 Orgelbauanstalten, 2 Pianofortefabriken, 1 Klaviaturfabrik, 1 Pinsel- und Bürstenfabrik, 1 Zuckerrübenfabrik. Außerdem sind zu erwähnen: Holzdrahtweberei, Holzschnitzerei, Perlmutterknopfdreherei, Buch- und Steindruckereien, Tuchfabrikation hauptsächlich in Stadtilm, Seilerei hauptsächlich in Schlottheim. Die Gesammtlänge der Chausseen in der Oberherrschaft beträgt 248,1, in der Unterherrschaft 40,8 Kilom. Die obere Herrschaft (Leutenberger Bezirk) wird von der Gera-Eichichter Bahn und der Saalbahn berührt. Dem Deutschen Zollverein gehört das Land seit 1834 an.

Als Glied des Deutschen Reichs sendet S. zum Bundesrath wie zum Reichstag je einen Abgeordneten. Durch das Gesetz vom 7. Febr. 1868 wurde die Staatsverwaltung neu organisirt; die Landescollegien der Regierung, des Finanzcollegiums und des Consistoriums wurden aufgehoben und die Geschäfte desselben auf das Ministerium als oberste Regierungsbehörde für alle Zweige der Staatsverwaltung übertragen. Für die rein geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten wurden dem Ministerium eine Anzahl von Geistlichen zur Berathung in wichtigen Angelegenheiten beigeordnet. Seit dem 1. April 1868 bestehen 3 Landrathämter (Rudolstadt, Königsee, Frankenhausen), 6 Justizämter und 1 Amtscommission, 7 Rent- und Steuerämter, 3 Forstämter, 3 Diöcesen. Das Land erhielt 1816 eine ständische Verfassung, die durch die Verfassungsgesetze vom 21. März 1854 und 16. Nov. 1870 umgestaltet wurde. Der Landtag besteht aus 16 Abgeordneten, von denen 4 von den Höchstbesteuerten gewählt werden und 12 aus allgemeiner, directer Wahl hervorgehen. Das ausschließlich schwarzb.-rudolstädt. Kreisgericht in der Residenz umfaßt die ganze obere Herrschaft. Die Justizämter Frankenhausen und Schlotheim sind dem mit Schwarzburg-Sondershausen gemeinschaftlichen Kreisgericht in Sondershausen überwiesen. Das 1850 eröffnete gemeinschaftliche Appellationsgericht in Eisenach ist auch Justizbehörde für S. und als dessen oberster Gerichtshof gilt das Gesammtappellationsgericht zu Jena. Mit dem Eintritt der Reichsgerichtsverfassung (1. Oct. 1879) wird in Rudolstadt ein gemeinschaftliches Landgericht für das Fürstenthum, den meininger Kreis Saalfeld und den preuß. Kreis Ziegenrück eingesetzt; dasselbe gehört zum thüring. gemeinschaftlichen Oberlandesgericht Jena. Zufolge einer mit Preußen geschlossenen Convention werden seit 1868 die männlichen Strafgefangenen in Halle, die weiblichen in Delitzsch untergebracht. Die Geisteskranken werden vermöge einer mit Sachsen-Meiningen 1869 getroffenen Vereinbarung der zu Hildburghausen bestehenden Anstalt zur Heilung übergeben. Unter den Lehranstalten sind hervorzuheben: ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar in Rudolstadt und in dem nahen Keilhau eine berühmte Privaterziehungsanstalt. In Rudolstadt befindet sich die fürstl. öffentliche Landesbibliothek mit 63,000 Bänden und ein sehenswerthes Naturaliencabinet. Im Gesammtbudget für die dreijährige Finanzperiode 1876—78 betrug die Einnahme 1,794,060, die Ausgabe 1,777,132 Mark; die Staatsschuld betrug 4,497,000, die Activa 3,480,000 Mark. Zur Armee des Deutschen Reichs stellt das Fürstenthum das 3. (Füsilier-)Bataillon des zur 8. Division gehörigen 7. thüring. Infanterieregiments Nr. 96. Das kleine Wappen zeigt den deutschen Reichsadler in Gold, das größere enthält die Zeichen der Landestheile, das kleine Wappen und einen goldenen Löwen in Blau und wird von sechs gekrönten Helmen bedeckt und von einem wilden Mann und einem wilden Weib gehalten. Landesfarben sind weiß und blau. Gemeinsam mit Sondershausen ist das 20. Mai 1853 gestiftete Schwarzburgische Ehrenkreuz.

Dem Grafen Albert VII., Stifter der rudolstädt. Linie (s. Schwarzburg), folgten 1605 seine Söhne Karl Günther (gest. 1630) und Ludwig Günther I. (gest. 1646), der seinen einzigen Sohn Albert Anton (gest. 1710) zum Nachfolger hatte. Dessen Sohn, Ludwig Friedrich I. (gest. 1718), nahm die dem Vater bereits zugedachte, aber von diesem für seine Person abgelehnte Fürstenwürde an, nicht ohne heftigen Widerspruch Kursachsens. Erst unter Ludwig Friedrich's Sohn und Nachfolger Friedrich Anton wurden diese Streitigkeiten durch den Receß von 1719 beigelegt, desgleichen 1738 die Irrungen mit Kurbraunschweig, sodaß endlich 30. Mai 1754 der Fürst Johann Friedrich seinen Sitz im Fürstencollegium zu Regensburg nehmen konnte. Als letzterer 1767 kinderlos starb, ging die Regierung auf dessen Vaters-bruder, den hochbejahrten Ludwig Günther II. über, dem 1790 der Sohn Friedrich Karl und diesem 1793 der Sohn Ludwig Friedrich II. folgte. Letzterer, ein aufgeklärter Fürst, war rastlos bemüht, das Wohl und die Bildung seines Ländchens zu fördern, sah aber seine Bestrebungen

durch die Zeitverhältnisse, namentlich durch die Kriegswirren von 1806 gehemmt. Er starb, nachdem er noch dem Rheinbunde zugetreten, 28. April 1807 und hinterließ das Land seinem unmündigen Sohne Friedrich Günther (s. d.), für den die Mutter, Karoline Luise, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg (gest. 20. Juni 1854), als Obervormünderin die Regierung führte. Nachdem der junge Fürst 1814 die Regierung selbst übernommen und Mitglied des Deutschen Bundes geworden, wurden 1816 die Lehnsverhältnisse mit Preußen, an welches alle Rechte der Krone Sachsen gegen das schwarzb. Haus durch Beschluß des Wiener Congresses übergegangen waren, dann 1823 mit Sachsen-Gotha, 1825 mit Sachsen-Koburg durch Abtretungen und Austauschungen von Gebietstheilen geordnet und aufgehoben. Außerdem verlieh der Fürst 2. Jan. 1816 dem Lande eine Verfassung, wonach eine aus 18 Mitgliedern bestehende, in gleicher Zahl aus dem Adel, dem Bürger- und Bauernstande durch Wahl hervorgehende Versammlung von sechs zu sechs Jahren das Wohl des Landes berathen sollte. Doch verzögerte sich die wirkliche Berufung bis zum J. 1821. Unter Mitwirkung dieser Stände kam im Laufe der Jahre eine Reihe fördernder Gesetze und Einrichtungen zu Stande. Dennoch ward auch S. in die Bewegung des J. 1848 heftig hineingerissen, welche ein neues erweitertes Wahlgesetz, desgleichen eine mit den übrigen thüring. Staaten getroffene Vereinbarung bezüglich einer Gemeindeordnung, einer Gerichtsorganisation (mit Geschworenengericht) zur Folge hatte. Die neue Verfassung kam jedoch erst 1854 zu Stande und wurde am 21. März vom Fürsten vollzogen. Durch Gesetz vom 8. April 1864 erhielt das Land eine auf dem Princip der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbeordnung, und ein Gesetz vom 1. Oct. desselben Jahres führte das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch ein. Nachdem die fürstl. Regierung bei dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni 1866 mit der 15. Curie gegen den österr. Antrag auf Mobilmachung gestimmt, trat sie 29. Juni aus dem Deutschen Bunde und erklärte sich für Preußen und den von diesem in Aussicht genommenen Norddeutschen Bund. Fürst Günther starb 28. Juni 1867, und es folgte ihm in der Regierung sein Bruder Fürst Albert (geb. 30. April 1798). Wenige Tage darauf (1. Juli 1867) trat die Norddeutsche Bundesverfassung ins Leben, welche mehrfache Umgestaltungen der innern und polit. Verhältnisse des Fürstenthums mit sich führte. Schon 26. Nov. 1869 starb Fürst Albert und ihm folgte sein einziger Sohn Georg Albert (geb. 23. Nov. 1838) in der Regierung. Vgl. Hellbach, «Archiv von und für Schwarzburg» (Hildburgh. 1787); Junghans, «Geschichte der schwarzb. Regenten» (Lpz. 1821); Sigismund, «Landeskunde des Fürstenthums S.» (2 Bde., Rudolst. 1862—63); Leo, «Territorien des Deutschen Reichs» (Bd. 2, Halle 1867).

Schwarzburg-Sondershausen, ein deutsches souveränes Fürstenthum in Thüringen, besteht, wie Schwarzburg-Rudolstadt, aus zwei getrennt liegenden Theilen, der größern Unterherrschaft (519,3 QKilom.) mit der Residenz Sondershausen (s. d.) und der Oberherrschaft (342,8 QKilom.), mit Arnstadt (s. d.), der bedeutendsten Stadt des Landes. Das Gesammtareal beträgt 862,1 QKilom.; 1875 zählte man 67,480 E., wovon 36,159 auf die Unter-, 31,321 auf die Oberherrschaft entfielen. Die Bevölkerung gehört der evang. Kirche an, mit Ausnahme von 220 Katholiken und 212 Juden. An Wohnplätzen zählt das Fürstenthum 9 Städte und 84 Landorte. In der Unterherrschaft überwiegt das Ackerland, in der Oberherrschaft die Forst- und Wiesencultur. In jener sind 36,290 Hekt. Acker- und Gartenland, 1122 Hekt. Wiesen und Viehweiden und 11,754 Hekt. Forsten vorhanden, während sich in der Oberherrschaft diese Ziffern auf 14,424, 4870 und 13,860 stellen. In der Unterherrschaft bildet der Ackerbau die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung, in der Oberherrschaft ist auch die industrielle Thätigkeit beachtenswerth. Der Viehstand betrug 1873 in der Unterherrschaft 2889 Pferde, 12,972 Rinder, 65,852 Schafe, 13,018 Schweine; in der Oberherrschaft 849 Pferde, 7601 Rinder, 16,636 Schafe, 5059 Schweine. Vom Gesammtareal der Waldungen (25,614 Hekt.) gehören der Landesherrschaft über sechs Zehntel. Obst- und Gartenbau wird besonders um Arnstadt betrieben. Die Bergbauproduction ist unbedeutend; man findet Braunkohlen bei Bendeleben, doch nur wenig; in der Oberherrschaft Eisenerz (5000 Ctr. jährlich), Manganerze (4600 Ctr.), Flußspat (1100 Ctr.), Schwerspat (3500 Ctr.). Die 1849 von einer Actiengesellschaft begründete, jetzt einer berliner Firma gehörende Saline Arnshalle bei Arnstadt liefert im Durchschnitt jährlich 6—8000 Ctr. Salz. Von dem Gewerbebetriebe sind hervorzuheben die Streichgarnspinnerei (in Arnstadt), Lein- und Baumwollweberei (vorzüglich auf Handstühlen), Häkelfabriken für Wollwaaren (in Sondershausen 3), 1 Eisengießerei (Bezirk Gehren), 2 Blei- und Zinnwaarenfabriken (Großbreitenbach), 12 Maschinenfabriken (vorzugsweise in Arnstadt), 1 Nadel- und Drahtwaarenfabrik (in Sondershausen), 3 Glasfabriken

(Bezirk Gehren), 9 Porzellanfabriken (Großbreitenbach und Plaue), 4 Farbenfabriken (vorzüglich in Arnstadt), Kisten-, Schachtel- und Holzwaarenfabriken im Bezirk Gehren. Wichtig sind ferner in Arnstadt: die Schuh- und Handschuhfabriken, zahlreiche Gerbereien, eine Conditoreiwaaren-, viele Fleischwaaren-(Wurst-)Fabriken. Von den 22 Bierbrauereien sind die bedeutendsten in Plaue, Arnstadt, Greußen, Sondershausen und Ebeleben. Von den 125 Mahlmühlen treiben mehrere (besonders in Arnstadt und Sondershausen) einen ansehnlichen Mehlhandel; im Bezirk Gehren gibt es viele Schneidemühlen und mehrere sog. Massenmühlen, welche die Porzellanerde bearbeiten. Eine Rübenzuckerfabrik ist bei Greußen. Das Land besitzt zahlreiche und gute Chausseen und Vicinalwege. Die Oberherrschaft wird durch eine Zweigbahn (Dietendorf-Arnstadt) mit der Thüringer Bahn verbunden. Die Unterherrschaft wird von der Nordhausen-Erfurter Bahn, die an Sondershausen und Greußen vorüberführt, durchschnitten. Die Bahnen sind besonders für den Getreide- und Holzhandel wichtig geworden, sowie durch die Zufuhr von Braun- und Steinkohlen. Den Handel und Verkehr unterstützen die Schwarzburgische Landesbank in Sondershausen und die Bank in Arnstadt. Die 1856 gegründete Thüringer Bank wurde 1878 aufgelöst.

Seit 1871 ist das Fürstenthum ein Glied des Deutschen Reichs. In den Bundesrath sendet das Fürstenthum einen Bevollmächtigten, in den Reichstag einen Abgeordneten. Der Matricularbeitrag für 1878 betrug 99,819 Mark. Nach dem Landesgrundgesetze vom 8. Juli 1857 besteht der Landtag aus 15 Vertretern: aus 5 lebenslänglich vom Fürsten ernannten Mitgliedern, 5 Abgeordneten der Höchstbesteuerten und 5 Abgeordneten aus allgemeinen Wahlen. Die Wahl erfolgt auf eine Finanzperiode von vier Jahren. Der Präsident des Landtags und zwei von dem letztern gewählte Mitglieder bilden den stehenden Landtagsausschuß. Zur Herstellung, Aufhebung oder Veränderung eines Gesetzes ist die Uebereinstimmung des Landtags und des Fürsten nöthig. Der Landtag hat das Recht der Steuerbewilligung; zur Contrahirung von Anlehen oder Veräußerung von Domänen ist seine Zustimmung erforderlich. Demselben steht auch das Recht zu, die Verwendung der Staatseinkünfte zu controliren sowie Anklage gegen die verantwortlichen Mitglieder des Ministeriums zu erheben. Die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte hat das Ministerium, welches in fünf Abtheilungen zerfällt: 1) für die Angelegenheiten des fürstl. Hauses, das Militär und auswärtige Beziehungen; 2) für die innere Verwaltung; 3) für Finanzen; 4) für Kirchen- und Schulsachen; 5) für die Justiz. Unter dem Ministerium stehen die Landräthe in den vier Bezirken Sondershausen, Ebeleben, Arnstadt und Gehren. Oberste Gerichtsinstanz ist das Oberappellationsgericht in Jena, zweite Instanz das Appellationsgericht zu Eisenach. Kreisgerichte bestehen in Sondershausen und Arnstadt, unter diesen fünf Justizämter. Diese Justizorganisation wird infolge der Reichsjustizgesetze aufgehoben werden und das Fürstenthum sich 1. Oct. 1879 in seiner Justizorganisation an Preußen anschließen, und zwar an das zu Erfurt zu errichtende Landgericht und an das zu Naumburg zu errichtende Oberlandesgericht. Unterrichtsanstalten sind im Fürstenthum außer den Volks- und Fortbildungsschulen vorhanden: zwei Gymnasien und zwei Realschulen in Sondershausen und Arnstadt, eine höhere Töchterschule in Sondershausen, ein Schullehrerseminar, ein Lehrerinnenseminar, eine Fachschule für Techniker ebendaselbst. Für die Finanzperiode von 1876—79 beträgt die jährliche Einnahme 2,164,742 Mark. Die jährliche Ausgabe beläuft sich auf 2,151,346 Mark. Die Staatsschuld betrug im Sept. 1878 3,602,392 Mark. Am 1. Oct. 1867 übernahm Preußen vertragsmäßig die Militärverwaltung des Landes. Das Fürstenthum stellt seine Mannschaft zum 3. thüring. Infanterieregiment Nr. 71, dessen 1. Bataillon in Sondershausen garnisonirt, wo auch der Sitz des Commandos des 2. Bataillons des 3. thüring. Landwehrregiments Nr. 71 ist. Wappen, Landesfarben und Ehrenzeichen sind dieselben wie in Schwarzburg-Rudolstadt. Vgl. Apfelstedt, «Heimatskunde für die Bewohner des Fürstenthums S.» (3 Hefte, Sondersh. 1854—57).

Dem Begründer der Linie S. (s. Schwarzburg), Joh. Günther, folgten 1586 in der Regierung (zunächst unter Vormundschaft ihrer Oheime mütterlicherseits, der Grafen Johann und Anton von Oldenburg) seine vier minderjährigen Söhne: Günther XLII., Anton Heinrich, Johann Günther II. und Christian Günther I. Die drei ersten hinterließen keine männlichen Erben, und so kamen nach dem 1643 erfolgten Tode Günther's XLII. Christian Günther's I. drei Söhne: Christian Günther II. zu Arnstadt, Anton Günther I. zu Sondershausen und Ludwig Günther zu Ebeleben zur Regierung. Anton Günther I. und Christian Günther II. starben 1666; ersterer hinterließ zwei unmündige Söhne: Christian Wilhelm und Anton Günther II., letzterer einen unmündigen Sohn: Johann Günther IV. Infolge hiervon übernahm

der Oheim Ludwig Günther die Vormundschaft und verlegte seine Residenz von Ebeleben nach Arnstadt. Der eine Neffe Johann Günther IV. starb minderjährig 1669, und mit den beiden andern regierte der Graf Ludwig Günther gemeinschaftlich bis zu seinem Tode 1681. Da er keine männlichen Erben hatte, so erhielten Christian Wilhelm und Anton Günther II. die ganze Grafschaft, die sie in der Weise theilten, daß Christian Wilhelm die Unterherrschaft, mit Ausnahme der Aemter Scherenberg und Keula, Anton Günther die Oberherrschaft und die genannten zwei unterherrschaftlichen Aemter erhielt. Beide Grafen wurden 1697 vom Kaiser Leopold I. in den Reichsfürstenstand erhoben. Christian Wilhelm und Anton Günther II. errichteten 1713 einen Successionsvertrag, kraft dessen nur der Erstgeborene in gerader Linie die Regierung erhalten, die andern Prinzen aber standesgemäß ausgestattet werden sollten; der Vertrag wurde 1719 von Kaiser Karl VI. bestätigt. Anton Günther II. war schon 1716 kinderlos gestorben. Fürst Christian Wilhelm starb 1721; bereits 1720 hatte er seinem erstgeborenen Sohn Günther I. die Regierung abgetreten. Da dieser 1740 kinderlos starb, folgte ihm sein Bruder Heinrich. Bei seinem Tode folgte 1758 in der Regierung der älteste Sohn seines 1750 verstorbenen jüngern Bruders August I., Christian Günther. Dieser starb 1794; sein ältester Sohn Günther Friedrich Karl I. (geb. 1760) war sein Nachfolger. Unter ihm hatte das Land nach der Schlacht bei Jena schwer zu leiden; als der König Friedrich Wilhelm III. auf der Flucht nach Sondershausen kam, förderte der Fürst sein Weiterkommen, sodaß er den ihn verfolgenden Franzosen entging. Der Fürst trat 1807 dem Rhein-, 1815 dem Deutschen Bunde bei. Durch einen Vertrag mit Preußen erhielt er 1816 die volle Souveränetät über alle Landestheile. Die Unterherrschaft schloß sich 1819 dem preuß. Zollverein an. Die dem Lande unter dem 28. Dec. 1830 gegebene Verfassung trat nicht ins Leben wegen vielfacher dagegen erhobener Proteste; die Verhandlungen darüber zogen sich erfolglos bis 1834 hin. Die Gesetzgebung war auf manchen Gebieten, besonders bezüglich der Jagd, hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben, und die Kammerverwaltung gab zu Klagen vielfachen Anlaß. Der Fürst entsagte 19. Aug. 1835 der Regierung zu Gunsten seines Sohnes und starb 22. April 1837.

Sein Sohn Günther (s. d.) Friedrich Karl begann nun eine Reihe wesentlicher Reformen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens. Unter dem 24. Sept. 1841 erschien das Verfassungsgesetz, dem aber erst 7. Sept. 1843 die Eröffnung des ersten Landtags und hiermit weitere erfolgreiche Umgestaltungen folgten. Namentlich ward die Verwaltung von der Justiz geschieden und vereinfacht, den Justizämtern die Jurisdiction entzogen und nur die Leitung der Processe übertragen, während erstere mit der Criminaljustiz auf die neuerrichteten Landgerichte zu Sondershausen und Arnstadt überging. In der Gesetzgebung traten mit dem 1. Juli 1850 wichtige Aenderungen in Kraft. Durch das neue Verfassungsgesetz vom 12. Dec. 1849 wurden die Todesstrafe, die Familienfideicommisse, mit Ausnahme des fürstlichen, der Lehnsverband, das Jagdrecht auf fremdem Boden, die Vermögensconfiscation, der privilegirte Gerichtsstand, Ausnahmegerichte u. s. w. aufgehoben, dagegen Preßfreiheit, Petitions- und Versammlungsrecht, Gleichheit der Besteuerung, directe Wahlen u. s. w. eingeführt oder in Aussicht gestellt. Durch das Gesetz über die Civilliste vom 18. März 1850 übernahm der Staat die Verwaltung der Kammergüter, während der Fürst eine jährliche Civilliste von 120,000 Thlrn. erhielt. Es erschienen ferner 1850 Gesetze über den Civilstaatsdienst, über Ablösung der Reallasten, Einrichtung einer Landrentenbank, eine freisinnige Gemeinde- und eine Bezirksordnung, ein Gesetz über eine Einkommen- und eine Grundsteuer für die bisher steuerfreien Grundstücke. Ein Gesetz vom 3. April 1850 ordnete die künftige Einrichtung der Rechtspflege und gab den Justizämtern die volle Jurisdiction zurück. Durch das Gesetz vom 25. März 1850 ward ein dem königl. sächsischen in den Grundzügen analoges Strafgesetzbuch und eine Strafproceßordnung eingeführt, die das Bedürfniß nach öffentlichem und mündlichem Verfahren befriedigte, während zugleich der mit Sachsen-Weimar und Schwarzburg-Rudolstadt über Bildung eines gemeinschaftlichen Appellationsgerichts und zweier gemeinschaftlichen Kreisgerichte abgeschlossene Staatsvertrag die Einführung der Geschworenengerichte ermöglichte. Viele dieser Gesetze, die das Rechts- und Staatsleben reformirten, erfuhren in den Jahren der deutschen Reaction Wiederabschaffung oder Umwandlung. Ein Klassensteuergesetz vom 8. Jan. 1853 belastete namentlich die Aermern und den Grundbesitz und hatte die Zunahme der Auswanderung zur Folge. Der im November desselben Jahres berufene Landtag änderte jenes Steuergesetz sowie auch die Verfassungsgesetze und die Gemeindeordnung. Außerdem brachte derselbe wichtige Gesetze über Ablösung der Servituten, Gemeinheitstheilung, Zusammenlegung der Grundstücke u. s. w. zu Stande. Auch erfolgte die Rückgabe der Jagd in den Dominialforsten

an den Fürsten. Der in den letzten Monaten des J. 1855 versammelte Budgetlandtag berieth unter anderm den Entwurf zu einem neuen Wahlgesetze, wonach dann 12. Juni 1857 ein neuer Landtag zusammentrat, welcher sich den Absichten der Regierung sehr günstig zeigte. Aus seinen Berathungen gingen hervor ein neues Landesgrundgesetz, eine neue Städte- und Landgemeindeordnung, eine neue Bezirksordnung, die Wiederherstellung der Todesstrafe und des christl. Eides, die Erklärung der luth. Kirche zur Landeskirche, die Wiederherstellung mancher frühern Jagdgesetze, ein Gesetz über Klassifikation der Staatsdiener und eine neue Organisation des Kirchen- und Schulwesens, welche die Schule der Kirche unterstellte. Der Landtag von 1859 bewilligte aus dem steigenden Domänenertrage die Erhöhung der fürstl. Civilliste um 30,000 Thlr. (im ganzen auf 150,000 Thlr.) und die Verwendung der Finanzüberschüsse zu Meliorationen verschiedener Art. Das Staatsdienergesetz wurde verschärft, Ende 1861 erfolgte die Publication eines Gesetzes, welches den Rittergutsbesitzern als Entschädigung für den Wegfall der Grundsteuerfreiheit den 20fachen Betrag der auferlegten Grundsteuer (in 3procentigen Staatsschuldverschreibungen) gewährte. Von Wichtigkeit waren die Einführung des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs und die freisinnige Gewerbeordnung vom 14. Nov. 1865. Bei der Abstimmung am Bundestage 14. Juni 1866 erklärte sich die Regierung mit der 15. Curie gegen den österr. Mobilisirungsantrag, trat hierauf 25. Juni aus dem Deutschen Bunde und schloß sich dem Bündnisse mit Preußen und infolge dessen dem Norddeutschen Bunde an. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung ist, abgesehen von den Gesetzen, die durch die Reichsgesetzgebung eingeführt worden sind, hervorzuheben: das Gesetz, betreffend die anderweite Regelung der Grundsteuer und Einführung einer allgemeinen Gebäudesteuer, vom 8. Juli 1868; das Gesetz vom 16. Febr. 1870, durch welches die Jagdrechte auf fremdem Grund und Boden aufgehoben wurden; die neue Gemeindeordnung vom 15. Jan. 1876.

Schwarzdorn (Prunus spinosa), Stranchart, s. Schlehe.

Schwarzes Bret heißt die auf deutschen Universitäten in irgendeinem öffentlichen Gebäude befestigte Tafel, wo alle die Studirenden betreffenden Bekanntmachungen über Vorlesungen, Promotionen, Examina, Stipendien, Relegationen u. s. w. angeheftet werden.

Schwarzes Cabinet (Cabinet noir), s. Briefgeheimniß.

Schwarze Kunst, s. Magie.

Schwarzes Meer, bei den Alten Pontus Euxinus (engl. Black Sea, franz. Mer Noire, bei den Neugriechen Mavri Thalassa, bei den Russen Tschernoje More, bei den Türken Kara Deniz), ein Binnenmeer, welches zwischen Europa und Asien liegt, im W. an die europ. Türkei, im N. an Südrußland, im O. an die russ. Statthalterschaft des Kaukasus, im S. an die türk. Provinz Natolien (Kleinasien) grenzt, steht im SW. durch den Bosporus (s. d.), weiterhin durch das Marmarameer (s. d.) oder die Propontis und die Straße der Dardanellen (s. d.) oder den Hellespontus mit dem Mittelländischen, und zwar zunächst mit dem Aegäischen Meere in Verbindung. Im Nordosten ist es durch die Straße von Kertsch mit dem Asowschen Meere (Palus Maeotis) verbunden. Die Größe des Schwarzen Meers, das nicht als Theil des Mittelmeers angesehen werden kann, beträgt, ohne das Asowsche Meer (s. d.) 421,783 QKilom. Die größte Länge von Westen gegen Osten ist 1154 Kilom., die größte Breite 610 Kilom., die geringste (zwischen der Südspitze der Krim und dem Cap Karembe) 229 Kilom. Das Meer ist durchweg tief und klippenfrei; die Tiefe nimmt vom Ufer ab regelmäßig zu und beträgt 70—1440, ja bis 1900 Mt.; an vielen Stellen erreicht das Senkblei den Grund nicht. Wegen seines geringen Umfangs und der ihm zugehenden großen Ströme (Donau, Dnjestr, Dnjepr und Don), sowie der vielen kleinern, aber immerhin wasserreichen Flüsse (einschließlich des 37,388 QKilom. großen Asowschen Meers), die ihm zusammen den atmosphärischen Niederschlag von 2,202,500 QKilom. (Europa 1,927,200, Asien 275,300) zuführen, ist sein Wasser süßer als das des Mittelmeers. Ebbe und Flut sind nicht bemerkbar. Seine Gefahren für die Schifffahrt theilt das Schwarze Meer mit allen eingeschlossenen Meeren; einige besondere, durch die geogr. Lage bedingte Schwierigkeiten sind für Dampfschiffe nicht unübersteiglich. Die Hauptströmung wälzt sich gegen den Bosporus, dringt durch die Dardanellenstraße und vermischt ihre Gewässer mit denen des Aegäischen Meers, in welchem sie, nachdem sie ihren Lauf noch ungefähr 67 Kilom. fortgesetzt, gänzlich verschwindet. Diese Strömung, deren Geschwindigkeit am Eingange des 32 Kilom. langen, 1,2 bis 3,6 Kilom. breiten und 50—70 Mt. tiefen Bosporus bei ruhigem Wetter $1\frac{1}{2}$ Knoten beträgt, nimmt bei starken Brisen eine Schnelle von $3\frac{1}{2}$—4 Knoten an und erfordert beim Einlaufen in jene Meerenge besondere Aufmerksamkeit. Auf demselben Wege dringt aber auch eine submarine Strömung aus dem Mittelmeer

ein, wodurch es sich erklärt, daß das Schwarze Meer, trotz der Masse des ihm zugeführten Süßwassers, überhaupt noch Salzgehalt hat, der noch nicht die Hälfte von dem des gewöhnlichen Seewassers ist. Die mittlere Jahrestemperatur des Schwarzen Meers ist 11° R. (die des Mittelmeers 15,7°). Die Sommer-Isotherme von 17° R. läuft nördlich herum, die von 21° R. längs der Südküste hin. Doch zeigt sich an seinen Gestaden das Klima nicht überall so mild, wie es seine südl. Lage zwischen 41 und 46½° der Breite erwarten läßt, und es gehört zu den vielen Eigenthümlichkeiten desselben auch das Gefrieren, wovon zwei Beispiele (401 und 762) bekannt sind. Die Häfen von Kaffa und Sewastopol bleiben stets offen, obwol der nördl. Theil des Meers im Winter mit Eis bedeckt ist. Im Sommer herrscht Nordostwind, in andern Jahreszeiten Süd- oder Südostwind. Nebel sind sehr häufig, auch plötzliche heftige Stürme. Die Südküste der Halbinsel Krim (s. d.), die kleinasiat. und kaukas. Gestade sind von hohen Bergen begrenzt und gewähren, wie zum Theil auch Bulgarien und Rumelien, gute Ankerplätze. Das Donaudelta und das ganze Küstengebiet zwischen demselben und dem nördl. Theile der Krim haben eine nur geringe Höhe. Die umgebenden Gebirge rufen auf dem Schwarzen Meere zahlreiche und wechselvolle Luftströmungen hervor, welche nicht selten heftige Stürme veranlassen, die aber gewöhnlich nicht über 12 Stunden anhalten. Ihre Furchtbarkeit, sowie die Strenge des Klimas ist indeß früher sehr übertrieben worden. Zu den Stürmen gesellen sich namentlich im Winter gefährliche Nebel, die den Horizont bei Tage in Dunkel hüllen und dem Meere die Bezeichnung des «schwarzen» verschafft haben, welche schon 1225 bei den Mongolen und Tataren, seit dem 13. Jahrh. bei den Venetianern und Genuesen vorkommt.

Im frühen Alterthum hieß das Meer infolge der Schilderungen des Argonautenzugs Pontos axenos, d. i. ungastliches Meer. Nachdem sich aber die Griechen durch Handelsfahrten und zahlreiche Colonien die Gestade desselben erschlossen, wurde der Name in Pontos euxeinos, d. i. gastliches Meer, verwandelt. Infolge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (seit 1453) sahen sich die europ. Nationen von dem Schwarzen Meere wieder ausgeschlossen. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. wurde das Meer dem Handel aufs neue geöffnet, während Verträge den Kriegsschiffen den Eingang versagten. Da die Handelsschiffe fast ausschließlich die Nordseite (Odessa), die ungesündeste und gefährlichste, besuchten, so verfiel das Meer wieder in seinen alten schlimmen Ruf. Die Anwesenheit der engl. und franz. Flotten im Orientkrieg gestatteten erst, genauere Forschungen anzustellen, deren Resultate die frühern Uebertreibungen widerlegten. Zugleich eröffnete der Ausgang dieses Kriegs den beinahe zum russ. Binnenmeer gewordenen Pontus den Flaggen aller Nationen. Die wichtigsten Küstenpunkte sind außer Konstantinopel: Burgas, Varna, Baltschik, Küstendsche, Sulina, Akjerman, Odessa, Nikolajew, Cherson, Eupatoria, Sewastopol, Balaklawa, Kaffa oder Feodosia und Kertsch; an der kaukas. Küste Anapa, Suchumkalé, Poti und Batum; in Kleinasien Trapezunt, Samsun (Amisus), Sinub oder Sinope, Bender-Eregli (Hereklea der Alten). Die einzige Insel des Meers ist die kleine Schlangeninsel (türk. Ilan Adassi, neugriech. Phidonisi, bei den Alten Insel des Achilles oder Leuke, d. i. die Weiße), 48 Kilom. östlich von der Sulina-Mündung der Donau, 1831 von den Russen mit einem Leuchtthurm versehen; sie wurde 1856 an die Türkei abgetreten und kam durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 an Rumänien. Vgl. Dureau de la Malle, «Géographie physique de la Mer Noire» (Paris 1807); Preller, «Ueber die Bedeutung des Schwarzen Meers für Handel und Verkehr der Alten Welt» (Dorpat 1842); Taibout de Marigny, «Hydrographie de la Mer Noire» (Triest 1856).

Schwarzer Prinz, s. Eduard (Prinz von Wales).

Schwarzer Tod hießen im Mittelalter verschiedene Krankheiten, bei welchen der Körper oder einzelne Theile desselben eine schwärzliche Farbe annahmen, so z. B. die Schwarzen Blattern, vor allen aber die orient. Pest. Von dem Schwarzen Tode, welcher 1348—50 Asien, Nordafrika und Europa verheerte und in diesen drei Jahren in Europa allein 25 Mill. Menschen hinwegraffte, ist mit Sicherheit erwiesen, daß er nichts anderes war als die Pest mit vorzugsweiser Entwickelung der vereiternden Pestbeulen und einer schweren, meist brandig werdenden Lungenentzündung. Die mörderische Seuche führte auf der einen Seite zu einer maßlosen Verwilderung der Sitten, auf der andern zu den strengsten Bußübungen, den abenteuerlichen Umzügen der Flagellanten und den grausamsten Judenverfolgungen. Die besten zeitgenössischen Schilderungen rühren von Guy von Chauliac, Dionysius Colle, Simon von Covino und Boccaccio her. Vgl. Hecker, «Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters» (Berl. 1865).

Schwarze (Friedr. Oskar von), namhafter deutscher Criminalist und Abgeordneter, geb. 30. Sept. 1816 zu Löbau in Sachsen, erhielt seine Gymnasialbildung seit 1826 zu Dresden

und bezog Michaelis 1833 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Hierauf widmete er sich theils auf dem Justizamte zu Dresden, theils auf advocatorischen Expeditionen der praktischen juriſt. Thätigkeit, wurde 1839 zum Vortragssecretär im Cultusministerium, 1842 in das Appellationsgericht Dresden als Hülfsarbeiter cum voto pleno berufen und 1846 zum Justizrath in dem Spruchcollegium der Universität Leipzig ernannt. Zwei Jahre darauf erfolgte seine Ernennung zum Appellationsrath in Dresden und gleichzeitig zum Hülfsarbeiter cum voto pleno im Oberappellationsgericht. Neben diesen Functionen wurde S. auch zu den Gesetzgebungsarbeiten im Justizministerium verwendet, 1854 definitiv zum Oberappellationsrath, 1856 bei der Einführung der Gerichtsverfassung, an deren Organisation er wesentlich betheiligt gewesen war, zum Oberstaatsanwalt ernannt und 1858 zum Generalstaatsanwalt befördert. Er nahm auch an der Begutachtung auswärtiger Gesetzentwürfe vielfachen Antheil und wurde 1875 vom Kaiser von Oesterreich in den erblichen Adelstand erhoben. S. ist einer der Gründer des Deutschen Juristentags, an dessen Arbeiten er fortwährend lebhaften Antheil nahm. Seit 1867 vertritt S. den vierten sächs. Wahlkreis (Stadt Dresden rechts der Elbe) im Reichstage, erst des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reichs; er war Referent über das Paßgesetz und über das Gesetz, betreffend die Gewährung der Rechtshülfe, Mitglied und Vicepräsident der Bundescommission zur Berathung des Entwurfs des Strafgesetzbuchs, Mitglied und Vorsitzender der Reichstagscommission zu gleicher Berathung sowie Mitglied der Reichstagscommission zur Berathung des Militärstrafgesetzbuchs, Mitglied und stellvertretender Vorsitzender der Commission für die großen Justizgesetze (hierbei Referent für die Strafproceßordnung), Vorsitzender der Reichstagscommission für die Rechtsanwaltsordnung und Referent der Commission des Reichstags zur Vorberathung des Socialistengesetzes. Im sächs. Landtage vertrat S. 1854 und die folgenden Jahre die Regierung bei Verhandlungen über Gerichtsorganisation, Strafrecht und Strafproceß. Von ihm verfaßt sind insbesondere: die sächs. Strafproceßordnung mit ihren Nebengesetzen, die Gesetze über die Wahl der Geschworenen, über das Verfahren bei Geschworenengerichten und über die Schöffengerichte, sowie die Revision des Strafgesetzbuchs. Auch die literarische Thätigkeit S.'s ist eine sehr bedeutende: er redigirte bis 1856 die «Jahrbücher für sächs. Strafrecht» und seitdem die an deren Stelle getretene «Allgemeine Gerichtszeitung für das Königreich Sachsen» und ist Chefredacteur des «Gerichtssaal». Unter seinen selbstständigen Schriften sind hervorzuheben: «Untersuchung praktisch wichtiger Materien» (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1844), «Commentar zur Strafproceßordnung für das Königreich Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1856), «Grundsätze des sächs. Strafproceßrechts» (Lpz. 1856), «Die Lehre von dem sog. fortgesetzten Verbrechen» (Erlangen 1857), «Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren» (Wien 1862), «Das Verbrechen des ausgezeichneten Diebstahls» (Erlangen 1863), «Das deutsche Schwurgericht und dessen Reform» (Erlangen 1866), «Bemerkungen zur Lehre von der Verjährung im Strafrechte» (Erlangen 1867), «Commentar zum Strafgesetzbuche für das Deutsche Reich» (Lpz. 1871; 4. Aufl. 1878) und «Commentar zur Strafproceßordnung für das Deutsche Reich» (Lpz. 1878).

Schwarzenberg, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, am Schwarzwasser und am Endpunkt der Bahnlinie Zwickau-S., ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Amtsgerichts und einer Oberforstmeisterei, hat ein altes Schloß, eine schöne Kirche, eine Bürgerschule und ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder (Prinz-Albert-Stift) und zählt (1875) 3299 E., welche hauptsächlich Spitzenklöppelei treiben. In der Umgegend sind große Eisenwerke, Holzschleifereien und Bretmühlen.

Schwarzenberg, ein altes fränk., jetzt fürstl. Geschlecht, das reichste und begütertste in Oesterreich, das mit den nachmaligen Grafen von Seinsheim einerlei Stammes ist. Erkinger von Seinsheim, 1417 vom Kaiser Sigismund in den Freiherrenstand erhoben, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg in Franken, nach der er sich nannte. Auf Grund derselben erhielt er 1429 Sitz und Stimme in dem fränk. Grafencollegium. Er starb 1437, und seine beiden Söhne theilten das Haus in die bairische und die fränkische Linie. Jene, welcher der Freiherr Johann zu Schwarzenberg (s. d.) angehörte, erloſch 1646 und ihre Besitzungen fielen an die fränk. Linie. — Zu letzterer gehörte Adolf Freiherr von S., welcher wegen seiner im Türkenkriege als kaiserl. General bewiesenen Tapferkeit 1599 vom Kaiser Rudolf II. die reichsgräfl. Würde erhielt, aber schon 1600 blieb. — Sein Sohn war Graf Adam von Schwarzenberg (s. d.). — Des Letztern Sohn, Johann Adolf von S., wurde vom Kaiser Leopold I. 1670 für sich und den jedesmaligen Senior des Hauses in den Reichsfürstenstand und seine Grafschaft Schwarzenberg zur gefürsteten Reichsgrafschaft erhoben, worauf er 1674

Sitz und eine Virilstimme im Fürstencollegium erhielt. — Der Enkel des Letztern, Adam Franz von S., ererbte von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin von Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krumau in Böhmen, welchen Titel seitdem der jedesmalige regierende Aelteste führt. Auch war er zugleich gefürsteter Graf von Klettgau in Schwaben. Von Kaiser Karl VI. wurde er 1732 auf der Jagd aus Versehen erschossen. Kaiser Franz I. erstreckte 1746 den Reichsfürstenstand auf alle Mitglieder des Hauses. Durch die Rheinbundsacte wurden Schwarzenberg und die Landgrafschaft Klettgau mediatisirt, welche letztere der Fürst von S. 1813 an Baden verkaufte. Seit 1703 ist das Haus in zwei Majorate getheilt. Zu dem erstern Majorate gehören die Standesherrschaften Schwarzenberg und Hohenlandsberg (230 QKilom.) und die Herrschaften Wilhelmsdorf und Markt-breit (zusammen 110 QKilom.) unter bair. Oberhoheit; ferner in Oesterreich außer dem Herzogthum Krumau (mit der incorporirten Herrschaft Goldenkron und mehrern Gütern 1190 QKilom.) zahlreiche andere Besitzungen, besonders in Böhmen und Steiermark. Standesherr ist Fürst Johann Adolf S., geb. 22. Mai 1799, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Besitzer und Organisator der berühmtesten Musterwirthschaften. Er folgte seinem 19. Dec. 1833 verstorbenen Vater Joseph, Fürst von S., dessen Gemahlin Pauline, eine Tochter des Herzogs von Aremberg, bei dem Brande des Ballsaals an dem Feste, das ihr Schwager, der Fürst Karl von S., in Paris zur Feier der Verbindung Napoleon's I. mit der Erzherzogin Marie Luise gab, ihr Leben einbüßte. Sein nächstfolgender Bruder war der Fürst Felix von Schwarzenberg (s. d.). Der jüngste der Brüder ist Fürst Friedrich von S., geb. 6. April 1809, der 1. Febr. 1836 zum Fürst-Erzbischof von Salzburg, 24. Jan. 1842 zum Cardinalpriester und 13. Dec. 1849 zum Fürst-Erzbischof von Prag ernannt wurde, Mitglied des österr. Herrenhauses ist und sich als eifriger Vertreter der kirchlichen Interessen bekannt gemacht hat. — Das zweite von dem Fürsten Joseph von S. 1803 auf die Herrschaft Worlid und Klingenberg in Böhmen übertragene und seinem Bruder, dem Feldmarschall Karl Philipp, Fürsten von Schwarzenberg (s. d.), abgetretene Majorat begreift außerdem noch einige Herrschaften, darunter Mariathal, die nebst vier Gütern in Ungarn dem Feldmarschall 1814 vom Kaiser von Oesterreich als Belohnung geschenkt wurden. Der jetzige Majoratsherr ist Fürst Karl von S., geb. 5. Juli 1824. Vgl. «Beiträge zur Geschichte und Statistik des fürstl. Hauses S.» (Wien 1873).

Schwarzenberg (Joh., Freiherr zu), ausgezeichnet durch die Förderung deutscher Bildung im 16. Jahrh., aus der sog. Bairischen Linie seines Hauses, geb. 1463, wohnte den Heereszügen Maximilian's I. bei und wurde dann Hofmeister der Bischöfe von Bamberg. Am bekanntesten hat er sich gemacht als Verfasser der «Bamberger Halsgerichtsordnung» von 1507, welche die Grundlage der «Carolina» bildet. Alleingleichgroße Verdienste erwarb er sich für seine Zeit durch seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit, die der Verbreitung der Sittlichkeit und der der classischen Schätze des Alterthums unter das Volk gewidmet war. So brachte er z. B. eine deutsche Bearbeitung von Cicero's «De officiis» zu Stande. Wesentliche Dienste leistete er endlich der Verbreitung der Reformation, der er sich aus Ueberzeugung und von einem selbstständigen Standpunkte aus anschloß. Er war Mitglied des unter Karl V. eingesetzten Reichsregiments, trug aber dann besonders als Rath Kasimir's und Georg's von Brandenburg zur Durchführung und Organisirung der Reformation in deren Landen bei. S. starb zu Nürnberg 1528. Vgl. Herrmann, «Johann, Freiherr zu S.» (Lpz. 1841).

Schwarzenberg (Adam, Graf zu), kurbrandenb. Geheimrath, die rechte Hand des Kurfürsten Georg Wilhelm, geb. 1587 aus der fränk. Linie, war früher in kaiserl. Kriegsdiensten und wurde dann Rath bei dem letzten Herzoge von Jülich, Johann Wilhelm (gest. 1609). Als solcher ward er vom Kaiser Rudolf II. in die Acht erklärt, weil er bei der Besitznahme von Jülich und Kleve durch Pfalz-Neuburg und Brandenburg den Einspruch des Kaisers nicht geachtet hatte, dagegen von Brandenburg 1610 zum Geheimrath ernannt. Von Kleve brachte ihn Georg Wilhelm, der als Kurprinz dort Statthalter gewesen war, bei seinem Regierungsantritt 1619 nach Brandenburg, wo er fortan auf den schwachen Kurfürsten den größten Einfluß übte. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten wurden durch ihn geleitet. So schloß er mit Pfalz-Neuburg 1624 den Theilungsvertrag über jene Lande ab; auch ging er 1628 nach Wien, wo er für Brandenburg günstige Zugeständnisse erhielt. Nachdem Gustav Adolf 1630 ein Bündniß des Kurfürsten mit Schweden erzwungen, wurde S. nach Kleve entfernt. Gustav hatte sich schon früher sehr hart über ihn ausgesprochen; jetzt ließ er des Grafen Privatbesitzungen mit Beschlag belegen. Erst nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 kam S. wieder

nach Berlin und wurde Statthalter von Brandenburg. Er rieth zu dem Bündnisse mit Oesterreich, wodurch die schrecklichsten Kriegsdrangsale über Brandenburg kamen. Dieser diplomatische Fehlgriff und seine früher schon bewiesene Hinneigung zu Oesterreich haben ihm von seiten mehrerer Historiker, sowie auch Friedrich's II. die Beschuldigung zugezogen, daß er das Vertrauen des schwachen Kurfürsten zum Nachtheile Brandenburgs für des Kaisers Absichten gemißbraucht habe. Doch hat Cosmar in seinen «Beiträgen zur Untersuchung der gegen den kurbrandenb. Geheimrath Grafen Adam von S. erhobenen Beschuldigungen, aus archivalischen Quellen» (Berl. 1828) diese Ansicht nicht ohne Erfolg widerlegt. Dessenungeachtet dürfte S. noch nicht von jedem Verdachte der Untreue freizusprechen sein, und zwar um so weniger, da der Nachfolger Georg Wilhelm's, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, gewiß nicht ohne Grund ihm bald nach seinem Regierungsantritte seine Vollmachten abfordern und ihn 1641 verhaften ließ. Nur sein schon vier Tage hernach an einem Schlagflusse zu Spandau erfolgter Tod (17. März 1641) entzog ihn einer weitern Untersuchung. Die Sage, daß der Kurfürst ihn habe enthaupten lassen, ist durch die auf Befehl Friedrich's II. 1777 veranstaltete Untersuchung des in der Garnisonskirche zu Spandau beerdigten Leichnams widerlegt worden.

Schwarzenberg (Karl Philipp, Fürst von), Herzog von Krumau, österr. Generalfeldmarschall, geb. 15. April 1771 zu Wien, trat 1788 als Offizier in das österr. Heer ein und zeichnete sich 1789 in dem Türkenkriege unter Lacy, dann in den Kriegen gegen Frankreich aus. In dem Feldzuge von 1793 commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen von Koburg und wurde Oberst. In der Schlacht von Château-Cambrésis 1794 warf er unter General Otto an der Spitze seines Reiterregiments, gefolgt von zwölf brit. Schwadronen, den Feind, dessen Infanterie vollständig aufgerollt wurde. Nach dem Siege bei Würzburg wurde er 1796 Generalmajor, 1799 Feldmarschallieutenant. In der Schlacht von Hohenlinden 1800 rettete er sein Corps von der Gefangenschaft. In dem Kriege von 1805 befehligte S. eine Division unter dem General Mack. Bei Ulm commandirte er den rechten österr. Flügel. Nachdem alles verloren, schlug er sich unter dem Erzherzoge Ferdinand mit einigen Reiterregimentern durch und entkam glücklich nach Eger in Böhmen. Die Schlacht von Austerlitz wurde gegen seinen Rath vor der Ankunft der Verstärkungen geliefert. Nach dem Wunsche des Kaisers Alexander erhielt er 1808 die österr. Botschaft in Petersburg, wo seine Lage beim Ausbruche des Kriegs 1809 sehr schwierig war. S. verließ Petersburg, nahm an der Schlacht bei Wagram theil und befehligte auf dem Rückzuge die Nachhut bis Znaim. Damals wurde er General der Cavalerie. Nach dem Wiener Frieden leitete er als österr. Botschafter in Paris die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleon's I. mit der Erzherzogin Marie Luise. Auf diesem Posten erwarb er sich, besonders nach dem gräßlichen Brande des Ballsaals bei dem Feste, das er zur Feier der Verbindung Napoleon's I. mit der Erzherzogin gab, Napoleon's I. Vertrauen im höchsten Grade und erhielt auf dessen Wunsch in dem russ. Feldzuge 1812 den Befehl über das österr. Hülfscorps. Dieses 30,000 Mann starke Corps ging in den ersten Tagen des Juli 1812 über den Bug und besetzte am 11. die Position von Pinsk. Im August erhielt S. von Napoleon I. den Oberbefehl auch über das siebente, aus Sachsen bestehende Corps und operirte auf dem rechten Flügel der gegen Moskau vordringenden Hauptarmee. Es gelang ihm, gegen Tormassow einige Vortheile zu erhalten. Im October mußte er sich jedoch vor der verstärkten russ. Armee unter Tschitschakow und Tormassow ins Großherzogthum Warschau zurückziehen, wo er sich, wahrscheinlich zufolge geheimer Instructionen, bis zum Febr. 1813 in der Position von Pultusk unthätig verhielt. In diesem Feldzuge hatte S. vom Kaiser Franz auf Napoleon's I. Wunsch den Marschallsstab erhalten. Im April 1813 war S. in Paris, wo er vergeblich den Frieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln versuchte. Nach seiner Rückkehr erhielt er den Oberbefehl über das sich in Böhmen versammelnde Beobachtungsheer, welches im August, nach der Kriegserklärung Oesterreichs, durch einen Theil der preuß. und russ. Heere verstärkt wurde. S. wurde zum Generalissimus der gesammten gegen Frankreich bestimmten Armeen ernannt und übernahm damit eine äußerst schwierige Aufgabe. Seine erste Unternehmung gegen Dresden war nicht glücklich, die siegreiche Schlacht bei Kulm gegen Vandamme stellte aber das Vertrauen auf seine Operationen wieder her. S. schlug sodann Napoleon I. bei Leipzig und führte 1814 die verbündete Armee nach Frankreich, wo der Feldzug glücklich beendigt wurde. Nach der Rückkehr Napoleon's I. von Elba erhielt S. den Oberbefehl über die verbündete Armee am Oberrhein, die Schlacht bei Waterloo ließ dieselbe aber nicht zu erheblicher Thätigkeit kommen. Nach Beendigung des Kriegs wurde er 1815 Präsident des Hofkriegsraths und mit mehrern Gütern in Ungarn beschenkt. Am 13. Jan. 1817

lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite; er starb auf einer Reise zur Cur 15. Oct. 1820 in Leipzig. Das Feldherrntalent S.'s ist häufig in Zweifel gezogen, namentlich sein Feldzug von 1814 scharf verurtheilt worden. Doch darf man nicht übersehen, wie sehr er durch polit. und persönliche Einflüsse in der Kriegführung gehemmt war. Seine Familie ließ ihm 18. Oct. 1838 einen Denkstein auf dem Schlachtfelde von Leipzig (bei Meusdorf) setzen; in Wien wurde ihm 20. Oct. 1867 ein von Hähnel gefertigtes Reiterstandbild errichtet. Vgl. Profesch-Osten, «Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten S.» (Wien 1823).

Schwarzenberg (Fürst Felix Ludw. Joh. Friedr.), österr. Staatsmann, geb. 2. Oct. 1800 auf der Herrschaft Krumau in Böhmen, zweiter Sohn des 1833 verstorbenen Fürsten Joseph S., trat 1818 als Cadet in ein Kürassierregiment, avancirte bis zum Rittmeister und ging dann 1824 als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg. Zwei Jahre später wurde er mit Aufträgen nach London geschickt und schloß sich dort der außerordentlichen Mission nach Brasilien an (1827), an deren Spitze Baron Neumann stand. Nach seiner Rückkehr nach Europa war er bei verschiedenen österr. Gesandtschaften, namentlich in Paris und Berlin, und rückte zum Legationsrath und dann Geschäftsträger auf. Er erhielt 1838 bei den Höfen von Turin und Parma einen eigenen Gesandtschaftsposten, welche Stellung er 1846 mit der gleichen Function beim neapolit. Hofe vertauschte. Hier entwickelte er eine große Energie, namentlich seitdem die ital. Bewegung auch Neapel ergriff. Als bei einem Volksauflaufe 26. März 1848 sein Palast insultirt ward, forderte er Genugthuung, und als ihm diese nicht in verlangtem Maße gewährt ward, verließ er Neapel. Er ging nach Wien, um eine militärische Stellung zu suchen. Während seiner diplomatischen Laufbahn war sein militärisches Avancement nicht unterbrochen worden, und er hatte schon 1842 den Rang eines Generalmajors erlangt. Als solcher übernahm er jetzt eine Brigade unter Nugent in Oberitalien, zeichnete sich in den Schlachten bei Curtatone und Goito aus und ward noch vor dem Entscheidungskampfe bei Custozza zum Feldmarschalllieutenant ernannt. Die innere Krisis des österr. Staats rief ihn jedoch in die Staatsverwaltung zurück. Nach Bewältigung des wiener Octoberaufstandes von 1848 ward S. 22. Nov. an die Spitze des neuen Ministeriums berufen, in dessen Wirken sich bald seine mit der seines Schwagers Marschall Windischgrätz gepaarte Energie fühlbar machte. Der Kampf erst gegen den in Frankfurt projectirten deutschen Bundesstaat, dann gegen die preuß.-deutsche Union, das Bündniß mit Rußland zur Unterdrückung des ungar. Aufstandes, die Umgestaltung Oesterreichs in einen Einheitsstaat, die Herstellung des österr. Einflusses bei den deutschen Mittelstaaten, die Wiederberufung des Bundestags, die Bregenzer Allianz, die Execution in Hessen und Holstein und die Nöthigung Preußens, alle seine Positionen aufzugeben, das waren die bezeichnenden Momente der S.'schen Politik. Doch gelang es ihm nicht, wie er wollte, auf den dresdener Conferenzen eine Umgestaltung der Deutschen Bundesacte im österr. Interesse und den Eintritt von Gesammtösterreich («70 Millionen-Reich») in den Bund durchzusetzen. Dagegen verfolgte er mit Geschick den Plan einer nähern Zollverbindung Oesterreichs mit Deutschland. Die Schritte gegen Preußen in dieser Angelegenheit, wie die Berufung der Wiener Zollconferenz u. s. w. waren seine letzten Erfolge. Mitten in dieser Thätigkeit machte ein Schlaganfall 5. April 1852 seinem Leben ein Ende. Vgl. Berger, «Leben des Fürsten Felix zu S.» (Lpz. 1853).

Schwarzkümmel, Pflanzengattung, s. Nigella.

Schwarzwald (Silva nigra des Mittelalters, Silva macriana, im südl. Theile auch Mons Abnoba der Römer), ein Gebirge, das sich von Waldshut bis Basel steil aus der Rheinfurche erhebt und nach Norden durch Baden und Würtemberg bis Pforzheim streicht. An seinem Westfuße, wo das Gebirge, 7—25 Kilom. vom Rhein entfernt, rasch und steil in die vorgelagerte, reich gesegnete oberrhein. Tiefebene abfällt, liegen die Städte Freiburg, Lahr, Offenburg, Rastatt und Durlach, welche von jeher für Handel und Gewerbe die Vororte des Hinterlandes bildeten. Gleichen Steilabfall gegen die Rheinebene bewahrt auch das nördlich vorgelagerte flache Hügelland der Rheinpfalz, das bis zum Odenwald reicht und oft, aber mit Unrecht, als Fortsetzung des S. unter dem Namen Neckargebirge aufgeführt wird. Die Ostgrenze des S. folgt von Pforzheim an dem Lauf der Nagold aufwärts bis zur Stadt Nagold, dann dem Lauf des Neckars von Horb über Sulz und Rottweil bis zu seiner Quelle und zuletzt der gegen Süden fließenden Wutach. Auf dieser ganzen Strecke ist der Abfall sanft. Im Südosten hängt der S. so innig mit dem deutschen Jura zusammen, daß die Grenzlinie beider nur nach der verschiedenen geognost. Bodenbeschaffenheit derselben gezogen werden kann. Die Länge des S. beträgt etwa 150 Kilom., die Breite im Süden 75 Kilom., in der Mitte 35 Kilom., im Norden 22 Kilom. und sein Flächeninhalt 4955 QKilom., wovon ein Drittel auf Würtemberg kommt.

Wie die Breite, so nimmt auch die senkrechte Höhe von Süden nach Norden ab; die Gesammterhebung beträgt im Süden 1000 Mt., im Norden 700 Mt.; die Höhe der höchsten Gipfel, welche sämmtlich gegen Westen liegen, sinkt von 1500 Mt. (Feldberg) im Süden auf 1170 Mt. (Hornisgrinde) im Norden; die Senkung von Westen nach Osten beträgt im Süden wie im Norden durchschnittlich 200 Mt. Den Kern des ganzen Gebirgs bildet der Feldberg (1495 Mt.), um den sich mehrere 12—1300 Mt. hohe Berge lagern; gegen Süden liegt das Herzogenhorn (1341 Mt.), der Blößling (1254 Mt.) und der Hochkopf (1232 Mt.), gegen Westen die Bärhalde (1321 Mt.), gegen Norden der Todte Mann und Rotheck (1148 Mt.), gegen Nordwesten der Hirschkopf, Farnwinde und der Erzkasten (1286 Mt.), gegen Westen der Belchen (1415 Mt.) und der Blauen (1167 Mt.). Auf dem Osthange der Gruppe liegen mehrere Seen (Feldsee, Titisee, Schluchsee u. s. w.); überdies wird sie durch tief einschneidende Zuflüsse des Rheins, wie die Wutach, die Alb, die Wehra, die Wiese, der Neumagen und die Dreisam, gegliedert, welche die Masse in vier Hauptketten zerlegen. Von Freiburg, dem westlich der isolirte Kaiserstuhl vorliegt, gelangt man in nordöstl. Richtung über den Kandelberg (1213 Mt.) zu den Donauquellen Brege und Brigach, mittels welcher das Donaugebiet einen einspringenden Winkel in den S. macht, der sonst ganz dem Rheingebiet angehört. Die Schiltach, welche in der Nähe der Brigachquelle entspringt, eilt der Kinzig zu, deren tief eingeschnittenes Thal den obern, südlichen S. vom untern oder nördlichen trennt. Jenseit dieser Kinzigspalte verliert der S. mehr und mehr den Charakter eines kammlosen, aus einzelnen Berghöhen mit abgerundeten Kuppen bestehenden Gebirgs und wird allmählich, namentlich im Osten, zu einer Hochfläche. Den Kern des untern S. bildet die Hornisgrinde (1166 Mt.) mit den südlich anstoßenden Kniebishöhen (973 Mt.), von welchen die Kinzig und die Murg unmittelbar dem Rhein, die Glatt, Nagold und Enz aber dem Neckar zueilen. Auch hier ist der Osthang, wie beim Feldberg, mit Seen bedeckt, von welchen der abgeschiedene, sagenreiche Mummelsee und der Wilde See die bekanntesten sind. Das Gestein des S. ist vorzugsweise der geschichtete Gneis und der eruptive Granit, von Porphyren durchschwärmt, und im Norden und Osten (also vorzugsweise im württemb. Antheil) vom rothen oder bunten Sandstein bedeckt, dem sich stellenweise Thonstein, Kohlensandstein, Todtliegendes und Muschelkalk zugesellen. Doch haben die Kinzig, die Murg und die Enz ihre Thäler durch den bunten Sandstein bis zum Granit eingeschnitten. Lehmschichten, die das Wasser nicht durchsickern lassen, erzeugen jene schwarzen, schwammigen Moorgründe, die auf den Hochebenen nicht selten sind, und begünstigen auch bei dem reichlichen atmosphärischen Niederschlag die Bildung der Hoch- und der Kesselseen, die das Gebirge in so großer Zahl zeigt. An Metallen ist das Gebirge arm; die Silber- und Kobaltgruben des Urgebirgs, die Kupfergruben des Sandsteins sind fast ganz ausgebeutet und der Eisenreichthum des bunten Sandsteins und des Muschelkalks wird immer weniger benutzt; auf der Westseite des S. sind senkrecht aufgerichtete Kohlenflöze. Sowol das Urgebirge als auch der bunte Sandstein sind reich an Mineralquellen (Baden-Baden, die Rench- und Kniebisbäder, Badenweiler, Wildbad, Teinach, Liebenzell), von denen viele einen wohlverdienten Ruf genießen und wozu noch Kaltwasserheilanstalten, Fichtennadelbäder und Luftcurorte kommen.

Das Klima des S. ist sehr gesund, aber meist rauh. Auf den Hochflächen, in den dem dunkeln Nadelwald abgerungenen Lichtungen, ist die Roggen- oder Dinkelernte meist 8—14 Tage später als in den Thälern; die Felder liefern meist einen vier- bis sechsfachen Ertrag; der Mangel an Dünger gestattet aber nicht, den magern Boden alljährlich anzubauen. Bei 1000 Mt. Höhe hört mit dem Hafer der spärliche Getreidebau auf; noch zeigen sich in dieser Höhe die finstern Fichtenwälder, die dem Gebirge den Namen gegeben haben, aber in 1300 Mt. Meereshöhe hört aller Holzwuchs auf; weiter oben weht schon eine so rauhe Luft, daß die Gipfel meist nur zwei Monate schneefrei sind und die moorbedeckten Hochebenen nur einige elende Gräser und Sträucher, höchstens verkrüppelte Legforchen tragen. Dagegen sind die untern Thäler mit üppigen Laubwäldern (bis 750 Mt.) und Obstgärten geschmückt, und einige in die Rheinebene mündende untere Thäler sind so milde, daß in ihnen sogar Wein, Mandeln und Edelkastanien zur Reife gelangen. Ausgezeichnete Weine liefern die Markgrafschaft zwischen Basel und Freiburg, der Kaiserstuhl, das Kinzig- und das Renchthal, Baden-Baden und das Murgthal. Aus den Heidelbeeren und Preißelbeeren gewinnt man den Heidelbeer- und Preißelbeergeist, das Hauptgetränke im Gebirge. Etwas lohnender als der Ackerbau ist die Viehzucht. Das Vieh wird im Sommer auf die Höhen getrieben, woselbst dann eine Art Alpenwirthschaft stattfindet. Bedeutender ist die Schweinezucht, und es wird auch die Bienenzucht mit Vorliebe getrieben, da der schwarzwälder Honig sehr gewürzhaft ist. Außer Wölfen und

Wildschweinen, die sich nur von Zeit zu Zeit im S. blicken lassen, finden sich daselbst Hirsche, Rehe, Hasen, Luchse, Füchse; die großen Waldhühner Auerhahn, Birkhahn und Haselhuhn sind seltener geworden; die Gebirgsbäche liefern Aale, Forellen und Aeschen. Hier und da findet sich noch die giftige schwarze Otter. Die engen Thalspalten, die hohen Kammeinschnitte des S. bieten der Communication so bedeutende Schwierigkeiten, daß die Straßen, namentlich auf der Westseite, an die Flußthäler und Gebirgseinsattelungen gebunden sind. Die wichtigsten Uebergänge sind: die Renchstraße, welche mittels des Kniebispasses mühsam den Roßbühl übersteigt und über Freudenstadt nach Rottweil, Nagold und Stuttgart führt (s. Kniebis); die Kinzigstraße über den Sattel von Mooswalde und über Schramberg nach Rottweil; die Dreisam- oder Höllthalstraße über die Steig und durch das Wutachthal nach Donaueschingen, Schaffhausen oder Waldshut, bekannt durch Moreau's Rückzug 1796. Den Rand des S. umzieht die Eisenbahn von Pforzheim über Karlsruhe, Rastatt, Offenburg, Freiburg, Basel, Laufenburg, Waldshut, Schaffhausen, Singen, Immendingen, Tuttlingen, Spaichingen, Rottweil, Sulz, Horb, Nagold, Calw wieder nach Pforzheim. Querbahnen sind die Bahn von Offenburg im Kinzig-, Gutach- und Bregethal über Gengenbach, Haslach, Hausach nach Hornberg, Triberg und Villingen und von da über Donaueschingen nach Immendingen und die noch unvollendeten von Appenweier nach Horb und von Hausach nach Freudenstadt. Kleinere Localbahnen führen von Basel nach Zell, von Oos nach Baden-Baden und von Pforzheim nach Wildbad. Den Schwarzwälder beschäftigt der Holzreichthum seiner Heimat als Köhler, Harzreißer, Kienrußbrenner, Holzhauer, Pottasche- und Sauerkleesalzsieder und Verfertiger von Löffeln, Tellern und Schachteln; Bäche und Flüsse (besonders die Kinzig, Murg, Nagold, Enz, Neckar) begünstigen die Flößerei und das Holzsägen; die Fabrikthätigkeit liefert Thon- und Glaswaaren, Strohwaaren, Baumwollgewebe, Uhrenbestandtheile, Musikwerke und die weltbekannten Schwarzwälder Uhren, die besonders von Lenzkirch, Neustadt, Triberg, Furtwangen, St.-Georgen und Vöhrenbach aus in die entlegensten Gegenden versendet werden. — Der Schwarzwaldkreis des Königreichs Würtemberg zählt (1875) auf 4773,2 QKilom. 454,937 E., darunter 335,892 Evangelische, 116,861 Katholiken, 777 Dissidenten und 1353 Juden. Er zerfällt in 17 Oberämter, hat 37 Städte, 474 Flecken und Dörfer; der Sitz seiner Regierung und Verwaltung ist Reutlingen, seine beiden Kreisgerichtshöfe (mit Schwurgerichten) sind Tübingen und Rottweil. Vgl. Trenkle, «Geschichte der schwarzwälder Industrie von ihrer frühesten Zeit bis auf unsere Tage» (Karlsr. 1874); Seyditz, «Neuer Wegweiser durch den S. nebst Odenwald u. s. w.» (4. Aufl., Freiburg 1876); Schnars, «Neuester Schwarzwaldführer» (2 Thle., Heidelb. 1876); derselbe, «Die Badische Schwarzwaldbahn» (2. Aufl., Heidelb. 1877); derselbe, «Neuester kleiner Führer durch den S.» (Heidelb. 1878).

Schwarzwild ist die gebräuchliche Jagdbezeichnung für das Wildschwein (s. Schwein) im Gegensatz zu Rothwild (Hirschen und Rehen).

Schwarzwurzel (Scorzonera L.) ist der Name einer zur Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen, gehörenden Pflanzengattung, deren eiförmige, mit einer dachziegeligen Schuppenhülle versehene Blütenkörbchen lauter zungenförmige Blüten von gelber, seltener rosenrother Farbe haben. Die Früchte sind schnabellos mit schiefem Nabel und tragen eine federige Fruchtkrone. Die Scorzoneren sind mildende, ausdauernde Pflanzen mit beblättertem Stengel, ganzen, meist schmalen und langen parallelnervigen Blättern und einzeln am Ende des Stengels oder der Aeste stehenden Blütenkörbchen. In ganz Deutschland findet sich auf feuchten Wiesen die niedrige S. (S. humilis L.), bei welcher die äußern Hüllblätter der Blütenköpfe ei-lanzettig und schmal sind, häufig wildwachsend. Ihre Wurzel kann recht gut als auflösendes, gelind eröffnendes Heilmittel gebraucht werden. Von ihr ist die spanische S. (S. Hispanica L.), welche hauptsächlich in Südeuropa, aber auch in mehrern Gegenden Deutschlands wild wächst und als Gemüsepflanze häufig angebaut wird, durch höhern Wuchs, längere und größere Blätter, die dreieckig-eirunden, breiten, äußern Hüllblätter verschieden. Ihre Blüten haben, namentlich am Morgen, einen sehr angenehmen Vanillegeruch. Ihre außen schwarze, innen weiße Wurzel, welche einen weißen Milchsaft enthält und mild, süßlich-schleimig schmeckt, wird als Gemüse gern gegessen, zum Theil auch als Ersatzmittel des Spargels benutzt. Die Blätter sind ein geringes Surrogat der Maulbeerblätter zur Fütterung der Seidenraupen.

Schwaz, Marktflecken im gleichnamigen Bezirke Tirols, am rechten Ufer des Inn, Station der Oesterreichischen Südbahn (Kufstein-Ala), ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Arbeitsanstalt für weibliche Sträflinge und zählt (1869) 4813 E., welche Tabacks- und Steingutfabriken und eine Drahtwaarenfabrik unterhalten, hauptsächlich

aber Strumpfstrickerei treiben. In der Nähe steht das Benedictinerstift Fiecht. Der Segen des im Mittelalter schwunghaft betriebenen Bergbaues, der Quelle des Reichthums der augsburger Fugger, ist längst versiegt. In den Kämpfen von 1809 wurde S. unter General Wrede von den Baiern verwüstet und konnte sich seitdem nicht wieder erholen.

Schwechat (Kleinschwechat), ein schon zur Römerzeit unter dem Namen Villa Gai gekannter Ort, Marktflecken am gleichnamigen Flusse, in Niederösterreich, unweit Wien, zählt (1869) 3678 E., ist der Hauptort des gleichnamigen Bezirks und somit Sitz eines Bezirksamts. S. besitzt eine Baumwollspinnfabrik und ist besonders bekannt durch seine Bierbraucreien (Dreher). Ein Obelisk in der Nähe des Ortes erinnert an die Zusammenkunft des Kaisers Leopold I. mit dem Polenkönig Sobiesti nach der Befreiung Wiens 1683. Im Oct. 1848 wurden hier die ungar. Insurgenten von den kaiserl. Truppen besiegt.

Schweden (schwed. Sverige), ein Königreich, das von der skandinav. Halbinsel die südöstliche, größere (58 Proc.), mildere und fruchtbarere, auch mehr bevölkerte Seite einnimmt, wird im NW. und N. von Norwegen, im O. von Finland (wo die Muonio- und Torneä-Elf die Grenze bilden), dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee, im S. und SW. von der Ostsee, dem Oeresund, dem Kattegat und dem Skagerrak begrenzt und erstreckt sich von 55° 20′ 18″ bis 69° 3′ 21″ nördl. Br. und von 28° 49′ bis 41° 49′ östl. L. Es bildet einen parallel mit Norwegen von Nordnordosten nach Südsüdwesten sich erstreckenden Streifen, der bei einer Länge von 1500 und einer Breite von 300—400 Kilom. 442,202,3 QKilom. und eine Seegrenze, alle Busen und Fjorde nicht mit inbegriffen, von 2500 Kilom. hat. Von diesem Flächeninhalt liegen 145,000 QKilom. (33 Proc.) unter 90 Mt. absolnter Höhe, 127,000 (29 Proc.) zwischen 90 und 240 Mt., 133,000 (30 Proc.) zwischen 240 und 600 Mt., 38,000 (8 Proc.) über 600 Mt. Der Boden S.s ist zu einem großen Theile gar keiner Cultur fähig. Es werden 36,050,5 QKilom. (also 8,2 Proc. des Ganzen) von Seen eingenommen. Der übrige Theil der Oberfläche besteht meist aus gebröckeltem und verwittertem Gneis und Granit, der nur mit einer dünnen Schicht von Fruchterde bedeckt ist, und selbst wo diese eine bedeutende Tiefe hat, liegen oft Felsentrümmer darauf zerstreut. Dagegen ist das Land auch durch seinen Fluß- und Seereichthum begünstigt. Die Flüsse des nördlichen S. sind sämmtlich Bergströme, reißend und wegen Klippen, Stromschnellen und Wasserfällen zur Schifffahrt nur streckenweise, dagegen vielfach zum Flößen brauchbar. Die Flüsse im Süden des Landes sind meist zu seicht, als daß sie der Schifffahrt dienen könnten. (S. Skandinavien.)

Die Bevölkerung gehört, mit geringer Ausnahme, dem german.-skandinav. Volksstamme an, aus dem sie sich im Laufe der Zeit zu besonderer schwed. Nationalität herausgebildet hat. Fremden Stammes sind die Lappen, an Zahl 6711 (im J. 1870) in den Lappmarken, die Finnen, an Zahl 14,932, größtentheils in Norrbotten und demnächst in Dalarna und Wermland, wo sie als Colonisten, meistens jedoch mit Aufgebung ihrer ursprünglichen Sprache, leben. Außerdem gibt es in S. etwa 1836 Juden und eine Zahl von in den Städten wohnhaften Fremden. Der german. Schwede ist im allgemeinen schlank, aber kräftig gebaut, gewöhnlich blauäugig, blond und von edler Gesichtsbildung und Haltung, gottesfürchtig, sittlich, Vaterland, Freiheit und Selbstständigkeit liebend, gastfrei und höflich, verständig, ernst und arbeitsam, sowie geschickt in mechan. Arbeiten. Doch aber zeigt er sich auch rang- und titelsüchtig, neidisch, mistrauisch, nach dem Ausländischen haschend, starken Getränken ergeben. Die Bevölkerung wuchs bis zum J. 1810 sehr langsam, machte aber seitdem raschere Fortschritte. Sie betrug 1747: 1,736,482, 1810: 2,377,851, 1840: 3,138,887, 1855: 3,639,332, 1865: 4,114,141, 1875: 4,383,291 und 1876: in Götarike 2,542,126, in Svearike 1,305,802 und in Norrland 581,785, insgesammt 4,429,713 Personen (2,151,326 männliche und 2,278,387 weibliche). Das Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte ist jetzt etwas günstiger als ehemals; 1750 kamen 112 Weiber auf 100 Männer, jetzt nur 106 auf 100. Auf dem Lande wohnten 3,798,715 (1,863,301 männliche und 1,935,414 weibliche) und in den 90 Städten 630,998 (288,025 männliche und 342,973 weibliche). Ungeachtet des rauhen Klimas, der theilweise spärlichen Nahrung, der schweren Arbeit, des oft übermäßigen Branntweingenusses stellt sich in S. die Lebensdauer nicht ungünstig. Von 1872—76 kam jährlich nur 1 Todesfall auf 54 E., während auf 33 E. ein Geburtsfall kam. Gleich der Ergiebigkeit des Bodens nimmt nach Norden zu auch die relative Bevölkerung ab. Im Län Malmöhus in Schonen leben 72 Individuen auf dem Quadratkilometer, während in Norrbotten kaum 1 auf den Quadratkilometer kommt. Die größten Städte nebst ihrer Bewohnerzahl 1876 waren: Stockholm 157,215, Gothenburg 68,756, Malmö 33,292 und Norrköping 26,787 E.

Der Ackerbau bildet trotz der nicht sehr günstigen Bodenverhältnisse die Hauptbeschäftigung von fast zwei Drittel der Bevölkerung. Derselbe hat im 19. Jahrh. solche Fortschritte gemacht, daß man seit 1820 der Getreidezufuhr aus dem Auslande entbehren, seit 1870 sogar jährlich etwa 17 Mill. Kubikfuß Getreide ausführen konnte. Doch ist sicher, daß die Culturfläche noch um das Doppelte vermehrt, der Ertrag der Landwirthschaft also in demselben Maße gesteigert werden kann. Nach officiellen Angaben beträgt das Ackerland in S. 2,737,000, die natürliche Wiesenfläche 1,929,000, Gärten 27,000, also das gesammte Culturland 4,693,000 Hekt., d. i. 11,8 Proc. der ganzen Bodenfläche. Die südl. Gegenden zeigen aber ganz andere Verhältnisse, so ist z. B. das Culturland in Kristianstads Län 46 Proc. und in Malmöhus Län 72 Proc. der Bodenfläche. Am verbreitetsten ist der Anbau der Gerste, die an geschützten Stellen selbst im höchsten Norden gedeiht, während der Haferbau nicht über 64° nördl. Br. reicht. Roggen, das Brotkorn des Volks, wird überall gebaut, bis über den 66.° nördl. Br. hinaus. Weizencultur besteht ziemlich stark in den fruchtbarern Län von Götaland und Svealand. Auch baut man dort Erbsen, Bohnen und Wicken. Die Flachs- und Hanfcultur deckt die Bedürfnisse des Landes bei weitem nicht. Der Kartoffelbau reicht bis in den höchsten Norden hinauf, und seiner Entwickelung haben die Bewohner der innern nördl. Landestheile zu danken, daß sie in Mißjahren nicht mehr, wie früher geschah, ihre Zuflucht zu Nothbrot von Fichtenrinde zu nehmen brauchen. In der südl. Hälfte des Landes baut man außerdem Runkelrüben, Rüben und andere Wurzelgewächse, und besonders in der Nähe der Städte und auf größern Gütern wird auch Garten- und Obstbau (namentlich Aepfel) betrieben. Die Viehzucht, obschon von bedeutenden Wiesen und Weiden unterstützt, hat sich bisher in vernachlässigtem Zustande befunden. Nach officieller Angabe besaß S. 1875: 460,000 Pferde, 340,000 Ochsen und Stiere, 1,360,000 Kühe, 482,000 Stück Jungvieh, 1,734,000 Schafe und Ziegen und 415,000 Schweine, außerdem an 200,000 Rennthiere (der einzige Reichthum der Lappen). Diese große Menge von Hausthieren ist jedoch nicht im Stande, die Bedürfnisse des Landes zu decken, und es findet daher eine bedeutende Einfuhr von Thierproducten statt; 1876 wurden eingeführt: Speck und Fleisch 304,714 schwed. Ctr. (à 42,5 Kilogr.), Talg 28,308, Butter 50,852, Käse 20,478, Rohhäute 51,084, Wolle 43,798. Seit 1864 findet indeß auch eine bedeutende Ausfuhr von Schlachtvieh, hauptsächlich nach England statt; 1876 wurden ausgeführt: 20,525 Stück Rindvieh, 18,521 Schafe und 13,285 Schweine. Auch von Butter wird eine nicht unbedeutende Menge exportirt, 1876: 82,734 Ctr. Die einheimischen Rinder und Pferde sind zwar kräftig, aber unansehnlich und werden theilweise ohne große Sorgfalt gezogen. Indessen hat man schon seit längerer Zeit Anstalten zur Veredlung der Rassen getroffen. Viel Aufmerksamkeit wird in neuester Zeit der Entwickelung der Milchwirthschaft gewidmet, besonders der Bereitung von Butter. Die Mehrzahl der Schafe gehört der einheimischen Rasse mit grober Wolle an, da die Ungunst des Klimas der Edelzucht große Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Entwickelung des rationellen Landbaues fördern die landwirthschaftliche Akademie zu Stockholm, zwei höhere Institute (zu Ultuna bei Upsala und Alnarp in Schonen), 27 Ackerbauschulen und die Haushaltungsgesellschaften in allen Län. Die Zahl der Husen belief sich 1870 auf 67,184, wovon 910 auf die zu den Städten gehörenden Ländereien kommen, die der ländlichen Besitzungen auf 297,301, die der Kötthnerstellen mit Landbesitz auf 182,166; der Werth des sämmtlichen Landbesitzes betrug 1877: 1,897,617,103 Kronen, der alles übrigen versteuerten liegenden Besitzes 748,531,702 Kronen, wozu noch die steuerfreien Besitzungen des Staats, der Communen, Stiftungen u. s. w. mit 191,614,302 Kronen kommen.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht bildet die Waldnutzung eine Hauptquelle des Nationaleinkommens, da mindestens $16^1/_2$ Mill. Hekt. der Bodenfläche mit Wald bedeckt ist. Der größte Theil davon besteht aus Nadelhölzern, namentlich Fichten und Tannen, die vorzügliches Nutzholz geben. Unter den Laubhölzern ist am wichtigsten die Birke, die bis in den höchsten Norden hinauf wächst. Von geringerm Belang sind Eichen, Buchen, Linden und Ulmen, von denen die Eichen nördlich bis Sundsvall, die Buchen nur bis Kalmar hinauf gehen. An den Holzreichthum des Landes sind bedeutende Gewerbe geknüpft, wie Fällen und Flößen der Bäume, Kohlenbrennerei, Theerbereitung, Schiffbau und vor allem Häuserbau. Die Holzausfuhr betrug 1876: Planken, Breter und Abfall davon 2,700,000 Kbmt.; Masten, Balken und Sparren 630,000 Kbmt.; Latten und Leisten über 568,000 Stück; Tonnendauben, meistens eichene und buchene, 28,160,800 Stück und außerdem 2600 Ctr. Pech und 147,900 Ctr. Theer. Da zu dieser bedeutenden Ausfuhr der noch bei weitem größere innere Verbrauch hinzukommt, welcher besonders veranlaßt wird durch die in ganz S. (mit Ausnahme der größern Städte)

übliche Bauart von Holz, durch die Einfriedigung aller Ländereien mit aufeinandergelegtem gespaltenen Holz, das nach einigen Jahren verfault ist, durch die vielen Berg- und Hüttenwerke, durch die Holzverschwendung bei der Heizung, welche wegen der Kälte des Klimas und der langen Dauer des Winters ohnehin viel Feuerungsmaterial erfordert, so kommt es, daß die Wälder jährlich wenigstens 31,500,000 Kbmt. hergeben müssen und bereits in manchen Gegenden nicht mehr für den eigenen Bedarf ausreichen, ja sogar in früher waldreichen Districten schon Holzmangel eingetreten ist. Die Steinkohleneinfuhr, die in beständiger Zunahme begriffen ist, belief sich 1876 auf 991,500 Kbmt. In Schonen hat man zwar schon längst bei Höganäs unweit Helsingborg ein Steinkohlenbergwerk bearbeitet, wo (1876) 46,263 Kbmt. zu Tage gefördert wurden, aber diese Steinkohlen gehören einer jüngern Formation an und brennen daher nicht gut. Dagegen hat man seit 1872 an verschiedenen Stellen in Schonen, wie besonders in der Gegend von Helsingborg, ferner bei Engelholm, auf der Insel Hven, bei Ystadt u. a. m., Bohrversuche angestellt und bei Raus in einer Tiefe von 200 Mt. an mächtige Steinkohlen von vorzüglicher Güte gefunden. Die ganze Steinkohlenproduction S.s betrug 1876 nur 96,783 Kbmt. Auch die vorhandenen großen, bis jetzt nur an wenigen Stellen benutzten Torfmoore hat man auszubeuten begonnen, und es haben sich unter anderm mehrere Interessentschaften zur Anlage großer Kugeltorffabriken gebildet.

Die Kronforsten stehen unter einer Forstverwaltung; das ganze Land zerfällt in 9 Districte und 88 Arrondissements. In einem Forstinstitut und sechs Forstschulen werden die Forstbeamten ausgebildet. Die Jagd, durch keine Gesetze beschränkenen als durch das Recht des Grundbesitzes, war früher weit wichtiger, weil die Menge des Wildes sehr abgenommen hat. Doch liefern die waldreichen Gegenden in Norrland noch viel Hasen, Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner. Hirsche und Rehe sowie Elenthiere finden sich selten; das Rennthier ist gewöhnlich nicht wild, sondern wird von den Lappen als Hausthier gezogen. An den Küsten werden Seevögel und Robben gejagt. Die Pelzthiere, Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Marder, Hermeline u. s. w., sind bedeutend in Abnahme begriffen. Auch Zobel und Biber sind noch vorhanden, aber äußerst selten. Wichtiger als die Jagd ist die Fischerei, welche für die Küstenbewohner am Kattegat und Skager-Rak ein Hauptgewerbe bildet und sich, mit dem gänzlichen Aufhören des zu Anfang des 19. Jahrh. ungemein ergiebigen Heringsfangs (jährlich über 3 Mill. Tonnen), auf Dorsche, Schellfische, Makrelen, Hummer, Krabben und Austern richtet. Die Fischerei in den Flüssen und Landseen liefert außer andern Fischen namentlich Lachse. Die Ostseefischerei deckt indeß keineswegs den Bedarf des Landes, und es werden große Massen von Fischen jeder Art besonders aus Norwegen eingeführt.

Einer der wichtigsten Erwerbszweige für S. ist auch der Bergbau, der vorzugsweise auf Eisen, weniger auf Kupfer, Silber und andere Mineralproducte betrieben wird. Die ergiebigsten Bergwerke liegen in dem Gürtel, welcher im Süden von den Seen Wener, Wetter, Hjelmar und Mälar, im Norden durch die Ljusna-Elf begrenzt wird und hier besonders in den Län Kopparberg, Örebro, Wermland und Westmanland. In S. wurden 1876 aus 731 Gruben gegen 18,500,000 Ctr. Eisenerz gefördert, das durch Betrieb von 206 Hohöfen 8,109,000 Ctr. Roheisen und 182,000 Ctr. Gußgüter, außerdem durch 64 eigentliche Gießereien 416,000 Ctr. Gußgüter lieferte. Ferner bereitete man 4,997,000 Ctr. Stabeisen. Die Production von Stahl, Platten, Nägeln, Werkzeugen u. s. w. betrug 1,495,000 Ctr. Das schwed. Eisen gehört zu dem besten, und berühmt sind besonders die Gruben von Dannemora. Da jedoch die Holzkohlen, bisher das einzige Brennmaterial bei der Fabrikation, in hohem Preise stehen, so kann S. in dieser Hinsicht namentlich mit England nicht concurriren. Doch nicht blos innerhalb des erwähnten Gürtels findet sich Eisen, sondern dieses Metall ist, mit Ausnahme Schonens, über das ganze Land verbreitet. So besteht der Taberg bei Jönköping aus Eisenerz, desgleichen mehrere Berge in Lappland, namentlich der Gellivara (s. d.). Nächst dem Eisen ist das Kupfer wichtig, welches im Norden häufig vorkommt, dort aber bisher noch nicht der Ausbeute unterlag; 1876 wurden 21,205 Ctr. Garkupfer gewonnen, und bei 10 Kupferhämmern und Walzwerken betrug die Production 6698 Ctr. Auch Silber gewinnt man, wenn auch nicht mehr in solcher Menge wie früher. Im J. 1875 betrug die Ausbeute an Silber nur noch etwas über 1877 Pfd. Außerdem lieferte der Bergbau 14 Pfd. Gold, 220 Ctr. Nickelkupfer, 1825 Ctr. Nickelstein, 1000 Ctr. Blei, 835,000 Ctr. Zinkerz, 4500 Ctr. Schwefel u. s. w. Die Zahl der beim Bergbau beschäftigten Arbeiter betrug 28,621.

Die eigentliche Industrie S.s befriedigt zwar noch immer nicht den einheimischen Bedarf, hat aber doch seit 1830 einen kräftigen Aufschwung genommen. Der Werth sämmtlicher

Fabrikate betrug 1870 mehr als 92¼ und 1876 mehr als 173 Mill. Kronen (à 1 Mark 12,5 Pf.). Die Zahl der Fabriken war 1830: 1857; 1876 aber 2825. Von den Fabriken wurden 651 von Thieren, 637 von Wasser, 684 von Dampf oder Warmluft in Bewegung gesetzt. Die Zahl der Pferdekräfte betrug 28,003; 61,414 Arbeiter (davon 17,003 weibliche) waren in diesen Fabriken beschäftigt. Die wichtigsten der Fabriken, geordnet nach dem Werth ihrer Production, waren: 198 Gießereien und mechan. Werkstätten (10,500 Arbeiter, 29½ Mill. Kronen); 25 Baumwollspinnereien (4381 Arbeiter, 14,400,000 Kronen); 9 Zuckerraffinerien (1129 Arbeiter, 14,300,000 Kronen); 47 Tuchfabriken (4422 Arbeiter, 12¼ Mill. Kronen); 23 Baumwollwebereien (2846 Arbeiter, 11,184,000 Kronen); 109 Tabakfabriken (3626 Arbeiter, 10,873,000 Kronen); 55 Papierfabriken (2913 Arbeiter, 9,101,000 Kronen); 38 Zündholzfabriken (4084 Arbeiter, 7,138,000 Kronen); 667 Lederfabriken (1936 Arbeiter, 7 Mill. Kronen); 94 Bier- und Porterbrauereien (1312 Arbeiter, 6,391,000 Kronen) u. s. w. Die bedeutendste Fabrikation fand statt in der Stadt Stockholm (18,3 Proc. der gesammten Fabrikation), in Göteborgs und Bohus Län (20,2 Proc.) und in Östergötlands Län (16,6 Proc.). Die Fabrikation von Branntwein ist auf mehr als 40 Mill. Lit. gestiegen. Die Hausindustrie ist in manchen Theilen S.s bedeutend. In der Gegend von Borås wurden 1876 gegen 11 Mill. Mt. baumwollene, leinene und wollene Gewebe, in Gefleborgslän 700,000 Mt., in Wester-Norrlands Län 60,000 Mt. und in Hallands Län 110,000 Mt. leinene Gewebe angefertigt. Auch liefern die Landleute Tischler-, Drechsler-, Böttcher- und andere Arbeiten in die Städte. Der Handwerksbetrieb ist in S. von jedem Zunftzwange befreit.

Der Handel und die Schifffahrt S.s, ehedem im Norden Europas von größter Bedeutung, haben zwar durch das Emporkommen anderer Völker, namentlich Englands und Rußlands, ihren hohen Rang verloren, sind aber noch immer ansehnlich und über die ganze Erde verbreitet. Namentlich in den letzten Jahrzehnten haben sie wieder eine sehr erfreuliche Entwickelung genommen, wozu unter anderm die maritime Lage des Landes mit seiner bedeutenden Anzahl guter Häfen und Landungsplätze, zweckmäßige Schifffahrtseinrichtungen, das natürliche und künstliche Wassersystem, gute Landstraßen und die Eisenbahnen beitrugen. Von dem künstlichen Wassersystem ist zunächst zu erwähnen der Götakanal (s. d.), welcher einen Wasserweg von 190 Kilom. Länge bildet. Diesem Werke schließen sich an die Kanalarbeiten an der aus dem Wenersee abfließenden Götha-Elf, welche an vier Stellen Wasserfälle bildet (darunter die 33 Mt. hohen fünf Trollhättafälle), die durch kurze, mit Schleusen versehene Kanäle umgangen werden. Hierdurch wird eine 420 Kilom. lange Wasserstraße zwischen der Ostsee und dem Kattegat hergestellt. Im Zusammenhange steht damit 1) das Philipstadsche Wassersystem, welches eine Reihe von Landseen im östl. Theile von Wermlands Län untereinander durch schiffbare Kanäle in Verbindung setzt; 2) die 75 Kilom. langen drei Seen Fryken, die von ihrem Südende bei Frykstad durch eine Eisenbahn nach Lyckan mit der von dort bis an den Wener durch Kunst schiffbar gemachten Clara-Elf in Verbindung stehen. Ein weiteres Glied ist 3) der Seslekanal an der By-Elf, durch welche eine Reihe von Landseen im westl. Wermland (Hare-, Björnö-, Glafs- und Elgå-Fjord) mit dem Wener in Verbindung gesetzt werden. Hierzu kommen 4) die Kanäle in Dalsland, wodurch die im Westen des Wener terrassenförmig hintereinander gelegenen langen und schmalen Seen Alländen, Råvarpen, Larssjö, Lelången und Store-Lee untereinander und mit dem Wener verknüpft sind. Der letztgenannte See Store-Lee erstreckt sich bis über die norweg. Grenze und kommt dem dortigen Ödemarksee sehr nahe, der dem bereits kanalisirten Frederikshaldschen Wassersysteme (s. Norwegen) angehört; 5) der Kindakanal in Östergötland, durch welchen die durch die Stång-Å verbundenen Landseen Åsunden, Ternlunden, Regnen in schiffbare Verbindung mit dem Roxen (Götakanal) gesetzt sind. Von den andern Kanälen sind anzuführen: der Söderteljekanal zur leichtern Verbindung des Mälar mit der Ostsee und zur Herstellung einer bequemern Schifffahrt von Süden nach Stockholm; der Hjelmarkanal zur Verbindung des Hjelmar mit dem Mälar; der Strömsholmskanal zur Verbindung des Mälar mit dem See Barken im westl. Dalarna, welcher wiederum durch eine Eisenbahn mit dem Weßman verbunden ist; der Eskilstunakanal zur Umgehung eines Wasserfalls in der Eskilstuna-Å bei Thorshälla; der Wäddökanal, wodurch die Halbinsel Wäddö an der Ostküste zwischen Stockholm und Gefle in eine Insel verwandelt ist. Die Landstraßen sind im allgemeinen gut und chausseeartig angelegt. Ihre Länge beträgt (1875) 58,219 Kilom.; davon war etwa die Hälfte für Reisende eingerichtet und es lagen an denselben 1567 Stationshöfe (Gästgifvaregårdar).

Die erste Eisenbahn in S. wurde 1856 eröffnet. Am 1. Dec. 1866 waren aber bereits 1778 Kilom. dem Betriebe übergeben, und im Oct. 1877 war die Länge bis auf 4014 Kilom.

gestiegen, wovon 1591 Kilom. Staatsbahnen und 3323 Kilom. Privatbahnen. Die Staatsbahnen, die sich Anfang 1878 im Betriebe befanden, waren 1) die westl. Bahn von Stockholm nach Göteborg (455 Kilom.); 2) die südl. Bahn, von der vorigen sich bei Falköping abzweigend und über Jönköping nach Malmö führend (381 Kilom.); 3) die nordwestl. Bahn, von der westl. Bahn bei Laxå zur norweg. Grenze abzweigend (208 Kilom.); 4) die östl. Bahn zwischen Katrineholm und Nässjö, die westl. und die südl. Bahn verbindend (215 Kilom.); 5) die nördl. Bahn von Stockholm bis Holmsveden (283 Kilom.), von wo diese Bahn noch weiter nördlich fortgesetzt wird, um nachher in westl. Richtung über Östersund und die norweg. Grenze nach Trondhjem zu gehen; 6) Zweig- und Verbindungsbahnen (76 Kilom.). Von Privatbahnen sind zu erwähnen: 1) Bergslagernas Eisenbahn von Falun nach Göteborg, in Betrieb von Falun bis Kil und von Göteborg nach Venersborg, wird eine Länge von 526 Kilom. haben; 2) Stockholm-Westerås-Bergslagens Eisenbahn, von Tureberg in der Nähe von Stockholm an der nördl. Staatsbahn nach Köping mit zwei Zweigbahnen (197 Kilom.); 3) Orelösund-Flen-Westmanland, von Orelösund in der Nähe von Nyköping über Flen (an der westl. Staatsbahn) nach Malskög und Kolbäck in Westmanland (156 Kilom.); 4) Nässjö-Oskarshamn (149 Kilom.), von Oskarshamn nach Nässjö (an der südl. Staatsbahn); 5) Upsala-Gefle (130 Kilom.); 6) Halmstad-Nässjö (213 Kilom.), noch nicht ganz fertig; 7) Nora-Karlskoga (114 Kilom.), von Nora nach Karlskoga (an der nordwestl. Staatsbahn); 8) Karlskrona-Wexjö (113 Kilom.), durch die kleine Bahn Wexjö-Alfvestad mit der südl. Staatsbahn in Verbindung. Die Länge der Linien der Staatstelegraphen betrug 1877 8269 Kilom., die Länge der Drähte 20,330 Kilom., die Zahl der Stationen 175.

Die Zahl der handeltreibenden Personen (männliche und weibliche) belief sich 1875 auf 15,703 mit 12,210 Gehülfen. Der auswärtige Handel S.s erstreckt sich auf fast alle Länder der Erde. Die Zahl der Handelsschiffe betrug (1876) 4381 mit einer Tragfähigkeit von 524,982 Tons, davon waren 681 Dampfschiffe von 81,659 Tons. Zu dem ausländischen Verkehre wurden verwendet 1969 Fahrzeuge von 423,619 Tons. In schwed. Häfen kamen vom Auslande an mit Ladung 9321 Fahrzeuge, 1,333,879 Tons, davon waren 4562 Fahrzeuge und 582,887 Tons schwedisch, und es gingen dorthin mit solcher ab 16,775 Fahrzeuge, 2,533,476 Tons, wovon 8916 Fahrzeuge und 943,887 Tons schwedisch. Der Werth der Einfuhr wird berechnet zu 290⅓ Mill. Kronen (davon 7⅓ Mill. Gold und Silber); der Werth der Ausfuhr zu 226¼ Mill. (davon 3½ Mill. Gold und Silber); der ganze Umsatz betrug also etwas mehr als 516½ Mill. Kronen. Am bedeutendsten war die Einfuhr von Großbritannien und Irland (98,3 Mill. Kronen; Steinkohlen, Eisenbahnschienen, Maschinen, Gewebe und Colonialwaaren); von Dänemark (50,6 Mill.; Getreide, Wolle u. s. w.); Lübeck, Hamburg und Bremen (48,4 Mill.; Gewebe, Garn, Maschinen, Werkzeuge, Kaffee, Zucker, Taback u. s. w.); Norwegen (16,7 Mill.; Fische); Rußland (15,6 Mill.; Getreide, Flachs, Hanf); Frankreich (11,6 Mill.; Wein, Zucker, Kaffee); Niederlanden (10,9 Mill.; Colonialwaaren). Die Ausfuhr war am bedeutendsten nach Großbritannien und Irland (120¼ Mill. Kronen; Holz, Eisen, Getreide, Butter); Frankreich (25⅓ Mill.; Holz, Eisen, Hafer); Dänemark (23,6 Mill.; Holz, Schlachtvieh, Butter, Eisen); Niederlanden (11,7 Mill.; Holz und Eisen). Die Zolleinnahme in ganz S. (1876) betrug 26,176,000 Kronen. Die wichtigsten Einfuhrartikel waren Zucker 30 Proc., Gewebe aller Art und Garn 20 Proc., Kaffee 10 Proc., Tabak 9 Proc. Der Zolleinnahme nach war Stockholm mit etwa 40 Proc. die erste Handelsstadt, Göteborg mit 30 Proc. die zweite und Malmö mit 10 Proc. die dritte.

Der historischen Eintheilung nach zerfällt S. in: 1) Götaland oder Göta-Rike (Gothisches Reich), der südlichste und volkreichste Theil mit den 10 Landschaften Östergötland, Småland, Öland (Insel), Gotland (Insel), Blekinge, Skåne (deutsch Schonen), Halland, Westergötland, Bohuslän und Dalsland; 2) Svealand oder Svea-Rike (das eigentliche S.), der mittlere und kleinste, aber älteste Theil des Staats mit den sechs Landschaften Södermanland, Upland, Westmanland, Nerike, Wermland und Dalarna (deutsch Dalekarlien); 3) Norrland, die größere nördl. Hälfte, jedoch der volksärmste Theil des Staats, mit den acht Landschaften Gestrikland, Helsingland, Medelpad, Angermanland, Herjeådalen, Jemtland, Westerbotten und Lappland oder den Lappmarken. In administrativer Hinsicht wird S. eingetheilt in eine Oberstatthalterschaft, welche die Hauptstadt Stockholm umfaßt, und in 24 Län oder Landshöfdingdömen (Landshauptmannschaften). Diese sind: a) in Götaland: 1) Malmöhus (Malmö), 2) Christianstad, 3) Blekinge (Karlskrona), 4) Kronoberg (Wexiö), 5) Jönköping, 6) Kalmar, 7) Östergötland (Linköping), 8) Gotland (Wisby), 9) Halland (Halmstad), 10) Göteborg und Bohus

(Göteborg), 11) Elfsborg (Wenersborg), 12) Skaraborg (Mariestad); b) in Svealand: 13) Södermanland (Nyköping), 14) Stockholm (jedoch ohne die Stadt), 15) Upsala, 16) Westmanland (Westerås), 17) Orebro, 18) Wermland (Karlstad), 19) (Stora) Kopparberg (Falun); c) in Norrland: 20) Gefleborg (Gefle), 21) Wester-Norrland (Hernösand), 22) Jemtland (Östersund), 23) Westerbotten (Umeå), 24) Norrbotten (Luleå). Die Län, deren Größe und Bevölkerung sehr verschieden, zerfallen in 117 Fögderier (Vogteien) und in 333 Härader, die an einigen Orten Skeppslag, Bergslag oder Tingslag heißen. In gerichtlicher Hinsicht ist S. unter drei Hofgerichte von sehr ungleicher Größe vertheilt, indem Svea-Hofrätt in Stockholm ganz Svealand und Norrland nebst der Insel Gotland, Göta-Hofrätt in Jönköping den größten Theil von Götaland und das Hofgericht für Schonen und Blekinge in Christianstad nur diese beiden Landschaften umfaßt. Unter den Hofgerichten stehen die 109 Domfagor (Gerichtssprengel), von denen jeder mehrere Tingslag (Gerichtsbezirke, Gerichtsstellen), im ganzen 321, begreift, in welchen der Richter (Häradshöfding) der Domfaga Gericht hält. In kirchlicher Hinsicht zerfällt das Land in 13 Stifter oder Bisthümer, von denen Upsala, mit einem Erzbischof an der Spitze, das erste ist. Die übrigen sind: Linköping, Skara, Strengnäs, Westerås, Wexiö, Lund, Göteborg, Kalmar, Karlstad, Hernösand und Wisby. In jedem Stifte besteht ein Consistorium. Außerdem bestehen in Stockholm noch ein Hof- und ein Stadtconsistorium, die aber dem Erzbischof untergeordnet. Es gibt ferner 180 Propsteien, 1341 Pastorate, zu denen im ganzen 2597 Gemeinden gehören. Diese Eintheilung in Pastorate und Gemeinden bezeichnet zugleich die Zahl der Communen.

Die evang.-luth. Kirche nach der unveränderten Augsburgischen Confession ist in S. Staatsreligion; doch ist jetzt jedem die freie Ausübung seiner Religion gestattet. Die fremden Religionsverwandten bestanden 1870 aus 1836 Juden, 573 Katholiken, 192 Reformirten und 30 Griechen u. s. w. Das schwed. Volk ist ausgezeichnet sowol durch wissenschaftliche wie allgemeine Bildung und rege Theilnahme an geistigen Interessen. Kaum in den entlegensten Gegenden des Landes wird sich jemand finden, der nicht wenigstens lesen könnte und mit Katechismus und biblischer Geschichte vertraut wäre. Bei der Zerstreutheit der Bevölkerung und ihrer Wohnstätten bestehen noch viele Wanderschulen, und in ganz entlegenen Strichen ist der häusliche Unterricht die Hauptsache. Die Zahl der Volksschulen in S. betrug Ende 1876 (außer in Stockholm) 12 höhere und 3749 eigentliche, von denen 2787 feste und 962 Wanderschulen, sowie 5009 Kleinschulen, Summa 8770. Die Zahl der Kinder in dem schulpflichtigen Alter betrug 699,624, und von diesen wurden 238,612 in festen, 109,452 in Wanderschulen, 224,156 in Kleinschulen, 335 in höhern Volksschulen, 13,549 in höhern Unterrichtsanstalten, 25,799 in Privatschulen und 54,266 zu Hause unterrichtet; von dem Unterrichte befreit waren 2707 wegen Naturfehler und 12,464 wegen anderer Ursachen. Für den höhern Unterricht sorgen die hier sog. «Elementarschulen», die in höhere und in untere zerfallen. Die höhern, eigentlich combinirte Gymnasien und Realschulen, stehen den deutschen Gymnasien ziemlich gleich. Die untern gleichen den Bürgerschulen in Deutschland. Vollständige höhere Lehranstalten sind in den Provinzstädten 32 vorhanden. An untern Lehranstalten bestehen 46, sowie 18 Pädagogien. Neben den beiden Landesuniversitäten zu Upsala (s. d.) und Lund (s. d.) besteht noch für höhere medic. Bildung das Karolinische Institut zu Stockholm. Außer den landwirthschaftlichen Anstalten und den Militärschulen sind noch als Specialschulen zu nennen: das Technologische Institut, die Gewerbeschule, das Forstinstitut in Stockholm, die Bergwerkschule in Philipstad, die Kunst- und Musikschulen in Stockholm, neun Schifffahrtsschulen an verschiedenen Orten und technische sowie Gewerbeschulen in den meisten größern Städten. Auch besitzt S. verschiedene öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen und besonders gelehrte Gesellschaften. Unter den Sammlungen sind besonders die des Nationalmuseums und der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm hervorzuheben. Unter den Gesellschaften sind zu nennen: die wissenschaftliche Societät zu Upsala (seit 1790), die Akademie der Wissenschaften, jetzt besonders den Naturwissenschaften gewidmet (seit 1739), die Akademie für schöne Literatur, Geschichte und Alterthümer (seit 1753), die 1786 gestiftete Schwedische Akademie mit 18 Mitgliedern, welche die Ausbildung der Sprache und die Beförderung der schönen Literatur zum Zwecke hat. Wie der geistige, so ist auch der sittliche Zustand des Volks zu rühmen.

Die Staatsverfassung S.s ist gegenwärtig durch folgende Grundgesetze bestimmt: 1) die Regierungsform vom 6. Juni 1809; 2) die Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866, welche die auf das Gesetz vom 10. Febr. 1810 gegründete Repräsentation durch vier Reichsstände (Adelige, Geistliche, Bürger und Bauern) aufhob; 3) die Erbfolgeordnung vom 26. Sept. 1810,

wonach den männlichen Descendenten Karl XIV. Johann's nach dem Rechte der Erstgeburt die Thronfolge zusteht; 4) die Preßfreiheitsordnung vom 16. Juli 1812. Hierzu kommt noch der Reichsact von 1815, worin die Bedingungen der Union mit Norwegen (s. d.) festgesetzt sind, der in Norwegen vom Storthing als Grundgesetz 31. Juli, in S. vom Reichstage am 6. Aug. angenommen wurde, hier aber nicht eigentlich als Grundgesetz gilt. Infolge dieser Grundgesetze ist S. eine mit Norwegen unter einem und demselben Oberhaupte stehende, durch den Reichstag beschränkte Erbmonarchie mit einem Könige an der Spitze, der sich zur evang.-luth. Kirche bekennen muß, höchster Befehlshaber der Land- und Seemacht, Theilhaber und Vollstrecker aller Staatsgewalten ist und allein die Regierung führt. Doch muß er den Rath seiner Staatsräthe einholen, mit Ausnahme der auswärtigen und der Kriegsangelegenheiten, in welchen er auf den Vortrag der bezüglichen Minister, die dafür verantwortlich, unmittelbar entscheidet. Der Staatsrath wird vom Könige ernannt und zählt zehn Mitglieder: einen Minister für das Auswärtige, sechs Staatsräthe für die Justiz, das Innere, die Finanzen, den Krieg, die Marine und den Cultus, und drei consultative Staatsräthe ohne Portefeuille. Einer von den zehn Staatsräthen wird vom König zum Staatsminister ernannt. Dem Staatsrathe steht nur eine berathende Stimme zu, und der König kann, nachdem er ihn angehört, seinen Beschluß fassen, wie er will. Wenn ein Mitglied des Staatsraths einen solchen Beschluß des Königs für unrecht oder mit den Grundgesetzen und dem Wohle des Staats für unvereinbar erachtet, muß er einen motivirten Protest dagegen zu Protokoll geben und, ist er der Chef eines Ministerialdepartements, seine Gegenzeichnung des königl. Beschlusses (ohne welche kein königl. Erlaß Gültigkeit hat) verweigern. Er tritt dann ab mit Beibehaltung seines Gehalts. Thut er das nicht, so ist er der Nation ebenso verantwortlich, als ob er den Beschluß angerathen hätte, und er kann vor das Reichsgericht gezogen werden. Doch wird durch solchen Protest der königl. Beschluß keineswegs nichtig, sondern er gelangt nur zur Ausführung mit der Unterschrift eines andern Gegenzeichners, wenn sich ein solcher findet. Doch kommt dann der königl. Beschluß zur Entscheidung des nächsten Reichstags, welcher bestimmt, ob der betreffende Staatsrath recht gehabt hat oder nicht, und dieser nimmt in ersterm Falle sein Amt von neuem ein. So gibt es in S. verantwortliche Rathgeber, nicht aber verantwortliche Minister der Krone. Die gesetzgebende Gewalt des Königs wird vom Reichstage beschränkt, welcher über die Besteuerung, sowie über die Reichsbank und das Staatsschuldenwesen allein, in den übrigen Zweigen der Gesetzgebung aber im Verein mit dem König zu entscheiden hat.

Nach der neuen Reichstagsordnung vom 22. Juni 1866 besteht der Reichstag aus den von dem ganzen Volke gewählten Abgeordneten und zerfällt in zwei Kammern, die in allen Fragen gleiche Machtvollkommenheit besitzen. Der ordentliche Reichstag tritt jährlich 15. Jan. zusammen und dauert vier Monate, falls nicht etwa der König ihn früher auflöst und neue Wahlen anordnet. Der Abgeordnete zur Ersten Kammer muß 35 J. alt sein und wenigstens 3 Jahre Grundstücke besessen haben, deren Taxwerth 80,000 Kronen beträgt, oder er muß ebenso lange für ein jährliches Einkommen von 4000 Kronen an den Staat Steuern entrichtet haben. Derselbe wird von den Landstingen und den Bevollmächtigten (einer für 30,000 Seelen) der größern Städte auf 9 Jahre, also indirect gewählt und erhält keine Diäten. Die Erste Kammer soll das aristokratische Element repräsentiren und mäßigend einwirken; sie besteht gegenwärtig aus 133 Mitgliedern. Zur Zweiten Kammer wird für jeden Gerichtssprengel (Domsaga) ein Abgeordneter gewählt. Hat dieser Sprengel über 40,000 E., so wird derselbe in zwei Theile getheilt, die je einen Abgeordneten wählen. Ebenso wählt jede Stadt, die 10,000 Bewohner oder darüber hat, für jede vollen 10,000 einen Abgeordneten. Die übrigen Städte bilden, womöglich länsweise, besondere Wahlkreise von 6—12,000 E. Actives Wahlrecht kommt in der Commune jedem in den Gemeindeangelegenheiten stimmberechtigten Manne zu, der entweder Grundstücke zu dem Taxwerth von 1000 Kronen besitzt oder wenigstens auf 5 Jahre ein Grundstück pachtet, dessen Taxwerth nicht unter 6000 Kronen steht, oder für ein jährliches Einkommen von wenigstens 800 Kronen an den Staat Steuern entrichtet. Die Wahlen zur Zweiten Kammer, die vor Ende September jedes dritte Jahr vollständig erneuert werden müssen, geschehen auf dem Lande durch Elektoren, falls nicht die Stimmenmehrheit der Wählenden die unmittelbare Wahlart beschließt. In den Städten aber, die einen Bevollmächtigten oder mehrere zur Zweiten Kammer wählen, geschieht die Wahl unmittelbar durch die absolute Stimmenmehrheit der Wahlberechtigten. Wählbar ist jeder unbescholtene Mann, der wenigstens 1 Jahr in der Commune, die ihn wählt, Stimmrecht besessen hat und das Alter von 25 J. besitzt. Jedes Mitglied der Zweiten Kammer erhält aus der Staatskasse für jeden

Reichstag, wenn derselbe auch länger als vier Monate dauern sollte, 1200 Kronen Diäten. Die Zahl der Abgeordneten für die Zweite Kammer beträgt 198, davon 138 vom platten Lande und 60 von den Städten (Stockholm allein 15) gewählt werden. Der König eröffnet und schließt den Reichstag auf dem Schlosse zu Stockholm. Derselbe ernennt die Sprecher und Vicesprecher und läßt bei der Eröffnung den Entwurf zu dem Budget des nächsten Jahres aushändigen. Was beide Kammern mit Stimmenmehrheit beschließen, gilt als Reichstagsbeschluß, der durch die Sanction des Königs Gesetzeskraft erhält. Gehen die Beschlüsse der Kammern auseinander, so fällt die Sache dem nächsten Reichstage zu, mit Ausnahme solcher Angelegenheiten, die nicht aufgeschoben werden können, wie Staatsausgaben, Bewilligungen, Angelegenheiten der Bank und des Reichsschuldencontors. Ueber solche Angelegenheiten wird noch einmal in jeder Kammer abgestimmt, und diejenige Ansicht, welche in beiden Kammern die absolute Stimmenmehrheit erhält, gilt dann als Beschluß. Der König kann ohne die Bewilligung des Reichstags keine Abgabe erhöhen, keine Staatsanleihe machen, kein Kronbeneficium veräußern, keinen Gebietstheil abtreten. Gemeinschaftlich mit dem König kann der Reichstag Gesetze geben, verändern, aufheben und erklären. Doch darf keine Veränderung in den Grundgesetzen von dem bestehenden Reichstage angenommen (wol aber verworfen) werden, sondern diese muß so lange ruhen, bis neue Mitglieder zu der Zweiten Kammer gewählt worden sind, wo dann die Zustimmung beider Kammern und die Sanction des Königs erforderlich ist. Der Reichstag verwaltet allein die Reichsbank und das Reichsschuldencontor, bestimmt die Abgaben und Steuern, ernennt in jedem dritten Jahre einen eigenen Ausschuß von 48 Mitgliedern, welcher prüft, ob alle Mitglieder des höchsten Tribunals ihre Pflicht erfüllt haben. Der Reichstag kann nicht nur die Rathgeber des Königs zur Verantwortung ziehen, sondern ernennt auch einen Justizsachwalter (Justitie Ombudsman), der in der Zeit, wo der Reichstag nicht versammelt, die Freiheit des Einzelnen schützt und die Beamten und Richter des Staats überwacht, auch an der Spitze eines Comité von 6 Personen zum Schutze der Preßfreiheit steht. In jeder Stadt und auf dem Lande in jeder Commune besteht eine Communalregierung. Außerdem gibt es für jedes Län seit 1862 ein Landsting, dessen Mitglieder sich in der Länshauptstadt alljährlich im September versammeln, um über die besondern Angelegenheiten des Läns zu berathen und zu beschließen. Die Rechtspflege wird von unabsetzbaren Richtern ausgeübt. Die höchste Instanz bildet das höchste Tribunal des Königs (Konungens högsta Domstol). Appellationsgerichte oder oberste Gerichtshöfe in bürgerlichen Streitsachen bilden die Hofgerichte zu Stockholm, Jönköping und Christianstad. Unter diesen stehen als unterste Instanzen in den Städten die Rathhaus- und auf dem Lande die Häradsgerichte. Für die letztern ist in jedem Gerichtssprengel (Domsaga) ein Richter (Häradshöfding) angestellt, welcher zu bestimmten Zeiten in den Orten (Tingställen) seines Sprengels Gericht (Ting) hält, dem 12 von den Einwohnern des Sprengels gewählte Abgeordnete (Nämndemän) beiwohnen. Verwerfen diese Beigeordneten einstimmig das Urtheil des Richters, so gilt ihre Bestimmung als Urtheil, ist aber nur einer derselben auf der Seite des Richters, so gilt die richterliche Entscheidung. Außerdem bestehen für Geistlichkeit, Militär und Bergwesen eigene Gerichte.

Die Finanzen des Staats sind in höchst günstigem Zustande. Das Vermögen des Staats betrug (1875) 277¾ Mill. Kronen (Fonds 77½ Mill., Staatseisenbahnen 157 Mill., Staatsdomänen 13¼ Mill., Forsten 30 Mill.); die Gesammtsumme der Staatsschulden betrug 133,9 Mill., also ein Ueberschuß von 143,6 Mill. Das Budget für 1878 enthält folgende Posten: Einnahmen. Ueberschuß von 1876 8 Mill., ordentliche Einnahme 31,290,000, außerordentliche 45,900,000 (Zölle 22 Mill., Branntweinsteuer 13,470,000, die Vermögenssteuer 3,200,000), Antheil an dem Gewinn der Reichsbank 900,000, Summa der Einnahmen 86,090,000 Kronen. Ausgaben: Civilliste 1,2 Mill., Justiz 3,8 Mill., Auswärtiges 0,6 Mill., Landesvertheidigung 16,9 Mill., Marine 5,2 Mill., Inneres 14,4 Mill., Finanzen 12,3 Mill., Cultus und Unterricht 8,7 Mill., Pensionen 2,2 Mill., außerordentliche Ausgaben 11,5 Mill., Reichstag 0,6 Mill., Staatsschuld 8,7 Mill. Summa der Ausgaben 86,090,000 Kronen. Für Fortsetzung der Staatseisenbahnen werden die erforderlichen Mittel durch neue Anleihen verschafft. Vor 1857 hatte S. keine ausländischen Schulden, aber seitdem sind mehrere Anleihen, alle für Eisenbahnen, gemacht. Ende 1876 betrug die Schuldsumme 176,169,737 Kronen. Die Münzeneinheit ist die Krone (à 100 Öre); 1 Krone = 1 Mark 12½ Pf. Nach der königl. Verfügung vom 3. Febr. 1855 war die Münzeneinheit eine Silbermünze, Reichsthaler Reichsmünze; 18. Dec. 1872 wurde eine Convention zwischen Schweden, Norwegen und Dänemark abgeschlossen über ein gemeinsames, auf Gold begründetes Münzsystem,

dessen Einheit dem vorigen Reichsthaler ziemlich gleich ist; eine Goldmünze von 10 Kronen soll 4,4803 Gr. wiegen. Für Maße und Gewichte ist das franz. Metersystem seit 1. Jan. 1879 facultativ eingeführt und wird vom 1. Jan. 1883 an obligatorisch.

Das Militärwesen S.s wurde seit 1680 mittels des sog. Eintheilungswerks Karl's XI. auf eigenthümliche Weise geordnet. Die Nation verpflichtete sich damals, beständig eine gewisse Anzahl Reiter (Rusthåll), Soldaten (Rothåll) und Bootsleute (Båtsmanshåll) zu unterhalten. Zu diesem Zwecke wurde das Land in kleine Districte (Rotar), getheilt, deren Grundbesitzer einen Mann stellen und diesen mit einem «Torp» (kleinen Grundstücke) ausstatten, bewaffnen und bekleiden. Der Mann wird im Frieden als Arbeiter benutzt, außer der Zeit seiner jährlichen (vier Wochen) Uebungszeit und den Fällen, wo er öffentliche Arbeiten (Festungsbau, Kanal-, Eisenbahnbauten u. dgl.) verrichtet. Außerdem nehmen alle Indeltatruppen abwechselnd an den 1873 eingeführten Herbstmanövern theil. Ziehen diese «eingetheilten» (indelta) Truppen in den Krieg, so erhalten sie Sold, während außerdem der District, Gutsbesitzer, Bauer, dem er angehört, seinen Torp bestellen und, wenn er im Kriege fällt, für seine Familie sorgen muß. Die Offiziere und Unteroffiziere der eingetheilten Truppen erhalten seit 1875 statt der frühern Emolumente einen festen Sold. Diese Truppen, der Kern der schwed. Armee, bilden keine vom Volke abgesonderte Kaste, haben sich aber bei guter Führung stets tüchtig erwiesen. Die Indeltatruppen bilden 2 Leibgrenadierregimenter, 2 Leibgrenadierbataillone, 17 Infanterieregimenter, 3 Jägerbataillone, 3 Husarenregimenter, 2 Regimenter Dragoner und ein Jägercorps zu Pferde. Das eigentliche stehende Heer ist gebildet aus gewöhnlich auf sechs Jahre geworbenen (värfvade) Mannschaften (2 Garde-Infanterieregimenter, 1 Jägerregiment, 1 Leibgardereginent zu Pferde, 1 Husarenregiment, 3 Artillerieregimenter und die Genietruppen), welche in den Festungen und Küstenplätzen Garnison halten. Seit 1812 ist außerdem auch durch das Conscriptionssystem die allgemeine Wehrpflicht, d. h. die Organisation einer Landwehr (Beväring) eingeführt, bei welcher jeder Schwede vom 20. bis zum 25. Jahre dienstpflichtig. Außerdem hat die Insel Gotland noch ihre eigene Miliz (21 Compagnien), die nicht außerhalb der Insel verwendet werden darf. Dazu kommen noch die seit 1861 bestehenden Schützenvereine, deren Befehlshaber vom Könige ernannt werden. Die Gesammtstärke des Heers, mit Offizieren und Spielleuten, beträgt 1) Infanterie: 26,733 Mann; 2) Cavalerie: 4960 Mann; 3) Artillerie und Train: 4655 Mann, 234 Geschütze; 4) Genie: 849 Mann; im ganzen also 37,197 Mann. Hierzu kommen: a) die Miliz von Gotland, 7899 Mann, b) die Landwehr, etwa 90,000 Mann, und c) das freiwillige Schützencorps, etwa 19,000 Mann. Diese Einrichtungen gewähren den Vortheil, daß die Finanzen des Landes verhältnißmäßig geschont bleiben. Die Ausgaben für die Armee betrugen $23^1/_4$ Mill. Kronen. Die Kriegsflotte hat (1877) folgenden Bestand: 1) Dampfer: 4 Monitors, jeder zu 2 Kanonen, 10 Panzerboote mit zusammen 10 Kanonen, 1 Linienschiff von 350 Pferdekraft und 66 Kanonen, 1 Schraubenfregatte von 400 Pferdekraft mit 16 Kanonen, 4 Corvetten von bezüglich 200, 160 und 100 Pferdekraft mit zusammen 26 Kanonen, 18 Kanonenschalupen mit 26 Kanonen und 4 unbewehrte Dampfer; 2) Segelschiffe: 5 Corvetten, 5 Briggs und Schoner, 34 Kanonenschalupen, 5 Mörserboote und 48 Kanonenjollen. Das Personal der Flotte umfaßt: 1) die Bemannung 7791 Mann mit 396 Offizieren und Unteroffizieren. Dazu kommt 2) die Reserve (Bewehrung oder Landwehr), etwa 33,000 Mann. Die wichtigsten Festungen S.s sind: Karlsborg (noch nicht vollendet), die Centralfestung des Landes, die starken Befestigungen bei Karlskrona, die Befestigungen bei Waxholm und Oscar-Fredriksborg in der Nähe von Stockholm, die Felsenbefestigung bei Marstrand, unweit Göteborg. Regimentsschulen bestehen im besoldeten Heere bei allen Corps. Höhere Militärunterrichtsanstalten sind die Kriegsakademie im Schlosse Karlberg bei Stockholm, eine höhere Kriegsschule in Stockholm für Generalstabsoffiziere und die Anstalt zu Marieberg bei Stockholm zur Bildung von Artillerieoffizieren und Ingenieuren.

Das Wappen ist durch ein goldenes Schächerkreuz in drei Felder geschieden, in dessen oberm drei goldene Kronen in Blau (Schweden), im untern rechten ein goldener Löwe mit Hellebarden in Roth (Norwegen), im untern linken ein rother gekrönter Löwe in blauem, von drei goldenen Schrägbalken durchzogenem Felde (Gothland). Auf dem Kreuze liegt ein ovaler gespaltener Mittelschild, auf dessen vorderer blauen und rothen Hälfte eine goldene Garbe auf silbernen Schrägbalken liegt (Wappen des Hauses Wasa). Die hintere getheilte Hälfte zeigt oben im Blauen einen goldenen gekrönten Adler und unten im Blauen eine silberne Brücke mit zwei silbernen Thürmen über einem silbernen Strom (Wappen von Pontecorvo). Das Wappen

umgibt die Kette und das Kreuz des Seraphinenordens und wird von zwei gekrönten Löwen gehalten. Landesfarben sind blau und gelb. Die Flagge ist blau, durch ein stehendes gelbes Kreuz in vier Quadrate getheilt; auf dem obern innern Quadrat befindet sich als Zeichen der Vereinigung mit Norwegen das Unionskreuz, ein rechtwinkeliges Kreuz, dessen senkrechter Strich blau mit weißen Rändern, der horizontale gelb ist; die durch das Kreuz gebildeten Felder werden durch diagonale Linien in acht abwechselnd blaue und rothe Dreiecke getheilt. An Ritterorden bestehen: der Seraphinenorden (das blaue Band), gestiftet 1260 oder 1285; der Schwerterorden (das gelbe Band), gestiftet 1522; der Nordsternorden (das schwarze Band), gestiftet 28. April 1748, der Wasa-Orden (das grüne Band), gestiftet 26. Mai 1772; der Orden Karl's XIII., gestiftet 27. Mai 1811, und der Orden des heil. Olaf, gestiftet 21. Aug. 1847.

Gute Karten von S. lieferten Hermelin, Hagelstam, Forsell, Klint (Seeatlas), Hahr und das Topographische Corps; gute geogr. und statist. Arbeiten Tuneld (5 Bde., Stockh. 1827—33), Stöldberg (Stockh. 1846), Forsell («Statistik S.s», 4. Aufl., Stockh. 1844), Agardh und Ljungberg (4 Bde., Karlstad 1852—62), Thomée (Stockh. 1859—61), Sidenbladh, «S. Statist. Mittheilungen» (Stockh. 1873) und «Royaume de Suède. Exposé statistique» (Stockh. 1878), Frisch, «S., Handbuch für Reisende» (Berl. 1860) und dessen «Geographie und Statistik S.s» in Stein's und Hörschelmann's geogr.-statist. «Handbuch» (7. Aufl., Bd. 3, 1862). Vgl. noch Jonas, «S. und seine Entwickelung in volkswirthschaftlicher und geistiger Beziehung» (Berl. 1875); derselbe, «Illustrirtes Reise- und Skizzenbuch für S.» (2. Aufl., Berl. 1876); «Guide du voyageur en Suède et en Norvège» (4. Aufl., Stockh. 1877); Murray, «Handbook for traveller in Sweden» (5. Aufl., Lond. 1877); Nielsen, «Wegweiser durch S.» (Hamb. 1877).

Geschichte. Die Urgeschichte S.s bildet ein Ganzes mit der des gesammten Skandinavien (s. d.) und ist durchaus sagenhaft. Wie in den übrigen skandinav. Reichen gab es ursprünglich viele Stämme, die ungeachtet ihrer großen Verwandtschaft doch politisch getrennt waren. Zwei Hauptmassen sind unverkennbar, Gothen im Süden und Schweden im Norden. Aber gemeinschaftlich war das Nationalheiligthum, der Tempel zu Upsala, und hierin schon lag der Grund zu einer nähern Vereinigung. Die Upsala-Könige schwangen sich über die kleinen Häuptlinge, die Härads- und Fylkis- (d. i. Provinz-) Könige empor, welche allmählich ausgerottet wurden. Der letzte König aus dem alten, von Oden oder dessen Enkel Yngve Frey seinen Ursprung herleitenden Königsgeschlechte der Ynglinger, Ingiald Illråda, der eine Alleinherrschaft zu gründen suchte, fand in diesem Bestreben seinen Tod. Auf die Ynglinger folgte in Upland die mit Ivar Widfamne beginnende Dynastie der Skioldunger, die von Skiold, Oden's Sohne, ihre Abkunft herleiteten. Erich Edmundsson, mit dem Beinamen Bäderhatt, aus dieser Dynastie soll um das Ende des 9. Jahrh. die Alleinherrschaft über S. gewonnen haben. Schon während dieser sagenhaften Zeit waren die Schweden mit ihren Nachbarn, den Norwegern und Dänen, häufig in Kriege verwickelt, während die östl. Küsten der Ostsee schon damals der Schauplatz für ihre Seeunternehmungen wurden, wo sie Staaten gründeten, wie die übrigen Normannen in England und Frankreich. Mit Einführung des Christenthums fängt die Geschichte S.s an klarer zu werden. Schon der heil. Ansgar hatte 829 einen Versuch gemacht, das Christenthum in S. einzuführen, aber noch Jahrhunderte dauerte es, ehe es siegte. Olof Schoßkönig ließ sich zwar um 1000 taufen; doch der Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum dauerte fort, bis der Sieg des Christenthums durch das Verbrennen des Upsala-Tempels unter Inge dem Aeltern (1080—1112) entschieden wurde. Von da an bildete sich allmählich die kath. Hierarchie aus. Doch erst auf der Kirchenversammlung zu Linköping (1152) wurde das Cölibat eingeführt, und das Land machte sich verbindlich, eine jährliche Steuer an den Papst zu zahlen. Während dieser Zeit standen Gothen und Schweden wie zwei Nationen feindselig einander gegenüber und wählten jederseits eigene Könige. Außerdem wurde jede Provinz beinahe wie ein besonderes Reich betrachtet und hatte eigene Gesetze. Die schwed. Stämme blieben länger dem Heidenthume treu. Als endlich 1250 das Geschlecht der Folkunger den Thron bestieg, erfolgte die Verschmelzung der beiden Völkerstämme. Doch verblieben manche der provinziellen Ungleichheiten bis auf den heutigen Tag. Unter dem ersten dieses Geschlechts, Waldemar, wurde Stockholm angelegt von Birger Jarl, dem Vater und Vormunde des Königs, um 1260, der zuvor schon Tavastland in Finland erobert hatte. Sein Bruder Magnus (gest. 1290), ein Gönner ausländischer Pracht und Sitte, legte den Grund zum eigentlichen Adel, schützte aber auch den gemeinen Mann durch weise Gesetze vor der Willkür der Großen und war ein Freund der Geistlichkeit. Ihm folgte sein Sohn Birger. Der treffliche Vormund desselben,

Torkel Knutson, eroberte Savolax und Karelien in Finland; als aber sein Herr mündig wurde, ließ dieser, von seinen ehrgeizigen Brüdern misleitet, ihn enthaupten. Nicht minder trefflich regierte der Vormund seines Neffen und Nachfolgers, Matts Kettilsmundson, der, Dänemarks damalige Ohnmacht benutzend, 1332 Schonen, Halland und Blekinge erwarb, welche Provinzen aber der schwache König, nachdem er mündig geworden, zurückgab. Während dieser Zeit war S.s innere Geschichte ein Wechsel von Greueltaten und innern Zwistigkeiten. Die Könige hatten sowol mit der Priesterschaft als mit der Aristokratie, die immer mächtiger wurde, harte Kämpfe zu bestehen, in denen sie oft unterlagen. So wurde der letztgenannte Magnus nebst seinen beiden Söhnen entsetzt, nachdem die Aristokratie seinen Schwestersohn, Albrecht von Mecklenburg, zum Thron berufen hatte (1363), den er zwei Jahre später, nach der Besiegung und Gefangennehmung des Magnus, unbestritten einnahm. Seine Regierung war kraftlos; der reiche Reichsdrost Bo Jonson Grip, der ein Drittheil des ganzen Reichs besaß, vermochte mehr als der König selbst. Albrecht unterlag 1389 in einem Treffen bei Falköping gegen die Dänen, bei welchen seine Unterthanen Hülfe gegen ihn gesucht hatten, und es vereinigte nun die Königin Margarethe (s. d.) von Dänemark und Norwegen mit diesen beiden Reichen durch die Kalmarische Union (s. d.) vom 20. Juli 1397 auch das schwedische. Die Union konnte indeß im Volke keine Wurzel schlagen, da sie auf die Unterdrückung der schwed. Unabhängigkeit gebaut war. Entwaffnung des Volks, drückende Steuern und grausame Züchtigung der widerstrebenden Bevölkerung waren die Thaten, wodurch sich Margaretha's Regierung wie die ihres Schwestertochtersohns, Erich's XIII. von Pommern (seit 1412), charakterisirten. Endlich erhob sich 1434 das Volk unter dem edeln Bergmann Engelbrecht, der einen großen Theil des Reichs von dem ausländischen Joche befreite. Zwar fiel schon 1436 der treffliche Mann durch Meuchelmord, aber der König wurde doch abgesetzt und mußte, auf Gotland lebend, zur Seeräuberei seine Zuflucht nehmen. Der Reichsmarschall Karl Knutsson (Bonde) wurde 1436 zum Reichsvorsteher gewählt, mußte aber 1441 sein Amt niederlegen. Den Thron bestieg sodann Christoph von Baiern, Erich's XIII. Neffe, der schon als Ausländer die Liebe des Volks nicht gewinnen konnte, obgleich er unter allen Unionskönigen noch der beste war. Unter seiner Regierung wurde (1442) ein allgemeines Landesgesetz angenommen, das bis 1734 Rechtskraft hatte. Nach Christoph's Tode, 1448, wählten die Schweden, indem sie sich von der Union trennten, den ehemaligen Reichsvorsteher Karl Knutsson unter dem Namen Karl VIII. zu ihrem Könige. Doch traten diesem die weltlichen und geistlichen Herren entgegen, namentlich der mächtige Erzbischof Jöns Bengtson (Oxenstjerna), und auf ihren Betrieb wurde schon 1450 die Kalmarische Union erneuert und festgesetzt, daß derjenige König, der den andern überleben würde, alle drei Kronen erhalten sollte. Im Kampfe gegen den verrätherischen Erzbischof geschlagen, floh Karl VIII. 1457 nach Danzig, und es wurde nun der König der Dänen, Christian I., auf den schwed. Thron berufen, der wegen seiner Raubgier von dem gemeinen Manne «die bodenlose Tasche» genannt wurde. Infolge eines Aufstandes mußte er 1464 den schwed. Thron aufgeben, den der vertriebene Karl VIII. wiedererhielt, welcher aber schon 1465 denselben abermals entsagen mußte. Doch nicht Christian erhielt die Krone zurück. Die eine Partei erwählte zum Reichsverweser den Bischof Kettil (Wasa) und dessen Oheim, Jöns Bengtson, zum Reichsvorsteher; die andere Partei, an deren Spitze die Geschlechter Sture und Tott standen, bewirkte die Zurückberufung Karl's VIII. (1467), der, also zum dritten mal Regent, sich nun auch bis zu seinem Tode 1470 behauptete. Er hatte auf den Fall seines Ablebens seinen Neffen Sten Sture (s. d.) zum Reichsvorsteher ernannt, der mit königl. Gewalt regierte. Diesem folgten in derselben Würde sein Neffe Svante Nilsson Sture, 1504—12, und dessen Sohn, Sten Sture, der Jüngere, 1512—20, worauf der König von Dänemark, Christian II., als König von S. anerkannt wurde. Doch kaum hatte dieser den Thron bestiegen, so ließ er im sog. Stockholmer Blutbad die Edelsten und Angesehensten der Nation grausam aus dem Wege räumen, um auf den Trümmern der Aristokratie seine absolute Macht aufzurichten.

Durch diesen Frevel gereizt, erhoben sich die Schweden gegen den tyrannischen Christian II. unter Anführung Gustav Wasa's, eines Schwestersohns des ältern Sten Sture, der 1521 zum Reichsvorsteher und 1523 zum König erwählt wurde. Damit hörte die Kalmarische Union für immer auf. Gustav I. (s. d.) brach die Macht des kath. Klerus und führte die Reformation allmählich und mit großer Klugheit ein, sodaß das Volk erst spät inne ward, daß es katholisch zu sein aufgehört. Die Klöster und geistlichen Güter, bei deren Einziehung er nicht ohne Härte verfuhr, bereicherten den Staat bedeutend. Dies aber, besonders die Wegnahme der Kirchenglocken, erbitterte die Dalekarlier, die dreimal sich empörten. Auch hatte er gegen den Adel in

Westgothland und gegen das von Dacke misgeleitete Volk in Smäland, endlich gegen die Lübecker, die auf übertriebene Handelsfreiheit pochten, zu kämpfen. Aber stark und fest, wußte Gustav alle Hindernisse niederzuschlagen, die Ruhe zurückzuführen und den Thron in seinem Geschlecht erblich zu machen. Auch folgte ihm nach seinem Tode ohne Widerrede der älteste Sohn, Erik oder Erich XIV. (s. d.), 1560—68, der den gehegten Erwartungen nicht entsprach und halb wahnsinnig durch seine Brüder vom Throne gestoßen wurde. Den Thron nahm hierauf Johann III. ein, unter welchem, wie unter seinem Vorgänger die Aristokratie, so jetzt das Papstthum von neuem das Haupt erhob. Johann's unentschiedene Stellung zwischen den beiden Kirchen, seine Neigung, die Gebräuche beider zu verschmelzen, und seine Unterstützung der Jesuiten begünstigten diesen Umschwung. Im Stettiner Frieden von 1570 hatte er Gotland und die alten Ansprüche auf Schonen, Halland und Blekinge an Dänemark überlassen müssen. Eine allgemeine Empörung drohte gegen ihn auszubrechen, als er 1592 starb und ihm sein offenbar kath. Sohn Sigismund (s. d.) folgte, der 1587 zum Könige der Polen erwählt worden war und damals die prot. Lehre in S. zu schützen nothgedrungen hatte geloben müssen. Da das Volk ihn wegen seines Eifers für die kath. Kirche haßte, so gelang es seinem ehrgeizigen Oheim Karl, einem eifrigen Protestanten, leicht genug, Sigismund 1600 zu entthronen und 1604 unter dem Namen Karl IX. den schwed. Thron zu besteigen. Dieser befestigte die luth. Kirche, unterdrückte die Aristokratie durch Hinrichtungen, begründete den Bergbau und machte viele treffliche Einrichtungen. In seinen Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark hatte er anfangs kein Glück; zuletzt aber war er sogar nahe daran, seinen jüngern Sohn zum Zaren von Rußland zu erheben. Diese Kriege endete nach seinem Tode, 1611, glücklich sein großer Sohn Gustav II. Adolf (s. d.). Mit der Sicherheit des Reichs suchte dieser die Beschützung der prot. Lehre zu verbinden. Auf die Bekämpfung Polens und Rußlands, mit denen der Friede beinahe immer schwankte, verwendete er die ersten 19 Jahre seiner Regierung. Nachdem er sich gegen Polen, Russen und auch gegen die feindlichen Dänen siegreich behauptet und Schweden zur ersten nordischen Macht erhoben, begann er im prot. Interesse, mit dem die Existenz des schwed. Königthums eng verwachsen war, einen Kampf mit der habsburgischen Macht, welcher der europ. Geschichte angehört. (S. Dreißigjähriger Krieg.) Sein Siegeslauf, der ihm die leitende Macht in Deutschland in die Hand zu legen versprach, endete durch seinen Tod, den er 6. Nov. 1632 zu Lützen fand. Seine Erfolge hatten indessen S. auch schwere Opfer aufgelegt. Auch in den innern Verhältnissen des Reichs war seine Thätigkeit von anhaltender Wirkung. Gustav Adolf errichtete Collegien, Gymnasien, die Universität zu Dorpat, schenkte der zu Upsala alle seine Familiengüter, belebte den Bergbau und den Handel u. s. w. Die Aristokratie bildete sich durch die im Kriege erlangte Stellung sowie durch die in Deutschland gewonnenen Reichthümer zu einer überwiegenden Macht im Staate aus. Noch mehr geschah dies, als die minderjährige Königin Christine (s. d.) ihrem Vater auf dem Throne folgte, unter einer vormundschaftlichen Regierung, an deren Spitze Axel Oxenstjerna (s. d.) stand. Als Christine 1644 den Thron selbst bestieg, umgab sie sich mit einem glänzenden Hofstaate und leistete dem Adel durch Schenkungen der Domänen u. s. w. noch weitern Vorschub. Torstenson's (s. d.) Siege hatten 1645 den Frieden zu Brömsebro zur Folge, in welchem Dänemark an S. Jemtland und Herjeådalen nebst den Inseln Gotland und Ösel, Halland aber auf 25 Jahre überließ und die Befreiung der schwed. Schiffe vom Sundzolle bewilligte. Durch den Westfälischen Frieden erwarb S. die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil Hinterpommerns und Wismar nebst der deutschen Reichsstandschaft.

Allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volke, besonders aber ihr wankelmüthiger und launenhafter Charakter bewog die Königin Christine 1654, die Regierung an ihren Vetter, den Pfalzgrafen von Zweibrücken, abzutreten, der unter dem Namen Karl X. Gustav den Thron bestieg. Seine kühnen Unternehmungen gegen Polen, Rußland und Dänemark setzten die Welt in Erstaunen, und seine Eroberungen von letzterm Reiche sind die einzigen, die S. noch geblieben sind. Er starb plötzlich 1660, und ihm folgte sein unmündiger Sohn Karl XI. Die Regierung übernahmen die verwitwete Königin Hedwig Eleonore, der Kanzler de la Gardie und vier andere Reichsräthe. Karl Gustav hatte im Roeskilder Frieden mit Dänemark (1658) Drontheim und Bornholm, Blekinge, Schonen, Halland und Bohuslän erworben. Die vormundschaftliche Regierung schloß 1660 mit Polen den Frieden zu Oliva, wodurch ganz Livland bis zur Düna an S. kam, mit Dänemark den zu Kopenhagen, in welchem sie Drontheim und Bornholm zurückgab, und 1661 auf der Grundlage des Stolbower Friedens einen Vergleich mit Rußland. Karl XI. trat 1672 die Regierung selbst an, bekümmerte sich aber anfangs wenig um die

Geschäfte, sodaß sich die Vormünder durch Bestechung zu einem sehr nachtheiligen Bündnisse mit Frankreich gegen Dänemark und Brandenburg verleiten ließen. Doch verlor S. im Frieden von St.-Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenseit der Oder besessen hatte. Die Finanzen des Staats waren durch die Schuld der vormundschaftlichen Regierung in eine sehr schlechte Lage gerathen; die Einkünfte reichten nicht mehr hin zur Bestreitung der Ausgaben. Darum fand jetzt endlich das Verlangen des Volks nach einer Zurücknahme (Reduction) der der Krone entrissenen Güter Gehör, die aber durch die Art, wie man sie ausführte, ungerecht und verhaßt wurde. Durch Gustav Wasa's Reduction waren ungefähr 20,000 Hufen, welche die Geistlichen sich zu verschaffen gewußt, wieder an das Reich gekommen, durch die, welche Karl XI. 1680 vornahm, gewann der Staat 10 Grafschaften, 70 Baronien und eine große Menge adeliger Güter und Kronhufen, welche der Adel seit Erich XIV., besonders aber in der letzten Zeit theils als Geschenke, theils angeblich käuflich an sich gebracht hatte. Diese Reduction zog allerdings, indem sich bei der Ausführung Privathaß und Parteigeist einmischten, den Untergang vieler ausgezeichneter Familien nach sich. S. war seit Gustav's I. Tode, 116 Jahre, in beinahe unaufhörliche Kriege verwickelt gewesen und hatte darin oft Ehre und Ansehen geerntet. Jetzt bedurfte und erhielt es Ruhe, die Karl XI. zur bessern Entwickelung der innern Verhältnisse benutzte. Er gründete die meisten Festungen sowie die Stadt Karlskrona mit den Docks und Werften, organisirte die Armee, rief die Reichsbank und die Universität Lund ins Leben, gab neue Gesetze und führte viele Bauten aus, darunter auch den Umbau des stockholmer Schlosses, das jedoch kurz nach seinem Tode niederbrannte. Unter seinem Sohne und Nachfolger Karl XII. (s. d.), 1697—1718, der trotz seiner Herrschsucht und Halsstarrigkeit von den Schweden hochgehalten wird, begann der Nordische Krieg (s. d.), welcher die Nation so schwächte, daß sie nach Verlauf von 100 Jahren sich kaum wieder erholen konnte.

Vom Tode Karl's XII. 1718 bis zur Regierungsveränderung 1772 war S., besonders seit 1739, ein Tummelplatz der Parteistreitigkeiten, die sich auf den Reichstagen unter franz., russ. oder engl. Einflusse entwickelten. Dem Könige Karl XII. folgte auf dem Throne seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore, doch nicht sowol durch Erbrecht als durch freie Wahl der Stände, welche die alte Regierungsform unter noch größerer Beschränkung der königl. Macht wiederherstellten. Ihr Gemahl war Friedrich von Hessen-Kassel, der mit Bewilligung der Stände 1720 die Regierung übernahm und sie bis 1751 führte. Als ein schwacher Fürst wurde er von den Parteien des Adels beherrscht, und der Reichsrath machte sich unabhängig. Auch diese Epoche war von dauernden Kriegen und unglücklichen Friedensschlüssen erfüllt. Im Frieden zu Stockholm mußte S. 1719 Bremen und Verden an Hannover und 1720 Stettin und Vorpommern bis an die Peene an Preußen, im Nystädter Frieden (1721) Livland, Estland, Ingermanland und einen Theil von Wiborgslän an Rußland abtreten, dann im Frieden mit Dänemark zu Frederiksborg (1720) auf die Befreiung vom Sundzolle verzichten. Auf Anstiften einiger erhitzter Köpfe aus der sog. Partei der Hüte begann man, 1741, gegen des Königs Rath und Wunsch, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wiederzuerlangen, abermals einen Krieg, den 1743 der für S. schimpfliche Friede zu Abo endete, in welchem ein Theil Finlands bis an den Kymenefluß verloren ging und die Thronfolge in S., da die Königin kinderlos war, dem Herzog Adolf Friedrich von Holstein, Bischof von Lübeck, einem nahen Verwandten der russ. Kaiserin, zugesichert ward. Unter des letztern Regierung, 1751—71, nahm S. 1757 einen schwachen und erfolglosen Antheil am Siebenjährigen Kriege. Im Innern zerrütteten die unter dem Namen der Hüte und Mützen bekannten Parteien das Reich, und die königl. Gewalt sank zum Schattenbilde herab. Als Gustav III. (s. d.) 1771 seinem Vater in der Regierung gefolgt, ließ er es 1772 sein erstes Geschäft sein, die Fesseln der gewaltigen Aristokratie zu brechen. Er unternahm auch gegen Rußland einen zwar erfolglosen, aber nicht ruhmlosen Krieg, erweiterte 1789 die königl. Macht, wurde jedoch deswegen 1792 das Opfer einer Verschwörung. Ihm folgte unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Karl von Södermanland, sein Sohn Gustav IV. Adolf (s. d.), der durch die unblutige Revolution von 1809 den Thron verlor, welchen der Herzog von Södermanland unter dem Namen Karl XIII. (s. d.) bestieg. Diese Revolution beendete für S. den Streit zwischen Monarchie und aristokratischer Vielherrschaft, und während man die königl. Macht hinlänglich zu kräftigen, dabei aber eine Garantie gegen die Eingriffe in die Rechte und Freiheiten des Volks festzusetzen suchte, glaubte man eine allen Forderungen genügende Verfassung aufgestellt zu haben. Als der Stamm der Wasa nach einer 300jährigen Regierung erlosch und eine neue Königswahl nothwendig wurde, wählte man den Prinzen Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der den

Namen Karl August annahm, zu des Königs künftigem Nachfolger. Mit Rußland schloß man den Frieden zu Frederikshamn 17. Sept. 1809, in welchem das ganze Finland bis zum Torneå- und Muniofluſſe nebſt den Alandsinſeln abgetreten wurde, mit Dänemark den zu Jönköping 10. Dec. 1809 und mit Frankreich den zu Paris 6. Jan. 1810, in dem S. dem Continentalſyſtem beitrat. Inzwiſchen ſtarb aber der Kronprinz Karl Auguſt eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Örebro wählte nun im Aug. 1810 den franz. Marſchall Bernadotte zum Thronfolger, der unter dem Namen Karl Johann von Karl XIII. adoptirt ward. Auf Andringen Napoleon's mußte S. England den Krieg erklären. Doch das Drückende dieſes Kriegszuſtandes ſowie die immer ſteigenden Anmaßungen Frankreichs führten 1812 dahin, daß ſich S. den gegen Napoleon verbündeten Mächten anſchloß. Durch den Frieden mit Dänemark zu Kiel 14. Jan. 1814 ſollte S. zu dem Beſitze Norwegens gelangen; dagegen trat es ſeinen Antheil an Pommern und die Inſel Rügen ab.

Karl XIV. Johann (ſ. d.), der nach dem Tode Karl's XIII. 1818 den Thron beſtieg, war vor allem bemüht, den materiellen Zuſtand des Landes zu heben. Durch Anbau wüſter Strecken, Förderung des Handels und der Gewerbe, Anlegung von Straßen und Kanälen, Gründung von Gewerbs- und Navigationsſchulen erwarb ſich der König bleibende Verdienſte. Doch gelang es ihm nicht, im Lande ganz heimiſch zu werden. In Norwegen erregte ſein Bemühen, dies Land unmittelbar der Krone unterzuordnen, Unzufriedenheit; in Schweden trat er vielfach mit dem Volksthum in Widerſpruch und vermochte nicht, den franz. Marſchall ganz abzulegen. Einzelne Spuren eines noch vorhandenen Anhangs an die vertriebene Dynaſtie veranlaßten ihn zu ſtrenger Polizei und Cenſur und drängten ihn noch entſchiedener zur Freundſchaft mit Rußland, die den ſchwed. Traditionen widerſprach. Mit dem Reichstage vermochte ſich der König über manche nothwendige Reformen nicht zu verſtändigen. Die Schuld lag einerſeits an der ganzen Organiſation dieſes polit. Körpers, andererſeits an des Königs Mistrauen und ſeiner Abneigung gegen Conceſſionen, die ſeiner Macht Eintrag thun konnten. Preßproceſſe riefen (namentlich im Sommer 1838) tumultuariſche Scenen in der Hauptſtadt hervor, welche den reactionären Einflüſſen, unter denen der König ſtand, neuen Anlaß gaben, ihn mit Mistrauen gegen das Volk zu erfüllen. Indeſſen ſchien es, als wollte die Regierung allmählich ſelbſt den Anſtoß geben zu einer Reform der Verfaſſungsverhältniſſe; aber die ſeit 1840 darüber entſponnenen Verhandlungen und Streitigkeiten ließen einen nahen Abſchluß nicht erwarten. Am 8. März 1844 ſtarb Karl Johann, und es folgte ihm ſein Sohn Oskar I. (ſ. d.), von dem man namentlich die Erledigung der Verfaſſungsreform erwartete. Oskar begann damit, daß er, durch den Proteſt des Prinzen Waſa unbeirrt, den bisher verbotenen Verkehr mit der vertriebenen Dynaſtie freigab und der Verfaſſungsangelegenheit ein reges Intereſſe zuwandte. Als der Reichstag im Juli zuſammenkam, ward der von dem Conſtitutionsausſchuß 1840 vorgelegte Reformentwurf zur Verhandlung gebracht. Derſelbe fand bei dem Bürger- und Bauernſtande eine große Majorität, wurde jedoch vom Adel und Klerus abgelehnt. Dagegen ſetzte der König (1845) eine Reform der Criminalgeſetzgebung und eine Veränderung der Erbgeſetze ins Werk, welche für alle Stände und Geſchlechter gleiches Erbrecht beſtimmte. Im nächſten Jahre ergriff dann die Regierung ſelbſt die Initiative in den Verfaſſungsſachen und veranlaßte die Bildung einer Commiſſion, um die Repräſentationsfrage zu prüfen. Materielle Reformen, wie die Abſchaffung des Zunftzwangs, die größere Förderung von Handel und Gewerbe, die Vorbereitung von Eiſenbahnanlagen, wurden zu gleicher Zeit durchgeführt. Im Sommer 1847 war die beſtellte Commiſſion mit ihrem Entwurfe fertig, und 13. Nov. trat der Reichstag zuſammen. In ſeine Berathungen fiel die polit. Bewegung vom Febr. 1848, welche auch S. nicht gänzlich unberührt ließ. Das nächſte Ergebniß war (April) ein Wechſel im Miniſterium zu Gunſten des Liberalismus und die Zuſage einer baldigen Entſcheidung der Verfaſſungsangelegenheit. Schon 2. Mai ward hierauf den Ständen der Entwurf der neuen Nationalrepräſentation übergeben, wonach nur noch zwei Kammern beſtehen ſollten, beide gewählt, die erſte aus 120 Mitgliedern, deren Mandat auf neun Jahre lautete, die zweite aus 150, die man für jeden Reichstag zu wählen hatte. Dazu kamen dreijährige Periodicität des Reichstags und ein freiſinnig ausgedehntes Wahlrecht. Dieſer Entwurf ward von dem Verfaſſungsausſchuß angenommen, aber die definitive Entſcheidung, der Verfaſſung gemäß, erſt dem nächſten Reichstage vorbehalten.

Inzwiſchen brach der Streit zwiſchen Dänemark und Deutſchland aus, in welchem S. nicht unbetheiligt bleiben zu können glaubte. Schon ſeit Jahren hatte ſich in der Nation, namentlich unter der Jugend, eine ſkandinav. Einheitstendenz geltend gemacht, die den alten Haß zwiſchen Schweden und Dänen milderte, und die nun dazu beitrug, die dän. Sache in S. populär zu

machen. Aber auch die Regierung, sonst der skandinav. Bewegung nicht hold, verfolgte diese Richtung, zumal als der Reichstag 3 Mill. zu dem Zwecke bewilligte. Es kam ein enges Bündniß zwischen S. und Dänemark zu Stande, infolge dessen schwed. Truppen nach Fünen abgingen und die schwed. Politik eine active Theilnahme am Kampfe gegen Deutschland in Aussicht stellte. Unter schwed. Vermittelung wurde auch wirklich 26. Aug. 1848 der Waffenstillstand zu Malmö abgeschlossen. Aber sehr bald erkaltete in S. selbst die Theilnahme für die dän. Sache, sodaß Dänemark 1849 vergeblich versuchte, die Schweden zu einer thätigen Mitwirkung zu bringen. S. blieb neutral, und es ward ihm deshalb bei dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 die Besetzung Nordschleswigs übertragen. Als im Nov. 1850 der Reichstag zusammentrat, überreichte die Regierung einen Vorschlag, wonach die Trennung in vier Stände und die Selbstrepräsentation des Adels fallen sollte. Der Antrag fand indessen nur beim Bürgerstande die Mehrheit, alle andern Curien verwarfen ihn. Die Folge war eine Modification des Ministeriums und abermalige Verschiebung der Sache. Die Regierung suchte indessen die materiellen Interessen des Landes zu heben. Sie verbesserte die Vertheidigungsanstalten, förderte den Eisenbahnbau, suchte die Ablösung der Sundzölle vorzubereiten. Das königl. Haus aber ward durch schwere Unglücksfälle heimgesucht. Die Vermählung des Kronprinzen 1850 mit Luise von Oranien, der Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich der Niederlande, sowie 1851 die Geburt einer Prinzessin und Dec. 1852 eines Erbprinzen (der jedoch 13. März 1854 starb) aus dieser Ehe, erregten im Lande große Freude und steigerten noch die hohe Popularität des Thronfolgers. Um so schmerzlicher war die Theilnahme, als der König Oskar, von einer zur Stärkung seiner zerrütteten Gesundheit mit seiner Familie angetretenen größern Reise nach Deutschland und der Schweiz zurückgekehrt, selbst sehr schwer erkrankte und sein zweiter Sohn, Prinz Gustav, Herzog von Upland (geb. 1827), nach der Rückkehr nach kurzer Krankheit in Christiania starb (24. Sept. 1852). Des Königs Krankheit war so langwierig, daß eine Regierungscommission bestellt werden mußte und er erst nach Monaten wieder die Geschäfte übernehmen konnte (April 1853). Neue Sorgen erwarteten den hinsiechenden König. Außer der Cholera, die das Land heimsuchte, berührte die orient. Verwickelung, der zwischen Rußland und der Türkei ausgebrochene, mit den Westmächten drohende Krieg, S. sehr nahe. Die Regierung suchte zunächst durch einen Neutralitätsvertrag mit Dänemark sich gegen die unfreiwillige Verflechtung in den Krieg zu schützen, traf jedoch zugleich Rüstungen. Der Reichstag zeigte sich hierin einverstanden und bewilligte ohne Widerspruch die zur Durchführung der bewaffneten Neutralität begehrten Mittel. Einverständniß herrschte auch zwischen Regierung und Reichstag in Betreff der Beschränkung des Branntweingenusses mittels der Vertheuerung des Branntweins durch eine hohe Steuer, welche überdies dem Staatseinkommen sehr förderlich wurde. Das Verlangen der Juden nach unbeschränktem Recht der Niederlassung und des Grundbesitzes, wie es bereits in Norwegen eingeführt, wurde aber von den schwed. Reichsständen nur theilweise bewilligt. Außerdem brachte dieser Reichstag, der 5. Dec. 1854 aufgelöst wurde, vieles zu Stande; so ein neues Criminalgesetz, eine Steuerreform, Einführung des Decimalsystems in Münze, Maß und Gewicht, Verbesserung der Administration, Bewilligung von Mitteln zu wissenschaftlichen, national-ökonomischen und wohlthätigen Zwecken. In der äußern Politik wurde 21. Nov. 1855 zwischen S.-Norwegen und den Westmächten (Frankreich und England) ein Schutzbündniß abgeschlossen, veranlaßt durch russ. Uebergriffe bei der Fischerei und der Jagd im Norden infolge der unsichern Grenzen. S.-Norwegen verpflichtete sich, keine Gebietstheile an Rußland abzutreten, wogegen es bei etwaigen Angriffen Rußlands die Hülfe der Verbündeten zugesichert erhielt. In dem Pariser Frieden von 1856 ging Rußland bereitwillig auf die deshalb gestellten Bedingungen ein, verpflichtete sich auch, die Alandsinseln ferner nicht zu befestigen.

Der Reichstag von 1856—58 verwarf zwar das Gesetz in Betreff der Religionsfreiheit, erweiterte aber die Handelsfreiheit und bewilligte zur Ausrüstung des Heers sowie zum Eisenbahnbau bedeutende Summen. Da der König wieder schwer erkrankte, so wurde dem Kronprinz Karl 10. Sept. 1857 die Regentschaft übertragen, die er nun bis zu dem 8. Juli 1859 erfolgten Tode seines Vaters fortführte. Karl XV. (s. d.) umgab sich mit Rathgebern, die das Vertrauen der Nation besaßen, und schlug überhaupt eine ganz volksthümliche Politik ein, sodaß die Opposition, die sich in den letzten Regierungsjahren seines Großvaters entwickelt, unter seinem Vater aber bereits abgenommen hatte, nun vollends erlosch. Der erste Reichstag unter seiner Regierung trat 15. Oct. 1859 zusammen. Obschon mehrere zeitgemäße Veränderungen an dem Widerspruche des einen oder andern Reichsstandes scheiterten, auch eine Collision des Reichstags mit dem norweg. Storthing über die unionellen Verhältnisse eintrat, sodaß nur

der König dem gänzlichen Bruche vorbeugen konnte, fanden doch viele wichtige innere Angelegenheiten ihre Erledigung. Das Communalwesen auf dem Lande (Landsting) wie in der Städten wurde reformirt, die Religionsfreiheit erweitert, den Israeliten im ganzen Lande die Erwerbung von Grundbesitz bewilligt, der Paßzwang aufgehoben, ein neues Concursgesetz hergestellt, die Errichtung einer allgemeinen Hypothekenbank beschlossen und zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten bedeutende Mittel bewilligt. Außerdem erfolgten Vorschläge zur Reformirung der Grundgesetze, darunter auch einer in Betreff der Volksrepräsentation, über die jedoch erst von dem folgenden Reichstage Entscheidung getroffen werden konnte. Der Stand der Bürger und der Stand der Bauern richteten 20. Oct. 1860 Adressen an den König mit der Bitte, dem nächsten Reichstage den Entwurf zu einer Reform der Reichsvertretung vorlegen zu lassen. Nachdem 15. Oct. 1862 der Reichstag wieder zusammengetreten, legte ihm die Regierung den Entwurf einer neuen Reichstagsordnung (datirt 5. Jan. 1863) vor, der von dem Reichstage günstig, von der ganzen Nation mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Doch mußte, dem Grundgesetz gemäß, die Entscheidung der wichtigen Angelegenheit bis zum nächsten Reichstage ruhen. Es kam diesmal eine gesetzliche Bestimmung zu Stande, wonach in Abwesenheit oder bei Krankheit des Königs der dem Thron am nächsten stehende volljährige königl. Prinz die Regierung führen soll. Hieran schlossen sich neue Straf-, See- und Jagdgesetze, ein Gesetz über Gemeindeversammlungen, über Gestattung bürgerlicher Heirathen zwischen Christen und Israeliten und die Herstellung vollständiger Gewerbefreiheit. Zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten wurden wieder Mittel angewiesen. Gleichzeitig lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Angelegenheiten, indem der Aufstand in Polen bei dem Russenhasse der Schweden eine sehr lebhafte Theilnahme fand. In dem deutsch-dän. Conflicte waren die Sympathien sowol der Regierung als auch des Volks auf der Seite der Dänen, und das schwed. Cabinet bemühte sich eifrig, die Existenz der dän. Monarchie im Falle des Ausscheidens von Holstein und Lauenburg zu sichern. Als jedoch mit dem Tode König Friedrich's VII. (15. Nov. 1863) die Lage der Dinge sich so gestaltete, daß der Bruch zwischen Dänemark und Deutschland als unvermeidlich erschien, ließ die schwed. Regierung von dem bereits verhandelten Bündnisse mit Dänemark ab, obgleich die Stände 3 Mill. zur Vervollständigung der Rüstungen bewilligten. Unter den Verträgen, welche Schweden in neuerer Zeit im Interesse des internationalen Verkehrs abschloß, war der mit Frankreich errichtete Handelsvertrag vom 14. Febr. 1865 der wichtigste. Am 15. Oct. 1865 trat der neue Reichstag zusammen, welchem die Abstimmung über die in der vorigen Session von der Regierung vorgelegte Reichstagsordnung zukam. Der Entwurf wurde von allen vier Ständen (4., 7. und 8. Dec. 1865) angenommen und erhielt 22. Juni 1866 durch die Unterschrift des Königs die gesetzliche Kraft. Die dem Bedürfnisse längst nicht mehr entsprechende Ständevertretung war hiermit abgethan und dafür ein Zweikammersystem mit entsprechender Wahlordnung eingeführt. Im Sommer 1866 veranstaltete man in Stockholm die erste skandinav. Industrie- und Kunstausstellung, zu welcher auch Finland Beiträge lieferte. Diese Ausstellung gab namentlich einen erfreulichen Beweis von der Entwickelung der schwed. Industrie, zog aber infolge der Kriegswirren in Deutschland die Aufmerksamkeit des Auslandes weniger auf sich.

Am 15. Jan. 1867 trat der erste Reichstag nach der neuen Ordnung zusammen. Derselbe bewilligte zunächst bezüglich der Eisenbahnen die Mittel für die Fortführung der Bahn nach Christiania, und brachte namentlich für die Ausrüstung des Heers, der Kriegsflotte, der Festungen sehr bedeutende Opfer. Die Vermählung der einzigen Tochter des Königs, Luise, geb. 31. Oct. 1851, mit dem Kronprinzen von Dänemark, Christian Friedrich Wilhelm Karl, 28. Juli 1869, zu welcher die dän. Königsfamilie in Stockholm war, fand sowol in S. als auch in Dänemark großen Beifall. Am 18. Sept. 1872 starb König Karl XV., von einer Badereise aus Aachen zurückgekehrt, nach kurzem Krankenlager zu Malmö. Da er keine männlichen Erben hinterließ, so folgte ihm sein ältester Bruder Oskar Friedrich, seither Herzog von Ostgothland (geb. 21. Jan. 1829), als Oskar II. (s. d.) auf dem Throne der vereinigten Königreiche und leistete 19. Sept. die im Grundgesetze vorgeschriebene «Königsversicherung» (Eid auf die Verfassung). Die sechs Jahre 1872—78 kennzeichnen sich durch fortgesetzte aber resultatlose Versuche einer Reorganisation des Heerwesens, durch eine lebhafte Entwickelung auf allen industriellen und commerziellen Gebieten, sowie durch ein fortwährend gutes Verhältniß zu sämmtlichen auswärtigen Mächten. Die Grundbesitzer, die in der Zweiten Kammer überwiegend sind, wollen nicht die Lasten einer neuen Armeeorganisation übernehmen, wenigstens nicht eher, bis die auf den Gütern lastenden Abgaben abgeschafft werden. Da diese Abgaben

einen jährlichen Werth von etwa 10 Mill. Kronen haben, ist es aber nicht ohne Schwierigkeit einen Ersatz dafür zu finden. Durch den Vertrag vom 10. Aug. 1877 trat S. seine einzige Colonie, die westind. Insel St.-Barthélémy, gegen eine Entschädigung von 80,000 Frs. an Frankreich ab. Vgl. über die schwed. Geschichte die Quellensammlungen von Faut, Geijer und Schröder («Scriptores rerum Suecicarum medii aevi», 3 Bde., Upsala 1818—76) und Rietz («Scriptores Suecici medii aevi», 2 Bde., Lund 1842—44); ferner «Handlingar rörande Skandinaviens historia» (Stockh. 1830 fg.); das von Liljegren begonnene, von Hildebrand fortgesetzte «Diplomatarium Suecianum» (Stockh. 1827 fg.); die Publicationen der «Svenska Fornskrift-Sälskapet» u. a. Von den ältern Geschichtschreibern sind zu nennen: Dalin («Geschichte von S.», deutsch, 4 Bde., Greifsw. 1756—64); Lagerbring, «Svea Rikes Historia» (4 Bde., Lund 1763—83, herabreichend bis 1457); dessen kürzeres Werk «Abriß der schwed. Reichshistorie» (Rost. 1776); Rühs, «Geschichte S.s» (5 Bde., Halle 1804—14). Die Hauptwerke lieferten jedoch Geijer (s. d.), Carlson (s. d.), Fryxell (s. d.) und Strinnholm (s. d.). Um die Kirchengeschichte machte sich Reuterdahl (s. d.) verdient.

Schwedische Sprache, Literatur und Kunst. Die schwedische Sprache gehört, wie die dänische, zu den goth. Sprachen, unter diesen zu den skandinavischen, von denen sie wiederum den westskandinav. Dialekten Norwegens gegenüber eine besondere, obwol nur mundartlich verschiedene Sprache bildet. (S. Nordische Sprachen und Literaturen.) Die ältesten Denkmäler der schwed. Sprache, die uns in einer überaus reichen Anzahl von Runeninschriften (gegen 1450, sieben Achtel des gesammten skandinav. Runenschatzes) aus dem 10. bis ins 14. Jahrh. erhalten sind, lassen bei der höchst einfachen Lautbezeichnung und dem beschränkten Inhalt zu wenig Eigenthümliches erkennen, um aus ihnen ein charakteristisches Bild ihrer Sprache zu gewinnen. Dies tritt uns erst in der umfänglichen Literatur entgegen, die uns in vielen Provinzgesetzen, Prosa- und Reimchroniken, Legenden, Uebersetzungen des 13., 14. und 15. Jahrh. überliefert ist. Das Altschwedische, wie man die Sprache dieses Zeitraums im Gegensatz zu dem seit der Reformation sich entwickelnden Neuschwedischen nennen darf, zeigt im Vergleiche zum Altnorwegisch-Isländischen oder Altnordischen anfangs zwar in lautlicher, grammatischer, lexikalischer Beziehung nur wenig Verschiedenheit, außer daß dem erstern sowol ein geringerer Umfang des Umlauts als auch ein Vorherrschen langer Vocale statt der im Altnorwegischen gebliebenen Diphthonge eigenthümlich ist. Bald jedoch machen sich äußere Einflüsse geltend, welche die Sprache von ihrer ursprünglichen Gestalt immer mehr entfernen. War bereits durch die Annahme des Christenthums (nach 1050) und die dadurch herbeigeführte Kenntniß der lat. Sprache, deren Schrift statt der bisher, obwol hauptsächlich nur für Steininschriften benutzten Runen nicht ohne wesentlichen Belang für die Lautbezeichnung sein konnte, der Wortschatz nach Form und Inhalt erweitert, so mußte dies, freilich auf Kosten der Reinheit, noch in bei weitem höherm Grade geschehen, als seit der Mitte des 13. Jahrh. das Deutsche durch vielfache polit. Bezüge wie den regen Verkehr mit den deutschen Ostseeküsten, seit Ende des 14. Jahrh. das Dänische während und infolge der Kalmarunion viele neue Bestandtheile zuführten. Versetzt mit einer Menge so verschiedener und fremdartiger Wörter und Redeweisen, in ihren Flexionsendungen abgeschwächt und durch die willkürlichste Orthographie entstellt, war sie allmählich in einen Zustand der Verwilderung gerathen, der seinen Höhepunkt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. erreichte. Es war die Uebergangszeit der neuschwed. Sprache. Auf ihre Gestaltung übten zwar neben der neu hinzutretenden franz. Sprache die deutsche und die dänische, erstere namentlich durch die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg sowie durch ununterbrochene Anerkennung deutscher Literatur und Wissenschaft, sehr bedeutenden Einfluß. Dagegen wirkten die sprachreinigenden Bemühungen so verdienstvoller Männer, wie Andreä's und der Gebrüder Petri durch ihre Bibelübersetzungen, wie ferner Stjernhjelm's u. a., ja der Könige des Landes selbst von Gustav Wasa bis auf Gustav Adolf, endlich das Aufblühen einer namentlich durch den Gothenbund gehobenen Nationalliteratur und die grammatische Behandlung der Sprache intensiv und anhaltend genug, um die Entwickelung der Sprache wieder in eine ihrer ursprünglichen Natur entsprechende Bahn einzulenken, auf der sie dann seit dem Beginn des 18. Jahrh. zu einem hohen Grade von innerer Kraft und Reife gediehen ist. Die schwed. Sprache, wie sie uns jetzt in einer reichen Literatur ausgeprägt vorliegt und außer dem Königreiche Schweden und seinen Inseln auch in einigen Theilen Finlands, an der Küste Estlands und auf Runö gesprochen wird, ist anerkannt unter den neuern Sprachen Europas eine der wohllingendsten und gesangreichsten. Unter den ungefähr zwanzig Dialekten, in denen das Schwedische gesprochen wird, und von denen einige bereits im 13. Jahrh.

zur Abfassung von Provinzgesetzen dienten, verdienen neben dem förmländischen (der Provinz Södermanland), aus dem die heutige Schrift- und Redesprache gebildet ist, vorzugsweise die in der Provinz Dalarne und auf der Insel Gotland üblichen eine Auszeichnung: beide tragen ein besonders alterthümliches Gepräge. Die Grammatik der schwed. Sprache, die seit Gabr. Wallenius (1682) in Tjällman (1696), Ljungberg (1756), Sahlstedt (1769 und 1798), von Botin (1777 und 1792), Fryxell (1824; 13. Aufl. 1865), Enberg, dem anonymen Verfasser der von der schwed. Akademie herausgegebenen Grammatik (1836), Sjöborg (6. Aufl., Stralf. 1848), Dietrich (2. Aufl., Stockh. 1848), Swedbom (1830; 2. Aufl. 1845), Schram (7. Aufl. 1864) und Lyth (1848) die namhaftesten frühern Bearbeiter gefunden, erhielt die erste, der heutigen Sprachwissenschaft entsprechende Behandlung durch Nyduist («Svenska Språkets Lagar», Bd. 1—5, Stockh. 1850—74), Södervall («Ilufondepoherna of Svenska Språkets ut bildning», Lund 1870), Dalin («Svenska Språkets Synonymen», Stockh. 1870) und Sunden («Svensk Språklära», Stockh. 1875). Die Geschichte der schwed. Sprache bis ins 17. Jahrh. hat Petersen in «Det Danske, Norske og Svenske Sprog Historie» (2 Bde., Kopenh. 1830) gegeben, eine besondere Darstellung des Altschwedischen Munch (Stockh. 1849). Unter den Wörterbüchern steht «Glossarium Suio-Gothicum» (Upf. 1769) von Ihre noch unübertroffen da. Die von Kindblad (1840) und von Almquist (1842) begonnenen sind unvollendet geblieben; dagegen ist das Wörterbuch Dalin's (2 Thle., Stockh. 1850) eine verdienstvolle Arbeit. Die Schwedische Akademie hat ein Wortverzeichniß «Ordlista öfver Svenska språket» (3. Aufl., Stockh. 1875) ausgearbeitet, um eine Art officieller Orthographie aufzustellen.

Den eigentlichen Beginn der *schwedischen Literatur* hat man in den Folkvisor zu suchen, jenen nordischen Romanzen, die durch ihren Anschluß an mythische Ueberlieferung in die vorchristl. Zeit hinaufreichen, jedoch zum größten Theile während des 14. und 15. Jahrh. entstanden, seitdem unter mannichfachen Umwandlungen, in ihrem Bestande bald gemindert, bald durch neue, umgedichtete, nachgebildete Lieder vermehrt, Jahrhunderte hindurch sich im Gedächtnisse des Volks erhalten haben. Die *Folkvisa*, in ihrer frühesten Gestalt als Kämpaviss, entwickelte sich im Verlaufe des 12. und 13. Jahrh. aus den isländ. Rimur; wie diese vorzugsweise zum Gesange bestimmt und in strophischer Form mit meist alternirenden Schlußreimen, erzählt sie von den Thaten ausgezeichneter Vorfahren. Während sie noch in regem Gefühl des Anstaunens und der Bewunderung einer dahingeschwundenen Heldenwelt einen oft an das Ungeheuerliche, ja Rohe streifenden Charakter trägt, athmet aus der unter dem Einflusse der Kirche mit ihren Heiligen und des Ritterthums hervorgegangenen spätern Form der *Riddarvisa* ein viel milderer Geist. Dem auch hier noch vorherrschend Epischen tritt ein lyrisches Element zur Seite, das sich theils in der ganzen Stimmung, theils noch in eigenthümlicher Weise im Kehrreim geltend macht; das jedoch sie alle Beseelende ist die stets miterfundene, untrennbare Melodie des Gesangs. Sammlungen veranstalteten Geijer und Afzelius («Svenska Folkvisor», 3 Bde., Stockh. 1814—16), Atterbom («Nordmannaharpan», Upf. 1816), Arwidsson («Svenska Fornsänger», 3 Bde., Stockh. 1834—48), Afzelius («Afsked ad Svenska Folksharpan», Stockh. 1849), Cavallius und Stephens («Sveriges historiska och politiska Visor», Bd. 1, Örebro 1853). Was uns von schriftlichen Denkmälern aus der Zeit vor der Reformation erhalten ist, reicht nicht über das 13. Jahrh. hinauf. Es besteht neben den Provinzgesetzen in Chroniken und Uebersetzungen theils biblischer und theol. Schriften, theils ausländischer Romane. Unter den Gesetzen gehören das «Vestgötalag» und das «Upplandslag» zu den ältesten; schon in die erste Hälfte des 14. Jahrh. fallen das «Östgötalag», «Söddermannalag», «Dalalag», «Helsingalag», «Vestmannalag», «Gottlandslag», «Björköa Rätten» u. a. Um ihre Herausgabe hat sich besonders Schlyter verdient gemacht. Der Zeit und theilweise dem Inhalte nach sind auch hier zu erwähnen das Buch «Om Konunga Styrilse och Höfdinga», eine Art altschwed. Königsspiegel (herausg. von Bure, Stockh. 1634; von Scheffer, Stockh. 1669), und «die Offenbarungen der heil. Brigitta», geschrieben von ihrem Beichtvater Matthias, dem man zugleich die älteste schwed. Bibelübersetzung verdankt. Von den Chroniken verdienen durch Umfang wie Gehalt genannt zu werden: die prosaische oder die des Messenius, der sie 1615 herausgab; ferner die kleine und die große Reichschronik (gedruckt in den «Scriptores rerum Svecicarum», Bd. 1), beide aus dem 15. Jahrh. In großer Anzahl sind die theils gereimten, theils prosaischen Nachbildungen und Uebersetzungen fremder Romane und Volksbücher vorhanden, die man zum Theil, obwol nicht ganz richtig, unter dem Namen von «Drottning Eufemias Folkvisor» begreift. Mehrere von ihnen (z. B. «Flores och Blanseflor», «Iwan och Gawian», «Namnlös och Valentin», «Vilkina Sagan»

u. a.) sind nebst andern hierhergehörigen Schriften in den «Samlingar» der Svenska Fornskrift-Sälskap veröffentlicht worden; die einer etwas spätern Zeit angehörigen Volksbücher hat Bäckström (2 Bde., Stockh. 1850—52) herausgegeben.

Die Stiftung der Universität zu Upsala 1477 trug anfangs wenig zur Belebung der höhern Gelehrsamkeit bei, weil sie damals wenig mehr als eine Kapitelschule war, und in den Zeiten Johann's III. lag sie sogar ganz danieder. Die Apostel der Reformation, die Brüder Olaus und Laurentius Petri, Melanchthon's Schüler, vertreten beinahe die ganze Literatur ihres Zeitalters, weil sie zugleich Bibelübersetzer, Chronikschreiber und Dichter waren. Ihre Bibelübersetzung, in einer kräftigen, körnigen Sprache geschrieben, übrigens nicht frei von Missverständnissen und auch nicht von Germanismen, hatte vielen Einfluß auf die Ausbildung der schwed. Prosa; weniger gelang ihnen das Gesangbuch, das beim Kirchengebrauch eingeführt wurde. Die in der Landessprache abgefaßte Reichsgeschichte der beiden Brüder ist in stilistischer und kritischer Hinsicht nicht ohne Verdienst: aber in den Thatsachen schwebte ihnen der dän. Mythenerzähler Saxo Grammaticus als Muster vor, den sie in Fabeln zur Verherrlichung des Vaterlandes möglichst noch zu überbieten suchten. Gleichzeitig schrieben die ausgetriebenen katholischen, in Rom lebenden Brüder Johannes Magni, vormals Erzbischof zu Upsala, gest. 1541, und Olaus Magni, gest. 1558, jeder eine abenteuerliche Historie der nordischen Völkerschaften, aber lateinisch. Gustav I. selbst sprach und schrieb einfach schön, rein und kräftig, nicht selten derb; sein ältester Sohn, Erich XIV., war Dichter und Psalmist; sein jüngster, Karl IX., Chronist und Theolog; der mittlere, Johann III., zwar nicht Schriftsteller, aber gelehrt. Dennoch erlaubten seine übrigen Sorgen Gustav I. nicht, etwas Namhaftes für die öffentliche Erziehung zu thun; ebenso wenig war dies der Fall während der folgenden unruhigen Zeiten, wiewol sich Karl IX. benützte, die Universität zu Upsala wieder zu heben. So stand denn die allgemeine wissenschaftliche Bildung bei Gustav II. Adolf's Regierungsantritt auf keiner hohen Stufe. Die Literatur war sehr dürftig, indem sie aus wenig mehr als einigen neuen Königs- und Bischofschroniken, einem Haushaltungsbuche vom Grafen Brahe und einem von Aberglauben erfüllten Arzneibuche bestand. Jetzt traten in Upsala zwei gelehrte Professoren auf, die miteinander um die Gunst der Jugend so heftig wetteiferten, daß der König, um der Unruhe ein Ende zu machen, beide abberufen mußte. Der erste, Joh. Messenius (gest. 1637), schrieb Geschichtskomödien, die er von Studenten aufführen ließ; später verfaßte er während seiner 20jährigen harten Gefangenschaft zu Cajaneborg in 20 Bänden ein großes histor. Werk «Scondia illustrata», das, wiewol sehr unkritisch, doch für die spätern Zeiten von Wichtigkeit ist. Sein Nebenbuhler, Joh. Rudbeckius, erhielt den Bischofsstuhl zu Westeräs und organisirte die Schulen, das Gymnasium und die theol. Studien in seinem Stifte auf eine Art, die seitdem zum Vorbilde gedient hat. Gustav II. Adolf beförderte seine Absichten, indem er die höhere Volksbildung sich angelegen sein ließ, begründete viele Schulen und die ersten Gymnasien und legte jeder Familie eine Abgabe auf, die zur Unterstützung armer Bauernsöhne auf den Schulen bestimmt war. Die Universität zu Upsala dotirte er in außerordentlich reicher Weise und ermunterte durch sein Beispiel vermögende Privatleute, durch Stipendien und andere Stiftungen ebenfalls zum Flor der Lehranstalten beizutragen. Von dieser Zeit an war Gelehrsamkeit eine Bedingung für Beförderung zu höhern Stellen sowol in der Kirche wie in der Administration; mehrere Staatsmänner, besonders Diplomaten, zeichneten sich als Gelehrte aus, andere waren zugleich Mäcene. So unter andern Axel Oxenstjerna, der, selbst ein gelehrter Theolog, zeitlebens auch ein Gönner der Wissenschaften blieb. Unter seiner Mitwirkung wurden die Universitäten zu Abo und Dorpat und viele neue Gymnasien und Schulen errichtet; die Universität zu Lund wurde erst 1668 gestiftet kurz nach der Vereinigung Schonens mit Schweden. Die Königin Christine wollte ihren Hof und die Universität zu Upsala zum Mittelpunkt der ganzen europ. Gelehrsamkeit machen und rief daher aus Deutschland, Holland und Frankreich zahlreiche berühmte Gelehrte herbei; aber diese übten, weil sie dem Volksleben zu fern standen, einen sehr geringen Einfluß auf die einheimische Bildung und verschwanden meist nach kurzer Zeit.

Unter allen Wissenschaften genoß die Theologie das größte Ansehen, diese aber war noch scholastisch, streng dogmatisch und überall Ketzerei witternd. Männer, wie Joh. Matthiä, Christinens Lehrer, später Bischof zu Strengnäs, Joh. Terserus und Joh. Gezelius, Vater und Sohn (deren vortreffliches Bibelwerk zu den besten exegetischen Schriften gehört), die sich mit freiern Ansichten hervorwagten, wurden verfolgt und zum Theil abgesetzt. Auch die weltlichen Professoren lebten in immerwährendem Zank und die Kanzler der Universitäten hatten ihre Noth, Frieden zu erhalten. Nächst der Theologie war die Philosophie der Schauplatz der

heftigsten Kämpfe. Descartes, den die Königin Christine an ihren Hof berief und der in Stockholm starb, hatte in Schweden viele Anhänger gefunden; seine Philosophie drang in die Universität ein und kam in den heftigsten Conflict mit dem alten Aristotelischen Schulsystem, das die Aeltern festhalten wollten. Dabei wollten auch die meisten der damaligen Gelehrten alle Wissenschaften umfassen und als Polyhistoren in allen Fächern glänzen. So Georg Stjernhjelm (gest. 1672) und Olof Rudbeck der Aeltere (gest. 1701), beide in der That mit den glänzendsten Naturgaben ausgestattet. Die Schriften des erstern sind jetzt längst vergessen, aber sein Lehrgedicht «Hercules», in einer kräftigen, kernigen Sprache und in hexametrischer Form gedichtet, hat ihm den Namen des Vaters der schwed. Dichtkunst erworben. Olof Rudbeck war beinahe in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandert und erwarb sich um mehrere derselben ausgezeichnete Verdienste. Später aber gab er sich ganz Einem Lieblingsstudium hin, der nordischen Alterthumsforschung, welcher sich schon vorher Bureus, Messenius u. a. gewidmet hatten. Er trat 1675 mit dem ersten Theile seiner «Atlantica» auf, welches Werk inner- und außerhalb Schwedens ein ungewöhnliches Aufsehen erregte.

Was nun die einzelnen Fächer anlangt, so gingen die Theologen in ihrer Intoleranz nicht nur so weit, daß sie die Einführung einer strengen Censur bewirkten, sondern auch alle philos. Untersuchungen zu verbannen suchten. Die Orthodoxen selbst verketzerten einander gegenseitig, und deswegen scheute man vor jeder theol. Schriftstellerei zurück, mit Ausnahme der Predigten und der ascetischen Schriften. Ausgezeichnet in diesem Fache waren jedoch neben den beiden obenerwähnten Gezelius der Erzbischof Spegel (gest. 1714) als Prediger und erster Bearbeiter der allgemeinen schwed. Kirchengeschichte sowie als Dichter und Verfasser des neuen Gesangbuchs, das bis 1819 galt; ferner der Erzbischof Svebelius (gest. 1700), Verfasser eines verbesserten Katechismus, der erst 1812 außer Gebrauch gesetzt wurde; der Professor Jfr. Kolmodin u. a. Die Rechtsgelehrsamkeit wurde dadurch befördert, daß Stjernhjelm, Hadorph, Joh. Loccenius, Wexionius (später Gyldenstolpe), Lundius, Abrahamson und Stjernhöök theils die alten schwed. Gesetze herausgaben, theils dieselben und die noch geltenden Gesetze auslegten. Das meiste verdankt diese Wissenschaft dem trefflichen Stjernhöök (gest. 1675), dessen classisches Werk «De jure Sveonum et Gothorum vetusto» ein Meisterstück für alle Zeiten verbleibt. Die medic. Studien, mit welchen noch die Naturwissenschaften verbunden waren, fingen an durch Stenius, Hoffvenius und Olof Rudbeck sich emporzuheben, gingen jedoch bald zurück. Der berühmteste Mediciner war damals Urban Hjärne (geb. 1641, gest. 1724), zwar der Kabbala ergeben, aber nichtsdestoweniger in der Chemie ausgezeichnet. Die Philosophie theilte sich in zwei Hauptrichtungen, die mittelalterlich-scholastische, welche die zahlreichsten Anhänger fand, und die mystische, der Stjernhjelm, Hjärne u. a. anhingen. Am Ende des Jahrhunderts siegte der Cartesianismus ob. Die Philologie, besonders die vaterländische, wurde von vielen, z. B. Tjällman, den Bischöfen Svedberg und Spegel, bearbeitet; die isländische von Vercelius, dem Isländer Rugman, Hadorph, Peringskiöld, M. Celsius, überhaupt hier früher als in Dänemark. Professor Aurivillius war der erste Lehrer in Upsala, der die griech. Studien mit Ernst betrieb. Nach ihm ist Professor Norrmann (gest. 1703) zu erwähnen, ein Mann von ungeheuerer Gelehrsamkeit und ebenso großem Fleiß. Die lat. Sprache gehörte noch zur allgemeinen Bildung, und deswegen schrieben, sprachen oder dichteten in ihr noch sehr viele. Am meisten glänzend in ihrem Gebrauch war Professor Upmarck, dessen Orationen auch Kern und Inhalt besitzen. — In Bezug auf die Geschichtschreibung ist mit Uebergehung der schon erwähnten Alterthümler, welche die vaterländische Geschichte durch ihre Grillen mehr verdunkelten als aufklärten, mit verdientem Ruhm nur Sam. Pufendorf zu nennen, der auf Antrag des Königs Karl Gustav dessen Thaten in lat. Sprache beschrieb. Vorher hatten Girs (gest. 1639), Tegel (gest. 1636) und endlich Werwing (gest. 1697) das vorangehende Zeitalter von Gustav I. bis Karl IX. beleuchtet. Die vorzüglichsten Dichter dieser Periode waren der unglückliche Lucidor, eigentlich Lars Johansson (erstochen 1674), und Runius (gest. 1713), beide nachlässige und regellose Gelegenheitsdichter, aber voll Mutterwitzes; Frese (gest. 1728), ein wahrhafter Genius; der Erzbischof Spegel, dessen großes geistliches Epos «Guds Werk och Hvila» («Gottes Werk und Ruhe») erhabener Schilderungen voll ist; endlich die Frau Brenner (gest. 1730), welche, wiewol dürr und pedantisch, doch von den Zeitgenossen als die zehnte Muse gepriesen wurde. Ueberhaupt fehlen diesen Dichtern weder Geist noch Gefühl, aber wol Takt und Maß, auch hatten sie mit der noch ungelenken Sprache zu kämpfen. Was die übrigen schönen Künste betrifft, so wurde die Architektur durch Nikod. Tessin aus Stralsund (gest. 1728) auf einen hohen Standpunkt gehoben, der einen edeln, reinen und schönen Stil

einführte und sich durch Aufführungen mehrerer königl. Schlösser, unter andern des von Stockholm, und anderer Gebäude berühmt machte. Ehrenstrahl schmückte diese Paläste und andere Lustschlösser mit herrlichen Gemälden, besonders Schlachtstücken. Der Kapellmeister Anders Düben war der beste schwed. Tonsetzer dieser Zeit.

Nach dem Tode Karl's XII. ging die Herrschaft an eine Königin von beschränkten Geistesgaben und deren ungebildeten Gemahl über, oder richtiger an eine Partei, die der sog. Mützen, welche für Kunst und Wissenschaften gar keinen Sinn hatte. Außerdem war das Reich noch so verarmt, daß man auch mit dem besten Willen wenig für ihre Beförderung hätte thun können. Eine günstigere Zeit eröffnete sich, als die andere Partei, die der sog. Hüte, welche die Bewegung vertrat, sich 1738 des Staatsruders bemächtigte; doch war die Richtung der Wissenschaften anfangs nur eine patriotisch-praktische. Die geistreiche Königin Luise Ulrike, Friedrich's II. von Preußen Schwester, wirkte förderlich für die Kunst, die Geschichte und die schöne Literatur, für welchen Zweck sie 1753 eine neue Akademie stiftete. Ihr Sohn, Gustav III., war leidenschaftlich begeistert für Musik und Dichtkunst, besonders die dramatische, sowie für die Beredsamkeit, weniger für die Wissenschaften. Für alle diese Bestrebungen war aber sein geistesbeschränkter Sohn, Gustav IV. Adolf, unempfänglich; doch die geistige Bildung hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie auch unter seinem Scepter aus eigenen Kräften unablässig wuchs.

Im Anfange dieses Zeitraums wurde in der Theologie von der Geistlichkeit und der Regierung ängstlich auf Orthodoxie gehalten, sodaß für freie Forschung kein Raum übrig blieb. Ungern duldete man den Theosophen Swedenborg (s. d.), der allerdings lateinisch schrieb und seine Schriften meistens in England drucken ließ. Als ein noch unübertroffener Prediger ragt der streng dogmatische Nohrborg hervor, aber die flachen Zeitgenossen Gustav's III. zogen den Schönredner Lehnberg vor. Unter diesem Könige konnte übrigens die Theologie freier athmen; der Gewinn war aber gering, denn einerseits brach die franz. Freidenkerei, andererseits die deutsche Aufklärerei in die Kirche hinein. In der Philosophie führte der Professor A. Rydelius in Lund (gest. 1738) den Cartesianismus und N. Vallerius in Upsala den Wolfianismus ein; doch war der erste zugleich ein selbstständiger Denker. In der Rechtskunde zeichneten sich Nehrman (nach seiner Erhebung in den Adelstand Ehrenstråle genannt), Nabenius, Wilde und Calonius in Åbo, in der Kameralistik Berch und Nyström aus. Die Arzneikunde wurde durch Rosén von Rosenstein (gest. 1773) von neuem belebt; seitdem erwarben sich Schulzeuheim, Bäck, Ahrell, Murray, der Chirurg Bjerkén großen Ruhm. Als Mathematiker leuchteten A. Celsius, Klingenstjerna, Melanderhjelm und Wargentin hervor; als Mechaniker der große Polhem, Schwedens Archimedes, dem man die Anlage des Trollhättakanals und der Docks zu Karlskrona verdankt. In den Naturwissenschaften, besonders in der Botanik, machte Linné (s. d.) seinen Namen weltberühmt. Seine Schüler besuchten beinahe alle Welttheile und verbreiteten über die Floren verschiedener Zonen neues Licht; so Hasselquist über Palästinas und Aegyptens, Lösling über Spaniens und Amerikas, Thunberg über Japans Flora, Sparrman über die des Caplandes und der Südseeinseln, Ad. Afzelius über die Guineas und Osbeck über die von China. Uebrigens waren A. J. Retzius, Hoffberg, Liljeblad und Acharius für die Erweiterung der Botanik thätig, der Freiherr de Geer, später Paykull, Gyllenhahl, Schönherr für die Entomologie, und in die Ichthyologie wurde von Artedi noch vor Linné Licht gebracht. Die Mineralogie, die Bergkunde und die Chemie hatten schon durch Scheffer, J. G. Wallerius, Cronstedt, von Svab und Tilas große Fortschritte gemacht, als Bergman auftrat, welcher, von Scheele und Gahn unterstützt, der Physik, der Chemie und der Geologie eine neue Gestalt gab. Die hebr. und besonders die rabbin. Literatur fand in Karl Aurivillius, später in Hallenberg gelehrte Bearbeiter; vorzüglichen Ruhm erwarben sich Olof Celsius und Ödmann. Die classische Philologie wurde weniger gepflegt, aber die altnord. und die goth. Sprache mit desto größerm Erfolg von Ihre, der den Ulfilas und sein noch immer geschätztes «Glossarium Sveo-Gothicum» herausgab. Die vaterländische Geschichte fand auch in diesem Zeitraum viele und eifrige Bearbeiter, die mit weit gesünderer Kritik und nüchternerm Urtheile ans Werk gingen; nur Björner war dem alten Aberglauben ergeben. Die Bahn zu einer gesammten Reichsgeschichte brach Dalin; diesem folgte Lagerbring; endlich schrieb Botin im pragmatischen Geiste einen Entwurf zu einer Geschichte des schwed. Volks. Uebrigens verdienen folgende Historiker rühmliche Erwähnung: Norberg, wegen seiner Geschichte Karl's XII., dessen Beichtvater er war; der Erzbischof Erich Benzelius und seine Söhne, als unermüdliche Forscher; der Bischof Rhyzelius, Verfasser einer «Episcoposcopia» und einer «Monasteriologia»; der Bischof Celsius der Jüngere (gest. 1794), der die Geschichte Gustav's I. und Erich's XIV. sowie eine Kirchengeschichte schrieb; der Kanzlei-

rath Stjerneman, als Herausgeber vieler histor. Documente; ferner Loenbom, M. von Celse, E. M. Fant, Porthan in Abo (gest. 1804), dem die finn. Mythologie und Geschichte unendlich viel verdankt, der unermüdliche Görvell u. a. Mit der schärfsten Kritik versuhr Warmholz (gest. 1785) in seiner musterhaften «Bibliotheca Sveo-Gothica». Der vielseitigste aller Historiker war der Reichshistoriograph Hallenberg (gest. 1834); sein Meisterwerk ist die Geschichte Gustav II. Adolf's, ganz nach archivalischen Quellen bearbeitet.

Als der eigentliche Reformator der schönen Literatur Schwedens ist Dalin zu betrachten. Zuerst trat er als Herausgeber einer im Geiste des engl. «Spectator» redigirten Zeitschrift «Argus» auf, die ungeheuere Sensation erregte, obschon man darin gar nichts Außerordentliches weder in Gedanken noch in der Behandlung findet. Größeres Verdienst haben seine Gedichte, meistens Gelegenheitsgedichte, obwol sie jetzt ein veraltetes Aussehen haben, während die Prosa in seiner Reichsgeschichte noch durch ihre Reinheit und edle Würde anspricht. Neben ihm stand Frau Nordenflycht; in ihren Liedern athmet ein tiefes, schauriq-glühendes Gefühl, dem es jedoch selten gelang, den rechten Ausdruck zu finden. Um diese Muse versammelte sich ein Dichterkreis, der sich «Utile dulci» benannte. Aus diesem gingen hervor der ernste Gyllenborg (gest. 1809), der Fabeln, Oden und das epische Gedicht «Tåget öfver Belt» schrieb, und sein Freund Creutz (gest. 1785), der durch die Idylle «Atis und Camilla» die Nation hinriß. In sprachlicher Hinsicht ist eine große Kluft zwischen diesen beiden Dichtern und ihren Vorgängern. Noch mehr wurde die Sprache ausgebildet durch Kellgren, der, nicht nur durch seine leichte, reine und melodische Diction, sondern auch durch tiefes Gemüth und hohen poetischen Schwung ausgezeichnet, als lyrischer Dichter und Satiriker den ersten Rang gewann. Mit ihm wetteiferte Leopold (gest. 1829), der jedoch wie Pope, sein Vorbild, eigentlich mehr rhetorisch als poetisch war. Hochgeschätzt wurde auch Oxenstjerna (gest. 1818) wegen seiner epischen Gedichte «Skördarna» und «Årstiderna», worin er mit einem überaus glänzenden, aber auch elegischen Farbenschmelz den vaterländischen Himmel und das vaterländische Volks- und Landleben schildert. Weit unter diesen standen Gustav III., der zwar nicht Verse machen konnte, aber mehrere Schauspiele entwarf, die Kellgren mit poetischem Gewand bekleidete, übrigens aber als Redner ausgezeichnet war; G. A. Silfverstolpe, Adlerbeth, Stenhammar, Blom u. a. Alle die bisher Genannten gehörten der sog. classischen, nach franz. Muster gebildeten Schule an. An sie schloß sich die naive Frau Lenngren an. Eigene Bahnen aber verfolgten der zwar liederliche, aber weichherzige, sentimentale, melodische Lidner (gest. 1793), von dessen Gedichten «Spastara's Död» und «Yttersta Domen» die berühmtesten sind, und der geniale Bellmann (s. d.). Nicht weniger originell innerhalb seiner Sphäre war Graf Karl Aug. Ehrensvärd (gest. 1800). Er schrieb 1784 eine Reise nach Italien und eine Philosophie des Schönen, worin er fast dieselbe Richtung verfolgt, wie der ihm sonst unbekannte Winckelmann. Seine Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden, betrachteten ihn wie einen genialen Sonderling. Nur zwei begriffen ihn, der Bildhauer Sergell und sein Geistesverwandter Thorild. Letzterer gerieth bald, die ganze Oberflächlichkeit der Zeit ebenso geistreich als schonungslos aufdeckend, in hitzigen Streit mit den Koryphäen des herrschenden Geschmacks, Kellgren und Leopold; nachher zerfiel er mit der damaligen lichtscheuen Regierung und wurde in den neunziger Jahren des 18. Jahrh. als Professor nach Greifswald versetzt. Einige Jahre danach fingen der Philosoph B. Höijer und G. Silfverstolpe an, in ihren beiden Journalen für vaterländische und ausländische Literatur eine tiefere Kritik einzuführen und auf die wichtigsten Erscheinungen des Auslandes, namentlich Deutschlands, die Aufmerksamkeit zu lenken. Bis dahin kannte das größere schwed. Publikum von der deutschen Literatur wenig mehr als Kotzebue's Schriften, Lafontaine's Romane, einige Schriften Wieland's, Schiller's «Räuber» und Goethe's «Werther's Leiden», die ins Schwedische übersetzt wurden. Doch nach wenigen Jahren ermüdeten jene beiden Journale; die meisten Dichter von der alten Schule waren gestorben oder vom Alter geschwächt, und die später aufgetretenen Dichter waren nur schwache Nachahmer der vorhergegangenen. Im Bereich der schönen Kunst hörte mit Nikol. Tessin das goldene Zeitalter der Architektur auf; Härleman konnte sich mit ihm nicht messen. Dagegen blühte die Sculptur in Sergell (s. d.) auf. In der Malerei zeichneten sich Pilo, Kraft, Pasch, Hillerström aus; weniger gedieh die Musik, und nur einige unbedeutende Componisten erzeugte Schweden in dieser Zeit, obschon mehrere deutsche Meister, wie Vogler und Naumann, länger in Schweden wirkten.

So war die neueste Epoche der schwed. Literatur vorbereitet, welche mit dem Anfange des 19. Jahrh. beginnt. Namentlich war es die schöne Literatur, in der sich die Neugestaltung geltend machte; erst seit der Revolution von 1809 datirt der Beginn einer schwed. National-

literatur im eigentlichen Sinne des Wortes. Außer dem schon erwähnten Thorild, der die Befreiung vom geistödtenden Formalismus ernstlich anstrebte und fremde Muster empfahl, waren es die Lyriker Franzén und Wallin, der Kanzelredner und Psalmist, die «Davidsharfe des Nordens», die, zwar noch zum Theil der alten Richtung angehörig, den neuen Tag verkündeten. Neben ihnen gehören Choräus, als geistlicher Liederdichter, Kullberg und Valerius, als Verfasser von Lehrgedichten, Stiernstolpe, der Uebersetzer von Wieland und Blumauer, die Dramatiker Lindegren, Hornberg und Nordforß der Uebergangsperiode an. Infolge des zu Anfang des 19. Jahrh. besonders durch den Philosophen Höijer in Upsala angeregten neuen Lebens bildete sich, zum Theil noch aus Studirenden, eine Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften, aus der 1807 der «Aurorabund» hervorging. Das damalige, allen Neuerungen abholde und argwöhnische Regiment Gustav IV. Adolf's hemmte diese Bestrebungen durch Verbote und harte Censur und stellte den neuen Ideen in der von Wallmark redigirten «Allmänna journalen för litteratur och theatern» ein Organ entgegen, welches auf einige Zeit der eisrigste Vorkämpfer der Akademie und der alten classischen Schule blieb. Als nach der Revolution von 1809 Buchhandel und Presse frei geworden waren, folgte der polit. Bewegung die literarische schnell nach. Der Kampf gegen die veraltete Akademie wurde gleichzeitig in zwei sich fast parallel entwickelnden Richtungen geführt, je nach den zwei Hauptelementen, dem idealistischen einerseits, dem vaterländischen andererseits, die überall in der neuern Romantik, in Schweden jedoch bis zum Extrem hervortraten. Die erstere Richtung verschaffte sich anfangs seit 1809 durch die beiden Zeitschriften «Polyphem», der in Stockholm von Afzelöf, und «Phosphoros» (1810—14), der in Upsala von Atterbom redigirt wurde, ihren Ideen Geltung. Bald darauf begann der letztere auch die Herausgabe eines «Musenalmanach» (1813—22); nachdem der «Phosphoros», nach welchem übrigens die Vertreter dieser Richtung den Namen Phosphoristen erhielten, eingegangen, trat an dessen Stelle die «Svensk litteratur tidning» (1814—24). Die Häupter der Bewegung waren Atterbom, Elgström, Hedborn und Dahlgren als Dichter, Hammarsföld, Palmblad, Graf Schwerin, J. H. Schröder und Livijn als Prosaisten. Die Poesie Atterbom's (s. d.) ist einerseits südländisch, üppig und phantasiereich, andererseits auf deutsche Weise gedankenreich, sinnig und reflectirend, zuweilen im Uebermaße. Elgström, früh verstorben, hinterließ schöne Elegien. Der Naturdichter Hedborn zeichnete sich besonders durch geistliche Lieder aus. Dahlgren war eine Reihe von Jahren wegen seiner Heiterkeit und seines leichtspielenden Witzes, wegen seiner Lebendigkeit und Lebensfrische ein Liebling des größern Publikums. Hammarsföld war ein sehr kenntnißreicher, aber im Lobe wie im Tadel übertreibender Kritiker. Palmblad (s. d.) stand ihm in dem Berufe als Kritiker bei, nahm thätigen Antheil am «Phosphoros» und andern Zeitschriften, besorgte den Nachdruck der besten deutschen Classiker, schrieb eine Reihe Novellen, die sehr gefielen, und gab später die Romane «Falkensvärd» und «Aurora Königsmark» heraus. Livijn zog sich früh in das praktische Leben zurück; von seinen Romanen, die großartige Züge eines wilden Humors enthalten, ist die «Pique-Dame» den Deutschen durch Fouqué's Uebersetzung bekannt. Der Kampf zwischen Romantik und Classicismus wurde lange Zeit hindurch mit großer Bitterkeit geführt. Doch drangen die neuern Ansichten allmählich selbst in die Akademie ein, und als Leopold, noch der einzige bedeutende Vertreter des Classicismus, gestorben war (1829), ward Atterbom sogar selbst in die Akademie aufgenommen.

Die zweite Hauptrichtung, die sich in der Bewegung der schwed. Nationalliteratur geltend machte, aber auf neutralem Grunde stand, ohne an dem Kampfe theilzunehmen, waren die sog. «Gothen». Im Anfange repräsentirte sie der «Gothenbund», welcher die Zeitschrift «Iduna» zu seinem Organe hatte. Wie die Phosphoristen, einem körperlosen Idealismus nachstrebend, allem wirklichen Boden sich zu entheben, ihren Stoff überall her, ihre Form aus jeder südländischen antiken und modernen Literatur sich anzueignen suchten, so war das Streben der Gothen ein in Sprache und Inhalt echt nationales, rein nordisches, auf nordischem Boden erwachsenes und durch ihn genährtes. Charakteristisch ist in dieser Beziehung Geijer's Gedicht «Manhem». Hauptvertreter dieser Richtung waren Geijer und Tegnér, neben ihnen besonders Ling, der Begründer der schwed. Gymnastik, nebst Afzelius, dem jüngern Alderbeth u. a. Anfangs war es im «Gothischen Bunde» Ling, der am meisten diejenigen in der damaligen Sturm- und Drangperiode anzog, die, alle ausländischen Tendenzen fanatisch verwerfend, von nichts als von altnord. Kampfthaten, Berserkerwuth und großsprecherischem Prahlen wissen wollten und sogar die altnord. Mythologie wieder zu beleben sich bestrebten. Seine Genossen, wiewol auch patriotische Dichter, hielten sich von dieser Gothomanie gänzlich entfernt. Vielmehr

kann man von Tegnér's (s. d.) weltberühmter «Frithjofssaga» behaupten, daß der Ton eher zu weich, modern und sentimental sei. Uebrigens erwarb sich dieser Dichter durch die Ueppigkeit seiner Phantasie, den Glanz seiner Bilder und seine originelle, antithesenreiche Diction große Bewunderung. Weniger glänzend, aber tiefer an Gemüth, gediegen und männlich-kräftig, verstand Geijer (s. d.) das Herz zu treffen und zugleich patriotische Gesinnungen zu erregen. Arvid Afzelius hat wenig gedichtet, aber seine Volkslieder haben bleibenden Werth.

Der frühern Epoche der neuern schwed. Literatur gehört noch eine ganze Reihe von Dichtern an, die sich keiner bestimmten Schule anschließen lassen. Eine hohe Stelle unter denselben gebührt Stagnelius, der, wiewol sehr jung vom Tode dahingerafft, erstaunlich viel und zwar in allen Gattungen der Poesie hervorgebracht hat. Sein Genius war ein immer sprudelnder Born, seine Phantasie glühend, seine Sprache prachtvoll und blühend, sein Versbau klangvoll und harmonisch. Leider war er dem poetisch unfruchtbaren Neuplatonismus ergeben und wendete seine Muse gern abstracten Stoffen zu. Ihm geistig verwandt war Erik Sjöberg, der sich Vitalis nannte und seine zerrissene Seele bald in Witzen funkeln ließ, bald in tief eindringenden Liedern aussprach. Sein Freund Nicander war nicht weniger originell, aber harmonischer durch Anmuth, Wohlklang und stille Schönheit. Dramatiker ist Bernhard von Beskow, dessen «Torkel Knutsson» für das beste von allen bühnengerechten Schauspielen der schwed. Literatur gilt. Auch die Tragödien von Börjesson («Erik XIV.») und die dramatischen Producte von Blanche, Jolin, Hedberg u. a. erfreuen sich bleibenden Beifalls. Durch ganz Schweden bekannt sind die unzähligen Wortspiele und Parodien von Fahlcrantz, einem ebenso witzigen als tiefsinnigen Dichter. Wol der beweglichste und vielseitigste der schwed. Dichter ist unstreitig der originelle Almquist, der zwar manches Gute geleistet hat, sich aber zu sehr in Sonderbarkeiten gefiel. Unter der spätern Generation von schwed. Dichtern ist es besonders der Finländer Runeberg (s. d.), welcher sich der allgemeinsten Beliebtheit erfreut hat. Nächst ihm sind noch zu erwähnen der scherzhafte, witzige, ungezwungene Wilhelm von Braun und der sehr angesehene Böttiger, der Schwiegersohn Tegnér's, sowie ferner Sätherberg, Malmström, Nyhom, Olof Fryxell, Sturzenbecher (pseudonym Orvar Odd), Ridderstad, Strandberg (pseudonym Talis Qualis, Uebersetzer Byron's), Schlstedt, Kjellman-Göranson, Adlersparre, der Finne Topelius, Herman Bjurstén (welcher unter anderm Schiller's Gedichte vortrefflich ins Schwedische übersetzt hat), Wirsén, Snoilsky, Bäckström u. a. Auch der König Karl XV. und sein Bruder Oskar II. haben Gedichte veröffentlicht; letzterer hat unter anderm Herder's «Cid» übersetzt.

Der Roman war in Schweden bis auf neuere Zeit herab ein fast unbebautes Feld. Früher machte Crusenstolpe viel Glück mit dem burlesk-witzigen Romane; später folgte Claes Livijn (gest. 1844), dessen Romane schon oben erwähnt wurden. Der histor. Roman wurde durch Nachahmung Walter Scott's auch in Schweden hervorgerufen. Dem Versuche des Pfarrers Gumälius («Thord Bonde») folgte ein Unbekannter mit «Der Freibeuter» und «Der letzte Abend im Ostwalde». Histor. Studium und gute Erfindung, beeinträchtigt durch die etwas breite Ausführung, entfalteten sich in des Grafen Sparre «Der letzte Freisegler» und «Adolf Findling». Die Romane Crusenstolpe's bieten eine sonderbare Mischung von Wahrheit und Dichtung. Mehr Kunst besitzt Kullberg, z. B. in seinem «Hof Gustav's III.». Letzterer versuchte sich auch in Paul de Kock's Manier. Die Romane Almquist's wurden eine Zeit lang viel besprochen, doch tragen sie mit wenigen Ausnahmen den Stempel einer unechten Genialität und des Communismus an sich. Ueberhaupt hatte der eigentliche histor. Roman nur eine kurze Blütezeit und mußte bald der Sittenschilderung aus der Gegenwart weichen. Hervorzuheben ist hier besonders Wetterbergh, der als Schriftsteller den Namen Onkel Adam führt und Genrebilder aus dem Mittelstand wählte. Sehr beliebt sind die beinahe zahllosen Novellen Mellin's, unter denen sich manches Hübsche findet. Schon genannt wurden die Novellen und Romane Palmblad's, von denen besonders die letztern zu dem Besten dieser Gattung in der schwed. Literatur zählen. Andere Romanschriftsteller sind Ridderstad, Kjellmann-Göranson, Graf Adlersparre (pseudonym Albano), von Zeipel, Bjurstén, Lindeberg, Topelius, Rydberg. Das größte Interesse jedoch haben drei romanschreibende Damen für sich zu erregen gewußt. Voran steht Friederike Bremer (s. d.), deren Romane durch Sinnigkeit, feine Beobachtungsgabe, frische Naivetät und schöne Weiblichkeit den Leser ansprechen; weniger originell sind die ungewöhnlich fruchtbare Frau Flygare Carlén (s. d.) und die Freiin Knorring, jene in der Composition und Ausmalung häuslicher Verhältnisse nicht unglücklich, aber ohne Poesie; diese eine Meisterin in der Darstellung des Tand und der zierlichen Thorheiten der großen Welt. Außerdem sind noch die Novellen der Wilhelmine (Stälberg) zu nennen, und in der neuesten Zeit haben die Tochter

und Schwägerin der Emilie Carlén, sowie die Frau Marie Sophie Schwartz (s. d.), die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich gezogen. Talentvolle Feuilletonisten, doch auch Novellen- und Romanverfasser, hier und da in etwas burschikoser Manier, aber mit sprudelndem Witze ausgestattet, sind Sturzenbecher (Orvar Odd) und Blanche.

Weniger bemerkbar blieb der Einfluß der Bewegung von 1809 auf das wissenschaftliche Leben Schwedens. Die Theologie konnte sich zwar nach Aufhebung der Censur freier bewegen, doch blieb sie als Wissenschaft an originellen Gedanken arm und folgte den Bewegungen der deutschen Theologie nach. Als Exeget ist Ödmann (gest. 1829) zu nennen; unter den Kanzelrednern sind Wallin und Rogberg, dann Franzén, Hagberg, Schartau, Thomander, Lindblad, Grafström die namhaftesten. Die Philosophie erhob sich durch Höijer (gest. 1812) zur Selbstständigkeit; ihm zunächst stand Biberg (gest. 1827), an Geist mit Schleiermacher verwandt. Sonst sind noch die Arbeiten von Geijer, Atterbom, Grubbe, Boström, Schröder, Ribbing, Klasson u. a. zu nennen. Um den histor. Theil der Rechtsgelehrsamkeit machte sich vor allen Schlyter (auch Collin) durch die Herausgabe der alten schwed. Landschaftsgesetze verdient; ferner Järta und Nordström durch rechtsgeschichtliche Arbeiten und Schrevelius und Olivecrona durch die Bearbeitung des Civilrechts. In der Medicin sind Huß und Retzius (Vater und Sohn), Key berühmte Namen. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften behauptet Schweden noch immer seinen alten Ruhm. Vor allen ist hier der berühmte Chemiker Berzelius (s. d.) zu nennen, welcher in Mosander, Berlin u. a. würdige Schüler hinterlassen hat. In der Physik haben sich außer Berzelius ausgezeichnet: Rudberg, Wrede, Edlund, Angström, Nordenskjöld; in der Astronomie Selander, Svanberg, Lindhagen, Gyldén; in der Mathematik Svanberg, Hill, Malmsten; in der Zoologie Nilsson, Lovén, Zetterstedt, Sundevall, Malmgren, Liljeborg. Die classische Philologie hat in Schweden nie recht Boden gewinnen können; doch sind werthvolle Arbeiten vorhanden, z. B. das schwed.-lat. Wörterbuch von Lindfors. Mehr geschah für die orient. Studien, wo außer Odmann und Norberg Agrell und Tullberg für das Syrische, Tornberg für das Arabische, Tullberg für das Sanskrit thätig gewesen sind. Ueber die Landessprache hat Rydquist das erste Werk geliefert, das den Anforderungen der modernen Sprachwissenschaft entspricht: um die Runen haben sich Liljegren, Dieterich und Dybeck, um die Alterthumskunde Nilsson, Hildebrand (Vater und Sohn), Montelius, Stolpe, um die Münzkunde Schröder und Hildebrand verdient gemacht. Sehr sorgfältig ist die schwed. Geschichte bearbeitet worden; auch hat man begonnen, die bisher meistens vernachlässigten reichen Schätze des Reichsarchivs zu benutzen und umfassende Sammlungen herauszugeben. Die drei bedeutendsten Geschichtschreiber der neuesten Zeit sind Geijer (s. d.), Fryxell (s. d.) und Strinnholm (s. d.), denen sich Cronholm, Wieselgren, Carlsson, Malmström, Tengberg, Montelius, Hildebrand, Styffe, Odhner, Annerstedt u. a. anschließen. Als Kirchenhistoriker ist Reuterdahl, als Kunsthistoriker Brunius hervorzuheben. Ein sehr verdienstvolles Werk ist das von Palmblad redigirte «Svenskt biographiskt Lexikon» (23 Bde., Upf. 1835—57; Fortsetzung, redigirt von Wieselgren, Bd. 1—6, Örebro 1857—68). Die Geographie ist von Palmblad wissenschaftlich bearbeitet, Schwedens specielle Geographie von Tuneld, Tamm u. a., die Statistik von Forsell, Agardh, Ljungberg, Thomée, Hahr, Berg, Svedelius, Sidenbladh u. a.

Beachtenswerthes hat Schweden in neuerer Zeit auf dem Gebiete der schönen Künste geleistet. Um die Baukunst machten sich neben den geschulten Architekten Blom und Nyström besonders Professor Brunius zu Lund als Wiederbeleber des goth. Stils, Hauptmann Cronstrand, Scholander und Zetternal verdient. In der Sculptur bewahrten nach Sergell's Tode dessen begabte Schüler Byström und Fogelberg Schwedens Ruhm. Letztern schließen sich Quarnström und Molin würdig an. Weit größer ist die Zahl der Maler. Wir erwähnen nur: die Porträtmaler C. von Breda, Westin, Södermark, Staaf, Sandberg, welcher letztere auch Geschichtsmaler ist; in dieser Gattung haben sich auch J. von Breda und Hörberg, Troil, Amalia Lindegren, von Rosen ausgezeichnet. Als Genremaler und Geschichtsmaler sind bekannt: Lauräns, Hjalmar Mörner (Caricaturen in Hogarth's Manier), Wickenberg (Winterlandschaften), Boklund, Höckert, Nordenberg, Wallander, Egron Lundberg (Aquarell), Malmström, Winge, Cederström, Kronberg und Amalia Lindegren; als Landschaftsmaler Fahlcrantz, Palm, Billing, Stäck, Bergh, Wahlberg und M. Larsson, welcher letztere sich auch (außer Berger und Plagemann) als origineller Marinemaler berühmt gemacht hat; als Thiermaler: Kjörboe, Wahlbom, Andersson, Wrigth und Brandelius; als Zeichner Fräulein Röhl (Porträts), Ancarsvärd, Billmark, Scholander und von Rosen; als Graveurs: Forsell, Graffmann, Ancarsvärd und Mandelgren; als Medailleurs: Frumerie, Mellgren, Lundgren und Lea Ahl-

born. An der Spitze der neuern schwed. Musiker stand Häffner (gest. 1833), ein Deutscher, der sich als Wiederhersteller der Choral- und der alten Volksmelodien ein großes Verdienst erworben hat. Beliebte Tonsetzer sind Crusell, Nordblom, Randel, Danuström, Ahlström, Berwald, Josephson, Hallström und Geijer, der Geschichtschreiber und Dichter. Am höchsten steht Lindblad, dessen Gesänge in aller Munde sind und dessen größere Compositionen auch im Auslande Anerkennung gefunden haben. Weltbekannt sind die Sängerinnen Jenny Lind (s. d.) und Kristine Nilsson (s. d.). König Oskar I. hat auch eine von Brendler begonnene Oper nebst vielen andern kleinen Sachen componirt, und sein Sohn, der früh verstorbene Prinz Gustav, war ein leidenschaftlicher Bewunderer der Tonkunst. Die Hauptwerke über schwed. Literaturgeschichte sind: Hammarsköld, «Svenska vitterheten» (neue Ausg. von Sondén, Stockh. 1833); Lenström, «Svenska poesiens historia» (2 Bde., Stockh. 1839); derselbe, «Sveriges literatur- och konsthistoria» (Upsl. 1841); Wieselgren, «Sveriges sköne literatur» (5 Bde., Stockh. 1846—49); Atterbom, «Svenska Siare och Skalder» (Bd. 1—6, Stockh. 1841—51); Malmström, «Grunddsagen of svenska vitterhetens historia» (Bd. 1—5, Örebro 1866—68); Ljunggren, «Svenska Vitterhetens Hüfder» (Bd. 1—3, Lund 1873—78); Sturzenbecher, «Die neuere schwed. Literatur» (deutsch, Lpz. 1850). Als bibliogr. Hülfsmittel sind besonders der «Svensk bokhandels katalog», «Svensk bokkatalog» (1866—75) und die «Svensk bibliographie» zu nennen.

Schwedisch-Pommern wurde der westl. Theil des Herzogthums Pommern genannt, welchen das Deutsche Reich im Westfälischen Frieden von 1648 als Reichslehn, mit Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage, zur Entschädigung an die Krone Schweden abtreten mußte. Es begriff damals ganz Vorpommern nebst der Insel Rügen und einem Theile Hinterpommerns, sodaß Schweden in den vollen Besitz der Odermündungen kam. Dem Hause Brandenburg, welchem Pommern in Gemäßheit einer Erbverbrüderung nach dem Tode des letzten wendischen Herzogs von Pommern, Bogislaw's XIV., 1637 zugefallen war, verblieb demnach nur der größte Theil von Hinterpommern nebst dem säcularisirten Bisthum Kamin. Im Frieden zu Stockholm von 1720 mußte Schweden seinen Antheil von Hinterpommern an Preußen abtreten, und S. bestand nun blos aus Vorpommern nebst Rügen. Im Frieden zu Kiel von 1814 trat es Schweden gegen Norwegen an Dänemark ab, von dem es Preußen gegen das ihm auf dem Wiener Congreß 1815 zugesprochene Herzogthum Sachsen-Lauenburg eintauschte. (S. Pommern.) Jetzt bildet es den Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern.

Schwedt, Stadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, am linken Ufer der Oder, 22 Kilom. im Ostnordosten von der Kreisstadt Angermünde gelegen und mit derselben durch Zweigbahn verbunden, ist gut gebaut, mit breiten, geraden Straßen, die mit Bäumen besetzt sind, hat ein sehenswerthes königl. Schloß, das 1580 erbaut, 1723 als Residenz eines Seitenzweigs der Markgrafen von Brandenburg vergrößert und verschönert wurde und zu welchem ein engl. Garten und das große Gebäude der 1867 nach Hannover verlegten königl. Reitschule gehört. Die Stadt besitzt drei evang. und eine kath. Kirche, ein städtisches Progymnasium und (1875) 9592 E. Es befindet sich hier ein Amtsgericht, eine königl. Gerichtsdeputation, eine Reichsbanknebenstelle, sowie seit 1826 eine Mobiliar-, Feuer- und Hagelschädenversicherungsgesellschaft. Die Einwohner beschäftigen sich vorwiegend mit Tabacksbau und Fabrikation (864 Arbeiter, jährliche Production 56,400 Ctr.), außerdem mit Kleingewerbe, Handel, Schifffahrt und Fischerei. Unweit nordwestlich liegt das durch eine Allee mit der Stadt in Verbindung stehende, 1778 erbaute Lustschloß Monplaisir mit einem Park. S. war 955 Sitz der heidnischen Wendenfürsten Nakko und Stoinef, erhielt 1265 Stadtrecht, sank aber nachmals von seiner Höhe so herab, daß ihm 1515 aufs neue das Stadtrecht verliehen werden mußte. Die Herrschaft S., seit 1478 ein Besitzthum der Grafen von Hohenstein, kam, als der Graf Martin von Hohenstein-Vierraden 1609 ohne männliche Erben starb, unter der Regierung des Kurfürsten Johann Sigismund an Brandenburg und wurde der Uckermark einverleibt. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm verlieh dieselbe 1689 seinem ältesten Sohne aus zweiter Ehe, Philipp Wilhelm, der als Markgraf von S. der Gründer einer Seitenlinie wurde (Markgrafen von Brandenburg-S.), die aber mit dem jüngern Sohne Philipp Wilhelm's, Heinrich Friedrich, 1788 ausstarb, worauf S. wieder an das Kurhaus zurückfiel. Die Stadt befindet sich als Kronfideicommiß im Privatbesitz des Königs von Preußen. Vgl. Thomä, «Geschichte der Stadt und Herrschaft S.» (Berl. 1873).

Schwefel (lat. Sulfur, franz. soufre, engl. sulphur, brimstone, chem. Zeichen S, Atomgewicht = 32), ein nichtmetallisches Element, findet sich in der Natur sehr verbreitet. In

freiem Zustande (gediegener S.) findet er sich als Product vulkanischer Thätigkeit in Gipslagern und in den damit in Verbindung stehenden Thon- und Mergellagern, ferner auf und in Braunkohlen- und Steinkohlenflötzen, so auf Sicilien und in der Romagna, auf den Jonischen Inseln, in Aegypten an den Küsten des Rothen Meers, im Staate Nevada, in Mexico, im Schwefeldistrict von Krisuvik auf Island u. s. w. Der S. kommt ferner in Form von Schwefelmetallen (Schwefelkies oder Pyrit, Kupferkies, Bleiglanz, Zinkblende) und schwefelsauren Salzen (Sulfaten) im Anhydrit, Gips, Kieserit, Schwerspat, Cölestin u. s. w. vor. Von Wichtigkeit ist auch das Vorkommen des S. in der Steinkohle, welche bis zu 1,0 Proc. davon enthält. Der S. findet sich auch als Bestandtheil der Pflanzenkörper und in größerer Menge in dem Senf, den Zwiebeln, dem Löffelkraut, dem Meerrettich, der Asa foedita, sowie in gewissen Bestandtheilen des Thier- und Menschenkörpers (z. B. Eiweiß, Caseïn, Horn, Haut, Muskeln, Galle). Von einiger Tragweite ist das mit Erfolg gekrönte Streben der modernen chem. Großindustrie, den S. aus gewissen Fabrikrückständen (so z. B. von der Bereitung der Soda und der Pottasche) wieder zu gewinnen (regenerirter S.). Der S. wird meist durch Ausschmelzen oder durch Extraction mit Schwefelkohlenstoff aus dem schwefelhaltigern Mergel gewonnen und kommt raffinirt entweder als Stangenschwefel oder in Form eines feinen gelben Pulvers (Schwefelblumen, flores sulfuris, sulfur depuratum) in den Handel. Außerdem wird zu pharmaceutischen Zwecken noch ein anderes Präparat, die Schwefelmilch (sulfur praecipitatum, lac sulfuris), als weißgelbes Pulver dargestellt, indem man ein Polysulfuret des Kaliums oder Calciums mittels Salzsäure fällt. Der S. kommt in zweierlei Form (rhombisch und monoklinoëdrisch) und amorph vor. Er ist von schöngelber Farbe, von 1,9 bis 2,2 specifischem Gewicht, schwachem Geruch und Geschmack, wird durch Reiben elektrisch, leitet aber selbst die Elektricität nicht, löst sich nicht in Wasser, wenig in Alkohol und Aether, leicht in Terpentinöl, Benzol, fetten und ätherischen Oelen, am leichtesten in Schwefelkohlenstoff. Er schmilzt bei 115° zu einer ölartigen Flüssigkeit, die bei stärkerm Erhitzen erst dicklich, dann zähe, endlich wieder dünn wird, bei 420° siedet und sich in dunkelbraunrothe Dämpfe verwandelt, die beim Verdichten entweder festen S. oder Schwefelblumen bilden. An der Luft erhitzt, entzündet sich der S. bei 260° und verbrennt mit blauer Flamme zu schwefliger Säure. In chem. Hinsicht verhält sich der S. dem Sauerstoff analog; mit vielen Elementen verbindet er sich unter Licht- und Wärmeentwickelung und bildet Verbindungen, die sich als Basen (Sulfobasen) und Säuren (Sulfosäuren) verhalten und sich miteinander zu Sulfosalzen vereinigen. Die Verbindungen des S., welche den Sauerstoffverbindungen entsprechen, nennt man Sulfurete und Sulfide. Man benutzt den S. in der Medicin als innerliches und äußerliches Mittel, zur Bereitung vieler pharmaceutischer Präparate (Schwefelsalbe, Schwefelbalsam, Schwefelkalium) und chem. Verbindungen (z. B. Zinnober, Schwefelkohlenstoff, schwefliger Säure, Schwefelsäure und Glaubersalz, Ultramarin u. s. w.); außerdem dient er in großer Menge zur Bereitung des Schieß- und Sprengpulvers, der Zündrequisiten und Schwefelfäden, zum Schwefeln der Körbe und der Strohgeflechte, des Weins und Biers, zum Ueberpudern des Weinstocks bei der Traubenkrankheit u. s. w.

Schwefeläther, s. Aether. — **Schwefeläthergeist**, s. Liquor.

Schwefelcyan oder Thiocyan, s. Rhodan.

Schwefelkohlenstoff oder Schwefelalkohol (Carboneum sulfuratum, Alcohol sulfuris), eine farblose, das Licht stark brechende, sehr bewegliche, eigenthümlich riechende Flüssigkeit von 1,272 specifischem Gewicht, welche sich kaum in Wasser, leicht in Alkohol, Aether und Oelen löst, bei 46° C. siedet und angezündet mit blauer Flamme zu Kohlensäure und schwefliger Säure verbrennt. Sie wurde 1796 von Lampadius in Freiberg entdeckt, aber erst 1838 von Anton Schrötter in Wien in größerer Menge dargestellt, bis es Mitte der funfziger Jahre gelang, sie in die Reihen der Producte der chem. Großindustrie einzuführen. Man stellt ihn dar, indem man Schwefeldampf durch glühende Kohlen leitet und den so gewonnenen rohen S. von beigemengtem Schwefel und andern Verunreinigungen durch wiederholte Destillation über gewisse Metallsalze reinigt. Man verwendet den S. in kleiner Menge in der Heilkunde, in großer dagegen in der Technik, wo er zur Extraction der Oele und Fette aus Oelsamen (chem. Oelgewinnung), Oliven, Mandeln, öl- und fetthaltiger Wolle, den Oelen der Knochen u. s. w. dient; da der S. von der Lösung des Oels und Fettes mit Leichtigkeit abdestillirt und wieder gewonnen werden kann, so ist diese Anwendung eine wirthschaftlich bereits wichtige geworden. Man verwendet den S. ferner zur Bereitung des Phönizischen Feuers (liquid fenian fire), einer Lösung von Phosphor in S., womit Brandgeschosse gefüllt werden, zur Darstellung von

Blutlaugensalz u. s. w. Mit Stickoxydgas verbrennt, gibt der S. ein überaus intensives weißes Licht, das in einer besondern, von E. Sell in Berlin construirten Lampe gefahrlos erzeugt und für photographische Zwecke angewendet wird. Die beim Verbrennen des S. in der Schwefellampe gebildete schweflige Säure wird in neuerer Zeit zum Schwefeln des Weins verwendet. Die Verbindungen des S. mit den Alkalimetallen (die Sulfocarbonate) sind in den letzten Jahren mit Erfolg gegen die Reblaus (Phylloxera) angewendet worden, ebenso auch die Salze der Xanthogensäure (die Xanthote), deren Kaliverbindung man erhält, indem man S. zu einer Lösung von Kali in Alkohol setzt; letztere Verbindung ist auch von Ph. Zöller in Wien mit Erfolg zum Conserviren von Fleisch, Most u. dgl. in Vorschlag gebracht worden. Vgl. R. von Wagner, «Jahresberichte der chem. Technologie» (Lpz. 1855—78); O. Braun, «Die Schwefelkohlenstoffindustrie», in A. W. Hofmann's Berichten über die chem. Producte auf der wiener Weltausstellung von 1873 (Braunschw. 1875).

Schwefelleber (hepar sulfuris) nennt man im allgemeinen alle in Wasser löslichen Schwefelmetalle, namentlich die Verbindungen der Alkali- oder Erdmetalle (Kalium, Natrium, Ammonium, Calcium, Strontium, Baryum) mit Schwefel, und spricht daher von Kali-, Natron-, Kalk-, Barytschwefelleber u. s. w., meist jedoch nur die Verbindung des Kalium mit Schwefel oder das Fünffach-Schwefelkalium (Kalium sulfuratum), das auch in der Medicin theils innerlich, theils äußerlich in Salben und Auflösungen zu Waschungen und Bädern benutzt wird.

Schwefelsäure (lat. acidum sulfuricum, franz. acide sulfurique, engl. sulphuric acid) ist die höchste Oxydationsstufe des Schwefels und führt in wasserfreiem Zustande den Namen Schwefeltrioxyd oder Schwefel-Anhydrid; sie kommt in der Natur nur sehr selten als vulkanisches Product in Wässern vor, dagegen bildet sie in Form von Salzen zahlreiche Mineralien, so den Gips (schwefelsauren Kalk), Kieserit (schwefelsaure Magnesia), Kainit (schwefelsauren Kali und schwefelsaure Magnesia), Schwerspat (schwefelsauren Baryt), Cölestin (schwefelsauren Strontian) und Vitriolbleierz (schwefelsaures Bleioxyd). Man erhält sie als Anhydrid, indem man ein Gemenge von schwefliger Säure und Sauerstoff über erhitzten platinirten Asbest leitet, wobei beide Gase sich miteinander zu S. vereinigen, oder auch durch gelindes Erhitzen von rauchender S.; sie bildet eine aus verfilzten, seideglänzenden, weißen Nadeln bestehende Masse, die gegenwärtig in großer Menge in der Theerfarbendarstellung Anwendung findet. Von den Verbindungen der S. mit Wasser sind die beiden wichtigsten die rauchende S. (Nordhäuser S., Vitriolöl, acidum sulfuricum fumans) und die gewöhnliche oder englische S. (acidum sulfuricum concentratum). Die rauchende S. ist eine Auflösung von wasserfreier S. in englischer S., aus welcher schon bei gewöhnlicher Temperatur die erstere, weiße Nebel bildend, abdunstet. Sie wurde früher in Nordhausen und jetzt in Böhmen durch Destillation von schwefelsaurem Eisenoxyd dargestellt; sie ist eine ölähnliche Flüssigkeit von 1,86 bis 1,89 specifischem Gewicht, aus welcher sich in der Kälte weiße Krystalle von sog. Pyroschwefelsäure abscheiden. Man verwendet sie zum Auflösen von Indigo und in der Fabrikation der Benzol-, Anthracen- und Resorcinfarben, jedoch jetzt seltener als das Anhydrid.

Die englische S., in ihrer höchsten Concentration aus 81,5 Theilen wasserfreier S. und 18,5 Theilen Wasser bestehend, wird im großartigsten Maßstabe nach einem um die Mitte des 18. Jahrh. zuerst in England aufgekommenen Verfahren durch Oxydation von schwefliger Säure mittels Salpetersäure bei Gegenwart von Wasserdämpfen dargestellt. Diese Methode wird dadurch technologisch verwerthbar, daß die zunächst in Reaction gebrachte Salpetersäure zu Stickoxyd reducirt wird und letzteres, mit Luft zusammengebracht, sich in salpetrige Säure und Untersalpetersäure (Stickstofftetroxyd) verwandelt, welche beim Zusammentreffen mit schwefliger Säure und Wasserdämpfen abermals S. und Stickstoffoxyd liefern. Letztere Oxydationswirkung kann mit Hülfe derselben beschränkten Menge von Stickoxyd beliebig oft wiederholt werden, wenn nur dafür gesorgt wird, daß stets schweflige Säure, Wasserdämpfe und atmosphärischer Sauerstoff im richtigen Verhältnisse vorhanden sind. Als Apparat für den fabrikmäßigen Betrieb dienen große Bleikammern; die sich am Boden dieser Kammern ansammelnde verdünnte S. (Kammersäure) wird entweder wie zu den Zwecken der Sodabereitung direct verwendet oder concentrirt. Bis zu 1,75 wird sie durch Erhitzen in flachen Bleipfannen, bis zur Concentration von 1,84 (= 66° Baumé) in Glasretorten oder Platinapparaten concentrirt. Sie ist eine farblose oder wenig bräunlich gefärbte Flüssigkeit von Oelconsistenz und eine der stärksten Säuren und treibt deshalb fast alle andern Säuren aus ihren Verbindungen aus. Sie zeichnet sich durch große Verwandtschaft zum Wasser aus, womit sie unter heftiger Wärmeentwickelung verschiedene chem. Verbindungen eingeht. Man benutzt sie deshalb zum Trocknen

von Gasen und festen und flüssigen Körpern (Exsiccatoren der chem. Laboratorien). In der Rothglühhitze zersetzt sich die S. in schweflige Säure und in Sauerstoff; letzterer kann auf diese Weise in reichlicher Menge leicht dargestellt werden. Der mächtige Aufschwung, welchen die chem. Industrie seit 25 Jahren genommen, ist eine Folge der Vervollkommnung der Schwefelsäurefabrikation, denn es gibt keinen Zweig der Großindustrie, woran nicht die S. direct oder indirect Antheil hat. Sie findet unter anderm Anwendung zur Darstellung der meisten Säuren (Salpetersäure, Salzsäure, schweflige Säure, Kohlensäure, Citronensäure, Weinsäure, Phosphorsäure, Stearinsäure), zum Aufschließen der Phosphate zu Düngerpräparaten, zur Bereitung des Phosphors, des Glaubersalzes und der Soda, der Pottasche, des Alauns und der Vitriole, zur Scheidung des Goldes vom Silber in den Affinerien, zur Entsilberung des Schwarzkupfers und des Kupfersteins, zum Raffiniren des Rüböls, Petroleums und Paraffins, in der Stärkezuckerfabrikation, zur Herstellung des Pergamentpapiers, bei der Bereitung vieler Theerfarben, zum Verseifen der Fette und Oele und neben Salpetersäure in der Fabrikation der sog. Nitroverbindungen, wie Schießbaumwolle, Nitroglycerin und Dynamit, Nitrobenzol, Pikrinsäure u. s. w. Der Fabrikation der S. hat der Umstand Vorschub geleistet, daß man gegenwärtig die schweflige Säure der Hüttenwerke, die früher die Luft verunreinigte und die Vegetation beschädigte, in metallurgische S. überführt.

Die S. verbindet sich mit den Basen zu den schwefelsauren Salzen oder Sulfaten, die neutralen Salze sind sämmtlich in Wasser löslich, mit Ausnahme des schwefelsauren Baryts, Strontians, Kalks und Bleioxyds, von denen sich das erste gar nicht, die andern drei nur schwierig lösen. Sie bildet als zweibasische Säure neutrale und saure Salze. Die medicinisch und technologisch wichtigsten Sulfate sind das schwefelsaure Kali (Kali sulfuricum), das schwefelsaure Natron oder Glaubersalz (Natrum sulfuricum), die schwefelsaure Magnesia oder das Bittersalz (Magnesia sulfurica), das schwefelsaure Eisenoxydul oder der Eisenvitriol (Ferrum sulfuricum), das schwefelsaure Kupferoxyd oder der Kupfervitriol (Cuprum sulfuricum), das schwefelsaure Zinkoxyd oder der Zinkvitriol (Zincum sulfuricum), der schwefelsaure Baryt, welcher den als Mineral vorkommenden Schwerspat und das künstlich erhaltene Barytweiß bildet, der schwefelsaure Kalk (Gips, Anhydrit) u. s. w. Vgl. außer den neuesten Lehrbüchern der anorganischen Chemie von H. Kolbe, Wislicenus, Fittig, die technolog. Lehr- und Handbücher von R. von Wagner, Fr. Knapp und Phil. Schwarzenberg.

Schwefelwässer nennt man diejenigen natürlichen oder künstlichen Mineralwässer, welche sich theils durch ihren Gehalt an Schwefel vor andern auszeichnen, theils auf den thierischen Organismus nach Art der Schwefelmittel einwirken. Der durchweg in der Form von Schwefelwasserstoffgas in ihnen enthaltene Schwefel gibt ihnen einen mehr oder weniger starken Geruch und Geschmack nach diesem Gase und häufig infolge von ausgeschiedenem Schwefel ein schwach opalisirendes Ansehen. Das Gas entweicht sehr leicht oder zersetzt sich, wobei eine feine, schillernde Haut auf der Oberfläche des Wassers sich bildet. Aus einigen heißen Schwefelquellen, z. B. der von Aachen, sublimirt Schwefel in Form zarter, locker zusammengehäufter Krystallnadeln, welche die Wände und Gewölbe, wodurch die Quellen eingeschlossen sind, bekleiden. Modificirt werden die Wirkungen der S. durch die den einzelnen Quellen eigenthümliche Beimischung anderer Stoffe, und man unterscheidet sonach 1) alkalisch-muriatische, in denen vor den übrigen Bestandtheilen Kochsalz und kohlensaures Natron vorwaltet, z. B. zu Aachen; 2) alkalisch-salinische, in denen sich neben den angeführten Stoffen noch schwefelsaures Natron (Glaubersalz) in bedeutenderer Quantität vorfindet, z. B. zu Warmbrunn und zu Landeck; 3) erdig-salinische S., in denen schwefelsaure Salze, namentlich erdige, die ersten Nebenbestandtheile bilden, z. B. zu Baden in Oesterreich, Neundorf, Eilsen, Kreuth u. s. w. In den meisten Fällen ist das Schwefelwasserstoffgas der Begleiter solcher Quellen, die reich an schwefelsauren Salzen sind, und erklärt sich dann sein Entstehen aus diesen durch die reducirende Einwirkung von organischen Stoffen, Bildung von Schwefelverbindungen der Alkalien (Schwefelkalium und Schwefelnatrium) und Zersetzung dieser durch Kohlensäure. Alle haben das gemeinschaftlich, daß sie die Ab- und Aussonderungen der äußern und der Schleimhaut befördern und den Blutumlauf beschleunigen, weichen jedoch in ihrer Wirkung durch die vorwaltenden Nebenbestandtheile, sowie durch ihren verschiedenen Temperaturgrad noch verschiedentlich voneinander ab. Im allgemeinen wendet man sie gegen Dyskrasien verschiedener Art, chronische Krankheiten der äußern Haut, die in unterdrückter Thätigkeit oder regelwidriger Absonderung derselben bestehen, Krankheiten der Schleimhäute infolge örtlicher Schwäche und Stockungen des Blutkreislaufs in den Unterleibsorganen, namentlich Hämorrhoidalbeschwerden an. Vorzugsweise benutzt man

sie als Bad in allen Formen, weniger auch als Getränk. Außerhalb Deutschlands sind besonders die Herculesbäder bei Mehadia und Trentsin in Ungarn, Abano und Acqui in Italien, Baden und Schinznach in der Schweiz, Aix, Barrèges, St.-Sauveur, Cauterets und Bagnères d'Adour in Frankreich und Harrowgate in England als heilkräftige S. berühmt.

Schwefelwasserstoffgas, Hydrothionsäure, heißt eine gasförmige Verbindung des Schwefels mit dem Wasserstoff, die in der Natur in den Schwefelwässern (s. d.) vorkommt und sich durch Fäulniß in Moräſten und in großer Menge in Kloaken erzeugt. Diese Verbindung macht sich da, wo sie vorhanden ist, sogleich durch ihren Geruch bemerklich, der identisch mit dem der faulen Eier ist. Es wirkt erstickend und im höchsten Grade giftig; jedoch haben geringe Mengen desselben, wenn es z. B. als Schwefelwasser angewendet wird, eine entschieden wohlthätige Wirkung, besonders auf das Respirationssystem. Es unterhält das Verbrennen nicht, ist aber selbst brennbar und verbrennt mit blauer Flamme zu schwefliger Säure und Wasser. Das S. wird bereitet durch Uebergießen von Schwefelmetallen, namentlich Schwefeleisen, mit verdünnter Schwefelsäure, wobei das Gas unter Aufbrausen entweicht, und ist ein werthvolles Mittel, das in der analytischen Chemie zur Trennung der Metalle Anwendung findet. Eine Auflösung des Gases in Wasser ist das Schwefelwasserstoffwasser (Aqua hydrosulfurata), welches als Reagens benutzt wird.

Schweflige Säure oder Schwefeldioxyd besteht aus gleichen Gewichtstheilen Schwefel und Sauerstoff und ist ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes Gas, das auf Pflanzenfarben bleichend einwirkt und durch Verbrennen des Schwefels, durch Rösten von Schwefelkies (Pyrit), Kupferkies und Zinkblende, beim Regeneriren der schwefelhaltigen Reinigungsmasse der Leuchtgasfabriken oder durch Kochen von Schwefelsäure mit Kohlenpulver, Schwefel oder Kupfer dargestellt wird. Man wendet sie entweder als Gas in Wasser aufgelöst oder in Gestalt schwefligsaurer Salze (Sulfite), mit Kali oder Natron verbunden, an und benutzt sie vorzugsweise zum Bleichen thierischer Substanzen, wie der Seide, der Wolle, der Schwämme, der Federn u. s. w., welche Körper durch das gewöhnliche Bleichmittel, durch Chlor, nicht entfärbt, sondern gelb gefärbt werden. Sie dient ferner zum Bleichen der Stroh- und Korbgeflechte, zum Entfernen von Obst- und Weinflecken aus Wäsche, sowie behufs der Conservirung zum Schwefeln des Hopfens, der eingemachten Früchte, des Weins, des Biers u. s. w. Auch als Desinfectionsmittel wird die schweflige Säure mit großem Erfolge angewendet. Die schweflige Säure hat große Neigung, Sauerstoff aufzunehmen und in Schwefelsäure (s. d.) überzugehen, und ist daher das hauptsächlichste Material bei der Fabrikation der engl. Schwefelsäure. Dieser Eigenschaft wegen benutzt man die schweflige Säure als Feuerlöschmittel, um brennende Schornsteine zu löschen, indem man auf dem Herde Schwefel verbreunt. Zweifachschwefligsaures Natron (bisulfite de soude) benutzt man in der Papierfabrikation unter dem Namen Antichlor zur Entfernung des überschüssigen Chlorgases, sowie zum Bleichen und Waschen der Wolle und als Conservationsmittel. Bäder von schwefligsaurem Gase werden zuweilen bei Hautkrankheiten verordnet.

Schwegler (Albert), deutscher Geschichtsforscher, geb. 10. Febr. 1819 zu Michelbach im Würtembergischen, wo sein Vater Landgeistlicher war, wurde frühzeitig zum Studium der Theologie bestimmt und bezog 1836 mit überwiegender Neigung für die classische Philologie die Universität Tübingen. Hier ward er bald durch Baur auf das Studium der histor. Theologie hingeleitet, als dessen erste Frucht der «Montanismus» (Tüb. 1831) erschien. Diese Schrift wie mehrere andere in Zeller's «Theol. Jahrbüchern» veröffentlichte Abhandlungen zogen S. die Ungunst der würtemb. Kirchenbehörden zu, weshalb er die theol. Laufbahn verließ. Er gründete im Sommer 1843 die «Jahrbücher der Gegenwart», die bis Mitte 1848 erschienen, und habilitirte sich im Herbst 1843 als Privatdocent der Philosophie und classischen Philologie an der tübinger Universität, wo er 1848 eine außerord. Professur der classischen Philologie, später die ord. Professur der Geschichte erhielt und 5. Jan. 1857 starb. Die Ergebnisse seiner theol. Forschungen hat S. in der Schrift «Das nachapostolische Zeitalter» (2 Bde., Tüb. 1846) niedergelegt. In dieser geschichtlichen Untersuchung ist er bestrebt, die Entwickelung des Christenthums aus dem Judenthum und die Entstehung der kath. Kirche als einen rein histor. Proceß aus rein histor. Motiven zu erklären und den neutestamentlichen Schriften in diesem Entwickelungsprocesse des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters ihre histor. Stelle anzuweisen. Von seinen übrigen kirchengeschichtlichen Werken sind noch zu erwähnen die Ausgaben der Clementinischen Homilien (Stuttg. 1847) und der «Kirchengeschichte» des Eusebius (2 Bde., Stuttg. 1852). Sehr verdienstlich sind auch S.'s Arbeiten über Geschichte der Philosophie.

Dahin gehören die Ausgabe der «Metaphysik» des Aristoteles (mit Uebersetzung und Commentar, 4 Bde., Tüb. 1847—48), der treffliche Abriß der «Geschichte der Philosophie» (Stuttg. 1848; 9. Aufl. 1876) und die erst nach seinem Tode von Köstlin veröffentlichte «Geschichte der griech. Philosophie» (Tüb. 1859). Werthvoll ist auch seine «Röm. Geschichte» (Bd. 1—3, Tüb. 1853—58; 2. Aufl. 1867—72; fortgesetzt von Clason, Bd. 4 u. 5, Berl. u. Halle 1873—76).

Schweidnitz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, am Fuße des Eulengebirgs, an der Weistritz und an der Linie Frankenstein-Raudten der Breslau-S.-Freiburger Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Landgerichts und eines Amtsgerichts, sowie eines Schwurgerichtshofs (für die Kreise S., Reichenbach und Waldenburg) und zählt (1875) 19,681 E. Unter den vier Kirchen sind die kath. Pfarrkirche wegen ihres 103 Mt. hohen Thurms, des höchsten in ganz Schlesien, aus Quadern, mit herrlicher Fernsicht, und die evang. Pfarrkirche zur Dreieinigkeit in der Vorstadt als eine der drei Friedenskirchen, welche Ferdinand III. nach dem Westfälischen Frieden erlaubte, merkwürdig. Es bestehen in S. ein evang. Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Corrections- und Landarmenhaus, ein Stadtarmenhaus, ein Bürgerhospital und ein Waisenhaus. Die Stadt besitzt Fabriken in Wolle, Leder, Holzstiften, landwirthschaftlichen Geräthen, Maschinen, Nadeln, Handschuhen u. s. w. Das schweidnitzer Bier ist seit langer Zeit (unter dem Namen Schwarzer Schöps) weithin berühmt und wurde im 16. Jahrh. selbst nach Italien ausgeführt. Die Getreide-, Vieh- und Garnmärkte sind sehr besucht. Die Stadt war bis 1867 eine Festung, die während des Siebenjährigen Kriegs vier Belagerungen, zwei durch die Oesterreicher und zwei durch die Preußen, zu bestehen hatte, unter denen die von 1762 durch die Preußen wegen des Minenkriegs die denkwürdigste war. Die Festungswerke der Stadt sind jetzt in schöne Promenaden und Anlagen verwandelt. Vgl. F. J. Schmidt, «Geschichte der Stadt S.» (2 Bde., Schweidn. 1846—48). — Das ehemalige unmittelbare Fürstenthum S. war mit dem breslauer Fürstenthum eng verbunden. Erst nach dem Tode des Herzogs Heinrich IV. (1290) erhielt es eigene Landesherren. Der erste derselben war Bolko I., dessen Linie in unmittelbarer männlicher Erbfolge bis 1368 regierte. Insolge des mit König Karl I. von Böhmen (Kaiser Karl IV.) 1353 abgeschlossenen Vertrags gehörte das Fürstenthum nun zur Krone Böhmen, bis es 1741 an Preußen abgetreten wurde. Dasselbe umfaßt ein Areal von etwa 2420 QKilom., das gegenwärtig theils dem Regierungsbezirk Breslau (die Kreise S., Reichenbach, Striegau und Waldenburg), theils dem Regierungsbezirk Liegnitz (Kreise Bolkenhain und Landshut) angehört. — Der Kreis S. zählt (1875) auf 592 QKilom. 87,384 E.

Schweigaard (Anton Martin), ausgezeichneter norweg. Jurist und Nationalökonom, geb. 11. April 1808 in Kragerö, besuchte seit 1825 die Lateinschule zu Skien und bezog drei Jahre darauf die Universität Christiania, wo er sich eifrig den Rechtswissenschaften widmete. Seit 1833 unternahm er mit Unterstützung des Staats eine Reise durch Schweden, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Dänemark und machte sich allenthalben mit dem Bank- und Geldwesen vertraut. Nach seiner Rückkehr 1835 wurde er Lector der Jurisprudenz an der Universität Christiania und 1840 Professor der Statistik und Staatswissenschaften. An dem Kampfe der Humanisten und Realisten 1836 und 1837 nahm er eifrigen Antheil für die letztern, in welcher Richtung er auch seit 1839 als Mitglied der großen Unterrichtscommission wirkte. Seit 1842 wurde S. jedesmal als Repräsentant Christianias in den Storthing gewählt, welches ihn 1845 zum Bankadministrator ernannte. In diesen Stellungen übte er großen Einfluß auf die Gesetzgebung, das höhere Unterrichtswesen, auf Handel, Zollwesen, Eisenbahnen und die unionellen Angelegenheiten Norwegens. S. starb zu Christiania 1. Febr. 1870. Von 1836—46 war er Mitredacteur des Tageblatts «Den Constitutionelle». Außerdem schrieb er: «Om Norges Bank- og Pengeväsen» (Christ. 1836), «Norges Statistik» (Christ. 1840), «Den norske Proces» (Christ. 1841; 2. Aufl. 1854), «Commentar over den norske Criminallov» (2 Thle., Christ. 1844—46; 2. Aufl. 1860).

Schweigger (Aug. Friedr.), verdienter, auch durch sein Schicksal bekannt gewordener Naturforscher, geb. 8. Sept. 1783 zu Erlangen, empfing in seiner Vaterstadt seine Vorbildung, studirte daselbst Medicin, widmete sich aber dabei auch der Botanik und Zoologie und ging, nachdem er 1804 promovirt, nach Berlin. Mit Unterstützung der Regierung machte er 1806 eine Reise nach Paris; doch sah er sich hier bald durch das Unglück seines Vaterlandes auf eigene Hülfsmittel beschränkt. Er suchte und fand ärztliche Praxis, setzte aber dabei seine zoolog. Studien so erfolgreich fort, daß seine Monographie der Schildkröten ihm die Achtung der ausgezeichnetsten franz. Zoologen verschaffte. Kurz nach seiner Rückkehr nach Preußen, 1809,

wurde er als Professor der Botanik und Medicin in Königsberg angestellt. Seitdem unternahm er mehrere wissenschaftliche Reisen durch England, Frankreich und Italien, ward aber im Juni 1821 in Sicilien, unfern Camerata, bei der Einsiedelei von Quisquina durch seinen Vetturino ermordet. Die Untersuchung ergab, daß die That ein gemeiner Raubmord war. Durch Anlegung eines botan. Gartens in Königsberg und eine ihm zur Hälfte gehörende «Flora Erlangensis» (2 Bde., Erlangen 1811) erwarb sich S. um die Pflanzenkunde Verdienste. Hervorzuheben sind noch sein «Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere» (Lpz. 1820), die «Beobachtungen auf naturhistor. Reisen» (Königsb. 1820) und seine Schrift «Ueber Kranken- und Armenanstalten zu Paris» (Bair. 1809).

Schweigger (Joh. Salomo Christoph), deutscher Physiker und Chemiker, der Bruder des Vorigen, wurde 8. April 1779 zu Erlangen geboren, wo er auch seine Studien vollendete und 1800 als Privatdocent auftrat. Im Oct. 1802 wurde er Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Baireuth und 1811 in Nürnberg an der Polytechnischen Anstalt. Wissenschaftlicher Zwecke wegen, vorzüglich aber um die Studienanstalten genau kennen zu lernen, reiste er 1816 über Paris nach England. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lebte er ein Jahr in München als Mitglied der königl. Akademie; dann übernahm er die Professur der Physik und Chemie in Erlangen, von wo aus er 1819 einem Rufe für dieselben Fächer nach Halle folgte. Hier starb er 6. Sept. 1857. S.'s physikalische Arbeiten bewegen sich vorzüglich auf dem Gebiete der Elektricität und des Galvanismus. Er hatte schon 1808 einen Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch magnetische construirt; unmittelbar nach Oersted's großartiger Entdeckung erfand er den elektromagnetischen Multiplicator, der seinen Namen führt. Seit 1811 hatte er die Herausgabe von Gehlen's «Journal» übernommen. Sein als Fortsetzung desselben gegründetes «Jahrbuch für Chemie und Physik» überließ er später dem Adoptivsohn seines Bruders, dem Professor der Medicin Franz Wilhelm Schweigger-Seidel (geb. 16. Oct. 1795 zu Weißenfels), welcher es 1834 mit Erdmann's «Journal für praktische Chemie» verband, aber schon 5. Juni 1838 starb. Mit seinen physik. Studien hat S. auch mehrfach Alterthumsstudien verbunden; so unter anderm in der Schrift «Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft» (Halle 1816) und der gründlichen Abhandlung «Ueber das Elektron der Alten» (Greifsw. 1848). Zu seinen spätern physik. Arbeiten gehört die Schrift: «Ueber die stöchiometrischen Reihen» (Halle 1853).

Schweigger (Karl Ernst Theod.), berühmter Augenarzt, Sohn des Vorigen, geb. zu Halle 29. Oct. 1830, studirte in Erlangen und Halle Medicin und widmete sich seit 1858 in Berlin ausschließlich dem Studium der Augenheilkunde unter Albr. von Graefe's Leitung, dessen Assistent er bis 1865 war. Nach einem kurzen Aufenthalt in Neuyork übernahm er 1868 die Professur der Augenheilkunde und die Leitung der Augenklinik zu Göttingen und wurde 1871 Graefe's Nachfolger als Professor der Augenheilkunde in Berlin und dirigirender Arzt der Abtheilung für Augenkranke im Charité-Krankenhaus. Außer zahlreichen Abhandlungen in Graefe's «Archiv für Augenheilkunde» schrieb er: «Vorlesungen über den Gebrauch des Augenspiegels» (Berl. 1864), «Handbuch der speciellen Augenheilkunde» (Berl. 1871; 3. Aufl. 1875).

Schweine gehören zu der Säugethierordnung der Dickhäuter (Pachydermata), zu der Familie der schweinsähnlichen Dickhäuter (Choeromorpha), der Unterordnung der Bielhufer (Multungula). Sie sind über alle Welttheile verbreitet, im allgemeinen zum Fettwerden geneigt und omnivor. Wie alle Dickhäuter lieben sie die Feuchtigkeit und wälzen sich gern im Schlamme, um sich abzukühlen und ihre mit Borsten bekleidete Haut gegen Insekten zu schützen. Der Rüssel ist kurz, und von den vier Zehen (Klauen) sind die zwei Seitenzehen höher gestellt und nach hinten gerichtet (Afterklauen). Die eigentliche Gattung S. (Sus) zeichnet sich durch lauter vierzehige Füße, dreikantige vorragende Eckzähne, einen mittellangen Schwanz und den Mangel der Rückendrüse aus. Zu ihr gehört das Wildschwein (S. Scrofa Aper), welches braunschwarz ist, sonst in ganz Europa gemein war, jetzt aber wegen des Schadens, den es in Culturen anrichtet, in vielen Gegenden ausgerottet ist. Es ist reizbar, rachsüchtig, grimmig, furchtlos und stürzt sich wüthend auf seinen Gegner. Man jagte es früher mit großen Hunden (Saurüden) und fing es mit dem Jagdmesser oder mit dem Spieße (Saufeder) ab; jetzt schießt man es mit der Büchse nach vorgängiger Hetze oder Einkreisung. Die Jagdbezeichnung für dasselbe ist Schwarzwild, im Gegensatz zu Rothwild (Hirsche und Rehe); das Männchen heißt Eber oder Keuler, das Weibchen Bache und die Jungen Frischlinge. Von ihm sowie wahrscheinlich von in Asien einheimischen Arten stammt das Hausschwein (S. domesticus) ab, dessen Knochen schon in den Pfahlbauresten gefunden werden, und das als ein verhältnißmäßig wohl-

feil zu erhaltendes und einträgliches, besonders aber durch seine große Fruchtbarkeit wichtiges Hausthier geschätzt, jedoch bei vielen orient. Völkern, wie Juden, Mohammedanern u. a., auch verabscheut ist. Außer den genannten gehören zu der Dickhäutergruppe der S. oder Borstenträger (Suinae s. Setigera) folgende Arten: das asiatische Wildschwein (S. indicus, identisch mit dem Torfschweine der Pfahlbauten), das Pinselschwein (Potamochoerus porcus) im Indischen Archipel, das Larvenschwein (P. africanus) in Mittelafrika; der Hirscheber oder Babirussa; das Bisamschwein (s. d.) in Südamerika; das Stummelschwanzschwein (Porculus indicus) auf Neuguinea; das afrikanische Warzenschwein oder Emgallo (Phacochoerus africanus). Die häufig als besondere Arten aufgeführten chinesisches S. (S. chinensis), japan. Maskenschwein (S. pliciceps), ind. Mähnenschwein (S. cristatus), javan. Bartschwein (S. barbatus), Andamanenschwein (S. andamanensis), Weißbartschwein (S. leucomystax) auf Formosa; Pustelschwein (S. verrucosus) und Bindenschwein (S. vittatus) im Indischen Archipel; Timorschwein (S. timorensis), Sennaarschwein (S. sennarensis) in Nordafrika, sind meist wahrscheinlich nur Spielarten oder Rassen von S. indicus und S. scrofa.

Die Aufzucht und Verwerthung des Hausschweins bildet einen wichtigen Zweig der landwirthschaftlichen Thierproduction. Die für den mitteleurop. Zuchtbetrieb nutzbaren Schweinerassen lassen sich klassificiren in: I. Alte europ. Landrasse (direct vom Wildschwein abstammend), a. schwere langohrige und b. mittelschwere kurzohrige Landschläge. II. Europ. Schläge asiat. Ursprungs (von S. indicus), a. kraushaarige 1) Mongolicza (in Serbien), 2) Bakonier (in Ungarn), b. romanische, 3) graubündener, 4) neapolitaner. III. Neuere engl. Schweineschläge. 1) Große weiße (Yorkshire), 2) kleine weiße (Lancaster), 3) kleine schwarze (Essex), 4) Berkshire, 5) Mittelschläge. Die engl., künstlich erzüchteten Schweineschläge verdrängen nach und nach in allen Ländern der Hochcultur die einheimischen Landrassen. Die Zucht der S. heißt eine halbwilde, wenn die Thiere das ganze Jahr hindurch im Freien auf der Weide bleiben und auf eine bestimmte Mast angewiesen sind, nach welcher sie verwerthet werden; so z. B. auf die Eichelmast im Bakonyer Walde (Ungarn). Diese Zucht kommt aber nur in südl. und uncivilisirten Ländern vor. Da, wo die Landwirthschaft eine höhere Stufe erreicht hat, wird der Schweinezucht dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet wie andern Zweigen der Viehzucht. Dies schließt einen geregelten Weidegang nicht aus. Bekanntlich vergüten die S. den Schaden, welchen sie durch Wühlen thun, in der massenhaften Vertilgung von Ungeziefer, und nebenbei ist die Waldmast mittels Eicheln und Bucheckern eine sehr vortheilhafte. Bei der reinen Stallfütterung erhalten die S., außer Trockenfutter, fast alle vorkommenden Futtermittel und Abgänge. Vorzüglich aber mästen sie sich mit den Ueberbleibseln der Molkerei, mit Kartoffeln und Getreideschrot, im Süden mit Mais, Kürbissen, Melonen; kein Thier verwerthet das Futter besser und rascher als das S. Es ist ein Irrthum, daß ältere S. sich vorzüglicher mästen als jüngere; im Gegentheil liegt der besondere Vorzug der engl. Schweinerassen gerade in ihrer Frühreife, welche schon bis zu einem Jahre ausgemästete Thiere von vorzüglicher Production liefern. Die Stallung der S. soll reinlich, warm, solid gebaut, vor allem hinreichend trocken sein. Es ist ein schädlicher Wahn, wenn man diesem Thiere Reinlichkeit für nicht zuträglich hält, die vielmehr den Fettansatz und das Wohlsein ungemein fördert. Neben den Stallungen soll womöglich ein besonderer Schweinehof, im günstigen Falle mit einer Schwemme, angebracht sein. Das junge S. heißt Ferkel. Im Alter von 1—$1\frac{1}{2}$ J. wird es zur Zucht verwandt, und es heißt alsdann das männliche Thier Eber, Bär, Hacksch, Hauer, Kämpe, Baier, Keiler, Faselschwein; das weibliche S. heißt Sau, Mutterschwein, Zuchtsau, Ferkelsau, Kosel, Docke, Bache. Verschnittene männliche Thiere nennt man Barg, weibliche Nonne. Solange die Ferkel saugen, heißen sie Milchschwein oder Spanferkel (Spansau), dann bis zur Paarung Läuferschwein. Das Hausschwein leidet an verschiedenen Krankheiten, von welchen zwei dem Menschen gefährlich werden: die Finnen, unentwickelte Formen des Bandwurms (s. d.) und die Trichinen (s. d.). Die Producte des S.: Fett, Schmalz und Schmalzöl, Fleisch, Borsten, Haut u. s. w., treten in den Welthandel. Es gibt besondere Mittelpunkte für den Schinkenhandel, in Europa z. B. Westfalen, Bayonne, Neapel; in Nordamerika St.-Louis, Chicago und Cincinnati. In Frankreich und Savoyen werden S. zum Aufsuchen der Trüffeln (s. d.) verwendet. Vgl. Baumeister, «Anleitung zur Schweinezucht und Schweinehaltung» (4. Aufl. von Rueff, Stuttg. 1871); Rohde, «Die Schweinezucht» (2. Aufl., Berl. 1874).

Schweinfurt, Stadt im bair. Regierungsbezirk Unterfranken, am Main und der Bamberg-Würzburger Bahn gelegen, welche hier nach Meiningen und Kissingen abzweigt, ist Sitz eines Bezirks- und Handelsgerichts, eines Stadt- und eines Landgerichts und zählt (1875)

11,233 meist evang. E. Sehenswerth ist das Rathhaus am geräumigen Marktplatze, das 1570—72 im Renaissancestil aufgeführt ward und eine Sammlung von Alterthümern sowie eine Bibliothek enthält. Außerdem sind zu nennen die goth. Johanneskirche mit hohem Thurme und die 1717—19 erbaute Salvatorkirche. Ueber den Main führen zwei Brücken, eine steinerne und eine eiserne. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium (von Gustav Adolf gestiftet), eine Real- und eine höhere Töchterschule. Auch hat S. ein Waisen- und Krankenhaus, eine Armenversorgungs- und eine Rettungsanstalt. Die städtische Industrie liefert besonders Bier, Bleiweiß und andere Farben (darunter auch das bekannte Schweinfurter Grün); außerdem bestehen eine Baumwollspinnerei, Kunstmahlmühlen, Dampfmühlen, Zucker-, Maschinen-, Seife-, Tabak- und viele andere Fabriken. Auf den Rebenhügeln der Umgegend wird ein guter Wein gebaut. Der Strom treibt bedeutende Mahlmühlen, und die Schiffahrt ist nicht unbedeutend. Die Vieh- und Pferdemärkte sind sehr besucht. S. ist der Geburtsort Rückert's, dessen Geburtshaus am Markte seit Mai 1867 eine Gedenktafel trägt. Die erste urkundliche Erwähnung der Stadt fällt ins J. 790. Im 12. Jahrh. wurde sie zur freien Reichsstadt (1130), und sie behauptete ihre Reichsunmittelbarkeit, bis sie durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 an Baiern kam. Seit 1810 gehörte S. zum Kurfürstenthum Würzburg, wurde aber 1814 wieder bairisch. Das Gebiet der Stadt umfaßte etwa 55 QKilom. Zu S. wurde 1652 die Leopoldinische Akademie der Naturforscher gestiftet. Vgl. Beck, «Chronik der Stadt S.» (2 Bde., Schweinf. 1836—41); Bundschuh, «Beschreibung der Reichsstadt S.» (Ulm 1862); Enderlein, «Die Reichsstadt S.» (2 Bde., Schweinf. 1862—63); Stein, «Geschichte der Stadt S.» (Schweinf. 1873); derselbe, «Monumenta Suinfurtensia historica» (Bd. 1, Schweinf. 1875).

Schweinfurter Grün, auch **Kaiser-** oder **Kasseler Grün** genannt, eine der schönsten, aber auch eine der gefährlichsten grünen Mineralfarben, insbesondere wenn sie zu Tapeten, Rouleaux oder zu Ballkleidern (Tarlatanen) benutzt wird; sie besteht aus einer Verbindung von arsenigsaurem und essigsaurem Kupferoxyd. (S. Arsenik.)

Schweinfurth (Georg Aug.), namhafter Naturforscher, Geograph und Afrikareisender, geb. 29. Sept. 1836 zu Riga, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium dieser Stadt, wohin sein Vater aus Wiesloch bei Heidelberg übergesiedelt war. Schon früh zeigte sich bei ihm eine große Vorliebe zum Wandern und Beobachten in der Natur, vorzüglich der Pflanzenwelt, eine Neigung, welcher er sich während des Besuchs der Universitäten Heidelberg, München und Berlin (1857—62), sowie auf Reisen durch Rußland, Belgien, Frankreich, Italien und durch die Insel Sardinien in vollstem Maße hingab. Hierauf bewerkstelligte er aus eigenen Mitteln 1864—66 eine Erforschungsreise der Flora des Nilgebietes. Nach einem längern Aufenthalt in Unterägypten (Winter 1863—64) trat er seine zunächst auf die Erforschung der ägypt.-nubischen Küste des Rothen Meers gerichtete Reise an. Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Reisende der Erforschung des Elba- oder Soturbagebirgs unter 22° nördl. Br. Mit dem Ordnen und Sichten des gesammelten Materials war er während des Winters 1864—65 in Kairo beschäftigt. Der zweite Abschnitt dieser Reise, 1865—66, war der Erforschung der vom Gasch, Atbarra und dem Blauen Nil durchströmten Ländergebiete gewidmet. Von Chartum, wo er Anfang Jan. 1866 eintraf, trat er dann seine Rückreise über Berber nach Suakin an und landete 4. Juli 1866 wieder in Triest, reiche Schätze für Botanik, Zoologie und Geographie aus den von ihm bereisten Gegenden heimbringend. Zwei Jahre verbrachte er zu Berlin mit der Bearbeitung der letztern und trat hierauf, unterstützt durch die Humboldt-Stiftung in Berlin, eine zweite, der Erforschung der Länder an den westl. Nilzuflüssen geltenden Reise an. Am 17. Juli 1868 in Alexandrien angekommen, begab er sich von dort nach Suakin, von wo aus er sich auf zum Theil noch unerforschtem Wege nach Chartum begab. Hier gelang es ihm mit dem kopt. Großhändler Ghattas einen vortheilhaften Vertrag abzuschließen, durch welchen es dem Reisenden gestattet wurde, sich einer zu Anfang 1869 abgehenden Expedition nach dem Gazellenflusse anzuschließen. Er verließ 5. Jan. 1869 Chartum auf einem ihm von jenem Großhändler zur Verfügung gestellten Schiffe, erreichte 24. Jan. Faschôda, damals noch der südlichste Waffenplatz der Aegypter, und durchstreifte dann die Gebiete der Dinka, Djurs und Bongos und unternahm vom Ende Nov. 1869 bis Mitte Jan. 1870 eine Rundtour durch das von zahlreichen Flüssen bewässerte Gebiet zwischen dem Djur und Bahr-el-Gebel. Am 31. Jan. 1870 betrat er das Gebiet der als Anthropophagen bekannten Niam-Niam (s. d.), durchzog deren Land und besuchte dann das Gebiet der Monbuttu (s. d.), wo er längere Zeit verweilte und mit den benachbarten Negerstämmen der Babuckur, der

Mabode und des sonderbaren Zwergvolks der Akka oder Tiki-Tiki bekannt wurde. Auch entdeckte er hier und auf der Reise durch das Land der Uando den mächtigen Uëlleﬂuß, den S. als den Oberlauf des in den Tsadsee mündenden Schari erkennt, sowie die Hauptquellen des Djur am Berge Baginse. Auf der Rückreise hatte er im Dec. 1870 das Unglück, seine Tagebücher und einen Theil der reichen Sammlungen, namentlich die meteorolog. Tabellen und Körpermessungen durch eine Feuersbrunst zu verlieren. Nach einem gefahrvollen Rückwege durch meist noch unbekannte Länder traf er 27. Juli 1871 in Chartum ein. Seine angegriffene Gesundheit nöthigte ihn, den Winter erst in Sicilien, dann in Malta und zuletzt in Rom zuzubringen. Im Juli 1872 kehrte er nach Berlin zurück, wo er sich mit der Abfassung eines großen Reiseberichts beschäftigte. Unter dem Titel «Im Herzen von Afrika» (2 Bde., Lpz. 1874; neue, umgearbeitete Ausg. in 1 Bd., Lpz. 1878) erschien dieses in sieben Sprachen übersetzte und in vielfachen Ausgaben, zum Theil auch reich illustrirten, dem Publikum dargebotene Werk. S.'s Sammlungen bereicherten in nicht unerheblichem Maße die berliner Museen, namentlich das botanische, das anatomische, ethnologische und mineralogische. Mit der großen Forschungs- und Entdeckungsreise 1868—71 war S.'s Thätigkeit als Reisender keineswegs abgeschlossen. Bereits im Winter 1873 bis Frühjahr 1874 war er mit der topogr. und botan. Erforschung der großen Oase (el-Chargeh) in der Libyschen Wüste beschäftigt. Im Winter 1874—75 folgte S. einem an ihn vom Khedive Aegyptens ergangenen Rufe nach Kairo, wo es ihm gelang eine Geographische Gesellschaft zu gründen. Seit dieser Zeit hat S. seinen dauernden Aufenthalt in Kairo genommen, wo er infolge ungeordneter Verhältnisse allerdings schon nach einem Jahre seinem Amte als Präsident der von ihm gestifteten Gesellschaft aus freien Stücken zu entsagen sich genöthigt sah, für Geographie und Naturforschung aber beständig thätig blieb. Außer der Bearbeitung seiner reichen botan. Sammlungen aus Centralafrika beschäftigt ihn daselbst vor allem die Aufhellung der noch so gut wie unerforscht gebliebenen östl. Wüste, zwischen Nil und Rothem Meer, durch welches Gebiet er 1876—78 weite Streifzüge ausgeführt hat, die namentlich für die topogr. und geognost. Kunde von Aegypten eine große Bedeutung erlangten. Von S.'s Schriften, in zahlreichen Fachzeitschriften zerstreut, sind als selbstständige, außer dem großen Reisewerke, zu nennen: «Plantae quaedam niloticae» (Berl. 1862), «Beitrag zur Flora Aethiopiens» (Berl. 1867), «Reliquiae Kotschyanae» (Berl. 1868), «Artes Africanae» (Lpz. 1875). Zu Ehren S.'s ist von seinem Bruder, Alexander S., am Polytechnicum in Riga eine G. A. Schweinfurth-Stiftung mit einem Kapital von 10,000 Rubel Silber gegründet worden.

Schweinichen (Hans von), ein schles. Ritter, der infolge seines Verhältnisses zu den Herzogen Heinrich und Friedrich von Liegnitz den größten Theil des Deutschen Reichs durchzog und an den mancherlei Abenteuern Heinrich's Antheil nahm, ist besonders seines mit großer Sorgfalt geführten Tagebuchs wegen merkwürdig, welches einen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrh. enthält. Er wurde 25. Juni 1552 auf dem fürstl. Schlosse Gröditzberg geboren und nach damaliger Sitte in seinem neunten Jahre zum Dorfschreiber gesandt, um schreiben und lesen zu lernen. In seinem zehnten Jahre brachte ihn der Vater an den Hof, wo er gemeinschaftlich mit dem Sohne des wegen seiner Verschwendung in kaiserl. Gewahrsam gehaltenen Herzogs Friedrich von Liegnitz unterrichtet wurde. Vier Jahre später kam er auf das Gymnasium zu Goldberg, wo er zur Nothdurft Latein reden lernte. Hierauf trat er 1567 in die Dienste des seinem Vater Friedrich in der Regierung gefolgten Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Mit diesem leichtsinnigen Fürsten machte er verschiedene Züge nach Polen und manche andere kleine Reisen. Endlich begleitete er ihn als Kammerjunker auf dessen Reise ins Reich. Die Reise ging über Mecklenburg, Lüneburg und Dresden, von da zurück nach Breslau und Schlesien, dann nach Polen und endlich durch Böhmen über Prag nach Süddeutschland. S.'s väterliches Gut war indessen den Gläubigern verfallen, bei denen sich sein Vater für den Herzog verbürgt hatte und S. war froh, mit heiler Haut zu Fuß über Leipzig 1577 in die Heimat zu kommen. Sein Vater war gestorben; der Bruder Heinrich's, Friedrich, hatte 1576 die Regierung übernommen und war gegen ihn nicht freundschaftlich gesinnt. Endlich kehrte der Herzog Heinrich, dem kaiserl. Befehl gemäß, ins Land zurück, und S. war nun wieder der treue Gefährte desselben auf allen seinen Zügen und vollzog die ihm aufgetragenen Sendungen mit der größten Pünktlichkeit, bis sein Herr von neuem vor den Kaiser nach Prag gefordert und gefangen genommen wurde. Jetzt trat S. aus dessen Dienst, verheirathete sich und trieb Landwirthschaft. Endlich nahm ihn Herzog Friedrich zu Gnaden an und machte ihn zu seinem Marschall. Er begleitete diesen nach Holstein und auf mehrern Reisen und starb 1616

Sein Tagebuch geht bis 6102 und wurde von Büsching («Leben und Abenteuer des schles. Ritters Hans von S.», 3 Bde., Lpz. 1823) und von Oesterley (Bresl. 1878) herausgegeben.

Schweinschädel, kleines Dorf von 300 E. im nordöstl. Böhmen, Bezirk Jaromer, unweit westlich südwestlich von Skalitz, geschichtlich namhaft durch das 29. Juni 1866 gelieferte Gefecht bei S. zwischen Oesterreichern und Preußen, das dritte des linken Flügels der Zweiten preuß. Armee (Kronprinz) innerhalb drei Tagen, in welchem die Preußen unter General Steinmetz siegten. Vgl. Kühne, «Wanderungen über die Gefechtsfelder der preuß. Armeen in Böhmen 1866» (2. Heft: «Die Gefechte bei Skalitz und S.», Berl. 1871).

Schweiß (sudor) nennt man die tropfbarflüssige Hautausdünstung, welche von eigens dazu bestimmten Organen abgesondert wird. Es sind dies die in außerordentlich großer Anzahl vorhandenen zierlichen knäuelförmigen Schweißdrüsen, welche in der Lederhaut liegen und durch einen die obern Hautschichten durchbohrenden Ausführungsgang, den Schweißkanal, ihr Product nach der Oberfläche der Haut leiten, wo es durch die Schweißporen hervortritt. (S. Haut.) In gewöhnlichem, ruhigem Zustande des Körpers und des Geistes und bei mittlerer Temperatur wird nur so viel Feuchtigkeit abgesondert, als in derselben Zeit wieder verdunstet (die sog. unmerkliche Transspiration); aber bei reichlicherm Säfteandrang nach den Schweißdrüschen oder bei behinderter Verdunstung auf der Hautoberfläche (z. B. unter Wachstaffet, oder in sehr feuchter Luft, im Dampfbad) erscheint der tropfbare S. Die chem. Bestandtheile des S. sind Wasser (über 99 Proc.), einige sog. flüchtige Fettsäuren (Ameisensäure, Essigsäure), denen der frische S. seinen sauern Geruch verdankt, Harnstoff und einige Mineralsalze. In der Schweißabsonderung kommt also der Haut eine ähnliche Thätigkeit zu wie etwa den Nieren. Die durch den S. feucht gehaltenen Abschilferungen der Haut gerathen leicht in Fäulniß und bedingen so den übelriechenden S. Flüssige Waschungen, Einstreuen der Strümpfe mit feingepulverter Wein- oder Salicylsäure lassen eine solche Fäulniß des Fußschweißes nicht aufkommen, ohne daß dadurch die Schweißabsonderung unterdrückt wird, was gesundheitsschädlich ist. Unterdrückung des S. überhaupt ist eine der ersten Folgen der Erkältung und wird daher als übles Zeichen angesehen, während man den Ausbruch des S. als günstig betrachtet. Da durch die Haut auch in nicht tropfbarflüssiger Form viel Wasser, sowie auch Kohlensäure vom Körper abgegeben wird, so ist begreiflich, wie eine Unterdrückung dieser respiratorischen Hautthätigkeit unter Umständen gefährliche Folgen haben kann. In fieberhaften Krankheiten (z. B. Wechselfieber) fängt der Körper zu einer Zeit zu schwitzen an, wenn die Fiebertemperatur bereits wieder sinkt und das Befinden des Kranken ein besseres wird. Die ältern Aerzte, welche von dem Zusammenhange dieser Erscheinungen nichts wußten, sahen daher den Ausbruch von S. in einer Krankheit ganz allgemein als ein gutes Vorzeichen an (kritischer S.). Bei gewissen Krankheiten (z. B. Tuberkulose) muß man aber die S. als nachtheilig betrachten, weil sie meist das Fortdauern des erschöpfenden Fiebers anzeigen (colliquativer S.). Als Begleiter des Fiebers treten sie daher auch meist in der Nacht, gegen Morgen ein, auf welche Zeit meist die Temperaturabnahme fällt. Das künstliche Hervorrufen von S. als Heilmittel hat daher nur für solche Fälle Bedeutung, wo die Herstellung der danieder liegenden Hautthätigkeit Vortheil bringen kann, also z. B. nach Erkältungen; dagegen ist es durchaus zu widerrathen, jeden Kranken schwitzen zu lassen. Fieberkranken wird das lästige Gefühl der Hitze dadurch nur gesteigert und Anlaß zu Erkältungen gegeben. Die Mittel, S. hervorzubringen (schweißtreibende Mittel, Diaphoretica), sind sehr mannichfaltig. Das einfachste besteht in Einhüllungen in dichte Decken mit dem gleichzeitigen Genusse von viel warmem Wasser oder Fliederthee. Unter den medicamentösen Mitteln bewirkt das erst neuerdings entdeckte Pilocarpin, ein in den Blättern der brasil. Jaborandipflanze (Pilocarpus pinnatus Lam. aus der Familie der Rutaceen) enthaltenes Alkaloid, eine intensive und anhaltende Schweißabsonderung.

Schweißtuch hieß bei den Juden das Tuch, in welches man den Kopf eines Leichnams oder auch diesen selbst hüllte. Die röm. Kirche hat einige heilige Schweißtücher, die sie als kostbare Reliquien verehrt. Hierher gehört z. B. das S. der Maria, besonders aber das der heiligen Veronika, welches fünfmal vorhanden sein soll. Die Legende sagt, daß die Veronika Jesus bei seinem letzten Gange in Schweiß und Blut gesehen und ihm ein Tuch gereicht habe, um sich abzutrocknen. In das Tuch, das dreimal zusammengelegt gewesen sei, habe Jesus sein Gesicht gedrückt, und der dadurch erhaltene dreifache Abdruck seines Gesichts sei nach Jerusalem, Rom und nach Spanien, nach andern aber nach Turin, Toulouse, Besançon, Compiègne und Sorlat gekommen. Als einer Wunder wirkenden Reliquie widmeten ihr Johann VII. und Gregor XIII. eine besondere Verehrung. In Besançon entstand selbst ein Orden, der sich die Brüderschaft

des heiligen S. nannte und jährlich 3. Mai eine feierliche Procession der Reliquie widmete, weil sie (1544) die Stadt von einer pestartigen Seuche befreit haben sollte.

Schweitzer (Aug. Gottfr.), ausgezeichneter Lehrer der Landwirthschaft, geb. 4. Nov. 1788 zu Naumburg an der Saale, widmete sich auf dem Rittergute Mosen bei Ronneburg, das im Besitz seiner Familie war, der Oekonomie und besuchte 1807 das landwirthschaftliche Institut zu Möglin. Eine Abhandlung «Die Wechselwirthschaft» war sein erster schriftstellerischer Versuch (1817). Hierauf lieferte er werthvolle Beiträge in die von ihm mit Koppe, Schmalz und Teichmann herausgegebenen «Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft» (Lpz. 1818—25). Seit 1820 bewirthschaftete S. das Gut Mosen für seine Rechnung, und 1826 übernahm er die Administration des nahe dabei gelegenen sächs.-weimarischen Kammergutes Mildenfurth. Drei Jahre darauf folgte er dem Rufe als Director der landwirthschaftlichen Anstalt zu Tharand. Er wurde 1839 Director der Oekonomischen Gesellschaft und 1844 zweiter Vorstand des landwirthschaftlichen Hauptvereins für das Königreich Sachsen. Sodann folgte er 1846 einem Rufe als Professor der Landwirthschaft an der Universität Bonn und Director der landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf. Nachdem er letztere Stellung 1851 niedergelegt, starb er 17. Juli 1854. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft» (2 Bde., Dresd. 1831—34; 4. Aufl. 1861), «Anleitung zum Betrieb der Landwirthschaft» (2 Bde., Lpz. 1832—33), «Landwirthschaftliche Reise durch das nördl. Frankreich» (nach dem Französischen des Professors Moll, Dresd. 1836), «Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande» (nach dem Englischen, 2 Bde., Lpz. 1839—40). Seit 1831 gab er auch in Verbindung mit Schubarth und Weber das «Universalblatt für die gesammte Land- und Hauswirthschaft» (Lpz. 1831—38) heraus.

Schweitzer (Jean Baptista von), socialdemokratischer Agitator und dramatischer Dichter, geb. zu Frankfurt a. M. 12. Juli 1834, besuchte das Jesuitenlyceum zu Aschaffenburg, dann das dortige Gymnasium, studirte hierauf zu Berlin und Heidelberg die Rechte und ließ sich in Frankfurt a. M. als Advocat nieder. Doch wandte er sich bald der Politik und der publicistischen Thätigkeit zu, trat 1862 der von Lassalle (s. d.) ins Leben gerufenen Arbeiterbewegung bei, siedelte 1863 nach Berlin über und wurde 1864 nach Lassalle's Tode Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und des Verbandes deutscher Gewerk- und Arbeiterschaften. In dieser Stellung begründete er das Agitationsorgan «Der Socialdemokrat», in welchem er mit rücksichtslosester Schärfe für die socialdemokratischen Principien Propaganda machte. Im J. 1867 vom Wahlkreis Elberfeld-Barmen in den Norddeutschen Reichstag gewählt, gehörte er auch für diesen Wahlkreis dem Deutschen Zollparlament an, und hat in diesen beiden Körperschaften in den auf die wirthschaftliche Gesetzgebung bezüglichen Debatten mehr durch scharfe Interpellationen und Angriffe, als durch sachliche Darlegungen seinen Standpunkt kundgegeben. Gewisse zweideutige Beziehungen jedoch, die er mit officiellen Kreisen der preuß. Regierung unterhielt, erschütterten das Vertrauen der Arbeiter auf die Integrität seines polit. Charakters so sehr, daß er bei den Wahlen zum Deutschen Reichstage 1871 unterlag, worauf er das Präsidium des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins niederlegte und sich ganz vom polit. Leben zurückzog. Hierauf wandte er sich der dramatischen Schriftstellerei zu und verfaßte eine Anzahl Dramen und Lustspiele, von denen besonders die letztern eine zwar derbe, ins Possenhafte übergehende Komik, aber geschickte Technik zeigen, sodaß einige, wie z. B. «Epidemisch», sich auf dem Repertoire erhielten. Von seinen übrigen dramatischen Productionen sind noch zu nennen: «Alcibiades» (Frankf. a. M. 1858), «Friedrich Barbarossa» (Frankf. a. M. 1858), «Canossa» (Berl. 1871). Seiner agitatorischen Zeit gehört der social-polit. Roman an: «Lucinde oder Kapital und Arbeit» (3 Bde., Frankf. a. M. 1864). Seit längerer Zeit kränkelnd, starb S. 28. Juli 1875 in der Villa Gießbach am Brienzer See.

Schweiz. Die S. erstreckt sich von 23° 37′ bis 28° 10′ östl. L. (von Ferro), von 45° 49′ bis 47° 49′ nördl. Br. Im N. wird sie von Deutschland, im O. von Oesterreich und Liechtenstein, im S. von Italien und Frankreich, im W. von Frankreich begrenzt. Die Grenzlinie, von welcher ein Fünftel durch Gewässer, fast drei Fünftel durch Gebirge bezeichnet werden, ist 1680 Kilom. lang. Die Gestalt des Landes ist ein unregelmäßiges Oval; der Längendurchmesser geht von Westen nach Osten und mißt vom Naut de Bosogne (Genf) bis zum Piz Ciavalatsch (Graubünden, Münsterthal) 340 Kilom.; der Querdurchmesser von Norden nach Süden, von Oberbargen (Schaffhausen) bis Pedrinate (Tessin, Bezirk Mendrisio), beträgt 220,5 Kilom. Der verticale Abstand zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Punkte (Dufourspitze am Monte-Rosa 4638 Mt. und Spiegel des Lago-Maggiore 197 Mt.) beträgt

4441 Mt. Das Areal umfaßt 41,390 QKilom. Die S. ist das höchste Land Europas. Die Hauptgebirge sind die Alpen (s. d.) mit ihren Vorstufen und der Jura (s. d.). Die Alpen nehmen den Süden, Südosten und Osten, etwa 68 Proc. des Landes ein; ihre steilen Hörner und Stöcke erreichen im Voralpenlande meist mehr als 2000, in den Hochalpen 3000—4638 Mt. Höhe. Die Schneegrenze liegt durchschnittlich 2600 Mt. hoch. Weit tiefer hinab steigen aber die Gletscher (s. d.), deren die S. ungefähr 600 mit einem Areale von 1839 QKilom. (4,4 Proc. der Gesammtoberfläche) zählt; der größte ist der Aletschgletscher (s. d.) im Wallis; am tiefsten herab steigt der untere Grindelwaldgletscher (bis 1080 Mt.). Der Jura, schroff gegen Südosten abfallend, nimmt den Westen, Nordwesten und Norden, etwa 12 Proc. der S. ein; seine gleichförmigen mauerartigen Ketten, an welche sich nach Nordwesten flache Tafelländer anschließen, erreichen nur selten über 1600 Mt. Höhe. Zwischen den Alpen und dem Jura erstreckt sich vom Genfer- bis zum Bodensee, an die Voralpen ohne scharfe Abgrenzung sich anlehnend, das Berg- und Hügelland der Schweizerischen Hochebene, das sich gegen den Jura hin allmählich zu einer durchschnittlich 3—600 Mt. hohen Ebene abflacht. Die breiten Rücken und abgerundeten Kuppen dieses Landstriches, der ungefähr 20 Proc. des Landes ausmacht, übersteigen selten 1000 Mt. Niederungen von weniger als 300 Mt. Höhe über dem Meere finden sich nur an den Rheinufern unterhalb der Aarmündung, am Tessin unterhalb Giornico und in den Ufergeländen des Luganersees. Die Gewässer der S. fließen der Nordsee, dem Mittel- und dem Schwarzen Meere zu und gehören fünf Stromgebieten an. Das Gebiet des Rheins (s. d.), 69,8 Proc. des Flächenraums, umfaßt die nördl. Abdachung; die größten schweiz. Nebenflüsse desselben sind die Thur und die Aare (s. d.) mit der Limmat (s. d.) und der Reuß (s. d.). Das Gebiet des Rhône (16,4 Proc.) liegt im Südwesten und Westen; dasjenige des Po (9,4 Proc.), welchem der Tessin zufließt, im Süden. Zum Gebiete der Donau gehört das Engadin (s. d., 4 Proc.), zum Etschgebiete das Münsterthal (s. d., 0,4 Proc.), beide im Südosten des Canton Graubünden gelegen. Die meisten größern Flüsse entspringen aus Gletschern, haben ein starkes Gefälle und bilden im Oberlaufe Wasserfälle und Stromschnellen. Mit Ausnahme des Rheins (Stein–Schaffhausen) und der Broye (Murten–Neuenburgersee) sind auch die größten, ihres reißenden Laufs und ihrer zahlreichen Kiesbänke wegen, nur für Kähne und Flöße theilweise schiffbar. Dagegen bieten die zahlreichen Seen, die zu beiden Seiten den Rand der Alpen begleiten, bequeme und sichere Wasserstraßen. Große Seen von mehr als 500 QKilom. Oberfläche sind der Genfer- und der Bodensee, mittlere von mehr als 100 QKilom. der Lago-Maggiore, der Neuenburger und der Bierwaldstättersee; kleinere von mehr als 20 QKilom. sind im Rheingebiete der Brienzer- und der Thunersee, der Bieler- und der Murtensee, der Zugersee, der Walen- und der Zürichersee, im Gebiete des Po der Luganersee. Außerdem zählt die S. noch 14 Seen von 1—20 QKilom. Fläche und zahllose kleinere Wasserspiegel in den Alpen. Die nicht sehr zahlreichen Kanäle dienen meist zur Regulirung der Flußläufe und zur Entsumpfung; die wichtigsten sind der Linthkanal zwischen dem Walen- und dem Zürichersee und der Aarekanal, welcher die Aare seit 1878 von Aarberg direct in den Bielersee leitet.

Was das *Klima* anbelangt, so besitzt die S. von den Niederungen bis zu den höchsten Gipfeln der Alpen die gesammten klimatischen Stufen von der wärmern gemäßigten bis zur kalten Zone; oft finden sich die schroffsten klimatischen Gegensätze dicht neben- und übereinander. Die wärmsten Gegenden sind die Niederungen der ital. Schweiz (Jahresmittel 11—13° C.), das Unterwallis und der Ufersaum des obern Genfersees (Jahresmittel 10—10,5°). In der Hochebene stellt sich die Jahrestemperatur auf 7—10°; in den Alpen sinkt sie bei etwa 2000 Mt. Höhe über dem Meere auf 0°. Die Regenmenge, welche in der Hochebene 0,7 bis 1,1 Mt. beträgt, steigt in den Alpen stellenweise bis auf 1,7 Mt. Das Klima des Jura ist etwas rauher, als das der Alpengegenden gleicher Höhe. Die herrschenden Winde sind der Föhn (s. d.) und die Bise (Nordost). Im allgemeinen ist die S. ein sehr gesundes Land; nur wenige Sumpfgegenden und enge, tiefe Thäler mit feuchtwarmem Klima machen eine Ausnahme. Abgesehen von dem Erdstoße, der 1855 das Visperthal um Wallis heimsuchte, ist das Land seit Jahrhunderten von verheerenden Erdbeben verschont geblieben. Hingegen bereiten Bergstürze, häufige Ueberschwemmungen, Lawinen, heftige Schnee- und Föhnstürme den Bewohnern vieler Gegenden manche Gefahren. Auch die Fruchtbarkeit des Bodens ist sehr ungleich; 28,4 Proc. desselben sind unproductiv (4,4 Proc. Gletscher, 3,4 Proc. Seen, 0,4 Proc. Wohnplätze, 20,2 Proc. Felsen, Schutthalden, Flüsse und Bäche, Straßen u. s. w.). Von der Gesammtfläche entfallen 18,6 Proc. auf Waldungen, 0,7 Proc. auf Rebland, 52,3

Proc. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden. Nach der absoluten Höhe und der durch dieselbe bedingten Culturfähigkeit des Bodens lassen sich in der S. sechs Stufen unterscheiden: 1) die obenerwähnten Niederungen unter 300 Mt. mit einer Jahrestemperatur von 13—9° C.; mit Weizen-, Spelz-, Mais-, Wein- und Obstbau, im Süden auch mit Edelkastanien und Südfrüchten; die Waldungen sind meist Laubwald; die Städte Locarno, Bellinzona, Lugano und Basel liegen in dieser Region. 2) Hügelregion, 300—800 Mt. hoch; die Jahrestemperatur 10—7° C.; Weizen, Spelz, Roggen gedeihen, ebenso der Obstbau, in geschützten Lagen der Weinbau; die Region hat Laub- und Nadelwald; von Städten sind hier: Genf, Zürich, Bern, Chur, St.-Gallen u. s. w. Hierher gehören der flachere Theil der Hochebene, die Thäler des nördl. Jura und die Sohlen der untersten Stufen der Alpenthäler. 3) Bergregion, 800—1200 Mt. hoch; die Jahrestemperatur ist 5—7°; Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gedeihen, Obst wird wenig gebaut; sie ist die untere Stufe der Alpenwirthschaft mit Bergweiden und Nadelwäldern. Wohnplätze sind: Chaux-de-Fonds, Saanen, Lenk, Disentis, Airolo u. s. w. Zur Bergregion gehören die Hochthäler und Plateaux des Jura, die Bergrücken der Hochebene, die mittlern Thäler der Alpen. 4) Untere Alpenregion, 1200—1800 Mt. hoch, mit einer Jahrestemperatur von 5—2° C.; sie bildet die obere Grenze des Getreidebaues (Gerste), die mittlere Stufe der Alpwirthschaft, mit ausgedehnten Alpweiden, Nadelwald und einzelnen Ahornen und den obersten Winterdörfern (mit Ausnahme von Graubünden). Diese Region umfaßt die höchsten Kämme des Jura, die niedrigern Berge der Voralpen und die großen Hochthäler der Alpen (Urseren, Oberwallis, Bedretto, Tavetsch, Rheinwald, Davos, Engadin u. s. w.). 5) Obere Alpenregion, 1800 Mt. bis zur Schneegrenze (2400—2800 Mt.), mit einer Jahrestemperatur von —2° bis +2°, bildet die obere Stufe der Alpwirthschaft, fast ohne geschlossenen Wald, nur mit vereinzelten Schirmtannen und Arven, Legföhren, Strauchwerk von Alpenrosen und Heidekräutern. Hier sind die obersten Winterdörfer Graubündens (Juf im Avers 2042 Mt.), sonst Sommerdörfer, vereinzelte Sennhütten und Hospizien (Großer St.-Bernhard, 2478 Mt., oberste Winterwohnung). 6) Schneeregion über der Schneegrenze, mit kahlen Felsen und Schutthalden, Gletschern und Schneefeldern, wenigen Blütenpflanzen an schneefreien Stellen, Flechten und rothem Schnee.

Die Bevölkerung der S. belief sich 1. Dec. 1870 auf 2,669,147 E. Die Zahl der Haushaltungen betrug 557,018; in 334,538 (= 69 Proc.) wurde deutsch, in 133,575 (= 24 Proc.) französisch, in 30,079 (= 5,4 Proc.) italienisch, in 8778 (= 1,6 Proc.) rhäto-romanisch gesprochen. Das franz. Sprachgebiet umfaßt den Westen der S.: die Cantone Neuenburg, Genf, Waadt, das Unterwallis, den größten Theil des Cantons Freiburg und des Berner Jura. Italienisch ist der Canton Tessin und die zum Pogebiete gehörenden Thäler Graubündens; das Rhäto-romanische ist auf das Bündner Oberland, das Oberhalbstein, das Engadin, Münsterthal, Schams und Domleschg beschränkt. Das deutsche Sprachgebiet umfaßt die Mitte, den Norden und den Osten der S.: die vier Waldstätte, Solothurn, Aargau, Basel, Zürich, Thurgau, Schaffhausen, St.-Gallen, Appenzell und Glarus, fünf Sechstel des Cantons Bern, das Oberwallis, den östl. Grenzstrich von Freiburg und den Nordosten von Graubünden. Deutsche Sprachinseln sind Samnaun im Engadin, Obersaxen im Vorderrheinthal, das Avers und das zusammenhängende Gebiet von Rheinwald, Vals, Savien, Versam, Vallendas und Thusis, alle in Graubünden, ferner die Gemeinde Bosco im Tessin. Die Zahl der Katholiken betrug 1,084,369 (= 40,6 Proc.), die der Protestanten 1,566,347 (= 58,7 Proc.); die Christen anderer Confessionen (11,435) und die Israeliten und andere Nichtchristen (6996) machen zusammen nur 0,7 Proc. der Bevölkerung aus. Die Protestanten herrschen in den flachern Gegenden des Nordens und Westens vor, die Katholiken in den Alpencantonen. Fast ausschließlich protestantisch sind die Cantone Zürich, Schaffhausen, Appenzell, Außer-Rhoden und Waadt; fast ausschließlich katholisch Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Appenzell Inner-Rhoden, Tessin und Wallis. Die übrigen Cantone sind paritätisch, und zwar herrscht in Glarus, Bern, Basel, Graubünden, Aargau, Thurgau und Neuenburg die reformirte, in Freiburg, Solothurn, St.-Gallen und Genf die kath. Confession vor. Die Israeliten sind über alle Cantone, ausgenommen Appenzell Inner-Rhoden, zerstreut, am zahlreichsten im Aargau, wo die Dörfer Lengnau und Oberendingen ihre Hauptsitze sind, in Bern und Genf. Die Zahl der Ausländer betrug 150,907 (5,6 Proc. der Gesammtbevölkerung); davon waren (zahlreiche Kriegsflüchtige und Internirte eingerechnet) 62,228 Franzosen, 57,425 Deutsche, 18,073 Italiener, 6232 Oesterreicher und Ungarn, 2297 Briten, 1599 Russen und Polen, 1404 Amerikaner, 1749 Angehörige anderer Nationen.

Der Abstammung nach sind die deutschen Schweizer Alemannen, mit geringer Beimischung von Burgundionen und vielleicht von Ostgothen, die ital. und franz. Celtoromanen, jene mit Longobarden, diese mit Burgundionen vermischt. Die Romanen und Ladiner Graubündens sind Nachkommen der alten Rhätier. Der Verschiedenheit der Abstammung und der Lebensbedingungen entspricht die Verschiedenheit im Volkstypus. Schlanker Wuchs, dunkle Augen, schwarzes Haar, ins Bräunliche spielende Hautfarbe und größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit unterscheiden im allgemeinen trotz vielfacher Vermischung immer noch den welschen Schweizer von seinem blondhaarigen, helläugigen, breiter und stärker gebauten Volksgenossen alemann. Blutes. Im ganzen sind die Schweizer ein gesunder und kräftiger Menschenschlag, wenn auch in manchen Gegenden sich der ungünstige Einfluß der Fabrikthätigkeit fühlbar macht. Durch breiten, gedrungenen Wuchs zeichnet sich besonders die Landbevölkerung der Gegenden mit vorherrschendem Ackerbau aus. Die Hirten der Alpen sind zwar im allgemeinen nicht weniger kräftig, jedoch schlanker gebaut. Durch Schönheit und Stärke der Bewohner zeichnen sich aus das Oberhasli und das Simmenthal (Bern), das Entlebuch (Luzern), das Greyerzerland (Freiburg), Unterwalden und die Hochthäler von Graubünden. Die mittlere Lebensdauer beträgt 42,14 Jahre. Die Zahl der Geburten betrug 1876 mit Ausschluß der Todtgeburten 90,786 oder 22,9 Proc., die der Todesfälle 66,819 oder 24,2 Proc. der Bevölkerung; der durchschnittliche jährliche Zuwachs beträgt 8—9 Proc.

Die Bevölkerung ist in einzelnen Berghütten und Bauerhöfen, Weilern, Dörfern, Flecken, Städtchen und Städten sehr ungleich über das Land vertheilt. Auf 1 QKilom. treffen durchschnittlich 64, im Canton Basel-Stadt 1291, in Graubünden 13 Bewohner. Am stärksten bevölkert sind die Niederung und die Hochebene, am schwächsten die Hochalpen. Die Städte zeigen oft noch mittelalterlichen Charakter; die Dörfer sind in der Hochebene meist behäbig und stattlich, weitläufig angelegt, in den Alpen gewöhnlich eng zusammengedrängte Häuserklumpen. In der Bergregion vertheilt sich die Bevölkerung oft nach german. Sitte auf vereinzelte Gehöfte und bildet weit zerstreute Gemeinden, deren Mittelpunkt durch keinen größern Wohnplatz, sondern nur durch die Kirche bezeichnet wird. Großstädte besitzt die S. nicht; 257 Gemeinden zählen mehr als 2000, 44 darunter mehr als 5000 E. Mehr als 10,000 E. zählen Genf (46,783, mit den Vorstädten 61,486), Basel (44,834), Bern (36,001), Lausanne (26,520), Zürich (21,199, mit den Vorstädten 56,694), Chaux-de-Fonds (19,930), St.-Gallen (16,675), Luzern (14,524), Neuchâtel (13,321), Freiburg (10,904), Locle (10,333), Schaffhausen (10,303). Alle Cantonshauptorte, von welchen keiner weniger als 2000 E. zählt, und überhaupt die meisten und größten Ortschaften liegen in der Niederung und der Hügelregion. Die Bergregion zählt nur fünf Gemeinden mit mehr als 5000, die Alpenregion nur sechs mit mehr als 1000 E. Da eine Bevölkerung von 64 E. auf 1 QKilom. für ein Gebirgsland, von dessen Areal fast drei Zehntel unproductiv sind, eine sehr dichte ist, so reicht der Ertrag von Ackerbau und Viehzucht nicht hin, um den Bedarf zu decken. 29 Proc. der Bevölkerung werden nicht durch die Nahrungsproduction des eigenen Landes, sondern durch Zufuhr aus dem Auslande ernährt. Die S. ist deshalb darauf angewiesen, die ungenügende Urproduction durch Industrie und Handel zu ergänzen.

Producte, Ackerbau und Viehzucht. Der Ackerbau, dessen Zone vorzüglich die Niederung und das Hügelland sind, wird in den meisten Cantonen musterhaft betrieben, doch liefert der rauhe Boden in gewöhnlichen Jahren nur etwa drei Fünftel des Bedarfs an Getreide. Im J. 1877 wurden hauptsächlich aus Süddeutschland und Ungarn 3,434,969 metr. Ctr. Getreide, Mehl, Hülsenfrüchte und Kartoffeln eingeführt, während die Ausfuhr nur 51,925 Ctr. betrug. Nur die Cantone Schaffhausen, Solothurn und Luzern erzeugen regelmäßig Getreide über den eigenen Bedarf. Die wichtigsten Feldpflanzen sind Weizen, Spelz, in den wärmern Gegenden auch Mais, Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Hanf und Flachs, in Tessin, Wallis, Waadt, auch Taback. Besondere Sorgfalt wird dem Anbau von Futterpflanzen gewidmet. Das Rebland der S. liefert einen durchschnittlichen Ertrag von 1,150,000—1,350,000 Hektolit. jährlich mit einem Werthe von 35—45 Mill. Frs. Die geschätztesten Weine liefern Wallis, Waadt und Neuenburg, in der Ostschweiz Schaffhausen, Thurgau und das bündnerische Rheinthal. Obst wird in der flachern S. überall, am meisten in Thurgau, Schwyz, Zug, Luzern und den untern Rheingegenden gezogen; Südfrüchte und Kastanien liefern die wärmsten Theile von Wallis, Tessin und Graubünden. Weder der Wein- noch der Obstertrag genügen aber für den Bedarf. Die Einfuhr betrug 1877 an Wein, Weingeist und Branntwein 1,055,058, die Ausfuhr 21,602 metr. Ctr.; Obst und Kastanien wurden

148,654 Ctr. ein-, 73,121 ausgeführt. Das Waldareal der S. umfaßt 7714 QKilom. Am reichsten an Waldungen sind der Jura und die höhern Theile der Hochebene, am ärmsten die Hochalpencantone und Genf. Während in Schaffhausen das Waldareal 38,5 Proc. der Gesammtfläche, 40,7 Proc. des productiven Landes einnimmt, entfallen in Uri nur 6, resp. 13,5 Proc., in Genf 7,5 resp. 9 Proc. auf den Wald. Der Holzverbrauch der S. übersteigt den nachhaltigen Ertrag der Waldungen um etwa ein Viertel. Erst durch das 1876 erlassene Gesetz über die Forstpolizei im Hochgebirge, welches die Waldungen unter Schutz und Aufsicht des Bundes stellte, wurden einzelne Cantone gezwungen, an der Stelle der bisherigen Waldverwüstung eine geordnete Forstwirthschaft einzuführen und durch Wiederaufforstung der Quellgebiete den zunehmenden Verheerungen durch Hoch- und Wildwasser Einhalt zu thun.

In der Niederung und dem Hügellande mit der Landwirthschaft verbunden, verdrängt die Viehzucht in der Bergregion allmählich die erstere und wird in der Alpenregion selbstständig als Alpwirthschaft betrieben. Nach der Viehzählung vom 21. April 1876 zählte die S. 100,935 Pferde, 3145 Maulesel und Maulthiere, 2113 Esel, 1,035,930 Rinder, 334,515 Schweine, 367,549 Schafe, 396,055 Ziegen und 177,825 Bienenkörbe. Die Pferdezucht, lange vernachlässigt, hat sich in neuerer Zeit durch die Bemühungen des Bundes und einzelner Cantone wieder etwas gehoben. Die besten einheimischen Pferde liefern Einsiedeln (Schwyz), Erlenbach und die Freiberge (Bern), einen eidgenössischen Fohlenhof hat Thun (s. d.); die meisten Maulthiere besitzt Wallis. Das Rindvieh zerfällt, abgesehen von dem aus Ungarn, Italien, Süddeutschland u. s. w. eingeführten Schlachtvieh, in zwei Hauptrassen: in der Westschweiz wird vorzüglich das schwergebaute, roth- oder schwarzscheckige Fleckvieh gezogen, für Milchproduction und Mästung gleich gut geeignet; seine besten Schläge sind das Simmenthalervieh (Bern) und das Freiburgervieh; in der Ostschweiz herrscht das kleinere, leichter gebaute, graue bis braune Braunvieh vor, welches sich durch Milchergiebigkeit auszeichnet. Im Flachlande kommen beide Rassen nebeneinander und vermischt mit dem eingeführten Vieh vor. Schweine werden überall, verhältnißmäßig am meisten in Luzern gehalten, Ziegen besonders in Uri und Tessin, Schafe in den Hochalpengegenden von Wallis, Bern, Uri und Graubünden, dessen Alpweiden zum Theil an ital. Schäfer verpachtet und im Hochsommer von großen Heerden sog. Bergamaskerschafe befahren werden. Obwol die Viehzucht einer der Haupterwerbszweige der S. ist, so übertrifft doch die Vieheinfuhr die Ausfuhr bedeutend; 1877 wurden 5156 Pferde, 189,775 Stücke Großvieh und 165,134 Stücke Kleinvieh eingeführt, dagegen nur 2380 Pferde, 63,911 Stücke Großvieh und 102,896 Kleinvieh ausgeführt. Groß- und Kleinvieh werden besonders als Schlachtvieh importirt, während das schweiz. Großvieh reiner Rasse hauptsächlich zur Nachzucht exportirt wird. Hauptzweck der schweiz. Viehzucht ist die Milchproduction; während die Butterbereitung von der Käserei mehr und mehr verdrängt wird und dem eigenen Bedarfe nicht mehr genügt, liefert diese mit ihren vorzüglichen Producten einen der wichtigsten Ausfuhrartikel. Die geschätztesten Käsesorten sind die Emmenthaler-, Saanen-, Greyerzer-, Urseren- und Cristallinakäse; Glarus liefert Schabzieger; 1877 wurden 12,794 metr. Ctr. Käse eingeführt, dagegen 177,990 Ctr. im Werthe von etwa 30 Mill. Frs. ausgeführt. Der Gesammtwerth des Viehstandes wird auf 333 Mill. Frs. geschätzt. Die Geflügelzucht ist für den eigenen Bedarf bei weitem nicht ausreichend, ebenso wenig die Bienenzucht, deren geschätztestes Product der weiße Honig des Tavetsch (Graubünden) ist. Die Seidenzucht ist nur im südl. Tessin von Belang. Die Jagd ist unbedeutend; im Flachlande sind der Hase, hier und da das Reh und das Wildschwein, die Wildente, die Schnepfe und das Rebhuhn die einzigen jagdbaren Thiere; in den Alpen ist der Steinbock ausgerottet, dagegen kommen Gemsen und Murmelthiere, Ur-, Birk-, Hasel-, Stein- und Schneehühner noch häufig vor. Von Raubthieren findet sich der Fuchs überall, der Wolf selten im Jura und den Alpen, der Bär im Engadin und seinen Seitenthälern, der Luchs hier und da im Wallis; von Raubvögeln sind außer mehrern Falken- und Eulenarten der Lämmergeier und der Steinadler der Alpen zu erwähnen. Der frühere Fischreichthum hat sich infolge der zunehmenden Dampfschifffahrt und der Vergiftung mancher Gewässer durch das Abwasser von Fabriken, namentlich aber durch das verderbliche Raubsystem, nach welchem bis dahin die Fischerei in manchen Gegenden betrieben wurde, erheblich vermindert und erst in letzter Zeit durch künstliche Fischzucht und bessere Aufsicht über die Fischerei wieder etwas gehoben. Die wichtigsten Fische sind die Forellen der Bergbäche und Seen, die Blaufelchen des Bodensees, die Weißfelchen des Genfersees und die Lachse (Salmen) des Rheins. Seit 1876 stehen sowol die Fischerei wie die Jagd in den Hochalpen unter der Aufsicht der Eidgenossenschaft.

Der Bergbau ist unbedeutend. Von verwendbaren Steinarten finden sich vorzügliche Molassesandsteine an vielen Orten der Hochebene, Kalksteine (Solothurner Marmor) und Gips im Jura, Dach- und Tafelschiefer in den Alpen (Glarus, St.-Gallen, Bern), Marmor am Splügen (s. d.), bei Walenstad (St.-Gallen), St.-Triphon (Waadt), Saillon (Wallis), ferner in Freiburg, Bern, Unterwalden, Tessin. Von Metallen kommt nur das Eisen in Betracht, das sich sowol in den Alpen (Eisenglimmer und Rotheisenstein) als im Jura (Bohnerz) findet, jetzt aber nur bei Delémont (Berner Jura) und am Gonzen (St.-Gallen) noch ausgebeutet wird. Die Gesammtproduction von Roheisen beträgt jährlich ungefähr 87,000 metr. Ctr. Im J. 1877 wurden 730,386 metr. Ctr. Eisen und Stahl- und Eisenwaaren eingeführt, 106,193 ausgeführt. Von andern Erzen finden sich Nickelerze und silberhaltiger Bleiglanz in Wallis, silber- und kupferhaltige Fahlerze in Wallis und Graubünden, aber selten in bauwürdiger Menge. Von den zahlreichen einstigen Bergwerken der Alpen steht keins mehr in regelmäßigem Betriebe. Von Mineralkohlen finden sich Anthracit, Braun- und Schieferkohlen und Asphalt. Die Anthracitgruben des Wallis liefern jährlich etwa 30,000 metr. Ctr., die Braunkohlengruben der Hochebene (Käpfnach im Canton Zürich, Lavaux in der Waadt und Semsales in Freiburg) etwa 160,000 Ctr., die Schieferkohlengruben von St.-Gallen und Zürich, die noch 1870 etwa 175,000 metr. Ctr. lieferten, sind jetzt fast ganz ausgebeutet. Die Asphaltgruben des Val de Travers (Neuenburg) ergeben jährlich 300,000 Ctr. Torf findet sich überall. Im J. 1877 betrug die Einfuhr von Steinkohlen, Coks und Torf 5,422,097, die Ausfuhr 40,000 metr. Ctr. Kochsalz liefern die Salinen von Bex (Waadt), Rheinfelden, Ryburg und Kaiseraugst (Aargau) und Schweizerhall (Basel) jährlich etwa 333,000 metr. Ctr.; die Salzproduction deckt drei Viertel des eigenen Bedarfs. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Eisen- und Natronsäuerlinge von St.-Moriz, Schuls-Tarasp, Fideris (Graubünden), die Gipsthermen von Leuk (Wallis) und Weißenburg (Bern), die Schwefelthermen von Baden und Schinznach (Aargau), die indifferente Therme von Pfäfers-Ragaz und die Schwefelquellen von Alveneu (Graubünden), Gurnigel und Lenk (Bern).

Die mit Industrie beschäftigte Bevölkerung beträgt circa 29 Proc. der Gesammtzahl. Abgesehen von der Käseproduction sind drei Industriezweige von Bedeutung. Die Baumwollindustrie (Spinnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei, Druckerei, Stickerei) hat ihren Hauptsitz in den Cantonen Zürich, Glarus, St.-Gallen, Appenzell und Aargau; 1876 bestanden 140 Spinnereien mit 1,854,091 Spindeln; in der Weberei waren, abgesehen von der Hausindustrie, 22,467 mechan. Webstühle, in der Stickerei 9962 Maschinen im Betriebe. Die Ausfuhr von Baumwollgarn und Geweben betrug 1877 nach Abzug der Einfuhr 115,009 metr. Ctr. Die Seidenweberei ist in Zürich und Basel am stärksten; jenes liefert hauptsächlich Kleiderstoffe, dieses Bänder. Die meisten Spinnereien besitzt Tessin. Es wurden 1877 (nach Abzug der Einfuhr) 25,074 metr. Ctr. Seidenstoffe und Bänder ausgeführt. Die Uhrenindustrie hat ihren Hauptsitz in der Westschweiz, besonders in Genf und den Hochthälern des Waadtländer, Neuenburger und Berner Jura. Die Zahl der producirten Taschenuhren wurde 1873 auf 1,600,000 Stück im Werthe von etwa 88 Mill. Frs. geschätzt; jetzt hat sich dieselbe infolge der Concurrenz Nordamerikas um etwa ein Drittel verringert. Von andern Industriezweigen sind zu erwähnen die Maschinenfabrikation von Winterthur, Zürich, Olten, Bern u. s. w. (Ausfuhr 1877 nach Abzug der Einfuhr 61,554 metr. Ctr.), die Fabrikation mathem. und physik. Instrumente von Genf, Neuenburg, Bern, Aarau, Schaffhausen, die Bijouterie Genfs, die Holzschnitzerei und Parketerie des Berner Oberlandes, die Linnenindustrie des Emmenthals, die Strohflechterei von Aargau, Luzern und Freiburg, die Fabrikation von condensirter Milch, die Papierfabrikation u. s. w. Durch das 1877 erlassene eidgenössische Fabrikgesetz wurde in den schweiz. Fabriken das Maximum der täglichen Arbeitszeit auf 11 Stunden festgesetzt und die Frauen- und Kinderarbeit wesentlich beschränkt. Zur Aufsicht über die Handhabung des Gesetzes wurden vom Bunde drei eidgenössische Fabrikinspectoren ernannt. Wie die S. trotz ihres Mangels an Rohproducten für die Industrie doch eins der gewerbfleißigsten Länder Europas ist, so ist auch ihr Handel, obwol sie keine Meeresküste und wenige Wasserstraßen besitzt und rings von einer strengen Zolllinie umschlossen wird, im Verhältniß zu ihrer Volkszahl von großer Bedeutung und in Europa wird die S. im Verkehr nur von Großbritannien und den Niederlanden übertroffen. Der jährliche Waarenumsatz an den Landesgrenzen beträgt, abgesehen von der Durchfuhr, etwa 1100 Mill. Frs. Eingeführt werden hauptsächlich Getreide, Mehl u. dgl., Colonialwaaren, Wein und Bier, Schlachtvieh, Salz, Steinkohlen, Rohproducte und Halbfabrikate für die Industrie; ausgeführt Seidenwaaren,

Baumwollwaaren, Spitzen und Stickereien, Strohgeflechte, Uhren, Maschinen, Käse und condensirte Milch, Zuchtvieh. Die Ausfuhrartikel haben größtentheils überseeischen Absatz. Nordamerika, Brasilien, die Levante, Ostindien, Japan sind die wichtigsten Märkte für den schweiz. Handel, für dessen Sicherstellung und Regulirung durch die in allen Welttheilen etablirten 77 Consulate und fünf diplomatische Agentschaften in Berlin, Wien, Paris, Rom und Washington genügend gesorgt ist. Die wichtigsten Handelsplätze sind die beiden Grenzstädte Basel und Genf; dann folgen Zürich und St.-Gallen. Die Blüte des Handels verdankt das von Natur aus arme Land seinem seit lange befolgten System der Handelsfreiheit, seinem trotz der bedeutenden natürlichen Schwierigkeiten reich entwickelten Netze von Eisenbahnen und fahrbaren Straßen, sowie dem Umstande, daß durch kein stehendes Heer den productiven Beschäftigungen fort und fort ein großer Theil der Arbeitskräfte entzogen wird. Die Zölle der S. sind größtentheils geringe Finanzzölle. Der neue Zolltarif, welcher von der Bundesversammlung 1877 und 1878 entworfen wurde, sieht Eingangszölle von 1 Proc. des Werthes für Rohstoffe, 2 Proc. für Halbfabrikate, 3 Proc. für Fabrikate, 5 Proc. für Confectionsartikel, 10 Proc. für Luxuswaaren vor. Die Ausfuhr ist nur geringen Controlgebühren unterworfen, die Durchfuhr seit 1869 frei. Mit den meisten Staaten bestehen Niederlassungs- und Handelsverträge. Alle Binnenzölle, Wege- und Brückengelder sind seit 1848 aufgehoben, mit Ausnahme der Octrois von Genf und Carouge und der cantonalen Ohmgelder, d. h. Einfuhrzölle auf geistige Getränke, die erst 1890 wegfallen sollen. Die S. ist in 6 Zollgebiete getheilt und hat 41 Haupt-, 194 Nebenzollstätten und 17 Lagerhäuser.

Die Länge der schweiz. Eisenbahnen betrug Ende 1878 einschließlich 61,1 Kilom. ausländischer Bahnen 2584,8 Kilom., wovon 88,5 Kilom. auf Special-, 2496,3 Kilom. auf Normalbahnen entfallen. Die wichtigsten Bahngruppen sind: 1) Die Suisse-Occidentale (608,9 Kilom.) mit den Linien Genf-Lausanne-Neuchâtel-Neuveville, Lausanne-St.-Maurice, Bouveret-St.-Maurice-Sion-Brig (Simplonbahn), Lausanne-Romont-Freiburg-Thörishaus, Romont-Bulle, Palézieux-Payerne-Murten-Lyß, Freiburg-Payerne-Yverdon, Cossonay-Jougne und Neuchâtel-Verrières. Bei Genf, Jougne und Verrières schließt sich die Südostbahn an das franz. Bahnnetz an. 2) Die Jura-Bern-Luzernbahn (357,6 Kilom.) mit den Linien Neuveville-Biel-Bern-Luzern, Biel-Delémont-Basel, Sonceboz-St.-Imier-Convers, Delémont-Prunrut-Delle, Neuchâtel-Convers-Locle und der isolirten Bödelibahn vom Thunerzum Brienzersee. Bei Delle schließt sich die Jurabahn an das französische, bei Basel an das elsaß. Bahnnetz an. 3) Die Centralbahn (341,4 Kilom.) mit den Linien Thun-Bern-Herzogenbuchsee-Olten-Basel, Bern-Thörishaus, Biel-Solothurn-Olten-Aarau, Lyß-Solothurn-Herzogenbuchsee, Basel-Olten-Luzern, Aarau-Wohlen-Muri, Wohlen-Bremgarten. Bei Basel schließt sich die Centralbahn an die elsaß. und bad. Linien an. 4) Die Nordostbahn (537,2 Kilom.) mit den Linien Zürich-Zug-Luzern, Zürich-Richterswyl-Glarus, Romanshorn-Winterthur-Zürich-Aarau; von dieser Hauptlinie zweigen ab die Linien Baden-Bötzberg-Basel, Turgi-Waldshut-Bülach-Winterthur, Baden-Bülach, Zürich-Bülach-Dielsdorf, Effretikon-Hinweil, Winterthur-Schaffhausen, Sulgen-Bischofszell-Gossau und Rorschach-Romanshorn-Konstanz. Bei Waldshut, Schaffhausen und Konstanz schließt sich die Nordostbahn an das bad. Bahnsystem an. 5) Die Vereinigten Schweizerbahnen (302 Kilom.) mit den Linien Zürich-Rapperswyl-Chur, Winterthur-St.-Gallen-Rorschach, Rorschach-Chur, Rüti-Wald und Wyl-Ebnat (Toggenburgbahn). Bei St.-Margarethen und Buchs vereinigt sich dies System mit den Vorarlberger Bahnen. Von mehr localer Bedeutung sind die kleinen Normalbahnen, wie die Emmenthalbahn Solothurn-Burgdorf, die Töß-thalbahn Winterthur-Bauma-Rüti und die Nationalbahn Zofingen-Aarau-Lenzburg-Winterthur-Singen mit der Abzweigung Etzweilen-Konstanz. Von der Sanct-Gotthardbahn, welche 1. Juli 1882 vollständig dem Verkehre übergeben werden soll, standen 1878 erst die tessinischen Thalbahnen Biasca-Bellinzona-Locarno und Lugano-Chiasso im Betriebe. Von den andern Alpenbahnprojecten, Splügen und Simplon, hat einstweilen keins Aussicht auf Ausführung. Von den Specialbahnen sind die beiden Rigibahnen, die Uetlibergbahn bei Zürich und die Linie Rorschach-Heiden Bergbahnen, die Appenzellerbahn (Winkeln-Herisau-Urnäsch) und die Linie Lausanne-Echallens schmalspurige Localbahnen; endlich ist Lausanne mit Ouchy durch eine pneumatische Bahn verbunden. Der Eisenbahnverkehr folgt hauptsächlich der großen Thallinie vom Genfer- bis zum Bodensee und der senkrecht dazu stehenden Querlinie Basel-Olten-Luzern, welche sich durch die Eröffnung der Gotthardbahn bis nach Italien verlängern wird. Die S. besitzt auf je 16,2 QKilom. Areal oder 1046 E. 1 Kilom. Eisenbahnlinie. Die Hauptknotenpunkte sind

Winterthur, Zürich, Olten, Solothurn, Biel, Bern und Lausanne. Seit 1868 hat sich die Länge der schweiz. Bahnen mehr als verdoppelt; zu ihrer Ausführung war ein Kapital von etwa 1000 Mill. Frs. erforderlich, dessen Rentabilität infolge zu starker Concurrenz der einzelnen Linien in den letzten Jahren sehr gesunken ist. Die schweiz. Hochebene hat namentlich im nordöstl. Theile mehr Bahnen, als der Verkehr zu ernähren vermag.

Von den Seen mit mehr als 20 QKilom. Areal wird nur der stürmische Walensee nicht von Dampfbooten befahren; den meisten Verkehr hat der Bodensee mit 31 Dampfern, worunter 2 Trajectschiffe. Von den Flüssen werden nur der Rhein vom Untersee bis Schaffhausen und die Broye zwischen dem Murten- und dem Neuenburgersee befahren. Die Gesammtzahl der Dampfboote beträgt 101. Das schweiz. Straßennetz ist nicht nur in der Hochebene und im Jura, sondern auch in den Alpen reich entwickelt. Außer zahlreichen Straßen im Voralpenlande sind seit 1800 in den Hochalpen Poststraßen über Simplon, Furca, St.-Gotthard, Oberalp, Lukmanier, Lenzerheide, Luzienſteig, Bernhardin, Splügen, Julier, Albula, Flüela, Buffalora, Bernina, Maloja, ferner die Axen- und Schynstraße erbaut worden. Der Handel wird ferner durch ein trefflich organisirtes Post- und Telegraphenwesen begünstigt; beide stehen unter der Leitung des Bundes. Die S. zerfällt in 11 Postkreise mit (1877) 799 Postbureaux und 1991 Ablagen. Die Fahrlänge der Postcurse betrug im Sommer 1877 19,689, im Winter 16,478 Kilom. Die Zahl der beförderten Reisenden betrug 1,053,715, die der Briefe 83,200,000 (also 31 Briefe pro Kopf der Bevölkerung). Im J. 1875 trat die S. der internationalen Postunion bei, deren Centralbureau sich in Bern befindet. Die Zahl der Telegraphenbureaux betrug 1877 in sechs Telegraphenkreisen 1150, die der Depeschen 2,722,408; die S. ist das einzige Land, wo die Zahl der Depeschen die Volkszahl übersteigt. Jedoch ist für 1878 infolge der Erhöhung der Taxen eine Reduction der Depeschenzahl zu erwarten. Die Linienlänge betrug 6915 Kilom., die Drahtlänge 18,813. Um dem bisherigen Wirrwarr verschiedener cantonaler und ausländischer Münzsysteme ein Ende zu machen, führte die S. 1850 den franz. Münzfuß ein, und 1865 trat sie der lateinischen Münzconvention bei. Obwol sie keine Goldmünzen prägt, besitzt sie doch factisch die Doppelwährung. Staatspapiergeld gibt es nicht; dagegen werden von vielen Cantonal- und Privatbanken, von denen die wichtigsten 1876 untereinander ein Concordat über gegenseitige Annahme und Auswechselung der Noten geschlossen haben, Banknoten emittirt. Die Notencirculation betrug 1877 83,554,000 Frs., also 31 Frs. pro Kopf. Ein einheitliches, auf dem metrischen beruhendes Maß- und Gewichtssystem wurde 1851 eingeführt und 1877 durch das eigentliche Metersystem ersetzt. Der im ganzen herrschende Wohlstand ist nicht allzu ungleichartig vertheilt; namentlich ist die Zahl der Grundeigenthümer eine verhältnißmäßig sehr bedeutende und beträgt etwa vier Fünftel der Zahl der Haushaltungen; in manchen Cantonen mit Hausindustrie sind auch viele Arbeiter zugleich kleine Grundbesitzer; in andern erscheinen sie in großer Zahl unter den Einlegern der Sparkassen, deren die S. (1872) 312 mit 542,162 Sparheften und einem Gesammtguthaben von 288,836,442 Frs. besaß.

Zu den nicht unwichtigen Quellen des Einkommens gehört auch in manchen Gegenden der S., besonders im Wallis, am Genfersee, im Berner Oberlande, am Vierwaldstättersee und im Engadin das Kapital, das jährlich durch die große Zahl von Touristen und Curgästen in Umlauf gesetzt wird. Für 1874 wurde die Zahl der Reisenden auf etwa 1 Mill., die des durch den Fremdenverkehr bewirkten Umsatzes auf 75 Mill. Frs. geschätzt. Während so jedes Jahr, besonders während der Sommermonate, eine temporäre Einwanderung in die S. stattfindet, wandern jeden Sommer besonders aus dem Canton Tessin eine große Zahl jüngerer Männer aus, um im Auslande das Brot für den Winter zu verdienen. Ebenfalls temporär, jedoch auf längere Zeiträume ausgedehnt, ist die Auswanderung Graubündens, welches halb Europa mit Kaffeewirthen, Zuckerbäckern u. s. w. versorgt, die, nachdem sie sich im Auslande Vermögen erworben, zurückkehren, um in der Heimat dasselbe zu genießen.

Die intellectuelle Entwickelung hielt mit der wirthschaftlichen gleichen Schritt. Bis zur sog. Regeneration nach der Julirevolution von 1830 wurde von Staats wegen nur eine geringe Sorge für Verbreitung der intellectuellen und moralischen Bildung entwickelt, und namentlich geschah nicht sehr viel für die eigentliche Volksschule. Um so mehr blieb dem Eifer Einzelner überlassen. Anerkennung verdienen die Bestrebungen Salis' von Marschlins, Planta's und Nesemann's von Reichenau, Niederer's von Yverdun. Lange blühte die von Fellenberg zu Hofwyl im Canton Bern gegründete landwirthschaftliche Schule, und unsterbliche Verdienste um das Volksschulwesen im weitesten Umfange hat sich vor allen Pestalozzi

erworben. Eine noch größere Menge von Lehranstalten an den Ufern des Genfer- und Neuenburgersees entsprang dem Bedürfnisse, sich die franz. Umgangssprache zu eigen zu machen. Der Aufenthalt vieler Fremden in diesen Gegenden hatte rückwirkend den größten Einfluß auf die Bewohner, aus deren Mitte viele Erzieher und Erzieherinnen hervorgehen, die alle Theile Europas, besonders den Norden, versehen. Das Unterrichtswesen der übrigen protestantischen S. und der gemischten Cantone nahm zumal seit 1830 einen großen Aufschwung. Zu der alten Hochschule von Basel kamen die nach deutschem Maßstabe angelegten von Zürich und Bern, während die Universität von Genf und die Akademien von Lausanne und Neuenburg die höhern franz. Bildungsanstalten zum Muster nahmen. Die Gründung der in der Bundesverfassung von 1848 in Aussicht gestellten gemeinschaftlichen eidgenössischen Hochschule ist zwar auf unbestimmte Zeit vertagt; dagegen wurde 1854 von der Bundesversammlung die Errichtung einer eidgenössischen Polytechnischen Schule in Zürich beschlossen und dieselbe 1855 eröffnet; 1877 waren an ihr 93 Lehrer thätig und die Schülerzahl betrug 646. Für die kath. Theologen bestehen vier Priesterseminarien, für die altkatholischen ist 1874 an der Hochschule Bern eine besondere Facultät eröffnet worden. Staatliche und private Seminarien für Lehrer und Lehrerinnen existiren 37. Zürich und Bern besitzen Thierarzneischulen, Winterthur ein Technikum, außerdem bestehen mehrere landwirthschaftliche Schulen. Nach der Schulstatistik von 1872 waren an den schweiz. Mittelschulen (Cantons- und Realschulen, Gymnasien, Lyceen, höhere Töchterschulen u. s. w.), bei einer Schülerzahl von 6339, 674 Lehrkräfte thätig. Die Volksschulen zählten in den Primärschulen 7492 Lehrer und 412,789 Schüler, in den Secundärschulen 1112 Lehrer und 16211 Schüler. Die Schule ist in der ganzen S. obligatorisch und confessionslos und steht unter der Aufsicht des Bundes. Im allgemeinen sind in Bezug auf Volksbildung die kath. Cantone hinter den protestantischen, die Hirtenländer der Alpen hinter den industriellen Gegenden des Jura und der Hochebene etwas zurückgeblieben. Bei den Rekrutenprüfungen von 1877 ergab sich, daß von je 1000 Rekruten 116, worunter 57 fast ohne Schulbildung, zur Nachschule verpflichtet werden mußten.

Auf derselben Stufe wie das Erziehungs- und Unterrichtswesen steht die Cultur überhaupt. Kunst und Wissenschaft werden mit Eifer und Erfolg gepflegt. Zwar geschieht vom Staate aus sehr wenig, um so mehr aber auf dem Wege der Association. Die meisten größern Städte besitzen Kunstmuseen; außerdem macht alljährlich die allgemeine schweiz. Kunstausstellung die Runde durch die Hauptstädte. Die meisten Künstler zählen die roman. Cantone, namentlich Tessin, dessen Maler, Bildhauer und Architekten besonders im 18. Jahrh. in ganz Europa geschätzt waren. Von neuern Künstlern sind zu erwähnen die Maler Leopold Robert, Girardet, Calame, Diday, Gleyre, Vautier, Barzaghi, Ritz, Anker, Böcklin, Stückelberger, Zelger, Koller u. s. w., die Bildhauer Vela, Imhof, Christen, Kißling, die Kupferstecher Weber, Huber, Girardet. Die Musik zählt verhältnißmäßig die meisten und eifrigsten Freunde, doch gehen hier die deutschen Cantone voran. Sängervereine finden sich fast in allen größern Ortschaften. Stehende Theater gibt es nicht, wie überhaupt die dramatische Kunst in der S. am wenigsten Unterstützung findet. Doch haben Basel, Bern, Lausanne, Genf, Zürich Schauspielhäuser, in welchen wenigstens die Hälfte des Jahres, St.-Gallen, Luzern, Chur u. s. w. solche, in denen während drei Monaten gespielt wird. Unter den Wissenschaften sind die Mathematik und die Naturwissenschaften von jeher mit Vorliebe gepflegt worden. Zu den altberühmten Namen Konrad und Joh. Geßner, Vauhin, J. J. Scheuchzer, Jak., Joh. und Nik. Bernoulli u. s. w., Euler, Merian, A. von Haller, Tissot, de Saussure, Bonnet, Decandolle reihen sich aus neuerer Zeit die Namen B. Studer, A. Escher von der Linth, O. Heer, Desor, F. von Tschudi, Rüttimeyer u. a. Von den schweiz. Historikern ist Johannes von Müller der bekannteste. Als Dichter haben sich außer den ältern (A. von Haller, Sal. Geßner, Salis, Usteri u. s. w.) in neuerer Zeit besonders A. Bitzius (Jeremias Gotthelf), Gottfried Keller, J. und U. Ollivier, V. Cherbuliez u. a. m. einen Namen gemacht. Als Philosophen, Philologen u. s. w. sind bekannt J. J. Rousseau, Bodmer und Breitinger, Pestalozzi, Zimmermann u. a. Die schweiz. Literatur muß sich, um in weitern Kreisen Eingang zu finden, an die deutsche, französische und italienische anschließen; eine eigenthümliche, selbstständig freilich sehr kleine Literatur haben nur die Rhätoromanen Graubündens. Die Menge der literarischen Erzeugnisse für den Buchhandel ist verhältnißmäßig nicht so groß als in Deutschland und Frankreich. Um so zahlreicher ist aber die periodisch-polit. Presse. Im J. 1878 erschienen in der S. 506 Zeitschriften und Journale, von denen jedoch die meisten nur cantonale Bedeutung haben. Oeffentliche Bibliotheken bestehen in

der S. etwa 2100 mit 2,500,000 Bänden. Die wichtigsten sind die Stadtbibliotheken von Zürich, Basel, Bern, Luzern und Genf, die Cantonsbibliotheken von Waadt, Aargau, die Stiftsbibliotheken von St.-Gallen und Einsiedeln. Das Vereinswesen ist sehr blühend; viele Vereine erstrecken sich über die ganze S. und wechseln alle Jahre ihren Versammlungsort.

Staatsrechtliches. Der Territorialbestand der für neutral erklärten und in ihrer Neutralität völkerrechtlich gewährleisteten S. wurde auf dem Wiener Congresse nach Aufnahme der drei neuen Cantone Genf, Neuenburg und Wallis festgestellt und später durch den Vertrag vom 16. März 1816 in Bezug auf die Grenzen gegen Sardinien berichtigt. Eine innere Veränderung trat ein durch Trennung des Cantons Basel (s. d.) in zwei souveräne Halbcantone, wonach für Basel ein ähnliches bundesrechtliches Verhältniß eintrat, wie es schon seit Jahrhunderten für Unterwalden (s. d.) und Appenzell (s. d.) besteht. Außerdem wurde 1848 das Fürstenthum Neuenburg (s. d.) in eine Republik verwandelt. Die äußern Grenzen der die Eidgenossenschaft bildenden 22 Cantone oder Stände blieben jedoch, abgesehen von einigen kleinen Grenzberichtigungen gegen Frankreich und Italien, ungeändert. Durch die Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848, wodurch der Bundesvertrag vom 7. Aug. 1815 seine Kraft verlor, noch mehr durch die revidirte Verfassung von 1874 hat der frühere eidgenössische Staatenbund den Uebergang zum Bundesstaate vollendet. Die wichtigsten Bestimmungen der neuen Bundesverfassung sind folgende: Zweck des Bundes: Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes nach außen, Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern, Schutz der Freiheit und der Rechte der Eidgenossen und Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt. Die Cantone sind souverän, soweit ihre Souveränetät nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist. Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt in der S. keine Unterthanenverhältnisse, keine Vorrechte des Ortes, der Geburt, der Familien oder Personen. Besondere polit. Bündnisse zwischen den Cantonen sind untersagt. Dem Bunde allein steht das Recht zu, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge mit dem Auslande einzugehen. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig. Die Gesetzgebung über das Heerwesen ist Sache des Bundes. Der gesammte Militärunterricht und ebenso die Bewaffnung ist Sache des Bundes. Dem Bunde steht das Recht zu, im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines großen Theils derselben auf Kosten der Eidgenossenschaft öffentliche Werke zu errichten. Der Bund hat das Recht der Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei im Hochgebirge. Die Gesetzgebung über Bau und Betrieb der Eisenbahnen ist Bundessache. Der Bund ist befugt, außer der bestehenden Polytechnischen Schule eine Universität und andere höhere Unterrichtsanstalten zu errichten oder solche Anstalten zu unterstützen. Jeder Cantonsbürger ist Schweizerbürger. Jeder Schweizer hat das Recht, sich innerhalb des schweiz. Gebietes an jedem Orte niederzulassen. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich. Die Errichtung von Bisthümern auf schweiz. Gebiete unterliegt der Genehmigung des Bundes. Der Orden der Jesuiten und die ihm affiliirten Gesellschaften dürfen in keinem Theile der S. Aufnahme finden. Die Errichtung neuer und die Wiederherstellung aufgehobener Klöster oder religiöser Orden ist unzulässig. Die Feststellung und Beurkundung des Civilstandes ist Sache der bürgerlichen Behörden. Das Recht der Ehe steht unter dem Schutze des Bundes. Die Preßfreiheit, das Vereinsrecht und das Petitionsrecht sind gewährleistet. Niemand darf seinem verfassungsmäßigen Richter entzogen werden. Die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft. Die Todesstrafe ist abgeschafft. Die oberste Gewalt des Bundes wird durch die Bundesversammlung ausgeübt, welche aus dem Nationalrathe und dem Ständerathe besteht. Der Nationalrath wird aus Abgeordneten des schweiz. Volks, je ein Mitglied auf 20,000 Seelen, in directer Wahl (in 48 Wahlkreisen gegenwärtig 135) gebildet. Amtsdauer drei Jahre. Der Ständerath besteht aus 44 Abgeordneten der Cantone, je zwei aus jedem Cantone und je einer aus jedem Halbcantone. Beide Räthe versammeln sich jährlich einmal zur ordentlichen Sitzung. Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räthe erforderlich. Die Sitzungen beider Räthe sind in der Regel öffentlich. Die oberste vollziehende und leitende Behörde ist der Bundesrath, aus sieben Mitgliedern bestehend, mit dreijähriger Amtsdauer. Die Ausübung der Rechtspflege, soweit sie Bundessache ist, handhabt ein Bundesgericht. Das Bundesgericht urtheilt mit Zuziehung von Geschworenen in Straffällen, über Hochverrath, Aufruhr, Verbrechen gegen das Völkerrecht u. s. w. Sitz des Bundesraths und der Bundesversammlung ist Bern, des Bundesgerichts Lausanne.

Alle Cantonsverfassungen sind demokratisch; überall gilt das Princip der Volkssouveränetät. In Rücksicht auf die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt zerfallen die Cantone in

fünf Hauptgruppen: 1) Rein demokratische oder Landsgemeindecantone, in denen die oberste Gewalt der aus allen Activbürgern gebildeten Landsgemeinde zusteht, welche in öffentlicher Versammlung über Gesetze, Steuern u. s. w. entscheidet; hierher gehören Uri, beide Unterwalden, Glarus und beide Appenzell. 2) Cantone mit obligatorischem Referendum (s. d.), in denen die von den gesetzgebenden Behörden vorgelegten Gesetze u. s. w. der obligatorischen Abstimmung des Volks unterworfen sind; dahin gehören Zürich, Bern, Schwyz, Solothurn, Baselland, Graubünden, Aargau, Thurgau. 3) Cantone mit Veto oder facultativem Referendum, in denen eine Volksabstimmung über Gesetze nur auf das Begehren einer bestimmten Zahl stimmfähiger Bürger stattfindet. Dahin gehören Luzern, Zug, Basel-Stadt, Schaffhausen, St.-Gallen, Waadt. 4) Repräsentativ-demokratische Cantone, in welchen die vom Volke gewählten Repräsentanten (Großrath, Cantonsrath u. s. w.) in letzter Instanz über Gesetze u. s. w. entscheiden und eine Volksabstimmung nur bei Verfassungsänderungen oder in Finanzangelegenheiten stattfindet. Von den hierher gehörigen Cantonen besitzen Waadt und Neuenburg das Finanzreferendum, Tessin, Freiburg und Genf nur die Abstimmung in Verfassungsangelegenheiten. Für die Eidgenossenschaft ist in der neuen Bundesverfassung das facultative Referendum auf Begehr von 30,000 stimmberechtigten Bürgern festgesetzt. Die Besoldungen der Staatsdiener, selbst die obersten eidgenössischen und cantonalen Beamten nicht ausgenommen, sind im allgemeinen klein. In manchen Cantonen erhalten die Mitglieder des Großen Raths selbst keine Taggelder. Weder Beamte noch Lehrer, noch in manchen Cantonen Geistliche, sind in der S. lebenslänglich angestellt; nach Ablauf der gesetzlichen Amtsdauer können sie ohne Angabe von Gründen entlassen werden. Wenige Stellen geben gesetzlichen Anspruch auf Pensionirung. Man hilft sich durch freiwillige Witwen- und Waisenkassen, Altersversicherungen u. dgl. Es besteht also in der S. kein eigenthümlicher Beamtenstand, ebenso wenig ein bevorrechteter Adel. In manchen Cantonen besteht das Verbot, von einer auswärtigen Adels- oder Ordensverleihung Gebrauch zu machen. Im schweiz. Recht hat sich noch viel Altgermanisches erhalten, und das röm. Recht hat sich mit Ausnahme einiger Grenzcantone nirgends durchgreifenden Eingang verschaffen können. Civil- und Strafrecht sind in den einzelnen Cantonen sehr verschieden; während in der Verwaltung der Justiz und Polizei die wichtigsten Cantone den andern civilisirten Staaten nicht nachstehen, herrschen in einzelnen kath. Cantonen noch primitive, zum Theil mittelalterliche Rechtszustände. Einige besitzen sogar kein codificirtes Strafrecht, sondern behelfen sich mit dem alten Herkommen. Sehr verschieden sind die Proceßformen, welchen in der Regel entweder die Einrichtungen des deutschen oder des franz. Gerichtsverfahrens zu Grunde liegen. Genf, Waadt, Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn, Aargau, Thurgau, Tessin und Neuenburg haben für Criminal-, theilweise auch für Zuchtpolizeifälle das Institut der Geschworenen eingeführt. Die Herstellung einer einheitlichen Civil- und Strafgesetzgebung für die ganze S. war bis jetzt unmöglich; doch wird 1878, um wenigstens dem Bedürfnisse des Handels zu entsprechen, ein eidgenössisches Obligationsrecht erstrebt.

Der Finanzstand der Eidgenossenschaft wie der Cantone ist nicht mehr so günstig wie früher. Namentlich haben sich manche Cantone durch übermäßige Eisenbahnsubventionen eine bedeutende Schuldenlast aufgeladen. Das Steuerkapital der S. beträgt etwa 4½ Mill. Frs., die eidgenössische Staatsschuld (1877) 32,250,000 Frs., die Cantonalschulden etwa 200 Mill. Frs. Die eidgenössische Staatsrechnung von 1877 weist bei 40,789,242 Frs. Einnahmen, 42,625,873 Frs. Ausgaben, also ein Deficit von 1,836,630 Frs. auf. Zu den Einnahmen trugen bei das Finanz- und Zolldepartement 20,032,585 Frs., das Post- und Telegraphendepartement 16,480,401 Frs. u. s. w. Unter den Ausgaben sind die wichtigsten Posten das Militärdepartement mit 15,840,342 Frs. und das Post- und Telegraphendepartement mit 15,923,150 Frs. Für 1878 ist ein Deficit von 2,376,000 Frs. vorgesehen. Um dieser Verschlimmerung der eidgenössischen Finanzen, welche hauptsächlich von den vermehrten Ansprüchen des Militärwesens herrührt, abzuhelfen, ist eine geringe Erhöhung der Einfuhrzölle in Aussicht genommen; ferner wird von 1878 an der Ertrag der Militärpflichtersatzsteuer statt wie bisher ganz den Cantonen, zur Hälfte dem Bunde zufallen. Das Wappen der Eidgenossenschaft ist ein schwebendes silbernes Kreuz in rothem Felde. Außerdem hat jeder Canton sein eigenes Wappen.

Militärorganisation. Nach der Bundesverfassung und dem Gesetz von 1850 ist jeder Schweizer wehrpflichtig vom 20. bis 44. Jahre. Wer durch körperliche oder geistige Gebrechen, Landesabwesenheit oder Amtspflicht an der activen Dienstleistung verhindert wird, unterliegt während des militärpflichtigen Alters der Militärpflichtersatzsteuer. Das Bundesheer zerfällt in Auszug und Landwehr; jener umfaßt das 20. bis 32. Altersjahr, diese das 33. bis 44.

Die Nominalstärke des Auszugs beträgt 77,580 Mann Infanterie und Schützen, 3412 Mann Dragoner und Guiden; 14,500 Mann Artillerie, Park und Train; 4898 Mann Genie; 54 Mann Generalstab, 30 Justizoffiziere, 4528 Mann Sanitäts- und 376 Mann Verwaltungstruppen: insgesammt 105,378 Mann; die der Landwehr beträgt 77,408 Mann Infanterie und Schützen, 3360 Cavalerie, 7208 Artillerie, 4822 Genie, 3776 Mann Sanitäts- und 376 Mann Verwaltungstruppen; insgesammt 97,019 Mann. Die wirkliche Stärke betrug auf 1. Jan. 1878 im Auszug 120,077 Mann, in der Landwehr 91,919 Mann. Die Bewaffnung mit Hinterladern ist vollständig durchgeführt. Stehende Truppen gibt es außer den militärisch organisirten Gensdarmeriecorps der Cantone nicht, ebenso wenig einen eigentlichen Offizierstand. Die Milizarmee gliedert sich in 8 Divisionen zu je 2 Brigaden Infanterie mit den nöthigen Specialwaffen. Die 1. Division rekrutirt sich in Genf, Waadt, Wallis; die 2. in Waadt, Freiburg, Neuenburg, Bern; die 3. in Bern; die 4. in Bern, Luzern, Unterwalden, Aargau; die 5. in Aargau, Basel, Solothurn, Bern; die 6. in Aargau, Schaffhausen, Zürich, Schwyz; die 7. in Zürich, Thurgau, St.-Gallen und Appenzell; die 8. in Tessin, Graubünden, Wallis, Uri, Schwyz, Glarus. Im Fall der Mobilisirung wählt die Bundesversammlung aus der Zahl der Obersten den General (gegenwärtig H. Herzog von Aarau).

Die Verfassung der reform. Kirche in der S., ebenso wie Wahlact und Besoldungsverhältnisse der Geistlichen sind in den einzelnen Cantonen verschieden. Die röm. Katholiken stehen unter den Bischöfen von Sion (Sitten), Lausanne, Basel, Chur und St.-Gallen. Der Bischof von Lausanne residirt in Freiburg; derjenige von Basel, seitdem er von Basel, Aargau, Bern, Solothurn und Thurgau nicht mehr anerkannt wird, in Luzern. Die fünf Bisthümer stehen unmittelbar unter dem Papste und gehören keinem Erzbisthum an. Der päpstl. Nuntius, der in Luzern residirte und theilweise erzbischöfl. Rechte besaß, wurde 1873 vom Bundesrathe seiner Functionen enthoben und des Landes verwiesen. Der Canton Tessin gehört formell jetzt noch zu den ital. Bisthümern Como und Mailand. Die altkath. Kirche, welche gegenwärtig in 10 Cantonen etwa 80 Gemeinden und Vereine mit zusammen 73,380 Seelen zählt, hat 1876 durch ihren Synodalrath einen Nationalbischof erwählt, der in Bern residirt. Die Zahl der Klöster, die schon bei der Reformation und seither mehrmals durch Säcularisation bedeutend verringert wurde, betrug 1877 noch 85, worunter 32 Mannsklöster mit 438 Conventualen und 53 Frauenklöster mit 2132 Conventualen. Die bekanntesten sind die Benedictinerabteien Einsiedeln, Engelberg und Disentis, und das Augustinerstift von St.-Maurice, zu welchem auch das Hospiz auf dem Großen St.-Bernhard gehört. Vgl. Franscini, «Neue Statistik der S.» (2 Bde., Bern 1848—49, und «Nachtrag», 1851); «Gemälde der S.» (19 Bde., St.-Gallen 1834—49); J. Meyer, «Land, Volk und Staat der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1861); Berlepsch, «Schweiz. Kunde» (Braunschw. 1866); Snell, «Handbuch des schweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1839—44); M. Wirth, «Beschreibung und Statistik der S.» (3 Bde., Zür. 1871—75); «Schweiz. statist. Zeitschrift» (Bern 1865 fg.); Gerster, «Atlas der Heimatkunde» (Bern 1872); Kaden, «Das Schweizerland» (Stuttg. 1877); Gsell-Fels, «Die S.» (Münch. 1877); Egli, «Neue Schweizerkunde» (St.-Gallen 1877); Egli, «Taschenbuch schweiz. Geographie u. s. w.» (Zür. 1878); Dubs, «Das öffentliche Recht der schweiz. Eidgenossenschaft» (Zür. 1877); Harsin, «Statist. Tafel der S.» (Zür. 1878); die Schweizerführer von Tschudi, Baedeker, Berlepsch. Die beste Karte der S. ist die 1865 unter Leitung des Generals Dufour (s. d.) vollendete Generalstabskarte in 25 Blättern (1 : 100,000). Auch werden vom eidgenössischen topogr. Bureau die sorgfältig revidirten Originalaufnahmen zu derselben (1 : 25,000 für Hochebene und Jura, 1 : 50,000 für die Alpen) in 546 Blättern herausgegeben. Erschienen sind davon bis Ende 1878 12 Lieferungen mit 146 Blättern. Außerdem sind zu erwähnen die ebenfalls vom topogr. Bureau herausgegebene Generalkarte in vier Blättern (1 : 250,000) und die trefflichen Schweizerkarten Ziegler's und Leuzinger's.

Geschichte. Die Geschichte des Schweizerlandes vor der Berührung mit den Römern ist in Dunkel gehüllt. Manche Streiflichter auf die Culturzustände der Urbewohner werfen die neuerdings entdeckten Pfahlbauten in den Seen des Landes. Das erste historisch bekannte Volk auf diesem Boden sind die wahrscheinlich von Nordosten eingewanderten Helvetier (s. d.), die dem celt. Völkerstamme angehörten und in wilder, freier Verfassung, in vier Gaue getheilt, zwischen Rhein, Jura und Alpen wohnten. Sie waren von bundesverwandten Völkern meist gleicher Abkunft umgeben, fielen auch mit ihnen zwischen 58 und 15 v. Chr. unter röm. Herrschaft und nahmen vieles von den Sitten und der Sprache ihrer Ueberwinder an, bis sie mit diesen von deutschen Völkerschaften überwältigt wurden. Um 400 n. Chr. bemächtigten sich

die Alemannen des größern Theils der jetzigen S. und machten ihre Sprache und Sitte dort einheimisch. Ein kleinerer Theil westlich der Aare fiel den Burgundern, der Süden den Longobarden zu, und einzelne bis dahin unbewohnte Thäler am nördl. Saume der Alpen sollen von Deutschen goth. Stammes bevölkert worden sein. Um 534 fiel ganz Helvetien dem Fränkischen Reiche anheim. Es blühte unter der Herrschaft der Franken zu einigem Wohlstand empor; Städte wurden gegründet; andere wie Zürich und Luzern aus ihren Trümmern wieder aufgebaut. Die christl. Glaubensboten Fridolin, Sigisbert, Sanct-Gallus u. a. stifteten Klöster, welche als Kern neuer Ansiedelungen dienten. Aber dieser Wohlstand mußte bald unter den schwachen Nachfolgern Karl's d. Gr. wieder verschwinden, da deren Statthalter überall sich unabhängig zu machen suchten und in beständige Kriege verwickelt waren. Obwol es einigen derselben gelang, im Westen eigene Reiche, Burgund diesseit und jenseit des Jura, zu errichten, so wußten sich doch die deutschen Könige in der übrigen S. bald wieder Ansehen zu verschaffen und Burgund 1032 wieder an sich zu bringen. Helvetiens Schicksal war nun mit dem des Deutschen Reichs, von dem es einen Theil ausmachte, verknüpft und blieb es bis zu der Zeit, wo die Krone dieses Wahlreichs erblich zu werden anfing. Die Kaiser ließen den größern Theil der S. durch die Herzoge von Zähringen verwalten, die Wohlthäter des Landes wurden, den innern Kriegen wehrten, die Städte begünstigten und mehrere neue, wie Bern und Freiburg im Uechtlande, gründeten. Nach ihrem Aussterben 1218 verfiel jedoch alles wieder in das alte Unwesen. Viele größere und kleinere Herren regierten im Lande; die mächtigsten unter ihnen waren Savoyen, Habsburg, Kyburg, Lenzburg, Rapperswyl und Toggenburg. Die Stärke allein gab das Recht. Die kleinern Freien, Klöster und Landstädte wurden unterdrückt oder mußten den Schutz einer mächtigern Stadt nachsuchen. Die größern Städte, namentlich Zürich, Bern und Basel, verbanden sich zu ihrer Sicherheit und trachteten, sich möglichst unabhängig zu machen, indem sie den Kaisern und andern, die Rechte bei ihnen besaßen, diese abkauften.

Vom Ende des 13. Jahrh. an erhielt die S. allmählich eine andere Gestalt. Das Haus Habsburg, besonders nach Rudolf's Erhebung zum deutschen Kaiser 1273 und Herrn von Oesterreich, gewann auch in der S. überwiegenden Einfluß und suchte denselben durch Erwerbung der Schirmherrschaft über die freien Lande und Städte zu verstärken. Doch Zürich und Bern widerstanden mit Erfolg und die Bergländer Uri und Schwyz, deren Reichsfreiheit 1231 und 1240 von Friedrich II. anerkannt und bestätigt worden war, schlossen nach Rudolf's Tod 1291, der Sage nach erst 1307 auf dem Grütli (s. d.), unter sich und mit dem benachbarten Unterwalden einen ewigen Bund zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten. Rudolf's Sohn, Albrecht I., setzte die Politik seines Vaters fort und als er 1298 in der Schlacht von Gellheim Adolf von Nassau besiegt und dadurch die Königskrone erworben hatte, bestätigte er die Freibriefe der Waldstätte nicht. Seinen Planen zu ihrer Unterdrückung machte seine Ermordung 1308 ein jähes Ende. Albrecht's Nachfolger auf dem Königsstuhl, Heinrich VII., sowie spätere Kaiser, bestätigten den Waldstätten ihre Freiheiten. Das Haus Habsburg aber wollte die einmal gefaßten Plane nicht aufgeben und es entstand daraus ein 200jähriger Kampf, der mit der Losreißung der S. vom Reiche und für Oesterreich mit dem Verlust seiner Erblande zwischen Alpen und Rhein und seines Stammschlosses Habsburg endigte. Der 1291 geschlossene Bund wurde im Nov. 1315, nachdem die Waldstätte am Morgarten (s. d.) ihren ersten Sieg über Oesterreich erfochten, zu Brunnen (s. d.) erneuert. Wie die Waldstätte hatten auch andere Länder und Städte sich der Angriffe der Habsburger zu erwehren; so Bern, welches 1298 am Donnerbühl, 1339 bei Laupen den österr. und burgund. Adel schlug, Zürich, das 1350 Burg und Stadt des Grafen von Habsburg-Rapperswyl eroberte, Glarus, welches 1352 auf dem Rautifelde die Oesterreicher besiegte. Um sich gegen die Macht der Habsburger besser zu wahren, traten bis 1353 Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern dem Bunde der Waldstätte bei. Die junge Eidgenossenschaft dieser acht Orte, welche bis 1481 die einzigen vollberechtigten Bundesglieder blieben und deshalb später, im Gegensatz zu den fünf 1481—1513 aufgenommenen Cantonen, die acht alten Orte genannt wurden, verstärkte sich bald durch Bündnisse einzelner Orte mit benachbarten Städten und Landschaften. Die Waldstätte nahmen verschiedene Thäler und Gemeinden als freie Gemeinden auf. Bern erwarb manche Herrschaft durch Kauf von den stets geldbedürftigen Dynasten. Luzern nahm österr. Ortschaften in sein Bürgerrecht auf. Auf der andern Seite aber suchte auch Oesterreich seine Besitzungen zu erweitern und bald mit List, bald mit Gewalt der Ausbreitung der Eidgenossenschaft entgegenzuwirken. Ein Anschlag der mit Habsburg eng verknüpften Grafen von Kyburg gegen Solothurn gab die Veranlassung zum Kyburger Kriege (1382—84), der damit endigte, daß die

verarmten Kyburger ihre meisten Besitzungen an Bern und Solothurn verkaufen mußten. Durch die Schlacht von Sempach 1386 sicherten die Waldstätte, durch die bei Näfels 1388 die Glarner ihre Unabhängigkeit. Durch diese Erfolge ward die Macht Oesterreichs in der S. gebrochen und in dem 1389 geschlossenen Frieden mußte dasselbe die Eidgenossenschaft anerkennen. Während der nun folgenden Friedensjahre blühten die acht Orte kräftig auf und erweiterten auf friedliche Weise ihr Gebiet; wobei aber die erkauften Herrschaften nicht frei, sondern wie die spätern Eroberungen Unterthanenländer wurden. Bald aber gingen die Eidgenossen aus der Stellung der Angegriffenen in die der Angreifenden über. Trotz des 1412 mit Oesterreich geschlossenen 50jährigen Friedens eroberten sie 1415 im Auftrag Kaiser Sigmund's den Aargau; von 1403 an trugen sie ihre Waffen nach Italien und erwarben trotz der Niederlage bei Arbedo 1425 in vielen Kriegszügen den jetzigen Canton Tessin.

Während aber so die Macht nach außen wuchs, ward die Eidgenossenschaft im Innern geschwächt durch den Zwist um das Erbe des Grafen von Toggenburg, durch welches Zürich 1440 mit den übrigen Orten verfeindet und zum Bündniß mit Oesterreich gebracht wurde. Der dadurch verursachte Krieg endigte 1450 damit, daß Zürich der Eidgenossenschaft wieder beitrat. Da Schwyz damals die Seele des Bundes und am meisten mit Zürich zerfallen war, so nahmen die andern Eidgenossen die Farben (weiß und roth) und das Kreuz des Schwyzerwappens als Feldzeichen an und erhielten deshalb den Parteinamen Schwyzer, der seitdem Benennung des ganzen Volks geblieben ist. Einen harten, ruhmvollen Kampf hatten die Schweizer bald darauf mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund zu bestehen, dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit im westl. Europa. Die gemeinsame Gefahr verband mit den Schweizern die umliegenden Herren und Reichsstädte, wie Lothringen, Freiburg und Straßburg. Mit einem Heere von etwa 20—25,000 Mann rückten sie dem 60—70,000 Mann starken Heere des Herzogs entgegen und schlugen ihn in den drei Schlachten bei Grandson (s. d.), Murten (s. d.) und Nancy. Ungeheuer war die Beute der Schweizer, von unberechenbaren Folgen der Reiz, ähnliche zu machen. Doch benahmen sie sich in Beziehung auf ihre Eroberungen mit Mäßigung, gaben den größten Theil der eroberten Waadt an Savoyen zurück, wiesen den Antrag der Franche-Comté, mit ihnen vereinigt zu werden, von der Hand und setzten den Herzog von Lothringen wieder in sein Land ein. Bald darauf, 1481, nahmen sie Freiburg und Solothurn in ihren Bund auf und schlossen mit andern Nachbarstaaten Schirmbündnisse, wodurch diese aller Vortheile ihres mächtigen Schutzes theilhaftig wurden. Das Glück der Eidgenossen stieg so auf eine Höhe, daß die Höfe ringsumher, selbst Oesterreich, sich um ihre Freundschaft und Hülfe bemühten. Der ausländische Kriegsdienst, der schon 1450 begonnen hatte, nahm bedeutend zu. Ganze Gewalthaufen wurden dem zugeführt, der die freien Gemeinschaften für sich zu gewinnen im Stande war, und Frankreich, der Papst und die Republik Venedig wetteiferten in Geldspenden. Zwar fehlte es schon damals nicht an Patrioten, die laut gegen solches Unwesen sich aussprachen; aber der Strom der Umstände riß alles mit sich fort, und die S. eilte rasch dem Wendepunkte ihres kriegerischen Glücks und ihrer Größe entgegen, die nur auf ihrer Eintracht beruhte. Schon fing die Eifersucht zwischen Städten und Ländern an, schon ließ der zunehmende Reichthum Einzelner und die wachsende Ungleichheit bedrohliche Mißverhältnisse zwischen den reichern und ärmern Bürgergeschlechtern durchblicken, als die Schweizer plötzlich, zum Glück für ihre innere Ruhe, noch einmal in einen ihrer gefährlichsten Kriege verwickelt wurden. Kaiser Maximilian I. von Oesterreich war schon lange damit umgegangen, das Deutsche Reich enger zu verbinden, dem Fehdewesen ein Ende zu machen und Ordnung herzustellen. Er theilte das Reich in Kreise, worin die S. mitbegriffen sein sollte, errichtete ein oberstes Reichsgericht, von dem sie ebenfalls Recht zu nehmen habe, trat dem schwäb. Sicherheitsbunde bei, wozu auch die S. eingeladen wurde, und setzte eine Reichsmatrikel fest, nach der alle Stände des Reichs, mit Einschluß der Schweizer, an Mannschaft und Geld zu den Türkenkriegen beizutragen hätten. Allein die Eidgenossen, seit 200 Jahren gewohnt, vom Reiche keinen Schutz zu empfangen, voll Selbstvertrauen und mistrauisch gegen alles, was von Oesterreich ausging, wiesen jedes Ansinnen beharrlich zurück. Der Kaiser erklärte ihnen 1498 mit dem ganzen Schwäbischen Bunde den Krieg und griff sie an allen Grenzen vom Engadin bis Basel an. Die Schweizer hatten einen harten Stand, blieben aber in sechs blutigen Treffen Sieger und wurden im Baseler Frieden vom 22. Sept. 1499 aller Theilnahme am Kammergericht und später von der Reichsmatrikel entbunden, auch keinem deutschen Kreise einverleibt.

Von dieser Zeit an datirt die factische Unabhängigkeit der S. und ihre Losreißung vom Deutschen Reiche. Zwar wurden noch lange die alten Formen beibehalten; aber von 1500 an

findet sich keine Spur mehr, daß man dem Reiche auf die innern und äußern Angelegenheiten der S. einigen Einfluß gestattet habe, noch daß dies wie früher bei den Verträgen vorbehalten worden sei. Die feierliche Anerkennung der S. im Westfälischen Frieden (1648) kann daher nur als eine völkerrechtliche Bestätigung des längst Bestehenden betrachtet werden. Die Schweizer nahmen nach dem Schwabenkriege 1501 Basel und Schaffhausen und 1513 Appenzell in ihren engern Bund auf, der bis 1798 auf diese 13 Orte beschränkt blieb. Die andern Bundesgenossen, Stadt und Stift St.-Gallen, Biel, Graubünden, Wallis, Genf, Neuenburg, Mülhausen und das Bisthum Basel, hießen nur «zugewandte Orte» und besaßen geringere Rechte. Die gemeinsamen Unterthanenlande: Thurgau, Baden, Sargans, Rheinthal und das ital. Gebiet, hatten wol manche Rechte und Freiheiten, aber keine polit. Selbstständigkeit. Nach dem letzten Kriege gegen Oesterreich glaubten die Schweizer keinen Feind mehr fürchten zu müssen. Sie bekriegten selbst Frankreich, drangen 1500 bis Dijon, wo man ihnen den Frieden mit Geld abkaufte und halfen bald dem einen, bald dem andern der Herrscher Italiens. Im J. 1512 eroberten sie für den schwachen Herzog Maximilian Sforza die ganze Lombardei, schlugen 1513 bei Novara die Franzosen und behaupteten das Land drei Jahre bis zur Schlacht bei Marignano 1515, wo sie zwar unterlagen, aber unangefochten davonzogen. Frankreich überließ ihnen im Frieden den ganzen heutigen Canton Tessin und das Veltlin, ertheilte ihren Kaufleuten große Vorrechte und versprach jedem Canton gewisse Jahrgelder. Durch die Gewährung dieser und anderer Vortheile gelang es Frankreich, die Schweizer in sein Interesse zu ziehen und sich von dieser Seite her sicherzustellen. Der deshalb abgeschlossene Ewige Friede 1516 ist auch von der S. nie, von Frankreich erst 1798 gebrochen worden.

Seitdem zogen die Schweizer noch wiederholt aus, um für Frankreich dieselbe Lombardei vertheidigen zu helfen, die ihnen von dieser Macht entrissen worden war. Allein diese Kriege brachten ihnen so wenig Gewinn, daß sie endlich 1526 der Sache selbst überdrüssig wurden. Von da hörte der Gebrauch auf, mit ganzen schweiz. Heeren für andere Mächte ins Feld zu ziehen. Man begnügte sich, mit ihnen Capitulationen für einzelne Regimenter oder Fahnen kriegslustiger Freiwilliger abzuschließen, die sich für einen oder mehrere Feldzüge verdingten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurden aus diesen Freiwilligen stehende Truppen, die durch die Hauptleute für Werbegeld stets vollzählig erhalten werden mußten (s. Schweizer). Diese fremden Kriegsdienste Einzelner, die Pensionen, die Jahrgelder machten aber das Land immer abhängiger von andern Mächten, besonders von Frankreich. Nicht wenig trug dazu die innere Uneinigkeit zwischen den Städten und ihren Unterthanen bei. Dieselbe brach zuerst 1525 im Norden in offene Empörung aus, welche sich nachher im einzelnen und in einem allgemeinen Aufstande, dem Bauernkriege von 1653, wiederholte und später der Keim zur Auflösung der alten Verhältnisse wurde. Viel wichtiger noch, besonders wegen der Beziehungen zu dem Auslande, war während mehrerer Jahrhunderte die Glaubenstrennung, die in der S. gleichzeitig mit der in Deutschland durch Luther entstand. (S. Reformirte Kirche.) Zwingli in Zürich, Oekolampadius in Basel, Haller und Manuel in Bern, Farel und Calvin in Genf und viele andere arbeiteten miteinander an Wiederherstellung der ursprünglich christl. Kirche. Diesen Männern fiel über die Hälfte der Bevölkerung zu; ein anderer Theil wurde nur durch die Gewalt der Mehrheit in ihren Städten und Ländern davon abgehalten, jenem Beispiel zu folgen. Es konnte nicht fehlen, daß Verfolgung aller Art und Reibungen zwischen den Gliedern der alten und neuen Kirche stattfanden. Mehrmals kam es zum Kriege; öfters aber gelang die Versöhnung der gegenüberstehenden Parteien. Zwingli selbst büßte sein Leben in der Schlacht bei Kappel (s. d.) 1531 ein, wo die Katholiken über die Reformirten den Sieg davontrugen. Einen zweiten Sieg erfochten die Katholiken 1655 in der ersten Schlacht bei Vilmergen; dagegen wurden sie 1712 in der zweiten von den Reformirten geschlagen; erst seit der Mitte des 18. Jahrh. schien der Hader erloschen. Dieser Zwiespalt ward von den fremden Mächten absichtlich genährt und brachte die Eidgenossenschaft nicht nur um ihren Einfluß nach außen, sondern gefährdete sogar ihre Unabhängigkeit. Zu den Zeichen des Verfalls gehörte namentlich der 1586 vom Cardinal-Erzbischof von Mailand, Karl Borromäus, zwischen den kath. Cantonen, Wallis und dem Bischof von Basel für Erhaltung und Ausbreitung der röm. Kirche gegründete Goldene Bund. Am meisten aber zeigte sich das Herabsinken der S. von ihrer Höhe im Dreißigjährigen Kriege, wo das zugewandte Graubünden und sein Unterthanenland Veltlin der Spielball zwischen Frankreich und seinen Gegnern, Oesterreich und Spanien, war und Rhätien nur durch die gegenseitige Eifersucht dieser Mächte in seinem Gebiet ungeschmälert blieb. Besonders die größern und prot. Republiken Zürich und Bern, von denen letzteres 1536

die Waadt von Savoyen eroberte und dadurch der mächtigste Ort der Eidgenossenschaft wurde, behaupteten durch ihr kluges Benehmen während dieses Kriegs die Neutralität der S. Zwar konnten sie im Anfange den Durchzug einzelner, von den Katholiken begünstigter Heerhaufen durch die S. nicht hindern, und sie selbst unterstützten auch die der prot. Sache dienenden Mächte in gleicher Weise; aber es gelang ihnen doch, sich und die andern Stände vor offener Theilnahme am Kampfe zu bewahren. Von 1640 an brachten sie es sogar dahin, durch ein gutgeordnetes «Defensionale» die Grenzen der S. zu bewahren, sodaß die Neutralität des schweiz. Bodens bis 1798 nicht mehr verletzt wurde. Dieses Neutralitätssystem bildete fortan die Grundlage der ganzen schweiz. Politik. Doch gerade die lange Ruhe ließ eine Sorglosigkeit überhandnehmen, die am Ende die S. an den Abgrund führte. Bei Erringung ihrer Selbstständigkeit war die S. nur von kleinen oder sehr zerstreuten Herrschaften umgeben, was ihre Vertheidigung erleichtern mußte. Später war sie fast nur noch von den Gebieten Oesterreichs und Frankreichs umschlossen, in deren gegenseitiger Eifersucht sie allein eine unsichere Stütze fand. Dennoch blieben die militärischen Einrichtungen in der S. theils weit hinter der Zeit zurück, theils fehlte es dem Wehrwesen an Zusammenhang. Es war noch ein günstiger Zufall, daß Bern und Zürich den Oberbefehl hatten und bei jedem Kriege der Nachbarn die Grenzen besetzt hielten. Diese beiden Cantone waren es auch allein, die den steigenden Anmaßungen der franz. Großbotschafter einigermaßen Schranken zu setzen suchten.

Die Dreizehn Cantone (so nannten sich die eidgenössischen Orte oder Stände seit Anfang des 18. Jahrh.) hingen durch kein gemeinschaftliches Band und keinen gemeinsamen Vertrag, sondern nur durch eine Menge einzelner abweichender «Verkommnisse» miteinander zusammen. Zürich war der leitende Canton (Vorort), d. h. es hatte, mit wenigen Vollmachten versehen, die geringern äußern Geschäfte zu führen und die schweiz. Tagsatzungen auszuschreiben, die meist in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau und Frauenfeld gehalten wurden. Jeder Stand schickte seine Gesandten, die aber wenig mehr als mit der Verwaltung der gemeinsamen Vogteien zu thun fanden. Die einzelnen Cantone, besonders die acht ältern Orte, betrachteten sich als souveräne Staaten und sorgten eifrig, daß keine Bundesgewalt aufkam. Die Verfassungen der Cantone waren ebenfalls nicht nach festen Grundsätzen geordnet. Die Wichtigkeit, nicht die Natur der Geschäfte bestimmte, von wem sie behandelt wurden. So waren gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt seltsam gemischt. Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug und Appenzell hatten noch die Verfassung, die sie beim Eintritt in den Bund angenommen, oder vielmehr die sie in den Bund hineingenommen hatten. Sie regierten sich durch Landesgemeinden für die wichtigsten, hatten Landräthe für die bedeutenden und Landammänner für die laufenden Geschäfte. Die Städte hatten ihre täglichen oder Kleinen Räthe für die gewöhnlichen Angelegenheiten; den Großen Räthen oder Ausschüssen der Bürgerschaft war das Wichtigere vorbehalten. Letztere wurden aber meist nicht durch das Volk gewählt, sondern ergänzten sich selbst: in Zürich, Schaffhausen und Basel gleichmäßig aus allen Zünften der Bürgerschaft; in Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern nur aus einer beschränkten Zahl von Familien. Diese Ausartung der Demokratie in Oligarchie mußte am Ende zur völligen Schwäche dieser Staaten führen. Noch kläglicher waren die Verhältnisse in den Unterthanenlanden. Vor 1789 bestand sogar die ganze Bevölkerung der S., mit Ausnahme der Haupt- und einiger Municipalstädte und der altgefreiten Landleute in den kleinen demokratischen Cantonen, aus Unterthanen, die nicht nur von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern auch von einigen ihrer Herrscher, namentlich den kleinen demokratischen Cantonen, übel behandelt wurden. Darum kam es mehrfach zu einzelnen, aber stets unterdrückten Aufständen.

In diesem Zustande befand sich die S. beim Ausbruch der Französischen Revolution. Es geriethen alsbald einige Gegenden in Bewegung, wie Genf, das untere Wallis, das Bisthum Basel, St.-Gallen, Waadtland und das Seeufer von Zürich. Doch diese einzelnen Aufstände wurden gedämpft. Bedenklicher gestaltete sich die Lage, als Frankreich immer größere Fortschritte machte und mehrere alte Republiken, wie Holland, Venedig und Genua, gänzlich umgestaltete. Die Regierungen der S. thaten alles Mögliche, selbst nach den größten Beleidigungen, um die übermüthigen Sieger nicht zu reizen. Sie bewahrten streng ihre Neutralität, deckten dadurch in den für Frankreich entscheidungsvollen Momenten dessen verwundbarste Grenze, vertrieben die Emigrirten und suchten sonst allen Vorschub zu leisten. Aber alles war umsonst. Die franz. Machthaber wollten eine abhängige Nachbarrepublik gegründet wissen, zugleich die wichtigen Alpenpässe und den großen Schatz in Bern in ihrer Gewalt haben und ließen darum unter nichtigem Vorwand 1798 Truppen ins Waadtland einrücken. Nachdem man Bern mit

Unterhandlungen hingehalten, marschirten die Franzosen auf Bern selbst los, das, von seinen Bundesgenossen verlassen, sich bei Neueneck und im Grauholz heldenmüthig vertheidigte, aber 5. März 1798 in franz. Gewalt gerieth. Als die Franzosen durch Plünderung des berner Schatzes und des Zeughauses sowie durch Auflegung schwerer Brandschatzung ihren Zweck erreicht, brachten sie eine zu Paris verfertigte Constitution zum Vorschein, wonach das zu einem einzigen Staat umgeschaffene Helvetien in 18 an Größe und Bevölkerung gleiche Cantone getheilt wurde, zu welchen sich 1799 Graubünden (Rhätien) als 19. gesellte. Jeder Canton hatte eine gleiche Zahl Deputirte in zwei gesetzgebende Kammern (Senat und Großen Rath) zu wählen, und an der Spitze sollte ein Vollziehungsdirectorium von fünf Männern stehen. Der Canton Bern ward hiernach in vier Cantone getheilt, die demokratischen Cantone dagegen, damit die Ungleichheit geringer würde, in einen vereinigt; Genf, Mülhausen, Biel, das Bisthum, wie schon früher Veltlin, von der S. losgerissen und mit Frankreich oder der Cisalpinischen Republik vereinigt. Ein Gleiches sollte mit dem Unterthanenlande jenseit der Alpen, mit Tessin, versucht werden. Da jedoch die, übrigens von der S. am meisten bedrückten Tessiner einstimmig erklärten, Schweizer bleiben zu wollen, so wurde ihnen nachgegeben.

Während Berns Kampf hatten die Unterthanen aller Cantone die Gelegenheit benutzt, sich frei zu erklären und dadurch die städtischen Regierungen, die sämmtlich gestürzt wurden, an wirksamer Unterstützung dieses Standes gehindert. Nach dem Falle Berns nahmen fast alle Cantone die neue helvet. Constitution an. Die kleinen Demokratien mußten ihren anfänglichen Widerstand hart büßen. Die Franzosen durchzogen das Land und ihre Commissare schalteten als Machthaber. Die Abhängigkeit der neuen Regierung, die neuen Abgaben, die kostspielige Unterhaltung der Centralregierung, zahlreicher Beamten und eines stehenden Heers, der neue kostspielige Rechtsgang, besonders aber die Aushebung von Truppen: das alles wirkte zusammen, um die neue Constitution keine Wurzel im Volke fassen zu lassen. Von vielen wurden daher 1799 die verbündeten Oesterreicher und Russen, die den vorigen Zustand herzustellen versprachen, freudig empfangen. Da aber die Franzosen, nachdem die S. fast ein Jahr lang der Kampfplatz fremder Heere gewesen, wieder das Uebergewicht erhielten, so mußten die Landleute ihr Auftreten für die alte Ordnung schwer büßen, und es war fortan kein Widerstand mehr gegen Frankreich zu erwarten. Desto mehr wurde derselbe gegen die helvet. Regierung selbst fortgesetzt. Diese war in sich entzweit, ohne andere Stütze als die der Franzosen und auch von diesen keineswegs geachtet. Sie änderte mehrmals die oberste Behörde, schlug eine neue Einheitsverfassung nach der andern vor, aber keine konnte sich auf die Dauer allgemeinen Beifall erwerben. Am meisten widerstanden die Urcantone. Aloys Reding, Anführer der Schwyzer im Kriege von 1798, benutzte diese Stimmung, um im östl. Theile der S. 1802 einen Bund zum Sturze der Centralregierung zu schließen. Bonaparte, damals Erster Consul der franz. Republik, war der helvet. Regierung gleichfalls nicht gewogen, aber aus andern Gründen als die Schweizer. Als auf seinen Befehl die franz. Truppen die S. verlassen, brach fast in allen Cantonen der Aufstand gegen die helvet. Regierung in Bern aus. Nachdem sie der Landsturm bis gegen Lausanne zurückgetrieben, berief Reding zum 27. Sept. 1802 eine allgemeine Tagsatzung, aus einer gleichen Zahl Mitglieder der ehemaligen Regierenden und Regierten zusammengesetzt, nach Schwyz, die sich mit Einleitungen zu einem neuen Bunde beschäftigte. Das Staatshaupt Frankreichs, Bonaparte, gebot jedoch plötzlich durch den General Rapp die Herstellung aller Dinge in den vorigen Stand und die Abordnung von Bevollmächtigten aus allen Cantonen nach Paris, um mit diesen den Plan zu einer neuen Verfassung auszuarbeiten. Alle Cantone fügten sich, nur die Urcantone nicht, und dies gab den Vorwand, 12,000 Mann in die S. einrücken und eine allgemeine Entwaffnung vornehmen zu lassen. Die Abgeordneten versammelten sich im December in Paris. Am 19. Febr. 1803 ließ ihnen Bonaparte eine sog. Mediationsacte zufertigen, wodurch das Cantonalsystem hergestellt wurde, aber das schon in der helvet. Constitution beseitigte Unterthanenverhältniß aufgehoben blieb. Zu den alten 13 Cantonen, die außer Bern meist ihre frühern Grenzen behielten, kamen 6 neue, nämlich die vorher zugewandten Orte: St.-Gallen, Graubünden (doch ohne Veltlin, das bei Italien blieb), und die ehemaligen Unterthanenlande: Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. Wallis wurde eine eigene Republik, aber später (1807) mit dem franz. Reiche verbunden. Neuenburg, seit 1707 unter preuß. Hoheit, blieb von der S. getrennt und wurde 1807 dem Fürsten Berthier als franz. Lehn zutheil. An der Spitze des Schweizerbundes stand nun wieder eine nach Instructionen stimmende Tagsatzung aller Cantone; den sechs größern Cantonen wurden zwei Stimmen zugetheilt. Der Tagsatzung präsidirte ein Landammann der S., der fast alle Rechte

des ehemaligen Vorortes erhielt. Sechs der alten Cantone: Zürich, Bern, Luzern, Basel, Freiburg und Solothurn, waren abwechselnd zu Directorialcantonen bestimmt. In den demokratischen Cantonen wurden die Landesgemeinden hergestellt, in den andern die Großen und Kleinen Räthe, doch erstere unmittelbar durch das Volk nach Maßgabe der Bevölkerung, letztere durch den Großen Rath gewählt. Diese neue Verfassung, die bei vielen Fehlern doch das Gepräge eines großen Staatsmannes trug, wurde ohne Schwierigkeit eingeführt. Die S. genoß nun eines zehnjährigen innern und äußern Friedens. Die Cantone stellten ihr Gemeinwesen wieder her, und das ganze Land begann eine erfreuliche Entwickelung. Weniger glücklich waren die Cantone, wo alte und neue Interessen und in den Räthen die Anhänger der neuen und der alten Ordnung gemischt waren. Hier fehlte es nicht an Reibungen zwischen den vormals allein Bevorrechteten und den durch die Revolution Emporgekommenen. Doch erholte sich die S. im ganzen wieder und ward im Innern geeinigt und gefestigt. Drückend waren aber die von Napoleon I. gestellten Forderungen zur Vollzählignachung von 12,000 Schweizern in seinem Solde und die lästige Continentalsperre, die eine mehrjährige Besetzung Tessins zur Folge hatte.

Nach der Schlacht bei Leipzig erfolgte 21. Dec. 1813 der Einmarsch der Verbündeten in die S. Viele Mitglieder der alten Regierungen benutzten sofort die Wandlung, um sich wieder in den Besitz ihrer Vorrechte zu setzen. In Bern und andern ehemals aristokratischen Städten wurde die Mediationsregierung gestürzt und die alte wieder eingeführt. Bern forderte Aargau und Waadt, die kleinern Cantone begehrten ihre Unterthanenlande zurück. Allein diese widerstanden und die Gesandten von zehn Städten trafen noch vor dem Auseinandergehen der Tagsatzung, 29. Dec. 1813, eine vorläufige Abrede, wonach zwar die Mediationsverfassung abgeschafft und der alte Bundesverband unter dem Vorort Zürich hergestellt, aber die Unterthanenverhältnisse aufgehoben blieben und jedem Canton sein Gebiet gewährleistet werden sollte. Dieser Beschluß, der bis zum 9. Jan. 1814 die Ratification von 15 Ständen erhielt, bewahrte die S. vor völliger Auflösung. Er bestimmte auch die verbündeten Mächte, denselben als Grundlage der schweiz. Verhältnisse anzuerkennen und nach der ersten Besiegung Frankreichs der S. die verlorenen Theile Genf, Wallis, Neuenburg und das Bisthum wieder einzuverleiben. Nur Oesterreich behielt das Veltlin als Eroberung für sich. Inzwischen verfloß ein Jahr unter Zwistigkeiten, Reactionen und Gegenrevolutionen; Bern und einige Urcantone wollten durchaus die ehemals ihnen gehörenden Gebiete wieder an sich ziehen. Endlich erklärte sich der Wiener Congreß als Vermittler für die Uebereinkunft vom 29. Dec. 1813, entschädigte Bern mit dem Bisthum Basel und die Urcantone mit Geld von den neuen Cantonen. Da sich die Schweizer 1815 dazu verstanden, gegen Frankreich zu marschiren, so erhielten sie dafür Entschädigung aus den Contributionsgeldern, einige kleine Gebietserweiterungen und 20. Nov. 1815 von den Großmächten Europas die Zusicherung der immerwährenden Neutralität.

Auf den Grundlagen der Vereinigung vom Dec. 1813 kam in der vom April 1814 bis Aug. 1815 außerordentlich versammelten Tagsatzung die 7. Aug. 1815 angenommene Bundesurkunde zu Stande. Dieselbe befriedigte keine der Parteien und ließ in manchen Bestimmungen, wie im Art. 12 über Garantie der Klöster, fremden Einfluß nicht verkennen. Auf Einladung Kaiser Alexander's von Rußland mußte die S. 1817 der Heiligen Allianz beitreten, auch sich von 1823—28 dem Ansinnen der europ. Großmächte rücksichtlich der Beschränkung der Preßfreiheit, des Asylrechts u. s. w. fügen. Im Geiste der Restauration waren schon vor dem Abschlusse des Bundesvertrags die meisten Cantonalverfassungen auf gewaltsamem Wege dahin abgeändert worden, daß die ehemals regierenden Städte auch jetzt wieder ein Uebergewicht in der Vertretung erhielten. Ein noch größerer Mißstand war es, daß die unmittelbaren Volkswahlen in die Großen Räthe mehr oder weniger abgeschafft wurden, und daß fortan diese Behörden großentheils sich selbst ergänzten. Ueberall erhoben sich Oligarchien durch Verbindung der neuen Gewalthaber mit den alten Aristokraten, denen sich in den kath. Cantonen der Klerus zugesellte. Frucht dieser Allianz war die Wiederberufung der Jesuiten nach Freiburg. Die Mißbräuche der Gewalt riefen indeß eine wachsende Opposition hervor. In einigen Cantonen, wie in Luzern, Waadt und zumal in Tessin, stieg die Unzufriedenheit so hoch, daß schon vor 1830 theilweise oder gänzliche Umänderungen der Verfassung durchgesetzt wurden.

Der Anstoß für weitere Bewegungen kam endlich durch die franz. Julirevolution von 1830. Bei der allgemeinen Aufregung, die fast alle Völker Europas ergriff, trat auch die große Mehrheit der schweiz. Bevölkerung mit ihren Forderungen polit. Reform, zunächst im Gebiete des Cantonalstaatsrechts, entschiedener hervor. Wo die Gewalthaber mit den Umgestaltungen zögerten, zogen die Landleute in Massen in die Hauptstädte. Entscheidend war der Aufbruch von

einigen tausend bewaffneten Bauern der ehemaligen Freiämter an der Reuß nach Aarau. Diesem sog. Freiämtlerzuge (6. Dec. 1830) schlossen sich mehrere hundert der aus Frankreich entlassenen Schweizersoldaten an. Aarau wurde besetzt bis zur Gewährung aller Forderungen. Jetzt erreichte die Bewegung auch in vielen andern Cantonen ihr Ziel durch bloße Demonstration. Im Jan. 1831 fügte sich die Aristokratie in Bern. Länger dauerten die Spaltungen in Schwyz, wo es zu einer zeitweisen Trennung kam und erst nach einer eidgenössischen Occupation die Wiedervereinigung und eine neue Verfassung durchgesetzt wurde. Bei der Trennung in zwei Halbcantone blieb es dagegen in Basel (s. d.), wo die Verweigerung der vom Landvolke in Anspruch genommenen Rechtsgleichheit einen Bürgerkrieg erzeugt hatte, der 1833 mit der Niederlage der Städter endigte. Auf friedliche Weise setzte Glarus die Reform seiner Verfassung 1836 durch. Graubünden wurde nur wenig berührt, und Tessin hatte schon vor den Julireignissen seine Reform zu Stande gebracht. In Genf und Neuenburg wurde die Gärung durch einige Concessionen beschwichtigt; völlig unbeweglich blieben Uri und Unterwalden und noch während geraumer Zeit der Canton Wallis. Die meisten sog. conservativen Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis, Neuenburg und Basel-Stadt, hatten sich im Nov. 1832 zu dem reactionären Sarnerbunde vereinigt. Sie erklärten 28. Nov., daß sie die Tagsatzung nicht mehr beschicken würden, falls man den Abgeordneten von Basel-Land zulasse. Aber ausnahmsweise schritt die Tagsatzung energisch ein, indem sie den Sarnerbund für aufgelöst erklärte. Im ganzen umfaßte die Regeneration im liberalen Sinne etwa zwei Drittheile der gesammten Bevölkerung der S. Die Wahlen in die constituirenden Versammlungen waren meist nach Maßgabe der Bevölkerung erfolgt; doch ließ man in vielen der neuern Verfassungen, zum Vortheil der früher herrschenden Städte, noch ein Vorrecht in der Stellvertretung bestehen, das erst durch spätere Verfassungsrevisionen beseitigt wurde.

Der Kampf der liberalen Partei war nach den Julireignissen vorerst auf Herstellung constitutioneller Formen gerichtet; als das zunächst Liegende erreicht, dachte man auch an eine Reform der Bundesverfassung. Die helvetische Constitution, trotz aller Mängel und trotz ihres flüchtigen Bestandes, hatte gleichwol eine neue Epoche für die S. eingeleitet. Der sichtbare Verfall der eidgenössischen Conföderation in den letzten zwei Jahrhunderten hatte die Haltlosigkeit des losen Föderalismus erkennen lassen, und das Bedürfniß der engern polit. Einigung wurde in weitem Kreise geweckt. Von diesem Standpunkte aus mußte die Bundesverfassung von 1815 als Rückschritt erscheinen, und es war natürlich, daß nach der Revision der Cantonalverfassungen auch die der Bundesacte zur Sprache kam. Die liberale Partei ließ daher keine Gelegenheit vorübergehen, ohne auf diese Nothwendigkeit hinzuweisen. Auch die Tagsatzung, der Volksstimme nachgebend, beschloß endlich die Revision der Bundesverfassung 17. Juli 1832. Der hiernach 15. Dec. 1832 zu Stande gebrachte Entwurf einer neuen Bundesacte entsprach jedoch nicht den Zielpunkten der sog. radicalen Partei. Gleichwol galt er der politisch stabilen Partei als Attentat gegen die Cantonalsouveränetät, und zugleich hatte er die Ultramontanen zu Gegnern. Durch eine Coalition der äußersten Parteifractionen wurde daher der einer Volksabstimmung in den einzelnen Cantonen untergelegte Revisionsentwurf 1833 verworfen. Das Wenige, was erreicht ward, war die Oeffentlichkeit der Tagsatzungsverhandlungen seit 1834.

Eine Reihe von Verwickelungen mit dem Auslande stellte die Schwäche der Eidgenossenschaft deutlich heraus und trug dazu bei, die Reformfrage in den Hintergrund zu rücken. Nach den Ereignissen von 1830 war die S. das Asyl zahlreicher polit. Flüchtlinge, die von da aus auf ihre Heimatländer einzuwirken suchten. Nach dem sog. Savoyerzuge kam endlich auf die dringenden Noten des Auslandes 24. Juni 1834 ein Tagsatzungsbeschluß gegen die ihr Asylrecht misbrauchenden Flüchtlinge zu Stande, obschon gegen die Protestation einiger Cantone. Ungeachtet der Ausweisung vieler Flüchtlinge aus der S. infolge der 1836 entdeckten Verzweigungen des Jungen Europa und eines bis 1838 wirksam gebliebenen Tagsatzungsbeschlusses über das Verfahren gegen die ihres Asylrechts verlustig erklärten Fremden dauerten doch die diplomatischen Reibungen fort. Diese wurden gesteigert durch die Entdeckung des von franz. Behörden mit falschen Pässen versehenen Spions Conseil und den von einer Tagsatzungscommission darüber erstatteten Bericht. Wiewol das Unrecht offenbar auf seiten Frankreichs war, ordnete dieses doch sogar eine Grenzsperre an. Kaum war der Zwist beendet, als nach dem straßburger Attentat die Rückkehr Ludwig Bonaparte's (Napoleon III.) nach dem Thurgau, wo er seit 1832 das Bürgerrecht besaß, zu neuem Zwiespalt führte. Frankreich, von den andern Mächten unterstützt, forderte dessen Ausweisung. Während die Tagsatzung hierüber zu keinem für Frankreich befriedigenden Beschlusse kommen konnte, ließ letzteres abermals eine

theilweise Grenzsperre eintreten und zog Truppen zusammen. Diesen Rüstungen gegenüber sah sich die Tagsatzung zu dem Beschlusse der Aufstellung zweier Beobachtungscorps an der Westgrenze veranlaßt. Ehe sie aber zu weiterer Entscheidung gelangte, machte Ludwig Bonaparte die Anzeige, daß er die S. verlasse, um nicht das Interesse zweier befreundeter Nationen zu gefährden. Dies geschah 14. Oct. 1838, und am 15. gab der franz. Gesandte die Erklärung, daß seine Regierung die Verwickelung als gelöst betrachte.

In dieser Periode der diplomatischen Prüfungen erhob auch wieder im Innern der S. die Reaction ihr Haupt. Mächtig regte sich namentlich die ultramontane Partei, die ihre Plane mit großer Consequenz verfolgte. Wie sehr die Wirren des Landes seit 1814 die Absichten dieser Partei unterstützt hatten, zeigten unter anderm die Wiederberufung der Jesuiten, die Ausstattung des päpstl. Nuntius mit ausgedehnten Befugnissen, die Zersplitterung der S. in kleine Bisthümer, die keinem Metropolitanverbande, sondern der päpstl. Gewalt unmittelbar unterstellt wurden. Gegen die Umgriffe der Hierarchie sahen sich daher schon vor 1830 mehrere Cantonalregierungen zum Widerstande geführt. Ende 1833 versammelten sich die Gesandten der baseler Diöcesanstände (außer Zug) und St.-Gallens zu Baden, um zur Herstellung eines Metropolitanverbandes, zur Aufrechthaltung der Rechte des Episkopats, sowie zur Gründung eines gemeinsamen schweiz. Staatskirchenrechts Einleitung zu treffen. Diese badener Conferenzbeschlüsse veranlaßten jedoch langwierige Streitigkeiten. Ein päpstl. Kreisschreiben vom 17. Mai 1835 verdammte dieselben «als falsch, verwegen und irrig». Einige Stände ließen sich einschüchtern, und kein Mittel ward versäumt, um überall die kath. Bevölkerung aufzuregen. Einige Tumulte im bernischen Jura, sowie hauptsächlich in den kath. Freiämtern des Aargau im Herbst 1835 wurden zwar durch militärische Demonstration leicht unterdrückt; allein in der Hauptsache blieb der hierarchischen Partei, die sich wieder als Macht fühlen lernte, der Sieg.

Eine weitere Unterstützung fand diese Partei im reform. Canton Zürich durch die Umwälzung vom 6. Sept. 1839. Den Vorwand gab die Berufung von David Friedrich Strauß (s. d.), dem Verfasser des «Leben Jesu», auf den Lehrstuhl der Dogmatik an die züricher Hochschule. Der Ruf der Religionsgefahr wurde darüber von den sog. Conservativen angestimmt und die Masse in Gährung gesetzt. Der Große Rath des Cantons faßte den Beschluß, daß Strauß entfernt bleiben solle, aber die Häupter der Bewegung blieben gleichwol in feindseliger Stellung gegen die Behörden und benutzten ein falsches Gerücht vom Einmarsche eidgenössischer Truppen in den Canton, am 6. Sept. einen Haufen empörter Bauern in die Stadt zu werfen, die Regierung zu stürzen und sich selbst an deren Stelle zu setzen. Diesem verwirrenden Ereignisse folgte eine Reihe von Umwälzungen und revolutionären Versuchen, wie in Tessin 1839, im Aargau 1840, im Wallis 1840 und 1844, in Genf 1842, 1843 und 1846, in Luzern 1844 und 1845, in Waadt 1845. Insbesondere war es aber die hierarchische Partei, die mit ihren seitdem gesammelten Mitteln angriffsweise hervortrat. Sie benutzte für ihre Zwecke die kritische Periode der Verfassungsrevision, die gegen Ende 1840 fast gleichzeitig für Solothurn und Aargau eintrat. Im kath. Solothurn wurde die Gährung ohne Mühe unterdrückt. Im Aargau erhoben sich 10. Jan. 1841 die Bewohner der Freiämter in einem hauptsächlich von den Klöstern aus geschürten Aufstande. Auf ihrem Zuge gegen Aarau wurden sie aber bei Bilmergen geschlagen, zerstreut und damit der Aufruhr beendigt. Unter dem Eindrucke dieses Vorgangs beschloß 13. Jan. der Große Rath des Cantons die Aufhebung aller Klöster. Nach langen Verhandlungen der Tagsatzung über diese sog. Klosterfrage kam endlich 31. Aug. 1843 mit $12\frac{1}{2}$ Stimmen, trotz der Protestation der meisten kath. Stände, ein Beschluß zu Stande, worin die Angelegenheit nach der von Aargau anerbotenen Herstellung einiger Nonnenklöster als beseitigt erklärt wurde. Inzwischen hatte die Verbindung der hierarchischen Partei mit den ochlokratischen Elementen 21. Mai 1841 die Annahme einer revidirten Verfassung im Canton Luzern durchgesetzt. Mit dieser dem Papste vorgelegten Constitution, wodurch der Staat auf das Placet in Kirchensachen Verzicht leistete, indem er sich ein bloßes Visum vorbehielt, und wonach das Cantonsbürgerrecht fortan nur an Römisch-Katholische ertheilt werden sollte, hatte sich der kath. Vorort gänzlich den ultramontanen Einflüssen preisgegeben. In entgegengesetzter Richtung fanden jedoch um dieselbe Zeit Bewegungen im Wallis statt. Das staatsrechtlich gegen das obere Wallis zurückgesetzte Unterwallis hatte sich erhoben und durch den Sieg vom 1. April 1840 über die Oberwalliser der schon früher beschlossenen, auf das Princip der gleichheitlichen Berechtigung gegründeten Verfassung vom 3. Aug. 1839 Geltung verschafft. Allein die hierarchische Partei, in Verbindung mit den Aristokraten des Oberwallis, wußte bald auch das demokratische Princip der neuen Constitution in ihrem Interesse zu benutzen und durch die Wahlen von 1843 die

Majorität im Großen Rathe, bald auch im Staatsrathe zu gewinnen. Vor und seit diesen Wahlen stellten sich die Parteien in diesem Canton schroffer gegenüber und organisirten sich als Junge und Alte S. Die Leitung der letztern stand hauptsächlich unter geistlichem Einflusse. Die Reibungen führten endlich im Mai 1844 zu offenem Kampfe, in dem die Scharen der Jungen S. am Trient in Unterwallis 21. Mai 1844 eine blutige Niederlage erlitten. Die Frucht des Siegs der ultramontanen Partei war die unter den Auspicien des Bischofs von Sitten zu Stande gekommene Verfassung von 14. Sept. 1844. Diese bestimmte unter anderm, daß nur die kath. Religion im Canton einen Cultus haben dürfe.

Der Sieg der Ultramontanen in Wallis und die von Bundes wegen nicht verhinderte Niederlassung der Jesuiten in Schwyz führten dahin, auch in Luzern, dem kath. Vorort, die Berufung dieses Ordens mit Eifer zu betreiben. Dagegen stellte aber der Große Rath des Cantons Aargau einen Antrag auf Aufhebung und Ausweisung des Ordens aus der gesammten S., der durch zahlreiche Volkspetitionen unterstützt wurde und 19. Aug. 1844 auf der Tagsatzung zur Verhandlung kam. Allein die Mehrheit der Stände erklärte sich gegen die Einmischung. So erfolgte denn 24. Oct. im Großen Rathe von Luzern mit 70 gegen 24 Stimmen die Annahme des 14. Sept. mit der Gesellschaft Jesu abgeschlossenen Vertrags über Uebernahme der theol. Lehranstalt und des geistlichen Seminars. Die Jesuitengegner suchten der Berufung durch Gewalt zu begegnen, aber ihr planloses Unternehmen scheiterte (8. Dec. 1844), und die aus den Nachbarcantonen zuziehenden Freischaren kehrten in ihre Cantone zurück. Nach diesem Siege begann die luzerner Regierung durch Ausnahmegesetze, polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen ein sehr hartes Regiment, welchem sich Hunderte durch Auswanderung in die Nachbarcantone entzogen. Zugleich verbreitete sich die Aufregung gegen die Jesuiten in der Mehrheit der schweiz. Bevölkerung. Petitionen für deren Ausweisung wurden in Umlauf gesetzt. Zahlreiche Volksversammlungen veranstaltet, Antijesuitenvereine und in mehrern Cantonen ein bewaffneter Volksbund gegründet. Im Canton Zürich, wo man bereits von den Täuschungen des J. 1839 zurückgekommen, verlangte man eine Instruction zur Tagsatzung, wonach die Jesuitenfrage zur Bundessache erklärt und die Aufhebung des Ordens beantragt werden sollte. Der Große Rath war einsichtig genug, in diesem Sinne zu instruiren, und bewahrte hierdurch den Canton vor Ereignissen, wie sie in Waadt eintraten. Hier hatte der Große Rath in der Jesuitensache keinen entscheidenden Beschluß gefaßt. Kaum war seine schwankende Instruction zur Tagsatzung bekannt, so sammelte sich 14. Febr. 1845 eine aufständische Menge in Lausanne. Die einberufenen Milizen traten zum Volke über; der Staatsrath gab seine Entlassung. Eine provisorische Regierung wurde ernannt, die bisherige Verfassung revidirt und eine veränderte Instruction in der Jesuitensache beschlossen. Die ganze Bewegung ging ohne Blutvergießen von statten.

Inzwischen vermehrten sich die Auswanderungen aus Luzern, und die Unzufriedenen dieses Cantons bereiteten sich mit den Jesuitengegnern anderer Cantone zu einem neuen Freischarenzuge vor. Sie machten den Versuch der Selbsthülfe, als die Tagsatzung abermals zu keinem entscheidenden Entschlusse gekommen war. Unter der Führung von Ochsenbein brachen Ende März 1845 etwa 4000 luzerner Ausgewanderte und Freischaren aus den Cantonen Aargau, Basel-Land, Solothurn und Bern in den Canton Luzern ein. Diese Scharen wurden jedoch unter starkem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, deren spätere Befreiung nur gegen Zahlung bedeutender Lösegelder erfolgte, 31. März und 1. April geschlagen. Die Jesuitenfreunde befleckten ihren Sieg durch Grausamkeiten, und der Fanatismus dieser Partei führte einen Fanatiker der andern Seite, A. Müller, zur Ermordung des Leu von Ebersohl, eines der einflußreichsten Beförderer der Jesuitenberufung. Während die Anhänger des Ultramontanismus aus diesem isolirt stehenden Verbrechen eine Parteiwaffe zu machen suchten, reizte die maßlose Reaction in Luzern immer mehr die Masse der schweiz. Bevölkerung auf. Im Canton Zürich wurden verfassungsmäßig die Reste der Septemberregierung beseitigt. In Bern kam durch Berufung eines Verfassungsraths 31. Juli 1846 eine revidirte Verfassung zu Stande, infolge dessen entschiedenere Gegner der Jesuitenpartei in die neue Regierung eintraten. Diese Wendung der Dinge erweckte in den ultramontanen Cantonen große Besorgnisse. Schon im Herbste 1843 waren Luzern, Freiburg, Zug und die Urcantone zu einem Sonderbunde zusammengetreten. Im Sept. 1845 trat auch Wallis bei. Die Bestimmungen dieses Bundesvertrags, wonach bei einem Angriffe von der andern Seite ein Kriegsrath die Leitung des Kriegs übernehmen sollte, standen mit einigen Artikeln der Bundesacte, mehr noch mit dem Geiste der schweiz. Conföderation im Widerspruch. Es entstand daher allgemeine Aufregung, als der Inhalt des Vertrags bekannt wurde. Der Vorschlag Zürichs auf Auflösung des Sonderbundes

erhielt, da ihm auf der Tagsatzung im Sept. 1846 nur $10^2/_2$ Stimmen zufielen, gleichwol nicht die zum Beschlusse erforderliche Mehrheit. Zur Verhinderung des Beschlusses hatte die in Genf herrschende Partei wesentlich beigetragen, und es kam deshalb später, im Oct. 1846, in Genf zu einem Aufstande und einer Regierungsveränderung. Noch vorher hatte sich aber auch St.-Gallen auf die Seite der Gegner des Sonderbundes gestellt. Infolge dessen kam nun 20. Juli 1847 ein gültiger Tagsatzungsbeschluß zu Stande, der die Auflösung des Sonderbundes aussprach. Es geschah dies jedoch nur mit einer Mehrheit von $12^2/_2$ gegen $8^2/_2$ Stimmen, indem Neuenburg offenbar Partei für den Sonderbund nahm, Basel-Stadt aber und Appenzell-Innerrhoden schwankend blieben. An den Beschluß vom 20. Juli 1847 knüpfte sich dann im September ein weiterer Beschluß für Ausweisung der Jesuiten.

Nachdem eine Proclamation an das Volk der Sonderbundscantone und die Absendung von Commissaren dahin erfolglos geblieben, handelte es sich nun um die Maßregeln zur Vollziehung jener Beschlüsse. Die Tagsatzung versammelte eine Armee von 50,000 Mann, die bald auf nahe 100,000 erhöht wurde, unter dem Oberbefehl Dufour's (s. d.) und beschloß 4. Nov. die Vollziehung ihres Decrets vom 20. Juli durch Waffengewalt. Ihr gegenüber hatten die sieben Sonderbundscantone 36,000 Mann aufgestellt, welche durch einen Landsturm von 47,000 Mann unterstützt werden sollten. Im ganzen traten in der S. gegen 200,000 Mann unter die Waffen. Durch Ueberschreitung der Grenzen des Cantons Tessin und einige erfolglose Einfälle in die kath. Freiämter des Aargaues wurden die Feindseligkeiten von den Truppen des Sonderbundes eröffnet. Der Angriff von seiten der Tagsatzung erfolgte durch das Einrücken eines Theils der eidgenössischen Truppen in den Canton Freiburg. Nach einem kurzen Gefechte in der Nähe der Stadt capitulirte dieselbe. Die freiburger Milizen und Landstürmler wurden entlassen, die Jesuiten flohen, die Regierung zerstreute sich und eine neue ward gebildet. Jetzt wandte sich die Hauptmacht der Eidgenossen gegen Luzern. Zug unterwarf sich ohne weiteres. Am 23. Nov. kam es an der Grenze von Luzern, bei Gisikon, Honau und Meierskappel, zum entscheidenden Gefecht. Nach ziemlich hartnäckiger Gegenwehr ergriffen die Sonderbundstruppen die Flucht und auf die Nachricht von dieser Niederlage auch der in Luzern tagende Kriegsrath des Sonderbundes, die Regierung von Luzern und die Jesuiten. Bald darauf unterwarfen sich Unterwalden, Uri, Schwyz und Wallis. Im Verlauf dieser Kämpfe, die ihre Ausgangspunkte in der Aufhebung der aargauer Klöster, in den Umgriffen des Jesuitismus und hauptsächlich in der Gründung des Sonderbundes hatten, betheiligte sich fortwährend die Politik der Großmächte, mit Ausnahme Großbritanniens, in den innern Angelegenheiten der S. auf eine die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft gefährdende und den Unabhängigkeitssinn des Volks tief verletzende Weise. Schon 1846, unter dem Einflusse der Umwälzung in Genf, kam es zwischen Oesterreich und Frankreich zu Verhandlungen über eine eventuelle Intervention. Während Metternich 1847 auf ein rasches Einschreiten drang, erließ Guizot 2. Juli 1847 einen offenen Brief, der die Wirkung einer Drohung hatte, ohne doch einschüchtern zu können. Da Frankreich nur mit England gemeinschaftlich handeln wollte, so benutzte Palmerston die Gelegenheit, die Entscheidung der Sache so lange zu verzögern, bis es keinen Sonderbund mehr gab und die Vermittelung von selbst wegfiel. Doch erließen Oesterreich, Frankreich und Preußen noch nach Auflösung des Sonderbundes an die S. eine Note vom 22. Jan. 1848 mit der Zumuthung, die kaum erst besetzten Sonderbundscantone zu räumen und Veränderungen in der Bundesacte von 1815 nur mit Einwilligung aller den Bund bildenden Cantone vorzunehmen. Der Eintritt der franz. Februarrevolution von 1848 und hiermit der großen europ. Bewegung beseitigte jedoch mit einem Schlage alle Gefahren von außen, sodaß die S. das Werk ihrer polit. Wiedergeburt ungestört vollenden konnte. Schon 17. Febr. 1848 begann eine von der Tagsatzung ernannte Bundesrevisionscommission ihre Arbeiten. Am 15. April konnte der Entwurf der neuen Bundesverfassung veröffentlicht und nach seiner Durchberathung durch die Tagsatzung 27. Juni zur Abstimmung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Cantone wie die große Mehrheit der Bevölkerung erklärte sich zur Annahme. Zwar überwog in einigen kleinern kath. Cantonen die Zahl der Verwerfenden. Da aber der Grundsatz zur Geltung gelangte, daß die neue Verfassung als angenommen zu betrachten, sobald sich eine Mehrheit von Ständen, die zugleich die Mehrheit der schweiz. Bevölkerung vertrete, dafür erklärt habe, so konnte schon 12. Sept. die feierliche Verkündigung erfolgen. Auch für einzelne Cantone, namentlich für die früher zum Sonderbund gehörenden, gaben die Ereignisse den Anstoß zu Reformen in Verfassung und Gesetzgebung. Das bedeutendste Ereigniß dieser Art war die Verwandlung des Fürstenthums Neuenburg (s. d.) in eine Republik gegen den vergeblichen Protest Preußens.

Der Sieg über die europ. Revolution 1849 führte abermals Tausende polit. Flüchtlinge, besonders Deutsche, Italiener und bald auch Franzosen, auf den Boden der S. Zur Entwaffnung der Flüchtlinge und zum Schutze der Grenzen gegen ihre Verfolger ordnete der Bundesrath 1849 ein Aufgebot von 12,000, dann von 24,000 Mann an. Allmählich verminderte sich die Zahl der in der S. anwesenden Flüchtlinge auf wenige Hunderte. Ihre Anwesenheit gab indessen einigen Nachbarstaaten Anlaß zu Beschwerden. Am ernstlichsten ward der Conflict mit Oesterreich. Die Betheiligung einiger ital. Flüchtlinge am Attentat in Mailand vom 6. Febr. 1853 erweckte bei der österr. Regierung den Verdacht, als sei die Sache von der S. und insbesondere vom Canton Tessin aus eingeleitet oder doch begünstigt worden. Die von Oesterreich gestellten Forderungen vertrugen sich so wenig mit der Stellung der S. als eines unabhängigen Staats, daß sie zurückgewiesen werden mußten. Infolge hiervon rief Oesterreich seinen Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft ab, ordnete eine Grenzsperre gegen den Canton Tessin an und wies alle im Lombardisch-Venetianischen Königreiche wohnenden Tessiner, über 6000, aus dem Kaiserstaate aus. Der Zwist nahm so einen drohenden Charakter an, und es hatte 1853 den Anschein, als sollte die S. neuen Prüfungen entgegengehen. Der Ausbruch der orient. Wirren stimmte indeß Oesterreich zu friedlichem Austrag, indem im Juni 1854 die strenge Grenzsperre gegen Tessin aufgehoben wurde. Eine neue, bei weitem gefährlichere Verwickelung erstand der S., als 3. Sept. 1856 im Canton Neuenburg die Royalistenpartei durch einen Aufstandsversuch sich in den Besitz der Regierung zu setzen versuchte, um das frühere Verhältniß zur Krone Preußen wiederherzustellen. Das Unternehmen wurde zwar sofort durch die eidgenössisch Gesinnten mit Waffengewalt unterdrückt, aber Preußen, in Hinsicht auf seine alten Rechte, verlangte von der Bundesregierung die Sistirung des Processes gegen die Gefangenen und deren unbedingte Freilassung. Da die Bundesregierung auf diese Forderung nicht eingehen wollte, so drohte der König von Preußen mit Krieg, und die Eidgenossenschaft rief unter großer patriotischer Begeisterung ihr Heer zu den Waffen. Diese energische Haltung führte unter Vermittelung der Mächte, namentlich Napoleon's III., zu dem Londoner Vergleiche vom 26. Mai 1857, wonach die schweiz. Regierung den Royalistenproceß niederschlug und allgemeine Amnestie gewährte, während der König von Preußen seine Souveränetätsrechte auf Neuenburg und Valengin gegen gewisse Stipulationen aufgab. (S. Neuenburg.)

Im ital. Kriege von 1859 sah sich die S. abermals genöthigt, zur Wahrung ihrer Neutralität an ihren Südgrenzen Truppenaufstellungen vorzunehmen. Als sodann 1860 Frankreich Savoyen annectirte, fand sich die S. insofern in Mitleidenschaft gezogen, als hierdurch die durch den Wiener Congreß und den zweiten Pariser Frieden garantirte Neutralität Nordsavoyens offenbar verletzt wurde. Während Napoleon III. erklärte, daß er die durch die Verträge festgesetzten Verbindlichkeiten in derselben Weise übernehmen wolle, wie früher Sardinien, verlangte die öffentliche Stimme in der S. selbst die Einverleibung des Neutralitätsgebietes in die Eidgenossenschaft. Proteste, welche die Bundesregierung gegen die franz. Annexion erhob und durch außerordentliche Gesandtschaften (namentlich in London, Berlin und Petersburg) bei den sog. Congreßmächten unterstützen ließ, hatten keine thatsächlichen Erfolge. Da die Frage durch keinen allgemein anerkannten internationalen Vertrag geregelt war, so blieb dieselbe im Grunde ungelöst, und die S. unterließ nicht, gelegentlich ihre Proteste und Ansprüche zu erneuern. So geschah dies noch in der Bundesversammlung vom Juli 1867. Der Krieg in Italien 1866 machte wieder eine Truppenaufstellung im Süden nöthig und bewies durch die außerordentlichen Erfolge des preuß. Zündnadelgewehrs die Nothwendigkeit einer neuen Bewaffnung des eidgenössischen Milizheers, welche sogleich energisch in die Hand genommen wurde; zugleich veranlaßte die Neugestaltung Deutschlands die S. wie bis dahin bei Frankreich, Oesterreich und Italien auch beim Norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten einen ordentlichen Gesandten zu accreditiren. Die Jahre 1867—70 waren für die S. im ganzen eine Zeit der ruhigen Entwickelung in materieller wie in polit. Hinsicht. Handel und Industrie blühten wieder auf, begünstigt durch die 1868 mit Deutschland, Oesterreich, den Niederlanden u. s. w. abgeschlossenen Post- und Handelsverträge. Große Arbeiten zur Förderung des nationalen Wohlstandes, wie die Correctionen des Rhône, des Rheins, der Juragewässer wurden mit den vereinten Kräften des Bundes und der dabei betheiligten Cantone und Gemeinden in Angriff genommen, das schweiz. Eisenbahnnetz erweitert, besonders in Hinsicht auf die projectirte St.-Gotthardbahn, welche die Interessen Deutschlands und Italiens und des größten Theils der S. auf sich vereinigte und deshalb von den schweiz. Alpenbahnprojecten allein Aussicht auf Erfolg hatte und auch 1872 wirklich in Angriff genommen wurde. Die feste Gestaltung, welche

seit dem Kriege von 1866 sowol Deutschland als Italien gewonnen hatten, rief auch in der S. den Wunsch nach festerer Organisation hervor. Die Bundesrevision, die durch die Volksabstimmung von 1863 verworfen worden war, trat wieder in den Vordergrund, und ihre Nothwendigkeit wurde, mit Ausnahme der ultramontanen Cantone, in der ganzen S. anerkannt. Ueber Art und Umfang der Revision aber gingen die Ansichten weit auseinander.

In den meisten größern Cantonen der deutschen S. wurden die eidgenössischen Revisionsbestrebungen durch cantonale Verfassungsrevisionen eingeleitet. Dem Beispiele Zürichs, das 1868 durch Einführung des Referendums (s. d.) seine Verfassung in demokratischem Sinne umgestaltete, folgten bald Bern, Aargau, Thurgau, Solothurn u. s. w. Während auf diese Weise in den größern Cantonen der deutschen S. der Bundesrevision die Wege gebahnt wurden, machten sich bald in der West- und in der Urschweiz zwei Gegenströmungen bemerkbar. Ohne die Nothwendigkeit mancher Reformen zu leugnen, stellten sich die Cantone der französischen S. auf den Boden der Cantonalsouveränetät, wiesen jede Einmischung des Bundes von der Hand und wollten von der Bundesrevision nur das annehmen, was speciell ihren Interessen entsprach. In der ultramontanen Urschweiz, ebenso in Freiburg und Wallis, wollte man vom Bedürfniß einer Revision principiell nichts wissen. Die ultramontane Partei, vor allem die schweiz. Bischöfe, befürchteten von einer revidirten Bundesverfassung die Verschärfung der Gesetze gegen die Uebergriffe der Kirche und strengere Handhabung des Jesuitenverbots, und in dem nahe gerückten Kampfe zwischen Staat und Curie wollte sie es lieber mit schwachen Cantonsregierungen als mit einer starken Centralgewalt zu thun haben. Trotzdem wurde von der Bundesversammlung 21. Dec. 1869 die Bundesrevision im Princip beschlossen und der Entwurf derselben an eine aus der Mitte der Versammlung gewählte Commission gewiesen.

Das J. 1870 mit seinen Kriegsstürmen war der ruhigen Discussion von Verfassungsfragen wenig günstig. Mitten in die Debatte der Gotthardfrage war die Nachricht von der franz. Kriegserklärung gefallen; die erste Aufgabe der Räthe war deshalb die Wahrung der schweiz. Neutralität. Am 19. Juli 1870 wurde der Oberst Herzog (s. d.) von Aarau von der Bundesversammlung zum General der eidgenössischen Armee ernannt, die zunächst fünf Divisionen unter seinen Befehl stellte. Da aber der Kriegsschauplatz schon in den ersten Wochen sich von der Schweizergrenze wegzog, konnte der größte Theil dieser Truppen bald entlassen werden und wenige Bataillone genügten zum Grenzschutz. Doch blieb die ganze Armee auf dem Piket, und als sich im Jan. 1871 der Kampf der schweiz. Grenze wieder näherte, mußten wieder drei Divisionen aufgeboten werden. Es war diese kleine Armee vollständig hinreichend, um die von den Deutschen in den Kämpfen vor Belfort wiederholt geschlagene franz. Ostarmee unter Bourbaki, als sie 1. Febr. auf Schweizergebiet hinübergedrängt wurde, zu entwaffnen und zu internieren. Die Zahl der übergetretenen Franzosen betrug 85,000 Mann mit 11,000 Pferden und 202 Geschützen. Die von Frankreich zurückerstatteten Kosten ihres Unterhalts und ihrer Bewachung betrugen 15 Mill. Frs. Nach geschlossenem Frieden wurde im März die Ostarmee wieder nach Frankreich instradirt.

Die Bundesrevisionsfrage, welche durch die Kriegsereignisse der J. 1870 und 1871 für einige Zeit in den Hintergrund gedrängt worden war, wurde nach geschlossenem Frieden mit neuem Eifer wieder in die Hand genommen. Die Commissionen der Bundesversammlung arbeiteten ihre Reformprojecte aus und legten sie der vom Nov. 1871 bis März 1872 in Bern tagenden Bundesversammlung vor, die nach langen und lebhaften Debatten 5. März den Entwurf der revidirten Bundesverfassung dem Volke zur Genehmigung oder Verwerfung vorlegte. Der 12. Mai war vom Bundesrathe zur Abstimmung bezeichnet worden. Der neue Verfassungsentwurf hielt, wie die Verfassung des J. 1848, an der Organisation der S. als Bundesstaat fest, suchte aber die Competenzen des Bundes gegenüber den Cantonen zu erweitern und zu kräftigen und namentlich alle gemeinsamen Angelegenheiten dem hemmenden Einflusse der oft widersprechenden Ansichten und Interessen der Cantone zu entziehen. Seine beiden Hauptpunkte waren die Centralisation des Heerwesens und die Unification des Rechts. Die Nothwendigkeit der erstern war schon in der Verfassung von 1848 anerkannt worden. In dem Entwurf von 1872 handelte es sich nur darum, den Rest der cantonalen Militärhoheit auf den Bund zu übertragen, namentlich das bisherige Contingentsystem zu beseitigen und die Infanterie, wie bisher die Specialwaffen, von Bundes wegen zu organisiren und zu instruiren. Nicht weniger wichtig war die Unification des Rechts; ebenso wenig wie die S. 25 cantonale Armeen haben kann, wird es ihr bei dem regen Verkehr der Gegenwart möglich, 25 verschiedene Gesetzgebungen zu behalten. Auch die übrigen Punkte des Revisionsprogramms entsprachen den

gebieterischen Forderungen der Zeit; daß speciell die Oberaufsicht des Bundes über die Wasserbau- und Forstpolizei im Hochgebirge durchaus nothwendig ist, haben am besten die Wasserverheerungen des Herbstes 1868 bewiesen, die zum größten Theil der irrationalen Forstwirthschaft mancher Alpencantone zuzuschreiben sind.

Dieses Verfassungsproject wurde 12. Mai 1872 dem Volke zum «Referendum» vorgelegt und von demselben in geheimer Abstimmung mit 261,096 gegen 255,585 Stimmen verworfen. 14 Cantone: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Appenzell, Graubünden, Wallis, Genf, Freiburg, Waadt, Neuenburg und Tessin stimmten dagegen; 9 Cantone dafür: Bern, Zürich, Glarus, St.-Gallen, Aargau, Schaffhausen, Basel, Solothurn und Thurgau. Während also die größern und aufgeklärtern Cantone der nördlichern S. für die Revision eintraten, standen die ultramontan-kath. und die franz.-schweiz. Cantone auf seiten der Gegner. Diese, weil sie befürchteten, durch die revidirte Bundesverfassung allmählich germanisirt zu werden; jene, weil eben die ultramontane Partei jeden Fortschritt negirt, ihr Heil nur in der Schwächung der Staatsgewalt erblickt und von einer starken Bundesregierung eine entschiedenere Abwehr röm. Anmaßungen befürchtete, als von den Cantonen. Durch die Abstimmung vom 14. Mai 1872 wurde das Revisionsprogramm vom 5. März formell beseitigt, aber nicht zu Grabe getragen. Die unnatürliche Allianz zwischen den Radicalen der französischen S. und den Ultramontanen konnte nicht von langer Dauer sein. Schon 1873 wurde ein neues Programm entworfen; obwol dasselbe infolge einiger Concessionen an die auf ihre Cantonalsouveränetät hinweisenden welschen Cantone weniger grundsätzlich und durchgreifend war, als das Programm von 1872, so enthielt es doch, abgesehen von der Unification des Rechts im wesentlichen dieselben Fortschritte wie dieses. Am 19. April 1874 wurde das Project der Volksabstimmung unterbreitet und mit einer Mehrheit von $14\frac{1}{2}$ gegen $7\frac{1}{2}$ Ständen, 340,199 gegen 190,813 Stimmen angenommen. Die verwerfenden Cantone waren die 7 Sonderbundscantone sammt Appenzell-Innerrhoden. Inzwischen hatten es weder der Bundesrath, noch einzelne Cantonsregierungen an energischer Abwehr gegen die Uebergriffe der röm.-kath. Kirche fehlen lassen. Am 29. Jan. 1873 sprach die Diöcesanconferenz des Bisthums Basel in Solothurn die Absetzung des widersetzlichen Bischofs Lachat aus, dessen Bisthum dadurch auf die Cantone Luzern und Zug beschränkt wurde. Am 17. Febr. wies der Bundesrath den Bischof von Hebron in partibus, C. Mermillod, der sich widerrechtlich die Functionen eines Bischofs von Genf angemaßt hatte, aus der S. aus. Am 12. Dec. hob er die seit 1579 in Luzern bestehende päpstl. Nuntiatur auf. Am 7. Juni 1876 erhielt die altkath. Kirche der S. durch die Wahl Pfarrer und Professor Herzog's von Bern zum Bischof der Nationaldiöcese den Abschluß ihrer Organisation. Seit 1874 hat sich nun die S. im allgemeinen in ruhiger Weise fortentwickelt, obwol der Kampf zwischen dem Staat und der röm. Kirche in den meisten Cantonen ebenso wenig zu Ende ist, wie die Differenzen zwischen den Verfechtern einer starken Bundesorganisation und den Cantonalisten. Zu einem ernstlichen Zerwürfniß schien es 1878 kommen zu wollen, als die Finanzreconstruction des Gotthardunternehmens eine Nachsubvention der S. im Betrage von 8 Mill. Frs. nothwendig machte, von welcher $1\frac{1}{2}$ Mill. von der Central- und Nordostbahn, $6\frac{1}{2}$ Mill. von den Cantonen aufgebracht werden sollten. Da nach sichern Anzeichen die Bewilligung dieser Summe von den Cantonen nicht erhältlich war, so entschied sich der Bundesrath, um nicht den Rücktritt der S. von den Luzerner Vereinbarungen von 1877 erklären zu müssen, dafür, die Subvention von $6\frac{1}{2}$ Mill. Frs. aus Bundesmitteln zuzusagen. Gegen diesen Beschluß erhoben sich sowol die Westschweiz, der eine Simplonbahn mehr Vortheile geboten hätte als die Gotthardlinie, als auch die Ostschweiz, welche ihre Projecte für Lukmanier oder Splügen noch nicht vergessen hatte. Nach langen und heftigen Debatten einigte sich endlich im Aug. 1878 die Bundesversammlung dahin, es sei den am Gotthard betheiligten Cantonen von der Eidgenossenschaft eine Subvention von $4\frac{1}{2}$ Mill. Frs. zu bewilligen; zu dieser Summe sollen die betheiligten Cantone 2 Mill., die beiden Bahnen $1\frac{1}{2}$ Mill. hinzufügen; weitere Bundessubsidien für die St.-Gottharbbahn seien von vornherein abzulehnen; dagegen solle dem Canton Tessin ein für allemal eine Subvention von 2 Mill. Frs. für die Vollendung der Monte-Cenerelinie bewilligt und ebenso eine solche von $4\frac{1}{2}$ Mill. für je eine Alpenbahn im Osten und Westen der S. denjenigen Cantonen zugesichert werden, die sich an einer solchen finanziell betheiligen würden. Dieses Compromißprogramm wurde in der ganzen S. mit Ausnahme der Waadt beifällig aufgenommen.

Vgl. Johannes von Müller, «Geschichte der Eidgenossenschaft» (Bd. 1—5, Abth. 1, Lpz. 1800—8; Bd. 5, Abth. 2, von Glutz-Blozheim, Zür. 1816; Bd. 6 u. 7, von Hottinger,

Zür. 1825—29; Bd. 8—10, von Vulliemin, 1842—45; Bd. 11—13, von Monnard, 1846—51); Meyer von Knonau, «Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1826—29); Zschokke, «Geschichte des Schweizerlandes» (Zür. 1822 u. öfter); «Darstellung von Helvetien unter den Römern» (2 Bde., Bern 1818); Balthasar, «Helvetia, oder Denkwürdigkeiten für die 22 Freistaaten» (8 Bde., Zür. 1823); Müller Friedberg, «Schweiz. Annalen» (Zür. 1831); Gelzer, «Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte» (Aarau u. Thun 1838); Tillier, «Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittelungsacte» (2 Bde., Zür. 1845—46); derselbe, «Geschichte der helvet. Republik» (3 Bde., Bern 1843); Vögelin, «Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (4 Bde., Zür. 1861); Daguet, «Histoire de la confédération suisse» (6. Aufl., Neuchâtel 1867; deutsch, Aarau 1867); Fedderſen, «Geschichte der schweiz. Regeneration von 1830—48» (Zür. 1867); Baumgartner, «Die S. in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50» (4 Bde., Zür. 1853—66); Rilliet, «Der Ursprung der schweiz. Eidgenossenschaft. Geschichte und Sage» (deutsch von Brunner, 2. Aufl., Aarau 1873); Bluntschli, «Geschichte des schweiz. Bundesrechts» (2. Aufl., Bd. 1, Stuttg. 1875); die reichhaltigen «Mittheilungen» der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich (Zür. 1841 fg.); das «Jahrbuch für Schweizergeschichte» (herausg. von der allgemeinen schweiz. Geschichtsforschenden Gesellschaft, Zür. 1876 fg., Fortsetzung des «Archivs für Schweizergeschichte»).

Schweizer (Miethstruppen). Nach den siegreichen Kämpfen der Schweiz gegen Oesterreich begann schon die Gewohnheit, daß sich junge S. zum Solddienste für fremde Staaten vereinigten, in der Regel unter dem Vorbehalte, von Offizieren ihrer Nation befehligt zu werden und unter eigener Gerichtsbarkeit zu stehen. (S. Schweiz.) Schon vor den Burgunderkriegen (1450) traten S. als Bundesfreunde in den Sold der Reichsstadt Nürnberg und kämpften gegen den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg. Unter den Cantonen verlieh zuerst Solothurn 1464 Soldtruppen an Frankreich. Seitdem kamen die Capitulationen einzelner oder mehrerer Cantone zur Stellung von Söldnertruppen für fremde Staaten, wie für Frankreich, Spanien, Holland, Neapel, Piemont, Kirchenstaat, immer mehr in Gewohnheit. In Frankreich allein dienten von Ludwig XI. bis zum Ende der Regierung Ludwig's XIV. (1465—1715) 1,000,000 S., für die gegen 1150 Mill. Frs. bezahlt wurden. Die S. glaubten in dieser Vermiethung zu fremdem Kriegsdienste die Quelle eines bedeutenden Einkommens zu besitzen. In der Regel gelang es aber nur einem Theile der Offiziere, sich Vermögen und höhere Stellung zu erwerben, während die Gemeinen arm und krank in die Heimat zurückkehrten. Die Entlassenen kehrten oft demoralisirt und zu bürgerlichem Berufe untüchtig in das Vaterland heim. Viele der kräftigsten Arbeiter wurden dem Landbau oder den Gewerben entzogen. So kam es, daß gerade diejenigen Cantone, welche die meisten Söldner in das Ausland lieferten, entweder die ärmsten blieben, oder daß ihre früher blühende Industrie, wie dies in Freiburg der Fall, zu Grunde ging. Außerdem trug das Söldnersystem nicht wenig dazu bei, den Namen der S. im Auslande verhaßt und verachtet zu machen. Die Französische Revolution unterbrach für einige Zeit diese Militärcapitulationen. Allein der Art. 8 der schweiz. Bundesacte von 1815 gestattete den Cantonen unter gewissen Bedingungen wieder den Abschluß solcher Verträge. Nach 1830 nahmen die meisten regenerirten Cantone das Verbot der Militärcapitulationen mit fremden Staaten in ihre Verfassungen auf. Dasselbe Verbot ging in die Bundesverfassung von 1848 (Art. 11) über. Doch blieben noch solche Verträge mit dem Papste und mit Neapel in Kraft, und obschon später von den schweizer Bundesbehörden alle weitern Werbungen selbst für die capitulirten Regimenter untersagt wurden, konnte doch dem sog. Reislaufen nicht völlig Einhalt gethan werden. Die Barbareien, welche die päpstlichen, größtentheils aus S. bestehenden Fremdentruppen (unter dem General Schmid aus Uri) bei der Erstürmung der Stadt Perugia 20. Juni 1859 verübten, verursachten in Italien eine solche Aufregung, daß sich der Bundesrath zu strengern Maßregeln gegen den fremden Kriegsdienst veranlaßt sah. Derselbe trat zunächst mit dem Könige von Neapel in Unterhandlung, infolge dessen die nationalen Abzeichen (die eidgenössischen und cantonalen Farben) von den Fahnen der capitulirten Regimenter entfernt wurden. Dies führte indeß zu einem Aufstande eines Theils der neapolit. Schweizertruppen, der nur mit Hilfe der treu gebliebenen, die hierbei auf ihre eigenen Landsleute schossen, unterdrückt werden konnte. Da die Insubordination dennoch weiter um sich griff, so entschloß sich die neapolit. Regierung, alle diejenigen zu verabschieden, welche es wünschen würden. Auf diese Weise kehrten 2000 in ihre Heimat zurück, während die übrigen in der neapolit. Armee fortdienten, bis der Fall von Gaëta (1861) dem

Königreiche Neapel ein Ende machte. Im Juli 1859 erließ sodann die Bundesregierung ein verschärftes Gesetz, das die Anwerbungen mit Gefängniß, Geldbuße und selbst Verlust der polit. Rechte bestrafte. Durch neue Werbungen namentlich für Holland und Rom sah sich im Frühjahre 1867 der Bundesrath genöthigt, dieses Gesetz den einzelnen Cantonen in Erinnerung zu bringen. Trotzdem ist noch gegenwärtig die Zahl der S. im ausländischen Kriegsdienste, besonders in Holländisch-Ostindien, eine bedeutende. In Rom sind seit 1870 die Schweizertruppen im päpstl. Solde auf eine etwa 100 Mann starke Leibgarde reducirt worden. Vgl. Zurlauben, «Histoire militaire des Suisses» (Par. 1753); May de Romainmotier, «Histoire militaire des Suisses dans les différents services de l'Europe» (Lausanne 1788); Rudolf, «Geschichte der Feldzüge und der Kriegsdienste der S. im Auslande» (2 Bde., Baden 1844—45); Osenbrüggen, «Die S. daheim und in der Fremde» (Berl. 1874).

Schweizer (Alexander), bedeutender reform. Theolog, geb. 14. März 1808 zu Murten, wo sein auch als Schriftsteller bekannter Vater Johann Jakob S. (gest. 1843 als Pfarrer zu Trub) damals Diakonus war, erhielt seine Vorbildung seit 1818 auf den Gymnasien zu Biel, Basel und Zürich und beendete in letzterer Stadt 1831 auch seine theol. Studien. Er hörte 1832 in Berlin besonders Schleiermacher und kehrte, nachdem er seit 1833 als Hülfsprediger an der reform. Gemeinde in Leipzig gewirkt, im Herbst 1834 nach Zürich zurück, wo er als Privatdocent an der Universität und Vicar am Großmünster seine Wirksamkeit eröffnete. Schon 1835 erhielt er die Professur der praktischen Theologie und wurde von der Synode in den Kirchenrath gewählt. Er wurde 1840 Ordinarius und im Febr. 1844 Pfarrer der Münstergemeinde. Sein Pfarramt legte er 1871 nieder. In seinen theol. Anschauungen besonders durch Schleiermacher angeregt, dem er auch durch die seltene Verbindung eines warmen religiösen Gefühls mit tiefer philos. Bildung und scharfer, freimüthiger Kritik unter allen seinen unmittelbaren Schülern am nächsten steht, wandte er seine Forschungen zugleich einer gründlichen Durchforschung des ältern reform. Lehrbegriffs zu. So entstanden die beiden großen Werke: die «Glaubenslehre der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1844—47) und «Die prot. Centraldogmen innerhalb der reform. Kirche» (2 Bde., Zür. 1854—56). An diese Arbeiten knüpften sich eine Reihe von Artikeln in den «Theol. Jahrbüchern», in denen S. seine Auffassung des reform. Lehrbegriffs näher begründete und durch weitere histor. Mittheilungen ergänzte. Alsdann erschien «Die christl. Glaubenslehre nach prot. Grundsätzen dargestellt» (3 Bde., Lpz. 1863—72, 2. Aufl., 2 Bde., 1877). Dieses Werk, in welchem er auf Grund seiner frühern dogmengeschichtlichen Leistungen begonnen hat, das christl.-fromme Bewußtsein auf seiner gegenwärtigen Entwickelungsstufe, frei von veraltetem dogmatischen Formelwerk und im scharfen Gegensatze zur prot. Orthodoxie, doch mit der freudigen Zuversicht in die ewige religiöse Wahrheit des Christenthums als der vollkommenen Erlösungsreligion darzustellen, muß als der classische Ausdruck der neuern freien prot. Theologie bezeichnet werden. Auch um die wissenschaftliche Construction der praktischen Theologie hat sich S. namhafte Verdienste erworben. Dahin gehören unter anderm die Schriften: «Ueber Begriff und Eintheilung der praktischen Theologie» (Lpz. 1836), die mit philos. Geiste bearbeitete «Homiletik» (Lpz. 1848) und die «Pastoraltheorie» (Lpz. 1875). Ferner sind zu nennen: «Darstellung der Wirksamkeit Schleiermacher's als Prediger» (Halle 1834), «Das Bindende der liturgischen Formulare» (Zür. 1836), «Das Evangelium des Johannes» (Lpz. 1841), «Hinabgefahren zur Hölle als Mythus» (Zür. 1866). Auch gab S. die «Philos. Ethik» Schleiermacher's (Berl. 1835) und Predigtsammlungen (Bd. 1—5, Lpz. 1834—62) heraus. Eine Auswahl seiner Abhandlungen erschien als «Nach rechts und links» (Lpz. 1876) und «Die Zukunft der Religion» (Lpz. 1878).

Schwelen (Rasenbrennen) nennt man auch die Brandwirthschaft, s. Betriebssysteme.

Schwelm, Stadt im Kreise Hagen des Regierungsbezirks Arnsberg in der preuß. Provinz Westfalen, an der Linie Düsseldorf-Herdecke der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat eine höhere Bürgerschule und eine höhere Töchterschule und zählt (1875) 7162 E., welche sich mit Herstellung von Eisengußwaaren, Leinen, Damast, Bändern und Litzen beschäftigen. Auch befindet sich zu S. ein auf eine eisenhaltige Quelle gegründeter Gesundbrunnen. S. wird 1085 zuerst urkundlich erwähnt, gelangte 1392 durch Verpfändung in den Besitz der Grafen von der Mark, wurde 1590 zur Stadt erhoben und kam 1624 an Brandenburg.

Schwenkfeld (Kasp.), der Begründer der nach ihm benannten Sekte der Schwenkfeldianer, geb. 1490, ein schles. Edelmann aus dem alten Geschlechte von Ossig, stand zur Zeit der Reformation als Rath in den Diensten Friedrich's II., Herzogs von Liegnitz. Ohne

gelehrte theol. Bildung, aber, wie viele seiner Zeitgenossen, von mystischen Ideen berührt, suchte er die reformatorischen Gedanken, denen er anfangs mit Begeisterung sich angeschlossen, in einer Weise weiter zu bilden, welche den Reformatoren als Schwärmerei erschien. Wie viele andere «Schwarmgeister» seiner Zeit verlangte er Aufrichtung einer Kirchengemeinschaft, in welche nur wahrhaft «Heilige» Zutritt fänden, und berief sich statt auf die äußere Autorität des geschriebenen Wortes auf die unmittelbar innere Erleuchtung der Seele, als die einzige Norm des Glaubens und Lebens. Seine Lehren sprach er aus in dem «Bekanndtnus und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christl. Glaubens» (1547). Schon 1528 aus seinem Vaterlande verbannt, wanderte er unter mancherlei Verfolgungen in Schwaben und am Rhein umher. Nach seinem wahrscheinlich zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schlesien besondere Gemeinden, die seinen Behauptungen folgten und strengere Kirchenzucht unter sich einführten. Nach harten Verfolgungen fanden sie 1733 eine Zuflucht in Nordamerika, wo sie selbst noch jetzt geschlossene Gemeinden mit eigenen Geistlichen und Bethäusern bilden. Vgl. Kadelbach, «Ausführliche Geschichte Kaspar von S.'s u. s. w.» (Lauban 1861).

Schwenkung heißt diejenige Evolution einer Truppe, durch welche sie, ohne ihre Fronte zu brechen, eine andere Richtung gewinnt, indem sie sich um einen Drehpunkt (Pivot), den ihr rechter oder linker Flügel bildet, im Bogen bewegt (Rechts- oder Linksschwenkung). Die S. auf die Mitte (Achsschwenkung), bei der das Pivot in der Mitte liegt, die eine Hälfte kehrt macht und rückwärts, die andere vorwärts in die neue Linie schwenkt und jene, dort angekommen, die Fronte herstellt, ist jetzt als unbrauchbar für die neuern Gefechtsverhältnisse in den meisten Armeen abgeschafft. Die S. kann eine Achtel-, Viertel- oder halbe S. sein, je nach dem Kreisbogen, den der äußere Flügel beschreibt. Im 18. Jahrh. wurden S. von 10—12 Bataillonen, 10—20 Escadrons in ungebrochener Linie zusammen (en barrière) ausgeführt; gegenwärtig kommt dies nicht mehr vor, auch geschehen die meisten S. in Colonne.

Schweppermann (Seyfried), ein durch seine Kriegserfahrung berühmter Ritter, stammte aus einem Patriciergeschlechte zu Nürnberg. An der Spitze der fränk. Hülfstruppen zog er 1315 mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg dem 20. Oct. 1314 zum deutschen Kaiser erwählten Herzog von Baiern, Ludwig IV., gegen den gleichfalls 19. Oct. zum Kaiser ernannten Herzog von Oesterreich, Friedrich III., zu Hülfe. Sieben Jahre wurde mit abwechselndem Glücke, meist in kleinern Gefechten, um den Besitz der Kaiserkrone gekämpft, und endlich 28. Sept. 1322 durch die Schlacht bei Mühldorf (s. d.) der Sieg zu Gunsten Ludwig's entschieden, welcher nun in den Alleinbesitz der Kaiserkrone trat. Nach einer bisher vielfach verbreiteten Sage sollte S., als der Sieg bereits geschwankt und sich auf die Seite Friedrich's III. geneigt, den Oberbefehl über die gesammten Truppen Ludwig's übernommen, die flüchtigen Baiern wieder zum Stehen gebracht und den Sieg für Ludwig entschieden haben. Als am Abende nach dem Siege für die kaiserl. Tafel nichts als ein Korb voll Eier aufgefunden wurde, sollte der Kaiser diese mit den Worten vertheilt haben: «Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!» Diese Worte fanden sich in der That auch als Grabschrift S.'s, welche im Kloster Castell (im jetzigen bair. Regierungsbezirk Oberpfalz zwischen Neumarkt und Amberg) zu Anfang des 18. Jahrh. noch sichtbar war. Dessenungeachtet haben neuere histor. Forschungen ergeben, daß der Sieg bei Mühldorf keineswegs durch S. entschieden wurde, und daß der kaiserl. Ausspruch entweder apokryph ist oder doch nicht von jenem Abende datirt. Die Entscheidung des Siegs wurde vielmehr durch den kaiserl. Feldhauptmann Graf Konrad von Schlüsselburg herbeigeführt; die Urkunden erwähnen nicht einmal die Anwesenheit S.'s in der Schlacht bei Mühldorf und auch die Grabschrift enthielt nichts von seiner Theilnahme an dieser Schlacht. Dagegen enthalten die Urkunden die Mittheilung, daß S. 1318 den Sieg bei Guntersdorf oder Gammelsdorf (im jetzigen Regierungsbezirk Oberbaiern) entschied und für den in diesem Gefecht erlittenen Schaden von Ludwig die Burg zu Grunsberg für 300 Pfund Denares verpfändet erhielt.

Schwere (Schwerkraft) bezeichnet in seiner allgemeinsten Bedeutung die zwischen allen Körpern im Weltraume vorhandene Anziehung, auch allgemeine S. oder Gravitation (s. d.) genannt, während es in einem engern Sinne sich nur auf die Anziehung zwischen der Erde und den auf ihr befindlichen Körpern erstreckt. Die S., wie sie zwischen den Weltkörpern wirkt, steht im geraden Verhältnisse ihrer Massen und im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernung. Wenn die Erde eine Kugel von überall gleicher Dichtigkeit wäre, so würde die aus der S. aller ihrer materiellen Theilchen resultirende Kraft genau durch ihren Mittelpunkt gehen und an allen Punkten ihrer Oberfläche gleichgroß sein. Man kann sich unter dieser Voraussetzung die ganze Masse der Erde, wenn es sich um ihre Anziehung auf einen außerhalb der Oberfläche

liegenden Punkt handelt, in ihrem Mittelpunkte vereinigt denken, und die anziehende Kraft der S. (der Erde) auf einen außerhalb der Erde befindlichen Körper steht dann im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung dieses Körpers vom Mittelpunkt der Erde. Anders muß es sich aber natürlich mit der Anziehung auf einen in dem Innern der Erde, also in ihrer Masse selbst gelegenen Punkt verhalten, indem hier die von diesem Punkte nach auswärts liegenden Theile der Erde gerade nach entgegengesetzter Richtung anziehend wirken als die übrigen. Hieraus folgt, daß die S. innerhalb der Erde in geradem Verhältnisse mit den einfachen Entfernungen vom Mittelpunkte derselben zunimmt. Für die Erklärung sehr vieler Erscheinungen genügt die obige Annahme der Kugelgestalt unserer Erde. Da jedoch unsere Erde ein Umdrehungsellipsoid ist, dessen Polardurchmesser kleiner als der Aequatorialdurchmesser, so wird schon aus diesem Grunde die Schwerkraft nicht an allen Punkten der Oberfläche gleichgroß sein können: sie wird unter dem Aequator kleiner sein müssen als unter den Polen. Dazu kommt noch, daß die infolge der Umdrehung der Erde entstehende Schwungkraft der Schwerkraft unter dem Aequator gerade entgegenwirkt, während dieser Einfluß nach den Polen zu geringer wird; es wird daher die Schwerkraft unter dem Aequator um so mehr kleiner sein müssen als unter größern Breiten oder unter den Polen. Die Größe der S. (oder Schwerkraft) wird gemessen durch die Geschwindigkeit, welche sie einem freifallenden Körper während des Falls von einer Secunde mittheilt. Mit großer Genauigkeit erhält man diese Geschwindigkeit durch die Beobachtung der Schwingungsdauer eines Pendels von gemessener Länge, indem die Schwingung des Pendels einen fortwährenden Fall auf schiefen Ebenen von veränderlicher Neigung darstellt. Nach Bessel's Versuchen beträgt dieselbe für Berlin 9,8125 Mt. Die Schwingungsdauer eines und desselben Pendels wird, wegen der erwähnten Verschiedenheit in der Größe der Schwerkraft, unter dem Aequator länger, an den Polen kürzer sein. In sehr bedeutenden Höhen nimmt die Schwerkraft ab; die Bestimmung der Schwingungsdauer eines und desselben Pendels am Meeresufer und auf sehr hohen Bergen liefert dafür die Bestätigung. Die Richtung, in der die Erde einen Körper auf ihrer Oberfläche anzieht, wird durch einen Faden bestimmt, der mittels eines am untern Ende hängenden Gewichts gespannt wird (Bleiloth); diese Richtung der Schwerkraft heißt Lothrechte oder Verticale. Man bestimmt sie auch durch die Horizontale, d. i. eine etwas ausgedehnte freie Oberfläche einer Flüssigkeit, indem sie auf letzterer senkrecht steht. Specifische S. wird oft, aber unrichtig, für specifisches Gewicht (s. d.) gebraucht.

Schwererde und **Schwerspat**, s. Baryt und Barynm.

Schwerhörigkeit (d. i. eine Abschwächung der Gehörsempfindungen) ist ein Symptom verschiedener Affectionen des Gehörorgans. Sie kann in einer Alteration des schallzuleitenden oder des schallempfindenden Apparats des Ohres oder in beiden zugleich ihre Ursachen haben. Zu den S. bedingenden Störungen des schallzuleitenden Apparats gehören: Verengerungen oder Verschließungen des äußern Gehörgangs, Fremdkörper und Ohrenschmalzpfröpfe in demselben, Entzündungen, Verdickungen und Durchlöcherung des Trommelfells, Katarrh der Schleimhaut des Mittelohrs, Flüssigkeitsansammlungen verschiedener Art in der Paukenhöhle, Schwerbeweglichkeit der Kette der Gehörknöchelchen u. s. w.; zu denen des schallempfindenden Apparats dagegen: Ergüsse verschiedener Art in das die Endausbreitungen des Hörnerven bergende Labyrinth, Neubildungen daselbst, Affectionen des Hörnervenstammes, sowie der Ursprungsstellen des Hörnerven im Gehirn. Je nach der Ursache ist die Behandlung der die S. bedingenden Affection und die Möglichkeit der Beseitigung der S. eine verschiedene.

Schwerin, Fürstenthum, gegenwärtig ein Bestandtheil des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin (s. d.), mit welchem es so wenig als mit der ebenfalls zu letzterm gehörigen ehemaligen Grafschaft, dem nunmehrigen Herzogthum S., zu verwechseln ist, war früher eins der drei von Heinrich dem Löwen gestifteten Bisthümer, welches im Westfälischen Frieden aufgehoben und als weltliches Reichsfürstenthum dem Herzog von Mecklenburg als Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben wurde. Es hat ein Areal von 752 QKilom. Haupt- und Residenzstadt des Bisthums war Bützow.

Schwerin, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, liegt im 53.° 38′ der Breite und 29.° 5′ der Länge 98 Mt. hoch in angenehmer Umgebung an dem 22 Kilom. langen und 6 Kilom. breiten, fischreichen Schwerinersee und ist durch Zweigbahn (Kleinen-Hagenow) mit der Mecklenburgischen Friedrich-Franz-Bahn verbunden. Die Stadt ist Sitz der sämmtlichen obern Landesbehörden, eines Landesgerichts und Amtsgerichts, zählt (1875) 28,007 E. und zerfällt in die Altstadt, die Neustadt, die Vorstadt und die Paulstadt. Besonders in den drei letztern, neuern Stadttheilen ist sie schön und modern gebaut. Das neue großherzogl.

Residenzschloß, 1845—58 in großartigen Verhältnissen aufgeführt, liegt auf einer Insel des Sees, wo sich schon in grauer Vorzeit eine befestigte Burg der Wendenfürsten erhob. Die angrenzenden schönen Anlagen dienen zu Spaziergängen. Sonst sind von neuern Bauwerken noch hervorzuheben das 1844 erbaute Arsenal, der neue Marstall, das Collegien- oder Regierungsgebäude (seit dem Brande von 1865 neu aufgeführt), das Schauspielhaus (1832—35 von Demmler erbaut), die St.-Paulskirche (von Krüger erbaut), das Gymnasium und das Museum (1878 im Bau) von Willebrand. Vor dem Museum steht das eherne Standbild des Großherzogs Paul Friedrich (von Rauch), gegenüber das Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 gebliebenen Mecklenburger. Der im Anfang des 15. Jahrh. vollendete, neuerdings vollständig restaurirte Dom (99 Mt. lang, 42,5 Mt. breit, 31,5 Mt. hoch) gehört zu den schönsten Denkmälern des den baltischen Ländern eigenthümlichen ernsten goth. Stils. Außerdem hat S. noch drei andere prot., eine kath. Kirche und eine Synagoge. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium (das Fridericianum, die ehemalige Domschule), eine Realschule und eine Gewerbeschule. Unter den Sammlungen für Wissenschaft und Kunst sind besonders die großherzogl. Gemäldegalerie (800 Bilder, besonders sehr viele und ausgezeichnete Niederländer) mit Kupferstichcabinet, das trefflich geordnete Antiquarium (Sammlung des Vereins für mecklenb. Geschichte und Alterthumskunde), die Regierungs- und die Gymnasialbibliothek hervorzuheben. Handel und Industrie sind von keiner hervorragenden Bedeutung. Am stärksten betrieben wird die Tabacksfabrikation. Außerdem bestehen eine Eisengießerei, Bier- und Essigbrauereien, Branntweinbrennereien, sowie Fabriken für Strohhüte, Wagen, Spiegel, Cement, Parfumerien, Lack, Leim, Chocolade, Watte, Spielkarten, Strumpfwaaren u. s. w. Auch besitzt die Stadt eine Lebensversicherungs- und Sparbank, eine Hypothekenwechselbank (1878 mit der Bodencreditanstalt vereinigt) und eine Vorschußvereinsbank. S. ist ein uralter Ort und wurde 1161 von Heinrich dem Löwen erobert und 1166 zur Stadt erhoben. Vgl. «Beschreibung von S.» (Wism. 1857); Fromm, «Chronik der Haupt- und Residenzstadt S.» (Schwer. 1863); «Führer durch S. und Umgebung» (Schwer. 1875).

Schwerin, eins der ältesten und vornehmsten, an Gliedern und Besitz reichsten Adelsgeschlechter Pommerns, wo es jedoch erst in der Mitte des 13. Jahrh. auftritt, während es bis dahin schon über ein halbes Jahrhundert im Mecklenburgischen geblüht hatte. Die alte mecklenb. Linie starb im Anfange des 16. Jahrh. aus, dagegen besteht die pommersche noch heute. Von Pommern aus, wo auch die Stammgüter Spantekow, Altwigshagen und Cummerow, das jetzige Schwerinsburg, liegen, verbreitete sie sich nach Mecklenburg, der Mark, Preußen, Polen, Schweden, Kurland und Baiern und gelangte überall zu großem Ansehen. Gegenwärtig blühen zwölf verschiedene Linien: vier gräfliche in Preußen, zwei gräfliche und eine freiherrliche in Schweden, eine freiherrliche in Baiern und vier Linien mit einfachem Adel, darunter die Linie Rehberg; soweit indessen die Mitglieder der letztgenannten Linie Besitzer des gräfl. Zieten-Schwerin'schen Fideicommisses sind, haben sie seit dem 14. Sept. 1859 den Namen «Grafen von Zieten-Schwerin». Als gemeinsamer Ahnherr der vier in Deutschland bestehenden gräfl. Häuser ist Hans von S. (gest. gegen 1556) anzusehen. Dessen Urenkel, Otto von S., geb. 8. März 1616, zeichnete sich in kurbrandenb. Staatsdiensten aus, wurde 1648 in den Reichsfreiherrnstand erhoben und stand seit 1658 als Oberpräsident an der Spitze der gesammten Verwaltung des brandenb.-preuß. Staats und Hofs. Er starb 14. Nov. 1679 in Berlin und hinterließ 14 Kinder. Von letztern wurde Freiherr Otto von S., geb. 21. April 1645, gest. 8. Mai 1705, als kurbrandenb. Geheimer Staatsminister, vom Kaiser Leopold I. 11. Sept. 1700 zum Reichsgrafen erhoben. Seine beiden Söhne waren die Stifter zweier noch blühenden Linien. 1) Die Linie Walsleben und Wildenhoff stiftete Graf Friedrich Wilhelm von S., geb. 28. Juli 1678, gest. 6. Aug. 1727 als Geh. Staatsrath und Oberhofmeister der Königin von Preußen. Gegenwärtiges Haupt derselben ist Graf Otto von S., geb. 19. Febr. 1855, Majoratsherr der Herrschaften Walsleben und Wildenhoff (etwa 9500 Hekt.) in den Kreisen Ruppin und Preußisch-Eylau. 2) Die Linie zu Wolfshagen in der Mark und Mecklenburg begründete Graf Otto von S., geb. 5. Juni 1684, gest. 2. Jan. 1755. An der Spitze derselben steht jetzt Graf Otto Wilhelm Ludwig, geb. 26. Aug. 1822. 3) Die Linie zu Schwerinsburg in Pommern wurde von Hans Bogislaw von S., einem Nachkommen Christoph's, des ältesten Sohns des obenerwähnten Hans von S., gestiftet. Hans Bogislaw von S., geb. 10. Juni 1683, gest. 23. Aug. 1747, Geh. Obersinanzrath, Oberforstmeister der Kurmark und Landjägermeister, sowie der berühmte Feldmarschall Kurt Christoph von Schwerin (s. d.) wurden 31. Juli 1740 von Friedrich II. in den Grafenstand erhoben.

Ein Urenkel Hans Bogislaw's war Graf Maximilian von Schwerin (s. d.), Besitzer von Boldekow, Bornmühl, Glien, Putzar u. s. w. Des Letztern Sohn, Graf Heinrich von S., geb. 18. März 1836, ist gegenwärtig das Haupt dieser Linie. Der Großoheim Graf Maximilian's, Graf Wilhelm Friedrich Karl von S., geb. 11. Dec. 1739, wurde als Adjutant des Königs in der Schlacht bei Zorndorf von den Russen gefangen und nach Petersburg geführt, wo er später bei der Thronbesteigung Peter's III. über den Frieden unterhandelte. Er führte 1795 als Generallieutenant die preuß. Truppen gegen Polen, wurde aber überall geschlagen, sodaß er sich kriegsgerichtlich zum Verlust seines Regiments und einjähriger Gefangenschaft verurtheilt sah. Als Friedrich Wilhelm III. zur Regierung gelangte, suchte er vergeblich um Revision des Processes nach und starb 17. Aug. 1802 zu Hamburg. 4) Die Linie zu Wendisch-Wilmersdorf wurde durch Henning Bernd, einen Nachkommen von Henning, dem zweiten Sohne des obenerwähnten Ahnherrn Hans, gestiftet und 6. Jan. 1787 in der Person des nachmaligen preuß. Generalmajors Friedrich August Karl Leopold von S., geb. 11. Dec. 1750, gest. 16. Sept. 1836, in den Grafenstand erhoben. Der Großvater des Letztern, Friedrich Boguslaw von S., geb. 30. Aug. 1674, gest. 1. Oct. 1747, war preuß. Geheimer Staatsminister. Das Haupt dieser Linie ist jetzt Friedrich Kurt Alexander Graf von S. (geb. 16. Mai 1856), Erbherr von Wendisch-Wilmersdorf im Kreise Teltow des preuß. Regierungsbezirks Potsdam. Von den in Schweden ansässigen Linien des Hauses wurden die zu Husby 1766 und die zu Stegeberg 1776 in den Grafenstand erhoben.

Schwerin (Kurt Christoph, Graf von), preuß. Generalfeldmarschall, geb. 16. Oct. 1684 in Schwedisch-Pommern, trat, nachdem er zu Leiden, Greifswald und Rostock studirt, 1700 als Fähnrich in holländ. Dienste, focht in den Schlachten von Ramillies und Malplaquet und wurde 1705 Hauptmann. Er trat 1706 in mecklenb. Dienste, avancirte 1708 zum Obersten und wurde 1711 mit geheimen Aufträgen an Karl XII. nach Bender geschickt, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier und 1718 zum Generalmajor. Als solcher schlug er 1719 das kaiserl. Commissionsheer (13,000 Hannoveraner), welches die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber ein Theil von Vorpommern, wo S.'s Güter lagen, an Preußen fiel, trat er in preuß. Dienste. Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, wo er die Unruhen in Thorn zum Besten der Evangelischen beilegen mußte, ernannte ihn 1730 zum Gouverneur von Peiz und 1731 zum Generallieutenant und schenkte ihm, zumal seitdem ihm 1733 der Auftrag, die hannov. Truppen abermals aus Mecklenburg zu vertreiben, vollständig glückte, sein besonderes Vertrauen bei Berathung aller militärischen Angelegenheiten, machte ihn zu seinem Begleiter auf Reisen und ernannte ihn 1739 zum General der Infanterie. Bei der Thronbesteigung Friedrich's II. zum Feldmarschall und in den Grafenstand erhoben, führte er im ersten Schlesischen Kriege nach dem Einzuge in Breslau den rechten Flügel des preuß. Heers bis Neisse, drängte den österr. General Browne zurück und drang bis tief in Mähren ein. Durch kräftigen Angriff gewann er noch die fast verlorene Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741). Nach dem Frieden ernannte ihn Friedrich zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs rückte er durch die Grafschaft Glatz in Böhmen ein und vereinigte sich vor Prag mit dem Könige, worauf die Belagerung der Stadt begann, die 16. Sept. mit ihrer Capitulation schloß. Als später die Preußen aus Böhmen sich zurückziehen mußten, führte S. diesen schwierigen Rückzug mit großem Geschick aus, begab sich aber dann, um seine Gesundheit herzustellen, auf seine Güter. Erst beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rückte er wieder ins Feld. An die Spitze des preuß. Corps gestellt, das von Schlesien aus die Oesterreicher beobachten sollte, drang er nach der lowositzer Schlacht in Böhmen ein und verhinderte die Vereinigung Piccolomini's und Browne's. Den Feldzug des nächsten Jahres eröffnete er an der Spitze eines Corps, mit welchem er in Böhmen einrückte und die Oesterreicher an allen Orten zurückdrängte, worauf er mit dem Könige und dem Fürsten Moritz von Anhalt, welche von Sachsen aus auf Prag gerückt waren, sich vereinigte. Auf den Höhen bei Prag stand der Herzog von Lothringen mit dem österr. Heere in einem starkverschanzten Lager. Am 6. Mai 1757 wurde der Angriff beschlossen, der nur auf dem feindlichen rechten Flügel, aber auch hier nur mit der äußersten Gefahr geschehen konnte. Schon begann, nachdem mehrere Angriffe mislungen, die preuß. Schlachtordnung auf dem linken Flügel zu wanken, als der greise S. die Fahne ergriff und seine Krieger aufs neue gegen die Verschanzungen führte. Doch kaum zwölf Schritte vorgerückt, wurde er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt und erlebte den Sieg des Königs nicht mehr. Wol kein anderer preuß. Held des Siebenjährigen

Kriegs ist so allgemein wie er betrauert worden. Volksgesänge brachten seinen Namen auf die Enkel, und der König ließ sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufstellen. Mit Heldenmuth und Feldherrntalent verband er Menschlichkeit, Milde gegen Untergebene und echt religiösen Sinn, auch besaß er umfassende und gründliche Kenntnisse. Er schrieb selbst eine Kriegskunst und verfaßte mehrere religiöse Lieder. Eine treffliche Biographie S.'s lieferte Varnhagen von Ense in seinen «Ausgewählten Schriften» (3. Aufl., Bd. 6, Lpz. 1873).

Schwerin (Maximilian, Graf von), preuß. Staatsmann, geb. 30. Dec. 1804 zu Boldekow, einem Familiengute in Pommern, studirte die Rechte auf den Universitäten zu Berlin und Heidelberg, trat dann als Auscultator in den Staatsdienst, verließ denselben jedoch bald, um einige seiner väterlichen Güter zu verwalten. Hier wurde er Landrath des Kreises Anklam und 1842 Director des vorpommerschen Landschaftsdepartements. Als 1846 die Generalsynode zusammentrat, ward er Mitglied derselben, ebenso 1847 des Vereinigten Landtags. Am 19. März 1848 in das Ministerium Arnim berufen, übernahm er das Portefeuille des Cultus. Als aber infolge des Wachsmuth-Waldeck'schen Antrags, den Verfassungsentwurf betreffend, im Ministerium Meinungsverschiedenheit entstand, trat auch S. 13. Juni zurück. Von dem Kreise Schlawe in Hinterpommern zum Abgeordneten in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, zählte S. zu der kleinen Partei, welche die Feststellung einer deutschen Verfassung nur auf dem Wege der Vereinbarung mit den deutschen Fürsten für möglich erachtete. Er trat daher im Mai 1849 aus der Versammlung, als diese sich für competent erklärte, das Verfassungswerk auf eigene Hand zu Ende zu führen. Seit der Begründung der preuß. Verfassung war S. ununterbrochen Mitglied der Zweiten Kammer und in den beiden Sitzungsperioden 1849—55 Präsident derselben. Zur Zeit der sog. Landschaftskammern (1855—58) gehörte er zu der geringen Anzahl der Abgeordneten, welche trotzdem die constitutionelle und liberale Sache verfochten. Der Umschwung in den Wahlen von 1858, während der Regentschaft, gab ihm zunächst die Präsidentenwürde zurück, die er behielt, bis er an Flottwell's Stelle 3. Juli 1859 als Minister des Innern in das liberale Ministerium eintrat. Bei Beginn des über die Militär- und Budgetfrage hereinbrechenden Conflicts, den er in verfassungsmäßigem Sinne gelöst haben wollte, reichte er mit den andern liberalen Mitgliedern des Ministeriums Auerswald 18. März 1862 seine Entlassung ein. Während der Zeit des Zerwürfnisses zwischen Volksvertretung und Regierung kämpfte S. für die constitutionellen Rechte in den Reihen der altliberalen Partei, zu deren Häuptern er gehörte. Nach den Ereignissen von 1866 war er einer der ersten Liberalen, die in offener Selbstverleugnung für die von der Regierung nachgesuchte Indemnität und für eine kräftige Unterstützung der auswärtigen Politik des Ministeriums Bismarck ihre Stimme erhoben, ohne sich jedoch von den freisinnigen Grundsätzen loszusagen. In den beiden Norddeutschen Reichstagen, wo er den pommerschen Wahlkreis Demmin-Anklam vertrat, gehörte er der nationalliberalen Partei an. Wenige Staatsmänner der preuß. Aristokratie erfreuten sich wegen ihrer echten liberalen Wirksamkeit einer so allgemeinen Popularität wie S. Neben seinen staatsmännischen und polit. Geschäften behielt S. stets die Pflege der ihm zugehörigen bedeutenden Familiengüter im Auge und war überhaupt auf die Hebung der wirthschaftlichen Interessen Pommerns bedacht. Vermählt war S. seit 1834 mit Hildegard Schleiermacher, der jüngsten Tochter des berühmten Theologen. Er starb zu Potsdam 3. Mai 1872.

Schwerpunkt nennt man denjenigen Punkt in jedem festen Körper, welcher allein unterstützt zu sein braucht, wenn der Körper nicht fallen soll, und in welchem also die ganze Kraft, mit welcher der Körper zur Erde gezogen wird, vereinigt gedacht werden kann. Die Unterlage oder Stütze, welche diesen Punkt zu fallen hindert, trägt mithin das Gewicht des ganzen Körpers, dessen übrige Theile sich nach dem Gesetze des Hebels das Gleichgewicht halten. Ist die Dichtigkeit eines Körpers in allen Theilen desselben gleich, so fällt der S. mit dem Mittelpunkte, falls die Gestalt einen solchen hat, zusammen, wie z. B. bei Kugeln von gleicher Dichtigkeit. Die Lehre vom S. ist eine der wichtigsten in der Mechanik und findet im gemeinen Leben beim Lasttragen, Balanciren, Seiltanzen, Schlittschuhlaufen u. s. w., ja selbst beim Gehen, unaufhörliche, wenngleich unbewußte Anwendung. Behufs Feststellung des S. eines Körpers hängt man den letztern an zwei verschiedenen Punkten, welche einander nicht direct gegenüberliegen, nacheinander mittels eines Fadens auf. Die verlängerte Richtung des Fadens geht jedesmal durch den S. des Körpers. Der S. des Körpers muß also da liegen, wo die beiden verlängerten Richtungen des Fadens bei den beiden aufeinanderfolgenden Aufhängungen sich schneiden. Bei flüssigen Körpern kann im allgemeinen von einem S. nicht die Rede sein, oder wenigstens nur unter der Voraussetzung, daß sie eine gewisse Gestalt beibehalten.

Schwert ist die Benennung einer Handwaffe früherer Zeiten, welche eine doppelschneidige, breite, gerade, zuweilen auch leicht gekrümmte Klinge mit einfachem Griff ohne Bügel hatte. Doch gab es auch einschneidige S., wozu auch die Scramasaxe der Germanen gehörten. Das S. wurde für den Nahkampf schon im frühesten Alterthum geführt; bei den Römern, welche stets den Einbruch in den Feind zum Schwertkampf suchten, entschied es die Schlachten. Damals war die Waffe sehr kurz und mehr zum Stich als zum Hieb eingerichtet; besondere Fechtmeister (armaturae doctores) lehrten sie handhaben. Im Mittelalter, als die Reiterei Hauptwaffe wurde, hatten die S. eine bedeutende Länge und Schwere und waren fast nur zum Hauen bestimmt. Es gab solche, die nur mit zwei Händen geführt werden konnten. Von diesen hatten die Flamberge oft eine leicht geschlängelte Klinge. Zu Festlichkeiten wurden aber auch zierliche, kunstreich gearbeitete S. getragen, deren Griffe oft reich mit Edelsteinen besetzt waren. In neuern Zeiten ist das S. in seiner eigentlichen Form nicht mehr im Gebrauch. Außer der Kriegswaffe gab es auch noch Richtschwerter zur Vollstreckung von Todesurtheilen; die Klinge derselben war meistens kurz und breit und häufig mit einem Spruch versehen.

Schwertbrüder, ein geistlicher Ritterorden, gehörten nebst ihren Besitzungen zum Deutschen Reiche. Der Orden wurde von dem Bischof Albert, dem Bekehrer der Liven und Erbauer der Stadt Riga, früher Domherr zu Bremen, gegen 1200 gestiftet, um das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens zu erweitern und die in Livland gegründete christl. Kirche zu vertheidigen. Innocenz III. genehmigte den Plan und rieth bei der Stiftung des neuen Ordens, die Verfassung des Templerordens zum Grunde zu legen. Albert nannte die Glieder desselben «Brüder des Ritterdienstes Christi» und gab ihnen als Ordenskleid einen weißen Mantel mit rothem Kreuz und Schwert. Nach diesem Zeichen nannte man die Ritter dieses Ordens auch S. oder Schwertträger (gladiferi, später ensiferi). Bischof Albert weihte zu ihrem ersten Ordensmeister den ritterlichen Winno von Rohrbach. Ritter und andere Kreuzfahrer aus Deutschland, namentlich aus Bremen, strömten in Menge nach Livland. Der neue Orden wuchs an Zahl und bald auch an Macht, als der Bischof 1206 diesem den dritten Theil von ganz Livland sowol, als auch der noch zu erobernden Länder als freies Eigenthum abtrat. Der Hauptsitz des Ordens wurde die Ordensburg zu Wenden, wo auch die Ordensmeister begraben liegen. Der Orden eroberte im Verein mit dem Bischof um 1220 Kurland und Estland mit Reval; allein schon wenige Jahre nachher hielt er sich für zu schwach, um selbstständig bestehen zu können. Daher machten die S. nach dem Tode des Bischofs Albert (1229) den Deutschen Rittern (s. d.) das Anerbieten, sich mit ihnen zu vereinigen, was aber diese zunächst abschlugen, bis Papst Gregor IX. 1237 die Verbindung vermittelte. Der Deutsche Ordensmeister stellte nun einen Landmeister (Magister provincialis) an die Spitze der S. Kurland, Livland und Estland wurden gegen die Russen und Dänen behauptet und Riga die Hauptstadt der Ordensritter. Der Landmeister Walther von Plettenberg (1493—1535) erlangte von dem Deutschen Ordensmeister, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der die Hülfe des Landmeisters gegen Polen bedurfte, 1521 eine gewisse Unabhängigkeit der S. von den Deutschen Rittern und das Recht, sich selbst ihren Heermeister zu wählen. Zugleich wurde Walther von Plettenberg 1525 von Kaiser Karl V. in den Reichsfürstenstand erhoben, womit er auch Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, und führte nun den Titel Fürstenmeister. Um dieselbe Zeit wurde die Reformation in dem Ordenslande durchgeführt. Nachdem aber 1561 die Deutschen Ritter Livland nebst Kurland und Semgallen verloren, legte der letzte Heermeister der S., Gotthard Kettler, der sich bereits 1556 mit einer Prinzessin von Mecklenburg vermählt hatte, 1562 freiwillig seine Würde nieder, indem er Livland an Polen abtrat, sich selbst aber von diesem als Herzog von Kurland und Semgallen belehnen ließ. Vgl. Bunge, «Baltische Geschichtsstudien» (Heft 2: «Der Orden der S.», Lpz. 1875).

Schwertel, Pflanzengattung, s. Gladiolus.

Schwertfisch (Xiphias) ist eine zur Familie der Makrelen (s. d.) gehörende Fischgattung, welche sich durch den sehr lang schwertförmig verlängerten Oberkiefer auszeichnet. Der Rumpf ist mit sehr kleinen Schuppen bekleidet, die Bauchflossen fehlen und eine nur vorn erhöhte, sonst sehr niedere Rückenflosse läuft auf dem Rücken hin. Der gemeine S. (X. Gladius), welcher besonders im Mittelländischen Meere, aber auch im Atlantischen Ocean bis in die Nord- und Ostsee sich findet, wird etwa 5 Mt. lang und über 200 Kilogr. schwer; oberseits ist er schwärzlichblau, unterseits silberweiß und besitzt eine große halbmondförmige Schwanzflosse und sichelförmige Brustflossen. Das Schwert beträgt ungefähr ein Drittel der Körperlänge. Zur Nahrung dienen dem S. Fische, Krustenthiere und besonders Calmare. Er schwimmt sehr schnell

und besitzt eine gewaltige Muskelstärke, welche er nicht gar selten dazu benutzt, um mit gewaltigem Stoße gegen Boote und Schiffe anzurennen, sodaß sein Schwert tief in das Holzwerk eindringt und abbricht; doch scheint sein Zusammentreffen mit Schiffen nur ein zufälliges zu sein, da er friedlich lebt und mehr furchtsam als vorsichtig ist. Das Fleisch der jüngern ist schmackhaft, weiß und zart, weshalb dieser Fisch besonders um Calabrien und Sicilien mittels Harpunen gejagt wird. Man verkauft das Fleisch frisch oder salzt es auch ein. Die S. der südl. Meere zeichnen sich durch eine sehr große, im Halbkreise ausgespannte Rückenflosse aus und werden deshalb als besondere Gattung (Histiophorus) aufgestellt.

Schwertlilie (Iris L.), Pflanzengattung aus der 3. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems, Typus der nach ihr benannten monokotylen Familie der Irideen, besteht aus perennirenden, theils mit einem knolligen, theils mit einem zwiebeligen Wurzelstock versehenen Kräutern, welche schwertförmige oder lineale Blätter besitzen und sich durch den Bau und die Form ihrer meist großen und schöngefärbten Blume sehr auszeichnen. Diese besteht nämlich aus einem doppelten, an den unterständigen Fruchtknoten angewachsenen Perigon. Die drei äußern Blätter sind größer als die innern, meist nach außen umgebogen und oft auf der Mittellinie ihrer obern (innern) Fläche mit goldgelben, kammartig gestellten Fasern besetzt (mit einem «Bart» versehen), die drei innern aufgerichtet und von anderer Form. Im Centrum der Blume befinden sich auf dem Fruchtknoten drei blumenblattartige divergirende Blätter mit zweizipfeligem Ende. Das sind die drei Griffel. Unter jedem liegt ein Staubgefäß, der äußern concaven Fläche des blumenblattartigen Griffels angeschmiegt. Die Blüten sind anfangs von häutigen Scheiden umhüllt und bilden bei vielen Arten endständige Aehren. Bei den mit schwertförmigen Grundblättern versehenen Arten sind die Blätter am Rande unten aufgeschlitzt, und es steckt hier ein Blatt in dem andern (leitende Blätter). Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung sind namentlich in der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel, vorzugsweise in den Mittelmeerländern und Mittelasien zu Hause. Unter den einheimischen verdienen die oft zur Zierde angebaute deutsche S. (I. germanica L.), welche große, prachtvoll violette Blumen hat, und die gelbblühende Wasserschwertlilie (I. Pseudacorus L.), welche die Ufer stehender Gewässer im Mai und Juni mit ihren großen goldgelben Blumen ziert und sich zur Decoration von Baffins und Weihern in Gärten und Parken sehr eignet, eine besondere Erwähnung. Unter den ausländischen Arten, von denen mehrere zur Zierde in unsern Gärten cultivirt werden, ist namentlich die in Oberitalien und Südfrankreich heimische I. florentina L. bemerkenswerth. Der Wurzelstock dieser weißblühenden S. ist die wegen ihrer angeblichen Heilkraft und ihres Wohlgeruchs berühmte Veilchenwurzel. Diese kommt in schmuzig-gelbweißen, flachen, holzigen Stücken in den Handel, hat einen ziemlich starken Veilchengeruch, der auf dem Vorhandensein eines ätherischen Oels beruht, und ist als Rhizoma Iridis Florentinae officinell. Der Geschmack ist scharf und bitter. Gegenwärtig verwendet man die Veilchenwurzel meist nur noch gepulvert zu Parfums. Doch pflegt man auch kleinen zahnenden Kindern durchbohrte Stücke der Veilchenwurzel an einem Faden um den Hals zu hängen, damit die Kinder darauf beißen sollen. Auch die südeuropäische, in unsern Gärten sehr häufig als Zierpflanze cultivirte, mit großen hellblauen Blumen geschmückte I. pallida liefert eine brauchbare Veilchenwurzel.

Schwertmagen, s. Agnaten.

Schwetschke (Karl Gust.), Buchhändler und geistvoller Schriftsteller, geb. 5. April 1804 zu Halle, Sohn des Buchhändlers K. A. Schwetschke, widmete sich zu Heidelberg und Halle philol. Studien, wurde aber von letzterer Universität wegen Theilnahme an der Burschenschaft relegirt. Er wandte sich hierauf dem väterlichen Geschäft zu, redigirte längere Zeit die «Hallische Zeitung» und betheiligte sich lebhaft an den Bestrebungen der Protestantischen Freunde. Er wurde 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er der Kaiserpartei angehörte. Um jene Zeit veröffentlichte er: «Novae epistolae obscurorum virorum» (Frankf. 1849; Jubiläumsausg., Halle 1874), in denen er mit Witz und Satire die frankfurter Demokratie bekämpfte. Wie er schon vorher der kirchlichen Reaction in Preußen entgegengetreten war, so richtete er nun seine Angriffe gegen die Führer der polit. Reaction in Berlin, wie unter anderm seine «Novae epistolae clarorum virorum» (Brem. 1855) bekunden. Eine Sammlung der im 19. Jahrh. in Deutschland erschienenen «Epistolae obscurorum virorum» gab er später heraus (2. Aufl., Lpz. 1860). Von S.'s übrigen Schriften sind neben den poetischen die bibliographischen sowie die culturhistorischen hervorzuheben. Dahin gehören: «De Donati Minoris fragmento Halis nuper reperto» (Halle 1839), «Vorakademische Buchdruckergeschichte von Halle» (Halle 1840), auf Grund welcher Schriften er das philos. Ehrendoctordiplom von Halle

erhielt, «Codex nundinarius oder Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von 1564—1764» (Halle 1850) und Fortsetzung dieses Werks bis 1846 (Halle 1877), «Paläographischer Nachweis der Unechtheit der Kölner Freimaurerurkunde» (Halle 1843), «Geschichte des L'Hombre» (Halle 1862), «Zur Geschichte des Gaudeamus igitur» (Halle 1877) u. s. w. Als Dichter ist S. sowol in deutscher wie auch in lat. Sprache aufgetreten. Außer poetischen Uebersetzungen aus Spenser, Scarron u. s. w. sind zu nennen: «Gedichte eines Protestantischen Freundes» (Lpz. 1847), «Der Oberon von Sansfouci» (Halle 1847), «Aennchen von Tharau» (Halle 1852), das Lied «Recta via ex taberna», die Dichtung «In Dantem sexcentenarium» (Halle 1865) und das didaktische Epos «Bismarckias» (6. Aufl., Halle 1870) und «Varzinias» (1870). Ein von ihm gedichtetes «Gaudeamus congressifile» wurde am Schluß des berliner Friedenscongresses 1878 durch den Fürsten Hohenlohe an die Mitglieder jener Versammlung vertheilt und erhielt durch die inländische und ausländische Presse weiteste Verbreitung. Eine ausgewählte Sammlung seiner deutschen und lat. Schriften gab er 1864 selbst heraus (vermehrte Ausg., Halle 1866), sowie als Fortsetzung derselben «Gustav S.'s neue ausgewählte Schriften» (Halle 1878).

Schwetz, Kreisstadt im Regierungsbezirk Marienwerder der preuß. Provinz Westpreußen, am Einfluß des Schwarzwassers in die Weichsel, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine evang., zwei kath. Kirchen, eine Synagoge und eine Provinzialirrenanstalt und zählt (1875) 5210 E., welche fast zu gleichen Hälften evangelisch und katholisch sind und sich von Ackerbau nähren.

Schwetzingen, Stadt im Kreise Mannheim des Großherzogthums Baden, 13 Kilom. südöstlich von Mannheim und 10 Kilom. südwestlich von Heidelberg entfernt, am Leimbach, an der Badischen Rheinthalbahn und der Heidelberg-Speierer Bahn, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat eine Gewerbeschule und zählt (1875) 4277 E., welche namentlich Hopfen, Taback und Spargel bauen. Der Ort ist besonders berühmt durch sein Schloß und den Schloßgarten, beides Schöpfungen aus der Mitte des 18. Jahrh., wo der Ort Lieblingsresidenz der pfälz. Kurfürsten war. Die Anlagen tragen sehr das Gepräge des Geschmacks jener Zeit. Gleichwol ist der 67 Hekt. große Park, welcher verschiedene Bauwerke (darunter eine Moschee), Sculpturen, Wasserkünste, eine Orangerie u. s. w. enthält, immer noch durch Schönheit und sorgsame Pflege ausgezeichnet.

Schwiebus, Stadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, zum Kreise Züllichau-S. gehörig, liegt 18 Kilom. südlich der Kreisstadt Züllichau in einer von der Schwemme durchflossenen Thalsenkung in fruchtbarer Gegend, an der Linie Frankfurt-Posen der Märkisch-Posener Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle, hat ein Schloß, eine kath. und eine prot. Kirche und zählt (1875) 8087 E. Der Ort ist ein Hauptplatz für Tuchindustrie, die sich auch auf die Umgebungen ausdehnt, hat Weinbau, große Dampfziegeleien und in der Umgegend viele ergiebige Braunkohlenbergwerke. Das ehemalige Land S. gehörte seit 1335 zum Fürstenthum Glogau. Als 16. Nov. 1675 die piastischen Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wohlau mit dem Herzog Georg Wilhelm ausstarben, sollten kraft einer 1537 mit Kurbrandenburg abgeschlossenen Erbverbrüderung jene Fürstenthümer an den Großen Kurfürsten übergehen. Da derselbe jedoch seine Anrechte damals nicht nachdrücklich genug geltend machen konnte, wurden die Fürstenthümer von Kaiser Leopold I. in seiner Eigenschaft als König von Böhmen als eröffnete und der böhm. Krone anheimgefallene Lehen eingezogen. Endlich kam zwischen dem Kurfürsten und dem Könige von Böhmen der Vergleich vom 7. Mai 1686 zu Stande, in welchem dem Kurfürsten das Land S. gegen Entsagung seiner Ansprüche auf die drei Fürstenthümer abgetreten wurde. Nach wiederholten Streitigkeiten gab endlich infolge eines abermaligen Vergleichs vom 20. Dec. 1694 der inzwischen zur Regierung gelangte Kurfürst Friedrich III. das Land wieder zurück, wogegen er vom Kaiser 250,000 Fl. empfing, zugleich aber auch von demselben die Anerkennung der herzogl. Souveränetät in Preußen erhielt. Durch den Frieden von 1742 erlangte endlich Friedrich d. Gr. mit fast ganz Schlesien auch das Land S. wieder, welches seitdem als Schwiebuser Kreis zum Glogauischen Kammerdepartement gehörte. Das Gebiet S. wurde jedoch 1817 zum brandenb. Regierungsbezirk Frankfurt geschlagen und mit dem Lande Züllichau (s. d.) zu einem Kreise vereinigt.

Schwieger (Jak.), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geb. zu Altona um 1630, studirte in Wittenberg und ging dann nach Hamburg, wo er mit Philipp von Zesen in Berührung kam, welcher ihn unter dem Namen «der Flüchtige» in die Deutschgesinnte Genossenschaft aufnahm. In Rist's Elbschwanenorden trat er als «Filidor, der Dorferer» ein. Eine Zeit lang wohnte er auch in Stade, nahm dann 1657 dän. Kriegsdienste und machte den Feldzug gegen Schweden in Polen mit. Nach seiner Rückkehr lebte er in Gottorf und Glückstadt, seit 1665 am schwarzb.-

rudolstädt. Hofe. Er starb nach 1667. Als Lyriker schließt sich S. der Richtung Fleming's an, und ihm gebührt als Liebesdichter der Platz unmittelbar neben diesem, namentlich da, wo er sich von dem conventionellen Stile der Schule, dem Schäferwesen mit der Beigabe mythолog. Schmucks, freihält. Freilich sind viele seiner Gedichte, besonders die während seines Kriegslebens entstandenen, nicht frei von Derbheiten, ja selbst Obscönitäten. S. gab dieselben unter dem Titel: «Geharnischte Venus von Filidor dem Dorferer» heraus (Hamb. 1660). Von den übrigen Sammlungen sind zu erwähnen: «Liebesgrillen. Das ist Lust- und Liebes-Scherz- und Ehrenlieder u. s. w.» (Hamb. 1654; 1656; 2 Thle., 1656) und «Ueberschriften und Gedichte» (Stade 1654). Seine in Rudolstadt verfaßten Gelegenheitsschauspiele, bei denen er novellistische Stoffe nach ital., span. und franz. Quellen benutzte, erschienen gesammelt als «Filidor's erster Theil der Trauer-, Lust- und Mischspiele» (Jena 1665).

Schwiele (Hautschwiele), s. Callus.

Schwimmen beruht auf dem Archimedischen Princip, daß jeder in eine Flüssigkeit getauchte Körper von seinem Gewichte so viel verliert, als er Flüssigkeit verdrängt. Es ist dies eine Folge des von der Flüssigkeit geübten Drucks nach allen Seiten, also auch nach aufwärts. Vermöge dieses Auftriebes sinkt ein Körper, der dichter als die Flüssigkeit, in welcher er sich befindet, ist, unter; er schwimmt oder schwebt in derselben bei Gleichgewicht der Dichte beider. Ein Körper, dessen specifisches Gewicht oder dessen Dichte geringer ist als das specifische Gewicht einer Flüssigkeit, wird, sobald man ihn auf diese legt, von der Flüssigkeit getragen: er schwimmt auf der Flüssigkeit. Man unterscheidet das ebenerwähnte passive S., das bloße Getragenwerden von der Flüssigkeit, von dem activen S., der Fortbewegung in einer Flüssigkeit nach beliebiger Richtung, wozu natürlich nur lebende Wesen befähigt sind. Da kein Körper gewichtlos ist, so wird beim S. desselben stets eine gewisse Eintauchung, d. h. Verdrängung der Flüssigkeit stattfinden, und zwar wird der Körper stets so tief eintauchen, daß die von ihm verdrängte Flüssigkeit genau so viel wiegt als er selbst. Ein Kubikdecimeter Holz, der nicht mehr wiegt als ein halber Kubikdecimeter Wasser, wird also auch nur einen halben Kubikdecimeter ins Wasser sinken und zur Hälfte über dasselbe hervorragen. Man kann einen specifisch schwereren Körper als die Flüssigkeit dadurch zum S. bringen, daß man ihn mit einem leichtern in Verbindung bringt, sodaß beide Körper zusammen weniger wiegen als das Wasser, welches von ihnen bei völligem Untertauchen verdrängt würde. So schwimmt eine verschlossene Blechbüchse auf dem Wasser, weil das Blech, obgleich specifisch schwerer als Wasser, mit der darin enthaltenen Luft gleichsam einen Körper bildet, der specifisch leichter ist als Wasser. Auch die Anwendung der sog. Schwimmblasen, Schwimmkleider und Schwimmgürtel, die, mit Luft gefüllt, an einem schweren Körper befestigt werden, beruht darauf. Ebenso bilden Schiffe mit der in ihrem Raume befindlichen Luft zusammen einen specifisch leichtern Körper, als das Wasser ist, und schwimmen, selbst wenn sie von Eisen sind. Beim activen S. kommt das specifische Gewicht gleichfalls wesentlich in Betracht, weil das S. dadurch erleichtert oder erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Die Fische, deren Bestimmung es ist, nicht auf, sondern in dem Wasser zu schwimmen, gehören wol mit zu den specifisch schwersten Thieren. Die Scholle, die keine Luftblasen hat, ist, wie die Muschel, an den Boden gebannt. Die meisten Fische haben jedoch zwei Luftblasen, durch deren Zusammendrückung sie specifisch schwerer und durch deren Ausdehnung sie specifisch leichter werden. Am specifisch leichtesten sind wol die Schwimmvögel: sie machen nur einen geringen Eindruck ins Wasser und können, so geschickt sie sich auf demselben bewegen, doch nicht ohne Anstrengung untertauchen. Die Landthiere sind im gewöhnlichen Zustande durchgängig leichter als das Wasser und können fast alle auf demselben schwimmen. Was den Menschen betrifft, so ist sein specifisches Gewicht, wie bei allen athmenden Thieren, ein verschiedenes bei mit Luft gefüllter Lunge, bei leergehauchter Lunge, bei mit Wasser gefüllter Lunge, welches letztere beim Ertrinken stets der Fall. Die Lunge hochauf voll Luft geathmet, ist der Mensch specifisch etwas leichter als Wasser. Es kostet dem geübtesten Schwimmer Anstrengung mit luftgefüllter Lunge sich auf einige Tiefe hinunterzuarbeiten, weshalb er auch gewöhnlich beim Tauchen einen Sprung ins Wasser zu Hülfe nimmt. Einmal in der Tiefe, wird es ihm aber ein leichtes, solange die Athemnoth ihn nicht drängt, unten zu weilen. Das über ihm befindliche Wasser drückt nämlich seinen Leib ein, verdichtet dadurch die Luft in seinem Innern und macht ihn in demselben Grade specifisch schwerer, als sein Umfang abnimmt. Arbeitet man sich aber nicht absichtlich hinab, so bleibt bei luftgefüllter Lunge ein kleiner Theil des Körpers über Wasser, selbst ohne alle mechan. Beihülfe. Mit ausgehauchter Lunge ist der Mensch nur ein weniges schwerer als das Wasser. Man sollte es hiernach nur für schwer möglich halten, daß ein Mensch ertrinken könnte,

und in der That würde sich auch der des S.s Unkundige vor dem Sinken bewahren, wenn er die Geistesgegenwart hätte, mit der Luft in seinen Lungen zu ökonomisiren und keine seinem Halten über dem Wasser entgegenwirkende Bewegungen zu machen. Bei der Fortbewegung im Wasser übt der Schwimmer mittels der Hände und Füße einen Stoß oder Druck in der Weise auf das Wasser aus, daß er durch denselben gleichzeitig gehoben und je nach seinem Belieben vorwärts oder rückwärts bewegt wird. Die Flächen der Hände oder Füße müssen dergestalt gehalten werden, daß sie beim Stoß oder Druck der Flüssigkeit eine möglichst große, dagegen beim Anziehen (um sie nachher zu einem neuen Stoß oder Druck anzuwenden) eine möglichst kleine Fläche entgegensetzen. Rücksichtlich der Methoden beim Schwimmunterricht hat sich die des preuß. Generals von Pfuel als vorzüglich bewährt. Schwimmschulen, auch für das weibliche Geschlecht, befinden sich gegenwärtig in allen größern Städten.

Schwimmende Batterien waren ursprünglich Geschützaufstellungen, welche entweder auf einem Brückenglied ähnlich verbundenen Schiffsgefäßen oder starken Flößen mit geringem Tiefgang errichtet wurden, um bei Belagerungen von Seefestungen diese aus größerer Nähe und weniger gefährdet als Hochbordschiffe, zu beschießen. Die Geschütze wurden durch Blendungen von Wollsäcken, Faschinen oder Holz gegen feindliches Feuer möglichst gedeckt. Schwimmende Batterien kamen in den niederländ. Kriegen vor; sie sollen schon früher 1535 auf dem Zuge Kaiser Karl's V. gegen Tunis von dem Sohne des Herzogs Alba, Fernando de Toledo, erfunden worden sein. Bei der Belagerung von Ostende mißglückte ein Versuch damit. Am berühmtesten sind die Schwimmenden Batterien 1782 vor Gibraltar (s. d.) geworden: es waren zehn von 6—21 Kanonen, welche die Spanier nach der Idee des franz. Ingenieurs Arçon in Algesiras erbaut hatten. Am 13. Sept. griffen diese Batterien, in Verbindung mit der combinirten Flotte, die Festung an; doch wurden sie größtentheils durch die glühenden Kugeln der Engländer in Brand gesteckt. In neuerer Zeit sind sie durch Kanonenboote und durch flach gehende Panzerfahrzeuge ersetzt.

Schwimmvögel (Palmipedes oder Natatores) bilden eine sehr natürliche Ordnung der Vögel, welche sich durch Schwimmfüße oder Ruderfüße auszeichnet, je nachdem nur die drei Vorderzehen, wie bei Gänsen, Enten, Möven, oder auch noch die vierte hintere Zehe, wie bei Pelikan und Scharbe, durch Schwimmhäute untereinander verbunden sind. Sehr selten sind Lappenfüße vorhanden, indem die Zehen nur mit einem gelappten Hautsaume eingefaßt sind, wie bei dem Lappentaucher (Podiceps). Die Beine sind meist kürzer als der Rumpf, nur bei den Flamingos lang, wie bei den Stelzvögeln, außerhalb der Körpermitte nach hinten gerückt und fast bis ans Hackengelenk gefiedert; das Schienbein ist zwischen den Federn des Rumpfs versteckt, der Hals länger als die Beine, der Steiß mit einer großen Fettdrüse besetzt und der Schnabel meist mit Wachshaut versehen. Auf ihre Bestimmung zum Leben auf dem Wasser deutet schon ihre äußere Gestalt. Die Unterseite des Rumpfs ist abgerundet, damit der Körper weniger tief im Wasser einsinkt; die Brust tritt gewölbt weit vor, um das Wasser leichter durchschneiden zu können; um den Körper durch Rudern kräftig fortzubewegen, sind die Beine außerhalb des Mittelpunktes des Körpers eingefügt, die am Bauch und Brust sehr dicht stehenden Federn sind an der Fläche so gewölbt, daß unter ihnen eine sehr dichte, Luft einschließende Flaumschicht stehen kann, wodurch die specifische Leichtigkeit des Körpers befördert wird. Außerdem ist das ganze Gefieder so von Oel durchdrungen, daß das Wasser nicht eindringen kann. Viele dieser Vögel können auch sehr gewandt, wie die Möven und Seeschwalben, oder sehr ausdauernd fliegen, wie die Tropikvögel, die Sturmvögel und Albatros. Manche dagegen fliegen schwerfällig; nur sehr wenige vermögen aber gar nicht zu fliegen, wie der große Alk und die Fettgänse oder Pinguine. Die meisten nähren sich von Wasserthieren, wenige von Pflanzen. Im Verhältniß zu der Art des Futters ist auch die Form des Schnabels sehr verschieden. Bei den Scharben und Raubmöven gleicht er mehr dem der Raubvögel, bei den Tauchern, welche ihre Beute im Stoße erhaschen, ist er lang und sehr spitzig, bei den Enten breit, löffelförmig und innen mit Reihen feiner Hornplättchen versehen, welche etwa einen gleichen Dienst verrichten wie die Barten beim Walfische. Wegen der leichten und reichlichen Ernährung und der raschen und kräftigen Verdauung werden die S. meistens sehr fett; doch ist das Fett oft mit dem Geruche der zum Futter dienenden Fische durchdrungen und macht das Fleisch dann ungenießbar, wie bei vielen Seeschwimmvögeln. Die Stimme äußert sich in Schreien, Krächzen und Schnattern. Gewöhnlich sind die S. fruchtbar; doch legen manche auch nur ein Ei. Meistentheils leben sie monogamisch und bauen stets kunstlose Nester, welche sie öfters mit den Federn und Dunen des eigenen Körpers ausfüttern. Seeschwimmvögel bilden gewöhnlich große Vereine,

wo Tausende von Nestern nebeneinander stehen. Die Jungen vermögen meist wenige Stunden nach dem Auskriechen aus dem Ei zu schwimmen und entwickeln sich schnell. Prachtfarben besitzen die S. zwar nicht; doch haben viele eine hübsche Zeichnung, spiegelndes Gefieder und manche sogar an einzelnen Stellen lebhafte glänzende Farben, besonders die Enten. Im Ganzen gehören sie zu den größern und zum Theil zu den größten Vögeln; nur wenige haben eine geringe Körpergröße. Man unterscheidet als größere Gruppen: die Zahnschnäbler (Lamellirostres) mit Querlamellen am Schnabel, wozu die Flamingos, Schwäne, Gänse, Enten und Sägetaucher gehören; die Langflügler (Longipennes), Seeschwalben, Möven, Sturmvögel u. s. w.; die Ruderfüßler (Steganopodes), Fregattvögel, Scharben, Pelikane, und Taucher (Urinatores), wozu die Alken, Lummen, Pinguine, Hauben- und Seetaucher.

Schwind (Mor. von), ausgezeichneter deutscher Maler, geb. zu Wien 21. Jan. 1804, besuchte einige Zeit die Universität und erhielt Zeichenunterricht bei Ludwig Schnorr, kam 1828 zu Cornelius nach München, wo er an den malerischen Aufgaben in den entstehenden Prachtbauten theilnahm und unter anderm in der Residenz Darstellungen zu Tieck's Märchen malte. Sodann entstand 1838 das Oelgemälde Ritter Kurt's Brautfahrt (Kunsthalle zu Karlsruhe), welches das Goethe'sche Gedicht meisterhaft illustrirt. Zuvor hatte er Entwürfe zur Ausschmückung des Schlosses Hohenschwangau geliefert. Er wurde 1839 nach Karlsruhe gerufen, um die neuerbaute Kunsthalle auszumalen. Neben manchen trefflichen Arbeiten, die er hier begann, schmückte er auch den Sitzungssaal der Ersten Kammer in Karlsruhe. Zugleich entstanden Oelbilder und Cartons allegorischer Art, darunter eine große Composition, die den Rhein mit seinen Nebenflüssen darstellt. S. hat dies Bild später für den Grafen Raczynski in Berlin in Oel ausgeführt. Von Staffeleibildern sind ferner zu nennen: die Sage vom Ritter Kuno von Falkenstein; der Hochzeitsmorgen oder die Rose (Nationalgalerie in Berlin), gemalt 1847, ein originelles phantasievolles Gedicht; der Sängerkampf, den er für das Städel'sche Institut in Frankfurt an Ort und Stelle (1845) malte. Schon 1847 wurde er als Professor an der Akademie nach München zurückberufen. Von 1853 ab beschäftigte ihn die malerische Ausschmückung der Wartburg, wo er im Corridor eine Folge von Bildern aus dem Leben der heil. Elisabeth, im Sängersaale den Sängerkrieg und in einem andern Zimmer Darstellungen aus dem Leben des Landgrafen Ludwig schuf. Auf Bestellung des Vereins für histor. Kunst malte er Kaiser Rudolf's Todesritt nach Speier (1857), jetzt in der Kunsthalle zu Kiel. Seine hervorragendsten und populärsten Werke sind aber die verschiedenen cyklischen Compositionen zu deutschen Volksmärchen, besonders die zu «Aschenbrödel» (im Besitz des Barons Falkenstein) und zu den «Sieben Raben» (im Museum zu Weimar). In ihnen ist das eigenthümliche Wesen von S.'s Kunst am reinsten und glücklichsten zur Anschauung gekommen. Dasselbe besteht in einer hochpoetischen, von schwungvollem Schönheitssinn getragenen Verbindung des Romantischen und Humoristischen. S. bediente sich bei Ausführung seiner derartigen Compositionen mit Vorliebe einer leichten, oft nur andeutend verfahrenden Aquarellbehandlung, welche dem phantastischen Reiz der Gegenstände entspricht. Sein letztes und größtes Werk dieser Gattung, das Märchen «Von der schönen Melusine» (in der Belvederegalerie zu Wien), kurz vor seinem Tode vollendet, erlangte ebenso wie S.'s «Sieben Raben» in ganz Deutschland die größte Bewunderung. Verwandt in seiner Eigenschaft als Bildergedicht ist die früher entstandene Symphonie (Zeichnung im Museum zu Leipzig), eine geistreich-graziöse Liebesgeschichte mit beziehungsreichem Ornamentschmuck. S. lieferte noch Cartons zu Glasmalereien für das Münster zu Glasgow, die Bilder für den Hauptaltar der münchener Frauenkirche (1860), die Fresken in der Pfarrkirche zu Reichenhall (1863), später die Cartons für die neue Michaelskirche in London und begann 1866 die Ausschmückung des neuen wiener Opernhauses, in der Loggia: ein Freskencyklus aus der «Zauberflöte», im Foyer: 16 Temperabilder. Außerdem sind von ihm vorhanden viele kleinere Oelbilder, Zeichnungen zu Werken plastischer Kleinkunst (unter anderm ein Schild für den Grafen O'Donnell, Geräthschaften für die nürnberger Kunstschule), Holzschnitte (z. B. für die Münchener Bilderbogen und für die «Fliegenden Blätter») und Radirungen (unter anderm 42 Epigramme mit Text von Feuchtersleben), zahllose sinnige und humoristische Entwürfe aller Art, die seine zeitweiligen Stimmungen künstlerisch zum Ausdruck bringen und in denen, wie auch in den Werken großen Stils, ein musikalisches Element vorklingt, welches von Jugend auf die schöpferische Triebkraft seines Talents gewesen war. Der stets poetische Inhalt und die Grazie der Formgebung lassen die Mängel coloristischer Technik, welche S.'s Oelgemälden anhaften, zurücktreten; sein eigentliches Ausdrucksmittel ist neben Feder und Bleistift die leicht behandelte Wasserfarbe, mittels welcher er Wirkungen

erzielt, die an das Fresco erinnern. Er starb als der edelste und begabteste Vertreter echt deutscher Romantik 8. Febr. 1871 in München. Vgl. von Führich, «Moritz von S., eine Lebensskizze» (Lpz. 1871); H. Holland, «Moritz von S., sein Leben und seine Werke» (Stuttg. 1873).

Schwindel (vertigo) nennt man ein krankhaftes Gefühl, zufolge dessen dem Schwindeligen seine Glieder oder die Außenwelt schwankend und bewegt scheinen. Bei der gewöhnlichsten Art des S. scheint sich die Außenwelt horizontal im Kreise herumzudrehen, während in andern Fällen die Gegenstände sich scheinbar von oben nach unten oder umgekehrt drehen. Die Ursachen der den S. bedingenden Gefühlsnervenstörung sind sehr mannichfach: am häufigsten betreffen sie das Gehirn selbst (Kopfschwindel), daher der S. häufig rein psychisch bedingt ist (Angstschwindel, Hallucinationsschwindel), oder von wirklicher Hirnkrankheit abhängt (z. B. von narkotischen Vergiftungen, Blutanhäufung, Blutarmuth, Schlagfluß, Typhus), oder mit Störungen der Sinnesorgane zusammenhängt (z. B. Augenschwindel von Bewegtsehen oder Augenflimmern, Ohrenschwindel von Ohrenbrausen, innerer Ohrentzündung). Bisweilen wird S. auch reflectorisch durch Krankheiten des Magens und Darmkanals erregt (sog. Magenschwindel). Höhere Grade des S. führen zu Zittern und Schwanken des Körpers und wirklichem Hinfallen, auch wol zu Gesichtsverdunkelung, Erbrechen, Ohnmacht, Bewußtlosigkeit u. s. w. Da die Ursachen sehr verschieden sind, so ist auch die Behandlung des S. verschieden. Jedenfalls ist ein kräftiger Wille, um die Herrschaft über das Muskelsystem zu behaupten, unerläßliche Bedingung, um das Ausarten der Schwindelanfälle in die höhern Grade (Hinfallen u. dgl.) oder in eine Gewohnheitskrankheit zu verhüten.

Schwindsucht im allgemeinen (tabes, tabescentia) nennt man alle langwierigen Krankheiten, bei welchen die Kranken allmählich, aber unaufhaltsam an Fleisch und Kräften abnehmen. Die ältere Medicin unterschied als zwei Hauptklassen die Darrsucht (s. d.) oder trockene S., Abzehrung (marasmus), von der eigentlichen S. oder Auszehrung (phthisis), bei welcher letztern reichliche Stoffverluste und krankhafte Entzündungs- oder Eiterungsprocesse als Ursachen des allmählichen Abzehrens vorlagen und meist hektisches Fieber (s. Hektik) vorhanden war. Von den Laien wird unter S. fast ausschließlich die Lungenschwindsucht (s. d.) verstanden, doch mit Unrecht, da fast alle langwierigen fieberhaften und mit Stoffverlusten verbundenen Krankheiten Abmagerung und Kraftverlust zur Folge haben. Die Behandlung der S. richtet sich nach den Ursachen, ist aber meist eine stoffersetzende, gutnährende: daher Milch, Eier, Fleisch, fette und mehlreiche Stoffe neben dem Aufenthalt in reiner, milder Luft die Hauptsache dabei sind.

Schwingel, Gräsergattung, s. Festuca.

Schwingfeste, nach schweiz. Mundart Schwingete. Das Schwingen, eine eigenthümliche Art regelrechten Ringens, ist hauptsächlich in mehrern Berggegenden der Schweiz einheimisch, namentlich im Emmenthale, Berner Oberlande u. a. Dieses Kampfspiel, bei dem sich beide Theile gegenseitig mit der Faust und ausgestreckten Arme am Wulst ihrer bis zum Oberschenkel zurückgerollten Beinkleider fassen, woher auch der Name «Hosenlupf», erfordert große Kraft und Gewandtheit, fast noch mehr in den Beinen, deren Muskulatur bei den Sennen des Gebirgs in hohem Grade entwickelt ist, als in den Armen. Der Wettkampf hat seine genau bestimmten Regeln, und Sieger ist, wer den Gegner auf den Rücken wirft. Die kräftigsten Schwinger einer Gegend, oft auch diejenigen mehrerer Cantone, versammeln sich da und dort zu jährlichem Wettkampfe, so auf der Großen Scheideck, auf den Alpen zwischen Obwalden und Oberhasli, seltener bei Interlaken, Bern, Burgdorf u. s. w. Die vom Kampfgericht ausgetheilten Preise bestehen in Kränzen, Geld, Uhren, Schafen u. s. w. Wer dauernd und wiederholt Sieger geblieben, ist der Schwingerkönig. Als die besten Schwinger gelten die Emmenthaler und Oberhasler (Bern), die Entlebucher (Luzern) und die Obwaldner.

Schwingung, Vibration oder Oscillation nennt man jede Bewegung, welche einen Körper zwischen bestimmten Grenzen in gleichbleibenden Zeiträumen wiederholt, nach bestimmten Gesetzen hin- und wieder zurückführt; so die Bewegungen des Pendels (s. d.), des Wagebalkens, der Glocken, der gespannten Saiten, der Luft beim Tönen der Pfeifen und der Fortsetzung des Schalls (s. d.) u. s. w. Die S. sind entweder stehende, wie z. B. bei einer Saite, wo alle Theilchen gleichzeitig die Bewegung beginnen und gleichzeitig die Ruhelage passiren, oder sie sind, wie bei den Wasser- und Schallwellen, fortschreitend, d. h. die weiter vom Anfangspunkte der Bewegung liegenden Theilchen beginnen später zu schwingen. Die stehenden S. sind entweder transversal oder longitudinal, je nachdem die Theilchen des Körpers senkrecht oder parallel zur Längenrichtung des Körpers schwingen. Die Erreger des Schalls machen stets stehende S. und zwar bei den festen Tonerregern vorherrschend transversale, bei den luftförmigen (Pfeifen)

longitudinale. Die fortschreitenden S. der Luft sind longitudinal und sie dienen zur Verbreitung des Schalls in der Luft. Man kennt auch noch drehende oder Torsionsschwingungen, bei welchen die Theilchen in Curven schwingen. Läßt man einen schwingenden Körper seine S. auf berußtes Glas oder berußtes Papier einradiren, so erhält man einen Vibrograph oder, wenn der schwingende Körper tönt, einen Phonograph. Die Vibrographie wurde von Wilh. Weber (1830) begründet und durch Duhamel, Wertheim, Scott, König u. a. ausgebildet. Die Lehre von den S. bildet die Grundlage der modernen Physik. Vgl. E. und W. Weber, «Wellenlehre» (1825); Melde, «Die Lehre von den Schwingungscurven» (Lpz. 1864).

Schwulst, s. Bombast. — **Schwund**, s. Atrophie.

Schwungkraft, s. Centralbewegung.

Schwungrad ist ein schweres (meist gußeisernes) Rad, welches dazu dient, die kleinen Unregelmäßigkeiten im Gange einer Maschine, welche ebenso wol durch geringe Constructionsfehler als durch Schwankungen in der Größe des zu überwindenden Arbeitswiderstandes oder der betreibenden Kraftäußerung hervorgebracht werden, auszugleichen und somit eine möglichst gleichmäßige Geschwindigkeit der Bewegung zu erzeugen. Ein derartiges Rad wird zu dem genannten Zwecke dadurch tauglich, daß es zufolge des Beharrungsvermögens für eine kurze Zeit die einmal angenommene Geschwindigkeit beibehält, auch wenn vorübergehend die antreibende Kraft etwas ab- oder der Widerstand etwas zunimmt. Die Masse (das Gewicht) des S. muß den zu überwindenden Widerständen und den vorfallenden Unregelmäßigkeiten, welche es aufheben soll, angemessen sein, kann daher ebenso wol zu klein als zu groß gegriffen werden; im erstern Falle regulirt es nicht genügend, im letztern zehrt es durch vergrößerte Zapfenreibung nutzlos Kraft auf. Auf die Wirkung des S. sind außerdem dessen Durchmesser und Umdrehungsgeschwindigkeit von großem Einflusse. Das S. ist ein vorzüglicher Regulator (s. d.).

Schwur, s. Eid.

Schwurgericht, Geschworenengericht, Jury (im mittelalterlichen Latein jurata patriae), ist die allgemeine Bezeichnung für eine Gruppe von eidlich in Pflicht genommenen, regelmäßig rechtskundigen Vertrauensmännern aus dem Volke (Geschworene, engl. jurymen, franz. jurés), welche in allen bedeutendern, einer gerichtlichen Behandlung unterbreiteten Fällen durch ihren Wahrspruch (Verdict, veredictum) den Sachverhalt festzustellen haben und damit die Anwendung des einschlagenden Gesetzes durch die rechtsgelehrten Richter vorbereiten. In England, der Heimat des Instituts, dessen älteste Ueberlieferungen auf das normann. Recht und die Normandie zurückweisen, werden Geschworene sowol bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten (Civiljury), als in solchen Strafsachen einberufen, welche vor die Quartalsitzungen der Friedensgerichte (s. d.) oder vor die Assisen (s. d.) gehören. Auf die Strafrechtspflege bezieht sich dort der Unterschied zwischen Großer und Kleiner Jury (grand, petty jury). Die Große oder Anklagejury (s. d.), welche bis aus 23 Mitgliedern besteht, hat sich mit einer Mehrheit von wenigstens 12 Stimmen darüber zu äußern, ob die ihr mitgetheilten, gegen eine bestimmte Person sprechenden Verdachtsgründe zur Erhebung einer förmlichen Anklage hinreichend sind oder nicht (true bil oder no bil). In ähnlicher Weise kann die dem Coroner (s. d.) zur Seite stehende «Todtenschau-Jury» schon auf die Voruntersuchung Einfluß üben, wenn sich ihre Ueberzeugung dahin ausspricht, daß ein unnatürlicher Todesfall vorliege, der auf ein Verbrechen als Ursache zurückweise. Die Verhandlungen über förmliche Anklagen erfolgen in Gegenwart der aus 12 (in Schottland 15) Mitgliedern bestehenden Kleinen oder Urtheilsjury, welche nach Vollendung der Beweisaufnahme in strenger Abgeschlossenheit ihren einhelligen, auf schuldig oder nichtschuldig (guilty, not guilty, in Schottland auch not proven) lautenden Wahrspruch zu finden hat. Sie ist hierbei an gewisse, allgemein bekannte Grundsätze gebunden, welche die Bedingungen der Annahme eines hinreichenden Beweises (evidence) festzusetzen suchen, und kann über diese Regeln nicht minder als über das in Frage kommende Strafgesetz von dem Vorsitzenden des Gerichtshofs Belehrung verlangen. Das Verdict, für welches die Geschworenen keine Gründe anzugeben brauchen, verschafft den Richtern volle rechtliche Gewißheit, sodaß sich letztere im Falle einer Verurtheilung nur noch mit Bemessung der Strafe zu beschäftigen haben. Zuweilen gibt jedoch die Jury nur ein Specialverdict, indem sie blos besondere Thatumstände als erwiesen annimmt und die Entscheidung der Frage, ob damit der Thatbestand des schuldgegebenen Verbrechens, z. B. einer Fälschung, begründet sei, ebenfalls dem Gerichtshof überweist. Obschon dem vorsitzenden Richter das Recht zusteht, die Protokollirung des ertheilten Wahrspruchs zu beanstanden und wegen untergelaufener Irrthümer oder vorgefallener Unregelmäßigkeiten eine nochmalige Berathung der Jury zu veranlassen, auch bei Verdacht, daß der

Spruch auf unerlaubte Weise entstanden sei, das Verfahren auszusetzen, so hält doch das engl. Recht im allgemeinen die Fiction fest, daß ein S. nicht irren könne, und es läßt sich deshalb das Urtheil nicht durch den Nachweis der Wahrheitswidrigkeit, sondern nur wegen mehr formeller Mängel anfechten, zu welchen jedoch die Nichtbeobachtung der Beweisregeln mit gehört. Das hauptsächlichste Rechtsmittel einer motion for a new trial zur Erwirkung eines writ of venire facias de novo, d. h. zur Verweisung der Sache vor ein anderes S., ist aber bei Anklagen wegen Felony meistens unzulässig, vielmehr kann hier nur durch Begnadigung geholfen werden.

Zur Theilnahme am S. ist in England jeder großjährige unbescholtene Mann berufen, der aus ihm eigenthümlichen Ländereien wenigstens 10, oder aus Erbpachtgütern wenigstens 20 Pfd. St. Jahreseinkommen bezieht und nicht dem abhängigen Soldatenstande oder der Beamten- und Hofdienerklasse angehört. Desgleichen steht allen Pairs, den Geistlichen, weil sie nicht zu Bluturtheilen mitwirken sollen, den Aerzten, Advocaten, Apothekern und andern namhaft gemachten Personen ein gesetzlicher Befreiungsgrund zur Seite. Das Verzeichniß der zum Schwurgerichtsdienst verpflichteten Personen wird im ganzen Lande alljährlich zusammengestellt und zur Entgegennahme etwaiger Reclamationen eine bestimmte Zeit hindurch öffentlich ausgehängt. Nach diesen Verzeichnissen fertigt der Gerichtsschreiber bei den Quartalsitzungen die alphabetarische Urliste der Grafschaftsgeschworenen, aus welcher der Sheriff (s. d.) für jede bevorstehende Sitzungsperiode wenigstens 48 und höchstens 72 auf die diesmalige Dienstliste setzt und einberuft. Die Namen der Eingetroffenen werden nach Eröffnung des Gerichts in ein Gefäß gelegt und sodann einzeln herausgezogen und verlesen. Dem Angeklagten steht hierbei frei, die ihm nicht Zusagenden, und zwar bei den ersten 20 ohne Angabe von Gründen zu verwerfen. Indessen erlischt diese Ablehnungsbefugniß für den Fall, daß nur noch 12 Namen übrig sind. Unter Umständen kann sogar die vom Sheriff eingereichte Dienstliste in ihrer Gesammtheit wegen Verdachts der Parteilichkeit abgelehnt werden. Wenn sich nur eine Minderzahl der geladenen Schwurgerichtsmitglieder einstellt, so wird die Liste durch Einberufung von Ersatzgeschworenen aus der Nähe (tales de circumstantibus) ergänzt. Eigenthümlich ist, daß in England neben den Geschworenen nur Ein rechtsgelehrter Richter, nicht ein Collegium fungirt. Auf Antrag der Krone oder infolge eines Compromisses zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten ist ausnahmsweise mit Bildung einer «Special-Jury» zu verfahren. Es werden dazu Esquires, Bankiers und Kaufleute höhern Rangs einberufen, wobei indeß auch dem Ankläger Ablehnungsrechte zustehen.

Auf den Continent wurde das S. zuerst durch die franz. Nationalversammlung verpflanzt, welche die nicht hinreichend bekannten engl. Institutionen durchweg als Schutzwehren der bürgerlichen Freiheit betrachtete und den Misbräuchen in der Strafrechtspflege durch eine fortgesetzte Antheilnahme des Volks zu begegnen gedachte. Das Gesetz vom 29. Sept. 1791 führte die Anklage- und Urtheilsjury ein, und weitere Gesetze vom 5. Fructidor des Jahres III, vom 3. Brumaire IV, vom 19. Fructidor V und vom 7. Pluviose IX ergingen sich in den verschiedenartigsten Organisationsversuchen. Die hierbei gemachten Erfahrungen waren jedoch keineswegs befriedigend, und nach der Wiederherstellung eines befestigten Zustandes erklärten sich viele Stimmen, darunter die Vota von 30 Gerichtshöfen, gegen die Jury, wobei allerdings die Erinnerung mitwirkte, daß die blutberauschten Revolutionstribunale S. gewesen waren. Indessen entschied sich Napoleon's Code d'instruction criminelle für Beibehaltung wenigstens der Urtheilsjury bei Anklagen wegen Verbrechen (crimes), wenn schon unter Abänderungen, welche die Verdicte den Gewalthabern annehmbar machen sollten. Zu diesem Zwecke wurde die Befähigung zum Amte eines Geschworenen auch den Bevölkerungsklassen, welche die Vermuthung einer höhern Bildung für sich haben, ohne Rücksicht auf einen Census zuerkannt, die Abhängigkeit von der obersten Gewalt als Ausschließungsgrund meistens beseitigt, der Regierung ein weitgehender Einfluß auf die Bildung der Ur- und Dienstlisten vorbehalten, die Jury soviel als möglich auf die Beurtheilung der Thatfrage eingeschränkt, das Erforderniß der Einstimmigkeit des Wahrspruchs sowie die Beachtung fester Beweisregeln aufgehoben und dem Assisenhofe ein Einwirkungsrecht zur Verbesserung von irrthümlichen Aussprüchen der Geschworenen zuerkannt. Neuere Gesetze haben hier nur Einzelnes richtiger gestellt; doch verdient das Gesetz vom 28. April 1832 besondere Erwähnung, welches die Geschworenen zur Annahme «mildernder Umstände» (circonstances atténuantes) ermächtigt.

Obgleich das franz. Strafproceßrecht dem Wesen der Jury vielfach Gewalt anthut, so hat es doch die bessere Organisation der Gerichte, die Staatsanwaltschaft, die scharfe Auseinanderhaltung von sachgemäßen Stadien des Strafverfahrens und die Vermehrung der Rechtsmittel

gegen verletzende Decrete und Urtheile vor dem engl. Rechte voraus und konnte sich deshalb auch in andern Ländern, wie Belgien, Italien, der Schweiz, Rußland, Oesterreich, Griechenland, zur Geltung bringen. In Deutschland vertheidigte besonders die Bevölkerung der vordem mit Frankreich verbundenen Rheinprovinzen ihr öffentlich-mündliches Strafverfahren mit Geschworenen, und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Regierungen der Restaurationszeit für rechtsgelehrte Gerichte und das geheime schriftliche Verfahren eintraten, gab an sich schon für die Gesammtheit der Liberalen einen hinreichenden Beweggrund, für Einführung der S. einzutreten. Nach der in Deutschland herrschenden Anschauung stellt sich die Jury, obgleich sie mit den röm. judices und den deutschen Schöffen manches gemein hat, doch keineswegs als das Volksgericht dar, welches das Recht zugleich schuf und in vollständigen Urtheilen verwerthete, sondern sie vermittelt nur die Einführung eines volksthümlichen Elements in die an sich den rechtsverständigen Richtern innerhalb eines schärfer gegliederten Gemeinwesens vorbehaltene Rechtspflege. Ihre Antheilnahme soll aber nicht etwa einem Mistrauen gegen die Unabhängigkeit, die Einsichten und Erfahrungen der Richter zum fortgesetzten Ausdruck verhelfen, sondern eine ganz andere Anforderung des german. Rechtsgefühls befriedigen. Vorbedingung eines Strafurtheils ist, daß das Verbrechen erwiesen, d. h. die Ueberzeugung hergestellt sei, daß eine als Verbrechen sich darstellende Rechtsverletzung vorliege, und daß sie in der Schuld einer bestimmten Person ihren Grund habe. Wie sich an dem Verbrechen zwei Seiten, eine äußere und eine innere, aufzeigen lassen, so muß auch das Beweisverfahren eine Doppelrichtung nehmen. Hierbei tritt nun ein wesentlicher Unterschied zwischen der römischen und germanischen, theilweise in den skandinav. Ländern, am entschiedensten und erfolgreichsten aber in England zur Ausbildung gelangten Rechtsansicht hervor. Jene legt nämlich den verschiedenen Beweismitteln und Beweisgründen (Geständniß, Augenschein, Zeugniß, Urkunden, Anzeichen) gleiche Wichtigkeit bei und räumt namentlich dem Geständniß keinen Vorzug ein, obgleich nur dieses geeignet ist, ebenso über die äußere wie über die innere Seite der That Aufschluß zu geben. Dagegen war das deutsche Recht von jeher bestrebt, das Innere des Vergehens, die Schuld, zu ermitteln und hiervon das Gewissen des Richtenden zu überzeugen. Weil aber der Schluß von rein äußerlichen Beweisen auf eine Thatsache des subjectiven Bewußtseins keine abschließende Gewißheit zu liefern geeignet ist, so verlangt unser Recht, daß zu dem auf jenem Wege Ermittelten noch etwas Weiteres, das Gewissen des Richters Beruhigendes komme, wie der Eid des Anklägers und seiner Genossen (Eideshelfer) oder der Ausspruch der Gottheit (Gottesurtheil). Nur bei dem Geständnisse wurde ein solches Weiteres nicht gefordert, sowie dann, wenn die richtende Gemeinde die That selbst sah oder hörte. Diese Richtung trat anfangs im deutschen Rechte so einseitig hervor, daß es auf die Beweismittel für die äußere Seite der That fast gar kein Gewicht zu legen schien. Hierin offenbarte sich freilich ein Mangel, der bei steigender Cultur nothwendig verbessert werden mußte, was in Deutschland und Frankreich zu einem gänzlichen Abbrechen des nationalen Entwickelungsgangs und zur Annahme des röm.-kanonischen Beweisrechts führte.

Dagegen hielt England an den heimischen Anforderungen hinsichtlich des Beweises fest, und das Ende der sehr complicirten, mancherlei Phasen durchlaufenden Entwickelung des dortigen Rechts war die Anerkennung der Nothwendigkeit, daß allerdings auch die äußere Seite der That zu erweisen sei, und dies eben durch den Wahrspruch der Geschworenen geschehe, die auf der Grundlage der angelsächs. alten Gemeindeverfassung ein Collectivzeugniß ablegen. Das englische S. beruht somit auf einer eigenthümlichen Entwickelung des Zeugenbeweises und dessen allmählicher Umformung zu einem Beweisurtheil, womit dann auch geschichtlich die Trennung der Thatfrage von der sog. Rechtsfrage gegeben war. Erstere bezeichnet die Competenz der Geschworenen, letztere diejenige des rechtsgelehrten Richters. Was aber grundsätzlich zur That-, was zur Rechtsfrage bei der Beurtheilung eines Straffalls zu rechnen sei, ist nicht nur in England während des Ausbildungsprocesses des S., sondern auch auf dem Continent von jeher streitig gewesen. Die Schwierigkeiten, die sich dabei herausstellen, sind auf dem Wege der Rechtswissenschaft unlöslich. Die Gesetzgebung hat diese Schwierigkeit durch die Vorschriften über Fragestellung zu lösen gesucht. Als Grundregel gilt demgemäß der Satz, daß die Geschworenen ungefragt überhaupt nichts zu erklären haben, wo sie nicht, wie in Frankreich, die Befugniß üben, aus eigener Machtvollkommenheit das Vorhandensein mildernder Umstände erklären zu dürfen. Die an die Geschworenen gerichteten Fragen müssen entweder mit ja oder mit nein beantwortet werden. Zwischen England und dem Continent bestehen aber bezüglich der Art der Fragestellung mancherlei grundsätzlich wichtige Unterscheidungen. Als bedeutendste ist darunter diese, daß in England die Geschworenen befragt werden, ob der Angeklagte im Sinne der

Anklage schuldig ist des Mordes (oder der Fälschung u. s. w.), während auf dem Continent der Rechtsbegriff des Mordes in die einzelnen wesentlichen Bestandtheile und Merkmale aufzulösen ist (Mord also definirt als vorsätzliche, mit Ueberlegung ausgeführte Tödtung eines Menschen). Die Schwierigkeiten richtiger Fragestellung sind ein Grund mancher fehlerhaften Verdicte und darauf gegründeter Nichtigkeitsbeschwerden.

Als die Vorbereitungen zur Herstellung einer einheitlichen deutschen Strafproceßordnung getroffen wurden, kam die Abschaffung oder Beibehaltung der S. ernsthaft in Frage. Der erste preuß. Entwurf wollte das S. durch Schöffengerichte ersetzen; dieser Plan mußte indessen angesichts der dem S. überwiegend günstigen Meinung der Nichtjuristen aufgegeben werden. Die nähern Bestimmungen über das S. gibt das am 1. Oct. 1879 in Wirksamkeit tretende Gerichtsverfassungsgesetz für Deutschland (§. 79—99). Danach sind die S. competent für die Mehrzahl der im Deutschen Strafgesetzbuch sog. Verbrechen, ausgenommen die dem Reichsgericht vorbehaltenen schwersten Staatsverbrechen. Die polit. Vergehen und die Preßdelicte, die in Belgien verfassungsmäßig den Geschworenen zugewiesen sind, bleiben ihnen in Deutschland entzogen. Doch besteht eine Verschiedenheit auch fernerhin insoweit, als es in denjenigen deutschen Ländern, in denen (wie in Baiern) die Geschworenen über Preßvergehen zu urtheilen hatten, an dem bisherigen Rechtszustande von Reichs wegen nichts geändert werden soll.

Die in vielen deutschen Staaten seit 1848 angenommenen Strafproceßordnungen gingen zwar in den meisten Beziehungen auf das franz. Vorbild zurück, indessen gelangte hier die Einsicht zu immer allgemeinerer Geltung, daß das engl. Recht dem Begriffe der Jury weit vollständiger Rechnung trage. Dasselbe ist auch, wenigstens der Hauptsache nach, in das nordamerik. Criminalrecht übergegangen und in Portugal und Brasilien bei der einschlagenden Gesetzgebung benutzt worden. Vgl. Mittermaier, «Das Strafverfahren in seiner Fortbildung» (Erlangen 1856); Gneist, «Die Bildung der Geschworenengerichte in Deutschland» (Berl. 1849); Köstlin, «Die Geschworenengerichte für Nichtjuristen dargestellt» (Lpz. 1851); Biener, «Das engl. Geschworenengericht» (3 Bde., Lpz. 1852—53); Meyer, «That- und Rechtsfrage im Geschworenengericht» (Berl. 1860); von Hye, «Ueber das S.» (Wien 1864); Heinze, «Ein deutsches Geschworenengericht» (2. Aufl., Lpz. 1865); Glaser, «Zur Juryfrage» (Wien 1864); von Bar, «Recht und Beweis im Geschworenengericht» (Hannov. 1861); Schwarze, «Das deutsche S.» (Erlangen 1866); Brunner, «Die Entstehung der S.» (Berl. 1872).

Schwyz, der 5. Canton der Schweiz, nach welchem dieselbe benannt wird, eine der vier Waldstätte, der wichtigste der drei Urcantone, wird im N. von Zug, Zürich, dem Zürichersee und St.-Gallen, im O. von Glarus, im S. von Uri und dem Vierwaldstättersee, im W. von Luzern begrenzt und umfaßt ein Areal von 908,5 QKilom. Der Norden des Cantons gehört zum Gebiete der Limmat, welcher bei Lachen am obern Zürichersee die Wäggithaler Aa und bei Zürich die Sihl zufließen; der Westen stößt an den Zugersee, der Süden an den Vierwaldstättersee (s. d.), der bei Brunnen die Muotta mit dem Abflusse des lieblichen Lowerzersees (2,44 QKilom.) aufnimmt. Das Land wird von den Schwyzeralpen (s. Alpen) durchzogen, welche im Süden den Charakter rauher, felsiger Mittelgebirge mit spärlichen Firnfeldern, aber ausgedehnten Karrenbildungen aufweisen, nach Norden dagegen allmählich in bewachsenes und bewaldetes Voralpenland übergehen. Vom Areal entfallen 13,5 Proc. auf Waldflächen, 0,3 Proc. auf Rebland, 58,9 Proc. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden, 27,3 Proc. sind unproductiv. Von den (1870) 47,705 E. sind 47,047 Katholiken, 647 Protestanten, 4 Christen anderer Confessionen und 7 Israeliten. Die Haupterwerbsquelle ist die Viehzucht und Alpwirthschaft. Nach der Viehzählung von 1876 zählte der Canton 1171 Pferde, 25,922 Rinder, 5099 Schweine, 6478 Schafe, 7844 Ziegen, 2015 Bienenkörbe. Besondere Erwähnung verdienen die Pferdezucht von Einsiedeln, die Schweinezucht der March (im Nordosten des Cantons) und die Rinderzucht, welche den besten Schlag der Ostschweiz liefert. Der Getreidebau, auf wenige Thalgründe angewiesen, vermag den Bedarf nicht zu decken; der Weinbau ist auf die Ufergelände des Zürichersees beschränkt, der Obstbau am stärksten in der March und an den Ufern des Vierwaldstättersees. Der Bergbau liefert Sandsteine bei Bäch am Zürichersee, Wetzsteine, Kalk und Gips im Wäggithale; der Thalgrund von Einsiedeln besitzt ausgedehnte Torfmoore. Von Mineralquellen sind zu erwähnen die Stahlwasser von Seewen und Nuolen und die Schwefelquelle von Iberg. Von der Bevölkerung sind 26 Proc. industriell. Die wichtigsten Industriezweige sind die Baumwollspinnerei und Weberei der Bezirke March und Höfe, die Seidenspinnerei und Weberei von Gersau u. s. w., beide von der Industrie Zürichs abhängig, und die eigenthümliche Industrie

Einsiedelns (s. d.), welches als einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der kath. Christenheit der erste Fabrikationsort für Wallfahrtsartikel aller Art, wie Gebetbücher, Heiligenbilder, Rosenkränze, Wachswaaren u. s. w. ist, die größte Druckerei der Schweiz besitzt und seine Artikel nach allen kath. Ländern Europas und Amerikas ausführt. Handel und Fremdenverkehr werden durch gute Poststraßen, die Dampfschifffahrt auf dem Züricher-, Zuger- und Vierwaldstättersee, sowie durch mehrere Eisenbahnen begünstigt, von welchen die Linien Wädensweil-Einsiedeln und Arth-Rigi Bergbahnen sind; der Norden des Cantons wird von der Nordostbahnlinie Zürich-Richterswil-Glarus durchzogen; durch den Süden wird die Linie Immensee-S.-Flüelen als Theil der St.-Gotthardbahn (s. d.) gebaut. Die Verfassung ist demokratisch. Der Cantonsrath, auf vier Jahre gewählt, je ein Mitglied auf 600 E., ist gesetzgebende, der Regierungsrath, dessen Präsident den Titel Landammann führt, vollziehende Behörde. Die Zahl der Regierungsräthe beträgt sieben, ihre Amtsdauer vier Jahre. Das Referendum ist für Gesetze und Ausgaben über 50,000 Frs. obligatorisch; zur Initiative sind 2000 stimmfähige Bürger erforderlich. Der Canton zählt 28 Gemeinden und zerfällt in administrativer Hinsicht in die sechs Bezirke Einsiedeln, Gersau, Höfe, Küßnacht, March und S. Jeder derselben besitzt einen Bezirksrath von 7—15 Mitgliedern unter einem Bezirkskammann und ein Bezirksgericht von 7 Mitgliedern. Höchste Instanz ist das Cantonsgericht mit 9 Mitgliedern und sechsjähriger Amtsdauer. Die Staatsausgaben betrugen 1875 419,000 Frs., die Einnahmen 394,000 Frs., die Staatsschuld 1,070,000 Frs. Vor der Reformation dem Bisthum Konstanz zugehörig, steht nun der streng kath. Canton, welcher noch sieben Klöster zählt, unter dem Bischof von Chur. Für den Unterricht sorgen neben den obligatorischen Primärschulen die Lyceen und Gymnasien von S. und Einsiedeln und das Lehrerseminar von Rickenbach. In militärischer Beziehung gehört die nördl. Hälfte des Cantons (Einsiedeln, Höfe, March) zum Stammbezirk der 6., die südliche (Gersau, Küßnacht, S.) zu dem der 8. Division.

Die Schwyzer sind alemann. Stammes; die weitverbreitete Sage, daß die Bewohner der Urcantone und des Oberhasli schwed. und fries. Ursprungs und, durch Hungersnoth aus ihrer Heimat vertrieben, unter einem Häuptling Switer eingewandert seien, ist geschichtlich durchaus unhaltbar. Mit den übrigen Alemannen Helvetiens kamen sie zu Anfang des 6. Jahrh. unter fränk. Herrschaft; 809 stellten sie sich unter den Schutz des Reichs, 1110 unter die Schirmherrschaft der Grafen von Lenzburg. Urkundlich schon 1114 bei Anlaß eines Grenzstreites mit dem Stift Einsiedeln als die «freien Männer von S.» bezeichnet, erhielten sie 1240 von Friedrich II. die förmliche Zusicherung der Reichsunmittelbarkeit. Schon seit alter Zeit mit Uri und Unterwalden verbündet, erneuerten sie 1291, der Sage nach 1307 auf dem Grütli (s. d.) das Bündniß, welches 1315, nachdem durch die Schlacht am Morgarten (s. d.) die habsburgischen Angriffe gegen die Freiheit der Waldstätte zurückgewiesen worden waren, zu Brunnen urkundlich festgestellt wurde. Von da an nahm S. theil an der allmählichen Entwickelung der schweiz. Eidgenossenschaft. Im 15. Jahrh. behnte es seine Herrschaft über das Stift Einsiedeln und bis an den Zürichersee aus. Mit Uri und Unterwalden theilte es sich den Besitz der tessinischen Vogteien Bollenz (Val Blegno), Riviera und Bellinzona; mit Glarus besaß es Uznach, Gaster und Gambs, mit den übrigen Cantonen die gemeinen Herrschaften in Thurgau, St.-Gallen und Tessin. Die Reformation fand in S. wenig Boden; in den Religionskriegen von 1531, 1656 und 1712 standen die Schwyzer an der Spitze der Katholiken; die kleine prot. Gemeinde von Arth wurde 1655 aus dem Lande vertrieben. Beim Einbruche der Franzosen 1798 vertheidigte sich S. unter Aloys Reding tapfer und mit Geschick, mußte aber trotzdem der Uebermacht sich fügen, die Helvetische Constitution annehmen und die Unterthanenländer aufgeben. Durch die Mediationsacte 1803 erhielt es sein Gebiet bis an den Zürichersee zurück und erwarb die kleine Republik Gersau (s. d.); die Unterthanenländer dagegen blieben verloren und die Abhängigkeit, in welcher sich die sog. äußern Bezirke gegenüber Alt- oder Innerschwyz befunden hatten, wurde nicht wieder hergestellt. Trotz der theoretischen Gleichberechtigung aller sechs Bezirke wußte aber in der Folge der Bezirk S. thatsächlich die Herrschaft wieder an sich zu bringen, und 1828 wurde das alte Unterthanenverhältniß durch die Landsgemeinde wieder eingeführt. Als nun 1830—31 fast in allen Cantonen größere oder geringere Staatsveränderungen stattfanden, gärte es auch in Außerschwyz, indem die Bewohner, auf den Bundesvertrag von 1815 gestützt, gleiche staatsbürgerliche Rechte mit den Altschwyzern begehrten. Nach langen Wirren kam endlich für den gesammten Canton die Verfassung vom 13. Oct. 1833 zu Stande. Aber die Wahlen gaben den Altschwyzern das Uebergewicht, worauf Beschwerdeschriften aus den äußern Bezirken über

verschiedene Verfassungsverletzungen bei der Tagsatzung einliefen. Ueberdies erhob sich in den innern Bezirken der Streit der sog. Hörner und Klauen, oder der reichern und ärmern Oberallmendsbesitzer. Es kam 8. Mai 1838 auf der Landsgemeinde am rothen Thurm zu Thätlichkeiten, wobei die Klauen und Außerschwyzer den Kürzern zogen. Nur mit Mühe brachten eidgenössische Commissarien eine Entwaffnung beider Parteien und eine neue Landsgemeinde zu Stande, wobei abermals die Altschwyzer das Uebergewicht behielten. Von nun an hielt sich S. entschieden zu den ultramontanen Cantonen. Die Verfassung war absolut-demokratisch und die höchste Gewalt stand der alle zwei Jahre versammelten Landsgemeinde zu. S. war eins der eifrigsten Mitglieder des Sonderbundes. Nach dessen Auflösung erhielt der Canton 11. März 1848 eine neue Verfassung, wodurch er in die Repräsentativdemokratien trat. Die Landsgemeinde verschwand, doch bestehen noch Bezirks- und Kreisgemeinden. Seit der neuen Verfassung hat S. in jeder Beziehung erfreuliche Fortschritte gemacht. Eine 1855 unternommene Verfassungsrevision beschränkte sich nur auf einige Artikel der Gerichtsorganisation. Wichtiger war die Revision von 1876, welche das obligatorische Referendum und die Initiative einführte. Bei den Abstimmungen von 1872 und 1874 über Revision der Bundesverfassung stand S. auf seiten der Verwerfenden (und zwar 12. Mai 1872 mit 8980 Nein gegen 1640 Ja, 19. April 1874 mit 9298 Nein gegen 1988 Ja). Hauptort des Cantons ist Schwyz, ein zerstreut gebauter Flecken mit (1870) 6154 E., 514 Mt. über dem Meere am Fuße des Mythen (s. d.), Sitz der Regierung, mit altem Rathhause, zwei schönen Kirchen, zwei Klöstern und einem 1847 aufgehobenen Jesuitenkloster, in welchem sich jetzt das Collegium, die berühmteste und größte kath. Erziehungsanstalt der Schweiz, befindet. In der Nähe liegt das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte, und am Fuße des zum Rigi gehörenden Urmibergs das Bad Seewen. Andere wichtige Ortschaften sind: Gersau, Lachen, ein Flecken am Zürichersee (1555 E.), Einsiedeln, Küßnacht, Brunnen und Arth (2446 E.) am Zugersee. Vgl. Meyer von Knonau, «Der Canton S.» (St.-Gall. 1835); Steinauer, «Geschichte von S.» (2 Bde., Einsiedeln 1861).

Schynpaß heißt die wilde, spaltenartige unterste Stufe des Albulathals im schweiz. Canton Graubünden. Nachdem die Albula bei Tiefenkasten (richtiger Tiefenkastels) den Oberhalbsteiner Rhein aufgenommen, wendet sie sich, das Gebirge quer durchbrechend, nach Nordwesten und fließt, zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle bildend, tief zwischen schwarzen Schieferfelsen eingegraben, dem Hinterrheine zu, den sie bei Sils unweit Thusis erreicht. Durch die Schlucht zieht sich, von Thusis bis Tiefenkasten 13 Kilom. lang, die 1869 vollendete Schynpaßstraße, welche die Splügenstraße mit der Julierstraße verbindet. Bei Thusis überschreitet dieselbe nahe der Mündung der schwarzflutenden Nolla den Hinterrhein und erreicht unweit Sils die enge Spalte des S., auf dessen linker Seite sie ansteigt, bis sie über die kühne Solisbrücke, welche mit einem Bogen von 24 Mt. Weite den 77 Mt. tiefer gelegenen Fluß überspannt, das rechte Ufer gewinnt. Bei Tiefenkasten setzt sie, mit der Juliersraße vereinigt, wieder auf das linke Ufer über. Hoch über dem in finsterer Tiefe dahinbrausenden Flusse angelegt, an manchen Stellen in den Fels gesprengt, mehrmals durch gemauerte Galerien und durch kleine Tunnels führend, steht sie der berühmten Via-Mala der Splügenstraße (s. d.) an Großartigkeit kaum nach.

Sciacca, Hafenstadt in der Provinz Girgenti, an der südwestl. Küste Siciliens, Hauptort eines Districts, 6 Kilom. im Nordosten vom Cap San-Marco an und auf einer steilen Höhe am Meere gelegen und durch diese Lage, sowie durch ihre zahlreichen Thürme und alten Ringmauern von weitem imponirend, aber im ganzen schlecht gebaut, hat einen von Julia, der Tochter König Roger's I. gegründeten Dom mit merkwürdigem Echo, eine Menge anderer Kirchen und Klöster und verschiedene, wegen ihrer mittelalterlichen Architektur interessante Gebäude. Sie war im Mittelalter eine königl. (keinem Baron gehörende) Stadt. Doch wohnten hier wichtige Dynasten, deren Burgen noch jetzt in Trümmern (namentlich an der Ostseite der Stadtmauer) vorhanden sind. Hier erheben sich die Castelle der Familien Luna und Perollo, deren Kämpfe die Stadt während eines Jahrhunderts (1410—1529) in Aufregung setzten. Der Hafen ist klein. Die Stadt zählt (Ende 1876) 20,579 E., die Töpfereien, namentlich für kühlende Gefäße aus poröser Erde, desgleichen mancherlei andere Manufacturen unterhalten und starken Sardellenfang, sowie Handel treiben. Man bemerkt in der Umgegend überall vulkanische Thätigkeit. Bei S. waren die warmen Bäder von Selinus. Von antiken Gebäuden ist keine Spur mehr vorhanden. Etwa 1 Stunde im Osten liegen jedoch auf dem isolirten Bergkessel Monte-San-Calogero (350 Mt. hoch) die merkwürdigen Dampfbäder (le stufe),

deren Dampfwärme zwischen 27 und 32° R. schwankt. Ihre Anlage wurde im Alterthum dem Dädalus, die Entdeckung ihrer Heilkraft im Mittelalter dem San-Calogero zugeschrieben. Merkwürdig sind die theilweise künstlichen Höhlen des Bergs. In dem Thale zwischen dem Berge und der Stadt befinden sich heiße Schwefelquellen (45°) und heiße Salzquellen (25°), die im Sommer von vielen Kranken besucht werden.

Scillyinseln (franz. Sorlingues), liegen in einer 20 Kilom. langen und halb so breiten Gruppe 49 Kilom. vom Cap Landsend, der äußersten Südwestspitze von Cornwall. Es sind 145 kleine, zusammen nur 2254 Hekt. (die größte, St.-Marys, hat 913 Hekt.) einnehmende Eilande, von vielen Klippen und Riffen umgeben, felsig, baumlos, von überaus mildem und gesundem Klima begünstigt, aber stets von den Wogen des Meers gepeitscht und nicht selten verheerenden Orkanen ausgesetzt, sodaß in ihrer für die Schifffahrt höchst gefährlichen Nähe öfters Schiffbrüche stattfinden. Nur sechs sind bewohnt und tragen Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln, während die unbewohnten nur Gras, Moos und Seetang erzeugen, welcher zu Kelp verbrannt oder zum Viehfutter benutzt wird. Pferde und Rinder sind klein. Die Schafwolle, wegen ihrer Feinheit von Werth, wird zu Tuch und Strümpfen verarbeitet. Kaninchen und wildes Geflügel sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, 2093 an der Zahl (1871), nähren sich von Ackerbau, Schafzucht, Fischerei und Lootsendienst, in welchem sie ausgezeichnet sind. Sie sind abgabenfrei und stehen mit Cornwall, wozu sie gerechnet werden, in keiner polit. Verbindung. Erst in neuerer Zeit sind Schulen und Kapellen angelegt worden. Zwölf der Einwohner bilden die Verwaltungsbehörde. In kirchlicher Beziehung stehen die S. seit 1838 unter dem Bischof von Exeter. Die größern Inseln sind: St.-Marys, mit 1386 E. und dem Städtchen Heughtown oder Newton, dem Hauptort der Eilandsgruppe, einem Hafen und einem Fort auf dem 33,5 Mt. hohen Hugh-Hill; Treśco oder Trescaw, mit 266 E. und dem Flecken Dolphintown; St.-Martins, mit 158 E. und einem Signalthurm; Bryher, mit 104 E., und St.-Agnes, mit 179 E., Kirche und Leuchtthurm. Ein zweiter Leuchtthurm steht im äußersten Südwesten auf Bishop's-Rock. Das Hauptgestein der Inseln ist Granit. Von Zinn oder Zinngruben enthalten sie keine Spur; daß in den S. die Cassiterides Insulae oder Zinninseln der Alten zu finden sind, ist indeß eine gewöhnliche Angabe. Wahrscheinlich ist aber, daß die Phönizier, die nach ziemlich einstimmiger Ueberlieferung Britannien entdeckt, mit jenem Namen nicht sowol die S. als vielmehr die dahinterliegende, zerspaltene Küste von Cornwall und Devon, noch jetzt die Hauptfundstätten des brit. Zinns, oder überhaupt die brit. Inseln bezeichnet haben. Andere nehmen an, daß in ältester Zeit die Eilande mit Cornwall zusammengehangen haben und erst später von demselben losgerissen worden seien.

Scindia, Maharattendynastie, s. Gwalior.

Scioppius (Kasp.), eigentlich Schoppe, Gelehrter des 16. Jahrh., geb. 27. Mai 1576 zu Neumark in der Pfalz, suchte sich, nachdem er zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt seine Studien vollendet, durch den Uebertritt zur kath. Kirche einen Weg für seine ehrgeizigen Absichten zu bahnen und erhielt auch später eine Menge glänzender Titel, indem man ihn in Spanien zum Geheimrath und Grafen von Clara-Valle erhob. Der Beifall, mit dem seine ersten philol. und kritischen Schriften aufgenommen wurden, steigerte seine Anmaßung und Prahlsucht bis zu dem Grade, daß er selbst den Cicero der Barbarismen beschuldigte. Seine niedrige Schmähsucht hatte ihm zuletzt allgemeine Verachtung zugezogen. Im J. 1614 zog er sich nach Padua zurück. Hier starb er 19. Nov. 1649. In seinen philol. Schriften bekämpfte er allerdings mit Grund die damalige planlose und geisttödtende Erklärung der alten Classiker, besonders das verwilderte Notenlatein, aber freilich in einem mehr als gemeinen Tone. Hierher gehören die «Verisimilium libri IV» (Nürnb. 1596), die «Suspectarum lectionum libri V» (Nürnb. 1597 u. Amsterd. 1664); ferner die «Commentatio de arte critica» (Nürnb. 1597 u. Amsterd. 1661) und die «Grammatica philosophica» (Mail. 1628; zuletzt Augsb. 1712); zahlreiche andere Schriften, die noch mehr den Charakter von Pasquillen an sich tragen, wie «Infamia Famiani» u. s. w., veröffentlichte er unter den Namen von Nikodemus Macer, Oporinus Grubinus, Aspasius Grosippus, Isaak Casaubonus, Philoxenus Melander u. s. w.

Scipio ist der Name einer der patricischen röm. Familien, die zu der Gens Cornelia gehörten. Sie erscheint in der Geschichte zuerst mit dem Publius Cornelius S., den die Fasti unter den consularischen Kriegstribunen des J. 395 (und 394) v. Chr. anführen. — Ein anderer Publius Cornelius S. war 366 v. Chr. der eine von den beiden ersten curulischen Aedilen. — Zum Consulate schwang sich aus der Familie der Scipionen zuerst Lucius Cornelius S. 350 v. Chr. empor. — Lucius Cornelius S. Barbatus

bekleidete das Consulat 298 v. Chr., dann die Censur und zeichnete sich in dem Kriege wider die Etrusker, Samniter und Lucaner aus. Seine Grabschrift und die seines Sohnes Lucius Cornelius S., der 259 v. Chr. als Consul die Karthager aus Corsica vertrieb und 258 Censor war, sind, in saturnischem Versmaß abgefaßt, die ältesten unter den Inschriften, die in dem 1780 vor der Porta Capena bei Rom entdeckten Familienbegräbniß der Scipionen gefunden wurden. — Söhne des letztgenannten Lucius waren Publius und Gnäus Cornelius S., von denen der erstere als Consul 218 v. Chr., dem ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, Hannibal vergeblich am Uebergang über den Rhône zu hindern suchte und dann von diesem in Italien am Ticinus im Reitergefecht und darauf an der Trebia mit seinem Amtsgenossen Tiberius Sempronius Gracchus geschlagen wurde. Er ging 217 nach Spanien, wohin sein Bruder Gnäus, der als Consul 222 mit Marcellus im Gallischen Kriege ruhmvoll gekämpft hatte, schon 218 als Legat gegangen war und den Karthagern das Land zwischen Ebro und Pyrenäen, dann auch die Herrschaft über die Küste entrissen hatte. Beide Brüder besiegten die Karthager wiederholt in den nächsten Jahren, fanden aber, nachdem sie ihre Heere getheilt hatten, kurz nacheinander beide 212 ihren Untergang. Die Reste des Heers von Gnäus rettete der Ritter Lucius Marcius. — Den Tod seines Vaters Publius und seines Oheims rächte bald nachher der große Publius Cornelius S. Africanus der Aeltere (major). Dieser, geb. 235 v. Chr., wurde 212 vom Volke zum curulischen Aedil gewählt. Als man 211 nach Spanien, wo der Proprätor Gajus Claudius Nero wenig ausgerichtet hatte, einen Proconsul schicken wollte, trat, wie erzählt wird, S. als einziger Bewerber um das gefährliche Amt auf. Das Volk, auf welches seine Persönlichkeit, sowie seine geheimnißvolle Religiosität einen zauberhaften Reiz ausübten, wählte ihn, obwol er bis dahin kein höheres Kriegsamt bekleidet hatte. Schon im Frühjahre 210 eroberte er mit seinem Freunde Gajus Lälius, der seine Flotte führte, Neukarthago, den wichtigsten Handels- und Waffenplatz der Punier in Spanien. Durch Großmuth und Milde gewann er die span. Völker, die ihn, nachdem er den Barcinen Hasdrubal 209 bei Bäcula geschlagen, ohne doch seinen Abzug nach Italien verhindern zu können, zum König ausrufen wollten. Im J. 208 wurden Hanno und Mago geschlagen und Hasdrubal, Gisgo's Sohn, genöthigt, sich in die festen Plätze zurückzuziehen. Als der letztere 207, mit Mago vereint, bei Bäcula wieder dem S. die Spitze bot, siegte dieser und schloß darauf ein Bündniß mit dem Numidier Syphax, den er nicht ohne Gefahr selbst in Afrika aufsuchte. Nachdem er durch die Einnahme von Gades die Unterwerfung des karthag. Spanien vollendet, kehrte er nach Rom zurück, wo er für das J. 205 zum Consul gewählt wurde. Seinem Plane aber, den Krieg sogleich nach Afrika zu versetzen, widersprach der Senat, besonders der alte Fabius Cunctator. Endlich wurde ihm Sicilien zur Provinz und die Erlaubniß gegeben, nach Afrika zu gehen. Trotz mancher Hindernisse von seiten seiner Gegner in Rom erschien er 204 mit etwa 20,000 Mann als Proconsul in der Nähe von Utica. Der Widerstand, den diese Stadt leistete, nöthigte ihn, im verschanzten Lager zu überwintern. Hasdrubal, Gisgo's Sohn, und Syphax, der sich den Karthagern verbündet hatte, griffen ihn an wurden aber zweimal 203 besiegt und der letztere selbst gefangen. Im Herbste 203 kehrte Hannibal nach Afrika zurück und wurde nach vergeblichen Friedensunterhandlungen von S. 19. Oct. 202 in der Schlacht bei Zama (s. d.) entscheidend geschlagen. Hierauf kehrte S., nachdem er den Frieden, der Karthagos Macht brach, vermittelt, im Triumph nach Rom zurück, wo er den ruhmvollen Beinamen Africanus annahm. Im J. 199 wurde er zum Censor, 194 zum zweiten mal zum Consul erwählt, und seit 198 war er Princeps Senatus. Im J. 193 wurde er als Schiedsrichter zwischen den Karthagern und Masinissa nach Afrika geschickt. In dem Krieg gegen Antiochus begleitete er 190 seinen Bruder Lucius als Legat. Aufgereizt von der den Scipionen feindlichen Partei, an deren Spitze Cato stand, klagten ihn Volkstribunen, nachdem er 187 im Senate das Rechnungsbuch, welches sein Bruder, wider das Herkommen zur Rechnungslegung aufgefordert, herbeibrachte, zerrissen hatte, vor dem Volke an, daß er sich von Antiochus habe bestechen lassen. Da erinnerte S. auf einer der Vorverhandlungen, statt sich zu verantworten, das Volk, heute sei der Tag, an dem er einst den Hannibal besiegt, und fügte nach einigen Berichterstattern hinzu, sie sollten ihm auf das Capitol folgen und den Göttern danken, was denn auch geschah. Doch war die Sache damit nicht erledigt; S. sah sich vielmehr veranlaßt, vor dem Tage der entscheidenden Abstimmung die Stadt zu verlassen, worauf man hernach den Proceß fallen ließ. Seine polit. Thätigkeit war aber zu Ende und er starb in völliger Zurückgezogenheit auf seinem Landgute bei Litermum in Campanien 183, nach andern 185 oder 184. Von seiner Gattin Aemilia, der Tochter des Aemilius Paullus, der bei Cannä

fiel, hinterließ er zwei Söhne: Publius, ausgezeichnet durch Begabung und Bildung, aber durch Körperschwäche an öffentlicher Wirksamkeit verhindert, und Lucius, den Antiochus gefangen nahm, aber freigab, und der, als ausgeartet, von den Censoren 174, wo er die Prätur erlangte, aus dem Senat gestoßen wurde. Die eine der Töchter war Cornelia (s. d.), die Mutter der Gracchen, die andere an Publius Cornel. Scipio Nasica mit dem Beinamen Corculum verheirathet. — Der jüngere Bruder des großen Africanus war Lucius Cornelius S., der mit jenem in Spanien war, 193 die Prätur bekleidete und 190 als Consul den Auftrag zur Führung des Kriegs gegen Antiochus III. von Syrien erhielt. Nach der Beendigung des Kriegs durch den Sieg bei Magnesia feierte er einen prächtigen Triumph und legte sich den Namen Asiagenus bei, woraus später Asiaticus gemacht wurde. Er wurde angeklagt, daß er von den vom Antiochus erhaltenen Geldern unterschlagen habe, und zu einer Geldstrafe verurtheilt. — Ein Abkömmling von ihm war Lucius Cornelius S., der 83 v. Chr. als Consul von seinem Heere verlassen wurde, da Sulla gegen dasselbe zog. — Publius Cornelius S. Aemilianus, der jüngere Africanus, der leibliche Sohn des Lucius Aemilius Paullus, kämpfte, kaum 17 J. alt, 168 unter diesem und wurde von des ältern Africanus Sohn, Publius, adoptirt. Ohne der strengen altröm. Sitte sich zu entfremden, suchte er mit ihr die griech. Bildung, in der ihn der Umgang mit Polybius, dann dem Stoiker Panätius förderte, zu vereinen und seine Reden, die er gleich Cato aufzeichnete, galten als Musterstücke. Im J. 151 übernahm er freiwillig die Stelle eines Kriegstribunen bei dem Heere in Spanien. Es wird erzählt, daß er bei der Belagerung von Intercatia im Zweikampf einen span. Häuptling erlegte und bei einem übrigens schließlich abgeschlagenen Sturme zuerst die Mauer erstieg. Als der commandirende General L. Licinius Lucullus mit der Stadt in Verhandlungen sich einzulassen gezwungen sah, ließ sich dieselbe, da Lucullus kurz vorher eine schmähliche Treulosigkeit begangen hatte, erst dann auf einen Vertrag ein, als S. für dessen Erfüllung sein Wort verpfändete. Auch in dem ersten Jahre des dritten Punischen Kriegs, 149 v. Chr., diente er nur als Tribun, aber seine Tapferkeit, Rechtlichkeit und Kriegskunde erwarben ihm allgemeine Bewunderung. Er wurde darum 147 zum Consul erwählt und mit der Beendigung des Kriegs gegen Karthago beauftragt. Von Polybius und Lälius begleitet, ging er nach Afrika, stellte hier die Kriegszucht wieder her und beschränkte die Karthager auf die Stadt, die sie mit verzweifeltem Muthe vertheidigten und die erst 146 erobert wurde. (S. Karthago.) Auf den Trümmern soll S. ihr Geschick beweint und in der Ahnung, daß auch Rom einst fallen werde, die Homerischen Worte ausgerufen haben: «Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt.» S. kehrte nach Rom im Triumph zurück und besaß seitdem den Namen Africanus nicht blos als ererbten. Die Censur verwaltete er 142 mit Mummius streng und gewissenhaft. Für das Jahr 134 wurde ihm zur Beendigung des Kriegs gegen Numantia (s. d.) das Consulat zum zweiten mal übertragen. Auch hier begann er mit Herstellung der Mannszucht beim Heere; aber erst nach langwieriger Belagerung wurde er 133 der heldenmüthigen Stadt Meister und seitdem auch Numantinus genannt. Als er 129 die weitere Ausführung des Ackergesetzes dadurch aufhielt, daß er durch einen Volksbeschluß den zur Vertheilung bestimmten Triumvirn die Entscheidung über die in der Sache entstehenden Streitigkeiten entziehen ließ, wurde er am Morgen nach der Volksversammlung, in der er kraftvoll gegen die Volksführer gesprochen, in seinem Schlafgemache todt gefunden. Nach einigen war er eines natürlichen Todes gestorben, andere gaben fast ohne Zweifel mit Recht seinen Gegnern die Schuld. — Von Gnäus S., dem erwähnten Oheim des ältern Africanus, stammte die Linie der Scipionen, die den Beinamen Nasica führte. Zuerst erhielt ihn jenes Sohn, Publius Cornelius S. Nasica, der 194 und 193 als Prätor und Proprätor in Spanien, als Consul 191 im Cisalpinischen Gallien gegen die Bojer siegreich war. Sein gleichnamiger Sohn, mit einer Tochter des ältern Africanus vermählt, erhielt wegen seiner Tüchtigkeit und Einsicht den Zunamen Corculum. Derselbe war zweimal Consul, 162 und 155, Censor 159. Pontifex Maximus wurde er 150. — Sein Sohn gleichen Namens, von einem Tribunen im Spott mit dem Sklavennamen Serapio zubenannt, Consul 138, streng, hart und ein eifriger Optimat, leitete 133 v. Chr. den Angriff auf den ältern Gracchus und machte sich dadurch beim Volke so verhaßt, daß ihn der Senat, obwol er Pontifex Maximus war, durch eine Sendung nach Asien entfernte, wo er in Pergamum starb. — Sein Sohn gleichen Namens, in der Jugurthinischen Zeit durch Unbestechlichkeit und strenge Rechtlichkeit, als Redner durch Witz und Laune ausgezeichnet, starb als Consul 111. — Dessen Enkel war der von Metellus adoptirte Quintus Cäcilius Metellus Pius S., Cäsar's heftiger Gegner.

Sclopis de Salerano (Graf Federico), ital. Staatsmann und Gelehrter, geb. 10. Jan. 1798 zu Turin, erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt jurist. Studien. Nach Beendigung derselben arbeitete er erst im Ministerium des Innern, schied aber, infolge der Ereignisse, welche die Abdankung König Victor Emanuel's I. nach sich zogen, aus demselben aus, um sich dem Justizdepartement zu widmen, in welchem er fortan verblieb und bis zum Amte des Generalprocurators beim turiner Appellhof stieg. An der Redaction des Civilgesetzbuchs von 1837 hatte er wesentlichen Antheil. Inmitten der Bewegungen von 1848 übernahm S. 16. März das Ministerium der Justiz und der kirchlichen Angelegenheiten, legte aber im Juli 1848 sein Portefeuille nieder. S. war hierauf Mitglied der Deputirtenkammer, bis er unter dem Ministerium Gioberti sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog. Ende 1849 trat er in den Senat und wurde zum Vicepräsidenten, später zum Präsidenten desselben erwählt. Nach Abschluß der Septemberconvention von 1864 entsagte er aber der Präsidentschaft. Nach Uebersiedelung der Regierung nach Florenz behielt S. seinen Wohnsitz in Turin; 1872 präsidirte er zu Genf dem Schiedsgericht über die Alabama-Frage. Er starb zu Turin 8. März 1878. Als Gelehrter hat er sich durch mehrere Werke über Gesetzgebung, Staatsrecht und Geschichte Italiens, insbesondere der sardin. Monarchie auch im Auslande einen geachteten Namen erworben. Dahin gehören: «Histoire de l'ancienne législation de Piémont» (Tur. 1833), «Histoire de la législation italienne» (3 Bde., Tur. 1840—57), «Essai sur les États généraux et autres institutions politiques du Piémont» (Tur. 1851), «Recherches historiques sur les rapports politiques entre la dynastie de Savoie et le gouvernement britannique» (Tur. 1853) u. s. w.

Scoliose, die häufigste der Wirbelsäulenverkrümmungen, s. Wirbelsäule.

Scontriren oder Riscontriren (ital. scontrare und riscontrare), d. h. Schuld und Forderung gegeneinander ausgleichen, ist ein kaufmännisches Verfahren, durch das die gleichzeitige Berichtigung einer Menge von Geldforderungen, welche verschiedenen Anwesenden gegeneinander zustehen, mittels Abtretung und Anrechnung erfolgt, um damit die zeitraubende vielmalige Aufzählung größerer Summen zu ersparen. Man nennt deshalb diese Berichtigungsweise auch Zahlung mit geschlossenem Beutel. Wenn z. B. A an C und B an D je 500, D wieder an A, C an B den gleichen Betrag zu fordern hat, so erfolgt die Tilgung, indem A den C an B abtritt und D wieder durch Cession den B befriedigt, welchem aber B nicht zahlt, sondern seine Gegenforderung anrechnet. Stellt sich die Forderung des einen etwas höher, so empfängt er nur den überschießenden Betrag in baarem Gelde. Schon im Mittelalter glichen so die Wechsler der verschiedenen Handelsplätze auf jährlichen Zusammenkünften in Brie und Troyes die Forderungen aus, welche sie durch gegenseitige Honorirung von Anweisungen erworben hatten, und noch jetzt bedienen sich die Großhändler und Bankiers auf bedeutendern Plätzen an bestimmten Zahltagen, ebenso die deutschen Verleger auf der leipziger Buchhändlermesse des nämlichen Verfahrens, das in Frankreich Virment des parties, in England Clearing heißt. Ein besonders großartiges Geschäft dieser Art vollzieht sich regelmäßig auf dem londoner Clearing-House (s. d.). Unter Scontro wird theils die Zahlung im Wege des S., theils die Zeit, zu welcher dies geschieht, der Scontrotag, verstanden. Auch nennt man oft Scontro das Buch, in das die täglich vorkommenden Geschäftsvorfälle gewisser Art eingetragen werden (daher unterscheidet man Waarenscontro = Waarenlagerbuch, Wechselscontro u. s. w.).

Scoresby (William), ausgezeichneter engl. Seemann, geb. 5. Oct. 1789 zu Cropton in der Grafschaft York, begann seine Laufbahn als Seemann unter der Leitung seines Vaters, eines geschickten Kapitäns bei der nordischen Walfischerei. Während er sich in den Sommermonaten allen Mühen und Gefahren der arktischen See unterzog, benutzte er die Winterzeit, sich auf der Universität Edinburgh theoretische Kenntnisse zu erwerben. Auf dem Schiffe seines Vaters, der Resolution, drang er bis zu 81° 30′ nördl. Br. vor, eine Polhöhe, die im offenen arktischen Meere nur durch Parry (82° 45′) übertroffen wurde. Die Resultate einer 17jährigen Erfahrung in den nördl. Meeren legte er in dem berühmten «Account of the arctic regions» (2 Bde., Lond. 1820) nieder. Er untersuchte 1822 zum ersten mal die Ostküste Grönlands zwischen 70 und 75° nördl. Br. und entwarf die erste genaue Karte dieser Küste in einer Länge von 1300 Kilom. Einen Bericht über diese merkwürdige Reise gab er in seinem «Journal of a voyage to the northern whalefishery» (Edinb. 1823; deutsch von Kries, Hamb. 1825). Er trat darin der Ansicht von einer beständig offenen Polarsee entgegen. Auch machte er zuerst sorgfältige Beobachtungen über die Elektricität der Luft in jenen hohen Breiten. Seit 1823 warf er sich mit voller Energie auf das Studium der Theologie, studirte in Cambridge und

erwarb 1834 den Grad eines Baccalaureus, worauf er als Kaplan für Seeleute in den Dienst der engl. Kirche trat. Trotzdem verfolgte er stets mit dem lebhaftesten Interesse die Fortschritte der arktischen Entdeckungen und schrieb auch mehrere naturwissenschaftliche Abhandlungen, von denen namentlich seine Beobachtungen über magnetische Erscheinungen aus den J. 1839—48 hervorzuheben sind. Besonders richtete er sein Augenmerk auf den Einfluß, den das Eisen an den Schiffen auf den Compaß ausübt. S. starb 21. März 1857 zu Torquay.

Scott (Sir Walter), berühmter schott. Dichter, geb. 15. Aug. 1771 zu Edinburgh. Sein Vater war ein geachteter Sachwalter daselbst, seine Mutter die Tochter eines ausgezeichneten dasigen Arztes, J. Rutherford; durch beide Aeltern war er mit achtbaren alten schott. Familien verbunden. Seine schwache Gesundheit, hauptsächlich durch Lähmung des rechten Fußes veranlaßt, bewirkte, daß er früh zu seinem Großvater nach Sandy-Knowe, in der Nähe von Kelso, aufs Land gebracht wurde. Später kam er nach Kelso selbst, wo er im 13. Jahre Percy's «Reliques» kennen lernte, die nicht wenig dazu beitrugen, ihn zum Dichter zu machen. Die vielfachen alten Sagen der Grenzlande mochten überdies seinen Geist gleichfalls mächtig anregen. Er besuchte darauf die High-School zu Edinburgh. Dann studirte er die Rechte auf der Universität zu Edinburgh und wurde im 21. Jahre Advocat. Seine Gesundheit hatte sich gekräftigt; er machte zahlreiche Ausflüge zu Fuß und war bei der Errichtung freiwilliger Cavallerieregimenter, als man eine Landung der Franzosen in Schottland fürchtete, einer der Eifrigsten. Um diese Zeit versuchte er sich zuerst als Dichter, anfangs in Uebersetzungen aus dem Deutschen: Bürger's «Lenore» und «Wilder Jäger» wurden 1796 übersetzt; 1799 erschien seine Uebersetzung des «Götz von Berlichingen». Dazwischen hatte er sich 1797 mit Miß Carpenter verheirathet und eine Cottage in Lasswade zu seiner Wohnung gewählt. Im J. 1799 wurde er zum Sheriff von Selkirkshire mit einem Einkommen von 300 Pfd. St. ernannt. Erst jetzt fing er an, ein fruchtbarer Dichter und Schriftsteller zu werden. Zunächst erschien 1802 seine Sammlung der volksthümlichen schott. Balladen des Grenzlandes: «Minstrelsy of the Scottish border» (3 Bde.), mit trefflichen geschichtlichen Erläuterungen, die großen Beifall fand. Im J. 1804 gab er den altengl. Roman «Sir Tristrem» gleichfalls mit geschmackvollen und gelehrten Anmerkungen heraus. Erst 1805 trat er mit seinem ersten größern Gedichte «The lay of the last minstrel» hervor, das den glänzendsten Erfolg hatte. Dies bewog ihn, die Praxis völlig aufzugeben, was er um so eher thun konnte, als er 1806 eine der ersten Clerkstellen am edinburgher Gerichtshofe mit einem Einkommen von 1300 Pfd. St. erhielt. Im J. 1808 erschien «Marmion, a tale of Floddenfield», die großartigste seiner ritterlichen Erzählungen, und in demselben Jahre seine Ausgabe des Dryden in 18 Bänden. Im folgenden Jahre gab er Ralph Sadler's Staatsschriften (3 Bde.) heraus; auch arbeitete er fleißig mit an der auf seinen Antrieb begründeten «Quarterly Review» als Organ der Tories, welche der zur Whigpartei gehörigen «Edinburgh Review» entgegentrat. Im J. 1810 erschien «The lady of the Lake», das herrliche Schilderungen der Hochlandsnatur enthält und des Dichters Ruhm auf den Gipfelpunkt brachte. Da seine folgenden Gedichte «The vision of Don Roderick» (1811), «Rokeby» (1813), «The Lord of the isles» (1814), «The field of Waterloo» (1815), «The bridal of Triermain» und «Harold the dauntless» (1817) immer weniger Beifall fanden, so wandte er sich seitdem der Prosadichtung zu. Außer diesen Dichtungen hatte er übrigens in dieser Zeit noch die Werke von Swift mit einer trefflichen Lebensbeschreibung herausgegeben (19 Bde., 1814), den Text zu den «Border antiquities» (2 Bde., 1814) geliefert und, durch einen Ausflug nach dem Continent veranlaßt, «Paul's letters to his kinsfolk» (1815) geschrieben.

Der große Ertrag seiner Dichtungen setzte S. 1811 in den Stand, das Gütchen Cartley-Hole am Ufer des Tweed nahe bei Melrose zu kaufen, dem er den Namen Abbotsford gab. Er vergrößerte es in der Folgezeit durch wiederholte Ankäufe, verschönerte es durch neue Gebäude und Anlagen und verwendete darauf im ganzen eine Summe von mehr als 60,000 Pfd. St. Er wollte seiner Familie ein schönes Besitzthum hinterlassen. Bereits 1805 hatte er den Roman «Waverley» begonnen, aber liegen lassen; er nahm ihn jetzt wieder auf, vollendete ihn und gab ihn 1814 ohne seinen Namen heraus. Im J. 1815 erschien von dem Verfasser des «Waverley»: «Guy Mannering», mit noch einstimmigerm Beifall aufgenommen; 1816 «The antiquary»; 1817 als erste Reihe der «Tales of my landlord»: «The black dwarf» und «Old mortality» (deutsch: «Die Schwärmer»); 1817 «Rob Roy» und 1818 in der zweiten Reihe der «Tales of my landlord»: «The heart of Mid-Lothian»; 1819 die dritte Reihe der «Tales»: «The bride of Lammermoor» und «Legends of Montrose» sowie «Ivanhoe»;

1820 «The monastery» und «The abbot»; 1821 «Kenilworth» und «The pirate»; 1822 «The fortunes of Nigel»; 1823 «Peveril of the peak», «Quentin Durward» und «St. Ronan's well»; 1824 «Redgauntlet»; 1825 «Tales of the crusaders», enthaltend «The betrothed» und «The talisman»; 1826 «Woodstock»; 1827 und 1828 «Chronicles of the Canongate»; 1829 «Anne of Geierstein»; endlich 1831 die vierte Reihe der «Tales of my landlord», enthaltend «Count Robert of Paris» und «Castle dangerous». In den meisten dieser Romane erläutert S. die Geschichte seines Vaterlandes. «Ivanhoe», «Kenilworth», «Woodstock» und «Nigel» spielen in England. Die in andere Gegenden versetzten stehen diesen mit Ausnahme von «Quentin Durward» bedeutend nach. Seine Romane haben die Vorzüge der trefflichen Charakterschilderung und der bis in die kleinsten Details bestimmten und wahren Zeichnung, der klaren und lebendigen Anschauung und Darstellung vergangener Zeiten, der anmuthigsten Schilderungen landschaftlicher Schönheiten und der reichen Quelle von Humor, die sich mit dem größten sittlichen Ernste und zahlreichen Stellen voll der tiefsten Rührung paart.

Außerdem hatte sich der 1820 zum Baronet ernannte Dichter auch im Schauspiel versucht, aber mit geringem Erfolge. Treffliche biographische und literarische Einleitungen hatte er der neuen Ausgabe der ältern engl. Romanschreiber vorangeschickt, welche 1825 in drei Bänden gesammelt erschienen. Im J. 1826 fallirten die Häuser Ballantyne und Constable, deren Geschäftstheilhaber er war, und hierdurch sah er sich mit einem mal mit einer Schuldenlast von 117,000 Pfd. St. belastet. Diese Verhältnisse zwangen ihn, um des materiellen Gewinns willen, schneller und deshalb zuweilen auch flüchtiger zu arbeiten. Sein «Leben Napoleon's» (9 Bde., 1827) war eine flüchtige und unkritische Arbeit und that dem Ruhme des Dichters bedeutenden Eintrag, obgleich es auch reich an einzelnen schönen Stellen ist. Im J. 1829 besorgte er eine neue Ausgabe seiner dichterischen Werke, mit neuen Einleitungen vermehrt. Auch schrieb er in diesen Jahren für seine Enkel die in drei Reihen erschienenen «Tales of a grandfather» (1828—30), für Lardner's «Cyclopaedia» die «History of Scotland» (2 Bde., 1830) und die «Letters on demonology» für Murray's «Family Library». Durch diese und seine obengenannten spätern Romane erwarb er so viel Geld, daß 1830 bereits die Schuldenlast auf 40,000 Pfd. St. zusammengeschmolzen war und wenige Jahre der Gesundheit würden hingereicht haben, um sie völlig zu tilgen; diese waren ihm indessen nicht vergönnt. Im Winter 1830 zeigten sich Spuren einer mehr und mehr zunehmenden Lähmung. Im Herbste reiste er nach Italien, verweilte bis April 1832 in Neapel, ging dann nach Rom und kehrte, da sich sein Zustand nur verschlimmerte, nach England zurück. Fast bewußtlos wurde er infolge eines zweiten Schlagflusses nach Abbotsford gebracht, wo er 21. Sept. 1832 starb. In Dryburgh-Abbey wurde er begraben. Das dankbare Schottland eröffnete nicht nur eine Sammlung, um seiner Familie Abbotsford zu erhalten, sondern errichtete ihm auch in Edinburgh ein Denkmal, das schönste, das je einem Dichter gesetzt worden ist. In der That hat aber auch selten ein Land so viel Ursache gehabt, gegen einen Dichter dankbar zu sein, als Schottland gegen S., dessen sämmtliche Werke fast nur eine Verherrlichung seines Vaterlandes sind. Selten aber hat auch ein Dichter schon bei seinen Lebzeiten solchen Ruhm und solche Verbreitung gefunden wie S. Seine Werke wurden nicht nur in alle gebildeten Sprachen übersetzt, sondern auch vielfach nachgedruckt. Seine Romane waren in Deutschland so beliebt, daß man Romane in seiner Manier schrieb und für seine Arbeiten ausgab; den gelungensten Versuch derart machte Wilibald Alexis (s. Häring) mit «Walladmor». Die besten Ausgaben seiner Romane sind die edinburgher. Sein Leben wurde am ausführlichsten beschrieben von seinem Schwiegersohne Lockhart (7 Bde., 1838 u. öfter); deutsche Biographien gibt es von Eberty (2 Bde., Lpz. 1860) und von Elze (2 Bde., Dresd. 1864). — Sein ältester Sohn, Sir Walter S., geb. 28. Oct. 1801, Oberstlieutenant in der brit. Armee, starb 8. Febr. 1847 auf der Rückreise von Indien nach England. Mit ihm erlosch der Baronetstitel, da sein jüngerer Bruder Charles schon früher gestorben war.

Scott (George Gilbert), engl. Architekt, geb. 1811 zu Gawcott bei Buckingham. Sein erstes bedeutendes Werk war das Märtyrerdenkmal in Oxford (1841), dem die Kirche zu Camberwell (einer Vorstadt vor London) folgte. Hierauf entwarf er 1842 einen Plan zum Neubau der Nikolaikirche in Hamburg, womit er den ersten Preis errang; auch wurde ihm 1855 vom Senat zu Hamburg der Bau des neuen Rathhauses und des Senatsgebäudes übertragen. In England stellte er eine Reihe der bedeutendsten Domkirchen stilgerecht her, wie die von Ely, Lichfield, Hereford, Ripon, Gloceſter, Cheſter, Salisbury, Exeter, Peterborough, Worceſter, Rocheſter und Oxford. Die Weſtminſter-Abtei in London verdankt ihm neben vielen kleinern

Arbeiten die Wiederaufrichtung des Kapitelhauses. Von seinen übrigen Bauten sind besonders hervorzuheben: der Eisenbahnhof von St.-Pancras (London), die neuen Regierungsgebäude in Whitehall und das Albert-Denkmal in Kensington-Garden. Auch als Fachschriftsteller ist S. aufgetreten; am bekanntesten ist sein «Conservation of ancient architectural monuments» (Lond. 1864). S. starb 28. März 1878 in London.

Scott (Winfield), amerik. General, geb. 13. Juni 1786 bei Petersburg in Virginien, wohin sein Großvater, ein Schotte und Jakobit, nach der Schlacht von Culloden ausgewandert war, widmete sich dem Rechtsstudium und trat 1806 als Sachwalter auf. Die Aufregung, welche die Beschießung der amerik. Fregatte Chesapeake durch ein brit. Linienschiff im Lande hervorbrachte, führte auch ihn zu den Waffen. Im Mai 1808 erhielt er das Patent eines Artilleriekapitäns und stand 1809 im Lager zu Neuorleans. Wegen freier Aeußerungen über das Benehmen seines Obergenerals auf ein Jahr suspendirt, benutzte er diese Zeit, um sich militärische Kenntnisse zu erwerben. Nach dem Ausbruche des Kriegs mit England 1812 wurde er als Oberstlieutenant nach der canad. Grenze beordert, gerieth aber in der Schlacht von Queenstown in Gefangenschaft. Nach einigen Monaten ausgewechselt, eilte er von neuem zur Armee, eroberte 27. Mai 1813 Fort George, schlug die Angriffe des Feindes auf diesen Platz ab und ward im Alter von 28 J. Brigadegeneral. Am 5. Juli 1814 schlug er den brit. General Niall bei Chippewa und focht dann mit großer Tapferkeit in der Schlacht von Niagara, wo er schwer verwundet wurde. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ging er nach Europa, wo er das franz. Militärsystem studirte. Im J. 1832 ward ihm die Leitung der Operationen gegen den Indianerhäuptling Black-Hawk übertragen, die er glücklich beendete. Einen Aufstand der Seminolen unterdrückte er 1835 und 1838 unterwarf er die Creeks. Während der Insurrection in Canada zog S. zur Aufrechterhaltung der Neutralität ein Truppencorps an der Grenze zusammen, ward aber dann nach dem entgegengesetzten Ende der Republik abgesendet, um die Cherokesen in das diesen eingeräumte Gebiet am westl. Ufer des Mississippi zu geleiten. Er entledigte sich dieses schwierigen Auftrags mit Besonnenheit und erhielt 1841 nach dem Tode des Generals Macomb den Posten eines Oberbefehlshabers der amerik. Armee. Als solcher hatte er sein Hauptquartier in Washington, wo er als eifriger Whig auch an den polit. Angelegenheiten thätigen Antheil nahm. Der mexic. Krieg gab ihm Gelegenheit, die glänzendsten Lorbern zu erringen. Im März 1847 erschien er vor Veracruz, welches sich ihm nach einer kurzen Belagerung ergab. Hierauf rückte er gegen Jalapa vor, brachte 18. April dem General Santa-Anna bei Cerro-Gordo eine Niederlage bei, schlug denselben 19. und 20. Aug. abermals bei Contreras und Churubusco und erstürmte 14. Sept. die Hauptstadt Mexico. Diese Siege führten zum Frieden von Guadalupe-Hidalgo, den er 2. Febr. 1848 abschloß und der das Gebiet der Vereinigten Staaten um einen Ländercomplex von 1,650,000 QKilom. vermehrte. Trotz seiner Verdienste waren seine Bewerbungen um die Präsidentenwürde ohne Erfolg. Nachdem ihm 1848 der General Taylor (s. d.) vorgezogen worden, gelang es ihm zwar 1852, seine Ernennung zum Candidaten der Whigpartei durchzusetzen; allein bei der im November stattfindenden Wahl wurden seine Hoffnungen durch den unerwarteten Erfolg des demokratischen Candidaten Pierce (s. d.) vernichtet. Dieser ernannte ihn im nächsten Jahre zum Generallieutenant mit der Anciennetät vom Tage der Einnahme von Mexico an. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs stand S. als Patriot fest zur Sache des Bundes und that alles, um die Pläne der Secessionisten im Keime zu ersticken. Der Präsident Buchanan nahm jedoch seinen Rath nicht an. Dagegen ehrte ihn Lincoln als seinen Rathgeber und ließ ihn an der Spitze der Armee. S. war aber zu alt, um noch ins Feld zu rücken, und nahm deshalb, nachdem McClellan ihm im Obercommando gefolgt war, 1. Nov. 1861 seinen Abschied. Er starb in Westpoint 29. Mai 1866. S. besaß großes strategisches Talent, ausgebreitete Kenntnisse und einen ehrenwerthen Charakter. Er selbst gab seine «Memoirs» (2 Bde., Neuyork 1864) heraus. S.'s Biographien schrieben Mansfield (1846), Headley (1852) und Victor (1861). Vgl. noch Semmes, «Campaign of General S. in the valley of Mexico» (Boston 1852).

Scotus und **Scotisten**, s. Duns Scotus. — **Scotus Erigena**, s. Erigena.

Scribe (Augustin Eugène), berühmter franz. Theaterdichter, geb. 24. Dec. 1791 zu Paris von bemittelten Aeltern, die er früh verlor, entschied sich für das Studium der Jurisprudenz, wobei ihm die Freiheit des Studentenlebens gestattete, weniger die juristischen Vorlesungen als die Vorstellungen im Theater zu besuchen. Eifrig bemüht, als dramatischer Dichter auf den Brettern zu glänzen, erlitt er 1811 mit seinem ersten Stück, «Les Dervis», eine Niederlage, die ihn jedoch nicht entmuthigte, obschon mehrere andere darauf folgten. Endlich erreichte er einen

vollständigen Erfolg mit dem Stück «Une nuit de la garde nationale», welches er in Gemeinschaft mit Delestre-Poirson verfaßt hatte. Es geschah dies 1816, im Anfange der Restauration, deren nachfolgende 15 Jahre ihm anhaltende Triumphe brachten. Zunächst erschienen: «Flore et Zéphire», «Le comte Ory» (1816), «Le nouveau Pourceaugnac», «Le solliciteur» (1817), kleine Singlustspiele (Comédies-Vaudevilles). Das Vaudevilletheater und die Variétés reichten nun kaum aus für die Schaulust des Publikums wie für den Absatz solcher Erzeugnisse. Die Gründung des Gymnase (1820) verschaffte S. einen neuen Markt. Delestre-Poirson, welcher dieses Theaterprivilegium erlangt hatte, schloß mit S. einen langdauernden Contract und sicherte sich seinen Namen und seine Feder. Der Umstand, daß die Herzogin von Berri ihre Gönnerschaft dem neuen Theater zuwandte, welches sich Théâtre de Madame nannte, steigerte noch die allgemeine Beliebtheit. S. lieferte für das Gymnase etwa 150 Stücke, unter andern (1821—30) «Michel et Christine», «La demoiselle à marier», «L'héritière», «Les premières amours», «La marraine», «La chanoinesse», «Avant, pendant et après», «Le colonel», «La veuve de Malabar», «Le plus beau jour de la vie», «Le mariage d'inclination», «Le mariage de raison» u. s. w., die unter dem Titel «Répertoire du Théâtre de Madame» eine eigene Sammlung bilden. Um einen solchen Verbrauch zu bestreiten, hatte S. eine förmliche Werkstatt anlegen müssen, wo eine Menge ständiger und außerordentlicher Mitarbeiter thätig waren, indem dieser den Grundgedanken, jener den Plan, der eine den Dialog, der andere die Couplets lieferte. An ihrer Spitze standen Germain Delavigne, S.'s ehemaliger Schulfreund, und der unzertrennliche Mélesville. Sodann kamen H. Dupin, Brazier, Barner, Bayard, Carmouche, Xavier u. s. w. Mit großer Leichtigkeit und Beharrlichkeit zum Arbeiten begabt, leitete S. alles, lieferte bald den ersten Entwurf, bald überlas und bearbeitete er das Werk und arbeitete es nöthigenfalls um.

Die Revolution von 1830 störte diese blühende literarische Thätigkeit. S. war schon früher auf dem Théâtre Français mit kleinbürgerlichen Sittenkomödien aufgetreten, wie «Valerie» (1822) und «Le mariage d'argent» (1827). Jetzt versuchte er es auf dieser Bühne mit der polit.-satirischen Komödie und versetzte der neuen Regierung seine Nadelstiche in «Bertrand et Raton» (1833). Sodann folgten auf demselben Theater: «La camaraderie» und «Une chaîne», seine beiden besten Lustspiele, die am besten angeordnet und wobei die eigenthümlichen Vorzüge seiner Manier zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht sind; ferner «Le verre d'eau» (1842), «Adrienne Lecouvreur» (1849), «Les contes de la reine de Navarre» (1851), «Rêves d'amour» (1859) u. s. w. In einem andern Genre hatte S. ebenfalls keinen Nebenbuhler, nämlich im Opernlibretto. Mit seinen verschiedenen Mitarbeitern bediente er 30 Jahre lang alle pariser Opernttheater und hatte seinen Antheil an allen namhaften Hervorbringungen der neuern Musik. Er lieferte die Texte für «La neige» (1823), «La Dame blanche» (1825), «La muette» (1828), «Fra Diavolo» (1830), «Robert le Diable» (1831), «La Juive» (1835), «Les Huguenots» (1836), «Le domino noir» (1841), «Le prophète» (1849), «L'étoile du Nord» (1854) und mehr als 50 andere Opern. Auch hat man von ihm mehrere Novellen und Romane: «Carlo Broschi», «Le roi de Carreau», «Piquillo alliaga», «Le filleul d'Amadis», «Fleurette la bouquetière» (1860) u. s. w. Obschon seine kleinen Singlustspiele nicht der großen classischen Komödie angehören, sondern nur unebenbürtige Genrekomödien sind und auch seine Sprache eben nicht akademisch correct ist, wurde S. dennoch 1838 von der Französischen Akademie als Mitglied aufgenommen. Er starb zu Paris 20. Febr. 1861. S. hatte vielen, aber keinen poetischen Geist, ferner besaß er weder Begeisterung, noch Erguß und Schwung; aber der Meister und seine Schüler waren außerordentlich geschickte Leute, deren Hauptverdienst im Anlegen und Aufbauen eines Bühnenstücks bestand. Wenig oder gar keine psychol. Beobachtung, keine feinere oder tiefere Charakterschilderung, nichts Originelles im Dialog zeigt sich in S.'s Werken; dagegen verstand niemand besser als er ein Ereigniß durch eine Reihe von Verwickelungen hindurchzuführen, die er mit bewundernswürdiger Kunstfertigkeit auflöste, nachdem er eine oder zwei Stunden hindurch die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Ungewißheit und gespannter Erwartung gelassen. Alle Stücke S.'s und seiner Mitarbeiter, selbst die am wenigsten guten, machen sich durch die Sicherheit ihres Ganges bemerklich; sie schreiten lebhaft auf ein im voraus angedeutetes Ziel zu, und alles Interesse der Handlung drängt sich in einer oder zwei starken Situationen zusammen, welche die Licht- und Glanzpunkte des Vaudeville sind. Hieraus erklärt sich, daß S.'s Werke viele Jahre lang die Neugierde Europas befriedigten und noch jetzt beliebt sind. Man schätzt die Zahl der von ihm allein oder mit andern gearbeiteten Bühnenstücke auf etwa 350; fast alle sind besonders oder

gesammelt in verschiedenen Ausgaben des «Théâtre de S.» (10 Bde., Par. 1856—59 u. öfter) abgedruckt. Die neueste und vollständigste Gesammtausgabe seiner Schriften erscheint seit 1874 und soll 50—60 Bände umfassen. Vgl. Legouvé, «Eugène S.» (Par. 1874).

Scriptores historiae augustae werden die sechs spätern röm. Geschichtschreiber genannt, welche eine ziemlich ununterbrochene Reihe von Biographien der röm. Kaiser von Hadrianus bis Carus und dessen Söhne Numerianus und Carinus oder vom Anfange des 2. Jahrh. bis gegen das Ende des 3. Jahrh. (117—284 n. Chr.) verfaßten und gewissermaßen eine Fortsetzung des Suetonius (s. d.) lieferten. Die einzelnen Verfasser derselben sind Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus, Trebellius Pollio, die unter Diocletian Ende des 3. und Anfang des 4. Jahrh., Flavius Vopiscus aus Syrakus, Aelius Lampridius und Julius Capitolinus, welche unter Constantius und Konstantin d. Gr. im ersten Drittel des 4. Jahrh. schrieben. Obgleich diese Sammlung nicht ganz in ihrer Vollständigkeit auf uns gekommen ist und auch ihrem Inhalte nach mehr das Gepräge einer bloßen, zum Theil sehr mangelhaften Compilation als eigener Forschung und Kritik an sich trägt, so ist sie doch bei dem sonstigen Mangel an Quellen für die Geschichte jener Zeit für uns nicht ohne Bedeutung. Neuere Ausgaben besorgten Jordan und Eyssenhardt (2 Bde., Berl. 1864) und Peter (2 Bde., Lpz. 1865).

Scriver (Christian), ascetischer Schriftsteller, geb. zu Rendsburg 2. Jan. 1629, studirte zu Rostock und erhielt 1653 das Diakonat zu Steudal. Im J. 1667 kam er als Pastor zu St.-Jakob nach Magdeburg, wo er später Senior, Consistorialassessor und Inspector wurde, und 1690 als Consistorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er 5. April 1693 starb. Alle seine Schriften, namentlich sein «Seelenschatz» (neue Ausg., 2 Bde., Dresd. 1835), athmen Gottesfurcht und insbesondere «Gotthold's zufällige Andachten» (19. Aufl. 1729; neueste Aufl. von Wimmer, 2 Bde., Günz 1836) große Zartheit und Sinnigkeit, welche unter dem Titel «Erbauliche Parabeln» (4. Aufl., Barm. 1844) bearbeitet worden sind.

Scrupel, Skrupel, s. Apothekergewicht.

Scrutinium (von lat. scrutari, d. h. ausforschen oder gründlich untersuchen) bezeichnet im Kirchenrechte die der Uebertragung eines geistlichen Amts vorausgehende Untersuchung, ob der zum Amt Berufene zur Annahme desselben fähig sei oder nicht; in der kath. Kirche die mittels versiegelter Stimmzettel vorgenommene Wahl eines Bischofs und daher dann im allgemeinen jede Wahl mittels Stimmzettel oder Kugelung.

Scudéry (Georges de), franz. Dichter, geb. 1601 zu Havre-de-Grâce, ursprünglich Militär und Gouverneur von Notre-Dame de la Garde auf einem isolirten Felsen bei Marseille, siedelte aus literarischem Ehrgeiz 1630 nach Paris über, führte bis 1643 12 in stofflicher Beziehung meist unselbstständige, den Einheitsregeln widersprechende Tragikomödien, zwei Tragödien und zwei Komödien zum Theil mit großem Erfolge auf, und erlangte 1636 mit «L'amour tyrannique» einen Sieg selbst über den gleichzeitigen «Cid» Corneille's, dessen Mängel S. in einer von der Französischen Akademie theilweise gebilligten Schrift darzulegen wagen konnte. Seinem eine Zeit lang gleichfalls bewunderten Epos «Alaric» (Par. 1654) drückte Boileau den Stempel des Lächerlichen für immer auf. S. war berüchtigt durch seine Eitelkeit und Großsprecherei, im übrigen ehrenhaft und sittenstreng, und starb, seit 1650 Mitglied der Akademie, zu Paris 14. Mai 1667. — Seine nicht weniger berühmte, 1607 zu Havre geborene Schwester, Madeleine de S., begründete und cultivirte neben Localpreziöse (s. d.) mit größtem Erfolge im In- und Auslande den romantisch-histor. Roman und verfaßte «Ibrahim, ou l'illustre Bassa» (4 Bde., Par. 1641), «Artamène, ou le grand Cyrus» (10 Bde., Par. 1650), «Clélie» (10 Bde., Par. 1656; neue Aufl. 1731), «Almahide» (8 Bde., Par. 1660), Werke, die durch Anspielungen auf Zeitgenossen der höchsten Kreise und Copirung derselben einen besonders pikanten Reiz erhielten. Sie schrieb außerdem zehn Bücher moralischer «Conversations et entretiens», Novellen, Reden auf berühmte Frauen und Fabeln. Bis an ihren Tod, 2. Juni 1701, hochgeehrt, wurde sie häufig von der Königin und den Prinzen besucht, bezog Pensionen von Mazarin, Ludwig XIV. und der Königin Christine von Schweden und bildete den Mittelpunkt eines ausgedehnten literarischen Cirkels in Paris. Ihren «Discours de la gloire», das erste Werk, welches 1671 einen von Balzac gestifteten Preis der Französischen Akademie davontrug, findet man nebst Auszügen aus ihren andern Werken in dem «Esprit de Mademoiselle de S.» (Par. 1766 u. öfter). Vgl. Rathery und Boutron, «Mademoiselle de S., sa vie et sa correspondance» (mit einer Auswahl ihrer Dichtungen, Par. 1873).

Scudo hieß eine ital. Silbermünze, die ihre Benennung von dem Gepräge, den Wappenschildern, hatte und bei den einzelnen ehemaligen ital. Staaten von verschiedenem (etwa zwischen

$3\frac{1}{2}$ und 5 deutschen Reichsmark schwankend) Werthe war. Im ehemaligen Königreich beider Sicilien war der S. oder die Pezza eine bloße Rechnungseinheit von $1\frac{1}{5}$ Ducato.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Sculteus (Andr.), deutscher Dichter des 17. Jahrh., geboren zu Bunzlau als der Sohn eines Schuhmachers, kam 25. Aug. 1639 auf das Elisabethanum zu Breslau, als dessen Schüler er seine Poesien verfaßt zu haben scheint. Keins seiner Gedichte trägt ein späteres Datum als 1642. Gegen die Mitte des 18. Jahrh. fand Lessing auf der Universitätsbibliothek zu Wittenberg ein Gedicht von ihm: «Andreae Sculteti Boleslavii Oesterliche Triumphposaune» (Bresl. 1842). Lessing war von der Schönheit dieses Gedichts, welche er nur durch das Streben, Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen, beeinträchtigt fand, so überrascht, daß er weitere Nachforschungen anstellte. Er entdeckte in Schlesien noch mehrere Gedichte von S., darunter den «Blutschwitzenden und todesringenden Jesus». Beide mit vier Gelegenheitsgedichten zusammen gab er unter dem Titel: «Gedichte von Andreas S.; aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing» (Braunschw. 1771; Werke von Lachmann, Bd. 8, und in der Hempel'schen Ausg., Bd. 11) heraus. Nachträge dazu erschienen: von Lachmann («Nachlese», Bresl. 1774), von Scholz («Zweite Nachlese», Bresl. 1783), von Klose u. s. w.

Scurra hießen bei den Römern in frühern Zeiten Witzbolde niederer Art, die sich und wer ihnen zuhörte, auf Kosten anderer lustig machten, Müßiggänger und Tagediebe, die sich an öffentlichen Orten herumtrieben und dort ihre unnützen Reden führten. Später spielten solche Scurrae des Broterwerbs wegen als eine Art Parasiten (s. d.) die Lustigmacher, besonders an den Tafeln der Reichen und Vornehmen, wie an den Höfen der Kaiser. S. heißt daher auch soviel wie Hofnarr und scurril soviel wie possenhaft.

Scylla, ein Fels in der Meerenge von Sicilien, gegenüber dem Strudel Charybdis (s. d.), wird von den Alten als sehr gefährlich für die Schiffer geschildert, weil der, welcher die heftige Brandung der S. vermeiden wollte, gewöhnlich in den Strudel der Charybdis gerieth. In der Mythe wird die S. als ein vielköpfiges scheußliches Ungeheuer dargestellt. Der Name ging über auf das Städtchen Scilla, 22 Kilom. im Nordnordosten von Reggio und 3 Kilom. von der Nordostspitze Siciliens entfernt. Dasselbe zählt (1871) 7448 E., wird von einem Schlosse auf schmalem Vorgebirge überragt und ist durch seinen Wein- und Seidenbau, sowie durch seinen Schwertfischfang berühmt. Am Morgen des 5. Febr. 1783 zerstörte ein Erdbeben fast den ganzen Ort, während die Bewohner an das Meer geflüchtet waren. Gegen Abend spaltete ein zweiter Erdstoß das Vorgebirge und trieb die Wellen der Meerenge von Messina mit solcher Gewalt gegen den Strand, daß an 1500 Menschen weggespült und die Trümmer der Stadt unter Wasser gesetzt wurden. Das Schloß, einst Besitz der Fürsten von Scilla, eines Zweigs der Familie Ruffo, wurde nach der Schlacht bei Maida von den Engländern besetzt und 18 Monate lang, bis 1808, gegen die Franzosen behauptet.

Scythen. Unter dem Namen Skythae faßten die Griechen schon frühzeitig die nach Abstammung und Sitten verschiedenen Völkerschaften zusammen, die im Norden der Donaumündungen und des Schwarzen Meers von den karpatischen Gebirgen im Westen bis zum Don (Tanais) im Osten, also in der jetzigen Moldau und Walachei und in den weiten Ebenen des südl. Rußland wohnten, und die sich nach Herodot's Angabe selbst mit dem Namen der Skoloten bezeichneten. Der angesehenste und zahlreichste Stamm unter ihnen, von Herodot die königlichen oder freien S. genannt, war ein echtes Nomadenvolk, das ohne feste Wohnsitze in den weiten Steppen zwischen Dnjepr und Don umherschweifte, die Männer zu Roß, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, nur den Krieg, den sie mit wilder Rohheit führten, als eine des Mannes würdige Beschäftigung betrachtend, die Weiber und Kinder in großen Zelten hausend, die als wandernde Häuser auf vier- oder sechsrädrigen, mit Ochsen bespannten Karren mitgeführt wurden. Weit zahlreicher als die königlichen S. waren aber die diesen unterworfenen Stämme, theils ebenfalls Nomaden, theils Ackerbauer, die gegen jährlichen Tribut an den herrschenden Stamm feste Wohnsitze und eigene Ländereien besaßen, wie die Kallipiden und Alazonen an der Mündung des Bug (Hypanis) und die weiter östlich wohnenden, vorzugsweise «die Ackerbauer» genannten S. Ueber die Herkunft des Volks gibt uns Herodot die Tradition, daß sie ursprünglich im innern Asien gewohnt hätten, aber von den Massageten verdrängt, sich nach den damals vom Volke der Kimmerier im Norden des Schwarzen Meers bewohnten Gegenden gewendet und, als diese vor ihnen das Land geräumt, sie nach Asien verfolgt hätten; bei dieser Verfolgung seien sie nach Medien gekommen, hätten, nachdem sie den med. König Kyaxares in einer Schlacht besiegt, eine Reihe von Jahren Vorderasien von Medien bis zu den

Grenzen Aegyptens verwüstet, bis es dem Kyaxares gelungen sei, einen großen Haufen durch List zu erschlagen; der Rest sei dann heimgezogen, wo ihnen anfangs ihre Sklaven und die während ihrer Abwesenheit von ihren Weibern mit diesen erzeugten Söhne die Heimkehr haben wehren wollen, bis sie dieselben mit den Peitschen in der Hand wieder zur Unterwerfung gezwungen hätten. So viele sagenhafte Züge auch in dieser Erzählung enthalten sein mögen, so ist doch ein verwüstender Einbruch scyth. Stämme in Vorderasien während der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr. als histor. Thatsache zu betrachten. Eine vielfach bestrittene Frage ist die nach der Abstammung der Skoloten. Während nämlich die einen, nach Niebuhr's Vorgange, sie dem mongol. Stamme zurechnen, betrachten andere sie als Angehörige der großen arischen Völkerfamilie, insbesondere des iranischen Stammes, also als die nächsten Stammverwandten der Medo-Perser. Für die Richtigkeit der letztern Ansicht, wenigstens in Betreff der «königlichen» S., scheinen sowol die sehr naturwahren Darstellungen von S. auf mehrern neuerdings in alten scyth. Gräbern im südl. Rußland entdeckten Bildwerken, die in Bezug auf Physiognomie und Körperbau entschieden vom mongol. Typus abweichen, als auch die freilich spärlichen Ueberbleibsel (etwa 60 Namen und Wörter) der scyth. Sprache zu sprechen. Mit den Griechen hatten die S. einen lebhaften Handelsverkehr, der hauptsächlich durch eine Anzahl blühender griech. Pflanzstädte am Nordgestade des Schwarzen Meers und am Asowschen Meere (der Mäotis der Alten), wie Olbia, Herakleia, Pantikapaion, Tanais, Phanagoria, vermittelt wurde und vielfach auch zur Vermischung des hellenischen und scyth. Elements führte. Während früher die S. ihre Unabhängigkeit gegen alle feindlichen Angriffe (wie namentlich bei der Invasion ihres Landes durch den pers. König Darius 513 v. Chr.) glücklich vertheidigt hatten, wurden sie später von ihren Nachbarvölkern, besonders von den Sarmaten unterjocht, nach welchen dann das früher Scythien genannte Land Sarmatien benannt wurde. Seit der röm. Kaiserzeit ward das ganze nördl. Asien von der Wolga im Westen bis zum Lande der Seren im Osten und bis nach Indien im Süden mit dem Namen Scythia bezeichnet und dieses Scythien durch den Berg Imaus (wobei an die Riesengebirge Mittelasiens und die Quellthäler des Oxus und Jaxartes zu denken) in zwei Theile, Scythien diesseit und jenseit des Imaus, geschieden.

Sealsfield (Charles), geistvoller Romanschriftsteller, hieß eigentlich Karl Postl und ward 3. März 1793 zu Poppitz bei Znaim geboren, trat, nachdem er das Gymnasium zu Znaim besucht, in das Ordenshaus der Kreuzherren zu Prag, verließ aber im Herbst 1822 ohne Wissen seiner Vorgesetzten das Kloster, hielt sich einige Zeit in Karlsbad, Wien und Tirol auf, wandte sich aber nach der Schweiz und von da nach Amerika, wo er den Namen «Charles Sealsfield» annahm. Im J. 1826 besuchte er Deutschland und veröffentlichte ein Buch in deutscher Sprache über die Vereinigten Staaten. Bald darauf wandte er sich nach England und ließ daselbst anonym «Austria as it is» (Lond. 1828) erscheinen, welche Schrift allgemeines Aufsehen erregte. Im Sommer 1827 kehrte S. nach der Neuen Welt zurück, wo er eine Reise durch die südwestl. Staaten der Union und Texas unternahm. Unter den Eindrücken derselben schrieb er seinen ersten Roman «Tokeah, or The white rose» (2 Bde., Philad. 1828), welchem einige kleinere Novellen, Skizzen und andere Aufsätze folgten, die jedoch ziemlich unbeachtet vorübergingen. Nachdem S. 1829—30 an der Redaction des in Neuyork erscheinenden franz. Blattes «Courier des Etats-Unis» theilgenommen, welches nach der Julirevolution von dem Exkönig Joseph Bonaparte angekauft wurde, ging er als Correspondent des «Morning Courier and Enquirer» nach Paris. Er lebte jetzt abwechselnd in Paris und London, wo er zugleich mit der Monatsschrift «The Englishman» in Verbindung trat. Im J. 1832 gab er jedoch seine Correspondenzen auf und zog sich nach der Schweiz zurück. Hier machte er sich zuerst in weitern Kreisen bekannt durch den Roman «Der Legitime und die Republikaner» (3 Bde., Zür. 1833), eine Uebersetzung und Umarbeitung des «Tokeah». Die günstige Aufnahme, welche diesem Werke zutheil wurde, ermunterte den Verfasser, einen längst gefaßten Gedanken zu verwirklichen und dem deutschen Publikum das Leben Amerikas in einer Reihe von Skizzen und Gemälden, die, obwol nur lose verbunden, ein Ganzes bilden sollten, vorzuführen. So erschienen zunächst die «Transatlantischen Reisefskizzen» (2 Bde., Zür. 1834), dann der Roman «Der Virey und die Aristokraten» (2 Bde., Zür. 1835), vielleicht das beste seiner Werke, und die «Lebensbilder aus beiden Hemisphären» (6 Bde., Zür. 1835—37), die in der zweiten Auflage den Titel «Morton, oder die große Tour» (Stuttg. 1846) erhielten. Letztern schlossen sich an «Ralph Dougby's Brautfahrt», «Pflanzerleben und die Farbigen» und «Nathan, der Squatter-Regulator», welche nebst den «Reisefskizzen» Theile seiner «Lebensbilder aus der westl. Hemisphäre» (5 Bde., Stuttg. 1846) bilden. S. unterbrach seine literarische Thätigkeit auf kurze Zeit

durch eine neue Reise nach den Vereinigten Staaten und langte 1838 wieder in der Schweiz an, wo er nun «Deutsch-amerik. Wahlverwandtschaften» (5 Bde., Zür. 1838—42), «Das Kajütenbuch» (2 Bde., Zür. 1840) und «Süden und Norden» (3 Bde., Zür. 1842—43) veröffentlichte. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen in 18 (Stuttg. 1843—46) und in 15 Bänden (Stuttg. 1845—46). Später besuchte er noch zweimal (1850 und 1859) Amerika. In der Schweiz lebte S. in einem einfachen Bauernhause in der Nähe von Solothurn, in welchem er auch 26. Mai 1864 starb. Erst nach seinem Tode gelangten Aufklärungen über seine Herkunft in die Oeffentlichkeit. Die Hauptvorzüge der Romane S.'s sind gründliche Kenntniß der menschlichen Natur, geschickte Charakterzeichnung, ein geistvoller und dramatischer Dialog und seltenes Beschreibungstalent. Ihr Held ist nicht eine einzelne Person oder eine Gruppe von Individuen, sondern das ganze Volk mit seinem socialen öffentlichen und Privatleben, seinen materiellen, politischen und religiösen Beziehungen, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft. Als Mängel erscheinen eine gewisse Nachlässigkeit in der Durchführung des Stoffs, die hin und wieder vorkommenden Inconsequenzen und hier und da eine allerdings geniale Wildheit und Zusammenhangslosigkeit des Stils. S. kann als der Schöpfer einer ganz neuen Romangattung gelten, die sich auf der breiten Grundlage des nationalen und socialen Lebens bewegt. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Meißner den Roman «Die Grabesschuld» (Lpz. 1873). Vgl. Kertbény, «Erinnerungen an S.» (Lpz. 1864); Smolle, «Charles S. Biographisch-literarisches Charakterbild» (Wien 1875); Gottschall, in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1865).

Seapoys oder **Sepoys**, s. **Sipoys**.

Sebak, ein ägypt. Gott, dem das Krokodil heilig war, daher er auch meistens krokodilköpfig auf den Denkmälern abgebildet wird. Er wurde besonders in Oberägypten viel verehrt und erscheint hier nicht selten auch unter die Götter der ersten Götterdynastie als letzter aufgenommen. In Ombos hatte er mit Harneris einen Doppeltempel. S. gehört nicht zur Familie des Osiris, obgleich er sich derselben anschließt; seine Herkunft wird überhaupt auf den Denkmälern nicht angegeben. In Ombos aber wird er als S.-Ra häufig mit dem allgemeinen Sonnengotte identificirt, und hier scheint er an die Stelle des alten Localgottes von Ombos, Set-Typhon, getreten zu sein, welcher später aus der Göttergemeinschaft verdrängt worden war.

Sebaldus, einer der Schutzpatrone (neben dem heil. Lorenz) Nürnbergs, der 1425 vom Papste Martin V. kanonisirt wurde, soll nach einigen der Sohn eines dän. Königs, nach andern der Sohn eines Landmanns gewesen sein. Wie die Legende erzählt, studirte er in Paris, vermählte sich dort mit der Tochter des Königs Dagobert III., trennte sich aber schon am folgenden Tage von ihr, um sich einem beschaulichen Leben zu widmen, und pilgerte nach Rom. Nachher soll er auch nach Deutschland gekommen sein und zuletzt in einem Walde bei Nürnberg als Einsiedler gelebt haben. Er starb 801 (nach andern 901 oder 1070) und hatte befohlen, seinen Leichnam auf einen mit Ochsen bespannten Wagen zu legen und ihn da zu begraben, wo diese freiwillig stehen bleiben würden. Dies geschah an der Peterskapelle zu Nürnberg, die, hierauf erweitert, Sebalduskirche genannt wurde und jetzt eine der Hauptkirchen Nürnbergs ist; in derselben befindet sich das prächtige Grabdenkmal des S., welches Peter Vischer und seine Söhne 1508—19 fertigten. Sein kirchlicher Gedächtnißtag ist der 19. August.

Sebastian, Heiliger und Märtyrer der kath. Kirche, geb. zu Narbonne in Gallien, war der Legende nach unter Diocletian Hauptmann in der Prätorianergarde. Schon seit längerer Zeit gehörte er dem Christenthum an, dessen Ausbreitung er zu fördern suchte. S. erhielt indessen vom Hofe die Aufforderung, seinen Glauben zu verlassen, und als er standhaft blieb, ward er den mauritanischen Bogenschützen übergeben, die ihn an einen Baum banden und mit angeblich 1000 Pfeilschüssen durchbohrten. Eine Christin, Irene, die den Körper des Nachts aufsuchte, um ihn zu bestatten, fand, daß S. noch lebe, und rettete ihn. Bald ward jedoch S. wieder ergriffen, 20. Jan. 288 zu Tode gestäupt, dann in eine Schleuse gestürzt. Eine fromme Christin, Lucina, zog ihn hervor und begrub ihn zu den Füßen der Apostel Petrus und Paulus. Papst Damasus errichtete dem Heiligen eine Kirche. Seine Reliquien wurden in alle Länder vertheilt und als gegen die Pest wirksam betrachtet. Auch gilt S. als Schutzpatron der Schützengesellschaften. Die erste Marter des heil. S. ist mehrfach von berühmten Meistern gemalt worden.

Sebastian, König von Portugal 1557—78, der nachgeborene Sohn des Infanten Johann und Johanna's, einer Tochter Kaiser Karl's V., geb. 1554, ward 1557 Nachfolger seines Großvaters Johann III. Die Regierung führte bis zu seiner Volljährigkeit sein Großoheim, der Cardinal Heinrich. S. zeigte als Knabe viel Anlagen, die aber unter der Vormundschaft seiner bigoten Großmutter, Katharina von Oesterreich, Gemahlin Johann's III. und Schwester

Karl's V., welche die Erziehung des Knaben den Jesuiten überließ, auf eine unzweckmäßige Art ausgebildet wurden. Seine Frömmigkeit wurde zum Fanatismus und seine Tapferkeit zur Abenteuerlichkeit. Er schwärmte sogar für eine Erneuerung der Kreuzzüge. Schon 1574 unternahm er eine kleine Expedition nach Tanger, von wo aus er dann eine Zeit lang ohne besondern Erfolg gegen die Mauren kämpfte. Kurz darauf brach ein Thronstreit in Marokko aus, und der flüchtige Mulei-Mehemmed, der von seinem Oheim, dem regierenden Scherif Mulei-Malek, aus dem Lande verjagt ward, rief die Hülfe S.'s an. Obwol seine Verwandten und Rathgeber dringend abmahnten, entschloß sich S., den marokk. Prätendenten zu unterstützen und segelte 24. Juni 1578 nach Tanger ab. Sein Heer bestand aus 10,000 Portugiesen, 2000 Spaniern, 3000 deutschen und 600 ital. Söldnern nebst vielen Freiwilligen. Von Tanger rückte S. zu Lande gegen Süden vor; aber bei der Stadt Kassr-el-Kebir (s. d.) stieß er schon auf die weitüberlegene Heeresmacht des Scherifs von Marokko. Hier kam es 4. Aug. 1578 zur Entscheidungsschlacht, in der sein Heer gänzlich geschlagen wurde und S. selbst fiel, ohne daß man seinen Leichnam auffand. Die Blüte des portug. Adels war durch diese Unternehmung vernichtet, die Kassen waren erschöpft, und das Reich war ohne unmittelbaren Thronerben. Zunächst führte Cardinal Heinrich, den S. zum Reichsverweser bestellt hatte, die Regierung fort und ward nach einiger Zeit zum König ausgerufen; aber er starb schon 31. Jan. 1580, und mit ihm erlosch die alte portug. Dynastie. Von verschiedenen Seiten wurden nun Erbansprüche erhoben; aber Philipp II. von Spanien, dessen Mutter Isabella eine Schwester von S.'s Großvater Johann III. gewesen war, bemächtigte sich mit Waffengewalt der Herrschaft über Portugal. Vgl. Machado, «Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del rey Don S.» (4 Bde., Lissab. 1736—51). Die Folge der Ungewißheit über den Tod des Königs S. war, daß später vier Abenteurer auftraten, die sich für S. ausgaben. Eine glänzende Rolle unter diesen Pseudo-Sebastianen spielte der vierte. Derselbe erschien 20 Jahre nach der Katastrophe zuerst in Venedig und gab vor, daß er auf dem Schlachtfelde unter den Todten und Verwundeten sich verborgen und, um Portugals Ruhe nicht zu stören, in der Berberei geblieben sei. Er wollte in Sicilien als Einsiedler gelebt haben. Endlich habe er den Entschluß gefaßt, sich dem Papste zu entdecken, sei indessen unterwegs von Räubern geplündert, von einigen Portugiesen aber erkannt und nach Venedig gebracht worden. Der Senat verwies ihn, und da er wieder zurückkehrte, wurde er eingekerkert. Er erregte allgemeine Theilnahme, und der Senat setzte ihn endlich in Freiheit, verwies ihn aber aus Venedig. In Florenz wurde er wieder gefangen genommen und an den span. Vicekönig von Neapel ausgeliefert, wo er, auf seiner Aussage beharrend, als Galerensklave behandelt wurde. Zuletzt soll er nach Castilien geschafft und daselbst im Gefängniß hingerichtet sein. Vgl. d'Antas, «Les faux Don Sébastien» (Par. 1865).

Sebastiani (François Horace Bastien, Graf), franz. Marschall, aus einer angesehenen Familie der Insel Corsica, wurde 10. Nov. 1772 im Flecken Porta unweit Bastia geboren. Er trat im Alter von 17 J. in die franz. Armee, schwang sich in den Feldzügen der Revolution rasch empor und unterstützte als Oberst eines Dragonerregiments wesentlich die Ereignisse vom 18. Brumaire, wodurch er die Gunst Bonaparte's gewann. Im Feldzuge von 1800 kämpfte er bei Marengo. Nach dem Frieden von Amiens schickte ihn Bonaparte nach Konstantinopel, Aegypten, Syrien und den Jonischen Inseln, wo er als Diplomat ausgezeichnete Dienste leistete. Beim Wiederausbruch des Kriegs mit England erhielt er den Grad des Brigadegenerals. Im J. 1804 beobachtete er in Deutschland die Bewegungen der österr. Armee, und seine Berichte trugen viel zur Eröffnung des Kriegs von 1805 bei. Im Vortrabe Murat's befehligend, rückte er mit den ersten franz. Truppen in Wien ein. In der Schlacht bei Austerlitz schwer verwundet, erhob ihn Napoleon I. zum Divisionsgeneral und schickte ihn im Mai 1806 als Gesandten nach Konstantinopel. Hier wußte er Selim III. für Frankreich zu gewinnen, setzte die Kriegserklärung gegen Rußland durch und vermochte die Pforte zum Widerstand, als der brit. Admiral Duckworth im Febr. 1807 durch die Dardanellen drang. Kurze Zeit nach Selim's Sturze wurde S. zurückgerufen. Er erhielt den Befehl über ein Armeecorps in Spanien, wo er bis 1811 ruhmvoll kämpfte. Dann kehrte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankreich zurück. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 gab ihm Napoleon eine leichte Division im 2. Cavaleriecorps unter Montbrun, nach dessen Tode in der Schlacht bei Borodino er den Befehl des Corps übernahm und behielt. Auf dem Rückzuge befehligte er eine Schwadron der aus Offizieren gebildeten légion sacrée, im Frühjahr 1813 eine Division an der untern Elbe, nach dem Waffenstillstande wiederum das neuformirte 2. Reitercorps, mit welchem er an der Katzbach unglücklich, dann bei Leipzig und Hanau kämpfte. Auch im Feldzuge von 1814

befehligte S. ein Cavaleriecorps. Während der Hundert Tage organisirte er auf Napoleon's Befehl die Nationalgarde zu Amiens und wurde auch vom Depart. Aisne zum Mitglied der Kammer gewählt. In letzterer Eigenschaft ging er nach der Niederlage bei Waterloo mit Lafayette und andern Deputirten zur Friedensvermittelung in das Lager der Verbündeten, schiffte sich aber, als diese Sendung mißglückte, nach England ein. Weil sein Name nicht auf der Proscriptionsliste stand, kehrte er 1816 nach Frankreich zurück, wo er wiederholt in der Kammer Platz nahm und zuletzt als Gegner der reactionären Politik Polignac's auftrat. Nach der Julirevolution von 1830 übernahm er 11. Aug. das Ministerium der Marine, 17. Nov. das des Auswärtigen. In dieser Stellung, die er unter verschiedenen Cabinetsmodificationen behielt, war er ein ziemlich gehaßtes Werkzeug der Politik Ludwig Philipp's. In der Kammer von 1834 erlitt er jedoch in der Entschädigungsfrage der Vereinigten Staaten eine gewaltige Niederlage, sodaß er 1. April seine Entlassung nahm. Er war sodann Gesandter zu Neapel, hierauf 1835—40 in London und erhielt nach seiner Rückkehr den Marschallsstab. Seine Wirksamkeit beschränkte sich seitdem auf die Kammer, in welcher er seit 1835 gewöhnlich die Stadt Ajaccio vertrat. Nachdem er noch das traurige Schicksal seiner einzigen Tochter, der Herzogin von Praslin (s. d.), erlebt, starb er 21. Juli 1851.

Sebastopol, s. Sewastopol.

Sebenico, Stadt in Dalmatien am gleichnamigen Meerbusen, Endstation der Dalmatinischen Staatsbahn Perkovic-S., ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Bischofs. Die Stadt hat nur zwei ebene Gassen, die andern sind mit diesen durch Treppen verbunden. Die bischöfl. Kathedralkirche, zwischen 1443—1536 erbaut, gilt als die schönste im Spitzbogenstil im Lande. S. zählt (1869) 6132, als Gemeinde 15,116 E., welche lebhaften Handel treiben. Die Stadt kam 1105 in Besitz des Königs Koloman von Ungarn und war später abwechselnd im Besitz Venedigs und Ungarns. In den Jahren 1538, 1647 und 1648 wurde die Stadt von den Türken genommen und geplündert.

Sebnitz, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna, in der Sächsischen Staatsbahn Schandau-Bautzen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine alte Kirche mit schönen Holzschnitzereien und eine Bürgerschule und zählt (1875) 5908 E., welche Leinenweberei, Blumen-, Papier-, Lampen- und mechanische Webfabriken unterhalten.

Seborrhöe (griech.), Schmeerfluß oder Gneis ist der Name einer häufigen Hautkrankheit, welche auf einer krankhaft vermehrten Absonderung von Hauttalg beruht und zur Bildung zahlreicher Schuppen und Borken führt. Die S. kommt am häufigsten am behaarten Kopf bei Kindern und Erwachsenen vor, wo sie trockene, dünne, kleienförmig sich absetzende Schuppen bildet, ist bisweilen von Haarschwund begleitet und wird am zweckmäßigsten mit täglichen Waschungen der Kopfhaut mit flüssiger Glycerinseife und mit milden Salben behandelt.

Sebulon ist der Name eines israel. Stammes, der im Norden Palästinas, vom See Genezareth bis zum Karmel und zum Meeresstrande seinen Sitz hatte, Seehandel trieb und mit Kanaanitern und Phöniziern vermischt wohnte. Die hebr. Ueberlieferung leitet den Namen S. vom gleichnamigen Sohne Jakob's und der Lea ab.

Secante (lat.) heißt in der Geometrie eine gerade Linie, welche eine krumme Linie überschreitet, schneidet. In der Trigonometrie versteht man unter S. eines Bogens oder Centriwinkels die aus dem Mittelpunkte des Kreises durch den einen Endpunkt des Bogens bis an dessen Tangente gezogene gerade Linie, welche gleich dem Quadrat des Halbmessers, dividirt durch den Cosinus, ist.

Secchi (Pater Angelo), ausgezeichneter ital. Astronom, Jesuit, geb. 29. Juli 1818 zu Reggio-Emilia, trat im Alter von 15 J. in den Jesuitenorden, bildete sich im Collegio Romano in Rom, im Collegio Illirico-Lauretano bei Loreto, im Collegio zu Stonyhurst in England und im Georgetown-College bei Washington zum Mathematiker und Astronomen aus, bekleidete darauf einige Zeit die Professur der Physik und Mathematik am Georgetown-College, kehrte aber dann nach Italien zurück und erhielt nach de Vico's Tode die Professur der Physik am Collegio Romano zu Rom. Als 1848 die Jesuiten aus dem Collegio Romano vertrieben wurden, unternahm S. eine Reise durch Frankreich, England und Amerika, trat nach der Restauration des Papstes seine Professur wieder an und gründete am Platze der zum Collegio Romano gehörigen Kirche Sant'-Ignazio eine neue Sternwarte, welche unter seiner Direction bald bedeutenden Ruf erhielt. Im J. 1867 hatte er auf der pariser Ausstellung seinen sehr vollkommenen meteorolog. Registrirapparat ausgestellt; 1870 wurde S. vom Papst Pius IX.

als Abgeordneter zur Internationalen Maß- und Gewichtscommission (Commission internationale du mètre) nach Paris entsendet, ebenso auch im Sept. 1872. Er starb 26. Febr. 1878 zu Rom. S.'s literarische Thätigkeit erstreckte sich über meteorologische und magnetische, namentlich aber über spectralanalytische Untersuchungen der Sonne und Fixsterne, auch auf Doppelsternmessungen und Nebelflecke. Außer zahlreichen Abhandlungen, die er im «Memorie dell' Osservatorio dell' Università Gregoriana del Collegio Romano» (3 Bde., Rom 1851—56) und andern fachwissenschaftlichen Sammelwerken und Zeitschriften veröffentlichte, sind von seinen selbstständigen Werken hervorzuheben: «Researches on electrical rheometry» (Separatabdruck aus den «Smithsonian Contributions», Bd. 8, Washington 1852), «La Misura della Base trigonometrica eseguita sulla Via Appia nel 1854—55», «Quadro fisico del sistema solare secondo le più recenti osservatione» (Rom 1859). Sein Hauptwerk ist «Le soleil» (Par. 1870; autorisirte deutsche Ausgabe: «Die Sonne», herausg. von Schellen, Braunschw. 1872). Dasselbe entstand aus einer Abhandlung über Sonnenflecke, Sonnenfinsternisse, Sonnenprotuberanzen u. s. w., welche S. 1866 in ital. Sprache veröffentlicht hatte und an welche sich Vorträge knüpften, die er 1867 den Zöglingen der Ecole Ste.-Geneviève zu Paris hielt. Der Erfolg dieser Vorträge war ein so außerordentlicher, daß S. dem vielfach geäußerten Wunsche entsprach, dieselben in franz. Sprache herauszugeben. Er weist darin nach, wie alle naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen und alle Vervollkommnungen der Beobachtungsmethoden sofort auf das Studium der Sonne ihre Anwendung gefunden haben. Das Werk gibt zugleich eine eingehende Beschreibung und Abbildung von dem Beobachtungsapparate der Sternwarte des Collegio Romano. Vorher erschien «L'unita delle forze fisiche» (Mail. 1869; 2. Aufl. 1874; deutsch von Schulze, 2 Bde., Lpz. 1876). Sein letztes Werk war «Le stelle» («Die Sterne», Bd. 34 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1878).

Seceders nennen die Anhänger der schott. Staatskirche die von der letztern abgesonderte Kirchengemeinschaft der «Vereinigten presbyterianischen Kirche». Mehrere presbyterianische Prediger, unzufrieden mit der 1712 erfolgten Wiederherstellung der Patronatsrechte, trennten sich seit 1733 förmlich von der Staatskirche und bildeten eine eigene Kirchenpartei, die sich bald durch den Hinzutritt vieler Gemeinden verstärkte. Rücksichtlich des Lehrbegriffs blieben die S. ganz der Presbyterialkirche treu, dagegen bildeten sie eine völlig demokratische Verfassung aus. Ihre Prediger werden von allen Gliedern der Gemeinde gewählt; dieselben stehen unter keiner Oberbehörde und regieren sich auf ihren Synoden selbst. Wegen des vor Mitgliedern der herrschenden Kirche zu leistenden Bürgereides zerfielen die S. bereits 1747 in **Burghers**, unter Erskine, gest. 1755, die ihn leisteten, und in die minder zahlreichen **Antiburghers**, unter Gibb, gest. 1788, die ihn nicht leisteten. Letztere verstanden sich jedoch später zu einem Eide der Treue und des Gehorsams in rein bürgerlichen Dingen. Im J. 1820 vereinigten sich beide Parteien wieder. Verwandte Motive riefen seit 1843 eine ähnliche Bewegung hervor, welche zur Stiftung der schott. Freikirche führte.

Sechellen, Seychelles oder Mahé-Inseln heißt eine Gruppe von 29 Eilanden, die im westl. Theile des Indischen Oceans (zwischen 3° 33′ und 5° 35′ südl. Br., 52 und 54° östl. L. von Greenwich) nordöstlich von Madagascar liegen und unter den Gouverneur der brit. Insel Mauritius gestellt sind. Ihr Areal beträgt nur 264 QKilom. Die sämmtlichen Inseln bilden die Gipfel einer 340 Kilom. langen und halb so breiten unterseeischen Korallenbank. Mit Ausnahme von zweien sind sie hoch, bergig, pittoresk und gut bewässert. Das Klima ist ungeachtet der äquatorialen Lage mild. Auch reichen Cyklone oder Drehstürme, welche die südlichern Inseln des Indischen Oceans schwer heimsuchen, nicht bis zu den S. Die Temperatur zeigt sich sehr gleichmäßig und hält sich zwischen 26½ und 27° C. Vom Mai bis October weht der Südost-Monsun, vom November bis April der Südwest-Monsun, welcher Regen, Hitze und Gewitter bringt. Die größte Insel ist Mahé (171 QKilom.). Dieselbe steigt bis zu 280 Mt. auf und besitzt an der Ostseite einen guten Hafen, Port Victoria, an welchem die gleichnamige Hauptstadt liegt. Nur vier Inseln sind bewohnt. Die Zahl der Einwohner, hauptsächlich aus Negern und nur wenigen Engländern und Franzosen bestehend, beträgt (1871) 11,082. Erzeugnisse der Inseln sind vortreffliche Nutz- und Farbehölzer, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Reis, Mais, Manioc, Kaffee, Cacao, Gewürznelken, Bananen, Geflügel, Austern und vorzügliche grüne Schildkröten. Außerdem sind noch zu erwähnen die eigenthümlichen Früchte einer 20—50 Mt. hohen Palmenart, der Lodoicea Sechellarum (Coco do mar), welche indessen nur auf den drei Inseln Praslin, Curieuse und Ronde wächst. Diesen eigenthümlich gestalteten, unter dem Namen Salomonsnüsse in den Handel gebrachten

Früchten, deren Vaterland lange Zeit unbekannt war, da man sie hauptsächlich auf dem Meere umhertreiben sah, schrieb man große, geheime Heilkräfte zu und bezahlte sie deshalb in frühern Jahrhunderten sehr theuer. Kaiser Rudolf II. bot vergebens 4000 Fl. für eine derselben. Die S. waren schon den Arabern bekannt, wurden aber erst 1506 von dem Portugiesen Suarez entdeckt, der sie die «Sieben Brüder» nannte. Der franz. Kapitän Picault gab ihnen 1742 den Namen Labourdonnaye-Inseln, nach dem Gouverneur der franz. Besitzungen in Indien. Damals erhielten sie auch die ersten franz. Ansiedler, später, nach dem Marineminister Hérault de Seychelles, ihren gegenwärtigen Namen. Sie wurden 1794 von einem engl. Geschwader in Besitz genommen, aber erst 1814 förmlich an England abgetreten.

Sechs bedeutet in der pythagoräischen Zahlensymbolik das reguläre Sechseck als eine Figur, welche in den Bildungen der Naturorganisation eine große Rolle spielt, wie in Schneekrystallen, Bergkrystallen, Pflanzenzellen, Bienenzellen, Lilienkelchen u. dgl. Daher findet man sie als die Zahl der Gliederung oder Organisation, auch der Erzeugung bezeichnet. Am einfachsten erzeugt sich das Sechseck als Form eines gepreßten Cylinders. Denn weil um jeden Cylinder sechs von gleichem Durchmesser Platz haben, so muß bei deren Zusammenpressung der mittelste jene Form annehmen. In geometr. Construction bedeutet das Sechseck den in der Peripherie eines Kreises sechsmal umhergetragenen Radius desselben.

Seciren, s. Section.

Seckendorf, altes, jetzt in ganz Deutschland, Oesterreich und Ungarn verbreitetes Adelsgeschlecht, zur vormaligen reichsunmittelbaren Ritterschaft in Franken gehörig, dessen Geschichte mit der des Hauses Hohenzollern von dessen ersten Anfängen an auf das engste verknüpft ist und eine stattliche Reihe schon bei den Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Brandenburg hochangesehener Würdenträger aufzuweisen hat. Seinen Namen führt es nach dem zwischen Cadolzburg und Langenzenn gelegenen Burghofe, jetzt Dorfe Seckendorf, wo 950 Kaiser Otto auf seiner Heerfahrt gegen Welschland Rast gehalten und dem Gründer dieses Geschlechts Schwert, Helm und Schild verliehen haben soll. (Vgl. auch Schönhuth, «Das Wappen der S. in Vorzeit und Gegenwart», Bd. 1, Stuttg. 1861.) Den vollständigen Stammbaum leitet jedoch die Familie erst von Ludwig von S. ab, welcher in einer bamberger Stiftungsurkunde von 1262 genannt ist. Unter Kaiser Adolf von Nassau blühten bereits elf verschiedene Linien, deren ausgebreitetes Besitzthum sich namentlich über die Rittercantone Steigerwald, Rhön, Werra, Altmühl, Gebürg und Odenwald, den Zenn- und Aischgrund erstreckte. Drei Enkel Ludwig's vor S. Aberdar II., Gaudentius und Friedrich, gründeten die drei noch bestehenden Hauptlinien. Die Aberdarische Hauptlinie, in Franken, Würtemberg und Preußen angesessen, wurde 1706 von Kaiser Joseph I. in den Reichsfreiherren- und 6. Nov. 1810 von König Friedrich I. von Würtemberg theilweise in den Grafenstand erhoben, sodaß sie in eine freiherrliche und eine gräfliche zerfällt. Die freiherrliche Linie besteht zur Zeit aus den Häusern Aberdar-Sugenheim-Weingartsgreuth, Sugenheim-Wohnfurth, Unternzenn-Ebneth und Grönningen-Erkenbrechtshausen, die gräfliche aus dem Hause Aberdar-Obernzenn. Die Gudentische Hauptlinie, gleichfalls aus einer freiherrlichen und einer gräfl. Linie bestehend, theilte sich durch die drei Söhne Ernst Ludwig's von S., eines Neffen von Veit Ludwig von Seckendorf (s. d.) und des Bruders von Friedrich Heinrich von Seckendorf (s. d.) in die Häuser Meuselwitz, Obernzenn und Weißeufels-Kölzen. In die Hauptlinie Gudent gelangte die gräfl. Würde zuerst durch den erwähnten (Feldmarschall) Friedrich Heinrich von S., der dieselbe nach seiner Rückkehr aus Sicilien 1719 von Kaiser Karl VI. erhielt, ohne jedoch Nachkommen zu hinterlassen; sodann durch Adolf Franz Karl von S. auf Kölzen (geb. 30. Oct. 1742, gest. 9. Nov. 1818), königl. sächs. Geheimrath und Director der Stände des Stifts Merseburg, welcher 17. Jan. 1816 von König Friedrich Wilhelm III. in den erblichen Grafenstand erhoben wurde. Seine Gemahlin war die jüngste Schwester des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, er selbst vordem Kammerherr der unglücklichen Königin Karoline Mathilde von Dänemark während ihrer Verbannung in Celle gewesen. Ein Sohn des Letztern, Graf Theodor Franz Christian, geb. 1801, war preuß. Gesandter in Hannover, Brüssel, Stuttgart u. s. w., zuletzt am Hofe zu München, wo er 17. Sept. 1858 starb. — Der Rheinhäfischen Hauptlinie, die zur Zeit noch in Preußen und Baiern, insbesondere durch den preuß. Geheimen Oberjustizrath und Generalprocurator bei dem Appellationsgerichtshofe in Köln Dr. Eduard Freiherr von S. und dessen Söhne, vertreten ist, gehörte Kaspar von S. an, welcher 1590—95 Fürstbischof von Eichstädt war, ingleichen Barbara von S., die 1556 als letzte Meisterin des Prämonstratenser-Frauenklosters Sulz bei Fenchtwangen starb. — Im 12. Jahrh. wird

mehrfach Ritter Friedrich von S. erwähnt und dessen Gemahlin, eine geborene Schenk von Geyern, die auf dem Turnier zu Zürich 1165 durch ihre Schönheit glänzte und dem Ritter Anselm von S. den vierten Preis ertheilte. — Ritter Georg von S., gest. 1442, liegt neben andern Familiengliedern im Kloster Heilsbronn, wo noch ein stattliches Grabmal sein Bildniß zeigt. — Joachim Ludwig von S., der Gudenter Linie Obernzenn angehörig und vermählt mit einer Urenkelin Sebastian Schertlin's von Burtenbach, war fürstbischöfl. bambergischer Landeshauptmann und erhielt 1632 von Herzog Ernst dem Frommen den Oberbefehl über die sächs. Hülfstruppen beim schwed. Heere. Er ließ sich auf Betrieb Erzherzog Leopold's wegen seines Uebertritts zur kaiserl. Armee in dem nahenden Friedenswerke auf vorgreifende Unterhandlungen mit dem General Piccolomini ein und wurde, verrathen, von den Schweden 1642 in Salzwedel kriegsrechtlich enthauptet. Schiller gedenkt S.'s im «Wallenstein».

Seckendorf (Veit Ludw. von), berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des von den Schweden enthaupteten Joachim Ludwig von S., wurde zu Herzogenaurach in Oberfranken 20. Dec. 1626 geboren und besuchte die Schulen zu Koburg, Mühlhausen und Erfurt. Nach seines Vaters Tode bezog er 1642 die Universität Straßburg, unterstützt von Herzog Ernst dem Frommen von Gotha. Hier widmete er sich besonders der Jurisprudenz und Geschichte und schloß sich namentlich an Boecler an, der damals einer der berühmtesten Lehrer der Hochschule war. Bereits als eleganter Lateiner und gewandter Streiter in öffentlichen Disputationen bekannt, trat S. alsbald nach Vollendung seiner Studien in Ernst's des Frommen Dienst, der ihn unter Ernennung zum Hof- und Kammerjunker mit der Aufsicht über seine Bibliothek betraute. In dieser Stellung betrieb S., neben andern wissenschaftlichen Beschäftigungen, das Studium der neuern Sprachen. Nachdem er 1651 Hof- und Justitienrath geworden, sah er sich mit verschiedenen Gesandtschaftsreisen beauftragt und wurde 1656 Geh. Hof- und Kammerrath, 1657 auch Hofrichter zu Jena, 1663 Wirkl. Geheimrath und Kanzler. In diesen Aemtern nahm er fast an allen wichtigen Reformen des Herzogs im Staats-, Kirchen- und Schulwesen hervorragenden Antheil. Durch ihn wurden unter anderm die langen Streitigkeiten über das Henneberg'sche Erbe geschlichtet; ebenso brachte er die Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten von Mainz und der Stadt Erfurt zu vorläufigem Ende. Obschon mit dem Herzog Ernst bis zu dessen Tode in bestem Einvernehmen, trat S. doch Ende 1664 wegen allzu großer Geschäftsüberhäufung in die Dienste Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, von dem er wieder als Geheimrath, Kanzler und Consistorialpräsident angestellt wurde. Kurfürst Johann Georg II., dem S. 1655 als Kurprinzen seinen «Fürstenstaat» gewidmet hatte, verlieh ihm 1669 gleichzeitig die Würde eines kurfürstl. sächs. Geheimraths und einen ansehnlichen Jahrgehalt. Nach Herzogs Moritz Tode 1681 gab S. seine Aemter in Zeitz auf und zog sich auf sein, 1677 erkauftes Rittergut Meuselwitz im Altenburgischen zurück, wo er das Schloß baute und die Stelle eines Obersteuer- und Landschaftsdirectors des Fürstenthums Altenburg fortbekleidete. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg berief ihn 1691 zum Vorsitzenden jener Commission, die zu Halle die Streitigkeiten der Pietisten (Spener) und Orthodoxen schlichten sollte, und übertrug ihm auch das Kanzleramt an der neugegründeten Universität Halle. Hier starb er indeß schon 18. Dec. 1692 kinderlos. Breithaupt und Thomasius hielten ihm Gedächtnißreden. Von S.'s Schriften sind hervorzuheben: der «Deutsche Fürstenstaat» (Gotha 1655 u. öfter), das «Compendium historiae ecclesiasticae» (von Artopäus und andern 1723 beendet, Lpz. 1660—64), der «Christenstaat» (Lpz. 1685), das «Jus publicum Romanorum» (Frankf. 1686). Sein berühmtestes, durch Maimbourg's jesuitische «Histoire du Lutheranisme» veranlaßtes Werk ist jedoch der «Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo» (3 Bde., Lpz. 1692). Vgl. Schreber, «Historia vitae ac meritorum Viti Lud. a. S.» (Lpz. 1733); Nasemann, «Veit Ludwig von S.», in den «Preußischen Jahrbüchern» (Bd. 12); W. Roscher, «Zwei sächs. Staatswirthe im 16. und 17. Jahrh.» (in Weber's «Archiv für die sächs. Geschichte», Bd. 1, Lpz. 1862).

Seckendorf (Friedr. Heinr., Reichsgraf von), kaiserl. Feldmarschall, als Diplomat wie als Feldherr berühmt, ein Neffe des Vorigen, geb. 5. Juli 1673 zu Königsberg in Franken, studirte 1688—93 zu Jena, Leipzig und Leiden die Rechte und trat 1693 in das engl.-holländ., später aber in das kaiserl. Heer, in dem er 1698 als Hauptmann unter Prinz Eugen gegen die Türken kämpfte. Im Spanischen Erbfolgekriege führte er in Deutschland das ansbacher Dragonerregiment, wohnte vielen Belagerungen bei und eroberte 1704 bei Höchstädt 16 Fahnen. Zum Oberst ernannt, focht er in den Schlachten bei Ramillies 1705 und Oudenaarde 1708, war bei der Belagerung von Ryssel sehr thätig, trat aber, als er die Commandantenstelle dieses Platzes nicht erhielt, als Generalmajor in die Dienste August's II. von Polen und commandirte

1710 und 1711 die sächs. Hülfstruppen in Flandern. Als poln. Gesandter im Haag nahm er 1713 an den Verhandlungen des Utrechter Friedens theil. Nachdem er die Unruhen in Warschau gestillt, wirkte er als Anführer sächs. Truppen 1715 zum Falle Stralsunds mit und wurde 1717 kaiserl. Feldmarschalllieutenant. An der Spitze zweier ansbacher Regimenter focht er unter Eugen bei Belgrad und 1718 in Sicilien gegen die Spanier, welche er 1720 zu dem Evacuationsvertrage zwang. S. wurde 1719 Reichsgraf, 1721 Feldzeugmeister und übernahm die Stelle eines Gouverneurs von Leipzig, die er bis 1726 bekleidete. Hierauf ging er als kaiserl. Gesandter an den Hof zu Berlin. Er brachte den Vertrag von Wusterhausen (1726) und später den geheimen Tractat zwischen Preußen und Oesterreich zu Stande und bewirkte im Interesse des österr. Cabinets die Verlobung des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, wodurch er sich freilich Friedrich's II. Mißfallen für immer zuzog. Später bereiste er die Höfe von Dresden, Kassel, Braunschweig, Ansbach und Gotha, um dieselben zur Anerkennung der pragmatischen Sanction zu bewegen. Wie bei den meisten dieser Höfe, gelang ihm diese Absicht 1732 auch mit Dänemark, bald hernach mit Holland. Das Mistrauen, welches um diese Zeit Oesterreich bei Preußen erregt hatte, wußte er durch eine Zusammenkunft des Kaisers und des Königs zu Kladrup in Böhmen zu beruhigen, den letztern trotz seiner Abgeneigtheit beim Ausbruche des Polnischen Erbfolgekriegs zur Stellung von 10,000 Mann Hülfstruppen zu vermögen und auch Baiern, die Pfalz und Köln für den Kaiser zu gewinnen, sodaß endlich 1734 ein Reichsheer am Rhein sich sammelte. Er selbst wurde zum Reichsgeneral der Cavalerie ernannt, überstieg mit etwa 30,000 Mann den Hundsrück und schlug 20. Oct. 1735 die Franzosen bei Klausen. Im Begriff, sich ins Privatleben zurückzuziehen, erhielt er, von dem sterbenden Prinz Eugen empfohlen, als Feldmarschall den Oberbefehl über das österr. Heer, welches bei Belgrad stand. Der Anfang des Feldzugs von 1737 war glücklich; doch bald mußte S. sich hinter die Save zurückziehen. Er wurde zurückberufen, angeklagt und auf die Festung Gratz gefangen gesetzt. Nach seiner Freilassung trat er in die Dienste Karl's VII. von Baiern, erhielt den Oberbefehl des bair. Heers, befreite München und drängte die Oesterreicher nach Böhmen zurück. Von den Franzosen im Stich gelassen, mußte er die gewonnenen Vortheile wieder aufgeben; doch drang er, nach Abschluß der von ihm zwischen Baiern und Preußen bewirkten Union zu Frankfurt 1744, noch einmal siegreich vor, befreite ganz Baiern und führte den Kaiser nach München zurück. Nachdem er sein Commando niedergelegt hatte, wirkte er nach des Kaisers Tode noch für dessen Sohn die Versöhnung Oesterreichs in dem Frieden zu Füssen (22. April 1745) aus. Von Kaiser Franz I. in allen seinen Ehrenstellen bestätigt, lebte S. auf seinem Gute Meuselwitz bei Altenburg bis 1758, wo ihn Friedrich II. unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechsels mit Oesterreich im December plötzlich gefangen nach Magdeburg abführen ließ. Nach einem halben Jahre gegen Zahlung von 10,000 Thlrn. wieder befreit, ging er nach Franken; kehrte aber 1760 nach Meuselwitz zurück und starb daselbst 23. Nov. 1763. Vgl. Theresius von Seckendorff, «Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von S.» (4 Bde., Lpz. 1792—94). Das Seniorat, das sein Oheim, Veit Ludwig von S., zu Meuselwitz gestiftet, verwandelte er in ein Majorat (Primogenitur) und vererbte es, da er selbst kinderlos war, auf seines Bruders, des preuß. Staatsministers Ernst Ludwig von S. (geb. 1672, gest. 1741) Enkel, den Obersten Friedrich Karl von S.

Seckendorf (Leo, eigentlich Franz Karl Leopold, Freiherr von), ein talentvoller Dichter, aus der Hauptlinie Aberdar, geb. zu Wonsurt bei Haßfurth 1773. Sein Vater war zuletzt bevollmächtigter Minister des Großherzogs von Baden am Hofe des Fürsten-Primas. Früh umfaßte S. mit Liebe die Poesie und das Studium der Alten und studirte mit Eifer in Jena und Göttingen. Als er 1798 als Regierungsassessor nach Weimar kam, trat er mit Wieland, Goethe, Herder und Schiller in enge Verbindung. Zuerst erschienen von ihm «Blüten griech. Dichter» (Weim. 1800), die aber wegen der deutschen Sprachformen manchen Tadel erfuhren; dann das «Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801». Indeß verließ er 1802 Weimar und wurde bald nachher als würtemb. Regierungsrath in Stuttgart angestellt. Wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in eine Untersuchung verwickelt, kam er als Staatsgefangener auf das Schloß Solitude und dann nach Hohenasperg. Erst beim Ausbruch des Kriegs von 1805 wurde er freigelassen. Hierauf hielt er sich in Franken bei Verwandten auf. Früchte seiner dichterischen Beschäftigungen waren die beiden «Musenalmanache» (Regensb. 1806 u. 1807). Die Krankheit eines Bruders, der in österr. Militärdiensten stand, führte ihn dann nach Wien, wo er auch blieb. Mit seinem Freunde Jos. Ludw. Stoll verband er sich 1808 zur Herausgabe des Jour-

nals «Prometheus», durch das er zugleich eine literarische Annäherung zwischen Süd- und Norddeutschland bezweckte. Als der Krieg von 1809 ausbrach, ging er als Hauptmann bei der wiener Landwehr zum Heere. Er folgte dann der Hiller'schen Heeresabtheilung und fand bei Ebelsberg an der Traun den Tod, indem er, schwer verwundet, in einer Scheuer 6. Mai 1809 verbrannte. — Karl Sigmund von S., bekannt als Dichter und Uebersetzer, ebenfalls aus der Hauptlinie Aberdar, geb. 26. Nov. 1744 als Sohn des markgräfl. baireuthischen Ministers von S., war 1784 preuß. Gesandter im Fränkischen Kreise und starb 26. April 1785 in Ansbach. Er übersetzte den ersten Gesang der Lusiade von Camoens (in Bertuch's «Magazin der span. und portug. Literatur») und schrieb «Das Rad des Schicksals oder Geschichte Tchoangsees» (Dessau 1783), «Superba» (ein Singspiel), und setzte drei Sammlungen Volks- und anderer Lieder (Weim. 1779—82) in Musik. Vgl. Varnhagen von Ense, «Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften» (Bd. 4, Lpz. 1843).

Seckendorf (Christian Adolf, Freiherr von), Kameralist und dramatischer Dichter, geb. 4. Oct. 1767 zu Meuselwitz, stand 1786—94 in mecklenb. und kursächs. Militärdiensten und zog sich dann auf sein Rittergut Zingst an der Unstrut zurück. Hier entfaltete er bald auf kameralistischem und belletristischem Gebiet eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit. Unter anderm veröffentlichte er «Forstrügen» (10 Bde., Lpz. 1799—1804), «Briefe an einen Prinzen von seinem Begleiter auf Reisen» (Lpz. 1805), «Gedichte» (Lpz. 1808), «Dramatische Arbeiten» (3 Bde., Lpz. 1822—24) und «Almanach dramatischer Spiele» (Lpz. 1825). Auch ließ er seine «Sämmtlichen Schriften» (7 Bde., Lpz. 1816—23) erscheinen. Mit seinem Gutsnachbar in Fehde gerathen, entzog er sich einem ihm drohenden Festungsarrest, indem er 1828 nach Straßburg und von da nach Luzern ging, wo er 29. Aug. 1833 starb. — Sein Sohn Wilhelm Adolf von S., geb. 1801, der erste preuß. Commandant der Burg Hohenzollern, starb als Generalmajor im Ruhestande zu Halle 19. Oct. 1866, nachdem er im Kriege von 1866 als stellvertretender Commandeur der 14. Infanteriebrigade freiwillig wieder in Dienst getreten war.

Seckendorf (Ant. Gust., Freiherr von), bekannt unter dem Namen Patrik Peale, geb. 20. Nov. 1775 zu Meuselwitz, des Vorigen Bruder, studirte 1791 in Leipzig, später in Freiberg und Wittenberg und unternahm 1796, um sich über den Bergbau, die Handels- und polit. Verhältnisse der Neuen Welt zu unterrichten, eine Reise nach den Vereinigten Staaten, von wo er 1798 zurückkehrte. Er fand noch in demselben Jahre Aufnahme in kursächs. Staatsdienst, wo er bald zum Assessor bei der Landes-Oekonomiemanufactur und Commerziendeputation sowie zum Kammerjunker und Amtshauptmann zu Torgau befördert wurde, und ward 1807 zum Kammerdirector in Hildburghausen ernannt, verließ jedoch schon im folgenden Jahre dieses Amt mit dem Charakter eines Wirkl. Geheimraths, da er sich in seinen finanzwirthschaftlichen Ansichten und Planen zu wenig unterstützt fand. Seine Kunststudien benutzend, hielt er nun mehrere Jahre hindurch unter dem Namen Patrik Peale an verschiedenen Orten ästhetische Vorlesungen und suchte durch damals viel bewunderte plastisch-mimische Musterdarstellungen auf die Hebung der deutschen Schauspielkunst einzuwirken. Im Frühjahr 1812 habilitirte er sich als Doctor der Philosophie an der Universität Göttingen, vertauschte aber diese Stellung 1814 mit einer Professur am Carolinum in Braunschweig. Unter dem Einflusse einer krankhaften Ueberreizung ging er 1821 abermals nach Amerika, wo er 1823 zu Alexandria im Staate Louisiana starb. S. stand mit den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit in lebhaftem Verkehr und war ein gesuchter Mitarbeiter an gelehrten und belletristischen Zeitschriften. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Scenen des höchsten Schmerzes» (Lpz. 1801), die Trauerspiele «Otto III.» (Lpz. 1805) und «Orsina» (Braunschw. 1814), eine Fortsetzung von Lessing's «Emilia Galotti»; ferner «Die Grundform der Toga» (Gött. 1812), «Kritik der Kunst» (Gött. 1812), «Aphorismen» (Berl. 1812), «Beiträge zur Philosophie des Herzens» (Berl. 1814). Hieran schlossen sich «Vorlesungen über die bildende Kunst u. s. w.» (Aarau 1814), «Adelheid von Bergau, eine Romanze» (Lpz. 1815), «Vorlesungen über Declamation und Mimik» (2 Bde., Braunschw. 1816), «Grundzüge der philos. Politik» (Lpz. 1817), «Gedichte» (Braunschw. 1820) u. s. w. — Derselben Linie gehört an Alfred, Freiherr von S. (geb. 14. Sept. 1796 zu Meuselwitz, gest. 28. März 1876 ebendaselbst), herzogl. altenburg. Regierungspräsident und Wirkl. Geheimrath, der 1826 seinem Vater, dem sächs. Kammerherrn Veit Ludwig (III.), einem Bruder Gustav Anton von S.'s, im Majorat folgte und unter dem Namen Alpin Novellen, Gedichte, dramaturgische Kritiken und Reiseberichte veröffentlichte.

Secret (lat.) nennt man die Flüssigkeiten, welche von mit Ausführungsgängen versehenen Drüsen bereitet werden und bestimmten physiol. Zwecken dienen; so ist die Galle das S. der

Leber, der Harn das S. der Nieren, der Hauttalg das S. der Hautfalbendrüsen. Als Excrete unterscheidet man diejenigen Drüsenproducte, welche im Körper selbst keine weitere Verwendung finden, sondern als wahre Auswurfsstoffe aus dem Körper entfernt werden; so der Harn, der Schweiß. Die Verschiedenheit der S. hängt zunächst ab von dem anatom. Bau und der chem. Beschaffenheit der Drüse; ferner von der chem. Beschaffenheit des dieselbe durchfließenden Blutes; vom Druck, unter welchem das Blut steht; endlich von der Thätigkeit der die Drüse versorgenden Nerven. (S. Absonderung.)

Sect (span. Vino seco, d. i. trockener Wein, Trockenbeerwein) ist der Name starker süßer Weine, besonders solcher, die aus fast trockenen (gewelkten) Beeren mit Zusatz von concentrirtem Most gekeltert werden. Die bekanntesten Arten sind: Canariensect von den Canarien, insbesondere Palmsect von der Insel Palma, Madeirasect und Malagasect u. s. w. Auch wird der Name S. für Champagner (s. d.) gebraucht.

Section (lat., d. i. Abtheilung) heißt bei der deutschen Infanterie die kleinste Unterabtheilung der Compagnie, 4—6 Rotten stark. Die Sectionscolonne ist die normale Marschformation für die deutsche Infanterie. — S. wird auch jedes Blatt der Specialkarte eines Landes genannt, das dann als nähere Bezeichnung den Namen der größten in seinem Bereiche liegenden Stadt führt, z. B. Section Dresden. — Zur Zeit der Französischen Revolution war Paris in 48 S. oder Stadtviertel getheilt, die regelmäßig zu besondern, zuweilen auch zu Generalversammlungen zusammentraten, in welchen die öffentlichen Angelegenheiten berathen, oft aber auch Demonstrationen und Aufstände vorbereitet wurden. Die Sectionsversammlungen galten neben den eigentlichen Clubs als die Herde von Emeuten.

Section (sectio cadaveris, Leicheneröffnung) heißt das kunstgemäße Oeffnen der Körperhöhlen, welche der Besichtigung und anatom. Zerlegung der in diesen befindlichen Organe vorangeht. Die Extremitäten werden nur dann zergliedert, wenn besondere Gründe dafür vorliegen (Verletzungen, Gelenkkrankheiten). Die Schädelhöhle eröffnet man so, daß man zunächst die Haut von der Schädeldecke ohne Verletzung der Stirn abtrennt, den Knochen rundum absägt und dann das obere Stück abhebt. Das Rückenmark wird nach Eröffnung der Schädelhöhle durch Aufsägen des Rückgrats bloßgelegt. Zur Eröffnung der Brust- und Bauchhöhle macht man einen Schnitt vom Kehlkopf abwärts am Nabel vorbei bis zum Schambein, trennt dann Haut und Muskeln seitlich ein Stück von den Rippen ab und löst durch zwei seitliche Schnitte durch die Rippenknorpel das Brustbein heraus. Darauf folgt die Besichtigung der Organe erst in ihrer natürlichen Lage, dann nach ihrer Entfernung aus dem Körper. Die S. soll nicht blos als Controle für die Diagnose der Krankheit dienen, sondern sie ist auch ein höchst wichtiges Lehrmittel für die Pathologie und patholog. Anatomie, weshalb in allen größern Krankenhäusern die S. der Verstorbenen von eigens hierzu angestellten Aerzten, Professoren, obligatorisch ausgeführt wird. Der patholog. Anatom lernt durch dieselbe die krankhaften Veränderungen der Körperbestandtheile und die Art und Weise ihres Zustandekommens kennen, der Patholog andererseits die Erscheinungen, welche die krankhaften Veränderungen im Leben hervorbringen. Für die Angehörigen der Secirten ist die S. deshalb von Wichtigkeit, weil nur durch sie die Krankheit des Verstorbenen sicher erkannt wird und diese Kenntniß für die Verhütung ähnlicher Krankheiten bei Gliedern derselben Familie von großem Werthe sein kann. Die gerichtliche S. heißt Obduction (s. d.). Vgl. R. Virchow, «Die Sectionstechnik» (2. Aufl., Berl. 1877). Ueber die S. an lebenden Thieren s. Vivisection.

Sector, s. Ausschnitt.

Secundär, in zweiter Reihe stehend, untergeordnet, nicht unmittelbar, s. Primär.

Secundärbahnen nennt man diejenigen Eisenbahnen, welche weder Kurierzüge noch erste Klasse haben und in einer Stunde nur 15 Kilom. fahren (Secundärbetrieb), meistens auch nur ein Gleis besitzen.

Secunde (vom lat. secundus, der Zweite) nennt man in der Zeit- und Gradmessung den 60. Theil einer Minute (s. d.). — In der Musik heißt S. der Intervall der zweiten Notenstufe der Tonleiter, und beim Generalbaß der über dem Grundbasse liegende nächst höhere Ton. Secundenaccord nennt man den Septimenaccord, in welchem die Septime zum Grundton geworden ist, oder die dritte Verwechselung des wesentlichen Septimenaccords.

Secundiz (lat.) nennt man in der kath. Kirche die Feier des 50jährigen Messelesens eines Priesters, im Gegensatze zur Primiz, der ersten Messe des jungen Priesters.

Secundogenitur. Im Privatfürstenrechte sowie auch im Familienrechte des hohen Adels kommt neben der Erbfolgeordnung nach dem Rechte der Erstgeburt oder der Primogenitur (s. d.)

auch die Bestimmung vor, daß der Zweitgeborene (secundogenitus) gewisse Vermögens- oder Herrschaftstheile, welche eine Substanz des Gesammthauses bilden, zu besondern Besitz und Genuß für sich und seine Nachkommen erhalten soll. Dies bezeichnet man im Gegensatz zur Primogenitur als S. Auch die Tertiogenitur kommt vor. Im Hause Habsburg z. B. gründete sich das Recht der in Toscana bis 1859 regierenden Familie auf die S., während die kaiserl. Familie der österr.-ungar. Monarchie den Thron infolge der Primogenitur innehat.

Sedaine (Michel Jean), beliebter franz. Lustspiel- und Operndichter, wurde geboren zu Paris 4. Juli 1719 und lernte anfangs das Maurerhandwerk. Sein Fleiß zog die Aufmerksamkeit des Architekten Buron auf ihn, und einige poetische Versuche erwarben ihm die Gunst von Lecomte, welcher ihm die Mittel verschaffte, sich seit 1752 gänzlich der literarischen Beschäftigung zu widmen. Am bedeutendsten ist das, was S. im Genre der komischen Oper geleistet hat. Das erste Stück, welches er für die Bühne schrieb, war «Le diable à quatre» (1756), dessen Musik Philidor besorgte. Seine ansprechendste komische Oper ist «Rose et Colas» (1764). Auch haben sich einige andere, z. B. «Aline, reine de Golconde», «Amphytrion», «Le magnifique», «Aucassin et Nicolette», «Richard Cœur-de-Lion» (1784) und «Guillaume Tell» (1791), deren mehrere von Grétry und Monsigny componirt wurden, theilweise auf dem Repertorium erhalten. Unter seinen Lustspielen, welche im ganzen etwas nüchtern gehalten, verdient «Le philosophe sans le savoir» (1765) den Preis, daneben «La gageure imprévue» (1768). Geringen Beifall fanden die Dramen. Eine Art von Fortsetzung des erstgenannten Lustspiels gab George Sand in ihrer «Mariage de Victorine» (1851). Die Chansons und satirischen Episteln, welche er in großer Anzahl dichtete, waren ihrerzeit sehr beliebt, und das Lehrgedicht «Le vaudeville» (Par. 1756) bietet noch jetzt ansprechende Züge. S. wurde 1768 Mitglied der Akademie und starb 17. Mai 1797. Seine «Oeuvres dramatiques» erschienen zu Paris 1760 und 1776 (4 Bde.); eine Auswahl besorgte Auger mit einer biographischen Notiz in den «Oeuvres choisies» (3 Bde., Par. 1813). Eine Würdigung seiner Leistungen gab die Fürstin Salm in «Éloge historique de Michel Jean S.» (Par. 1797).

Sedan, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Ardennen, Handels- und Fabrikstadt, bis 1875 Festung zweiter Klasse, liegt 22 Kilom. südöstlich von Mézières und 10 Kilom. von der belg. Grenze entfernt an der von Bouillon aus Belgien kommenden Straße, an beiden Ufern der Maas und an der Ostbahn (Linie Diedenhofen-Mézières), die hier nach Lerouville abzweigt, zählt (1876) 16,593 E. und ist eine meist gut gebaute Stadt mit großartigen Militärmagazinen, Arsenal, Schloß, schönen Plätzen und Springbrunnen, sowie einem Denkmal Turenne's, welcher 1611 daselbst geboren wurde. In industrieller Beziehung ist S. namentlich durch seine Tuchfabrikation bekannt, die etwa 10,000 Arbeiter beschäftigt und jährlich 52,000 Stück Tuche im Werthe von 35 Mill. Frs. producirt. S. wird urkundlich zuerst 1259 erwähnt, wurde 1400 zum Fürstenthum erhoben, kam 1588 an Heinrich von La Tour d'Auvergne, den Vater des Marschalls Turenne, und gelangte 1642 in den Besitz der Krone. So lange es im Besitz der Protestanten war, hatte es eine berühmte Hochschule. Die Festung wurde 25. Juni 1815 von den Hessen bombardirt und capitulirte am folgenden Tage, nur die Citadelle hielt sich bis 15. Sept. Von Oct. 1815 bis Nov. 1816 war der Platz von preuß. Truppen besetzt. Durch Gesetz vom 23. Aug. 1875 wurde S. als Festung aufgehoben und die vollständige Rasirung der Werke binnen drei Jahren angeordnet.

In der neuern Kriegsgeschichte hat S. eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt durch die Schlacht bei S. vom 1. Sept. 1870 und die derselben folgende Capitulation vom 2. Sept. S. liegt an einem der schönsten Punkte des Maasthals zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwald bekränzten Höhenzügen, rings umgeben von einer großen Zahl von Ortschaften, Donchéry, Iges, Villette, Glaire, Daigny, Bazeilles u. s. w., die sämmtlich in der Schlacht bei S. eine Rolle spielten. Längs der Maas läuft, am linken Ufer, die Hauptstraße von Donchéry über Frénois, um bei der Vorstadt Torcy den Fluß zu überschreiten und in S. einzutreten. Steil ansteigende Obst- und Weingärten, enge, von Steinmauern eingeschlossene schluchtengleiche Straßen, die Hauptwege von Waldungen überhöht, deren Ausgänge theilweise jäh abfallen, das sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Terrains, in dem die Schlacht bei S. geliefert wurde. Dieser selbst gingen (s. Deutsch-Französischer Krieg von 1870—71) in den letzten Augusttagen die Kämpfe bei Buzancy, Nouart und Beaumont (s. d.) voraus, welchen 31. Aug. eine fast allgemeine Ruhe auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes folgte. Gerade infolge der den Truppen in den letzten Tagen zugemutheten außerordentlichen Anstrengungen wollte man den entscheidenden Schlag erst 2. Sept. führen, eine Absicht, die erst

in dem Kriegsrathe in Chémery 31. Aug. abends aufgegeben wurde. Zu dieser Zeit war die deutsche Aufstellung derart, daß die Armee des Kronprinzen von Sachsen den rechten Flügel hielt, die bair. Corps in der Mitte standen und die Preußen den linken Flügel bildeten. Rechts stand das 12. Corps in der Avantgarde, dahinter das 4. preuß. Corps, die preuß. Garden und endlich die 4. Cavalleriedivision mit dem Rücken gegen Rémilly; hieran schloß sich das 1. und dann das 2. bair. Corps bei Bazeilles, worauf das 11. und das 5. Corps und bei Dom-le-Mesnil die Würtemberger folgten; das 6. preuß. Corps hielt zwischen Attigny und Le Chêne in Reserve. Diesen Truppen gegenüber standen von franz. Streitkräften die Corps Mac-Mahon, Failly, Douay und Lebrun zwischen Bazeilles, S., Floing und Givonne.

Die strategische Aufgabe der deutschen Kriegsleitung lag vollständig klar: es galt, den Feind so einzuschließen, daß ihm jeder Ausfall unmöglich gemacht, die nördlichen, gegen die belg. Grenze hin liegenden Pässe ihm abgeschnitten und auch die Römerstraße nach Rheims, wie die andere nach Rethel verlegt wurden. In ihren Hauptmomenten entwickelte die Schlacht bei S. sich folgendermaßen: Um 6 Uhr begann der Kanonendonner der Baiern bei Bazeilles den Kampf, noch ehe die Sachsen hatten herankommen können; später, als das 12. Corps eingegriffen, standen den Franzosen, die nach den Verlusten von Beaumont noch über 135,000 Mann gebieten konnten, anfangs nur zwei deutsche Corps gegenüber; statt sich aber mit ganzer Macht auf diese zu werfen, währte es bis 8 Uhr, bevor sie große Truppenmassen auf der Straße Moncelle-Bazeilles vereinigt hatten, sodaß es den Sachsen gelang, dem Feinde die ersten Positionen zu entreißen. Um 10 Uhr war Bazeilles von den Baiern gestürmt, das Gardecorps unaufhaltsam auf Givonne und Daigny herangerückt und der Flankenmarsch des 5. und 11. Corps ausgeführt. In der franz. Oberleitung war durch die Verwundung Mac-Mahon's ein Wechsel eingetreten; General Ducrot übernahm sie zunächst, dann General Wimpffen. Dieser hatte die soeben gegebenen Dispositionen jenes wieder aufgehoben und das Plateau zwischen Illy und Fleigneux zum Stützpunkt einer verzweifelten Gegenwehr gewählt. Nach zweistündigem Geschützkampfe (11—1 Uhr) ging die Infanterie des 11. Corps zum Sturm über, der mit dem Verluste des commandirenden Generals von Gersdorff, aber mit dem Besitze von Floing in deutscher Hand endete. Die Sachsen hatten schon um 12 Uhr Daigny, die Garden Givonne genommen. Zwischen 12 und 1 Uhr bereits begann eine ungeheuere Flucht, ein Drängen nach S. hinein, das natürlich nicht Raum für so viele Flüchtlinge zu bieten vermochte. Die franz. Corps waren aufgerollt, von den Sachsen und den Garden allein mehr als 11,000 Gefangene gemacht, Bazeilles infolge längern Häuserkampfs niedergebrannt worden. General Wimpffen versuchte ein letztes verzweifeltes Mittel, einen Durchbruch mit etwa 8000 Mann in der Richtung auf Bazeilles; ein letzter Ausfall eines Kürassierregiments aus S. gegen Floing um $3\frac{1}{2}$ Uhr konnte keinen bessern Erfolg haben. Die Schlacht mußte als beendet angesehen werden: eingeschlossen im Thalkessel von S. lag die ganze franz. Armee, umgeben von einer doppelten Chaine siegessicherer Truppen, beherrscht von 500 Feuerschlünden, die von den jene umgebenden dominirenden Höhen auf sie hinabstarrten. Gegen 4 Uhr wälzte das geschlagene Heer sich auf die eingeschlossene Festung los, während bereits etwas Ruhe auf der langen Schlachtenlinie eingetreten war. Nach halbstündiger Pause begann das Artilleriefeuer auf die Stadt, aus deren einzelnen Häusern schon nach $4\frac{1}{2}$ Uhr die ersten Flammen aufschlugen. Ein deutscher und ein franz. Parlamentär, welche die Festung zur Uebergabe aufforderten, beziehungsweise deren Ergebung anzeigen wollten, begegneten sich. Der deutsche Offizier wurde in das Präfecturgebäude zu S. und zu seinem Erstaunen vor den Kaiser Napoleon III. geführt, über dessen Anwesenheit bei der Armee man deutscherseits nicht unterrichtet war. Der Kaiser gab dem deutschen Parlamentär den franz. General Reille und durch diesen einen Brief mit, in welchem er dem Könige von Preußen mit seinem Degen sich selbst übergab. Auf einer Anhöhe zwischen Frénois und Douchéry, wo der König den Tag über während der Schlacht gehalten hatte, wurde General Reille empfangen, das Anerbieten seines Kaisers wie dessen Degen angenommen und vom Könige an Napoleon III. eine kurze Rückantwort abgeschickt. Nachdem Graf Bismarck und General Moltke mit den nöthigen Vollmachten zum Abschluß der Capitulationsverhandlungen mit dem General Wimpffen versehen waren, begab König Wilhelm sich in einem wahren Triumphzuge nach seinem Hauptquartier Vendresse, bis wohin alle Truppentheile eine improvisirte Illumination vorbereitet hatten.

Bei den in der Nacht vom 1. zum 2. Sept. geführten Unterhandlungen wurden deutscherseits Niederlegung der Waffen, Auslieferung der Stadt und des Materials, Gefangennahme des Heers als Bedingungen und für dieselbe die Stunde 9 Uhr morgens bestimmt. Fran-

zösischerseits wurden anfangs diese Forderungen als zu hart bezeichnet, doch erklärte sich ein deshalb zusammentretender Kriegsrath sehr bald fast einstimmig für Annahme derselben, da jeder weitere Aufschub die Lage nur erschweren könnte. Nachdem General Wimpffen bei Wiederaufnahme der Verhandlungen 2. Sept. in Frénois erkannt hatte, daß ein persönliches Einschreiten zu Gunsten Napoleon's III. keineswegs stattfinden würde, ergab er sich in das Unvermeidliche, den vorgezeichneten Vertrag zu vollziehen. Zwischen 11 und 11½ Uhr überbrachte General Moltke die unterzeichnete Capitulation dem Könige, der sich darauf zur Begegnung mit dem Kaiser Napoleon III. nach dem nahegelegenen Schlosse Bellevue begab, dann aber einen fünfstündigen Ritt längs der deutschen Stellungen unternahm. Das deutsche Heer hatte in der Schlacht bei S. 460 Offiziere und 8500 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Französischerseits betrug der Verlust in der Schlacht 17,000 Mann an Todten und Verwundeten und 21,000 Gefangene; infolge der Capitulation wurden kriegsgefangen 83,000 Mann, außerdem in Belgien entwaffnet 3000 Mann, sodaß der Gesammtverlust der Franzosen 124,000 Mann betrug. Frankreich hatte über keine Feldarmee mehr zu verfügen, während den Deutschen die Dritte und Vierte Armee zu fernern Operationen verfügbar blieb und der Weg nach Paris offen stand. Die Festung S. wurde noch am Abend des 2. Sept. von deutschen Truppen besetzt. Mit dem Ausgange der Schlacht bei S., der Gefangennahme des Kaisers Napoleon III., der seinen Aufenthalt in Wilhelmshöhe bei Kassel angewiesen erhielt, war der Fall des Kaiserthums so gut wie vollzogen; schon 2. Sept. war Paris in Gärung, 4. Sept. aber der Fall der kaiserl. Dynastie ausgesprochen und Frankreich zur Republik erklärt. (S. Frankreich, Geschichte.) In Deutschland wird seitdem alljährlich der Sedantag (2. Sept.) als Nationalfesttag gefeiert, da kein anderes Ereigniß des großen Kriegs einen gleichen Enthusiasmus in Deutschland hervorrief, wie die Kunde von der Gefangennahme Napoleon's III. Vgl. «Der Deutsch-Französische Krieg von 1870—71» (bearbeitet vom preuß. Großen Generalstabe, Thl. 1, Bd. 2, Berl. 1875); «Enquête parlementaire sur les actes du gouvernement de la défense nationale» (Par. 1873); Helmuth, «Sedan» (Berl. 1874); «Des causes qui ont amené la capitulation de S. Par un officier attaché à l'État-Major-Général» (Brüss. 1870; angeblich von Napoleon III. auf Wilhelmshöhe dictirt); Wimpffen, «Sedan» (Par. 1871); Ducrot, «La journée de S.» (Par. 1871); «Réponse au général Ducrot par un officier supérieur» (General Wimpffen, Par. 1871); Hassel, «Von der Dritten Armee» (Lpz. 1872); Rud. Lindau, «Die preuß. Garde im Feldzuge 1870—71» (Berl. 1872).

Sedes (lat.) heißt der Sitz oder Residenzort eines Bischofs, vornehmlich der des Papstes, welcher die sedes apostolica oder der apostolische Stuhl genannt wird. Nach dem Tode eines Bischofs tritt Sedisvacanz (sede vacante) ein, die nach kanonischem Rechte nur eine bestimmte Zeit dauern darf. Ist diese verstrichen, ohne daß das Kapitel einen neuen Bischof erwählt hat, so geht das Wahlrecht auf den Papst über.

Sedgwick (Catherine), amerik. Romandichterin, geb. um 1790 zu Stockbridge in Massachusetts, machte sich in der literarischen Welt zuerst durch die «New England tale» (Neuyork 1822; neue Aufl. 1852) bekannt, deren Schilderungen puritanischer Sitten großes Aufsehen erregten. Ihr folgendes Werk «Redwood» (1824) fand die günstigste Aufnahme und wurde den Romanen Cooper's zur Seite gestellt; 1827 erschien «Hope Leslie, or early times in Massachusetts», die für ihre beste Erzählung gilt, wie «Clarence» (1830) für die schwächste; ferner «Le bossu» (1832) und «The Linwoods» (1835). Im J. 1839 unternahm sie eine Reise durch England, Deutschland, die Schweiz und Italien, deren anziehende Beschreibung «Letters from abroad to kindred at home» (2 Bde., Lond. 1841) in Amerika das größte Interesse erregte. Nicht geringes Verdienst erwarb sie sich durch ihre Jugendschriften, wovon «The poor rich man and the rich poor man» (1836), «Live and let live» (1837), «Morals of manners» (1846) und «The boy of mount Rhigi» (1848) besonders zu erwähnen sind. Außerdem hat sie die Gedichte der früh verstorbenen Lucretia Davidson herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung der Dichterin (deutsch, Lpz. 1848) begleitet. In allen ihren Werken ist die Tendenz entschieden religiös, der Gedankengang klar und lichtvoll, die Sprache einfach, aber anmuthig. Amerik. Scenen, Sitten und Traditionen weiß sie meisterhaft zu schildern. Sie starb 31. Juli 1867. In deutscher Uebersetzung erschienen ihre Erzählungen und Novellen mit einer Einleitung von L. Rellstab in sechs Bänden (Lpz. 1836—37).

Sedimente (lat.), Sedimentärgebilde oder Ablagerungen nennt man Gesteine, die durch Absatz aus dem Wasser gebildet worden sind, und zwar entweder durch krystallinischen Niederschlag aus wässeriger Lösung oder durch Ablagerung von bis dahin mechanisch

von den Wassern fortgeführten mineralischen Massen. Erstgenanntem Vorgange verdanken z. B. Gips, Steinsalz, Dolomit und manche Kalksteine ihren Ursprung, während Sand, Kies, Thon und die aus deren Verfestigungen hervorgehenden Sandsteine, Conglomerate und Thonschiefer auf dem zweiten Wege entstanden sind.

Sedlitz oder Seidlitz, s. Seidschütz.

Sedulius (Cölius), christl. Presbyter im 5. Jahrh. n. Chr., unter Honorius und Theodosius, schrieb mehrere Gedichte religiösen Inhalts in gutem Latein. Das erste und bedeutendste derselben: «Mirabilium divinorum sive operis paschalis libri quinque», welches später von dem Grammatiker Tiricius Rufus Apronianus Asterius verbessert und bekannt gemacht wurde, enthält in Hexametern die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu bis zur Himmelfahrt. Von den übrigen Gedichten ist die «Collatio Veteris et Novi Testamenti» in einem spielenden elegischen Versmaße verfaßt, der Hymnus «De incarnatione verbi» aus Virgilischen Versen zusammengesetzt, und der «Hymnus abecedarius» besteht aus iambischen Dimetern, wobei die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen die Reihenfolge des Alphabets angeben. Ausgaben lieferten Cellarius (2. Aufl., Halle 1736), Arntzen (Leemward. 1761), Arevali (Rom 1794).

Sedum, Name einer zur 10. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Crassulaceen gehörenden Pflanzengattung, die sich durch fleischig-saftige, ausdauernde Blätter und in trugdoldig gruppirte Wickelähren gestellte Blüten auszeichnet. Ihre zahlreichen Arten, theils ausdauernde Kräuter, theils Halbsträucher, sind vorzüglich in Europa, den Mittelmeerländern und Asien heimisch, doch auch in Nordamerika verbreitet. Die Blätter stehen abwechselnd in Spiralen, sind meist ganzrandig und haben keine Nebenblätter. Die Blüten besitzen einen vier- bis siebenblätterigen fleischigen Kelch, ebenso viele flache oder concave Blumenblätter, meist zehn Staubgefäße und fünf Stempel, aus denen mehrsamige Balgkapseln hervorgehen. Unter den einheimischen Arten sind besonders bemerkenswerth: S. acre L., der gemeine Mauerpfeffer, und S. Telephium L., die Fetthenne. Erstgenannte, an steinigen, felsigen Orten, trockenen Rainen und Hügeln, auf Mauern und Dächern häufig wachsende Pflanze hat kleine, längliche, fast stielrunde, dicht stehende Blätter von beißend scharfem Geschmack und goldgelbe Blüten. Sie kann nebst andern Arten (dem ebenfalls gelbblühenden, in allen Theilen größern S. reflexum L., welches auch häufig an felsigen Orten vorkommt, dem weißblühenden, sehr niedlichen, in wärmern Gegenden an Felsen, auf Steingeröll und Mauern wachsenden S. album L. und andere) sehr vortheilhaft zur Decoration von künstlichen Felsgruppen in Gärten benutzt werden. Die zweite, durch hohen Wuchs, große, breite, längliche, gezähnte Blätter und gelblichweiße Blüten ausgezeichnete Art wächst theils auch an felsigen, trockenen, sonnigen Orten, theils auf Aeckern. Ihre Wurzeln und Blätter wurden früher als Radix und Herba Telephii s. Crassulae majoris als kühlendes Mittel in der Heilkunde angewendet. Die Blätter können, wie diejenigen der auch zu dieser Gattung gehörenden Tripmadam (S. Anacampseros L.), einer weiß- oder rothblühenden, in den Alpen wachsenden und häufig in Küchengärten angebauten Art, mit verkehrt-eiförmigen, ganzrandigen Blättern, als Suppenkraut benutzt werden. Auch abergläubischer Gebrauch wird mit der Fetthenne namentlich in Gebirgsgegenden getrieben. Man steckt ausgerissene oder abgeschnittene Stengel in die Spalten der Thürpfosten und Balken und schließt aus den Drehungen des Stengels und der Zeit, welche bis zum gänzlichen Vertrocknen verstreicht, das Glück oder Unglück im Lebensgange von Verlobten und Neuvermählten, sowie auch die Lebensdauer der Familienglieder. Die Wurzel einer verwandten Art, des in höhern Gebirgen vorkommenden, durch grünlichgelbe Blüten ausgezeichneten S. Rhodiola L., besitzt einen angenehmen Rosengeruch, wird deshalb Rosenwurz genannt und gilt ebenfalls für ein kühlendes und schmerzstillendes Mittel. Das von Siebold aus Japan eingeführte S. japonicum Sieb. mit rundlichen, blaugrünen, rothgesäumten Blättern und hellrosenrothen Blüten wird jetzt allgemein als Topf-, namentlich als Ampelpflanze cultivirt, auch zu Einfassungen von Gartenbeeten und Gräbern verwendet. Zum letztern Zweck dienen auch verschiedene breitblätterige, theils roth-, theils gelbblühende Arten aus Sibirien und dem Kaukasus, wie S. hybridum, roseum, spurium, kamtschaticum u. a.

See. Die See ist gleichbedeutend mit Meer (s. d.). Der See bezeichnet eine größere oder kleinere Wasseransammlung, die in einem natürlichen Becken eingeschlossen ist, und deren Verbindung mit dem Meere, wenn eine solche stattfindet, durch einen Fluß (Abfluß) vermittelt wird, in welchem Falle der S. dann auch Strömung hat und sich von dem Stillwasser unterscheidet. Uebrigens zeigt der Sprachgebrauch viel Schwankendes. Es gibt auch S., welche Meere genannt werden, ohne gerade durch ihre besondere Größe auf diese Auszeichnung Anspruch zu

haben; so z. B. nicht nur das Kaspische Meer, der größte aller S. (440,968 QKilom.), sondern auch das Todte Meer in Palästina (1283 QKilom.), das Bairische Meer (der 193 QKilom. große Chiemsee) und das Steinhuder Meer (31 QKilom.). Misbräuchlich nennt man S. oft auch Teiche (s. d.) und Weiher, d. i. kleine Wasser, deren Ansammlung und Aufstauung künstlich bewirkt wird oder befördert ist durch Abdämmung und Eindeichung, um darin Fische zu ziehen, oder, wie dies in Ostindien bei den Dschils und Tanks der Fall, zur Bewässerung des Landes. Die S., auch Landseen oder Binnengewässer genannt, werden mit bloßer Rücksicht auf die Wasserfläche eingetheilt in Quellseen ohne sichtbaren Zufluß und mit Abfluß, in Flußseen mit Zufluß und Abfluß und in Steppenseen, die theils Zufluß, aber keinen Abfluß haben und alsdann Binnenseen genannt werden, theils ohne Ab- und Zufluß sind. Die Steppenseen sind in der Regel Salzseen. Nach der chem. Beschaffenheit des Wassers theilt man die S. nämlich in Süßwasserseen und Salzseen. Mit Rücksicht auf die Höhenlage, die natürliche Bildung und Beschaffenheit des Beckens, worin das Wasser angesammelt ist, unterscheidet man Gebirgsseen, wie der 118 Kilom. lange Pangongsee im Indusgebiete, in 4246 Mt. Höhe, der Tscholamusee im Himalaja, nördlich vom Donkia-Passe, in 5181 Mt. Höhe, vielleicht der höchstgelegene der Erde, sowie die lombardischen Seen, und Thalseen, die gewöhnlich Flußseen sind; Krater- oder Trichterseen, d. i. wassererfüllte Krater; Plateauseen auf Hochebenen, die meistentheils Steppen- und Salzseen sind; Eisseen, welche durch das Vorschieben eines herabgleitenden Gletschers vor den Bach eines Nebenthals gebildet werden und wegen ihres gelegentlichen Durchbruchs gefährlich sind; Tieflandseen, welche die tiefsten Gründe der Tiefebenen und die Spalten ebener Felsplatten erfüllen. Die Gebirgsseen, in den Thalspalten oder muldenförmigen Weitungen der Gebirgsthäler mehr oder weniger eingeengt, haben meist längliche Gestalt, scharfbegrenzte Umrisse, gewöhnlich steile Ufer, bedeutende Tiefe, selten Inseln, gewöhnlich Zu- und Abfluß. Zu ihnen gehören auch die auf den Vorstufen oder am Ausgange des Gebirgs liegenden Stufenseen, welche die Abklärungs- oder Läuterungsbecken der Gebirgsflüsse bilden. Hat das Gebirge alpinen Charakter, so nennt man seine Wassersammlungen Alpenseen, während diejenigen der Mittel- und niedrigen Gebirge Bergseen heißen. Der größte Alpensee der Erde ist der Baikal; Bergseen sind z. B. die sog. Hochseen des obern Schwarzwaldes. Die Kraterseen haben kreisrunde Gestalt, geringen oder doch mäßigen Umfang, oft unergründliche Tiefe, selten Inseln, noch seltener Abfluß. Zu ihnen gehören z. B. mehrere S. der apenninischen Halbinsel und die sog. Maare der Eifel. Die Plateauseen haben meist länglichrunde Gestalt, gewöhnlich mittlere Größe, wie z. B. der Lop-noor in Ostturkestan, zum Theil aber auch bedeutenden Umfang, wie der Great-Salt-Lake in Utah, der Titicacasee in Bolivia, der Nyanza oder Ukerewe, Nyassa und Tanganyika in Südafrika; auch haben sie in der Regel flache Ufer, wenige oder gar keine Inseln. Die Niederungsseen haben sehr unregelmäßige Gestalt und bald buchtenreiche, flache und sumpfige, bald steile Ufer. Ihre Tiefe ist im Verhältniß der Größe meist gering, zuweilen aber auch sehr bedeutend; die meisten haben viele Inseln, sowie Zu- und Abfluß. Als bloße Mündungsseen sind sie den sandigen, trockenen Steppen Asiens, als Flußseen Europa und dem nördl. Amerika eigen. Die größten Niederungsseen sind der Kaspische und der Aralsee, der Balkasch, der Tsad in Sudan, der Ladoga, Onega, Saima, die fünf S. des St.-Lorenzgebietes in Canada, von denen der Obere-, Michigan- und Huronsee eigentlich einen bilden, der Große Sklaven-, der Große Winnipegsee u. s. w. Eine besondere Merkwürdigkeit haben das Kaspische und das Todte Meer, indem jenes 25,6 Mt., dieses 391 Mt. unter dem allgemeinen Meeresniveau liegt, ersteres bei einer Tiefe bis zu 900 Mt., letzteres von 398 Mt. Die höchstgelegenen S. sind, außer dem Tscholamu im Himalaja (5181 Mt.), der Tengri-Noor in Tibet (4632 Mt.), der Große Kara-Kul auf der Pamir (4023 Mt.), die heiligen Manasarowarseen in Tibet (4645 Mt.), mehrere andere von über 4550 Mt. Höhe in demselben Lande, der Titicacasee (3824 Mt.). Der tiefste S. ist der Ontario (1104 Mt.). Was die Entstehung der S. betrifft, so haben sich einzelne gewiß schon bei der Bildung der jetzigen Erdoberfläche gebildet, andere erst später infolge von Erdfällen, vulkanischen Umwälzungen, Erdbeben und Bergstürzen gesammelt. Das Niveau der S. bleibt im allgemeinen dasselbe, wenn nicht der Abfluß zufällig sich verstopft oder der Zufluß sich momentan sehr verstärkt, sodaß sie dann mehr Wasser erhalten, als gewöhnlich durch Abfluß oder durch Verdunstung oder durch beides absorbirt wird. Doch auch ein veränderter Luftdruck kann sich in seiner Wirkung auf die Wasserhöhe der S. merklich machen, wie man dies seit längerer Zeit an allen großen S. der Erde, z. B. am Wettersee in Schweden, wahrgenommen. Am Genfersee (s. d.) ist diese Erscheinung unter dem Namen Seyches bekannt.

Als temporäre oder intermittirende S. sind besonders berühmt der Czirknitzersee und der Kopals. Der Neusiedlersee in Ungarn war 1693, 1738 und 1868 ganz ausgetrocknet, füllte sich aber jedesmal wieder.

Seeämter heißen im Unterschiede von den Seemannsämtern (Consulaten) die durch das Deutsche Reichsgesetz vom 27. Juli 1877 eingesetzten Behörden, welche Seeunfälle deutscher Kauffahrteischiffe, sowie in deutschen Gewässern vorgekommene oder vom Reichskanzler zur Kenntnißnahme gebrachte Unfälle fremder Kauffahrteischiffe zu untersuchen haben. Die Untersuchung soll die Ursachen des Seeunfalls und alle damit zusammenhängenden Thatsachen feststellen, insbesondere ob Handlungen oder Unterlassungen des Schiffers oder des Steuermanns oder (nach dem Gesetze vom 11. Juni 1878) des Maschinisten die Schuld tragen, oder ob letztere in Mängeln des Schiffs, des Fahrwassers oder der Hülfseinrichtungen für die Schiffahrt, beziehungsweise in Handlungen oder Unterlassungen des Seepolizeipersonals liegt, sodann ob die zur Verhütung des Zusammenstoßens und über das Verhalten nach solchem erlassenen Vorschriften befolgt sind. Das Seeamt muß sich der Untersuchung unterziehen, wenn Menschenleben verloren gegangen sind, wenn ein Schiff gesunken oder aufgegeben ist und wenn der Reichskanzler dieselbe befiehlt; in andern Fällen bleibt dem Seeamt das Einschreiten überlassen. Diese Behörden werden von den Landesregierungen errichtet und vom Reiche beaufsichtigt, dessen Kanzler auch einen Commissar ernennt, welcher staatsanwaltliche Befugnisse hat. Das Seeamt besteht aus einem ständigen Vorsitzenden mit Befähigung zum Richteramt und vier von demselben für jeden einzelnen Fall nach einer im voraus aufgestellten Liste geeigneter Personen bestimmten Beisitzern. Das Verfahren ist öffentlich und mündlich, und außer dem mit Gründen versehenen Spruche über die Ursache des Unfalls kann auf Antrag des Commissars gegen den Schiffer u. s. w. auf Entziehung der Befugniß zum Gewerbebetriebe erkannt werden. Bezüglich dieses Erkenntnisses steht sowol dem Verurtheilten, wie im Falle der Nichtverurtheilung dem Commissar das Recht der Beschwerde an das Oberseeamt in Berlin zu. Letzteres wird aus einem rechtsgelehrten Vorsitzenden und sechs Beisitzern gebildet, von denen der Kaiser einen ernennt, die andern fünf aber vom Vorsitzenden für jeden Beschwerdefall einberufen werden; hierzu dient ihm eine Liste sachkundiger Personen, von denen jeder Bundesseestaat drei auf drei Jahre in Vorschlag gebracht hat. Eine Geschäftsinstruction vom 3. Mai 1878 regelt das Verfahren bei dieser Behörde.

Seebach (Marie), ausgezeichnete deutsche Schauspielerin, geb. 24. Febr. 1834 zu Riga, verlebte ihre Kindheit mit ihrem Vater, dem Komiker S., zu Köln, wo sie sich zur Sängerin ausbildete. Bereits 1849 erhielt sie ein Engagement am Stadttheater zu Nürnberg, wo sie in allerlei kleinen Schauspielrollen, sowie als Gesangssoubrette beschäftigt wurde. Zwei Jahre später folgte sie einem Rufe an das Hoftheater zu Kassel. Obgleich sie hier als Soubrette im Vaudeville außerordentlich gefiel, blieb doch ihr innerer Trieb auf das höhere Drama und die Tragödie gerichtet. Sie wandte sich deshalb 1852 nach Hamburg, wo sie als Gretchen mit solchem Erfolge auftrat, daß sie sofort auf zwei Jahre engagirt wurde. Von Hamburg aus verbreitete sich ihr Ruf als begabte dramatische Künstlerin durch ganz Deutschland. Nach Ablauf ihres Contracts folgte sie im Herbst 1854 einer Einladung Laube's nach Wien und ward hier infolge ihres glänzenden Probegastspiels alsbald mit hoher Gage bei dem Burgtheater angestellt. Inzwischen hatte sie bei den Mustervorstellungen 1854 in München besonders als Gretchen ungewöhnliche Erfolge erzielt. Während ihres zweijährigen Wirkens in Wien trat sie auch vielfach auf auswärtigen Bühnen in Gastrollen auf. Im J. 1856 folgte sie einem Rufe an das Hoftheater nach Hannover. Auch von hier aus nahm sie öfters Urlaub zu Gastspielen an fast allen bedeutendern Bühnen Deutschlands und erntete überall großen Beifall. Im J. 1859 vermählte sie sich mit dem ebenfalls in Hannover engagirten Heldentenor Albert Niemann (s. d.) und trat seitdem unter dem Namen Niemann-Seebach auf. Nach Eintritt der polit. Katastrophe von 1866 siedelte sie mit ihrem Gatten nach Berlin über und beschränkte seitdem ihre künstlerische Thätigkeit auf Gastspiele. Ihre vorzüglichsten Rollen waren damals Klärchen, Gretchen, Marie (in «Clavigo»), Julia, Ophelia, Luise (in «Kabale und Liebe») und Jane Eyre. Nachdem 1868 ihre Ehe getrennt worden war, betrat sie die Bühne unter ihrem frühern Namen, gab namentlich auch Gastspiele in Petersburg, den Niederlanden und (1871) in den Vereinigten Staaten von Amerika und nahm nach der Rückkehr von dort, der Erziehung ihres einzigen Knaben wegen, ihren dauernden Wohnsitz in Dresden, von wo aus sie noch zeitweilig ihre Gastspiele wiederholt. Ihre bedeutendsten Rollen aus späterer Zeit sind Maria Stuart, Lady Macbeth und Kriemhild.

Seebäder waren zwar schon im Alterthum gebraucht, wurden aber bis auf die neuere Zeit wenig als Heilmittel angewendet. Im 18. Jahrh. wurden sie zuerst in England üblich, später auch in Deutschland, nachdem Lichtenberg und Janus auf ihren Nutzen aufmerksam gemacht hatten. Das älteste deutsche Seebad ist Doberan (1793). Die Wirkung des Seebades beruht weniger auf dem Salzgehalt des Wassers, als vielmehr auf der Einwirkung des Wellenschlags, dem Einathmen der (salzhaltigen) Seeluft, dem Aufenthalt an der Küste (unter höherm Luftdruck) und der durchaus veränderten Lebensweise. Je nach der Stärke des Wellenschlags, der Temperatur, der geschützten Lage des Ortes sind die S. in ihrem Werthe verschieden. Die Heilwirkungen, welche man durch S. zu erzielen sucht, sind theils eine reizende und stärkende auf das Muskel- und Nervensystem sowie auf die äußere Haut, theils eine sog. zertheilende, auflösende für das Lymph- und Drüsensystem. Namentlich wirkt das Seebad außerordentlich kräftigend und abhärtend auf die Haut, leitet von innern Organen ab, vermehrt den Appetit und befördert dadurch nicht wenig die gesammte Ernährung. Es wird daher vorzugsweise bei chronischen Nervenkrankheiten, bei Drüsenkrankheiten, skrofulösen Geschwülsten und Verhärtungen, chronischen Hautausschlägen, besonders skrofulöser Art, Erschlaffung der Haut und Neigung zu gichtischen und rheumatischen Uebeln angewendet. Schädlich jedoch sind die S. bei Vollblütigkeit, Fehlern des Herzens, Lungenschwindsucht, Verstopfung. Bäder von erwärmtem Seewasser verdienen in manchen Fällen den Vorzug. Die passendste Zeit zu einer Seebadecur ist von Mitte Juli bis Mitte September. In den meisten S. ist die Einrichtung des Bades folgende. Man läßt sich in einem bedeckten Karren, der nach der Seeseite eine Thüre mit einer kleinen Treppe hat, in die See schieben, entkleidet sich darin und steigt dann in die See hinab, in welcher man erst nur 5—10 Minuten, später wol länger verweilt. Nach dem Bade ist ein Spaziergang am Strande von der Dauer einer halben bis ganzen Stunde nöthig; dann muß Ruhe und Erfrischung folgen. Die beste Zeit zum Baden ist in den Morgenstunden bei noch nüchternem Magen oder nach einem sehr leichten Frühstück. Mehrmals an einem Tage zu baden, ist schädlich; gewöhnlich reichen 30 Bäder hin, um die erwünschten Wirkungen hervorzubringen. Als die vorzüglichsten S. sind zu nennen: 1) an der Ostsee Zoppot, Rügenwalde, Kolberg, Dievenow, Putbus und Saßnitz auf Rügen, Warnemünde, Swinemünde, Heringsdorf, Misdroy, Doberan, Travemünde, Kiel und Marienlyst auf Seeland; 2) an der Nordsee (deren Salzgehalt und Wellenschlag bedeutender ist, die außerdem auch Ebbe und Flut hat): Wyk auf Föhr, Sylt, Helgoland, Cuxhaven, Wangeroog, Norderney, Borkum, Ramsgate, Margate, Harwich, Yarmouth, Scheveningen, Blankenberghe und Ostende; 3) am Kanal (wo die Fluthöhe bedeutender): Dover, Brighton, Southampton, Portsmouth, Wight, Dieppe, Boulogne und Havre-de-Grâce; 4) im Mittelländischen und Adriatischen Meere (wo das Meerwasser wärmer und keine Flut ist): Marseille, Messina, Neapel, Nizza, Genua, Livorno, Venedig und Triest. Vgl. außer der Literatur zur Balneographie noch Fromm, «Ueber die Bedeutung und den Gebrauch der S.» (Norden 1878).

Seebär, s. Robben.

Seeberg, eine Anhöhe ganz nahe bei Gotha, auf welcher Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha mit Mitteln aus seiner Privatkasse eine Sternwarte (1789—91) anlegen ließ, die aber gegenwärtig, nachdem 1859 auf Veranlassung des Directors Hansen eine neue Sternwarte in der Erfurter Vorstadt Gothas erbaut worden (50° 56′ 37,5″ nördl. Br., 10° 42′ 41″ östl. L. von Greenwich), nur als vielbesuchtes Restaurationslocal dient. Durch die trefflichen Astronomen, die an ihr thätig waren, zuerst Freiherr von Zach (1787—1808), welcher die Einrichtung der Sternwarte leitete, dann B. A. von Lindenau, Nikolai, Encke und seit 1825 Hansen, hatte dieselbe einen sehr hohen Ruf erlangt.

Seebeute, s. Prise.

Seegebiet, auch Litoral oder Küstengebiet nennt man im völkerrechtlichen Sinne denjenigen Theil des Meers oder eines andern Küstengewässers, welcher der Küste zunächst liegend zu dem angrenzenden Lande gerechnet wird und über welchen dieses daher gewisse Hoheitsrechte ausübt, als ob Grund und Boden unter dem Wasser und die See selbst bis auf eine gewisse Strecke hinaus noch zum Gebiete des angrenzenden Staats gehöre. Innerhalb dieses Theils darf daher der betreffende Staat, falls er nicht durch entgegenstehende Verträge gebunden ist, eine eigene Küstenbewachung und Küstenpolizei einrichten. Jeder Fremde, der in den Bereich dieser Seegrenze kommt, ist verpflichtet, sich den vom Uferstaate getroffenen Einrichtungen unterzuordnen, er mag absichtlich oder durch Zufall dorthin gelangt sein. Zu den Befugnissen gehört hierbei auf seiten des Küstenstaats: das Recht über den Zweck jeder Annäherung Auskunft zu

verlangen und geeignete Maßregeln gegen Gefahren zu ergreifen; das Recht innerhalb dieses Gewässergebietes Friedensstörungen zu verhüten und dagegen factisch zu interveniren; das Recht die Benutzung der Küstengewässer, z. B. in Betreff der verschiedenen Arten der Fischerei zu reguliren oder dieselbe allein auszuüben; das Recht des Embargo und die Aufstellung von Kreuzern gegen den Schleichhandel; die Ausübung der Gerichtsbarkeit. Früher nahm man für die Breite des S. 3 Seemeilen (60 auf 1 Aequatorgrad) oder 2 Lieues (25 auf 1 Aequatorgrad) an, sodaß dieselbe also zwischen 6 und 9 Kilom. schwankte; jetzt gilt ziemlich allgemein die Kanonenschußweite, d. h. das ganze Küstengewässer gehört soweit als Kanonen von der Küste aus vorüberfegelnde Schiffe erreichen können, zum S. des angrenzenden Staats (terrae dominium finitur, ubi finitur armorum vis oder quousque mari e terra imperari potest).

Seegras oder **Wasserriemen, Wier** (Zostera L.), heißt eine Gattung der Wasserpflanzen aus der Familie der Najadeen. Die Blätter sind schmal-grasartig und die einhäusigen Blüten bestehen blos aus hüllenlosen Staubgefäßen und Stengeln, welche einem auf dem Mittelnerv der obern Seite eines am Grunde gespaltenen Blattes entspringenden Kolben eingefügt sind. Zu ihr gehört das *gemeine* S. (Z. marina), welches auf dem sandigen Grunde fast aller Meere Wiesen bildet, ausdauernd ist und im August blüht. Die Stengel sind schlaff, $0{,}6$ bis 1 Mt. lang, am Grunde kriechend und die Blätter der unfruchtbaren Aeste bandförmig, $0{,}3$ bis $0{,}6$ Mt. und darüber lang und dreinervig. Da diese Pflanze größere Mengen von Kali und Phosphorsäure enthält, so benutzt man sie in den Küstengegenden als Dünger; getrocknet wird sie unter dem Namen S. in den Handel gebracht und zum Polstern u. s. w. verwendet. Zuweilen dient sie auch ihres Jodgehaltes wegen als Material zur Darstellung des Jodes. Die borstenförmigen Ueberbleibsel alter Blätter werden von den Meereswellen abgerissen und zu leichten, braungelben, oft faustgroßen Kugeln zusammengeballt, welche sonst unter dem Namen *Meerbälle* in den Apotheken aufbewahrt und gegen Kröpfe und Hautkrankheiten als Heilmittel gebraucht wurden. S. wird in Deutschland auch ein in Wäldern auf undurchlassendem Boden häufig wachsendes Riedgras (Carex brizoides L.) genannt, das man in Würtemberg, Baden und im Elsaß sammelt und ebenfalls als Polstermaterial benutzt.

Seehandel, überseeischer Handel, ist derjenige, welcher die Versendung seiner Gegenstände zur See bedingt, der Handel mit überseeischen Ländern. Solange sich die Schifffahrt auf Fahrten längs der Küsten beschränkte, blieb der Landhandel der wichtigere Zweig des gesammten Handels, während mit der Beschiffung des weiten Oceans der S. allmählich zum Welthandel wurde und diesen letztern, die Allgemeinheit des Völkerverkehrs, vorzugsweise repräsentirt. Seit dem Aufblühen des S. war und ist ein ungemein erweiterter Landhandel dessen natürliche Folge, und überhaupt sind beide Kategorien nicht schroff zu trennen, namentlich in der Gegenwart. Während des Alterthums und Mittelalters war der Landhandel der vorherrschende. Demnächst entfaltete sich ein Seeverkehr auf dem Mittelländischen Meere, der aber zu keiner Bedeutung gelangen konnte, da beinahe nur die an jenem Meere gelegenen ital. und span. Hafenplätze ihn betrieben. Zu einer weltgeschichtlichen Wichtigkeit erhob sich der S. erst seit dem Anfange des 16. Jahrh., in welchem infolge der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der Auffindung Amerikas der Ocean die Haupthandelsstraße wurde, die westl. und südl. Staaten Europas, zuerst Portugal und Spanien, dann Holland und England, als Handelsmächte an die Stelle der kleinern Handelsstaaten traten und sich mit großem Eifer und bei ihren Mitteln auch mit größerm Erfolge dem S. zuwendeten. Eine Folge der unmittelbaren Handelsverbindungen der Europäer mit Ostindien und Amerika war die Anlegung von Colonien, die in Verbindung mit dem S. eine der wichtigsten Quellen des Wohlstandes der Mutterstaaten und damit eine Haupttriebfeder der europ. Politik wurden. An der Spitze der Seehandelsstaaten stehen jetzt England, die Vereinigten Staaten, Deutschland und Frankreich. (S. *Handel* und *Handelsmarine*.) Vgl. Lindsay, «History of merchant shipping» (4 Bde., Lond. 1874—75).

Seehandlung. Das preuß. Institut der S. wurde 1772 zu Berlin gegründet, um den Handel mit dem Auslande zu beleben, den Absatz der Leinenfabrikate zu erweitern und sich des Zwischenhandels nach Polen zu bemächtigen, den die damals freie Reichsstadt Danzig besorgte. Die Gesellschaft erhielt das ausschließliche Recht, Seesalz aus Spanien, Frankreich und England einzuführen; ebenso mußte das Wachs, welches die Weichsel abwärts verführt wurde oder innerhalb des preuß. Staats zu beiden Seiten dieses Flusses sich vorfand, der S. zunächst zum Kauf, hauptsächlich für Spanien, angeboten werden. Ueberdies war sie bestimmt, Rhederei und Handel aller Art zu treiben. Das Betriebskapital bestand aus 1,200,000 Thlrn. in 2400 Actien, von denen nur 300 mit 10 Proc. verbürgtem Zins ins Publikum kamen. Die

Minister von der Horst und von Görne waren der Leitung nicht gewachsen, besser des letztern Nachfolger, Graf von der Schulenburg-Kehnert. Die Anstalt erhielt 1791 eine eigene Generaldirection; 1794 wurde die Zinsgarantie für das um 300,000 Thlr. vermehrte Actienkapital auf 5 Proc. ermäßigt und das Wachsmonopol aufgehoben, dagegen der S. gestattet, allenthalben Contore zu errichten, Schiffbau und Rhederei zu treiben und alle kaufmännischen und Wechselgeschäfte auszuführen. Laut einer Declaration vom 15. Juli 1795 standen ihr fortan in Handelssachen mit Ausnahme des Salzhandels nur dieselben Rechte zu, wie andern Gewerbtreibenden. Die Ereignisse des J. 1806 hatten für das Institut die unglücklichsten Folgen; die $17\frac{4}{5}$ Mill. Thlr., welche sie dem Staate vorgeschossen, wurden nicht zurückgezahlt, daher sie auch ihre Gläubiger nicht befriedigen konnte und ihre Obligationen im Sommer 1808 auf $30\frac{1}{2}$ Proc. sanken. Ihre Obligationen und Actien wurden 1810 in Staatsschuldscheine umgeschrieben; als besondere Section des Finanzministeriums wickelte sie ihre kaufmännischen Geschäfte ab, betrieb den Salzhandel nur noch commissarisch und besorgte gegen Ersatz der Auslagen und $\frac{1}{3}$ Proc. Provision alle Geld- und Wechseloperationen für den Staat, wodurch sie nach und nach zu einem bedeutenden Kapitalstock gelangte und in Stand gesetzt wurde, später ganz erhebliche Zuschüsse zu den Staatsausgaben zu leisten. Am 17. Jan. 1820 wurde sie als unabhängiges Geld- und Handelsinstitut des Staats mit unumschränkter Vollmacht und persönlicher Verantwortlichkeit des Generaldirectors (damals des Ministers Rother) erklärt, unter Bürgschaft des Staats. Die hauptsächlichste Thätigkeit der S. blieb ungeachtet einer ziemlich ausgedehnten und zuweilen initiativen Förderung der Gewerbsamkeit auch ferner auf finanziellem Gebiete: sie brachte bedeutende Anleihen unter, baute Chausseen aus, convertirte Staats- und provinzielle Schulden, nutzte überhaupt ihre Doppelstellung zwischen der Staatsregierung und den privaten Bankiers auf das vortheilhafteste aus, auch seit 1848, in welchem Jahre sie wieder dem Finanzministerium unterstellt wurde. Erregte sie in dieser Hinsicht, zumal unter Camphausen's Leitung 1854—69, constitutionelle Bedenken bei den liberalen Parteien, so wurden dieselben angesichts großer Ueberschüsse ihrem Geschäftsbetriebe doch nicht gefährlich. Hingegen mußte die S., seit 1844 stark angegriffen von den Großindustriellen wegen ihrer zahlreichen und zum Theil großartig ausgestatteten gewerblichen Unternehmungen, die letztern nach und nach aufgeben, sodaß sie gegenwärtig fast ausschließlich auf eigentliche Bankgeschäfte sich beschränkt. Ihr Kapitalconto beträgt über 35 Mill. Mark. Ueber die frühern Perioden des Instituts geben Aufschluß Rother, «Die Verhältnisse des königl. Seehandlungsinstituts» (Berl. 1845); Julius, «Die S. und das bürgerliche Gewerbevorrecht» (Berl. 1845) und der zweite Jahrgang des «Jahrbuchs für die amtliche Statistik des preuß. Staats» (Berl. 1867).

Seehund, s. Robben.

Seeigel (Echinoidea), eine Ordnung aus der Klasse der Stachelhäuter von kugeliger, herzförmiger oder platter Scheibengestalt. Die Kalktafeln, welche die äußere Umhüllung bilden, sind zu einer unbeweglichen Schale verbunden, welche Oeffnungen für den Mund, den After, die Geschlechtstheile, die Augen und die Saugfüßchen besitzen. Der Mund befindet sich stets auf der untern Fläche, meistens central und ist bald mit bedeutendem Zahnapparate versehen (die Laterne des Aristoteles benannt), bald unbewaffnet. Der After steht häufig central auf der obern Fläche, oft aber auch hinten und selbst unten. Auf den Kalktafeln des Körpers stehen auf Stacheln, meist auf runden Knöpfchen nach allen Seiten beweglich, die zuweilen eine bedeutende Größe erreichen, sodaß die Thiere wie auf Stelzen darauf kriechen, zuweilen nur haarförmig sind. Die Punktöffnungen, durch welche die zahlreichen Saugfüßchen nach außen treten, bilden bald fünf einfache oder geschlängelte, vom Gipfel nach dem Munde laufende Linien, bald eine fünfblätterige Rosette. Die S. können mittels dieser Füßchen, die sich anfangen, selbst an senkrechten Glaswänden hinaufklettern. Man unterscheidet mehrere Familien, worunter besonders die kugeligen eigentlichen S. (Echinus) und die herzförmigen symmetrischen Herzigel (Spatangus) bemerkenswerth sind. Zur Laichzeit im Frühjahr ißt man die eine fünfblätterige Traube bildenden, meist orangegelb oder hochroth gefärbten Geschlechtstheile, die von manchen den Austern vorgezogen werden.

Seekalb oder **Meerkalb**, s. Robben.

Seekarten heißen die Darstellungen der Oceane oder eines Theils derselben. Nautische Verhältnisse finden auf ihnen besondere Berücksichtigung; von angrenzendem Lande werden die Küstenlinien genau eingetragen, außerdem nur Rettungs-, Signal- und Lootsenstationen sowie an oder nahe der See gelegene, für den Schiffer zur Orientirung dienende Objecte, als Baaken, ausgezeichnete Bäume, Schlösser, Windmühlen, Leuchtthürme (mit Angabe ihrer Höhe, Feuer-

art und Sichtweite), Kirchthürme u. dgl. Von solchen Landmarken, auch ganzen Küstentheilen gibt man meist noch skizzenhafte Abbildungen bei (am Rande der Karte). Bei Häfen und Flußmündungen wird die Hafenzeit eingetragen. Die Zeichnung der See enthält die Felsen und Sandbänke, Tiefenangaben nach Faden, in neuerer Zeit nach Metern (besonders zahlreich an den Küsten, wo gewöhnlich Isobathen, Linien gleicher Tiefe, ausgezogen sind), Richtung des Ebbe- und Flutstroms, andere Strömungen und Driften, nahe den Ankerplätzen oft Angaben über Beschaffenheit des Ankergrundes, endlich alle Seezeichen (Feuerschiffe, Bojen u. a.) und zahlreiche Windrosen. Nach Art der Construction unterscheidet man Plan- oder platte Karten, und Mercator's Karten, Karten mit wachsenden Breiten, auch runde genannt; erstere nur bei Gebieten von kleiner Breitenausdehnung anwendbar. Beide können wiederum rechtweisende oder nisweisende sein, d. h. auf erstern ist die wahre Nord- und Südlinie des Compasses parallel der Breitenscala gezogen und die Variation nur in Graden angegeben, während in letztere der magnetische Norden geradezu niedergelegt ist und von ihm abhängig alle übrigen Compaßstriche gezogen sind. (S. Landkarten und Projection.) Nach Größe des Maßstabes unterscheidet man Generalkarten, in 1 : 800,000 oder in kleinerm Maßstab; Navigations- oder Segelkarten, in 1 : 600,000 bis 1 : 350,000; Küstenkarten in 1 : 200,000 bis 1 : 100,000; Hafen- und sonstige Specialkarten in größerm Maßstab, als 1 : 100,000. Durch Vollständigkeit und fortgesetzte rasche Berichtigung übertreffen die von der brit. Admiralität herausgegebenen S. alle übrigen, ihre Zahl beträgt mehrere tausend. Ihnen zunächst stehen die des franz. Dépôt de la Marine und die nordamerikanischen, während andere Staaten S. nur in beschränkter Zahl oder nur von ihren eigenen Küsten publiciren; seit einigen Jahren gibt auch die japan. Admiralität S. heraus (in engl. und japan. Sprache).

Seekatz (Joh. Konr.), Maler, geb. zu Grünstadt in der Pfalz 1719, hatte seinen Vater, Johann Martin S., und seinen ältern Bruder, Martin S., gest. 1765, zu Worms als Lehrer, arbeitete dann einige Zeit unter Brinkmann's Leitung in Darmstadt und wurde 1753 kurfürstl. Hofmaler. Er war auf das innigste mit Goethe's Vater in Frankfurt befreundet und starb zu Darmstadt 1768. Sein glückliches Genie und seine unermüdliche Beobachtung der Natur machten ihn zu einem der besten Künstler, vorzüglich in kleinen Gemälden, worin er eine seltene Meisterschaft, fremde Richtungen wiederzugeben, verräth. So hält er sich bei religiösen Darstellungen nicht selten an die Art Rembrandt's, bei Allegorien an Vanloo. Am gelungensten aber sind seine Bauernscenen, die er im Geiste der Niederländer zu behandeln suchte.

Seekrankheit (nausea) nennt man das eigenthümliche Unwohlsein, welches Seereisende auch bei übrigens vollständiger Gesundheit zu befallen pflegt. Es beginnt mit Uebelkeit, Schwindel und Störung der Gesichtswahrnehmungen und steigert sich bis zu wiederholtem heftigen Erbrechen, worauf endlich Unempfindlichkeit gegen andere Einflüsse und gänzlicher Lebensüberdruß bei meist ungetrübtem Bewußtsein folgen. Die S. ist ein zwar im höchsten Grade lästiges, jedoch nur bei sehr schwachen Individuen oder bei dem Vorhandensein anderer krankhafter Zustände, welche durch Störungen im Blutkreislaufe und Erbrechen verschlimmert werden, gefährliches Uebel. Ueber die Ursache davon sind die Meinungen noch sehr getheilt; doch kann man den Grund am wahrscheinlichsten als eine Gehirnaffection (entsprechend derjenigen, die vom Schaukeln, Wagenfahren, Schwindel entsteht) annehmen. Dafür spricht auch die Natur ihrer entferntern Ursachen: das fortwährende Schwanken, die Unsicherheit des Blicks, der mit dem Schiffsleben unzertrennlich verbundene üble Geruch, leerer Magen, die Furcht vor der Krankheit selbst u. s. w. Die gegen die S. empfohlenen Specifica (Opiate, Chloralhydrat, alkoholische Getränke u. dgl.) haben sich sämmtlich als nutzlos erwiesen; dagegen erleichtern ein fester entschiedener Wille, die Vermeidung heftiger und schneller Körperbewegungen, die Anwendung fester, nur angefeuchteter Nahrung am frühen Morgen statt der gebräuchlichen Flüssigkeitsmengen und einer milden leicht verdaulichen Kost während der ganzen Fahrt wesentlich die Anpassung an die schwankenden Schiffsbewegungen. Gewohnheit übt auch hier ihre große Gewalt, indem sie bei den meisten Menschen die Empfänglichkeit für die Krankheit abstumpft. Beim Landen oder beim Einlaufen des Schiffs in die Mündung eines Flusses pflegt das Uebel sofort zu verschwinden oder wird doch geringer; bisweilen aber dauern gewisse Empfindungen, namentlich der Schwindel, auch noch längere Zeit auf dem Lande fort.

Seekrieg ist der auf dem Meere geführte Kampf zwischen feindlichen Staaten. Er bedingt eine Seemacht, worunter im weitern Sinne die armirte Kriegsflotte mit ihrer Bemannung und den Marinetruppen sowie auch die Arsenale mit allem Seematerial, die Schiffswerften, Docks, Kriegshäfen, kurz alles gehört, was aus den Hülfsmitteln des Staats für Beschaffung,

Erhalung und Ergänzung der Marine geschaffen wird. Der S. dient gewöhnlich zur Unterstützung des Landkriegs, trägt aber einen ganz eigenthümlichen Charakter. Sein Zweck ist der eines jeden Kriegs: Vernichtung des Feindes. Dazu führt hier der Sieg über die feindliche Flotte und die Besitznahme desselben durch Besitznahme oder Zerstörung der feindlichen Hülfsquellen, d. h. der Häfen und Arsenale, wichtigen Küstenplätze, auch wol der überseeischen Besitzungen und Colonien. Aber die Art der Kriegführung wird natürlich durch ganz andere Verhältnisse bestimmt als der Landkrieg. Der Operationsplan richtet sich nach der zu bekämpfenden Macht und den Meeren, welche das Kriegstheater bilden; hier sind die Hindernisse freier Schifffahrt, Untiefen, Klippen, Riffe u. s. w., die klimatischen und Naturverhältnisse der Jahreszeiten, die periodisch waltenden Stürme, Strömungen u. s. w., ferner die Ufer mit ihren Landungsplätzen, Häfen und Fortificationen, also die strategisch wichtigen Punkte zu berücksichtigen. Die genaue Kenntniß des Kriegsschauplatzes wird durch Seekarten (s. d.) und Recognoscirungen, zu welchen einzelne Fahrzeuge ausgeschickt werden, vervollständigt. Dann wird die disponible Flotte vom Oberbefehlshaber (Admiral), um zu den bestimmten Operationen verwendet zu werden, eingetheilt, gewöhnlich in Geschwader, deren eins als Avantgarde der Hauptflotte vorausschifft, während bisweilen ein drittes zur Reserve dient. Ob die ersten Unternehmungen offensiver oder defensiver (hier zuwartender) Natur sind, ob sie gegen die feindliche Flotte oder gegen einen wichtigen Küstenplatz zu richten, und im letztern Falle, ob Landungstruppen an Bord zu nehmen, um unter dem Feuer der Flotte zum directen Angriff verwendet zu werden, hängt von den Verhältnissen ab. (S. Seetaktik.) Auch zur See gibt es gewisse auf völkerrechtliches Uebereinkommen beruhende Kriegsgebräuche, welche das Seerecht (s. d.) bilden. Dazu gehört unter anderm die Kaperei. (S. Kaper.)

Seekuh oder Lamantin (Manatus), s. Manati.

Seeland (dän. Själland), die größte und wichtigste Insel des Königreichs Dänemark, zwischen dem Kattegat und der Ostsee gelegen, durch den Sund von Schweden und durch den Großen Belt von Fünen getrennt, von Norden gegen Süden 131 Kilom. lang, 108 Kilom. breit, zählt auf 7114 QKilom. (mit Einschluß von 13 unmerliegenden Eilanden, die zusammen nur 165 QKilom. umfassen) nach dem Census von 1870 eine Bevölkerung von 622,826 E., wovon 233,010 auf die Hauptstadt Kopenhagen und die übrigen 17 Städte, dagegen 389,816 auf das platte Land entfallen. Die Insel hat durch mehr oder weniger tiefeindringende Buchten und Fjorde eine bedeutende Gliederung. Es treten vier bis fünf größere Halbinseln hervor, drei im Norden durch den großen Isefjord, den Roeskildefjord und den Sund gebildet, eine im Süden, gegenüber von Möen und ein Ansatz im Osten mit der Landspitze Stevnsklint zwischen der Prästö- und der Kögebucht. Der höchste Theil der Insel ist der Thybjergsprengel, wo der Ovedrevsbakken bei Vesteregede 125 Mt., Tysted-Banke 121 Mt. und Beierhöien 120 Mt. Höhe erreichen. Von da senkt sich das Land nach Süden, aber es behält doch bei Vordingborg im Kulsbjerget eine Höhe von 113 Mt. Nach Osten geht es in die große flache Ebene von Stevn (Stevn-Hed) über, in deren westl. Theile der isolirte Faxökalkhügel 77 Mt. aufragt. Stevnsklint, des hohen Ufers erhabenster Punkt, ist 38 Mt. hoch, eine Landmarke der Seefahrer. Die thybjerger Hochebene setzt sich auch gegen Nordwesten fort. Dort ist der Hashöi bei Slotsbergby 94 Mt. hoch; der südlichste Punkt ist der Klövesthöi, 101 Mt.; die nördlichsten sind der Mörkemosebjerg, 107 Mt., und der Knösen, 97 Mt. Auch der nordöstl., durch eine flache Heide abgetrennte Theil der Insel ist sehr hügelig. Es erhebt sich hier der Schanzbakken bei Frederiksborg 78 Mt., und der Maglehöi bei Frederiksværk 69 Mt. hoch. Im Nordwesten, wo der Odssprengel abgeht, liegt ein Höhenzug, der sich in der Wetterhöhe 122 Mt. erhebt. Eine wirkliche Ebene ist die sog. Heide, die im Norden von Roeskilde beginnt und bis Kopenhagen und Kjöge nach Kallebod-Strand und Amager zieht, eine platte, waldlose Fläche, nicht etwa mit Heidekraut bedeckt, sondern sehr fruchtbar. Ihr ähnlich ist die Ebene im Stevnssprengel. Als Grundlage der Insel ist ein Kreide- und Kalklager zu betrachten, das an verschiedenen Punkten, namentlich an der Ostküste im Stevnsklint zu Tage tritt. Im Nordwesten findet sich die Braunkohlenformation, der Geschiebethon fast überall vor. Seine Strecken, größtentheils aus wellenförmigen Hügeln bestehend, sind ungemein reich an Naturschönheiten, und an Fruchtbarkeit stehen sie nur den Marschen nach. Fast überall tragen sie zerstreut liegende Holzungen, in denen besonders die Buche herrlich gedeiht und neben dieser auch die Eiche. Im ganzen ist S. ein fruchtbares Kornland und hat treffliche Rindvieh- und Pferdezucht. Von den Flüssen ist die 82 Kilom. lange Suus-Ån im Südwesten der größte, theils schiffbar für Prahmen und Boote, theils kanalisirt. Unter den zahlreichen Seen sind zu nennen: der Tüsee

(21 QKilom.), im Nordosten der Furesee (14 QKilom.), der Arresee (41 QKilom.) und der Esromsee (18 QKilom.). Alle Gewässer sind fischreich. Um die Suus-Au durch den gegen 3 Mt. hoch liegenden Bavelsesee zu vertiefen, wurde 1812 der Damneskjöldkanal (22 Kilom.) angelegt, der hauptsächlich dazu dient, Kopenhagen aus waldreichen Gegenden Brennholz zuzuführen. Der 1805 angelegte Esromkanal geht von dem Esromsee aus. Der Frederiksværkkanal, 1716 zur Verhütung der Ueberschwemmungen des Arresees angelegt, treibt die wichtigen Fabriken von Frederiksværk. Eine Eisenbahn durchzieht die ganze Insel von Helsingör über Kopenhagen und Roeskilde nach Korsör, woran sich die Bahnen Kopenhagen-Klampenborg, Roeskilde-Masendsund und Roeskilde-Kallundborg anschließen. — Das dän. Inselstift S. umfaßt außer der Insel S. und deren Eilande auch die Inseln Möen und Bornholm, zählt auf 7927 QKilom. (1870) 669,605 E. und zerfällt in die sechs Aemter Kopenhagen, Frederiksborg, Holbäk, Sorö, Prästö und Bornholm. Es gehören zu diesem Stift, dessen Bischof Primas des Reichs ist, außerdem die Färöer und Grönland. — S. ist auch der deutsche Name der niederländ. Provinz Zeeland (s. d.). — Bernisches S. heißt die im nordwestl. Theile des schweiz. Cantons Bern, zwischen dem Neuenburgersee und dem Canton Solothurn gelegene Landschaft, welche die Bezirke Erlach, Aarberg, Nidau und Büren umfaßt.

Seele bezeichnet ursprünglich die organische Lebenskraft (s. d.). Da die Organismen, den übrigen Körpern gegenüber, ihr Wachsthum und ihre Bewegung scheinbar ohne äußere Nöthigung vollziehen, so entstand die Vorstellung eines in ihnen selbst thätigen Princips und der Gegensatz des Lebendigen und des Leichnams, durch den diese Vorstellung verstärkt wurde, führte außerdem zu der weitern Annahme, daß diese Lebenskraft von ihrem Organismus trennbar sei und eine selbstständige Existenz führen könne. Das sinnliche Denken der alten Völker suchte sich nun von dieser Lebenskraft eine anschauliche Vorstellung zu machen, und man meinte die S. als einen feinen, feuer- oder luftartigen Körper denken zu müssen, eine Analogie, vermöge deren eine große Anzahl der Bezeichnungen des Seelischen wie anima, spiritus, πνεῦμα, ψυχή u. s. w. entstanden sind. Da nun der Mensch nur im Zustande der Lebendigkeit die Functionen des Denkens, Fühlens und Wollens ausführen kann, so übertrug man anfangs ganz naiv auf jene Lebenskraft des Organismus auch diese Thätigkeiten, wobei man sich nicht verbergen konnte, daß dieselben andern Organismen theils überhaupt nicht, theils nur in sehr veränderter Form zukommen. Erst ganz allmählich brach die Erkenntniß durch, daß diese letztern Functionen wesentlich andersartig und auch von der organischen Lebensthätigkeit durchaus zu unterscheiden sind. In der Geschichte der Philosophie tritt diese Besinnung durch Sokrates und Plato ein, welche die Immaterialität dieser Functionen begriffen und aussprachen. Damit aber wurde ihnen die S. selbst zu etwas Immateriellen, zu einem unkörperlichen Wesen, welches sie nun gleichwol als die bewegende Kraft des physischen Organismus betrachteten. So hatte man eigentlich zwei Seelenbegriffe: den einen gleichbedeutend mit Lebenskraft, den andern als das Substrat der immateriellen Thätigkeiten des Denkens, Fühlens und Wollens. So kamen Plato und Aristoteles auf die Vorstellung verschiedener Theile der S., von denen der eine, der unsterbliche, der Sitz jener immateriellen Thätigkeit sei, die andern den Ursprung der organischen, theils animalischen, theils vegetativen Functionen bilden, und ihre psychol. und ethischen Untersuchungen bewegten sich hauptsächlich um die Frage nach dem Verhältniß dieser Theile zueinander. Diese Begriffsbestimmungen wurden in dem von religiösen Motiven beherrschten Denken des Mittelalters noch schärfer ausgebildet: man statuirte unter verschiedenen Namen (z. B. Lebensgeister u. dgl.) jene organische Lebenskraft, suchte aber von ihr vollständig die unsterbliche «Seele» zu unterscheiden, welche göttlichen Ursprungs, wie immaterieller Natur sei. Diese Scheidung, von der neuern Philosophie anfänglich aufgenommen, wurde dadurch noch verschärft, daß man durch die Einsicht in den mechan. Charakter der organischen Thätigkeiten allmählich mehr und mehr dazu gedrängt wurde, den Begriff der Lebenskraft als eine unnütze und nichts erklärende Hypothese aufzugeben. So ist es gekommen, daß für den Inhalt des Seelenbegriffs nur jene immateriellen Functionen übrig geblieben sind. In der jetzigen Denk- und Sprachweise bedeutet S. die Substanz oder die Kraft, welche sich in den Thätigkeiten des Denkens, Fühlens und Wollens äußert. Seitdem man zu dieser schärfern Formulirung des Begriffs S. gelangt ist, wurde es zur brennenden Frage, ob die Annahme einer solchen immateriellen Substanz nöthig sei und in welchem Verhältnisse dieselbe zum Körper stehe. Vier Grundansichten scheinen darüber möglich und sind in der neuern Philosophie vielfach vertreten: 1) der Dualismus, der an der gesonderten Existenz materieller und immaterieller Substanzen festhält und in der Erklärung der Einwirkungen, welche sie auf einander aus-

üben, seine größten Schwierigkeiten findet; 2) der Materialismus, welcher die Seelensubstanz leugnet und die freilichen Thätigkeiten nur für besonders feine und bisher unbegriffene Arten der körperlichen Function hält; 3) der Spiritualismus, welcher umgekehrt nur S. als Substanzen anerkennt und die materielle Welt lediglich als den Vorstellungsinhalt derselben betrachtet wissen will; 4) der monistische Phänomenalismus, der die metaphysische Realität für ein an sich Unbekanntes erklärt, welches sich zugleich in der äußern Erfahrung als Körper und in der innern Erfahrung als S. zu erkennen gibt. Die Entscheidung zwischen diesen verschiedenen Auffassungen ist, wenn überhaupt, so nur von der zukünftigen Ausbildung der Psychologie zu erwarten, derjenigen Wissenschaft, welche die Erkenntniß der S. und der Gesetze ihres Lebens zur Aufgabe hat. In einer etwas engern Bedeutung wird das Wort S. in neuerer Zeit häufig für eine besondere Art oder Region der psychischen Thätigkeiten angewendet und dabei meistens dem «Geist» gegenübergestellt. In diesem Falle versteht man darunter die gesammte von Gefühlen durchwebte Ausgestaltung unsers innern Lebens, während man das speciell Geistige in der unbedingten Herrschaft klarer, objectiv in sich durchgebildeter Vorstellungen sieht. So sagt man z. B. das Weib habe mehr S., der Mann mehr Geist. Doch werden, wie es leider überhaupt mit den psychol. Bezeichnungen der Fall ist, die beiden Ausdrücke S. und Geist sowol in der gewöhnlichen Sprache als auch in der Wissenschaft in willkürlicher Weise bald einander entgegengesetzt, bald als völlig gleichwerthig gebraucht. Geschieht das letztere, so kann mit beiden nur der allgemeinere Sinn des gesammten innern, d. h. immateriellen Lebens gemeint werden. Vgl. E. Kuhn, «Die Vorstellungen von S. und Geist in der Geschichte der Culturvölker» (Berl. 1873). (S. Psychologie.)

Seelenheilkunde oder (griech.) Psychiatrie ist die Lehre von denjenigen Geisteskrankheiten (s. d.), welche wesentlich auf einer Erkrankung des Gehirns und des Nervensystems überhaupt beruhen. Die S. ist eine medic. Wissenschaft der neuern Zeit. Früher betrachtete man die Geisteskranken als von bösen Geistern besessen, die man austreiben müsse. Noch später behandelte man vielfach die Irren nicht viel besser als Verbrecher, warf sie ins Gefängniß, mishandelte sie, machte sie zum Gegenstand einer rohen und grausamen Verhöhnung. Erst mit der höhern Würdigung des Menschen und seiner Rechte sowie mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften verfolgte man in der Behandlung von Geisteskranken humanere und richtigere Grundsätze, indem man sie als unzurechnungsfähige Kranke betrachtete, deren Heilung man erstreben, die man vor Schaden bewahren und deren Gefährlichkeit man verhüten müsse. Man geht zunächst an die Beseitigung der die Störung veranlassenden und nährenden Verhältnisse, soweit dies überhaupt ausführbar ist. Das erste und eins der wichtigsten Erfordernisse, auf welche jeder Arzt energisch dringen muß, ist demnach die Entfernung des Kranken aus seiner bisherigen Umgebung. Der Geisteskranke muß daher nach dem Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen sobald als möglich in einer Heilanstalt untergebracht werden. Es hat sich ergeben, daß nur dann die Aussicht auf die Genesung vorhanden bleibt, während Kranke, bei welchen diese Versetzung nicht geschieht, immer mehr verfallen und zuletzt unheilbar werden. Nur sicher unheilbare, aber ungefährliche Kranke können außerhalb einer Anstalt leben, wiewol ihre Unterbringung in eine solche immerhin erwünscht bleibt. Bei der Behandlung der Geisteskranken ist ein eigentlich medic. Verfahren, die Verabreichung von Arzneien u. dgl. ohne Erfolg, und nur unter gewissen Umständen kann dies in beschränktem Grade zur Anwendung kommen. Dagegen sucht man dieselben von ihren krankhaften Vorstellungen abzubringen, indem man ihnen eine ihrem Zustande angemessene, zerstreuende, leichte Beschäftigung ertheilt.

In großen öffentlichen Anstalten verrichten die Kranken, wenn es thunlich ist, leichte Feldarbeit, oder sie arbeiten in einer Werkstatt u. dgl. Unterhaltungsmittel, wie Musik, Theater u. s. w., finden nur eine sparsame Verwendung, weil sie nur so wohlthätig anregen, während ein Uebermaß leicht schädlich wirkt. Aufgeregte Kranke dagegen werden unter Verhältnisse gebracht, unter denen sie sich und andern keinen Schaden zufügen können. Man verwahrt sie in Zimmern, in denen sie sich nicht beschädigen können, wendet aber Zwangsmittel (Zwangsjacke, Zwangsstuhl) sehr sparsam an (System des no-restraint); Züchtigungen kommen nie vor. Völlig verfallene blödsinnige Kranke werden einfach verpflegt. Für die Heilung und Verpflegung der Geisteskranken bestehen besondere Heilanstalten und Pflegeanstalten, in welche man die Kranken je nach ihrem Zustande vertheilt. Allenthalben unterhält der Staat diese Anstalten, aber auch von Aerzten geleitete private Irrenanstalten bestehen in Menge. Neuerdings hat man Versuche mit sog. Irrencolonien gemacht, die entweder für sich (z. B. Gheel, s. d.) bestehen oder mit größern Heilanstalten verbunden sind. Die Kranken wohnen hier auf dem

Lande unter Verhältnissen wie in der Familie und werden zur Verrichtung allerlei häuslicher und Feldarbeit angehalten. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Colonien hat man noch keine endgültigen Resultate erlangt. Der Aufschwung der S. datirt vom Ende des 18. Jahrh., wo namentlich Philippe Pinel (s. d.) seine humanen Bestrebungen geltend machte. Chiari in Italien, Arnold und Crichton in England, Weickard, Hoffbauer und Reil in Deutschland folgten, und bald zeigten sich auch die Staatsregierungen zur Errichtung neuer und zur bessern Einrichtung der vorhandenen Irrenanstalten (s. d.) geneigt. Hierdurch wurde zugleich das Interesse an der durch jene Aerzte begründeten Wissenschaft geweckt, und Männer wie Cox, Haslam, Wright und Combe in England, Esquirol, Pariset und Georget in Frankreich, Horn, Langermann, Heinroth, Nasse, Jacobi, Ameluug, Bird und Friedrich in Deutschland, Gualandi in Italien und viele andere förderten ihre Ausbildung. Während indeß zu Anfang noch Anschauungen und Richtungen bestanden, die jetzt als irrig erkannt sind, wie die Ursache des Irreseins in der Sünde zu suchen (Heinroth in Leipzig), oder wiederum nur die Seele, nicht den Leib dabei erkrankt zu sehen (Ideler in Berlin), ist jetzt die Somatische Schule zu Recht und allgemeiner unbestrittener Geltung gekommen, nachdem die Fortschritte in der Medicin und den Naturwissenschaften, besonders in der Physiologie und pathol. Anatomie bessere Kenntniß und Einsicht verbreitet haben. Nur auf diesem Wege ist vorwärts zu gehen und immer, trotz der verhältnißmäßig großen Fortschritte, noch viel zu thun. Dies geschieht in vielen dieser Anstalten, die zu Stätten des Studiums dieser in verschiedenen Beziehungen (z. B. der socialen, gerichtlichen) sehr wichtigen Krankheiten geworden sind. Auch fängt man an, an den Universitäten Psychiatrie zu lehren, obwol gerade diese Disciplin noch ziemlich vernachlässigt wird.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenmesse heißt in der kath. Kirche diejenige Messe, welche für die im Fegfeuer schmachtende Seele eines Gestorbenen gehalten wird, um sie aus dem Orte der Qual zu befreien oder doch wenigstens ihre Qualen zu verkürzen. Die Entstehung und Ausbildung der S. beruht auf der Entstehung und Ausbildung der Lehre vom Abendmahle (s. d.) als wirklichem Opfer, sowie der Lehre vom Fegfeuer. (S. Messe.)

Seelenverkäufer oder Zettelverkäufer hießen jene berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Mäkler, welche Matrosen oder Soldaten zum Dienste in den Colonien und namentlich für die Ostindische Compagnie anwarben, sie bis zur Ablieferung unterhielten und dabei für jedes Individuum einen auf 150 Fl. lautenden Schuldzettel erhielten, die ihnen, wenn der Verkaufte am Leben blieb, ausgezahlt wurden, nachdem man sie diesem an seinem Lohne abgezogen hatte. Die S. aber verhandelten diese sog. Transportzettel an Kapitalisten, und so wurde sowol mit diesen Zetteln wie mit den sog. Monatszetteln, in denen die Verkauften ihren Hinterlassenen in Europa von ihrem Lohne jährlich einige Gulden auszahlen zu lassen sich anheischig machten, schmählicher Wucher getrieben.

Seelenwanderung heißt die vermeintliche Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene thierische oder menschliche Körper. Der Grund für diese uralte Ansicht beruht auf dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Verwandtschaft aller lebendigen Wesen und an eine allmähliche Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell. Damit hängt auch der Glaube an ein Dasein der Seele vor der Geburt auf Erden (Präexistenz) zusammen. Denn das irdische Leben ist nach dieser Ansicht nur ein Punkt in der Kette von Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in seinen Schos zurückzukommen. Die Brahmanenlehre der alten Indier, in der sich die ersten Spuren dieses Glaubens zeigen, stellt die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung dar, womit auch die Schonung der Thiere bei den Indiern zusammenhängt. Auch die Buddhisten nehmen eine S. an. (S. Buddha und Buddhismus.) Die Geheimlehre der ägypt. Priesterkaste nahm einen nothwendigen Kreislauf von 3000 Jahren an, den jede Seele nach dem Tode, die Körper aller Thiergattungen durchlaufend, vollenden müsse, ehe sie in den Menschenkörper zurückkehre und in den Wohnungen der Seligen anlange. Wahrscheinlich von den Aegyptern empfingen die Griechen den Glauben an die S., welche sie Metempsychosis, d. i. Seelenwechsel, und Metensomatosis, d. i. Körperwechsel, nannten. Als die ersten Männer, welche sie bei den Griechen annahmen, werden Pythagoras (s. d.) und sein angeblicher Lehrer Pherecydes namhaft gemacht. Empedokles nahm eine Wanderung der Seele selbst in Pflanzenkörper an. Die griech. Mysterien kleideten die S. in Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen, und auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Die griech.

Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar, Orphischen Lehren sich anschließend, läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schos der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Er trägt dies auf mythische Weise vor; die Neuplatoniker aber scheinen es eigentlich genommen zu haben. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Aristoteles verwarf diese Lehre, weil sie vorausſetzt, daß die Seele sich zu bestimmten Körpern gleichgültig verhalte. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. Die Rabbinen malten die Lehre von der S. in einer ihnen eigenen Manier aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, solange es Juden gebe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, um Auferstehungstage aber alle geläutert sein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des Gelobten Landes aufleben würden. Die christl. Sekte der Manichäer betrachtete die S. ebenfalls als Bußmittel; aber die christl. Kirche hat sie stets bestritten. Auch die alten Italiener, die celt. Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten diesen Glauben, und die heidnischen Nationen des östl. Asien die kaukas. Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrik. Neger haben ihn noch, obschon mit mancherlei Aenderungen. Eine Folge desselben war bei vielen Völkern die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genusse ihres Fleisches.

Seelilien oder **Haarsterne** (Crinoidea) heißt eine Ordnung der Stachelhäuter, deren meiste Formen einen becherartigen, mit zusammengefügten Kalkplatten gepanzerten Körper besitzen, der auf einem gegliederten Stiele befestigt ist, und auf der Oberseite den Mund, den After und im Kreise umherstehende, bald einfache, bald verästelte Arme zeigen. Von den ältesten Erdschichten her zeigen sich diese S. außerordentlich zahlreich bis zur Kreidezeit, nehmen aber dann ab. Jetzt leben die gestielten Formen nur noch in ungeheuern Tiefen am Grunde der See. Dagegen findet man häufig in allen Meeren die eigentlichen Haarsterne (Comatula), die in ihrem Jugendzustand (Pentacrinus europaeus) ebenfalls gestielt sind, dann sich aber von ihren Stielen loslösen und frei umherklettern. — S. oder Klipprosen, s. Actinien.

Seelöwe (Otarida jubata), s. Robben.

Seemächte oder **Seestaaten** heißen diejenigen Staaten, welche in ihren befestigten Häfen zum Schutz ihres Handels und ihrer überseeischen Besitzungen eine Kriegsflotte aufbieten können, oder auch solche Staaten, deren maritime und coloniale Macht ihre Bedeutung auf dem Festlande überragt. In diesem Sinne waren früher Venedig, Genua und Holland S. zu nennen; jetzt nimmt Großbritannien den ersten Rang als Seemacht ein. Durch seine Inſellage, seine Colonialmacht und seine Kriegsflotte, wozu eine tüchtige seemännische Tradition und ein trefflicher Stoff an guten Matrosen kommt, hat es diesen Vorrang erlangt. Als Seemacht ersten Rangs steht der britischen durch die Lage des Landes, den Reichthum der Hülfsmittel und den kühnen Unternehmungsgeist nur die der Vereinigten Staaten von Amerika nahe, deren Kriegsmarine in Friedenszeiten aber nur gering ist. Von den europ. Staaten reihen sich die Mächte Frankreich und Rußland zunächst an die britische an. Nur ist Frankreich, obwol vortrefflich gerüstet, zugleich zu sehr Landmacht und zu wenig Colonialstaat, um mit England auf gleicher Linie zu stehen. Rußland hat eine zahlreiche Ausrüstung, aber die Beschaffenheit der Meere, die es umgeben, sowol der nordischen (Ostsee) als der südlichen (Schwarzes Meer), beschränkt seine maritime Bedeutung ebenso sehr wie der mangelhafte Stoff der Bemannung. Als S. zweiten Rangs sind das Deutsche Reich, Italien, Oesterreich, Spanien, die Niederlande, Schweden und Norwegen und die Türkei zu betrachten. Deutschland, das eine sehr große Handelsmarine besitzt, war lange Zeit ohne Kriegsflotte. Im J. 1848 machte es einen schwachen Anfang zur Bildung einer Kriegsflotte, der aber infolge der innern Wirren unter den Bundesstaaten kläglich endete. Erst der Norddeutsche Bund unter Führung Preußens und in höherm Grade das Deutsche Reich hat eine deutsche Kriegsflotte geschaffen, die noch im Wachsthum begriffen ist.

Seemann (Berthold), Reisender und Naturforscher, geb. 28. Febr. 1825 zu Hannover, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und widmete sich schon frühzeitig dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik und Anthropologie. Bereits 1846 wurde er von der brit. Admiralität als Naturforscher der Expedition des Herald beigegeben, welcher mit Aufnahmen im Großen Ocean beschäftigt war. Im August desselben Jahres schiffte sich S. in England ein, besuchte Madeira und Westindien und ging dann von Chagres über den Isthmus nach Panama. Hier durchforschte er das Isthmusgebiet und sammelte nicht nur viele neue Pflanzen

und Thiere, sondern fand auch merkwürdige Alterthümer in Veraguas auf. Seit Anfang 1848 besuchte er vom Herald aus zuerst die Anden von Peru und Ecuador, dann mehrere Staaten des westl. Mexico. Während der folgenden Jahre machte er mit dem Herald drei Expeditionen durch die Beringsstraße nach den arktischen Meeren und sammelte während derselben das Material zu einer vollständigen Flora des äußersten Nordwesten von Amerika sowie für die Ethnographie der Eskimos. Im J. 1850 kehrte S. mit dem Expeditionsschiff über die Sandwichinseln, Hongkong, Singapore, Capstadt, St.-Helena und Ascension nach Europa zurück und traf im Juni 1851 wieder in London ein. Er berichtete zunächst über seine Reisen in dem Werke «Narrative of the voyage of H. M. S. Herald and three cruises to the arctic regions in search of Sir John Franklin» (Lond. 1852), das auch in deutscher Sprache erschien (2 Bde., Hannov. 1853; 2. Aufl. 1858), und bearbeitete dann die botan. Ergebnisse in einem Prachtwerke (Lond. 1852—57). Inzwischen hatte er 1853 die botan. Zeitschrift «Bonplandia» gegründet, die erst in Hannover, seit 1863 aber in London als «Journal of Botany» erschien. Im Febr. 1860 ging S. über Aegypten und Mauritius abermals nach der Südsee, besuchte zunächst Sydney und Melbourne, wandte sich aber dann nach den Fidschi-Inseln, die er im Auftrage der engl. Regierung nach allen Seiten hin durchforschte. Nach der Rückkehr veröffentlichte er zunächst das interessante Werk «Viti, an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands» (Lond. 1862), welchem dann die «Flora Vitiensis» (Lond. 1862 fg., mit 100 Tafeln) folgte. Nachdem S. 1864 im Auftrage einiger franz. und holländ. Kapitalisten einen Theil von Venezuela bereist, wandte er sich 1865 wiederum nach Centralamerika, wo er namentlich Nicaragua durchforschte und die Javali, die reichste Gold- und Silbermine des centralen Amerika, ankaufte. Im Sommer 1866 kehrte S. zwar nach Europa zurück, doch ging er im Spätherbst desselben Jahres abermals nach Nicaragua, um daselbst die erwähnte Mine in Besitz zu nehmen und dieselbe auf sechs Monate als provisorischer Director zu verwalten. Nach seiner Ankunft in England (Juni 1867) gab er das Werk «Dottings of the roadside» (Lond. 1868) heraus, eine Erweiterung der brieflichen Berichte, die er über seine Reisen an das «Athenaeum» gerichtet hatte. Im Herbst 1867 reiste er wieder nach Centralamerika, kam 1869 nach London zurück und begab sich im Mai 1870 abermals nach Nicaragua, wo er 10. Oct. 1871 zu Javali starb. Von S.'s übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Die in Europa eingeführten Akazien» (Hannov. 1852), «Popular history of the palms» (Lond. 1856; deutsch von Bolle, Lpz. 1857; 2. Aufl. 1863), die Erläuterungen zu Hartinger's «Paradisus Vindobonensis» (Wien 1847 fg.), «The popular nomenclature of the American flora» (Hannov. 1851), «The history of the Isthmus of Panama» (2. Aufl., Panama 1867).

Seemeile, s. Meile.

Seenadeln (Syngnathus) nennt man zu den Büschelkiemern gehörende, mit ineinander gelenkten Knochenplatten gepanzerte Fische von sehr verlängerter Gestalt. Der Kopf ist lang ausgezogen, das kleine, an der Spitze gelegene Maul nach oben geöffnet; die Bauchflossen fehlen, die Schwanzflosse ist pinselförmig; sie schwimmen durch Wellenbewegungen der Rückenflossen. Die Männchen brüten die Eier in einer zweiklappigen, unter dem Schwanze gelegenen Rinne oder auch in dort angebrachten offenen Gruben aus.

Seenesseln oder Medusen, s. Acalephen.

Seeotter (Enhydris) bildet unter den Raubthieren eine eigene Gattung und den Uebergang von der Fischotter, welcher der Schädel und die Bezahnung gleicht, zu den Robben, welchen der lange runde Körper und die nach hinten gerichtete Stellung der Schwimmfüße ähnelt. Die S. unterscheidet sich ferner durch die kleinen Vorderfüße mit kurzen verwachsenen Zehen, einen ziemlich kurzen Schwanz, stumpfe Schnauze und oben vier, unten fünf stumpfhöckerige Backenzähne. Man kennt nur eine Art, die edle S. (E. marina), welche einen cylindrischen Körper, runden Kopf, tutenförmig eingerollte Ohren hat und ohne den 30 Ctmt. langen Schwanz 1—1,3 Mt. lang wird. Sie bewohnt das Meer hauptsächlich an der Nordküste Amerikas von Californien bis zum Beringsmeer, nährt sich hauptsächlich von Muschel- und Krustenthieren, weniger von Fischen und wird wegen ihres kostbaren Pelzes gejagt, der ungemein fein, schwarzbraun, selten gelb und einer der theuersten im Handel ist. Der Preis eines Stücks schwankt zwischen 300—1500 Mark. Die Felle gehen meist nach China. Jedoch ist jetzt der Fang der S. unergiebig, da das Thier beinahe ausgerottet ist. Das Weibchen wirft nur ein Junges.

Seepferdchen (Hippocampus) heißen kleine, ringsum gepanzerte Meerfische mit langvorgezogenem, pferdeähnlichem Kopfe, an dessen Spitze das kleine, von oben her gespaltene Maul sich findet, und knotigem, flossenlosem, meist eingerolltem Schwanze. Ihre büschelförmigen

Klemen liegen in einer weiten, oben geöffneten Höhle unter dem bauchigen Kiemendeckel; die Männchen brüten die Eier in einer besondern, an der Schwanzwurzel angebrachten Bruttasche aus. Sie schwimmen aufrecht durch wirbelnde Bewegung der kleinen Rückenflosse und halten sich meist mittels des Greifschwanzes an Seegras. Früher brachte man sie häufig getrocknet als Merkwürdigkeit, jetzt sieht man sie nicht selten lebend in Aquarien.

Seeprotest oder **Verklarung** nennt man die aus dem Schiffsjournal entnommene Darstellung des Hergangs einer Haverei (s. d.), welche nach der Ankunft am Bestimmungsplatze der Schiffsführer geben und sammt seiner Mannschaft eidlich erhärten muß. Der S. bezweckt, das Verfahren des Schiffers zu rechtfertigen und zugleich den Beweis und die Rechnungslegung gegenüber dem Rheder und den an der Ladung Betheiligten zu bilden, unter anderm also auch einen sich etwa später an der Ladung vorfindenden Schaden diesen allein zur Last zu legen und den Schiffsführer von jedem Verdacht einer Fahrlässigkeit zu reinigen. Wenn Schiffer unterwegs in einen Nothhafen laufen, müssen sie schon hier eine Aussage leisten, welche bisweilen auch S. genannt wird. Der S. ist in Havereifällen unumgänglich nöthig.

Seeraub oder **Piraterie** unterscheidet sich von der Kaperei (s. **Kaper**) dadurch, daß erstere von Freibeutern, Korsaren und Piraten unter willkürlicher Flagge aus eigener Macht gegen jedermann ausgeübt, letztere dagegen den Privaten und Rhedern von einer kriegführenden Macht gegen die ihr feindliche durch ein Patent erlaubt wird. Der S., häufig ein Erzeugniß langwieriger Seekriege oder innerer Unordnung in Seestaaten, hat seinen Sitz meist in inselreichen Meeren und an buchtenreichen Küsten. Eine Art von Berühmtheit als Seeräuber erlangten im Alterthume die cilicischen und andere Seeräuber im Mittelländischen Meer, welche Pompejus 67 v. Chr. unterdrückte; dann die normann. Seeräuber vom 8. bis 11. Jahrh.; die nordafrik. Seeräuber bis in die neuere Zeit; die Flibustier (s. d.) in Westindien; die griech. Seeräuber im Meere um Griechenland, die bis 1828 ihren Hauptschlupfwinkel zu Karabusa auf Kreta hatten; die westind. und südamerik. Seeräuber, die durch den Krieg des span. Amerika gegen das Mutterland erzeugt wurden; die persischen und die indischen im Persischen Meerbusen, die dem ind. Handel vielen Abbruch thaten; die malaiischen Freibeuter im Ostindischen Archipelagus, die jetzt fast noch die einzigen, systematisch in eigenen Raubstaaten ihr Gewerbe treibenden und dabei höchst gefährlicher Art sind; endlich die chinesischen, die namentlich in neuester Zeit seit den Bürgerkriegen in China ihr Gewerbe mit besonderer Frechheit treiben, und deren Unterdrückung den Kriegsschiffen der civilisirten Seemächte bis jetzt nicht gelungen ist. S. wird meist auf der Stelle mit dem Tode bestraft. Jedes Kriegsschiff eines civilisirten Staats gilt als ermächtigt, Seeräuber zu verfolgen, und jeder Staat, sie zu bestrafen.

Seerecht nennt man den Inbegriff der Gesetze, die sich auf Schifffahrt und Seehandel beziehen und sowol die privatrechtlichen Verhältnisse zwischen den Eigenthümern des Schiffs, dem Kapitän und den Befrachtern, die Beschädigung des Schiffs und der Ladung, die Bodmerei und die Versicherungen, als auch das Staats- und Völkerrecht umfassen, welches wegen der Kaperei hier tiefer als in andern Beziehungen in das Privatrecht eingreift. Für die Verhältnisse der Staaten zueinander gibt es keine gesetzgebende Gewalt, sondern nur Grundsätze des Völkerrechts. Ganz Europa befand sich seit Cromwell mit England über das S. in einem Streite, der bei einem jeden Seekriege von neuem ausbrach. Die hauptsächlichsten Aufstellungen Englands waren: daß 1) die Neutralen nicht berechtigt seien, den Feinden Kriegsbedürfnisse, die man in einem sehr ausgedehnten Begriffe nahm, zuzuführen; daß sie 2) nicht befugt seien, unter ihrer Flagge Eigenthum der Feinde zu transportiren, vielmehr feindliches Gut auch auf neutralen Schiffen weggenommen werden könne, also daß die Flagge nicht die Ladung decke; daß 3) die kriegführenden Mächte ganze Küsten in Blokadestand setzen, d. h. alle Communicationen zur See dahin untersagen könnten, und 4) daß die kriegführenden Mächte berechtigt seien, die Schiffe der Neutralen zu visitiren. Diesem Ansinnen Englands wurde von seiten Rußlands die bewaffnete Neutralität, von seiten Frankreichs das Continentalsystem (s. d.) entgegengesetzt, doch eins so wenig als das andere durchgeführt. Es ruhten nun wieder bis in die neuere Zeit diese Fragen, welche in England durch den langjährigen Richter der Admiralität, Sir Will. Scott, auf die höchste Spitze getrieben waren. Erst durch den Krieg, welcher 1854 zwischen den Westmächten (England und Frankreich) und Rußland ausbrach, kam der Gegenstand aufs neue zu vielseitiger Erörterung, welche 1856 durch die sog. Pariser Declaration ihren Abschluß fand, der Frankreich, England, Rußland, Preußen und die meisten übrigen europ. Seestaaten beitraten und die eine mehr humane Grundlage für das S. zu schaffen versucht, indem man die Privatkaperei für aufgehoben erklärte. Doch lehnten die Vereinigten Staaten von

Amerika die Annahme der Declaration ab, weil sie als Bedingung ihres Beitritts die Beseitigung aller Wegnahme feindlichen Privateigenthums mit Ausnahme von Kriegscontrebande hinstellten, eine Forderung, die hauptsächlich an dem Widerstande Englands scheiterte. Die Declaration erhielt dadurch einen sehr fraglichen Werth, obwol seitdem die Mehrzahl der Seemächte, ausgenommen England, unverkennbar dahin strebte, die amerik. Auffassung zur internationalen Geltung zu bringen. Das älteste Seegesetz, welches allen S. zu Grunde liegt, ist die Lex Rhodia, die aus dem Alterthume stammenden Gesetze für die Insel Rhodus. Aus dem Mittelalter sind die Seegesetze von Oléron in Frankreich, das Consolato del mare, die Seegesetze Barcelonas aus dem 13. Jahrh., die flandrischen S. von Damme, das amsterdamer S. aus dem Anfange des 14. Jahrh., das S. von Wisby aus dem 13. Jahrh., das hamburger Schiffsrecht von 1270 und das lübecker von 1299 und aus der neuern Zeit die niederländ. Ordonnanz Kaiser Karl's V. von 1549 und vorzüglich die franz. Ordonnance maritime von 1681. Um die wissenschaftliche Bearbeitung des S. haben sich in England verdient gemacht Reddie und Abbott, in Frankreich Pardessus, Boulay-Paty, Beaussant, Bravard-Veyrières und Cauchy, in den Niederlanden Abbink, in Italien Plantanida und Lucchesi-Palli, in Nordamerika die Juristen Story, Kent und Wheaton, unter den Deutschen endlich Jacobsen («S. des Friedens und Kriegs», Altona 1815, und «Englisches S.», Hamb. 1805), in neuerer Zeit besonders Kaltenborn («Grundsätze des praktischen europäischen S.», 2 Bde., Berl. 1851), Nizze («Allgemeines S.», Rostock 1857), Soetbeer, Geßner («Kriegführende und neutrale Mächte», Berl. 1877), Lewis («Das deutsche S.», Bd. 1, Lpz. 1877) und Bluntschli («Das Beuterecht im Kriege und das Seebeuterecht insbesondere», Nördl. 1878). Die vollständigste Sammlung der ältern Seegesetze (bis 1700) ist Pardessus' «Collection des lois maritimes antérieures» (6 Bde., Par. 1829—45); eine «Sammlung der Deutschen Seeschifffahrtsgesetze» gab Stabenow (Lpz. 1875) heraus. Vgl. ferner: Cussy, «Phèses et causes célèbres du droit maritime des nations» (2 Bde., Lpz. 1856).

Seerose, Pflanzenart, s. Nymphaea. — **Seescheiden**, Meerthiere, s. Ascidien.

Seeschlacht, s. Seetaktik.

Seeschlangen (Hydrina) heißen giftige, in den ind. Meeren vorkommende Schlangen, die sich von allen übrigen Schlangen durch einen seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz unterscheiden. Die Giftzähne sind kurz, gefurcht und von mehrern Zähnen ohne Giftfurche im Oberkiefer gefolgt. Es gibt mehrere Gattungen und Arten, von welchen eine (Hydrophis) über 2 Mt. lang wird. Ihr Biß ist auch für Menschen oft tödlich. Am Lande sterben sie bald. Außer diesen geht aber eine, vielfach von Augenzeugen eidlich verbürgte Sage über ein fürchterliches Schlangenungethüm vom Umfange einer Tonne, über 100 Mt. Länge, Augen wie Teller und einer am Kopf anfangenden mähnenartigen Flosse, das an den Küsten Norwegens und im Ocean, besonders häufig aber im Moldefjord gesehen worden sein soll. Da noch nie ein Thier dieser Art gefangen oder getödtet oder auch nur Theile eines solchen gefunden wurden, so sind die Zeugenaussagen entweder auf hintereinander schwimmende Delphine oder auf große Fische zu beziehen, namentlich den sog. Heringskönig, der aber nur eine Länge von 2 Mt. erreicht.

Seesoldaten dienen auf Kriegsschiffen nicht nur als Musketiere, um das Kleingewehrfeuer in der Schlacht zu unterhalten, die Sicherheits- und Ehrenposten zu besetzen und bei Landungen als Infanterie zu dienen, sondern sie haben auch die Geschütze mit zu bedienen und bei der Regierung der Segel da zu helfen, wo nicht seemännische Geschicklichkeit, sondern nur physische Kraft nöthig ist. Die S. sind in Bataillone und Regimenter formirt, stehen an Bord aber unter dem Befehle des Schiffscommandanten. Die Offiziere der S. bedürfen keiner nautischen Ausbildung. Auf der russ. Marine gibt es keine S; ihre Dienste werden von Matrosen versehen. In der deutschen Marine bilden die S. nur auf den großen Panzerschiffen einen Theil (etwa ein Siebentel) der Besatzung, auf allen übrigen Schiffen werden sie nicht eingeschifft.

Seesterne (Asteroidea) machen eine Ordnung der Stachelhäuter oder Echinodermen aus, bewohnen nur das Meer und besitzen einen platten, fünfeckigen oder am häufigsten in 5—20 Strahlen mehr oder minder tief sternförmig getheilten Körper. Die Haut ist ziemlich dick und enthält meist warzige und stachelige Kalkplatten. Auf der Bauchseite steht in der Mitte der meist fünfeckige Mund, von welchem aus Kiemen in die Arme ausstrahlen, welche dicht mit Saugfüßchen (Ambulacren) besetzt sind. Der Mund führt in einen weiten Magensack, der Blindsäcke in die Arme sendet. Selten nur findet sich ein After auf der Rückenseite. Die Beute, wie Weichthiere, Kruster und selbst kleine Fische, wird von Hunderten von Saugfüßen umstrickt und festgehalten und die harten Schalen derselben werden durch den Mund wieder

ausgestoßen. Die eigentlichen S. kriechen meist sehr langsam mittels Ansaugen der Saugfüßchen, sodaß sie selbst an den senkrechten Wänden von Glasgefäßen hinaufklettern können. Die Fortpflanzung erfolgt durch Eier. Sie finden sich über alle Meere verbreitet, bringen aber dem Menschen keinen Nutzen; einige kommen versteinert vor. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: die eigentlichen S. (Asteriae), bei welchen die Arme Fortsetzungen der Körperscheibe mit Furchen und Saugfüßchen auf der Unterseite bilden. Die zahlreichen Arten werden an allen europ. Seeküsten sehr häufig gefunden und an manchen Gegenden in solcher Menge, daß sie zur Düngung der Felder benutzt werden. Ferner die Schlangensterne (Ophiurae); sie haben gegliederte, einfache Arme ohne Saugfüßchen, welche sie nach allen Seiten bewegen und krümmen können. Werden sie angefaßt, so werfen sie einen oder mehrere Arme freiwillig ab, die aber bald wieder reproducirt werden. Ihre Arten sind besonders in den nordischen Meeren häufig. Bei den Medusensternen (Euryalae) sind die Arme mehrmals gabelig getheilt, ja bei einigen Arten des Indischen Oceans geht die Zertheilung sogar bis zu 80,000 Gliedern.

Seestücke nennt man Gemälde, welche das Leben zur See zum Gegenstande haben. Die See- oder Marinemalerei bildet einen Zweig der Landschaftsmalerei und läßt gleich dieser die verschiedensten Arten der Auffassung zu, indem man zunächst das Meer an und für sich in seinem elementaren Walten, sei es in ruhiger Windstille, sei es im Stürmen der aufgeregten Wogen, ins Auge faßt. Sodann aber wird die See in ihrer Verbindung mit dem Menschen, den sie trägt, gegen den sie sich empört, der gegen sie oder auf ihr gegen seinesgleichen kämpft, dargestellt. Als im 17. Jahrh. die Landschaftsmalerei in allen europ. Malerschulen hervortrat, bildete sich bei den Holländern, denen die See die zweite Heimat, die Marinemalerei in vorzüglichem Maße aus. Joh. van de Capelle, Bonaventura Peters, van Goyen, Willem van de Velde sind die ersten vorzüglichen Künstler dieses Gebietes. Der letztere cultivirte die Marinemalerei in ihrem weitesten Umfange und malte auch Seeschlachten. Bekannter, obwol nicht bedeutender, ist Ludolf Backhuysen, der sowol die leichtbewegte heitere See als auch die Seestürme in hochpoetischer Auffassung zu geben wußte. Auch der große Jakob Ruisdael hat diesen Zweig der landschaftlichen Kunst mit Erfolg behandelt. Meer und Flüsse mit dem lebendigen Getümmel des Hafentreibens schilderten Joh. Lingelbach, Abr. Stock u. a. Unter den Neuern sind zu nennen bei den Holländern: die beiden Linnig, Hulk, (Water-)Koekkoek, A. Schelfhout, die beiden Schotel, Louis Meyer, Jacobs u. a.; bei den Deutschen: Krause, Weiß, L. Hermann, Schmidt, Weber, Eschke in Berlin, A. Achenbach, Hünten in Düsseldorf, K. Baade in München, Malbye in Hamburg; bei den Franzosen: Gudin, Le Poittevin, Barry, Mayer; bei den Engländern: Stanfield, Calcott, E. W. Cooke, Duncan; bei den Skandinaviern: E. F. Sörensen, Larsen; bei den Russen: Aiwazowski.

Seetaktik ist die Verwendung der Schiffe zum Kriegszwecke. Dieselbe gibt für einzelne Schiffe an, wie sie auf feindliche Fahrzeuge Jagd machen, diesen ausweichen oder sie bekämpfen sollen; sie ordnet die Aufstellung von Abtheilungen oder ganzen Flotten an und bestimmt die Bewegung derselben, Evolutionen. Außerdem lehrt sie den Waffengebrauch, das Seegefecht, welches fast ausschließlich Feuergefecht durch Geschütze ist. Zum Kampfe mit der blanken Waffe kommt es nur beim Entern, das jedoch gegenwärtig, bei der großen Vervollkommnung der Feuerwaffen und der großen Schnelligkeit der unter Dampf kämpfenden Schiffe, sehr selten zur Anwendung gelangt. Das Feuer der Geschütze wird hauptsächlich auf den Rumpf der Schiffe in und unter der Wasserlinie gerichtet, um die bewegende Kraft (Dampfmaschine) zu zerstören und den Feind zum Sinken zu bringen. Bei Enterungen werden auch wol Kartätschen angewandt, und es beginnt das Kleingewehrfeuer der hinter Deckungen aufgestellten Mannschaften, welches durch Schützen in den Marsen unterstützt wird, die auf Offiziere und die Leute am Steuerruder schießen. Muß ein Schiff sich ergeben, so holt es seine Flagge nieder; es wird sofort in Besitz genommen. Seit Einführung der Panzerschiffe sucht man den Feind nicht allein durch Geschützfeuer, sondern auch durch Anrennen mit einem am Bug unter Wasser befindlichen und sehr stark gebauten eisernen Sporn zu versenken. — Die Seeschlacht ist der Kampf von Flottenabtheilungen oder ganzen Flotten gegeneinander. Die Aufstellung dazu wird gewöhnlich in zwei Treffen genommen, von denen das erstere die Schlacht eröffnet, das zweite zur Unterstützung dient, jedoch ist dies fast bei allen Nationen verschieden. Signale (s. d.) durch Flaggen vom Admiralschiffe aus leiten den Kampf. Signale sind nur in wichtigen Momenten nothwendig. Denn mehr oder minder kämpft jedes einzelne Schiff in taktischer Selbstständigkeit und hat nur die augenblicklichen Vortheile, die sich ihm bieten, und die Gelegenheit, mit den nächsten Schiffen gemeinschaftlich zu handeln, wahrzunehmen. Ueberflügelungen,

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie, Anrennen feindlicher Schiffe, geschicktes Manövriren und überlegene Artillerie führen zum Siege. Dieser muß durch Verfolgung benutzt werden, um so viele feindliche Fahrzeuge wie möglich zu nehmen oder in den Grund zu bohren.

Seetang, s. Tange.

Seetaucher, Eistaucher (Colymbus) heißen große, schlankgebaute Vögel aus der Taucherfamilie unter den Schwimmvögeln, welche durch den geraden, langen, harten und spitzen Schnabel mit ritzenförmigen Nasenlöchern, die ganz nach hinten gestellten Schwimmfüße, deren drei nach vorn gestellte Zehen durch ganze Schwimmhäute verbunden und mit krallenförmigen Nägeln versehen sind, während die ganz kleine Hinterzehe den Boden nicht erreicht, und die lebhafte Färbung sich von den übrigen Tauchern unterscheiden. Sie brüten im Norden, meist am Ufer von Binnenseen, halten stets paarweise zusammen, fliegen sehr gut, wobei sie mit heulender Stimme schauerlich klagende Trompetentöne ausstoßen, nähren sich nur von Fischen und kommen in harten Wintern bis auf die Seen Deutschlands und Italiens. Das Fleisch schmeckt thranig, der Balg riecht jahrelang nach Thran. Die größte Art, die im höchsten Norden lebt, erreicht die Größe einer Gans und ein Gewicht von 8 Kilogr. (C. glacialis); eine kleinere, schon in Norwegen nistende Art, die sich durch einen braunen Gurgelstreif auszeichnet (C. septentrionalis), kommt häufiger nach Deutschland.

Seetraube, Pflanzengattung, s. Coccoloba.

Seetzen (Ulr. Jaspar), Reisender und Naturforscher, geb. 30. Jan. 1767 zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, studirte 1785—88 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und unternahm dann Reisen durch Deutschland und Holland. Am 13. Juni 1802 ging er nach dem Orient, um von Arabien aus mitten durch Afrika vorzudringen. Zunächst besuchte er, nachdem er zu Aleppo das Arabische erlernt, Syrien und Palästina, 1805 den Libanon und Antilibanon und im Jan. 1806 die Gegenden an der Ostseite des Hermon, Jordan und Todten Meers, wo er wichtige Entdeckungen machte. Sodann wandte er sich 1807 über Sues nach Kairo, wo er zwei Jahre verweilte und eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, Alterthümern und vielen naturhistor. Seltenheiten zusammenbrachte, die sich jetzt in Gotha befindet. Im Mai 1808 besuchte er Mittelägypten. Nachdem er 1809 Mekka und Medina sowie die von Wechabiten besetzten Gegenden besucht hatte, wandte er sich im März 1810 nach Jemen, dann nach Aden und von hier nach Mokka. Sein von hier aus unterm 17. Nov. 1810 an Bernh. Aug. von Lindenau in Gotha geschriebener Brief ist die letzte durch ihn selbst nach Europa gelangte Nachricht. Vier Jahre später erfuhr man, daß S. im Oct. 1811 auf dem Wege zum Imâm von Sanâ, von dem er seine in Mokka in Beschlag genommenen Effecten wieder zu erhalten hoffte, in der Nähe von Taes plötzlich gestorben sei. Das Tagebuch seiner morgenländ. Reisen gelangte in die Hände des Professors Kruse in Dorpat, der dasselbe unter dem Titel «S.'s Reisen durch Syrien, Palästina, Phönizien, die Transjordanländer, Arabia Petræa und Unterägypten» (4 Bde., Berl. 1854—59) herausgab.

Seeversicherung, See-Assecuranz ist die Versicherung von Seeschiffen (Cascoversicherung) oder deren Ladung gegen die Gefahren der Fahrt, beziehungsweise des Transports zur See, mittels Vertrags zwischen dem Eigenthümer und einem Assureur oder einer Assecuranzgesellschaft, gewöhnlich auf Actien gegründet. Zu gegenseitiger Versicherung von Schiffskörpern auf Küstenfahrten bestehen zahlreiche Vereine, so in Ostfriesland, Schleswig wie an der deutschen Ostseeküste, Compacten genannt. Die S. ist die älteste Form des Schutzes durch die Assecuranz überhaupt; sie genießt in allen seefahrenden Ländern, namentlich in Frankreich, England, Nordamerika und Deutschland, Skandinavien, Holland und Italien, wo die Seeversicherungspraxis jetzt am meisten ausgebildet ist, staatlicher Fürsorge unter dem Schutze wichtiger Gesetze (sog. Havarieordnungen), die genau regeln, was von den dem Seetransport drohenden Gefahren und Verlusten dem Versicherer zur Last fällt und was er nicht zu tragen hat, ferner wo und wann die Versicherung beginnt und endet u. s. w. Ueber die S. finden sich bereits im 15. Jahrh. wirkliche gesetzliche Bestimmungen; die ältesten bekannten S. hafteten nur für Verlust durch Stürme. Die Prämie richtet sich nach der muthmaßlichen Dauer der Reise, wenn nicht bestimmter Anfangs- und Endtermin für die Gültigkeit des Vertrags verabredet ist (Zeitversicherung), der speciellen Gefahr der zu wählenden Route, der Jahreszeit und dem Grade der Seetüchtigkeit des Schiffs. Um letztern zu kennen, sind alle Fahrzeuge nach ihrer Güte in Lloydregister klassificirt und werden regelmäßig besichtigt. Solche Register machen das Bureau Veritas zu Paris und der Germanische Lloyd in Hamburg bekannt. Der Sicherheitsgrad wird in Bruchform ausgedrückt (R, rien, ist nicht versicherbar, M, moitié

oder ½ confiance, ist bedenklich). Die meisten Seeversicherungsgeschäfte werden abgeschlossen an den Börsen der Hafenplätze mit Hülfe von Assecuranzmaklern, z. B. bei Lloyds in London. Das bedeutendste Seeversicherungsgeschäft Deutschlands ist in Hamburg.

Gegenstand der Versicherung kann jedes nach Geldeswerth schätzbare Interesse sein, auch das eines Dritten, also außer Schiff und Ladung die Fracht für das Gut, Passagiergelder, Reiseeffecten der Passagiere, Vorschüsse und andere Lasten, Bodmerei- und Havereigelder, möglicher Gewinn vom Verkauf der Waaren am Bestimmungsort (gewöhnlich 10 Proc. des Ladewerths), Proviant, Kosten der Schiffsausrüstung, sogar die Assecuranzprämie. Dagegen können gemeinhin Sklaven, Kriegscontrebande, Lohn der Mannschaft und Wetten nicht Gegenstand der Versicherung sein. Bedungen wird für die Gültigkeit des Vertrags, daß etwaiger Verlust weder durch den Versicherer noch dessen Untergebenen verschuldet wird, und vorausgesetzt wird, daß die Contrahenten, wenn das Schiff schon in See, über dessen Schicksal nicht unterrichtet sind. Kein Schiff darf über seinen wahren Werth und kein abzuschätzendes Interesse über die gesetzlich normirte Höhe hinaus versichert sein. Besondere Clauseln in der Police beschränken zuweilen die Haftpflicht des Versicherers, z. B. «frei von Beschädigung», «frei von Kriegsgefahr», «nur für Totalverlust» u. s. w. Wenn ein Versicherter für einen Theil des Risicos auf eigene Rechnung haften soll, tritt die sog. Selbstversicherung ein, entweder bis zu einer gewissen Schadengrenze oder von dieser ab, oder pro rata des Ganzen für einen bestimmten Procentsatz. Jeder Versicherer kann für das ganze Risico oder einen Theil Rückversicherung nehmen. Denn auch bei der S. wie bei andern Assecuranzbranchen ist möglichste räumliche Vertheilung des Versicherungsobjects, mithin der Gefahr, ein Gebot der Vorsicht. Daher zieht jeder Versicherer für seine eigene Rechnung eine Durchschnittsgrenze, Maximum. Die Maximalziffer schwankt je nach der guten oder schlechten Jahreszeit und dem Aufenthalt des versicherten Fahrzeugs in den verschiedenen Gewässern und ist getrennt für Schiff und Ladung. Wer Rückversicherung nimmt, was im allgemeinen für vortheilhafter gilt als sie zu geben, muß dem Rückversicherer seine Eigenschaft als directer Versicherer mittheilen, widrigenfalls die Versicherung unverbindlich ist. Durch die Rückversicherung entstehen zwischen dem Rückversicherer und dem ursprünglich Versicherten keinerlei Beziehungen. Wird eine Rückversicherung wieder ganz oder theilweise weiter rückversichert, so entsteht Retrocession. Nistorno ist der Verzicht auf eine schon abgeschlossene Versicherung gegen Rückgabe der Prämie unter Kürzung eines Theils der letztern (Stornogebühr). Wenn nämlich die Reise oder Verschiffung, worauf die Versicherung sich bezieht, aufgegeben wird, ehe die Gefahr einen Anfang genommen hat, oder wenn nach Beginn der Gefahr, jedoch ehe das Schiff in See gegangen ist, die Reise, auf welche die Versicherung sich bezieht, aufgegeben oder das versicherte Gut aus dem Schiffe zurückgenommen und kein Schadenersatz gefordert wird, so wird die entsprechende Prämie zurückgezahlt, auch in allen Fällen, wo die Versicherung gesetzlich ungültig, resp. nicht verbindlich erklärt ist und wo der Versicherer die Verbindlichkeit abgelehnt hat, vorausgesetzt, daß der Versicherte in guter Treue, worauf hier alles ankommt, verfahren hat. Daß die Reise aufgegeben oder das Gut zurückgenommen wurde, ist glaubwürdig zu beweisen. (S. Haverei und Bodmerei.) Bei eintretendem Schaden bilden die Grundlagen des Ersatzes (Regulirung) der Seeprotest (s. d.) oder die Verklarung und die Dispache, d. i. die specielle Schadensaufmachung für jeden einzelnen Interessenten. Der Wille des Versicherten zu abandonniren (s. Abandon) wird dem Versicherer schriftlich durch Vermittelung des Maklers oder eines Notars angezeigt. Abandon kann ohne Zustimmung des Versicherers nicht widerrufen werden; er tritt außer in einigen besondern gesetzlich vorgesehenen Fällen ein, wenn von einem versicherten Schiffe innerhalb gewisser Frist, mindestens vier Monate, keine Nachricht einläuft. Vgl. Morel, «Kurze Uebersicht und Vergleichung der gewöhnlichen Bedingungen und Usancen bei S.» (aus dem Französischen, Hamb. 1840).

Seewarte (Deutsche), eine Anstalt, welche die Aufgabe hat, die Kenntniß der Naturverhältnisse des Meers, soweit diese für die Schifffahrt von Interesse sind, sowie die Kenntniß der Witterungserscheinungen an den deutschen Küsten zu fördern und zur Sicherung und Erleichterung des Schifffahrtsverkehrs zu verwerthen. Sie wurde als «Norddeutsche S.» von W. von Freede 1868 gegründet und bis 1874 geleitet, durch Reichsgesetz vom 9. Jan. 1875 aber in ein Reichsinstitut verwandelt und ihr Geschäftskreis, ihre Einrichtung und Verwaltung durch Verordnung vom 26. Dec. 1875 geregelt. Der Sitz dieses Reichsinstituts, welches in seiner gegenwärtigen Thätigkeitssphäre kaum ein Analogon in einem andern modernen seefahrenden Staate hat, ist Hamburg, sein erster Director der Admiralitätsrath Dr. G. Neumayer. Entsprechend den verschiedenen von der deutschen S. zu lösenden Aufgaben, zerfällt dieselbe in vier

Abtheilungen, welche sich in ihren resp. Arbeiten gegenseitig unterstützen und ergänzen, und durch die Direction in einem für ein erfolgreiches Wirken unerlaßlichen innern organischen Zusammenhange erhalten werden. Der ersten dieser Abtheilungen liegt die Bearbeitung der Aufgaben der maritimen Meteorologie ob. In erster Linie also hat dieselbe die Arbeit meteorolog. Beobachtungen auf der See zu organisiren, d. h. die Instrumente und die Journale, nebst entsprechender Instruction zu deren Führung, an die Kapitäne der deutschen Handelsmarine zu geben, sodann hat sie die von denselben gemachten Beobachtungen einzufordern, zu reduciren, zu ordnen und die für die Schifffahrt wichtigen Resultate daraus abzuleiten, welche in der Bearbeitung und Herausgabe von Segelhandbüchern über alle Meere der Erde gipfeln. Die Zahl der Mitarbeiter aus den Reihen der Kapitäne deutscher Kauffahrteischiffe übersteigt jetzt schon 120. Die zweite Abtheilung hat sich mit der Untersuchung der in der praktischen Nautik verwendeten Instrumente, als: Sextanten, Compasse, Logapparate, Barometer, Thermometer, Aräometer u. s. w. zu befassen. Außerdem liegt derselben die Bearbeitung der Frage der Abweichung (Deviation) der Compasse an Bord eiserner Schiffe ob, sowie die Pflege der wissenschaftlichen Nautik überhaupt. Die dritte Abtheilung befaßt sich mit der praktischen Witterungskunde für das Gebiet des Deutschen Reichs, insbesondere der deutschen Küste, und es ist dieselbe die Centralstelle für die Witterungsmittheilungen und Sturmwarnungen. In ihr werden alle telegraphischen Witterungsberichte von Europa gesammelt und von ihr gehen solche Berichte wieder aus an die Zweigorgane der S. an der Küste, an die Tagespresse und die Schifferinstitute in Europa. Später wird die S. auch als Centralstelle für den meteorolog. Dienst im Interesse der Landwirthschaft für Deutschland functioniren. Die vierte Abtheilung ist ausschließlich der Prüfung der Schiffschronometer gewidmet; alljährlich werden in ihr zahlreiche Instrumente dieser Art mit Rücksicht auf den Einfluß der Temperatur u. s. w. untersucht; auch wird von ihr eine Concurrenzprüfung deutscher Chronometerfabrikate abgehalten.

Die Instrumenten- und Modellsammlung des Instituts umfaßt Instrumente und Apparate aus dem ganzen Gebiete der Nautik und Meteorologie, sowie auch eine Anzahl von Apparaten, welche speciell zu wissenschaftlichen Untersuchungen bestimmt sind. Dahin gehören Anemometer, magnetische Instrumente zu praktischen und strengwissenschaftlichen Zwecken, geodätische Apparate u. s. w. Observatorien und Beobachtungsräume, mit selbstregistrirenden Apparaten verschiedenster Art und zu verschiedenen Zwecken versehen, dienen zur Durchführung der systematischen Beobachtungen, welche zu dem Forschungskreise des Instituts gehören. Die Bibliothek umfaßt 9—10,000 Bände und zwar Werke, welche vorzugsweise Gegenstände der Nautik, praktischen Navigation, Meteorologie und Physik, sowie die allgemeine Geographie und Naturkunde behandeln. Den größten Theil dieser Werke bildet ein Theil der Bibliothek Dove's, welche vom Reich für die S. erworben und den literarischen Sammlungen, wozu auch eine über 1000 Exemplare zählende Seekartensammlung gehört, einverleibt wurde. Ein namentlich für Seeleute in den Tagesstunden stets geöffnetes Lesezimmer gestattet die Benutzung der werthvollen Sammlungen in nahezu unbeschränkter Weise. Das Personal besteht aus 24—26 theils Gelehrten, theils praktischen Seeleuten und Verwaltungsbeamten. Gegenwärtig befindet sich das Institut bis zur Errichtung eines eigenen, für die Zwecke desselben besonders berechneten Gebäudes, welches 1881 beendet sein soll, in den Räumen des Seemannshauses. Unmittelbar unter der Verwaltung der Deutschen S. als Centralstelle stehen 16—18 Agenturen in den vorzüglichsten deutschen Hafenplätzen, welche eine mehr oder minder vollständige Ausstattung an Instrumenten, Karten, Büchern u. s. w. haben und dazu berufen sind, auch an andern Orten im Sinne des Centralinstituts zu wirken, ferner acht Normalbeobachtungsstationen (Memel, Neufahrwasser, Swinemünde, Wustrow, Kiel, Keitum, Wilhelmshaven, Borkum), welche mit einer vollständigen Serie von meteorolog. Registrirapparaten und andern meteorolog. Instrumenten versehen sind und die Aufgabe haben, die Witterungsphänomene in strengster Weise zu verfolgen und Mittheilungen telegraphisch, wie auch in Journalen an die Centralstelle gelangen zu lassen. Endlich gehören zum Ressort der Deutschen S. die Signalstellen, welche Witterungsberichte und Warnungen von der Centralstelle telegraphisch empfangen und wieder zur Kenntniß des nautischen Publikums theils durch Signale (Signalmaste), theils durch Anschlag u. s. w. bringen. Solcher Signalstellen sind von Memel bis Borkum längs der deutschen Küste 45, in ziemlich gleichmäßiger Weise vertheilt, eingerichtet und seit 1876 in Thätigkeit. Das Organ der S. sind die «Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie» (herausg. von der kaiserl. Admiralität, Jahrg. 1—6, Berl. 1873—78), von denen die ersten drei Jahrgänge als «Hydrographische Mittheilungen» erschienen.

Seewissenschaften nennt man im engern Sinne die Schiffsbaukunst, Schiffsmaschinenbaukunst, Seekriegswissenschaft, die Seetaktik, welche zugleich die Signalkunst umfaßt, die Seefortification, das Seerecht und die Schiffahrtskunde. In neuester Zeit ist mit der Entwickelung des Torpedowesens (s. Torpedo) auch noch die Elektrotechnik hinzugetreten.

Seewurf wird das Ueberbordwerfen eines Theils der Schiffsladung genannt, wenn solches zur Erleichterung des Schiffs nothwendig ist. Wird das Schiff dadurch wirklich gerettet, so muß der Schade von Schiff und Ladung gemeinschaftlich getragen und in diesem Verhältniß dem Eigenthümer der geworfenen Güter ersetzt werden. Dies findet auch statt, wenn das Schiff noch auf der nämlichen Reise, aber durch einen andern Unglücksfall untergeht. Der S. ist eine Hauptart der großen Haverei (s. d.).

Seezeichen heißen alle Merkzeichen, welche dazu bestimmt sind, zur Sicherung der Schiffsfahrt gegen Gefahren beizutragen, die ihnen aus Klippen, Untiefen u. s. w. erwachsen können. Die Construction der S. ist eine außerordentlich verschiedene, doch kann man sie in zwei Hauptklassen theilen, in solche, die sich dem Auge und solche, die sich dem Ohre bemerkbar machen. Zu den erstern zählen Feuerthürme, Feuerschiffe, Baaken (s. d.) und Bojen (s. d.), zu den letztern, die hauptsächlich im Nebel zur Anwendung kommen, Dampfpfeifen, Glocken, Nebelhörner (Sirenen) und Kanonenschüsse. Baaken und Bojen sind lediglich Tagfeezeichen, Feuerthürme und Feuerschiffe vorzugsweise Nachtseezeichen, dienen aber ebenfalls für den Tag. Die Form der Baaken, welche am Lande oder in flachem Wasser, wo sie durch den Wellenschlag nicht zu sehr leiden können, als Holz- oder Eisengerüste errichtet werden, ist ungemein verschieden. Die Bojen sind tonnenähnliche Gefäße von spitzerer oder stumpferer Form und verschiedener Farbe. Als letztere wählt man im allgemeinen schwarz, weiß und soviel wie möglich roth, weil roth im Wasser am weitesten sichtbar ist. Die Bojen liegen an schweren Steinen verankert. Sie kennzeichnen in Strömen das tiefe Fahrwasser und in der Nähe der Küste Untiefen, welche die Schiffe zu vermeiden haben. Feuerthürme werden fast stets an vorspringenden Küstenpunkten errichtet. Um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, unterscheiden sie sich wesentlich durch ihre Größe, ihren Anstrich, die Zahl, Farbe und Art ihrer Feuer (ob fest, intermittirend, blitzartig). Feuerschiffe legt man in die Nähe von gefährlichen Untiefen. Sie sind fast stets roth gestrichen und unterscheiden sich durch die Zahl ihrer Masten, resp. der an diesen geführten Lichter und deren Farbe und Art. Als Nebelseezeichen sind in neuester Zeit vielfach Sirenen in Aufnahme gekommen, riesige Nebelhörner, die durch einen Dampfstrahl geblasen werden und deren Ton die Schiffe über 15 Kilom. weit hören. Die erste Sirene an der deutschen Küste wurde 1875 bei Bukk am Ausgange der Kieler Bucht aufgestellt. (S. Signal.)

Segeberg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, zwischen der Trave, dem großen Segeberger See und dem Kalkberge, an der Linie Neumünster-Oldesloe der Altona-Kieler Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Realschule, ein Schullehrerseminar und eine höhere Bürgerschule und zählt (1875) 5044 E., welche Ackerbau und Viehzucht treiben, Lohgerbereien, eine Seifensiederei und eine Maschinenbauanstalt unterhalten. Auf dem Kalkberge sowie bei dem nahen Dorfe Stipsdorf wurden 1869 Steinsalzlager erbohrt.

Segel heißen große, aus mehrern Breiten oder Kleidern zusammengenähte Tücher von starker Leinwand, welche, an den Raaen und Stagen der Schiffe ausgespannt, zur Fortbewegung derselben mittels des Windes dienen. Man hat rechteckige, dreieckige und trapezoidisch gestaltete S., die sämmtlich mit einem ihrer Größe angemessenen starken Taue, dem Liek, eingefaßt sind, um so den Saum zu sichern. Die Raasegel haben alle die Gestalt eines Rechtecks oder Trapezes; ihnen zur Vergrößerung dienen die an den Spieren (Verlängerung der Raaen) befestigten Leesegel. Die Stagsegel sind dreieckig, und es fällt ihre Richtung bei Windstille in die Ebene des Kiels. Die Ruthensegel hängen unter einem in sehr schräger Richtung am Maste befestigten und nach beiden Borden beweglichen Baume; sie sind ebenfalls gewöhnlich dreieckig und auf Galeren, Schebecken, Tartanen, Felucken u. s. w. unter dem Raaen der lateinischen S. gebräuchlich. Die Gaffelsegel hängen unter einem Baume (Gaffel), der sich mit einer ausgeschnittenen Klaue um den Mast bewegt. Stag-, Ruthen- und Gaffelsegel bezeichnet man mit dem gemeinsamen Namen Schratsegel. Sprietsegel werden meist auf Booten gebraucht und durch eine in der Diagonale angebrachte Stange ausgespannt. Unter Vor- und Hintersegeln eines Schiffs versteht man die vor und hinter dem großen Maste befindlichen, deren Wirkung auf das Schiff untereinander im Gleichgewicht stehen muß. Die Segel werden theils mit besondern Namen, theils nach der Stelle, die sie an jedem Maste einnehmen, benannt. So heißen die untersten Segel an Fock-, Groß- und Besan- oder Kreuz-

mast Fock, Großsegel und Besan; die darauf folgenden Vormars-, Großmars- und Kreuzmarssegel. Alsdann kommen Vor-, Groß- und Kreuzbramsegel und endlich Vor-, Groß- und Kreuzoberbramsegel. In gleicher Weise unterscheidet man Vor-Großgaffelsegel und Besan, über welchem letztern sich auf Barken (s. d.) noch das Gaffeltopsegel befindet. Die Stagsegel am Bugspriet und Klüverbaum (s. d.) werden von innen nach außen genannt: Stagfock, Vorstengestagsegel, Klüver und Außenklüver. Unter S. gehen heißt die S. ausspannen, um abzugehen; auf etwas S. machen, auf einen Gegenstand zusegeln; S. mindern oder bergen, beim Sturm oder Einsegeln in einen Hafen nach und nach die S. einnehmen. Oft nennt man S. auch die Schiffe selbst. Vgl. Heincks, «Berechnung und Schnitt der S.» (Brem. 1877).

Segeltuch, ein sehr grober, schwerer, dicht und fest aus Hanf- oder Baumwollgarn leinwandartig gewebter Stoff, welcher von seiner Hauptanwendung (zu Schiffssegeln) den Namen hat, aber auch zu Zeltbekleidungen, Frachtwagendecken, Feuereimern u. s. w. gebraucht wird. Gewicht pro 1 QMt. 730—900 Gr. Die leichtern Sorten pflegen unter der Benennung Bramtuch, Schiertuch vorzukommen. Die Breite, in welcher das S. gewebt wird, liegt meist zwischen 2,5 und 4,7 Mt.; die größte bisher ausgeführte Breite ist 6,75 Mt.

Segen heißt überhaupt die Anwünschung irgendeines Gutes, besonders aber der göttlichen Gnade unter Anrufung Gottes. Fromme Segenswünsche finden wir daher schon bei den Völkern des heidnischen Alterthums in den mannichfaltigsten Formen. Im Judenthume gab es einen häuslichen und öffentlichen S.; jenen sprach der sterbende Vater über seinen Erstgeborenen, diesen der Priester über das Volk beim Gottesdienste. Vor Ertheilung des S. mußte der Priester sich waschen; er sprach ihn mit erhobenen Händen aus und das Volk empfing ihn stehend. Auch die christl. Kirche hat nach dem Beispiele Jesu und der Apostel die Sitte des S. beibehalten. Beim Gottesdienste, welcher gewöhnlich mit einem Segensspruche begonnen, immer aber mit einem solchen geschlossen zu werden pflegt, erhielt sich namentlich die sog. mosaische Segensformel (4 Mos. 6, 24–26) im Gebrauch, welche auch bei allen gottesdienstlichen Handlungen, Taufen, Trauungen, Begräbnissen u. s. w. angewendet zu werden pflegt. Von dem mosaischen unterscheidet man den apostolischen S. (2 Kor. 13, 13), welcher häufig in der evang. Kirche die Predigt beschließt, aber auch mit irgendeinem andern biblischen Segenswunsche vertauscht werden kann. Die Gemeinde empfängt den S. gewöhnlich stehend oder in kniender Stellung. Die feierliche Weihe mancher Personen unter Segenssprüchen, z. B. bei der Confirmation oder bei dem Antritte eines Amts heißt die Einsegnung, bei Wöchnerinnen aber, die Gott zugleich für eine glückliche Entbindung danken, die Aussegnung, die jedoch nur in manchen Ländern gebräuchlich ist. Bei der Ertheilung des S. an einzelne Personen findet die Handauflegung statt. Ueber die Einsegnung von Brot und Wein beim Abendmahle s. Consecration. In der kath. Kirche heißt die Segensertheilung Benediction (s. d.).

Segers oder Seghers (Daniel), ein ausgezeichneter niederländ. Blumen- und Fruchtmaler, geb. zu Antwerpen 1590, lernte bei Joh. Breughel, dem sog. Sammt-Breughel, trat in jungen Jahren in den Jesuitenorden und zierte mehrere Kirchen desselben mit Landschaften und Staffage aus dem Leben der Heiligen seines Ordens. Nachmals bekam er die Erlaubniß, nach Rom zu reisen, wo er sich eifrig der Kunst widmete. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er bedeutende Aufträge und erwarb sich sehr bald den Ruf eines der größten Maler seiner Zeit. Die Blumen in seinem Garten mit ihren Insekten waren die Modelle seiner in manchen Beziehungen nicht übertroffenen Kunstschöpfungen. Rubens und andere Historienmaler seines Vaterlandes veranlaßten ihn sehr oft, ihre heiligen Bilder mit Guirlandeneinfassungen, Blumenbouquets u. s. w. zu schmücken. Er starb zu Antwerpen 1660. Unter seinen Schülern war Ottmar Elliger der ausgezeichnetste. Gemälde von ihm finden sich nicht nur in den Museen seines Vaterlandes, sondern auch im Belvedere zu Wien, im berliner Museum, in der Pinakothek zu München und in der Galerie zu Dresden. — Sein Bruder, Geraart S., dessen Hauptfach geistlich-histor. Malerei war, wurde zu Antwerpen 1589 geboren und lernte bei Heinr. van Baalen und Abr. Janssens. Auch er ging jung nach Rom, studirte sehr fleißig und ahmte die Manier des Michel Angelo da Caravaggio, Manfredi's und Cigoli's in ihren dunkel gehaltenen Bildern mit Lichteffecten nach. Von da ging er nach Spanien, wo er am Hofe arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Antwerpen lebte er mit Rubens und van Dyck in freundschaftlichem Verhältniß, dessen Manier er sehr bald mit seiner bisherigen Manier geschickt zu verschmelzen wußte. Später hielt er sich auch einige Zeit in England auf. Er starb zu Antwerpen 1651. Gemälde von ihm finden sich auch außerhalb seines Vaterlandes in der Galerie des Belvedere zu Wien und im Museum des Louvre in Paris; selten sind Zeichnungen

von ihm und noch seltener die von ihm selbst auf Kupfer geätzten Blätter, wie Diogenes, die heil. Katharina und das Porträt des moskowitischen Fürsten Godefridus Chodkiewicz. Gestochen nach ihm haben P. Pontius, die Vorsterman, die Bolswert, Lauwers u. a.

Segesta (bei den Griechen Egesta oder Aigesta), alte Stadt im westlichen Theile Siciliens, 11 Kilom. im Südsüdwesten von ihrem Hafen (Emporium Egestae), dem jetzigen Castellamare (s. d.), und 6 Kilom. im Nordnordwesten von Calatafimi (s. d.), war nach der Sage ebenso wie die im Nordwesten gelegene Stadt Eryx von flüchtigen Troern, die mit den eingeborenen Sikanern zu dem Volke der Elymer verschmolzen, auf einem steilen Berge, dem jetzigen Monte-Barbaro, an den warmen Quellen des Skamandros (jetzt Fiume Gàggera) erbaut. Jedenfalls ist sie eine der ältesten Städte der Insel und nicht griech. Ursprungs. Daher die ewigen Kämpfe der Segestaner mit den Hellenen, trotzdem daß die Stadt im Laufe der Jahrhunderte ihrer ganzen Bildung nach eine hellenische geworden war. S. hat furchtbare Schicksale gehabt. Von den Selinuntiern bedrängt, riefen die Segestaner die Athener nach Sicilien. Nach deren Niederlage vor Syrakus 413 v. Chr., schlossen sie sich den Karthagern noch enger an. Diese zerstörten 409 Selinus. Später verbündeten sich die Segestaner mit Agathokles von Syrakus, der aber die Einwohner der Stadt, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, theils verjagte, theils am Skamander hinschlachtete. Unter seiner Herrschaft hieß sie Dikaiopolis. Im ersten Punischen Kriege ergab sich die Stadt den Römern, welche dieselbe wegen der trojanischen Abstammung als eine verwandte betrachteten und ihr manche Vorrechte gewährten. Die Ruinen der Stadt, die gewöhnlich von Calatafimi aus besucht werden, liegen auf dem Gipfel des Monte-Barbaro in formlosen Steinhaufen durcheinander. Neuerdings sind Häuserfragmente mit Mosaikboden bloßgelegt worden. Ziemlich gut erhalten ist nur das theilweise in den Felsen gehauene Theater griech. Ursprungs, aber in röm. Zeit umgeändert. Ganz außerhalb der Stadt, auf einem Hügel, liegt der berühmte, nie vollendete griech. Tempel, ein dor. Herastylos Peripteros. Vgl. Hittorff, «Architecture antique de la Sicile. Recueil des monuments de Ségeste et de Sélimonte» (nebst 89 Karten, Par. 1870).

Segestes, ein Fürst der Cherusker, s. Hermann.

Segment, s. Abschnitt.

Segòvia, Segóbia, Hauptstadt einer altcastil. Provinz (7027,7 QKilom. mit [1871] 152,474 E.) in Spanien, 47 Kilom. im Nordnordwesten von Madrid, jenseit der Sierra Guadarrama, liegt höchst malerisch am linken Ufer der ein tief eingefurchtes Thal durchströmenden Eresma, auf und an den Abhängen eines mit seinem Alcazar 960 Mt. über das Meer emporragenden Felshügels. Die Stadt ist mit alten Mauern umgeben, hat zwar sehr unregelmäßige Gassen, aber stattliche Häuser von alterthümlicher Bauart, 24 Kirchen, ein Priesterseminar, ein Instituto, eine Artillerieschule und andere Unterrichtsanstalten, ein Armenhaus, mehrere Hospitäler, eine Münze zur Prägung von Kupfermünzen und eine Kaserne. Die Ciudade, schon unter den Römern eine bedeutende Stadt (Segovia), später wiederholt Residenz der Könige von Leon und Castilien, ist Sitz eines Bischofs, zählt (1870) 10,346 E. und liefert aus ihren Wollwäschereien die schöne Segoviawolle. Die Tuchfabrikation ist aber nicht mehr von so großer Bedeutung wie früher, namentlich wie zur Zeit der Mauren, wo dieser Industriezweig 60,000 Arbeiter beschäftigt haben soll. S. ist reich an architektonisch interessanten Kirchenbauten. Die 1522 begonnene Kathedrale ist ein stolzer goth. Bau mit drei prachtvollen, durch schlanke Rundpfeiler geschiedenen, mit Netzgewölben bedeckten Schiffen und einem 105 Mt. hohen, in einer Kuppel endigenden Thurme. Die 1459 begonnene Kirche El-Parral hat ein breites, kurzes Schiff und Netzgewölbe. Im roman. Stil sind San-Millan, San-Esteban, San-Martin und sechs kleinere Kirchen gebaut. Merkwürdig ist auch die 1208 geweihte Templerkirche. Der Alcázar oder das königl. Schloß ist ein starkbefestigter, im mittelalterlichen Burgstil aufgeführter, hochgethürmter und höchst pittoresker Bau auf schwindelnder Felshöhe über der Eresma, im Innern theils im maurischen, theils im modernen Stil reich ausgeschmückt. Es befindet sich hier die königl. Artillerieschule. Weltberühmt ist der über die Stadt hinweggehende röm. Aquäduct, der noch jetzt seine Bestimmung erfüllt, indem er das Wasser des Rio-Frio von der 20 Kilom. entfernten Sierra Fonfria herbeiführt. Der Bau besteht aus 159 Doppelbogen, ist 1407 Mt. lang, in der Mitte über 65 Mt. hoch und ohne Mörtel aus aneinandergelegten Granitquadern erbaut. Außerdem hat S. auch noch wohlerhaltene Ueberreste eines röm. Amphitheaters.

Seguidilla, Name eines Tanzes und einer span. Strophe von vier, gewöhnlich sieben- und fünfsilbigen assonirenden Zeilen, meist verbunden mit einem Anhang, Estribillo genannt, von drei Versen, von welchen der erste und letzte Vers sich reimen.

Ségur, eine berühmte franz. Adelsfamilie, die früher in zehn, jetzt meist ausgestorbene Linien zerfiel. Dieselbe stammt aus Guyenne, war dem Protestantismus zugewendet und erlitt in den Religionskriegen große Drangsale. Vorzüglich sind es die Linien S.-Pardaillan, S.-Bouzeley und S.-Ponchat, die viele ausgezeichnete Männer zählen. — Philippe Henri, Marquis von S., der Linie S.-Ponchat angehörig, wurde 1724 geboren, stieg in den Kriegen Ludwig's XV. zum General und erhielt später das Commando in der Franche-Comté. Ludwig XVI. ernannte ihn 1780 zum Kriegsminister. In dieser Stellung errichtete er die leichte Artillerie, schuf einen Generalstab und sorgte für bessere Ausbildung der Offiziere. Nach dem Frieden von 1783 erhielt er den Marschallsstab. Noch vor dem Ausbruche der Revolution nahm er als Minister seine Entlassung, weil er die Politik des Hofs misbilligte. In der Revolution wurde er ins Gefängniß geworfen, entging aber der Guillotine. Bonaparte bewies ihm große Achtung und gewährte ihm eine Pension. Er starb 3. Oct. 1801. — Joseph Alexandre, Vicomte de S., Lustspiel- und Operndichter, der zweite Sohn des Vorigen, wurde zu Paris 1756 geboren und erhielt 1788 den Grad eines Maréchal-de-Camp. Von seinen ersten literarischen Arbeiten sind zu nennen die «Correspondance secrète de Ninon de l'Enclos» (Par. 1790), eine täuschende Nachahmung, und der Roman «La femme jalouse» (Par. 1791). Wiewol er die Revolution durch seine Verse bekämpfte, mochte er doch nicht auswandern. Er verlor während der Schreckenszeit ebenfalls seine Freiheit und sein Vermögen und mußte fortan vom Ertrage seiner Feder leben. Er starb zu Bagnères 27. Juli 1805. S. schrieb eine Menge Lustspiele, darunter «Le retour du mari». Von seinen vielen Liedern gilt «L'amour et le temps» als das beste. Sein letztes Werk: «Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre sociale, etc.» (3 Bde., 1803), wurde oft aufgelegt. Seine «Oeuvres diverses» erschienen 1819.

Ségur d'Aguesseau (Louis Philippe, Graf von), Dichter und Geschichtschreiber, der älteste Sohn des Marschalls und Bruder Joseph Alexandre's, geb. zu Paris 10. Dec. 1753, empfing eine strenge Erziehung, machte tüchtige Studien und heirathete später Antoinette Marie Elisabeth (gest. 5. März 1818), die Tochter des Kanzlers d'Aguesseau. Von seinem Vater in die militärische Laufbahn gedrängt, machte er als Oberst den Krieg in Amerika mit und ward der Freund seines Verwandten Lafayette sowie Washington's. Nach seiner Rückkehr schickte ihn Ludwig XVI. 1783 als Gesandten nach Petersburg, wo er sich die Gunst der Kaiserin Katharina, die er auf ihrer Reise nach der Krim begleitete, erwarb, dem brit. Einflusse entgegenarbeitete und 1787 einen vortheilhaften Handelsvertrag zwischen Frankreich und Rußland zu Stande brachte. Beim Ausbruche der Revolution zurückberufen, trat er in die Nationalversammlung und erhielt den Grad eines Maréchal-de-Camp. Zum Gesandten am päpstl. Hofe ernannt, nahm ihn Pius VI. nicht an. Hierauf sendete ihn 1792 der König nach Berlin, um daselbst die Kriegserklärung zu verhindern. Nach des Königs Tode trat er aus dem Staatsdienste und in der Schreckenszeit verlor er sein großes, durch Heirath erworbenes Vermögen. Er zog sich nach Châtenay bei Sceaux zurück, wo er den Unterhalt für seine Familie durch Schriftstellerei erwarb. Zuerst veröffentlichte er das «Théâtre de l'hermitage» (2 Bde., Par. 1798), eine Sammlung geistreicher Lustspiele, die er für das Privattheater der russ. Kaiserin geschrieben hatte. Hierauf erschien sein «Tableau historique et politique de l'Europe de 1786—96, contenant l'histoire de Frédéric-Guillaume II» (3 Bde., Par. 1800), dem anmuthige «Contes, fables, chansons et vers» (Par. 1801) folgten. In den spätern Jahren beschäftigte sich S. viel mit histor. Studien. Aus dieser Periode sind zu erwähnen: «Histoire universelle ancienne et moderne» (44 Bde., Par. 1817; 10 Bde., 1821 u. öfter), «Galerie morale et politique» (Par. 1817), das Gedicht «Les quatre âges de la vie» (Par. 1819), die «Romances et chansons» (Par. 1819), endlich sein Hauptwerk, die ausgezeichneten «Mémoires ou souvenirs et anecdotes» (3 Bde., Par. 1825—26). Unter dem Consulat war S. Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, des Staatsraths und 1803 des Instituts geworden. Bei Errichtung des Kaiserthrons ernannte ihn Napoleon I. zum Grafen, zum Oberceremonienmeister und 1813 zum Senator. Nach der ersten Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair; doch verlor er diese Würde, weil er während der Hundert Tage in die Dienste des Kaisers getreten war. Erst 1818 erhielt er seinen Sitz in der Pairskammer zurück. Er starb 27. Aug. 1830. Seine «Oeuvres complètes» erschienen in 34 Bänden (Par. 1824—30). — Sein ältester Sohn, Octave, Graf von S., geb. 1778, betrat erst die Beamtenlaufbahn, betheiligte sich aber später an den letzten Feldzügen Napoleon's und starb 15. Aug. 1818. Er übersetzte die Romane «Ethelvina» (2 Bde., Par. 1802) und

«Belinde» (Par. 1802) aus dem Englischen. — Raymond Joseph Paul, Graf von S., der dritte Sohn, geb. 18. Febr. 1803, diente als Offizier in dem span. Feldzuge von 1823, trat dann in die administrative Laufbahn und wurde 1837 Präfect des Depart. Oberpyrenäen, welches ihn 1849 in die Legislative Versammlung wählte. Hier war er es, der in der zweiten Sitzung die Rechte bewog, mit ihm in den Ruf «Vive la république!» einzustimmen. Sein republikanischer Eifer kühlte sich indessen bald ab. Im Jan. 1852 wurde er zum kaiserl. Senator ernannt.

Ségur (Paul Philippe, Graf von), General und Militärschriftsteller, der zweite Sohn des Grafen Louis Philippe Ségur-d'Aguesseau, geb. 4. Nov. 1780, trat nach der Revolution vom 18. Brumaire in das Heer und wohnte dem Feldzuge Moreau's in Baiern, sowie dem Macdonald's in Graubünden bei, den er auch unter dem Titel «Campagne du général Macdonald dans les Grisons» (Par. 1802) beschrieb. Der Erste Consul nahm ihn 1802 in seinen Generalstab auf und ernannte ihn zum Palastadjutanten, als Kaiser 1804 zum Pagengouverneur. S. unterhandelte 1805 mit Mack die Capitulation zu Ulm. Im poln. Feldzuge von 1807 Napoleon's Adjutant, fiel er in die Hände der Russen, die ihn nach dem Frieden von Tilsit auslieferten. Hierauf befehligte er ein Husarenregiment in Spanien und nahm theil an der Erstürmung der Höhen von Somo-Sierra, wofür ihn der Kaiser zum Oberst erhob. Im Feldzuge von 1812 befand er sich als Brigadegeneral im Gefolge des Kaisers, und 1814 mußte er das 5. Regiment der Garden organisiren, an dessen Spitze er besonders bei Rheims mit Auszeichnung kämpfte. Nach dem Sturze des Kaisers gab ihm Ludwig XVIII. den Befehl über die aus der alten Garde gebildete Cavalerie. Während der Hundert Tage wendete sich S. jedoch Napoleon zu und diente als Generalstabschef bei dem Armeecorps, welches den Rhein decken sollte. Nach der zweiten Restauration zog er sich deshalb zurück und schrieb seine berühmte «Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter; deutsch von Kottenkamp, Manh. 1835 u. öfter). Dieses durch epische Darstellung und philos. Anschauungsweise ausgezeichnete Werk, als Kriegsgeschichte allerdings unzuverlässig, fand an dem General Gourgaud einen heftigen Gegner, der aus militärischem Gesichtspunkte ein «Examen critique» (Par. 1825) über dasselbe veröffentlichte. S.'s «Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand» (2 Bde., Par. 1829; deutsch, Lpz. 1837) zeichnet sich mehr durch gefällige Form als durch tiefe Forschung aus. Die Französische Akademie wählte ihn 1830 zum Mitgliede. Nach der Julirevolution von 1830 trat er wieder in den activen Dienst und erhielt 1831 den Grad eines Generallieutenants sowie die Pairswürde. Mit Hülfe der Papiere seines Vaters veröffentlichte er eine «Histoire de Charles VIII» (2 Bde., Par. 1835). Er starb 25. Febr. 1873 zu Paris, als der letzte franz. General, der am russ. Kriege von 1812 theilgenommen. Aus seiner Hinterlassenschaft wurde noch veröffentlicht: «Histoire, mémoires, période de 1789 à 1848» (8 Bde., Par. 1873). Vgl. Taillandier, «Le général Philippe de S.» (Par. 1875).

Sehen. Die Function des S. ist an die Anwesenheit eines Nerven, des Sehnerven, gebunden, der in seinen letzten Endigungen die Eigenschaft besitzt, auf die Einwirkung der von selbst leuchtenden oder beleuchteten Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen durch eine bestimmte Erregung zu reagiren, und dessen Wurzeln aus Theilen des centralen Nervensystems sich entwickeln, in welchen jene durch das Licht bedingte Erregung in eine specifische Empfindung, die Lichtempfindung, umgesetzt wird. Ist das periphere Ende des Sehnerven mithin der empfangende Theil dieses Apparates, so ist der Sehnerv selbst der leitende, der Theil des nervösen Centralorgans, in welchem er wurzelt, der empfindende. Erregbar ist der Sehnerv zwar auch durch andere Reize, so durch mechanische, elektrische, chemische, thermische; in allen Fällen ist seine Erregungsform aber eine einheitliche, die Lichtempfindung. Unterscheidet er sich schon hierdurch streng von andern Nerven, so erhält er seine weitere Eigenthümlichkeit dadurch, daß er von allen andern Nerven allein zu einer Erregung durch Lichtwellen qualificirt ist, daß diese mithin ihm gegenüber die Bedeutung eines adäquaten Reizes erhalten. Wenn im Laufe der Zeiten wiederholt die Behauptung auftauchte, daß diese Eigenschaft keine dem Sehnerven ausschließlich zukommende sei und daß unter Umständen auch andere sensible Nerven, so z. B. die Hautnerven gewisser Thiere, durch Licht erregbar und eine Lichtempfindung zu vermitteln im Stande seien, so war hierbei übersehen worden, daß die mit dem Lichte verbundene Wärme bedingungsweise ein Erregungsfactor für jene Nerven werden kann.

Das Problem des S. findet man in der Reihe der Geschöpfe, wenn man in das Einzelne geht, in sehr verschiedener Weise gelöst. Diese Verschiedenheiten liegen namentlich in der

Verschiedenheit und dem sehr ungleichen Grade der Vollkommenheit des die Lichteindrücke percipirenden Endapparates, des Auges. Schon nach außen hin markirt sich dieses Verhältniß dadurch, daß das Auge bei den niedern Thieren kein mit besondern Wandungen versehenes Organ ist, sondern in die Weichtheile jener Organismen, wenig oder gar nicht in sich abgegrenzt, eingepflanzt erscheint. Das S. der niedersten Thiere beschränkt sich, wie es scheint, auf die bloße Differenzirung von Hell und Dunkel; selbst diese Behauptung bedarf indeß noch des strengen Beweises. Das percipirende Endorgan des Sehsinnes besteht hier nämlich nur aus einem Pigmentfleckchen: ob dessen Erregung nun wirklich bereits eine specifische Lichtempfindung vermittelt, oder ob die dort aufgefangenen Lichtstrahlen in Wärme umgesetzt und als solche empfunden, dem Orientirungsbedürfnisse jener Geschöpfe dienstbar werden, war bisher noch nicht sicher zu entscheiden. Ist in diesen Fällen das S. bestenfalls nur eine diffuse Lichtempfindung, so wird diese bei den mittlern und höhern Thieren durch zunehmende Vervollkommnung des Auges eine derartig gesonderte, daß jeder Punkt eines leuchtenden Objects nur auf einem bestimmten Punkte des Endapparats (d. i. die Auflösung des Sehnerven in Endfasern oder die Flächenausbreitung desselben, Netzhaut) sich zu zeichnen vermag, während jener letztere für eine gleichzeitige Erregung durch einen andern Objectpunkt unzugänglich ist.

Indem so die auf dem Endapparat liegenden Punkte der Erregung in einer gleichen Ordnung nebeneinander zu liegen kommen, wie die erregenden Punkte des leuchtenden Objects, werden sie in ihrer Gesammtheit ein Bild des letztern darstellen: die Augen sind jetzt nicht blos Licht empfindende, sondern Bilder sehende Organe. Die Lösung dieser rein physik. Aufgabe, auf der letzten Faserung, resp. Ausbreitung Bilder der Sehobjecte zu entwerfen, vollzieht sich in der Schöpfung in einem dreifachen Typus. Den ersten repräsentiren die *musivisch zusammengesetzten Augen* (Krebse und Insekten). Dieselben zeigen einen halbkugelförmigen Körper, auf dessen Oberfläche feine, cylinderförmige, radienartig angeordnete Röhrchen enden. Die Sonderung der Lichteindrücke ist hier dadurch gegeben, daß nur solche Punkte eine specifische Erregung der feinen Sehnervenfaser, welche in den Boden jedes einzelnen Röhrchens eindringt, bedingen können, welche in den geradlinigen Fortsetzungen desselben sich befinden. Das Gesichtsfeld eines solchen Auges wird mithin räumlich bestimmt durch die Linien, welche die geradlinigen Fortsetzungen der die äußerste Peripherie des musivischen Gesammtauges bildenden Röhrchen (Einzelaugen) sind. Da letztere durch Scheidewände voneinander getrennt sind, welche nicht empfinden, so wird nicht jeder Punkt des leuchtenden Objects zur Wahrnehmung gelangen, es wird von diesem vielmehr nur eine Art von Mosaikbild entstehen können, welches einem continuirlichen Bilde um so näher kommen muß, je feiner und zahlreicher die das Gesammtauge constituirenden Röhrchen und je zarter deren Zwischenwände sind. Die musivisch zusammengesetzten Augen zeigen keineswegs eine ganz gleichmäßige Organisation. Neben den eben geschilderten «einfach-musivischen» sehen wir auch «dioptrisch-musivische». In jedem Einzelauge der letztern befindet sich ein der Krystalllinse des Wirbelthierauges analoger positiv brechender Körper, der zur Verdichtung der einfallenden Lichtstrahlen dient und dadurch eine größere Helligkeit des S. bedingt, ja es beweist die Anwesenheit von Muskelfasern, welche, von den Röhrchenwandungen ausgehend, die Distanz des percipirenden Sehnervenendes von jenem Krystallkörper zu verändern vermögen, daß diese Augen bereits ein Accommodationsvermögen besitzen. (S. Accommodation.) Eine zweite Form, in welcher die Aufgabe, Bilder auf dem Endapparate des Sehnerven zu entwerfen, von der Natur gelöst ist, besteht in der Anwendung des «Princips des kleinsten Loches». Ist ein dunkler Raum von einem lichterfüllten durch eine kleine Oeffnung getrennt, so werden die in dem letztern vor dem Loche befindlichen Objecte nach dem Gesetze von der geradlinigen Fortpflanzung des Lichts ein Bild auf der gegenüberstehenden Wand des dunkeln Raumes entwerfen müssen. Nach Lenkart's Forschungen ist dieses Princip der Bilderzeugung beim S. bisher nur in dem Auge einer Cephalopodenart nachgewiesen worden. Die dritte, vollkommenste Art der Bilder sehenden Augen beruht auf dem mannichfach vervollkommneten Princip der Camera-obscura: es gehören hierher die Augen mit dioptrisch-collectiven Medien, welche wir bei den Wirbelthieren vorfinden, und als deren Prototyp uns das menschliche Auge gelten möge. Die Anordnung jener brechenden Medien und ihre Beziehungen zur Pupille machen es möglich, daß nicht nur die in der Richtungslinie des Auges liegenden Objecte, sondern auch ein Theil der daneben befindlichen auf dem hier in Form einer Kugelschale ausgebreiteten, mit einer terminalen, der Lichtperception besonders dienlichen Vorrichtung begabten Endapparate, der Netzhaut, zur Bilderzeugung gelangen. Die Gesammtheit dieser Eindrücke constituirt das Gesichtsfeld eines Auges.

Die collectiven Eigenschaften des brechenden Apparats, namentlich der Hornhaut und Krystallinse, bewirken eine bedeutende Helligkeit des Bildes und Hand in Hand hiermit eine gesteigerte Erregung, d. h. eine größere Deutlichkeit des S. Durch die gleichzeitig vorhandene accommodative Vorrichtung wird eine gleichmäßig scharfe Bilderzeugung von in verschiedenen Entfernungen vom Auge liegenden Objecten in schnellstem Zeitwechsel ermöglicht. Die freie Beweglichkeit der Augen ersetzt im Zusammenhange mit deren großen Gesichtsfeldern eine größere Vielheit derselben: bei den niedern Thieren, bei denen die Augen selbst bewegungslos (in günstigen Fällen indeß an beweglichen Körpertheilen angebracht) sind und bei welchen jedes Einzelauge nur ein punktförmiges Gesichtsfeld haben kann, begegnet man darum auch häufig einer sehr großen Anzahl von Augen. In einer solchen Vielfachheit der Sehorgane liegt natürlich nur ein sehr kümmerlicher Ersatz für das vielsehende Wirbelthierauge.

Das S. mit zwei Augen ermöglicht eine feine und sichere Schätzung der Größen und Entfernungen der Sehobjecte, insofern dieselbe hauptsächlich auf einer im Sensorium sich abspielenden Inbeziehungsetzung der Größe der Netzhautbilder zu den Winkelgraden beruht, in welchen die Sehlinien beider Augen beim Fixiren der beziüglichen Objecte sich treffen. Ebenso ist das körperliche S. ein Resultat des S. mit zwei Augen. Da nämlich derselbe körperliche Gegenstand von jedem Auge von einer andern Seite gesehen wird, entstehen von demselben auf beiden Netzhäuten verschiedene Bilder, aus deren Zusammenwirkung auf die Vorstellung die Anschauung des Körperlichen sich aufbaut. Die Festhaltung dieses Princips ermöglicht nun auch beim S. in ein Stereoskop eine vollkommene Vortäuschung des Körperlichen. Es muß diese consequenterweise stattfinden, wenn jene beiden verschiedenen Bilder, welche die das Object doch von verschiedenen Seiten fixirenden Augen erhalten würden, denselben als Flächenbilder in der Art geboten werden, daß das eine dem linken, das andere dem rechten Auge zugeführt wird. Eine außerordentlich sinnreiche Einrichtung muß man darin erkennen, daß jedes Auge nur mit einem kleinsten centralen Theile seiner Netzhaut, der am hintern Pole gelegenen sog. fovea centralis, einem Theile des gelben Flecks, sehr scharf, mit allen andern relativ undeutlich sieht. Es wird hierdurch zunächst seine geschlossene, central fixirende Richtung bestimmt. Wären alle Theile der Netzhaut gleich empfindend, so würde das Auge, weil es kein Interesse mehr hätte, die Sinn oder Geist beschäftigenden Objecte einer bestimmten, mit bevorzugter Empfindungskraft ausgerüsteten Stelle gegenüber zu bringen, beim S. hin- und herschlendern. Welche Verwirrung im Processe unsers S. müßte entstehen, wenn sämmtliche im Gesichtskreise liegenden Sehobjecte in jeder Zeiteinheit mit gleicher Deutlichkeit auf das Sensorium eindrängen!

Wie schließlich innerhalb unsers Sehsinnes die Umsetzung jenes den Weltraum ausfüllenden imponderabeln Stoffs, des Lichtäthers, in Lichtempfindung stattfindet, wird in seinem letzten Wesen immer unerklärbar sein. Spricht man von Erregung einer molecularen Bewegung oder von einem durch den Lichtäther innerhalb des Auges angeregten chem. Processe, der zur Lichtempfindung führen soll, so ist diese Antwort nur eine Verschiebung, nicht eine Lösung jener Frage. In der That haben die neuen Entdeckungen von Boll und Kühne das Vorhandensein einer chem. Einwirkung des Lichts auf die Netzhaut während des S. durch ihre Auffindung des sog. «Seh- oder Netzhautpurpurs» wol über jeden Zweifel erhoben. Es enthält die lebende Netzhaut nämlich eine eigenthümliche, dieselbe blaß roth färbende, chemisch darstellbare Substanz, welche durch die Einwirkung des Lichts abblaßt. Empfängt die Netzhaut einen bestimmt geformten Lichteindruck, so erblaßt im Bereiche desselben der Sehpurpur ganz im Verhältnisse zu der einwirkenden Lichtintensität. Das von dem Sehobject entworfene Netzhautbild, Optogramm, ist hierdurch objectiv ebenso in Erscheinung zu bringen, wie das negative Bild auf der präparirten Platte des Photographen. (S. Auge.)

Sehnen oder Flechsen heißen die aus festem, faserigem, nicht fleischigem Gewebe zusammengesetzten Endstücke der Muskeln, von rundlicher oder hautartig breiter Form und gewöhnlich an einem Knochen angeheftet. (S. Anatomie.) — S. oder Chorde heißt eine gerade Linie, welche zwei Punkte einer krummen Linie verbindet, ohne die letztere zu schneiden. Besonders wird dieser Ausdruck bei dem Kreise gebraucht.

Sehnendurchschneidung, s. Tenotomie.

Sehpurpur (Netzhautpurpur), s. Sehen.

Sehschwäche (Schwachsichtigkeit, Amblyopie) als gleichbedeutend mit Verringerung der normalen Sehschärfe, besteht dann, wenn solche Objecte, welche bei letzterer als die kleinsten wahrnehmbaren zu bezeichnen sind, nicht mehr deutlich erkannt werden können. Da

die Größe des von einem Sehobject entworfenen Netzhautbildes durch den Winkel gemessen wird, welchen die von den Endpunkten des Objects nach dem auf dem vordern Abschnitte der optischen Achse gelegenen Kreuzungspunkte der Richtungsstrahlen gezogenen und über diesen hinaus bis zur Netzhaut hin verlängerten Linien miteinander bilden, so entspricht dem kleinsten wahrnehmbaren Objecte ein Winkel, dessen Grad als Ausdruck für den Grad der bezüglichen Sehschärfe betrachtet werden kann und den man darum auch als Minimum des Distinctionswinkels bezeichnet. Dieser Winkel fällt selbst bei dem normalen Auge je nach den verschiedenen Graden der Helligkeit, der Contrastwirkungen u. s. w., welche sich während des Experimentirens geltend machen, verschieden aus und beträgt unter besonders günstigen Verhältnissen in der centralen, in ihrem Empfindungsvermögen besonders bevorzugten Netzhautregion sicher weniger als 1 Minute. Die Scala der Schriftproben, deren sich die ophthalmologische Praxis zur Feststellung der individuellen Sehschärfe eines Auges bedient, sind nach dem Vorgange von Snellen, welchem mehrfache Modificationen folgten, nach einem auf den vorgehend erörterten Verhältnissen gestützten Principe angefertigt. Als Minimum des Distinctionswinkels hat jener hier, den Ungleichartigkeiten der Bedingungen, unter denen die bezüglichen Bestimmungen getroffen zu werden pflegen, und dem hier vorliegenden, lediglich praktischen Zwecke Rechnung tragend, einen Winkel von 5 Minuten angenommen. Ein Buchstabe von solcher Größe, daß er in 1 Fuß Entfernung vom Auge unter einem Winkel von 5 Minuten gesehen wird, bildet das Object Nr. 1. Die folgenden Objecte der Probescala steigen in ihrer Größe nun derart, daß Nr. 2 in 2 Fuß, Nr. 3 in 3 Fuß, ..., Nr. 100 in 100 Fuß ein gleich großes, d. h. durch den Winkel von 5′ bestimmtes Netzhautbild entwerfen. Vollkommene Sehschärfe ist mithin vorhanden, wenn Nr. 1 in 1 Fuß, Nr. 2 in 2 Fuß, ..., Nr. 100 in 100 Fuß gut erkannt wird, und drückt man dies aus durch $^1/_1$ oder $^2/_2$ oder ... $^{100}/_{100} = 1$. Würde indeß Schrift Nr. 100 beispielsweise nur noch in 10 Fuß gesehen, so betrüge die Sehschärfe nicht mehr 1, sondern nur $^{10}/_{100} = ^1/_{10}$, d. h. es herrscht hier bedeutende S. Solche Benennungen haben natürlich nur dann eine richtige Bedeutung, wenn die etwa vorhandenen optischen Anomalien, Myopie, Hyperopie, Astigmatismus (s. d.) so vollkommen als möglich für diejenigen Entfernungen, in denen die Bestimmung der Sehschärfe stattfinden soll, durch die erforderlichen Brillengläser corrigirt sind. Mangelhafte Sehleistung eines Auges ist darum keineswegs gleichbedeutend mit S. Ein Auge steht durch Myopie, Hyperopie, Astigmatismus, Accommodationskrampf oder Accommodationsschwäche in der Verwendbarkeit seiner Sehkraft einem normalen offenbar nach, solange wir ihm die erforderlichen optischen Correctionen nicht anpassen, dabei kann es aber durchaus normale Sehschärfe haben. Wahre S. ist im allgemeinen bedingt durch Trübungen in den brechenden Medien (Hornhaut, Kammerwasser, Linse, Glaskörper) oder durch die zahlreichen Krankheiten, welche die normale Beschaffenheit der innern Umhüllungsmembranen des Auges oder des Sehnerven oder der Theile des Gehirns, aus denen sich letzterer entwickelt, alteriren.

Seide heißt das eigenthümliche Gespinst der Seidenraupe (s. d.), welches sie bereitet, um sich darin einzuspinnen. Diese ovale Hülse, welche Cocon genannt wird, besteht aus einem knäuelartig aufgewickelten, zuweilen 250—900 Mt. langen und mehrere parallele Schichten bildenden Faden. Hat sich die Seidenraupe eingesponnen, so liegt sie drei bis vier Tage, ehe sie sich verpuppt. Die Cocons werden dann nach ihrer Beschaffenheit sorgfältig sortirt und die darin befindliche Puppe wird durch Ofenwärme oder auch zuweilen durch heißen Wasserdampf getödtet. Hierauf werden die Cocons, welche meistens mehr oder minder gelb, seltener schneeweiß sind und aus drei Lagen bestehen, nachdem sie in einen Kessel mit heißem Wasser geworfen worden, und der Leim, welcher die Fäden verbindet, aufgeweicht ist, mit Ruthen gepeitscht, damit die Anfänge der Fäden sich lösen, und dann auf einem Seidenhaspel abgehaspelt. Die Anstalt, in welcher das Abhaspeln der S. von den Cocons vorgenommen wird, heißt eine Filanda. Die äußere, lockere, gröbere Lage gibt die Floretseide (s. Floret), die zweite, eine Fadenlänge von höchstens 900 Mt. ausmachende Schicht die feine S., und die dritte innerste, in welcher die Fäden fest miteinander verklebt sind, die Seidenwatte. Die gehaspelte S. heißt Rohseide (Natzenseide, Grezseide). Der einfache Rohseidenfaden ist für die meisten Anwendungen erst dann brauchbar, wenn man mehrere solcher Fäden durch Drehung und Zwirnung zu einem vereinigt. Die Hauptarten der gezwirnten S. sind die Organsinseide, aus der besten Sorte Rohseide dargestellt und zur Kette der Seidenzeuge dienend, und die Tramseide, welche zum Einschusse und zur Verfertigung von Seidenschnüren verwendet wird. Die Nähseide ist ein stärkerer Zwirn, noch stärker ist die Strick-

oder Häkelseide. Da das Gewicht der S. mit dem Feuchtigkeitszustande der Luft und des Aufbewahrungsortes merklich zu- und abnimmt, so hat man in Lyon und andern Hauptorten des Seidenhandels, wie Zürich, Wien, Krefeld, Elberfeld u. s. w. sog. Conditionirungsanstalten errichtet, in denen die S. durch verpflichtete Beamte auf den Normalgrad der Trockenheit gebracht und dann gewogen wird. Titriren nennt man das Sortiren der S. nach der Feinheit oder dem Verhältnisse zwischen Gewicht und Länge des Fadens. Für die meisten Verarbeitungen, namentlich vor dem Färben, wird die S. in Seifenwasser gekocht, welches ihr den natürlichen Firnis benimmt und Glanz und Weichheit gibt (das Entschälen und Degummiren). Die früheste Kenntniß der S. und ihrer Anwendung zum Weben hatten die Chinesen und Indier. In China namentlich soll die S. schon früher als 2000 Jahre vor Christo in Gebrauch gewesen sein. Von ihnen kam die Kenntniß der Erzeugung und Behandlung der S. nach Konstantinopel und verbreitete sich über ganz Griechenland. Durch Roger II. ging sie 1146 nach Sicilien über und wurde von hier aus bald über Italien und Spanien verbreitet. Noch jetzt liefern China und Italien die meiste S. Der Kaiser Heliogabalus war der erste, welcher ein Kleid von reiner S. trug; Marcus Aurelius verkaufte unter andern auch seine seidenen Kleider, um seinen erschöpften Schatz zu füllen, und Jakob I. borgte sich, als er noch König von Schottland war, ein Paar seidene Strümpfe, um sich damit vor dem engl. Gesandten zu zeigen. Nach Frankreich kam die S. durch Papst Clemens V., der in Avignon residirte, die eigentliche Seidenindustrie entwickelte sich aber erst unter Heinrich IV. (und dessen Minister Sully), sowie unter Ludwig XIV. (und Colbert). In England faßte die Seidenindustrie ebenfalls erst im 15. Jahrh. Fuß, erhielt aber Aufschwung erst durch die nach Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 in großer Anzahl dorthin auswandernden franz. Seidenarbeiter. Auch in Deutschland wurde die Seidenindustrie durch Réfugiés gegen Ende des 16. Jahrh. eingeführt; ihre Fortbildung verdankt man hauptsächlich den Bemühungen Friedrich's d. Gr. und seines Ministers Herzberg. Die Hauptländer für die Seidenindustrie sind heute Frankreich (Lyon, St.-Etienne, Nimes, Avignon, Paris), Großbritannien (Macclesfield, Manchester, Glasgow, Dublin), die Schweiz (Basel für Bänder, Zürich für Kleiderstoffe), Oesterreich und Deutschland (Krefeld, Elberfeld, Köln, Berlin und das Elsaß). Die Bedeutung der Seidenindustrie für Deutschland ergibt sich daraus, daß, während 1843—44 der Totalverbrauch an S. 350,000 Kilogr. im Werthe von 26,4 Mill. Mark betragen haben mag, er 1871—72 980,000 Kilogr. im Werthe von 82,5 Mill. Mark betrug. Die Production an Rohseide entzifferte 1877 den Werth von 1 Milliarde Mark; davon kommen auf China 400 Mill., Italien 200 Mill., Frankreich 140 Mill., Indien 134 Mill. u. s. w. Vgl. Michel, «Histoire des tissus de soie au moyen âge» (2 Bde., Par. 1852); Pariset, «Histoire de la soie» (Bd. 1 u. 2, Par. 1864 fg.).

Die Verschiedenheit der Seidenzeuge ist nicht minder groß als die der Baumwollzeuge, und auch hier bringt jede kleine Veränderung neue Namen hervor, sodaß man ein Verzeichniß aller Modenamen nicht geben kann. Die Hauptklassen der Seidenzeuge indeß sind: 1) Glatte, leinwandartig gewebte Zeuge. Hierher gehören z. B. die Taffete. Enthalten diese im Schuß mehrfache und dadurch besonders starke Fäden, entweder allein oder im Wechsel mit dünnern, sodaß sie gerippt oder gekörnt erscheinen, so nennt man sie Gros (Gros de Tours, Gros de Naples, Gros de Berlin u. s. w.). Der Kamelot aber ist eine Abänderung des Gros de Tours. Durch Anwendung verschieden gefärbter S. in Schuß und Kette und durch Moiriren entstehen wieder neue Effecte. Mit auseinanderliegenden Fäden sind die Gazearten und Beuteltuche von S. gewebt. Flor und Krepp sind Seidenzeuge, in deren Kette und Schuß rechts und links gezwirnte Fäden wechseln, wodurch es möglich wird, denselben durch die nachherige Operation des Kreppens die bekannte krause Beschaffenheit zu ertheilen. 2) Gekköperte Zeuge. Dahin gehören Levantine, Bombasin, Serge, Croisé u. s. w. und der Atlas oder Satin. 3) Unzählig sind die Verschiedenheiten der gemusterten, damastartigen und broschirten Seidenzeuge. 4) Sammtartige Seidenzeuge sind der eigentliche, gerissene oder ungerissene, glatte oder gemusterte Sammt, der Velpel und Plüsch.

An die eigentlichen Seidenzeuge schließen sich an die gemischten Gewebe, z. B. mit Baumwollkette und Seidenschuß (zu Kleidern, Westen, Cravatten), mit Seidengarnkette und Kammgarnschuß (zu Möbeldamasten, Kleider- und Westenstoffen), mit Seidenkette und Mohair- oder Alpacaschuß (z. B. Popeline) u. s. w. Die Herstellung der Seidenzeuge (die Seidenweberei) unterscheidet sich in der wesentlichen Einrichtung des Stuhls nicht von der Baumwollweberei; doch stellt die Zartheit des Materials der Anwendung von Maschinenstühlen

mehr als dort Hindernisse entgegen. Da die Musterweberei zuerst in S. einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, so gehört auch die Erfindung der jetzt allgemein auf Baumwolle angewendeten Jacquardmaschine (s. Jacquard) der Seidenweberei an. Die Seidenfärberei geschieht zwar nach denselben Grundsätzen wie die Färberei der Baumwolle und der Wolle, doch wendet man die Beizen in geringerm Maße an und sucht häufig während des Färbens nicht nur die S. mit Farbe zu mischen, sondern auch das Gewicht der S. (Erschweren der S.) zu erhöhen. Dies ist besonders der Fall bei dem sog. Schwerschwarz. Zur Erzeugung von Grün, Gelb, Roth, Violett auf S. dienen jetzt meist die Theerfarben. Der Druck auf Seidenstoffe erstreckt sich nur auf wenige Artikel. Vgl. die Berichte über die Ausstellungen in Paris (1855, 1867 und 1878), London (1851, 1862) und Wien (1873).

Seide, eigentlich Zaid, ein Sklave Mohammed's, war einer der ersten, die ihn als Propheten erkannten, wofür er zunächst seine Freiheit zum Lohne erhielt. Seitdem Mohammed's treuester Schüler, wurde er von diesem als Sohn angenommen und mit Zeinab, der Tochter einer Tante des Propheten, vermählt. Bald aber mußte er sie dem durch ihre Reize entzündeten Propheten abtreten, der durch ein Kapitel im Koran vorher das öffentliche Aergerniß abgewendet hatte. Voltaire schilderte in seinem Trauerspiele «Mahomet» die auf Glaubensschwärmerei begründete Anhänglichkeit S.'s an seinen Meister.

Seidel, auch Seitel, hieß ein früheres Flüssigkeitsmaß in Oesterreich und Baiern. In Oesterreich (bis Ende 1875) war es $^1/_4$ Maß = 0,3537 Lit. (ein Gemäß von $1^1/_2$ S. hieß hier Großseitel); in Baiern war es $^1/_2$ Maßkanne = 0,5345 Lit. Der bis Ende April 1854 gesetzlich gültig gewesene ungarische S. (Meszelij) war $^1/_2$ ungar. Halbe = 0,4229 franz. Lit. = 0,299 wiener Maß oder 1,1958 wiener S. In Böhmen war der S. zugleich ein älteres Getreidemaß (bis in 1856), von welchem 12 ein Maßel, 48 ein Viertel, 192 einen Strich ausmachten (der Strich = 93,36 Lit. = 1,5134 wiener Metzen). In einigen Gegenden Deutschlands bezeichnet man indeß auch noch jetzt mit S. den Schoppen ($^1/_2$ Liter).

Seidelbast, Pflanzenart, s. Daphne. — **Seidenpflanze**, s. Asclepias.

Seidenraupe und **Seidenzucht**. Die Seidenraupe oder der Seidenwurm ist die Raupe eines ursprünglich nur in China einheimischen Nachtschmetterlings, des Seidenspinners oder Maulbeerspinners (Bombyx Mori), der mit ausgebreiteten Flügeln etwa 4,5 Ctmt. in der Breite und 2 Ctmt. in der Länge mißt, schmutzigweiße Flügel mit zwei bis drei dunklern Querstreifen und mit einem undeutlichen bräunlichen Halbmond bezeichnete Vorderflügel hat. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung; das Weibchen klebt seine 200—300 graugelben Eier an Baumstämme an. Die im Frühjahre auskriechenden Raupen fressen hauptsächlich Maulbeerblätter, wachsen sehr schnell, häuten sich viermal während ihres sechs bis sieben Wochen dauernden Lebens und spinnen sich dann ein. Die Raupen sind glatt, weißlich glänzend, mit verschiedenen graulichen und röthlichen Flecken und mit einem Horne auf dem letzten Ringe. Sie besitzen, wie viele andere Spinner, an der Unterlippe ein Spinnorgan und haspelu durch eigenthümliche Bewegungen den nur 0,04 Mmt. im Durchmesser haltenden, aber elastischen und zähen, bisweilen an 1000 Mt. langen Faden hervor, welchen sie mit den Vorderfüßen in anfangs unregelmäßigen, dann aber sehr regelmäßigen Achtertouren umher wickelu und so eine ovale, innen glatte Hülse (Cocon) bilden, in der sie sich verpuppen und aus welcher nach drei Wochen der Schmetterling ausschlüpft, der mittels eines scharfen Saftes den Cocon durchbricht und so den Zusammenhang des ihn bildenden Fadens vielfach zerreißt. Es gibt nur eine Art, aber verschiedene Rassen der S., welche sich in zwei Gruppen: Weißspinner und Gelbspinner, je nach der Farbe des Seidenfadens, vertheilen.

Die Seidenzucht wurde schon in den ältesten Zeiten in China getrieben und verbreitete sich einerseits nach Japan, andererseits nach Innerasien. Unter Justinian sollen zwei Mönche die ersten Eier in hohlen Stöcken im J. 533 nach Konstantinopel gebracht haben, worauf sich die Seidenzucht weiter von Griechenland aus nach Spanien, Portugal, Sicilien, Italien und in jüngerer Zeit auch nordwärts verbreitete. Jetzt sind außer China und Japan die wesentlichsten Productionsländer die Umgebungen des Mittelmeers; nördlich der Alpen wird nur noch wenig producirt. Bei der Seidenzucht selbst kommen zwei Gesichtspunkte in Betracht: Erzielung vieler Seide und gesunder Nachkommenschaft. Hütung vor Nässe, Erhalten in möglichst gleicher Temperatur, sorgfältige Beseitigung der erkrankten Raupen, Darreichung trockener, gesunder Blätter, Verhütung vor Ueberfüllung der Räume sind wesentliche Bedingungen. Man betreibt die Zucht entweder als Nebenindustrie in den Häusern oder in großen Zuchtanstalten (Magnaneries); letztere sind Krankheiten und Epidemien mehr ausgesetzt.

Die mohnkorngroßen Eier (graines) werden nach Unzen verkauft; die Unze liefert gegen 32,000 Raupen, die an Futter etwa 16 Ctr. weißer Maulbeerblätter bis zur endlichen Verpuppung bedürfen. Man hält die Eier in kühlen Räumen, bis die Maulbeerblätter entwickelt sind und läßt sie dann in höherer Temperatur ausschlüpfen. So lassen sich zwei bis drei Zuchten im Jahre (Sommer) in südl. Gegenden ermöglichen (Bivoltini, Trivoltini). Die Raupe braucht 30 Tage bis zum Einspinnen. Zehn Tage nach dem Einspinnen tödtet man diejenigen Cocons, welche Seide (s. d.) liefern sollen, durch Wärme (über 60°), die schönsten aber behält man zur Nachzucht. Die Krankheiten, welche unter den Raupen oft entsetzliche Verwüstungen anrichten, haben sich durch stete Inzucht bei der Cultur dermaßen vermehrt, daß sie eine bedeutende Einbuße der Production, namentlich in Europa, veranlassen und zur steten Einfuhr frischen Seidensamens (Eier oder Grains, auf Cartons abgelegt) aus Japan nöthigen. Die hauptsächlichsten Seidenraupenkrankheiten sind: Gelbsucht (Jaunisse), Fettsucht (Grasserie), Starrsucht (Muscardine), Verkalkung (Calcino), Schlafsucht (Atrophie) und Körperchenkrankheit (Gattina, Distrophie). Letztere, auch Pilzsucht genannt, ist die gefährlichste und verbreitetste; sie entsteht durch Pilzwucherung im Körper der Raupe, tritt seuchenartig auf und ist erblich. Zuerst von Cornalia ergründet, hat Pasteur und nach ihm Haberlandt gelehrt, sie durch Zellengrainirung, d. i. abgesonderte Begattung untersuchter gesunder Schmetterlinge, zu beschränken. In Ostasien gibt es noch zahlreiche Seidenspinner, deren Cocons einen verwendbaren Faden liefern. Aus ihnen wurden seit 1850 besonders drei Arten in Europa eingeführt und versuchsweise gezüchtet: 1) Bombyx Cynthia, der Ailanthusspinner, auf dem Götterbaum und Ricinus lebend, 1857 durch den Missionar Fantoni aus China nach Europa gebracht, seit 1858 durch Guérin-Méneville in Frankreich cultivirt; 2) Antheraea Perniji und 3) A. Yama-Mai, beide in Ostasien auf Eichen lebend. Letztere, die werthvollere Art, gelangte 1863 durch Pompe van Meerdervorst nach Frankreich. In Japan lebt sie auf Quercus alba, dentata, serrata, in Europa gedeiht sie am besten auf der Stieleiche, dann der Trauben- und Zerreiche. Die Raupe des Yama-Mai-Seidenspinners ist viel größer als die des B. mori, sie spinnt nur Doppelfäden, viel stärker als diejenigen des letztern, wie denn auch ihre braunen Cocons noch einmal so groß sind. Verschiedentlich wurde sie im Freien in südeurop. Eichenwäldern gezüchtet, so im großen von Baron Brettou in Netkalu bei Essegg in Kroatien. Leider geben die Cocons eine geringe Ausbeute an Seide und sind schwer abzuhaspeln, daher ohne Nachfrage; die weitere Zucht wurde daher aufgegeben. Vgl. Haberlandt, «Der Seidenspinner» (Wien 1871); Weißweiler, «Zucht des Maulbeerbaums und der Seidenraupe» (Berl. 1875); Pasteur, «Études sur les maladies des vers à soie» (Par. 1871).

Seidenschwanz (Bombycilla) heißen sehr schön gefärbte, beerenfressende Singvögel von gedrungenem Bau, mit kurzem, breitem, gekerbtem, an der Spitze schwach gekrümmtem Schnabel, ovalen, unter steifen Borsten versteckten Nasenlöchern und kurzem Schwanze und Flügeln, deren erste Schwinge verkümmert ist. Bekannt ist der oben rothgraue, am Bauche silbergraue europäische S. (B. garrula), mit sammtschwarzer Kehle und Stirn, hohem Schopfe, schwarzen, weißgebänderten und rothgetupften Flügeln und citronengelb gerändierten Schwanzfedern. Er nistet im hohen Norden auf niedrigen Aesten der Fichten, kommt oft in Scharen nach Deutschland und ist dumm, gefräßig und schmutzig.

Seidl (Joh. Gabriel), österr. Dichter, geb. 21. Juni 1804 in Wien, studirte, nach seines Vaters Wunsche, die Rechte. Der Tod des letztern versetzte ihn in die dürftigste Lage; doch fühlte gerade dies seine Thatkraft. Er wurde 1829 Gymnasialprofessor zu Cilli in Steiermark, von wo er 1840 zum Custos am Münz- und Antikencabinet zu Wien berufen ward. Seit 1847 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst. S. wurde 1856 zum k. k. Hofschatzmeister ernannt und erhielt 1867 den Titel und Charakter eines k. k. Regierungsraths. Er starb zu Wien 18. Juli 1875. Unter seinen Dichtungen stehen die lyrischen, namentlich seine Balladen und Romanzen, den übrigen voran; auch seine mundartlichen Dichtungen: «Gedichte in niederösterr. Mundart» (Wien 1844) haben viel Verbreitung gefunden. Hervorzuheben sind besonders: «Dichtungen» (3 Bde., Wien 1826—29), «Bifolien» (5. Aufl., Wien 1855), «Liedertafel» (Wien 1840), «Lieder der Nacht» (2. Aufl., Wien 1851), «Natur und Herz» (3. Aufl., Stuttg. 1859). Alle seine Gedichte, die zum großen Theile in Taschenbüchern und Zeitschriften verstreut sind, sprechen durch tiefes und warmes Gefühl, Reinheit des Sinnes und Geschmackes und Wohllaut an; nicht in gleichem Maße besitzen sie immer kräftige Neuheit der Gedanken. Weniger bedeutend sind S.'s Erzählungen, z. B. «Pentameron» (Wien 1843). Auch seine Dramen, z. B. «Das erste Veilchen», «Die Unzertrenn-

lichen» und mehreres nach fremden Vorbildern Gearbeitete, erregten weniger Aufmerksamkeit, bis er mit den Localstücken «'s letzte Fensterln» und «Drei Jahre nach'm letzten Fensterln» hervortrat, welche großen Beifall fanden. Eine auf sechs Bände berechnete Gesammtausgabe seiner Werke erscheint seit 1877 in Wien. An seine heimatlichen Studien schließen sich an «Wanderungen durch Tirol und Steiermark» (Lpz. 1840) und akademische Arbeiten, wie «Chronik der archäol. Funde in der österr. Monarchie», «Ueber den Dolichenscult» u. s. w., sowie mehreres Epigraphische. Sein neuer Text zu Haydn's «Gott erhalte u. s. w.» wurde 1854 officiell als österr. Volkshymne anerkannt. Vgl. Hartel, «Johann Gabriel S. Nekrolog» (Wien 1875).

Seidschütz oder **Saidschütz**, Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Brüx, an der Prag-Duxer Eisenbahn, ist berühmt wegen seiner Bitterwasserbrunnen, welche Eigenthum des Fürsten von Lobkowitz sind. Jährlich werden etwa 500,000 Flaschen dieses Wassers versendet; auch das durch Abdampfen desselben gewonnene Seidschützer Bittersalz kommt zur Ausfuhr. Vgl. Löschner, «Die Wirkungen des Seidschützer Bitterwassers» (Prag 1860).

Seife in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ist das Product der Einwirkung von ätzenden Alkalien (Kali, Natron) auf Fette (die im wesentlichen Glycerinäther der drei fetten Säuren Palmitinsäure, Stearinsäure und Oelsäure sind) und besteht aus den Kali- oder Natronsalzen der genannten Fettsäuren. Den Proceß ihrer Bildung nennt man die **Verseifung** oder **Saponification**. In wirthschaftlicher Hinsicht bildet die Seifenfabrikation eins der wichtigsten Glieder in der gesammten chem. Großindustrie. Je nach den verschiedenen Ländern verwendet man als Fettstoffe zur Bereitung der S. Talg, Palmöl, Cocosnußöl, Schweinefett, Olivenöl, Leinöl, Hanföl, Rapsöl, Thran u. s. w., an welche sich die bei der Stearinkerzenfabrikation abfallende Oelsäure und das Kolophonium anschließen. Als Alkali dient Kali, wenn man weiche oder Schmierseife, dagegen Natron, wenn man harte S. darstellen will. Bei der Bereitung der gewöhnlichen harten S. entsteht neben der S. als Hauptproduct eine Lauge, welche das bei der Verseifung aus den Fettsubstanzen frei gewordene Glycerin (s. d.) enthält und zur fabrikmäßigen Darstellung dieses Körpers verwendet wird. Man theilt die S. ein je nach der Consistenz in weiche (Kaliseife) und in harte (Natronseife).

Die **weichen** S. werden aus Thran, Lein- oder Hanföl mit Kalilauge gesotten und haben das Eigenthümliche, daß sie immer weich (daher Schmierseife) bleiben und das Glycerin enthalten. Die **harten** S. unterscheidet man als **Kernseifen** und als **gefüllte** S. Erstere, die vorzüglichere Sorte, hat davon ihren Namen, daß die aus Fettsubstanz (Talg, Palmöl oder Olivenöl) und Natron- oder Kalilauge fertig gekochte Seifenlösung mit Kochsalz versetzt wird (das Aussalzen der S.), wodurch die S. sich von der Lauge trennt und falls Kalilauge zum Verseifen angewendet wurde, in Natronseife übergeführt wird; hierauf wird die S. «zum Kern» gesotten, d. h. zu einer gleichförmig geschmolzenen blasenfreien Masse vereinigt, in welcher nach dem Erstarren feine Krystallfäden wahrgenommen werden. Von dieser Kernseife geben 10 Ctr. Talg etwa $16^2/_3$ Ctr. Seife, die an der Luft noch um 10 Proc. eintrocknet. Solche echte S. enthält in 100 Theilen gegen 62 Theile fette Säuren und ist je nach dem Fettmaterial, das zur Herstellung der S. angewendet wurde, ölsaures oder palmitinsaures Natron. Die Thatsache, daß der mit Natronlauge und Cocosnußölzusatz bereiteten Seifenmasse eine ziemliche Menge Wasser einverleibt werden kann, ohne das Aussehen der S. zu schädigen, sowie das Bestreben des S. consumirenden Publikums, den Seifebedarf so wohlfeil als möglich sich zu verschaffen, hat die Veranlassung zur Fabrikation der **gefüllten** S. gegeben, die nicht ausgesalzen werden, weshalb die Unterlauge von der Seifenmasse sich nicht trennt. Trotz ihres Wasserreichthums erscheint diese S. trocken und hart. Es geben 10 Ctr. Fett bis zu 30 Ctr. gefüllte S. In neuerer Zeit fabricirt man S., der man Wasserglas zusetzt und unter dem Namen **Wasserglascomposition** in den Handel bringt. Einen besondern Zweig der Seifefabrikation bildet die mit der Parfumerie verbundene Herstellung der **Toiletteseifen**, die namentlich sorgfältig bereitete und neutrale S. sind, die mit Riech- und zuweilen auch mit Farbstoffen versetzt wurden. Die **transparenten** S., die man früher durch Schmelzen von feiner S. in Alkohol in der Wärme und Formen der erstarrten Masse darstellte, werden gegenwärtig durch Lösen von S. in Glycerin (**Glycerinseife**) hergestellt. Eine Auflösung von 1 Theil Olivenölseife in 3 Theilen Spiritus und 2 Theilen Rosenwasser bildet den **Seifenspiritus** (Spiritus saponatus) und eine nach dem Erkalten gelatinirende Lösung von Oel- und Hausknoblauchseife in mit Kampher und Salmiakgeist versetzten Spiritus den **Opodeldoc** (Linimentum saponato-camphoratum). Alle mit Kali und Natron bereiteten

S. sind in Wasser löslich, die mit alkalischen Erden und Metalloxyden hergestellten dagegen unlöslich. Mehrere dieser **unlöslichen** S. sind für die Technik und Pharmacie wichtig, so die Kalkseife in der Fabrikation der Stearinkerzen (s. d.), die Bleiseife als Bleipflaster.

Seifen sind Trümmerlagerstätten jüngerer und jüngster Entstehung, welche sich auf oder nahe der Oberfläche kleiner Thäler (im Plattdeutschen Siepen), Schluchten, Flußbetten, Thalgehängen und Ebenen durch Verwitterung, Ab- und Zuschwemmung aus anstehenden Gebirgsmassen hervorgehend abgelagert haben, aus Gemengen an Bruchstücken der verschiedensten Art und Größe, aus großen Blöcken bis herab zum feinsten Sande, Lehm, Thon bestehen, in welchen Erze, namentlich Gold, Platin, Zinnstein und sogar Edelsteine sehr verschiedenartig vertheilt sind. Man unterscheidet daher Metall-, Erz- und Edelsteinseifen, von welchen die Benennung **Seifengebirge**, womit also der erzhaltige Alluvial- und Diluvialboden bezeichnet wird, abgeleitet ist. Der Name **Seifenwerk** (engl. streamwork) bezeichnet die Vorrichtung für den Proceß des Auswaschens (Ausseifens), durch welchen die Metallkörner, Körner und Krystalle verschiedener Erze oder Edelsteine gewonnen werden. Die S. lassen sich als Aufbereitungen (s. d.) in großem Maßstabe betrachten und finden sich oft nahe bei den anstehenden Lagerstätten, oft weit davon entfernt. Ihr Betrieb ist stets von vorhandenen Wassern zum Abspülen und Waschen der gewonnenen Massen abhängig. Die Gewinnung geschieht theils durch Gräberei, theils durch Aufdeckarbeit. (S. **Grubenbau.**)

Seifenkraut, Pflanzengattung, s. **Saponaria.**

Seifhennersdorf, großes Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, an der Linie Zittau-Wilthen der Sächsischen Staatseisenbahn, zählt (1875) 6366 E., welche eine Orleansfabrik, mechan. Webereien, eine Sammtfabrik, Holzschuhfabrik, Webergeschirrfabrik, zwei Maschinenfabriken und eine Arbeitshosenfabrik unterhalten.

Seigneur (vom lat. senior, d. i. der Aeltere), nachmals auch gekürzt in **Sieur**, hieß ehedem in Frankreich derjenige, welcher als Lehn oder freies Allod ein erbliches Territorium oder wenigstens darüber die hohe oder niedere Gerichtsbarkeit (Seigneur justicier) besaß. Ein solches Territorium nannte man **Seigneurie**, den Inbegriff der Rechte aber, die an demselben hafteten, **Seigneuriage**. Später jedoch wurde unter dem letztern Worte besonders das königl. Münzrecht verstanden. Gegenwärtig bedient man sich des Titels S. nur gegen souveräne Fürsten; Prinzen, Herzoge, Erzbischöfe werden mit **Monseigneur** titulirt. Auch «Herr Gott» wird im franz. Kirchenstile mit S. ausgedrückt. Die Verkürzung von S. ist **Sire**, soviel als gnädiger Herr, welches Wort bei Anreden an Monarchen gebraucht wird. **Grandseigneur** heißt im gesellschaftlichen Leben derjenige, dessen Sitten und Lebensart den Mann von vornehmer Abkunft und großem Vermögen verrathen.

Seilbahn ist eine Transporteinrichtung, bei welcher ein ruhendes oder ein bewegtes Seil die Stützung der zu befördernden Lasten bewirkt. S. der ersten Art sind ältern Datums und dienen z. B. in den Städten Italiens zur Beförderung der gefüllten Wassereimer aus den Hofbrunnen nach den Etagen der Wohnhäuser; in vielen Bergwerksdistricten werden Erze über Flüsse oder Schluchten mittels eines darübergespannten Seils befördert, indem man die Transportkästen mit zwei Rollen auf dem Seile laufen läßt und bei ansteigenden Strecken mittels eines zweiten Seils, des Zugseils, in Bewegung setzt. Von ausgedehnterer Verwendbarkeit haben sich die S. mit bewegtem endlosen Seile erwiesen, welche Hodgson 1868 zuerst ausführte. Bei diesen liegt ein endloses, hinreichend gespanntes Drahtseil um zwei horizontale Seilscheiben; wird eine dieser Scheiben durch irgendeinen Motor in Umdrehung versetzt, so empfängt das Seil eine circulirende Bewegung, und die mittels eines festen Sattels an dasselbe angehängten Lasten werden bei hinreichender Reibung von demselben mitgenommen. Bei größern Abständen der Stationen wird das Seil durch Führungsrollen auf hölzernen Pfeilern gestützt, in Intervallen von 80—275 Mt.; die Transportkästen sind so gestaltet, daß sie diese Stützpfeiler ohne Anstand passiren können. Mittels besonderer Ausweichen werden die Triebrollen umgangen, auch starke Richtungsänderungen bewerkstelligt. Steigungen von 1:15 lassen sich bequem überwinden; die Beförderung vieler Transportbehälter (bis 140) gleichzeitig ist zulässig. Man kann mittels der Hodgson'schen Drahtseilbahn Lasten von 200—1000 Ctr. pro Stunde mit einer Geschwindigkeit von 2—3 Mt. pro Secunde befördern. Solche S. sind bereits vielfach zur Ausführung gelangt, so 1868 in Bardon-Hill in England, in Kolin, in Zeitz, in Bubna bei Prag u. s. w. (S. **Drahtseile.**)

Seiler (Georg Friedr.), prot. Theolog und Volksschriftsteller, geb. 24. Oct. 1733 zu Kreussen bei Baireuth, war der Sohn eines armen Töpfers und studirte zu Baireuth und

Erlangen. Nachdem er 1761 Diakonus zu Neustadt an der Haide und 1764 Diakonus zu Koburg geworden, erregte seine gehaltvolle Schrift «Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums» (Kob. 1769; 10. Aufl. 1779) so viel Aufsehen, daß ihn die ansbachische Regierung 1770 als ord. Professor der Theologie zu Erlangen anstellte, wo er 1772 Universitätsprediger, 1773 Geh. Kirchenrath, erster Consistorialrath im Consistorium zu Baireuth und 1788 noch überdies Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums wurde und 13. Mai 1807 starb. In diesen Aemtern wirkte er sehr verdienstlich theils als Schriftsteller, theils durch seinen theol. Einfluß. Seine «Geschichte der geoffenbarten Religion» (Erlangen 1772), das kleine biblische «Erbauungsbuch» (2 Bde., Erlangen 1782), die «Religion der Unmündigen» (Erlangen 1772), das «Lesebuch für den Bürger und Landmann», unstreitig das beste seiner Volksbücher, erlebten eine Menge Auflagen. Sehr verdient machte er sich auch durch seine Schullehrerbibel und durch einen Bibelauszug mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er Methodenbücher, Katechismen, Fibeln u. s. w., welche in den Schulen Frankens eingeführt wurden. Auch gab er 1776—1800 die kritische Zeitschrift «Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts» heraus.

Seiltänzer, auch Akrobaten (griech.), nennt man gymnastische Künstler, welche auf einem mehr oder minder hoch über dem Boden horizontal oder auch schräg ausgespannten Seile nicht blos in allen möglichen Gangarten einherschreiten und tanzen, sondern auch die verschiedenartigsten Körperbewegungen, Sprünge, gymnastische und andere Künste ausführen. Die eigentliche Kunst des Seiltanzes besteht bei der Schmalheit der Bahn und dem stetigen Schwanken des Seils in der geschicktesten Wahrnehmung des Gleichgewichts (daher die franz. Benennung Equilibristen), zu dessen Unterstützung sich die S., wenigstens bei gewissen Kunststücken, einer Balancirstange bedienen. (S. Balanciren.) Die Kunst des Seiltanzes findet sich bei allen Culturvölkern alter und neuer Zeit, des Abendlandes wie des Morgenlandes. Die Griechen und Römer leisteten, wie überhaupt in den Gauklerkünsten, auch in diesem Fache Außerordentliches. Schon im Alterthume zogen Gesellschaften von S. (griech. σχοινοβάται, lat. funambuli) beiderlei Geschlechts von Ort zu Ort. Doch wurden sie auch, namentlich bei den Römern zur Kaiserzeit, zur Verherrlichung öffentlicher und privater Festlichkeiten herangezogen. Einzelne vornehme Römer hielten unter ihren Sklaven Gaukler und Equilibristen jeder Art. Viele merkwürdige Seiltänzerkünste finden sich theils von den Alten erwähnt, theils auf Vasen und Wandgemälden abgebildet. Vielfach scheinen die S. ihre Künste im Costüm von Sirenen, Faunen und andern mythol. Gestalten producirt zu haben. Die Besteigung des sog. Thurmseils wurde schon im Alterthume ausgeführt. Nach den Berichten des Plinius und Sueton soll man selbst Elefanten zu diesem schwierigen Kunststücke abgerichtet haben. Einen besondern Ruf in der Kunst der Akrobatie hatte die Stadt Cyzikus, auf deren Münzen bisweilen das Besteigen des Thurmseils abgebildet ist. Auch im Mittelalter erscheinen S. auf Messen und Märkten. Einzelne hervorragende Künstler dieser Art werden zu den Zeiten Karl's VI. von Valois und Ludwig's XII. ausdrücklich genannt. Der Akrobat Arcangelo Tuccaro, der seine Künste im 16. Jahrh. an den Höfen Deutschlands, Frankreichs und Englands zeigte, verfaßte auch eine Schrift über dieselben (Par. 1599, mit Holzschnitten). In neuerer Zeit haben besonders die Italiener als S. Vorzügliches geleistet, wie z. B. die Chiarini und die Frau Saqui. In Deutschland hatte im zweiten Viertel des 19. Jahrh. besonders die Familie Kolter Popularität erlangt. In jüngster Zeit erregte namentlich der Amerikaner Blondin, der unter anderm den Niagarafall auf einem gespannten Seile überschritt, allgemeine Aufmerksamkeit.

Sein ist der allgemeinste, aber deshalb auch inhaltsloseste der Begriffe. Seine Erörterung ist Gegenstand der Ontologie als eines Theils der Metaphysik (s. d.). Man findet in ihm zu unterscheiden, daß etwas ist (die Existenz oder das Gesetztsein), und dasjenige, was es ist (die Essenz oder das Wesen). Von beiden unterscheidet sich wieder das S. in der Bedeutung der Identität als der bloßen Form des Gesetztseins, wie dieselbe in der grammatikalischen Copula hervortritt. Da der Begriff des S. den zeitlichen Wechsel ausschließt, so kann ein sich in der Zeit entwickelndes Ding, welches fortwährend zum Theil nicht mehr und zum Theil noch nicht ist, nicht ein Seiendes im strengen oder metaphysischen Sinne des Wortes genannt werden. Der Gegenstand, auf welchen der Begriff des S. in seiner strengsten Bedeutung passen würde, ist unter dem Namen des absoluten Wesens (ὄντως ὄν) von jeher das Ziel der metaphysischen Forschungen gewesen, in denen es hauptsächlich drei Richtungen zu unterscheiden gibt. Ent-

weder hält man dogmatisch den Seinsbegriff für einen schlechthin einfachen und nimmt infolge davon schlechthin einfache Grundwesen an, wie Leibniz und Herbart thaten und wie es schon im Alterthum bei den Eleaten und Atomisten vorkam. Oder man reflectirt dialektisch auf die oben bezeichneten, aus dem Seinsbegriff entwickelbaren Unterschiede und hält ihnen entsprechend auch das absolute Wesen für ein in sich Mannichfaltiges, wie in den Systemen Hegel's, Schelling's und schon im Alterthum bei Plato geschah, wo die am Seinsbegriff entdeckten dialektischen Entwickelungen auf das absolute Wesen übertragen wurden. Der dritte Weg ist der kritische, den Begriff des S. überhaupt nicht als Zeichen für irgendeinen wirklichen Gegenstand, sondern für ein bloßes subjectives Werkzeug der Auffassung anzusehen. Diese Denkweise, welche im Mittelalter unter der Benennung des Nominalismus (s. d.) sich zuerst Bahn brach, ist später von Kant zu ihrer höchsten Ausbildung gebracht worden, während sich im Alterthum kaum vereinzelte Spuren derselben finden.

Seine (Sequăna bei den Alten), einer der größten und fischreichsten Flüsse Frankreichs, entspringt aus drei Quellen 471 Mt. hoch im Depart. Côte d'Or am südwestl. Ende des Plateau von Langres, in dem waldigen Thale Combe de la Douix, am nördl. Fuße des 593 Mt. hohen Mont-Tasselot, im Walde von Chanceaux und durchströmt in nordwestl. Hauptrichtung Burgund, Champagne, Isle de France und die Normandie (Depart. Côte d'Or, Aube, Sainte-Marne, Seine-Oise, Seine, Eure und Niederseine). Auf ihrem Laufe berührt sie Chatillon, Troyes, Méry, Marcigny, Nogent, Montereau, Corbeil und durchschneidet 8,6 Kilom. weit Paris. Dann fließt sie vorüber an St.-Denis, Argenteuil, St.-Germain, Poissy, Meulan, Mantes, Vernon, Les-Andelys, Pont de l'Arche, Elboeuf, Rouen und Caudebec, bildet vor Quilleboeuf an ein 30 Kilom. langes, zwischen Harfleur und Honfleur 98 Kilom. breites Aestuar und ergießt sich bei Cap de la Hève, nahe unterhalb Havre, in 407 Kilom. directer Entfernung von der Quelle, nach einem sehr gekrümmten Laufe von 776 Kilom. in den Kanal (La Manche). Unterhalb Troyes, bei Marcilly, von der Aubemündung an, wird die S. (656 Kilom.) schiffbar. Innerhalb Paris wechselt sie beträchtlich in der Breite, von 49 Mt. (unter der Pont St.-Michel) bis 166,3 und 265 Mt. (unter dem Pont-Neuf und Pont d'Austerlitz). Von hier an hat sie viele Inseln und einen langsamern Lauf sowie auffallend viele Windungen. Unterhalb Rouen wird sie 680—780 Mt., bei Quilleboeuf 2,5 Kilom., gegenüber von Honfleur 10 Kilom. breit. Von der Quelle bis Paris sind ihre Ufer im allgemeinen monoton, dann malerischer und romantischer von Paris bis zum Meere. An der Mündung ist sie zur Zeit majestätisch; zur Ebbezeit gewahrt man nur Wasserstreifen zwischen schlammigem Sand. Zur Zeit der Aequinoctien sowie bei Neu- und Vollmond steigt die Barre mit Getöse auf und selbst bis Rouen bemerkbar, nicht selten die besten Deiche zerstörend. Bis Rouen, 126 Kil. vom Meere, steigen mit der Flut Segelschiffe von 3—500, Dampfer von 6—800 Tons Last hinauf, sodaß diese Stadt als Seehafen betrachtet wird. Die S. hat ein Gebiet von 78,000 QKilom. und nimmt 25 Nebenflüsse (darunter 8 schiffbare) auf, von denen rechts die Aube, Marne mit Ornain und Ourcq, die Oise mit der Aisne, die Epte und Andelle, links die Yonne mit dem Armançon, der Loing, die Essonne, Eure und Rille die namhaftesten sind. In Verbindung steht sie durch das treffliche Kanalsystem Frankreichs auch mit der Somme, Schelde, Maas, Saône und dem Rhône sowie durch den neuen Marne-Rheinkanal mit dem Rhein. Sie ist der wichtigste und verkehrreichste Fluß Frankreichs, indem sie die Hauptstadt des Reichs direct mit dem brit. Kanal und durch künstliche Wasserstraßen den Ocean mit dem Mittelmeere in Verbindung setzt. Nach der S. sind vier Departements benannt.

Das Depart. Seine, ein Theil der alten Provinz Isle de France, fast kreisrund, ganz umschlossen vom Depart. Seine-Oise, ist das kleinste, aber durch die darinliegende Hauptstadt Paris das volkreichste und volksdichteste Departement Frankreichs. Es hat ein Areal von 475,5 QKilom., wovon die Hauptstadt Paris (s. d.) allein 78 einnimmt, und eine Bevölkerung die 1800—21 von 630,585 auf 822,100 (um 30,18 Proc.), bis 1831 auf 935,108 (um 13 Proc.), bis 1841 auf 1,194,603 (um 27,5 Proc.), bis 1851 auf 1,422,065 (um 19 Proc.), bis 1861 auf 1,953,660 (um 37,36 Proc.), bis 1872 auf 2,220,060 (um 13,63 Proc.) und bis 1876 auf 2,410,849 (um 8,6 Proc.) sich steigerte. Das Land ist meist eben, und der Chaumont, Montmartre, Mont-Valérien, die Höhe bei Plessis-Piquet und der kleine Bicêtre sind bei 101, 105, 161, 167 und 169 Mt. Seehöhe die einzigen Erhebungen, welche den mittlern Theil, das Thal der Seine, beherrschen. Die Seine nimmt bei Charenton die Marne, in Paris die von Süden kommende Bièvre (Rivière des Gobelins) sowie die Kanäle de l'Ourcq, St.-Denis, St.-Martin und St.-Maur auf. Der Boden des Departements, aus Kalkstein,

Gips und Mergel bestehend, ist leicht und dürr, aber durch eifrigen Anbau ertragreich, namentlich in den gutbewässerten Gärten, welche jährlich bis sechs Ernten geben. Bemerkenswerth sind die vielen Gips- und Steinbrüche sowie die kalten Mineralquellen von Passy und Auteuil. Producte sind Getreide, viel, aber mittelmäßiger Wein, Hülsenfrüchte, Rüben, vortreffliche andere Gemüse. Alles dies reicht jedoch für die ungeheuere Bevölkerung nicht hin, weshalb auf den Flüssen und Kanälen unermeßliche Provisionen aller Art, Lebensmittel, Bau- und Brennmaterialien herbeigeführt werden müssen. Den Verkehr befördern außerdem gute Chausseen und die von Paris ausgehenden Eisenbahnen. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Paris, St.-Denis und Sceaux und zählt 28 Cantone und 71 Gemeinden.

Das Depart. Niederseine (Seine inférieure), aus Theilen der Normandie (den Landschaften Caux und Bray) und Theilen von Roumois und Vexin gebildet, zählt (1876) auf 6033,2 QKilom. 798,414 E. (gegen 790,022 im J. 1872 Zunahme 1,0e Proc.), zerfällt in die fünf Arrondissements Rouen, Havre, Dieppe, Yvetot und Neuchâtel, die zusammen 51 Cantone und 759 Gemeinden enthalten, und hat zur Hauptstadt Rouen (s. d.). Die Küste hat außer dem Aestuar der Seine keine Buchten. Das Land ist theils ganz flach, theils von bewaldeten Hügeln durchzogen, welche fruchtbare Thäler einschließen. Außer der Seine im Süden, die viele Bäche aufnimmt, ergießen sich nur kleine Küstenflüsse ins Meer, wie die Durdan, bei Dieppe die Béthune, an der Ostgrenze die Bresle bei Tréport, von wo ein Kanal nach Eu führt. Die schiffbaren Flüsse haben 157, die 170 nicht schiffbaren 462 Kilom. Länge. Das Klima ist mild. Das Departement gehört zu den bevölkertsten (mit 132 E. auf 1 QKilom.), reichsten und gewerbthätigsten Theilen Frankreichs. Landbau und Industrie stehen hier auf der höchsten Stufe. Rouen ist eine der bedeutendsten Fabrikstädte des Reichs und Havre dessen zweiter Handelshafen. Der wohlbewässerte, im allgemeinen fruchtbare Boden gewährt reiche Ernten von Getreide, doch kaum hinreichend für die dichte Bevölkerung; ferner Kartoffeln, Gemüse, Aepfel, Oelgewächse, Hopfen, Lein, Futter und Runkelrüben im Ueberfluß. Die guten Weiden im Innern unterstützen die Viehzucht. Die Holzungen nehmen zusammen 716 QKilom. ein, und Torf findet sich in Menge in den Flußthälern. An der Küste bereitet man aus Varech (Seetang) Aschenfalz und Dünger. Von Erzen findet sich nur etwas Eisen, dagegen sind vielerlei Steinarten, wie Marmor, Bau- und Pflastersteine, auch Kreide, Thon und Mergel vorhanden, desgleichen zahlreiche Mineralquellen, wie die von Rouen, Forges, Aumale und Gournay, wozu noch die Seebäder von Dieppe, Etretat am Cap Antifer kommen. Neben der Landwirthschaft besteht eine großartige und vielseitige Industrie, an welcher sich fast zwei Drittel der Bevölkerung betheiligen. Wichtig ist auch die Seefischerei, welche Paris versorgt. Von größter Bedeutung ist aber der Handel, der durch die Häfen Rouen, Croisset, La-Bouille, Duclair, La-Meilleraye, Caudebec, Quilleboeuf und Harfleur an der Seine, den großen Seehafen Havre und die kleinern Seeplätze Fécamp, St.-Valery-en-Caux, Dieppe, Tréport und Eu sowie durch die Eisenbahnlinien Paris-Rouen, Rouen-Dieppe, Rouen-Amiens und Rouen-Cherbourg gefördert wird.

Das Depart. Seine-Marne, aus Theilen von Isle de France und Champagne, namentlich Brie-Française und Gâtinais-Français, Stücken von Valois und Brie-Champenois gebildet, zählt (1876) auf 5736,35 QKilom. 347,323 E. (gegen 341,490 im J. 1872 Zunahme 1,7 Proc.), zerfällt in die fünf Arrondissements Melun, Fontainebleau, Coulommiers, Provins und Meaux, zusammen mit 526 Gemeinden in 29 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Melun (s. d.). Das Land ist eine Ebene mit sanften Höhen (Kalksteinhügeln), im höchsten Punkt kaum 175 Mt. über dem Meere gelegen, durchflossen von der Seine mit der Yonne, dem Loing und dem Yères, von der Marne mit dem Kleinen und Großen Morin, vom Ourcq u. s. w. Der Ourcqkanal, die Kanäle von Cornillon und Chelles haben zusammen 118,4 Kilom., die schiffbaren Flüsse 242,3 Kilom. und die 229 unschiffbaren Flüßchen und Bäche 1037,5 Kilom. Länge. Auch an kleinen Seen und Teichen fehlt es nicht. Mineralquellen hat Provins. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Der Boden, nur im Süden und Osten kalkig, sonst thonig und kiesig, ist gut bebaut oder mit ausgezeichneten Wiesen und schönen Wäldern bedeckt, darunter der berühmte Wald von Fontainebleau. Man gewinnt Weizen, Obst, die sehr geschätzten Spaliertrauben von Thomery (bei Fontainebleau), sehr vielen, aber nur mittelmäßigen Wein, zieht Rindvieh, welches den Käse von Brie liefert, sowie Merinoschafe. Von Wichtigkeit sind die Steinbrüche. Auch Industrie und Handel sind nicht unbedeutend.

Das Depart. Seine-Oise, auch aus Theilen von Isle de France (Hurepoix, Mantais, Parisis, Vexin und Brie-Française) gebildet, das Depart. Seine umschließend, zählt (1876) auf 5603,65 QKilom. 561,990 E. (gegen 580,180 im J. 1872 Abnahme 3,1 Proc.), zer-

fällt in die sechs Arrondissements Versailles, Mantes, Pontoise, Rambouillet, Corbeil und Etampes, zusammen mit 685 Gemeinden in 46 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Versailles (s. d.). Das Land ist fast ganz eben, hier und da von Hügeln überhöht. Reichliche Bewässerung geben die Seine mit der Essonne, Orge, Orgeval oder Gougain, Maulbre und Vaucouleurs links und der Marne, dem Ourcqkanal, der Oise und der Epte rechts, sowie zahlreiche Teiche. Die schiffbaren Flüsse haben 148 Kilom., die Kanäle 57,7 Kilom. und die 160 nicht schiffbaren Flüßchen und Bäche 1205 Kilom. Länge. Mineralquellen hat Forges-les-Bains. Das Klima ist mild und gesund, doch veränderlich, zuweilen feucht und nebelig, besonders in den Flußthälern. Der Boden, zum Theil sandig, aber im ganzen fruchtbar, liefert Kreide, Gips, Bausteine und Torf. Man producirt Getreide weit über den Bedarf, Kartoffeln, Wein und viel Obst. Die Waldungen nehmen fast ein Fünftel des Areals ein. Natürliche und künstliche Wiesen unterstützen die Viehzucht. Man zieht Pferde und Schafe, die durch die große Schäferei zu Rambouillet (s. d.) sehr verbessert worden sind. Obgleich das Departement vorwiegend ein ackerbautreibendes ist, unterhält die Bevölkerung doch auch 3—400 industrielle Etablissements mit etwa 12,000 Arbeitern, namentlich Spinnereien, Fabriken für Strumpf- und Posamentierwaaren, Destillationen, Papiermühlen u. s. w. Auch beutet man sehr viele Steinbrüche aus und treibt lebhaften Handel. Außer den Arrondissementsstädten sind namhafte Ortschaften und Schlösser St.-Germain-en-Laye, Poissy, St.-Cloud, Sèvres, Longjumeau, Marly, Malmaison, St.-Cyr, Montmorency, Ecouen und Grignon.

Seismometer (Erdbebenmesser), s. Sismometer.

Seisseralp, ein Hochplateau der südtiroler Dolomitalpen, zwischen dem Thale des Eisack und dem Fassathale im ehemaligen tirol. Kreise Brixen gelegen, lehnt sich südlich an die Schlernkette an und fällt nördlich steil zum Gröbenerthale ab, dem der Hauptbach der Alp durch die wilde Saltariaschlucht zufließt. Die S. bildet einen weiten, von Südosten nach Nordwesten gerichteten Kessel von etwa 60 Kilom. Umfang, in der Mitte etwa 1400 Mt., an den Rändern über 2000 Mt. hoch. Im Süden wird die hügelige, von vielen Schluchten und Gräben durchschnittene Hochfläche von den Dolomitwänden und Zacken des Schlern (2562 Mt.) und der Roßzähne, im Nordosten vom Langkofel (3167 Mt.), im Nordwesten vom Pufflatsch (2172 Mt.) überragt. Geologisch merkwürdig ist sie durch den Petrefactenreichthum ihrer Mergelschiefer und Thonmergel, welche den St.-Cassianschichten der Trias angehören, und durch die Augitporphyrkuppen, welche den nördl. und nordwestl. Rand bilden; dem Botaniker gewährt der grasreiche, stellenweise sumpfige Boden besonders im Juni und Juli eine reiche Ausbeute von Sumpf- und Alpenpflanzen. Die S., größtentheils Eigenthum der an ihrem Nordwestfuße gelegenen Gemeinde Castelruth (1058 Mt., 3296 E.), ist die größte Alp Tirols und vielleicht der Alpen, zählt 400 Heustadel und etwa 100 zerstreut liegende Sennhütten, von welchen die «beim Mahlknecht», 2 Kilom. westlich vom gleichnamigen Joche, die bekannteste ist, und bietet Sömmerung für 1200—1300 Stück Rindvieh. Ueber dieselbe führt ein vielbegangener, aussichtsreicher Weg von Campitello im Fassathale nach der Station Atzwang der Brennerbahn, 13 Kilom. oberhalb Botzen. Derselbe ist 40 Kilom. lang und steigt von Campitello nordwestlich durch das Durouthal an, gewinnt über das Mahlknechtjoch (2196 Mt., ital. Molignon) die Höhe der S. und senkt sich von derselben westlich durch das schluchtartige Thal des Tschippitbachs zum Eisack hinab.

Seitenstechen, Seitenstich (pleurodynia, pleuralgia), d. h. stechende Schmerzen in der Rippengegend, meist auf einer Seite, ist ein Symptom, welches von sehr verschiedenen Zuständen abhängen kann: so z. B. von Nervenkrankheit (Neuralgie, Spinalirritation), von Erkrankung oder Verletzung der Muskeln und Sehnen (z. B. nach gewaltiger Anstrengung oder von Rheumatismen), von Rippenknochenbrüchen, aber auch von Entzündung des Brustfells und von Erkrankung der Lunge selbst, wenigstens ihres serösen Ueberzugs (Lungenfells). Die Bedeutung und Behandlung dieses Zufalls ist demnach sehr verschieden. Das bei den Laien übliche gewaltsame Streichen eines derartigen sog. Herzgespans kann oft schädliche Folgen haben.

Sejanus (Aelius), Günstling des röm. Kaisers Tiberius, war der Sohn des Ritters Sejus Strabo aus der etrur. Stadt Volsinii, aber von einem Aelius (vermuthlich dem unter Augustus als Präfect Aegyptens bekannten Aelius Gallus) adoptirt. Die Familie stand dem Hofe sehr nahe. Der Vater war schon unter Augustus Befehlshaber der Prätorianergarde. S. selbst befand sich im Gefolge des jungen kaiserl. (schon im J. 4 n. Chr. verstorbenen) Prinzen Gajus Cäsar. Der Kaiser Tiberius machte ihn bald nach seinem Regierungsantritt zum Genossen seines Vaters im Commando der Garde, und als einige Jahre später der Vater Statthalter in

Aegypten wurde, erhob Tiberius den S. zum alleinigen Präfecten der Prätorianer. In dieser Stellung bestimmte er den Kaiser zu der Maßregel, die für die spätern Kaiser sehr verhängnißvoll wurde, indem er der bessern Disciplin der Soldaten und der bessern Sicherung des Kaisers halber nicht blos die gesammte Garde, die unter Augustus zum Theil außerhalb Roms auf einzelne Plätze vertheilt war, in Rom zusammenzog, sondern auch 23 n. Chr. für diese Truppe am Viminalischen Thore ein starkverschanztes Lager errichtete. Da es ihm gelungen war, die Gunst und das Vertrauen des sonst gegen jedermann mistrauischen Kaisers im höchsten Grade zu erwerben, so gewann S. immer höhere Macht. In seiner wilden Herrschsucht räumte er alles aus dem Wege, was ihm entgegenstand. Selbst den Kronprinzen Drusus, der ihn schwer beleidigt hatte, beseitigte er mit Hülfe von dessen, ihm in ehebrecherischer Liebe ergebener, eigener Gemahlin, der Prinzessin Livia (oder Livilla), 23 durch Gift. Bereits mit dem Plan sich tragend, als Tiberius' Nachfolger künftig selbst die röm. Krone zu gewinnen, wußte seine List auch die Verhältnisse zwischen Tiberius und dessen Nichte Agrippina (des Prinzen Germanicus Witwe) und ihren Söhnen zum Bruch zu treiben und den völligen Sturz dieser Angehörigen des Kaisers herbeizuführen. Als es ihm dann gelungen war, den Tiberius zu bestimmen, 26 Rom für immer zu verlassen und seinen dauernden Aufenthalt auf der Insel Capri zu nehmen, konnte S. thatsächlich als der Stellvertreter des Kaisers angesehen werden und wurde auch von den Römern so behandelt. Doch begann im J. 31 Tiberius den Günstling zu durchschauen und ihm seine Gunst zu entziehen, sodaß S. nun in allem Ernst sich zu einem großen Schlage gegen Tiberius rüstete. Der Kaiser wußte ihn aber durch raffinirte und meisterhafte Kunst diplomatischer List zu umspinnen und zu besiegen. S. ließ sich dermaßen überrumpeln, daß er 18. Oct. 31 durch Tiberius' Agenten mitten im Senat zu Rom verhaftet werden konnte. Der Senat ließ ihn sofort hinrichten.

Sekel (siclus) war der Name eines bei den Hebräern gebräuchlichen Gewichts, wonach Schwere und Werth wägbarer Dinge, besonders des Metalls bestimmt wurde. Bei Zahlungen wurde Silber nach dem Sekelgewicht zugewogen, so lange man noch kein gemünztes Geld hatte. Der S. galt sonach als eine Art Rechnungsmünze für Berechnung der Preise, Steuern u. s. w.; 3000 S. machten ein hebr. Talent aus. Der genaue Werth des althebräischen S. ist schwer zu bestimmen. Als Münze wurden ganze, halbe und Viertelsekel erst von dem jüd. Fürsten Simon seit 142 v. Chr. ausgeprägt, und wenn dieser gemünzte S., wie wahrscheinlich ist, dem alten gleichkam, so entsprach er ungefähr der äginetischen Doppeldrachme, welche 174 par. Grän wog, d. i. etwa der Werth von $2^1/_2$ deutschen Mark. Der öfters erwähnte «S. des Heiligthums» bezeichnet vermuthlich nur den vollwichtigen S., ebenso der S. «nach königl. Gewicht». Die Silberlinge des Neuen Testaments sind ebenfalls Silbersekel.

Sekten nannte man ursprünglich die philos. Schulen, welche durch Verschiedenheit ihrer Principien und Methoden gegeneinander sich abschlossen. Im kirchlichen Sprachgebrauche wurde das Wort auf die kleinern religiösen Parteien übertragen, welche durch die Verschiedenheiten in Lehre, Cultus und Sitte von den großen Kirchengemeinschaften sich absonderten. Nicht nur das Christenthum, sondern alle ausgebildeten Religionen haben S. aufzuweisen.

Selâm, ein in allen islamitischen Sprachen aufgenommenes arab. Wort, bedeutet den göttlichen Frieden im Gegensatz zu dem bürgerlichen, politischen (sulh), dann aber auch Heil und Gruß. S. aleik «Friede über dir» (wovon das franz. Salamalek) ist die vom Islam vorgeschriebene ausschließliche Begrüßung der Mohammedaner unter sich; der Gegengruß lautet: «Aleik es-S.», «Ueber dir sei Friede!» S., Gruß, nennt man in Konstantinopel auch die eigenthümliche Haremsymbolik, nach welcher ein übersendeter oder überreichter Gegenstand, eine Blume, eine Frucht oder dergleichen durch einen bekannten, darauf gereimten Spruch eine besondere Bedeutung gewinnt, wie wenn man im Deutschen sagen würde: Rose — komm und kose; Pflaume — ich sah dich im Traume. (S. Blumensprache.)

Selanik, der türk. Name für Salonichi (s. d.).

Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.

Selbstentzündung findet bei gewissen Gegenständen oder Waaren, welche leicht verbrennlich sind oder mit Begierde atmosphärischen Sauerstoff unter Erwärmen absorbiren, unter gewissen Umständen statt. Phosphor und verschiedene chem. Präparate, wie das in der Kriegsfeuerwerkerei angewendete Gemenge von chlorsaurem Kali mit Schwefelantimon, entzünden sich außer durch Reibung auch oft freiwillig durch bloßen Zutritt von Luft oder Feuchtigkeit. Aus einer angefeuchteten und dann leicht mit Erde bedeckten Mischung von Eisenfeilspänen und Schwefel entsteht nach einigen Stunden ein künstlicher Vulkan, während Haufen von dicht

zusammengeschichtetem Heu, Getreide, Dünger, Sägespänen mancher (namentlich harzreicher) Holzarten, Wolle, fett- und ölhaltige Tuchabfälle, Wischlappen u. s. w. längerer oder kürzerer Zeit bedürfen, um in Flammen auszubrechen. Die in neuerer Zeit aufgetauchten Artikel aus Celluloïd (im wesentlichen ein Gemenge von Schießbaumwolle und Kampher), wie Billardbälle u. s. w., sollen beim Anprallen auch schon S. bewirkt haben. Die S. der Steinkohle in Schiffen, die schon zu großen Unglücksfällen Veranlassung gegeben hat, ist eine Folge von Absorption atmosphärischen Sauerstoffs und der Entwickelung brennbarer Gase aus den Kohlenlagern; alle Mittel, die man dagegen angewendet, namentlich die Ventilation im Innern der Kohlenladungen, haben sich als unwirksam erwiesen. Nicht selten mag wol auch von einer S. gesprochen werden, wo thatsächlich eine Verwahrlosung vorliegt.

Selbstherrscher, s. Autokratie.

Selbsthülfe begreift in den Rechten jedwedes Verfahren, durch welches jemand mittels Eigenmacht sich Genugthuung wegen einer wirklichen oder vermeintlichen Rechtsverletzung oder den Genuß und die Ausübung einer ihm bestrittenen Befugniß verschafft. Da von Beschwerdeführenden weder ein leidenschaftsloses Urtheil, ob die Bedingungen einer Rechtsverfolgung im Falle vorliegen, noch die Selbstbeschränkung auf das Zukömmliche und auf die zu dessen Erlangung schon hinreichenden geringen Zwangsmittel zu erwarten ist, so behält das Gesetz der öffentlichen Autorität die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes ausschließend vor, indem es jede private Eigenmacht für die Regel bei Strafe untersagt. Bei den Römern ward die einfache S. ohne besondern Kraftaufwand, z. B. durch Wegnahme der streitigen Sache aus dem Gewahrsam des abwesenden Besitzers, nach einem Erlaß des Marcus Aurelius (Edictum Divi Marci) mit Verlust des wirklichen Rechts oder mit der Verpflichtung zu doppeltem Ersatz bei nur vermeintlichem Rechte geahndet, wofür die neuern Gesetzgebungen meistens geringe Freiheits- oder Geldstrafe eintreten lassen. Mit Gewaltthätigkeit wider Personen verbundene oder selbst in Aufruhr (s. d.) ausgehende S. war dagegen ein dem eigentlichen Strafgericht überwiesenes, nach der Lex Julia de vi zu vernehmendes Verbrechen. (S. Gewalt.) In Deutschland, wo die S. mit gewaffneter Hand jahrhundertelang als aushülfsweises Rechtsmittel gestattet war (s. Fehde und Faustrecht), stellte erst der Ewige Landfriede von 1495 mit dem Verbote jedweder S. die bürgerliche Ordnung her. Bei Zuwiderhandlungen wendete das gemeine Criminalrecht die röm. Strafverfügungen an, insoweit nicht die Carolina (s. d.) über gewisse Formen der strafbaren Eigenmacht, wie den Landzwang und Landfriedensbruch, eigene Bestimmungen enthielt. In den neuern Landesgesetzen treten sowol diese als andere schwere Fälle der S. als besondere Verbrechen auf. Das Reichsstrafgesetzbuch überläßt es dem Richter, die Strafbestimmungen derjenigen Delicte zur Anwendung zu bringen, deren Merkmale etwa die S. enthält. Ausnahmsweise ist jedoch, im Falle der Nothwehr (s. d.), die S. als Ersatz für die mangelnde Staatshülfe oder zur Sicherung derselben gestattet, desgleichen um Verbrecher auf frischer That oder auf der Flucht von der That festzuhalten, ferner bei Ausübung des Pfändungs- oder Retentionsrechts. Ebenso macht der Staat bei der Verhängung von Retorsion und Repressalien oder bei der Kriegserklärung von seiner durch das Völkerrecht anerkannten Machtvollkommenheit Gebrauch. — In einem andern Sinne ist S. das Princip der deutschen wirthschaftlichen Vereine (s. Association, Genossenschaften und Schulze-Delitzsch), welche die Hebung der untern Klassen durch Ersparnisse zu erzielen suchen und die Unterstützung aus Staatsmitteln oder durch sonstige wohlthätige Beihülfen ablehnen.

Selbstmord (suicidium) ist diejenige Todesart, welche jemand in bewußter Absicht und auf gewaltsamem Wege an sich vollzieht. Die Erhaltung des eigenen Lebens ist nicht nur natürlicher Trieb, sondern auch sittliche Pflicht; denn das irdische Dasein des Menschen ist als Bedingung seines Vernunftlebens geheiligt. Jede verschuldete Lebensverkürzung ist daher unsittlich. Mit dem S. ist jedoch der freiwillige Tod (mors voluntaria) nicht zu verwechseln, welcher gewählt wird, um die sittliche Würde zu behaupten und für Ideen zu sterben. Derselbe tritt ein, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte, wo die Fortsetzung des irdischen Daseins unverträglich mit derselben sein würde, oder wo im Gegentheile nur durch Aufopferung des Lebens ein höherer sittlicher Zweck erreicht werden kann. Von beiden ist endlich verschieden der unwillkürliche S., welcher in einer krankhaften Beschaffenheit des Körpers, die auf den Geist unwiderstehlich einwirkt, oder in einer solchen Gemüthsstörung seine Quelle hat, vermöge deren das Bewußtsein des Sittlichen oder Unsittlichen der Handlung und damit auch die freie Willenskraft des Handelnden gehemmt und aufgehoben ist. In den meisten Fällen wirkt jedoch physische und moralische Krankheit zusammen, und hierin liegt der Grund,

warum bei allem natürlichen und sittlichen Abscheu vor dem willkürlichen S. doch ein verdammendes Urtheil über den Selbstmörder eine Anmaßung ist. Vgl. Osiander, «Ueber den S.» (Hannov. 1813); Heyfelder, «Der S. in arzneigerichtlicher und medic.-polizeilicher Beziehung» (Berl. 1828); Frau von Staël, «Sur le suicide» (Stockh. 1812); Stäudlin, «Geschichte der Vorstellungen und Lehren von S.» (Gött. 1824); Hoffbauer, «Ueber die Ursachen der in neuester Zeit so sehr überhandnehmenden S. und deren Verhütung» (Neuwied 1859); Emminghaus, «Die Behandlung des S. in der Lebensversicherung» (Lpz. 1875).

Selbstsucht, s. Egoismus.

Selbstverbrennung (combustio spontanea). Früher wußte man öfters zu berichten, daß Personen, namentlich dem Trunk ergebene, sich von selbst oder durch Annähern eines brennenden Gegenstandes an die ausgeathmete Luft entzündet und zu einem Häuflein Asche verbrannt worden seien. Diese Schreckgeschichten gehören, wie die vom Scheintod u. dgl., sicher in das Bereich der Fabeln. Die Selbstentzündung eines Menschen oder ein Brennen desselben in der Art eines brennbaren Körpers ist, selbst wenn sein Körper im höchsten Grade mit Alkohol gesättigt wäre, schon darum nicht möglich, weil der Körper immer noch so viel Wasser enthält, daß eine solche Verbrennung nicht stattfinden kann. Die Gründe gegen die Annahme einer S. wurden zuerst namentlich von Liebig entwickelt, und zwar in dem berühmten, im Frühjahr 1850 vor den Assisen in Darmstadt nach mehr als zweijähriger Voruntersuchung zur Verhandlung gekommenen Görlitz'schen Proceß, nachdem mehrfach auf die Möglichkeit einer S. der am 13. Juni 1847 ermordeten Gräfin von Görlitz hingewiesen worden war. Vgl. Liebig, «Zur Beurtheilung der S. des menschlichen Körpers» (2. Aufl., Heidelb. 1850); Graff, «Ueber die Todesart der Gräfin Görlitz, nebst Gegenbeweis von Bischoff» (beide in Henke's «Zeitschrift» 1850 und Separatabdruck), auch Gorup-Besanez in Schmidt's «Jahrbüchern» (Bd. 68, 1850).

Selbstverwaltung (Selfgovernment), s. Autonomie.

Seldschuken, ein türkisches, von Seldschuk, Sohn des Dekak, abstammendes Geschlecht aus der Bucharei, welches im 11. und 12. Jahrh. mehrere Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien stiftete. Namentlich unterscheidet man folgende Dynastien: 1) die iranische oder bagdadische Dynastie, welche zu Bagdad und Ispahan herrschte. Sie war die mächtigste, und aus ihr gingen die berühmtesten seldschukischen Fürsten hervor. Ihr Stifter war der kriegerische Fürst Togril-Beg, der Enkel des Seldschuk, Stammvater des Geschlechts, welcher zuerst im Dienste des Fürsten der Kirgisen stand, dann mit seinen Anhängern nach Buchara auswanderte, sich zum Islam bekehrte und mehrere Stämme seines Volks dem Islam zuführte und so enger mit sich verband. Togril-Beg eroberte Khorasan und das nördl. Persien, kämpfte mit Erfolg gegen die Byzantiner in Armenien, fiel dann in Irak ein, besetzte Bagdad, machte der Herrschaft der Bujiden ein Ende, erhielt vom Khalifen den Titel «König des Ostens und des Westens», verlobte sich mit der Tochter des Khalifen, starb aber (1063) vor der Vermählung in einem Alter von 70 J. Von seinen Nachfolgern sind Alp-Arslan, 1063—73, der den griech. Kaiser Romanus bekriegte und gefangen nahm; Melik-Schah, 1073—92, der den um die Beförderung der wissenschaftlichen Studien hochverdienten Minister Nisam-el-Mulk in seinem Dienste hatte; Barkijarok, 1092—1104, der fortwährend gegen Brüder und andere Verwandte zu kämpfen hatte; Mohammed-Schah, 1105—18, dessen Feldherr Maudud gegen die Kreuzfahrer glückliche Kriege führte, und Sindschar zu erwähnen, der 1118—57 regierte und einer der berühmtesten mohammed. Fürsten war. Die Dynastie endete mit Togril-Schah 1194, den der charismische Sultan Tekesch überwältigte. 2) Die kermanische Dynastie, welche in der pers. Provinz Kerman herrschte und von geringerm Einflusse war. Sie wurde gestiftet durch Togril-Beg's Neffen Kawerd, welchem Togril-Beg 1039 die Verwaltung der genannten Provinz übergab, und bestand bis 1091. 3) Die syrische Dynastie, die mit der Unterwerfung von Haleb 1071 und von Damascus (1075) durch Tutusch, einen Bruder Melik-Schah's, begann. Nach Tutusch's Tode (1095) fiel Syrien in die Gewalt seiner Söhne Dekak und Ridhwan, deren Nachkommen sich bis gegen die Mitte des 12. Jahrh. in einzelnen syr. Städten behaupteten. 4) Die ikonische oder kleinasiatische Dynastie, welche zu Ikonium oder Konieh in Kleinasien ihren Sitz aufschlug. Sie wurde gegründet durch Soliman-ben-Kutulmisch, einen Urenkel Seldschuk's, welchem der Sultan Melik-Schah 1075 ein Gebiet in Kleinasien einräumte, und erhielt sich am längsten. Unter Keikobad, einem der letzten Fürsten dieser Dynastie, zeichnete sich der Türke Ertogrul, der Vater Osman's, als Heerführer aus, und letzterer gründete die Osmanische Dynastie in Kleinasien, in dem Gebiete, das bisher die S. beherrscht hatten. Vgl. Mirchond, «Geschichte der S.» (aus dem Persischen von Vullers, Gieß. 1838).

Selēn (chem. Zeichen Se; Atomgewicht = 79), ein von Berzelius 1817 entdecktes Element, das in seinen chem. Eigenschaften dem Schwefel, dem Tellur und Arsen sehr nahe steht, ist bis jetzt nur selten als Selenblei, Selenquecksilber, Selensilber, Selensilberblei u. s. w. in den Eisensteingruben zu Tilkerode, Zorge und Lorbach am Harz und in dem Schlamme gefunden worden, der sich in den Bleikammern ansammelt, die zur Darstellung der Schwefelsäure dienen, falls man zur Erzeugung der schwefligen Säure Schwefelkies (Pyrit) anwendet. Seinen Namen (von σελήνη, der Mond) hat es erhalten, um seine Zugehörigkeit zu dem schon früher entdeckten Tellur (von tellus, die Erde), mit welchem es große Aehnlichkeit hat, anzudeuten. Es ist ein bleigrauer, metallglänzender Körper, der in feingetheilter Gestalt schön roth aussieht, muscheligen Bruch hat, bei 217° schmilzt und gegen 700° siedet. Sein specifisches Gewicht = 4,32. Es verbrennt an der Luft noch unter dem Kochpunkte mit blauer Flamme unter Verbreitung eines höchst widrigen Geruchs nach faulem Rettich. In concentrirter Schwefelsäure löst sich das S. mit grüner Farbe. Bezüglich seiner chem. Verbindungen zeigt das S. große Aehnlichkeit mit dem Schwefel, dem Schwefelwasserstoff entspricht der Selenwasserstoff, der schwefligen Säure die selenige Säure, der Schwefelsäure die Selensäure.

Selēne, die Mondgöttin, bei den Römern Luna, war die Tochter des Hyperion und der Theia und die Schwester des Helios (weshalb sie auch Phöbe genannt wurde) und der Eos. Ihr, wie ihrem Bruder, wird ein Wagen beigelegt, der mit zwei weißen Rossen oder Kühen oder auch Maulthieren bespannt ist. Später wurde sie mit der Artemis (Diana) identificirt, die sich aber von der S. durch Jungfräulichkeit unterschied. Von Endymion gebar S. 50 Töchter, von Zeus die Pandia und die Erse (Thau). Von seiten der Kunst unterscheidet sich S. in ihrer gewöhnlichen Bildung von der Artemis nur durch vollständigere Bekleidung und ein bogenförmiges Schleiergewand über dem Haupte. Sie ist besonders durch die Endymion-Reliefs bekannt.

Selenographie (Mondbeschreibung), s. Mond.

Seleucia, Name mehrerer von Seleucus (s. d.) gegründeter Städte in Asien. Die wichtigste, eine der größten Städte des Alterthums, war S. am Tigris, Adlersfittigen gleich am Ufer des Stroms ausgebreitet, 45 Kilom. südlich von Bagdad. Zum Theil aus dem Baumaterial des verlassenen Babylon gebaut, erhob sich die Stadt durch ihre Lage am Tigris, der hier mit dem Euphrat durch einen Kanal verbunden war, zu einer ungeahnten Größe, da fast ganz Babylon sich hier ansiedelte. Seit 140 v. Chr. im Besitz der Parther, wurde die Stadt bei dem Feldzuge Trajan's geplündert, und 162 durch Lucius Verus zerstört. Eine Pest, die das ganze Römerreich bis Gallien bald darauf verheerte, wurde vom Volke als eine Rache der Götter für diese Zerstörung gedeutet. Ihr gegenüber lag Ktesiphon (s. d.). S. soll 600,000 E. gezählt haben; obgleich verödet, ward sie noch später der Mittelpunkt des christl. Glaubens in Mesopotamien. — Noch kennt man S. in Syrien, auch Pieria genannt, nördlich von der Mündung des Orontes, unweit des heutigen Sueidieh. Die Stadt war sehr bedeutend, stark befestigt, sodaß man sie für uneinnehmbar hielt, und mit einem guten Hafen versehen. — Auch gab es ein S. am Taurus in Pisidien, und ein viertes in Cilicien, auch S.-Trachea genannt, heute Selefkeh (in deren Nähe Trajan und Friedrich Barbarossa starben), ferner noch eins am Belusflusse, ein anderes in Pamphylien, endlich ein anderes in Margiana, wohin die unter Crassus fechtenden, von den Parthern gefangenen Römer versetzt wurden.

Seleuciden nennt man die von ihrem Ahnherrn, Seleucus I. Nikator (s. d.), genannte Herrscherfamilie des Syrischen Reichs, das unter derselben 248 Jahre (312—64) bestand. Der große, fast das ganze asiat. Reich Alexander's umfassende Länderbesitz, den Seleucus I. bei seinem Tode 281 hinterlassen hatte, wurde schon unter seinem Sohne und Nachfolger Antiochus I. (s. d.) Soter (281—260), namentlich aber unter Antiochus II. Theos (260—247) verringert, da sich die Parther 256 losrissen und sich im fernen Osten unabhängige Königreiche bildeten, namentlich das baktrische und das indische. Die Bruderkriege zwischen Seleucus II. Callinicus (247—225) und Antiochus Hierax sowie die kurze Regierung Seleucus' III. Ceraunus (225—223) hätten das Reich bald ins Verderben gebracht, wenn nicht die zum Theil erfolgreiche Wirksamkeit Antiochus' III. (s. d.) d. Gr. (223—187) dem syr. Einfluß neue Kraft verliehen hätte. Seleucus IV. Philopator (187—174), der Usurpator Heliodor 174, vor allen die Unternehmungen Antiochus' IV. (s. d.) Epiphanes (174—164) brachten eine Periode der Zerrüttung hervor, die gleich nach dem Tode des jungen Antiochus V. Eupator (164—162) ihren Anfang nahm. Von nun an begann während 40 Jahre ein Kampf zwischen den Kronprätendenten Demetrius I. Soter (162—149), Alexander Balas (150—144), Demetrius II. Nikator (149—143), Antiochus VI. Dionysos (143—140), nochmals Demetrius II. (140—139), Tryphon oder

Diodotus (140—130), und zum dritten mal Demetrius II. (130—125), welchem dann mehr oder weniger lange Antiochus VII. Sidetes (bis 121), Alexander Zabinas und Demetrius' Sohn, Seleucus V., folgten. Von hier ab beherrschte niemals wieder Ein S. allein Syrien. Antiochus VIII. Grypus (124—97) mußte seine Herrschaft mit Antiochus IX. Cyzicenus (114—94) theilen. Ersterm folgte Seleucus VI. Epiphanes (97—93) und Antiochus' VIII. Söhne, Philipp (bis 80), Antiochus XI., Demetrius III. und Antiochus XII. (bis 85), letzterm Antiochus X. der Fromme (94—80), dessen Witwe Selene (80) und der erobernde armen. König Tigranes (83—69). Nach dem Sturz des letztern regierte als letzter Scheinkönig Antiochus XIII. (69—64), Antiochus' des Frommen Sohn, da 64 Syrien durch Pompejus erobert und zur röm. Provinz gemacht wurde. Ueber die Aera der S. s. Aera.

Seleucus ist der Name von sechs Königen des nach Alexander gebildeten Syrischen Reichs, das sich zur Zeit seiner Blüte weit über die Grenzen des heutigen Syrien (s. d.) erstreckte. Der einzige bedeutende dieser sechs Könige ist der Gründer des Reichs, S. I., des Antiochus Sohn, genannt Nikator. Geboren 358 v. Chr., war er zur Zeit von Alexander's Tode 323 Statthalter von Medien und Babylonien und Reiterbefehlshaber. Nachdem er den Prätendenten Antigonus gegen Perdikkas, Polysperchon und Eumenes unterstützt, verfeindete er sich mit demselben und floh geächtet nach Aegypten, verbündete sich mit dem dortigen Statthalter Ptolemäus, schlug mit ägypt. Hülfstruppen seinen Feind bei Gaza und nahm 312 Babylon ein, das Demetrius Poliorketes, Antigonus' Sohn, ohne Glück vertheidigt hatte. Dieses Ereigniß wurde als so gewichtig angesehen, daß von diesem Ereigniß die Aera der Seleuciden (1. Oct. 312) datirt. S. erweiterte seine Herrschaft nach Osten bis an den Indus, und nahm, des Antigonus' Beispiel folgend, 307 den Königstitel an, wie alle seine Nebenbuhler. Nach manchen Wechselfällen schlug und tödtete er, im Verbande mit Ptolemäus, Cassander und Lysimachus, den 84jährigen Antigonus bei Ipsus (301), nahm dessen kleinasiat. Provinzen, verbündete sich darauf mit dem Sohne seines erschlagenen Feindes, Demetrius, dessen Tochter er heirathete, gegen Ptolemäus und Lysimachus und hielt dann seinen widerspenstig gewordenen Schwiegervater bis an seinen Tod 283 gefangen. Hierauf schlug er Lysimachus bei Coropedion (281) und hatte so während sieben Monaten fast die ganze Monarchie Alexander's (Macedonien inbegriffen, doch Aegypten ausgenommen) vereinigt, als er 280 von dem ruchlosen Ptolemäus Ceraunus, Ptolemäus' I. Sohn, den er gastfrei bei sich aufgenommen, 78 J. alt, ermordet wurde. Ihm folgte sein Sohn Antiochus I. Soter. S. wird als mild und weise geschildert. Er ehrte die Künste und Wissenschaften und gründete viele Städte (s. Seleucia). Ueber die andern Könige dieses Namens s. Selenciden. — Auch verschiedene Grammatiker und Gelehrte führten diesen Namen, namentlich ein Mathematiker und Astronom, der, nach Aristarch von Samos, die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt und bewiesen haben soll.

Selfgovernment (Selbstverwaltung), s. Autonomie.

Seligersee, russ. Seligér-Ozero, auch wol See von Ostáschkow genannt, ein früher sehr fischreicher, vielbefahrener Landsee in den russ. Gouvernements Nowgorod und Twer, größerntheils zu dem letztern gehörig, liegt auf dem Waldaiplateau in einer Meereshöhe von 252 Mt. Die größte Länge des Sees beträgt von seiner nördlichsten Spitze bis zur Mündung des Flüßchens Selisharowka 94, die größte Breite 60 Kilom. Er besteht eigentlich aus drei durch Engen verbundenen Bassins, bedeckt eine Fläche von 260 QKilom., hat eine Tiefe von 2—10 Mt., fließt durch die 37 Kilom. lange Selisharowka in die obere Wolga ab und umschließt 160 zum Theil bewohnte Inseln, darunter die größten Chotschin und Stolbenskij mit dem sehr berühmten Nilkloster (Nilowskaja Pustinj), das wegen seines Gnadenbildes stark bewallfahrtet wird. Nur 7 Kilom. südlich von demselben liegt malerisch auf einer Halbinsel an dem Seegestade die Kreisstadt Ostáschkow im Gouvernement Twer, mit vier Kirchen, einem Kloster, einer Kreis- und drei Pfarrschulen, einem Theater und (1871) 10,806 E. Diese Bevölkerung ist sehr gewerbthätig, liefert jährlich 200,000 Paar «Ostaschi», d. i. weiße Stiefel aus Pferdeleder, und Hunderttausende von Aexten, Sensen, Sicheln und Schafscheren. Auch werden viele Heiligen- und andere Bilder verfertigt. Außerdem bestehen hier 44 Fabriken, darunter große Baumwollspinnereien, bedeutende Gerbereien, Gußeisenmodellfabriken, Drechsler- und Schlosserwerkstätten. Man betreibt auch Fischerei und Handel mit den eigenen Fabrikaten.

Seligkeit bezeichnet im allgemeinen den Zustand höchster Lebensförderung und innerer Befriedigung. Da diese aber nicht im Besitze äußerer Güter und sinnlicher Genüsse, sondern nur durch die harmonische Vollendung des geistigen Lebens gewonnen wird, so bezeichnet die philos. Sittenlehre nur letztere mit dem Namen der S., im Unterschiede von der Glückseligkeit, welche

auch das äußere Wohl umfaßt. Der kirchliche Sprachgebrauch bezieht das Wort auf das Wohlergehen der Frommen, läßt also die S. durch das rechte religiöse Verhältniß zu Gott bedingt sein, welchem Glauben die tiefe Wahrheit zu Grunde liegt, daß die wahre Harmonie des Menschen mit sich selbst nur gewonnen werden kann durch seinen Frieden oder seine Versöhnung mit Gott. Weil aber auch die religiöse Betrachtung nur sehr allmählich vom Sinnlichen zum Geistigen sich erhob, so setzte man anfänglich die S. in den ungetrübten Besitz einer Fülle äußerer Güter, welche dem Frommen als Lohn für seinen gottesfürchtigen Wandel zutheil werden sollten. Auch der ältere Hebraismus hat diese Vorstellung, die sich noch völlig im Diesseits befriedigte, getheilt. Erst das nachexilische Judenthum bildete im Zusammenhange mit der Auferstehungslehre die Vorstellung einer S. nach dem Tode aus, ohne im übrigen die Anschauung höchsten irdischen Glücks zu verlassen. In diesem Sinne verstand auch das älteste Christenthum die S. des Messiasreichs, welches wol vom Himmel her offenbar werden, aber seinen Sitz auf der Erde haben sollte. Es war indessen nur eine Consequenz dieser Anschauung, wenn die christl. Theologie das zeitliche Jenseits immer entschiedener auch als ein räumliches bestimmte und den Seligen als Aufenthaltsort nach dem Tode den «Himmel» anwies. Hinter dieser Vorstellungsform verhüllte sich in der christl. Kirche von Anfang an ein geistiger Gehalt, die innere S., deren die Frommen schon gegenwärtig in ihrer Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser genießen, und schon das Johannes-Evangelium läßt in diesem Sinne «das ewige Leben» auf Erden beginnen.

Seligsprechung oder **Beatification** heißt in der kath. Kirche der feierliche Act, durch welchen ein verstorbener Frommer nach Untersuchung seines Wandels und seiner Verdienste vom Papste der himmlischen Seligkeit für theilhaftig erklärt wird. Die kirchenrechtlichen Wirkungen dieses Acts sind der Anspruch auf Privatverehrung in einem bestimmten Theile der Kirche und die Anwartschaft auf die künftige **Heiligsprechung** oder Kanonisation (s. d.), durch welche letztere eine öffentliche Verehrung in der gesammten Kirche begründet wird. Die S. kam erst im 12. Jahrh. auf.

Selim I., mit dem Beinamen **Jauz**, «der Brave und Grausame», einer der gewaltigsten türk. Sultane, geb. 1467, regierte vom April 1512 bis Sept. 1520. Fanatischer als seine Vorgänger trug S. sich mit dem Gedanken, mit Feuer und Schwert die religiöse Einheit in seinem Reiche herzustellen; nur mit Mühe wurde er vermocht, in die Belassung des Christen- und Judenthums zu willigen; gegen 40,000 in der Türkei lebende Schiiten aber wurden auf sein Geheiß ausgerottet. Dadurch mit der schiitischen Großmacht im Islam, d. h. Persien, in Krieg verwickelt, offenbarte er große militärische Tüchtigkeit und nöthigte den Schah nach einem 1514 bei Tschadyran erfochtenen glänzenden Siege, den Frieden mittels Abtretung eines Theils von Aserbeidschan und anderer polit. Zugeständnisse zu erkaufen. Nachdem er dann auch einen Theil von Kurdistan und Mesopotamien unterworfen, wandte er sich gegen den Mamlukenstaat von Aegypten, zu welchem damals ganz Syrien gehörte. Bei Aleppo kam es 24. Aug. 1516 zu einer großen Schlacht, in welcher die Mamluken unterlagen und ihr Sultan, Kanssu Gawri, das Leben verlor. Durch diesen Sieg gewann S. Syrien und Palästina, von wo aus er im folgenden Jahre in Aegypten einfiel und, nachdem er bei Ridhania den Widerstand der Mamluken gebrochen, auch dies Land seiner Herrschaft einverleibte. Als Beschützer der heil. Städte Mekka und Medina, welche freiwillig seine Oberherrschaft anerkannten, fügte er sodann den Titeln seines Hauses denjenigen eines Khalifen (Nachfolgers des Propheten) bei. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, bereitete er einen abermaligen Krieg gegen Persien vor, starb aber 22. Sept. 1520 auf dem Wege von Konstantinopel nach Adrianopel nach nur achtjähriger Regierung. Obwol er durch einen Aufstand der Janitscharen gegen seinen Vater Bajazid II. auf den Thron gehoben war, so stellte er doch die gelockerte Disciplin dieser Truppe mit Strenge wieder her. Die Macht des Reichs förderte er auch durch Begründung einer Seemacht, indem er an der Nordseite des Goldenen Horns von Konstantinopel ein großartiges Arsenal (Tersaneh) anlegte. Ihm folgte sein einziger Sohn, Soliman II.

Selim II., mit dem Beinamen **Mest**, der Säufer, Sultan der Osmanen, ein Enkel des Vorigen, geb. 1524, bestieg den Thron, nachdem sein Vater Soliman II. 6. Sept. 1566 im Heerlager vor Szigeth gestorben. Zu Soliman's Lebzeiten absichtlich den Geschäften ferngehalten, leitet er die Reihe der osman. Herrscher ein, welche sich im Felde wie in der Regierung durch den Großvezir vertreten ließen. S., ein schwacher, dem Weingenuß ergebener Fürst, hatte das einzige Verdienst, seinem ausgezeichneten Großvezir Sokolly volles Vertrauen zu schenken, und diesem ist es beizumessen, daß der 8. Oct. 1571 von den vereinten christl. Mittelmeermächten unter Don Juan d'Austria über die Pforte gewonnene große Seesieg von Lepanto

politisch ohne Folgen blieb. Sowol gegen Ungarn wie auch gegen Persien und Venedig waren unter S. die türk. Waffen siegreich, und unter seiner Regierung wurde die Insel Cypern gewonnen. S. starb 12. Dec. 1574 und hatte seinen Sohn Murad III. zum Nachfolger.

Selim III., Sultan der Osmanen, geb. als Sohn Mustapha's III. 24. Dec. 1761, folgte 1789 dem Abdulhamid, seines Vaters jüngerm Bruder, in der Regierung. Schon als Prinz hatte S. die Ueberzeugung gewonnen, daß die vielen politischen und militärischen Niederlagen, von denen die Pforte damals betroffen wurde, in organischen Mängeln und Misbräuchen ihren Grund haben, und daß, um dem Staate den alten Glanz wiederzugeben, umfassende Reformen nöthig seien. Es galt zunächst den verderblichen Krieg mit den beiden nordischen Kaiserhöfen, den S. als Verlassenschaft der Regierung seines Vorgängers überkommen hatte, zu Ende zu bringen, was auch hauptsächlich durch preuß. Vermittelung gegen Oesterreich ohne Schädigung der Porteninteressen durch den Frieden von Sistowa 1791 und wenige Monate später gegen Rußland durch den Frieden von Jassy, allerdings hier durch Verzichtleistung auf die Krim und Abtretung des Kubangebietes sowie des linken Ufers von Bug und Dnjestr, bewerkstelligt wurde. Die durch den Aufstand Paßwan-Oglu's von Widdin und den Einfall Napoleon Bonaparte's in Aegypten (1798) bewirkten Verlegenheiten verzögerten indessen noch die Inangriffnahme der Reformen. Wider seine Neigung wurde S. nach der Schlacht bei Abukir in das russ.-engl. Bündniß gegen Frankreich hineingezogen, welches Reich er als den eigentlichen Sitz der Weltcivilisation betrachtete und dessen Rath ihm, nachdem er 1802 Frieden geschlossen, sofort wieder maßgebend wurde. Hauptsächlich erstrebte er die Wiederherstellung der großherrl. Selbstregierung und die Hebung der Kriegsmacht. S. stellte an die Spitze eines neugebildeten Staatsraths den Minister des Aeußern mit dem Titel Reis-Efendi, Regierungspräsident, als wichtigsten Beamten, gründete eine eigene Kriegskasse, legte eine Militärschule und Stückgießerei nach französischem Muster an und ließ die großartige Kaserne Selimijih auf dem anatolischen Ufer der Hauptstadt bauen. Im J. 1805 wurde die türk. Jugend in ein neues Heer berufen, welches nach den Regeln der europ. Taktik einexercirt werden und auch zur Aufrechterhaltung der Autorität des Sultans gegenüber den meuterischen Janitscharen dienen sollte. Angesichts abermaliger Verwickelungen mit Rußland aber überstürzte S. sein Werk, indem er für dies Heer, welches den Namen Nizami Dschedid, neue Ordnung, führte, an die Stelle der ursprünglichen freien Werbung Zwangsaushebung treten ließ. Die darüber in der mohammed. Bevölkerung entstehende Misstimmung wurde noch vermehrt durch das fortgesetzte Waffenunglück sowol gegen die seit 1804 in Aufstand begriffenen Serben, wie auch gegen die Russen, welche unter nichtigen Vorwänden Ende 1806 der Pforte den Krieg erklärt hatten. Die in ihren Privilegien bedrohten Janitscharen und die Ulema schürten den Groll gegen den Neuerer; die Katastrophe wurde nur dadurch verzögert, daß England eine Flotte durch die Dardanellen bis angesichts Konstantinopels vordringen ließ, um S. mit Gewalt den Bahnen der engl.-russ. Politik zuzuführen. Die Einverleibung eines den Janitscharen affiliirten Artillerie-Ersatzcorps in die neue Truppe gab jedoch das Signal zur Empörung. Am 29. Mai 1807 zogen die Unzufriedenen, Janitscharen, Topdschis, Matrosen u. a. m., nach Konstantinopel, woselbst sie die Förderer der Reform, welche ihnen in die Hände fielen, umbrachten, während ihre Parteigenossen unter den Beamten den Sultan von rechtzeitigen Abwehrmaßregeln abhielten. Von allen Seiten umstellt, suchte S. umsonst durch Auflösung der Nizami sich den Thron zu retten. Ein Fetwa des Großmufti entkleidete ihn 31. Mai seiner Würde und berief seinen Vetter Mustapha IV., den ältesten Sohn Abdulhamid's, zur Regierung. Der Exsultan wurde in die Prinzenhaft gebracht, woselbst er sich mit seines Nachfolgers jüngerm Bruder, dem spätern Sultan Mahmud II., zusammenfand, den er in seine Reformideen eingeweiht haben soll. Als aber im folgenden Jahre ein begeisterter Anhänger S.'s, Mustapha Bairaktar, sich für ihn erhob und von Rustschuk mit einer Armee nach der Hauptstadt vorgerückt war, ließ Mustapha IV. (8. Mai 1808) den Exsultan erdrosseln. Bairaktar rächte seinen Tod, indem er nunmehr, ohne Fetwa, auch Mustapha IV. absetzte und Mahmud II. (s. d.) als Sultan proclamirte (Juli 1808).

Selinus, die westlichste griech. Colonie in Sicilien, wurde von dem sicil. Megara aus 628 v. Chr. gegründet, östlich von der Mündung eines Flüßchens, das nach dem dort reichlich wachsenden Eppich (griech. Selinon) ebenso wie die Stadt den Namen S. erhielt, jetzt Madiuni heißt und 22 Kilom. im Ostsüdosten von Mazzara, westlich vom Flusse Hypsas (jetzt Belici) mündet. Die Stadt wurde bald reich und mächtig und blühte, bis die Einwohner von Segesta (s. d.), durch die Selinuntier und Syrakusaner bedrängt, die Karthager gegen sie zu Hülfe riefen. Diese sendeten ein starkes Heer unter Hannibal Gisgon, der 409 S. eroberte

und größtentheils zerstörte und ausmordete. Im ersten Punischen Kriege um 249 v. Chr. verpflanzten die Karthager die übriggebliebenen Bewohner von S. nach Lilybäum und gaben die Stadt auf. Seitdem versank sie in Trümmer, die in Hinsicht ihrer architektonischen Kunst von großer Wichtigkeit sind. Es finden sich hier die Ruinen von sieben Tempeln, worunter sechs große, drei in der auf dem östl. Hügel gelegenen Vorstadt und drei auf der sog. Akropolis, dem westl. Hügel. Der nördl. Tempel des Osthügels (113 Mt. lang, 54 Mt. breit), nach einer dort gefundenen alten griech. Inschrift dem Apollo gewidmet, war bei der Eroberung von 409 noch nicht vollendet. Seine Säulen sind auch später niemals fertig geworden, da ihnen fast durchgängig die Cannellirung fehlt. Ein anderer Tempel desselben Osthügels war, wie eine 1865 entdeckte Inschrift darthut, der Here geweiht. Der mittlere Tempel der sog. Akropolis ist der älteste von allen. Dieser sowie die beiden südl. Tempel des Osthügels enthielten die für die Geschichte der griech. Plastik so merkwürdigen, jetzt im Museum von Palermo befindlichen Metopen. Ueber die letztern vgl. Duca di Serradifalco, «Le antichità della Sicilia» (5 Bde., Palermo 1834—42), und besonders Benndorf, «Metopen von Selinunt» (Berl. 1873).

Selke, ein kleiner Fluß des Unterharzes, welcher aus dem günthersberger Teiche im anhalt. Kreise Bernburg seinen Ursprung nimmt, eine Menge Mühlen, Pochwerke und Eisenhüttenwerke treibt, nachdem er das Gebirge verlassen, gegen Nordosten nach Ermsleben, dann gegen Nordnordwesten fließt und 11 Kilom. nordöstlich von Quedlinburg, bei Rodersdorf, in die Bode fällt. Die S. bildet in ihrem obern Laufe von Günthersberge bis zu dem Dorfe Meisdorf das 22 Kilom. lange, liebliche Selkethal, das, von waldbekränzten Bergen und pittoresken Felsenmassen eingeschlossen, herrliche Ansichten bietet. Die Hauptpunkte des Selkethals sind die Burgen Falkenstein und Anhalt, das Jagdhaus Meiseberg, der Mägdesprung und Alexisbad.

Selkirk, eine Grafschaft im südl. Schottland, zwischen Edinburgh, Berwick, Roxburgh, Dumfries und Peebles, zählt auf 673,9 QKilom. (1871) 14,005 E. in 3 Flecken und 12 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein pittoreskes Gebirgsland. Das Cheviotgebirge, das hier im Windlestraw-Law 659, in den Blackhouse-Heights 738, im Ettrick-Pen 688 Mt. aufsteigt, bildet eine Menge schmaler Thäler. Der Tweed, verstärkt durch den Ettrick und Yarrow, folgt der Hauptabdachung gegen Osten zur Nordsee. Das Klima ist rauh, der Boden, von dem nur 8 Proc. dem Pflug unterworfen sind, wenig fruchtbar, der Ackerbau auf Hafer und Kartoffeln beschränkt, die Industrie unbedeutend. Die ehemals ausgedehnten Wälder sind längst verschwunden und zahlreiche Heerden von Kühen, Pferden und besonders von Schafen weiden auf den wellenförmigen Plateauflächen und Bergabhängen. Die Schafe der Selkirk- und Cheviotrasse sind berühmt durch ihre feine, lange Wolle, und diese nebst den Lämmern und Hammeln bildet den Hauptausfuhrgegenstand des Ländchens. Der Hauptort ist die Marktstadt S., am Ettrick und unweit vom Tweed, an der Eisenbahn 57 Kilom. im Südsüdosten von Edinburgh gelegen, mit sechs Kirchen, einem schönen Stadthause und 4640 E., die sich von Wollweberei und Gerberei unterhalten. Nur 10 Kilom. nordöstlicher, an der Mündung des Gala in den Tweed liegt die Fabrikstadt Galashiels, mit einer Lateinschule, Wollfabriken (die Tartans, Tweed u. s. w. liefern), Gerbereien und mit den zu Roxburgh gehörigen Vorstädten 10,312 E.

Selkirk (Alex.), s. Robinson Crusoe.

Sella (Quintino), ital. Staatsmann, geb. 7. Juli 1827 zu Mosso Valle Superiore bei Biella, studirte Mathematik und Ingenieurwissenschaft in Turin, dann an der Ecole des mines in Paris und später in Freiberg und wurde dann Lehrer an der turiner Ingenieurschule, in welcher Stellung er viele Abhandlungen über Mineralogie in den Denkschriften der turiner Akademie erscheinen ließ. Unter Cavour wurde er 1861 Generalsecretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, und im Ministerium Ratazzi 1862 sowie unter La Marmora 1864 Finanzminister. Zum dritten mal übernahm er im Cabinet Lanza 1869 das Finanzministerium, in welchem Amte er mit Erfolg bemüht war, die jährlichen Defiçits zu vermindern. Auch war er es hauptsächlich, der 1870 ein Bündniß Italiens mit Frankreich verhinderte. Als 23. Juni 1873 die Zweite Kammer die Berathung seiner Steuervorlagen verweigerte, nahm S. mit dem ganzen Cabinet Lanza seine Entlassung. Von 1876—78 war er das Haupt der Opposition der gemäßigten Partei in der ital. Kammer.

Sella curulis, eine aus Etrurien nach Rom eingeführte Art von Stühlen, die man auf- und zuklappen konnte, um sie leicht auf Reisen mitnehmen zu können. Ursprünglich ausschließlich für den Gebrauch der Könige bestimmt, dienten sie später zur Auszeichnung für die Consuln, Prätoren und curulischen Aedilen der Republik. Sie waren in frühern Zeiten mit Sculpturen oder eingelegter Arbeit von Elfenbein, später mit goldenem Zierath geschmückt.

Sellerie, Pflanzenart, s. Apium.

Selterser Wasser, bisweilen auch, aber mit Unrecht, Selzerwasser genannt (s. Selzerbrunnen), hat seinen Namen von dem im Untertaunuskreise des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, an der Linie Höchst-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, 16 Kilom. südöstlich von Limburg an der Lahn gelegenen Dorfe Niederselters (1875 mit 1585 E.), wo dieses Mineralwasser hell und klar, perlend und schäumend aus vier in einen Brunnen gefaßten Quellen emporsteigt, welche in der Stunde 150 Kbmt. = 150,000 Lit. Wasser liefern. Wegen seines hervorstechenden Gehaltes an freier Kohlensäure (1184 Kbcentim. in 1 Lit.), Kochsalz und kohlensaurem Natron wird dasselbe zu den beliebtesten alkalisch-salinischen Säuerlingen gerechnet. Es wirkt gelind reizend auf die Schleimhäute des Mundes, Schlundes, Magens und des obern Theils der Athmungswerkzeuge, fördert daselbst die Absonderung des Schleims und geht endlich reichlich durch den Urin fort. Das Selterser Wasser wird bei chronischen Krankheiten der Schleimhäute der Respirationsorgane, Leiden der Harnwerkzeuge, Stockungen in den Unterleibsorganen, auch in manchen entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, wenn die Gefäßaufregung vorüber ist, mit günstigem Erfolge angewendet. Brustkranke trinken es häufig mit warmer Milch vermischt. Als diätetisches Mittel, allein oder mit Zucker versüßt oder mit leichtem Weißwein vermischt, wird es namentlich an der Leber Leidenden und in heißen Klimaten und Jahreszeiten empfohlen. Diese berühmte Quelle, von welcher jetzt jährlich über 3 Mill. Krüge nach allen Gegenden der Erde versendet werden, wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. entdeckt, im Dreißigjährigen Kriege wieder verschüttet und nach ihrer erneuerten Auffindung so wenig geachtet, daß sie noch in der Mitte des 18. Jahrh. für eine geringe Summe verpachtet war. An der Quelle wird das Wasser nur sehr wenig getrunken. Von 1803—66 gehörte die Quelle dem herzogl. nassauischen Kammergute, jetzt aber dem preuß. Fiscus. Unweit Niederselters liegt das Dorf Oberselters (600 E.), wo sich eine ähnliche Quelle befindet, die in neuerer Zeit von einer Privatgesellschaft gefaßt worden ist und zum Versenden verwandt wird. — Neuerdings ist das künstliche Selterser Wasser der Struve'schen Anstalten und der daraus hervorgegangenen Mineralwasserfabriken wegen seines Gasreichthums und seiner Frische fast noch beliebter als das versendete und zu einem unentbehrlichen Getränke geworden. Auch bereitet man sich selbst ein dem Selterser Wasser ähnliches, kohlensäurehaltiges Getränk aus Brunnenwasser mittels eigener Apparate (Georg Liebig'scher Kohlensäureapparat). Die Bereitung des künstlichen Selterser Wassers hat, was Reinheit der verwendeten Kohlensäure, Freisein des Wassers von allen metallischen Beimengungen betrifft, und in der dargebotenen Form (z. B. sog. Siphone, s. d.), große Fortschritte gemacht.

Selz, Hauptort eines Cantons im Kreise Weißenburg im Unterelsaß, am Einfluß der Sauer und des Selzbachs in den Rhein, über welchen bei S. eine Schiffbrücke nach Rastatt zu führt, 46 Kilom. nordöstlich Straßburg, an der Eisenbahn Straßburg-Lauterburg und zählt (1875) 1914 kath. E. S., das röm. Saletis oder Salisо, wurde 968 von Kaiser Otto I. seiner Gemahlin Adelheid geschenkt, welche hier eine Abtei gründete, wurde 1358 freie Reichsstadt, jedoch schon von 1409 ab und bis 1789 pfälzisch. Die Abtei wurde 1575 in eine Akademie für reform. junge Adelige verwandelt, gelangte dann in die Hände der Jesuiten und schließlich bis 1789 an das straßburger bischöfl. Seminar.

Selzerbrunnen (Okarber Mineralbrunnen), ein alkalisch-salinischer Sauerbrunnen bei dem Dorfe Großkarben (mit 1000 E.) in der hess. Provinz Oberhessen, an der Main-Weserbahn, zwischen Friedberg und Bilbel, dessen Wasser (Selzerwasser) sowol an der Quelle als versendet getrunken wird, aber nicht mit dem Selterser Wasser (s. d.) zu verwechseln ist, welchem es zwar an Gehalt ähnlich ist, an Kohlensäurereichthum aber sehr nachsteht und (weil billiger) oft substituirt wird.

Sem, Ham und **Japhet** sind nach der hebr. Ueberlieferung die Namen der drei Söhne des Noah, von denen sämmtliche Völker der Erde abstammen. Sem, hebr. schēm, d. i. der Rothe, der älteste der drei Brüder, wurde der Stammvater der Völker des südwestl. Asien, der Assyrer, Syrer, Hebräer und Araber. Man nennt in Bezug hierauf diese Völker die Semiten und ihre Sprachen die Semitischen Sprachen (s. d.). Von Ham, hebr. chām, d. i. der Schwarze, stammen die Völker des Südlandes, die Aegypter, Aethiopier u. s. w.; von Japhet, hebr. jefet, d. i. der Weiße, die im Osten, Norden und Nordwesten von Palästina zerstreut lebenden Völker, Kimmerier, Scythen, Meder, Armenier, kleinasiatischen und Mittelmeervölker.

Semaphor (griech., d. i. Zeichenträger) war zunächst die Bezeichnung für die 1862 auf hochgelegenen Punkten der franz. Küsten errichteten optischen Telegraphen, welche dazu dienen,

die Ankunft und Bewegung aller von der hohen See kommenden Fahrzeuge zu melden, ihnen amtliche Mittheilungen zukommen zu lassen oder von ihnen Mittheilungen zur raschen Weiterbeförderung zu erhalten. Seit 1864 wurden die S. auch dem allgemeinen öffentlichen Verkehr zugänglich gemacht und mit dem Telegraphennetz in Verbindung gebracht. Andere Staaten, insbesondere Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Dänemark, Schweden und Norwegen, Italien, Oesterreich, Spanien und Portugal, folgten bald nach und 1873 wurden diese Apparate auch im Deutschen Reiche eingeführt; sie dienen zugleich als meteorolog. Stationen und geben die Sturmwarnungssignale. An zahlreichen Küstenplätzen sind eigene Semaphorstationen errichtet, für welche eine internationale Zeichensprache besteht, über die die amtlichen Signalbücher (z. B. «Signalbuch für Kauffahrteischiffe aller Nationen», herausg. vom Bundeskanzleramt, Berl. 1870) Auskunft geben. Ferner sind an vielen Leuchtthürmen Vorrichtungen angebracht, durch welche vorübergehenden Schiffen Signale gegeben werden. — Auch die optischen Telegraphen der Eisenbahnen werden häufig als S. bezeichnet.

Semecarpus, Name einer zur Familie der Terebinthaceen gehörenden Gattung ostind. Holzgewächse mit einfachen, nebenblattlosen Blättern und rispig angeordneten polygamischen Blüten, welche aus einem mit dem Fruchtknoten halb verwachsenen, fünfzähnigen Kelch und einer fünfblätterigen Blumenkrone bestehen und Nüsse hervorbringen, die in den fleischig gewordenen, obstartigen Blütenboden eingeschlossen sind. Zu dieser Gattung gehört der berühmte Acajoubaum (S. Anacardium), dessen Frucht als indische Herzfrucht bekannt ist und dessen Nüsse als ostind. Elefantenläuse (s. d.) in den Handel kommen. Es ist ein großer Baum mit langgestielten Blättern, deren längliche, am Grunde herzförmige Scheiben bis 50 Ctmt. Länge und bis 24 Ctmt. Breite erreichen, und mit grünlichgelben, in eine lange Rispe gestellten Blüten. Außer den Nüssen werden auch andere Theile des Baums benutzt.

Semele, die Tochter des Kadmos und der Harmonia, aus Theben, Schwester der Ino, Agaue, Autonoë und des Polydoros, war so schön, daß sich Zeus in sie verliebte. Here, deswegen eifersüchtig, überredete dieselbe trüglicherweise in der Gestalt ihrer Amme Beroë, den Zeus zu bitten, daß er sich ihr in dem ganzen Glanze seiner Herrlichkeit zeigen möge. Der Gott, der ihr versprochen, jede Bitte, die sie thun werde, zu erfüllen, kam nun als Donnerer, und die Geliebte wurde von der Glut seiner Blitze verzehrt. Den Dionysos oder Bacchus (s. d.), welchen sie vom Gotte unter ihrem Herzen trug, rettete Zeus. Durch ihren Sohn wurde sie später aus der Unterwelt als Thyone auf den Olymp versetzt. So lautet dieser Mythos in der ihm schließlich von der dichterischen Phantasie gegebenen Form, während demselben ursprünglich die Naturanschauung zu Grunde lag, daß die Erdgöttin, durch Frühlingsregen und den Blitz befruchtet, den Dionysos gebar. — S. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Semendria, serb. Smederewo (das röm. Aureus mons), Festung und Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Fürstenthum Serbien, an der Donau und der Jesava, dem westl. Mündungsarme der Morawa, 45 Kilom. südöstlich von Belgrad, mit romantischer, weinreicher Umgebung, hat (1874) 5107 E., welche starken Weinbau und lebhaften Handel treiben, war einst die Residenz der serb. Regenten (Despoten) und auch (1805—7) Sitz des serb. Senats. Die Festung ist 1430 vom Despoten Georg Brankowitsch erbaut, wurde 1439, 1459 und 1690 von den Türken erobert, 1717 diesen vom Prinz Eugen entrissen, 1738 aber von den Türken, 1789 wieder von den Oesterreichern eingenommen. Die Türken erschlugen hier 1805 den Wojwoden Gjuscha Wulitschewisch, worauf die Festung von den Serben erobert ward. Doch nahmen die Türken 1813 abermals S., und blieben in dessen Besitz bis zum April 1867, wo die Festung an die Serben endgültig übergeben wurde.

Semering, Bergsattel der östl. Voralpen, s. Semmering.

Semgallen, s. Kurland.

Seminar (vom lat. seminarium, d. h. Pflanzschule) nennt man besonders in Deutschland Anstalten zur Bildung von Lehrern und Geistlichen. Dahin gehören die Predigerseminare der kath. und prot. Länder sowie die Schullehrerseminare. Auch bestehen an den meisten Universitäten homiletische S. zur praktischen Uebung im Predigen und philologische S., welche den Studenten der Philologie Gelegenheit geben sollen, unter der Leitung eines besonders mit der Direction beauftragten Professors auf eine eingehende und selbstständige Weise mit der Kunst, andern zu interpretiren, sich bekannt zu machen. Am einflußreichsten war das philologische S. zu Leipzig unter G. Hermann's und das zu Berlin unter Böckh's und Lachmann's Leitung. Aehnliche wissenschaftliche Zwecke verfolgen auch die an den meisten Universitäten unter Leitung eines ord. Professors der Geschichte bestehenden historischen S. In Berlin

besteht auch für diejenigen, welche neben der Theorie der Statistik auch in der praktischen Methode statist. Arbeiten sich ausbilden wollen, unter Engel's Leitung ein statistisches S. Besondere pädagogische S. für Lehrer an höhern Schulen gibt es in Halle (bei den Francke'schen Stiftungen), Heidelberg, Breslau, Berlin, Leipzig u. s. w. Für die Volksbildung sind die Schullehrerseminare am wichtigsten. Ihre eigentliche Entstehung fällt in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. Julius Hecker hatte schon 1748 eine Privatlehrer-Bildungsanstalt in Berlin; 1751 wurde ein S. in Hannover errichtet, und nun wuchs die Anzahl derselben sehr schnell. Die Seminarbildung zerfällt in eine schulwissenschaftliche und in eine pädagogische Bildung nach Theorie und Praxis. Von den 175 S. des Deutschen Reichs kommen 106 auf Preußen.

Seminolen, eins der sog. Floridavölker in Nordamerika (s. Indianer), ein Zweig des Choctaw-Muskogheestamms, hatten ihre Wohnsitze zuerst am Chattahootcheefluſſe in Georgia und gehörten ursprünglich zu der Conföderation der Creeks (s. d.). Infolge langer Streitigkeiten unter den Häuptlingen trennten sich die S. vom Hauptstamme und ließen sich von 1750 an in Florida nieder, in dessen Mitte sie den fruchtbaren Bezirk Alachua in Besitz nahmen. Die letzten Ueberreste der in Georgia Zurückgebliebenen folgten 1808 und wählten die Nachbarschaft von Tallahassee zu ihren Wohnsitzen. Die Oberherrschaft der Vereinigten Staaten von Amerika erkannten sie nur widerwillig 1823 an. Im J. 1832 sollten sie unter falschen Vorspiegelungen, ja offenbarem Betrug von der Bundesregierung in das Indianergebiet westlich vom Mississippi verpflanzt werden, widersetzten sich aber der zwangsweisen Ausführung der vom Senate 1834 genehmigten Maßregel und führten unter Osceola einen grausamen Grenzkrieg, welcher der Bundesregierung 10 Mill. Doll. und 1466 Todte kostete und 1835—42 dauerte. Die S. unterlagen schließlich dem Verrath und der Uebermacht und wurden von 1839 an ohne weitern Widerstand ins Indianergebiet geschafft. In Florida blieben nur wenige Hunderte, welche bis zum Ende der funfziger Jahre einen kleinen Krieg unter ihrem Häuptlinge Billy Bowlegs fortführten, aber 1858 auch über den Mississippi geführt wurden. Die ihnen dort eingeräumte Reservation traten sie 1865 der Bundesregierung ab und erhielten neue Wohnsitze westlich von den Creeks. Nächst diesen, den Choctaws und Cherokesen sind sie zur Zeit die verhältnißmäßig civilisirtesten Indianer. Auf Grund der mit ihnen abgeschlossenen Verträge (zuletzt 21. März 1866) erhalten sie ein Jahrgeld von 25,000 Doll., 2500 Doll. für ihre Schulen und 1000 Doll. für ihre Regierung. Im J. 1874 zählten sie 2438 Seelen.

Semiotik (griech.) oder Semiologie, die ärztliche Zeichenlehre, beschäftigt sich mit der Beobachtung aller am menschlichen Organismus wahrnehmbaren Erscheinungen und mit den Schlüssen, welche aus diesen auf den jeweiligen gesunden oder krankhaften Zustand des Menschen gemacht werden können. Man hat sonach physiol. Zeichen, welche dem Leben in seinem regelmäßigen Gange eigenthümlich sind, und welche also auf die gesunde Beschaffenheit des betreffenden Organs schließen lassen, und pathologische, gewöhnlich Symptome (s. d.) genannt, welche bei totaler oder partieller Erkrankung des Organismus hervortreten. Die Bedeutung dieser Zeichen kann theils auf die vergangene Zeit hinweisen (anamnestische Zeichen), theils auf den gegenwärtigen Zustand (diagnostische), theils auf den zu erwartenden Verlauf (prognostische Zeichen), theils auf das, was der Arzt zu thun und zu lassen hat (Indicationen). Die S. bietet ein sehr großes Feld für Beobachtung und Forschung, welches in der neuesten Zeit noch besonders durch die Ausbildung der pathol. Anatomie sowie durch Erfindung der Auscultation und Percussion und anderer physik. Unterscheidungsmethoden erweitert wurde. Doch ist es einseitig, sie ganz in Diagnostik (s. Diagnose) aufgehen zu lassen. Vgl. Bock, «Lehrbuch der Diagnostik» (4. Aufl., Lpz. 1861); Guttmann, «Lehrbuch der klinischen Untersuchungsmethoden» (2. Aufl., Berl. 1874).

Semipalatinsk, District und Stadt im russ. Centralasien. Der District S. (487,673 QKilom. mit [1870] 510,163 E.) zwischen dem Irtysch und Issik-kul (etwa 51° und 43° nördl. Br.) gelegen, gehört zu den wärmsten Gebieten der russ. Besitzungen in Asien. Theils Steppenland, von der großen Orda der Kirgisen bewohnt, theils Hügel- und Bergland, durch die Ausläufer des Altaisystems und Mustagh gebildet, ist der Boden besonders für Viehzucht geeignet. Der südl. Theil, «das Land der sieben Ströme», welche in den Balchaschsee laufen, ist gut bewässert. Unter den Flüssen ist außer dem Ili (s. d.), der eine belebte Handelsstraße in die chines. Dsongarei nach Kuldscha bildet, der Irtysch der bedeutendste. Im Sommer herrscht eine außerordentliche Hitze, während im Winter die Kälte nicht selten bis auf 34° R. unter Null steigt. Der District zerfällt in die vier Bezirke: S., Kokbekty, Karkalinsk und Pawlodar. — Die Stadt S., am rechten Ufer des Irtysch, ist befestigt, hat mehrere Schulen, ein Militär-

hospital und 10,140 E., und bildet eine wichtige Station für den centralasiat. Handelsverkehr. Bereits 1754 errichteten die Russen hier eine Grenzmautstation. Seit 1855 werden zwei Messen in der Stadt abgehalten, vom 15. Mai bis 15. Juni und vom 15. Dec. bis 1. Jan. Während des Winters wird der Haupthandel betrieben. Der auswärtige Handel der russ. und tatar. Kaufleute von S. benutzt die Karavanenwege nach Tschugutschak, nach Kuldscha und Kaschgar, und nach Kokand. Ausgeführt werden schwarzes und rothes Leder, grobe Baumwoll- und Wollstoffe, Sammt, Brocat, Tuch-, Guß- und Schmiedeeisen, Taback und Getreide. Dagegen werden zurückgebracht dünne Filze, Schaffelle und Schlachtvieh aus den Steppen. Taschkend liefert feine Baumwollstoffe, seidene Kaftane, wollene Teppiche, rohe und gespulte Baumwolle und Obst, während von Kuldscha und Tschugutschak Thee, Porzellan, Silberbarren, Seide, Pelzwerk und Käume bezogen werden, Artikel, welche meist nach den russ. Messen in Irbit und Tjumen, ja selbst bis Kasan und Moskau wandern.

Semipelagianer, s. Pelagianer.

Semiramis, Königin von Assyrien, einer der berühmtesten Frauennamen der Weltgeschichte, ist trotzdem für die Geschichtsforschung ein schwieriges Problem. Nach der durch die Perser und mittelbar durch die Griechen und Römer überlieferten Legende war sie die Gemahlin des Onnes, eines Feldherrn des assyr. Königs Ninus (s. d.). S. soll bei der Belagerung von Baktra, nach der pers. Quelle, die uns durch Diodor von Sicilien überliefert, dem Ninus den Weg angegeben haben, wie er in die Stadt eindringen könne. Ihr erfolgreicher Rath gewann ihr nach dem Selbstmorde ihres Gemahls die Hand des Königs. Nach Ninus' Tode übernahm sie die Regierung für ihren Sohn Ninyas und soll unter dieser Regentschaft oder Herrschaft Afrika bekriegt, Indien mit einem ungeheuern Heere überzogen haben, welches aber gänzlich vernichtet wurde; ferner soll sie Babylon und eine Menge anderer Städte erbaut und überall die großartigsten Werke, Kunststraßen und Kanäle angelegt haben. So legte man ihr im allgemeinen alle bedeutenden Bauunternehmungen Asiens bei, unter anderm auch die ihr nicht gehörenden Mauern und die schwebenden Gärten Babylons, die zu den sieben Weltwundern zählten. Sie soll von ihrem Sohne Ninyas, mit dem sie, nach einer Sage, blutschänderischen Umgang hatte, ermordet, nach andern nur vom Throne entfernt worden sein. Die Legende setzt sie gegen 2000 v. Chr. Daneben wird aber von dem glaubwürdigen Herodot eine andere historische S. genannt, die fünf Geschlechter vor Nitokris in Babylon herrschte, also gegen 800 v. Chr. Wirklich kennen zu dieser Zeit die Keilinschriften eine Königin Sammuramat; man hat aber nur den Namen, und da die Regierung des Gemahls Bennirar (gegen 850) Jahr für Jahr bekannt ist, ist es sehr fraglich, ob die erwähnte Frau mit der S. Herodot's identisch ist. Berosus setzte sie 1356—1314; dieses muß wol als Epoche der historischen S. festgehalten werden. Späterer Forschung muß überlassen bleiben, festzustellen, ob und inwiefern die S. des Herodot und der Keilschriften den Anlaß zu der alten, hochberühmten Frauengestalt gegeben hat; mit ihrer Geschichte hat sich jedenfalls der Mythus der Derkato, wie der Asterte oder Ister verschmolzen. Vgl. Lenormant, «La légende de S.» (Par. 1877).

Semiten, Collectivbezeichnung der Völker des südwestl. Asien, s. Sem.

Semitische Epigraphik (Inschriftenkunde), zu welcher in gewissem Sinne auch die längst in ihrer Bedeutung erkannte und demgemäß gepflegte Münzenkunde (Numismatik) gerechnet werden kann, ist in neuerer Zeit zu einem wichtigen Zweig der semit. Philologie herangewachsen. Seitdem man die Länder und Städte der alten Culturvölker nicht blos sorgsamer als früher nach Denkmalen zu durchforschen und, wo die Oberfläche nichts bietet, durch Nachgrabungen zu erschließen angefangen hat, ist auch aus dem Kreise der semit. Völker ein ungemein reiches, früher kaum geahntes Material von Alterthümern und Inschriften zu Tage gefördert, dessen Fülle mit jedem Jahr durch neue Funde sich mehrt. Nicht blos von den durch ihre Literaturen bekannten Völkern, wie den Juden, Samaritanern, Abessiniern, in besonderer Menge von den islamischen Arabern aus allen Ländern ihres weiten Gebietes von Spanien bis Indien sind und werden solche inschriftliche Sprach- und Schriftdenkmale gefunden, sondern auch solche Völker und Volkstheile, von deren Sprache und Schrift man bisher gar keine oder nur unzureichende Kunde hatte, sind vermittels der Inschriften in den Bereich der sprachlichen Forschung getreten. Dahin gehören vor allem die alten Babylonier und Assyrer mit ihren Keilschriftmonumenten, die Moabiter (große Inschrift des Königs Mesa aus dem 9. Jahrh.; andere gefälscht), die südarab. Sabäer oder Himjariten (s. d.), die Nabatäer mit vielen Texten aus dem Hauran, Petra u. s. w. in aramäischer Sprache und Schrift, und andere Araber, von welchen theils die (durch Beer und Tuch entzifferten) sinaitischen Inschriften mit einer der

nabatäischen ganz ähnlichen Schrift, theils die durch Wetzstein und de Vogué veröffentlichten und jetzt durch Halévy enträthselten Graffiti auf den Basaltblöcken des Hauran (bei Harra, Safa u. s. w.) mit einem dem himjarischen verwandten Alphabet stammen. Auch die aramäischen Inschriften rein aramäischer Völker sind durch viele neue Funde in Aegypten und Assyrien (Gewichte, Siegel u. a., zum Theil bis ins 7. und 8. Jahrh. v. Chr. zurückreichend), in Palmyra und dem übrigen Syrien stark vermehrt, noch viel stärker die phönizischen aus fast allen Ländern des Mittelmeerbeckens (s. Phönizien), sowie die karthagischen (große Sammlung solcher von E. de Sainte-Marie) und neupunischen. Besondere Verdienste um die Sammlung und Erklärung der nabatäischen sowol als der nationalaramäischen Texte haben sich unter den Franzosen der Herzog von Luynes und der Graf Melchior de Vogué («Syrie centrale, inscriptions sémitiques», Par. 1868—77), unter den Deutschen M. A. Levy in Breslau erworben. Die ganz eigenthümlichen, hieroglyphenähnlichen Reliefinschriften von Hamath und Aleppo (vgl. Burton und Drake, «Unexplored Syria», Lond. 1872), welche vermuthlich auf eine ziemlich frühe Zeit zurückgehen, sind noch immer ein ungelöstes Räthsel. Eine möglichst vollständige und zuverlässige Sammlung des jetzt noch zerstreuten inschriftlichen Materials hat die pariser Académie des Inscriptions nun so weit vorbereitet, daß 1879 der Druck dieses «Corpus inscriptionum Semiticarum» beginnt.

Semitische Sprachen. Diesen Namen führte zuerst Eichhorn statt des früher gebräuchlichen aber viel zu unbestimmten Namens «Orientalische Sprachen» ein, mit Bezug auf 1 Mos. 10, 21 fg., wo die meisten der diese Sprachen sprechenden Völker auf Sem zurückgeführt werden. In den sämmtlichen Sprachen dieses Sprachstamms, der ursprünglich die Gebiete vom Tigris bis an die Küsten des Mittelmeers und Arabien umfaßte, von Südarabien aus auch nach Abessinien vordrang und durch die Colonien der Phönizier und die Eroberungszüge der Araber nach Westen wie nach Osten hin weiter verbreitet wurde, herrschen dieselben phonetischen Gesetze, in welchen namentlich das Vorherrschen rauher Kehllaute zu beachten ist, dieselben Grundelemente der Wörter, die fast durchgängig aus dreibuchstabigen Wurzeln bestehen, dasselbe consequent durchgeführte grammatische System, in welchem namentlich die Starrheit des consonantischen Elements und die Flüssigkeit des vocalischen hervortritt, sowie dasselbe orthographische System, nach welchem nur die Consonanten, als die eigentliche Basis des Wortes, geschrieben, die Vocale nebenbei blos angedeutet oder meist ganz in der Schrift weggelassen werden. Mit den Indogermanischen Sprachen und Hamitischen Sprachen (s. d.) zeigen die semitischen wol allerlei Berührungspunkte, aber die Versuche, alle drei oder auch zwei dieser Sprachstämme auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, haben kein überzeugendes Resultat herbeigeführt. Der semit. Sprachstamm theilt sich im allgemeinen in vier Hauptzweige: 1) das Aramäische, welches im Alterthum in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen wurde und hauptsächlich a) in die jüd.-aramäische, fälschlich chaldäisch genannte, und b) die christl.-aramäische oder syr. Sprache zerfällt. Außerdem haben wir noch Documente in den Dialekten der Samaritaner, Mandäer und in den Inschriften von Palmyra, welche ebenfalls zum aramäischen Zweige gehören. 2) Das Kanaanitische in Palästina und Phönizien. Hierzu gehören a) das Hebräische und das daraus gebildete Neuhebräische oder die Sprache des Talmud und der Rabbinen, welches aber mehr oder weniger mit dem Aramäischen gemischt ist; b) das Phönizische und Punische. 3) Die südsemit. Sprachen, nämlich a) das Arabische des nördl. Arabien, welches durch den Islam die herrschende Sprache der mohammed. Reiche wurde und woraus sich verschiedene Dialekte bildeten, wie der syrische, ägyptische und die vielfach verderbten Dialekte in den Barbareskenstaaten, in Marokko und auf der Insel Malta. b) Die südarab. oder himjarischen Dialekte, wie sie neuerdings auf den sog. hebräischen Inschriften entdeckt oder in Ueberresten auch noch in Volkssprachen nachgewiesen wurden. c) In Abessinien die sog. Aethiopische Sprache (s. d.) und Amharische Sprache (s. d.) und die modernen Formen der ersten. 4) Das Assyrische, d. i. die Sprache der erst neuerdings entzifferten assyr. Keilschriftmonumente. Vereinzelt steht die Ansicht derer, welche im Aramäischen oder Assyrischen die semit. Ursprache erkennen wollten. Die meisten Forscher stimmen darin überein, daß in den arab. Sprachen der Typus des Semitischen am reinsten und vollständigsten ausgebildet vorliegt.

Semler (Joh. Salomo), einer der bedeutendsten Begründer der neuern kritischen Theologie, wurde 18. Dec. 1725 zu Saalfeld geboren. Zu Hause einfach und verständig erzogen, ward er durch den Hof des letzten Herzogs von Saalfeld zum Object pietistischer Erweckungsversuche gemacht. Von früher Jugend her durch ungeheuern Lerneifer ausgezeichnet, bezog S. 1743 die Universität Halle, wo er sich an Jakob Baumgarten anschloß und bis 1750 blieb. Im J.

1750 ging S. als Redacteur der «Koburger Staats- und Gelehrtenzeitung» und außerord. Gymnasialprofessor nach Koburg, 1751 als Professor der Geschichte nach Altdorf, 1752 als Professor der Theologie nach Halle. Hier schloß er sich anfangs eng an Baumgarten an, reifte jedoch bald zur Selbstständigkeit heran. Von S.'s 171 Schriften sind wenige durchgearbeitet und abgerundet; er war eben mehr Kritiker und rastloser Sammler als Systematiker. Betreffs des Alten Testaments versuchte S. zuerst eine Feststellung des Textes durch rationelle Klassifikation der Handschriften, und forderte eine histor.-kritische Beurtheilung des Kanon. Betreffs des Neuen Testaments sprach S. den später von der tübinger Schule ausgeführten Gedanken aus, daß die Entstehung der neutestamentlichen Schriften aus dem Wechselverhältniß der verschiedenen urchristl. Parteien zu erklären sei, und forderte die histor. Auslegung derselben. In der Dogmengeschichte sammelte S. eine ungeheuere Fülle von einzelnem Material und wies hin auf die Unterscheidung des überall gleichen, ewig bleibenden religiösen Gehalts und der wechselnden localen Einkleidung. Seine unklare Unterscheidung der öffentlichen und der privaten Religion gab der Dogmatik und Religionsphilosophie immerhin fruchtbare Hinweise auf vorliegende Probleme. Vor allem hieraus erklärt es sich, daß S., obgleich selbst eifriger Vertreter des Rationalismus, mit demselben Eifer, wie früher den Pietismus, so später die wolfenbüttler Fragmentisten, Basedow und Bahrdt bekämpfte. Im J. 1777 gründete S. auf Wunsch des Ministers von Zedlitz eine philanthropische Erziehungsanstalt, deren Directorium ihm bereits 1779 entzogen ward. Die Vertheidigung des Wöllner'schen Religionsedictes (1788) brachte ihm viele ungerechte Angriffe auf seinen Charakter. Er starb 14. März 1791. Unter seinen Schriften sind noch anzuführen: «Abhandlung von der Untersuchung des Kanons» (4 Bde., Halle 1771—75), «De daemoniacis» (Halle 1760; 4. Aufl. 1779), «Umständliche Untersuchung der dämonischen Laute» (Halle 1762) und «Versuch einer biblischen Dämonologie» (Halle 1776), «Selecta capita historiae ecclesiasticae» (3 Bde., Halle 1767—69), die unvollendeten «Commentationes historicae de antiquo christianorum statu» (2 Bde., Halle 1771—72), «Versuch christl. Jahrbücher oder ausführliche Tabellen über die Kirchengeschichte bis aufs J. 1500» (2 Bde., Halle 1783—86), «Observationes novae, quibus historia christianorum usque ad Constantinum magnum illustratur» (Halle 1784). Vgl. «S.'s Lebensbeschreibung von ihm selbst verfaßt» (2 Bde., Halle 1781—82).

Semlin (ungar. Zimony, serb. Semun), eine serb.-banat. Stadt in der ehemaligen Militärgrenze, jetzt im Gebiet Mitrovitz des kroat.-slawon. Grenzgebietes, nahe der Mündung der Save in die Donau auf der Landspitze zwischen diesen beiden Flüssen, Belgrad, von dem es nur durch die Save getrennt ist, gegenüber, an den Abhängen eines Hügels, welcher die Ruinen der Burg Joh. Hunyad's trägt. Die Stadt ist der Sitz eines Stuhlrichteramtes, eines Hauptzoll-, eines Post- und eines Contumazamtes, besteht aus der innern Stadt und der Vorstadt Franzensthal und zählt (1869) 9473 E. Sie besitzt eine Real- und eine Hauptschule, sieben Kirchen, ein deutsches Theater und viele Alterthümer aus der Römerzeit. Die Einwohner sind meist Serben, die sich hier ansiedelten, als Belgrad 1739 in türk. Gewalt kam, und die serb. Sprache ist die vorherrschende; nach ihr ist die deutsche am meisten verbreitet. Die Stadt hat als der Hauptübergangspunkt in die Türkei bedeutenden Verkehr mit derselben und steht mit Belgrad in regelmäßiger Verbindung. Der Transitohandel hat sich seit Einführung der Dampfschifffahrt sehr gehoben. Hauptgegenstände des Verkehrs sind Baumwolle, Garn, Safran, Honig, Hasenbälge, Lämmerfelle und Pfeifenköpfe; Ausfuhrartikel sind Tücher, Porzellan, Glas u. s. w.

Semmering oder Semering, ein Bergsattel in derjenigen Kette der östl. Voralpen, die zwischen den Quellbächen der Mur und der Leitha von der Schneealm zur Rax und weiter an der Grenze von Niederösterreich und Steiermark über den Trasikogel, Dürkogel, Umschuß und Wechsel gegen das ungar. Flachland hinzieht. Die Uebergangspunkte dieses schon im hohen Alterthum zur Communication benutzten Bergjoches sind Gloggnitz in Niederösterreich (439 Mt.) und Mürzzuschlag in Steiermark (681 Mt. über dem Meer). Die Höhe des Sattels selbst beträgt 900 Mt., die Höhe des Tunnels der Südbahn, die ihn übersteigt, 898 Mt. Der Name ist slawisch und kommt von dem altslaw. Wortstamme smrk, der im allgemeinen Nadelholz bezeichnet. Die steirische Seite des Bergjochs kommt zu derselben Zeit, wo dieses Semmernik in Urkunden heißt, unter dem deutschen Namen Cerewalt vor, was wieder Nadelwald heißt. Am Cerewald ließ Markgraf Otakar von Steier zwischen 1156—60 eine Herberge für Pilger errichten, aus welcher dann das Dorf Spital an der Südseite des S. entstand. Ein Saumweg über das Joch bestand mindestens bereits seit Beginn des 13. Jahrh. Eine ordentliche Fahrstraße ließ indeß erst Kaiser Karl VI. ausführen, die 1728 vollendet wurde. Sie

trägt auf dem Scheitelpunkte eine Denksäule mit der bezeichnenden Inschrift «Aditus ad maris Adriatici litora». Es ist dies die alte Semmeringstraße, welche durch die 1840 vollendete, wegen ihrer vielen Windungen zwar längere, aber mit Bequemlichkeit fahrbare neue Semmeringstraße ersetzt wurde. Nachdem jedoch im Mai 1842 die Wien-Gloggnitzer Eisenbahn in Betrieb gesetzt worden, ging man alsbald an die Ausführung einer Eisenbahn über den S., die, anfangs mit geringern Mitteln und mit Unterbrechungen aufgenommen, erst mit dem Frühjahre 1850 einen raschen Fortgang hatte, sodaß, ungeachtet der größten Schwierigkeiten 1854 die Semmeringbahn dem allgemeinen Verkehr übergeben werden konnte. Letztere ist eine der kühnsten und großartigsten Eisenbahnbauten in Europa, inmitten großartiger, höchst romantischer Umgebung; 15 Tunnels und ebenso viele kolossale Viadukte wechseln mit den außergewöhnlichsten Ansteigungen des Terrains. Die Anlage der Bahn kostete 15 Mill. Fl. Die Bahn führt in einer Länge von 57 Kilom. von Gloggnitz nach Mürzzuschlag und setzt als ein integrirender Theil der Oesterreichischen Südbahn Wien mit Triest in Verbindung.

Semnonen, ein altgermanisches Volk, das mächtigste und angesehenste im Bunde der Sueven (s. d.), zu dessen religiöser Feier, bei der auch ein Menschenopfer üblich war, sich Abgesandte der einzelnen suevischen Stämme im heiligen Haine der S. vereinten, den man die Sonnenwalde oder Finsterwalde hieß. Sie wohnten zwischen der mittlern Elbe und Oder, zu beiden Seiten der Spree, durch die Elbe von den Hermunduren, durch die Oder von den Burgundionen geschieden und begrenzten sich südöstlich mit den silingischen Vandalen, nordöstlich mit den Longobarden. Auch sie standen unter der Herrschaft Marbod's (s. d.), von dem sie sich aber 17 n. Chr. im Kriege mit Armin trennten, während sie sich letzterm anschlossen. Seit Ausgang des 2. Jahrh. n. Chr. schwindet ihr Name, anscheinend vor dem allgemeinen der Sueven.

Sempach, ein altes Städtchen im Bezirk Sursee des schweiz. Cantons Luzern, 519 Mt. über dem Meere am gleichnamigen See und der Eisenbahn Olten-Luzern, mit (1870) 1109 E., ist denkwürdig durch die Schlacht vom 9. Juli 1386, wo 1300 Schweizer über 4—6000 Feinde einen vollständigen Sieg erfochten. Der Herzog Leopold von Oesterreich führte seine Truppen von Sursee her gegen die Eidgenossen von Luzern, den Waldstätten, Glarus und Zug. Diese hatten bereits 60 Gefallene, als die enggeschlossenen Glieder des zu Fuß fechtenden Adels der Sage nach durch den Heldentod Arnold's von Winkelried gebrochen wurden. Mit den Worten: «Eidgenossen, ich will Euch eine Gasse machen», soll der gewaltige Mann mit beiden Armen von des Feindes Speeren, so viel er konnte, umfaßt und in seine Brust gedrückt haben, worauf seine Kampfgenossen in die Lücke eindrangen und die dichten Reihen der Gegner brachen. Der Herzog fiel im Kampfe und mit ihm 1400 vom Adel aus Schwaben, Elsaß und Aargau, darunter 300 gekrönte Helme. Ueberhaupt kamen nur wenige von Leopold's Heere davon. Zur Erinnerung an die Schlacht, welche alljährlich gefeiert wird, wurde auf dem Schlachtfelde eine Kapelle erbaut und ein erratischer Granitblock als Winkelried-Denkstein bezeichnet. Indessen hat die neuere Forschung wahrscheinlich gemacht, daß der Heldentod Winkelried's eine später aufgekommene Mythe ist. Vgl. Kleißner, «Die Quellen zur Sempacher Schlacht und der Winkelried-Sage» (Gött. 1873). — Der Sempachersee, ein stiller, schilfreicher Wasserspiegel von anmuthigen Hügeln umgeben, liegt 507 Mt. über dem Meere und ist 7 Kilom. lang, 2,5 Kilom. breit, 14,3 QKilom. groß.

Semper (Gottfr.), ausgezeichneter deutscher Baumeister, geb. 29. Nov. 1803 in Hamburg, erhielt seine erste Bildung zu Altona, besuchte hierauf das Johanneum seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen mathem., besonders aber militärwissenschaftlichen Studien. Seit 1825 studirte er in München und arbeitete einige Zeit in Regensburg bei Herausgabe des Domwerks, mußte aber infolge eines Duells die Stadt verlassen und wandte sich nun nach Paris, um seine Studien unter Gau zu vollenden. Nach dreijährigem Aufenthalte begab er sich 1830 auf eine längere Studienreise nach dem Süden, besuchte Italien, Sicilien und Griechenland, und gewann hier die eigenthümlichen Ansichten über die bei den Griechen übliche Polychromie (s. d.), welche er in mehrern geistreichen Schriften niederlegte. Nach S.'s Ueberzeugung hat eine durchgängige Bemalung der antiken Tempel stattgefunden, wogegen andere eine nur theilweise Polychromie zugeben, wie insbesondere Kugler. Bei der Rückkehr 1832 war er zunächst nach Berlin zu Schinkel gegangen und hatte bei diesem sympathische Aufnahme gefunden. Hierauf wurde er 1834 an Törmer's Stelle zum Professor der Architektur an die dresdener Akademie berufen. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das bauliche Kunstwerk nur aus der organischen Gestaltung des Zwecks erwachsen könne, schuf S. hier auf der Grundlage der Antike mit freier Kraft im Sinne der ital. Renaissance. Nachdem er sich beim Bau

der neuen Synagoge zweckentsprechend an den byzant.-orient. Centralbau gehalten und namentlich das Farbensystem der Decoration meisterhaft durchgebildet, gab er in dem Hoftheater (seit 1839) das glänzendste Zeugniß seiner Genialität, welche bei strenger Folgerichtigkeit der Lösung des architektonischen Problems aus dem Kerne seiner Bestimmung heraus, in welche das neue Gebäude trat, doch die Rücksicht auf das architektonische Ensemble festhielt. Seiner Anregung verdankte auch die zum Schmuck des Hauses berufene Plastik neuen Aufschwung, um so mehr, da namentlich Rietschel und Hähnel seinen Intentionen congenial entgegenkamen. Neben verschiedenen charakteristischen Bauten anderer Art (Kaserne in Bautzen, Villa Rosa in Neustadt-Dresden, dem Palais Oppenheim an der Elbe in Altstadt, einem ernsten venet. Prachthause, und einem zweiten Renaissancebau für denselben Bauherrn) beschäftigte ihn als Hauptwerk seit 1846 der Neubau des dresdener Museums, welches S. als Abschluß der noch unverbundenen Hauptanlagen des Zwingers errichtete. Die Möglichkeit eigener Vollendung dieses Monumentalwerks ersten Rangs versscherzte sich S. durch seine Betheiligung an dem Mai-Aufstande 1849. Er rettete sich mit genauer Noth durch die Flucht nach Straßburg und war im Begriff, nach Amerika zu reisen, als ihm in England bei der Akademie zu Marlboroughouse ein Wirkungskreis angeboten wurde. Sein Rath war mitbestimmend bei der seit 1851 in England beginnenden Reform der höhern Gewerbe und besonders bei Anlage des Kensington-Museums. Damals entstand seine Schrift «Ueber die vier Elemente der Baukunst» (Braunschw. 1851) und verschiedene andere kunstgewerbliche Abhandlungen, die ihre systematische Weiterführung in dem epochemachenden Buche «Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten» (2 Bde., Münch. 1860—63; 2. Aufl. 1878 fg.) erhielten, welches als eine praktische Aesthetik der technischen und tektonischen Künste geradezu den literarische Kanon für alle die folgereichen Bestrebungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Kunstgewerbpflege geworden ist. Schon 1853 war der Ruf an das neuerrichtete Polytechnicum in Zürich an S. ergangen und er folgte demselben, um nun den großartig schlichten Bau für diese Anstalt, zugleich aber auch die Leitung der in demselben zu lehrenden Disciplinen in die Hand zu nehmen. Der große Plan der Errichtung eines zunächst für Richard Wagner's Opernbramen bestimmten Theaters in München zerschlug sich zwar, jedoch wurde S. bald danach die Gelegenheit geboten, an Stelle seines am 21. Sept. 1869 abgebrannten Theaters in Dresden ein neues und größeres zu bauen, welches 1877 zum Abschluß kam; den Bau führte sein Sohn, Manfred S., ein in der Schule des Vaters gebildeter tüchtiger Architekt. Im J. 1869 wurde S. als Hauptleiter der neuen Hof- und Museelbauten nach Wien berufen, wohin er 1871 übersiedelte. Hier hat S. zunächst in den Kunstmuseen, welche unter Betheiligung Hasenauer's in Angriff genommen wurden, seine geniale Gestaltungskraft in neuer Frische bewährt. Von S.'s Schriften sind noch zu erwähnen: «Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmucks und dessen Bedeutung als Kunstsymbol» (Zür. 1856), «Wissenschaft, Industrie und Kunst» (Braunschw. 1852), «Ueber die bleiernen Schleudergeschosse der Alten» (Frankf. 1859).

Semper (Karl), namhafter deutscher Naturforscher und Reisender, Neffe von Gottfried Semper (s. d.), geb. 6. Juli 1832 zu Altona, besuchte bis 1848 das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann in die Seecadettenschule zu Kiel ein, besuchte hierauf die Polytechnische Schule zu Hannover und bezog dann die Universität Würzburg, wo er Naturwissenschaften, speciell Zoologie studirte. Nach seiner 1856 dort stattgefundenen Promotion unternahm S. zu fernerer Ausbildung eine Reise durch Dänemark, Frankreich, Spanien, Belgien und Holland und schiffte sich im Mai 1858 in Hamburg nach Singapore ein. Ende 1858 in Manila eingetroffen, bereiste er 1859—61 den größten Theil des Archipels der Philippinen, 1862 die Palau-Inseln und kehrte 1863 nach Manila zurück. Nachdem er 1864 noch eine Reise nach Mindanao unternommen hatte, trat er Anfang 1865 über China, Ceylon und Suez feine Rückreise nach Europa an, habilitirte sich im Jan. 1866 an der Universität Würzburg als Docent für Zoologie und wurde 1868 zum außerord., 1869 zum ord. Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie daselbst ernannt. Einen Ruf nach Göttingen an Keferstein's Stelle lehnte er 1870 ab und erhielt 1872 das Directorium des neugegründeten zoolog.-zootomischen Instituts. Von S.'s größern Schriften sind zu nennen: «Entwickelungsgeschichte der Ampullaria polita Deshayes, nebst Mittheilungen über die Entwickelungsgeschichte einiger andern Gastropoden aus den Tropen» (Utr. 1862), «Reisen im Archipel der Philippinen» (Bd. 1: «Holothurien», Lpz. 1867—69; Bd. 2: «Malacologische Untersuchungen», Wiesb. 1870—72; Bd. 3: «Landmollusken», Wiesb. 1872), «Die Philippinen und ihre Bewohner» (Würzb. 1869), «Die Palau-Inseln im Stillen Ocean» (Lpz. 1873), «Reisen im Archipel der Philippinen» (Bd. 1—3,

Wiesb. 1867—75). Die unter seiner Leitung im zoolog.-zootomischen Institut zu Würzburg angestellten Untersuchungen haben seit 1872 die Herausgabe eines wissenschaftlichen Journals «Arbeiten aus dem zoolog.-zootomischen Institut» möglich gemacht.

Semperfreie, eigentlich «sendbar Freie» (sentbere Brimannen, homines synodales), sind im Mittelalter die Vollfreien, die dem alten Grafengericht unterstehen und im Sendgericht des Bischofs erscheinen. Da jedoch nach dem Ueberwuchern des Lehnwesens und dem Aufkommen neuer Ständeunterschiede die Beziehung zum Volksgerichte nicht mehr als entscheidendes Merkmal einer höhern Stellung gelten konnte, so begreift der Schwabenspiegel unter S. nicht sämmtliche Reichsunmittelbaren, sondern nur die Fürsten und freien Herren. Diese willkürliche Deutung erlangte allmählich das Uebergewicht, sodaß bis in neuere Zeit adelige Geschlechter, wie die Herren von Limburg und die Grafen Schaffgotsch, den Titel S. führten und damit ihre erbliche Reichsfreiheit hervorhoben. Vgl. Ficker, «Vom Heerschild» (Innsbr. 1862).

Sempervivum, Pflanzengattung, s. Hauswurz.

Sempronius ist der Name eines röm. Geschlechts, das eine patricische Familie und mehrere plebejische in sich schloß. Die erstere, die den Namen Atratinus trägt, erscheint in den Magistratsfasti zuerst mit Aulus S. Atratinus, der 497 und 491 v. Chr. Consul war. Ihr gehörten auch Aulus S. Atratinus an, der 444 unter den ersten consularischen Kriegstribunen sich findet, und Lucius S. Atratinus, der 443 mit Lucius Papirius Mugillanus zuerst das neubegründete Censoramt verwaltete. — Unter den plebejischen Familien ist die berühmteste die den Namen Gracchus (s. d.) führende, die mit Tiberius S. Gracchus, der 238 v. Chr. Consul war, in den Fasti erscheint. Sein gleichnamiger Urenkel war der Gemahl der Cornelia, der Tochter des ältern Scipio Africanus, sowie Vater der Sempronia, die sich mit dem jüngern Scipio Africanus verheirathete, und des Tiberius und Gajus Gracchus, der berühmtesten aus dem ganzen Geschlecht, deren Gesetze eben auch nach ihrem Geschlechtsnamen Leges Semproniae heißen. — Andern plebejischen Familien des Geschlechts gehörten an Gajus S. Bläsus, der als Consul im ersten Punischen Kriege 253 v. Chr. mit seinem Collegen eine Landung in Afrika machte und auf der Rückkehr Schiffbruch erlitt; Tiberius S. Longus, der im ersten Jahre des zweiten Punischen Kriegs, 218, als Consul nach Afrika übersetzen sollte, aber zurückgerufen wurde, als Hannibal in Italien erschien, und gegen diesen mit seinem Amtsgenossen Publius Cornelius Scipio die Schlacht an der Trebia verlor; Publius S. Sophus, der als Consul 304 die Aequer, und Publius S. Sophus, der als Consul mit Appius Claudius Crassus Picenum 268 unterwarf; Marcus S. Tuditanus, unter dessen und des Gajus Claudius Centho Consulat 240 Livius Andronicus zuerst regelmäßige Dramen auf die röm. Bühne brachte; Publius S. Tuditanus, der als Consul 204 bei Croton über Hannibal, nachdem er erst von ihm geschlagen worden, siegte; und Gajus S. Tuditanus, Consul 129 v. Chr., der durch ein Geschichtswerk, das bis auf geringe Reste verloren ging, sich einen Platz unter den vorzüglichern röm. Annalisten erworben hat. Nicht lange nach ihm verfaßte S. Asellio eine nur noch fragmentarisch vorhandene Geschichte seiner Zeit, in der er eine pragmatische Darstellung zu geben versuchte.

Senar (lat. senarius, d. h. Sechsfüßler) heißt ein iambischer Trimeter oder eigentlich ein aus sechs Jamben bestehender Vers, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der reine Jambus mit Ausnahme des letzten Fußes auch Auflösungen in einen Tribrachys (⏑ ⏑ ⏑) zuläßt, und daß viele lat. Dichter statt der Jamben nicht blos in den ungeraden Füßen (1, 3, 5), sondern in allen, mit Ausnahme des letzten, auch Spondeen (— —) verwenden, sowie daß einige Dichter in größerer oder geringerer Ausdehnung dafür auch Anapäste (⏑ ⏑ —) und Daktylen (— ⏑ ⏑) setzen. (S. Jambus und Trimeter.) Das Grundschema des S. ist folgendes:

Ein fester Wille, nicht die Noth gebiete dir.

Senat (senatus) hieß bei den Römern die berathende Versammlung, welche mit der gesetzlich beschließenden Volksgemeinde und den ausführenden Magistraten die Oberleitung des Staatswesens handhabte. Ursprünglich bezeichnet das Wort die Versammlung der Alten (senes) und entspricht so der spartan. Gerusia, der Versammlung der Geronten. Der römische S. war in der Königszeit ein Ausschuß der bejahrten Bürger des patricischen Populus, die Senatores und als Patricier auch Patres hießen und bestimmt waren, dem Rex (s. d.) als Staatsrath (consilium) zur Seite zu stehen, nach seinem Tode aber die Regierung so lange zu führen, bis ein aus ihrer Mitte hervorgegangener Interrex die Wahl des neuen Königs durch die Comitien des Volks zu Stande gebracht hatte. Die Zahl der Senatoren entsprach zunächst viel-

leicht der der Gentes, indem zuerst 100 die latinischen Rammes vertraten, dann ein zweites Hundert der albanischen Tities, endlich ein drittes der dritten Tribus, der Luceres, hinzukam, die als patres minorum gentium (d. i. der mindern Geschlechter) bezeichnet wurden. Gleich nach der Gründung der Republik wurde von den ersten Consuln 509 v. Chr. der sehr geschwächte S. wieder zur Zahl von 300 durch Aufnahme von Männern, unter denen sich gewiß auch Plebejer befanden, ergänzt. Die Neuaufgenommenen hießen neben den alten Mitgliedern Conscripti; in späterer Zeit aber, wo man die ursprüngliche Scheidung nicht mehr beachtete, wurde der Ausdruck Patres conscripti als die gewöhnliche Anrede der versammelten Senatoren angewendet. Um 312 wurde durch einen Volksschluß festgesetzt, daß die Bekleidung eines zu den curulischen gehörigen Magistratus (s. d.) ein Anrecht auf die Berufung in den S. geben solle. Hierdurch wuchs, da die curulischen Aemter den Patriciern nicht mehr allein zugänglich waren, die Zahl der plebejischen Mitglieder, aus denen damals zusammen mit den patricischen ein neuer Adel, der der Nobilität (s. Nobiles), entstanden war. Einige Zeit darauf erlangten die Tribunen, und zuletzt erhielten durch Sulla die Quästoren das gleiche Anrecht. Auch ist in der spätern Zeit der Republik die Bürgerschaft in drei Stände geschieden: das Personal des S. (ordo senatorius), den Stand der Ritter (ordo equester) und der bloßen Plebejer (ordo plebeius). Uebrigens wurden bis Sulla die gewesenen Magistrate erst dann wirkliche Senatoren, wenn sie von den Censoren bei der nächsten Musterung des Volks in den S. berufen wurden (lecti). Fehlte es an Befähigten aus dem Kreise der zurückgetretenen Magistratspersonen, so konnten die Censoren auch aus den übrigen freigeborenen, untadeligen Bürgern unter nächster Berücksichtigung der Ritter die Liste (album senatorium) ergänzen. Ob in der frühesten Zeit nur seniores, d. i. Männer, die das 45. Jahr zurückgelegt hatten, in den S. Zutritt hatten, ist bestritten; jedenfalls genügte später ohne Zweifel das regelmäßig zur Quästur erforderliche Alter von 27, später 30 J.; Augustus setzte das 25. J. fest. Ein Vermögen von bestimmter Höhe, senatorischer Census, der den ritterlichen überstieg, war in der ältern Zeit nicht Erforderniß; erst Augustus setzte einen Census, anfangs vielleicht von 800,000 Sestertien, hernach von 1,000,000 Sestertien fest. Die Zahl von 300 Senatoren mehrte sich erst mit der wachsenden Zahl der Magistrate, namentlich seit Sulla. Zu Cicero's Zeit waren mehr als 400 Senatoren; Cäsar und dann Antonius nahmen viele, der letztere namentlich auch Freigelassene in den S. auf. Augustus brachte die Zahl durch Ausstoßung der Unwürdigen (senatu moti) auf 600 zurück. Der von den Censoren bei Verlesung der Senatorenliste zuerst Genannte, meist ein gewesener Censor, hieß Princeps Senatus; unter den übrigen bildeten sich nach den Aemtern, die sie bekleidet hatten, Klassen der censorischen, consularischen und anderer Männer.

Wie die Wahl, so kam auch die Ausschließung aus dem S. den Censoren bei der Musterung zu; Betreibung von Handelsgeschäften wurde den Senatoren 218 durch die Lex Claudia verboten. Das Recht, den S. zu berufen (cogere senatum), kam nur den höchsten Magistraten zu, also regelmäßig den Consuln, und nächst ihnen den Prätoren, doch ward es von diesen außer in Abwesenheit der Consuln nur ausnahmsweise geübt, und zwar dann zunächst von dem Prätor-Urbanus. Die Volkstribunen, die frühzeitig den Zutritt zu den Verhandlungen, später durch das Atinische Gesetz kraft ihres Amtes den Anspruch auf Eintritt in den Senat nach Ablauf ihres Amtes erlangten, hatten schon vorher, vielleicht um 287 v. Chr., sich das Recht der Berufung des Senats erzwungen. Die Berufung geschah durch Präconen (viatores), später auch mittels Edicts. Regelmäßige Versammlungstage an den Kalenden und Idus jedes Monats richtete erst Augustus ein. Der Ort der Versammlung war gewöhnlich die von König Tullius Hostilius zu diesem Zwecke am Comitium gebaute Curia Hostilia, an deren Stelle, nachdem sie 52 abgebrannt, später die Curia Julia trat; häufig aber fanden auch die Versammlungen in Tempeln statt, und stets mußte der Ort ein Templum im röm. Sinne, d. h. ein inaugurirter sein. Die Abstimmung geschah durch Auseinandertreten in Gruppen (itio in partes) oder wenn die Majorität zweifelhaft war, durch mündliche Stimmabgabe. Damit ein Beschluß gültig, war die Gegenwart einer, jedoch nicht immer gleichen Anzahl von Senatoren in der Sitzung (frequens senatus) nöthig. Die Willenserklärung des S. überhaupt hieß auctoritas; trat kein Hinderniß, wie z. B. die Intercession der Tribunen, ein, so erlangte sie die Kraft eines förmlichen Beschlusses oder Senatusconsultum. Die Senatsconsulte waren jedoch keine Gesetze (s. Lex), denn die Einwirkung des S. auf die Gesetzgebung beruhte, von den Rechten des patricischen Bestandtheils des S. abgesehen, nicht sowol auf einem gesetzlichen Rechte, das nur für die Tributsversammlungen der Plebs bestanden zu haben und auch für diese damals aufgehoben worden zu sein scheint, als auf dem Herkommen, daß über alle

Gesetzesvorschläge, ehe sie an die Comitien gelangten, im S. berathen und ein Vorbeschluß gefaßt wurde; die eigentliche Thätigkeit des S. ging mehr auf die Verwaltung. So kam ihm zu die Oberaufsicht über die Staatsreligion und ihre Diener, über das Aerarium (den Staatsschatz), die Finanzen und deren Verwaltung, die Leitung der Beziehungen zu den Unterthanen und Bundesgenossen sowie zum Auslande, daher die Absendung und Annahme von Gesandtschaften. Die Magistrate waren ihm nicht unterthänig, hingen aber mannichfach von ihm ab, da ihm die Vertheilung der Geschäfte, besonders der Kriegsämter, der Provinzen, die Verfügung über die nöthigen Mittel zur Führung des Amts und eine Aufsicht über dieselbe, sowie das Recht der Instruction zustand. Bei dringender Gefahr war der S. auch berechtigt, in die Leitung des Staats überhaupt einzugreifen, wie das namentlich durch das bekannte Senatsconsult, «die Consuln möchten zusehen, daß der Staat nicht Schaden leide», geschah. Es ward dadurch den Consuln dictatorische Gewalt zutheil, ohne daß jedoch ihre Verantwortlichkeit aufhörte.

Einflußreich war der S. auch noch dadurch, daß bis auf Gajus Sempronius Gracchus die Geschworenengerichte ausschließlich mit Senatoren besetzt wurden. Unter den Kaisern stand das Recht, den S., dessen Princeps seit Augustus der Kaiser selbst war, zu berufen, noch den republikanischen Magistraten, aber auch dem Princeps zu, der aus der ihm gegebenen tribunicischen Gewalt das Recht ableiten konnte und es außerdem speciell zu erhalten pflegte, in jeder Sitzung entweder persönlich oder durch seine Quästoren einen Gegenstand zum Vortrag und zur Abstimmung zu bringen, auch wenn er nicht als Consul, bei dem regelmäßig der Vorsitz blieb, präsidirte. Für die Verhandlungen, über welche gewiß schon in der Republik und nicht erst seit Cäsar Protokolle (acta) geführt wurden, die Umfrage und die Abstimmung blieben im ganzen die alten Formen. Seiner Thätigkeit nach erscheint der S. nun vorzüglich als ein Reichsrath der Kaiser, die ihn über Staatsgeschäfte befragten, namentlich auch in Hinsicht auf Gesetzgebung, für die nun bei dem Schwinden der Leges die Senatsconsulte eine wichtige Quelle wurden. Ein Theil der Provinzen war durch Augustus dem S. überlassen; die Magistrate, welche sie verwalteten, standen zunächst unter diesem Collegium, und die Einkünfte aus ihnen flossen in das seiner Verwaltung überwiesene Aerarium (s. d.), von dem nun der Fiscus unterschieden wurde. Hierzu kamen seit Tiberius die Wahlen der altrepublikanischen Magistrate, nachdem bereits Augustus dem S. eine regelmäßige Criminalgerichtsbarkeit, namentlich wegen gesetzwidriger Verwaltung der Provinzen und wegen Capitalverbrechen seiner Mitglieder überwiesen hatte. Seinen Einfluß auf die Wahl des Kaisers, dem er auch seine einzelnen Gewalten decretirte, worauf dann noch ein bestätigender Volksbeschluß erfolgte, theilte er mit den Soldaten, namentlich den Prätorianern, wie denn überhaupt sein Ansehen unter den despotischen Kaisern immer mehr sank. Die Provinzen wurden ihm schon im 3. Jahrh. entzogen, das Aerarium ward eine städtische Kasse; auch andere Rechte schwanden dahin. Seit Diocletian und Konstantin, der in Konstantinopel ebenfalls einen S. einrichtete, wirkte der S. nur noch zum Scheine bei der Gesetzgebung und der Strafrechtspflege mit. Als städtische Behörde sah er sich durch den Stadtpräfecten sehr beschränkt. Seine Mitglieder, die jetzt ihre Würde vererbten, wurden mit eiteln Ehren ausgestattet, zugleich aber auch mit Steuern reichlich belastet. Die ostgoth. Könige zogen den römischen S. wieder bei Staatsgeschäften zu Rathe und steigerten seinen Antheil an den städtischen Angelegenheiten, wie er denn auch an der Papstwahl theilnahm. Nach den ostgoth. Königen aber verschwindet er zu Ende des 6. Jahrh. gänzlich, und erst 1143 erhielt die Stadt Rom wieder einen S. (S. Römische Alterthümer.)

Nach dem Beispiele Roms nannte man seit dem Mittelalter die Magistratscollegien bedeutender Städte, namentlich der Reichsstädte, S., desgleichen auch andere hohe Collegien von obrigkeitlichem Charakter (Universitätssenat, Gerichtssenat). In Preußen und andern deutschen Staaten zerfallen noch jetzt die Collegien der Obergerichte in einen Criminal- und einen Civilsenat. — Constitutionelle Staatsverfassungen belegen zuweilen den aristokratischen Staatskörper, der durch das Lebensalter, die Amtswürde, die bürgerliche Stellung und die Auswahl seiner Mitglieder ein conservatives Gegengewicht zu der den Bewegungen und Leidenschaften des Tags mehr zugänglichen Volks- oder Wahlkammer bilden soll, mit dem Namen des S. Ein solcher S. nimmt im allgemeinen die Stellung ein, welche dem brit. Oberhause zukommt, und welche sonst im constitutionellen Frankreich die Pairskammer behaupten sollte. In dieser Weise gab es einen S. im poln. Reichstage, der die Prälaten, Wojwoden, Castellane und Minister umfaßte. Einen gleichen Charakter seiner Bestimmung hat der S. in den gegenwärtigen Verfassungen Spaniens, Italiens, Frankreichs u. s. w., auch der S. der Vereinigten Staaten von Amerika. In Rußland ist der S. eine überwachende Sicherheitsbehörde (s. Rußland).

Send, heilige Send oder Sendgericht (synodus), nicht zu verwechseln mit dem Centgericht (s. Cent), hieß eine Art geistlicher Gerichte, welche der Bischof für die Angesehenern und hinsichtlich schwerer Fälle, für geringe Leute der Erzpriester oder Dompropst periodisch in den zum bischöfl. Sprengel gehörigen Städten und Dörfern öffentlich abhielt oder durch dazu verordnete Sendrichter abhalten ließ, um alle Vergehungen wider die Sonntagsfeier und die Zehn Gebote, Kirchenraub, Ketzerei, Simonie, Wucher, Fried- und Eidesbruch festzustellen und zu bestrafen. Sämmtliche in den Bezirk gehörige Personen mußten bei Vermeidung des Bannes vor dem S. erscheinen, und den deshalb vereideten Sendschöffen lag es ob, die dahin gehörigen Uebertretungen, von welchen sie Kenntniß erlangt, zur Anzeige zu bringen. Aus dieser Einrichtung soll sich die engl. Anklagejury (s. d.) entwickelt haben. Später traten an die Stelle der Sendgerichte in den roman. Ländern vielfach die Inquisitionstribunale. (S. Inquisition.)

Sendomir, poln. Sandomierſh, Kreisstadt des russ. Weichselgouvernements Radom, an der Weichsel, früher Hauptstadt eines eigenen Gouvernements, liegt in einer angenehmen und besonders an Weizen fruchtbaren Gegend, hat eine prächtige Kathedrale, ein großes Zuchthaus und zählt (1871) 4749 E., welche starken Handel mit Weizen treiben. In Nordwesten erhebt sich die Sendomirer Berggruppe, die in der Lysa Góra, d. h. Kahlenberg, über 600 Mt. absolute Höhe erreicht, im Osten bei Opatow bedeutende Steinbrüche und gutes Eisenerz, im Westen bei Kielce Eisen-, Kupfer-, Blei-, Galmei- und Steinkohlengruben enthält. S. war unter den Jagellonen eine der angesehensten Städte Polens und blühte durch Handel und Fabriken, bis sie 1656 von den Schweden zerstört wurde. Hier hielten die poln. Dissidenten, um die unter ihnen entstandenen Lehrstreitigkeiten beizulegen, vom 9. bis 14. April 1570 eine Synode, und mehrere prot., reform. und hussitische Geistliche und adelige Laien unterschrieben 14. April ein gemeinsames Glaubensbekenntniß.

Senebier (Jean), Naturforscher und Bibliograph, geb. 6. Mai 1742 zu Genf, studirte Theologie und wurde 1765 Pastor an einer der genfer Kirchen. Er gab zuerst «Contes moraux» in Marmontel's Geschmack heraus, die keinen Beifall fanden. Infolge einer von der harlemer Akademie gestellten Preisfrage veröffentlichte er die classische Schrift «Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences» (2 Bde., Genf 1775; 2. Aufl., 3 Bde., Genf 1802). Ferner übersetzte er mehrere Schriften seines Freundes Spallanzani und arbeitete für die «Encyclopédie méthodique» die Pflanzenphysiologie aus. Nachdem er einige Jahre Prediger zu Chancy gewesen, erhielt er 1773 die Oberbibliothekarstelle der Stadt Genf und hierdurch Veranlassung, sich mit bibliogr. und literarisch-histor. Studien zu beschäftigen. Während der genfer Unruhen wanderte er aus, kehrte aber 1799 aus dem Waadtlande in seine Vaterstadt zurück, wo er 22. Juli 1809 starb. Die verdienstlichen Leistungen S.'s bestanden in der Anwendung physik. und chem. Gesetze zur Erklärung der Lebenserscheinungen der Thiere und besonders der Pflanzen, z. B. des Sonnenlichts («Mémoires sur l'influence de la lumière solaire, etc.», 3 Bde., Genf 1782), der atmosphärischen Luft («Rapport de l'air atmosphérique avec les êtres organisés», 3 Bde., Genf 1807), Lehren, die er in seiner «Physiologie végétale» (3 Bde., Genf 1800) theils angedeutet, theils ausgeführt hatte.

Seneca ist der Name einer span.-röm. Familie, aus welcher zwei Mitglieder in der ersten röm. Kaiserzeit als Schriftsteller sich bekannt gemacht haben. Annaeus S., der Aeltere, gewöhnlich der Rhetor benannt, war um das J. 54 v. Chr. in Corduba (Cordova) in Spanien geboren, und kam als Knabe nach Rom, wo er sich besonders unter der Leitung des Rhetors Marillus rhetorischen Studien widmete. In seine Heimat zurückgekehrt, verheirathete er sich mit der Helvia, die ihm drei Söhne gebar: den Novatus, den Lucius S. und den Mela (Vater des Dichters Lucan). Um das J. 3 n. Chr. kam er wieder nach Rom, wo er wahrscheinlich bis zu seinem im J. 38 oder 39 n. Chr. erfolgten Tode lebte. Bereits in sehr hohem Alter verfaßte er auf Bitten seiner Söhne eine Sammlung von Sentenzen und glänzenden Stellen aus den Declamationen (Uebungsreden) einer großen Anzahl von Rhetoren, die er selbst gehört hatte. Das Werk trägt nach den Handschriften den Titel «Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores» und zerfällt in zwei Haupttheile von sehr verschiedenem Umfang: zehn Bücher «Controversiae», von denen das erste, zweite, siebente, neunte und zehnte vollständig, die übrigen im Auszuge erhalten sind, und ein Buch «Suasoriae», dem jetzt der Anfang und der Schluß fehlt. Die erste kritische Ausgabe dieses Werks besorgte Bursian (Lpz. 1857), eine neue Kießling (Lpz. 1872). Außerdem hatte er verschiedene verloren gegangene Schriften, darunter ein Geschichtswerk (historiae) vom Anfang der Bürgerkriege bis auf die letzten Tage seines Leben herab, verfaßt. Vgl. Koerber, «Ueber den Rhetor S. und die röm.

Rhetorik seiner Zeit» (Kassel 1864). — Sein zweiter Sohn, Lucius Annaeus S., der Philosoph zubenannt, war um 4 v. Chr. in Corduba geboren, erhielt in Rom unter Leitung seines Vaters, der ihn zum Redner bilden wollte, eine sorgfältige Erziehung, wandte sich aber später von der Redekunst ab der Philosophie zu, in welcher er sich zu den Ansichten der Stoischen Schule, wenn auch nicht ohne einen gewissen Eklekticismus, bekannte. Er wurde 41 n. Chr. vom Kaiser Claudius wegen seines vertrauten Verhältnisses zu der Nichte desselben, Julia, auf Betrieb der Messalina nach Corsica verbannt; nach acht Jahren aber durch den Einfluß der Agrippina zurückberufen, bekleidete er die Prätur und wurde zum Erzieher des spätern Kaisers Nero ernannt. Nach dessen Thronbesteigung (54 n. Chr.) wurde er einer seiner vertrautesten Rathgeber. Doch ward dem Kaiser, der seinen Lüsten immer ungescheuter sich hingab, sein philos. Rathgeber, so gut derselbe auch sich in die Rolle eines Hofmanns zu finden wußte, allmählich unbequem. S., um der drohenden Gefahr zuvorzukommen, zog sich freiwillig vom Hofe zurück und lebte im Verkehr mit wenigen Freunden in größter Zurückgezogenheit. Dennoch wurde er beschuldigt, an der Verschwörung des Piso theilgenommen zu haben und deshalb zum Tode verurtheilt; als besondere Vergünstigung gestattete ihm der Kaiser, sich selbst den Tod zu geben. S. ließ sich in Gegenwart einiger Freunde die Adern öffnen, und da dies nicht schnell genug wirkte, in einem heißen Bade ersticken. Mit ihm gab sich seine Gattin Pompeia Paulina freiwillig den Tod (65 n. Chr.). S. war ein Mann von hoher Begabung, aber kein reiner Charakter; das Leben S.'s, der seine Stellung auch zur Erwerbung eines kolossalen Vermögens benutzt hat, steht mit den strengen Grundsätzen der Moral, die er lehrt, vielfach im Widerspruch. Als Schriftsteller war er sehr fruchtbar; denn abgesehen von einer Anzahl verlorener Schriften haben wir noch von ihm eine bedeutende Anzahl philos. Abhandlungen (unter denen die «De beneficiis» in 7 Büchern die umfangreichste ist), 7 (oder vielmehr 8) Bücher «Quaestiones naturales», 124 Briefe philos. Inhalts, an seinen Freund Lucilius gerichtet, und eine beißende Satire auf den Tod des Kaisers Claudius unter dem Titel «Apocolocyntosis» (d. i. «Verkürbsung», spöttisch für «Vergötterung»). Der Stil aller dieser Schriften ist ein sehr gekünstelter, besonders durch zahlreiche zugespitzte Antithesen und sentenziös-prägnante Wendungen; doch fand er unter seinen Zeitgenossen viele Bewunderer und Nachahmer. Unter den Gesammtausgaben seiner Schriften sind die von Fickert (3 Bde., Lpz. 1842—45) und von Haase (3 Bde., Lpz. 1852 fg.) hervorzuheben. Eine vollständige deutsche Uebersetzung haben Moser und Pauly geliefert (17 Bdchn., Stuttg. 1828—55). Vgl. Holzherr, «Der Philosoph Lucius Annaeus S.» (2 Thle., Rost. 1858 fg.); Siebler, «Die religiös-sittliche Weltanschauung des S.» (Frankf. 1863). Noch sind unter S.'s Namen neun Tragödien vollständig, zwei nur zum Theil erhalten, die aber bloße versificirte Declamationen sind. Von diesen werden acht («Hercules furens», «Thyestes», «Phaedra», «Oedipus», «Troades», «Medea» und die beiden zu einer Thebais gehörenden Tragödien, von denen nur ein Theil erhalten ist, ein «Oedipus» [Coloneus] und «Phoenissae») jetzt allgemein S., zwei («Agamemnon» und «Hercules Oetaeus») wenigstens von einzelnen Gelehrten einem etwas spätern Verfasser zugeschrieben; die zehnte, «Octavia», ist ein Machwerk, das sicher erst nach Nero's Tode verfaßt ist, über dessen Abfassungszeit aber die Ansichten im übrigen weit auseinandergehen. Eine kritische Ausgabe der Tragödien gaben Peiper und Richter (Lpz. 1867), von einer neuen von Leo ist der erste Theil (kritische Bemerkungen enthaltend, Berl. 1878) erschienen; eine vollständige deutsche Uebersetzung lieferte Swoboda (3 Bde., Wien 1828 fg.), während von der von Sommer nur sechs Lieferungen erschienen sind.

Senēcio, Name einer zur 19. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Compositen, Abtheilung der Corymbiferen gehörenden Pflanzengattung, deren in Deutschland wildwachsende Arten, lauter Kräuter, im allgemeinen Kreuzkraut genannt werden. Ihre Blütenkörbchen haben eine walzige, aus einer Reihe von Schuppenblättern bestehende, am Grunde mit kleinen Schüppchen umgebene Korbhülle, deren Schuppenblätter an der Spitze schwarzbraun zu sein pflegen; die Strahl- und die Scheibenblüten sind meist gelb (erstere selten roth oder weiß), der Kelch (Pappus) besteht aus mehrern Reihen einfacher Haare. Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung, Kräuter und Sträucher, sind fast über die ganze Erde verbreitet, die strauchigen namentlich in Südafrika, Mexico, Ostindien, dem tropischen Südamerika und Neuholland zu Hause. Zu den verbreitetsten einheimischen Arten gehören das gemeine Kreuzkraut (S. vulgaris L.), auch Baldgreis, eins der gewöhnlichsten Unkräuter des bebauten Bodens, durch den Mangel des Strahls von den meisten übrigen Arten unterschieden; das Jakobskraut (S. Jacobaea L.), eine schöne Pflanze mit goldgelben, strahlenden Blütenkörbchen

und fiedertheiligen Blättern, welche häufig an Ackerrainen und felsigen Orten wächst; die Waldkreuzkräuter (S. silvaticus, viscosus, nemorensis L.), in Wäldern häufig, wo ersteres oft ganze Blößen und Schlagflächen überzieht, u. a. m. Unter den ausländischen Arten ist namentlich S. elegans L. aus Afrika zu erwähnen, eine der beliebtesten und verbreitetsten Sommerzierpflanzen unserer Gärten, deren Strahlblume bald weiß, bald rosen-, bald purpurroth gefärbt und deren Scheibenblüten oft in ebenso gefärbte Zungenblüten umgewandelt erscheinen (volle Blütenkörbchen). Es ist eine einjährige Pflanze, welche ohne besondere Pflege gedeiht. Neuerdings ist eine Art, S. gallicus Chaix, ein in Südeuropa sehr verbreitetes Unkraut, auch in der Provinz Posen und den angrenzenden Theilen Pommerns und Westpreußens aufgetreten (dort Wucherblume genannt) und hat den Ertrag der Landwirthschaft empfindlich geschmälert.

Senefelder (Aloys), der Erfinder des Steindrucks (s. d.), geb. 6. Nov. 1771 zu Prag, kam mit seinem Vater, einem angesehenen Schauspieler, in früher Jugend nach München, ging hier später zum Theater, verließ aber dasselbe schon nach einigen Jahren und wandte sich der Schriftstellerei zu. Endlich faßte er den Plan, eine Druckerei zu errichten, und da ihm das Geld dazu fehlte, so fing er an Versuche zu machen, ob man nicht wohlfeiler als auf die bisherige Weise Schriftliches vervielfältigen könne. So erfand er zunächst die Verfahrte, dann die erhöhte Mauier des Steindrucks; doch Mangel an Geld hinderte ihn, seine Erfindung zu verfolgen. Nach einigen fernern Versuchen gelang es ihm, eine chem. Steindruckerei zu Staude zu bringen. Er zog nun seine beiden Brüder, Theobald und Georg, in sein Geschäft, welchem er in Verbindung mit dem Hofmusikus Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er 1799 vom Kurfürsten von Baiern ein Privilegium auf 15 Jahre. Bald nachher traten beide mit dem Musikverleger André in Offenbach in Verbindung, der ihnen 2000 Thlr. für die Erfindung zahlte, und ließen sich nun in Offenbach nieder. Man beschloß, in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien zu suchen, und S. reiste deshalb nach London. Er machte einen Bruder André's mit den Handgriffen des Steindrucks bekannt, verunreinigte sich jedoch wegen des Privilegiums mit André, trennte sich von ihm und ging 1800 mit seinen Brüdern nach Wien. Hierauf beschloß er, nach München zurückzukehren, um dort den Steindruck zu betreiben. Die Proben auf Papier und Kattun, welche man machte, fanden den ganzen Beifall einer eigens zur Prüfung der Sache ernannten Commission. Inzwischen war auch Gleißner in Wien angekommen, und beide fingen nun wieder an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Da aber der Ertrag die Kosten nicht deckte, so überließ S. das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien, setzte seine Hoffnung auf die Kattundruckerei und schloß mit den Gebrüdern Faber, die in St.-Pölten eine Kattundruckerei besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Im J. 1806 kam er auf Wunsch des Hof- und Centralbibliothekars Freiherrn Christoph von Aretin nebst Gleißner nach München, wo er durch dessen Vorschüsse und Empfehlungen bei seiner Thätigkeit die Steindruckerei sehr bald in Aufnahme brachte. Im J. 1809 erhielt er die Aufsicht über die inzwischen unter der Direction Utzschneider's für Landkarten bei der königl. Commission des Steuerkatasters eingerichtete Steindruckerei mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt für sich und für Gleißner, ferner den Titel eines königl. Inspectors der Lithographie und die Erlaubniß, auch seine eigene Druckerei in Verbindung mit Aretin besorgen zu dürfen. In eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte er nun den Steindruck zu vervollkommnen, was ihm auch in hohem Grade gelang. Noch 1826 machte er die Erfindung, farbige Blätter zu drucken (Mosaikdruck), welche den Oelgemälden gleichen, und 1833 gelang es ihm, solche auf Stein aufgetragene Oelgemälde auf Leinwand aufzutragen. Verdient machte er sich auch durch sein «Lehrbuch der Lithographie» (Münch. 1819). Er starb zu München 26. Febr. 1834. Sein Denkmal in München wurde 6. Nov. 1877 enthüllt. Vgl. Nagler, «Aloys S. und der geistliche Rath Simon Schmidt» (Münch. 1862); Pfeilschmidt, «Aloys S.» (Dresd. 1877).

Senegal, einer der größten Ströme Afrikas, 1580 Kilom. lang, entsteht in der nördl. Vorterrasse des Kongplateau aus sehr zahlreichen Quellflüssen, die einen 300 Kilom. in westöstl. Richtung breiten Bezirk einnehmen. Die bedeutendsten sind der Basing und der Bakhoy. Der Basing oder Baleo, d. h. der Schwarze Fluß, hat seine Hauptquelle in der Gebirgswildniß Fallonkadu, nur 120 Kilom. westlich vom Ursprung des Tankisse, eines der Hauptquellflüsse des Niger, und nur 150 Kilom. östlich von der Quelle des Gambia. Beide Quellflüsse durchfließen in nordwestl. Richtung das Gebirgsland der Mandingo. Nahe ihrem Vereinigungspunkte, 15° nördl. Br. und 8½° östl. L. (von Ferro), bildet der Strom die großen Wasserfälle von Govina und 54 Kilom. weiterhin die Felukatarakten. Von hier an beherrschen jetzt die Franzosen den Strom. Unterhalb der Katarakten tritt der S. in das Tiefland Senegambiens und

nimmt oberhalb des Fort Bakel seinen größten Nebenfluß, den von Süden aus der Landschaft Bambuk kommenden wasserreichen Falémé auf. Von Bakel an wird der S. endlich zu einem schönen, klaren und ruhigen Strome, der gegen Nordwesten in einem Sand- und Kiesbett dahinflutet und in der Regenzeit von Juli bis November bis zu den Felukatarakten für größere Schiffe und Dampfer fahrbar ist, während er in der trockenen Jahreszeit nur bis Masu, 380 Kilom. von der Mündung, sich schiffbar erweist. Unterhalb Bakel krümmt sich der S. in unzählige Windungen und bildet große, äußerst fruchtbare Inseln, darunter die Elfenbeininsel oder Morfil. Etwa 266 Kilom. oberhalb seiner Mündung (15° 55′ nördl. Br. und 1° 7′ östl. L. von Ferro) in den Atlantischen Ocean zertheilt sich der S. in mehrere Arme, die ein weites Delta bilden. Fürchterliche Brandungen und eine in der trockenen Jahreszeit nur gegen 3 Mt. tiefe Barre erschweren ganz ungemein, monatelang, das Einlaufen in den Strom. Vor der Mündung liegen mehrere Inseln, darunter St.-Louis mit einer Hauptniederlassung der Franzosen. Die periodischen Ueberschwemmungen machen das anstoßende Tiefland durch den zurückgelassenen Schlamm sehr fruchtbar, aber auch ungesund. Unter S. versteht man auch, wenn von Colonialbesitzungen die Rede ist, das Land Senegambien. Der S. wurde 1447 von dem Portugiesen Lancerota entdeckt und nach den Senega-Berbern an seiner Mündung benannt.

Senegambien, auch Westnigritien, nennt man die Küsten- und Gebirgslandschaft des westl. Afrika, die sich am Atlantischen Ocean vom Cap Berga bis zur Portendicbai, d. i. von 10—18° nördl. Br. in einer Länge von 930 Kilom., im Innern nordwärts bis zum Rande der Sahara in einer durchschnittlichen Breite von 630 Kilom., ostwärts bis zu den Ebenen des Nigerlandes in einer Länge von 1850 Kilom. erstreckt und etwa 990,000 QKilom. umfaßt. Das Land hat seinen Namen von den beiden Hauptströmen Senegal (s. d.) und Gambia (s. d.). Zwischen beiden hat es gar keinen, südwärts bis zum Nuñez nur unbedeutende Küstenflüsse. Das Innere des Landes bildet den westl. und nördl. Abfall des Kong-Hochlandes und ist zum Theil noch unbekannt. Der Boden besteht seiner Erhebung nach aus zwei Theilen: dem Küstenlande, das, theils völlig flacher, angeschwemmter Boden, theils Hügelland, von Süden nach Norden immer breiter wird und an der Nordgrenze unmittelbar in die Wüste übergeht, und dem Hochlande im Innern, das sich von der Ebene aus in den Bergketten zu dem Plateau des Konggebirgs erhebt, die nicht über 1000 Mt. hoch sind und durch welche steile Gebirgspässe führen. In Obersenegambien, welches das Land nördlich vom Senegal begreift, wohnen Araber und Berber, die sich zum Islam bekennen, aber nicht maurische Stämme. Sie treiben starken Gummihandel mit den Europäern, besonders mit Franzosen und Engländern. Mittelsenegambien begreift die am Senegal liegenden Länder von der Küste an aufwärts und mißt von Norden nach Süden ungefähr 370 Kilom. Es ist von Negern bewohnt, die sich in viele Völkerschaften theilen, von denen die Dscholoffen (Joloffen) und Mandingos die merkwürdigsten sind. Von S. sind auch die Fellata oder Fulbe (d. h. die Rothen) erobernd nach dem Niger vorgedrungen. Das Klima ist eins der heißesten auf der Erde und in den sumpfigen Gegenden ungesund. Der Boden ist im westl. Theile eben, fast durchgehends sehr fruchtbar und bringt die gewöhnlichen Producte der heißen Zone Afrikas hervor. Niedersenegambien umfaßt die Länder an dem Gambia und südwärts bis zum Nuñez. Die Europäer besitzen in S. verschiedene Gebiete, Forts und Handelsposten. So die Franzosen das Gouvernement am Senegal. Dasselbe zerfällt in die zwei Arrondissements von St.-Louis und von Gorée. Zu ersterm gehören die niedrige und sandige Senegalinsel St.-Louis, etwa 30 Kilom. von der Mündung des Stroms, und der ganze Unterlauf des Senegal mit den Handelsniederlassungen Medine, Bakel, Matam, Salde, Podor, Daghana und Richardtoll. Zum Arrondissement Gorée gehört die Insel Gorée mit der Stadt gleichen Namens (1875: 2817 E.), die Städte Dakar (Gorée gegenüber am Grünen Vorgebirge, 3417 E.), Rufisque, Portudal, Niaming und Joal am Meere, Sedhiou und Carabane am Casamanze. Die ganze Colonie zählt (1875) auf etwa 220,000 QKilom. 220,863 E. Der Werth der Einfuhr belief sich 1875 auf 9,600,000, der der Ausfuhr (Gummi, Erdnüsse, Hirse, Gold, Häute, Elfenbein u. s. w.) auf 4,800,000 Frs. Die Farbigen haben in diesen franz. Besitzungen stets gleiche Rechte mit den Weißen und bekleiden, wie letztere, administrative und Municipalstellen, selbst richterliche Posten. Saint-Louis auf der gleichnamigen Insel, mit 15,748 E., ist der Hauptort, Sitz des Gouverneurs und eines Gerichtshofs, ein blühender, noch immer wachsender, aber sehr ungesunder Handelsplatz. Die franz. Colonien am Senegal gehören zu den ältesten Frankreichs, da sie schon 1626 gegründet wurden. Durch den Nimweger Frieden 1679 kamen die früher holländ. Niederlassungen Gorée, Rufisque, Joal und Portudal hinzu. Seit 1819 wurden die Colonien durch

Verträge mit den Eingeborenen und durch Kriege beständig erweitert. Einen besondern Aufschwung nahm die franz. Colonie unter der Leitung des Generals Faidherbe (s. d.). Weniger bedeutend ist das engl. Gouvernement Gambia (s. d.). Auch die Portugiesen besitzen unter dem Namen Portugiesisches Guinea einige zerfallene Forts im südl. Theile S.s (69 QKilom. mit [1873] 9282 E.). Vgl. Raffenel, «Voyage dans l'Afrique occidentale» (Par. 1846, nebst Atlas); Mavidal, «Le Sénégal» (Par. 1863); Ricard, «Le Sénégal» (Par. 1866).

Senegawurzel, die Wurzel von Polygala Senega, s. Polygala.

Seneschall oder Seneschalk, d. i. ältester Diener (vom lat. senes und althochdeutschen scalc), war in Frankreich seit der Zeit der merovingischen Könige der Titel eines der vornehmsten Hofbeamten, der das Innere des königl. Hauswesens zu besorgen und, wie in England der High-Steward, auch richterliche oder pfalzgräfl. Functionen hatte. Im Deutschen Reiche vertrat der Truchseß (s. d.) die Stelle des französischen S. Auch die alten Lehnsfürsten, die Herzoge von Normandie, Bretagne, Guyenne, Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne, Toulouse u. s. w., hatten ihre S. mit richterlichen Functionen. Als diese Besitzungen an die Krone fielen, blieben doch diese Gerichtsbezirke (sénéchaussées), die nun durch königl. Beamte, die ebenfalls S. hießen, verwaltet wurden. Der S. des königl. Hofs hieß Grand Sénéchal. Außerdem führten diesen Titel höhere Magistratspersonen einiger ital. Städte.

Seneftrey (Ignaz von), Bischof von Regensburg, geb. 13. Juli 1818 zu Bärnau in der Oberpfalz, studirte in Bamberg und im Jesuitencollegium zu Rom, erhielt 19. März 1842 die Priesterweihe, ward 27. Jan. 1858 zum Bischof von Regensburg ernannt, 18. März desselben Jahres präconisirt und 2. Mai durch den apostolischen Nuntius inthronisirt. Die Rathgeber des Königs Max II. hatten, durch S.'s schlaue Haltung getäuscht, sich in der Hoffnung gewiegt, derselbe werde als Bischof den Jesuiten entgegentreten. Aber einmal auf den Bischofsstuhl der größten Diöcese Baierns erhoben, enthüllte der Jesuitenzögling bald seine wahren Gesinnungen und unterdrückte jede freiere Regung im Klerus mit äußerster Strenge. Zu Gunsten der Jesuiten vertrieb er die schott. Benedictinermönche aus ihrem seit Jahrhunderten in Regensburg innegehabten Kloster und übergab dasselbe der Gesellschaft Jesu. Allerdings hielt es S. im J. 1867 gegenüber dem Gesetze, welches Jesuitenniederlassungen in Baiern verbot, für rathsam, das klösterliche Leben derselben wieder aufzuheben; doch veröffentlichte er zugleich eine umfangreiche Denkschrift, in welcher er die Forderung der Regierung als ungesetzlich hinzustellen suchte. Die klerikale Agitation gegen die bair. Schulgesetzgebung (1867) fand in S. ihren eifrigsten Vorkämpfer; ebenso leitete er bei den Wahlen für das Zollparlament (1868) die ultramontane Opposition gegen das Ministerium Hohenlohe und hat sich auch nachmals beständig als einer der geistlichen Führer des bair. Ultramontanismus und als eifriger Gegner der deutschen Reichsregierung und der neuern Reichsgesetzgebung erwiesen. Auf dem Vaticanischen Concil war S. eins der eifrigsten Mitglieder der Majorität und gehörte zu den ersten Unterzeichnern der Petition an den Papst um Verkündigung seiner Unfehlbarkeit.

Senf (Sinapis L.), eine Pflanzengattung aus der Familie der Kreuzblütler, besitzt gelbe Blumen und linealische oder längliche Schoten, welche in einen schwertförmigen oder zusammengedrückt-viereckigen Schnabel enden. Die Klappen der Schoten sind mit drei bis fünf starken, geraden Nerven durchzogen und die Samen kugelig mit rinnig zusammengefalteten Samenlappen. Bei dem schwarzen S. (S. nigra L.), welcher auf Feldern und an Flußufern des mittlern und südl. Europa wild wächst und in Deutschland vielfach angebaut wird, sind die Schoten der Blütenspindel angedrückt und alle Blätter gestielt, die untern leierförmig, die obern lanzettlich, ganzrandig. Da die seitlichen der drei Nerven der Klappen nur undeutlich und schlängelig sind, so gehört die Pflanze richtiger zur Gattung Kohl. (S. Brassica.) Die Schoten enthalten vier bis sechs braune Samen (Sem. sinapis) in jedem Fache, welche viel fettes Oel und vorzüglich das Kalisalz einer organischen Säure, der Myronsäure, enthalten, welches bei Gegenwart von Wasser unter Mitwirkung der in den Senfsamen enthaltenen eigenthümlichen Substanz, der Synaptase, in Senföl (s. d.), Zucker und saures schwefelsaures Kali zerfällt. Wegen ihrer stark reizenden, auf die Absonderung der Schleimmembranen und der Nieren kräftig wirkenden Eigenschaft können die Samen gegen mancherlei Verdauungsbeschwerden und andere atonische Krankheiten des Unterleibes und der Lungen angewendet werden. Meistens aber werden sie zu Mehl gemahlen, mit Wasser oder Essig zu einem Brei gemengt und bilden dann ein bekanntes Reizmittel der Verdauung, unter dem Namen S., Möstrich oder Mostrich (Moutarde). In den heißen Gegenden, wie in Südamerika und am Cap der Guten Hoffnung, wird an der Stelle des S. der Spanische Pfeffer genossen.

Der S. wird ferner in der Form des Senfteigs (Sinapismus) als ein einen starken und sehr schnellen Hautreiz bewirkendes Mittel bei vielen krankhaften Zuständen äußerlich zur Ableitung aufgelegt. Der weiße S. (S. alba L.) hat leierförmig-fiederspaltige Blätter und abstehende, steifhaarige Schoten, deren Klappen mit fünf geraden Nerven durchzogen sind. Die Samen sind gelblich, gelb oder auch bräunlich und minder scharf als die der vorigen Art, mit denen sie sonst in allem übereinkommen. Sie werden gleichfalls in der Haushaltung mehrfach als scharfes Gewürz und jetzt vorzugsweise zur Bereitung des Speisesenfs benutzt. Das ausgepreßte fette Oel kommt, wenn es rein ist, dem besten Speiseöle gleich. Dieser S. wird daher auch jetzt in vielen Gegenden Deutschlands und namentlich der Niederlande angebaut. Eine werthvolle und noch vieler Anwendungen fähige Eigenschaft der Senfkörner besteht darin, daß er fäulniß- und gärungshemmend wirkt. Das Senfmehl mit Wasser zusammengerieben, zerstört viele penetrante Gerüche; es eignet sich daher vortrefflich als Waschmittel der Hände nach dem Manipuliren mit Thran, Heringen, Moschus, Baldrian u. s. w. Der Ackersenf (S. arvensis L.) kommt häufig unter der Saat als Unkraut vor und wird oft, gleich dem wilden Rettich, von dem er sich leicht an den dunkeln, gelben Blumen und den aufspringenden Schoten unterscheiden läßt, Hederich genannt.

Senföl (Oleum Sinapis), ein ätherisches Oel, welches aus dem schwarzen Senf (s. d.) dargestellt wird, aber nicht darin fertig gebildet enthalten ist, sondern durch die Zersetzung des Kalisalzes der Myronsäure bei Gegenwart von Wasser und Synaptase sich bildet. Es wird mit Wasserdämpfen überdestillirt. Es ist eine farblose oder schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit von äußerst heftigem Geruche, in Wasser wenig löslich und auf der Haut schnell Blasen ziehend. Sein specifisches Gewicht = 1,036, sein Siedepunkt bei 150° C. Eine Lösung von 1 Theile S. in 50 Theilen Spiritus ist der officinelle Senfspiritus (Spiritus Sinapis). Das S. ist wesentlich Schwefelcyanallyl, und wird gegenwärtig häufig künstliches S. aus Jod- oder Bromallyl und Schwefelcyankalium durch Destillation dargestellt.

Seniorat, s. Majorat.

Senkblei oder Loth nennt man die in Form eines Kegels gestaltete Bleimasse, deren man sich zur Erforschung der Tiefe des Wassers und der Beschaffenheit des Meeresbodens bedient. Zu diesem Zwecke wird das S. an einer Leine, der Lothleine, befestigt, über Bord geworfen und an ihr die Tiefe in Metern abgemessen. Die Kenntniß des Bodens wird dadurch vermittelt, daß man die hohl gegossene Basis des S. mit Talg füllt, der je nach der Beschaffenheit des Meeresbodens entweder Sandkörner verschiedener Farbe oder Muscheln oder Lehm heraufbringt oder die Eindrücke eines felsigen Bodens zeigt. Durch Vergleichung der Tiefen und des Bodens mit den in den Karten angegebenen Daten ist das S. ein vorzügliches Hülfsinstrument der Schifffahrt. Das schwere Loth, welches bis zu 600 Mt. Tiefe gebraucht wird, wiegt 20 Kilogr., das Mittelloth $7\frac{1}{2}$ Kilogr. und das bis zu 40 Mt. Tiefe gebräuchliche Handloth $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{7}{2}$ Kilogr. Um bei der Fahrt des Schiffs dennoch die senkrechte Wassertiefe bestimmen zu können, befindet sich ein luftdichter, aufgeblasener Sack mit einer Klemme auf der Mittel- und Tieflothleine. Derselbe wird flacher eingestellt als die Wassertiefe ist. Beim Sinken des Loths hält er sich an der Wasseroberfläche und läßt so viel Leine durch den Klemmer, als das Loth bis zum Erreichen des Bodens nach sich zieht. Für große Tiefen bis zu 6—10,000 Mt., wie man sie zur Legung des Transatlantischen und anderer unterseeischer Kabel zu ermitteln hat, reicht das beschriebene Loth nicht aus. Hierzu benutzt man Brooke's Patentloth, das aus einer durchlöcherten, 16 Kilogr. schweren Kugel besteht, die auf eine unten hohle Eisenstange gesteift ist. Die Stange ist an einer dünnen, aber starken Seidenschnur befestigt, und die Kugel wird durch eine Schlinge in zwei Haken gehalten. Sobald die Stange auf den Grund stößt, detachirt sich die Schlinge von den Haken. Die Kugel gleitet von der Stange und bleibt unten liegen, während die Höhlung in der Stange eine Probe des Bodens heraufbringt. Das Abgleiten der Kugel ist nöthig, weil sonst die Leine reißen würde. Die gewöhnlichen Lothleinen sind aus Hanf, die für Messungen von bedeutenden Tiefen bestimmten aus Seide gefertigt, um ihnen bei möglichst geringem Gewicht eine große Haltbarkeit zu geben. (S. Bathometer.)

Senkenberg (Heinr. Christoph, Freiherr von), deutscher Jurist, geb. zu Frankfurt a. M. 1704, wurde 1735 Professor der Rechte in Göttingen und 1738 Regierungsrath in Gießen. Im J. 1749 ging er als nassau-oranischer Geh. Justizrath nach Frankfurt und 1750 nach Wien, wo er geadelt und Reichshofrath wurde und 1768 starb. Unter seinen zahlreichen Werken sind zu erwähnen: «Selecta juris et historiarum tum anecdota tum jam edita et rariora» (6 Bde., Frankf. 1734—42), «Corpus juris feudalis Germanici» (Gieß. 1740), «Corpus

juris Germanici publici» (2 Bde., Frankf. 1760—65) und die Schrift «De jure primarum precum regum Germaniae» (Frankf. 1789). — Sein Sohn, **Renatus Karl, Freiherr von S.**, geb. zu Wien 1751, studirte zu Tübingen, Göttingen und Straßburg, ging um 1773 nach Rom, wurde daselbst Mitglied der Gesellschaft der Akademie und wurde nach seiner Rückkehr zum Regierungsrath in Gießen ernannt. Wegen einer während des Bairischen Erbfolgekriegs an Baiern ausgehändigten abschriftlichen Urkunde aus dem Nachlasse seines Vaters wurde er bei seiner Anwesenheit in Wien verhaftet und dann aus den österr. Staaten verwiesen. Im J. 1784 trat er aus dem Staatsdienste und lebte nun der Literatur und Schriftstellerei. Unter anderm lieferte er die Fortsetzung von Häberlin's «Deutscher Reichsgeschichte» (Bd. 21—27, Frankf. 1798—99). Er starb 1800 und vermachte der Universitätsbibliothek zu Gießen seine aus 15,000 Bänden bestehende Bibliothek, ein schönes Haus und 10,000 Fl. — **Johann Christian S.**, der Bruder von Heinrich Christoph S., geb. zu Frankfurt 1717, lebte als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt und hat sich um dieselbe ein bleibendes Verdienst erworben durch die Begründung des nach ihm benannten Stifts, eines Bürgerhospitals mit anatom. Theater, chem. Laboratorium, botan. Garten und einer Bibliothek. Er starb noch vor Vollendung dieses Baues 1772 infolge eines Falls, den er erlitt. Im J. 1817 wurde S. zu Ehren zu Frankfurt die Senkenberg'sche naturforschende Gesellschaft gestiftet und mit dem Senkenberg'schen Stift vereinigt, die im Besitze eines ausgezeichneten naturhistor. Museums ist, welches besonders durch Rüppell bereichert wurde. Vgl. Kriegk, «Die Brüder S. Eine biographische Darstellung» (Frankf. 1869).

Senkowskij (Ossip Iwanowitsch), Orientalist und russ. Schriftsteller, geb. 31. März 1800 unweit Wilna, bereiste 1819—21 die Türkei, Kleinasien, den Archipelagus, Syrien, Aegypten und Nubien und diente bei der russ. Mission in Konstantinopel. Nachdem er 1821 dem Asiatischen Departement in Petersburg zugetheilt worden, wurde er 1822 zum Professor der orient. Sprachen an der Universität Wilna ernannt und in demselben Jahre in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Petersburg angestellt. Im J. 1847 trat er in den Ruhestand. Seine literarische Thätigkeit begann S. mit den «Collectanea» (2 Bde., Warsch. 1824—25), enthaltend Auszüge aus türk. Historikern zur Geschichte Polens. Diesen folgten unter anderm das «Supplément à l'histoire des Huns, des Turks et des Mongols» (Petersb. 1824) und die gegen Hammer-Purgstall gerichtete «Lettre de Tutundju-Oglu-Mustafa-Aga» (Petersb. 1828). Unterdessen hatte S. begonnen, sich an dem «Nordischen Archiv» und andern russ. Journalen zu betheiligen, in welchen er Bruchstücke aus seinen Reisen und Nachahmungen oder Uebersetzungen orient. Märchen und Erzählungen drucken ließ. Bald darauf trat er unter dem Pseudonym **Baron Brambäus** mit seinen «Phantastischen Reisen», einer Sammlung von Novellen und satirischen Skizzen, hervor (neue Aufl., 3 Bde., Petersb. 1840), welche vielen Beifall fanden. Zugleich betheiligte er sich an dem «Russischen encyklopäd. Lexikon», dessen Herausgabe er seit 1838 besorgte. Im J. 1834 übernahm er die Redaction der von dem Buchhändler Smirdin verlegten «Lesebibliothek», in der er seine Romane: «Der Fall des Reiches Schirwan» (1842) und «Die vollkommenste Frau» (1845) veröffentlichte. Auch übersetzte er Morier's «Hajji Bab» ins Russische (2. Aufl., 4 Bde., Petersb. 1845). Mancherlei Unannehmlichkeiten bewogen ihn später, sich von der Redaction der «Lesebibliothek» zurückzuziehen, und erst nach längerm Schweigen trat er 1856 wieder als Mitarbeiter an dem «Sohn des Vaterlandes» auf, in welchem er die in Rußland bestehenden polit. und socialen Zustände mit den Waffen des Spottes bekämpfte und auf gründliche Reformen drang. Er starb 16. März 1858 zu Petersburg. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 9 Bänden (Petersb. 1859).

Senkrecht, s. Perpendikel. — **Senkwage**, s. Aräometer.

Senlis, Stadt im franz. Depart. Oise, an der Nordbahn, 54 Kilom. nordnordöstlich von Paris, von Wäldern umgeben, in anmuthiger Lage an den Flüßchen Nonette und Aunette, in 75 Mt. Höhe, ist der Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz, einer Ackerbaukammer und Ackerbaugesellschaft und zählt (1876) 6545 E. Die Stadt hat alte Mauern, eine sehenswerthe Kathedrale, ferner Reste eines Schlosses aus den Zeiten Ludwig's des Heiligen, ein Theater, das Gebäude der ehemaligen Abtei St.-Vincent, sowie andere monumentale Bauten und ein Zellengefängniß. Die Bevölkerung unterhält Baumwollspinnereien, Zeugdruckereien, Fabrikation von Leinwand, Spitzen, Cichorienkaffee, Mehl, Leder und Uhrfedern, sowie Destillation und Kalkbrennerei. Von Wichtigkeit ist auch die Cultur von Gartenkresse. Hauptgegenstände des lebhaften Handelsbetriebs sind Wolle, Mehl, Bauholz, auch Getreide, Wein und Leinwand. S. weist noch Reste röm. Befestigung auf und war unter den

Karolingern eine Pfalz, seit dem 5. Jahrh. Bischofssitz, der erst in der Revolution einging. Zu S. wurden acht Concile gehalten. Am 27. Juni 1815 hatten hier die Preußen (der Vortrab Bülow's) ein Gefecht gegen die Franzosen unter Kellermann.

Sennaâr, ein dem Pascha von Aegypten unterworfenes, von einem Mudir verwaltetes Vasallenland im südl. Nubien, östlich von Kordofan, nördlich vom Land Fassokl und nordwestlich von Abessinien am Weißen und Blauen Nil gelegen, heißt bei den Eingeborenen Nordafrikas El-Dschesirah (Insel) und ist, wie Kordofan, dem größten Theile nach eine weite Savannenebene, die im Südosten des Landes in die Vorberge des abessin. Hochlandes übergeht. Im Norden ist die Ebene spärlich mit Büschen halbmannshoher Gräser und mit vereinzelten, 5—6 Mt. hohen Bäumchen bewachsen. Südlich von 14° nördl. Br. beginnen Steppen mit dichterm Graswuchs, von parkähnlichen Gebüschen unterbrochen. Der Reichthum an Hochbäumen nimmt nach S. immer mehr zu. Besser sind die höhern Gegenden in den Ausläufern des abessin. Gebirgs; hier findet man eigentlichen Wald und fruchtbare Thäler. Die naturhistor. Beschaffenheit des Landes kommt fast ganz mit der von Kordofan (s. d.) überein. Die Ebene besteht aus einem an Geschieben reichen, eisenhaltigen Schwemmlande, welches von den abessin. Alpen bis zum Weißen Nil Gold führt. Goldwäschereien betreibt man an vielen Stellen. Das Gold (Tibr) gelangt, in Ringe umgeschmolzen, nach Chartum. Raseneisenstein vom Djebel-Tabi, südlich von Rosères, liefert vortreffliches Roheisen. Im Pflanzenreiche zeichnen sich die Adansonien aus, die ersten, die man, von Norden kommend, am Nil trifft; ferner Mimosenarten, Tamarinden, baumartige Euphorbien, südlich von 12° nördl. Br. am Blauen Nil die stolze Delebpalme u. s. w. Im Thierreich finden sich Meerkatzen, Stachelmäuse, Springhasen, Biverren, Ichneumonen, Stinkthiere, Löwen, Geparden, riesenhafte Affen, Gazellen, Büffel, Giraffen, Flußpferde und Elefanten, sowie eine Menge der interessantesten Sumpf- und Wasservögel. Der Blaue und Weiße Nil sind sehr fischreich, namentlich an Welsarten. Am Weißen Nil leben ganze Stämme fast ausschließlich vom Fischfange. Die Bewohner gehören zwei Haupttypen an, einem dunkelfarbenen und einem hellfarbenen. Zu jenem gehören eine Anzahl Negerstämme, von denen besonders die Fundj (Fumghi), ein wohlgebildetes, meist mohammed. Volk, sich auszeichnen. Der hellfarbene Typus umfaßt alle Nomadenstämme in den weiten Steppengegenden von Ost- und Weststennaâr: die Schukurieh, Hasanieh u. a. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. drangen von Süden her die Fundj in die Steppe ein und gründeten das Reich S., welches nach einem 300jährigen Bestande 1820 von dem Pascha von Aegypten, Mehemed-Ali, unterworfen und zu einem Vasallenreich gemacht wurde. Die Ausfuhrartikel von S. sind die Rohproducte: Elfenbein, Gummi, Tamarinden, Straußfedern und Häute. Eingeführt werden hauptsächlich europ. und ägypt. Manufacturen. Haupthandelsplätze sind Chartum, Mesalamieh, Sennaâr, Rosères, sämmtlich am Blauen Nil, und schon außerhalb der Mudirieh, im Osten derselben, Gedâref. — Die Stadt S., mit 10—12,000 E., mit einem Divan, Moschee, Kaserne, Proviantamt und Lazareth, ist der Sitz des Wakil für die Süddistricte.

Senne oder **Sennerheide**, ein unfruchtbarer, wenig bebauter Landstrich Westfalens am Fuße und westl. Abfall des Lippeschen oder sog. Teutoburger Waldes, beginnt unweit Paderborn und Lippspringe, im Quellgebiet der Lippe und Ems, und erstreckt sich gegen Nordwesten bis gegen Bielefeld hin, während sich derselbe Boden noch weiter, aber mehr bebaut und nicht mehr S. genannt, fortsetzt. Die S. steigt bei Bevergeren bis 49, bei Lobshorn bis 253 Mt. auf das Gebirge hinauf. Sie tritt in zwei Theilen auf: der eine erstreckt sich von Lippstadt, Warendorf (Ems) und der Mündung der münsterschen Aa bis zum Teutoburger Walde; der andere ist zwischen Koesfeld, Haltern und Borken ausgebreitet. Südwärts zieht sich von Paderborn bis gegen die Höhen von Brilon hin das Sindfeld oder Sintfeld, ein der Kreideformation angehöriges fruchtbares Plateau, welches als Sinotfeld schon in Karl's d. Gr. Sachsenkriege vorkommt. Im lippeschen Antheil befindet sich das mit dem fürstl. Marstall in Verbindung stehende Land- und Sennergestüt; deshalb ist die S. durch ihre Pferdezucht berühmt.

Sennerei ist die Verwerthung der Molkereiproducte des Rindviehs, theilweise auch der Schafe und Ziegen, in der Alpenwirthschaft (s. d.). Das Vieh weidet den Sommer über hoch im Gebirg; ziemlich in der Mitte der Alpmatten oder sonst an geschütztem Ort ist die Sennhütte, auch Sente, erbaut, der Raum für die Käsebereitung, gewöhnlich auch mit einem Stall für die schlechte Witterung; in ihr waltet der Senn, der Küher, Hirt und Käser (skandinav. Seter), meist in Begleitung eines Sennbuben; in Tirol, weniger in der Schweiz, besorgen auch Frauen, die Sennerinnen, das Molkereigeschäft auf der Alpe. Oft steht die Sennhütte einsam in dem ihr zugetheilten Gelände, öfters auch bilden da, wo Grenzen

zusammenstoßen, mehrere zusammen eine Art Weiler im Hochgebirge. Die S., welche mit der gesammten Alpenwirthschaft sich neuerdings durch das Genossenschaftswesen (Sennereigenossenschaften, Gesellschafts- und Gemeinde-Käsereien) sehr gehoben haben, während ihr Einzelbetrieb vielfach noch im argen liegt, sind am häufigsten und bekanntesten in der Schweiz, in Tirol, in Salzburg und Kärnten; außerdem finden sie sich nicht allein in allen südeurop. Alpen, sondern auch im Norden, in Schweden, Norwegen und Island. — Sennfarr (auch Sentenpfarr) heißt der Zuchtstier der Alpenländer; Sennen das Beziehen und Bewirthschaften der Alpe; Sennzeit der Zeitraum zwischen Auftrieb und Abfahrt, in der Schweiz vom 1. Mai bis 15. Sept. Statt S. wird auch oft das Wort Meierei gebraucht; so z. B. Eismeierei für das Abrahmungsverfahren mit gekühlter Milch nach der Swartz'schen Methode.

Sennesblätter (Folia Sennae), ein häufig angewendetes Arzneimittel, sind die Blätter verschiedener strauchartiger Cassienarten, namentlich von Cassia lenitiva Bish., C. angustifolia Vahl, C. obovata Hayne und C. pubescens R. Br. (S. Cassia.) Man unterscheidet im Handel Senna alexandrina (alexandrinische, Apalto- oder Palt-Senna), Senna tripolitana, Senna indica (die beste Sorte die Mekka- oder Mokka-Senna) und die aleppische oder syr. Senna. Sie haben einen eigenthümlichen süßlich-widrigen Geruch und einen bitterlichen, ekelhaft-schleimigen Geschmack. Ihr wirksamer Bestandtheil ist ein drastisch-purgirender Extractivstoff, das Sennabitter oder Cathartin. Sie wirken als sicheres und kräftiges Purgirmittel und werden sehr häufig angewendet, sobald nur nicht entzündliche Anlage, Anschwellung von Hämorrhoidalgefäßen, Schwangerschaft, Gegenwart der Menstruation oder Neigung zu Krämpfen und Kolik ihren Gebrauch verbieten. Hauptsächlich empfehlen sie sich in denjenigen Fällen, wo eine Purgircur von längerer Dauer beabsichtigt wird, da sie nicht, wie Salze und Mineralwässer, die Verdauungsorgane schwächen. Gewöhnlich werden sie in Aufguß verordnet, aber auch in Pulvern und Pillen gegeben und sind das Hauptmittel in den sog. Wienertränkchen (Infusum laxativum Viennense oder Sennae compositum), in der Senneslatwerg (Electuarium lenitivum) und in dem Kurella'schen oder Brustpulver (Pulvis glycyrrhizae compositus oder Pulvis pectoralis), welches letztere in kleiner Gabe zur Abstumpfung des Reizes der Schleimhaut der Respirationsorgane, in großer Gabe zum Abführen in Anwendung kommt. In neuerer Zeit sind auch die mit kaltem Alkohol ausgezogenen S. (Folia sennae spiritu extracta) officinell geworden; sie wirken viel milder als die gewöhnlichen S. und bilden den Hauptbestandtheil der Species laxantes St.-Germain.

Sennyey (spr. Schenniei, Paul, Freiherr von), ungar. Staatsmann, geb. 1822 im Zempliner Comitat, studirte Jurisprudenz, wurde dann erst Honorarvice-, nachher Obernotar des Zempliner Comitats, kam hierauf als Secretär zum königl. ungar. Statthaltereirath und wurde später zum Honorar-Präsidialsecretär bei der königl. ungar. Hofkanzlei ernannt. Im J. 1848 vertrat S. den Bodroglözer Bezirk des Zempliner Comitats im Reichstage, wo er eine der Hauptstützen der Legitimitätspartei wurde. Nach 1848 zog er sich in das Privatleben zurück, aus dem er nur bei Gelegenheit der Kaiserreise in Ungarn 1857 hervortrat. Als 1860 nach der Herausgabe des Octoberdiploms Nik. Vay die ungar. Hofkanzlerstelle übernahm, wurde S. zum Vicepräsidenten des ungar. Statthaltereiraths ernannt, von welcher Stelle er jedoch mit dem Wiedereintritte eines neuen Provisoriums zurücktrat. S. näherte sich seitdem stets mehr den versöhnlichen polit. Anschauungen Franz Deák's, trat im Oct. 1865 als Tavernikus (Schatzmeister) an die Spitze der ungar. Landesverwaltung und vermittelte mit dem damaligen Hofkanzler Mailáth das Zustandekommen des Ausgleichs, der im J. 1867 perfect wurde. Hierauf zog sich S. im Febr. 1867 wieder ins Privatleben zurück. Auf dem ungar. Katholikencongreß 1870/71, der die Aufgabe hatte, ein Elaborat zur Organisation der äußern Angelegenheiten der kath. Kirche Ungarns auszuarbeiten, war S. Vicepräsident und gehörte zu den Anhängern der bischöfl. Partei, suchte aber zu vermitteln. Im Herbst 1872 wurde S. zum Reichstagsdeputirten gewählt; als solcher bekannte er sich in polit. Hinsicht zur Deák-Partei.

Senonen (gallisches Volk), s. Gallien.

Sens, im Alterthum Agendicum oder Civitas Senonum, schöne Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Departement Yonne, an der Yonne und der Eisenbahn von Paris nach Lyon gelegen, in 76 Mt. Höhe, 113 Kilom. gegen Südosten von Paris entfernt, ist der Sitz eines Erzbischofs (zu dessen Diöcese die Bisthümer Troyes, Nevers und Moulins gehören), eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, einer Gewerbe- und Manufacturkammer, sowie einer archäolog., landwirthschaftl., botan. und Gartenbaugesellschaft. Die Stadt hat die große architektonisch merkwürdige Kathedrale St.-Etienne

(972 gegründet, im wesentlichen 1184 vollendet), viele andere Kirchen, zwei Hauptthore im Triumphbogenstil, eine Bronzestatue des Chemikers Thénard, ein Lyceum, ein Priesterseminar, eine öffentliche Bibliothek von 12000 Bänden und wichtige Archive, ein Museum, ein Theater, ein Waisenhaus und mehrere Hospitäler. Die Einwohner, deren Zahl sich (1876) auf 12,309 belief, unterhalten Fabriken für Rasirmesser, Knöpfe, stählerne Agraffen und Schnallen, für Zündhölzchen, Kerzen und Schuhzeug, sowie Töpfereien, Färbereien und Schneidemühlen. Auch wird lebhafter Handel mit diesen Fabrikaten, Getreide, Mehl, Wein und Weinessig, Hanf, Wolle, Holz, Brettern, Tonnen, Kohlen u. s. w. betrieben. Die alten Festungsmauern von S., deren gewaltige Substructionen man den Römern zuschreibt, waren in alter Zeit sehr bedeutend und hielten manche Belagerung aus. Die Stadt selbst galt als der Hauptort der Grafschaft *Sénonais* in der Champagne, wurde im 3. Jahrh. Sitz eines Bisthums, später eines Erzstifts, dessen Inhaber den Titel eines Vicegrafen von S. und Primas von Gallien und Germanien führten. Es wurden hier mehrere Concile gehalten, unter andern 1140 das, auf welchem Bernhard von Clairvaux die Lehre des Abälardus verdammte. Von 1163—65 fand hier Papst Alexander III. Zuflucht. Am 11. Febr. 1814 wurde die Stadt von den Würtembergern unter deren Kronprinz und dem General Alix eingenommen.

Sensal, s. Mäkler.

Sense ist ein landwirthschaftliches Handgeräth zum Abmähen des Grases, der Futterkräuter und des Getreides. Die S. besteht aus dem stählernen Blatt und dem hölzernen, mit Handhaben versehenen Wurf. Bei der Arbeit damit treten die Kräfte des Schwungs (Perpendikels) und des Schneidefeils in Wirkung. Das Schärfen der Blattschneide geschieht in Mitteleuropa durch das Tängeln, auch Dengeln, welches mittels Hammer und kleinem Ambos eine Randverdünnung des weichen Stahlblechs erzeugt, deren Rauhheiten mit dem Wetzstein, den der Arbeiter in einem mit Wasser versehenen Schlockenfäßchen umgegürtet trägt, abgewetzt werden; in Nordamerika, auch in England, werden die Sensenblätter nur auf Schleifsteinen geschliffen. Man unterscheidet Gras- und Getreidesensen, letztere sind öfters mit dem *Reff*, einem leichten Gestell zum Zusammenhalten der Halme, versehen. Jedes Land hat seine eigene Form der S., deren Blatt in besondern Sensenschmieden (die berühmtesten in Steiermark und Oberösterreich) aus bestem Stahl angefertigt wird. Neuerdings wird sie allmählich in der Ebene, besonders im großen Betriebe, durch die Mähmaschinen verdrängt. (S. Sichel.)

Sensibilität (lat.) ist die Fähigkeit der sinnlichen Empfindung im Gegensatze zur Irritabilität (s. d.), als der Fähigkeit der organischen Gewebe, auf äußere Reize zu reagiren, welche zusammengenommen den Charakter des Thiers im Unterschiede von der Pflanze ausmachen. Denn die Pflanze hat zwar Reizbarkeit als eine lebendige Reaction auf äußere Einwirkungen mit dem thierischen Körper gemein, ermangelt aber der zur S. gehörigen Sinnesorgane und ihrer Nerven. Die Functionen der S. sind ausschließlich an eine bestimmte Art von Nerven, die Empfindungsnerven, geknüpft, während die Bewegungsnerven ebenso wol als der größte Theil der Gehirnorgane unempfindlich sind. Und zwar dient unter den Empfindungsnerven mehrentheils ein jeder nur allein der Erzeugung einer bestimmten, ganz specifischen Art von Empfindungen, wie z. B. der Sehnerv alle Reizungen, welche ihm widerfahren, nur allein mit der Empfindung von Licht und Farbe, der Hörnerv mit der Empfindung von Schall und Geräusch beantwortet. Daher ist die S. nicht als das Vermögen einer passiven Aufnahme von physik. Eindrücken, sondern als das Vermögen der Umsetzung physik. Reize in psychische Vorgänge aufzufassen. Sie gehört daher zu den Thätigkeiten des Seelenlebens in seiner Verbindung mit der physik. Außenwelt. Die S. steht zu den Kräften, welche die Ernährung der Nerven ans dem Blute vermitteln, in einem Antagonismus, indem alles Empfinden den Nerven anstrengt, d. h. in seiner Ernährungsthätigkeit herabsetzt, jedoch so, daß der Nerv durch Uebung gewöhnt werden kann, immer größere Anstrengungen ohne Schaden für seine Ernährungsthätigkeit zu ertragen. Werden die sensibeln Nerven zu großen Anstrengungen ausgesetzt, so entsteht daraus Nervenschwäche als der Zustand, in welchem kleine Reize so wirken, als wären sie große, die großen aber Zerrüttung des Nerven herbeiführen. Durch Verbreitung dieser Beschaffenheit auf die Centralorgane des Nervensystems entstehen nervöse Zustände einer übermäßig gesteigerten Reizbarkeit und Nervenkrankheiten. Auch zu lange Ruhe ist der Erregbarkeit der sensibeln Nerven schädlich; Wechsel zwischen Ruhe und Erregung scheint ihre Erregbarkeit zu erhalten.

Sensitiv (lat.) und **Sensitivität** ist eigentlich soviel wie sensibel und Sensibilität (s. d.), wird aber bisweilen zur Bezeichnung entweder einer verfeinerten oder gesteigerten Sensibilität gebraucht. So bezeichnet man in der Physiologie die Nerven des Gesichts, Gehörs, Geruchs

und Geschmacks als sensitive im Gegensatze zu den sensibeln des allgemeinen Gefühlssinns, und nennt im gemeinen Leben sensitive Personen solche, welche sich in Beziehung auf Sinneseindrücke in einem überreizbaren Zustande befinden.

Sensitive oder Sinnpflanze, s. Mimose.

Sensualismus (lat.) bezeichnet theils die Annahme, daß alle unsere Vorstellungen und Erkenntnisse ursprünglich auf sinnlicher Wahrnehmung, also auf den Affectionen der Sinne beruhen, nach dem Satze: Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; theils die Behauptung, daß alle wahre Erkenntniß lediglich auf das beschränkt sei, was Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung ist oder werden kann. In ethischer Beziehung nennt man S. die Behauptung, es gebe keinen andern Maßstab für das Gute und Böse als den sinnlichen Genuß, die sinnliche Lust und Unlust, entweder die augenblickliche oder die Summe derselben im Zusammenhange des Lebens. Diesem S. huldigten Aristipp, Epikur und seine Schule, in neuerer Zeit ein Theil der franz. Philosophie des 18. Jahrh. Sobald der S. durch eine willkürliche Verengung der Grenzen des menschlichen Wissens und Strebens das menschliche Thun auf die niedrigsten Endziele beschränkt und dabei alles für Täuschung erklärt, was den Empirismus der äußern Erfahrung überschreitet, erzeugt er aus sich den reinen Materialismus (s. d.), welcher mit allen höhern Lebensinteressen in Widerspruch tritt. Doch kann der S. auch edlere Formen annehmen, nämlich dann, wenn er nicht blos niedere Sinne, sondern auch höhere, wie den Sinn für Moralität, Religion, Menschenliebe, Vervollkommnung u. s. w. zuläßt. Von dieser Art war der S. des Condillac, Rousseau und der Schottischen Philosophie (s. d.). Der S. als Erkenntnißtheorie wird durch das Dasein solcher Wissenschaften, wie die Mathematik ist, widerlegt. Denn weil die sinnliche Wahrnehmung als solche nichts enthält als einzelne und zufällige Thatsachen und Begegnisse, so lassen sich Begriffszusammenhänge von allgemeiner und nothwendiger Natur, wie sie die mathem. Wissenschaften enthalten, nicht aus sinnlichen Wahrnehmungen herleiten, sondern weisen auf eine nichtsinnliche Quelle ihrer Abstammung. Der bedeutendste Vertreter des S. in neuester Zeit ist nächst Ludwig Andreas Feuerbach (s. d.) Heinrich Czolbe. Vgl. dessen «Neue Darstellung des S.» (Lpz. 1855).

Sententiarier, s. Lombardus (Petrus).

Sentimentalität oder gesteigerte Empfindsamkeit (s. Empfindung) bezeichnet den Zustand eines Uebergewichts der Empfindung über das thätige Streben. Die S. erscheint besonders als Neigung zu den sanftern Gefühlen, z. B. der Sehnsucht und der Rührung, welche sie geflissentlich hegt und pflegt. Als Gegensatz des Naiven (s. Naiv, Naivetät) haben Schiller und Goethe das Wort sentimental zur Bezeichnung einer durch das Uebergewicht der subjectiven Gefühlswärme über die objective Anschaulichkeit und Deutlichkeit charakterisirten Form der poetischen Darstellung gebraucht. Die krankhafte Steigerung der S. gibt sich meist durch Unwahrheit und Unnatur des sprachlichen und poetischen Ausdrucks zu erkennen.

Separation (lat.), d. i. Trennung, Scheidung, z. B. einer Ehe, pflegt man unter anderm auch die Theilung der Gemeinheiten (Gemeindegüter) zu nennen. Separationsrecht heißt das Recht gewisser Gläubiger, bei einem Concurse voraus befriedigt zu werden und das ihnen Zugehörige sofort von der Masse wegzunehmen. Sie brauchen also nicht die Liquidation der übrigen und das Erkenntniß abzuwarten, sich keine Abzüge gefallen zu lassen und zu den Concurskosten nichts beizutragen. Dieses Recht steht vorzüglich denjenigen zu, welche ein Eigenthumsrecht an einem Gegenstande geltend machen können (Vindicanten), auch der Ehefrau in Ansehung der in Natur vorhandenen eingebrachten Stücke, den Gläubigern einer dem Gemeinschuldner zugefallenen Erbschaft, auch denjenigen, welche mit der Concursmasse selbst Verträge geschlossen haben (Massegläubiger), sowie denen, welche fortlaufende Realabgaben zu fordern haben. Die S. ist als «Absonderung» in den §§. 39—45 der Reichsconcursordnung vom 10. Febr. 1877 behandelt; vgl. Fuchs, «Der deutsche Concursproceß» (Lpz. 1877); Wilmowski, «Die deutsche Reichsconcursordnung erläutert» (Berl. 1878). — Ueber S. von Bett und Tisch (separatio a thoro et mensa) s. Ehescheidung.

Separatisten heißen diejenigen, welche sich wegen abweichender Lehren oder Gebräuche von der bestehenden Kirche absondern. In neuerer Zeit ist der Separatismus meist nur Folge pietistischer Neigungen gewesen, so namentlich in den Rheinlanden, Würtemberg, der Schweiz. Ein Theil dieser pietistischen S. ging zu vollständiger Sektenstiftung fort; ein anderer Theil begnügte sich, ohne förmliche Trennung in abgesonderten Conventikeln Erbauung zu suchen. Anderer Art ist der luth. Separatismus in Altpreußen, welcher im Gegensatze zu der landeskirchlichen Union das altluth. Kirchenthum aufrecht erhalten wollte. (S. Lutheraner.)

Sepia oder **Kuttelfisch** (Sepia), eine Gattung der Weichthiere aus der zu den Kopffüßern gehörenden Familie der Tintenfische. Der Körper ist sackförmig, elliptisch, die Seiten entlang und hinten herum mit einem schmalen Hautsaume eingefaßt, weich, nur durch eine innere Kalkplatte des Rückens (Rückenschulpe) gestützt. Der Kopf hat zwei große Augen, zwei einem Papageienschnabel ähnliche Kiefer, acht kleinere und zwei große, in Scheiden zurückziehbare Fangarme, welche mit gezähnelten Hornringen versehene Saugnäpfe tragen. Die **gemeine** oder **gebräuchliche S.** oder **Tintenfisch** (S. officinalis), welche in allen europ. Meeren lebt, wird 40—50 Ctmt. groß und ist obenher auf röthlichem Grunde mit weißlichen Linien durchzogen, unten mehr weißlich und roth punktirt; die zwei längern Fangarme sind dem Körper gleichlang und nur an der verbreiterten Spitze mit Saugnäpfen besetzt. Die Eier, welche in großer Zahl traubenförmig zusammenhängen und oft an den Strand geworfen werden, sind unter dem Namen **Seetrauben** bekannt. Der Tintenbeutel enthält einen braunen Saft, welcher, ausgespritzt, das Wasser verdunkelt und dadurch dem verfolgten Thiere das Entkommen erleichtert und die unter dem Namen S. bekannte braune Malerfarbe liefert, die aber nur an wenigen Orten Italiens echt bereitet, sonst meistens auf künstliche Weise nachgeahmt wird. Die kalkige Rückenschulpe (Os Sepiae, **Weißes Fischbein**) wurde sonst als Arzneimittel angewendet, wird aber jetzt nur noch für technische Zwecke, zum Poliren, sowie als Bestandtheil mancher Zahnpulver benutzt. Das Fleisch ist fastlos, zähe, riecht einigermaßen moschusartig und wird nur von der ärmern Volksklasse gegessen.

Sepiazeichnungen sind eine Erfindung des Malers Jakob Crescenz Seydelmann (s. d.), der zuerst während seines Aufenthalts in Italien um 1780 auf den Gedanken kam, sich des braunen Safts der Sepia (s. d.), den er mit Bister mischte, zu seinen Zeichnungen zu bedienen, die ihm sehr bald einen ausgezeichneten Ruf erwarben. Es werden dazu die Gattungen Sepia officinalis und Loligo vulgaris verwendet, deren eirunder Körper den tintenähnlichen Saft enthält. Die Sepia hat vor der Umbra und dem Bister den Vorzug größerer Zartheit und Feinheit. Bis zu Anfang des 19. Jahrh., wo der Landschafter K. D. Friedrich Treffliches in dieser Technik leistete, war sie bei Künstlern und Dilettanten beliebt, unter den jetzigen Malern kommt sie als Specialität kaum noch in Anwendung.

Sepoys oder **Seapoys**, s. **Sipoys**.

Sepp (Joh. Nepomuk), namhafter kath. Theolog und Geschichtschreiber, geb. 7. Aug. 1816 zu Tölz im bair. Hochlande, widmete sich zu München philos. und theol. Studien und begann im Alter von 23 J. sein gegen Strauß gerichtetes «Leben Jesu» (7 Bde., Regensb. 1842—46). Vom Standpunkt der talmudisch-rabbinischen Literatur begründete S. durch dieses Werk eine neue histor. Exegese und erweiterte durch Religionsvergleichung den Gesichtskreis ungemein. Seine Ideenwelt ist die von Görres und Schelling, nur befolgt er eine mehr kritische Richtung. Die Grundlage bildet Band 1, «Die Chronologie mit vollständiger Berichtigung der christl. Zeitrechnung». Zur geogr. Orientirung unternahm S. 1845—46 eine Reise nach Syrien, Palästina und Aegypten. Nach der Rückkehr als Professor der Geschichte an der münchener Universität wurde er in der Lola-Periode 1847 mit sieben seiner Collegen entsetzt und wegen der Anhänglichkeit seines zahlreichen Auditoriums selbst aus der Hauptstadt verwiesen. Nach der Märzrevolution 1848 von Paris zurück, ward er in die Deutsche Nationalversammlung, 1849 in die bair. Kammer gewählt, wo er sich als Conservativer bekundete. Im J. 1850 erfolgte seine Wiedererhebung auf den Lehrstuhl. Außer einer zweiten Bearbeitung seines «Leben Jesu» (6 Bde., 1854—62) erschien als mythолog. Hauptwerk: «Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum» (3 Bde., Regensb. 1853); dann die beiden gegen Strauß und Renan gerichteten Schriften «Thaten und Lehren Jesu in ihrer weltgeschichtlichen Beglaubigung» (Schafih. 1864) und «Geschichte der Apostel vom Tode Jesu bis zur Zerstörung Jerusalems» (2. Aufl., Schafih. 1866); ferner «Jerusalem und das Heilige Land» (2 Bde., Schafih. 1862—65; 2. Aufl. 1872—76), «Neue architektonische Studien und histor.-topogr. Forschungen in Palästina» (Würzb. 1867). Trotz seiner wissenschaftlichen Verdienste mußte S. im Dec. 1867 abermals den Lehrstuhl räumen. Im Febr. 1868 wurde er als Abgeordneter ins Zollparlament und wiederholt auch in die Zweite Kammer gewählt, wo S. 18. Juli 1870 knapp mit ein paar Stimmen noch den Eintritt Baierns in die Kriegsaction gegen Frankreich, sowie 1871 die Annahme der Versailler Verträge durchsetzte. Von S.'s histor. Schriften sind noch zu nennen: «Beiträge zur Geschichte des bair. Oberlandes» (Augsb. 1853—54), «Ludwig Augustus oder das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste» (Schafih. 1869), «Kriegsthaten der Isarwinkler» (Münch. 1874), «Altbair. Sagenschatz zur Bereicherung der

indogerman. Mythologie» (Münch. 1876). In Fortsetzung seiner theol. und Kunststudien veröffentlichte S. «Kirchliche Reformentwürfe, beginnend mit der Revision des Bibelkanons. Ehrerbietige Vorlage an das Vaticanconcil» (1. u. 2. Aufl., Münch. 1870), «Das Hebräerevangelium oder die Markus- und Matthäus-Frage und ihre friedliche Lösung» (Münch. 1870), «Deutschland und der Vatican, Staats- und Kirchenobern zur ernsten Erwägung» (Münch. 1872), «Staats- und Kirchenzustände in Süddeutschland» (Münch. 1878). Zum Säcularfest seines Lehrers schrieb er: «Görres und seine Zeitgenossen» (Nördl. 1877). Im Auftrag Bismarck's unternahm S. mit seinem Sohne Bernhard (1874) die «Meerfahrt nach Phönizien zur Ausgrabung der Kathedrale von Tyrus mit Barbarossa's Grab» (Lpz. 1878). Dann folgte «Religionsstudien und topogr. Funde auf der neuen Orientreise» (Lpz. 1879).

September, der neunte Monat des Jahres, der Herbstmond oder Herbstmonat, war als Septembris nach der ältern röm. Zeitrechnung ursprünglich der siebente des Jahres und führt daher (von septem) den Namen. Er hat 30 Tage, und mit der Tag- und Nachtgleiche beginnt in ihm die Jahreszeit des Herbstes. Die Zahl seiner Lostage ist elf, darunter der wichtigste Michel (Erzengel), nächstdem Aegidius und Matthäus. In den S. fällt der Beginn der Ernte von Obst, Grummet und Wurzeln und der Wintersaatbestellung.

Septett (ital. Settetto, franz. Septuor), Tonstück für sieben Instrumentalstimmen, die alle einfach besetzt und mehr oder weniger obligat sind. Die formale Einrichtung des S. gleicht im ganzen der des Quartetts, Quintetts und Sextetts (s. d.). Vocale Sätze für sieben Solostimmen werden zwar ebenfalls, aber seltener, S. genannt.

Septimanien hieß unter der Herrschaft der Westgothen der Theil ihres Reichs in Gallien, den sie unter Wallia 419 n. Chr. von den Römern erhalten. Es umfaßte damals die Provinz Aquitania secunda, nebst Tolosa (das Gebiet der Garonne von Bordeaux bis Toulouse, noch genauer die Stadtgebiete von Bordeaux, Périgueux, Angoulême, Agen, Saintes, Poitiers, Toulouse), und hatte seinen Namen von der Ansiedelung der siebenten röm. Legion (Septimanis) in Beterrä (jetzt Béziers), das daher als röm. Colonie Beterrae Septimanorum hieß. Der Name Gothia oder S. kam damals zuerst auf. Mit dem Fortschritt der goth. Eroberung ist er bis auf die Provinz Narbonensis (Languedoc und Roussillon) ausgedehnt worden und blieb speciell auf dieser letztern Landschaft haften, welche, als der Franke Chlodwig den westl. Theil mit der Hauptstadt Tolosa den Gothen 507 entriß, den letztern bis zum Untergang ihres Reichs blieb, wo er um 720 in die Hände der Araber kam, denen er durch die Franken unter Karl Martell und Pipin dem Kleinen 738 und 759 genommen wurde.

Septime, der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone aus, ein dissonirendes Intervall, kommt in der praktischen Musik in drei verschiedenen Größen vor, als kleine, große und verminderte S. Die kleine S., welche auch Haupt- oder wesentliche S. heißt, besteht aus vier ganzen und zwei halben Tönen, als c-b, g-f u. s. w. Die große S. wird aus fünf ganzen und einem halben Ton gebildet, als c-h, g-fis u. s. w. Die verminderte S. enthält drei ganze und drei große halbe Töne, als cis-b, gis-f u. s. w. Die S. ist für die Modulation oder die Verknüpfung der Accorde das wichtigste Hülfsmittel der musikalischen Harmonie. — **Septimenaccorde** nennt man die dissonirenden Vierklänge eines Grundtons mit seiner Terz, Quinte und S., z. B. g-h-d-f. (S. Accord.)

Septuagesima (lat.) heißt in der Kirche, wenn man eine runde Zahl annimmt, der 70. Tag vor Ostern, eigentlich der dritte Sonntag vor dem ersten Sonntage in der Fastenzeit oder der neunte Sonntag vor Ostern, mit dem man die sog. gebundene oder geschlossene Zeit beginnen ließ, d. h. diejenige Zeit, während welcher der Genuß weltlicher Freuden verboten war. Sie umfaßte in der ältern Kirche die Zeit vom Advent bis zum Feste der Heiligen drei Könige, die gewöhnliche Fastenzeit, endlich die Zeit vom Sonntage Nogate bis zum Trinitätsfeste, seit dem Tridenter Concil aber nur die Zeit des Advents und der Fasten. Mit dem Sonntage S. begannen viele Kirchen die Quadragesimalzeit, weil sie diese wegen der Fastendispensationen einige Wochen früher beginnen mußten, um die Zahl der 40tägigen Fasten zu erreichen. In andern Kirchen ließ man jene Zeit, je nach der Beschränkung der Fastendispensationen, entweder in die 60 oder 50 Tage vor Ostern fallen, und hiernach entstand für die betreffende Fastenzeit der Name **Sexagesima** oder **Quinquagesima**. (S. Fasten.)

Septuaginta oder die **Siebzig** (LXX) nennt man die bei Juden und Christen zu öffentlichem Ansehen gelangte griech. Uebersetzung des Alten Testaments. Nach der Sage bei Josephus soll der König von Aegypten, Ptolemäus Philadelphus, von seinem Bibliothekar Demetrius Phalareus veranlaßt worden sein, den Juden Aristeas nach Jerusalem zu schicken und sich vom

Hohen Priester einen hebr. Codex und zur Uebersetzung desselben 72 Schriftgelehrte (die sog. Siebzig Dolmetscher) zu erbitten, die dann dem Demetrius die Uebersetzung dictirt hätten. Noch wunderbarer klingt die Sage in dem angeblichen Briefe des Aristeas, wonach die 72 Uebersetzer auf der Insel Pharos jeder für sich eine Uebersetzung angefertigt haben, welche sämmtlich, als man sie nach ihrer Beendigung verglich, Wort für Wort übereingestimmt haben sollen. Der wirkliche Ursprung erklärt sich einfach aus dem Bedürfnisse der in Alexandria und Aegypten lebenden Juden, deren Muttersprache das Griechische war. Die verschiedenen Theile der Uebersetzung stammen aus sehr verschiedenen Zeiten. Zuerst wurde, wol schon vor Mitte des 3. Jahrh. v. Chr., der Pentateuch übersetzt, danach die übrigen Bücher des Alten Testaments in längern oder kürzern Zwischenräumen, übrigens schwerlich in der Reihenfolge, in der sie im Kanon stehen. Im Laufe des 2. Jahrh. wurde die Uebertragung sämmtlicher in der hebr. Bibel enthaltenen Bücher vollendet. Am gelungensten sind die Uebersetzungen vom Pentateuch, vom Buche Hiob und den Sprüchen Salomo's, weniger gut die von den Psalmen, dem Jesaias und den Kleinen Propheten, am wenigsten gut ist das Buch Daniel übertragen. Das hohe Ansehen, welches die Uebersetzung erlangte, spiegelt sich noch in den Sagen über ihren wunderbaren Ursprung. Schon vor Christus betrachteten die Juden sie als inspirirt, und die neutestamentlichen Schriftsteller bedienen sich ihrer unbekümmert um ihre Abweichungen vom Grundtext zur theol. Beweisführung. In der griech. Kirche trat sie geradezu an die Stelle des hebr. Textes und blieb bis zum heutigen Tage im ausschließlichen kirchlichen Gebrauch. Doch wurden später von Juden und Judenchristen noch andere Uebersetzungen angefertigt, deren Abfassungszeit meist in das 2. Jahrh. n. Chr. fällt und von denen wir meist nur noch Fragmente übrig haben. Am berühmtesten sind geworden: 1) die Uebersetzung von Aquila; 2) von Theodotion aus Ephesus; 3) von Symmachus. Um den echten Bibeltext gegen die angeblich von den Juden begangenen Verfälschungen des hebr. Textes zu schützen, verglich Origenes zahlreiche Handschriften der von ihm für göttlich eingegebenen LXX und veranstaltete zu demselben Zwecke die noch in zahlreichen Fragmenten und einer syr. Uebersetzung erhaltene Hexapla, welche auf sechs nebeneinanderstehenden Columnen den hebr. Text in hebr. und griech. Schrift, die LXX (nebst kritischen Zeichen zur Andeutung dessen, was hinzugefügt oder weggelassen werden sollte) und die Uebersetzungen des Aquila, Symmachus und Theodotion, sowie Stücke einer fünften, sechsten und siebenten Uebersetzung enthielt. Später haben sich Lucian, Hesychius, Basilius u. a. wiederholt mit der Verbesserung der LXX beschäftigt. Die wichtigsten Handschriften, die wir von ihr besitzen, sind der Codex Vaticanus, Codex Sinaiticus und Codex Alexandrinus. Die bekannteste neuere Ausgabe ist die von Tischendorf (6. Aufl., Lpz. 1879).

Sepulveda (Juan Ginez), ein ausgezeichneter span. Geschichtschreiber und Humanist, geb. zu Pozo-Blanco bei Cordova um 1490, machte seine Studien zu Cordova, Alcala de Henarez und in dem span. Collegium zu Bologna, lebte dann einige Zeit zu Rom, wo er in dem literarischen Kreise des Fürsten Carpi seiner gründlichen und ausgebreiteten Kenntnisse wegen sehr geachtet wurde und kehrte, 1536 von Karl V. zum Reichshistoriographen ernannt, in sein Vaterland zurück, wo er, in seinem Landhause in der Sierra Morena, um 1573 starb. Er verfaßte seine sämmtlichen Werke in lat. Sprache. Seine polemischen Schriften gegen den Vertheidiger der Indianer, Las Casas, mochten zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn lenken, gereichten ihm aber bei der Nachwelt nicht zur Ehre. Unter seinen histor. Schriften (z. B. «De rebus Hispanorum gestis ad novum orbem Mexicumque libri VII»; «De rebus gestis Philippi II. libri III»; «De vita et rebus gestis Aegidii Albornotii libri III» u. s. w.) ist das Hauptwerk seines Lebens die «Historiae Caroli V. imperatoris libri XXX», erst 1775 wieder entdeckt und zuerst 1780 auf Befehl der Regierung von der königl. Akademie der Geschichte zu Madrid nebst seinen übrigen Schriften und seiner Biographie in vier Bänden herausgegeben worden. Bei seinen Lebzeiten waren erschienen «Opera varia» (Par. 1541), später «Opera omnia» (Köln 1602). Die panegyrische Geschichte Karl's V. schildert hauptsächlich nur dessen Kriegsthaten und äußere Politik; Forschungsgeist und Streben nach Wahrheit sind ihm nicht abzusprechen. Ueberdies ist dieses Werk, wie alle seine Schriften, in einem sichtbar den alten Classikern und besonders dem Livius nachgebildeten eleganten Stile geschrieben. Unter seinen Briefen (besonders herausgegeben zu Paris 1581) sind mehrere sehr interessant. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist der gleichnamige und gleichzeitige Lorenzo de S., der, als in der Mitte des 16. Jahrh. die Romanzendichtung auch unter den höhern Ständen beliebt wurde, nach dem Muster der Volksromanzen eine bedeutende Anzahl selbst verfertigte, deren Stoffe er den alten Chroniken, besonders der des Königs Alfons entnahm und unter dem Titel

«Romances nuevamente sacados de historias antiguas de la Crónica de España» (Antw. 1551 u. öfter) herausgab, worin 156 Nummern, von denen die neuern Romanzensammlungen eine größere Anzahl darzubieten pflegen.

Sequaner, ein Volk in dem Theile des Transalpinischen Gallien, den Cäsar als celtisches Gallien bezeichnet. (S. Gallien.)

Sequenz (kirchenlat.) heißt eine sehr wichtige, aus den Modulationen des Halleluja beim Graduale-Responsorium (s. Graduale) im 9. Jahrh. hervorgegangene Gattung von Kirchengesängen. Nach Einführung eines geregelten, von kunstmäßig geschulten Sängern ausgeführten Kirchengesangs war die Gemeinde allmählich nur auf die uralte refrainartige Wiederholung gewisser liturgischer Rufe, besonders des Kyrie eleison und Halleluja, beschränkt worden. Aber schon frühzeitig nahm der das Volk noch weiter zurückdrängende Gebrauch überhand, diese beiden Rufe durch Dehnung der Silben, besonders der Endsilbe zu erweitern, was man Neuma oder Pneuma, d. h. wortlosen Erguß frommen Jubels, nannte. Zuletzt ward die auf der Endsilbe «ja» bei dem Halleluja des Graduale ruhende Modulation, die man, eben weil sie auf das Halleluja als dessen unmittelbare Fortsetzung folgte (sequebatur), sequentia benannte, so ausgedehnt und verkünstelt, daß es selbst geschulten Sängern schwer fiel, die Melodien im Gedächtnisse festzuhalten. Deshalb gerieth der berühmte Notker (s. d.) Balbulus auf den Gedanken, jenen Modulationen Texte unterzulegen, eine Neuerung, welche auch von andern Mönchen in St.-Gallen, Ratpert, Tuotilo und ihren Schülern, sofort eifrig aufgegriffen und gefördert und noch vor dem Ablaufe des Jahrhunderts selbst vom Papste bestätigt wurde. Notker hielt dabei die strenge Regel des Gregorianischen Gesangs fest, daß auf eine Note nie mehr noch weniger als eine Silbe kommen durfte; und mithin waren die Texte der S. (im Gegensatze zu den Hymnen) durchaus abhängig von der Musik, wurden also nur durch die Melodie bestimmt, zunächst noch ohne alle Rücksicht auf Versmaß und Reim. Wegen dieser anfänglich durchaus prosaischen Form hießen sie auch schlechthin Prosen und als eingeschobene Texte wurden sie auch Tropen genannt. Gleichwol waren auch schon die frühesten S. nicht form- und gesetzlos, da sie, dem Gregorianischen Gesange entgegen, besonders auf die melodischen Formen der german. Völker Rücksicht nehmen und deshalb für die Ausbildung der Melodie sehr wichtig wurden. In dieser Abhängigkeit von der Musik und Melodie begegneten die S. einer Gattung des ursprünglichen deutschen Volksgesangs, den Leichen (s. d.), und eine gegenseitige Einwirkung konnte nicht ausbleiben. Die S. wurden von Mönchen gedichtet, namentlich in dem seit ältester Zeit um die Pflege der Muttersprache und des deutschen Gesangs verdienten Kloster St.-Gallen, erhielten sich auch am längsten im Gottesdienste der Klöster, schlossen sich am liebsten an die Heiligenverehrung und an Legenden und gingen auch in die deutsche Sprache über, wodurch dem Volke wieder ein größerer thätiger Antheil am kirchlichen Gottesdienste eröffnet ward. Außer Deutschland aber wurden sie fast nur gepflegt in Frankreich und England, den beiden Ländern, wo nächst Deutschland der Volksgesang zumeist blühte. Als sie allmählich metrische Gestalt und Reim annahmen, erfuhr auch ihre äußere Form die Einwirkung der alten volksmäßigen Lieder, wie sie umgekehrt vielleicht noch stärker auf diese zurückwirkten. Aber gerade aus diesen Gründen wurden sie der röm. Kirche mißfällig, und schon die Synode zu Köln 1536 erklärte sich für ihre Abschaffung. Endlich als infolge des tridentinischen Decrets unter Pius V. 1568 eine neue Ausgabe des Breviars veranstaltet wurde, traf hauptsächlich die S. das Verdammungsurtheil; denn von mehr als viertehalbhunderten, welche nachweislich einst vorhanden waren, wurden nur vier beibehalten: «Veni sancte spiritus», «Lauda Sion salvatorem», «Stabat mater dolorosa» und «Victimae paschali», nebst dem nicht aus dem Responsoriengesange hervorgegangenen, also nur halb und halb dazugehörigen Tractus «Dies irae». Ja selbst diese fünf Gesänge werden gegenwärtig fast nur noch in Klosterkirchen gehört. Dagegen sind die gehaltvollsten S. durch Luther u. a. umgedichtet oder überarbeitet in den prot. Gesangbüchern zu finden. Vgl. Wolf, «Ueber die Lais, S. und Leiche» (Heidelb. 1841); Bartsch, «Die lateinischen S. des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung» (Rost. 1868).

Sequestration (lat.) nennt man die jemand anvertraute Aufbewahrung oder Verwaltung eines im Streite befangenen Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streite dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt S. und der Aufbewahrende Sequester. Weiter gehört hierher der Fall, wo das unbewegliche Eigenthum oder nutzbringende Gerechtsame eines Schuldners unter gerichtliche Verwaltung genommen werden, um die Einkünfte für Gläubiger zu beziehen oder unerlaubte Verfügungen zu hindern. Die S. kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden

oder auch durch die Gerichte von Amts wegen verfügt werden. Ein Gericht darf aber nur dann eine S. anordnen, wenn während des Processes für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand, auch auf den Fall des Siegs, gar nicht oder unersetzlich beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefordert werden. In der Reichscivilproceßordnung vom 30. Jan. 1877 finden sich die Bestimmungen über die S. in §§. 747, 752.

Serafschan oder **Sarefschan** (d. i. der Goldspender), Fluß in Turkestan, entspringt unter dem 88.° östl. L. und 39.° nördl. Br. an dem vom hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Kok-ssu-Gebirge gestützten Serafschan-Gletscher, fließt in seinem obern Laufe bis zur Stadt Pendshikend in einem von steilen Gebirgsmassen eingeengten Thale, welches sich bei dem Dorfe Firman-Tepe westwärts zu erweitern beginnt. Die in den S. mündenden Zuflüsse erreichen meist nur bei hohem Wasserstande den Hauptfluß. Bei dem in der Nähe von Samarkand gelegenen Berge Tschoponaty wird der S. durch einen künstlichen Damm in zwei Arme getheilt, den Ak-Darja (weißer Fluß) und Kara-Darja (schwarzer Fluß), welche sich westlich bei der Stadt Khatyrtschi auf der Grenze des Emirats Bokhara wieder vereinigen. Weiterhin folgt der S. einer wesentlich westl. Richtung und verliert sich, nachdem er durch einen gegrabenen Kanal die Stadt Bokhara mit Wasser versorgt hat, in den Karal-Kól genannten Salzsumpf. Das Thal des S. wurde 1868 von den Russen in Besitz genommen und daraus im Aug. 1870 der zum Generalgouvernement Turkestan gehörige District S. gebildet, welcher (1871) auf 50,930,7 QKilom. 286,449 E. zählte und Samarkand (s. d.) zur Hauptstadt hat.

Serail ist die französirte Form des aus dem Persischen in das Türkische übergegangenen Worts Serâi (großes Haus, Palast) und bezeichnet vorzugsweise die den östlichsten Stadttheil Konstantinopels bildende, durch eine mittelalterliche Mauer mit Thürmen und Zinnen gegen die Stadt wie gegen das Meer vertheidigte Hauptresidenz der türk. Sultane. Es liegt auf einer Landspitze, welche im Norden vom Goldenen Horn, im Osten und Süden vom Marmarameer bespült wird und nach ihm den Namen Serai-Burnu, Seraileap, führt. Das S. bildet einen ansehnlichen Complex von Höfen, Dienstwohnungen, Palästen, Kiosks und Gärten, welcher durch die aus dunkeln Baumgruppen hervorschimmernden eigenthümlichen architektonischen Formen und durch die an ihn sich knüpfenden Erinnerungen einen ebenso malerischen wie interessanten Anblick gewährt. Der Haupteingang befindet sich in der Westmauer und öffnet sich gegen eine Straße, welche an der Aja-Sophia vorbei nach dem alten Hippodrom führt. Durch diesen Eingang, Babi-Humajun, das Kaiserliche Thor geheißen, tritt man auf den äußern, dem Publikum zugänglichen Hof, an welchem das Finanzministerium, die Münze sowie die zum Zeughause eingerichtete byzant. Irenenkirche liegen. Ein weiteres Thor, Bab-es-Selâm, die Pforte des Heils, führt auf den zweiten, viel kleinern, mit Arcaden umgebenen Hof, wo die Kasernen der frühern Palastwachen, Bostandschis und Janitscharen und die Stelle gezeigt wird, auf der ehedem die zur Audienz bestellten fremden Gesandten, in türk. Uebermuthe stundenlang wartend gehalten wurden. Ein reichverziertes, noch jetzt von weißen Eunuchen bewachtes drittes Thor, Bab-i-Seadet, die Pforte der Glückseligkeit, öffnet sich von da gegen den wichtigsten innersten Hof, in welchem von Gebäuden vornehmlich der düstere, aber großartig prachtvolle Thronsaal und die Hazneh oder Schatzkammer bemerkenswerth sind. Dazu kommen noch die den Ostrand der Landzunge umsäumenden Uferpaläste, welche, neuern Ursprungs, in mehr europ. Geschmack aufgeführt sind, aber, wie überhaupt diese alte Residenz, seit Sultan Mahmud's II. Zeiten unbewohnt stehen. Von den Kiosks ist das in den Gärten der Südseite gelegene Gülhaneh (Rosenhaus) durch den daselbst 1839 publicirten, nach ihm benannten Hatti-Scherif merkwürdig geworden. Ein anderer die gegen die Stadt gewandte Mauer überragender Kiosk ist seiner Bestimmung wegen interessant; er diente nämlich den kindisch-neugierigen Großsultanen, den Aufzug der fremden Gesandten nach dem Pfortengebäude ungesehen zu beobachten. Eski-Serai, das alte S., ist eine auf dem Plateau der Stadt, an der Stelle des alten Palastes der griech. Kaiser errichtete, mit hoher Mauer umgebene Palastgruppe, welche theils als Kriegsministerium, theils als Wohnung der Frauen verstorbener Sultane dient.

Seraing, Dorf in der belg. Provinz Lüttich, 8 Kilom. oberhalb Lüttich in reizender Gegend am rechten Ufer der Maas und an der Eisenbahn Lüttich-Namur gelegen und seit 1843 mittels einer prächtigen Eisendrahtbrücke mit dem Dorfe Jemeppe verbunden, hat durch die ausgedehnten Maschinenwerkstätten, Hohöfen, Stahl- und Eisenfabriken und Kohlenbergwerke John Cockerill's (s. d.) hohe industrielle Berühmtheit erlangt. Das Schloß, ehemals die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Lüttich, wurde 1817 von den Gebrüdern Cockerill von

der niederländ. Regierung angekauft und bildete seit 1820 den Ausgangspunkt der nunmehr über 90 Hekt. sich erstreckenden Fabrikbaulichkeiten. Die großartigen Verhältnisse dieser Fabriken, denen das Eisen in der rohesten Erzform überliefert wird, um als elegante Dampfmaschine daraus hervorzugehen, ergeben sich aus dem Umstande, daß sie durchschnittlich mehr als eine Million Kilogr. Kohlen verbrauchen, die Löhnung der Beamten und Arbeiter (gegenwärtig 8850) jährlich mehr als 10 Mill. Frs. beträgt, außer andern Dampfmaschinen und Eisenfabrikaten jährlich 100 Locomotiven, 14 Dampfschiffe zu Stande gebracht werden können und die jährliche Production sich auf 40 Mill. beläuft. Nach Cockerill's Tode wurde infolge einer bedenklichen Krisis die Fortführung von dessen Etablissements zu Lüttich und S. von einer aus den Gläubigern gebildeten anonymen Gesellschaft mit einem Kapital von 15 Mill. übernommen. Die Bevölkerung des Dorfs und der zugehörigen Weiler, die bei der Cockerill'schen Ansiedelung 1820 sich auf etwa 2000 Seelen belief, betrug 1876 bereits 24,315 Seelen. Vgl. Jacquamin, «Notice sur l'établissement Cockerill à S.» (Lütt. 1878).

Serajewo, Hauptstadt von Bosnien, s. Bosna-Serai.

Serampore oder Sirampor, dän. Frederiknagor, Stadt in dem District Hugly in der Division Bardwan der Lieutenantsgouvernementschaft der Untern Provinzen der brit.-ind. Präsidentschaft Bengalen, liegt 30 Kilom. nördlich von Kalkutta auf dem rechten Ufer des Hugly, ist weit gebaut, zeichnet sich durch Sauberkeit der Straßen aus und hat ein mehr europ. Ansehen als Kalkutta und alle andern Städte in seiner Nachbarschaft. Die Einwohnerzahl beträgt (1872) 24,440. Früher zu Dänemark gehörend, gelangte die Englisch-Ostindische Compagnie 22. Febr. 1845 durch Kauf in den Besitz von S. sowie von den andern dän. Niederlassungen in Ostindien. S. ist durch die seit 1799 daselbst blühende Missionsanstalt engl. Baptisten berühmt geworden, welche 20 Missionsstationen in Bengalen leitete und die Bibel sowol, als auch einzelne Bücher derselben in mehr als 25 ind. und andere asiat. Sprachen übersetzen ließ. Auch sorgte sie für die Herausgabe zahlreicher, daselbst in Druck erschienener Sprachlehren, Wörterbücher und Gebetbücher für diese Sprachen und richtete Unterrichtsanstalten für dieselben sowie ein Seminar für Hindupredriger ein. Außerdem sind noch die Papierfabriken von S. wegen der Güte ihres Fabrikats erwähnenswerth.

Seraph, in der Mehrheit Seraphim, heißen bei den Propheten des Alten Testaments himmlische Wesen mit menschlicher Gestalt, aber sechs Flügeln, die um den Thron Gottes stehen und Loblieder anstimmen. Die Ableitung des Wortes ist streitig. Nach den einen bedeutet es Brennende, Stechende, nach den andern Hohe, Edle. Erstere Bedeutung liegt unzweifelhaft bei den gleichnamigen Wüstenschlangen vor, die einigemal im Pentatench erwähnt werden, daher manche annehmen, die Seraphine der hebr. Mythologie seien ursprünglich Schlangen gewesen. Die Franciscaner nannten ihren Stifter Pater seraphicus und ihren Orden den seraphischen.

Serapis, eine ägypt. Gottheit, s. Sarapis.

Seraskier (aus dem pers. Seri-asker, d. i. Haupt des Heers) ist in der Türkei der Titel der höchsten militärischen Würdenträger, welchen der in Konstantinopel residirende Kriegsminister unbedingt, gelegentlich aber auch der Oberfeldherr größerer Truppenmassen führt. So spricht man z. B. von einem S. von Anatolien, von Rumelien. Ungefähr gleichbedeutend mit S. ist Serdar oder Serdari-ekrem (der gnädigste Serdar), Feldmarschall, welcher Titel übrigens bis jetzt nur den Höchstcommandirenden im Felde operirender Truppen gewährt worden ist.

Serbien (slaw. Srbija), ein seit 1878 souveränes Fürstenthum, liegt zwischen 43° 38′ bis 45° nördl. Br., 36° 40′ bis 40° 30′ östl. L. (von Ferro), wird im N. durch die Save und Donau von Oesterreich-Ungarn getrennt, im O. von Rumänien und Bulgarien, im S. von der Türkei, im W. von Bosnien begrenzt und hat 48,657 (vor 1878 nur 37,560) QKilom. Areal. Das Land ist mit Ausnahme der Tiefebenen an der Save und Donau durchaus gebirgiger Natur. Seine zahlreichen, vorherrschend in nördl. und nordwestl. Richtung streichenden, 1000 Mt. hohen Bergrücken, hier gewöhnlich Planina genannt, durchziehen das Innere des Landes, umwallen seine West- und Ostgrenze und fallen nordwärts ziemlich steil gegen die Save und Donau ab. Im Innern ist das Knotengebirge Mittelserbiens und als wichtiger strategischer Punkt das Rudnikgebirge hervorzuheben, welches im Schturatz die Höhe von 1054 Mt. erreicht. Von den aus der türk. Centralkette gegen Norden herabströmenden Flüssen mehrfach durchbrochen, umschließen die Bergrücken viele tiefe, im Westen engere Thalfurchen, im Osten geräumigere Hochthäler, die terrassenförmig von den sumpfigen Niederungen der Save und Donau nach Süden allmählich aufzusteigen scheinen. Diese Thäler, die Culturcentren wie die Schlachtfelder des Landes, sind zum Theil aber auch wie die Gebirge selbst noch mit dichter

Waldung bedeckt und nur durch enge Thalpforten oder beschwerliche Gebirgspässe miteinander verbunden. Die zahlreichen Flüsse des Landes, von denen die Drina, der Grenzfluß nach Bosnien hin, die aus der westl. und der östl. Morawa entstehende Große Morawa mit dem Nebenflusse Ibar und der Timok, der Grenzfluß nach Bulgarien hin, die bedeutendsten, haben den Charakter von Bergströmen. Aber die dichte Bewaldung der Gebirge sichert ihnen größern Wasserreichthum, sodaß sie in ihrem untern Laufe kleine Schiffe tragen und für den Verkehr wichtig werden könnten, wenn die Kunst ihnen zu Hülfe käme. Alle diese Flüsse strömen nordwärts der Save und der Donau zu, deren sumpfige Tiefebene nur da unterbrochen wird, wo die Gebirge bis an die Ströme herantreten. Dies ist besonders an der Nordostspitze des Landes der Fall, wo die serb. und siebenbürg.-banat. Gebirge so nahe herantreten, daß der Donau nur ein enges Felsenbett mit Stromschnellen, das sog. Eiserne Thor (s. d.) übrigbleibt. Das Klima des Landes ist gemäßigt (das jährliche Mittel + 11,98° R., im Sommer + 21,27° R., im Winter + 1,52° R.) und gesund, in den höhern Theilen freilich rauher. Bei dem fruchtbaren Boden der Thäler und niedern Gegenden ist das Land productenreich und sowol zur Viehzucht wie zum Acker- und Weinbau passend. Die Wälder bestehen meist aus Laubholz, vorzugsweise Eichen; in den rauhern Gebirgsgegenden kommt auch Nadelholz vor. Außerdem gibt es eßbare Kastanien, Obstbäume aller Art, insbesondere Pflaumenbäume, welche in den niedern Gegenden völlige Waldungen bilden. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Mais und anderes Getreide (vorzüglichen Weizen produciren Stig und Matschwa), Wein, Obst, etwas Taback und Hanf. Wichtiger sind die Producte der Viehzucht, welche mit größerer Liebe als Ackerbau von den Einwohnern betrieben wird. Metalle werden trotz des Grubenreichthums des Landes, da der geregelte Bergbau nur wenig entwickelt ist, in verhältnißmäßig geringen Mengen erzeugt. Es wird Galmei verhüttet, Eisen und Kupfer bei Majdanpek, Zink, Blei und Silber in Kutschajna, Steinkohlen im Kreise Krajina und besonders in Senje bei Tschuprija zu Tage gefördert.

Die Bevölkerung S.s belief sich 1874 auf 1,352,822 Seelen; mit dem 1878 erworbenen Gebiet wird sie auf 1,734,000 geschätzt. Die Einwohner leben in 50 Städten und 2300 Dörfern; sie gehören der Nationalität nach größtentheils dem serb.-slaw. Volksstamme an. Durch kräftigen Körper, feurigen, poetischen Geist, Muth, eigenthümliche Sitten und Lebensweise, Musik-, Gesang- und Freiheitsliebe ausgezeichnet, bilden sie einen der begabtesten Slawenstämme. Außer den Serben gibt es (1866) gegen 128,000 Walachen, welche aber fast überall die serb. Tracht und sehr häufig auch die serb. Sprache angenommen haben, einige tausend Bulgaren in den südl. Landestheilen, etwa 2000 Juden, gegen 26,000 Zigeuner und einige tausend fremde Europäer, worunter auch 2—3000 Deutsche, meist in Belgrad. Ständeunterschiede werden nur durch die Beschäftigung gebildet. Einen Adel gibt es nicht, und die Landleute sind freie Grundbesitzer. Das Familienleben ist auf patriarchalischer Einfachheit und, wie bei andern südslaw. Völkern, auf der Hausgemeinheit (Zádruga) begründet, welche von einer Anzahl Personen gebildet wird, die zu gemeinsamem Erwerbe und Genusse des Lebens vereinigt, unter einem freigewählten Oberhaupte (Starješina) in einem Hause und in vollkommener Gütergemeinschaft leben; doch verschwindet diese Einrichtung immer mehr. Die Bewohner bekennen sich (mit Ausnahme von 3—4000 Katholiken, 350 Evangelischen, den Juden und einigen tausend Mohammedanern) zur griech.-orient. Kirche, die sich im Lande zu einer eigenen Nationalkirche herausgebildet hat, in Glaubenssachen wol unter dem Patriarchen zu Konstantinopel stehend, sonst aber abhängig von dem Metropoliten in Belgrad und den diesem untergeordneten drei Bischöfen in Schabaz, Uschitza (mit dem Sitze zu Karanowatz) und Negotin, wozu im neuerworbenen Gebiete noch die zu Nisch und Wranja kommen, welche zusammen eine Nationalsynode ausmachen. Die griech. Kirche ist in S. mit verschiedenen Vorrechten vor den andern Confessionen ausgestattet; Katholiken, Protestanten und Juden genießen Freiheit des Cultus, doch ist der Uebertritt aus der Nationalkirche zu jedem andern Glauben auf das strengste verboten. Der Gewerbfleiß ist, außer in Belgrad, fast blos auf die bäuerliche Hausindustrie beschränkt. Dagegen gewinnt der Handel in neuerer Zeit eine immer größere Bedeutung. Belgrad, wo eine Handels- und Gewerbekammer 1857 errichtet wurde, ist nicht nur der Stapelplatz für ganz S., sondern treibt auch ansehnlichen Transitohandel in die Türkei. Es betrug die Einfuhr im J. 1866 21,676,655, 1874 32,456,362 Dinars (oder Francs), die Ausfuhr im J. 1866 18,798,115, 1874 39,001,878 Dinars. Ueber drei Fünftel der Einfuhr und vier Fünftel der Ausfuhr kommen auf den Verkehr mit Oesterreich. Vieh, besonders Schweine, Felle und Häute, Wolle, Unschlitt, gedörrte Pflaumen, Getreide und Knoppern sind die wichtigsten Ausfuhrgegenstände; Manufacturwaaren, Salz und Zucker die werthvollsten Einfuhr-

artikel. Ein wesentliches Hinderniß für den Handel ist der Mangel an Eisenbahnen und guten Landstraßen und selbst von den Wasserstraßen werden nur wenige (Donau und Save) für den Verkehr benutzt. Die Länge der Telegraphenlinien beträgt (1874) 1461 Kilom. Das Unterrichtswesen hat, was die höhern Lehranstalten betrifft, in den letzten Jahren rasche Beförderung erfahren. Es bestehen eine Hochschule in Belgrad, die 1863 neu organisirt und in drei Facultäten (die philosophische, technische und juristische) getheilt wurde, eine theol. Lehranstalt, eine Kriegsakademie, eine Oberrealschule ebenda, zwei Gymnasien, 11 Untergymnasien, 6 Realschulen, ein Lehrerseminar in Belgrad und eine land- und forstwirthschaftliche Schule in Pocharewatz. Für den Volksunterricht bestehen 470 Knaben- und 47 Mädchenschulen.

Staatswesen. Der Verfassung nach ist S. eine selbstständige Monarchie. Die Hauptgrundlage der Verfassung ist das Grundgesetz (Ustav) vom 29. Juni 1869. Bis zum Sommer 1878 bildete S. einen integrirenden Bestandtheil des Osmanischen Reichs. Die Fürstenwürde ist durch den Beschluß der Skupschtina vom 11. (23). Dec. 1858 dem Hause Obrenowitsch übertragen worden und ist erblich im Mannsstamme nach dem Erstgeburtsrechte. Seit 1868 regiert Fürst Milan Obrenowitsch IV. Er residirt in der Hauptstadt Belgrad. Der Fürst übt die gesetzgebende Gewalt mit der Nationalversammlung (Narodna Skupschtina) aus. Der Senat ist nur ein berathender Körper und besteht aus 17 Mitgliedern, die auf Antrag des Ministerpräsidenten vom Fürsten ernannt werden. Die Skupschtina besteht (1878) aus 134 Mitgliedern, von denen 33 von der Regierung und 101 vom Volk gewählt sind; jeder Wähler muß mindestens 21 J. alt sein, die vollen (d. h. 30 Dinars) directen Steuern zahlen und weder dem Dienstbotenstande noch dem Zigeunerstamme angehören. Die Wähler sind auch wählbar, mit Ausnahme von Regierungsmitgliedern und Geistlichen; nur muß der Gewählte 30 J. alt sein. Die Skupschtina tritt alljährlich einmal zusammen. In bestimmten Fällen, namentlich wenn es sich um die Berufung eines neuen Fürsten, um die Adoption eines Thronfolgers u. s. w. handelt, wird eine außerordentliche (große) Skupschtina einberufen, die viermal so stark als die ordentliche Skupschtina ist und nur aus Deputirten des Volks besteht. Die oberste Staatsverwaltung ist sieben Ministerien in Belgrad anvertraut: für das Aeußere, die Justiz, das Innere, die Finanzen, den Cultus und Unterricht, das Kriegswesen, die öffentlichen Bauten. Für die Administration zerfällt S. in 17 Kreise, außerdem das neue Gebiet in fünf Kreise (Nisch, Pirot, Leskowatz, Prokuplje und Wranja); in jedem derselben ist ein Kreisamt als polit. Polizei- und Finanzbehörde bestellt, dessen Functionen für die Stadt Belgrad dem dortigen Präfecten überwiesen sind. Den Kreisämtern unterstehen als untere Administrativbehörden die 65 (ohne die im neuen Gebiete) Bezirksämter, denen wieder für die Localpolizei die Friedensgerichte in den Gemeinden untergeordnet sind. Die Justizpflege wird von dem Cassationshofe und dem Appellationsgerichte in Belgrad, einem Handelsgerichte und 18 erstinstanzlichen Gerichten wahrgenommen. Was die Finanzen des Fürstenthums anbelangt, so wurden für das J. 1878 die Einnahmen auf 16,337,000, die Ausgaben auf 16,264,317 Dinars festgestellt. Außer einer Nationalanleihe von 1 Mill. Dukaten besitzt S. keine Staatsschuld. Die bewaffnete Macht besteht aus den stehenden Truppen und der Miliz. Die erstern ergänzen sich durch Freiwillige und durch Rekruten für eine dreijährige Dienstzeit und bestehen aus 4 Bataillonen Infanterie, 2 Escadrons Cavalerie, 3 Regimentern Artillerie, 1 Pionierbataillon, 1 Pontonnierbataillon, 1 Compagnie Laboratoriumsarbeiter, 1 Train- und 1 Sanitätsabtheilung; im ganzen 150 Offiziere, 4072 Mann und 72 Geschütze. Die eigentliche Wehrkraft des Landes beruht auf der Miliz, in welcher die dienstfähige Hälfte aller Serben von 21—50 J. conscribirt ist; nur die Geistlichen sind nicht milizpflichtig. Die Miliz zerfällt in zwei Klassen. Im J. 1878 war die Miliz in 5 Corps eingetheilt und bestand aus 81 Bataillonen erster und 56 zweiter Klasse, 26 Cavallerieescadrons, 55 Artilleriebatterien, 3 Bataillonen Genietruppen und dem Train, zusammen in einer Stärke von 150,000 Mann. Das Offiziercorps der serb. Armee hat 4 Generale, 23 Oberste, 36 Oberstlieutenants, 44 Majore und 663 andere Offiziere. Das serb. Landeswappen enthält ein silbernes Kreuz im rothen Felde mit vier Feuerstählen (Halbmonden) in den Ecken. Die Nationalflagge ist roth, blau und weiß mit vier goldenen Sternen im obersten rothen und mit dem Wappen im blauen Mittelfeld. Vgl. Tkalac, «Staatsrecht des Fürstenthums S.» (Lpz. 1858); Kanitz, «S. Histor.-ethnogr. Reisestudien aus den J. 1851—68 (Lpz. 1868); derselbe, «Reise in Süd-S. und Nordbulgarien» (Wien 1868); Denton, «S. und die Serben» (nach dem Englischen bearbeitet von Cölln, Berl. 1865).

Geschichte. S. war im Alterthum von thraz. Völkerschaften bewohnt, ward kurz vor Christus von den Römern unterworfen und von ihnen als Oberes Mösien (s. d.) zur Provinz Illyricum

geschlagen, deren Schicksale es unter der röm. Herrschaft theilte. Die Einwohner wurden nach und nach romanisirt und werden deshalb auch mit unter der allgemeinen Benennung Walachen aufgeführt. Bei der Völkerwanderung wurde das Land nacheinander die Beute der Hunnen, Ostgothen, Longobarden u. s. w., nach deren Auswanderung es um die Mitte des 6. Jahrh. wieder unter byzant. Herrschaft kam. Im Anfang des 7. Jahrh. bemächtigten sich die Avaren desselben; gegen diese rief Kaiser Heraklius um 636 die Serben aus dem östl. Galizien zu Hülfe, welche um 638 die Avaren aus dem Lande vertrieben. Die Serben verbreiteten sich nun über das Land westlich von der niedern Morawa und dem Ibar bis zum Werbas, den dalmatin. Gebirgen und dem Adriatischen Meere und von der Save südlich bis zu der Centralgebirgskette der europ. Türkei und dem See von Skutari, also über Montenegro, den größten Theil des heutigen Bosnien und die westl. Hälfte des heutigen S. aus. Das Land zerfiel nach den verschiedenen Stämmen in sieben Districte: in das eigentliche S., Bosnien, Neretwa, Zachlumien, Trawunien, Konawlje und Duklja, an deren Spitze Schupane standen. Diese waren wiederum einem Großschupan, der als Lehnsträger des byzant. Kaisers in Desniza an der Drina im eigentlichen S. residirte, untergeben; doch war das Band der Abhängigkeit nur sehr schlaff, und wiederholt machten sich die einzelnen Schupane fast ganz unabhängig. Obwol schon Kaiser Heraklius die Serben dem Christenthume zuzuwenden suchte, wurden sie doch erst später, um die Mitte des 9. Jahrh., durch Geistliche, welche der Kaiser Basilius I. sendete, vollständig bekehrt. Die ganze Thätigkeit der Serben wurde damals und für lange Zeit durch die Kriege mit den benachbarten Bulgaren in Anspruch genommen, die bis zur Vernichtung des Bulgarenreichs durch Kaiser Basilius II. 1019 fortdauerten, wo zugleich S. völlig zur byzant. Provinz wurde. Schon um 1043 gelang es aber dem Stephan Wojislaw (auch Dobroslaw), die byzant. Befehlshaber zu vertreiben. Sein Sohn und Nachfolger Michael 1042—79, machte sich wieder ganz unabhängig, indem er den Titel eines Königs (Kral) von S. annahm und sich die Anerkennung der Königswürde vom Papste Gregor VII. verschaffte. Mancherlei innere und äußere Kriege verwüsteten indessen das Land, bis 1159 Stephan Nemanja, nachdem er die byzant. Herrschaft abermals gebrochen, sich zum Serbenfürsten aufschwang. Er ward der Stifter der nach ihm benannten Dynastie und Gründer eines Reichs, das nach seiner Residenz, der Stadt Rassa (jetzt Novi-Pasar), die Großschupanie von Rassa, später serb. oder Rascisches Reich genannt wurde.

Von der Residenz ging auch der Name auf das Volk über, und noch gegenwärtig hat sich neben dem Namen Serben die Benennung Raizen (s. d.) oder Ratzen erhalten. Stephan's ältester Sohn, der 1195 den Thron bestieg, wurde 1222 mit einer von Rom erhaltenen Krone zum König gekrönt. Er wie seine Nachfolger erweiterten das Reich mehrfach, sodaß unter Stephan Duschan (1334—55) ganz Macedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien dazu gehörten. Stephan Duschan, der 1379 ein treffliches Gesetzbuch gab und Wissenschaften und Handel begünstigte, nahm sogar den kaiserl. Titel (Zar) an und theilte das Reich in verschiedene Statthalterschaften, legte aber dadurch den Grund zu dessen Verfall. Schon sein Sohn und Nachfolger Urosch V. verlor die meisten eroberten Provinzen infolge innerer Unruhen, die fortan S. wieder den äußern Feinden preisgaben. Im Innern stand es nicht besser. Urosch war zum Spielzeug der ihn umgebenden Großen geworden. Dies wurde ihm zuletzt so zuwider, daß er sich vornahm, nach Ragusa zu fliehen. Ehe Urosch aber zur Ausführung dieses Entschlusses schritt, wurde er von Wukaschin, einem der mächtigsten Großen, 1367 auf der Jagd ermordet. Mit Urosch starb die Dynastie Nemanja's aus und Wukaschin wurde König von Serbien. Derselbe wurde 7. Oct. 1371 auf der Flucht, nach der Niederlage, welche sein Heer an der Maritza durch die Türken erlitten, von seinem Diener erschlagen. Um 1377 gelangte eine neue Dynastie mit Lazar Grbljanowitsch auf den Thron, der anfangs mit Glück regierte, dann aber im Kampfe mit den Türken unterlag und in der Schlacht auf dem Amselfelde (s. d.) 15. (27.) Juni 1389 fiel. Der türk. Sultan Bajazet theilte hierauf S. zwischen Lazar's Sohn, Stephan, und Lazar's Eidam, Wuk Brankowitsch. Beide mußten ihm Tribut zahlen und sich zur Heeresfolge verpflichten. Von dieser Zeit an konnten die Serben sich dem türk. Joche nicht wieder entziehen. Nachdem unter Lazar Brankowitsch die innere Zerrüttung aufs höchste gestiegen, fiel Sultan Mohammed II. 1459 in S. ein. Das Land wurde gänzlich unterworfen und als Provinz dem Osmanischen Reiche einverleibt. Der Rest des Volks, der diese Katastrophe überlebte, versank unter dem Druck der Türken auf lange Zeit in Elend und dumpfe Trägheit. Im Frieden zu Passarowitz (1718) erhielt Oesterreich den größten Theil S.s, nämlich das nördl. Stück mit der Hauptstadt Belgrad bis an den Fluß Timok und das Gebirge Bujukdasch; aber durch den Belgrader Frieden (1739) fiel dieses ganze Gebiet an die

Türken zurück. Wenn auch die Pforte, wie überall bei ihren Eroberungen, den unterworfenen Serben ihre Gemeindeverfassung ließ, so waren dafür die Willkür der Paschas und die Plackereien der Janitscharen, welche als Freibeuter das Land ausplünderten, um so größer.

Endlich veranlaßte die Grausamkeit und der Uebermuth der Janitscharen einen Aufstand in S. In der Nacht des 16. Febr. 1804 wurde Georg Petrowitsch Czerny (s. d.), mit dem Beinamen Karagjorgje (d. i. schwarzer Georg), zum Oberhaupt gewählt. Dieser vertrieb 1804 und 1805 die Türken ganz aus dem Lande; nur in Belgrad behauptete sich die türk. Besatzung. Von verschiedenen Seiten rückten die türk. Heere gegen S. heran; aber Georg siegte in mehrern Schlachten und erstürmte endlich, 23. Febr. 1807, auch die Festung Belgrad. Um die immer steigende Macht des heldenmüthigen Dictators zu beschränken, riefen die eifersüchtigen Häuptlinge den Schutz Rußlands an, das gerade mit der Pforte Krieg führte. Im Waffenstillstande zu Slobosje, 24. Aug. 1807, bedang Kaiser Alexander I. auch für S. Frieden aus und befahl zugleich den Serben, sich ruhig zu verhalten. Aber die innere Zwietracht zwischen Georg und seinen Gegnern im serb. Senate dauerte fort und zeigte sich namentlich, als S. in den wiederausgebrochenen russ.-türk. Krieg 1809 hineingezogen wurde. Im Dec. 1810 kam ein neuer Waffenstillstand mit den Türken zu Stande, und Georg beobachtete seitdem strenge Neutralität. Die Folge war, daß Kaiser Alexander I., als er wegen der drohenden Invasion Napoleon's I. mit dem Osmanischen Reiche Frieden schloß, zu Bukarest (s. d.) 28. Mai 1812, S. preisgab. Es wurde nur festgesetzt, daß die Pforte den Serben volle Amnestie gewähren solle. Die Festungen, welche die Serben im Laufe des Kriegs erbaut, sollten geschleift, die übrigen festen Plätze den Türken eingeräumt werden. Die Verwaltung der innern Angelegenheiten sollte der Nation überlassen und die Steuern im Einvernehmen mit der Pforte von den Landesbehörden erhoben werden. Als Ende Juli 1812 die russ. Truppen abzogen, suchten die Serben in Konstantinopel und durch Annäherung an Oesterreich vergebens mehr für sich zu gewinnen. Der Kampf gegen die Türken begann im Juli 1813 aufs neue; aber der russischgesinnte Senat befahl die Waffen niederzulegen, und der russ. Consul drohte, daß Rußland jede weitere «Rebellion gegen seinen Alliirten» mit Waffengewalt unterdrücken werde. Da entließ Georg seine Getreuen und begab sich in Begleitung des russ. Consuls Nedoba, des Metropoliten Leontije und einiger Wojwoden 3. Oct. 1813 über die Grenze nach Oesterreich. Die Türken behandelten S. als erobertes Land mit grausamer Strenge, bis Milosch Obrenowitsch (s. d.) am Palmsonntag 1815 das Signal zu dem zweiten serb. Freiheitskriege gab. Nach glücklichem Kampfe kam eine Art Abkommen mit dem Pascha von Belgrad 1816 zu Stande, und wenn auch dasselbe von der Pforte nicht ratificirt wurde, so trat doch ein thatsächlicher Friedenszustand ein. Die Türken blieben im Besitz der festen Plätze; im übrigen hatte S. eine völlig unbeschränkte Selbstregierung, und in der Skupschtina (Landesversammlung) vom 6. Nov. 1817 wurde Milosch zum erblichen Fürsten erwählt. Milosch's Hauptbestreben war es nun, dem ausgesogenen Lande den Frieden zu bewahren. Sowol von der Pforte wie von Rußland wußte er sich unabhängig und mit beiden in Freundschaft zu erhalten. Im J. 1827 wurde Milosch auf einer großen Nationalversammlung zu Kragujewatz in der erblichen Fürstenwürde bestätigt. Im Frieden zu Adrianopel, 14. Sept. 1829, und durch den Ferman vom 15. Aug. 1830 wurden von seiten der Pforte den Serben die schon früher eingeräumten Freiheiten und Rechte förmlich bestätigt und die losgerissenen sechs Districte Krajina, Timok, Paratschin, Krutschewatz, Stariwlach und Podrinje dem Lande zurückzugeben versprochen. Die Vereinigung erfolgte indessen erst durch einen Hatti-Scherif von 1833, der auch den Tribut festsetzte und bestimmte, daß die Türken außer in den Festungen nur in dem Türkenviertel von Belgrad sich aufhalten dürften. Vgl. Ranke, «Die serb. Revolution» (2. Aufl., Berl. 1844).

Hiermit war ein Wendepunkt in der Regierung Milosch's eingetreten. Derselbe hatte sich nicht blos die Aristokratie der Districtsvorsteher u. s. w., sondern zuletzt auch die Masse der Nation durch Habsucht, Willkür, Grausamkeit und unsittlichen Lebenswandel abwendig gemacht. Es organisirte sich unter Wutschitsch und Petronjewitsch eine eigene Nationalpartei, die ihm feindlich gegenübertrat, obschon sie ebenso wenig von russ. Einflusse etwas wissen wollte. Auch Rußland als Protectoratsmacht protestirte gegen Milosch's Regierungsweise, sodaß dieser 1835 nach Konstantinopel reiste, um den Schutz des Sultans zu erbitten. Darauf wurde im Dec. 1838 ein unter russ. Einflusse ausgearbeitetes Staatsgrundgesetz (Ustav) für S. durch großherrlichen Hatti-Scherif eingeführt. Durch dasselbe wurde dem Fürsten ein Senat zur Seite gesetzt, der das Recht erhielt, die Höhe der Steuern, die Besoldung der Truppen und Beamten zu bestimmen, die Verordnungen der Regierung zu prüfen und die Minister zur Verantwortung

zu ziehen. Miloſch, den man des Unterſchleifs öffentlicher Gelder beſchuldigte und deshalb zur Rechenſchaftsablegung zwingen wollte, ſah ſich jetzt von allen Seiten ſo bedroht, daß er 13. Juni 1839 zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes Milan die Regierung niederlegte. Doch dieſer ſtarb ſchon 8. Juli 1839, und nun wurde Miloſch's jüngſter Sohn, Michael, zum Fürſten ausgerufen und von der Pforte beſtätigt. Indeſſen ſtellte ſich alsbald heraus, daß die Oppoſition überhaupt auf Entfernung der Dynaſtie Obrenowitſch hinarbeitete und dafür die Nachkommenſchaft des Kara Georg Czerny auf den ſerb. Thron erheben wollte. Ein erſter Verſuch 1840 mislang, und die Führer Wutſchitſch, Petronjewitſch, Garaſchanin (ſ. d.) mußten das Land verlaſſen, erhielten aber 1842 unter ruſſ.-türk. Vermittelung die Erlaubniß zur Rückkehr. Der junge Fürſt Michael erwies ſich ſo unfähig und zügellos, daß ſich das Volk bald um ſo entſchiedener von ihm abwendete. Schon Anfang Sept. 1842 kam ein neuer Aufſtand unter Wutſchitſch's Führung zum Ausbruch. Das Militär ging zu den Inſurgenten über, und ſo mußte Fürſt Michael über Belgrad nach Semlin 7. Sept. flüchten. Eine unweit Belgrad abgehaltene Skupſchtina (14. Sept.) erklärte hierauf unter Zuſtimmung des türk. Gouverneurs von Belgrad, Kiamil-Paſcha, die Familie Obrenowitſch der Regierung für verluſtig und wählte Alexander Karagjorgjewitſch, den zweiten Sohn Georg's, zum Fürſten, welcher durch großherrlichen Ferman vom 8. Oct. beſtätigt wurde. Ein Verſuch der Anhänger der Obrenowitſch zu einer Gegenrevolution mislang gänzlich und zog nur harte Repreſſivmaßregeln nach ſich. Da ſchien Rußland durch einen Proteſt gegen die Revolution und ihre Folgen, 31. Oct. 1842, als Stütze des Rechts der Verträge und der Legitimität auftreten zu wollen. Allein nur zu bald ſah man, daß Rußland unter dieſem Vorwande ganz andere Plane in Betreff der Walachei, insbeſondere aber den Sturz der ebenſo gegen Rußland wie gegen Miloſch feindlichen Nationalpartei zu erreichen hoffte. Als dies geſchehen war, ließ ſich Rußland zu einer Uebereinkunft herbei, vermöge deren eine neue Fürſtenwahl in geſetzlicher Form vorgenommen und Kiamil-Paſcha, Wutſchitſch und Petronjewitſch als die Anſtifter der jüngſten Revolution des Landes verwieſen werden ſollten. Alles dies geſchah. Am 27. Juli ward Alexander, der unterdeß ſich zu geheimen Zugeſtändniſſen gegen Rußland herbeigelaſſen, abermals zum Fürſten gewählt und 14. Sept. 1843 durch großherrlichen Hatti-Scherif beſtätigt. Neue Erhebungsverſuche der Partei Miloſch's (1844) mislangen.

Unter der ruhigen Herrſchaft des Fürſten Alexander Karagjorgjewitſch begann S. ſich zu erholen und machte ſeitdem in ſeiner innern Entwickelung ſichtbare Fortſchritte. Die Stürme des J. 1848 berührten die innern Verhältniſſe des Landes nicht, obſchon die Serben bei dem ſich in dem benachbarten Ungarn entſpinnenden Raſſenkrieg nicht unbetheiligt blieben. Fürſt Alexander ſchickte der öſterr. Regierung Hülfstruppen gegen die Magyaren, gab aber ſchon im Febr. 1849 den Befehl zur Heimkehr. Für die Entwickelung des polit. Lebens in S. war dieſer Krieg inſofern von Bedeutung, als ſeitdem eine ſlaw.-patriotiſche Partei mit großer Beſtimmtheit hervortrat, die den Krieg gegen den Islam und eine innige Verbindung mit dem ſolchen Abſichten entgegenkommenden Rußland anſtrebte. Um ſo mehr ſuchte aber die ſerb. Regierung die Verbindungen mit der Pforte und mit Oeſterreich wiederherzuſtellen und zu kräftigen. Der Krieg in Montenegro (ſ. d.) 1852—53 weckte zwar in S. Sympathien für das ſtammverwandte Volk der Montenegriner; allein die Regierung enthielt ſich jeder Parteinahme und bot der Pforte ſogar ihre Vermittelung an, die freilich abgelehnt wurde. Nach dem Tode des Senators und Miniſters Petronjewitſch übernahm der bisherige Miniſter des Innern, Garaſchanin, 1852 auch das Departement des Auswärtigen und die polit. Oberleitung. Doch ſchon Ende März 1853 erhielt er plötzlich ſeine Entlaſſung, weil er ſich den Planen Rußlands nicht günſtig erwies und namentlich die Verhaftung und Ausweiſung ruſſ. Agenten, welche das ſerb. Volk zum Krieg gegen die Türken aufreizten, verfügt hatte. Bei dem Ausbruch des Orientkriegs erklärte ſich jedoch die ſerb. Regierung für ſtreng neutral, und ſchon 17. Nov. 1853 verließ darüber der ruſſ. Conſul das Land. Die Concentration öſterr. Truppen an der Save und Donau veranlaßte die ſerb. Regierung ein vom 17. April 1854 datirtes Memorandum an die Pforte zu richten, in dem ſie ſich gegen eine befürchtete Beſetzung S.s durch die Oeſterreicher ausſprach. Am 3. Mai erfolgte ſodann eine Ordonnanz des Fürſten Alexander über die Mobiliſirung des ſerb. Nationalheers. Doch ſtellte man auf die Drohung Oeſterreichs hin die Rüſtung im Laufe des Sommers wieder ein. Als bald darauf die Donaufürſtenthümer von den Ruſſen geräumt und von den Oeſterreichern beſetzt wurden, war für die Ruhe S.s nichts mehr zu befürchten. Im Pariſer Friedensvertrage vom 30. März 1856 erloſch das ausſchließliche Protectorat Rußlands über S. Die Privilegien und Immunitäten des Fürſtenthums wurden unter

die gemeinsame Garantie der Vertragsmächte gestellt und zugleich das türk. Besatzungsrecht in den serb. Festungen gewahrt. Die serb. Regierung hatte inzwischen wieder den innern Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und wichtig war namentlich die Sammlung der Gesetze, welche 1854 erschien. Trotz aller administrativen und materiellen Verbesserungen stieg jedoch die Unzufriedenheit im Lande immer höher. Mit der russenfreundlich-panslawistischen Partei hatte sich Fürst Alexander vollständig verfeindet, und seine Hinneigung zu Oesterreich ward allgemein missbilligt. Endlich wurde 9. Oct. 1857 eine Verschwörung gegen das Leben Alexander's entdeckt, in welche fünf Senatoren verwickelt waren, und der Fürst benutzte diesen Vorwand, um auch die übrigen oppositionellen Mitglieder des Senats zur Abdankung zu zwingen. Nach einem geheimen Proceßverfahren wurden die Schuldigen zum Tode verurtheilt. Aber nun verbot die Pforte die Vollziehung des Urtheils und sandte zwei Commissare, welche nach Prüfung der Acten die Todesstrafe in Verbannung umwandelten. Durch diese Vorgänge ward das Ansehen des Fürsten vollständig untergraben. Doch suchte er seine Stellung wieder zu befestigen, indem er die hervorragendsten Führer der Nationalpartei, Wutschitsch zum Präsidenten des Senats und Garaschanin zum Minister des Innern berief. Aber die Regierung konnte dem allgemeinen Verlangen nach einer Einberufung der Skupschtina, welche seit 1848 nicht versammelt gewesen, sich auf die Länge nicht entziehen. Man traf die Veränderung, daß es nicht mehr eine allgemeine regellose Volksversammlung, sondern eine wirklich repräsentative Körperschaft sein sollte, und im Nov. 1858 ward ein förmliches Wahlgesetz erlassen. Die Wahlen fielen fast alle oppositionell aus. Nachdem die Versammlung am Andreastage eröffnet, wurde 22. Dec. eine förmliche Anklage gegen den Fürsten wegen Misregierung erhoben und eine Deputation abgeschickt, um ihn zur Abdankung aufzufordern. Alexander lehnte ab und suchte eine Zuflucht in der türk. Citadelle von Belgrad. Tags darauf (23. Dec. 1858) sprach die Skupschtina seine Absetzung aus, bestellte eine provisorische Regierung unter Garaschanin's Vorsitz und berief den verbannten alten Fürsten Milosch auf den erledigten Thron zurück. Der Senat stimmte dem Beschlusse bei, worauf Alexander Karagjorgjewitsch auf österr. Gebiet flüchtete.

Fürst Milosch nahm die angebotene Herrschaft S.s bereitwillig an. Doch zögerte die Pforte, ihn anzuerkennen, da Oesterreich lebhaft für den vertriebenen Fürsten Alexander Partei nahm. Bald aber trug der Einfluß Frankreichs und Rußlands den Sieg davon, und der Sultan ertheilte 12. Jan. 1859 Milosch die Investitur. Auf der Skupschtina zu Kragujewatz wurde hierauf im Sept. 1859 ein Erbfolgegesetz beschlossen, wonach die Herrschaft im Mannsstamme der Familie Obrenowitsch vererben und der letzte des Stammes berechtigt sein soll, einen geborenen Serben von ehrbarer Familie und griech. Religionsbekenntniß zu adoptiren. Als der hochbejahrte Milosch 26. Sept. 1860 starb, bestieg sein einzig überlebender Sohn, der vormalige Fürst Michael III. (Obrenowitsch), zum zweiten mal den serb. Thron und ward 7. Oct. 1860 von der Pforte bestätigt. Unter Michael trat Garaschanin wieder in den serb. Staatsdienst und wurde bald zum Conseilpräsidenten und Minister des Auswärtigen ernannt. Eine abermalige Skupschtina zu Kragujewatz im Aug. 1861 vereinbarte wichtige Gesetze über die Volksvertretung, den Senat, die Nationalmiliz, das Steuerwesen u. s. w. Mit der Pforte schwebten schon seit mehrern Jahren verschiedene diplomatische Fragen. Es handelte sich nicht nur um die Anerkennung des Erbrechts der Familie Obrenowitsch und einzelne Bestimmungen des serb. Staatsgrundgesetzes von 1838, sondern hauptsächlich auch um die Stellung der Türken in S., welche theils als Besatzungstruppen in den Festungen, theils als Einwohner in dem sog. Türkenviertel der Stadt Belgrad wohnten und außerdem noch hier und da im Lande Grundeigenthum besaßen. Alle diese Türken waren nur der Gerichtsbarkeit des türk. Paschas, der in der Festung Belgrad commandirte, unterworfen, und allmählich hatte sich auch die türk. Jurisdiction über die christl. Unterthanen des Osmanischen Reichs (Rajah), welche sich in S. aufhielten, ausgedehnt. Natürlich gab diese Ausnahmestellung wiederholten Anlaß zu Conflicten mit der serb. Bevölkerung und Behörde, und man wünschte schon längst, sich dieses türk. Elements zu entledigen. Die Pforte wollte sich jedoch auf nichts einlassen. Die gegenseitige Stimmung verbitterte sich noch mehr, als seit 1860 theils infolge der Kämpfe in Bosnien, Herzegowina und Montenegro, theils infolge der tatar.-tscherkeß. Einwanderung in Bulgarien zahlreiche christl. Flüchtlinge in S. Schutz und Aufnahme suchten. Endlich kam es 15. Juni 1862 abends im Türkenviertel von Belgrad zu einem blutigen Conflict. An einem Tschesma (öffentlichen Brunnen) wurde ein Serbenknabe von einem türk. Soldaten erschlagen. Die serb. Bevölkerung rottete sich hierauf zusammen, stürmte die von den Soldaten besetzten Stadtthore und das Türkenviertel und trieb die Türken in die Festung zurück. Während die Vertreter der Großmächte mit

dem Pascha Unterhandlungen anknüpften, ließ dieser plötzlich am Vormittag des 17. Juni von der Citadelle aus die Stadt bombardiren, ohne jedoch großen Schaden anzurichten. Natürlich gerieth ganz S. in die größte Aufregung. Dem Fürsten, welcher schleunigst von einer Rundreise im Lande zurückkehrte, wurden 18. Juni vom Senat unbeschränkte Vollmachten übertragen; die Stadt ward verbarrikadirt. Doch auf den Protest der fremden Consuln war das Bombardement bald wieder eingestellt worden. Die Pforte sandte nunmehr Commissare, um die Sachlage zu untersuchen, und darauf wurde in Konstantinopel eine Conferenz der pariser Vertragsmächte (Osmanisches Reich, Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Preußen und Rußland) 6. Aug. eröffnet, welche sich im Protokoll vom 8. Sept. über einen Vergleich einigten. Danach sollte, um künftigen Conflicten vorzubeugen, das Türkenviertel von den Einwohnern gegen vollen Schadenersatz geräumt und vollständig geschleift werden und der leere Platz künftig als Esplanade zwischen der serb. Stadt und der türk. Festung Belgrad dienen. Außerdem versprach die Pforte, die kleinen Festungen Sokol und Uschitza im Innern S.s aufzugeben und zu schleifen, behielt sich dagegen, außer Belgrad, noch ausdrücklich die Festungen Fath-Islam (Kladowo), Semendria an der Donau und Schabatz an der Save vor. Am 6. Oct. 1862 ward der betreffende großherrliche Ferman in Belgrad verlesen, und in den nächsten Wochen wanderten die türk. Einwohner, mit Ausnahme der Besatzungstruppen, nach dem Innern des Osmanischen Reichs. Im Frühjahre 1863 ward durch eine gemischte Commission der Vertragsmächte die Esplanade zwischen Stadt und Festung Belgrad abgesteckt und von der Pforte genehmigt. Die serb. Regierung machte indeß Schwierigkeiten und suchte die Erledigung der Sache zu verzögern. Endlich kam im Dec. 1865 eine Convention zu Stande, worin die durch das Bombardement und durch die Schleifung des belgrader Türkenviertels veranlaßten Entschädigungsforderungen definitiv erledigt wurden. Nun richtete Fürst Michael 5. Oct. 1866 ein Gesuch an den Sultan Abd-ul-Asis, worin er die Räumung sämmtlicher Festungen in S. forderte und diese Maßregel als das einzige Mittel bezeichnete, um das aufgeregte serb. Volk zu beruhigen. Nach längern Verhandlungen bewilligte die Pforte endlich im März 1867 die Räumung aller serb. Festungen, jedoch unter der Bedingung, daß auf der Citadelle von Belgrad auch künftig immerfort die türk. Flagge neben der serbischen wehen solle. Am 18. April bezogen die serb. Soldaten die sämmtlichen Wachtposten in der Festung; der Pascha übergab dem Fürsten die Schlüssel von der Festung. Im Nov. 1867 entließ der Fürst plötzlich seinen seitherigen Ministerpräsidenten Garaschanin und bildete sich ein neues Ministerium, das ihm mehr persönlichen Einfluß auf den Gang der Geschäfte sicherte.

Infolge einer von dem vertriebenen Fürsten Alexander Karagjorgjewitsch eingeleiteten Verschwörung wurde Fürst Michael 10. Juni 1868 im Park von Toptschider bei Belgrad ermordet. Doch hatte das Attentat nicht die Wiedereinsetzung Alexander's zur Folge, da der Kriegsminister Blasnavatz sofort das Heer für den einzigen noch lebenden Obrenowitsch, den damals in Paris weilenden 14jährigen Milan, in Pflicht nahm, für den sich auch die Skupschtina und die Pforte erklärten. Die Regierung selber wurde bis zu der mit Vollendung des 18. Lebensjahres eintretenden Großjährigkeit des Fürsten einem Regentschaftstriumvirat übergeben, dessen Mitglieder, der Kriegsminister Blasnavatz als erster, der Diplomat Jovan Ristitsch als zweiter und der Senator Gavrilovitsch als dritter Regent, damit anfingen, das seitherige Ministerium zu entlassen und ein neues zu ernennen, in dem auch die liberale Opposition vertreten war. Die Periode dieser vierjährigen Regentschaft war in vieler Beziehung für das Land segenbringend. Als eine der ersten Errungenschaften war die Abschaffung des Ustaw von 1838 bezeichnet worden. Schon Ende 1868 wurde eine Versammlung von Beamten, Geistlichen und Männern des Volks einberufen, die Berathungen über die Abänderung dieses Ustaws pflegen und ein neues Project ausarbeiten sollte. Am 11. Juli 1869 wurde die Große Skupschtina nach Kragujewatz zusammengerufen, von welcher das Project der neuen Verfassung berathen und sanctionirt ward. Im Sept. und Oct. 1870 tagte in Kragujewatz die erste, auf Grund der neuen Verfassung berufene «Gesetzgebende Versammlung» (zakonodavna skupština), welcher die für die Ausführung der Verfassung erforderlichen organischen Gesetze vorgelegt wurden. Als infolge der im November jenes Jahres seitens Rußlands stattgehabten Aufkündigung der die Neutralität des Schwarzen Meers betreffenden Bestimmung des pariser Tractats vom J. 1856 Oesterreich von den Unterzeichnern jenes Vertrags als Aequivalent die Befugniß zur Wegräumung der die Schifffahrt auf der Donau beeinträchtigenden Felsbänke des Eisernen Thors verlangte, machte S. vor der im Jan. 1871 in London zusammengetretenen Diplomatenconferenz geltend, daß nach dem bestehenden internationalen Rechte über die österr.

Forderung nur eine «Uferstaatencommission», nicht die «Europäische Conferenz» zu entscheiden competent sei, und nöthigte Oesterreich, den von ihm gemachten Vorschlag zurückzuziehen. Seit jener Zeit wurden die Verhältnisse S.s zu Oesterreich-Ungarn immer gespannter. Die Ueberzeugung, daß hinter der neuen polit. Richtung S.s Rußland stehe, gewann bedeutend an Consistenz, als der junge Fürst Mitte Oct. 1871 eine Reise an das Hoflager des Kaisers von Rußland in Livadia antrat. An seinem 18. Geburtstage (22. Aug. 1872) wurde Fürst Milan IV. Obrenowitsch für großjährig erklärt und trat persönlich die Regierung an. Er ernannte ein neues Cabinet, unter dem Präsidium von Blasnavatz als Kriegsminister, verhieß in einer Proclamation, als constitutioneller Fürst die nationalen Ideen des Fürsten Michael fort und fort zu pflegen, beschwor 7. Oct. die Verfassung und eröffnete 8. Oct. in Kragujewatz die Skupschtina. Einer der ersten Gesetzentwürfe, welche das Ministerium vorlegte, war der über die Gemeinde-Autonomie. Unter den übrigen Vorlagen waren die wichtigsten ein Gesetzentwurf über die Serbische Bank, eine Postconvention mit Rumänien und ein Vertrag mit der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft; sie wurden sämmtlich von der Skupschtina angenommen. Am 6. Nov. 1872 schloß der Ministerpräsident Blasnavatz im Namen des Fürsten die Session. Alles schien guten Fortgang zu nehmen, als Blasnavatz 23. März (15. April) 1873 unerwartet an der Diphtheritis starb. Ristitsch übernahm den Vorsitz im Ministerium, konnte aber die gegen ihn wühlenden Elemente nicht unterdrücken. Die Reactionspartei bemächtigte sich des Fürsten, und so kam es, daß 4. Nov. 1873 Ristitsch seine Demission einreichte. Nachdem jedoch mehrere Ministerien bald wieder genöthigt wurden, ihre Entlassung zu nehmen, berief der Fürst 31. Aug. 1875 den greisen Staatsmann Stewtscha Michajlowitsch zur Bildung eines Ministeriums, in welches auch Ristitsch wieder aufgenommen wurde.

Unterdessen war der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina ausgebrochen; bei der damaligen polit. Constellation, noch mehr wegen des vollständigen Mangels an Kriegsrüstung war es nicht möglich, ihn zu unterstützen, deshalb trat das Cabinet Stewtscha-Ristitsch ab und man bildete ein provisorisches Ministerium unter dem Vorsitze Kaljewitsch's. Jedoch schon 6. Mai 1876 kamen Stewtscha-Ristitsch wieder an das Ruder, da inzwischen alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, und der russ. General Tschernajew, welcher den Oberbefehl über das serb. Heer übernommen, erklärte, daß auch die Kriegsrüstungen beendet seien. Am 30. Juni 1876 gab Fürst Milan in einer zu Deligrad datirten Proclamation seinem Volke kund, daß er den Krieg gegen den Erbfeind aufnehme, um die noch unter dem türk. Joche schmachtenden Stammesbrüder zu befreien. An drei Punkten gingen tags darauf die serb. Truppen über die Grenze, und besonders im Südosten drang man weit vor. Jedoch bald drängte die türk. Uebermacht mehr und mehr wieder von dieser Seite und über den Timok in S. ein. Die Stadt Sajetschar wurde von Osman-Pascha eingenommen, auch Knjaschewatz niedergebrannt. Der östl. Theil des Kreises Zrna-Reka und fast der ganze Knjaschewatzer Kreis wurden von den Türken ausgeplündert und ausgebrannt. An der Drina im Westen und am Jawor im Süden hielt die serb. Armee nur jene Stellungen fest, welche sie zu Anfang des Kriegs besetzt hatte. Im Süden operirte die serb. Hauptmacht, und ihr gegenüber war dort auch das türk. Hauptcorps unter Kerim-Pascha. Von diesem ward allmählich Tschernajew auf das serb. Gebiet zurückgedrängt; 22. bis 29. Aug. wüthete die Schlacht an beiden Ufern des Morawaflusses ohne Entscheidung. Am 14. Sept. kam es durch Vermittelung von Oesterreich und England zu einem Waffenstillstand, aber schon 27. Sept. begannen die Feindseligkeiten aufs neue, und 28. ward bei Alexinatz eine blutige Schlacht ohne Entscheidung geschlagen. Am 30. Oct. stürmten die Türken Djunis, und damit war ihnen der Weg in das Innere des Landes durch das Morawathal geöffnet. Alexinatz war schon früher in türk. Hände gefallen, und man machte dann Vorkehrungen auch zur Räumung Deligrad's, als die Türken, von Kaiser Alexander II. gedrängt, den Serben einen zweimonatlichen Waffenstillstand bewilligen mußten. Friedensverhandlungen wurden begonnen, und der diplomatischen Kunst Ristitsch's gelang es, daß 28. Febr. 1877 ein Friedensvertrag zu Stande kam, welcher den Status quo ante bellum anerkannte und welchen auch die inzwischen nach Belgrad einberufene Große Skupschtina genehmigte. Ein Ferman des Sultans vom 4. März bestätigte S. und seinem Fürsten alle frühern Rechte.

Inzwischen kam es zum offenen Bruch zwischen Rußland und der Türkei, und als 24. April 1877 die russ. Armee den Pruth überschritt und dadurch der Krieg mit der Türkei eröffnet wurde, begab sich Fürst Milan, begleitet von Ristitsch, zum Kaiser Alexander nach Plojeschti, wo ein Vertrag abgeschlossen wurde, welcher S. die Grenzen des alten Serbenreichs verbürgte, falls es mit in die Action trete. Darauf begannen die Kriegsrüstungen aufs neue, der offene

Bruch mit der Türkei wurde aber verzögert. Erst als Plewna gefallen war, wurde 13. Dec. 1877 der Krieg gegen die Türkei proclamirt. Der äußerst strenge Winter erschwerte die Kriegführung sehr, doch hatten andererseits auch die Türken unter denselben Einflüssen viel zu leiden. Diesmal rückte die serb. Armee nur im Süden unter dem Oberbefehl des Fürsten und specieller Leitung des Generals Beli-Markowitsch sehr vorsichtig vor. Am Timok wie an der Drina und am Jawor waren starke Corps aufgestellt, die nur die Defensive zu beobachten hatten. In kaum zwei Monaten wurden Ak-Palanka, Pirot, Leskovatz, Prokuplja, Kurschumlje und Wranja genommen und die Festung Nisch cernirt, deren Uebergabe 10. Jan. 1878 erfolgte. Eben waren die Serben daran, im Süden gegen Kumanowo und im Westen gegen Prischtina und Mitrowitza vorzudringen, als eine Depesche des russ. Oberbefehlshabers vom 2. Febr. die Weisung brachte, alle Feindseligkeiten einzustellen, da um einen Waffenstillstand verhandelt werden sollte. Der serb. Fürst gehorchte in der Hoffnung, daß er als Alliirter Rußlands behandelt werden würde, wurde jedoch in dem bald darauf abgeschlossenen Frieden von San-Stefano (s. d.) eines andern belehrt. Auf Kosten der Serben wollten die Russen das neue Bulgarien so groß als möglich schaffen. Dies rief eine große Erbitterung gegen Rußland hervor. Ohne daher erst den definitiven Friedensschluß abzuwarten, setzte die serb. Regierung in der gewonnenen Provinz serb. Behörden ein, ordnete eine Volkszählung behufs der Steuererhebung an, auch wurde eine Rekrutirung von Mannschaften vorgenommen, um dieselben als Ortskundige zur Bewachung der neuen Grenzen gegen die vertriebenen oder entflohenen Albanesen zu verwenden. Das Verfahren der russ. Behörden in den bulgar. Grenzdistricten rief überall Conflicte mit den serb. Nachbarn hervor, und dies veranlaßte den Fürsten Milan, den General Leschjanin direct nach Petersburg mit einem Proteste abzusenden, um an das vor dem Beginn des Kriegs gegebene Versprechen zu erinnern. Der Schritt blieb jedoch ohne praktische Folgen, und S. sah, daß es von Rußland nichts mehr zu erwarten habe. Inzwischen wurde die Spannung zwischen Rußland und England immer bedenklicher, da gelang es dem Fürsten Bismarck, den Zusammentritt eines Congresses in Berlin zu erwirken. Am 5. Juni 1878 reiste der Minister Ristitsch dahin ab. Der Congreß erkannte S. ein Gebiet von 11,097 QKilom. mit etwa 367,000 E., mit Ausnahme des Districtes von Kula (Adlié), fast das ganze Gebiet, welches die serb. Truppen noch besetzt hielten, zu. In einer Proclamation kündigte 22. Aug. 1878 Fürst Milan an seinem 24. Geburtstage dem serb. Volke die Errungenschaft dieses Kriegs, die Unabhängigkeit und den Eintritt S.s in die Reihe souveräner Staaten Europas an. Mit einem Decret des Fürsten ward zugleich der 20. Juni zum Nationalfeiertag, anstatt des bis jetzt gefeierten Andreastags, proclamirt. Mitte September begann die europ. Grenzregulirungscommission zwischen S. und den angrenzenden Staaten ihre Arbeiten, früher schon organisirte die Regierung das erworbene Gebiet in fünf Kreise, setzte jedoch nur provisorische Beamten ein bis zur endgültigen Organisation. Für die dreijährige Wahlperiode der Deputirten in die Skupschtina wurden die Wahlen auf 10. Nov. 1878 ausgeschrieben und bestimmt, daß auch die neuerworbenen Kreise ihre Deputirten wählen sollen. Am 1./13. Oct. 1878 bildete Ristitsch ein neues Cabinet, da der greise Ministerpräsident Stewtscha Michajlowitsch um seine Entlassung gebeten hatte. Vgl. Hilferding, «Geschichte der Serben und Bulgaren» (aus dem Russischen von Schmaler, 2 Bde., Bautzen 1856—64), betrifft nur die ältere Periode; Mijatovics, «The history of modern Servia» (Lond. 1872); «S. von 1858—75» (in «Unsere Zeit», Jahrg. 1875, 2. Hälfte); Kállay, «Geschichte der Serben» (aus dem Ungarischen von Schwicker, Bd. 1, Budapest 1878).

Serbische Sprache und Literatur. Die serb. Sprache, d. h. die Sprache der Slawen im Fürstenthum Serbien, in Bosnien, der Herzegowina, Montenegro, Altserbien, Dalmatien, bildet einen Theil eines größern Sprachganzen, das man jetzt meistens als serbo-kroatisch (früher häufig illyrisch) bezeichnet. In diese Bezeichnung ist dann einbegriffen die Sprache der Slawen im Königreich Kroatien (d. h. dem Lande zwischen Kulpa und Velebichgebirge), aber nicht die des sog. Provinzialkroatiens (um Agram und Warasdin), da diese zum Slowenischen gehört. Das Serbo-Kroatische wird je nach der verschiedenen Umbildung des altslaw. Vocals ě (jat') in drei Hauptdialekte getheilt: den östlichen (im östl. Theil des Fürstenthums Serbien), ě wird wie e gesprochen; den südlichen (in Theilen des Fürstenthums und Bosniens, der Herzegowina u. s. w.), ě wie je oder ije; den westlichen (in Kroatien), ě wie i. Das Serbo-Kroatische bildet mit dem ihm nächstverwandten Slowenischen und Bulgarischen die sog. südslaw. Völker- und Sprachgruppe und gehört mit diesen der südöstl. Abtheilung der Slawischen Sprachen (s. d.) an. Die der orient. Kirche angehörigen Serben brauchen das cyrillische Alphabet in einer vortrefflichen, von Wuk Karadschitsch verbesserten, der wirklichen Aussprache angepaßten Ortho-

graphie, die der römischen angehörigen Serben und Kroaten die lat. Schrift mit Erweiterungen und Anpassungen, wie sie die Sprache erfordert. Die Zahl der serb.-kroat. Sprechenden beträgt 5—5½ Mill. Die erste wissenschaftliche Bearbeitung des Serbischen geschah durch Wuk Stephanowitsch Karadschitsch's «Grammatik» (Wien 1818; als Einleitung seines Wörterbuchs, übersetzt von J. Grimm, Berl. 1824), später namentlich durch die Werke von Daničić, «Mala srpska gramatika» (Wien 1850), später unter anderm Titel: «Oblici srpskoga jezika» (Belgr. 1863; in vielen Auflagen seitdem), «Srpska sintaxa» (Belgr. 1858), «Istorija oblika srpskoga ili hrvatskoga jezika» (Belgr. 1874), «Osnove srpskoga ili hrvatskoga jezika» (Belgr. 1876), «Korijeni u hrvatskom ili srpskom jeziku» (Agram 1877); sehr gut ist auch Budmani, «Grammatica della lingua serbo-croata» (Wien 1867). Zum praktischen Erlernen der Sprache existiren Grammatiken und Hülfsbücher von Berlić, Fröhlich, Parčić, Bošković u. a. Das bedeutendste Wörterbuch ist das von W. St. Karadschitsch («Serb.-lat.-[deutsches] Wörterbuch», Wien 1818; 2. Aufl., «Lexicon serbico-germanico-latinum», Wien 1852), dazu «Deutsch-serb. Wörterbuch» (Wien 1872). Sehr brauchbar ist Filipović's «Neues Wörterbuch der kroat. und deutschen Sprache» (2 Bde., Agram 1875). Von ältern (kroat.) Wörterbüchern sind die wichtigsten Della Bella, «Dizionario italiano-latino-illirico» (Venedig 1728; 2. Ausg., Ragusa 1785); Stulli, «Rjecsosloxje» (2 Bde., Ragusa 1806); derselbe, «Vocabolario italiano-illirico-latino» (Ragusa 1810).

Im Entwickelungsgange der serb. Literatur lassen sich drei Perioden unterscheiden, von denen die erste von der Christianisirung des Volks bis gegen Ende des 14. Jahrh. (bis zum Falle des serb. Reichs) reicht; die zweite die Zeit vom Anfang des 15. bis zur Mitte des 18. Jahrh., endlich die dritte die neuere und neueste Zeit umfaßt. Die literarischen Erzeugnisse der ersten Periode beschränken sich auf kirchliche und staatsrechtliche Gegenstände. Auch die wenigen Geschichtswerke dieser Zeit tragen ein kirchliches Gepräge, indem sie fast nur Lobreden auf die serb. Fürsten enthalten, die sich der Kirche günstig erwiesen. Die Sprache, in welcher diese Denkmäler abgefaßt sind, ist keineswegs die reine serb. Volkssprache, sondern ein Gemisch mit dem Altslowenischen (Kirchenslawischen). In dieser modificirten Gestalt erscheint die Sprache auch schon im ältesten Denkmale derselben, einer Aufschrift auf einem Peritrachelion in der Klosterkirche von Banja bei Cattaro vom J. 1114. Die weltliche Literatur ist nur durch eine Anzahl von Urkunden, Regierungsacten, Schenkungsbriefen u. dgl. vertreten, deren älteste Stücke bis ins 12. Jahrh. reichen. Fast alle bisher bekannten wurden in den «Monumenta serbica» (Wien 1858) von Miklosich und «Srbski spomenici» (Belgr. 1858—62) vom Grafen Pucić gesammelt und herausgegeben. Das wichtigste Denkmal dieser Periode aber ist das Gesetzbuch des serb. Kaisers Stephan Duschan (1349, herausg. von Stojan Novaković, Belgr. 1870). Der Sieg Murad's I. über die östl. Serben auf dem Amselfelde (Kosovo polje) 1389 verhinderte auf lange Zeit jeden Fortschritt in diesen Ländern. Als Schriftsteller dieser Periode sind hervorzuheben: Stephan, der zuerstgekrönte König von Serbien (1195—1228), der die Geschichte seines Vaters Stephan Nemanja schrieb; der heil. Sava, Bruder des Vorigen, Erzbischof und Organisator der serb. Kirche (1169—1237), der Klosterregeln, das Leben seines Vaters und anderes schrieb; Domentian (um 1263), Mönch von Chilandar auf dem Berge Athos, der Lebensbeschreibungen des heil. Simeon und heil. Sava verfaßte; Daniil 1291—1338), Erzbischof, der als Zeitgenosse die Geschichte der serb. Könige Uros, Dragutin, Milutin und Stephan Decanski unter dem Titel: «Rodoslov» (Geschlechtsregister) sowie Lebensbeschreibungen der serb. Erzbischöfe hinterließ. Aehnlich war auch die literarische Thätigkeit in den westl. Ländern der Serben, besonders in jenen Küstengebieten Dalmatiens und Kroatiens, in welchen das Altslowenische als Kirchensprache angenommen wurde. Auch hier, wo man sich anderer Schriftzeichen (der glagolitischen statt der cyrillischen) bediente, die Liturgie ganz nach der lateinischen eingerichtet wurde, und zwischen beiden Volkstheilen kein geistiger Verkehr stattfand, erlitt die kirchliche Schriftsprache ähnliche Modificationen wie bei den Ostserben. Die Existenz kroat.-glagolitischer Urkunden läßt sich bis ins 11. Jahrh. hinauf verfolgen; unter den erhaltenen (gesammelt bei Kukuljević: «Monumenta Slavorum meridionalium», Bd. 1, Agram 1863) ist die älteste aus dem J. 1309. Von den kroat.-dalmatin., in der Volkssprache geschriebenen Statuten ist das älteste das Gesetz von Vinodol vom J. 1280 (abgedruckt im «Kolo», Jahrg. 1843, Heft 3). Mit der Historiographie in der Volkssprache hat man sich in dieser Periode auch bei den Katholiken befaßt. Schon im 12. Jahrh. schrieb ein ungenannter Priester von Dukļja (Dioclea) eine Chronik, welche er selbst auch ins Lateinische übersetzte. Die Uebersetzung ist noch ganz, das Original aber nur in Bruchstücken vorhanden.

Während die türk. Barbarei jede Regung auf dem literarischen Felde in den eroberten östl. serb. Ländern niederhielt, entwickelte sich die Literatur in den adriat. Küstenstädten zu einer ungewöhnlichen Blüte. Gegen Ende des 15. Jahrh. war die Stadt und Republik Ragusa (slawisch Dubrovnik), infolge ihres materiellen Wohlstandes, ihrer polit. Freiheit und des regen Verkehrs mit Griechenland und Italien, ein südslaw. Athen, welchen Ruhm der kleine Freistaat fast bis ans Ende seines Bestehens behauptete. Gleichzeitig blühten auch in andern Städten und Inseln Dalmatiens Literatur, Kunst und Wissenschaft, obwol die letztere, dem Zeitgeiste gemäß, lateinisch und italienisch behandelt wurde. In der nationalen Sprache haben epische, lyrische und dramatische Poesie treffliche Werke aufzuweisen. Im 15. Jahrh. blühten die Dichter: Marulić, Menčetić, Držić; im 16. Lucić, Betranić, Gučetić, Čubranović, Hektorović, Ranjina, Zlatarić; im 17. Gundulić (s. d.), Palmotić, Bunić u. a. Im 18. Jahrh. glänzte noch hell über alle Zeitgenossen Gjorgjić, und als glücklicher Nachahmer des Volksliedes Kačić, ein bosnischer Franciscanermönch. Auch zur Zeit der höchsten Blüte behielt diese Literatur ihren localen Charakter bei, sodaß dieselbe außerhalb Dalmatiens sehr wenig bekannt wurde. Selbst der allervolksthümlichste Dichter Kačić, von dessen Buche nicht weniger als 20 Auflagen erschienen, blieb zwei Drittheilen der Nation unzugänglich, weil es blos mit lat. Lettern, wie die sämmtliche dalmat.-ragusan. Literatur, geschrieben war. Viele von den Dichtungen dieser Periode wurden erst in neuerer Zeit herausgegeben, namentlich von der südslaw. Akademie zu Agram unter dem Titel «Stari pisci hrvatski» (Bd. 1—9, Agram 1869—77).

Den Anfang einer neuen Periode der serb. Literatur bezeichnet das Bestreben, das Kirchenslawische und die serb. Volkssprache zu scheiden und die letztere zur Schriftsprache zu erheben. Große Verdienste um die Fortbildung der serb. Sprache erwarb sich der Archimandrit Johann Rajitsch, 1726—1801, durch seine «Geschichte der Slawen, insbesondere der Chorwaten, Bulgaren und Serben» (4 Bde., Wien 1792—95). Die serb. Volkssprache als Schriftsprache zu benutzen, unternahm zuerst Dositheus Obradowitsch, geb. 1739 zu Tschakowo, der, nachdem er 25 Jahre lang die Türkei, Italien, Rußland, Deutschland, Frankreich und England durchwandert hatte, 1811 als Senator und Unterrichtsminister Karagjorgje's zu Belgrad starb. Er hinterließ sehr zahlreiche Schriften, meistens moralischen Inhalts (zusammen 9 Bde., Belgr. 1833 u. 1842). Seine Bestrebungen wurden von Demetrius Dawidowitsch (um 1820) fortgesetzt, gelangten aber erst zur vollen Geltung durch Wuk Stephanowitsch Karadschitsch (s. d.), der in seiner «Grammatik der serb. Sprache» zuerst die Eigenthümlichkeit des serb. Dialekts festgestellt und die serb. Volkslieder («Narodne srpske pjesme», Thl. 1—3, Lpz. 1824; Thl. 4, Wien 1833; 2. Ausg., 5 Bde., Wien 1841—65) sammelte und herausgab. Vgl. Talvj, «Volkslieder der Serben» (2 Bde., Halle 1825—26; 3. Aufl., Lpz. 1853); Kapper, «Volkslieder der Serben» (2 Thle., Lpz. 1852); Miłosich, «Das serb. Epos» (in der «Oesterreichischen Revue», Bd. 2, Wien 1863); Wilhelm Gerhard, «Gesänge der Serben» (2. Aufl., Lpz. 1877). Diese Volkslieder sind überhaupt das Beste der serb. Literatur; in ihnen vereinigt sich Naivetät und Gemüthlichkeit mit orient. Glut und griech. Plastik. Einige reichen bis in die Zeit vor Ankunft der Türken in Europa, andere gehören der Periode an, wo Adrianopel Residenz der türk. Herrscher war, noch andere stammen erst aus neuerer Zeit. Sie sind sämmtlich reimlos, doch nicht ohne Numerus.

Durch Karadschitsch, den Patriarchen Lucyan Muschitzki, den verdienstvollen Mäcen Sava Tekelija und ihre Mitarbeiter wurde eine frische serb. Literaturbewegung, besonders in Ungarn, ins Leben gerufen. Die Hauptsitze der ungar.-serb. Literatur waren Pest und Neusatz, und hauptsächlich fördernd wirkte der mit ziemlichem Stammkapital ausgestattete literarische Verein «Matica serpska» zuerst in Pest, jetzt in Neusatz. Im Fürstenthum Serbien ist Belgrad der Sitz des polit. und geistigen Lebens und es wirkt hier in gleichem Sinne das 1847 gegründete, 1863 reorganisirte «Srpsko učeno društvo» (serb. Gelehrtengesellschaft), sowie das 1863 in eine Hochschule umgewandelte Lyceum. In Montenegro (Crnagora) ist Cettinje der Sitz einiger literarischer Thätigkeit, nachdem der verstorbene Vladika Petrović Njegoš (s. d.) selbst als Dichter aufgetreten. Die von Karadschitsch zu Ende geführte Sprachreinigung zeigte endlich, daß die Sprache, welcher sich die Ragusaner und Dalmatiner in ihren Kunstgedichten schon im 15. Jahrh. bedienten, mit dieser gereinigten serb. Sprache identisch ist. Das Studium dieser alten Dichter, welches man in Agram in den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. mit Eifer betrieb, veranlaßte Gaj, den ragusanischen Dialekt als Schriftsprache auch in den drei Comitaten Kroatiens (Agram, Warasdin, Kreutz), wo ein Gemisch von kroat. und slowen. Dialekt gesprochen wird, einzuführen. Auf diese Weise kam es, daß anstatt der Verschiedenheiten, welche früher in der

Schriftsprache und in der Orthographie vielfach herrschten, gegenwärtig in ganz Alt- und Neuserbien, in Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Kroatien, Slawonien und den serb.-kroat. Gegenden Ungarns, Albaniens und Istriens, die Schriftsprache überall gleichmäßig geworden ist, obwol noch immer mit zwei Alphabeten (cyrillisch und lateinisch) geschrieben wird. Die vorzüglichsten Dichter dieser Periode sind: Sima Milutinović (1791—1848), Mušicki, P. Petrović Njeguš, Stanko Vraz, Branko Radičević, Graf Medo Pucić, Ivan Mažuranić, Kazali, J. Jovanović, Sundečić, Preradović, Subotić, Utješenović, Trnski, Ban, Jakšić, Kostić, Hadžić u. a.

Die wissenschaftliche Literatur ist in Serbien erst im Entstehen begriffen. Zur Förderung solcher Bestrebungen wirkt außer dem genannten Institut in Belgrad die Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram und die daselbst 1874 eröffnete südslaw. Universität. An Zeitschriften zählte man Ende 1874 26 politische, 14 belletristische und 15 wissenschaftliche, welche sämmtlich in Agram, Belgrad, Neusatz und Zara gedruckt wurden; am bedeutendsten sind davon die Zeitschriften der Gelehrten Gesellschaft in Belgrad («Glasnik») und der Südslawischen Akademie («Rad»). Vgl. Pypin und Spasović, «Uebersicht der Geschichte der slaw. Literaturen» (russisch, Petersb. 1865); Ljubić, «Ogledalo jugoslav. književnosti» (Finme 1864); Novaković, «Istorija srpske književnosti» (Belgr. 1871); derselbe, «Bibliografia srpska 1797—1867» (Belgr. 1868); Jagić, «Historija književnosti hrvatske i srpske» (Agram 1867); Schafarik, «Geschichte der südslaw. Literatur» (herausg. von Jireček, Wien 1863—64); derselbe, «Geschichte der slaw. Sprache und Literatur nach allen Mundarten» (2. Abdruck, herausg. von J. Jireček, Prag 1869).

Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat war der Name eines 1849 geschaffenen Kronlandes der österr. Monarchie. Dasselbe wurde durch die kaiserl. Verordnung vom 18. Nov. 1849 aus verschiedenen zu Ungarn und Slawonien gehörigen, vorzugsweise von Serben und Romanen (doch auch von Deutschen und Magyaren) bewohnten Gebietstheilen, nämlich aus den ungar. Comitaten Bács-Bodrog, Temesvár, Torontal und Krassó und dem slawonisch-syrmischen Bezirken Numa und Illok gebildet und später mit einer dem Verwaltungsorganismus in den deutsch-slaw. Kronländern ähnlichen Administration versehen. Dieses Kronland enthielt auf einem Areal von 30,000 QKilom. eine Bevölkerung (1857, ohne Militär) von 1,540,049 Seelen und zerfiel in den Stadtbezirk Temesvár und in die fünf Kreise Temesvár, Lugos, Großbecskerek, Neusatz und Zombor. Die Landeshauptstadt war Temesvár, wo die Statthalterei, das Oberlandesgericht und die Finanz-Landesdirection als die leitenden Kronlandsbehörden ihren Sitz hatten. Als das kaiserl. Diplom vom 20. Oct. 1860 die frühern nationalen Institutionen des Königreichs Ungarn wiederherstellte, ward dieses Kronland aufgehoben und 27. Dec. 1860 wieder mit Ungarn (Numa und Illok mit Slawonien) vereinigt.

Serdar, s. Serasker.

Serenade (ital. Serenata) bezeichnet eine besonders aus dem Gebrauch der Italiener und Spanier hervorgebildete Abend- oder Nachtmusik, ein Ständchen, für Gesang mit oder ohne begleitende Instrumente oder für Instrumentalmusik (insbesondere Blasmusik) allein, ursprünglich bestimmt, im Freien aufgeführt zu werden, dann auch in den Concertsaal aufgenommen und in der Form zu einem mehrsätzigen, der Symphonie ähnlichen Instrumentalwerk ausgebildet. Die Instrumente sind meist nicht mehrfach besetzt (ohne Ripienstimmen), sondern Soloinstrumente. Die Anzahl der Sätze in der Instrumentalserenade, die früher auch den Namen **Cassation** führte, ist verschieden; es kommen deren bis acht vor. Auch haben sie nicht den ernsten Gehalt und die bedeutsame Ausgestaltung und stehen nicht in so innigem Zusammenhange wie in der Symphonie, sondern sind mehr angenehm zu unterhalten als tiefe Empfindungen zu erregen bestimmt. Gleichbedeutend mit S. ist das **Notturno** (s. d.), wie denn z. B. Spohr eins seiner serenadenartig angelegten Tonstücke für Blasinstrumente Notturno benannt hat.

Seres, im Alterthum Siris oder Sirrhae, im Mittelalter Serrhae, Hauptort eines Mutessariflyk im türk. Vilajet Selanik oder Salonichi, am Abhange der untersten Ausläufer des Tschaïrly-Dagh und an einem linken Zuflusse des Struma (Strymon, türk. Kara-Su) nahe der weitausgedehnten und reichen, jetzt aber größtentheils versumpften und mit Fieberluft erfüllten Ebene gelegen, welche sich oberhalb bis Demir Hissar und unterhalb bis zum Meerbusen von Orfano erstreckt, wo der gleichnamige Hafen, vordem das natürliche Debouché ihrer, noch zu Anfang des 19. Jahrh. reichen Producte war. Früher der besuchteste Markt im Innern Macedoniens, hat S. diese Bedeutung nach und nach vollkommen verloren. S. hat 5—10,000 E., einige Moscheen, eine griech. Kirche; seine ehemalige blühende Industrie ist tief gesunken und

beschränkt sich auf die Anfertigung von Woll- und Baumwollstoffen. Der Import wird von England aus bewirkt; die frühern Handelsbeziehungen mit Oesterreich haben aufgehört.

Seressaner (Rothmäntel) waren berittene Mannschaften, die den österr. Grenzregimentern zur Ausführung schwieriger Aufgaben des kleinen Kriegs beigegeben und mit Gewehr, Pistolen und Handschar bewaffnet waren. Früher durch ihre Tapferkeit und Grausamkeit bekannt, verloren sie seit dem Siebenjährigen Kriege immer mehr an Bedeutung und bestehen seit Aufhebung der Militärgrenze nicht mehr in bisheriger Weise. Dagegen ist jetzt das Seressanercorps zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Oesterreich, Kroatien und Slawonien bestimmt und dem Generalcommando in Agram unterstellt.

Sereth (Hierasus im Alterthum), ein linker Nebenfluß der untern Donau, entspringt im österr. Herzogthum Bukowina, etwa 66 Kilom. südwestlich von dessen Hauptstadt Czernowitz, bei Pursuken am östl. Fuß der Karpaten, durchfließt das Land in einem gegen Norden gekrümmten Bogen 110 Kilom. weit, indem er hier die Städte Sereth und Suczawa berührt, tritt dann in die Moldau, die er als Hauptfluß, ziemlich parallel dem Pruth, in südl. Richtung über Roman, in einem breiten Thale durchströmt, bis er bei Adsjud die völlige Ebene erreicht, und mündet, zuletzt die Grenze gegen die Walachei bildend, nach einem Laufe von 465 Kilom. oberhalb Galacz. Flößbar wird der S. schon unterhalb des Dorfes Schipot, unweit seiner Quelle, fahrbar bei Kolonesti. Nebenflüsse sind rechts der Kleine S., die Suczawa, Moldawa, Goldene Bistrizza, der Totrusch, die Putna und der Buseo, links der Berlad.

Sergeant (franz. Sergent) heißen in mehrern Armeen die ältern Unteroffiziere. In Frankreich entspricht der Sergent-major dem Feldwebel; in älterer Zeit hießen die Leute der Leibwache der franz. Könige Sergents d'armes. Der Name wird von serre-gens abgeleitet, deren Pflicht es war, die geschlossene Ordnung aufrecht zu erhalten. Sergents de bataille, auch sergents généraux de bataille genannt, waren im 15. bis 17. Jahrh. Offiziere, welche die Ordnung der Truppen auf dem Marsche und ihre Aufstellung zur Schlacht überwachten.

Sergeants at law, s. Counsel.

Sergel (Joh. Tobias von), schwed. Bildhauer, geb. zu Stockholm 8. Sept. 1740, erregte als Steinhauerlehrling bei dem Baue des königl. Schlosses die Aufmerksamkeit L'Archevecque's, der ihn unter seine Schüler aufnahm. Mit königl. Unterstützung reiste er 1767 nach Italien, wo er in Rom seinen Ruhm gründete. Durch Gustav III. 1778 zurückberufen, wurde er Hofbildhauer und Professor an der Akademie der bildenden Künste. Karl XIV. Johann ließ durch ihn in Rom Karl's XIII. lebensgroße Statue und eine Juno in Marmor ausführen. Später wurde er Hofintendant und starb 26. Febr. 1814. Man schätzt in seinen Werken die Tiefe und Kraft der Idee, vereinigt mit der vollendetsten Anmuth der Formen sowie die Energie und Grazie seines Kunststils. Unter seinen Statuen sind besonders zu erwähnen: Amor und Psyche; Diomedes, welcher das Palladium raubt; Othryades der Spartaner; ein Faun; Gustav III.; Axel Oxenstjerna, welcher der Muse der Geschichte die großen Thaten Gustav Adolf's dictirt; Mars und Venus und Venus Kallipygos. Die meisten befinden sich in dem Schwedischen Museum, so auch mehrere Skizzen in Thon, welche beim Tode des Künstlers von der Regierung gekauft wurden. Unter den Gruppen sind zu bemerken des Cartesius Monument, auf Kosten Gustav's III. in der Adolf-Friedrichskirche errichtet; die Auferstehung Christi, ein großes Basrelief, am Altare in der St.-Clarenskirche zu Stockholm; zwei Engel über dem Altare in der Domkirche zu Karlstad; das Monument von Ehrensvärd zu Sweaborg. Auch seine Büsten in Marmor, welche die Mitglieder der königl. Familie und hervorragende Zeitgenossen darstellen, sowie seine Medaillons haben ausgezeichneten Werth.

Sergent, s. Sergeant.

Sergipe, die kleinste brasil. Provinz, umfaßt 39,090 QKilom. (1872) mit 176,243 E., worunter 22,623 Sklaven. Zwischen 10° 30′ und 11° 32′ südl. Br. und an der Küste des Atlantischen Oceans gelegen, wird sie im Norden durch den untern Lauf des Rio São-Francisco von den Provinzen Pernambuco und Alagôas getrennt, im Süden und Osten von der Provinz Bahia begrenzt. Die Küste ist 150 Kilom. lang, sandig und flach, das Innere waldbedecktes Hügelland. Man baut Baumwolle, Zucker, Mandioca, Taback, Mais, Reis und Flachs. Zwischen der Serra und dem São-Francisco treibt man auch Viehzucht. Trotz der Lage an der Mündung des großen Flusses ist der Handel ziemlich unbedeutend; die Einfahrt in den Rio São-Francisco ist schwierig. Hauptstadt der Provinz ist das erst 1855 angelegte Aracaju, rechts am Continguiba, mit 5000 E.; ehemals war es S. oder S. d'El Rey oder São Christovão, an der Mündung des gleichnamigen Flusses mit 9000 E.

Sergius heißen vier Päpste. S. I., Papst 687—701 und Zeitgenosse des berühmten Beda, geb. zu Palermo, ist besonders dadurch merkwürdig geworden, daß er die Annahme von sechs Kanones des Concils im Trullus zu Konstantinopel (692), die bereits von seinen Gesandten unterzeichnet waren, verweigerte. S. hatte auf einer Synode zu Aquileja (698) die Schriften des Theodorus von Mopsuesta, Theodoret und einen Brief des Bischofs Ibas von Edessa (die sog. drei Kapitel) verdammen lassen; auch wird ihm die Einführung des Gesangs «Agnus dei» bei der Messe zugeschrieben. — S. II. hieß eigentlich Peter, war erst Erzpriester in Rom, dann Papst 844—847. Er trug zur Erhöhung der päpstl. Macht dadurch wesentlich bei, daß er die Bestätigung seiner Stuhlbesteigung vom damaligen Kaiser Lothar umging und ungeachtet des Widerspruchs von demselben sich behauptete. — S. III., vorher Diakonus, dann Papst 904—911, gelangte durch die berüchtigten Weiber Theodora und Marozia auf den päpstl. Stuhl, lebte in wilder Ehe mit der Marozia (s. d.), welche von ihm außer andern Kindern auch den nachmaligen Papst Johann XI. gebar. — S. IV., vorher Bischof von Alba, Papst 1009—12, hieß eigentlich Bocca di Porco, d. i. Schweinsrüssel. Da er sich dieses Namens geschämt, soll er den Namen S. angenommen und die Sitte begründet haben, daß die Päpste ihren frühern Namen ablegten. — S., Patriarch von Konstantinopel, 608—639, ein geheimer Anhänger der Monotheleten, unterstützte den Kaiser Heraklius in dem Streben, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen, und faßte zu diesem Zwecke die 638 publicirte Ekthesis ab, welche alle Streitfragen über einen oder zwei Willen in Christus verbot, aber dabei doch die Meinung an den Tag legte, daß in Christus nur ein Wille anzuerkennen sei; sie wurde vom Papst Johann IV. auf einem Concil zu Rom verdammt.

Sergius, Heiliger der orthodox-griech. Kirche, Gründer des Troïzkaklosters (s. d.), im russ. Gouvernement Moskau, geb. 1315 in Rostow als der Sohn eines russ. Bojaren, übergab nach dem Tode des Vaters sein Erbtheil seinem Bruder und zog in die Einöde, in den Wald, der 10 Werst von Radonesh liegt, wo jetzt das Kloster steht. Hier baute er eine Kirche, wurde Mönch, und bald sammelten sich um ihn noch 12 Einsiedler. Nach der Erzählung der russ. Chronisten weissagte er dem Großfürsten Dimitri Donskoi den Sieg über Mamai und erhielt von ihm 11 Dörfer, welche die Grundlage des künftigen Reichthums des Klosters bildeten. S. gründete auch noch mehrere andere Klöster. Er starb 7. Sept. 1391. Heiliggesprochen wurde er 17. Juli 1423. Seine Reliquien ruhen in der Kathedrale des Troïzkaklosters in einem silbernen, 1737 auf Befehl der Kaiserin Anna Iwanowna verfertigten Sarkophag.

Seriba heißen die Niederlassungen der Kaufleute von Chartum im ägypt. Sudan, welche sie möglichst nahe bei solchen Gegenden, wo sie Elfenbein gewinnen, namentlich aber unter ackerbauenden, friedlichen Stämmen errichtet haben. Eine bewaffnete Macht bringen sie von Chartum mit, und machen nur von der S. aus Expeditionen ins Innere; auf solche Weise haben sie sich einen unbelästigten Verkehr gesichert. Die S. sind demnach Depôts für Elfenbein, Munition, Tauschartikel, Lebensmittel u. s. w. Es sind Dörfer, von Palissaden umgeben.

Seringapatam oder Serangapatam, berühmte Stadt und Festung in der administrativ zu der Präsidentschaft Bengalen gehörenden Landschaft Mysore in Britisch-Ostindien, Haupt- und Residenzstadt der ehemaligen unabhängigen Radschas von Mysore (s. d.), liegt in 750 Mt. Seehöhe, nördlich von der Stadt Mysore, auf der westl. Seite einer kleinen Insel des Kaverisflusses, hat enge und schlechte Straße und zählt (1871) nur noch 10,594 E. (zur Zeit Tippo-Saïb's 150,000). Hyder-Ali's (s. d.) Palast am östl. Ende der Insel, ein prachtvolles Gebäude, obgleich nur aus Lehm erbaut, ist jetzt größtentheils verfallen. Daneben ist ein Mausoleum, in welchem Hyder-Ali, seine Gemahlin und sein Sohn Tippo-Saïb (s. d.) in Särgen von schwarzem Marmor ruhen. Am 4. Mai 1799 wurde die Stadt durch die Engländer erstürmt. Dieselben benutzten die Stadt eine Zeit lang als Besatzungsplatz, gaben sie aber wegen ihrer ungesunden Lage als solchen wieder auf.

Seriphos, eine kleine felsige, zu den Cykladen gehörige Insel Griechenlands, nordwestlich von Paros mitten zwischen Kythnos und Siphnos gelegen, noch jetzt Serpho genannt, nahm mit einigen Schiffen bei der attischen Flotte an der Schlacht bei Salamis theil, gehörte dann zum Athenischen Seebunde und galt später unter den Römern als gefürchteter Verbannungsort. Sie spielt in der Mythe des Akrisios und Perseus eine bedeutende Rolle, da hier der Kasten an das Land gezogen wurde, welcher den Perseus und dessen Mutter Danaë einschloß. Die Insel ist etwa 50 QKilom. groß, zählt 2000 E. und besteht zum größern Theile aus Glimmerschiefer, in den südlichsten Partien aus Granit. Der nur sehr wenig anbaufähige Boden enthält ausgedehnte Lager von Eisenstein, die im Alterthum vielfach ausgebeutet wurden.

Serös, ſ. Serum.

Serpent (ital. Serpentone) oder Schlangenrohr, ein Holzblasinſtrument, beſtehend aus einem 1,8 Mt. langen, ſchlangenförmig hin- und hergebogenen Rohre, deſſen innere Höhlung oben 4 Ctmt. Durchmeſſer hat und nach und nach bis über 10 Ctmt. ſich erweitert. Der S. ſteht in B, ſein Tonumfang iſt von Contra-B bis zweigeſtrichen c. Die chromatiſchen Töne müſſen theils durch den Anſatz gezwungen werden, theils wird dabei bald dieſes, bald jenes Tonloch nur ein wenig mit dem Finger gedeckt, theils die Klappen angewendet. Die Reinheit aber iſt nichts weniger als vollkommen. Außerdem ſind die Töne groß d, groß a und eingeſtrichen d um vieles ſtärker als die übrigen, daher der Bläſer auf die Ausgleichung der Scala viel Fleiß verwenden muß. Den Klang kann man nicht anders als heulend bezeichnen; deſſenungeachtet wird das Inſtrument aber noch gegenwärtig in den franz. Kirchen zur Begleitung des Gemeindegeſangs gebraucht. In Deutſchland dient es nur in Militärmuſiken. Erfunden iſt es vom Kanonikus Edme Guillaume zu Auxerre 1590. Regibo, ein Tonkünſtler zu Lille, verbeſſerte es und gab ihm fagottähnliche Geſtalt, in drei Theile zerlegbar, wie es ſich noch gegenwärtig und noch häufiger findet als in der ältern ſchlangenartigen Form. Der Klang dieſes Fagott-S. iſt dick und kräftig, der Tonumfang gleich dem des alten S. In der Orgel iſt S. ein Regiſter von 16-Fußton und weiter Menſur.

Serpentin iſt ein Geſtein von meiſt dunkelgrüner oder bräunlicher Färbung in den verſchiedenſten Nuancen, oft mehrfarbig gefleckt oder geadert, von dichtem, mattem, oft ſplitterigem oder muſcheligem Bruche, geringer Härte und Eigenſchwere. Von der Farbenzeichnung, welche an die Haut einer Schlange erinnert, oder weil er als Mittel gegen Schlangengift galt, erhielt er bei den alten Griechen den Namen Ophites (von ὄφις, Schlange), wonach auch der dem Lateiniſchen entlehnte Name S. (von serpens, Schlange) gebildet iſt. Nach ſeiner chem. Zuſammenſetzung iſt er ein waſſerhaltiges Magneſiaſilikat, welches in ſeiner normalen Zuſammenſetzung aus 43,5 Proc. Kieſelſäure, 43,5 Proc. Magneſia, 13 Proc. Waſſer beſteht, wobei aber immer ein Theil der Magneſia durch Eiſenoxydul erſetzt iſt. Aller S. iſt als ein Umwandlungsproduct verſchiedener anderer Mineralien und Geſteine zu betrachten; in den meiſten Fällen geht er, wie ſich dies namentlich durch die mikroſkopiſche Unterſuchung von Dünnſchliffen nachweiſen läßt, aus Olivin oder Olivinfelsmaſſen hervor, doch können auch thonerdearme Hornblenden und Augite, ſowie Granaten bei ihrer Umwandlung S. liefern. Man unterſcheidet ihn in den gemeinen und den edeln S. Der gemeine S. bildet ganze Berge oder mächtige Lager meiſtens im Gebiet der alten kryſtalliniſchen Schiefer, der heller gefärbte und durchſcheinende edle dagegen nur kleine Maſſen, gewöhnlich in Form von Pſeudomorphoſen. Der gemeine S. iſt ziemlich häufig, z. B. in Sachſen, Schleſien, Naſſau, Oberpfalz u. a. O. Er läßt ſich, wenn er friſch gebrochen iſt, leicht auf der Drehbank bearbeiten und es werden daher viele Geräthſchaften aus ihm gefertigt, als Mörſer, Reibſchalen, Wärmſteine, Doſen, Büchſen, Schreibzeuge, Leuchter, Vaſen, Urnen, auch Taufſteine, Säulen und andere architektoniſche Verzierungen. Dieſelben werden ſeit lange ſchon vorzüglich im Städtchen Zöblitz im ſächſ. Erzgebirge, neuerdings auch an verſchiedenen andern Orten gefertigt. Wegen ſeiner Feuerbeſtändigkeit verwendet man den S. auch zu Ofengeſtellen, Herd- und Brandmauern.

Serpuchow, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Moskau, an der Nara, 4 Kilom. vom Einfluß derſelben in die Oka, 97 Kilom. im Süden von Moskau, an der Moskau-Kurſker Eiſenbahn, iſt zum Theil auf ſteilen Hügeln erbaut und hat eine reizende Lage, große Plätze, breite Straßen und 20 Kirchen, darunter die 1380 erbaute Dreieinigkeitskathedrale. Die Stadt zählt (1871) 16,720 E., die ſich vom Handel und der Schifffahrt und vom Fabrikweſen ernähren, welches hier in hohem Schwunge ſteht. Sie hat 30 Fabriken und Manufacturetabliſſements, darunter 9 Kattundruckereien, 2 Lederfabriken, 1 Tuchfabrik, 2 Eiſengießereien und 6 Ziegelhütten. In Handelsverbindung ſteht die Stadt mit Moskau, welches ſie mit Korn und Vieh verſorgt, und mit Petersburg, wohin ſie Talg, Leder, Honig, Hanf, Tabak in großen Quantitäten ausführt. Die Stadt iſt ſehr alt, gehörte ſchon 1328 zum Großfürſtenthum Moskau und wurde 1382 vom Tatarenkhan Tſchtamyſch zerſtört. Hier wurde 1556 eine Feſtung angelegt, von der gegenwärtig jedoch keine Spuren mehr vorhanden ſind.

Serra bezeichnet im Portugieſiſchen, wie Sierra (ſ. d.) im Spaniſchen, die Gebirgskette.

Serradella (Futterpflanze), ſ. Ornithopus.

Serrano y Dominguez (Francisco), Herzog de la Torre, hervorragender ſpan. Staatsmann und Marſchall, Sohn des ſchon zur Zeit des Halbinſelkriegs genannten Feldmarſchalls Serrano y Cuenca, wurde 17. Sept. 1810 zu Arjonilla in Andaluſien geboren, wohin ſich

seine Familie vor den Franzosen geflüchtet hatte. Kaum zwölf Jahre alt, betrat S. als Cadet die militärische Laufbahn, erhielt schon 1825 das Lieutenantspatent, ward aber erst 1830 activ und entschied sich 1833 nach dem Tode Ferdinand's VII. für die Sache der mündigen Königin Isabella. An den fast siebenjährigen Kämpfen gegen den Kronprätendenten Don Carlos nahm er als Adjutant der verschiedenen Oberbefehlshaber in Aragonien rühmlich theil, avancirte bis zum Grad eines Brigadiers und erhielt 1840 den Oberbefehl in Barcelona. Hier schloß er sich Espartero an, als dieser im Sept. 1840 an der Spitze der liberalen Partei dem Einflusse der verwitweten Königin Maria Christina ein Ziel setzte, und stieg infolge dessen zum Divisionsgeneral. Auch stimmte er als Abgeordneter der Provinz Malaga für die Regentschaft Espartero's. Im J. 1842 befand er sich während der Expedition nach Barcelona als Chef des Generalstabes in des Regenten Umgebung. Als es jedoch sichtbar ward, daß Espartero den Umtrieben Maria Christina's sowie dem Ehrgeize seiner Waffengefährten Narvaez, Prim und Concha auf die Dauer nicht werde widerstehen können, schloß sich S. in den Cortes der Opposition gegen das Ministerium Rodil an. Nach dem Sturze desselben übernahm er unter Lopez das Portefeuille des Kriegs, wurde aber mit Lopez nach kurzer Amtsthätigkeit im Mai 1843 wieder entlassen. Während Espartero auch die Cortes auflöste und die Parteien in Aufstand geriethen, ging S. verkleidet nach Barcelona, wo er sich an die Spitze der revolutionären Junta stellte und als Universalminister ein Absetzungsdecret gegen den Regenten erließ. Nach dem Sturze Espartero's und Narvaez' Einzuge in die Hauptstadt (22. Juli 1843) übernahm S. vorübergehend wieder das Kriegsministerium und wurde von der jungen Königin Isabella zum Generallieutenant, 1845 zum Senator ernannt. Später gehörte er zu mehrern Cabineten, gerieth aber, als die Reaction eine Wiedervereinigung der liberalen Elemente beförderte, mit den Conservativen in Zerwürfniß und schloß sich der Revolution von 1854 an. Er wurde nun unter dem Ministerium Espartero-O'Donnell Generaldirector der Artillerie, im Juni 1856 Militärgouverneur von Neu-Castilien. Dennoch wirkte er abermals zum Sturze Espartero's mit und unterdrückte mit Waffengewalt den dadurch angefachten Volksaufstand, wofür seine Ernennung zum Generalkapitän erfolgte. Nachdem er sodann eine Zeit lang den Gesandtschaftsposten in Paris bekleidet, ging er als Statthalter nach Cuba, wo ihm die Versuche zur Wiedererwerbung von San-Domingo 1862 die Erhebung zum Herzog de la Torre und Granden erster Klasse eintrugen. Nach seiner Rückkehr führte er bis zum März 1863 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1865 wandte er sich dem wieder ans Ruder gelangten O'Donnell zu, der ihn dafür mit dem Vorsitze im Senate belohnte. Prim's Aufstandsversuch erschütterte indessen schon im Jan. 1866 das Vertrauen des Hofs zu O'Donnell, und obgleich S. im Juni die zu Madrid sich erhebende Revolution rasch unterdrückte, setzte doch die Königin das absolutistische Ministerium Narvaez wieder ein. S. begab sich hierauf mit Urlaub ins Ausland, kehrte aber Ende 1866 nach Madrid zurück, um bei Eröffnung der Cortes den Vorsitz im Senat einzunehmen. Als die Regierung diesen Staatsact über die gesetzliche Zeit hinaus verzögerte, unterzeichnete eine große Anzahl von Mitgliedern der Opposition einen Protest, den S. und der Präsident der Deputirtenkammer, Rios Rosas, der Königin überreichen sollten. Das Ministerium kam dem jedoch durch Verhaftung und Verbannung der Präsidenten und fast aller Protestirenden zuvor. S. wurde in ein Militärgefängniß bei Alicante abgeführt, erhielt aber schon nach einigen Wochen seine Freiheit zurück.

Nach dem Sturze und dem Tode O'Donnell's (1867) wurde S. von der liberalen Union mehr und mehr als Führer anerkannt. Er hatte die Oberleitung der Verschwörung, welche die in O'Donnell schwer beleidigte Partei an der Königin Isabella II. rächen und wieder zur Herrschaft bringen sollte. Zu dem Zwecke hatte S. eine Coalition der unionistischen und der progressistischen Parteiführer zu Stande gebracht. Allein Gonzalez Bravo, noch rechtzeitig benachrichtigt, ließ die Generale frühmorgens 7. Juli 1868 aufheben, S. nebst drei andern nach den Canarischen Inseln, andere nach andern Orten transportiren; dem Herzog von Montpensier gab er die Weisung, sich ins Ausland zu verfügen. Inzwischen war die Coalition der antidynastischen Parteien, zu denen auch die Demokraten zugezogen wurden, zu Stande gekommen. S. und seine Genossen wurden 15. Sept. heimlich von den Canarischen Inseln abgeholt, und 19. Sept. erschien die Proclamation von Cadix, mit dem Namen S.'s an der Spitze. Während aber S. die militärischen Unternehmungen, insbesondere das Treffen von Alcolea leitete, ließ sich Prim als Befreier längs der Ostküste des Landes, in den Hafenstädten und dann in Madrid selbst huldigen. Die hierauf gebildete provisorische Regierung hatte Vertreter der drei Coalitionsparteien. (S. Spanien, Geschichte.) Am 11. Febr. 1869 eröffnete S. als Minister-

präsident die Constituirenden Cortes und am 22. Febr. wurde er von der Kammermehrheit mit der Executivgewalt und mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Es war durch die damaligen Verhältnisse angezeigt, daß S. sich mit denselben Männern umgab, die bis dahin in der Regierung gewesen waren. Bei der Furcht vor den Umtrieben Prim's wagte S. ohnedies keinerlei selbstständige Bewegung. Den größten Triumph feierte dagegen Prim, als er S. zu der glänzenden, aber einflußlosen Stellung eines Regenten erhoben hatte und 16. Juni feierlich einsetzen ließ. S. spielte fortan bis zur Ankunft des Prim'schen Throncandidaten Amadeus eine ganz passive Rolle. Am 2. Jan. 1871 legte er die Gewalt in die Hände des neuen Königs und wurde von diesem zum Ministerpräsidenten ernannt. Nach der Berufung des radicalen Ministeriums Zorrilla (Juli 1871) glaubte man S. längere Zeit ganz befriedigt durch die Rolle eines gern gelittenen Hofmanns und Gesellschafters des Königs, bis es ihm und Sagasta im Oct. 1871 gelungen war, den Führer der Radicalen, Ruiz Zorrilla, zu stürzen. Im Frühjahr 1872 unterdrückte S. einen in Navarra und den Baskischen Provinzen ausgebrochenen Karlistenaufstand, pacificirte die Aufständischen durch die eine Amnestie enthaltende Convention von Amorevieta (24. Mai) und trat 4. Juni als Kriegsminister an die Spitze eines neuen Cabinets, legte aber die Ministerpräsidentur sowie das Kriegsministerium bald wieder nieder, weil König Amadeus sich weigerte, die verfassungsmäßigen Garantien zeitweilig zu suspendiren; in ersterer ersetzte ihn 14. Juni 1872 Zorrilla, in letzterm aber Cordoba. Bei der Abdankung des Königs Amadeus (11. Febr. 1873) und der Proclamirung der Republik hielt er sich im Hintergrunde und ließ die republikanischen Staatsmänner wie Castelar, Salmeron gewähren. Erst nachdem General Pavia (im Jan. 1874) mit Gewalt die Cortes aufgehoben hatte, trat S. wieder in den Vordergrund, wurde Präsident der Executivgewalt und suchte nachher ohne Erfolg den Karlistenaufstand zu unterdrücken. Seit der Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Monarchie unter Alfonso XII. beobachtet S. eine zuwartende Haltung.

Sertorius, röm. Feldherr, berühmt durch den Widerstand, den er der Macht Sulla's in Spanien entgegensetzte, aus plebejischem Geschlecht zu Nursia im Sabinerlande geboren, begründete seinen Ruf durch die Kühnheit, mit der er unter Marius vor der Schlacht bei Aquä Sextiä (102 v. Chr.) als Kundschafter sich in das Lager der Teutonen wagte. Im J. 97 zeichnete er sich als Kriegstribun in Spanien, 91, wo er Quästor war, im Bundesgenossenkriege aus. Seine Bewerbung um das Volkstribunat wurde durch Sulla vereitelt, weil er der Marianischen Partei angehörte, die er hierauf mit Cinna, Gnäus Papirus Carbo und Marius selbst im Bürgerkriege führte. Nach der Einnahme Roms 87 bemühte er sich, den Greueln Einhalt zu thun, und ließ 4000 mordende und plündernde Sklaven niederhauen. Im J. 83 bekleidete er die Prätur, im folgenden Jahre wurde er von Carbo und dem jüngern Marius in seine Provinz, das jenseitige Spanien, abgesendet. Sulla ächtete ihn, und er mußte vor den von Sulla gesandten Statthaltern aus Spanien flüchtig werden. In Mauritanien, wo er in den Thronstreitigkeiten Partei ergriff, eroberte er aber dann, trotzdem die Römer seinen Gegnern Truppen zu Hülfe sandten, Tingis (Tanger). Da beriefen ihn die Lusitanier, daß er ihr Anführer sein solle. Und glücklich erzwang S. gegen des Annius Legaten, Cotta, die Landung an der lusitanischen Küste. Nachdem er ziemlich bedeutende Streitkräfte, darunter viele flüchtige Römer, gesammelt, begann er gegen Quintus Metellus Pius, den Sulla 79 ins jenseitige Spanien geschickt, mit Glück den kleinen Krieg, während sein Quästor Lucius Hirtuleius den Sullanischen Anführern im diesseitigen Spanien bedeutende Niederlagen beibrachte. Im J. 77 stieß der flüchtige Perpenna mit vielen Römern zu S., der nun einen Senat aus 300 Römern errichtete und die Eingeborenen des Landes eng an sich gefesselt hielt. Auch gegen Cnejus Pompejus, der 76 aus Rom mit 30,000 Mann in Spanien erschien, behauptete sich S., obschon unter manchen Wechselfällen, glücklich. Im J. 74 knüpfte S. eine Verbindung mit Mithridates (s. d.) an, der Gesandte an ihn schickte. Pompejus sah sich bei aller Unterstützung, die er von Rom erhielt, und trotz der Siege, die namentlich Metellus über die Kriegsgenossen von S. erfocht, überall durch S. gehemmt und mußte endlich zugleich mit Metellus die Belagerung von Calagurris (Calahorra) mit großem Verlust aufgeben. Doch auch S. selbst war äußerst geschwächt. Die Römer, die bei ihm waren, mißbilligten die Begünstigung, die S. aus Politik den Spaniern widerfahren ließ. Zudem wurde S. in seiner mislichen Lage argwöhnisch und dadurch zu grausamen Maßregeln verleitet. Endlich gelang es Perpenna, dem die Unterordnung unter S. missfiel, ihn zu verderben. S. fiel, von ihm getäuscht, 72 bei einem Gastmahl, zu dem die Verschworenen ihn geladen, unter ihren Dolchen. Eine noch erhaltene Biographie des S. lieferte Plutarch.

Serum heißen im allgemeinen alle die Körperflüssigkeiten, in welchen feste Theilchen, wie im Blute (s. d.) die Blutkörperchen, aufgeschwemmt sind, so im Eiter (Eiterserum), in der Lymphe (Lymphserum). Das Blutserum tritt im lebenden Körper fortwährend durch die Haargefäßwände und durchtränkt die Gewebe mit seröser Flüssigkeit, die sich unter krankhaften Verhältnissen in großen Mengen ansammeln kann, während sie bei gesunden durch die Lymphgefäße ihren Abfluß findet. Man spricht daher von seröser Wassersucht, serösen Karfunkeln u. dgl., im Gegensatz zu Ansammlungen von eiterigen und blutigen Flüssigkeiten. Auch die Körperhöhlen (Bauch- und Brusthöhle, Herzbeutel, Gehirnhöhlen) enthalten bei Gesunden etwas S., weshalb man die diese Höhlen auskleidenden glatten Häute seröse Häute nennt.

Servatius, s. Pancratius.

Servet (Michael), mit dem Zunamen Reves, ward 1509 als Sproß einer altchristl. Familie zu Villanueva in Aragonien geboren. Ueber sein Jünglingsalter haben wir zwei, von S. selbst vor Gericht beschworene, aber dennoch einander ausschließende Aussagen. Nach der einen bezog er mit 19 Jahren die Universität Toulouse, um die Rechte zu studiren, wurde hier durch eifrige Lektüre der Bibel theol. Untersuchungen zugeführt und kam 1530 über Lyon und Genf nach Basel. Nach der andern wurde S. im Alter von 14 oder 15 J. Secretär des Pater Quintana, Beichtvater Karl's V., ging als solcher 1529 zur Kaiserkrönung nach Bologna, 1530 zum Reichstag nach Augsburg, und nach Quintana's Tode nach Paris. Im J. 1530 verhandelte er in Basel mit Oekolampadius theol. Materien, besonders die Lehre von der Dreieinigkeit und 1531 erschien seine Schrift «De trinitatis erroribus libri septem», wo er die kirchliche Trinitätslehre angriff und statt der drei Personen nur drei «Dispositionen» des Einen, untheilbaren und ewigen Gottes lehrte. Die Schrift erregte viel Aufsehen und Unwillen, ward sogar in Basel verboten. Mit einem scheinbaren Widerruf sprach S. dieselben Gedanken aus in der Schrift «Dialogorum de trinitate libri duo. De justitia regni Christi capitula quattuor» (1532). Wegen seiner Ansichten überall angefeindet, begab sich S. nach Paris, wo er unter dem Namen Michel de Villeneuve Mathematik und Medicin studirte bis 1534. In Lyon 1535 als Corrector beschäftigt, veranstaltete S. eine sehr geschätzte Ausgabe des Ptolemäus, kehrte 1536 nach Paris zurück, wo er Vorlesungen über Geographie, Astrologie, Mathematik, Medicin hielt und die berühmte Schrift «De Syrupis» veröffentlichte, erregte aber durch den außerordentlichen Beifall, den er bei den Studirenden fand und durch seine heftigen Angriffe gegen die damalige Medicin den Unwillen der ältern Aerzte in so hohem Grade, daß er mit Hülfe eines gerichtlichen Urtheils aus Paris vertrieben ward. Er hielt sich hierauf 1538—40 zu Avignon, Lyon und Italien als praktischer Arzt auf. Wegen unbesonnener Aeußerungen über religiöse Fragen angefeindet, begab sich S. nach Vienne, wo sein Freund und früherer Zuhörer, der Erzbischof Paumier, ihn schützte. Hier lebte S. 13 Jahre lang als Arzt in angenehmen Verhältnissen. Das wissenschaftliche Interesse ruhte nicht; 1542 erschien eine neue Ausgabe der lat. Bibel des Dominicaners Santes Pagninus. Ueber theol. Fragen stand S. in eifrigem Briefwechsel mit Calvin und 1553 erschien seine wichtigste Schrift «Christianismi Restitutio». Trotz der Anonymität ward der Verfasser verrathen und S. wegen Ketzerei zur Verantwortung gezogen. Es gelang ihm, wahrscheinlich mit Hülfe des Erzbischofs, zu entfliehen; er wollte durch die Schweiz nach Italien reisen. Fast einen Monat hielt er sich, wenn auch verborgen, in Genf auf. Calvin erfuhr es und ließ ihn verhaften, 13. Aug. 1553. Die Anklage lautete auf Verleugnung Gottes und Christi. Auf Calvin's Drängen ward S. nach mehrfachem Verhör zum Tode verurtheilt und 27. Oct. 1553 als Ketzer verbrannt. S. war ein Mann von inniger Frömmigkeit, von wahrhaft großartiger Begeisterung für das, was er als Wahrheit erkannte, und von imponirendem Charakter. Als Gelehrter war er von ausgebreiteten Kenntnissen, bekannt als Entdecker des Blutumlaufs, in mehr als einer Wissenschaft wohl bewandert. In der Theologie freilich kommt er über eine Fülle dunkler, chaotischer, häufig kaum verständlicher und einander mehrfach widersprechender Gedanken nicht hinaus; so scharfsinnig seine Bekämpfung der kirchlichen Trinität und Christologie auch ist, so ungenügend sind seine eigenen Aufstellungen. Vgl. Mosheim, «Nachrichten von Servetо» (Helmst. 1750); Trechsel, «Die prot. Antitrinitarier» (Bd. 1: «Michael S. und seine Vorgänger», Heidelb. 1839); Pünjer, «De Michaelis Serveti doctrina» (Jena 1876); Tollin, «Das Lehrsystem Michael S.'s» (Bd. 1—2, Gütersloh 1876—78).

Servile (d. i. knechtisch Gesinnte, vom lat. servus) nennt man diejenigen, welche aus Furcht oder Eigennutz gegen Höhergestellte und Mächtige einen solchen Diensteifer beweisen, wie es sich mit der Würde des freien Mannes nicht verträgt. Ist der Servilismus schon im

Privatleben das Zeichen eines niedrigen Charakters, so ist er es noch mehr in den öffentlichen Verhältnissen, wo dessen Ausübung eine noch größere Schamlosigkeit voraussetzt und das Interesse der Gesammtheit und die allgemeine Sittlichkeit unmittelbar untergräbt. Ins polit. Leben wurde der Ausdruck erst 1814 in Spanien eingeführt, wo man im Gegensatze zu den Constitutionellen diejenigen, welche die unwürdige Politik Ferdinand's VII. unterstützten, S. nannte.

Servilius, ein röm. Geschlecht, das patricische und plebejische Familien in sich schloß. Unter den erstern erscheint die eine, in der sich die Beinamen Priscus Structus und Structus Ahala finden, im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. in den Magistratsfasten durch mehrere Consuln und consularische Kriegstribunen vertreten. Eine patricische Familie war auch die, die den Zunamen Cäpio führte. Zu dieser gehörte unter andern Quintus S. Cäpio, der als Consul 106 v. Chr. ein Gesetz (Lex Servilia judiciaria) beantragte, aber, wie es scheint, nicht durchsetzte, das dem Senatorstand das Richteramt, das ihm durch das Sempronische Gesetz entzogen war, wieder verschaffen sollte. Im J. 105 wurde er als Procosul in der gallischen Provinz, wo er wol schon das Jahr zuvor noch als Consul den Tempelschatz von Tolosa beraubt hatte, mit dem Consul Gnäus Mallius von den Cimbern an der Rhône in einer mörderischen Schlacht, in der 80,000 Römer fielen, geschlagen. Es ward ihm deshalb vom Volke zu Rom sein Proconsulat genommen und sogar sein Vermögen confiscirt. Ja er wurde hernach (in einem nicht sicher zu bestimmenden Jahre) nochmals, jetzt auch wegen des Raubes von Tolosa, auf den Tod angeklagt und starb dann im Exil. — Zu der Familie der Cäpionen gehörte ferner die Servilia, welche die Stiefschwester des Cato Uticensis und die Mutter des jüngern Brutus war. — Aus einer dritten patricischen Familie, der der Gemini, die aber wenigstens in dem Zweige, dem er entsproßte, plebejisch geworden war, stammte Publius S. Vatia, der 79 v. Chr. Consul war und darauf vom J. 78—76 als Proconsul in Kleinasien mehrere feste Plätze der Seeräuber an der Südküste zerstörte und im Krieg gegen die Isaurier, über die er siegte, zuerst mit einem röm. Heere den Taurus überschritt. Er führte seit seinem Triumph im J. 75 oder 74 den Ehrennamen Isauricus. — Plebejische Familien der Gens Servilia waren die durch die Zunamen Glaucia, Nullus und Casca bezeichneten. Gajus S. Glaucia gab 111 als Volkstribun ein Gesetz über widerrechtliche Erpressungen (Lex Servilia repetundarum), das Verzögerungen im gerichtlichen Verfahren bei der Anklage auf dieses Verbrechen beseitigte. Als Prätor 100 schloß er sich dem Lucius Appulejus Saturninus an und fand mit ihm den Tod. — Publius S. Nullus brachte als Volkstribun im Interesse Cäsar's, der das Volk auf Unkosten des Staatsschatzes für sich gewinnen wollte, einen Gesetzvorschlag auf Vertheilung des campanischen Staatslandes und vieler anderer Ländereien ein, die aus dem Erlös vom Verkauf von Staatsländereien im gesammten Römischen Reich gekauft werden sollten, den Cicero als Consul 63 in drei noch erhaltenen Reden («De lege agraria») mit Erfolg bekämpfte. — Publius S. Casca, zum Volkstribunen für 43 v. Chr. bestimmt, gehörte zu den Verschworenen, die den Cäsar ermordeten; er fiel 42 bei Philippi.

Servis (franz. service, vom lat. servitium, Dienst, Dienstleistung) heißt die Geldvergütung, welche Militärs u. s. w. zur Selbstbeschaffung des Unterkommens für sich (Personalservis), ihre Pferde (Stallservis), ihre Bureaux (Bureauservis) gewährt wird. Im Falle der Unterbringung in Naturalquartiere erhalten die Quartiergeber den S. gezahlt; nur im Kriege wird in der Regel kein S. bewilligt.

Serviten oder Diener der Heiligen Jungfrau, auch Brüder von Ave-Maria und Brüder vom Leiden Christi oder von Monte-Senario heißen die Mönche eines geistlichen Ordens, der 1233 zu Florenz zum Dienste der Muttergottes gestiftet wurde. Im J. 1236 ließen sich die Mönche auf Monte-Senario nieder, nahmen die Regel der Augustiner an und erhielten vom Papst Alexander IV. die Bestätigung. Durch den Bruder Benizi verbreitete sich der Orden nach Frankreich, in die Niederlande und nach Deutschland: auch nach Polen und Ungarn kam er. In Frankreich trugen die Mönche weiße Mäntel, daher nannte man sie blancs manteaux. Durch Papst Martin V. erhielten die S. die Privilegien der Bettelorden. Der Bruder Bernhardin von Ricciolini erneuerte die alte Strenge des Ordens (1593); seine Anhänger hießen Einsiedlerserviten. Diese und die minder strengen S. haben ihre wichtigsten Sitze jetzt noch in Italien, sind aber auch in Deutschland noch vorhanden. Zu den berühmtesten Männern des Ordens gehören Paul Sarpi und Ferrarius. Der Orden der Servitinnen, nach ihrer schwarzen Kleidung auch Schwarze Schwestern genannt, entstand zu Lebzeiten Benizi's (gest. 1284 oder 1286), verbreitete sich in die Länder, in welchen die Brüder sich niedergelassen hatten, existirt aber nur noch in wenigen Klöstern, obschon er neuer-

dings in Baiern wieder eingeführt worden. Eine von Juliani Falconieri um 1306 gegründete, dem dritten Orden (Tertiarier) angehörige und 1424 bestätigte Stiftung von Servitinnen, die sich 1617 zu einer Congregation gestaltete, ist ebenfalls noch vorhanden.

Servitut, Dienstbarkeit oder Gerechtigkeit heißt das dingliche, nicht blos gegen bestimmte Personen, sondern gegen jedweden Eigenthümer oder Besitzer verfolgbare Recht (jus reale) an einer fremden Sache, kraft welches die Sache überhaupt oder zu bestimmten einzelnen Zwecken benutzt oder wenigstens dem freien Gebaren des verpflichteten Inhabers (serviens) entzogen werden kann. Als berechtigt (dominans) tritt bei den S. entweder eine individuell bestimmte Person hervor oder der jedesmalige Besitzer eines gewissen Grundstücks (servitus personalis, praedialis). Der Dominans darf vermöge der Dienstbarkeit entweder selbst in Bezug auf den Gegenstand etwas thun, z. B. Früchte davon ziehen, einen Weg gebrauchen (affirmative S.) oder dem Eigenthümer einen gewissen Gebrauch, z. B. das Höherbauen seines Hauses, das Verbauen eines Fensters u. s. w. unterfagen (negative S.). Zu eigenen Leistungen ist der Eigenthümer der belasteten Sache nach röm. Recht nicht verbunden. Doch gibt es im neuern europ. Rechte manche Verhältnisse, wo der Eigenthümer eines Grundstücks selbst etwas thun muß, und auch diese hat man nach der Analogie römischer S. behandelt, obgleich viele derselben sehr verschieden davon und aus der Gemeindeverbindung, Grundherrlichkeit oder andern mehr öffentlich-rechtlichen Verhältnissen entstanden sind. Die persönlichen S. bestehen bald in der vollen Benutzung einer fremden Sache und in dem Genuß aller davon abfallenden Früchte (Nießbrauch), bald in einem beschränkten Nutzungsrecht (usus), welches sich nur auf die eigenen persönlichen Bedürfnisse bezieht oder irgend sonst in seinem Zwecke und Umfange näher bestimmt ist, z. B. auf freie Wohnung. Grundstücksgerechtigkeiten müssen einen bleibenden Zweck haben und irgendeinen Vortheil gewähren; sie sind unzertrennlich von dem berechtigten Grundstück und untheilbar. Das Nutzungsrecht ist blos eine Einschränkung des Eigenthums; es soll das Eigenthum nicht aufheben, auch so wenig als möglich die Rechte desselben beeinträchtigen. Der Nutznießer hat daher dafür Sicherheit zu leisten, daß er die Sache pfleglich gebrauchen und dem Eigenthümer in gutem Stande zurückgeben will. Grundgerechtigkeiten müssen civiliter, d. h. mit Schonung der Rechte des Eigenthümers, ausgeübt werden; sie hindern dessen Mitgebrauch in der Regel nicht. S. können wie andere dingliche Rechte durch Vertrag, Letzten Willen, Verjährung, gerichtliche Zugewährung (wie z. B. eine Wegegerechtigkeit bei Naturaltheilung von Grundstücken) oder, wie der Nießbrauch, zufolge gesetzlicher Bestimmung entstehen. Bei Störungen verfährt der Berechtigte mit Besitzrechtsmitteln oder auch mit der Confessorienklage auf Anerkennung seines Rechts, während freie Eigenthümer der unbefugten Anmaßung einer Dienstbarkeit mit der Negatorienklage entgegentreten. S. erlöschen durch Untergang der dienenden Sache, Verzicht des Berechtigten, Nichtgebrauch binnen rechtsverwährter Zeit, Zusammenfallen der Pflicht und der Berechtigung (Consolidation, z. B. wenn das dienende und herrschende Grundstück in eine und dieselbe Hand kommt), gerichtliche Aberkennung wegen Misbrauchs, Erlöschen der Bedingung, unter welcher die S. erworben ist, nach neuern Gesetzen theilweise auch durch Zwangsablösung.

Servius (Maurus Honoratus), ein röm. Grammatiker, lebte wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr. unter Valentinianus und schrieb einen schätzbaren Commentar zu den Gedichten des Virgilius, der zum Theil aus ältern Erklärern entlehnt, durch spätere Hand aber vielfach verändert und entstellt worden ist. Derselbe erschien nach dem ersten Abdruck (Bened. 1471) später zugleich in mehrern Ausgaben des Virgilius, am besten in der von Burman (4 Bde., Amsterd. 1746), und wurde zuletzt nebst den Commentaren des Philargyrius und den dem Probus (s. d.) zugeschriebenen von Lion (2 Bde., Gött. 1826) besonders herausgegeben. Eine neue kritische Ausgabe gibt Thilo (Lpz. 1878 fg.) heraus. Unter des S. kleinern grammatischen Schriften verdient vorzüglich der «Centimeter libellus» erwähnt zu werden, der eine Art von Einleitung in die Metrik bildet und von Santen (Leid. 1788) und Klein (Kobl. 1824), zuletzt in Keil's «Grammatici Latini» (Bd. 4, Lpz. 1864) kritisch bearbeitet wurde.

Servius Tullius, der sechste röm. König, der 578—534 regiert haben soll, ist seinem Ursprung nach eine sagenhafte Erscheinung. Nach der gangbarsten Sage war er der Sohn einer Sklavin des Tarquinius Priscus, Ocrisia, von einem Gotte mit dieser gezeugt und von früh auf durch Wunderzeichen verherrlicht. Nach etruskischen Chroniken dagegen wäre er ein Etrusker gewesen, der mit seinem heimischen Namen Mastarna geheißen und mit einer Schar Landsleute in Rom sich festgesetzt hätte. Zum Eidam des Tarquinius erhoben, wurde er nach dessen Tode mit Hülfe der Gemahlin des Verstorbenen, Tanaquil, die den Tod ihres

Gatten verheimlichte, zunächst angeblich Stellvertreter desselben, dann aber, als sein Tod offenkundig werden mußte, König, mit Uebergehung der Söhne des Tarquinius, und ohne daß ein senatorisches Interregnum mit den üblichen Formen vorangegangen wäre, indem er sich unmittelbar an das Volk wandte. Seine Regierung ist neben glücklichen Kriegen mit den Vejentern hauptsächlich bezeichnet durch die Reform der Verfassung, durch welche er aus Patriciern und Plebejern ein einheitliches Volk schuf, indem er Stadt und Weichbild in locale Tribus, die in diesen ansässigen Plebejer und Patricier als Bürger nach Alter und Vermögen in Klassen und Centurien vertheilte, und damit die Plebejer in das Heer und eine danach gegliederte Volksversammlung aufnahm. Auch bewirkte er die Herstellung einer einheitlichen und einheitlich befestigten Stadt, indem er die bisher einzeln befestigten Stadttheile mit einer gemeinsamen Mauer umzog. Endlich gründete er einen der Diana geweihten latinischen Tempel auf dem Aventin in Rom als ein zweites gemeinsames Heiligthum des Latinischen Bundes. (S. Rom und Römisches Reich, sowie Römische Alterthümer.) Außerdem noch soll er nach der Tradition geprägtes Geld eingeführt haben, indem er das bisher formlos als Tauschmittel gebrauchte Kupfer in Barren gießen ließ, die mit Marken in der Form von Thierfiguren versehen wurden. Der durch solche Werke und Maßregeln populäre König soll jedoch ein trauriges Ende gefunden haben. Er hatte, so wird erzählt, seine beiden Töchter mit den Söhnen des Tarquinius Priscus verheirathet. Die eine, des Aruns Gattin, verführte dessen Bruder Lucius und heirathete ihn, nachdem er seine Gattin und sie ihren Gemahl gemordet. Dann reizte sie ihren neuen Gemahl zur Verschwörung gegen ihren Vater. S. wurde erschlagen. Ueber die blutige Leiche fuhr die entartete Tochter mit ihrem Wagen. Eine Gasse in Rom sollte davon, daß in ihr dieses geschah, den Namen die verruchte (vicus sceleratus) haben.

Sesam (Sesämum), eine zur Familie der Bignoniaceen gehörende Pflanzengattung mit fünftheiligem Kelche, glockiger, fünfspaltiger Blumenkrone, deren unterster Zipfel verlängert ist, vier Staubgefäßen, von denen zwei länger sind, nebst einem Ansatze eines fünften Staubgefäßes und einer länglichen, fast vierfächerigen, zweiklappigen, vielsamigen Kapsel. Hierher gehören blos in Indien, Guinea, am Senegal und am Cap einheimische, einjährige, behaarte Kräuter, deren Blüten einzeln in den Blattwinkeln stehen und die sehr kurzen Blütenstiele am Grunde beiderseits drüsig sind. Am weitesten verbreitet ist der Indische S. (S. Indicum), welcher weiße, rosenroth überlaufene Blumen trägt und in Ostindien einheimisch, aber schon im Alterthume nach China, Japan, dem Orient und Aegypten kam und jetzt fast überall in den Tropenländern cultivirt wird. Aus den süßen, öligen Samen wird, wie es schon bei den Babyloniern und alten Aegyptern geschah, ein mildes, fettes, vielfach angewendetes Oel (Sesamöl) bereitet, welches sich lange, ohne ranzig zu werden, hält und zur Bereitung von Speisen wie auch in der Heilkunde Verwendung findet. Auch ist es in jenen Gegenden als beliebtes kosmetisches Mittel zum Einsalben der Haut und der Haare in Anwendung. Die geringere Sorte wird zum Brennen in Lampen gebraucht, besonders auch im griech.-kath. Ritus zur Speisung der sog. Ewigen Lampen.

Sesenheim (oder Sessenheim), Dorf im Kreise Hagenau des deutsch-reichsländischen Bezirks Unter-Elsaß, an der Eisenbahn Straßburg-Lauterburg, 32 Kilom. nordöstlich Straßburg, zählt 915 E. Der Ort ist namentlich bekannt durch die Beziehungen Goethe's zu der Pfarrerstochter von S., Friederike Brion (s. d.).

Sesostris ist der durch Herodot in Aufnahme gekommene Name eines ägypt. Königs, welchem geschichtlich zwei Könige zum Grunde liegen, die beiden größten Pharaonen des zweiten ägypt. Reichs, welche im Anfange der 19. Manethonischen Dynastie regierten: Seti I. (etwa 1439—1388) und Ramses II. (etwa 1388—22), Vater und Sohn. Der Name scheint von einem Volksnamen des letztern hergenommen zu sein, welcher einigemal auf den Monumenten erscheint und Sesostu lautet. Beide waren große Eroberer, unternahmen ferne Kriegszüge nach Asien und hinterließen daher an vielen Orten ihr mythisches Gedächtniß, ohne daß die Thaten beider im einzelnen überall auseinandergehalten wurden. Dem Sethosis werden von Manethos Siege über Cypern und Phönizien, über die Assyrer und Meder zugeschrieben. Von Ramses berichteten die theban. Priester dem Germanicus (bei Tacitus), daß er außer den Assyrern und Medern auch die Perser, Baktrer und Scythen und in Afrika die Libyer und Aethiopier überwunden habe. Unter jenem kam (nach Lepsius) Joseph nach Aegypten und führte die großen administrativen Reformen aus, welche von Herodot und Diodor dem S. zugeschrieben werden. Unter dem Sohne wurde Moses geboren und erzogen und die Israeliten mußten Frondienste thun bei dem Bau der Städte Pithom und Ramses, deren letztere ihren Namen

von diesem Könige führte, welcher hier in einem Tempel verehrt wurde. Beide Städte lagen an dem Kanale, den Ramses II. (nach Aristoteles, Diodor, Strabo und Plinius von S.) vom Nil unterhalb Heliopolis nach den Bitterseen hin angelegt hatte. Berühmt sind ferner die noch jetzt unweit Beirut am Ausflusse des Nahr-el-Kelb (Lykos) sichtbaren drei Felsentafeln, die nach Herodot von S., nach ihren Inschriften von Ramses II. (s. d.) eingegraben wurden.

Sesterz (numus sestertius), eine röm. Silbermünze von $2^1/_2$ As Werth, daher der Name sestertius für semi-as-tertius, deren Gewicht ursprünglich etwa über $4^1/_2$ Gr. betrug, aber bald auf etwas unter 4 Gr. sank. Der S. war der vierte Theil des Denar. Sesterzien (IIS) waren auch die gewöhnliche Rechnungsmünze. Bina sestertia, gewöhnlich mit Weglassung von milia waren 2000 Sesterzien, dena 10,000 und centena 100,000 Sesterzien. Aehnlich bezeichnete man die mittels der Zahladverbien gebildeten größern Summen, gewöhnlich mit Weglassung von centena milia = 100,000, nur durch jene, aber dann regelmäßig mit der Form sestertium verbunden, also schrieb man z. B. decies sestertium für 1 Mill., vicies sestertium für 2 Mill. u. s. w. Vgl. Gronov, «De sestertiis» (Amsterd. 1656).

Sestine (ital.), eine lyrische Strophe aus sechs Versen von künstlicher Reimstellung gebildet und bisweilen von dreizeiliger Schlußstrophe begleitet, provenzal. Ursprungs und wol zuerst von Arnaut Daniel gebraucht, bei den Italienern (Petrarca) und dann bei den Spaniern oft angewendet. In neuerer Zeit ist sie auch im Deutschen (z. B. von Rückert) nachgebildet worden.

Sestini (Domenico), einer der größten Münzkenner, geb. zu Florenz 10. Aug. 1750 und gebildet in dem Collegium seiner Vaterstadt, erhielt vom Fürsten Biscaris den Auftrag, dessen Museum zu Catanea zu ordnen, und hier wendete er sich ausschließend den numismatischen Studien zu. Von Sicilien ging er nach Konstantinopel, wo ihn der engl. Gesandte Sir Rob. Ainslie mit der Bildung seiner nachmals so berühmt gewordenen Münzsammlung beauftragte. Seit 1780 durchwanderte er Kleinasien und berichtete über seine Forschungen in einigen werthvollen Werken. Hierauf besuchte er auch Deutschland, wo er sich namentlich in Berlin aufhielt und vom König von Preußen einen Jahrgehalt erhielt. In dieser Zeit ließ er seine «Lettere e dissertazioni numismatiche sopra alcune medaglie rare della collezione Ainslianea etc.» (8 Bde., Livorno 1789—1805) und die «Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico» (2 Bde., Lpz. 1786; 2. Aufl., Flor. 1821) erscheinen, welchem ersterm Werke sich die Beschreibungen von Knobelsdorf u. a., sowie der berliner und gothaischen Sammlungen als Band 6—9 (Berl. 1804—9) anschlossen. Im J. 1810 besuchte er Paris und wurde sodann von der Großherzogin Elisa Bacciochi von Toscana zum Antiquar und Bibliothekar ernannt, welche Stelle er 1814 bei der Rückkehr des Großherzogs Ferdinand III. verlor. Hierauf übernahm er die Ordnung des Hederwar'schen Museums, sowie die Beschreibungen der königl. Münzsammlung zu München, der des Königs Christian VIII. von Dänemark und des Museums zu Triest. Auch hatte er inzwischen seine vortreffliche Abhandlung über die alten Stateren (1818) und die Münzen des Achäischen Bundes geschrieben und neue «Lettere e dissertazioni numismatiche» (9 Bde., Mail. 1813—20) erscheinen lassen. Großherzog Ferdinand ernannte ihn zum Professor an der Universität zu Pisa. Hierauf erschienen seine Beschreibung des Hederwar'schen Museums (7 Bde., 1828—30) und die der griech. Medaillen der Chaudoir'schen Sammlung (1831). Er starb zu Florenz 8. Juni 1832. Seine Bibliothek und Manuscripte ließ der Großherzog Leopold II. von Toscana ankaufen. Unter letztern befindet sich auch sein «Systema geographicum numismaticum» in 14 Foliobänden.

Sestius ist der Name eines röm. Geschlechts, das nach den Fasten im J. 452 v. Chr. einen Consul stellte, also patricisch war. In histor. Zeit gab es nur plebejische Sestier. — **Publius** S. war 63 v. Chr. als Quästor des Consuls Gajus Antonius für Cicero gegen Catilina thätig und begleitete dann jenen in seine Provinz Macedonien. Als Volkstribun wirkte er 57 mit Milo für Cicero und überhaupt gegen Clodius. Auf Antrieb des letztern wurde er 56 wegen Bestechung bei den Wahlen und wegen Anwendung von Gewalt angeklagt, von Cicero in einer noch erhaltenen Rede vertheidigt und freigesprochen. In dem Kampfe zwischen Pompejus und Cäsar gehörte er der Partei des letztern an.

Sestri di Levante, Marktflecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Chiavari, am Meerbusen von Genua, 46 Kilom. von Genua, an der Eisenbahn Pisa-Genua malerisch gelegen, hat ein Castell und auf dem Kalkfelsen Isola eine alte Burg mit schönem Pinienwalde und zählt (1871) 2157, als Gemeinde 8793 E., welche Austern- und Sardellenfang treiben. Nur 5 Kilom. entfernt befinden sich die großartigen Schieferbrüche von Lavagna. — **Sestri di Ponente**, Stadt im Kreise und in der Provinz Genua, 8 Kilom. westlich von Genua, an der Cor-

nicebahn (Genua-Bentimiglia) und am Meerbusen von Genua, ist die schönste Ortschaft zwischen Genua und Savona. Dabei erhebt sich der Monte Gazzo, an welchem gelber Alabaster gebrochen wird. Der Ort zählt (1871) 9605 E., welche 16 Seifen- und eine Maschinenfabrik unterhalten.

Setária, Borstenhirse, Name einer Gräsergattung aus der Familie der Gramineen, welche sich von den ihr nahe verwandten echten Hirsenarten (Panicum) dadurch unterscheidet, daß die in eine walzige Aehre gestellten Aehrchen, welche zwei Blüten, eine fruchtbare und eine taube, enthalten, von grannenartigen Borsten umgeben sind. Außer einigen wildwachsenden, einjährigen, als Unkräuter auftretenden Arten gehört hierher die italienische Borsten- oder Kolbenhirse (S. italica), welche in Südeuropa einheimisch ist und angebaut wird. Sie ist ein vollsaftiges Gras mit etwa meterhohem, fingerdickem Stengel, breiten, schilfartigen, aber weichen und nicht scharfen Blättern und einer 5—8 Ctmt. langen, bis 1,5 Ctmt. dicken, gelappten Aehre, welche eine große Anzahl von Aehrchen enthält. Die Körner, ebenso wie die des gemeinen Hirse benutzt, aber von geringerer Größe, sind bald weiß oder grau, bald gelb- bis braunroth. Man unterscheidet zwei Varietäten: große Kolbenhirse, der Körner wegen angebaut, und kleine Kolbenhirse oder Mohar, welcher nur als Futtergewächs cultivirt, das in trockenen Lagen ein sehr schätzenswerthes Futter, insbesondere auch für Pferde liefert, daher im südöstl. Europa, namentlich in Ungarn, vielfach angebaut wird. Seine Halme erreichen Meterhöhe, die Aehren sind 1,5 Ctmt. stark und bis 7 Ctmt. lang. Sein Nahrungswerth steht bei guter Gewinnung demjenigen des Heues wenig nach.

Seth, nach der hebr. Sage der dritte Sohn Adam's, soll der Stammvater des Gott wohlgefälligen Menschengeschlechts (der Sethiten) gewesen sein, welchen die Kainiten, die Nachkommen Kain's (s. d.) als das gottlose Menschengeschlecht gegenübergestellt werden. Eine nähere Vergleichung der verschiedenen Geschlechtsregister beweist jedoch, daß die Namen in beiden Reihen ursprünglich dieselben waren, und daß in der ältesten Ueberlieferung S. nicht als Sohn Adam's, sondern als «Erstgeborener» (und nachgerade erst als Erzeuger) des ersten Menschen Enosch erschien. — Im 2. Jahrh. n. Chr. begegnet uns unter den sog. Ophiten (s. d.) eine Partei der Sethianer oder Sethiten, welchen S. Repräsentant des in Christus erschienenen geistigen Princips war. Unter ihrer religiösen Literatur fanden sich auch mehrere «Bücher S.»

Setschuan oder Sse-tschouan, Provinz des chines. Kaiserreichs, welche, westlich von Tibet, südlich von den chines. Provinzen Yün-nan und Koei-Tscheou, östlich von den Provinzen Hou-nan und Hou-pe, nördlich von der chines. Provinz Schan-si begrenzt und von dem mittlern Laufe des hier Sa-kiang genannten Yang-tse-kiang durchströmt, ein Areal von 479,288 QKilom mit 34 Mill. E. einnimmt. Da die Schneegebirge des östl. Tibet sowie die Yng-ling genannte, zwischen der Krümmung des Brahmaputra und dem obern Laufe des Yang-tse-kiang gelegene, von letzterm durchbrochene Gebirgskette, sich tief in S. hineinerstrecken, so ist dasselbe größtentheils ein Alpenland, besitzt aber dessenungeachtet weite Ausbreitungen sehr fruchtbaren Ackerlandes. Hauptsächlichste Bodenerzeugnisse, welche S. in größerer Mannichfaltigkeit als irgendeine andere chines. Provinz liefert, sind Thee, Tabak, Baumwolle, Reis, Weizen und Gerste, während ein Theil des Gebirgs mit prachtvollen Waldungen bestanden ist. Das Mineralreich liefert Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Steinkohlen und Steinsalz. Außer durch den Yang-tse-kiang und zahlreiche Nebenflüsse desselben, von denen der Ming-kiang, Lo-kiang, Feou-kiang, Kia-ling-kiang und Pa-kiang die bedeutendsten sind, wird S. noch durch zahlreiche künstliche Kanäle bewässert. S. besteht aus 12 Departements, welche 11 Arrondissements, 111 Cantone und 3 Districte in sich fassen und außerdem noch aus unmittelbar unter der Reichsregierung in Peking stehenden 8 Arrondissements und 6 Districten. Hauptstadt der Provinz S. ist Tsching-tou-fou, mit Festungswerken umgeben, in einer weiten Ebene zwischen den Flüssen Min- und Lo-kiang gelegen, mit 378,000 E. Dieselbe befand sich bis zu den Kriegen, welche dem Aufkommen der gegenwärtig in China herrschenden Mandschudynastie vorausgingen (1644), in hoher Blüte, welche sie seitdem nicht wieder erreicht hat.

Sette Communi, deutsche Sprachinsel in Oberitalien, s. Communi.

Settegast (Herm.), verdienter Lehrer und Schriftsteller der Landwirthschaft, geb. 30. April 1819 zu Königsberg in Preußen, widmete sich nach einer Gymnasialvorbereitung 1835 der Oekonomie auf dem Gute Angerapp, welches er 1844 als Verwalter verließ, um die Theorie der Bodencultur in Berlin und Hohenheim zu studiren. Im J. 1847 wurde er zum Administrator und Lehrer der neugegründeten landwirthschaftlichen Akademie Proskau in Schlesien ernannt, 1858 als Director der von ihm ins Leben gerufenen landwirthschaftlichen Akademie Waldau in Ostpreußen berufen, die aber nur kurze Zeit bestand. Fünf Jahre später kehrte er als

Director nach Proskau zurück, wo er als Leiter wie als Lehrer mit großem Erfolg wirkte. Auch als Schriftsteller war S. ungemein thätig. Viel verdankt ihm insbesondere die wissenschaftlich-praktische Begründung der Thierzuchtlehre; er ist der Verfechter der von ihm zuerst aufgestellten Individualpotenz. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Betrieb der Landwirthschaft in Proskau» (Berl. 1856), «Die Individualpotenz» (Berl. 1861), «Zucht des Negrettischafs» (Berl. 1861), «Bau und Eigenschaften der Merinowolle» (Berl. 1869), «Landwirthschaftliche Fütterungslehre» (Bresl. 1872), «Die Thierzucht» (Bresl. 1870; 7. Aufl. 1878), «Die Landwirthschaft und ihr Betrieb» (Bd. 1—2, Bresl. 1874—78); mit A. Krocker und Parey zusammen gab er heraus «Deutsches Heerdbuch» (4 Bde., Berl. 1867—75).

Setuval oder Setubal, von den Ausländern auch St.-Ubes oder St.-Yves genannt, portug. Seestadt im District Lissabon, 29 Kilom. im Südsüdosten von Lissabon, mit dem sie durch Eisenbahn verbunden ist, am nördl. Ufer der durch die Mündung des Sado gebildeten Ria oder Bai von S. gelegen, ist nach ihrer fast gänzlichen Zerstörung durch das Erdbeben von 1755 wieder gut aufgebaut und hat vier öffentliche Plätze, viele hübsche Häuser, fünf Pfarrkirchen, mehrere Schulen, ein Theater und reizende, mit Gärten und Landhäusern dichtbesäete Umgebungen. Die Stadt zählt etwa 20,000 E. und ist ein wohlhabender Ort, nach Lissabon und Oporto die bedeutendste Hafen- und Handelsstadt Portugals, namentlich wichtig als Ausfuhrplatz von portug. Weinen und als Hauptemporium des portug. Salzhandels. Der Hafen ist sehr groß, sicher, 10—20 Mt. tief, mit gutem Ankergrund versehen, aber wegen der Sandbänke schwer zugänglich. Derselbe wird durch fünf Forts vertheidigt, hat einen Leuchtthurm und breite, gutgepflasterte Quais. Das Seesalz, welches in den 370 Gruben (Marinhas) des Sado bei der Stadt selbst, sowie in denen von Palmella und Alcácer do Sal (s. Alcazar) gewonnen wird, kommt, weil es über S. exportirt wird, unter dem Namen Salz von St.-Yves in den Handel (1874 wurden 1,500,000 Hektolit. ausgeführt). Außerdem wird der Küstenhandel und die Fischerei sehr lebhaft betrieben und auch Oel, Südfrüchte und Fische zur Ausfuhr gebracht. Jenseit der Ria, an der Spitze der Landzunge, wo die Ruinen von Troye stehen, lag das alte röm. Cetobriga; es hieß später Setubra, wurde von den Arabern, die den Ort Schetuvir nannten, zerstört, aber nachmals wieder aufgebaut und S. genannt.

Setzmaschine nennt man eine Maschine, welche aus Typen (Lettern) den gewünschten Satz zusammenstellt, also das verrichtet, was sonst allgemein der mit der Hand arbeitende Setzer thut. (S. Buchdruckerkunst.) Verschiedene Projecte und Constructionen blieben ohne praktische Resultate; befriedigendere wurden erzielt von Sörensen in Kopenhagen (1851), Bidet, Pape in Paris, Hattersley in Manchester, Delcambre in Paris, Fraser in Edinburgh und Kastenbein in Paris, dessen neuerdings wesentlich verbesserte Maschine (1878) die leistungsfähigste ist. Allgemein hat man der S. die Idee des Klaviers zu Grunde gelegt, indem eine Anzahl Tasten angebracht wird, von denen jede, wenn man sie mit dem Finger niederdrückt, einen bestimmten Buchstaben aus dem Behälter, worin viele Exemplare desselben übereinandergeschichtet liegen, herausfördert. Verschieden sind aber die Maschinen in Ansehung des Mittels, durch welches die nacheinander folgenden Lettern weitergeschafft und in Zeilen zusammengereiht werden, sowie in vielen andern Einzelheiten. Von zwei erwachsenen Personen und zwei Knaben oder Mädchen bedient, kann eine S. das Vierfache und mehr von dem liefern, was ein Setzer nach gewöhnlicher Weise in gleicher Zeit leistet. Dabei muß aber das Ablegen des ausgedruckten Satzes (Auseinandernehmen und Sortiren der Lettern) entweder durch eine entsprechende Zahl von Personen oder durch eine besondere Ablegmaschine (die auch wol mit der S. selbst verbunden ist) geschehen. Die S. können gleichzeitig nur mit einer Schriftgattung arbeiten, sind also für mathem. und Tabellensatz u. s. w. unbrauchbar. Auch muß der Maschinenarbeit stets noch eine nicht unbedeutende Handarbeit, namentlich das genaue Ausschließen (Ausgleichen der Zeilenlänge) und das Zusammenordnen der Zeilen in Columnen folgen. Bisher haben die S. nur in einzelnen größern Druckereien, namentlich Englands und Frankreichs, Eingang gefunden, doch steht nach den jetzigen Verbesserungen die weitere Verbreitung zu erwarten.

Seuche, s. Endemie und Epidemie.

Seume (Joh. Gottfr.), deutscher Dichter, geb. 29. Jan. 1763 in Poserna bei Weißenfels, wo sein Vater Bauer war. Als letzterer verstorben, nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, brachte ihn auf die Schule in Borna, dann auf die Nikolaischule in Leipzig und nachher auf die dortige Universität, wo er Theologie studiren sollte. Doch S. konnte sich mit der damaligen Theologie nicht befreunden. Er verließ Leipzig, um zunächst nach Paris zu gehen, fiel aber sehr bald Werbern in die Hände und wurde in hess. Diensten nach Amerika

eingeschifft. Nach der Heimkehr aus Canada, wo er bis zum Frieden gefochten, gerieth er unter preuß. Werber und wurde wieder als gemeiner Soldat nach Emden gebracht. Hier entfloh er zweimal, wurde aber wieder eingeholt und entging nur auf vieles Fürbitten der Todesstrafe. Ein wackerer Bürger, der sich mit 80 Thlrn. für ihn verbürgte, verschaffte ihm Urlaub. Nun ging er nach Leipzig, fest entschlossen, nicht zurückzukehren. Er bezahlte die verbürgte Summe von dem Honorar für seine Uebersetzung des engl. Romans «Honorie Warren» (1788) und widmete sich nun den Wissenschaften. Als Secretär des russ. Generals Igelström kam er 1793 nach Warschau und erhielt eine Offizierstelle bei den Grenadieren. Während des Kampfes der Polen gegen die Russen wurde er zum poln. Gefangenen gemacht. Nach seiner Befreiung ging er wieder nach Leipzig, wo er Unterricht im Englischen ertheilte und seine «Wichtigen Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794» (Lpz. 1796), «Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland» (Zür. 1797) und seine «Oboten» (2 Bde., 1796—98) herausgab. Später übernahm er das Amt eines Correctors in der Druckerei seines Freundes Göschen zu Grimma. Um diesem Geschäfte nicht zu erliegen, unternahm er, kurz nachdem seine «Gedichte» (Riga 1801, 5. Aufl., Lpz. 1843) erschienen, eine Fußreise von neun Monaten, auf welcher er Oesterreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte. Eine ähnliche Fußreise machte er 1805 über Petersburg, Moskau durch Finland nach Schweden. Jener Reise ist sein «Spaziergang nach Syrakus» (3 Bde., Lpz. 1802; 4. Aufl. 1815—17; neue Ausg. von Oesterley, Lpz. 1868), dieser «Mein Sommer im J. 1805» (Hamb. 1806; 2. Aufl. 1815) gewidmet. Die Vorrede der letztern Schrift ist ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland. Nach langen körperlichen Leiden starb er 13. Juni 1810 zu Teplitz. Als Mensch verdient S. große Anerkennung. Lebenserfahrungen, besonders eine unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelassen. Doch besaß er bei aller Herbheit seiner Lebensanschauung Festigkeit des Charakters und Selbstgenügsamkeit. Diese Charakterfestigkeit spricht sich auch in allen seinen Gedichten und Schriften aus und verleiht ihnen einen eigenthümlichen, nicht geringen Werth, während sie in künstlerischer Beziehung, sowol was die Form der Darstellung, als was die Durchdringung und Regelung des Stoffs betrifft, mancherlei Unvollkommenheiten an sich tragen. Eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» erschien nach seinem Tode (12 Bde., Lpz. 1826; 6. Aufl., 8 Bde., 1864; Volksausg. 1868; in Einem Bande, Lpz. 1835; neue Aufl. 1837). Die von ihm begonnene Selbstbiographie wurde von Clodius beendet (Lpz. 1813).

Severn (franz. Saverne), bei den Alten Sabrina, hinsichtlich der Größe und Wichtigkeit nach der Themse der zweite Fluß Englands, entspringt in einem kleinen See auf der Ostseite des Plynlimmongebirgs in der Grafschaft Montgomery, und führt anfangs bis Llanidloes den alten Namen Hafren. Innerhalb Wales fließt er gegen Nordost über Newtown und Welshpool, wo er 275 Kilom. oberhalb seiner Mündung für Barken schiffbar wird, tritt ostwärts in die engl. Grafschaft Shrop, durchströmt dieselbe in südöstl., dann in südl. Richtung die Grafschaft Worcester als ein breiter, tiefer und ruhig flutender Strom und wendet sich endlich in die Grafschaft Gloucester, wo er unterhalb Gloucester bereits unter dem Einfluß der Ebbe und Flut steht. Nach vielen Krümmungen wendet er sich bei Naß-Point südwestlich, bis er bei der Einmündung des Avon (von Bristol her) seinen Namen gegen den des Bristolkanals (Bristol Channel) vertauscht und weit ausgebreitet sich unbemerkt im Atlantischen Ocean verliert. Bis zur Mündung des Avon hat der S. eine Länge von 330 Kilom. Seeschiffe von 350 Tons gehen bis nach Gloucester, 85 Kilom. oberhalb von der Mündung. Die ansehnlichsten Nebenflüsse des an Salmen reichen S. sind rechts der Teme, der durch seine romantische Scenerie berühmte Wye, welcher für kleine Seeschiffe bis Monmouth (22 Kilom.), für Barken bis Hay (115,5 Kilom.) fahrbar ist, ferner der Usk und der Taf, dessen Ufer entlang ein 40 Kilom. langer Kanal bis Merthyr-Tydvil führt. Links münden in ihn der Byrnwy, Perry, Tern mit Roden, Stour, der Upper-Avon und der Lower-Avon. Durch zahlreiche Kanäle ist der S. mit der Themse, dem Trent, Humber und der Mersey verbunden und bildet so die Pulsader des Schifffahrts- und Handelsverkehrs im südwestl. England. Das ganze weite Thal, welches der S. durchfließt, ist ein Bild natürlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Der schönste Theil desselben liegt zwischen Gloucester und Worcester und heißt vorzugsweise Vall of S.

Severus (Lucius Septimius), röm. Kaiser 193—211 n. Chr., aus einer angesehenen röm. Ritterfamilie zu Groß-Leptis in Afrika, geb. 11. April 146 n. Chr., hatte ursprünglich Jurisprudenz studirt, war auf Empfehlung seines Oheims, des Consularen S., durch Kaiser Marc Aurel in den Senat aufgenommen und zuerst in die öffentliche Laufbahn eingeführt

worden. Nachdem er verschiedene hohe polit. und militärische Aemter bekleidet, auch noch einmal in Athen den Studien gelebt hatte, bekleidete er unter Commodus im J. 185 das Consulat, und erhielt dann die Befehlshaberschaft über die pannonischen Legionen, von denen er auf die Nachricht von des Pertinax Ermordung (Ende März 193) zum Kaiser ausgerufen wurde. Er marschirte sofort nach Rom, wo der Senat den Usurpator Didius Julianus absetzte, hinrichten ließ (2. Juni 193) und den S. anerkannte. Nachdem S. die Prätorianer wegen ihres Frevels an Pertinax aufgelöst (um später aus der Elite der Legionen eine neue Garde von 50,000 Mann zu bilden), brach er nach 30 Tagen gegen Pescennius Niger, den inzwischen syr. Legionen zum Kaiser erhoben hatten, auf und schlug ihn in drei Schlachten, zuletzt bei Issos in Cilicien 194. Anhänger des Pescennius, der auf der Flucht umkam, hielten sich aber noch immer in Byzanz. Die Stadt ergab sich erst 196, und nun ließ S. die Besatzung und viele Einwohner tödten, die Stadt zum Dorf degradiren und ihre Mauern theilweise brechen. Hierauf wendete er sich gegen den von den brit. Legionen zum Kaiser ernannten Clodius Albinus, den er bis dahin durch den Cäsartitel beschwichtigt hatte. Die Schlacht bei Lugdunum (Lyon) 19. Febr. 197 endete nach hartem Kampfe glücklich für S. Clodius tödtete sich selbst; seine Anhänger wurden auf das grausamste verfolgt und über 40 Senatoren, die ihn begünstigt hatten, in Rom hingerichtet. Nach längerm Aufenthalt im Orient, wo S. die Parther gründlich demüthigte, 198 selbst Ktesiphon eroberte, dagegen 199 bei dem Angriff auf das arab. Atra scheiterte, kehrte er 202 nach Rom zurück. Hier ordnete er die Rechtspflege und die Verwaltung und bewies sich dabei streng, einsichtig und sparsam, aber häufig auch leidenschaftlich und hart. Nur gegen seine frühverderbten Söhne Caracalla (s. d.) und Geta (von seiner zweiten Gemahlin Julia Domna), die er zu Mitregenten ernannt hatte, und gegen seinen Günstling, den Präfectus Prätorio Plautianus, war er allzu nachsichtig, und gegen die Soldaten, bei denen er überhaupt die Disciplin verdarb, zu freigebig. Nachdem Caracalla 204 den Plautianus vor seinen Augen hatte tödten lassen, erhob S. den berühmten Papinianus an des letztern Stelle, der nun mit den nicht minder großen Rechtsgelehrten Ulpianus und Paulus, seinen Beisitzern, die Leitung der Rechtspflege und bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübte. S. selbst ging 208 nach Britannien, um die Caledonier zu züchtigen. Bevor er hier seinen Plan, Schottland durch Ausrottung der Caledonier ganz zu unterwerfen, ausführen konnte, starb er im Febr. 211 zu Eboracum (York). Vgl. Höfner, «Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Lucius Septimius S. und seiner Dynastie» (Bd. 1, Gießen 1875).

Severus (Sulpicius), christl. Geschichtschreiber aus Aquitanien, geb. um 365 n. Chr., gest. um 425, erwarb sich erst als Anwalt vor Gericht durch Beredsamkeit großen Ruf, entsagte aber später aus Gram über den Verlust seiner Gattin allen öffentlichen Geschäften, zog sich in ein Kloster zu Elusa zurück und lebte nur den Wissenschaften. Unter seinen histor. Schriften (neben Dialogen und Briefen) ist die bedeutendste die «Historia sacra» in zwei Büchern, worin er mit Präcision, mit histor. Sinne und in einem ziemlich guten lat. Stile (daher man ihn auch den christl. Sallustius nannte) aus den besten Quellen einen Abriß der Welt- und Kirchengeschichte von Anfang der Welt bis auf seine Zeit gibt. Die besten Ausgaben besorgten Vorstius (Berl. 1668), Hieronymus de Prato (2 Bde., Verona 1741—54) und neuerdings Halm (Wien 1866). Auch schrieb S. eine legendarische Biographie des heil. Martin von Tours.

Sévigné (Marie de Rabutin-Chantal, Marquise von), eine durch ihre geistvollen Briefe berühmte Französin, geb. 6. Febr. 1626 zu Paris, erhielt durch einen Verwandten, den Abbé de Coulanges, eine gelehrte, besonders philol. Bildung. Außerdem hatte sie Gelegenheit, an dem Hofe Ludwig's XIII. ihre geselligen Talente auszubilden. Weniger durch Schönheit als durch Anmuth und Geist ausgezeichnet, verheirathete sie sich 1644 mit dem Marquis Henri de S. Aus dieser Ehe entsprangen ein Sohn, Charles, und eine Tochter, Françoise Marguerite, die sich 1669 mit dem Grafen von Grignan vermählte und unter diesem Namen bekannt wurde. Der Marquis von S. erkaltete indeß bald in der Neigung für seine Gemahlin und schickte dieselbe in die Bretagne. Er starb 1651 in einem Duell. Die Marquise widmete sich der Erziehung ihrer Kinder und kehrte erst nach drei Jahren an den Hof zurück. Ihre sittliche Strenge sowie ihre Theilnahme an der Coterie der sog. Précieuses im Hôtel Rambouillet zogen ihr viele Spöttereien zu. Im J. 1671 erhielt ihr Schwiegersohn, der Graf von Grignan, das Gouvernement der Bretagne, wohin ihm auch seine Gemahlin folgte. Diese Trennung verwandelte bei der Mutter die Liebe zur Tochter in eine schwärmerische Leidenschaft, und es begann zwischen beiden jener berühmte Briefwechsel, der 25 Jahre ohne Unterbrechung dauerte. Die Briefe der Marquise offenbaren ein reines weibliches Gemüth, einen feinen, gebildeten

Geist und eine zarte, leicht erregbare Phantasie. Ihr Stil ist gewandt und correct, der Ausdruck natürlich, treffend und reich. Sie starb bei ihrer Tochter auf dem Schlosse Grignan 18. April 1696 an den Blattern. Eine erste Sammlung der «Lettres de Mme. de S. à sa fille» (2 Bde., Rouen u. Haag) erschien 1726. Der Ritter Perrin veranstaltete 1734 eine Ausgabe in vier Bänden, an die sich 1737 noch zwei Bände anschlossen. Als Freund der Familie verschaffte sich Perrin auch die Materialien zu erklärenden Noten, die er bei der vollständigen Ausgabe von 1754 (8 Bde., Par.) benutzte. Hierauf folgten die Ausgaben von Baucelles (10 Bde., Par. 1801), die von Grouvelle (8 Bde., 1806), endlich die in jeder Hinsicht vorzügliche von Monmerqué und St.-Surin (10 Bde., Par. 1818—19, nebst Supplementband, 1820; neue Aufl. 1861 fg.), von Regnier (12 Bde., Par. 1862—64) und von Silvestre de Sacy (11 Bde., Par. 1860—63). Walkenaër veröffentlichte «Mémoires touchant la vie et les écrits de Mme. de S., etc.» (5 Bde., Par. 1842—52). Vgl. noch Aubenas, «Histoire de Madame de S.» (Par. 1842) und «Madame de S. and her contemporaries» (2 Bde., Lond. 1841). — Die Gräfin Françoise Marguerite von Grignan, geb. 1648, gest. 13. Aug. 1705, war eine sehr schöne Frau und von philos. Geisteshildung. Der Ernst und die Kälte, welche sie in ihren Briefen verräth, bilden einen völligen Gegensatz zum Charakter der Mutter. Eine ihrer Töchter, die Marquise von Simiane, geb. 1674, gest. 1737, erscheint in den Briefen als der Abgott der Frau von S. — Charles, Marquis von S., geb. 1647, zeichnete sich in mehrern Feldzügen aus und starb kinderlos 27. März 1713.

Sevilla, die Hauptstadt der span. Provinz S. (14,061 QKilom., 1871 mit 509,001 E.), wie früher des gleichnamigen Königreichs, dem Raume nach die größte, der Einwohnerzahl nach die vierte Stadt Spaniens, in einer Ebene am linken Ufer des Guadalquivir gelegen, durch Eisenbahnen mit Cadiz und Madrid verbunden, der Sitz eines Erzbischofs, des Generalkapitäns von Andalusien, eines königl. Obergerichts (Audiencia real) und einer Universität. Die Stadt wird von einer Mauer mit 66 Thürmen und 15 Thoren umgeben, hat mit ihren sieben Vorstädten einen Umfang von 26 Kilom., 111 Plätze, 477 Gassen, 74 Kirchen und zählt (1870) 118,888 E. Die Gegend ist sumpfig, die Straßen sind eng, aber die Häuser großartig, mit platten Dächern und maurischen Verzierungen. Als Sehenswürdigkeit ist besonders hervorzuheben: die Kathedrale, 1401—1519 auf dem Fundamente der frühern Hofmoschee aufgeführt, ein imposantes Gebäude, die größte und herrlichste Kirche in Spanien, reich an Kostbarkeiten und an Gemälden der besten span. Meister, worunter der Schutzengel und der knieende heil. Antonius von Murillo die berühmtesten, mit fünf Schiffen von 136 Mt. Länge und 84 Seitenkapellen, 90 trefflich gemalten Fenstern, einer großen Orgel, sowie mit dem Grabdenkmale des Christoph Columbus, in welchem die Reste von dessen Sohne Ferdinand ruhen. Daneben befindet sich der schöne Thurm Giralda, 114 Mt. hoch, inwendig so gebaut, daß man bis zur Spitze hinauf reiten kann. Ferner sind zu nennen: der großartige königl. Palast (Alcázar), die ehemalige Residenz der maurischen Könige, worin 1478 die Inquisition ihr erstes Tribunal errichtete, jetzt vollständig im maurischen Stile restaurirt; der erzbischöfl. Palast, die Münze, das Kapuzinerkloster mit Gemälden von Murillo, das Kartäuserkloster vor der Stadt mit schönen Gemälden und großem Garten, das von Murillo gestiftete und durch seine Meisterwerke geschmückte Hospital de la Caridad oder Caritas; das Amphitheater zu den Stiergefechten, das größte dieser Art in Spanien, das 18,000 Menschen faßt, die maurische Wasserleitung (Cannos de Carmona), welche 410 Bogen hat; die Alameda, ein großartiger öffentlicher Spaziergang, und die Promenade Paseo am Guadalquivir, las Delicias genannt; die große, 1757 errichtete, von Gräben mit Zugbrücken umschlossene königl. oder Nationaltabacksfabrick, ein Meisterstück der Baukunst, 215 Mt. lang, worin 1500 Arbeiter beschäftigt werden; das Handelstribunal (el Consulado), gewöhnlich die Börse (la Lonja) genannt, als solche unter Philipp II. erbaut, aber jetzt zu verschiedenen andern Zwecken dienend und im obern Geschoß das amerik. Archiv enthaltend. Die Universität zu S. (in dem ehemaligen Jesuitencollegium) wurde 1504 gestiftet. Sie ist im Besitz einer Bibliothek von 20,000 Bänden und zählt gegen 1000 Studenten. Außerdem sind in S. noch zu bemerken: der Palast Santelmo, der an Kunstschätzen reiche Sitz des Herzogs von Montpensier, die Akademie der schönen Wissenschaften, die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, das Museum und mehrere andere Gemäldesammlungen. Die Seidenfabrikation, obgleich bei weitem nicht mehr so blühend wie ehedem, beschäftigt doch immer noch viele Webstühle. In der Vorstadt Triana, am rechten Ufer des Guadalquivir, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist, befindet sich die große königl. Stückgießerei. Sonst war S. die Niederlage des ganzen National-

verkehrs und die größten Schiffe konnten bis zur Stadt kommen; jetzt ist der Fluß so versandet, daß nur kleinere Schiffe ihn befahren können, und der Handel hat sich nach Cadix gezogen. Doch treibt S. immer noch lebhaften Handel, sowol mit Manufactur- und Colonialwaaren als mit Getreide, Blei, Kupfer, Kork, Silbererz, Wein, Wolle, Oel, Südfrüchten, Safran und Süßholz. Im J. 1873 sind aus- und eingelaufen 866 Schiffe von 155,668 Tons. Eingeführt wurden für 41,902,940, ausgeführt für 25,786,360 Frs. S., das alte Hispalis, schon unter den Römern ein sehr ansehnlicher Ort, galt unter den Vandalen und Westgothen als die Hauptstadt des südl. Spanien. Hier wurden 590 und 619 die beiden Concilia Hispalensia abgehalten. Im 8. Jahrh. fiel die Stadt in die Hände der Araber, die sie Ischbilijah nannten, und unter denen sie zur bedeutendsten Stadt der Halbinsel emporblühte und 400,000 E. zählte. Seit 1026 war sie Sitz des maurischen Königreichs der Abadiden oder Beni-Abad, 1091 kam sie in Besitz der Almoraviden, 1147 der Almohaden. Am 22. Nov. 1248 wurde sie nach 18monatlicher Belagerung von Ferdinand III. von Castilien erobert und blieb seitdem im Besitze der Christen. Damals wanderten gegen 300,000 E. größtentheils nach Granada und Afrika aus. Noch im 17. Jahrh. zählte S. 130,000 Menschen, die mit Seidenweberei und andern Gewerben beschäftigt waren. Seit 1501—1726 hatte S. den ausschließlichen Handel mit Amerika. Jährlich gingen von hier aus die 12 Galeonen nach Portobello und (seit 1547) die 15 Schiffe nach Veracruz. Seitdem sich aber der Handel 1726 nach Cadix zog, gerieth auch die Gewerbthätigkeit in Verfall. Zu S. bildete sich 27. Mai 1808 die span. Centraljunta gegen die Franzosen, die sich bei dem Vorrücken derselben 1. Febr. 1810 nach Cadix zurückzog. Auch die Cortes flüchteten sich 1823 von Madrid nach S. und entführten den König von hier nach Cadix. Vgl. Wackernagel, «Sevilla» (Bas. 1854; 2. Aufl. 1870).

Sèvre ist der Name von zwei Flüssen im nordwestl. Frankreich. Die S.-Nantaise entspringt in der Bergebene Gâtine, nimmt rechts den Moine, links die Kleine Maine auf und ergießt sich nach einem Laufe von 138 Kilom., wovon 21 schiffbar, Nantes gegenüber in die Loire. Die S.-Niortaise entspringt etwa 52 Kilom. südöstlicher bei dem Dorfe Sepvret und mündet nach einem Laufe von 165 Kilom., wovon 71 (von Niort an) schiffbar, und nach Aufnahme der Autise und Vendée in einer sumpfigen Gegend in das Atlantische Meer, 15 Kilom. nördlich von Larochelle und 18,5 Kilom. unterhalb Marans, bis wohin Seeschiffe von 200 Tonnen aufsteigen. Nach diesen zwei Flüssen ist das Depart. Deux-Sèvres genannt, welches die Quellen beider und die größere Stromstrecke der S.-Niortaise als seinen Hauptfluß enthält. Dasselbe ist aus Theilen von Poitou, Aunis und Saintonge zusammengesetzt und zählt (1876) auf 5999,88 QKilom. 336,655 E. (gegen 331,243 im J. 1872 Zunahme 1,6 Proc.). Die Bergebene Gâtine (d. h. verdorben, wenig fruchtbar), eine nordwestl. Verlängerung der Gebirge von Limousin, ein wechselvolles, starkbewaldetes Granitplateau, nirgend über 100 Mt. hoch, nimmt fast ein Drittel des Areals ein. Es enthält viele fischreiche Teiche und die Quellen vieler kleiner Flüsse, von denen die beiden S., der Thoué, die Boutonne, der Argenton, der Lambon, die Autise, der Mignon und die beiden Dives nennenswerth. Das Klima ist kühl, feucht und in manchen Gegenden ungesund. Der Boden ist in den Thälern fruchtbar. Man gewinnt Getreide im Ueberfluß, Gemüse aller Art, Wein, Kastanien, Nüsse, Mandeln u. s. w. Ausgedehnte Weiden und Wiesen unterstützen die Viehzucht, welche einen Haupterwerbszweig des Landes bildet. Das Mineralreich bietet Eisen, Steinkohlen, Antimonium, Mühl- und Feuersteine und Salpeter. Die besuchteste der Mineralquellen ist die von Bilazay unweit Thouars. Die Gerberei, Handschuhfabrikation und Branntweinbrennerei sind die Hauptzweige der Industrie. Außerdem bestehen Fabriken in Leinwand, Woll- und Baumwollzeugen, Strumpfwaaren, Leder u. s. w.; ferner Papiermühlen und Töpfereien. Der Handel ist lebhaft, hauptsächlich mit Maulthieren und Mauleseln, Pferden, Getreide, Mehl, Holz, Branntwein u. s. w. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Niort, Bressuire, Melle und Parthenay, zusammen mit 356 Gemeinden in 31 Cantons, und hat zur Hauptstadt Niort (s. d.).

Sèvres, Stadt im Arrondissement Versailles des franz. Depart. Seine-et-Oise, am linken Ufer der Seine und an beiden von Paris nach Versailles führenden Eisenbahnen, 10 Kilom. südwestlich von Paris, 8 Kilom. ostnordöstlich von Versailles, zählt (1876) 6552 E. und ist besonders bekannt durch die große Porzellanmanufactur, welche, ursprünglich von Privatunternehmern gegründet, 1759 auf Verwendung der Pompadour von Ludwig XV. angekauft und seitdem auf Rechnung des Staats unterhalten wurde. Das zu damaliger Zeit hier fabricirte «weiche Porzellan» (s. Porzellan) ist gegenwärtig von reichen Liebhabern sehr geschätzt, und die wohlerhaltenen Stücke dieses sog. «alten Sèvres» (Vieux Sèvres) werden im Kunsthandel

und in öffentlichen Versteigerungen mit übermäßig hohen Preisen bezahlt. Das heutige Porzellan von S. ist ausgezeichnet in Gleichartigkeit der Masse, in Reinheit und Weiße der Glasur, hat aber sonst vor gleichartigen Fabrikaten an andern Orten nichts voraus. Der in dieser Anstalt verbrauchte Kaolin kommt aus den Thongruben von St.-Yrieix bei Limoges. Man beschäftigt daselbst gewöhnlich 150 Personen. Einzig in ihrer Art ist die hiesige Sammlung von irdenem und porzellanenem Geschirr aus allen Ländern und Zeiten, von den ältesten griech. und etruskischen Thonvasen bis auf die neuesten Erzeugnisse der Töpferei von allen europ. Nationen, wie auch von den Chinesen, Japanesen, Ostindiern und verschiedenen amerik. Völkerschaften. Nebenbei bestehen noch zwei andere Sammlungen von Kunstgegenständen: die Sammlung der Zeichnungen und Kupferstiche zum Gebrauch der in der Fabrik arbeitenden Maler und Verzierer, und die Sammlung von Modellen, gebildet aus Gruppen und Statuetten von gebrannter Erde und Gips, aus Formen von Gips und Wachs oder erwärmter Porzellanmasse. Im Deutsch-Französischen Kriege wurde S. 19. Sept. 1870 von Truppen der Dritten deutschen Armee besetzt; die hier über die Seine führende Brücke, vorher auf dem rechten Ufer abgebrochen, diente während der Belagerung der Hauptstadt als Stelle für die Unterhandlungen zwischen den gegenseitig aus Paris und Versailles zum Parlamentiren abgeschickten Personen. Im Verlauf der Belagerung wurde die Stadt französischerseits von den Batterien des Mont-Valérien und den Kanonenbooten auf der Seine stark beschossen und an manchen Stellen zerstört.

Seward (William Henry), amerik. Staatsmann, geb. 16. Mai 1801 zu Florida im Bezirk Orange des Staates Neuyork, trat nach erhaltener nothdürftiger Schulbildung in das Bureau eines Advocaten und bildete sich drei Jahre hindurch zum Sachwalter aus. Noch zu jung, um selbstständig prakticiren zu können, ging er auf einige Zeit als Lehrer nach dem Süden in den Staat Georgia. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Auburn im Staate Neuyork als Advocat nieder und erwarb sich bald einen bedeutenden Namen in Vertheidigung von Verbrechern und in Führung verwickelter Patentprocesse. In der Politik schloß er sich eng an John Q. Adams an. Er wurde 1830 in den Staatssenat gewählt, wo er der Führer der Opposition gegen Jackson und van Buren war und die erst einige Jahre später unter diesem Namen auftretende Whigpartei mit ins Leben rief, als deren bedeutendstes Mitglied er fortan galt. S. war 1838—42 Gouverneur des Staates Neuyork, worauf er sich wieder in das Privatleben zurückzog. Erst 1849 trat er aufs neue in die Oeffentlichkeit und ließ sich in den Vereinigten-Staatensenat wählen, welcher Körperschaft er bis zum 4. März 1861 angehörte. Am 5. März 1861 wurde er als Staatssecretär (Minister des Auswärtigen) in Präsident Lincoln's Cabinet berufen. S.'s polit. Thätigkeit hat auf die Geschichte der Vereinigten Staaten einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Was S. in der Zeit seiner Opposition gegen die herrschende Politik auszeichnete, war nicht allein sein unausgesetzter Kampf gegen die Sklaverei, sondern vor allem der weite und tiefe Blick, der nicht am Einzelnen haftete, sondern vom höhern philos. Standpunkte aus die Politik angriff und namentlich die Sklavereifrage in den Gang der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Landes einreihte. Er wagte dem auf den Buchstaben der Constitution pochenden Uebermuthe der Sklavenhalter gegenüber zuerst das wahre Wort auszusprechen, daß es noch ein höheres Gesetz gebe als die Verfassung, und 1858 machte er durch die Definition des zwischen dem Norden und Süden entbrannten Kampfs als eines ununterdrückbaren Conflicts (irrepressible conflict) noch größeres Aufsehen. Als Staatssecretär erkannte er anfangs nicht die Größe der Gefahr und glaubte die Secession ohne Anwendung von Waffengewalt unschädlich machen zu können. Seine ersten Maßregeln waren ungenügend, seine Anerkennung der Aufständischen als Kriegführende (Mai 1861) sogar ein großer polit. Fehler, der sich später empfindlich rächte. Dagegen verrieth seine Behandlung und schließliche Beseitigung der durch die Trent-Affaire geschaffenen Schwierigkeiten eine nicht genug anzuerkennende weise Mäßigung; seine Ablehnung europ. Einmischung war würdevoll und wirksam, sein Auftreten gegen Napoleon III., den er zur Räumung Mexicos zwang, entschieden und über alle Erwartung erfolgreich. Ueberhaupt hatte das Land wesentlich ihm zu verdanken, daß es während des Bürgerkriegs von feindlichen Verwickelungen mit europ. Mächten verschont blieb. An demselben Tage, an welchem Lincoln ermordet wurde, machten die Meuchelmörder ein Attentat auf S., der hierbei an der Kinnlade arg verletzt wurde und infolge dessen wochenlang daniederlag. S. blieb auch unter Johnson's Verwaltung Staatssecretär und zog sich erst 4. März 1869 vom öffentlichen Leben zurück. Er billigte des Präsidenten Reconstructionspolitik und machte sich dadurch bei seinen alten Anhängern sehr unpopulär. In der auswärtigen Politik schloß er 1867 mit Rußland den Kaufvertrag über das Territorium an der Nordwestküste ab.

Bald nach seinem Rücktritt vom polit. Schauplatze unternahm S. eine fast zweijährige Reise um die Welt und starb 10. Oct. 1872 zu Auburn im Staate Neuyork. S. schrieb «Life of John Quincy Adams» (Neuyork 1849); seine Reden, Adressen, officiellen Schriftstücke u. s. w. erschienen gesammelt als «Works of William Henry S.» (4 Bde., Neuyork 1853—62). Seine letzte Reise gab seine Adoptivtochter, Olive Risley S., unter dem Titel «S.'s travels around the world» (Neuyork 1873) heraus. Vgl. Charles Francis Adams, «The life, character and services of William Henry S.» (Neuyork 1873).

Sewastopol oder Sebastopol, Hafenstadt des russ. Gouvernements Taurien, liegt 1950 Kilom. von Petersburg an der Südwestküste der Krim (s. d.), und zwar an dem südl. Gestade einer von Westen gegen Osten in das Land eindringenden Bai, die einen der geräumigsten und sichersten Häfen der Welt bildet. Der Hafen wurde deshalb zum Kriegshafen und zur Station der gesammten russ. Kriegsflotte des Schwarzen Meers gewählt und galt wegen seiner Lage und seiner großartigen Befestigungswerke von der Meeresseite her für uneinnehmbar, fiel aber doch im Orientkriege, nach elfmonatlicher Belagerung, 1855 der Zerstörung und Eroberung durch die Verbündeten anheim. Seitdem darf auf Grund der Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. März 1856 der Hafen nur noch als Handelshafen benutzt werden. S. wurde unter Katharina II. 5. Mai 1784 von Potemkin an der Stelle des Tatarendorfes Achtiar gegründet, blieb jedoch bis 1805 unbedeutend und fast vergessen, seit welcher Zeit Alexander I. die Bauten von neuem mit Nachdruck aufnahm. Die wichtigsten Arbeiten gehören aber unter die Regierungszeit des Zaren Nikolaus; 1826 wurde S. zu einer Festung ersten Rangs erhoben. Von dem Cap Chersones an, der äußersten Südwestspitze der Krim, hat die gegen Osten gerichtete Küste eine Reihe zum Theil tief gegen Süden einschneidender Buchten, zunächst die Dreifache oder Bucht von Fanary mit der Kosaken- und der Kamyschi- oder Schilfbai, die Pestschanaja- oder Sandige Bucht, die Strelitzen- oder Schützenbucht und die Quarantänebucht. Nordöstlich von letzterer springt das Cap und frühere Fort Alexander vor und diesem gegenüber im Norden das Cap und Fort Konstantin, welche beide den 1 Kilom. breiten Eingang zur Rhede oder Bai von S. bilden. Dieselbe ist 8 Kilom. lang, durchschnittlich (ohne die Seitenbecken) 1 Kilom. breit, hat 15—18 Mt. Tiefe und vortrefflichen Untergrund und endet im Osten an der Mündung der Tschernaja (s. d.) bei Inkerman (s. d.). An der Südküste hat die Bai ebenfalls mehrere Buchten, die Artilleriebucht, die südliche oder Linienschiffbucht, die Arsenal- oder Docksbucht und die Kielbucht, alles natürliche Häfen, durch die unmittelbar dahinter aufsteigenden Kalkfelsen vor allen Stürmen gesichert. Alle diese Häfen waren mit großartigen Befestigungen, Magazinen und Werkstätten versehen, welche 1855 total zerstört wurden. Sofort nach dem Pariser Frieden vom 30. März 1856 begann man den Wiederaufbau der zerstörten Stadt nach einem neuen Plane. Die Verbindung mit der Nordseite ward durch eine großartige Kettenbrücke zwischen dem Cap Nikolaus und der Michaelbatterie hergestellt. In der Karabelnaja oder Schiffervorstadt wurden an der Stelle der frühern kleinen Hütten große, symmetrisch gebaute Häuser errichtet. Im J. 1871 zählte S. bereits wieder vier Kirchen und 13,259 E., während vor dem Ausbruch des Orientkriegs die Bevölkerung, mit Einschluß der zahlreichen Marine- und Festungsmannschaften, sich auf 47,474 Individuen belief, darunter nur 4505 weiblichen Geschlechts. Der sich seit 1856 zu entwickeln beginnende Handel wird durch die 1875 eröffnete Eisenbahn nach Lowoso unterstützt, welche S. mit dem russ. Eisenbahnnetz in Verbindung setzt. Die Rhede von S. war den Alten unter dem Namen Ktenûs (d. h. Kammhafen) bekannt. Die Halbinsel zwischen ihr und der Bucht von Balaklawa (s. d.) hieß der Herakleotische Chersonesos oder Cherronesos. Hier wurde im 5. Jahrh. v. Chr. von Heraklea am Pontus aus die Stadt Chersonesos oder Chersonesos-Heraklea (Cherronesos) gegründet, zuerst in unvortheilhafter Stelle südöstlich vom Cap Fanary, auf der schmalen Landzunge zwischen dem offenen Meere und der Kosakenbai, dann aber westlich an der Quarantänebucht. Dies Chersonesos blühte zu einer bedeutenden Handelsstadt auf, hatte 7—8 Kilom. im Umfange, starke Ringmauern, eine Citadelle, eine Wasserleitung und einen Tempel der Artemis (Diana), deren Cultus hier die Verehrung aller andern Götter weit überragte. Die Stadt behauptete bis zur Hälfte des 2. Jahrh. ihre Freiheit, wurde dann dem pontisch-bosporischen Reiche einverleibt und später den Römern tributär. Nach der Theilung des Römischen Reichs wurde sie Hauptstadt einer byzant. Provinz und Sitz eines Erzbischofs. Schon 988 wurde sie durch die Russen unter Wladimir d. Gr., der sich hier, zu Korsun, taufen ließ, vorübergehend erobert. Später sah sie sich durch das genuesische Kaffa (Feodosia) verdunkelt, ward 1363 durch Olgerd von Litauen verheert, im 14. oder 15. Jahrh. von den

Tataren völlig zerstört. Bei der Eroberung der Krim durch die Russen hatte sie noch bedeutende Ruinen aufzuweisen, die aber jetzt fast spurlos verschwunden sind. Das Vorgebirge Parthenium, wohin die Griechen die taurische Artemis und die Iphigenia versetzten, ist nicht, wie man früher meinte, das jetzige Cap Fanary, sondern nach Neumann's Darstellung das Cap Fiolente, im Westen von Balaklawa. Vgl. Polsberw, «De rebus Chersonesitarum et Callatianorum» (Berl. 1838); Köhne, «Beiträge zur Geschichte und Archäologie von Cherroneſus in Taurien» (Petersb. 1849); Neumann, «Die Hellenen im Skythenlande» (Berl. 1855).

Die berühmte Belagerung, welche S. während des Orientkriegs erlitt, gehört zu den merkwürdigſten, welche die Kriegsgeſchichte überhaupt kennt. Nachdem die verbündeten Franzoſen und Engländer 14. Sept. 1854 bei Eupatoria in der Krim gelandet waren, traten ſie den Marſch auf S. an, um dieſen wichtigſten Platz zu erobern und die ruſſ. Flottenabtheilung im dortigen Hafen zu vernichten. Ihren Sieg an der Alma (ſ. d.) benutzten ſie jedoch nicht zu einem raſchen Angriff auf das noch nicht vertheidigungsfähige S., ſondern umgingen daſſelbe, um, geſtützt auf Balaklawa, deſſen Hafen ihnen Zufuhr und Erſatz ſicherte, die Feſtung von der Südſeite anzugreifen. Am 28. Sept. kamen die verbündeten Heere unter Canrobert und Lord Raglan vor S. an. Die Franzoſen beſetzten die Halbinſel des Cherſones; die Engländer nahmen ihr Hauptquartier in Balaklawa, wo auch die engl. Flotte einlief, während die franzöſiſche in der Bucht von Kamieſch ankerte. Die Beſatzung von S. konnte, da die Verbindung nach Norden und Oſten offen blieb, jederzeit durch die ruſſ. Operationsarmee unter Fürſt Menſchikow verſtärkt oder von friſchen Truppen abgelöſt werden. Zwar waren von den Werken der Vertheidigungslinie, welche ſeit der Landung der Verbündeten in Angriff genommen worden, nur acht vollendet, darunter der Thurm auf dem Malakowhügel, der große Redan, beide vor der Schiffervorſtadt, und die iſolirte Maſtbaſtion; aber die Befeſtigungsarbeiten wurden unter der genialen Leitung des Oberſtlieutenant Todleben unermüdlich betrieben. Eine Recognoſcirung 1. Oct. belehrte die verbündeten Feldherren, daß ein gewaltſamer Angriff ohne vorhergehendes Bombardement keinen Erfolg verſpreche, worauf 10. Oct. die erſte Parallele eröffnet und der Batterieban in den folgenden Tagen und Nächten ausgeführt wurde. Am 17. Oct. fand unter Mitwirkung der Flotten ein ziemlich unwirkſames Bombardement ſtatt. In der Nacht zum 24. Oct. begannen die Franzoſen den Bau der zweiten Parallele. Fürſt Menſchikow verſuchte zweimal, S. zu entſetzen (25. Oct. bei Balaklawa, 5. Nov. bei Inkſerman), jedoch ohne Erfolg. Die Belagerungsarbeiten, durch den Felsgrund erſchwert, ſchritten nur langſam vor. Anfang Nov. 1854 begann der Bau der dritten Parallele und der Breſchbatterien. Regenwetter und der eintretende Winter hinderten die Arbeiten und brachten den Truppen unſägliche Leiden. Dagegen verſtärkten und vermehrten die Ruſſen ihre Werke in einer doppelten, oft dreifachen Vertheidigungslinie, zu deren Armirung die Flotte reichlich Geſchützmaterial zur Verfügung ſtellte. General Oſten-Sacken wurde Commandant von S. und führte eine active Vertheidigung durch nächtliche Ausfälle. Im Jan. 1855 mußten die Arbeiten der wechſelnden Temperatur wegen eine Zeit lang völlig eingeſtellt werden. Der franz. General Niel, der Ende Januar in beſonderer Miſſion eintraf, überzeugte endlich die Feldherren, daß der Angriff nicht, wie bisher, auf die eigentliche Stadt, ſondern auf die Schiffervorſtadt, welche das Arſenal und alle Marineetabliſſements enthalte, zu richten und dadurch allein die ruſſ. Flotte zu vernichten ſei.

Der Schlüſſel der neuen Angriffsfront war die Baſtion Malakow und der vorliegende Grüne Hügel. Doch beſtanden die verbündeten Feldherren darauf, daß gleichzeitig die Belagerungsarbeiten gegen den großen Redan, die Maſt- und Centralbaſtion fortgeſetzt würden, wodurch der Angriff eine frontale Ausdehnung von 7—8 Kilom. gewann. Mitte Febr. 1855 begannen die Arbeiten auf der neuen Front und Mitte März ſchritten die Belagerer hier mit der dritten, auf der alten Angriffsfront mit einer vierten Parallele vor. Ein bedeutender Ausfall in der Nacht zum 24. März, der ſtärkſte während der ganzen Belagerung, konnte dies Vorſchreiten nicht hindern. Die Armee der Verbündeten war durch neue Verſtärkungen auf 110,000 Mann geſtiegen. Auch die ruſſ. Streitmacht war anſehnlich gewachſen und Fürſt Gortſchakow kurz vor dem Tode des Kaiſers Nikolaus zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Am 9. April begann das allgemeine Bombardement auf der ganzen Linie, das 14 Tage lang dauerte. Unterdeſſen ſtarb der franz. Chef des Genieweſens, und Niel trat an ſeine Stelle. Auch nach dieſem in der Kriegsgeſchichte faſt beiſpielloſen Bombardement konnte der Sturm noch nicht unternommen werden. Der franz. General Canrobert reichte Mitte Mai ſeine Entlaſſung ein, und Péliſſier übernahm den Oberbefehl der Armee, welche abermals eine neue Organiſation erhielt. Am 7. Juni 1855 erſtürmten die Franzoſen (Bosquet), unterſtützt von einer engl. und türk.

Division, die sog. Weißen Werke (zwei vorgeschobene Redouten) und den Grünen Hügel mit seiner Redoute. Gegen den Malakow wurde die fünfte Parallele eröffnet und 18. Juni ein großartig angelegter Sturm auf denselben unternommen, welcher jedoch nach dreistündigem heftigen Kampfe auf allen Punkten abgeschlagen ward. Doch rückten die Angriffsarbeiten langsam, aber sicher vor; die Batterien der sechsten Parallele konnten Anfang August armirt werden, und S. war nun in äußerster Gefahr. Fürst Gortschakow ließ daher 12. Aug. den Bau einer Floßbrücke über die Rhede beginnen, um die belagerte Südseite der Festung mit der freien Nordseite zu verbinden und der Garnison die nöthige Verstärkung oder den Rückzug zu sichern. Am 16. Aug. unternahm er noch einen letzten Entsatzversuch, der jedoch zu einer Niederlage an der Tschernaja führte. Schon 17. Aug. begann das Feuer aus der sechsten Parallele und wurde auf der ganzen rechten Angriffsfront fortgesetzt; aus neuangelegten Halbparallelen vorgehend, wurde die siebente auf nur 40 Schritt von den russ. Bastionen eröffnet. Ebenso nahe hatten sich die Franzosen auf der alten Angriffsfront herangearbeitet, und der Sturm sollte nun 5. Sept. von allen Batterien vorbereitet werden. In Erwartung desselben verstärkte Fürst Gortschakow die Besatzung auf 71,000 Mann, und Todleben ließ hinter der vordern Vertheidigungslinie starke Abschnitte bauen. Am 5. Sept. begannen die Batterien das Feuer, welches drei Tage dauerte und die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte. Um 12 Uhr am 8. Sept. begann der Sturm, und nach einem dreistündigen furchtbaren Kampfe wurde der Malakow genommen und behauptet, während auf den andern Punkten ein kritischer Moment eintrat und der engl. Angriff total abgeschlagen ward. Der Verlust des Malakow, des Schlüssels von S., bewog aber den Fürsten Gortschakow zum Rückzuge; in der Nacht wurde die Südseite geräumt, die Brücke abgetragen, die Befestigung an der Seeseite mit ihren Bastionen und Batterien 9. Sept. gesprengt und ein Theil der Schiffe auf der Rhede versenkt; 11. Sept. sanken zuletzt die Dampfer, nachdem die Verbündeten am 10. in S. eingerückt waren. Der Sturm hatte auf jeder Seite 10,000 Mann gekostet. Die Nordseite von S. war noch unbezwungen und wurde zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtet; doch ließ es der unerwartet abgeschlossene Friede hier zu keinem Kampfe mehr kommen. Das Kriegsmaterial, das die Verbündeten in S. vorfanden, war kolossal. Der franz. General Bazaine wurde Commandant der Stadt und Pélissier erhielt den Marschallsstab mit dem Titel eines Herzogs von Malakow. Vgl. Niel, «Siége de Sébastopol» (Par. 1858); Weigelt, «Die Belagerungen S.s» (Berl. 1861); Todleben, «Die Vertheidigung von S.» (deutsch, 4 Bde., Petersb. u. Berl. 1864—72).

Sewerien, ehemaliges blühendes Fürstenthum im Süden des heutigen Rußland, bildete zur Blütezeit des poln. Staats einen Theil der Ukraine, kam dann mit den übrigen Provinzen der Ukraine 1667 an Rußland und wurde 1782 in eine russ. Statthalterschaft mit Namen Nowgorod Sewersky umgewandelt, die mit den Statthalterschaften Kiew und Tschernigow unter einen besondern Generalgouverneur gestellt war und einen eigenen griech. Bischof erhielt, 1802 aber dem Gouvernement Tschernigow einverleibt. Der alte Herrschersitz Nowgorod-Sjewersk, im 11. Jahrh. erbaut, zählte unter poln. Herrschaft 10—20,000 E. Die jetzige an der Desna gelegene Kreisstadt hat 14 Kirchen, ein Gymnasium, eine Kreisschule, eine Rabbinerschule und (1871) 6405 E., die Handel mit Leinöl, Hanf und Holzwaaren treiben.

Sextant (lat.) ist in allgemeiner Bedeutung der sechste Theil eines Kreises oder ein Sector von 60 Graden. Gewöhnlich aber versteht man darunter einen Spiegelsextanten, d. h. ein kleines, besonders zur See unentbehrliches Instrument, welches dazu dient, die Winkel zweier Gegenstände in jeder Richtung und selbst dann zu messen, wenn der Beobachter sich, wie dieses auf Schiffen der Fall, auf keinem festen Standpunkte befindet. Es besteht aus einem Kreissector (gewöhnlich von etwas mehr als 60 Graden oder dem sechsten Theil eines Kreises, wovon das Instrument auch den Namen hat), um dessen Mittelpunkt sich eine Alhidade (bewegliches Lineal) dreht, welche an dem einen Ende einen Spiegel trägt, der senkrecht auf der Ebene des Kreises steht und durch den Mittelpunkt desselben geht. Ein anderer ebener und viel kleinerer Spiegel ist gleichfalls auf der Ebene des Kreises senkrecht und zugleich so auf dem S. selbst befestigt, daß er mit dem großen Spiegel parallel steht, wenn die Alhidade auf den Nullpunkt der Theilung zeigt. Die obere Hälfte dieses kleinen Spiegels ist durchbrochen, d. h. nicht mit Amalgam belegt, sodaß der Strahl von dem einen der beiden Gegenstände, den man beobachten will, durch den durchbrochenen Theil des kleinen Spiegels unmittelbar in das Auge des Beobachters oder in das gewöhnlich dabei angebrachte kleine Fernrohr (das für nahe irdische Gegenstände eine bloße Röhre ohne Gläser ist) gelangt. Dann wird, nachdem man die Ebene des S. in die durch beide Gegenstände gehende Ebene gebracht hat, die Alhidade, welche den großen

Spiegel trägt, so lange um den Mittelpunkt des S. gedreht, bis die Strahlen des zweiten Gegenstandes auf den großen Spiegel fallen, von welchem sie nach dem kleinen Spiegel und von diesem endlich ebenfalls in das Auge des Beobachters zurückgeworfen werden. Während dieser Drehung der Alhidade aber muß das ohne Reflexion durch den unbelegten Theil des kleinen Spiegels gesehene Bild des ersten Gegenstandes immer nahe in der Mitte des Fernrohrs erhalten werden. Wenn sich nun beide Bilder im Fernrohre genau decken, so ist der Winkel, welchen beide Spiegel miteinander machen, oder der Bogen, welchen die Alhidade durchlaufen hat, gleich der Hälfte des gesuchten Winkels, den beide Gegenstände im Auge des Beobachters machen. Der Umfang des S. ist aber immer schon so eingetheilt, daß jeder halbe Grad des Kreises als ein ganzer bezeichnet ist (also nicht in 60, sondern in 120 Grade, die nun wieder gewöhnlich in je 6 Theile von 10 Minuten getheilt sind, während ein angebrachter Nonius oder Vernier Theile von 10—30 Secunden noch zu messen gestattet), sodaß der unmittelbar abgelesene Bogen auch sogleich den gesuchten Winkel gibt. Will man aber die Höhe eines Gegenstandes, z. B. eines Thurms oder der Sonne, messen, so muß man zu Lande, wo der Horizont nicht genau begrenzt ist, sich eines künstlichen Horizonts bedienen, der aus einem horizontal gelegten Glasspiegel oder auch aus einer Wasser-, Oel-, Weingeist- oder Quecksilberfläche besteht. Man betrachtet das in diesem Horizonte sich spiegelnde Bild als den zweiten Gegenstand und verfährt ebenso, wie bereits erwähnt. Auf diese Weise erhält man, weil in dem künstlichen Horizonte das Bild ebenso tief unter dem Horizonte sich darstellt, als sich der Gegenstand über demselben befindet, unmittelbar den doppelten Höhenwinkel des Gegenstandes.

Auf dem Meere benutzt man den sichtbaren Horizont und bringt die Gestirne, deren Höhe man messen will, mit dem Meereshorizont in Berührung. Bei Beobachtungen der Sonne schützt man das Auge durch gefärbte Gläser vor deren allzu starkem Glanze. Der Halbmesser des S. beträgt zwischen 10 und 30 Ctmt. Noch kleinere heißen **Dosensextanten** und werden in der Hand gehalten. Die erste Idee zu diesem vortrefflichen Instrumente, welches das einzige ist, das der Seemann zu diesem Zwecke auf dem schwankenden Schiffe benutzen kann, verdankt man Newton. Doch wird gewöhnlich Hadley, welcher den ersten S. ausführte, für den Erfinder gehalten und das Instrument ihm zu Ehren der Hadley'sche Spiegelsextant genannt. Mayer und Borda haben an diesem Instrumente mehrere Verbesserungen angebracht und statt eines bloßen Kreisausschnittes einen ganzen Kreis, nach demselben Grundsätzen, mit Spiegeln versehen. Dieses so verbesserte Instrument führt den Namen des Mayer-Borda'schen **Spiegelkreises**. In neuerer Zeit wird der kleine Spiegel durch ein Prisma ersetzt und statt des Kreisausschnittes ein ganzer Kreis von 15—25 Ctmt. Durchmesser angewendet. Solche Instrumente, **Reflexionskreise** genannt, wurden (im Preise von 180—300 Mark) von Pistor und Martis (jetzt von deren frühern Gehülfen Th. Wegener) in Berlin in großer Menge verfertigt und sind in der Marine mehrerer Staaten, wegen ihrer größern Bequemlichkeit und ihrer Vortheile gegen den S., bereits eingeführt. Steinheil in München hat beide Spiegel durch Prismen ersetzt und **Prismenkreise** angefertigt. Octanten, welche man der leichtern Handhabung und des billigern Preises wegen herstellte, sind wenig mehr in Gebrauch.

Sextett, ein Tonstück für sechs Vocal- oder Instrumentalstimmen, die einfach besetzt und mehr oder minder obligat sind. Das Instrumentalsextett wird wol auch **Sextuor** genannt. Die formale Einrichtung des S. kommt mit der des Quartetts, Quintetts, Septetts überein.

Sextius, der Name eines röm. Geschlechts, dem Lucius S. angehörte, der, nachdem er mit Gajus Licinius (s. d.) angeblich zehn Jahre hintereinander das Volkstribunat bekleidet hatte, 366 v. Chr. der erste plebejische Consul war. — **Gajus S.** kämpfte als Consul mit Gajus Cassius Longinus 124 und als Proconsul in dem südl. Transalpinischen Gallien, dessen Eroberung die Römer damals begonnen hatten, mit Glück gegen die ligurischen Salluvier. Bei den warmen Quellen, wo er diese besiegte, gründete er 122 v. Chr. eine Stadt, nach ihm Aquae Sextiae, gegenwärtig Aix, genannt.

Sextus Empirikus, Skeptiker zu Ende des 2. Jahrh., wahrscheinlich ein Grieche, lebte zu Alexandrien und Athen und verband vielen Verstand mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit. Den Namen Empirikus, d. h. der Empiriker, erhielt er, weil er als Arzt der empirischen Schule zugerechnet wird, die zu seiner Zeit blühte. In seinen Werken erscheint die skeptische Kunst auf der Höhe, welche sie im Alterthum erreicht hat. Doch besteht sein Verdienst weniger in der eigenthümlichen Entwickelung der Skepsis als vielmehr in der vollständigen Sammlung und klaren Anordnung der Maximen und Schlußweisen, deren sich die frühern Skeptiker gegen den Dogmatismus bedient hatten, wobei er vornehmlich die Schriften des Aenesidemus benutzte.

Die Skepsis setzte er in die Kunst, Erscheinungen und Gedanken einander auf alle mögliche Weise so entgegenzustellen, daß man durch das Gleichgewicht der entgegengesetzten Thatsachen und Gründe zur Zurückhaltung (ἐποχή) des Urtheils über Gegenstände, deren Wesen verborgen ist, und dadurch zu unerschütterlicher Gemüthsruhe (ἀταραξία) in Sachen der Meinung und zum Gleichmuth in Sachen der Nothwendigkeit gelange. Da er mit den von ihm gesammelten Wendungen der Skepsis, die von Spätern Zweifelsgründe genannt wurden, vornehmlich die philos. Systeme bekämpfte, wobei er oft sehr sophistisch verfuhr, so sind seine Schriften für die Kenntniß der griech. Philosophie von großer Wichtigkeit. Wir besitzen von ihm noch zwei Werke in griech. Sprache, wovon das eine («Pyrrhoniae hypotyposes») eine Entwickelung des Pyrrhonismus (s. Pyrrho) überhaupt, das andere («Adversus mathematicos») eine Anwendung der Pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltenden philos. Systeme und andere Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Das letztere besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die erste in sechs Büchern die Unsicherheit der Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie und Musik, die zweite in fünf Büchern die der philos. Wissenschaften (Logik, Physik und Ethik) nachzuweisen sucht. Herausgegeben wurden beide Werke von Fabricius (Lpz. 1718; neue Ausg., 2 Bde., Lpz. 1840), am besten von Bekker (Berl. 1842); eine deutsche Uebersetzung begannen Niethammer und Buhle (Bd. 1, Lemgo 1801). Für die neuere Philosophie haben diese Schriften die Bedeutung, daß sich in ihnen die frühesten Keime zu einer Kritik des Erkenntnißvermögens finden. (S. Skepsis.) Vgl. C. Jourdain, «Sextus Empiricus et la philosophie scolastique» (Par. 1858); Pappenheim, «De Sexti Empirici librorum numero et ordine» (Berl. 1874); derselbe, «Lebensverhältnisse des Sextus Empirikus» (Berl. 1875).

Sexualsystem wird das Linné'sche Pflanzensystem genannt, s. Pflanzen.

Seydelmann (Jak. Crescenz), ein durch seine Sepiazeichnungen bekannter Maler, wurde zu Dresden 25. Juni 1750 geboren und machte seine Studien seit 1772 in Rom. Bei seiner Rückkehr von dort 1782 wurde er Professor der Akademie der Künste zu Dresden. Doch Italien blieb das Ziel seiner Wünsche. Noch neunmal besuchte er dasselbe, zuletzt 1818. Er starb in Dresden 27. März 1829. Seine Zeichnungen, bestehend in vortrefflichen Copien, sind sehr zahlreich und als Sepiazeichnungen Meisterstücke. Eine seiner gelungensten Arbeiten ist die Copie der Nacht des Correggio, welche Morghen in Kupfer gestochen hat. — Auch seine Gattin, Apollonia S., geborene de Forgue, geb. zu Benedig 1767, gest. zu Dresden 1840, erwarb sich als Zeichnerin und Malerin Ruf und führte viele Sepiazeichnungen aus. — Sein ältester Bruder, Franz S., als Componist bekannt, geb. 1748, war ein Schüler Naumann's, dem er 1765 mit Schuster nach Italien folgte, wo er sich auch als Tenorsänger ausbildete. Nach seiner Rückkehr wurde er in Dresden 1772 Kirchen- und Kammercomponist, 1787 Kapellmeister. Er starb 23. Oct. 1806. Unter seinen Opern sind zu erwähnen: «Die schöne Arsene», «Das sächs. Bauermädchen» und «Turco in Italia». Auch componirte er Sonaten u. s. w.

Seydelmann (Karl), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien, begann seine Laufbahn als Schauspieler auf den Bühnen zu Breslau, Gratz und Olmütz; doch wollte es ihm nicht glücken, sich Beifall zu erwerben. Erst in Prag gewann er allgemeinern Ruf. Er war dann in Kassel, in Darmstadt, 1829 in Stuttgart, gab 1831 in Wien, wo er schon entschiedenen Beifall fand, und 1837 in Berlin mit großem Erfolge eine Reihe Gastrollen. Er verließ 1838 Stuttgart, wo sich seine Verhältnisse unangenehm gestaltet hatten, und nahm eine lebenslängliche Anstellung in Berlin an, wo er 17. März 1843 starb. Seine Kunst war die des scharf berechnenden Verstandes, unterstützt durch eine eigenthümliche Gabe, die geistigen Resultate durch äußere Hülfsmittel zur Verwirklichung zu bringen. Bei dem Ueberwiegen des berechnenden Verstandes fehlte ihm die Begeisterung, die den Moment zum Schaffen ergreift. Seine Hauptrollen waren Ludwig IX., Cromwell, Shylock, Ossip, der Advocat Wellenberger in Iffland's «Advocaten», Iffland's «Essighändler», Abbé de l'Epée und Richard Brandon in Rellstab's «Eugen Aram». Rollen, die ihm auch trefflich gelangen, waren die seinern des Schauspiels. Vgl. Rötscher, «S.'s Leben und Wirken» (Berl. 1845).

Seydlitz (Friedr. Wilh. von), preuß. General, geb. zu Kalkar bei Kleve 3. Febr. 1721, zeigte schon als Knabe und als Page in Diensten des Markgrafen von Schwedt durch manches Wagstück den künftigen kühnen Reiter. Nachdem er 1739 bei einem preuß. Kürassierregimente eingetreten, wurde er im ersten Schlesischen Kriege bei Ratibor gefangen, sehr bald aber freigegeben und zum Husarenrittmeister ernannt. In der Schlacht bei Hohenfriedberg nahm er den sächs. General von Schlichting mit eigener Hand gefangen und wurde hierauf zum Major ernannt. Auch in der Schlacht von Sorr zeichnete er sich rühmlich aus. Seine Tüchtigkeit

veranlaßte 1752 seine Erhebung zum Oberstlieutenant. Bald darauf wurde er Commandeur des Dragonerregiments Würtemberg, 1753 des Kürassierregiments von Rochow und 1755 Oberst. In der Schlacht bei Kollin 1757 deckte er durch einen glänzenden Angriff den Rückzug des preuß. Heers, wofür ihn zwei Tage später der König zum Generalmajor beförderte. Am 7. Sept. 1757 führte er ein kühnes Reitergefecht bei Pegau, und bereits 19. Sept. vertrieb er den Marschall Soubise aus Gotha. Vom Könige mit dem Commando über die gesammte Cavalerie beauftragt, feierte er seinen glorreichsten Tag in der Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757, infolge deren der König ihn zum Generallieutenant erhob. Seinen Ruhm erhöhten noch die Schlachten von Zorndorf und Hochkirch. In der Schlacht von Kunersdorf wurde S. verwundet und mußte nach Berlin gebracht werden. Hier heirathete er eine verwittwete Gräfin Hacke und kehrte alsbald zur Armee nach Leipzig zurück. Im J. 1760 nahm er theil an der Vertheidigung Berlins gegen die Russen, wurde 1761 zur Armee des Prinzen Heinrich gesendet und bewährte 1762 in der Schlacht bei Freiberg abermals seine Umsicht in Verwendung der Infanterie wie der Cavalerie in glänzender Weise. Nach dem Frieden übertrug ihm der König die Inspection aller in Schlesien stehenden Cavalerieregimenter und ernannte ihn 1767 zum General der Cavalerie. S. starb 8. Nov. 1773. Sein Grab in dem Garten seines Landgutes Minkowski bei Namslau in Schlesien bezeichnet ein einfaches Denkmal. In Berlin ließ ihm der König auf dem Wilhelmsplatze ein marmornes Denkmal errichten. S. war der ausgezeichnetste Reiterführer seiner Zeit. Vgl. Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (3. Aufl., Lpz. 1872); Kähler, «S. in seiner Bedeutung für die Reiterei» (Berl. 1874).

Seyfried (Ignaz, Ritter von), Componist, geb. zu Wien 15. Aug. 1776, wurde von seinem Vater zum Studium der Rechte angehalten und durfte erst auf Verwendung P. Winter's sich der Musik zuwenden. Schon früh hatte er sich unter Mozart's, später unter Kozeluch's Leitung zu einem tüchtigen Klavierspieler ausgebildet, auch von Albrechtsberger Unterricht in der Composition erhalten. In seinem 21. Jahre, 1797, ward er an Schikaneder's Bühne, dem Theater an der Wien, als Kapellmeister und Componist angestellt, in welchem Amte er große Umsicht und Fruchtbarkeit zeigte. Von seinen Musiken zu Melodramen ist lange Zeit «Die Waise und der Mörder» beliebt gewesen. Im J. 1828 zog er sich in das Privatleben zurück. Er starb 26. Aug. 1841. Seine Werke für Bühne und Kammer sind vergessen, mehrere Compositionen für die Kirche aber bis jetzt in der Praxis erhalten. Als musikalischer Schriftsteller hat S. sich durch Herausgabe der sog. Beethoven'schen Studien bekannt gemacht.

Seymour, eine engl., aus der Normandie stammende Familie, die in der Geschichte zum ersten mal mit Sir John S. auftritt, der zu Anfang des 16. Jahrh. Sheriff von Somerset und Dorset war. Seine Tochter Jane wurde 1536 die dritte Gemahlin Heinrich's VIII., sein ältester Sohn Edward aber Herzog von Somerset (s. d.) und Protector des Reichs. Ein Urenkel desselben war Sir Edward S., ein berühmter Redner und Staatsmann, der als Mitglied des Unterhauses 1667 die Anklage gegen den Lordkanzler Clarendon erhob und durchsetzte. Obwol Tory, nahm er an der Revolution von 1688 theil und starb hochbetagt 1707. Sein ältester Sohn war der Ahnherr der jetzigen Herzoge von Somerset; der zweite, Popham S., erbte die irischen Besitzungen seines Vetters, des Grafen Conway, weshalb er sich S.-Conway nannte. Er fiel 1699 im Duell und wurde von seinem jüngern Bruder Francis S. beerbt, der 1703 den Titel Lord Conway erhielt und 3. Febr. 1732 starb. Dessen zweiter Sohn, Henry S.-Conway, ein ausgezeichneter General und Staatsmann, befehligte 1761 die engl. Truppen in der Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, wurde 1765 Staatssecretär und starb als Feldmarschall 1795; der ältere, Francis S.-Conway, bekleidete ebenfalls mehrere wichtige Staatsämter, wurde 1750 zum Grafen von Hertford, 1793 zum Grafen von Yarmouth und Marquis von Hertford erhoben und starb 14. Juni 1794. — Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis von Hertford, geb. 11. März 1777, war anfangs unter dem Namen eines Grafen von Yarmouth bekannt (bis 1822) und erfreute sich der besondern Gunst Georg's IV. Obwol Herr eines sehr großen Vermögens, verschmähte er doch kein Mittel, sich zu bereichern. Er starb 1. März 1842. — Sein Sohn, Lord Henry S., geb. 18. Jan. 1805, gest. im Aug. 1859 zu Paris, hinterließ sein ansehnliches Vermögen einer Mademoiselle Sophie Cheneau und den pariser und londoner Hospitälern. Letzteres Legat wurde Gegenstand eines langen Processes, der erst 1867 zu Gunsten einer gleichen Theilung der Erbschaftsmasse zwischen den Hospitälern von Paris und London entschieden ward. — Sir George Hamilton S., ausgezeichneter Diplomat, der Sohn Lord George S.'s und Enkel des ersten Marquis von Hertford, wurde 1797 geboren. Er erhielt 1817 eine Stellung als

Attaché bei der brit. Gesandtschaft im Haag und 1819 den Posten eines Protokollisten im auswärtigen Amte, begleitete dann 1822 den Herzog von Wellington auf den Congreß von Verona und ging im Nov. 1823 als Legationssecretär nach Frankfurt, von wo er 1826 nach Stuttgart und 1828 nach Berlin versetzt wurde. Im Sept. 1829 ward er zum Botschaftsrath in Konstantinopel ernannt, wo er sich eine große Kenntniß der orient. Angelegenheiten erwarb. Hierauf fungirte er seit 1831 als Gesandter in Florenz, vom April 1836 an in Brüssel, 1846—51 in Lissabon und seit 1852 in Petersburg, wo er die persönlichen Verhandlungen über die Orientfrage mit dem Kaiser Nikolaus hatte, die nach dem Ausbruche des Krimkriegs durch die engl. Presse veröffentlicht wurden. Infolge der Abreise des russ. Gesandten aus London war er ebenfalls genöthigt, seine Pässe zu fordern; er verließ Petersburg im Febr. 1854. Im Dec. 1855 wurde er zum engl. Gesandten in Wien ernannt, trat aber nach dem Abschlusse des Pariser Friedens 1856 in den Ruhestand und lebte seitdem als Privatmann in London.

Seymour (Horatio), hervorragender amerik. Politiker, geb. 1811 in der Grafschaft Onondaga des Staates Neuyork, studirte Jurisprudenz und prakticiren dann als Advocat in Utica. Nachdem er seit 1842 Mitglied der Staatslegislative gewesen war, wurde er 1852 und 1862 abermals als Candidat der demokratischen Partei zum Gouverneur des Staates Neuyork gewählt. S. offenbarte in dieser einflußreichen Stellung während des Secessionskriegs wiederholt seine Sympathien für die südl. Conföderation durch Wort, Schrift und That. Seine Handlungsweise während der Juliunruhen in Neuyork 1863 war eine äußerst zweideutige. Die Gefangennahme des Rebellenfreundes Clement L. Vallandigham von Ohio durch die Unionsgewalt bezeichnete er in einem öffentlichen Briefe vom 16. Mai 1863 als einen Act, der «Unehre auf die Vereinigten Staaten bringe». Im Aug. 1864 präsidirte S. der Nationalconvention, welche die demokratische Partei zu Chicago abhielt und auf welcher der General McClellan zum Candidaten für die Präsidentschaft gegen Abraham Lincoln ernannt wurde. S. erwarb sich dann durch seine große Rednergabe und sonstige hervorragende Eigenschaften so sehr das Vertrauen der demokratischen Partei, daß ihn dieselbe in der Nationalconvention, welche im Juli 1868 zu Neuyork stattfand, gegen Ulysses Sidney Grant zum Präsidentschaftscandidaten ernannte. Bei der im Nov. 1868 stattfindenden allgemeinen Wahl unterlag zwar S., doch erhielt er von den abgegebenen 5,716,082 Stimmen die starke Minorität von 2,703,249 Stimmen. Seitdem zog er sich allmählich von der öffentlichen Politik zurück.

Sforza, eine berühmte ital. Familie, die im 15. und 16. Jahrh. eine große Rolle spielte und dem Herzogthum Mailand sechs Regenten gab. Der Stifter derselben war der Sohn eines Landmanns aus Cotignola in Romagna, Muzio Attendolo, der von dem Grafen Alberigo von Barbiano, dem eigentlichen Stifter des ital. Condottierenwesens, den Namen Sforza, d. i. Erzwinger, erhielt. In der Jugend von der Feldarbeit zum Waffenhandwerk übergegangen, zeichnete er sich bald durch Gewandtheit und Kühnheit in den Kriegen im Kirchenstaat, in Toscana und namentlich in Neapel aus, wurde zum Haupt einer der tüchtigsten Condottierenschulen und fand als Großconnétable von Neapel 1424 während der Belagerung von Aquila im Flusse Pescara den Tod. — Seinem ebenso tapfern Sohne, Francesco S., geb. 1401, hinterließ er zugleich mit den ihm ergebenen Scharen die Macht, sich allen Staaten furchtbar oder werth zu machen. So geschah es, daß Francesco, nachdem er viele Jahre bald Mailand, bald Venedig und Florenz gedient und der berühmteste Kriegsmann in Italien geworden, Bianca Maria Visconti, die natürliche Tochter des Herzogs Filippo Maria von Mailand, des letzten dieses Hauses, heirathete und nach dessen 1447 erfolgtem Tode durch List und Gewalt die Herrschaft über Mailand errang, welche er 15 Jahre lang, 1450—65, mit Kraft und Klugheit, tüchtig als Feldherr wie als Staatsmann zum Heil des Landes geführt hat. — Francesco's Sohn, Galeazzo Maria S., ein roher Wüstling, wurde 1476 infolge einer Adelsverschwörung ermordet. — Ihm folgte sein unmündiger Sohn, Giovanni Galeazzo S., der von seinem Oheim, Lodovico il Moro, verdrängt und wahrscheinlich vergiftet ward. Um sich auf dem usurpirten Throne zu halten, veranlaßte Lodovico, schlau, aber dennoch sich verrechnend in seinen Planen, den Zug Karl's VIII. von Frankreich gegen Neapel, und führte so, indem er durch Hereinziehung mächtiger Fremden das nationale Staatensystem Italiens auf Jahrhunderte vernichtete, das Unglück des Landes wie das seines eigenen Geschlechts herbei. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich und wurde deshalb von Ludwig XII. 1499 vertrieben. Zwar kehrte er noch in demselben Jahre mit Hülfe von Schweizern zurück; allein Ludwig zog nochmals gegen ihn zu Felde. Lodovico, von seinen Schweizersöldnern 1500 ausgeliefert, starb 1510 als Gefangener zu Loches in Touraine. — Sein Sohn, Massimiliano S., gelangte

zwar 1512 zur Regierung, mußte aber dem König Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land gegen ein Jahrgeld abtreten. Als jedoch Franz I. von Kaiser Karl V. aus Italien verdrängt war, belehnte der Kaiser Lodovico's jüngern Sohn, Francesco II., der 1521 nachgefolgt war, 1529 mit dem Herzogthum. Dieser starb 24. Oct. 1535. Karl V. gab 1540 das Herzogthum als erledigtes Reichslehn seinem Sohne, dem nachmaligen König Philipp II. von Spanien. — Es gibt mehrere Nebenlinien des Hauses S. Von Francesco's I. Bruder, Bosio S., stammen die Grafen von Santa-Fiora in Toscana, Erben des uralten Hauses der Aldobrandeschi und der röm. Cesarini, welche als Herzoge S.-Cesarini noch in Rom blühen. Vgl. Litta, «Famiglie celebri italiane» (Mail. 1819—52) und die mailänd. Historiker, wie Ratti, «Della Famiglia S.» (2 Bde., Rom 1794).

Sgraffito (vom ital. sgraffiare, kratzen) ist eine zuerst im Laufe des 16. Jahrh. in Italien aufgekommene Art decorativer Ausschmückung des Aeußern von Bauwerken, welche wegen der Leichtigkeit und Billigkeit der Ausführung sowie wegen ihrer größern Haltbarkeit im Freien, vielfach der Malerei vorgezogen wird. Sie wurde in alter Zeit in Italien und Deutschland häufig geübt. Reste derselben sind in beiden Ländern noch erhalten; doch wurden sie nicht beachtet. Neuerdings brachte Semper das S. am dresdener (1869 abgebrannten) Theater und am Polytechnikum zu Zürich zuerst wieder in Anwendung. Gegenwärtig erfreut diese Decorationsweise sich wieder großer Beliebtheit und ist in Berlin, Wien, Stuttgart und andern Orten mit vielem Glück angewendet worden. Die Technik des S. besteht darin, daß man die zu decorirende Wand mit einem dunkeln Putz überzieht und auf demselben einen ganz dünnen, hellen Putz aufträgt. In letztern wird die beabsichtigte Zeichnung mit einem spitzen Eisen hineingekratzt, sodaß der dunkle Untergrund sichtbar wird. Man hat dann also eine dunkle Zeichnung auf hellem Grunde. Doch kann man auch umgekehrt eine weiße Zeichnung auf dunklem Grunde herstellen, auch mehrere und andere Farben anwenden. Vgl. Lange und Bühlmann, «Die Anwendung des S. für Façadendecoration» (Münch. 1867).

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, erster Graf von), engl. Staatsmann unter Karl II., geb. 22. Juli 1621 in der Grafschaft Dorset, stammte von seiten der Mutter aus dem Hause Ashley und war der Sohn des Sir John Cooper auf Rockbourne. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich in Lincoln's-Inn zu London den Rechtswissenschaften. Bereits 1640 trat er ins Unterhaus und gelangte bald durch seine Talente zu großem Einfluß. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs bot er sich der Hofpartei als Vermittler an, die ihn aber zurückwies. Er ging deshalb zur Parlamentspartei über und errichtete ein Truppencorps, an dessen Spitze er mehrere glückliche Schläge führte. Nach Auflösung des Langen Parlaments erzürnte er den Protector durch seine Opposition, wurde aber doch in das neue Haus gewählt. Als er nach Cromwell's Tode die Neigung der Nation für Herstellung des Throns gewahrte, zog er die Presbyterianer an sich und machte sich zur Seele der Reaction, während Monk (s. d.) das Werkzeug wurde. Karl II. überhäufte ihn mit Gunst, ernannte ihn zum Lordlieutenant in Dorset und 1661 zum Pair mit dem Titel Lord Ashley. Dennoch versammelte er im Oberhause die Widerstandspartei um sich, widersetzte sich der berüchtigten Uniformitätsacte von 1662 und sprach gegen den Verkauf von Dünkirchen und den Krieg mit Holland. Sein unruhiger Charakter und Mangel an Vermögen trieben ihn wieder der Regierung zu. Karl II. ernannte ihn 1669 zum ersten Lord des Schatzes in dem berüchtigten Ministerium Cabal (s. d.), das in Verbindung mit Ludwig XIV. von Frankreich in England den Katholicismus und den absoluten Thron herstellen sollte. Im April 1672 erhielt er die Würde eines Grafen von S. und im November das Amt eines Lordkanzlers. Als er jedoch zur Einsicht gelangte, daß der Plan nicht durchzuführen sei, und daß der König leicht seine Rathgeber dem Parlamente opfern könnte, deckte er im März 1673 die Intrigue im Oberhause auf und ging offen zur Volkspartei über; zugleich beförderte er die Einführung der Testacte. Nachdem er im Nov. 1673 seines Amtes enthoben worden, trat er kühn an die Spitze der Opposition. Seine Behauptung, daß die Prorogation des Parlaments vom Nov. 1675 bis zum November des folgenden Jahres eigentlich eine Auflösung desselben sei, erregte den Zorn des Hofs und zog ihm eine 13monatliche Gefangenschaft im Tower zu. Nach seiner Befreiung bekämpfte er die Doctrin vom leidenden Gehorsam, benutzte das papistische Complot von 1678 aus, betrieb die Thronausschließung des kath. Herzogs von York und stürzte endlich das Ministerium des Grafen von Danby. Gegen den Rath der Hofleute wurde er im März 1679 zum Präsidenten des Staatsraths ernannt. Um so kühner betrieb er die Ausschließung York's und brachte 1679 auch die Habeas-Corpus-Acte (s. d.) zu Stande. Nach der Rückkehr des Herzogs von York

aus Schottland erhielt S. seine Entlassung aus dem Staatsrath. Wohl begreifend, daß er gegen den Herzog entweder siegen oder unterliegen müsse, verfügte er sich im Febr. 1680 mit zwölf andern vor das Gericht der Kings-Bench und klagte ihn als widerspenstigen Papisten an. Nachdem die Ausschließungsbill 21. Oct. verworfen worden, verband er sich mit dem Herzog von Monmouth und andern, um sich im Falle des Todes Karl's II. der Thronbesteigung York's mit den Waffen zu widersetzen. Dieser Umtriebe wegen ließ ihn der Hof im Juli 1681 in den Tower werfen und im November des Hochverraths anklagen. Jedoch sprach ihn die Jury frei, worauf er mit Monmouth, Russell, Algernon Sidney u. a. die sog. Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot) unternahm. Da er sich jedoch für gefährdet hielt, floh er noch 1682 nach Amsterdam, wo er 2. Jan. 1683 starb. S.'s «Memoirs» gab zuerst Martyn heraus (Lond. 1837), dann Christie (Lond. 1860); seine Biographie schrieb der Letztgenannte (2 Bde., Lond. 1871—72).

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von), der Enkel des Vorigen, bekannt als philos. Schriftsteller, geb. zu London 26. Febr. 1671. Sein Großvater ließ ihn von einer gelehrten Frau unterrichten, welche abwechselnd lateinisch und griechisch mit ihm sprechen mußte, bis er 1683 auf die Schule zu Winchester kam. Nachdem er 1686—89 den Continent bereist, lebte er noch fünf Jahre literarischen Beschäftigungen und trat dann ins Parlament. Er bewies sich hier als eifriger Freund der Freiheit und des gemeinen Besten. Doch verließ er wegen geschwächter Gesundheit die parlamentarische Laufbahn und reiste 1698 nach Holland, wo er ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, Leclerc und andern Gelehrten verlebte. Nach seiner Zurückkunft wurde er beim Tode seines Vaters Graf von S. und trat 1700 in das Oberhaus. Hier unterstützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm mit Eifer. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, und ging wieder nach Holland. Als franz. Fanatiker eine Gärung in England erregt hatten und man gegen die Urheber derselben gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, rieth er durch seine «Letter concerning enthusiasm» (Lond. 1708) zur Milde. Er ging 1711 nach Italien, wo er zu Neapel im Febr. 1713 starb. Seine Werke erschienen als «Characteristics of men, manners, opinions and times» (3 Bde., Lond. 1713; neueste Ausg., besorgt von Hatsch, 3 Bde., 1773; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1776). Auch ließ er zwei Bände seiner Briefe über philos. und theol. Gegenstände erscheinen (1716 u. 1721). Sein «Inquiry concerning virtue and merit» wurde von Diderot bearbeitet; eine deutsche Uebersetzung seiner «Philos. Werke» besorgten Hölty und Benzler (3 Bde., Lpz. 1776—79). Mehrere seiner Schriften, z. B. «The moralists», gehören zu den Mustern der engl. Prosa. Rücksichtlich seiner philos. Denkart war er bemüht, die nachtheiligen Folgen des Empirismus seines Freundes Locke an den Tag zu legen und im Gegensatze zu der Theorie der Selbstsucht, die sich als Moral geberdete, die unmittelbare Schönheit des Guten zum Bewußtsein zu bringen. S. erscheint überall als Vertheidiger der Freiheit und als Anhänger der natürlichen Religion. Seine Schriften bezeichnen allerdings mehr den liebenswürdigen Menschen als den tiefen Denker. Vgl. Spicker, «Die Philosophie des Grafen von S.» (Freib. i. Br. 1872); Gizycki, «Die Philosophie S.'s» (Lpz. 1876).

Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, siebenter Graf von), ein Nachkomme des Vorigen, bekannt als Philanthrop und Haupt der evang. Kirchenpartei in England, wurde geb. 28. April 1801 als der Sohn Cropley Ashley-Cooper's, sechsten Grafen von S., bis zu dessen Tode (2. Juni 1851) er den Namen Lord Ashley führte. Zu Oxford erzogen, trat er 1826 als Parlamentsmitglied für Woodstock ins Unterhaus und unterstützte die Ministerien Liverpool und Canning. Unter Wellington wurde er Mitglied des Indischen Raths (Board of control) und 1834—35 ward er Lord der Admiralität. Später übernahm er die Leitung der Zehnstundenbill (Abkürzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden), deren Durchsetzung er fortan zum Hauptziele seiner parlamentarischen Wirksamkeit machte. Im Oberhause setzte er seit 1851 die Verfechtung der Interessen des Protestantismus fort, namentlich bei Gelegenheit der Religionsverfolgungen in Toscana. Im öffentlichen Leben hat S. stets große Unabhängigkeit gezeigt. Sein Bestreben war vor allem auf die Verbesserung der socialen Lage und des sittlichen Charakters der untern Klassen gerichtet, wozu er durch Errichtung von Arbeiterwohnungen, die Gründung der «Zerlumpten Schulen» (Ragged schools) und die Beförderung sanitätspolizeilicher Reformen beitrug. Sein Einfluß bei der evang. Partei der engl. Kirche ist sehr bedeutend, und der Puseyismus hat keinen entschiedenern Widersacher als ihn. Als Schriftsteller war er namentlich in der «Quarterly Review» über sociale und industrielle Fragen thätig.

Shakers, auch Shaking-Quakers genannt, eine um das J. 1747 zu Manchester in England entstandene und seitdem nach Amerika verpflanzte Sekte. Ihre Gründer gehörten

ursprünglich zur Gemeinde der Quäker, mit welchen die S. noch in dem Widerstande gegen die bürgerliche und geistliche Autorität des Staats, in der Weigerung, Kriegsdienste zu thun und Eide zu leisten, in der Verwerfung der Sacramente und in dem Glauben an die unmittelbaren Offenbarungen des Heiligen Geistes übereinstimmen. Ihren spätern Charakter erhielt die Sekte durch Anna Lee, die sich 1770 an die Spitze derselben stellte. Diese Frau war 1736 als die Tochter eines Grobschmieds zu Manchester geboren und hatte sich sehr jung mit einem Handwerksgenossen ihres Vaters verheirathet. Nachdem sie sich den S. angeschlossen, gab sie vor, eine göttliche Mission empfangen zu haben, fand bei ihrer Sekte Glauben und wurde als «Mutter» und Prophetin anerkannt, während sie sich selbst «das Wort» nannte. In England verfolgt, schiffte sie sich 1774 mit einigen Anhängern nach Amerika ein, wo sie die erste Gemeinde oder «Familie» der S. zu Watervliet bei Albany stiftete. Sie hatte sich zwar für unsterblich erklärt, starb aber schon 1784. Es bildeten sich nun neue Gemeinden zu Lebanon in Massachusetts und Enfield in Connecticut, die nach und nach so anwuchsen, daß man 1832 in den Vereinigten Staaten 15 Gemeinden mit 6000 Mitgliedern zählte. Ihre Hauptsatzung ist das Cölibat; Ehen werden unter keinen Umständen erlaubt und die Gesellschaft vermehrt sich nur durch Proselyten. Es herrscht bei den S. vollständige Gütergemeinschaft, und sie zeichnen sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Genügsamkeit vortheilhaft aus. Eine Hauptquelle ihres Reichthums sind ihre Viehheerden, die mit großer Sorgfalt gewartet werden. Ueberhaupt macht in den Dörfern der S. die Reinlichkeit, Ordnung und Ruhe einen günstigen Eindruck, der nur durch das finstere, ascetische Ansehen der Bewohner und die Seltsamkeit ihrer Tracht, die sie aus der Mitte des 18. Jahrh. beibehalten, gestört wird. Ihren Namen haben die S. von den eigenthümlichen Bewegungen, die sie beim Gottesdienst ausführen, und die anfangs weit heftiger waren. Gegenwärtig beschränken sie sich meist auf eine Procession in zwei von den beiden Geschlechtern gebildeten Kreisen, mit einem menuetartigen Tanze endend, der von Händeklatschen und dem taktmäßigen Absingen einer Hymne begleitet wird. Zuweilen wird aber auch der «Todtentanz» aufgeführt, der einen so wilden und gewaltsamen Charakter hat, daß die Tanzenden erschöpft zur Erde fallen. Die Gemeinden werden von Aeltesten verwaltet; die obere Leitung hat gewöhnlich eine Frau, welche durch Visionen dazu berufen wird und als Nachfolgerin der ersten Prophetin Anna gilt. Das Glaubensbekenntniß der S. ist in dem Buche «Testimony of Christ's second appearance» enthalten.

Shakspeare (William), Shakespeare nach der in London zur Zeit des Dichters und später vorherrschenden Schreibung des Namens, Shakspere nach der in Stratford üblichen Schreibung, der größte dramatische Dichter der Engländer und einer der größten Dichtergenien aller Völker und Zeiten, stammt aus einer Familie, welche in Warwickshire, einer Grafschaft des mittlern England, dem Kleinbürger- und Gutspächterstande seit dem 14. Jahrh. angehört hatte. Welches Gewerbe der Vater des Dichters, John S., in Stratford am Avon, in welches Städtchen er ungefähr um 1551 aus dem benachbarten Snitterfield eingewandert war, betrieb, ist ungewiß. Nur so viel scheint sich aus den verschiedenen, voneinander abweichenden und doch theilweise gleichzeitigen Angaben herausstellen, daß er mit dem wechselnden Betriebe städtischer Hantierungen, in denen er nacheinander sein Glück versuchte, andauernd einen landwirthschaftlichen Betrieb verband. Sein Besitzthum in Stratford vermehrte er 1557 durch Verheirathung mit Mary Arden, die, aus einer alten angesehenen Familie in der Nähe stammend, ihrem Gatten Ländereien und auch einiges Geld zubrachte. Von dem Jahre seiner Verheirathung an bekleidete John S. verschiedene Ehrenämter in der städtischen Corporation, deren Höhepunkt er mit dem 1568—69 verwalteten Amte eines Bailiff von Stratford erreichte. Er wurde 1571 zum ersten Alderman erwählt. Auf eine Abnahme der günstigen Verhältnisse, in denen er bis dahin gelebt, etwa seit 1583, scheinen verschiedene Umstände hinzudeuten, ohne daß jedoch eine eigentliche Verarmung jemals eingetreten sein mag. Wenigstens scheint er stets im ungestörten Besitze zweier Häuser in der Henleystreet in Stratford geblieben zu sein, in deren einem, der Tradition zufolge, sein Sohn William im April 1564 das Licht der Welt erblickt hat. Als dessen Geburtstag bezeichnet die Tradition, wahrscheinlich auf die Inschrift des Grabsteins gestützt, den 23. April, den Jahrestag seines Todes. In dem Register der stratforder Pfarrkirche findet sich nur der Tauftag, der 26. April, angegeben. Zwischen dem Vermerk dieses Tauftags und dem folgenden, auf seine Heirath bezüglichen Documente von 1582 ist im Leben unsers Dichters eine Lücke, die sich nur durch Vermuthungen ausfüllen läßt. Wahrscheinlich hat der junge S. die öffentliche Schule, in der jeder stratforder Bürgersohn unentgeltlich Unterricht erhielt, besucht und dort so viel Latein gelernt, als er überhaupt verstand. Zweifelhafter

schon erscheint es, daß der Vater, infolge seiner beschränkten Verhältnisse, den Sohn vor der Zeit aus der Schule genommen, damit derselbe ihm zu Haus bei seinen Geschäften zur Hand gehe. Nur so viel läßt sich mit einiger Sicherheit aus den verschiedenen, sich widersprechenden Notizen entnehmen, daß der junge S., aus der stratforder Schule entlassen, sich zunächst keine selbstständige Existenz begründete, sondern mehrere Jahre lang in dem väterlichen Hause und Geschäfte als Gehülfe und Theilhaber fortlebte. Eine dieser uns aufbewahrten Notizen läßt den jugendlichen S. eine Zeit lang als Schulmeister auf dem Lande fungiren, eine andere läßt ihn Schreiber bei einem Advocaten gewesen sein; letztere stützt sich auf seine genaue Kenntniß technischer, gerichtlicher Ausdrücke. Wahrscheinlicher bleibt immer der provisorische Verbleib des Sohnes im Vaterhause. In diesem Verhältniß scheint auch keine Veränderung eingetreten zu sein durch die Verheirathung des noch minorennen Jünglings im Herbst 1582. Seine Frau, Anna Hathaway, laut Inschrift des Grabsteins acht Jahre älter als er, war die nachgelassene Tochter eines wohlhabenden Landmanns in der Nähe von Stratford. Das älteste Kind dieser Ehe, Susanna, wurde im Mai 1583 in der stratforder Kirche getauft. Später folgte noch ein Zwillingspaar, Hamnet und Judith, getauft ebendaselbst im Febr. 1585.

Bald nach der Geburt dieser Zwillinge muß S. seine Familie in Stratford verlassen und sich nach London begeben haben. Die Veranlassung zu diesem Schritt war schwerlich, wie eine Tradition angibt, die Furcht vor der Strafe eines benachbarten Landedelmanns, in dessen, wie Malone nachweist, gar nicht vorhandenem Park S. gewildbiedt haben soll, sondern, wie Aubrey viel glaubwürdiger berichtet, «eine natürliche Neigung zur Poesie und Schauspielkunst», die er nur in der Hauptstadt in fruchtbringender Weise befriedigen und zur Basis seiner Existenz machen konnte. Wahrscheinlich schloß er sich sogleich in London derjenigen Schauspielertruppe an, als deren Genosse, wenngleich nicht, wie man lange annahm, als Mitbesitzer ihres Theaters, er später immer erscheint: der Truppe, welche unter dem Patronat erst des Grafen Leicester, später des Oberkammerherrn der Königin, 1575 ihr Theater in Blackfriars gebaut oder hergestellt hatte. An diesem Theater muß S. sich als Schauspieler und noch mehr als Schauspieldichter im Verlaufe weniger Jahre zu einer Stellung emporgearbeitet haben, in der er, nach dem Zeugnisse des sterbenden Robert Greene, alle Nebenbuhler auf dem Gebiete des Dramas bereits 1592 überflügelt hatte. Für das Ansehen, welches S. schon damals auch außerhalb seines Berufskreises genoß, sprechen die Widmungen seiner episch-lyrischen Gedichte «Venus and Adonis» (1593) und «Lucrece» (1594) an den Grafen Southampton, einen Gönner der Poesie und des Schauspiels überhaupt und S.'s insbesondere. Gleichzeitig erhellt der Flor seiner Truppe, infolge seiner Mitwirkung und Betheiligung, aus der Erbauung oder doch aus der Uebernahme und Wiederherstellung eines zweiten Theaters, des Globustheaters, das die Gesellschaft schon 1596 als Sommertheater benutzte, während im Winter in Blackfriars gespielt wurde. Den sehr ansehnlichen, wahrscheinlich durch andere glückliche Geldgeschäfte vermehrten Gewinn, welchen S. von dieser Theaterunternehmung bezog, verwandte er 1597 zum Ankaufe eines der größten Häuser in Stratford, sowie in den folgenden Jahren zu weitern Erwerbungen von Grundbesitz in und bei seiner Vaterstadt, die er auch während seiner londoner Wirksamkeit stets als seine Heimat, als sein eigentliches Domicil betrachtet zu haben scheint, wohin er zum Besuche seiner dort ansässig gebliebenen Familie, nach Aubrey's Zeugniß, jährlich einmal gereist ist. Offenbar hegte er schon damals die etwa zehn Jahre später verwirklichte Absicht, sich ganz von London nach Stratford zurückzuziehen und dort in behaglicher Ruhe den Rest seines Lebens zu verbringen. Noch 1598 erklärt Meres, indem er in seinem «Wit's Treasury» eine Reihe damals bekannter S.'scher Dramen anführt, unsern Dichter für den besten Dramatiker unter den Engländern und erwähnt nebenbei mit großem Lobe auch dessen Sonette, die damals nur handschriftlich bei den Freunden circulirten und erst zehn Jahre später ohne Zuthun des Verfassers dem Drucke übergeben wurden. Auch die Erscheinung einer Sammlung von Liebesliedern von verschiedenen Verfassern neben einigen echt S.'schen Gedichten unter dem Titel «The Passionate Pilgrim. By William S.» (1599) zeigt, wie berühmt unser Dichter damals sein mußte, daß ein Verleger sich versucht fühlte, solche Speculation auf das Aushängeschild seines erborgten Namens zu machen. Daß seine Dramen häufig vor der Königin Elisabeth und noch öfter vor König Jakob I. mit vielem Beifall aufgeführt wurden, ist mehrfach bezeugt, selbst wenn die desfallsigen Angaben sich theilweise als unsicher oder gefälscht herausgestellt haben, wie denn die S.'sche Truppe bald nach der engl. Thronbesteigung des letztern Königs als königl. Schauspieler (The King's players) besonders privilegirt wurde. Um dieselbe Zeit (1603) findet sich auch der Name S.'s als Schauspieler zum letzten mal

verzeichnet unter den Darstellern des «Sejanus» von Ben Jonson. Als Schauspieldichter scheint S. aber für seine Bühne noch in seiner Zurückgezogenheit in Stratford thätig geblieben zu sein, wie er denn von dort aus gelegentlich kürzere Besuche in London abstattete. Von S.'s Liebenswürdigkeit und Respectabilität wird uns sowol aus seinem londoner Leben wie aus seinen spätern Tagen in der Heimat, wo er im Genusse eines beträchtlichen Vermögens eine edle Gastfreundschaft übte, mehrfach berichtet. Im März 1616 machte er sein Testament, noch bei vollkommener Gesundheit und Gedächtnißkraft, wie er darin erklärte; indeß verrathen die Schriftzüge der drei eigenhändigen Unterschriften Spuren großer Körperschwäche, und er selbst überlebte die Abfassung seines Testaments nur um wenige Wochen. Von der Natur und dem Verlaufe der Krankheit, die ihn 23. April 1616 wegraffte, ist nichts Authentisches überliefert. Am 25. April wurde er in der Kirche zu Stratford an der Nordseite des Chors begraben. Die Inschrift seines Grabsteins soll er, laut einer sehr zweifelhaften Ueberlieferung, kurz vor seinem Tode selbst verfaßt haben. Ein Denkmal, bestehend in einer steinernen, bemalten Büste des Dichters, wurde ihm zu Ehren an der nördl. Wand des Kirchenchors errichtet, jedenfalls vor 1623, da auf dasselbe in einem Gedichte vor der in diesem Jahre erschienenen Gesammtausgabe seiner dramatischen Werke angespielt wird. Eine Marmorstatue des Dichters wurde 12. Juni 1874 auf dem Leicester-Square in London enthüllt. S.'s Witwe überlebte ihn um sieben Jahre und ist an seiner Seite bestattet. Ebendaselbst hat auch seine ältere Tochter Susanna, 1607 mit einem stratforder Arzt, Dr. Hall, vermählt, ihre Ruhestätte gefunden. Sie starb 1649 und hinterließ eine einzige Tochter, mit deren Ableben (1670) S.'s directe Nachkommenschaft erloschen, da S.'s einziger Sohn Hamnet bereits als zwölfjähriger Knabe und die drei Söhne der jüngern Tochter, Judith, 1616 an den Weinhändler Quiney in Stratford verheirathet, schon vor ihrer 1662 verblichenen Mutter gestorben waren.

S.'s Dramen, in einer theils nach überlieferten Notizen, theils nach Merkmalen des im Verlaufe seiner dramatischen Thätigkeit bedeutsam modificirten Stils und Verses freilich immer nur hypothetisch geordneten chronol. Reihenfolge, sind nach den drei Kategorien der ersten Gesamtausgabe in Folioformat von 1623: I. Comedies: 1) «The two gentlemen of Verona», zuerst gedruckt in der Folio 1623, verfaßt wahrscheinlich vor 1591, erwähnt von Meres 1598, gegründet theilweise auf den span. Schäferroman «Diana», von Montemayor, in Yonge's engl. Uebersetzung; 2) «The comedy of errors», zuerst gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um 1591, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf das lat. Lustspiel des Plautus «Menaechmi»; 3) «Love's labour's lost», einzeln gedruckt in Kleinquartformat 1598, geschrieben um 1591, erwähnt von Meres 1598; 4) «The taming of the shrew», zuerst gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um 1594, gegründet auf ein älteres Drama: «Taming of a shrew», von unbekanntem Verfasser; 5) «The merchant of Venice», gedruckt in Quart 1600, geschrieben vor 1596, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf die ital. Novellensammlung «Pecorone» des Giovanni Fiorentino und auf eine Anekdote in den «Gesta Romanorum»; 6) «Midsummernight's dream», gedruckt in Quart 1600, geschrieben nach 1594, erwähnt von Meres 1598, theilweise gegründet auf Chaucer's «Canterbury tales» und «Legend of Tisbe of Babilon», sowie auf ein Volksbuch: «Robin Good-Fellow»; 7) «All's well that ends well», gedruckt in der Folio 1623, wahrscheinlich erwähnt von Meres 1598 unter dem Namen «Love's labour's won», kurz vorher geschrieben, gegründet auf eine Novelle des Boccaccio in Painter's «Palace of pleasure»; 8) «Much ado about nothing», gedruckt in Quart 1600, geschrieben nach 1598, gegründet theilweise auf eine Novelle des Bandello; 9) «The merry wives of Windsor», gedruckt unvollständig in Quart 1602, vollständig in der Folio 1623, geschrieben nach «King Henry IV.», theilweise gegründet auf eine ital. Novelle in engl. Bearbeitung, in Tarlton's «News out of purgatorie»; 10) «Twelfth-Night, or what you will», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor Febr. 1602, gegründet auf eine ital. Novelle des Bandello, in engl. Bearbeitung in «Riche, his farewell to militarie profession»; 11) «As you like it», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um 1600, gegründet auf eine Novelle von Thomas Lodge; 12) «Measure for measure», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben 1604, gegründet auf ein älteres Drama von Whetstone: «Promos and Cassandra»; 13) «The winter's tale», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor dem Mai 1611, gegründet auf eine Novelle von Robert Greene; 14) «The tempest», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor Nov. 1611, theilweise gegründet auf mehrere, 1609 und 1610 erschienene Reiseberichte.

II. Histories: 1) «King Henry VI. First part», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor 1592, gegründet auf Holinshed's Chronik; 2) «King Henry VI. Second part», unvoll-

ständig gedruckt in Quart 1594 als «First part of the contention betwixt the two famous houses of York and Lancaster», vollständig in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed; 3) «King Henry VI. Third part», unvollständig gedruckt in Quart 1595, als «The true tragedy of Richard, Duke of York», vollständig in der Folio 1623, gegründet auf Holinshed; 4) «King Richard III.», gedruckt in Quart 1597, geschrieben im Anschluß an die drei vorhergehenden Dramen um 1594, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinshed und Thomas Moore; 5) «King John», gedruckt in der Folio 1623, erwähnt von Meres 1598, geschrieben um 1596, gegründet auf ein älteres Drama von unbekanntem Verfasser; 6) «King Richard II.», gedruckt in Quart 1597, geschrieben kurz vorher, erwähnt von Meres 1598, gegründet auf Holinshed; 7) «King Henry IV. First part», gedruckt in Quart 1598, geschrieben im Anschluß an das vorige Drama, erwähnt von Meres, gegründet auf Holinshed und ein älteres Drama von unbekanntem Verfasser, das auch den beiden folgenden Historien zu Grunde lag; 8) «King Henry IV. Second part», gedruckt in Quart 1600, geschrieben vor 1599, gegründet auf Holinshed und das ältere Drama; 9) «King Henry V.», unvollständig gedruckt in Quart 1600, vollständig in der Folio 1623, geschrieben im Sommer 1599, gegründet auf Holinshed und das ältere Drama; 10) «King Henry VIII.», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben 1613, gegründet auf Holinshed, Cavendish und Fox.

III. Tragedies: 1) «Titus Andronicus», gedruckt 1600, geschrieben um 1589, erwähnt von Meres 1598; 2) «Romeo and Juliet», unvollständig gedruckt 1597 in Quart, vollständig 1599, erwähnt von Meres 1598, geschrieben um 1591, gegründet auf ein Epos von A. Brooke und eine Novelle von Bandello in Painter's «Palace of pleasure»; 3) «Hamlet», unvollständig gedruckt 1603, vollständig 1604 in Quart, geschrieben 1602, gegründet auf ein älteres, verloren gegangenes Drama und auf eine aus dem Französischen ins Englische übersetzte Novelle; 4) «Othello», gedruckt in Quart 1622, geschrieben vor Nov. 1604, gegründet auf eine ital. Novelle von Giraldi Cinthio; 5) «Julius Caesar», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vor 1604, gegründet auf Plutarch in der Uebersetzung von North; 6) «King Lear», gedruckt in Quart 1608, geschrieben 1604 oder 1605, gegründet auf Holinshed, auf ein älteres Drama, auf Sidney's «Arcadia» und auf Harsnet's «Discovery of popish impostors»; 7) «Macbeth», gedruckt in Folio 1623, geschrieben nach 1603, vor 1610, gegründet auf Holinshed und auf R. Scot's «Discoverie of witchcraft»; 8) «Timon of Athens», gedruckt in der Folio 1623, S.'s Antheil an diesem Drama von unbekanntem Verfasser, wahrscheinlich jedoch von G. Wilkins, gehört jedenfalls der reifsten Zeit unsers Dichters an; 9) «Anthony and Cleopatra», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben vielleicht vor Mai 1608, gegründet auf Plutarch in North's Uebersetzung; 10) «Coriolanus», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben um dieselbe Zeit mit dem vorigen Drama, gegründet auf North's Plutarch; 11) «Troilus and Cressida», gedruckt in Quart 1609, geschrieben kurz vorher, gegründet auf Chaucer's «Troilus and Creseide», auf Lydgate's und auf Caxton's «Trojanische Sagen» und auf Chapman's «Homer»; 12) «Cymbeline», gedruckt in der Folio 1623, geschrieben 1610—11, gegründet auf Holinshed und auf eine Novelle des Boccaccio. Zu diesen 36 Dramen in der ersten Folio tritt dann noch als das 37., mit dessen doppelter Autorschaft es sich wie mit der des «Timon of Athens» verhalten mag: «Pericles, prince of Tyre», gedruckt in Quart 1609, aber erst aufgenommen in die dritte Folio 1664, nebst sechs andern Dramen, die schon zu Lebzeiten unsers Dichters in Einzelausgaben mit seinem fälschlich auf das Titelblatt gesetzten Namen erschienen und als entschieden unshakspearisch mit Recht von den beiden ersten Folioausgaben ausgeschlossen blieben. Endlich ist noch ein Gedicht: «A lover's complaint», zu erwähnen, das, 1609 mit den «Sonnets» zusammen gedruckt erschienen, unzweifelhaft von unserm Dichter herrührt, ohne daß sich bisher eine Notiz zu dessen chronol. Bestimmung hätte entdecken lassen.

S.'s Stellung in der Literatur ist erst seit etwa hundert Jahren von universaler Bedeutung. Während seines Lebens beschränkte sich sein Einfluß auf die engl. Bühne, deren Blüte bald nach seinem Tode in den religiösen und polit. Stürmen des 17. Jahrh. unterging. Sehr wenig ist über sein Verhältniß zu den Zeitgenossen bekannt, aber das Wenige deutet auf eine außerordentliche Popularität. Schon seine Jugendstücke erregten Aufsehen und stellten alle seine Vorgänger in Schatten. Um 1592 wirft sein Neider Robert Greene in einem Pamphlet ihm vor, daß er sich einbilde, «der alleinige Bühnenerschütterer (shake-scene) Englands» zu sein und die ältern Poeten um ihren Ruhm bringe. Franz Meres, in seinem «Wits Treasury» (1598), nennt ihn den «Honigzüngigen» und vergleicht ihn mit Ovid, Seneca und Plautus, nach damaligen Begriffen ein auserlesenes Compliment. Aehnliche begeisterte Urtheile jener Zeit ließen sich noch

mehrere anführen. Es ist schon erwähnt worden, daß er durch Theatereinnahmen und glückliche Speculationen rasch wohlhabend wurde, und daß die Buchhändler seinen Namen misbrauchten, um ihren Verlagsartikeln Absatz zu verschaffen. Die Ansicht, daß er ungewürdigt ins Grab gesunken sei, ist unhaltbar. Aber allerdings geriethen seine Werke während der Bürgerkriege halbwegs in Vergessenheit; Milton nennt seinen Namen noch mit Verehrung, aber die Masse des Volks verlor unter der Herrschaft der Puritaner den Sinn für die heitere Kunst, und als die Stuarts den Thron wieder bestiegen, war der Adel Englands der heimischen Muse entfremdet. Die Franzosen und ihre Nachahmer beherrschten Büchermarkt und Theater, in der ganzen zweiten Hälfte des 17. Jahrh. erschienen nur zwei Ausgaben, die dritte und die vierte in Folio, von S.'s Dramen. Der Theaterdichter Rowe erwarb sich (1709) das Verdienst, zuerst wieder das größere Publikum auf S. hinzuweisen, indem er ihm eine lesbare, kritisch verbesserte Ausgabe darbot. Von diesem Zeitpunkte an begann S.'s Einfluß auf immer weitere Kreise; eine Reihe gelehrter und oft geistvoller Männer (Pope, Theobald, Steevens, Johnson) bemühte sich, den Text zu reinigen und ihn durch Commentare zu erläutern; endlich brachte Garrick die hauptsächlichsten Stücke: «Hamlet», «Lear», «Macbeth» u. s. w., wieder auf die Bühne und feierte in ihnen seine höchsten Triumphe. Von dieser Zeit an wurden S.'s Werke wieder ein Gemeingut der Nation; 1763 fand man es schon möglich, ihm in Stratford am Avon eine Jubelfeier zu veranstalten. Auch auf den Continent drang die Kunde von dem großen Briten; Voltaire, der in London einigen Aufführungen S.'scher Stücke beigewohnt hatte, erzählte seinen Landsleuten von den Wundern dieses «betrunkenen Genies», und in Deutschland erregten zopfige Bearbeitungen in Alexandrinern schon vor Wieland und Lessing erhebliches Aufsehen. Die Anerkennung war aber weit entfernt, eine unbedingte zu sein. Die erstaunliche Genialität und Schöpferkraft, welche in diesen gleichsam neuentdeckten Dichtungen sich offenbarte, erzwang sich Bewunderung inmitten eines Geschlechts, welches von dem Geschmacke, der Naivetät des 16. Jahrh. nichts mehr wußte und den Maßstab seiner eigenen Bildung als einen absoluten ansah. Es war daher durchaus natürlich, daß man lange Zeit hindurch die Größe des Dichters nur unter entschiedenem Protest gegen seine vermeintliche Rohheit und Formlosigkeit anerkannte und nur dasjenige an ihm gelten ließ, was mit den angelernten Geschmacksregeln der Römer und der Franzosen einigermaßen im Einklang zu stehen schien. Die Nacktheit in der Darstellung der Leidenschaften, die freie Wahl der Bilder aus allen Lebensgebieten, der Mangel an akademischem Anstande, die Vermischung des Tragischen und des Komischen, die Verletzung der Einheiten, alles dies betrachtete man als Zeichen einer Barbarei, welcher es leider an der Kenntniß correcter Muster gefehlt habe. In dem Tone solcher mitleidiger Ueberlegenheit sind fast alle ästhetischen Urtheile gehalten, welche in England während des 18. Jahrh. über S. gefällt wurden, und selbst Garrick hielt es für erforderlich, die Stücke, welche er auf die Bühne brachte, durch starkes Beschneiden nicht nur, sondern durch völlige Abänderung allzu erschütternder Katastrophen dem verzärtelten Geschmacke anzupassen. Allmählich wuchsen aber neue Generationen heran, welche schon in der Jugend mit unverwöhntem Auge die Werke S.'s in ihrer unverstümmelten Gestalt lasen und welche ohne Voreingenommenheit dem gewaltigen Eindrucke sich hingaben. Diesen ging in S. eine ganz neue Welt der Poesie auf, die ihresgleichen weder bei den Alten noch bei den Neuern hatte und für welche alle Gesetze und Maßstäbe der Schule unbrauchbar erschienen. Dies zuerst deutlich erkannt und siegreich nachgewiesen zu haben, ist Lessing's Verdienst, dessen Ansicht Goethe und A. W. Schlegel nachdrücklich weiter ausführten und popularisirten. Während Lessing den Beweis führte, daß die Schulregeln, deren Verletzung man S. zum Vorwurfe machte, mit dem Wesen des Dramas nichts zu schaffen hätten, und daß der vermeintliche Barbar die höchsten Aufgaben der Kunst zu lösen verstanden habe, folgte Goethe in seinen eigenen Werken dem Impulse, den er von der Lektüre S.'s empfangen hatte, mit einem Erfolge, welcher einer literarischen Revolution gleichzuachten war. Für das europ. Publikum aber gaben vorzüglich Schlegel's elegante und leichtfaßliche Uebertragungen den Anstoß zu einer ganz neuen Beurtheilung und Würdigung S.'s. Zuerst in England, dann auch in Frankreich und Italien machte sich die Umwälzung des Geschmacks bemerklich, theils allerdings in äußerlicher Nachäffung, theils aber und vornehmlich in einer neuen Vertiefung der Poesie, in einer heilsamen Ueberwindung der akademischen Tradition, in gesteigerter Freiheit, Kühnheit, Wahrheit und Energie der dichterischen Behandlung, und diese Wirkungen beschränkten sich nicht allein auf die Bühne, auch nicht auf die erklärten Verehrer S.'s, sondern sie umfaßten allmählich die gesammte schöne Literatur, sie berührten auf das tiefste auch diejenigen, welche sich abwehrend verhielten (Schiller, Byron), und man würde

unschwer den Einfluß des S.-Cultus selbst auf entlegenern Gebieten (Philosophie, bildende Kunst, histor. Stil) nachweisen können.

Im 19. Jahrh. hat die S.-Literatur einen bereits unübersehbaren Umfang angenommen: zahllose Ausgaben, Uebersetzungen in allen gebildeten Sprachen verbreiten seine Werke über die ganze civilisirte Welt; Forschungen, Commentare, Abhandlungen häufen sich massenhaft und bekunden ein noch fortwährend steigendes Interesse an diesen Dichtungen. Deutschland und England wetteifern miteinander sowol in dem philol. Studium als in der ästhetischen Würdigung; in beiden Ländern ist die Bedeutung seiner Dramen als eines nicht mehr zu entbehrenden Elements aller höhern Geistescultur unbestritten. Die im ganzen höchst heilsame und fruchtbare Bewegung, welche von diesem Mittelpunkte ausgeht, ist von einzelnen Verirrungen nicht freigeblieben, die aber einen nachhaltigen Schaden nicht angerichtet haben. Sie bestehen vornehmlich in zwei Richtungen: einmal in einer nicht so sehr übertriebenen als irrigen Verherrlichung des Dichters, zu deren Organ sich eine Zeit lang Tieck und seine Freunde machten; sodann in der Sucht, den Schöpfungen S.'s verborgene lehrhafte Tendenzen anzudeuteln, welche aller wahren Kunst und vollends der S.'schen ihrer Natur nach fremd sein müssen. Die Romantiker, denen im Grunde S.'s strenge Einfalt antipathisch sein mußte, die aber von seiner üppigen Phantasie, seiner vis comica und seiner freien Form bezaubert waren, hätten ihn gern über allen Zusammenhang mit der Welt hinausgehoben in einen mystischen Himmel absoluter Poesie, in welchem nebelhafte Entzückungen die Stelle des künstlerischen Verständnisses vertreten; die philisterhafte Betrachtung dagegen gibt sich nicht zufrieden, ehe sie nicht den Genuß, den die Kunst gewährt, durch den scharfsinnigen Nachweis gerechtfertigt hat, daß der Dichter irgendeinen Satz der Moral oder der Lebensweisheit oder gar irgendeine polit. oder sociale Lehre habe darstellen wollen. Aus dem Aerger über derartige Ueberschwenglichkeiten und Spitzfindigkeiten ist in neuester Zeit eine Reaction gegen den S.-Cultus entstanden, welche sich bemüht, die Bedeutung des Dichters herabzudrücken, und welche im wesentlichen zu dem Standpunkte Samuel Johnson's im 18. Jahrh. zurückkehrt, wenn sie auch in anerkennenden Phrasen freigebiger ist, daß nämlich S. ein bewußtlos producirendes Naturgenie, ein Mann von vielen Gaben, aber ohne Schulung, in Summa der rohe Dichter einer rohen Zeit gewesen sei (Rümelin in den «S.-Studien», Stuttg. 1866, 2. Aufl. 1873, und Benedix in «Die Shakspearomanie», Stuttg. 1873). Die Behauptung, daß S. «Romeo und Julia», «Hamlet», «Othello», «Julius Cäsar» ahnungslos blos zur Ergötzung eines Publikums von Junkern und Matrosen geschrieben habe, bricht bei der oberflächlichsten Lektüre dieser Stücke so rettungslos zusammen wie die andere, daß seine histor. Stücke nichts als dialogisirte Chroniken seien, vor den Gestalten des Bastards, Heinrich Heißsporns, Falstaff's, Richard's III.

Die unbefangene Würdigung S.'s wird vornehmlich dadurch erschwert, daß wir unserm ganzen Bildungsgange nach noch immer geneigt sind, die classischen Kunstformen als die eigentlich mustergültigen anzusehen. Von ihnen ist denn freilich S.'s Art und Weise weit entfernt. Gerade darauf beruht aber großentheils seine moderne Bedeutung, daß er die Probe einer ganz anders gearteten, ganz auf sich selbst stehenden dramatischen Kunst geliefert hat, welche für die Entfaltung eines reichern, buntern Lebens und für die Darstellung aller Tiefen der Menschennatur den Raum gewährt, welchen die antike Bühne und ihre Nachahmerinnen versagten. Von der negativen Seite betrachtet, fand S. die ihm angemessene Kunstform auf der altengl. Bühne vor; ihre Einrichtung und ihre Ueberlieferungen zogen der freiesten Bewegung seiner Phantasie keine andern Schranken als diejenigen, welche Raum, Zeit und Geldmittel ihm nothwendig auferlegten. In allen äußerlichen Dingen, in Bezug auf Stil, Wahl der Mittel, Anstandsregeln u. s. w. hemmten ihn keinerlei conventionelle Gesetze; die Wahl und die Behandlung seiner Stoffe stand ganz in seinem Belieben; niemand verlangte zu seiner Zeit von einem Werke der Phantasie die Beachtung des Costüms und der Localfarben. Von dieser Freiheit hat S. ohne Bedenken vollen Gebrauch gemacht; er hat daher im Aeußerlichen keine Aehnlichkeit weder mit den Alten, noch mit den Spaniern, noch mit den Franzosen, noch selbst mit den Neuern, denen bei allem Streben ins Breite doch immer die Rücksicht auf die Ausstattung der Bühne gewisse knappe Grenzen vorschreibt. Aber das Aeußerliche berührt nicht das Wesen der Kunst, und wenn S. alle wesentlichen Ziele der letztern mit seiner Form erreicht hat, so ist es thöricht, zu sagen, diese Form sei keine Kunstform. Es ist thöricht, anzunehmen, ein ohne Berechnung und Ueberlegung, lediglich mit instinctivem Feuer hingeworfenes Drama von fünf langen Acten sei im Stande, Wirkungen zu erzielen, gegen welche der Eindruck der berühmtesten Tragödien alter und neuer Zeit verblaßt. Ein genaues Studium der S.'schen Stücke führt denn auch zu dem

Resultate, daß der künstlerische Verstand des Dichters in der Anordnung, in dem Aufbau, in der Abänderung des gewöhnlich überlieferten, fast nie von ihm erfundenen Stoffs einen bedeutenden Theil an der Arbeit gehabt hat. Die Einfachheit seiner Bühne muß man freilich stets vor Augen haben, wenn man die Technik seiner Stücke nicht schief beurtheilen will; sie machte vieles leicht und natürlich, was uns schwerfällig und störend vorkommt. Geht man aber vollends von der Technik auf den Inhalt über, so überzeugt man sich bald, daß man keinem rohen Naturdichter, sondern einem Geist von hoher Weisheit und vielseitiger, wenn auch alterthümlich gefärbter Bildung gegenübersteht, der mit ebenso großartigem wie feinem Blicke die Welt und ihre tausendfältigen Beziehungen überschaut. Dieser Dichter nun ist entschlossen, alles, was er vom Menschenleben weiß, durch dramatische Mittel, durch den Dialog und die Geberden der Schauspieler in anschaulichen Bildern darzustellen, und er thut es bis an diejenige Grenze, an welcher die Möglichkeit der Darstellung überhaupt aufhört, wo Uebersicht und Anschauung verloren gehen würden. Das ist das Gesetz seiner Kunstform. Und ohne Zweifel hat diese Freiheit in der Form, welche sich an alle Probleme und an alle Mittel wagt, sofern sie überhaupt möglich sind, einen nicht geringen Theil an dem Einflusse, den S. auf die genialsten modernen Poeten und Künstler ausgeübt hat, und an der Sprengung der scholastischen Fesseln, in denen die Kunstbildung bis zu Lessing's Zeit gefangen lag und zum Theil noch liegt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß die S.'sche Form im einzelnen auch zu vielen misverstandenen Nachahmungen geführt und namentlich in Frankreich ungeheuerliche Schöpfungen angeregt hat.

Der Weite der Form entspricht nun bei S. die Fülle der dichterischen Begabung so vollständig, daß man zweifeln muß, ob diese ohne jene zu ihrem vollen Rechte hätte gelangen können. Die Größe des Inhalts ist natürlich auch das Entscheidende für die literargeschichtliche Stellung des Dichters. Das Hauptmoment, welches S. von allen ältern Dramatikern unterscheidet und über alle spätern erhebt, ist seine Fähigkeit, menschliche Charaktere zugleich in der größten Mannichfaltigkeit und in überzeugendster Lebensfrische so darzustellen, daß sie den Eindruck ganzer und wirklicher Persönlichkeiten machen. Annähernd haben andere in einzelnen Fällen Gleiches erreicht, keiner in solchem Umfange, keiner in solchem Grade. Fast nie treten bei ihm die Affecte und die Leidenschaften als abstracte Motive für sich allein auf, sondern beinahe durchgängig in unlöslicher Verbindung mit einem individuellen Charakter, der dem Leben selbst entlehnt scheint; in dieser Verbindung aber, welche sie uns erst recht verständlich macht und als Aeußerungen unserer eigenen Natur erscheinen läßt, offenbaren sie sich mit der höchsten Bestimmtheit und Energie des Ausdrucks, welche sie als die eigentlichen bewegenden Kräfte der Geschichte und des Lebens uns begreiflich macht. Die menschlichen Affecte in den mannichfaltigen Modificationen, welche die individuellen Charaktere ihnen aufprägen, sind deshalb bei S. beinahe ausschließlich die Träger der Handlung; außerweltliche Einwirkungen und das Spiel des Zufalls verschwinden von der Bühne oder dienen höchstens zu symbolischer Illustration; der Schwerpunkt der Welt wird in den Menschen selbst verlegt, in sein Herz und sein Gewissen, und das Schicksal ist nur noch das Resultat des Charakters. Diese Auffassung des Lebens wird in den S.'schen Stücken nicht lehrhaft gepredigt, sondern an lebendigen Beispielen unbefangen, als könne es nicht anders sein, dargestellt, in den bedeutendern mit einer Meisterschaft, welche etwas Räthselhaftes hat. Beides zusammengenommen, der menschliche Standpunkt des Dichters und die Meisterschaft, mit welcher er ihn veranschaulicht, machen ihn zum Vater und zum größten Repräsentanten des modernen und, wenn man den Ausdruck nicht confessionell verstehen will, des protestantischen Dramas. Von dieser hohen Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes wird die Polemik über das Mehr oder Minder seiner Schwächen und Fehler ihn schwerlich wieder verdrängen. Als solche werden heutzutage die Nichtachtung der sog. Einheiten und die Vermischung des tragischen und des komischen Stils kaum von irgend Urtheilsfähigen mehr angesehen; auch seine Gleichgültigkeit gegen histor. und geogr. Correctheit erregt nicht mehr den Zorn der Gelehrten. Desto lebhafter wird noch immer von manchen Seiten die Derbheit, ja Rohheit seiner Späße, das Ueberwuchern des Witzes, selbst des Wortspiels in seinem Dialog, die oft bizarre und manierirte Ornamentik seiner Verse betont. Manches von diesen Vorwürfen ist nicht abzuweisen, wenngleich es sich aus der allgemeinen Geschmacksrichtung des Zeitalters der Elisabeth leicht erklären läßt; manches beruht lediglich auf der geringern Prüderie des S.'schen Jahrhunderts und keineswegs auf einem Fehler in der Sache selbst. Wie dem auch sein mag, so sind diese Ausstellungen doch jedenfalls von verschwindend geringfügiger Bedeutung neben der Größe der Dichtungen selbst, und es steht ihnen auch im Detail, in der Versbildung, in dem Fortgange des Dialogs, in den Bildern, in den tiefen und geistvollen Sentenzen, in poetischen Natur-

klängen ein überwiegender Reichthum von Schönheiten gegenüber. Die Krone der S.'schen Dichtung bilden seine großen Tragödien und, etwa mit Ausnahme von «Heinrich VI.», seine engl. Königsdramen, von denen zwei (die zwei Theile von «Heinrich IV.») zugleich eine Komödie ersten Rangs in sich schließen. Die Komödien stehen zwar, neben jenen erhabenen Schöpfungen betrachtet, auf einer minder hohen Stufe, aber auch sie sind Denkmale einer üppigen poetischen Kraft, wie sie auf diesem Gebiete nicht zum zweiten mal existirt hat. Die wenigen erzählenden und lyrischen Gedichte S.'s können, obwol reich an überraschenden Schönheiten, doch als epochemachend nicht bezeichnet werden.

Die erste Gesammtausgabe der S.'schen Schauspiele veranstalteten 1623 die Mitglieder des Blackfriars-Theaters Heminge und Condell, und zwar, wie sie in der Vorrede und auf dem Titelblatt behaupten, nach den Originalhandschriften unter dem Titel «Mr. William S.'s Comedies, Histories and Tragedies. Published according to the true Originall Copies». Indeß sind nicht alle Dramen aus den Handschriften, sei es des Dichters oder eines Abschreibers, im Besitz der Schauspielergesellschaft in diesem Foliobande gedruckt, sondern manchen ist die gedruckte Einzelausgabe eines Stücks zu Grunde gelegt, wie solche von der Hälfte der 36 S.'schen Dramen in kleinem Quartformat bereits vor der Folioausgabe von 1623 in verschiedenster Ausstattung in Bezug auf Correctheit und Vollständigkeit erschienen waren. Da die Herausgeber der Folio sich damit begnügt zu haben scheinen, diese Manuscripte und Einzeldrucke zusammenzustellen ohne Rücksicht auf die Chronologie der Dramen, nur nach den drei auf dem Titelblatte angegebenen Kategorien, und nach einer mehr oder minder flüchtigen Durchsicht in die Presse zu schicken, ohne sich um die Correctur der Druckbogen weiter zu kümmern, so erklärt sich daraus die große Verschiedenheit in der Correctheit des Textes der einzelnen Stücke, die jedoch sämmtlich der bessernden Thätigkeit späterer Editionen in größerm oder geringerm Maße bedurft haben. Dieser Aufgabe unterzog sich, nachdem vier Folioausgaben (1623, 1632, 1664 und 1685) den Zustand des Textes nur unwesentlich geändert, eher verschlechtert als verbessert hatten, zuerst Rowe (1709 und 1714), dann Pope (1715), Theobald (1733), Hanmer (1744), Warburton (1747), Samuel Johnson (1765 und 1768), Capell (1768), Johnson und Steevens (1773), Reed (1785), Malone (1790). Durch die drei letztern wurde hauptsächlich die philologisch-kritische Richtung in der Bearbeitung des S. begründet und von Malone der zuerst von Rowe gemachte Versuch einer S.-Biographie zu einem vollständigen «Leben S.'s» erweitert. Die seitdem hinzugekommenen, größtentheils den verschiedenen Ausgaben der S.'schen Werke vorangesetzten biographischen Arbeiten haben ihren vorläufigen Abschluß gefunden in K. Elze's «William S.» (Halle 1876). Im 19. Jahrh. hat die S.-Literatur einen kaum noch übersehbaren Umfang gewonnen. Lowndes im «Bibliographer's Manual» (neue Aufl. von Bohn, Thl. 8, Lond. 1864) verzeichnet nicht weniger als 262 verschiedene Ausgaben der Werke des Dichters. In das erste Viertel des Jahrhunderts gehören außer der Ausgabe von Chalmers (9 Bde., Lond. 1805) noch die Ueberarbeitungen der Johnson-Steeven'schen Ausgabe von Reed (21 Bde., Lond. 1813) und die der Malone'schen von Boswell (21 Bde., Lond. 1821), welche beide eine Fülle kritischen, historischen und literarischen Materials beibrachten (die bekanntesten der sog. Variorum editions). Die Kritik Singer's (8 Bde., Lond. 1826) leidet an Willkürlichkeit. Unter den zahlreichen neuern kritischen Ausgaben werden besonders geschätzt die von Ch. Knight («Pictorial edition», 8 Bde., 1838—43, 1847, 1859, 1864 fg.; auch in verschiedenen andern Ausgaben), Halliwell (4 Bde., 1851—53), Collier (8 Bde., 1841—44; 2. Aufl. 1853; auch in Einem Bande), Hazlitt (4 Bde., 1851; 5 Bde., 1859 u. 1864); ferner aus jüngster Zeit die Ausgaben von Dyce (6 Bde., 1857; 2. Aufl., 9 Bde., 1864—67), dem Amerikaner Grant White (12 Bde., Boston 1857—63; 1865) und von Clark und Wright (9 Bde., Cambr. 1863—66). Neben letztern sind noch zu nennen die von Staunton (3 Bde., 1858—60), Carruther und Chambers (8 Bde., Edinb. 1861—63), Mrs. Cowden Clarke (4 Bde., Lond. 1864), Clark und Wright («Globe edition», 1864), Keightley (6 Bde., Lond. 1866) u. s. w. In jüngster Zeit sind durch eine große Anzahl äußerst billiger Handausgaben die Werke S.'s auch den weitesten Kreisen zugänglich gemacht worden. Eine Prachtausgabe in 16 Foliobänden erschien unter Leitung Halliwell's (Lond. 1852—65). Neuerdings gab Staunton eine sorgfältig photolithographirte Nachbildung der für die Kritik wichtigen ersten Folio von 1623 (Lond. 1864 fg.) heraus. Seit 1861 werden von Ashbee auch photographische Nachbildungen der verschiedenen Quartos besorgt. Neuere Gesammtausgaben von S.'s «Poetischen Werken» besorgten Dyce (1832 u. öfter), Brown (1838), Knight (1842), Valpy (1862) u. a.; eine kritische Ausgabe der «Sonnets» veranstaltete Massey

(1863). An die Textausgaben S.'s reihen sich zahlreiche Schriften über das Leben des Dichters, die damaligen Cultur- und insbesondere Theaterverhältnisse, unter denen besonders die von Halliwell (s. d.) und Collier (s. d.) hervorzuheben sind. Biographien S.'s lieferten außerdem in neuerer Zeit noch Drake (3 Bde., Lond. 1817), Skottowe (1824), Ch. Knight (1842) u. s. w. Lamb, Price, Birch, Coleridge, Halpin, Herand u. a. erörterten S.'s Stil, Geist und Charakter, während W. Hazlitt («Characters of S.'s plays», Lond. 1817 u. öfter) und Miß Jameson («S.'s female characters», Loud. 1833 u. öfter) die zerstreuten Züge der dramatischen Charaktere S.'s in Gesammtbildern zusammenzufassen suchten. In trefflicher Weise wurde die Verskunst S.'s von Walker (Lond. 1854) behandelt. Die 1841 begründete (seit 1853 aufgelöste) S.-Society ließ in 48 Bänden theils Dramen von Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern S.'s, theils auch andere für die Geschichte der dramatischen Kunst wichtige, aber selten gewordene Werke wieder abdrucken. Ihr ist in neuerer Zeit die von Furnivall gegründete New S.-Society gefolgt mit einem noch ausgedehntern Wirkungskreise zur Erforschung der betreffenden Literatur und zur Veröffentlichung der betreffenden Texte. Die von Payne Collier (s. d.) veröffentlichten «Notes and emendations to S.'s plays» (Lond. 1852), welche eine durchgängige Revision des Textes der Dramen S.'s auf Grund von handschriftlichen (aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammenden) Randbemerkungen zur zweiten Folioausgabe enthielten, riefen eine sehr lebhafte Polemik hervor, an welcher sich die namhaftesten Kritiker Englands, Deutschlands (Tycho Mommsen, N. Delius, F. A. Leo) und Amerikas betheiligten, bis zuletzt durch Ingleby («A complete view of the S. controversy», Lond. 1861) zur Evidenz nachgewiesen wurde, daß nicht allein diese angeblichen Emendationen des Textes, sondern auch mehrere andere, von Collier in engl. Archiven und Bibliotheken entdeckte und als interessante Beiträge zur Biographie des großen Dichters veröffentlichte Documente nichts als moderne Fälschungen sind. Nächst den Engländern und den Amerikanern haben sich besonders die Deutschen um die philol.-kritische Feststellung und Erklärung des S.-Textes bemüht, so unter anderm Nikolaus Delius (s. d.) in seinen verschiedenen Ausgaben der «Werke» S.'s (7 Bde., Elberf. 1854—61; 2. Aufl. 1863 fg.; Nachträge, 1865; neue Ausgabe, 1868 fg., revidirt und stereotypirt 1872 u. 1876).

Obgleich ein Theil der Stücke S.'s schon in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. (etwa seit 1603) in Deutschland durch die sog. Englischen Komödianten und «Instrumentisten» in sehr freien deutschen Bearbeitungen aufgeführt wurde, blieb doch der Name des großen Dichters so gut wie unbekannt. Noch 1740 und 1741 nennt Bodmer den Dichter des «Sommernachtstraums» Saspar oder Sasper. Die erste eigentliche Uebersetzung eines S.'schen Stücks verfaßte der preuß. Staatsminister von Bork («Julius Cäsar», Berl. 1741), welche jedoch ebenso wenig wie die Uebertragung eines Ungenannten von «Romeo und Julia» (Bas. 1758) Erfolg hatte. Erst als Lessing (zuerst in der «Theatralischen Bibliothek», 1754 fg., dann in den «Literaturbriefen», 1759, und der «Hamburg. Dramaturgie», 1767) durch seine ästhetisch-kritischen Urtheile dem deutschen Geiste das Verständniß des großen brit. Dichters eröffnet hatte, trat Wieland mit seiner Uebersetzung von 22 Dramen desselben (8 Bde., Zür. 1762—66) hervor, die in der Folge wiederum Eschenburg der seinigen (13 Bde., Zür. 1785—82; neue umgearbeitete Aufl., 12 Bde., 1798—1806) zu Grunde legte. Um jene Zeit brachte auch Schröder Bearbeitungen der Wieland-Eschenburg'schen Texte auf die Bühne. Zum geistigen Eigenthum der deutschen Nation wurde jedoch S. erst erhoben durch August Wilhelm von Schlegel's (s. d.) Uebertragung von 17 der S.'schen Dramen (9 Bde., Berl. 1797—1810), die erste, in welcher mit genialer Gewandtheit nicht nur der S.'sche Gedanke, sondern auch die eigenthümliche Form desselben, der Stil S.'s in allen seinen charakteristischen Wendungen und Metamorphosen nachgebildet war. Fortgesetzt und vollendet wurde die Schlegel'sche Uebersetzung durch Ludwig Tieck in Verbindung mit seiner Tochter Agnes und dem Grafen Wolf von Baudissin (9 Bde., Berl. 1825—34; vgl. Bernays, «Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen S.», Lpz. 1872). Andere Uebertragungen S.'s, wie die von J. H. Voß und dessen Söhnen (1818 fg.), J. Meyer (1824 fg.), Benda (1825 fg.), Jul. Körner (1836), A. Böttger und Döring (1836), Fischer, Ortlepp, A. Keller und Rapp u. s. w., haben die Schlegel'sche nicht erreicht; nur etwa die unvollendet gebliebene von Kaufmann (Bd. 1—4, Berl. 1830—36) kommt ihr einigermaßen nahe. Größere Bedeutung jedoch haben zwei in jüngster Zeit erschienene Uebertragungen, welche, auf Schlegel fußend und mit Hülfe der seitdem wesentlich fortgeschrittenen Textkritik, den Geist und Ton des Originals noch treuer in unsere Sprache verpflanzen: «William S.'s dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister, G. Herwegh,

P. Heyse, Hermann Kurz, A. Wilbrandt. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt» (38 Bdchn., Lpz. 1867—71; 3. Aufl. 1878), und «S.'s dramatische Werke und Sonette in neuen Originalübersetzungen von F. Dingelstedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff» (10 Bde., Hildburgh. 1867—71). Uebertragungen der «Sonette» und anderer Gedichte lieferten Bodenstedt, Gildemeister, Freiligrath, Dambeck, W. Jordan, K. Simrock u. a.

An diese Uebersetzungen schließen sich zahlreiche Schriften an, welche den deutschen Leser mit der Geschichte S.'s und seiner Zeit, mit dem Charakter der ihn umgebenden Dichter, mit den Eigenthümlichkeiten seiner Sprache, mit den Einrichtungen des damaligen Theaters bekannt zu machen und somit das Verständniß des Dichters zu fördern suchen. Dahin gehören Tieck's «Altengl. Theater» (1811) und «Vorschule S.'s» (1823); Franz Horn's «S.'s Schauspiele erläutert» (5 Bde., 1823—31); E. von Bülow's «Altengl. Schaubühne» (1831); Bodenstedt's «S.'s Zeitgenossen und ihre Werke» (4 Bde., Berl. 1858—60), Delius' «Der Mythus von William S.» (Bonn 1851), «Ueber das engl. Theaterwesen zu S.'s Zeit» (Bonn 1853) und «S.-Lexikon» (Bonn 1852); Simrock, Echtermeyer und Henschel, «Quellen des S.» (3 Bde., Berl. 1831—32), in neuer Auflage umgearbeitet von Simrock (2 Bde., Bonn 1870); Cohn, «S. in Germany in the sixteenth and seventeenth century» (Lond. und Berl. 1865) u. s. w. Fast noch zahlreicher sind die deutschen Arbeiten, welche seit Goethe's «S. und kein Ende» theils die S.'schen Dramen überhaupt, theils einzelne Stücke vom ästhetisch-kritischen Standpunkte aus betrachten und erörtern. Außer den Werken der eigentlichen Aesthetiker, unter denen besonders Vischer (s. d.) hervorragt, sind vor allem aus neuerer Zeit zu nennen: Ulrici, «S. dramatische Kunst» (Halle 1839; 3. Aufl., Lpz. 1868); Rötscher, «Cyklus dramatischer Charaktere» (Berl. 1844); Gervinus, «Shakespeare» (4 Thle., Lpz. 1849—50; 4. Aufl., 2 Bde., 1873); Kreyssig, «Vorlesungen über S.» (3 Bde., Berl. 1860; 2. Aufl., 2 Bde., 1873—74); Hebler, «Aufsätze über S.» (Berl. 1865); von Friesen, «S.-Studien» (3 Bde., Wien 1874—76); Rümelin, «S.-Studien» (Stuttg. 1866); Genée, «S., sein Leben und seine Werke» (Hildburgh. 1872) u. s. w. Neuerdings fanden die S.-Studien in Deutschland einen Mittelpunkt in der «Deutschen Shakspeare-Gesellschaft», welche 23. April 1864 am 300jährigen Geburtstage des Dichters von Ulrici, Bodenstedt, Delius, Dingelstedt, Elze, Oechelhäuser und andern namhaften S.-Kennern gegründet wurde und Anfang 1868 180 Mitglieder zählte. Die hauptsächlichsten Zwecke derselben sind: die Gründung einer S.-Bibliothek, die Herausgabe eines der S.-Literatur gewidmeten Jahrbuchs und die Förderung oder auch Veranstaltung sowol kritischer als auch volksthümlicher Ausgaben der Werke des Dichters. Als Zeugen ihrer erfolgreichen Wirksamkeit sind bereits 13 Bände des «Jahrbuch der Deutschen S.-Gesellschaft» (herausg. zunächst von Bodenstedt, später von Elze) erschienen; auch wurde in ihrem Auftrage eine neue, sorgfältig revidirte und theilweise neubearbeitete, mit Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung unter Leitung Ulrici's («S.'s dramatische Werke, nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitung und Noten versehen», 12 Bde., Berl. 1867—71) veranstaltet. Die erste franz. Uebersetzung der Werke S.'s von Letourneur (pseudonym) erschien 1776—82 (20 Bde.) in Paris; eine neue Bearbeitung derselben von Guizot und Pichot (13 Bde., Par. 1821; 5. Aufl., 8 Bde., Par. 1865) enthält auch eine Biographie des Dichters von Guizot. Unter den spätern Uebersetzungen sind die von F. Michel (3 Bde., 1839—40), Laroche (2 Bde., 1839—40 u. öfter) und besonders die von François Victor Hugo (12 Bde., Par. 1859—62) und Montégut (4 Bde., Par. 1867 fg.) zu nennen. Vgl. über die S.-Literatur außer Lowndes die bibliogr. Arbeiten von Halliwell, Thimm (Shakespeareana», Lond. 1866) und Sillig («Die S.-Literatur bis Mitte 1854», Lpz. 1854), sowie für die neueste Zeit die Uebersichten von Cohn im erwähnten «Jahrbuch», endlich die vollständigste, bis 1870 reichende Bibliographie der neuesten S.-Literatur in Allibone's «Critical Dictionary of English literature and British and American authors».

Shanghai, die bedeutendste Handels- und Hafenstadt Chinas, liegt in der Provinz Kiangsou, am linken Ufer des Wusungflusses, 22,25 Kilom. von dessen Mündung in den Yangtse-kiang und am Ausflusse des Hwang-pu in denselben. Die Lage der Stadt in der außerordentlich fruchtbaren und dichtbevölkerten Küstenniederung und ihre Verbindung durch zahllose Flüsse und Kanäle mit fast allen Provinzen des Reichs trugen wesentlich zum raschen Aufschwunge S.s bei. Ihre höchste Blüte erreichte dieselbe 1860—64, nachdem die nahegelegene Stadt Su-tschou im Mai 1860 von den Taipings erobert und verbrannt war,

infolge dessen Hunderttausende von Flüchtlingen aus jener Stadt in S. Sicherheit suchten, namentlich auch in dem den Europäern abgetretenen Stadttheile, den sog. Concessionen. Dieselben bestehen aus der anglo-amerikanischen und der französischen. In der erstern sind auch die Deutschen in S. wohnhaft. In ihr liegen in dem sog. «Bund» dem Quai entlang, auf den Hwang-pu sehend, eine Reihe von monumentalen Bauten, mehrere Paläste in engl. Baustil, die Wohnhäuser der reichen Kaufleute, der Gerichtshof, die Wohnung des Oberrichters, das engl. Consulat, drei engl. Kirchen und, der Häuserreihe gegenüber, an dem Flusse ein öffentlicher Garten. In der franz. Concession sind die Wohnhäuser weniger prächtig, dagegen aber das Consulatgebäude, die Kathedrale und das Gemeindehaus von imponirender Großartigkeit. Unter der Beschirmung der franz. Niederlassung befindet sich das 40 Kilom. von S. entfernte, im 17. Jahrh. gegründete Jesuitenkloster Su-kia-wei. Ganz in der Nähe desselben ist das von Klosterfrauen geleitete Orphelinat und die Erziehungsanstalt für junge Chinesinnen. Außer der genannten Kirche bestehen in S. noch zwei andere französische und vier kleinere nordamerikanische. Die eigentliche chines. Stadt ist mit einer Mauer umgeben, hat enge und schmuzige Straßen, besitzt aber große Waarenlager und zahlreiche Tempel, unter denen der der Himmelskönigin gewidmete der prachtvollste. Die Bevölkerung von S. betrug 1874 in der chines. Stadt und den Vorstädten 125,000 Seelen, in den Concessionen aber 106,200, nämlich 100,000 Chinesen, 3200 Engländer, 1300 Amerikaner, 700 Deutsche, 400 Franzosen und 600 Angehörige anderer europ. Nationen. S. ward 19. Mai 1842 von den Engländern erobert und 26. Aug. desselben Jahres dem Fremdenverkehr übergeben. Die Eröffnung des Freihafens fand 15. Nov. 1843 statt. Von 1853—56 befand sich S. in Händen der Taipings. Der Handel ist außerordentlich umfangreich. Oft liegen 100 europ. und 1000 chines. Fahrzeuge im Hafen. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr bedeutend. Hauptgegenstände der erstern sind Seide und Thee. Vor den letzten Tractaten mit Nordamerika und den europ. Seemächten belief sich die Menge des jährlich in S. eingeschmuggelten Opiums auf 25—30,000 Kisten. Am 30. Juli 1876 wurde die 16 Kilom. lange Eisenbahn von S. nach Wusung, die erste Chinas, eröffnet.

Shannon, der Hauptfluß Irlands und hinsichtlich seiner Länge und Breite sowie der Reize seiner Ufer der erste Fluß des brit. Inselreichs, entspringt in der Provinz Connaught, aus der Quelle Legnashinna in der Grafschaft Cavan, 95 Mt. über dem Meere, und geht dann 16 Kilom. unterhalb in den nur 49 Mt. hoch gelegenen See Allen. Nach seinem Austritt erweitert sich der Fluß auf seinem südwärts gerichteten Laufe, Connaught von Leinster und zuletzt von Munster trennend, zu den durch ihre großartigen Umgebungen berühmten Seen Nee und Derg. Oberhalb Limerick wendet er sich westwärts und breitet sich unterhalb dieser Stadt zu einem gegen 110 Kilom. langen Mündungsbusen aus, dessen Ausgang in den Atlantischen Ocean zwischen Cap Lean oder Loop-Head und Kerry-Head oder Ballyheige 15 Kilom. breit ist. Der S. ist 360 Kilom. lang, gehört 10 Grafschaften an, umfaßt ein Gebiet von 17,470 QKilom. und nimmt rechts den Key oder Boyle, den Suck, Gronnagh in Roscommon und den Fergus in Clare, links den Inny auf der Grenze von Longford und West-Meath, die Brosna und den Birr in King's-County, den Maigh und Askeatan in Limerick, den Caslen in Kerry auf. Die Flut steigt an der Mündung in den Ocean 2,74 bis 4,27, bei Limerick 3,66 bis 6,1 Mt. Der Fluß ist, seitdem die frühern Hindernisse, wie z. B. die Stromschnelle Doonaß zwischen den Castellen Connel und Troy, 5,5 Kilom. oberhalb Limerick, durch Kanäle und Schleusen beseitigt sind, bis zum Allen schiffbar, für Seeschiffe jedoch nur bis Limerick. Der Grand- und der Royalkanal verbinden den S. mit Dublin. Der Fluß mit den Seen ist sehr reich an vortrefflichen Lachsen sowie an Hechten, Forellen, Brassen, Barschen u. s. w.

Shawl (engl. Namensform für das pers. Wort schâl, franz. Châle) heißt das kostbarste, reich und buntfarbig gemusterte wollene Zeug, welches im Oriente verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer dort einheimischen Ziegenart, den Kaschmirziegen, gewonnen. Nur das feine wollige Flaumhaar (Grundhaar) derselben, das von weißer, grauer oder bräunlicher Farbe ist, findet Verwendung. In Kaschmir werden daraus Tücher gearbeitet, von denen die Mongolen und Indier das Stück zuweilen mit 100 Dukaten und darüber bezahlen. In Europa nennt man diese Tücher vorzugsweise Kaschmirshawls oder türkische S., und es kostet hier das Stück oft 3000 Mark und noch mehr. Den türkischen sehr ähnliche S. werden aus Seide, Wolle und Baumwolle auch in Europa, namentlich in Frankreich, England und in Wien gefertigt, sodaß die echten wegen ihres hohen Preises sich immer seltener machen. In Frankreich unterscheidet man eigentliche orientalische S., zu denen tibetanische Ziegenwolle verwendet

wird, pariser S. aus reiner Wolle, lyoner S. aus Seide und Wolle und S. von Nancy aus Wolle und Baumwolle. Das Grundgewebe der S. ist zumeist vierbindiger Köper; die vielfarbigen Muster sind durch Broschiren oder Lanciren hervorgebracht.

Shee (Martin Archer), ausgezeichneter engl. Porträtmaler, geb. um 1780 in Irland, wandte sich früh der Porträtmalerei zu, in welcher er sich einen rühmlichen Namen erwarb. Seine Porträts zeichnen sich durch charakteristische Auffassung und ein angenehmes Colorit aus. Auch einige Genrebilder und histor. Darstellungen hat man von ihm, die jedoch meist aus seiner frühern Zeit herrühren. Außerdem aber schrieb er mancherlei, namentlich didaktisch-poetisches über die Kunst. Nach dem Tode des Sir Thomas Lawrence 1830 wurde er Präsident der Akademie und blieb dies, bis er 1845 in den Ruhestand trat. Er starb 19. Aug. 1850.

Sheerneß, feste Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, südlich an der Mündung des Medway in das Aestuar der Themse, auf der Nordwestspitze der Insel Sheppey 16 Kilom. im Ostnordosten von Chatham (s. d.) gelegen, mit dem sie durch Eisenbahn verbunden ist, besteht aus den starkbefestigten Dockyards mit Seearsenal und den Vorstädten Bluetown und Miletown und zählt (1871) 13,956 E. Die Dockyards nehmen 19 Hekt. ein und sind für jede Art Schiffbau und Ausbesserung geeignet. Ein Bassin von 1,08 Hekt. kann auf einmal 10 Schiffe zur Ausbesserung aufnehmen. Dazu kommen drei Trockendocks, mächtige Vorrathshäuser, Schmieden u. s. w. Vor S. liegt gewöhnlich ein Theil der Flotte vor Anker. Auch ist der Ort durch seine Austernfischerei und als Seebad bekannt. Die Insel Sheppey, durch den jetzt von der Eisenbahnbrücke überspannten Schifffahrtskanal Swale vom Festland getrennt, ist 85,3 QKilom. groß und hat Marschboden. Der Aufenthalt daselbst gilt für ungesund.

Sheffield, Municipalstadt und Parlamentsborough der engl. Grafschaft York (Westriding), Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes zwischen London, Hull, Manchester und Leeds, ein unfreundlicher, finsterer, aber wegen seiner metallurgischen Industrie hochberühmter Ort, liegt im District Hallamshire, 80 Kilom. im Südsüdwesten von York, an der Mündung des Sheaf in den schiffbaren Dow, der eine große Anzahl Werke für Stahl- und Eisenindustrie in Bewegung setzt. Die Stadt ist auf drei Seiten von Hügeln umgeben, enthält mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude, aber nur wenige schöne Wohnhäuser, da die Fabrikherren es vorziehen, in den Vorstädten (Ecclesshall-Bierlow, Brightside-Bierlow, Upper- und Nether-Hallam, Attercliffe u. s. w.) zu wohnen, und zählt (1871) 239,946, Mitte 1877 schon 282,130 E. (gegen 31,314 im J. 1801). S. hat ein Stadthaus, sieben zum Theil schöne Kirchen und 20 Kapellen der Dissenters, eine Synagoge, eine Kornbörse, eine große glasgedeckte Markthalle, eine Halle der Messerschmiede, ein Kranken- und ein Versorgungshaus. An Bildungsanstalten bestehen: eine Lateinschule, ein Seminar der Wesleyaner, eine Volksakademie (Peoples college), eine Zeichenschule, ein Handwerkerinstitut und eine Handwerkerbibliothek, eine Art Polytechnische Schule, ein Athenäum, eine Literarisch-Philosophische Gesellschaft, ein Theater, eine Musikhalle und ein botan. Garten von 7,27 Hekt. Fläche. S. ist der Hauptindustrieort für Metallwaaren aller Art. Die Fabriken liegen zum Theil weit von der Stadt, und den Betrieb derselben erleichtert der Ueberfluß an Eisenerz und Steinkohlen, welchen die Umgegend darbietet. Der Ort war schon im 13. Jahrh. wegen seiner Messer berühmt. Jetzt umfaßt seine Industrie die gesammten Messerschmiedewaaren (cutlery), mit Einschluß von chirurgischen, mathem. und optischen Instrumenten, von Sensen, Sicheln und Sägen, von Handwerksgeräthen jeder Art. Außerdem fabricirt man in Britanniametall, welches hier, wie auch die Silberplattirung, erfunden wurde, plattirte Waaren aller Art, namentlich versilbertes Kupfer (Sheffield plate), Nickelsilber- und Messingwaaren, Knöpfe, Kämme u. s. w. Außer den genannten Metallartikeln liefert die Stadt auch noch Schnupftabak von ausgezeichneter Qualität, Roßhaarpolster mit Springfedern, Teppiche u. s. w. S. ist erst seit der Reformbill von 1832 im Parlament repräsentirt und sendet zwei Abgeordnete in dasselbe. Einst war die Stadt im Besitz der Talbots, Earls von Shrewsbury. In dem früher in der Nähe gelegenen, 1648 auf Parlamentsbeschluß demolirten Schlosse (mit Park) saß Maria Stuart 14 Jahre lang gefangen.

Shelley (Percy Bysshe), engl. Dichter, geb. 4. Aug. 1792 zu Fieldploce in Sussex, ältester Sohn des Baronets Sir Timothy S., bezog im Alter von 16 J., nachdem er wegen Widersetzlichkeit und wegen seiner religiösen Ansichten von der Schule zu Eton weggeschickt worden, die Universität zu Oxford, die ihn im folgenden Jahre ebenfalls relegirte, weil er eine Abhandlung «Defense of Atheism» drucken ließ und den Professoren übersandte, um mit ihnen darüber zu disputiren. Auch sein Vater sagte sich von ihm los, als er im 19. Jahre gegen den Willen seiner Familie eine Ehe schloß, die unglücklich ausfiel und 1814 wieder getrennt werden

mußte. Schon 1810 hatte er sein Gedicht «Queen Mab» geschrieben, das später ohne seine Einwilligung gedruckt wurde und in welchem er atheistische Grundsätze offen an den Tag legte. Uebrigens enthielt dasselbe eine Fülle der schönsten und kräftigsten Stellen. Von einem Ausfluge nach der Schweiz zurückgekehrt, ließ er sich zu Marlow in der Nähe von Windsor nieder und dichtete hier seinen herrlichen «Alastor, or the spirit of solitude». Nach dem Tode seiner ersten Frau (1816) verheirathete er sich mit der Tochter des Schriftstellers Godwin, schrieb in Marlow sein Gedicht «The revolt of Islam» und ging dann, veranlaßt durch einen Urtheilsspruch, der ihm die Erziehung seiner Kinder untersagte, 1818 mit seiner Frau nach Italien, wo er mit Lord Byron zusammentraf. In Rom schrieb er sein Drama «Prometheus unbound». Diesem folgte 1819 ein Trauerspiel «The Cenci», das trotz der herrlichsten Stellen durch seinen Gegenstand abstößt. Mehrere andere Gedichte, «Hellas», «Adonais», «Rosalind and Helen», Uebersetzungen aus Calderon und Goethe's «Faust» erschienen in den nächsten Jahren. Seine Bitterkeit gegen die Welt nahm ab in dem glücklichen häuslichen Kreise, den er um sich versammelt sah, und seine Ansichten begannen sich allmählich zu läutern. Er ertrank auf einer Spazierfahrt auf dem Meere 8. Juli 1822. Vgl. die Biographien S.'s von Medwin (2 Bde., Lond. 1847), Middleton (2 Bde., Lond. 1858), Hogg (2 Bde., Lond. 1858), Denis Florence Mac-Carthy (Lond. 1872) sowie die «S. Memorials» (Lond. 1859; 3. Aufl. 1862). Seine gesammelten Werke sind in vielen Ausgaben erschienen; die vollständigste ist die von Shepherd besorgte (4 Bde., Lond. 1875). Ins Deutsche übersetzte sie Seybt (Lpz. 1844), in Auswahl Pröffel (Braunschw. 1845) und «Die Cenci» Adolphi (Stuttg. 1837). — Mary Wollstonecraft S., die zweite Frau des Vorigen, geb. 1797, machte durch ihren Roman «Frankenstein» (1818), der einen hohen poetischen Geist, ungemeinen Schwung der Phantasie und Kenntniß der menschlichen Seele verräth, großes Aufsehen. Ihm folgten «Valperga» (1823), «The last man», «Lodore» u. a. Ihre Reisen auf dem Continent beschrieb sie in den mit Beifall aufgenommenen «Rambles in Germany and Italy» (2 Bde., Lond. 1844). Sie starb in London 1. Febr. 1851. — Ihr Sohn, Sir Percy Florence S., geb. 1819, erbte 1844 von seinem Großvater den Baronetstitel und die ansehnlichen Güter der Familie.

Shenandoah, Fluß im nordamerik. Staate Ostvirginien, ein bedeutender (rechter) Nebenfluß des Potomac, entsteht aus zwei Quellarmen (forks), die sich bei Fort Royal vereinigen, und ergießt sich 82 Kilom. im Nordwesten von Washington, nach einem Laufe von etwa 330 Kilom., bei dem Dorfe Harpers-Ferry (s. d.) in den Potomac, unmittelbar vor dessen Durchbruch der Blue-Ridge, welcher zu den großartigsten Naturscenerien der Vereinigten Staaten gehört. Der S. ist von Front-Royal an, etwa 160 Kilom. weit, für Barken fahrbar und setzt durch seine außerordentliche Wasserkraft eine große Menge Mühlen, Hammerwerke u. s. w. in Bewegung. Das von den Blue-Ridge im Osten und von der nächsten Hauptkette der Appalachen im Westen begrenzte Shenandoahthal ist das reichste in ganz Virginien und in dem Bürgerkriege der Schauplatz blutiger Gefechte und Schlachten gewesen. Von diesen sind namentlich zu erwähnen die Schlacht bei Groß-Keys 8. Juni 1862, durch welche Frémont die Conföderirten zum Rückzug nach Richmond zwang, deren Niederlage bei Thoroughfare-Gap 28. Aug. 1862 durch Sigel und M'Dowell, der Sieg Breckenridge's über Sigel bei Newmarket 15. Mai 1863, die Niederlage Breckenridge's durch Hunter 5. Juni 1863 bei Piedmont und endlich die erfolgreichen Schlachten des J. 1864, durch welche Sheridan 19. Sept. die Conföderirten bei Winchester, 21. Sept. bei Fishers-Hill, 8. Oct. bei Woodstock und 19. Oct. am Cedarcreek schlug. Am 2. März 1865 drang Sheridan von Petersburg aus nach dem Shenandoahthal über Charlotteville bis Lynchburg vor; es concentrirte sich jetzt der Kampf in Virginien hauptsächlich um Richmond (s. d.).

Sheridan (Philipp Henry), ausgezeichneter amerik. Reitergeneral, geb. 6. März 1831 zu Somerset im Staate Ohio von armen irischen Aeltern, kam durch Vermittelung des Generals Ritchie als Cadet in die Militärakademie zu Westpoint und nach Vollendung seiner Studien als Lieutenant zu einem Cavallerieregiment in Oregon, wo er gegen die Indianer focht und zum Kapitän avancirte. Gegen Ende 1861 wurde er in der Militärverwaltung im Staate Missouri beschäftigt und im Mai 1862 zum activen Dienste in der westl. Armee vor Corinth beordert. S. machte nun unter Buell den Feldzug in Kentucky gegen Bragg mit und nahm als Führer einer Brigade rühmlichen Antheil an der Schlacht von Perryville. Unter Rosecranz befehligte er eine Division und zeichnete sich in der blutigen Schlacht bei Murfreesboro (31. Dec. 1862 und 1. Jan. 1863) aus. In den folgenden Operationen, die mit der Eroberung von Chattanooga endeten, war er einer der thätigsten und glücklichsten Divisionsführer. In der

unglücklichen Schlacht am Chicamauga (19. Sept. 1863) rettete er sein bereits abgeschnittenes Corps durch einen kühnen Flankenmarsch über die Missionary-Ridge. Unter Grant entschied S. in der Schlacht bei Chattanooga (25. Nov.) durch Erstürmung der Missionary-Ridge den Sieg. Als Grant im Frühjahr 1864 als Oberbefehlshaber aller Armeen nach dem Osten ging, übertrug er S. das Commando der Cavalerie (25,000 Mann in vier Divisionen). Rasch erhob dieser die bisher vernachlässigte Bundescavalerie zu einer überlegenen Waffe. Nach der Schlacht in der Wilderneß (5. und 6. Mai 1864) unternahm er seinen kühnen Reiterzug im Rücken von Lee's Armee. Einen zweiten großartigen Reiterzug unternahm S. am 7. Juni vom Pamunkey aus gegen die virginische Centralbahn und gegen Gordonsville im Nordwesten von Richmond. Anfang Aug. 1864 erhielt S. von Grant das Commando der mittlern Militärdepartements mit dem Auftrage, das Shenandoahthal zu erobern, in welchem die conföderirten Generale Early und Longstreet mit einer starken Macht gegen Washington vordrangen. Nach mehrern kleinern Gefechten gewann er 19. und 22. Sept. die zwei glänzenden Siege bei Winchester und Fishers-Hill und vernichtete 19. Oct. die feindliche Shenandoahармee in einer zweiten blutigen Schlacht bei Cedar-Creek. S. wurde für seine Leistungen zum Generalmajor der regulären Armee ernannt. Er säuberte nun gründlich sein Departement von den Resten der feindlichen Armee und vernichtete 2. Febr. 1865 ein zweites, von Early neugesammeltes Corps bei Fishersville. Hierauf von Grant nach Petersburg berufen, drang er über Charlottesville bis an den Lynchburg-Kanal südwestlich von Richmond vor, zerstörte diesen und vereinigte sich 26. wieder mit Grant im Lager vor Petersburg. Hier erhielt er das Commando über das 5. Armeecorps und über die gesammte Cavalerie. Bei den folgenden Operationen vor Petersburg eroberte er 1. April durch die blutige Schlacht bei Five-Forks den Schlüssel der feindlichen Stellung und ermöglichte dadurch Grant's Entscheidungssieg 2. April, der Petersburg in die Hände der Bundesarmee lieferte. Bei der Verfolgung Lee's schnitt er diesem den Rückzug ab und zwang ihn dadurch zur Uebergabe bei Appomatox-Courthouse, welche den Krieg im Osten beendigte. Nach dem Kriege wurde S. zum Commandanten des Transmississippi-Departements ernannt (Louisiana und Texas) und 1867 nach dem westl. Indianergebiete beordert. Er wurde 1869 Generallieutenant und Commandeur der Division des Missouri (Departements Dacotah, Platte, Missouri und Texas) und nahm seitdem sein Hauptquartier in Chicago. Zu Anfang 1875 wurde er auf kurze Zeit nach Neuorleans beordert, um die dortigen von der «Carpetbagger-Regierung» hervorgerufenen Mißhelligkeiten zu unterdrücken, was ihm aber nicht gelang; darauf kehrte er nach Chicago zurück.

Sheridan (Rich. Brinsley), berühmter Lustspieldichter und Parlamentsredner, der dritte Sohn des als Schauspieler und Verfasser eines engl. Wörterbuchs bekannten Thomas S. (gest. 1788), wurde 1751 zu Dublin geboren. Er zeigte in der Jugend und selbst noch auf der Schule zu Harrow, wohin er 1763 kam, nur geringe Fähigkeiten und wendete auch später als Student der Rechte im Middle-Temple nur geringen Fleiß an. Durch seine Heirath mit der beliebten Sängerin Linley, die er niemals wieder die Bühne betreten ließ, sah er sich zu schriftstellerischen Arbeiten genöthigt. Sein erstes Lustspiel «The rivals» (1775) fand auf dem Coventgardentheater wenig Beifall. Im nächsten Jahre brachte er auf die Bühne die Posse «St. Patrick's day» und eine komische Oper «The duenna», welche letztere 75 mal wiederholt wurde, und 1777 abermals zwei Lustspiele, das eine «A trip to Scarborough», ungearbeitet nach Vanbrugh, das andere sein berühmtestes und noch jetzt oft gegebenes Stück «The school for scandal», eins der besten Lustspiele aus neuerer Zeit, ausgezeichnet durch reichen Witz und eine Fülle der komischsten Situationen. Im J. 1780 ins Parlament gewählt, vertauschte S. die dramatische Laufbahn mit der politischen. Er trat zur Oppositionspartei unter Fox, wurde unter dessen Ministerium Unterstaatssecretär und zur Zeit von dessen Verbindung mit Lord North Secretär der Schatzkammer. Als darauf Pitt Minister wurde, war S. wieder eins der beredtesten Mitglieder der Oppositionspartei. Seine glänzendsten Reden hielt er in dem Processe gegen Warren Hastings. Nach Pitt's Tode (1806) wurde er wieder Schatzmeister der Flotte und nach Fox' Tode Obereinnehmer des Herzogthums Cornwall. In der letzten Zeit seines Lebens ergab er sich dem Trunke. Er starb 7. Juli 1816. Seine dramatischen Arbeiten gab Th. Moore (2 Bde., Lond. 1821; Lpz. 1833) und Browne (2 Bde., Lond. 1873) heraus; seine Reden erschienen in fünf Bänden (Lond. 1816; 3 Bde., 1842); eine Gesammtausgabe seiner Dramen, Reden und Erzählungen veranstaltete Stainforth (Lond. 1874), sein Leben beschrieben Th. Moore (2 Bde., Lond. 1825 u. öfter) und Watkins (2 Bde. Lond. 1816 u. öfter). Vgl. noch «S. and his times» (2 Bde., Lond. 1859).

Sheriff (lat. vicecomes, angelsächs. scir-gerefa, entsprechend dem deutschen «Bezirksschultheiß») hieß in England zur angelsächs. Zeit der Vollzugsbeamte und Stellvertreter des Grafen, Ealderman, Earl (s. d.). Seit der normann. Eroberung wurden die Grafenämter nicht mehr besetzt, und seit dieser Zeit erscheint der vicecomes, scir-gerefa, als der königl. Hauptbeamte für die Gerichts-, Polizei- und Rentverwaltung der Grafschaft. In letzterer Eigenschaft hat der S. noch heute vor dem Schatzamt Rechenschaft abzulegen über einige von ihm zu erhebende königl. Gefälle. Seine Geschäfte als Gerichtshalter gingen aber frühzeitig auf die reisenden Richter über und wurden seit der Magna Charta (s. d.) beinahe vollständig von den Reichsgerichten übernommen, sodaß der S. nur noch ein höherer Vollzugsbeamter der Centralgerichtshöfe blieb. Seine Polizeigeschäfte gingen seit der dauernden Einsetzung der Friedensgerichte (s. d.) im J. 1360 auf die Friedensrichter über, neben welchen der S. nur noch eine sehr unbedeutende Polizeigewalt übt. Der S. ist daher in neuerer Zeit hauptsächlich als Executionsdirector der Reichsgerichte thätig, besorgt die Ladungen, die Executionen, stellt die Liste der Geschworenen zusammen und ladet die Geschworenen zu jeder Assisensitzung. Auch diese Geschäfte versieht er nicht in Person, sondern bestellt dafür einen Anwalt, durch dessen Bureau, unter strenger Verantwortlichkeit des S., die laufenden Geschäfte besorgt werden. Geblieben aber ist der hohe Rang des S. als erster Civilbeamter der Grafschaft mit mancherlei Ehrenrepräsentation und bedeutenden Ehrenausgaben. Das Amt in dieser Gestalt wird ohne Gehalt (außer den Sporteln) in der Regel von großen Grundbesitzern verwaltet. Die Ernennung dazu erfolgt alljährlich auf Vorschlag der Assisenrichter durch den König in Person. Zur Uebernahme des Amtes ist jedermann bei hohen Geldstrafen verpflichtet. Für London werden jährlich zwei S. ernannt, der eine für die City von London, der andere für die Grafschaft Middlesex. In den Vereinigten Staaten von Amerika ist der S. der höchste Executivbeamte eines County, von dessen Bürgern er auf bestimmte Zeit gewählt wird.

Sherman (William Tecumseh), ausgezeichneter amerik. General, geb. 8. Febr. 1820 in Lancaster im Staate Ohio, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat im 16. Jahre in die Militärakademie zu Westpoint, die er 1840 als Artillerielieutenant verließ. Als solcher betheiligte er sich (1840—41) am Seminolenkriege in Florida, ward bald darauf als Oberlieutenant in Fort Moultrie bei Charleston stationirt und kam 1846 nach Californien, wo er zunächst als Generaladjutant des 10. Militärdepartements fungirte. Im Mai 1848 wurde er Brevetkapitän, im Sept. 1850 wirklicher Kapitän mit Anstellung beim Commissariat. Drei Jahre darauf verließ er den Dienst und nahm eine Anstellung in einem Bankgeschäft in San-Francisco an, kehrte jedoch bald darauf zum militärischen Berufe zurück, da ihm der Staat Louisiana die Leitung seiner Staats-Militärakademie übertrug. Diese Stelle legte er bei Ausbruch des Secessionskriegs nieder und wurde im Mai 1861 zu Washington zum Oberst des 13. regulären Infanterieregiments ernannt. In der ersten Schlacht am Bull-Run 21. Juli zeichnete er sich an der Spitze einer Brigade durch Tapferkeit und Besonnenheit aus. Darauf zum Brigadegeneral der Freiwilligen ernannt, schickte man ihn nach Kentucky, wo er unter Anderson die zweite Stelle im Commando erhielt. S. übernahm zwar im Oct. 1861 das Obercommando, mußte jedoch dasselbe alsbald wegen Krankheit niederlegen. Anfang März 1862 trat er wieder in activen Dienst und befehligte unter Grant eine Division, mit welcher er sich bei Siloh auszeichnete. Darauf übernahm er im Sommer das Commando von Memphis, das er jedoch schon im Dec. 1862 niederlegte, um an der Belagerung von Vicksburg theilzunehmen. Nach Einnahme der Stadt (4. Juli 1863) verfolgte er Johnson bis Jackson, der Hauptstadt von Mississippi, die er zerstörte. Nach der Niederlage Rosecranz' am Chickamanga ward S. im Oct. 1863 an die Spitze des Departements von Tennessee berufen. Von Memphis aus eilte er zum Entsatz des von Bragg hartbedrängten Chattanooga, trug hier wesentlich zum Siege bei und zwang dann den conföderirten General Longstreet, die Belagerung von Knoxville aufzuheben. Im Febr. 1864 unternahm S. seinen ersten großen Streifzug in das Herz des feindlichen Landes. Von Vicksburg aus zog er quer durch den ganzen Staat Mississippi nach Meridian, dem Knotenpunkte der großen südwestl. Eisenbahnen, zerstörte alle Bahnen und Communicationsmittel und kehrte, obschon vom Feinde umschwärmt, ohne Unfall nach Vicksburg zurück. Als Grant im März 1864 als Oberbefehlshaber nach dem Osten ging, um die Potomac-Armee gegen Richmond zu führen, erhielt S. an seiner Stelle das Commando über das ganze Mississippi-Departement mit der Aufgabe, gleichzeitig von Chattanooga aus gegen das starkbefestigte Atlanta in Georgien, den feindlichen Hauptwaffenplatz im Innern, vorzudringen. Am 5. Mai begann S. den Zug gegen den conföderirten General Johnston. In einer Reihe glänzender Manöver und siegreicher

Schlachten (Dalton, Resaca, Rocky-Faced-Ridge, Altoona, Dallas, Kennesaw und Chattahoochie) drängte er den Feind rückwärts und erschien 10. Juli vor Atlanta. Hier schlug er den conföderirten General Hood in drei blutigen Schlachten, nahm den Platz 1. Sept. ein und trieb den Feind westwärts nach Alabama. Sodann trat S. von Atlanta aus 16. Nov. seinen großen Marsch nach dem Meere an. In vier großen Colonnen durchzog er, von jeder Verbindung mit dem Norden abgeschnitten, verwüstend die reichsten und vom Kriege noch unberührten Gegenden Georgiens und erreichte 13. Dec. die Seeküste in der Nähe von Savannah, in welches er 21. Dec. einzog. Von da brach er 1. Febr. 1865 nordwärts auf, erreichte 11. März Fayetteville, schlug 16. März General Harden bei Averysboro und 19. März General Johnston bei Beatonville. Nachdem er sich 21. März mit Schofield und Jerry vereinigt, drang er gegen Raleigh vor, das er 13. April, nach einem abermaligen Siege über Johnston, einnahm, worauf sich Johnston mit seinen 28,000 Mann 26. April ergab. Nach dem Kriege erhielt S. das Commando über das Militärdepartement des Westens, welches alles Gebiet nördlich von Arkansas zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen umfaßt. Es fiel ihm hiermit die Dämpfung der Indianerunruhen und eine ganz neue, halb militärische, halb administrative Thätigkeit zu. Nach Grant's Erhebung zum Generalissimus erhielt S. den freigewordenen Rang des Generallieutenants. Im J. 1872 nahm er als Höchstcommandirender der Armee sein Hauptquartier in Washington, verlegte es aber 1874 nach St.-Louis. Er veröffentlichte «Memoirs of General S.» (2 Bde., Neuyork 1875).

Shetlandinseln oder Zetlandinseln, eine nordöstlich von Schottland und den Orkneys gelegene Inselgruppe, besteht aus 117 Inseln, von denen nur 30 bewohnt sind, die übrigen, Holms oder Skerries genannt, blos zur Viehweide benutzt werden. Man schätzt die gesammte Fläche auf 1590 QKilom., 1871 mit 31,608 E. Viele Meereseinschnitte, hier Boes geheißen, erstrecken sich bei den meisten Inseln tief ins Land hinein, das im allgemeinen einen düstern, nordischen Charakter trägt. Die S. sind im ganzen nur hügelig; am höchsten, bis zu 450 Mt., erhebt sich der Rooneß oder Rona-Hill. Die im Westen gelegene Insel Foul ist 420 Mt. hoch. Die Küsten zeigen schroffe, dunkelgraue Felsbildungen, in welche das Wasser Höhlungen ausgewaschen hat, die oft merkwürdige Grotten und Felsenbogen bilden. Flüsse fehlen den S. In den gegen Norden geschützten Thälern bieten die Inseln hohen Graswuchs, Haferfelder und Gemüsegärten. Im ganzen zeigen sich jedoch steiniger Boden, sumpfige Ländereien und unfruchtbare, mit Heide und Torfgrund überzogene Hügel. Bäume gedeihen auf den S. gar nicht, und die aus niedrigen Kräutern, Moosen und Flechten bestehende Pflanzenwelt trägt einen alpinen Charakter. Reicher ist das Thierleben entwickelt. Die Hausthiere, Schafe, Rinder und Pferde (Shelties genannt), nehmen hier fast zwerghafte Formen an. Reich vertreten ist die nordische Vogelwelt, namentlich mit Möven, Alken, Sturmvögeln und Tauchern. Vor allem belebt ist aber das Meer mit Robben, Walen, Dorschen, Kabeljaus und namentlich mit Heringen. Das Klima, durch die See gemildert, ist kein sehr rauhes. Der Winter ist weniger durch Schnee und Kälte als durch Düsterheit, Nebel und Regen ausgezeichnet. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 6° R., die des Winters + 3,9° und die des Sommers + 9,5° R. Auf den größern Inseln Mainland (83,6 Kilom. lang), Bressa, Yell und Unst liegen eine Menge vorhistor. Alterthümer zerstreut, die den Celten zugeschrieben werden. Dahin gehören stehende Steine und die merkwürdigen, nur aus zusammengelegten Steinen errichteten «Pictischen Burgen». Die Einwohner sind norweg. Ursprungs und zeigen den skandinav. Charakter, wenn sie auch jetzt einen besondern engl., stark mit Norwegisch versetzten Dialekt reden. Auch viele altskandinav. Sitten, Sagen, Lieder und Feste haben sich erhalten. Haupterwerbszweig der Bewohner ist die Fischerei; Ackerbau wird wenig, dagegen mehr Schafzucht, Kalkfabrikation und Torfgräberei betrieben. Aus der feinen Wolle der kleinen Schafe wissen die Frauen sehr gesuchte Shawls, Strümpfe und Decken zu weben. Lerwick an der Ostseite von Mainland, Hauptstadt und einzige Stadt der S., ist erst zu Anfang des 17. Jahrh. entstanden. Der Ort zählt 3516 E. und besteht aus einer einzigen Straße, an welcher die aus Schiefer erbauten Häuser liegen. In der Nähe befindet sich das unter Cromwell erbaute Fort Charlotte, jetzt Gerichtshaus und Gefängniß. Der Hafen ist gut und sicher. Zu erwähnen ist noch die alte Hauptstadt Scalloway, mit dem jetzt in Ruinen liegenden, um das J. 1000 als Zwingburg erbauten Schlosse des Earl Patrik Stewart. Die S. werden vielfach als die Thule des Pytheas von Massilia angesehen. Sie wurden von Norwegern besiedelt und empfingen das Christenthum zu Ende des 10. Jahrh. durch Siegmund Brestersson und König Olaf Tryggveson. Bis 1196 waren sie mit den Orkneys vereinigt, wurden 1271 zu den Färöer geschlagen und kamen 1474 an Schottland. Jetzt bilden

sie mit den Orkneys zusammen eine Grafschaft. Vgl. Ziegler, «Meine Reisen im Norden» (Lpz. 1860); Cowin, «Shetland» (Edinb. 1874).

Shields ist der Gesammtname von drei benachbarten, an der Mündung des Tyne gelegenen, durch Eisenbahn miteinander verbundenen und den Haupthafenplatz von Newcastle bildenden Städten, nämlich North-S. mit dem unmittelbar an der Flußmündung selbst liegenden Tynemouth in der Grafschaft Northumberland, und South-S., beiden südlich gegenüber gelegen, in der Grafschaft Durham in Nordengland. Die Marktstadt North-S. bildet jetzt mit Tynemouth eine Municipalstadt und Parlamentsborough von (1871) 38,941 E. Sie ist als Seebad viel besucht, hat ein Fort zur Vertheidigung der Einfahrt in den Tyne, ein altes Schloß, das jetzt als Kaserne dient, eine Abteiruine, ein Zuchthaus und einen Verein für Naturgeschichte. Die Stadt besitzt (1873) 578 Schiffe mit 165,316 Tons. South-S., ebenfalls Municipalstadt und Parlamentsborough, zählt 45,336 E., hat in der Mitte auf einem großen offenen Platze eine Stadthalle, die zugleich als Börse und Markthalle dient, 9 Kirchen, 1 Versorgungshaus, Schiffswerfte, sehr bedeutende Glas-, auch Topfwaaren-, Soda- und Alaunfabriken, Brennereien und Seilerbahnen. Das nur 3 Kilom. oberhalb der Stadt am Tyne gelegene Dorf Jarrow oder Yarrow (mit 18,179 E.) hat ebenfalls Schiffswerfte und Docks, Laugensalz- und Segeltuchfabriken, Papiermühlen u. s. w. Der zwischen dem Städtecomplex liegende Hafen faßt 2000 Schiffe, die unter der Kettenbrücke hindurchfahren können. Der Leuchtthurm von Tynemouth gibt nachts Sicherheit gegen die Gefahren, welche eine große Sandbank und mehrere Klippen an der Einfahrt bieten.

Shire (angelsächs. scire, von sciran, d. i. theilen) nennt man in Großbritannien die Districte, in welche das Land politisch eingetheilt ist. Das Wort ist gleichbedeutend mit county, d. i. Grafschaft, und wird den Eigennamen, wie Buckinghamshire, Oxfordshire u. s. w., angehängt. Bei manchen Grafschaften, als Northumberland, Middlesex u. s. w., ist es jedoch nicht gebräuchlich. Der Ursprung der Eintheilung selbst fällt noch in die Zeit der angelsächs. Könige. Die Hauptunterabtheilung des S. ist das Hundert (hundred); auch diese Eintheilung ist, wie das Wort selbst, altgerman. Ursprungs. Die Beamten des S. oder der Provinz sind der Lordlieutenant, welcher die militärische Ordnung handhabt, der Sheriff, der Aufseher des Grafschaftsarchivs oder Custos rotulorum, der Coroner, die Friedensrichter, der Generalsteuereinnehmer, der Untersheriff und der Gehülfe oder Actuar des Friedensrichters (Clerk of peace). Die richterlichen Tribunale des S. sind der Assisenhof, der Grafschaftsgerichtshof, welchem der Sheriff präsidirt, die Hundredgerichtshöfe und die Erb- und Lehngerichte (Courts-leet).

Shirley (James), engl. Schauspieldichter, geb. um 1594 zu London, studirte Theologie zu Oxford, wo ihn der Erzbischof von Canterbury wegen eines Muttermals auf seiner Wange nicht ordiniren wollte. Er ließ sich hierauf in Cambridge ordiniren, wurde Pfarrer in der Nähe von St.-Albans, trat aber zur kath. Kirche über, wodurch er sich genöthigt sah, Schullehrer zu werden. Später ging er nach London, wo er ein fruchtbarer Schauspieldichter wurde. Während der Bürgerkriege griff er zu den Waffen und diente unter dem Herzog von Newcastle. Als er nach London zurückkehrte, fand er die Theater verschlossen und sah sich daher genöthigt, wieder Schullehrer zu werden. Die Restauration scheint seine Verhältnisse auch nicht gebessert zu haben. Bei dem großen Brande in London verbrannte auch sein Haus in Whitefriars. Wahrscheinlich infolge des Schreckens starb er kurze Zeit darauf an demselben Tage (29. Oct. 1666) mit seiner Gattin. Er schrieb 39 Stücke, welche von Gifford (6 Bde., Lond. 1829) und Dyce (6 Bde., Lond. 1833) herausgegeben wurden. Sie charakterisiren sich durch Reinheit der Sprache wie der Gedanken, durch Klarheit, Natürlichkeit und raschen, lebendigen Gang der Begebenheiten. Zu seinen bekanntesten Stücken gehören: «The lady of pleasure», «The admiral of France», «The grateful servant» und «The doubtful heir». Auch eine Sammlung Gedichte gab er 1646 heraus, die sich namentlich durch Zartheit der Empfindung auszeichnen.

Shirting ist der englische, auch in Deutschland übliche Name für die Futter- und Hemdenkattune, welche sonst auch Nessel genannt und aus Baumwollgarnen der Feinheitsnummern 12—60 mäßig dicht (2—4000 Fäden auf 1 Mt. Breite) gewebt werden. Die gröbsten und stärksten Sorten führen in England den Namen stout.

Shoddy oder Shoddy, deutsch Lumpenwolle oder Kunstwolle, wird diejenige Wolle genannt, welche man aus wollenen Lumpen erhält, indem man dieselben durch eine Maschine (Lumpenwolf) zerreißt und zerfasert. In neuerer Zeit ist die Bereitung dieses Materials zu einem hochentwickelten Industriezweig geworden, und man verspinnt dasselbe in Vermengung mit neuer Wolle. Die Kunstwolle besteht aus mehr oder weniger kurzen Härchen und liefert daher

Gewebe von geringerer Haltbarkeit. Die kürzesten (aber meist auch feinsten) Sorten, welche durch Zerfaserung der gewalkten Wollenwaaren entstehen, kommen unter dem Namen Mungo vor.

Shoeburyneß, Dorf in der engl. Grafschaft Essex, 60 Kilom. östlich von London, nördlich von der Themsemündung, 3 Kilom. östlich von dem wegen seiner stark besuchten Seebäder bekannten Dorfe Southend gelegen, als Artillerieschießstätte viel genannt.

Shrapnel (auch Granatkartätsche, franz. obus à balles, engl. shrapnel), nach dem Erfinder, dem engl. Oberst Sir Henry Shrapnel, benannt, ist ein Hohlgeschoß, welches in seinem Innern eine Füllung, aus kleinern Geschossen (in der Regel Bleikugeln vom Kaliber einer Gewehr- oder Pistolenkugel) bestehend, aufnimmt, dessen Hülle durch Vermittelung einer kleinen Sprengladung wie eines Zünders, kurz bevor das S. das Ziel erreicht hat, gesprengt wird und dessen Sprengtheile (die Kugeln der Füllung und die Sprengstücke der Hülle) vom Sprengpunkte ab, mit einer allmählich zunehmenden Ausbreitung, ihre Bahn fortsetzen. Das S. ist somit ein Streugeschoß, welches im Gegensatz zur Kartätsche (s. d.) nicht schon von der Mündung des Geschützrohrs ab, sondern erst in der Nähe des Ziels sich zertheilt und dadurch auf viel größere Entfernungen als die Kartätsche verwendbar wird. Wie die Streugeschosse überhaupt, beruht auch das S. auf dem Grundgedanken, die große zerstörende Kraft, welche einem Artilleriegeschoß innewohnt, gegenüber lebenden Zielen durch Zerlegung des Geschosses in viele kleine, gegen ein lebendes Wesen aber noch hinreichend wirksame Partikeln auszunutzen und mittels des einzelnen Schusses eine größere Frontbreite der feindlichen Truppen unter Feuer zu nehmen. Vor den gewöhnlichen Sprenggeschossen (Granaten) zeichnet sich das S. dadurch aus, daß es eine viel regelmäßigere und dabei beschränktere Ausbreitung als diese hat und bei gleichem Kaliber eine größere Anzahl von Sprengtheilen liefert, von denen der größere Theil eine zur Beschreibung ihrer Einzelbahnen günstigere Form hat. Der von den Sprengtheilen des S. beherrschte Raum wird infolge dessen in viel wirksamerer Weise unter Feuer genommen. Dagegen ist das S. außer Stande, anders als gegen lebende Ziele zu wirken; seine Brauchbarkeit ist daher keine so allgemeine wie diejenige der Granate.

Schon im 16. und 17. Jahrh. hat die Idee des S. in der deutschen Hagelkugel Ausdruck gefunden, deren weitere Ausbildung an der Unvollkommenheit der damaligen technischen Hülfsmittel scheiterte. Der Oberst Shrapnel begann seine Versuche 1803, und nahmen dieselben einen so günstigen Verlauf, daß die S. seitens der engl. Artillerie bereits 1808 in der Schlacht von Vimiera Anwendung fanden. Seit 1816 wurden die Versuche mit S. auch von andern Artillerien, und zwar lange Zeit hindurch unter strengster Geheimhaltung, ins Werk gesetzt und nach und nach mannichfache Verbesserungen sowol in der Construction der Geschosse selber als namentlich in derjenigen der Zünder, welche die wichtigste Grundlage für die Wirksamkeit der S. bilden, herbeigeführt. Die S. waren überhaupt Veranlassung, der Zünderfrage näherzutreten, und die wichtigsten Vervollkommnungen auf diesem Gebiet verdanken dem Bestreben, einen wirksamen Shrapnelschuß zu schaffen, ihre Anregung. Das Bedürfniß eines brauchbaren S. wurde mit der Verbesserung des Infanteriegewehrs und der Ausbildung der zerstreuten Fechtart der Infanterie ein mehr und mehr gebieterisches. Die Präcision und Wirkungsweite des Shrapnelschusses wurde durch die Einführung gezogener Geschütze in hohem Maße gefördert. Während bei den glatten Geschützen die Tragweite der S. nicht über 1200 Mt. hinaus ausgedehnt werden konnte, geht ihr Gebrauch bei Feldgeschützen jetzt bis gegen 2500 Mt. und bei schweren Belagerungsgeschützen bis gegen 5000 Mt. Die längliche Form der Geschosse gestattet, die Füllung erheblich zu vergrößern. Als Zünder wendet man jetzt fast ausschließlich den Zeitzünder an, welcher den Sprengpunkt in den niedersteigenden Ast der Flugbahn zu legen gestattet, während der Percussionszünder einen Aufschlag des S. auf den Boden bedingt und den Schuß so vom Terrain abhängig macht. (S. auch Geschoß.)

Shrewsbury, Hauptort der engl. Grafschaft Shrop oder Salop, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 23,406 E. (1871), 244 Kilom. im Nordwesten von London, an der Eisenbahn und dem zweifach überbrückten schiffbaren und fischreichen Severn gelegen, hat in dem ältern Theile enge, krumme Gassen und viele schmale, finstere Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter, in dem neuern dagegen breite, regelmäßige Straßen und mehrere schöne Gebäude, wie die Stadt- und Grafschaftshalle, das Rathhaus, das Gefängniß, das Theater, die Armen- und Krankenhäuser, eine Markthalle vom J. 1595. Die Stadt besitzt neun Kirchen, unter denen sich die Peters-, Marien- und Juliuskirche auszeichnen, die zweite durch ihre normann. Architektur, die letztere durch ihre Glasmalereien. Es bestehen eine von Eduard VI. 1553 gegründete Lateinschule nebst Kapelle, einer Bibliothek und werthvollen Sammlung der in der

Umgegend gefundenen röm. Alterthümer; ferner ein Handwerkerinstitut, ein Verein für Naturgeschichte und Alterthumskunde mit Museum u. s. w. Außerdem sind bemerkenswerth die kolossale eherne Statue des Lord Hill auf einer 35,3 Mt. hohen Säule, die Ruinen eines alten Schlosses, zweier Klöster und einer 1083 gegründeten Abtei. Die Einwohner treiben Seidenbandweberei, unterhalten auch in der Nachbarschaft Flachsspinnereien, Eisenwerke, Leinwandfabriken und Wassermühlen. Ihr wichtigster Nahrungszweig aber ist der Handel, da die Stadt, begünstigt durch die Eisenbahn und die Wasserstraßen des Severn und Shrewsburykanals, der Hauptmarkt nicht nur für Landesproducte ist, sondern auch für Welsh-Web (ein grobes, in Montgomery gefertigtes Wollenzeug) und den größtentheils aus Welshpool kommenden Flanell. An der Südseite der Stadt ist eine der berühmtesten Promenaden Englands, der Quarry, mit einer 520 Mt. langen Allee hoher Linden. S. liegt an der Stelle des festen Platzes Uriconium der Römer, aus deren Zeit mancherlei Antiquitäten aufgefunden wurden. Zur Zeit der angelsächs. Heptarchie war «Scrobbesbyrig» der Hauptort der Landschaft Powysland und Residenz der wallisischen Fürsten von Powys bis 778, wo König Offa von Mercia sie vertrieb und das Bollwerk Offa's-Dyke anlegte. Wilhelm der Eroberer belehnte mit der Stadt und dem größern Theile von Shrop den ihm verwandten Roger von Montgomery, welcher Earl von S., Chichester und Arundel wurde, und errichtete hier ein stark befestigtes Schloß. Hier residirte 1272 Eduard I.; 1283 und 1397 wurden hier Parlamente gehalten. Am 21. Juli 1403 siegte Heinrich IV. über Heinrich Percy (Heißsporn) an der Stelle, wo der Sieger die jetzt in Trümmer liegende Battlefieldkirche und einen Hügel errichtete, der die Asche der Erschlagenen deckt. Unter Jakob II. wurde die Feste demolirt. Die Stadt hat der Familie Talbot den Titel Earl von S. gegeben. Sie schickt zwei Abgeordnete in das Parlament.

Shrop oder **Salop**, eine der westl. Grafschaften Englands, von Cheshire im Norden, Stafford im Osten, Worcester und Hereford im Süden, Wales (Radnor, Montgomery und Denbigh) im Westen begrenzt, zählt (1871) auf 3403,96 QKilom. 248,111 E. Die Grafschaft wird vom Severn, der sie 112,5 Kilom. weit durchfließt und hier den Perry und den Tern mit dem Roden aufnimmt, in zwei ziemlich gleichgroße Theile getheilt. Der nordöstliche ist die weite «Ebene von Shrewsbury» mit gutem Ackerboden, die sich nach Cheshire und Stafford hinein erstreckt und nur im Süden den isolirten Hügel Wrekin (402 Mt.) aufweist. In dem südwestl., gebirgigen, rauhen, vorzüglich zu Viehzucht und Waldwirthschaft benutzten Theile erhebt sich der Bergdistrict Clun-Forest, nördlich von diesem die Berggkette Long-Mynd (517 Mt.) und östlich die Clee-Hills (550 Mt.), mit den dazwischenliegenden fruchtbaren Thalebenen von Church-Stretton, Ape-Dale und Corven-Dale. Die Grafschaft enthält 44 Proc. Ackerland, 39 Grasland und 5 Waldungen. Neben dem Ackerbau, der Weizen, Gerste, Hafer, Bohnen und Rüben in Menge erzeugt, und der Viehzucht, welche Schafe, Rinder und einen großen Theil des sog. Chesterkäses liefert, bildet der Bergbau den Haupterwerbszweig. Im östl. Theil liegen einträgliche Kohlengruben, die durch das erst 1866 entdeckte 9,4 Mt. mächtige Kohlenflötz vermehrt worden sind; ferner Eisen- und Bleigruben, Kalk- und Sandsteinbrüche. Die meisten Eisenschmelzöfen der Grafschaft stehen zwischen Wellington und Willey im Coalbrookthale. Außer den zahlreichen Eisenhütten unterhält man Woll- und Flachsspinnereien, Fabriken für grobe Leinwand, Wollwaaren, Worsted, Teppiche, Handschuhe, Roßhaarzeug, Porzellan, Glas, irdene Waaren, Thonpfeifen, Papier, Nägel, Röhren und andere Metallwaaren. Der Handel wird durch den schiffbaren Severn, mehrere Kanäle und Eisenbahnen gefördert. Von der Grafschaft selbst werden 4, von den vier Boroughs 8 andere Mitglieder ins Parlament geschickt. Die Hauptstadt ist Shrewsbury (s. d.). Außer dieser sind bemerkenswerth die drei Municipalstädte und Parlamentsboroughs **Wenlock**, mit 19,401 E., großen Kalk- und Pfeifenthongruben und einer Abteiruine, **Bridgnorth**, mit 5876 E., fünf Kirchen, einer Lateinschule, einem Gefängniß, einem Arbeitshause, einem Handwerkerinstitut, einer Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse und zahlreichen milden Stiftungen, und **Ludlow** am Teme, mit 5087 E., einem Handwerkerinstitut, einer naturforschenden Gesellschaft nebst Museum, starkem Kornhandel und den wichtigen Ruinen einer Felsenburg, einst Residenz engl. Könige und mehrmals Zeuge der wichtigsten Ereignisse im Kriege der beiden Rosen. **Ironbridge**, nach der 1779 erbauten eisernen Brücke über den Severn benannt, bildet mit **Coalbrookdale**, **Coalport** und **Madeley** ein Kirchspiel von 10,535 E., hat ausgezeichnete Eisengießereien, in welchen die feinsten Waaren, auch Bronzewaaren, erzeugt werden, eine Porzellan- und eine Steinkohlentheerfabrik. **Shiffnall** mit 2190 E., Eisen- und Glashütten, ist historisch bekannt durch die Königseiche, auf welcher König Karl II. sich glücklich vor seinen Verfolgern verbarg. Die

Municipalstadt Oswestry mit 7306 E. und die Marktstadt Ellesmere mit 2013 E., beide an dem durch seinen Aquäduct berühmten Ellesmerekanal gelegen, der den Severn mit dem Grand-Trunk und Mersey verbindet, sind lebhafte Handels- und Fabrikorte.

Shukowskij (Wassilij Andrejewitsch), einer der berühmtesten russ. Dichter, wurde 1783 aus einer adeligen Familie (doch von einer türk. Mutter, die als Gefangene nach Rußland gebracht wurde) in Tula geboren, wo er auch seine erste Schulbildung genoß. Er begab sich dann nach Moskau, um seine Studien auf der dortigen Universität zu vollenden, und erregte schon 1802 durch eine treffliche Uebersetzung von Gray's «Ländlichem Kirchhof» Aufmerksamkeit. S. widmete sich jetzt ganz der Literatur und ward 1808 Redacteur des von Karamsin gegründeten Journals «Wjestnik Ewropy». Für dieses Blatt lieferte er nicht nur zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, sondern auch Originalaufsätze, Erzählungen und Gedichte, die zu den besten gehören, die die russ. Sprache aufzuweisen hat. Als 1812 der Krieg gegen Napoleon ausbrach, nahm er an dem Feldzuge eifrig theil und focht unter dem moskauer Landsturm in verschiedenen Schlachten. Seiner Begeisterung verdankt Rußland eine Reihe herrlicher Kriegsgesänge, die den Titel «Der Sänger im Lager der russ. Krieger» führen und zahlreiche Auflagen erlebt haben. Nach dem Frieden lebte er eine Zeit lang in Dorpat, wurde aber 1817 nach Petersburg berufen, um der Gemahlin des spätern Zaren Nikolaus russ. Literatur vorzutragen. Im J. 1820 ward er Mitglied der russ. Akademie, 1824 Erzieher des Großfürsten-Thronfolgers Alexander. Nach der Verheirathung des letztern 1841 zog er sich vom Hofe zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens meist in Deutschland. Er starb nach längerer Krankheit 24. April 1852 zu Baden-Baden. S. zeigt sich sowol in seinen Uebersetzungen wie in seinen eigenen Werken als ein Dichter, der die vollkommenste Herrschaft über die Sprache übt und dessen Geist eines freien und kühnen Schwungs fähig ist. Ueberall ist sein Ausdruck kräftig, feurig und edel, bei aller Kunst nie gesucht, vielmehr stets wahr und natürlich. Seine «Ljudmila» gibt den Russen Bürger's «Leonore» mit aller Schönheit des Originals wieder. Ebenso meisterhaft sind seine Uebertragungen von Schiller's «Jungfrau von Orléans», Byron's «Gefangenem von Chillon» und mehrern Goethe'schen und Uhland'schen Balladen. Trotz seiner Neigung zur Romantik blieb ihm doch das Verständniß der classischen Poesie keineswegs verschlossen, wie seine metrische Uebersetzung der Odyssee beweist. Von seinen Originalgedichten verdienen noch «Swetlana» und das russ. Nationallied «Boshe, Zarja chrani» Erwähnung. Eine Gesammtausgabe von S.'s Schriften erschien 1849—50 (10 Bde.) in Petersburg. Vgl. Seidlitz, «Wassilij Andrejewitsch S. Ein russ. Dichterleben» (Mitau 1870).

Siam, Schan oder Thaï, ein selbstständiges, aus einer größern nördl. und einer kleinern südl. Hälfte bestehendes Reich in Hinterindien mit einem Areal von 800,340 OKilom. Die nördliche Hälfte hat eine viereckige Gestalt und wird westlich von dem engl. Chefcommissariate Britisch-Birma, nördlich von dem Reiche Birma und der annamitischen Provinz Tonquin, östlich von Annam, südlich von Kambodscha und dem Golf von S. begrenzt. Die südl. Hälfte nimmt den nördl. Theil der Halbinsel Malakka ein und grenzt östlich an den Golf von S., südlich an die unabhängigen Malaienstaaten auf der genannten Halbinsel, westlich an den Golf von Bengalen und Britisch-Birma. Die nördl. Hälfte von S. oder Ober-S. besteht zum Theil nur aus bergigem Lande, in dem sich zwei Hauptketten unterscheiden lassen, welche beide in der Richtung von Norden nach Süden verlaufen, die eine unweit der Grenze zwischen S. und Britisch-Birma, die andere mehr in der Mitte des Reichs, ostwärts von dem Flusse Menam; theils aus niedrigen Diluvial- und Alluvialebenen. S. empfängt seine Bewässerung hauptsächlich aus drei, in der Richtung von Norden nach Süden laufenden, sehr beträchtlichen Strömen, nämlich dem einen Theil seiner Grenze gegen Britisch-Birma bildenden Salwên, dem Menam mit seinen bedeutenden Nebenflüssen in der Mitte von S. und dem die Grenze zwischen ihm und Annam bildenden Me-khong oder Kambodschasfluse. Der Boden von S. ist im allgemeinen außerordentlich fruchtbar und überreich an den werthvollsten Erzeugnissen aller drei Reiche. Die Fauna und Flora zeigen den specifisch hinterind. Charakter. Hauptfängethiere sind zahlreiche Affen, Elefanten, Rhinocerosse, Büffel, Tiger, Hirsche, wilde Schweine u. s. w. Von Erzeugnissen des Pflanzenreichs sind Pfeffer, Zucker, Tabak, Baumwolle, Reis, Zimmt, Cardamomen, Gummigutti, Benzoë und andere Harze, verschiedene Farbe- und zahlreiche andere für die verschiedensten Zwecke nutzbare Hölzer hauptsächlich erwähnenswerth. Die auf 6,300,000 Seelen zu schätzende Bevölkerung besteht aus 2 Mill. eigentlichen Siamesen, 2 Mill. Laos, über 1 Mill. Malaien und Kambodier und 1 Mill. Chinesen als Handels- und Gewerbs-

leute in den Städten. Das herrschende Volk sind die der mongol. Rasse angehörenden Siamesen, welche sich selbst Thai, d. h. Freie nennen. Sie bilden mit den den Norden des Landes bewohnenden Laos (s. d.) eine nur durch Verschiedenheit des Dialektes gesonderte Nation. Die Siamesen sind Buddhisten und das Pali ist gelehrte Sprache bei ihnen. Die zahlreiche Priesterschaft, die Talapoinen, zeichnet sich durch Gelehrsamkeit aus und besitzt eine nicht unbedeutende Literatur. Die Masse des Volks ist verwahrlost. Der zur Malaiischen Halbinsel gehörende Theil von S. ist hauptsächlich von Malaien bewohnt, neben denen, besonders in dem Gebirge noch einzelne wenig zahlreiche, Samang genannte Stämme von Negritos leben. Außerdem sind noch die wenig bekannten Tschong oder Xong im südöstlichen und die wilden Stämme der Kha im nordöstl. Theile zu erwähnen, die beide von der herrschenden Nation in Sitte und Sprache sich unterscheiden. Endlich finden sich in S. noch gegen 3000 Nachkommen portug. Colonisten, welche die Sprache und Religion ihrer Väter bewahrt haben. Ein apostolischer Vicar ist ihr Vorsteher. Hindostanische und chines. Civilisation haben nur auf den vornehmern Theil der Bevölkerung einigen Einfluß äußern können. Der auswärtige Handel concentrirt sich in Bangkok und ist fast ausschließlich in den Händen der Chinesen; die Einfuhr belief sich 1876 auf 7,1 Mill., die Ausfuhr auf 8,3 Mill. Doll. Hauptartikel der Ausfuhr sind Reis, Zucker, Pfeffer, Sesam, Sappanholz, Häute, Teakholz, Cardamom u. s. w. Die Handelsflotte besteht aus 60 nach europ. Muster gebauten Schiffen von 22,713 Tonnen, darunter 2 Dampfer.

Die Staatsverfassung, früher absolut monarchisch, ist durch Entschluß des Königs vom 8. Mai 1874 einigermaßen beschränkt. S. hat nur einen König, denn der von den Europäern sog. zweite König hat keinerlei Einfluß auf die Regierung und keinen Anspruch auf die Titel «Majestät» und «König», welche ihm von den fremden Mächten gegeben zu werden pflegen. Der erste König übt die gesetzgebende Gewalt seit 1874 in Gemeinschaft mit dem großen Staatsrath und dem Ministerconseil (Senabodi) aus. Wichtige Gesetze bedürfen der Zustimmung beider Factoren, bei unwesentlichen Bestimmungen genügt das Votum des Staatsraths. Dieser besteht aus dem ersten König als Vorsitzendem, den Ministern, welche jedoch kein Stimmrecht haben, 10—20 vom König ernannten Staatsräthen, welchen die Bearbeitung der Gesetzesvorlagen zufällt, und sechs Prinzen des königl. Hauses. Das Königthum ist in beschränkter Weise erblich, indem der Ministerconseil in Gemeinschaft mit den Prinzen der vier höchsten Rangklassen den Nachfolger aus der Zahl der Söhne des Königs wählt. Die 41 Provinzen des Landes werden je von einem Rath erster Klasse (Phraya) regiert. Hauptstadt ist Bangkok (s. d.). Die Einnahme des Königs wird auf höchstens 15 Mill. Mark geschätzt, da der größte Theil der Einkünfte von den unbesoldeten Beamten unterschlagen wird. Eine geringe Streitmacht, von europ. Offizieren eingeübt, steht dem König zur Verfügung; alle männlichen Einwohner sind nach zurückgelegtem 21. Lebensjahre zum Dienst verpflichtet. Die Flotte besteht aus 2 Glattdeckscorvetten (16 Kanonen), 2 Kanonenbooten erster und 4 zweiter Klasse. Das Reichssiegel zeigt einen fliegenden Drachen; die Flagge ist roth mit goldener Sonne.

Von der ältern Geschichte S.s ist wenig bekannt. Hauptmomente derselben sind die Einführung des Buddhismus und der ersten Elemente einer höhern Cultur aus Vorderindien, etwa 638 n. Chr. Von wichtigen Ereignissen aus neuerer Zeit sind erwähnenswerth: die Unterwerfung S.s unter die Herrschaft von Pegu 1556; die Befreiung S.s von letzterer durch Phra-Naret 1579; die Ausrottung der Dynastie desselben durch den Minister Kalahom, der als Phrachao-Phrasat-thong den Thron bestieg; die Ankunft franz. Missionare und der durch einen Griechen, Konstantin Faucon, welcher ehrgeizige Pläne dadurch zu erreichen hoffte, plötzlich ins Wunderbare gestiegene, zu mehrern gegenseitigen Gesandtschaften führende Einfluß der Franzosen (1657); der durch Phra-Phetrasa bewirkte Aufstand, in welchem Faucon 1682 zu Grunde ging, die Ausrottung des Königshauses und die einander folgenden Eroberungen des Reichs sowie die völlige Zerstörung der Hauptstadt Ajuthia durch die Birmanen 1767; endlich die Vertreibung der Birmanen durch einen in S. geborenen Chinesen Phaya-Tak 1767, welcher den Staat von S. wiederherstellte, 1782 aber von Chakkri, einem seiner Feldherren, ermordet wurde, der nun eine neue Dynastie begründete und die Residenz nach Bangkok verlegte. Chakkri's Nachfolger führten häufige Kriege mit den Birmanen. Einer seiner Urenkel, Chrom-Chiat oder Kroma-Mom-Tschit, gelangte 1824 durch Usurpation auf den Thron, eroberte 1829 Laos und ließ dessen Königsfamilie hinrichten. Grausam gegen seine Unterthanen, war er auch ein Feind der Fremden. Als er Anfang 1851 erkrankte, rieth ihm sein Minister Chow-Phya-Sri-Surya-Wongse, keinen seiner zwölf illegitimen Söhne, sondern den Sprößling der verdrängten Dynastie zum Nachfolger zu ernennen. Diesen letztern ließ der Minister, als der König 3. Aug.

1831 gestorben war, auch wirklich als König ausrufen, ohne daß die Großen des Reichs sich dagegen erhoben. Der neue König, Khan-Fa-Mongkut, war den Engländern und Nordamerikanern sehr freundlich gesinnt, starb aber bereits 1852. Nun folgte sein Bruder Sombet-Phra-Pawarander-Maha-Mongkut, der das gute Einvernehmen mit den Fremden fortsetzte und mit den meisten seefahrenden Nationen Handelsverträge abschloß. Kurz vor seinem Tode 31. Sept. 1868 veranlaßte derselbe den Ministerconseil, den Chow-Fa-Chula-Longkorn zum König zu wählen, welcher 1. Oct. 1868 den Thron bestieg. Während seiner Minderjährigkeit (bis 16. Nov. 1873) war Chow-Phya-Sri-Suryi-Wongse Regent. Dieser sowie der König waren fortwährend bemüht, der europ. Cultur Eingang in S. zu verschaffen. Vgl. Bastian, «Die Völker des östl. Asien» (Bd. 3, «Reisen in S.», Jena 1867); Scherzer, «Fachmännische Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach S., China und Japan» (Stuttg. 1872).

Sibbern (Frederik Christian), dän. Philosoph, geb. zu Kopenhagen 18. Juli 1785, genoß eine religiöse Erziehung, die nicht ohne Einfluß auf seine spätere Entwickelung blieb. Nachdem er an der Universität zu Kopenhagen seit 1802 die Rechte und zugleich Philosophie studirt, bildete er sich auf einer Reise durch Deutschland, besonders im Umgange mit Steffens, für den philos. Lehrstuhl in Kopenhagen aus, zu dem er 1813 berufen wurde. Im J. 1866 in Ruhestand versetzt, starb er 16. Dec. 1872. Als philos. Schriftsteller trat S. zuerst mit einer im Gange der Entwickelung originellen, an tiefern Bemerkungen reichen Bearbeitung der «Psychologie» (2 Bde., 1819—28) hervor, deren zweiter Theil auch unter dem Titel «Psychol. Pathologie» besonders erschien. Später veröffentlichte er eine neue Bearbeitung unter dem Titel «Psychologie, eingeleitet durch Biologie» (1849). Eine besondere kleine Schrift «Ueber die Liebe» gab er 1819 (neue Aufl. 1859) heraus. In den Schriften «Ueber Erkenntniß und Beurtheilung» (1822) sowie «Ueber Begriff, Natur und Wesen der Philosophie» (1843) bearbeitete er die philos. Einleitungswissenschaft und die Methode des akademischen Studiums. Die «Hinterlassenen Briefe des Gabrielis» (1826) enthalten die Darstellung eines jugendlichen, in unerwiderter Liebe befangenen Gemüths, das durch Religiosität sich zu ermannen strebt. Hieran schlossen sich die «Logik als Denklehre vom Standpunkte des intelligenten Wahrnehmens in analytisch-genetischer Darstellung» (2. Aufl., 1835), die Schrift «Ueber Poesie und Kunst» (Thl. 1, 1834; Thl. 2, 1853), die Untersuchungen «De praeexistentia, genesi et immortalitate animae humanae» (1823) und mehrere Abhandlungen in seinem «Philos. Archiv und Repertorium» (4 Hefte, 1818—30), in denen er seine Ideen über die speculative Behandlung des Christenthums entwickelte. Zu seinen neuern Schriften gehören: die «Speculative Kosmogonie nebst Grundlage einer speculativen Theologie» (1846); «Ueber das Verhältniß zwischen Körper und Seele u. s. w.» (1849); «Aus den Briefen des Gabrielis nach und aus der Heimat» (1853), eine Fortsetzung des obenerwähnten Werks, die vielen Beifall fand. In seiner letzten Schrift «Mittheilungen aus dem Inhalte einer Schrift vom Jahre 2135» (I—III, 1858—72) entwickelte er seine religiösen und socialen Ideen. Seit 1831 betheiligte sich S. auch durch verschiedene Schriften in conservativem Geiste an den polit. Angelegenheiten Dänemarks.

Sibirien, russ. Sibir, ein zu Rußland gehöriges Land, welches im Süden vom Altai und den damit zusammenhängenden Bergketten, im Westen vom Ural umgürtet, seine Hauptabdachung nordwärts nach dem Eismeere und nordöstlich nach dem Kamtschatkischen und Ochotskischen Meerbusen hat. Es zählt (1873) auf 12,495,109,5 QKilom. 3,440,362 E. und zerfällt in Westsibirien (2,229,947,4 QKilom. mit 1,925,604 E.) mit den Gouvernements Tobolsk und Tomsk und in Ostsibirien (10,265,162,1 QKilom. mit 1,514,758 E.), aus den Gouvernements Jenisseisk, Irkutsk, Transbaikalien und Jakutsk und dem Amur- und Küstengebiet bestehend. Das Klima ist rauh und wird nur im Süden an der Grenze von Russisch-Centralasien, am Altai und im Amurgebiet gemäßigter. Die kälteste Zone mit einer mittlern Jahrestemperatur von —12° C. umschließt die Mündungen der Anabara und der Indigirka und reicht ins Innere fast bis Jakutsk. Im Winter fällt das Thermometer auf — 41° C., im Sommer steigt es auf + 17° C. Ungeheure Räume des Nordens starren in stetem Eise und ein nie oder nur spärlich aufthauender Schnee sowie eine endlose Morastfläche oder Tundra deckt die Gegenden von 62—78° nördl. Br. Viel günstiger ist das Klima Südsibiriens, wo zwar die Winter auch streng, aber kürzer sind und schon im März der Schnee schmilzt. Im höhern Norden wird das kleinste vierfüßige Thier, die jenisseische Spitzmaus, gefunden und mitten unter verschütteten Wäldern von Eichen und andern Bäumen das größte, das fossile Mammuth. Die westl. und südl. Gebirge liefern reichlich Gold, besonders in den Goldsandlagern am Altai, welche in neuester Zeit diejenigen des Ural noch übertroffen haben. Der Ertrag an gediegenem

Gold belief ſich 1872 auf 2331 Pud (zu 16 Kilogr.), an Platina 93 Pud, an Silbererzen 1,826,457 Pud, Kupfererzen 5,931,133 Pud, an Eiſenerzen 54,510,434 Pud, an Zinkerzen 4,388,345 Pud, an Zinnerzen 21,445 Pud, an Steinkohlen 67,022,742 Pud, an Naphtha 1,535,981 Pud, an Kochſalz 27,732,790 Pud. Bedeutende Graphitlager ſind vorhanden am untern Jeniſſei bei Turuchansk. Die Graphitbergwerke Alibert's, aus welchen auch die Faber'ſche Fabrik in Stein ihr Material bezieht, liegen am 2500 Mt. hohen Butogólberge, weſtlich von Irkutsk. Das ſüdliche S. iſt fruchtbar, und man erntet bis zu 60° nördl. Br. Omsk, Tomsk und Tobolsk ſind als Kornkammern Rußlands und beſonders der nördl. Gouvernements zu betrachten. Unter den Rieſenſtrömen des Landes zeichnen ſich beſonders aus der Ob (ſ. d.) oder Oby, der Jeniſſei (ſ. d.) und die Lena (ſ. d.). Daneben gibt es Küſtenſtröme, wie Taz, Khatanga, Anabara, Olenek, Jana, Indigirka, Kolyma, Anadyr, die reiche Waſſerfülle beſitzen. Von dem gewaltigen Amur (ſ. d.), der ins Ochotskiſche Meer mündet, bildet der obere Lauf die Grenze gegen das chineſ. Reich, während der untere Lauf ganz im ruſſ. Gebiet fließt. Unter den Seen iſt der größte der Baikalſee (ſ. d.). Die Seen ſind, wie die Flüſſe, reich an Fiſchen. Auch gibt es viele Salzſeen in den Steppen. Die Gebirge liefern außer den Erzen ſchönes Holz, im Norden Tannen- und Lärchen-, im Süden Cedern- und Laubholz; ferner Wild und koſtbares Pelzwerk, indem ſich in den Urwäldern S.s viele in Europa nicht gewöhnliche Thiere, z. B. Zobel, Hermeline, ſchwarze Füchſe u. ſ. w., finden. Die Felle der Zobel und Füchſe werden zum Theil von den zinsbaren Nationen als Tribut an die Regierung abgeliefert. Die allernördlichſten Gegenden ſind völlig kahl und baumlos oder tragen nur verkrüppelte Sträucher. Hier herrſcht in den Wintern Kälte, die nicht ſelten auf 50—55° C. ſteigt: doch iſt der Sommer dagegen ungewöhnlich warm und die Luft ſtets rein und geſund. Fiſchfang und Jagd bilden hier den einzigen Erwerbszweig. Erſt von 60° nördl. Br. ſüdwärts tritt Ackerbau und Viehzucht neben etwas Induſtrie, z. B. Lederbereitung, Talgſiederei, Glasfabrikation, ein. Unter S.s Gold- und Silberbergwerken iſt das Silberbergwerk von Nertſchinsk (ſ. d.) das bedeutendſte.

Die Geſammtbevölkerung S.s umfaßt etwa 2,800,000 Ruſſen (wovon 1,700,000 in Weſtſibirien), 23,000 Oſtjaken, 4500 Wogulen, 10,000 Samojeden, 66,000 Tunguſen, 13,500 Sojoten (tatar. Finnen), 19,000 Kalmücken, 210,000 Buräten, 62,000 ſibir. Tataren, 25,000 Karakirgiſen, 61,000 Kirgis-Kaiſaken, 8500 Bucharen, 80,000 Jakuten, 6000 Chineſen, 3000 Japaner, 3500 Koreaner, 7000 Tſchuktſchen, 4500 Korjäken, 2000 Kamtſchadalen, 3000 Ainos, 6000 Giljaken, 1000 Jukahiren und 1000 Jeniſſei-Oſtjaken. Griech. Erzbisthümer beſtehen drei: Tobolsk, Irkutsk und Kamtſchatka. Die Verbannten, etwa 150,000, unterliegen, mit Ausnahme der zu den Zwangsarbeiten in Bergwerken Verurtheilten, keinem andern Zwange, als daß ſie unter Aufſicht ſtehen. Die Schuleinrichtungen ſind noch ungenügend; es beſtehen 5 Gymnaſien, 3 Progymnaſien, 4 Realſchulen, 4 Lehrerſeminare, 12 höhere Mädchenſchulen. Eine Telegraphenlinie durchzieht S. ſeit 1871 ſeiner ganzen Länge nach und ſetzt ſich bis Peking fort. Eiſenbahnen ſind projectirt, aber noch nicht in Angriff genommen. Die erſten nähern Nachrichten über einige Theile dieſes koloſſalen Landes erhielten die Ruſſen im 16. Jahrh. durch den Kaufmann Anika Stroganow, und den Grund zur Eroberung legte ein unruhiger Koſakenhäuptling, Jermak Timofejew. Da dieſer zu ſchwach war, ſich zu behaupten, ſo ſchickte er Abgeordnete nach Moskau, um dem Zaren Iwan Waſſiljewitſch dem Schrecklichen ſeine Eroberung anzubieten, und ſo kam nach unbedeutenden Kriegen mit dem dortigen Tatar-Khan gegen Ende des 16. Jahrh. Weſtſibirien unter die Herrſchaft Rußlands, deſſen Regenten 1563 den Titel Zar von S. annahmen. Die ruſſ. Koſaken drangen 1600 auch nach Oſtſibirien vor, erſchienen 1627 an der Angara und 1633 in Kamtſchatka, 1646 an dem Baikalſee. Dem Scharfblicke Peter's I. entging die Wichtigkeit dieſer Provinz nicht, und es wurden unter ſeiner Regierung verſchiedene Fabriken und Hüttenwerke angelegt. Durch häufige Niederlaſſungen geborener Ruſſen und durch Verwieſene ſtieg die europ. Bevölkerung. Die Ruſſen ſiedelten ſich namentlich in den Flußthälern Weſtſibiriens an, während die Koſaken eine Poſtenkette vom Ural bis zum Großen Ocean an der Südgrenze des Landes bilden. Ein Gouvernement S. mit der Hauptſtadt Tobolsk wurde 1708 errichtet, das 1806 zu einem Generalgouvernement erhoben und 1822 in Oſt- und Weſtſibirien getheilt wurde. Das Amurland wurde 1858, die Inſel Sachalin 1875 erworben, dagegen 1875 die Kurilen an Japan abgetreten. Um die Erforſchung S.s haben ſich in neuerer Zeit beſonders die Ruſſen ſelbſt verdient gemacht. Zu nennen ſind die Reiſenden Fuß mit Feodorow und Leſſing, Wrangell, Ledebur, Bunge, Turtſchaninow, Politow, Gebler, Helmerſen, Karelin, Bulitſchew, Middendorff, Semenow, Schrenk, Radde, Maak u. a.; die ethnogr. Verhältniſſe ſind beſonders durch Caſtrén und Radloff auf-

geklärt worden. Von deutschen Forschern sind Erman (s. d.) und A. von Humboldt (1829, mit Ehrenberg und Rose), außerdem der Norweger Hansteen und der Engländer Atkinson zu nennen. In neuester Zeit sind die Lena-Expedition Tschekanowski's (1875) und die westsibir. Expedition von Brehm, Finsch und Graf Waldburg-Zeil (1876) hervorzuheben. Einen neuen Ausgangspunkt für die Erforschung Westsibiriens bietet die 1876 zu Omsk gegründete westsibir. Abtheilung der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft. Vgl. Kohn und Andree, «S. und das Amurgebiet» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1876); Sachot, «L.a Sibérie orientale» (Par. 1875); «Sammlung histor.-statist. Nachrichten über S. und die Grenzländer» (russ., Bd. 1, Petersb. 1875); Lankenau und Oelsnitz, «Das heutige Rußland» (Bd. 2: «Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des Zarenreichs in Asien», Lpz. 1877).

Sibka-Paß oder Schibka-Paß, s. Schipka-Paß.

Sibyllen nannten die Griechen und nach ihrem Vorgange die Römer prophetische Frauen, die im höchsten Alterthume an verschiedenen Orten Weissagungen über die Zukunft verkündet haben sollten. Unter den verschiedenen S. (deren einige vier, andere zehn zählten) war die berühmteste die von Cumä in Campanien, die der Sage nach dem röm. König Tarquinius Superbus neun Rollen (Sibyllinische Bücher) ihrer Weissagungen zum Kauf angeboten und als dieser den geforderten Preis zu hoch fand, drei und wiederum drei Rollen ins Feuer warf, bis der König für die drei letzten die anfangs für alle neun verlangte Summe zahlte. Diese «Libri Sibyllini» wurden in Rom als heiliges Gut im capitolinischen Tempel unter Aufsicht einer eigenen, anfangs aus 2, seit dem J. 367 v. Chr. aus 10, seit Sulla aus 15 Mitgliedern bestehenden priesterlichen Behörde aufbewahrt und durften nur auf ausdrücklichen Befehl des Senats befragt werden. Im J. 83 v. Chr. wurde die ältere Sammlung mit dem Tempel ein Raub der Flammen. Alsbald sandte man Boten nach allen Ländern, besonders aber nach Kleinasien, um alles, was in Tempeln des Apollo oder sonst an sibyllinischen Sprüchen aufzutreiben war, zusammenzubringen, woraus dann eine neue Sammlung in mehrern Büchern hergestellt wurde. Augustus ließ eine strenge Sichtung derselben vornehmen, wobei vieles Verdächtige ausgemerzt und verbrannt wurde; die als echt anerkannten Sprüche wurden nun in den Tempel des palatinischen Apollo versetzt und blieben dort ein Gegenstand gläubiger Verehrung bis in den Anfang des 5. Jahrh. n. Chr., wo Stilicho sie verbrennen ließ. Wir besitzen noch unter dem Titel «Sibyllinische Sprüche» eine aus verschiedenartigen, theils jüd., theils christl. Bestandtheilen verschiedener Zeiten zusammengesetzte Sammlung von Weissagungen in griech. Versen, die am vollständigsten und besten herausgegeben ist von Alexandre (mit lat. Uebersetzung, 2 Bde., Par. 1841—56) und von Friedlieb (mit deutscher Uebersetzung, Lpz. 1852). Vgl. Volkmann, «De oraculis sibyllinis dissertatio» (Lpz. 1853); Ewald, «Abhandlung über Entstehung, Inhalt und Werth der sibyllischen Bücher» (Gött. 1858).

Sicard (Roch Ambroise Lucurron, Abbé), verdient um den Taubstummenunterricht, geb. zu Fousseret bei Toulouse 28. Sept. 1742, widmete sein ganzes Leben dem Unterrichte und der Erziehung taubstumm geborener Kinder. Er machte seine Studien in Toulouse, wurde dann in Bordeaux Kanoniker und bald nachher Mitglied der Akademie und des Museums. Hier begründete er eine Anstalt für Taubstumme und hatte das Glück, sich an dem taubstummen Jean Massieu einen ausgezeichneten Mitlehrer zu erziehen. Als der Abbé de l'Epée 1789 starb, ward er an dessen Taubstummenanstalt nach Paris berufen. Doch trotz seiner gemeinnützigen Wirksamkeit sah sich S. während der Revolution verfolgt, wurde eingesperrt und entging den Septembermetzeleien nur durch Zufall. Kaum gerettet, hatte er den Muth, sich aufs neue an die Spitze seiner Anstalt zu stellen, ward aber nach dem 18. Fructidor (1797) als Herausgeber der «Annales catholiques» zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, von wo er jedoch entfloh. Später wurde er Mitglied des Instituts bei dessen Gründung und 1816 der Französischen Akademie. Er starb 10. Mai 1822. Unter seinen Schriften ist die «Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets» (Par. 1808; neue Aufl. 1828) hervorzuheben.

Siccard von Siccardsburg (Aug. von), österr. Architekt, geb. zu Wien 6. Dec. 1813, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung im Gymnasium zu Melk und dem Polytechnischen Institut zu Wien und wurde 1835 als Assistent an die Lehrkanzel für Baukunst des Polytechnischen Instituts berufen. Von gleichem Eifer für die Hebung des in Oesterreich tiefgesunkenen Fachs der Architektur erfüllt, vereinigte er sich mit E. van der Nüll (geb. 9. Jan. 1812 zu Wien, gest. durch Selbstmord 3. April 1868), mit dem er bis zum Tode nicht allein durch persönliche Freundschaft, sondern auch durch gemeinschaftliche Ausführung von architektonischen Werken so innig verbunden blieb, daß die öffentliche Thätigkeit beider Künstler zusammengestellt

werden muß. Nachdem S. mit van der Nüll 1839—44 Italien bereist und nach der Rückkehr in Wien zum Professor an der Kunstakademie ernannt worden, begannen beide ihre Kunstthätigkeit mit dem Bau des Carltheaters und des Sophienbadsaals, bei welcher Gelegenheit sie auch ihr Talent für Decoration zur Geltung zu bringen wußten. Es folgten dann seit 1848 das Project zum Arsenal, 1852 der Bau der Wiener-Neustädter Militärakademie und 1860—66 das neue Opernhaus zu Wien. Dieser letzte Bau absorbirte ihre ganze geistige und körperliche Kraft. S. fiel zumeist das constructive Element des Baues zu, während van der Nüll das decorative übernahm. Mit diesem Prachtbau wurden beide die Gründer der Epoche der neuern wiener Bauthätigkeit. S. starb 11. Juni 1868.

Siccativ oder **Trockenöl** ist ein sehr dicker bleihaltiger Leinölfirnis, welchen man den zum Anstreichen dienenden, mit gewöhnlichem Oelfirnis angemachten Oelfarben behufs schnellern Trocknens beimischt. In neuerer Zeit wendet man hierzu ein mit Manganoxyd bereitetes S. oder einen Zusatz von borsaurem Manganoxydul an.

Sichel heißt ein Werkzeug zum Abschneiden von Getreide oder Gras und Futter mit der Hand, das aus einer halbrund gebogenen, in eine Spitze auslaufenden Stahlklinge mit Handgriff besteht. Zuweilen, wie bei den englischen S. ist die Schneide fein gezahnt. Die S. ist eins der ältesten Culturgeräthe und vorhistor. Exemplare aus Bronze sind in vielen Museen zu finden. Die Arbeit damit ist anstrengend und langwierig, hat daher im größern Betrieb längst derjenigen mit der Sense (s. d.) oder neuerdings mit der Mähmaschine Platz gemacht. — **Sichte, Haufichte**, am Niederrhein **Sichet**, heißt ein Handgeräth zum Abhauen des Getreides, das in der Mitte zwischen S. und Sense steht; es hat das Blatt der letztern, aber kürzer, und einen nur armlangen Wurf (Stiel). Die Sichte, nur auf dem nordwesteurop. Continent verbreitet, wird mit der rechten Hand im Schwunge von oben nach unten geführt, während der Arbeiter mittels eines eisernen Hakens in der Linken die Getreidehalme zusammenfaßt. In geübten Händen leistet sie Besseres als S. und Sense, ermüdet aber auch weit mehr.

Sichem, nach der hebr. Bedeutung des Wortes eine auf der Schulter, d. h. auf der Wasserscheide gelegene Ortschaft, ist der Name einer uralten Stadt des mittlern Palästina, welche schon als vor der Einwanderung Abraham's vorhanden erwähnt wird und sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Die Lage in dem Hauptpasse des palästinensischen Hochlandes zwischen den Bergen Ebal und Garizim verlieh S. eine vorwiegende Bedeutsamkeit in dem Gebiete des Reiches Samarien. Doch war es zur Vertheidigung wenig geeignet und diente den Königen von Israel nur kurze Zeit zur Residenz. In nachexilischer Zeit wurde S. die Hauptcultusstätte der Samaritaner. Von Vespasian im jüd. Kriege zerstört, wurde es unter dem Namen **Neapolis** wieder aufgebaut und folgte nach seiner Einverleibung in das röm. Weltreich dem allgemeinen polit. Schicksal Syriens. Gegenwärtig heißt die Stadt Nablus (s. d.).

Sicheres oder **Freies Geleit** (Salvus conductus), s. **Geleit**.

Sicherheitslampen nennt man Lampen, welche zur Beleuchtung solcher Räume bestimmt sind, in denen sich explodirende Gasarten oder sog. schlagende Wetter, namentlich Kohlenwasserstoffe oder Aether- oder Petroleumdämpfe entwickeln und der Luft unter Bildung von Knallluft beimischen können, also vorzüglich in Steinkohlengruben und Salzbergwerken, ferner in Magazinen und Kellern, in welchen leicht entzündliche Gegenstände aufbewahrt werden. Diese Lampen sind mit einer Vorrichtung versehen, welche eine Entzündung der in der Luft befindlichen Gase durch die Flamme der Lampe verhindert. Die erste Lampe dieser Art wurde von H. Davy um 1816 angegeben. Sie gründet sich auf die Erfahrung, daß eine Flamme durch ein kleinlöcheriges Drahtnetz nicht hindurchbrennen kann, und besteht aus einer Oellampe, welche in einem cylindrischen, oben und unten geschlossenen Gehäuse von Drahtgewebe brennt. Diese Lampe war lange in den Kohlengruben ausschließlich in Gebrauch und hat die früher sehr häufigen Explosionen sehr vermindert, aber nicht ganz verhütet. Man hat daher neuerdings mehrere Abänderungen angegeben, welche alle darauf hinausgehen, den Theil der Lampe, wo sich die leuchtende Flamme befindet, aus Glas zu construiren, die Luftcirculation aber nur durch Oeffnungen stattfinden zu lassen, welche gegen das Durchbrennen nach obigem Princip geschützt sind. Hierher gehören die Lampen von Upton und Roberts in England, von Dumesnil, von Laurent, von Dubrulle und Combes in Frankreich und von Meuseler in Belgien. Sie sind theuerer und complicirter, zum Theil viel zerbrechlicher als die Davy'sche. Am einfachsten sind noch die Constructionen von Mueseler und Combes. Durch die Construction der nach ihm benannten Lampe hat H. Davy der Menschheit einen nicht hoch genug zu schätzenden Dienst geleistet. Sie hat sich nicht nur in den Kohlengruben und Steinsalzwerken bewährt,

sondern auch in Pulverfabriken, in Brennereien, in Petroleumraffinerien, ferner in Gasanstalten, wenn man zur Reparatur der Röhren schreiten will.

Sicherheitsventil ist ein Scheiben-, Muschel- oder Kegelventil, welches an Dampfkesseln und hydraulischen Pressen angebracht wird, um beim Ueberschreiten einer gewissen Stärke des innern Drucks sich von selbst zu öffnen und dem Dampfe oder gepreßten Wasser den Austritt zu gestatten, damit der Behälter nicht gesprengt wird. Wenn dieses Ventil gerade im rechten Augenblicke sich heben soll, so muß es durch Gewicht oder Feder mit bestimmter Kraft zugehalten werden. Man unterscheidet S. mit directer und indirecter Belastung, je nachdem die zuhaltende Kraft unmittelbar oder durch Vermittelung eines ungleicharmigen Hebels auf das Ventil wirkt. Theoretisch sind S. ein absolutes Mittel zur Verhinderung der Dampfkesselexplosionen; in der Praxis zeigen sie sich wegen verschiedener Umstände nicht so zuverlässig und man bringt daher öfters neben ihnen noch andere Sicherungsvorrichtungen an.

Sicht bezeichnet im Wechselwesen die Kenntnißnahme von einem Wechsel oder einer Anweisung mittels dessen Durchlesung seitens des Bezogenen. Der Zeitpunkt der S. dient häufig zur Bestimmung der Verfallzeit, indem viele Wechsel zahlbar «bei Sicht» (ital. a vista, franz. à vue, engl. at sight), d. h. unmittelbar nach der ersten Vorzeigung beim Bezogenen (Sichtwechsel im engern Sinne), oder eine gewisse Zeit (von Tagen, Wochen, Monaten) «nach Sicht» ausgestellt werden. Bei Wechseln der letztern Fristfestellung, sog. Zeitsichtwechseln, läßt sich der Verfalltag nicht eher feststellen, als bis der Bezogene sie gesehen und diesen Umstand durch einen datirten Vermerk auf dem Documente beglaubigt hat, welcher Vermerk gewöhnlich in der Erklärung der Annahme (Acceptation) des Wechsels besteht. (S. Wechsel.)

Siciliane, eine aus Sicilien stammende lyrische achtzeilige Strophe von der Reihenfolge abababab, von der Stanze (ababacc) demnach durch Festhaltung zweier Reime unterschieden. In ihrer Heimat wird diese Strophe meist zu kleinen Liedern einzeln verwendet und in einer eigenen Sangweise vorgetragen. In das Deutsche hat sie hauptsächlich Rückert eingeführt.

Sicilien (ital. und lat. Sicilia, griech. Sikelia, franz. Sicile, engl. Sicily), die größte, fruchtbarste, bevölkertste, historisch und archäologisch interessanteste Insel des Mittelmeers, seit 1860 zum Königreich Italien gehörig, von der Halbinsel Calabrien durch die 4 Kilom. breite Straße von Messina oder den Sicilischen Sund (Fretum Siculum) getrennt und nur 120 Kilom. von dem nächsten Küstenpunkte Afrikas entfernt, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Spitzen Capo di Faro oder Peloro (Promontorium Pelorum) im Nordosten, Capo di Boeo (Lilybaeum) im Westen und Capo-Passaro oder Passero (Pachynum) im Süden bilden. Die Insel umfaßt mit den administrativ zu ihr gerechneten Liparischen und Aegadischen Inseln sowie den Eilanden Ustica, Pantellaria, Linosa und Lampedusa ein Areal von 29,241,27 QKilom. und nach dem Census von 1871 2,584,099, nach der Berechnung für 1876 aber 2,736,545 E. Die 320 Kilom. lange Nordküste hat die Golfe von Palermo und Castellamare, die 215 Kilom. lange Ostküste die Golfe von Catania, Agosta und Syrakus, die 285 Kilom. lange Südküste keinen einzigen tiefer eingeschnittenen Meerbusen aufzuweisen. Die Insel ist sehr gebirgig; große Tiefebenen sind nicht vorhanden. Nur südwärts von Catania breitet sich, zwischen den Flüssen Simeto und Gurnalunga, die gepriesene Ebene von Catania (Ager Leontinus) aus. Noch beschränktern Umfangs sind die Küstenebenen von Milazzo im Nordosten, von Palermo im Nordwesten, von Terranuova und Licata im Süden. Abgesehen von der jüngsten Gebirgsbildung der Insel, dem bis zu 3310 Mt. Höhe aufsteigenden Gebirgsstocke des Vulkans Aetna (s. d.), der ein selbstständiges System bildet, sind hauptsächlich zwei Gebirgscomplexe, der eine im Süden, der andere im Norden, zu unterscheiden. Die längs der Nordküste sich hinstreckende Gebirgskette beginnt mit den Monti-Peloridi, die sich von Faro di Messina an der Ostküste bis an das Thal des Cantara und nach Taormina hinziehen, wo der Monte-Venera 771 Mt. hoch ist, während der Dinnamari im Westen von Messina 1130 Mt. erreicht. Es ist dies ein von tiefen Thälern durchfurchter, theils kahler, theils mit reicher Vegetation bedeckter Rücken, der mit dem calabrischen Apennin übereinstimmt, als dessen Fortsetzung er betrachtet wird. Westlich von Taormina wendet sich das Gebirge unter dem Namen Monti-Nebrodi (Neurodes Montes) völlig gegen Westen und erreicht südlich von Cefalu seine größte Höhe in der Gruppe des 1925 Mt. hohen Mont-Madonia. Weiter westlich von Termini ist der Gebirgszug sehr durchbrochen und löst sich in einzelne Rücken und isolirt stehende Berge auf. Der höchste derselben ist der 1050 Mt. hohe Monte-Cuccio bei Palermo. Dieser nördl. Gebirgszug fällt in felsigen Formen unmittelbar zur Meeresküste ab, steiler und jäher als das Südgehänge, dessen Fuß 3—400 Mt. über der Meeresfläche bleibt. Es legt sich nämlich der Südfeite ein Plateau

mit weitverbreiteten Massen tertiärer und vulkanischer Bildungen an, das sich südwärts ganz allmählich abdacht und im Innern hier und da inselartige Bergpartien mit steilen Rändern trägt, die bestimmt auf einen ehemaligen Zusammenhang deuten. Von besonderer Wichtigkeit ist als zweiter Gebirgscomplex der mit dem ersten zusammenhängende der Südostspitze der Insel, dessen Berge (Montes Heraei) im Monte-Rosso bei Palazzolo 847, in dem Monte-Lauro 770 Mt. erreichen. In der Südabdachung der Insel befinden sich die berühmten Schwefellager derselben, welche sich in einem Gebiete befinden, dessen Grenzen durch die Städte Girgenti, Lercara, Centorbi und Caltanissetta bezeichnet werden. Mineralquellen und Bäder, größtentheils Schwefelthermen, schon im Alterthum berühmt, sind die von Sciacca (s. d.), von Termini, von Termini di Castro (unweit Barcellona), von Aci Reale u. s. w. Der Reichthum an Schwefel und Schwefelthermen, die Schlammvulkane im Gebiete von Girgenti und Caltanissetta, die Naphthaquellen bei Mistretta, die Steinölquellen bei Caltanissetta, die nicht seltenen Erdbeben und andere Erscheinungen kennzeichnen, auch abgesehen vom Aetna, die Insel als ein größtentheils vulkanisches Revier, zu welchem auch die Liparen (s. d.) gehören. Infolge der fast gänzlichen Entwaldung herrscht auf der Insel große Wasserarmuth. Flüsse sind zwar in Menge vorhanden, aber die meisten liegen im Sommer trocken, während sie im Winter und Frühjahr plötzlich als wilde Bergströme Verwüstung anrichten und überdies die Herstellung und Erhaltung der Communication erschweren. Die bedeutendsten Flüsse sind im Osten der Alcantara, die aus Vereinigung des Simeto und der Gurnalunga gebildete Giaretta, im Süden der Fiume-Salso, der Fiume-Platani, der Fiume-Belici. Der größte See S.s ist der Biviere di Lentini, im Thale des im Süden der Giaretta mündenden Fiume-Lionardo, der im Sommer die Umgegend durch seine Ausdünstungen verpestet.

Infolge des Wassermangels ist die einst so bedeutende Fruchtbarkeit der Insel, die ihr den Namen der Kornkammer Italiens verschafft hatte, zurückgegangen, doch ist sie noch immer groß. Die Hauptcultur ist noch immer die des Weizens, welcher auf drei Vierteln der Oberfläche der Insel gebaut wird, allerdings in der Weise, daß auf den noch immer vorherrschenden großen Gütern nur jedes dritte Jahr zur Ernte bestimmt ist. Zwei Jahre dienen die Aecker dann als Weide oder für den Anbau von Hülsenfrüchten. Auf den kleinen Gütern wird jährlich Korn gebaut. Ein Hinderniß des rationellen Anbaues des Landes besteht darin, daß die großen Grundeigenthümer ihr Land in kleinen Stücken auf kurze Zeit vergeben, wodurch es dem Pächter sehr schwer wird, Verbesserungen einzuführen. Wo dagegen der Grundbesitz mehr getheilt ist, haben auch die neuern Methoden der Landwirthschaft Eingang gefunden. Mit dem großen Grundbesitz hängt es auch zusammen, daß es in S. so wenige Dörfer gibt. Die Grundbesitzer und Landarbeiter wohnen in den Städten zusammengedrängt, welche deshalb auch meistens einen keineswegs ihrer Einwohnerzahl entsprechenden, ländlichen Charakter haben (wenig anständige Wirthshäuser, Schweine in den Häusern u. s. w.). Ueberdies bedienen sich die Großgrundbesitzer in der Regel der Hülfe von Vermittlern, wodurch die Lage der Pächter die somit Afterpächter sind, schlechter wird. Die Viehzucht wird weniger von den Grundbesitzern als von Speculanten betrieben, welche das Vieh von einem gemietheten Weideplatze zum andern treiben. Mehr und mehr verbreitet sich in S., zum Vortheil des Landes, die Baumcultur. Etwa 160,000 Hekt. werden von Weinpflanzungen eingenommen und die Insel liefert ausgezeichnete Weine, unter denen der durch Zusatz von Spiritus bereitete Marsala der bekannteste ist. Sehr verbreitet ist der Oelbaum, besonders aber die Cultur der Agrumi (Orangen und Citronen), welche z. B. in der Umgegend von Palermo vorherrscht und derselben ihren landschaftlichen Charakter verleiht. Außerdem werden viel angebaut Mandeln, Granaten, Pistazien, Johannisbrotbäume, Mannaeschen, Sumach, die sehr nützliche Indianische Feige (Cactus opuntia), Agaven, Baumwolle; die Dattelpalmen werden nur zur Zierde gepflanzt. Die Seidencultur, schon seit dem 12. Jahrh. eingeführt und von hier aus in Italien verbreitet, ist in mancher Gegend belangreich. Bienenzucht wird viel getrieben und guter Honig zur Ausfuhr gebracht. Sehr bedeutend ist der Thunfisch- und Sardellenfang, und an der Westküste gewinnt man schöne Korallen. Zur Ausfuhr kommen an animalischen Producten, außer Seide und Fischen, noch Felle, Wolle, Knochen und Kantharіden. Das Mineralreich bietet Silber, Kupfer und Blei, aber Bergbau auf diese Metalle wird nicht getrieben. Dagegen liefert die Insel Stein- und Seesalz in großer Menge, Marmor in vielen Arten, Chalcedone und die schönsten Achate, auch etwas Anthracit, Alaune, Salpeter und Zinnober. Schwefel ist mineralisches Hauptproduct. Die Insel hat über 700 Schwefelgruben, um mehr als 30 Hauptmittelpunkte concentrirt, dem jedesmaligen Grundeigenthümer gehörig. Doch nur etwa 200 Gruben verdienen den Namen

von Bergwerken, und unter diesen sind kaum 50 von Bedeutung. Zwei Drittel sämmtlicher Gruben befinden sich in den Provinzen Girgenti und Caltanissetta, von denen die letztere die Hälfte alles Schwefels liefert. Die Art der Ausbeutung ist höchst mangelhaft, weil es an Brennholz und Kohlen sowie an Communicationswegen fehlt. Die jährliche Production beläuft sich auf 150—160,000 Tonnen (à 20 Ctr.), im Werthe von 25 Mill. Lire. Der Manufactur- und Fabrikbetrieb ist im ganzen unbedeutend. Aci-Reale liefert Leinen- und Baumwollwaaren, Messer und Scheren. Messina fabricirt Wollwaaren, Leder, Steingut und Essenzen; Palermo Geschmeide, Marmormosaik, besonders Tischplatten, Tischlerarbeiten, Leder und Wachs und hat bedeutende Eisengießereien; Catania fabricirt außer Geweben und Leder auch Kunst- und Luxusgegenstände aus Lava und Marmor, Süßholzsaft u. s. w.; Caltagirone schöne Thongefäße und farbige Statuetten. Der Seehandel, dessen Mittelpunkte Messina, Palermo und Catania, wozu noch für Schwefel (außer den beiden erstern) Girgenti, Licata, Terranova, für Wein Marsala kommen, befindet sich, soweit er nach dem Norden geht, in den Händen deutscher Kaufleute, die im Laufe des 19. Jahrh. die Engländer sehr zurückgedrängt haben. Auch zwei Drittel des Manufacturimports geht durch die Hände deutscher und schweiz. Kaufleute. Der Export übersteigt den Import bedeutend. Die Einfuhr wird auf 70, die Ausfuhr auf 110 Mill. Lire berechnet. Der Binnenhandel ist durch den noch immer nicht gehobenen Mangel an fahrbaren Straßen sehr erschwert. Von Eisenbahnen waren 1878 in Betrieb: Messina-Catania-Siracusa; Palermo-Termini-Cammarata-Porto Empedocle; Caterina-Leonforte-Catania; Caterina-Licata, insgesammt 525 Kilom., in Betriebsverwaltung der Südbahngesellschaft stehend. Außerdem ist noch die 193 Kilom. lange Linie Palermo-Salemi-Marsala-Trapani, einer Privatgesellschaft concessionirt, im Bau begriffen. Die Zahl der Chausseen nimmt in letzter Zeit bedeutend zu. Doch hat die Südküste noch immer großen Mangel daran. Submarine Kabel verbinden die Insel mit Reggio, mit Sardinien, der Küste von Algier und mit Malta, von wo ein Kabel nach Tripoli u. s. w. führt.

Die Sicilier, ein Gemisch der zahlreichen Völkerstämme, welche über die Insel geherrscht haben, der Punier, Griechen, Römer, Ostgothen, Byzantiner, Sarazenen, Deutschen, Provenzalen, Franzosen und Spanier, sind gutmüthig, mäßig, gastfrei und patriotisch. Wie alle Tugenden, besitzen sie auch alle Fehler des Südländers, und Haß und Liebe treten bei ihnen, wie alle Leidenschaften, in extremer Glut auf. Die arge Vernachlässigung des Volksunterrichts hat das Volk bis in die neueste Zeit in großer Unwissenheit erhalten. Eine verrottete Regierungs- und Verwaltungsweise seit Jahrhunderten und mittelalterliche Agrarverhältnisse führten eine ungemeine Verarmung und Verkommenheit des socialen Lebens der Bevölkerung herbei. Der Adel S.s, welcher 122 Fürsten, 78 Herzoge, 130 Marquis und eine große Menge Barone zählt, wird auf mehr als 2000 Familien angegeben. Die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen ist durch die Aufhebung der Klöster sehr reducirt. Jetzt bestehen überall Volksschulen, in den Städten technische oder Realschulen, ferner 32 Gymnasien oder königl. Collegien, 8 Lyceen, 10 Seminarien und 12 Akademien. Universitäten befinden sich zu Palermo, Trapani, Messina, Riposto, Catania und Syrakus. Zu Palermo und Catania bestehen Sternwarten. Größere öffentliche Bibliotheken (ohne die der Universitäten) haben Palermo, Trapani und Syrakus, bedeutende Klosterbibliotheken Catania und Messina. Museen bestehen zu Palermo, Catania, Syrakus, Girgenti, Messina, Termini, Castelvetrano. Nach der histor., aus der Zeit der Sarazenenherrschaft stammenden Eintheilung der Insel zerfällt dieselbe in die drei Bezirke: Val di Demona im Nordosten, Val di Noto im Südosten, Val di Mazzara im Nordwesten. Seit 1817 hat man die Insel in 7 Intendanturen, jetzt Provinzen oder Präfecturen getheilt: Palermo, Trapani, Girgenti, Caltanissetta, Catania, Siracusa (früher Noto) und Messina, die zusammen 175 Mandamenti mit 362 Communi umfassen. In kirchlicher Beziehung zerfällt S. in 19 Diöcesen: 5 erzbischöfliche (Palermo, Monreale, Messina, Catania und Siracusa) und 14 bischöfliche. In Messina hat, außer dem Erzbischofe, auch ein Archimandrit mit gleicher Befugniß seinen Sitz für die auf der Insel wohnenden unirten Griechen (in 11 Gemeinden). Die oberste Gerichtsbehörde ist der Cassationshof zu Palermo. Unter diesem stehen die Appellationshöfe von Palermo, Messina und Catania. In den Hauptstädten der Provinzen bestehen außerdem noch Bezirksgerichte.

Geschichte. Die ältesten Bewohner S.s waren Sikaner, nach einigen iber. Stammes, die um 1100 v. Chr. durch die vom ital. Festlande eingewanderten Sikeler oder Sikuli nach dem Westen der Insel gedrängt wurden, wo noch in geschichtlicher Zeit Hykkara (Carini im Westen von Palermo) eine freie Sikanerstadt war. Aus einer Mischung von Sikanern und Trojanern sollen

die Elymer hervorgegangen sein, welche Egesta oder Segesta (s. d.), den Eryx mit dem Hafen Drepanum (Trapani) und die Stadt Entella bewohnten. Die Sikeler gründeten eine Menge Städte und kleine Fürstenthümer, die sich noch in späterer Zeit von der mittlern Nordküste tief in das Innere der Insel ausbreiteten, wo sie besonders das Symäthosthal und die Gegend um den Monte-Lauro innehatten. Frühzeitig hatten die Phönizier auf den Landspitzen der Küste und den vorliegenden Inselchen Handelsstationen gegründet und ihre Culte verbreitet. Aber erst die Griechen traten erobernd, Colonien gründend und civilisatorisch auf, zunächst auf der Ostküste, wo sie auf die Sikeler stießen. Zuerst gründete hier 735 Theokles aus Athen mit Euböern von Chalcis die Colonie Naxos an der Mündung des jetzigen Cantara. Schon 734 wurde Syrakus von Doriern aus Korinth, 732 Messana-Zankle (Messina) von Chalcis und Kyme, 730 Leontini und Catana von Theokles, 728 Megara-Hybläa (am Busen von Agosta) von Megaris, 690 Gela (Terranova) von Rhodus und Kreta aus, 664 Akrä (Palazzolo) und (vielleicht) Enna (Castrogiovanni) von Syrakus, 648 Himera (bei Termini) von Messana, 644 Casmenä (Scicli südwestlich von Modica), 628 Selinus von Megara-Hybläa, 599 Camarina (südlich von Vittoria) von Syrakus, 582 Akragas oder Agrigentum (Girgenti) von Gela aus angelegt. Die Sikeler wurden den Griechen, den Sikelioten, zinspflichtig und bebauten ihre Aecker als Halbfreie, während in den Städten der griech. Adel als Grundbesitzer (in Syrakus Gamoren genannt) herrschte. Aber um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. stockte die Hellenisirung der Insel und des Westens überhaupt, wol infolge des engern Bündnisses, in welches die Italiker mit den Karthagern getreten waren. Gleichzeitig erschütterten Verfassungskämpfe die griech. Colonien. Um 500 herrschten in den bedeutendsten Städten Tyrannen, von denen Gelon von Syrakus und Theron von Agrigent, verschwägert und verbündet, die griech. Herrschaft vor dem ihr drohenden Untergange bewahrten, als gleichzeitig mit dem zweiten Perserkriege die Karthager, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Xerxes, über die Hellenen des Westens herfielen. Die Schlacht bei Himera 480 rettete nicht blos diese Städte, sondern das ganze Hellenenthum S.s vor dem Barbarenthum der Karthager. Es begann die kurze Blütezeit, nur getrübt durch die Vernichtung der chalcidischen Städte der Ostküste durch Gelon und Hiero I. (s. d.). Ein großer Theil der Tempel, Theater, Wasserleitungen u. s. w. zu Syrakus, Agrigent, Selinus, Himera und in andern Städten, deren Reste noch Bewunderung erregen, entstand zwischen 480 und 415. Doch Verfassungskämpfe der einzelnen Stadtgemeinden, die Demokratisirung derselben, der stets sich geltend machende Gegensatz dorischer und ionisch-achäischer Städte führten eine Katastrophe herbei, welche der große athenische Feldzug gegen Syrakus (415—413) vorbereiten half.

Nach der Niederlage Athens strebte Syrakus als erste griech. Seemacht nach der Herrschaft über ganz S. und über Unteritalien. Die Karthager, seit der Niederlage bei Himera auf den Besitz von Panormus (Palermo), Solüs (Solanto, östlich von Palermo) und Motye (Isola di San-Pantaleo, zwischen Marsala und Trapani) beschränkt, brachen jetzt von dort aus nach dem Osten vor. Selinus und Himera wurden 409 zerstört, 406 Agrigent genommen, 405 Gela und Camarina besetzt und tributpflichtig gemacht, 396 Messana geschleift. Diese Ereignisse brachten Dionysius I. zur Herrschaft von Syrakus (s. d.). An die Geschichte dieser Stadt knüpften sich fortan die Geschicke von ganz S., mit Einschluß der Invasion des Epirotenkönigs Pyrrhus und des ersten Punischen Kriegs (s. d.), welcher 264 über die Beherrschung der Insel zwischen Rom und Karthago ausbrach und 241 mit der Theilung derselben zwischen Rom und Syrakus endete, wobei freilich Rom den Löwenantheil erhielt. Im zweiten Punischen Kriege wurde sodann 212 auch Syrakus und 210 Agrigent von den Römern erobert. Die ganze Insel war nun eine röm. Provinz, die in die zwei Quästuren Lilybätana und Syracusana zerfiel. Anfänglich suchten die Römer den während der langen Kriege heruntergekommenen Ackerbau S.s zu heben, aber nur um die Insel desto mehr ausbeuten zu können. Die von den Karthagern entlehnte Plantagewirthschaft machte es zwar zur Kornkammer Italiens, aber auch zum Schauplatz der Sklavenkriege (139—132 und 103—100), welche die Insel noch mehr verwüsteten als die Punischen Kriege. S. kam unter den röm. Prätoren immer mehr herunter. Den M. Aemilius Lepidus (82) überbot noch Verres, welcher (73—71) die Insel sogar ihrer kostbarsten Statuen und Bildwerke beraubte. Auch die Bürgerkriege zwischen Pompejus und Octavianus beschleunigten den Verfall, sodaß Kaiser Augustus der Insel durch Zuführung von Colonien, Gründung und Wiederherstellung von Städten wieder aufhelfen mußte. Doch die Kraft des Landes blieb gebrochen. Das Christenthum scheint von Rom aus nach S. gekommen zu sein.

Seit des Augustus Reichseintheilung (27 v. Chr.) hatte die Insel S. die erste der zehn senatorischen Provinzen, dann nach der Eintheilung des Diocletianus eine Provinz der Diöcese

Italien gebildet. Im J. 395 n. Chr. wurde sie bei der Reichstheilung zum Weströmischen Reiche geschlagen, dessen Geschick sie bald theilte. Des Westgothen Alarich Versuch, nach S. überzusetzen, scheiterte nur an dem Untergang seiner Schiffe im sicil. Sunde (410). Der Vandale Genserich belagerte von Afrika aus 440 Palermo und eroberte Lilybäum (Marsala). Der Ostgothe Theodorich bemächtigte sich 493 der ganzen Insel. Zwar wurde sie 535 durch Belisar dem Byzantinischen Reiche einverleibt und so wiederum in ein wenn auch modernes Griechenthum hineingezogen. Kaiser Konstans II. verlegte sogar die Residenz des Ostreichs 663 nach Syrakus, wurde aber 668 hier ermordet, worauf Araber 669 die Stadt plünderten. Aber erst 827 landeten zur Eroberung die Sarazenen, vom byzant. Statthalter Euphemius herbeigerufen, bei Mazzara unter Ased-ibn-Forât. Im J. 831 fiel sodann Palermo in ihre Hände, das von nun an die Hauptstadt der Insel wurde und blieb. Die Sarazenen breiteten sich inzwischen immer mehr aus, und 878 bezwang Ebrahim-ibn-Ahmed auch Syrakus. Die Christen behaupteten sich zuletzt nur noch in der Nordostecke der Insel, wo jedoch 901 Taormina und endlich 965 auch Rametta (südwestlich von Messina) genommen wurde. Obschon so die ganze Insel im Besitz der Sarazenen war, gelangte sie doch zu keinem wirklichen Frieden, da der Gegensatz zwischen den Arabern und den afrik. Berbern, aus welchen die Eroberer bestanden, fortwährend zu blutigen Fehden unter denselben führte. Dazu kam noch der Wechsel der Dynastien. Zuerst herrschten die Aglabiden von Kairwan (Tunis). Dann wurde S. unter den Fatimiden Aegyptens ein selbstständiges Emirat. Dann pflanzte sich von Afrika, wo die Ziriten zur Herrschaft gelangt waren, der blutige Kampf zwischen den Sunniten und Schiiten nach der Insel herüber, und der Aufstand verschiedener Städte beschleunigte den Untergang der mohammed. Herrschaft. Doch hatte sich der Wohlstand der Insel während derselben bedeutend gehoben. Ackerbau, Industrie und Handel waren von neuem erblüht, sodaß, als im 11. Jahrh. die Normannen (s. d.) S. eroberten, diese die reichste Beute fanden. Im J. 1061 schritt Robert Guiscard, Herzog von Apulien, mit seinem Bruder Roger zur Eroberung der Insel, nachdem Ibn-Thimna von Syrakus schon einmal um ihre Hilfe angesucht hatte. Messina wurde 1061 erobert, dann Traina. Im J. 1063 machten die Pisaner Beute im Hafen von Palermo; 1064 gehorchte Val Demone den Normannen, welche dann weiter nach Westen vorrückten. Nachdem auf dem Festlande auch Bari in die Hände der Normannen gefallen war, zogen sie vor Palermo, das 1072 erobert wurde. Syrakus ward 1086 genommen, 1087 Girgenti und Castrogiovanni, und 1091 war die Eroberung der Insel vollendet. Roger (Ruggiero), der von seinem Bruder S. als Grafschaft zu Lehn erhalten hatte, starb 1101. Sein Sohn Roger II. erbte 1127 bei dem Erlöschen der Linie Robert Guiscard's auch das Herzogthum Apulien (Süditalien) und ließ sich 1130 zu Palermo, der Hauptstadt seines Reichs, zum König von S. krönen. Unter ihm blühte die Insel mächtig auf; seine Flotten schlugen die Angriffe der Sarazenen und Byzantiner zurück. In dem nach seines Enkels, Wilhelm's II., Tode 1189 ausgebrochenen Erbfolgestreite erklärten sich die Sicilier für Tancred, einen natürlichen Sohn des Herzogs Roger von Apulien und Vetter von Wilhelm II., gegenüber den Erbansprüchen des hohenstaufischen Kaisers Heinrich VI., der nach Tancred's baldigem Tode dessen Sohn Wilhelm III. überwand und die Herrschaft seines Hauses in beiden Sicilien begründete.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen behauptete vorübergehend Karl von Anjou seine Herrschaft in S., die aber 1282 durch das Blutbad der Sicilischen Vesper (s. d.) gebrochen wurde. Messina schlug den Angriff Karl's in heldenmüthiger Vertheidigung ab, und Peter III. von Aragonien, Eidam des Hohenstaufen Manfred, wurde als Peter I. Herr der Insel, die von nun an wieder 160 Jahre von Neapel getrennt blieb. In dieser Zeit gerieth jedoch die Insel in tiefen Verfall durch die anhaltenden Kriege mit den Anjous von Neapel, während zugleich der zur Macht gelangte Adel ein geordnetes Staatswesen unmöglich machte. Peter's I. zweiter Sohn, Jakob der Gerechte, erhielt nach seines Vaters Tode 1285 die Insel. Da dieser aber 1291 König von Aragonien wurde, folgte ihm 1296 auf S. sein jüngerer Bruder Friedrich II., diesem 1337 Peter II., 1342 Ludwig und 1355 dessen Bruder Friedrich III. Mit diesem erlosch 1377 die männliche Linie des aragonischen Königsstammes, und so fiel die Insel an Friedrich's III. minderjährige Erbtochter, welche 1382 nach Barcelona entführt und 1385 mit dem Prinzen Martin von Aragonien vermählt wurde. Dieser Martin I. war, nach Maria's Tode (1402—9) Alleinherrscher in S. Da er auch von seiner zweiten Gemahlin, Blanca von Castilien, keine Nachkommen hinterließ, so beerbte ihn sein Vater König Martin II. von Aragonien, nach dessen Tode 1410 ein zweijähriges Interregnum eintrat. Hierauf wurde Ferdinand I., Infant von Castilien und König von Aragonien, Martin's II. Oheim von mütter-

licher Seite, König von S. Diesem folgte 1416 sein ältester Sohn Alfons (als König von Aragonien Alfons V.), der 1442 auch König von Neapel wurde und so das Königreich beider Sicilien wiederherstellte. Die Insel blieb nun mit Spanien vereinigt (unter der aragonischen, der habsburg. und der bourbonischen Dynastie), bis sie 1713 im Utrechter Frieden als Königreich Sicilien an Victor Amadeus von Savoyen fiel. Schon 1720 gelangte sie indessen, gegen Abtretung der Insel Sardinien, an Oesterreich (Karl VI.), 1735 aber nebst Neapel durch den Wiener Frieden an den span. Infanten Don Carlos. Als dieser 1759 König von Spanien (Karl III.) wurde, überließ er S. und Neapel als Secundogenitur seinem dritten Sohne Ferdinand. Die Insel war seitdem, mit kurzer Unterbrechung während der Napoleonischen Herrschaft, ein Bestandtheil des Königreichs beider Sicilien und theilte dessen Geschicke. Im J. 1860 ward sie durch Garibaldi von der bourbonischen Herrschaft befreit und ein Bestandtheil des Königreichs Italien, dessen Regierung die durch die langjährige schlechte Verwaltung auf S. eingewurzelten Schäden nach Kräften zu heilen sucht. Das seit lange in S. eingewurzelte Räuberunwesen, das in der Mafia (s. d.) eine förmliche Organisation besitzt, veranlaßte 1875 das Ministerium Minghetti, der ital. Kammer ein Ausnahmegesetz zur Ausrottung dieses Unwesens vorzulegen. Auch das Ministerium Depretis-Nicotera ergriff hiergegen durchgreifende Maßregeln.

Treffliche Schilderungen S.s enthalten die Reiseberichte von Bartels (3 Bde., Gött. 1787—92), Münter (2 Bde., Kopenh. 1790), F. Leopold von Stolberg (4 Bde., Königsb. 1794), Kephalides (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1822), Parthey (2 Bde., Berl. 1834—40), Goldhann («Aesthetische Wanderungen in S.», Lpz. 1855), Löher («Neapel und S.», 2 Bde., Münch. 1864), Gregorovius («Siciliana», 4. Aufl., Lpz. 1875); ferner sind zu nennen: Smyth, «Memoir descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily» (Lond. 1824); Neigebaur, «S., dessen polit. Entwickelung und jetziger Zustand» (Lpz. 1848); Amico, «Dizionario topografico della Sicilia» (2 Bde., Palermo 1855); Fischer, «Beiträge zur physischen Geographie der Mittelmeerländer, besonders S.s» (Lpz. 1876); Gsell-Fels, «Unteritalien und S.» (2. Aufl., Lpz. 1877). Neuere Arbeiten über die Geschichte der Insel sind: Di Blasi, «Storia del regno di Sicilia» (3 Bde., Palermo 1844); San-Filippo, «Compendio della storia di Sicilia» (7. Aufl., Palermo 1859); Amari, «Storia dei musulmani di Sicilia» (3 Bde., Flor. 1854—72); derselbe, «Biblioteca Arabo-Sicula» (Par. u. Lpz. 1856 fg.); derselbe, «La guerra del Vespro Siciliano» (8. Ausg., 2 Bde., Flor. 1876); La Lumia, «Studi di storia Siciliana» (2 Bde., Palermo 1870); Holm, «Geschichte S.s im Alterthum» (2 Bde., Lpz. 1870—74). Für die Geschichte der Künste in S. sind für das Alterthum die Werke von Serradifalco und von Hittorff und Zanth; für das Mittelalter Gally Knight, «Saracenic and Norman remains in Sicily» (Lond. 1840), und Di Marzo, «Belle arti in Sicilia» (4 Bde., Palermo 1858), sowie endlich Hittorff und Zanth, «Architecture moderne de la Sicile» (2 Bde., Par. 1826—30), besonders zu empfehlen.

Sicilien (Königreich beider). Das ehemalige Königreich beider S., das seit 1860 dem jetzigen Königreich Italien einverleibt ist, umfaßte die südl. Hälfte der ital. Halbinsel und die Insel Sicilien nebst den benachbarten kleinen Inseln und hatte im ganzen einen Flächeninhalt von 114,557,55 QKilom. mit (Ende 1861) 9,283,686 E. Das Königreich wurde eingetheilt in das Gebiet diesseit der Meerenge (dominj al di quà del Faro) oder Neapel, und das Gebiet jenseit der Meerenge (dominj al di là del Faro) oder Sicilien (s. d.). Das festländische Gebiet, auch Königreich Neapel genannt, umfaßte die fünf jetzigen Compartimenti Abruzzen und Molise, Campanien, Apulien, Basilicata, Calabrien (s. Italien) mit insgesammt 85,316,28 QKilom. und (1861) 7,061,952 E.; das Königreich S. jenseit des Faro aber (jetzt nur ein Compartimento) 29,241,27 QKilom. mit (1861) 2,221,734 E. Das Wappen des Königreichs beider S. war ein blauer mit goldenen Lilien bestreuter Schild, darüber ein rother Turnierkragen mit drei Lätzen (Anjou-Neapel); ein in Form eines Andreaskreuzes schräg quadrirter Schild, oben und unten in goldenem Felde vier rothe Pfähle, zu beiden Seiten schwarze Adler in silbernem Felde (Sicilien); außerdem noch die Schilde von Parma, Oesterreich, Portugal, Toscana, Spanien, Aragon, Burgund, Brabant, Flandern, Tirol und Jerusalem. Das Ganze bedeckte die Königskrone; ringsum hingen die Ketten der sechs sicil. Orden.

Geschichte. Unteritalien empfing seine erste Cultur von den Griechen, die im 8. Jahrh. v. Chr. hier viele Colonien anlegten, und wurde deshalb auch Großgriechenland (s. d.) benannt. Unter den griech. Pflanzstädten waren die berühmtesten Tarent, Sybaris, Kroton, Rhegion, Kumä und Neapolis (das jetzige Neapel). Nach der Eroberung Tarents durch die Römer, 272 v. Chr., wurde ganz Unteritalien eine Provinz des Römischen Reichs (s. d.) und theilte

seitdem die Schicksale der ital. Halbinsel, welche nach dem Umsturze des Weström. Reichs 476 erst von Odoaker, dann von den ostgoth. Königen beherrscht und endlich durch Belisar und Narses wieder für das Byzantinische (oström.) Kaiserthum erobert wurde. Die Longobarden unterwarfen sich 568 den größten Theil der Halbinsel; doch behaupteten sich die Byzantiner in Gaëta, Neapel und Amalfi nebst Umgegend sowie in der südwestl. Halbinsel. Ein byzant. Statthalter zu Neapel führte die Verwaltung; doch gewannen allmählich Amalfi und Gaëta eine thatsächliche Unabhängigkeit als republikanische Freistädte unter ihren vom Volk gewählten Herzogen. Das übrige Unteritalien beherrschten die longobard. Herzoge von Benevent (s. d.). Aber seit 850 löste das Herzogthum Benevent sich in mehrere Fürstenthümer auf (Benevent, Salerno, Capua). In den wiederholten Fehden zwischen den byzant. und longobard. Machthabern wurden die Araber oder Sarazenen, die schon seit 827 auf der Insel Sicilien sich festgesetzt hatten, bald von der einen, bald von der andern Partei zu Hülfe gerufen. Die Folge war, daß auch diese in Unteritalien festen Fuß faßten. Allmählich gewannen jedoch die Byzantiner die Oberhand. Aber das Land kam nicht zur Ruhe, denn die Byzantiner hatten fortwährend mit den Sarazenen, den longobard. Großen und den republikanischen Städten zu kämpfen. Auch die Päpste und die deutschen Kaiser aus dem sächs. und fränk. Hause mischten sich von Rom aus wiederholt in die Verhältnisse Unteritaliens ein. Mitten in diesen Wirren kam zu Anfang des 11. Jahrh. noch ein neues Element hinein. Man lernte in Unteritalien die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der Normannen kennen, und bald wurden dieselben scharenweise als Söldner für den Dienst der longobard. und byzant. Großen angeworben. Die größten Erfolge errangen die tapfern Söhne des normann. Ritters Tancred von Hauteville. Der älteste, Wilhelm mit dem eisernen Arm, setzte sich in der Stadt Melfi fest (1042) und nannte sich Graf von Apulien. Sein Bruder Robert Guiscard (s. d.) ließ sich 1057 von Papst Nikolaus II. mit alle dem belehnen, was er künftig noch in Unteritalien und Sicilien auf Unkosten der Byzantiner und Sarazenen erobern würde; seitdem führte er den Titel eines Herzogs von Apulien, Calabrien und Sicilien. Bis zu seinem Tode 1085 gelang es ihm, die Byzantiner vollends von dem ital. Festland zu vertreiben; Benevent blieb im Besitz des Papstes. Gleichzeitig entriß sein jüngerer Bruder Roger I. (s. d.) die Insel Sicilien den Sarazenen. Robert Guiscard's Söhne theilten das Reich des Vaters, sodaß Roger das Herzogthum Apulien, Bohemund (s. d.) aber das Fürstenthum Tarent erhielt. Doch wandte der letztere sich mit dem ersten Kreuzzug nach Kleinasien, wo er das Fürstenthum Antiochia stiftete, und Roger's einziger Sohn starb 1127 kinderlos. Nun wurde der Sohn und Nachfolger Roger's I., Graf Roger II. (s. d.) von Sicilien, auch in Unteritalien als Herzog anerkannt, sodaß alle normann. Eroberungen diesseit und jenseit der Meerenge unter seinem Scepter vereinigt waren. Anaklet II. ließ durch seinen Legaten zu Palermo 1130 Roger II. zum König von S. krönen, und Innocenz II. bestätigte 1139 diesen neuen Königstitel, wogegen Roger sein ganzes Reich vom päpstl. Stuhl zu Lehn nahm. So entstand das Königreich beider S. Dem Papst als Oberlehnsherrn mußte ein weißer Zelter und ein Beutel mit Dukaten dargebracht werden, bis die Lehnsverbindung und der Tribut im 19. Jahrh. förmlich aufgehoben wurden. Andererseits waren dem Könige durch eine Bulle des Papstes Urban II. vom 5. Juli 1098 auf der Insel Sicilien die Rechte eines päpstl. geborenen Legaten a latere eingeräumt, mit einer ausgedehnten Gewalt über die Geistlichkeit, wie kein anderer Monarch der Christenheit sie besaß (monarchia Siciliae). Die unterworfenen Sarazenen in Apulien und Sicilien behielten freie Religionsübung, bis sie zu Ende des 13. Jahrh. gewaltsam bekehrt, vertrieben oder ausgerottet wurden. Die Organisation des Königreichs war eine streng feudale, mit einem mächtigen Adel und Klerus. Doch bewahrte das Königthum eine starke Gewalt, und die Lage des Landes brachte es mit sich, daß die Könige hier zuerst in Westeuropa die streng monarchischen Grundsätze des röm. Rechts und die regelmäßige byzant.-arab. Finanzverwaltung kennen lernten und auch praktisch anwendeten.

Auf König Roger II. (gest. 1154) folgte dessen Sohn Wilhelm I., der Böse, 1154—66, und mit dem Enkel Wilhelm II., dem Gütigen, 1166—89, erlosch der legitime Mannsstamm der normann. Dynastie. Nun machte der röm.-deutsche Kaiser Heinrich VI. (s. d.) aus dem hohenstaufischen Hause die Ansprüche geltend, welche ihm als Gemahl der Tochter Roger's II., Constantia, zustanden. Er gewann die Herrschaft über Neapel und Sicilien mit Waffengewalt, obwol ein unehelicher Bruder Wilhelm's II., Tancred (gest. 1194), und dessen unmündiger Sohn Wilhelm III. als Gegenkönige auftraten. Dann strafte er die Empörer mit blutiger Strenge und starb zu Messina 1197. Sein Sohn, der röm.-deutsche Kaiser Friedrich II. (s. d.), 1197—1250, machte sich um S. besonders durch eine weise Gesetzgebung 1231 verdient; auch stiftete

er 1224 die Universität in der Stadt Neapel, welche von nun an neben Palermo als Reichshauptstadt erscheint, und berief außer den Prälaten und Baronen auch Abgeordnete der Städte in den Reichstag. Als Friedrich's II. Sohn und Nachfolger, der röm. König Konrad IV. (s. d.), schon 1254 starb, übernahm dessen Halbbruder Manfred (s. d.), Fürst von Tarent, erst als Reichsverweser für seinen unmündigen Neffen Konradin (s. d.) die Regierung und ließ sich 1258 zum König krönen. Aber er gerieth in bittere Feindschaft mit dem päpstl. Stuhl, worauf Papst Urban IV. als Oberlehnsherr 1263 das Königreich an Karl von Anjou, den Bruder des Königs Ludwig IX. von Frankreich, verlieh. In der Schlacht bei Benevent 26. Febr. 1266 wurde Manfred besiegt und erschlagen; das Land unterwarf sich dem Sieger. Auch Konradin, als er nach Neapel zog, wurde bei Tagliacozzo 23. Aug. 1268 besiegt, gefangen und zu Neapel 29. Oct. 1268 enthauptet. Seitdem herrschte König Karl I., 1266—85, über das ganze Königreich. Die Insel Sicilien schüttelte jedoch 1282 (s. Sicilische Vesper) sein drückendes Joch ab, um sich dem Schwiegersohn Manfred's, König Peter III. von Aragonien, zu unterwerfen, und blieb seitdem bis zur Zeit des Spanischen Erbfolgekriegs unter span. Herrschaft.

Das königl. Haus Anjou war somit auf das festländische Gebiet Neapel beschränkt. Auf Karl I. folgte dessen Sohn Karl II., 1285—1309, und der Enkel Robert, 1309—43, welcher als Haupt der Guelfen in Italien den röm.-deutschen Kaisern Heinrich VII. und Ludwig IV. (dem Baier) entgegentrat. Robert hinterließ das Reich seiner hochbegabten Enkelin Johanna I., 1343—82, die er mit dem Sohne seines Bruderssohnes, König Karl Robert von Ungarn, dem Prinzen Andreas (s. d.), vermählt hatte. Andreas wurde 1345 von verschworenen Baronen ermordet. Deshalb erhob Andreas' Bruder, König Ludwig d. Gr. von Ungarn, einen Rachekrieg und suchte sich des Königreichs Neapel zu bemächtigen, mußte jedoch im Frieden von 1352 völligen Verzicht leisten. Johanna vermählte sich 1346 wieder mit dem Fürsten Ludwig von Tarent, 1363 mit König Jakob III. von Majorca und 1376 mit Herzog Otto (dem Tarentiner) von Braunschweig; aber sie blieb kinderlos. Deshalb adoptirte sie einen Vetter aus der ungar. Linie des Hauses Anjou, Karl den Kleinen von Durazzo; aber später versuchte sie, die Nachfolge einem andern Vetter, dem Herzog Ludwig I. von Anjou, zuzuwenden. Es erschien aber Karl von Durazzo, durch den Papst unterstützt, mit Heeresmacht in Neapel, nahm die Königin gefangen, welche er 1382 ermorden ließ, und erwehrte sich glücklich des Nebenbuhlers Ludwig von Anjou. So wurde er als König Karl III., 1382—86, in Neapel anerkannt und erlangte 1385 auch die Krone von Ungarn, wo er aber kurz darauf umkam. Sein Sohn Ladislaus, 1386—1414, behauptete sich in Neapel gegen Herzog Ludwig II. von Anjou und benutzte die damalige Verwirrung in Italien und das Schisma der Kirche, um sein Reich durch Eroberungen im Kirchenstaat und Toscana zu erweitern; aber diese gingen nach seinem plötzlichen Tode schnell wieder verloren. Seine Schwester und Erbin, Johanna II., 1414—35, war eine Königin ohne Tugend und ohne Würde. Durch den Tod ihres ersten Gemahls, Herzogs Wilhelm von Oesterreich, verwitwet, führte sie einen ärgerlichen Lebenswandel, bis sie auf Verlangen der Barone den Grafen Jakob de la Marche, aus dem Hause Bourbon, 1415 heirathen mußte. Dieser wurde schon nach Jahresfrist von seiner Gemahlin gefangen gesetzt und mußte nach seiner Befreiung 1419 sich nach Frankreich flüchten, wo er 1438 in einem Kloster zu Besançon starb. Ein neuer Günstling, Gianni Caraccioli (s. d.), hatte seitdem den größten Einfluß auf die Königin Johanna. Diese Wirren gaben dem Papst Martin V. Veranlassung, sich in die Verhältnisse Neapels einzumischen und die Prätensionen des Herzogs Ludwig III. von Anjou auf den neapolit. Thron zu begünstigen. Johanna fand dagegen Hülfe bei König Alfons V. (s. d.) von Aragonien und der Insel Sicilien, den sie förmlich adoptirte und zum Nachfolger annahm. Als sie aber 1423 mit diesem in Streit gerieth, erklärte sie die Adoption für ungültig und versöhnte sich mit Herzog Ludwig III., der seitdem als designirter Thronfolger galt und das Herzogthum Calabrien erhielt. Die eigentliche Regierungsgewalt war jedoch fortwährend in den Händen Caraccioli's, bis dieser endlich mit der Königin sich entzweite und von misvergnügten Baronen 1432 ermordet wurde. Auch Herzog Ludwig III. starb 1434, und so bestimmte Johanna in ihrem Testament dessen jüngern Bruder, Herzog René (s. d.) von Lothringen, zu ihrem Nachfolger. Dieser nahm nach dem Tode der Königin Johanna II., 1435, den Königstitel an, und bot alles auf, um sich im Besitz des Reichs zu behaupten. Aber 2. Juni 1442 ward die Hauptstadt Neapel von den Aragoniern eingenommen, und René zog sich nach Frankreich zurück, während Alfons V. (als König von Neapel: Alfons I.) allgemein anerkannt wurde. Unter ihm war somit das alte Königreich beider S. wieder vereinigt, doch nur auf kurze Zeit. Denn als Alfons 1458 starb, hinterließ er das Reich Neapel seinem natürlichen Sohn

Ferdinand I., während Aragonien und die Insel Sicilien an seinen Bruder Johann II. (Vater Ferdinand's des Katholischen) fielen. Auf König Ferdinand I. von Neapel, 1458—94, folgte dessen Sohn Alfons II., der aber schon 23. Jan. 1495 zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. abdankte und sich nach der Insel Sicilien zurückzog, wo er noch in demselben Jahre starb. Zu dieser Zeit rückte König Karl VIII. (s. d.) von Frankreich mit einem großen Heere heran, um die Ansprüche auf das Königreich Neapel, welche er von dem Titularkönig René geerbt hatte, mit den Waffen geltend zu machen. Ferdinand II., zu schwach zum Widerstande, flüchtete nach der Insel Ischia und von da nach Sicilien, während die Franzosen 21. Febr. 1495 ohne Schwertschlag in die Hauptstadt Neapel einrückten. Aber eine zu Venedig 29. März 1495 zwischen den ital. Staaten, dem deutschen Kaiser Maximilian I. und dem span. König Ferdinand dem Katholischen abgeschlossene Coalition zwang Karl VIII. bereits Ende Mai 1495 den Rückzug nach Frankreich anzutreten. Mit dem Beistande span. und venet. Hülfstruppen überwältigte nun Ferdinand II. die zurückgelassenen franz. Besatzungen und nahm sein Reich wieder in Besitz, starb aber schon 5. Oct. 1496, worauf sein Vaterbruder König Friedrich III., 1496—1501, den Thron bestieg. Nun aber vereinigten sich Ferdinand der Katholische und König Ludwig XII. von Frankreich durch den geheimen Vertrag vom 22. Sept. 1500 zur Eroberung und Theilung des Königreichs Neapel. Friedrich III. vermochte der Uebermacht nicht zu widerstehen; er ergab sich dem franz. König und erhielt von diesem die Landschaft Anjou nebst einem Jahrgehalt (gest. 1504). Doch die Sieger wurden bald über die Theilung des eroberten Landes uneinig, und nach längerm Kämpfen vertrieb der span. Feldherr Gonsalvo von Cordova durch den Sieg am Garigliano 29. Dec. 1503 die Franzosen aus Neapel, worauf im Oct. 1505 Ludwig XII. gegen eine Geldzahlung seinen Ansprüchen zu Gunsten Ferdinand's des Katholischen entsagte. Somit war das alte Königreich beider S. unter span. Scepter wieder vereinigt.

Seitdem blieben Neapel und Sicilien über 200 Jahre lang Provinzen der großen span. Monarchie und wurden durch span. Vicekönige mit fast unumschränkter Gewalt regiert. In Neapel hörten seitdem die Reichstage ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten nur mit einem ständischen Ausschusse, bei dem die Stadt Neapel allein den ganzen dritten Stand repräsentirte. Das Parlament in Sicilien wurde auf die Bewilligung und Vertheilung neuer Steuern beschränkt. Das öffentliche Leben gerieth in Stockung und Versumpfung. Eine hohe Besteuerung untergrub den allgemeinen Wohlstand, und das Grundeigenthum gerieth immer mehr in den Besitz des Adels und Klerus, sodaß am Ende an zwei Drittel des gesammten Grundes und Bodens zur Todten Hand gehörten. Als der Steuerdruck immer lästiger wurde, brach in der Stadt Neapel 7. Juli 1647 ein Aufstand aus, bei dem anfangs ein Fischer Masaniello (s. d.) an der Spitze stand. Obwol dieser nach wenigen Tagen umkam, dauerte die Empörung fort, und auch in den Provinzen entstanden Unruhen, indem sich die Bauern gegen den Adel erhoben. Am 5. Oct. 1647 ward die Stadt Neapel gleichzeitig von den umliegenden Forts und einer span. Flotte heftig bombardirt und angegriffen, aber ohne Erfolg. Nun riefen die Neapolitaner die Hülfe des Königs Ludwig XIV. von Frankreich an, und der franz. Herzog Heinrich II. von Guise, der 15. Nov. 1647 in Neapel eintraf, ward zum Oberbefehlshaber der «Republik» ausgerufen. Dieser entzweite sich aber bald mit den Volksführern, und nachdem er die Stadt verlassen, unterwarf Neapel 6. April 1648 sich wieder dem König von Spanien.

Durch den Spanischen Erbfolgekrieg und die Friedensschlüsse von Utrecht 1713 und Rastatt 1714, wurden beide Provinzen von der span. Monarchie losgerissen. Neapel fiel an den deutschen Kaiser Karl VI., die Insel Sicilien mit der Königskrone an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen. Zwar eroberte König Philipp V. von Spanien, auf Antrieb seines Ministers Alberoni, im Juli 1718 die Insel Sicilien wieder, mußte dieselbe aber 26. Jan. 1720 an Kaiser Karl VI. abtreten, der dagegen die Insel Sardinien an Victor Amadeus II. überließ. Das wiedervereinigte Königreich beider S. blieb aber nur 13 Jahre unter österr. Herrschaft. Schon 1733—34 wurde dasselbe von den Spaniern wiedererobert und Juni 1734 ein jüngerer Sohn König Philipp's V., der Infant Don Carlos, als König Karl III. daselbst eingesetzt. An diesen trat Kaiser Karl VI. in den Friedenspräliminarien vom 3. Oct. 1735 und dem Definitivfrieden zu Wien 18. Nov. 1738 Neapel und Sicilien nebst dem sog. Stato degli presidii (Insel Elba, Fürstenthum Piombino und ein Küstenstrich von Toscana) förmlich ab. Zugleich wurde durch Vertrag und Familiengesetz stipulirt, daß diese Secundogenitur des span. Hauses Bourbon (s. d.) niemals mit der Krone Spanien vereinigt werden dürfe. Demnach überließ König Karl III., 1734—59, als er nach dem Tode seines Bruders Ferdinand VI. den span. Thron bestieg, die Krone von Neapel und Sicilien an seinen dritten Sohn,

Ferdinand IV., 1759—1825. Dieser mußte im Frieden zu Florenz 28. März 1801 den Stato degli presidii abtreten, welcher seitdem zu Toscana gehörte. Alle seine übrigen Gebiete diesseit und jenseit der Meerenge, die bisher in Gesetzgebung und Verwaltung fast ganz voneinander geschieden gewesen, vereinigte er 12. Dec. 1816 zu einem Gesamtstaat unter dem Namen des Königreichs beider S. und nannte sich seitdem Ferdinand I. (s. d.).

Bereits unter der Regierung Karl's III. hatten Reformen in der Weise des aufgeklärten Despotismus begonnen, die unter Ferdinand durch den Minister Tanucci weitergeführt wurden. Aber Ferdinand's Gemahlin, die österr. Prinzessin Karoline Marie (s. d.), verdrängte 1777 Tanucci, gewann darauf immer mehr polit. Einfluß und erhob endlich 1784 ihren unwürdigen Günstling Acton (s. d.) zum dirigirenden Premierminister. Seitdem trat ein Umschwung ein, der unter dem Eindrucke der Französischen Revolution ganz in eine absolutistisch-klerikale Reaction ausartete. Neapel trat 1793 der ersten Coalition gegen die Französische Republik bei, mußte jedoch nach dem glänzenden Feldzug des Generals Bonaparte in Italien 1796 einen Separatfrieden nachsuchen. Dennoch schloß Ferdinand sich wieder der zweiten Coalition an und begann zuerst den Krieg durch einen Angriff auf die Römische Republik im Nov. 1798. Aber nach einem kurzen, kläglichen Feldzuge entfloh er 24. Dec. 1798 nach Palermo und gab sein festländisches Gebiet den Franzosen preis, welche 23. Jan. 1799 die Stadt Neapel besetzten und daselbst die Parthenopäische Republik (s. d.) errichteten. Eine zahlreiche misvergnügte Partei aus den höhern Ständen schloß sich bereitwillig dieser Umwälzung an; selbst der Admiral Francesco Caraccioli (s. d.) trat in den Dienst der republikanischen Regierung über. Aber unter der Führung des kriegerischen Cardinals Fabrizio Ruffo erhob sich das Landvolk in Calabrien und Apulien für die Sache des Königthums. Sicil. Truppen, eine brit. Flotte unter Nelson, auch Russen und Türken kamen ihm zu Hülfe, während die Franzosen durch Unfälle in Oberitalien gezwungen wurden, ihre meisten Truppen zurückzuziehen. Bereits 23. Juni 1799 mußten die Republikaner in Neapel capituliren. Doch König Ferdinand erklärte die Capitulation für ungültig und ließ durch eine besondere Staatsjunta ein grausames Blutgericht über die Schuldigen halten. Der Krieg gegen Frankreich dauerte fort bis zum Frieden von Florenz 28. März 1801. Noch unglücklicher verlief die Theilnahme an der dritten Coalition. Im Nov. 1805 rückte eine neapolit. Armee mit russ. und brit. Hülfstruppen gegen das Königreich Italien vor, worauf Kaiser Napoleon I. zu Schönbrunn 26. Dec. 1805 erklärte, daß «die Dynastie von Neapel aufgehört habe zu regieren». Beim Anmarsch der Franzosen entfloh König Ferdinand 13. Jan. 1806 nach der Insel Sicilien, in deren Besitz er durch brit. Hülfe geschützt wurde. Das festländische Gebiet wurde dagegen mit leichter Mühe von den Franzosen erobert, die schon 15. Febr. in die Hauptstadt Neapel einzogen; zuletzt capitulirte die Festung Gaëta 18. Juli 1806. Darauf ernannte Napoleon I. 30. März 1806 seinen Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) zum König von Neapel und Sicilien. Als dieser auf den span. Thron berufen wurde, übertrug der franz. Kaiser die neapolit. Krone 1. Aug. 1808 auf seinen Schwager Joachim Murat (s. d.). Neapel wurde jetzt nach franz. Muster reorganisirt, erhielt auch eine constitutionelle Verfassung 20. Juni 1808, und das Land hob sich unter einer sorgsamen, wohlgeregelten Verwaltung. Unterdeß herrschten König Ferdinand und seine Gemahlin unter brit. Schutz in Sicilien in alter Weise, sodaß die Unzufriedenheit allgemein wurde. Der brit. Oberbefehlshaber auf Sicilien, Lord William Bentinck, schritt ein und erzwang die Einberufung eines constituirenden Parlaments, mit dem eine constitutionelle Verfassung nach brit. Muster Juli 1812 vereinbart wurde. Die Spannung zwischen Lord Bentinck und dem sicil. Hofe war damals so groß, daß König Ferdinand zeitweilig die Regierung seinem Sohne, dem Kronprinzen Franz, übertrug. Die Königin Karoline Marie mußte sogar Sicilien verlassen und ging über Konstantinopel nach Wien, wo sie 8. Sept. 1814 starb.

Die Ereignisse des J. 1815 führten die Wiedervereinigung des Königreichs beider S. herbei. Beim ersten Sturze Napoleon's hatte Joachim Murat durch rechtzeitigen Abfall seine Krone gerettet. Als er aber während der Hundert Tage sich auf Napoleon's Seite stellte und sogar Oberitalien angriff, wurde er von den Oesterreichern besiegt und vertrieben. Am 17. Juni 1815 zog Ferdinand wieder in seine Hauptstadt Neapel ein und ließ Murat, der bei einer versuchten Landung in Calabrien ergriffen ward, zu Pizzo 13. Oct. 1815 als Usurpator erschießen. Zugleich gerieth jedoch Ferdinand in vollständige Abhängigkeit von der österr. Politik, und es wurde das alte absolute Regiment mit allen seinen Misbräuchen wieder eingeführt. Die Unzufriedenheit ward allgemein und der Geheimbund der Carbonari (s. d.), welcher auf eine Umwälzung hinarbeitete, gewann immer mehr Anhänger. So fand das Beispiel der span. Militär-

revolution vom Jan. 1820 in Neapel bald Nachahmung. Am 2. Juli 1820 proclamirte der Lieutenant Morelli vom Reiterregiment Bourbon zu Nola die span. Cortesverfassung von 1812 und zog mit seiner Schwadron nach Avellino, wo die Besatzung sich ihm anschloß. Am 6. Juli 1820 trat auch der populärste General Guglielmo Pepe (s. d.) mit seinen Regimentern zu den Aufständischen über und übernahm das Commando. Da entschloß sich König Ferdinand zur Nachgiebigkeit. Er nahm 7. Juli die span. Constitution an, die 13. Juli feierlich beschworen wurde, und berief das Reichsparlament zum 1. Oct. Aber die Insel Sicilien, welche in den letzten Jahren völlig als Nebenland und Provinz behandelt worden, war damit nicht befriedigt, sondern verlangte jetzt die Wiederherstellung ihres eigenen Parlaments und ihrer eigenen widerrechtlich aufgehobenen Verfassung, sodaß nur eine Personalunion mit Neapel bestehen bleiben sollte. Schon 15. bis 18. Juli kam es in Palermo zum Aufstande. Der königl. Statthalter ward verjagt und eine provisorische Regierung eingesetzt. Bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Insel, und die neapolit. Truppen konnten sich nur in den Städten Messina, Catania, Syrakus und Trapani behaupten. Der neue Oberfeldherr, General Florestano Pepe (s. d.), suchte zu vermitteln und schloß 5. Oct. 1820 eine Capitulation, wodurch die Hauptforderungen der Sicilianer zugestanden wurden; aber dieser Vergleich ward von dem Reichsparlament in Neapel verworfen und Pepe zurückberufen. Die Folge war, daß der Bürgerkrieg in Sicilien wieder ausbrach und fortdauerte, bis im nächsten Jahre sowol Neapel wie Sicilien durch die österr. Intervention zu Boden geschlagen wurden. Zu dieser Zeit ward nämlich die neapolit. Staatsveränderung durch die Heilige Allianz der fünf Großmächte auf den Congressen zu Troppau und Laibach verurtheilt. König Ferdinand selbst, nachdem er den Kronprinzen Franz zum Alterego und Regenten ernannt, begab sich nach Laibach, angeblich um zu vermitteln; aber er stimmte den Beschlüssen der Großmächte zu. Oesterreich übernahm es, den alten Zustand der Dinge in Neapel mit Waffengewalt wiederherzustellen, und nöthigenfalls versprach Rußland militärische Beihülfe. Am 9. Febr. 1821 wurden diese Beschlüsse in Neapel notificirt, wo man sich eiligst zum Widerstand rüstete und zwei Armeecorps an der Grenze aufstellte. Aber der österr. Feldzeugmeister Frimont schlug den General Guglielmo Pepe bei Rieti 7. März und unterwarf in wenig Wochen das ganze Land, nachdem sich die neapolit. Truppen gleich nach dem ersten Mislingen aufgelöst hatten. Der König hatte bereits 10. März von Florenz aus alle neuen Einrichtungen widerrufen, versprach jedoch bei seiner Rückkehr, Mitte Mai, eine neue Verfassungseinrichtung zu erlassen. Ein Statut vom 26. Mai 1821 schuf einen Staatsrath, eine getrennte Verwaltung für Sicilien und zwei berathende Staatsconsulten für beide Landestheile. Zugleich wurden Provinzialräthe und selbstständigere Gemeindeverwaltung in Aussicht gestellt. Wären diese Reformen auch ernstlicher gemeint gewesen, als sie es waren (die Staatsconsulten wurden z. B. erst 1824 in Thätigkeit gesetzt), so führte doch die nächste Zeit der Restauration zu sehr peinlichen Zuständen. Die geistliche und weltliche Reaction war gewaltthätiger als je. Oesterreich selbst und der General Frimont legten sich am Ende ins Mittel, verlangten eine mildere Art der Regierung und setzten auch durch, daß der verhaßte Polizeiminister Canosa entlassen ward. Doch gärte es noch jahrelang fort; ein strenges Gesetz gegen geheime Gesellschaften konnte nicht hindern, daß neue Verschwörungen entstanden und die Gefängnisse immer gefüllt blieben. Viele der politisch Compromittirten suchten Zuflucht in den Gebirgen und verstärkten die Räuberbanden, welche nach alter Weise das Land beunruhigten. Nur allmählich wurde das österr. Occupationsheer vermindert. Es trat in diesen Zuständen keine wesentliche Aenderung ein bis zum Tode Ferdinand's I., 4. Jan. 1825. Sein Sohn und Nachfolger, Franz I. (s. d.), suchte durch eine beschränkte Amnestie die Stimmung zu beruhigen. Auch erlangte er im Frühjahr 1827 die Entfernung der österr. Occupationstruppen.

Als Franz I. 8. Nov. 1830 starb, folgte ihm sein Sohn Ferdinand II. (s. d.), dessen Anfänge eine bessere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten verhießen. Es wurde eine theilweise Amnestie erlassen, Ersparnisse angeordnet und die Pachtgelder der königl. Monopole gesteigert, um das Deficit zu decken. Ein Wechsel im Ministerium, die Beseitigung der Jagdvorrechte, die Freiheit der Getreideausfuhr, die Reorganisation des Heers und der Nationalgarde waren Maßregeln, die dem Könige eine Popularität erwarben. Indessen fand in der Politik des Königs sehr bald ein Rückschritt statt. Nach außen nahm Ferdinand II. entschieden Partei für die legitimistische Sache, verwahrte sich gegen die Aufhebung des Salischen Gesetzes in Spanien und unterstützte eifrig die Sache des Don Carlos. Auch trat er mit dem Königreiche Sardinien in engere Verbindung und schloß 1833 einen Kriegsbund auf fünf Jahre gegen Tunis. Aber seit des Königs zweiter Vermählung mit Marie Therese von Oesterreich (1837) gewann

der österr. Einfluß am neapolit. Hofe wieder vollständig das Uebergewicht. Wie schlecht die innern Zustände waren, bewiesen die Vorgänge bei dem Ausbruche der Cholera, die 1836—37 zahllose Opfer forderte. Während sich in Neapel das Volk unruhig zeigte, ward die Insel Sicilien der Schauplatz einer furchtbaren Krisis. Zur Bändigung der Anarchie sendete die Regierung Schweizertruppen und den Polizeiminister del Carretto nach der Insel. Kriegsgerichte wurden niedergesetzt und zahlreiche Hinrichtungen vorgenommen. Der König benutzte diesen Anlaß, um die letzten Privilegien Siciliens zu beseitigen. Durch Decrete vom 31. Oct. 1837 wurde die Insel zur neapolit. Provinz erklärt und eine gemeinsame Regierung für beide Länder festgesetzt. Kaum war die innere Krisis überwunden, so drohte eine Verwickelung mit dem Auslande. Die Regierung hatte 1838 die Pacht der sicil. Schwefelmonopole den Engländern entzogen und einer franz. Compagnie übertragen. Da die diplomatischen Reclamationen Englands erfolglos blieben, erschien ein engl. Geschwader an den neapolit. Küsten und zwang die Regierung, den Vertrag mit der franz. Gesellschaft aufzuheben (1840). Ein neuer Handelsvertrag mit England ordnete die Verhältnisse (Juni 1843). Im Innern blieb die polit. Misstimmung unvermindert. Doch scheiterte ein von Mazzini angeregter Aufstand in Cosenza im März 1844, und auch die an der Küste von Calabrien 16. Juni 1844 versuchte Landung der Brüder Attilio und Emilio Bandiera (s. d.) endete mit der Gefangenschaft und Hinrichtung der Führer.

Indessen hatte die Bewegung auf eine constitutionelle und nationale Neugestaltung Italiens in der Literatur und dem regern Verkehr der Gelehrten begonnen. Auch das Königreich beider S. hatte den neuen Strömungen sich nicht verschließen können, und der große ital. Gelehrtencongreß, der im Herbst 1845 in Neapel stattfand, blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung. Während im Kirchenstaate unter Pius IX. die Reformbewegung sich entfesselte, steigerte sich auch in S. die Gärung der Gemüther. Eine Erhebung in Palermo ward vor dem Ausbruche entdeckt. In Reggio kam es zum offenen Aufstand (Ende August), der sich Anfang September hinüber nach Messina verpflanzte. Derselbe ward unterdrückt, und blutige Executionen sollten von weitern Unruhen abschrecken. Da brach auch in Calabrien und den Abruzzen die Empörung aus, die erst Ende October nicht ohne Mühe gedämpft ward. Zögernd entschloß sich nun der König zu einer Milderung des Systems. Einige zum Tode verurtheilte Insurgentenchefs wurden begnadigt, der verhaßte Minister Santangelo und der Beichtvater Cocle entlassen. Im Dec. 1847 fanden in Neapel selbst unruhige Auftritte statt, die zu blutigen Conflicten führten und die Ausweisung der auswärtigen Studenten zur Folge hatten. Gefährlicher wurde die Krisis auf der Insel Sicilien. Am 12. Jan. 1848 brach in Palermo ein Aufstand los, der nach mehrtägigem Kampfe diese Stadt in die Gewalt des Volks brachte. Die provisorische Regierung, die sich in Palermo gebildet, verlangte Berufung eines sicil. Parlaments und Wiederherstellung der Verfassung von 1812. Diese Wendung der Dinge wirkte auch auf Neapel. Eine massenhafte Volksdemonstration, die 27. Jan. 1848 unter dem Losungsworte «Constitution» und mit der ital. Tricolore in der Hauptstadt stattfand, bewog den König, weitere Zugeständnisse zu machen. Ein Decret vom 29. Jan. setzte eine constitutionelle Regierung mit zwei Kammern, Freiheit der Presse, Ministerverantwortlichkeit und allgemeine Organisation der Nationalgarde fest. Der Polizeiminister del Carretto ward entlassen, ein neues Ministerium unter dem Vorsitze des Herzogs von Serracapriola gebildet. In Neapel war damit die Ruhe hergestellt. Aber auf der Insel Sicilien dauerte der Kampf fort. Die ganze Insel hatte sich dem Aufstande angeschlossen; nur in den Citadellen von Messina und Syrakus behaupteten sich die neapolit. Truppen. Das neu zusammentretende Parlament in Palermo faßte 13. April den Beschluß, Ferdinand II. und seine Dynastie für immer der sicil. Krone für verlustig zu erklären.

In Neapel war indessen 10. Febr. die neue Constitution unter Jubel verkündet und diese sowie die Beschwörung 24. Febr. mit einer Reihe von Volksfesten gefeiert worden. Die Verlegenheit, welche der Regierung aus den sicil. Vorgängen erwuchs, wurde durch die Ereignisse im nördl. Italien noch gesteigert. Der Ausbruch des Aufstandes in der Lombardei und die Kriegserklärung Sardiniens veranlaßten den König Ferdinand zur Theilnahme am Kriege, und er ließ ein Armeecorps unter Guglielmo Pepe gegen die Oesterreicher ins Feld rücken. Inzwischen nahte die Zeit, wo das neapolit. Parlament zusammentreten sollte. Als die Deputirten in der Hauptstadt eintrafen, entstand zwischen diesen und der Krone eine Differenz über die Frage, wie der Verfassungseid auf das Statut vom 10. Febr. zu leisten sei (14. Mai). Es kam zu tumultuarischen Scenen. Die Bürgergarde schloß sich den Abgeordneten an; es wurden Barrikaden aufgerichtet. Die Regierung benutzte diesen Anlaß, um mit Hülfe der Schweizertruppen und der Lazzaroni die Bewegung blutig niederzuwerfen, während zugleich die Stadt

von den Forts bombardirt wurde (15. Mai). Ferdinand II. versprach zwar in einem Aufrufe vom 24. Mai, die Verfassung aufrecht erhalten zu wollen, und berief ein neues Parlament an die Stelle des aufgelösten, aber man scheukte ihm keinen Glauben. Es brachen Aufstände in den Provinzen aus, namentlich in Calabrien, die gewaltsam unterdrückt wurden, und der König nahm dies zum Vorwande, um zunächst seine Truppen aus dem Kriege gegen Oesterreich zurückzuberufen. Auf der Insel wählte das Parlament 10. Juli den Herzog von Genua, zweiten Sohn Karl Albert's von Sardinien, zum Könige, der aber die Wahl ablehnte. König Ferdinand suchte sich inzwischen wieder auf dem Festlande zum Herrn zu machen und schickte dann unter Filangieri eine Expedition nach Sicilien, die sich zuerst gegen Messina wandte, das nach heftigem Kampfe 7. Sept. 1848 genommen wurde. Es folgte jetzt ein Waffenstillstand, während dessen Frankreich und England zu vermitteln suchten. Die vergeblichen Verhandlungen zogen sich bis in den März 1849 hin, und der Waffenstillstand wurde gekündigt. Die Sicilianer riefen den Polen Mieroslawski an die Spitze ihrer Aufgebote, während Filangieri sich schlagfertig machte, mit überlegenen Streitkräften den Kampf zu eröffnen. Binnen wenig Wochen war die Insel unterworfen. Nach tapferm Widerstande fiel erst Catania; dann wurde Syrakus besetzt; 14. Mai 1849 unterwarf sich auch Palermo. Man behandelte die Insel wie ein erobertes Land, und von den frühern Zusagen war um so weniger die Rede, als sich auch auf dem Festlande die Beseitigung der Verfassung vorbereitete. Die alten Maximen und Persönlichkeiten gewannen wieder Raum; auch die während der Revolution vertriebenen Jesuiten kehrten noch vor Ende 1849 nach dem Königreiche zurück. Die Flucht des Papstes nach Gaëta (Nov. 1848 bis Sept. 1849) machte das neapolit. Gebiet zugleich zum Sitze der kath. Kirchenregierung, zu deren Restauration in Rom auch Neapel seine Hülfstruppen stellte. Die staatlichen Verhältnisse der Insel Sicilien wurden durch Decret vom 27. Sept. 1849 dahin festgestellt, daß dieselbe eine getrennte Verwaltung unter einem eigenen Minister erhielt. Mit Eintritt der Ruhe begannen nun aber die polit. Riesenprocesse, die seit 1850 die wichtigste öffentliche Angelegenheit bildeten. In die Untersuchung wegen des 15. Mai 1848 wurden eine Menge der angesehensten Namen, besonders Mitglieder der liberalen Ministerien (Poerio, Scialoja, Dragonetti u. a.) verwickelt. Die Behandlung der Gefangenen und Angeklagten, die Beschaffenheit der Kerker, hauptsächlich aber das Proceßverfahren selbst erregten im Auslande die größte Entrüstung. Der brit. Staatsmann Gladstone brachte diese Zustände in einem Briefe an Lord Aberdeen in die Oeffentlichkeit, und Lord Palmerston theilte diese Schilderung an die europ. Höfe mit. Die neapolit. Regierung versuchte nicht allein eine officielle Widerlegung, sondern verwahrte sich auch ausdrücklich (Aug. 1851) gegen das Verfahren Palmerston's.

Als 1854 der Orientkrieg ausbrach, erklärte sich Ferdinand II. für neutral, ohne doch seine Sympathien für Rußland zu verhehlen. Auf dem Pariser Friedenscongreß brachte im April 1856 Graf Cavour neben den allgemeinen Verhältnissen Italiens auch insbesondere die Zustände des Königreichs beider S. zur Sprache, und die Westmächte wie auch Sardinien beantragten, daß man dem König Ferdinand eine Milderung des Systems und eine Amnestie anempfehlen möge. Oesterreich erhob aber hiergegen Einspruch, und die neapolit. Regierung wies ebenfalls die Vorstellungen, die Frankreich und Großbritannien in Neapel machen ließen, zurück. Nach längerm erfolglosen Notenwechsel brachen die Westmächte Ende Oct. 1856 die diplomatischen Beziehungen ab. Die franz. und brit. Gesandtschaften verließen Neapel, und die neapolit. Botschafter in Paris und London erhielten ihre Pässe zugeschickt. Diese Vorgänge steigerten die Gärung im Innern des Königreichs, während Ferdinand II. im Vertrauen auf seine eigene Militärmacht und auf die Unterstützung Oesterreichs für den Nothfall in der bisherigen Weise fortregierte. Bald gab es neue polit. Processe, und auf der Insel Sicilien fand im Nov. 1856 eine kleine Schilderhebung unter Anführung des Barons Bentivegna statt, die aber sofort unterdrückt wurde. Kurz darauf, 8. Dec. 1856, bei einer großen Parade zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Mariä, stürzte ein gemeiner Soldat, Agesilao Milano, der bei der Insurrection in Calabrien 1848 betheiligt, aber 1852 amnestirt war, aus den Reihen auf den König los und versuchte denselben mit dem Bajonnet zu erstechen; aber das Attentat mislang. Der Mörder, der keine Mitschuldigen hatte, wurde 13. Dec. 1856 hingerichtet. Seitdem zog sich Ferdinand II. argwöhnisch in die Abgeschlossenheit seines Palastes zu Caserta zurück, während die geheime Polizei die Gefängnisse mit Verdächtigen anfüllte. Die Ruhe ward jedoch bald aufs neue gestört. Eine Schar von 27 Verschworenen, unter dem Befehle zweier polit. Flüchtlinge, des Herzogs Carlo Pisacane di San Giovanni und des Barons Nicotera, welche sich zu Genua 25. Juni 1857 auf dem sardin. Dampfschiff Cagliari eingeschifft hatten, zwangen den

Kapitän, die Insel Ponza anzulaufen und die dort verwahrten 323 neapolit. Staatsgefangenen an Bord zu nehmen (27. Juni). Hierauf ließen sie sich an der benachbarten Küste bei Sapri ans Land setzen und erhoben die Fahne des Aufstandes. Die Bevölkerung zeigte sich hier aber gleichgiltig, ja feindselig, und nach zwei Gefechten bei Padula und Sanza (1. und 2. Juli) wurden die Insurgenten auseinandergesprengt und größtentheils gefangen oder niedergemacht. Das Dampfschiff Cagliari war schon vorher von zwei neapolit. Fregatten genommen worden. Im Jan. 1858 wurde die Regierung die gefangenen Verschwörer sowie die Schiffsmannschaft und die Passagiere des Cagliari vor den Gerichtshof von Salerno und ließ auch das Schiff als gute Prise verurtheilen. Doch sah man sich durch die drohenden Anforderungen Großbritanniens und Sardiniens gezwungen, den Cagliari nebst Mannschaft und Passagieren freizugeben. Von den übrigen Gefangenen wurden 56 provisorisch in Freiheit gesetzt, 205 zu den Galeren und 7 zum Tode verurtheilt, aber gleichfalls zu den Galeren begnadigt.

König Ferdinand II. hatte inzwischen mit seiner Familie eine Reise nach Apulien unternommen, wo 3. Febr. 1859 zu Bari die Vermählung des Kronprinzen Franz mit der Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs Maximilian Joseph in Baiern, gefeiert wurde. Auf dieser Reise verfiel der König einer leidensvollen Krankheit, an der er nach seiner Rückkehr zu Caserta 22. Mai 1859 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Franz II. (s. d.), von Jesuiten erzogen und in strenger Abhängigkeit gehalten, zeigte sich den schwierigen Verhältnissen im Innern und nach außen keineswegs gewachsen. Die diplomatischen Beziehungen mit Frankreich und Großbritannien wurden allerdings ohne Schwierigkeit wieder angeknüpft. Gegenüber der großen nationalen Bewegung in Oberitalien, zu welcher der Krieg zwischen Frankreich und Sardinien einerseits und Oesterreich andererseits den Anstoß gab, verhielt sich die neapolit. Regierung nach wie vor theilnahmlos, ja feindselig. Auch im Innern hielt Franz II., der von dem überwiegenden Einfluß seiner Stiefmutter, der Königin-Witwe Marie Therese, beherrscht war, an dem Systeme des Vaters fest. Während die Unzufriedenheit um sich griff, erlitt die neapolit. Kriegsmacht schweren Abbruch durch die Auflösung der vier Schweizerregimenter. Im ganzen blieben nur 800 Veteranen im neapolit. Dienste zurück. In Sicilien kam die Empörung zum Ausbruch. Am 4. April 1860 wurde das Kloster La Gancia in Palermo, das Hauptquartier der Verschworenen, von Militär und Polizei überfallen. Der Ausbruch des Aufstandes ließ sich jedoch dadurch nicht zurückhalten. An verschiedenen Punkten der Insel sammelten sich bewaffnete Banden, und seit dem 5. April kam es in der Umgegend von Palermo zu mehrern Gefechten zwischen den Insurgenten und den neapolit. Truppen. Aber erst als Garibaldi (s. d.) mit seinen 1000 Freiwilligen bei Marsala 11. Mai landete und 14. Mai bei Salemi als Dictator «im Namen des Königs Victor Emanuel II.» den Oberbefehl übernahm, erhielt der Aufstand größere Ausbreitung. Von allen Seiten strömten Freiwillige dem Dictator zu, der bei Calatifimi 15. Mai den ersten glänzenden Erfolg erkämpfte und dann gegen Palermo vorrückte, wo sich die neapolit. Hauptmacht unter General Lanza concentrirt hatte. Am 27. Mai drang Garibaldi in Palermo ein, und es entspann sich hier ein langer Straßenkampf, während gleichzeitig das Hafenfort und die neapolit. Flotte die Stadt mit Bomben und glühenden Kugeln überschütteten. Erst 29. Mai, als die fremden Consuln förmlich protestirten und die Intervention der auf der Rhede ankernden fremden Kriegsschiffe anriefen, wurde das Bombardement eingestellt. Garibaldi forderte die Uebergabe der Stadt, welche Lanza verweigerte. Doch einigte man sich über eine Waffenruhe, und ein neapolit. General ging nach Neapel, um dem König Franz II. die Sachlage darzustellen. Am 5. Juni kehrte dieser mit den nöthigen Vollmachten zurück, und tags darauf ward eine Capitulation abgeschlossen, durch welche der Waffenstillstand bis zum vollständigen Abzug der Neapolitaner verlängert wurde. Am 19. Juni gingen die letzten neapolit. Truppen zu Schiffe. Auch auf andern Punkten der Insel waren die Sicilianer erfolgreich. Binnen kurzer Zeit sahen sich die neapolit. Truppen auf die vier Hafenstädte Agosta, Syrakus, Milazzo und Messina beschränkt. Garibaldi, von den Siciliern als Befreier beinahe angebetet, organisirte nunmehr die Verwaltung der Insel, verkündigte das sardin. Staatsgrundgesetz und begann große Rüstungen, um die Neapolitaner aus ihren letzten Positionen zu vertreiben und auch das Festland von Neapel anzugreifen. Franz II. rief die Großmächte an, die Integrität des Königreichs beider S. aufrecht zu erhalten, und wandte sich vorzugsweise an Kaiser Napoleon III. Die Westmächte, namentlich über das grausame Bombardement von Palermo entrüstet, hielten jedoch das Princip der Nichtintervention aufrecht und begnügten sich, dem neapolit. Hofe eine Verständigung mit Sardinien und eine nationale Reformpolitik anzurathen. In der That entließ König Franz seine bisherigen Rathgeber und berief

25. Juni 1860 ein liberales Cabinet unter Antonio Spinelli's Vorsitz, in welchem bald der Minister des Innern, Liborio Romano, den überwiegenden Einfluß gewann. Eine allgemeine Amnestie wurde verkündigt, die ital. Tricolore adoptirt und 1. Juli die niemals förmlich abgeschaffte Constitution von 1848 wieder in Kraft gesetzt. Zugleich wurden Unterhandlungen wegen einer Allianz mit Sardinien angeknüpft. Der turiner Hof nahm jetzt diese Anträge kühl auf und wollte erst die Eröffnung des zum 10. Sept. einberufenen neapolit. Parlaments abwarten. Auch in Neapel selbst machten alle Zugeständnisse nur geringen Eindruck.

Inzwischen hatte Garibaldi die Regierung der Insel Sicilien dem Prodictator Depretis übertragen und seinerseits wieder die Offensive ergriffen. Nach blutigem Kampfe wurde 20. Juli 1860 Milazzo zur Capitulation gezwungen. Am 28. Juli schloß Garibaldi mit dem neapolit. General Clary eine Convention, infolge deren ihm die Stadt Messina übergeben wurde, während die Citadelle im Besitz der neapolit. Truppen blieb. Zugleich verabredete man eine Waffenruhe, und die Neapolitaner räumten gleich darauf auch Syrakus und Agosta. Garibaldi traf nunmehr Anstalten, auf das Festland von Neapel überzusetzen, ohne sich durch ein Abmahnungsschreiben des Königs Victor Emanuel II. vom 23. Juli irre machen zu lassen. Am 8. Aug. und in den nächsten Tagen überschritt seine Avantgarde die Meerenge und faßte in Calabrien festen Fuß, wo bald zahlreiche Insurgentenbanden sich anschlossen. Garibaldi folgte 19. selbst, und nach kurzer Gegenwehr ergaben sich ihm die Stadt Reggio und das benachbarte Fort, 21. bis 23. Aug. Zwar standen weit überlegene Streitkräfte ihm gegenüber; aber es enthüllte sich mit überraschender Schnelligkeit die vollständige Demoralisation der neapolit. Armee. Die Mannschaften verweigerten zum Theil den Gehorsam oder liefen auseinander. Unterdeß rückte Garibaldi unaufhaltsam vorwärts und fand in ganz Calabrien bereitwillige Unterstützung. Am 23. Aug. streckten zwei neapolit. Divisionen bei San-Giovanni die Waffen; am 30. Aug. capitulirte sogar bei Soveria-Manelli ein neapolit. Armeecorps von 10,000 Mann. Gleichzeitig brach in Foggia und in andern Orten Apuliens ein Aufstand aus, und die königl. Truppen gingen theilweise zu den Insurgenten über oder versprachen wenigstens, nicht gegen Garibaldi zu kämpfen. In Potenza bildete sich eine provisorische Regierung, welche im Namen des Königs Victor Emanuel und des Dictators Garibaldi das Volk zu den Waffen rief. Neapel selbst, in höchster Aufregung, wurde nur noch durch die Furcht vor einem Bombardement im Zaum gehalten, und die Generale erklärten dem König, daß man nicht im Stande sei, sich hier mit Erfolg zu vertheidigen. Unter diesen Umständen überließ Franz II. dem Ministerium, die Regierung bis zur Ankunft Garibaldi's fortzuführen, und schiffte sich 6. Sept. nach Gaëta ein. Zuletzt forderten noch zahlreiche Offiziere und Beamten ihren Abschied, und die Kriegsflotte weigerte sich geradezu, dem König nach Gaëta zu folgen. Dagegen concentrirten sich die Ueberreste der neapolit. Armee, etwa noch 50,000 Mann stark, hinter dem Flusse Volturno, auf die Festungen Gaëta und Capua gestützt. Das übrige Reich blieb der siegreichen Revolution preisgegeben. Garibaldi, der seinen Truppen weit vorausgeeilt war, zog 7. Sept. nachmittags in die Hauptstadt ein, wo er mit ungeheuerm Enthusiasmus empfangen wurde, und übernahm die Dictatur. Einer seiner ersten Regierungsacte war, daß er die neapolit. Kriegsflotte dem sardin. Admiral Persano zur Verfügung stellte. Ein neues Ministerium wurde gebildet, in dem Liborio Romano den Vorsitz übernahm. Garibaldi selbst zeigte sich jedoch den Regierungsgeschäften nicht gewachsen und ward bald ein Spielball der Parteien. Während die gemäßigte Nationalpartei sowol in S. wie in Neapel eine sofortige Vereinigung mit dem Königreich Sardinien erstrebte, um dadurch die Revolution zu beschließen, wollte Garibaldi, der dem sardin. Premierminister Cavour wegen der Abtretung Nizzas aufs höchste zürnte, davon nichts hören. Der Prodictator auf der Insel Sicilien, Depretis, legte sein Amt nieder und wurde durch Mordini ersetzt. Dazu erschien der republikanische Agitator Mazzini in Neapel und suchte die alten Verbindungen auch mit Garibaldi wieder anzuknüpfen. Vergebens verlangte der neue Prodictator für Neapel, Pallavicino, die Entfernung des Agitators. Die Folge dieser Zwistigkeiten war, daß die bourbonisch-absolutistische Partei hier und da wieder das Haupt erhob und kleine Tumulte für König Franz II. anzettelte. Das turiner Cabinet sah diesen Wirren mit Besorgniß zu und beeilte sich, dem Dictator durch die militärische Occupation des Kirchenstaats zuvorzukommen. Damit wurden auch die Hoffnungen hinfällig, welche Franz II. auf den etwaigen Beistand der päpstl. Kriegsmacht gesetzt haben mochte. Immer noch war das königl. Heer in seiner festen Stellung am Volturno dem Freiwilligenheere des Dictators vollständig gewachsen, wie sich in den Gefechten bei Capua und Cajazzo 19. und 22. Sept. zeigte. Franz II. faßte endlich den Entschluß, die Offensive zu ergreifen; aber Garibaldi hielt in der blutigen Schlacht am Vol-

turno 1. Oct. glücklich Stand und zwang den Feind, sich auf Capua zurückzuziehen. Der Ausgang in diesem Entscheidungskampfe zwischen Reaction und Revolution war jedoch nicht abzusehen. Da entschloß sich die sardin. Regierung, durch zahlreiche annexionistische Deputationen herbeigerufen, zu einer bewaffneten Intervention. Am 6. Nov. notificirte Cavour dem neapolit. Gesandten in Turin, daß sardin. Truppen das Königreich beider S. occupiren würden, da der Thron desselben durch die Flucht des Königs Franz aus Neapel thatsächlich erledigt sei. Ein aus Ancona 9. Oct. datirtes Manifest des Königs Victor Emanuel an die Bevölkerung Unteritaliens rechtfertigte die beabsichtigte Occupation mit der nationalen und polit. Nothwendigkeit. An demselben Tage überschritt die sardin. Vorhut die neapolit. Grenze und setzte sich mit den Truppen des Dictators in Verbindung; Victor Emanuel selbst folgte mit der Hauptmacht. In dieser Lage verkündigte Garibaldi durch Decret vom 15. Oct., daß das Königreich beider S. künftig einen Bestandtheil des «einen und untheilbaren» Italien bilden solle, unter der Herrschaft Victor Emanuel's und dessen Nachkommen. Eine allgemeine Volksabstimmung über die Annexion ward auf den 21. Oct. angeordnet und ergab in Neapel 1,310,266 Ja und 10,102 Nein, auf Sicilien 432,054 Ja und 667 Nein.

Unterdessen hatten die kriegerischen Operationen ihren Fortgang. In einer Reihe von hitzigen Gefechten wurden die königl. neapolit. Truppen wiederholt geschlagen und zogen sich auf die Linie des Garigliano zurück. Aber die Sardinier erzwangen 3. Nov. den Uebergang über diesen Fluß, und es gelang ihnen durch Besetzung der Stadt Mola den größten Theil der neapolit. Armee von der Festung Gaëta abzuschneiden, sodaß an 30,000 Mann mit 5000 Pferden und 32 Kanonen bei Terracina 15. Nov. auf päpstl. Gebiet übertreten mußten, wo sie entwaffnet wurden. Schon zuvor, 2. Nov., hatte Capua mit einer Besatzung von 10,000 Mann capitulirt. So war König Franz II. in Gaëta eingeschlossen; außerdem wehte seine Fahne nur noch auf der kleinen Felsenfestung Civitella del Tronto und auf der Citadelle von Messina. Dagegen hielt König Victor Emanuel II. 7. Nov. seinen Einzug in die Hauptstadt Neapel, begleitet von dem Dictator und den beiden Prodictatoren Pallavicino und Mordini, und wurde von der Bevölkerung mit unendlichem Jubel begrüßt. In dieser Lage der Dinge entspann sich jedoch alsbald ein Zwiespalt mit Garibaldi. Dieser wies alle Auszeichnungen und Vortheile, welche man ihm für sich und seine Familie anbot, uneigennützig zurück, wünschte aber zugestanden die Generalstatthalterschaft des Königreichs beider S. mit unumschränkter Vollmacht auf ein Jahr und die unbedingte Gleichstellung seines Freiwilligenheers, der sog. italienischen Südarmee, mit den regulären sardin. Truppen. Das konnte und wollte man ihm nicht bewilligen, und so legte er 8. Nov. seine Gewalt in die Hände des Königs nieder und zog sich auf sein Felseneiland Caprera zurück. Die Südarmee ward jetzt durch Decret vom 12. Nov. reorganisirt. Während die administrative Einverleibung und Reorganisation des Königreichs beider S. rasch vor sich ging, ließ das turiner Cabinet, um das provinzielle Selbstbewußtsein zu schonen, vorläufig noch in den Gebieten diesseit und jenseit der Meerenge besondere Generalstatthalterschaften fortbestehen, die jedoch in Neapel Ende Oct. 1861, in Sicilien Frühjahr 1862 abgeschafft wurden.

Das neapolit. Königthum kämpfte unterdeß seinen Todeskampf. Franz II. hatte bereits, als er seine Hauptstadt verließ, feierlich protestirt. Die fremden Mächte hielten sich jedoch zurück oder beschränkten sich auf diplomatische Demonstrationen; Großbritannien nahm sogar offen für Sardinien Partei. Frankreich betonte wenigstens das Princip der Nichtintervention und zeigte sich nur geneigt, den persönlichen Rückzug des Königs Franz zu decken. Ein franz. Beobachtungsgeschwader erschien vor Gaëta und verhinderte den sardin. Admiral Persano, die Festung anzugreifen oder zu blokiren. Dagegen hielt auf der Landseite der sardin. General Cialdini seit 3. Nov. 1860 Gaëta eingeschlossen und belagert. An einen entscheidenden Erfolg war freilich nicht zu denken, so lange die Festung von der Seeseite her sich aus dem benachbarten Kirchenstaate verproviantiren konnte. Sardinien erhob deshalb beim franz. Hofe Reclamationen, die von Großbritannien lebhaft unterstützt wurden. Frankreich versuchte nun noch den König Franz zu einem freiwilligen Abzug zu bewegen, aber die darüber während eines kurzen Waffenstillstandes (8. bis 19. Jan. 1861) angeknüpften Verhandlungen blieben erfolglos. Nunmehr entfernte sich die franz. Flotte, und tags darauf, 20. Jan. 1861, setzte Admiral Persano Gaëta in Blokadezustand. Indessen hielt es schwer, die starke Festung zu bewältigen. Die zahlreiche Besatzung, darunter viele deutsche Söldner, wehrte sich tapfer. Nach einem langwierigen heftigen Bombardement entschloß sich endlich Franz II. zur Capitulation, welche 13. Febr. zu Stande kam, gemäß welcher das neapolit. Königspaar mit Gefolge nach Terracina abfuhr. Die Besatzung von 11,000 Mann mit 25 Generalen sollte kriegsgefangen bleiben bis zur

Uebergabe von Messina und Civitella; die fremden Söldlinge wurden in die Heimat geschickt. Die Citadelle von Messina ergab sich 10. März dem General Cialdini; Civitella del Tronto capitulirte 20. März 1861. Seitdem bildet das vormalige Königreich beider S. einen Bestandtheil des Königreichs Italien (s. d.). Vgl. Giannone, «Storia civile del regno di Napoli» (4 Bde., Neap. 1723; 13 Bde., Mail. 1823 fg.; Mail. 1844 fg.), fortgesetzt von Colletta als «Storia di Napoli dal 1734 sino al 1825» (2 Bde., Par. 1833); Orloff, «Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples», mit Bemerkungen von Duval (neuere Aufl., 5 Bde., Par. 1819—21; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1821); A. von Reumont, «Die Carafa von Madaloni» (2 Bde., Berl. 1851); Rüstow, «Erinnerungen aus dem ital. Feldzuge von 1860» (2 Thle., Lpz. 1861); Reuchlin, «Geschichte Italiens» (4 Bde., Lpz. 1859—73); di Sivo, «Storia delle due Sicilie dal 1846 al 1861» (Rom 1863 fg.); Romano-Manebrini, «Documenti sulla rivoluzione di Napoli 1860—62» (Neap. 1865).

Sicilische Vesper. Die Regierung des Königs Karl's I. aus dem Hause Anjou (1266—85), der nach dem Sturze Manfred's sich des Königreichs beider Sicilien (s. d.) bemächtigt hatte, wurde namentlich auf der Insel Sicilien mit Unwillen ertragen. Der Uebermuth der Franzosen, die mit Karl ins Land gekommen, und drückende Finanzmaßregeln steigerten die allgemeine Gärung. So entstand eine weitverbreitete Verschwörung, die darauf abzweckte, dem Schwiegersohne Manfred's, König Peter III. von Aragonien, die Herrschaft über Sicilien zu verschaffen. Die größte Thätigkeit entwickelte Johann von Procida, ein salernitanischer Edelmann, der vormals am Hofe Manfred's hohe Aemter bekleidet hatte und von Karl wegen seiner ghibellinischen Gesinnungen verbannt worden war. Dieser vermittelte die Verhandlungen zwischen den Verschworenen und dem aragon. Hofe und wußte auch den Papst Nikolaus III. für die Sache günstig zu stimmen. Sogar der byzant. Kaiser Michael Paläologus, der sich mit Karl im Unfrieden befand, verstand sich zu einer Geldbeihülfe. Doch der Tod des Papstes Nikolaus (1280), dem der französisch gesinnte Martin V. auf dem röm. Stuhl folgte, verzögerte die Ausführung der Unternehmung. Unter dem Vorwande eines Kreuzzugs segelte Peter III. mit einer ansehnlichen Flotte nach Bona (Algerien) und begann zum Schein Feindseligkeiten gegen die Mauren. So war die Sachlage, als durch einen Zufall in Palermo die allgemeine Erbitterung zum plötzlichen Ausbruch kam. Am Ostermontag 30. März 1282, um die Stunde der Vesper, beleidigte ein übermüthiger Franzose eine sicil. Dame. Darüber entspann sich ein blutiger Streit, und die Palermitaner griffen zu den Waffen und machten alle Franzosen, wo sie sich fanden, schonungslos nieder. Die Glocke der uralten Kirche San-Giovanni degli Eremiti, unweit vom königl. Schlosse, war die erste, welche zu diesem Blutbad, das man die Sicilische Vesper nennt, Sturm läutete. Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich anfangs ruhig; aber noch vor Ablauf des Monats April folgten die Bewohner von Messina dem Beispiel und erschlugen oder vertrieben alle Franzosen, die sich dort aufhielten. Karl I. eilte herbei und belagerte Messina, aber ohne Erfolg. Denn jetzt landete auch Peter III. mit Heeresmacht zu Trapani 30. Aug. 1282 und trieb mit Hülfe der Genueser und Pisaner Karl I. über die Meerenge zurück. Die ganze Insel huldigte nun dem Könige Peter und seiner Gemahlin Constantia als dem rechten Erben Manfred's. Doch erst nach einem 20jährigen Kriege, den Peter III. sowie seine Söhne und Nachfolger Jakob II. und Friedrich mit den Königen Karl I. und Karl II. von Neapel führten, wurde die Herrschaft der aragon. Dynastie auf Sicilien von dem neapolit. Königshause Anjou förmlich anerkannt und der Friedensvertrag 1302 durch eine Familienverbindung besiegelt. Vgl. Amari, «La Guerra del Vespro Siciliano» (2 Bde., Palermo 1842; 6. Aufl., Flor. 1859; deutsch von Schröder, 2 Bde., Hildesh. 1851).

Sicilische Weine. Der Weinbau der Insel Sicilien ist bedeutend und erzeugt die edelsten Producte unter allen ital. Weinen. Leider fehlt es indeß noch vielfach an reinem Satz, an sorgfältiger Cultur und richtiger Kellerbehandlung. Meistens werden die Reben im Gemisch mit andern Nutzpflanzungen gezogen. Es werden weiße und rothe, trockene und süße Weine erzeugt. Unter den weißen Trockenweinen steht der feurige Marsala, welcher im Verkehr sehr häufig den Madeira vertritt, oben an; die besten Sorten liefern die dortigen Kellereien des Herzogs von Aumale; ferner sind zu nennen: Lacrimä Christi von Catanea, Millaro bianco, Mamertino von Milazzo; die Rothweine Capo rosso von Messina, Millaro rosso, Castelvetrano, Faro, Mongarello, Agosta; von süßen Liqueurweinen der edle, dunkelgelbe Trapani, vielleicht der feinste Wein seiner Art in Europa, der vielgenannte, aber wenig bekannte Moscato di Siracusa, der Yarache von Milazzo, der Malvasia von Girafole, der Moscato calabrese von Catania, der Albanello, der Capriata (nach den Trauben benannt) und die ausgezeichneten hellrothen Süßweine der

Liparischen Inseln. Eine besondere, nur Sicilien eigenthümliche Weingattung ist die Amarena, welche hergestellt wird, indem Weichselkirschblätter mit dem Moste vergären. Die jährliche Weinproduction Siciliens wird auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Hektolit. geschätzt, davon gegen 400,000 Hektolit. zur Ausfuhr gelangen; Hauptexportplatz ist der Hafen von Marsala. In vielen Gegenden ist die Weingewinnung zu Gunsten der einträglichern Rosinenproduction aufgegeben worden.

Sickel (Theod.), Geschichtsforscher, geb. 18. Dec. 1826 zu Aken, studirte 1845—46 in Halle und Berlin Theologie, seit 1847 unter Lachmann Philologie und später Geschichte in Berlin, besuchte 1850—52 die Vorlesungen der École des chartes in Paris und durchforschte 1852—55 die Bibliotheken und Archive Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Oberitaliens, namentlich auch im Auftrage der franz. Regierung die Archive Mailands, Venedigs und Wiens. In letzterer Stadt ließ er sich dann als Docent für histor. Hilfswissenschaften nieder und wurde 1857 außerord. und 1867 ord. Professor der Geschichte und deren Hülfswissenschaften, sowie Director des Instituts für österr. Geschichte zu Wien. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Monumenta graphica medii aevi ex archivis et bibliothecis imperii Austriaci collecta» (9 Bde., Wien 1858—69), «Beiträge zur Diplomatik» (6 Bde., Wien 1861—77), «Acta regum et imperatorum Carolinorum» (2 Bde., Wien 1867), «Zur Geschichte des Concils von Trient» (Wien 1872), «Alcuinstudien» (Wien 1875), «Ueber Kaiserurkunden in der Schweiz» (Zür. 1877).

Sickingen (Franz von), berühmter Feldhauptmann, geb. 1. März 1481 auf dem Stammschloß seiner reichsritterschaftlichen Familie zu Sickingen (im Kreise Karlsruhe des Großherzogthums Baden), war der reichste und mächtigste reichsunmittelbare Ritter in den Rheinlanden und stand bei Kaiser Maximilian I., noch mehr bei Karl V. in Ansehen, denen er mehrmals auf Kriegszügen diente. Auch wurde er zum kaiserlichen Rath und Kämmerer ernannt. Hauptsächlich aber führte S. zahllose Privatfehden, bei denen er gern zum Schein als Beschützer der Schwachen und Unterdrückten auftrat, und kümmerte sich dabei nicht um die Mahnungen des Reichskammergerichts und des Reichsregiments. So befehdete er jahrelang die Reichsstadt Worms, weshalb er 1517 in die Reichsacht verfiel. Dann bekriegte er mit einem geworbenen Heer von Reisigen und Landsknechten nacheinander den Herzog von Lothringen, die Reichsstadt Metz, den Landgrafen Philipp von Hessen, den Herzog Ulrich von Würtemberg u. s. w. Dabei brandschatzte er allenthalben. König Franz I. von Frankreich suchte S. für seinen Dienst zu gewinnen und bewilligte ihm ein Jahrgehalt; doch ward das Verhältniß bald wieder aufgelöst. Dann wirkte S. eifrig für die Wahl des Kaisers Karl V. und wurde dafür von der Reichsacht entbunden. Auch zog er 1521 als kaiserl. Oberst mit dem Grafen von Nassau gegen Frankreich zu Felde und verheerte die Picardie. Auf einer Versammlung in Landau ward er 1522 zum Oberhaupt des Bundes der schwäb. und rhein. Reichsritterschaft gewählt. Nicht minder populär war er bei den deutschen Landsknechten. Obwol selbst kein Gelehrter, neigte er sich doch den humanistischen und reformatorischen Bestrebungen zu, ergriff Partei für Reuchlin (s. d.) in dessen Streit gegen die Kölner, nahm Ulrich von Hutten und andere Bewegungsmänner auf seiner Ebernburg bei Kreuznach auf und bot auch Luther eine Zuflucht an. Durch den Einfluß Hutten's wurden bei S. weitgehende Plane angeregt, die auf eine gewaltsame Durchführung der Reformation und Abschaffung der geistlichen Fürstenthümer, welche dem Reichsadel zugute kommen sollten, hinausliefen. Für diesen Zweck hofften sie auch die Beihülfe der Reichsstädte und des Bauernstandes zu gewinnen, die man durch Flugschriften gegen Klerus und Fürsten aufzurütteln suchte. Im Sept. 1522 zog S. mit einem geworbenen Heer gegen den Erzbischof von Trier und belagerte denselben in seiner Hauptstadt. Aber Landgraf Philipp von Hessen und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein eilten mit überlegener Macht herbei und zwangen ihn, schon nach acht Tagen die Belagerung aufzuheben. Das Reichsregiment erklärte S. in die Acht, und die gehoffte Beihülfe von Adel und Städten blieb aus. Nachdem S.'s übrige Burgen genommen waren, belagerten ihn die verbündeten Fürsten von Hessen, Kurpfalz und Trier im April 1523 in seiner starken Feste Landstuhl bei Kaiserslautern. Während des Bombardements wurde S. schwer verwundet. Er mußte die Burg übergeben und starb gleich darauf 7. Mai 1523. Sein Grab befindet sich in der kath. Kirche zu Landstuhl. Der Sohn S.'s wurde von Kaiser Maximilian II. in den Reichsfreiherrenstand, dessen Nachkommen 3. März 1773 von Kaiser Joseph II. in den Reichsgrafenstand erhoben und 1791 in das schwäb. Grafencollegium eingeführt. Das Geschlecht theilte sich in mehrere Linien, von denen aber nur die zu Sickingen reichsunmittelbare Güter in der Herrschaft Landstuhl besaß, die 1803 aufgegeben werden mußten. Gegenwärtig ist nur eine Linie übrig, an deren Spitze Graf Joseph von S.-Hohenburg,

geb. 9. Jan. 1833, steht. Hauptquelle für die Geschichte S.'s ist die «Flersheimer Chronik» (herausg. von Waltz, Lpz. 1874). Vgl. Schneegans, «Ritter Franz von S. und seine Nachkommen» (Kreuznach 1867); Ulmann, «Franz von S.» (Lpz. 1872).

Siculer (lat. Siculi, griech. Sikeloi) oder **Sikaner** werden von der Tradition die ältesten Bewohner Latiums genannt, welche dann von andern Stämmen verdrängt wurden, nach dem südl. Italien wanderten und zuletzt nach der Insel hinüberzogen, welche von ihnen den Namen Sicilien (s. d.) erhalten hat.

Sicyon (griech. Sikyon oder Sekyon, d. i. «Gurkenland», in mythischer Zeit angeblich Mekone, d. i. «Mohnland» genannt), eine sehr alte Stadt an der Nordküste des Peloponnes, die ihr eigenes, dem Umfange nach beschränktes, aber zum Theil sehr fruchtbares Gebiet zwischen dem von Korinth im Osten und der Landschaft Achaja im Westen besaß. Ursprünglich von Jouiern bewohnt, wurde es nach der sog. dorischen Wanderung von Argos aus dorisirt; allein das ion. Element, das sich in der Phyle der Aegialeer concentrirt hatte, erlangte über das dorische das Uebergewicht durch die Tyrannen (Alleinherrscher) aus dem Geschlechte des Orthagoras (Orthagoriden), die 100 Jahre lang (etwa 666—566 v. Chr.) an der Spitze des kleinen Staats standen und von denen namentlich Kleisthenes ihn zu hohem Ansehen brachte. Nach dem Sturze dieser Dynastie durch Sparta verlor S. zwar fast alle polit. Bedeutung, aber es blieb angesehen und blühend durch seine eifrige Pflege der bildenden Kunst und Malerei, seine bedeutende Industrie und seinen Handel. Demetrius Poliorketes eroberte die Stadt 303 v. Chr. und nöthigte die Bewohner, die bisherige untere Stadt, die sich bis ans Meer ausdehnte, zu verlassen und auf der umfänglichen Hochfläche, die bis dahin als Akropolis (Burg) gedient hatte, eine neue, regelmäßig gebaute Stadt anzulegen. Die neue Stadt gelangte durch ihren Mitbürger Aratus (s. d.) wieder zu großer polit. Bedeutung als Mitglied des achäischen Bundes und wurde auch nach der Zerstörung Korinths (146 v. Chr.) anfangs von den neuen Herren Griechenlands, den Römern, begünstigt, später aber durch M. Aemilius Scaurus ihrer besten Kunstschätze beraubt und im Beginn der röm. Kaiserzeit durch ein heftiges Erdbeben heimgesucht; trotzdem fand Pausanias noch zahlreiche erwähnenswerthe Tempel und sonstige öffentliche Gebäude, und noch jetzt sind ausgedehnte, wenn auch nicht eben ansehnliche Ruinen von ihr bei dem Dorfe Vasilika erhalten. Vgl. E. Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 2, Gotha 1852).

Siddons (Sarah), eine der größten tragischen Schauspielerinnen der Engländer, geb. 5. Juli 1755 zu Brecknock in Wales, war die Tochter des Schauspielers Roger Kemble und die Schwester von Charles und John Philipp Kemble (s. d.). Sehr jung heirathete sie den ebenfalls jungen Siddons, der zu ihres Vaters Schauspielergesellschaft gehörte, und widmete sich der Bühne. Garrick berief sie 1775 nach London, wo sie zuerst als Portia auf dem Drurylanetheater auftrat. Aber erst seit 1780 gelang es ihr, unbestritten als erste tragische Schauspielerin Englands zu gelten. Sarah S. war classisch gebildet und ihr moralischer Charakter ohne Tadel. Sie hatte einen majestätischen Wuchs, die edelste Haltung und das wohlklingendste und volltönendste Organ. Unübertroffen war sie hinsichtlich der Beweglichkeit ihrer Physiognomie, des Ausdrucks ihrer Augen und der Grazie ihrer Bewegungen. Ihre Hauptrollen waren Shakspeare's Lady Macbeth und Katharina in «Heinrich VIII.». Sie verließ 1812 die Bühne und starb 8. Juni 1831. Vgl. Campbell, «Life of Mrs. S.» (2 Bde., Lond. 1834).

Siderallicht hat man das intensive Licht genannt, welches entsteht, wenn man einen Strom brennenden Knallgases, d. h. eines Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, in dem Verhältniß, wie es sich bei Zersetzung des Wassers entwickelt, auf einen Kalkcylinder wirken läßt, also dasselbe Licht, dessen man sich bei Beleuchtung des Hydrooxygengas-Mikroskops (s. d.) bedient, und das man auch Drummond'sches Licht nennt. Die Knallgasflamme selbst leuchtet so gut wie gar nicht, besitzt aber eine äußerst intensive Hitze, sodaß ein in die Flamme gebrachter unverbrennlicher und möglichst unschmelzbarer Körper, wie ein Stückchen Kalk oder Magnesia, zum äußersten Glühen und hellsten Leuchten gebracht wird. Man hat Versuche mit S. zur Straßenbeleuchtung gemacht; doch ist es nie zu größerer praktischer Anwendung gekommen.

Siderographie, s. Stahlstich.

Siderolith hat man, zuerst in böhm. Fabriken (z. B. in Eichwald, Dux und Teplitz), eine Gattung von feinen Thonwaaren, namentlich Ziergefäße (Körbchen, Ampeln, Leuchter, Schreibzeuge, Butterdosen, Becher und Büchsen, Vasen u. s. w.) genannt, welche mäßig hart gebrannt sind und statt der Glasur einen farbigen Lacküberzug haben, wodurch sie meist ein höchst gefälliges Ansehen erlangen. Die griech. Benennung (buchstäblich übersetzt «Eisenstein») möchte vermuthen lassen, daß diese Gegenstände sehr fest und wenig zerbrechlich seien; doch zeichnen sie

sich gerade in dieser Hinsicht nicht besonders aus. Ziemlich gleichbedeutend ist das ebenfalls im nördl. Böhmen fabricirte Terralith. Vgl. Kerl, «Handbuch der gesammten Thonwaarenindustrie» (2. Aufl., Braunschw. 1878).

Sideroxylon, d. h. Eisenholz, nannte Linné eine zur 10. Klasse, 1. Ordnung, seines Systems und zur Familie der Sapotaceen gehörende Gattung exotischer Bäume und Sträucher, weil ihr Holz eine eisenartige Härte und Schwere besitzt. Sie haben abwechselnd stehende, ganzrandige Blätter, weiße gebüschelte Blüten, welche aus einem fünftheiligen Kelche, einer fünfspaltigen oder fünftheiligen Blumenkrone, fünf fruchtbaren und fünf beutellosen Staubgefäßen und einem Stempel mit fünffächerigem Fruchtknoten bestehen und beerenförmige Früchte hervorbringen, deren ein bis drei Samenkörner eine glänzende, knochenharte Außenschale und einen dicken Eiweißkörper besitzen. Am bekanntesten ist der Eisenholzbaum von Jamaica, S. rugosum Roem. Sch., dessen Blätter bis 23 Ctmt. lang und bis 5 Ctmt. breit werden.

Sidmouth, Marktstadt und einst nicht unbedeutender Hafenplatz in der engl. Grafschaft Devon, 22 Kilom. im Südosten von Exeter, in einem engen Thale an der Mündung des Sid, in einer jetzt versandeten Bucht des Kanals gelegen, ist wegen ihrer starkbesuchten Seebäder bemerkenswerth und zählt (1871) 3360 E., die vom Fischfang und von dem Fremdenverkehr leben. Das Klima ist außerordentlich mild und gesund. Die Umgebung mit ihren zahlreichen Landspitzen bietet malerische Ansichten, und die Stadt selbst allen Comfort für Badegäste. Ein Steindamm von 552 Mt. Länge dient als Esplanade; Knobble-Cottage enthält ein Museum.

Sidmouth (Henry Addington, Viscount), brit. Staatsmann, war der Sohn eines Arztes zu London und wurde 30. Mai 1757 geboren. Er erhielt seine Erziehung in Gemeinschaft mit Pitt, dem Sohne des Grafen Chatham, und widmete sich wie dieser dem Sachwalterberufe. Die glänzende Laufbahn seines Jugendfreundes öffnete auch ihm den Weg zu öffentlichen Aemtern. Addington trat 1782 ins Unterhaus und unterstützte den jungen Minister Pitt gegen die Partei Fox. Im J. 1789 wurde er Sprecher des Unterhauses, womit er den Sachwalterberuf aufgab. Wiewol er fortgesetzt die Regierungspolitik Pitt's vertheidigte, erwarb er sich doch durch Mäßigung und Rechtschaffenheit die Achtung aller Parteien. Als Pitt 16. März 1801 das Ministerium niederlegte, wurde auf seine Empfehlung Addington zum ersten Minister ernannt. Dieser brachte endlich im März 1802 den Frieden von Amiens zu Stande, sah sich aber alsbald der Friedensbedingungen wegen sowol von der alten Opposition unter Fox und Sheridan wie von einer neuen unter Grenville und Windham auf das heftigste angegriffen. Letztern zu Gefallen ordnete er zwar nach dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Frankreich gegen Ende 1803 eine allgemeine Landesbewaffnung und die Vertheidigung der Küsten an; doch besaß er zu wenig Energie und Kühnheit, um dem Volke und den Parteien Vertrauen einzuflößen. Außerdem behandelte er aus Gefälligkeit gegen Georg III. den Prinzen von Wales, den spätern Georg IV., mit großer Härte, der seinerseits nicht verfehlte, das Gewicht der Opposition zu stärken. Als endlich auch Pitt im Angesicht der franz. Vorbereitungen zu einer Landung auf England den Gegnern der Regierung beitrat und im März 1804 im Unterhause auf Untersuchung der Seevertheidigungsanstalten des brit. Reichs antrug, mußte Addington 15. Mai 1804 das Staatsruder an Pitt zurückgeben. Der König erhob ihn nun zum Viscount S. und nahm ihn in den Geheimen Rath auf. Als S. in den ersten Monaten des J. 1805 die Fortsetzung des Processes gegen den des Unterschleifs angeklagten Lord Melville (Dundas) mit Eifer betrieb, setzte Pitt seine Entlassung aus dem Geheimen Rath durch. Nach Pitt's Tode bildete S. im Verein mit Fox und Grenville im Jan. 1806 ein neues Ministerium, das jedoch einige Monate später mit Fox' Tode wieder zerfiel. Lord Liverpool, der nach Perceval's Ermordung im Mai 1812 der erste Minister eines Cabinets wurde, in welchem Castlereagh die Oberhand hatte, bewog S. zur Annahme des Staatssecretariats des Innern. Er führte dieses Amt bis 1822, wo er mit dem Tode Castlereagh's für immer ausschied. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit und starb 15. Febr. 1844. Vgl. Pellew, «Life and correspondence of Henry Addington, viscount of S.» (3 Bde., Lond. 1847).

Sidney (Algernon), als Hochverräther unter König Karl II. von England hingerichtet, war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester und wurde 1622 zu London geboren. Er wandte sich mit seinem Bruder, dem Viscount de l'Isle, in der Revolution dem Republikanismus zu, diente im Parlamentsheer und wurde Mitglied der Gerichtscommission, welche Karl I. verurtheilen sollte. Zwar wohnte er den Verhandlungen bei, blieb aber am Tage des Urtheilsspruchs fern und verweigerte auch seine Unterschrift zur Hinrichtungsacte. Dessenungeachtet war S. ein glühender Republikaner. Nachdem Cromwell das Protectorat an sich

gerissen, zog er sich misvergnügt auf das Familiengut zu Penshurst zurück und schrieb hier wahrscheinlich schon seine berühmten «Discourses concerning government, etc.» (Lond. 1698 u. öfter; deutsch, Lpz. 1794). Als 1660 die Restauration der Stuarts stattfand, war S. brit. Gesandter in Kopenhagen, verschmähte aber die Benutzung der allgemeinen Amnestie und verweilte nun 17 Jahre in Italien, der Schweiz und Frankreich. Auf Bitten seines Vaters erhielt S. 1677 von Karl II. die Erlaubniß zur Rückkehr. Zum Aerger des Hofs trat er 1678 ins Unterhaus und machte alsbald den Ministern durch seine kühne Beredsamkeit viel zu schaffen. Die Reaction, wozu sich der Hof unter Leitung des Herzogs von York (des spätern Jakob II.) hinreißen ließ, trieb endlich 1681 den Lord Russell und den Herzog von Monmouth zu einer geheimen Verbindung, welcher sich auch S. anschloß. Der Zweck war, im Falle des Ablebens König Karl's II. die Thronbesteigung seines Bruders York um jeden Preis zu verhindern. Daneben bildete sich ein anderes Complot, die sog. Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot), in welcher es zuvörderst auf die Ermordung des Königs abgesehen war und die mit jener Verbindung im Zusammenhang stand. Die Entdeckung des zweiten Complots 1683 führte auch zur Enthüllung des ersten, dessen Urheber bis auf Monmouth, der nach Holland entkam, wohin bereits 1682 Shaftesbury (s. d.) entflohen war, nun ebenfalls verhaftet wurden. Obschon das Gesetz zwei Zeugen forderte, wurde doch zuerst Russell auf des feigen Mitverschworenen Lord Howard's Aussage verurtheilt und hingerichtet. Unter S.'s Papieren war eine Handschrift gefunden worden, in welcher derselbe ein die Göttlichkeit des Königthums lehrendes Pamphlet von einem gewissen Filmer widerlegte. Um den Mangel eines zweiten Zeugen auszugleichen, nahm der Oberrichter Jeffreys diese Handschrift zu Hülfe und bewies daraus, daß der Verfasser ein Hochverräther sein müsse. Nachdem S. von den Geschworenen verurtheilt worden, richtete er eine Denkschrift an den König, in welcher er sich vertheidigte. Allein Karl II. blieb gegen den Republikaner unbeweglich, und S. mußte 7. Dec. 1683 das Schaffot besteigen. Die Hinrichtung Russell's und S.'s war jedenfalls rechtswidrig. Als Wilhelm III. durch die Revolution von 1688 den Thron bestiegen, ließ er die Urtheilssprüche aufheben und die Ehre der Hingerichteten herstellen. Hollis gab S.'s «Discourses» mit dem Verhör, der Apologie und mehrern Briefen (Lond. 1772) heraus; Collin veranstaltete eine Sammlung von S.'s Handschriften; Blencowe endlich veröffentlichte «Sidney-papers» (Lond. 1825). Vgl. Grey, «Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouth's rebellion» (Lond. 1754); Ewald, «Life and times of Algernon S.» (2 Bde., Lond. 1873).

Sidney (Sir Philip), einer der ersten ausgezeichneten engl. Prosaiker, geb. 29. Nov. 1554 zu Penshurst in der Grafschaft Kent, studirte auf beiden engl. Universitäten und reiste dann drei Jahre lang auf dem Festlande. Im J. 1575 nach England zurückgekehrt, wurde er eine der Zierden des engl. Hofs und Liebling der Königin Elisabeth. Ein Streit mit dem Grafen von Oxford bewog ihn, 1578 sich auf den Landsitz seines Schwagers, des Grafen von Pembroke, Wilton in Wiltshire, zurückzuziehen, wo er zur Unterhaltung seiner Schwester den Schäferroman «Arcadia» schrieb, ein unvollendet gebliebenes Werk, das erst nach seinem Tode im Druck erschien (1590). Sein nächstes Werk war die «Defense of poesy», die zugleich sein bestes Werk ist, ausgezeichnet durch Stil und Inhalt. S. kehrte 1582 wieder an den Hof zurück. Unter seinem Oheim, dem Grafen von Leicester, focht er tapfer gegen die Spanier, wurde aber im Sept. 1586 im Gefecht bei Zütphen tödlich verwundet und starb 7. Oct. 1586. Seine «Arcadia» fand bei ihrem Erscheinen ungemeinen Beifall und erlebte in 20 Jahren acht Auflagen; in stilistischer Hinsicht hat sie um so mehr Bedeutung, als seine Zeitgenossen und nächsten Nachfolger sich danach bildeten. Als Dichter ist S. unbedeutend; am werthvollsten sind noch seine Sonette. Seine «Complete works» erschienen in drei Bänden (Lond. 1725); «Miscellaneous works» gab William Gray heraus (Oxf. 1829; neue Ausg., Boston 1860). Die «Complete poems of Sir Philip S.» gab Grosart (2 Bde., Lond. 1873) heraus. Vgl. Zouch, «Memoirs of the life and writings of Sir Philip S.» (Lond. 1808); Bourne, «Memoir of Sir Philip S.» (Lond. 1862); Lloyd, «Life of Sir Philip S.» (1862).

Sidney, Hauptstadt der engl.-austral. Colonie Neusüdwales, s. Sydney.

Sidon, die älteste und neben Tyrus wichtigste Stadt Phöniziens, in einer schmalen Ebene am Mittelmeer, 33° 34′ nördl. Br., etwas östlicher als das heutige Saida (s. d.), war schon zu Homer's Zeit wegen ihrer Kunstarbeiten berühmt und wurde die Mutterstadt vieler phöniz. Anlagen in und außer dem Lande, namentlich auch von Tyrus (s. d.). Die Stadt blieb von großer Bedeutung, bis sich Tyrus erhob und seine Uebermacht geltend zu machen wußte. Vor 722 v. Chr. ergab sich S. dem assyr. König Salmanassar. Nach der Auflösung des assyr.

Reichs kam es an das babyloniſche, ſcheint aber während dieſer, wie während der aſſyr. und perſ. Herrſchaft eigene Unterkönige gehabt zu haben. In der perſ. Zeit war es ſogar wieder blühender und mächtiger als Tyrus, bis es ſich an die Spitze der Empörung gegen Artaxerxes III. ſtellte, aber durch die Verrätherei ſeines eigenen Königs Tennes in die Hände der Perſer fiel und deshalb um 350 v. Chr. von den Einwohnern ſelbſt angezündet wurde. Nochmals hergeſtellt, unterwarf es ſich 333 v. Chr. nach dem Siege bei Iſſus Alexander d. Gr. und erhielt von dieſem einen neuen König. Nach Alexander's Tode kam es zuerſt unter die Herrſchaft der ägypt. Könige; dann wurde es mit Syrien vereinigt, und zuletzt fiel es den Römern zu. Euſebius und Hieronymus kennen S. noch als eine bedeutende Stadt; auch war ſie der Sitz eines Biſchofs. Im J. 1111 wurde ſie durch König Balduin der mohammed. Herrſchaft entriſſen, aber 1187 von Saladin wiedergenommen. In den folgenden Jahrhunderten mehrmals zerſtört und wiederaufgebaut, war S. im 17. und 18. Jahrh. längere Zeit ein bedeutender Punkt für den franz. Handel, der erſt von Dſchezzar-Paſcha 1791 vernichtet wurde. Schon im Alterthum trieben die Sidonier Land- und Seehandel, zugleich aber auch Seeräuberei, und vorzüglich wichtig war ihr Handel mit Purpurfärbereien, Bernſtein und Glas, deſſen Erfindung ihnen zugeſchrieben wird. Die dortigen Alterthümer wurden 1860 durch eine franz. Expedition unter E. Renan's Leitung genauer unterſucht. Schon 1855 wurde eins der bedeutendſten Monumente, der mit phönic. Inſchrift verſehene Sarkophag des Königs Esmunazar gefunden, der jetzt im Louvre aufgeſtellt iſt. (S. Phönizien.)

Sidonius Apollinaris, eigentlich Cajus Sollius Apollinaris Modeſtus Sidonius, ein chriſtl. Schriftſteller des 5. Jahrh., geb. 430 oder 431 n. Chr. zu Lyon, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, ſtieg in der Folge als Schwiegerſohn des Kaiſers Avitus ſowie durch ſeine redneriſchen und dichteriſchen Anlagen begünſtigt zu den höchſten Würden in Rom, zog ſich aber plötzlich aus dem öffentlichen Leben zurück und wurde 473 Biſchof von Clermont, welche Würde er bis an ſeinen wahrſcheinlich 488 n. Chr. erfolgten Tod bekleidete. Seine Gedichte leiden an Ueberladung in Bildern. Ebenſo ſind ſeine Briefe in neun Büchern mehr ihres geſchichtlichen Inhalts als der Sprache wegen wichtig. Unter den Ausgaben iſt die beſte von Sirmond (Par. 1614). Vgl. Chaix, «Saint-Sidoine Apollinaire et son siècle» (2 Bde., Clermont-Ferrand 1867—68).

Sieben, eine im hohen Alterthum bei den Aegyptern, Hebräern und Griechen heilige Zahl, galt als Symbol der Vollendung und Vollkommenheit, indem ſie die drei und vier, als zwei in ihrer Art vollkommene Zahlen (im Raum anſchaubar als Triangel und Quadrat) in ſich vereinigt. Die Siebenzahl der muſikaliſchen Töne innerhalb der Octava war das ſtehende Schema, an welches einerſeits die Siebenzahl der Himmelskörper (Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn), andererſeits die der Wochentage (nebſt den moſaiſchen Schöpfungstagen) angeknüpft wurde. Nach Herder's Vermuthung (in ſeiner Schrift über die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts) war das ägypt.-moſaiſche Zeichen für die Siebenzahl der Mittelpunkt im Sechseck, die ſog. hermetiſche Figur. Die Römer nahmen ſchon vor der chriſtl. Zeit die Siebenzahl der Wochentage von den Aegyptern an.

Sieben freie Künſte, ſ. Freie Künſte.

Sieben gegen Theben nennt man in der mythiſchen Geſchichte Griechenlands die ſieben Helden: Adraſtus, Polynices, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäus, welche an dem Zuge gegen Theben theilnahmen, den Polynices veranlaßte, als dieſer und ſein Zwillingsbruder Eteokles nach dem Tode ihres Vaters Oedipus, von dieſem verflucht, um die Herrſchaft in Streit geriethen und erſterer von Eteokles davon ausgeſchloſſen wurde. Beide Brüder blieben im Kampfe und von den übrigen Helden rettete ſich nur Adraſtus. Noch beſitzen wir unter dieſem Namen ein Trauerſpiel des Aeſchylus, worin dieſer Stoff poetiſch behandelt wird.

Sieben Weiſe nennt man gewöhnlich die ſieben, auf dem Gebiete der praktiſchen Staats- und Lebensweisheit ausgezeichneten Männer Griechenlands, welche ungefähr im Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. und theilweiſe ſchon etwas früher lebten. Plato, der erſte, welcher ihrer ausdrücklich Erwähnung thut, rechnet zu ihnen Thales, Pittakos, Bias, Solon, Kleobulos von Lindos, Myſon von Chen und Chilon. In ſpäterer Zeit aber ſchob man an Stelle des ziemlich unbekannten Myſon gewöhnlich den korinth. Tyrannen Periander ein, während andere den Scythen Anacharſis oder den Epimenides von Kreta oder noch andere die ſiebente Stelle einnehmen ließen. Dieſe Männer ſollen regelmäßige Zuſammenkünfte gehalten haben, und zunächſt wußte man von deren Beſuch bei Kröſus, dem reichen Lyderkönige, manches zu erzählen. Berühmter und durch Plutarch's erhaltene Schrift verherrlicht iſt ihr Gaſtmahl bei Periander in

Korinth, bei dem sie ihre Weisheit zu hören gaben. Entschieden aber am schönsten ist die Sage, welche sie zu einem Wettstreite um den Dreifuß als Preis der Weisheit vereinigte, wo ein jeder dem andern den Preis einräumte, bis der letzte ihn dem Apollo als dem Weisesten zuerkannte. Die meisten dieser Männer haben den Schatz ihrer Erfahrungen in Elegien niedergelegt, die jedoch bis auf sehr geringe Bruchstücke verloren sind, während sich eine Anzahl kurzer Sprüche in verschiedenen Sammlungen erhalten hat. Was jedoch von diesen Sprüchen echt und was unecht, ist schwer zu entscheiden, da man die Sieben Weisen später überhaupt als Träger moralischer Sentenzen anzusehen und das, was von solchen im Munde des Volks umlief, auf sie zu übertragen pflegte. Ganz entschieden unecht aber ist ihr Briefwechsel bei Diogenes Laërtius. Daß endlich gerade sieben Männer mit dem Beinamen der Weisen beehrt wurden, hat seinen Grund darin, daß Sieben die dem Apollo geheiligte Zahl war, jene Männer aber in vielfacher Beziehung zu Apollo standen. Vgl. Bohren, «De septem sapientibus» (Bonn 1867).

Sieben weise Meister heißt eine durch Inhalt und Verbreitung bedeutende, in einen epischen Rahmen gefaßte Novellensammlung des Mittelalters. Ein von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichteter Fürstensohn ist bei seiner Rückkehr an den väterlichen Hof nach Anzeige der Gestirne von Todesgefahr bedroht, wenn er innerhalb sieben Tagen ein Wort rede. Seine Stiefmutter, deren Liebeswerbung er zurückgewiesen, bewegt den Vater jedesmal durch eine bezugvolle Erzählung, die Hinrichtung des Sohnes zu befehlen; je einer der Meister aber gewinnt durch eine Gegenerzählung einen Tag Aufschub, bis nach sieben Tagen der Prinz selbst die Anschläge seiner Stiefmutter enthüllt. Der Ursprung des Werks ist orientalisch; doch hat sich bis jetzt weder die Zeit seiner Entstehung noch der Gang seiner Verbreitung im Oriente genügend ermitteln lassen. Nach Angabe Masudi's (gest. 956 u. Chr.) und des fast gleichzeitigen Mohammed Ibn-el-Bedin el-Werrak war das Buch bereits im 10. Jahrh. in zwei Fassungen arabisch vorhanden, und Mohammed leitet es aus dem Indischen ab. In der That hat sich die Rahmenerzählung in buddhistischen Quellen gefunden, freilich nicht als Dichtung, sondern als Geschichte (Gödeke in Benfey's «Orient und Occident», Bd. 3), wenn auch das ind. Original des Buchs verloren scheint. Auch von den erhaltenen arab. und andern orient. Bearbeitungen reicht keine mehr bis ins 10. Jahrh. hinauf. Der ursprünglichen Form am nächsten steht nach Herm. Brockhaus die von diesem (Lpz. 1845) herausgegebene achte Nacht der pers. Bearbeitung des ind. «Tutinameh» von Nakhschebi (geb. 1329 n. Chr.). Dagegen hält Gödeke das jüngere, 1375 entstandene «Sindibadnameh» für ursprünglicher. Auf eine Quelle zurückzuführen sind wahrscheinlich eine hebr. Bearbeitung und die griechische («Syntipas») des Andreopulos (beide übersetzt von Seengelmann, Halle 1842; letztere herausg. von Boissonade, Par. 1828), der sich selbst wieder auf ein syr. Original beruft, dem wieder ein persisches von einem Musos oder Musa vorausgegangen sei; keins von beiden ist bis jetzt aufgetaucht. Die Kreuzzüge ohne Zweifel vermittelten das Buch dem Abendlande, wo es allmählich in fast allen Sprachen verbreitet ward. Eine lat. Bearbeitung des Johannes de Alta Silva (um 1184 verfaßt), aus der das franz. Gedicht von Dolopathos (herausg. von Brunet und de Montaiglon, Par. 1856, und von Oesterley, Straßb. 1873) etwa zwischen 1222—24 von Herbert überzetzt wurde, ist, nachdem jene Uebersetzung lange für verloren galt, von A. Mussafia wieder entdeckt worden («Ueber die Quelle des altfranz. Dolopathos», Wien 1865). Die sechs Novellen aus dieser Fassung verbreiteten sich, nachdem der Rahmen gesprengt ward, auch einzeln lateinisch und deutsch. Aus einem andern lat. «Liber de septem sapientibus» ist uns ein Auszug in des Dominicanermönchs Joannes Junior (der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. lebte) «Scala coeli» erhalten, den Gödeke herausgegeben hat. Dieser Bearbeitung steht unter den französischen zunächst die provençalische, von Leroux de Lincy in Loiseleur Deslongchamps' «Essai sur les fables indiennes» (Par. 1838) herausgegebene Fassung, neben welcher der von A. Keller aus einer Handschrift von 1284 datirte «Romans des sept sages» (Tüb. 1836) eine eigene Gruppe repräsentirt, zu welcher außer den englischen von Weber, Ellis und Wright bekannt gemachten Bearbeitungen auch die ital. Uebersetzung eines handschriftlich noch erhaltenen Prosaromans gehört, die D'Ancona herausgab (Pisa 1864). Eine dritte lat. Bearbeitung liegt vor in der mehrfach gedruckten «Historia septem sapientum» oder «Historia de calumnia novercali», zu der das deutsche Gedicht des Bühelers von 1412 («Diocletianus' Leben», herausg. von Keller, Quedlinb. 1841), eine andere deutsche Bearbeitung in Keller's «Altdeutschen Gedichten» (Tüb. 1846), sowie das deutsche und dän. Volksbuch stimmen. Von dieser Fassung existiren auch Bearbeitungen in holländ., schwed., span. Sprache. Auch der um die Mitte des 16. Jahrh. zu Frankfurt a. M.

gedruckte «Ludus septem sapientum» des F. Modius, der das Buch aus dem Deutschen ins Lateinische zurückübersetzte, stimmt dazu. Eine Gruppe für sich bildet die «Versio italica», repräsentirt durch die zuerst aus einer nun verschollenen Handschrift von Giovanni Della Lucia (Veneb. 1832) und danach von Romagnoli (Bologna 1862) wieder gedruckte «Storia d'una crudele matrigna», den von Cappelli herausgegebenen «Libro dei sette savi di Roma» (Bologna 1865) und die wiederholt gedruckten und übersetzten «Compassionevoli avvenimenti del principe Erasto». Zur «Versio italica» fand Mussafia auch eine lat. Fassung auf.

Sieben Wunder der Welt hießen im Alterthume sieben merkwürdige Bau- und Kunstwerke, die sich theils durch ihre außerordentliche Größe, theils durch ihre Pracht auszeichneten und noch gegenwärtig zum Theil in ihren Trümmern Bewunderung erregen. Man rechnete dahin die ägypt. Pyramiden, die sog. hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Dianentempel zu Ephesus, die Bildsäule des Olympischen Jupiter von Phidias, das Mausoleum, den Rhodischen Koloß und den Pharos (Leuchtthurm) zu Alexandria. Diese Wunderwerke, deren Kreis von den Griechen erst nach Alexander's Zeit zusammengesetzt wurde, hat unter den Alten Philo aus Byzanz in einer Schrift beschrieben, die meist unter dem Titel «De septem mundi miraculis» oder «De septem orbis spectaculis» angeführt wird und von Orelli (Lpz. 1816) bearbeitet ist. Vgl. Rohden, «De mundi miraculis questiones selectae» (Bonn 1875).

Siebenbürgen, ein zum transleithanischen Theil der österr.-ungar. Monarchie gehöriges und seit 1868 administrativ und staatsrechtlich mit Ungarn vollständig vereinigtes Großfürstenthum, grenzt im N. an Ungarn, im O. an die Bukowina und Moldau, im S. an die Walachei, im W. an Ungarn und hat ein Areal von 54,948,2 QKilom. Auf der Ost- und Südseite mit hohen Gebirgen, eine Fortsetzung der ungar. und galiz. Karpaten (s. d.), umgeben und im Innern von Bergreihen durchzogen, die es auch auf den übrigen Seiten einschließen, ist S. eine natürliche Bergfestung. Ebenen finden sich fast nur längs der Flüsse. Desto zahlreicher und schöner sind die Thäler. Im allgemeinen gewährt das Land durch seine Abwechselung einen herrlichen Anblick. Es hat ein mildes und gesundes Klima und, die Gebirgsgegenden ausgenommen, eine üppige Vegetation. Alle Hauptflüsse entspringen fast mitten im Lande. Es fließt die Alt oder Aluta gegen Süden nach der Walachei in die Donau, die Maros gegen Westen und die Szamos gegen Norden nach Ungarn in die Theiß; alle drei sind schiffbar. Die Bistriz und mehrere andere kleine Gewässer gehen durch die Bukowina oder die Moldau in den Sereth. Das Land ist überaus fruchtbar und reich an Producten und Mineralquellen. S. ist mäßig bevölkert; die Zählung von 1869 ergab eine Volkszahl von 2,115,024 Seelen, wovon 1,064,442 männlichen und 1,050,582 weiblichen Geschlechts. Die Bewohner bilden ein Gemisch verschiedener Nationalitäten. Ende 1869 zählte man annähernd 1,200,000 Oftromanen (Walachen), 573,000 Magyaren oder Ungarn, zu denen auch die Szekler gehören, 235,000 Deutsche, meistens sog. Sachsen, welche 1143 vom Könige Geysa II. zur Cultur und Vertheidigung des Landes aus den Rheingegenden eingeführt wurden und besondere Privilegien erhielten, 80,000 Zigeuner, 13,000 Israeliten, 9000 Armenier, 1500 Czechen, 1000 Bulgaren, 500 Ruthenen und 400 Griechen. Ungarn, Szekler und Sachsen waren bis 1848 die herrschenden, sog. recipirten Nationen mit verschiedenen Vorrechten; gegenwärtig sind alle Volksstämme gleichberechtigt. Die Sachsen sind die fleißigsten und gebildetsten Bewohner des Landes. Ihre Ortschaften und Häuser haben regelmäßige Anlage; überall zeigt sich bei ihnen Wohlstand und Einfachheit der Sitten. Ihre Schriftsprache ist die hochdeutsche; ihre Mundarten aber nähern sich dem Niederdeutschen. Auch in Hinsicht der Religion zeigt sich ein großes Gemisch. Im allgemeinen bekennt sich die magyar. Bevölkerung zur lat.-kath., reform. und unitarischen, die deutsche vorzugsweise zur luth., die romanische zur griech.-kath. und griech.-orient. Kirche. Man zählt (Ende Dec. 1869) 652,945 orient. Griechen (unter dem Erzbischofe in Hermannstadt), 596,502 unirte (kath.) Griechen (unter dem Erzbischofe von Fogaras und dem Bischofe in Szamos-Ujvár), 209,080 Lutheraner (unter dem Landesconsistorium in Hermannstadt), 296,460 Reformirte (unter dem Oberconsistorium in Klausenburg), 263,769 lat. Katholiken (unter dem Bischofe in Karlsburg), 53,539 Unitarier (unter Synode und Oberconsistorium), 4120 kath. und 224 orient. Armenier und 24,848 Israeliten. An Wohnorten gibt es 18 Städte, 77 Marktflecken und 2622 Dörfer.

Trotz der großen Fruchtbarkeit ist das Land keineswegs seinem Flächenmaße und seiner Ertragsfähigkeit gemäß angebaut, doch sind Land- und Forstwirthschaft die Hauptnahrungsquellen. Der Ackerbau liefert Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Heidekorn, besonders aber Mais im Ueberflusse, alle Arten Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Küchengewächse, Taback, hin und

wieder schönen Flachs und Hanf. Die Obstcultur liefert außerordentlich viel Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, welsche Nüsse, Aprikosen, Pfirsiche. Der hier gebaute Wein ist in günstigen Jahren ausgezeichnet gut. Die großen Waldungen, die mehr als 43 Proc. der productiven Bodenfläche einnehmen, auf den Grenzgebirgen aus Nadelholz, im Innern aber größtentheils aus Eichen bestehen, sind von hoher Wichtigkeit. Sie enthalten noch sehr viel Wild, auch Bären, Wölfe, Füchse und Wildschweine. Das Land ist reich an den vortrefflichsten Wiesen, welche die Rindviehzucht wesentlich fördern. In einigen Gegenden wird der Büffel gezogen. Die Pferde S.s sind von einer guten Rasse, größer und stärker als die ungarischen und werden in Menge ausgeführt. Schafe hat das Land in zwei Rassen: Zurkane mit langem, grobem Haare zu Landtuch, und Zigeys oder walach. Schafe mit krauser, kurzer und feiner Wolle zu den feinern Tuchen. Schweine werden in großer Menge gemästet. Beträchtlich ist die Bienenzucht; sie wird aber größtentheils wild betrieben. Im Ueberfluß sind wildes und zahmes Geflügel, Fische und Schildkröten vorhanden. Von größter Wichtigkeit ist der Bergbau, namentlich auf edle Metalle. S. producirt Gold, Silber (beide besonders in den Minen von Zalathna und Offenbánya), Blei, Kupfer und Eisen. Torf- und Kohlenlager liegen unbenutzt, weil das mit Wäldern gesegnete Land keinen Mangel an Brennmaterial empfindet. Die reichen siebenbürg. Salzwerke gehören zu dem großen Salzstocke, der bei Wieliczka und Bochnia in Galizien beginnt und in der Walachei endigt. Die gewerbliche Industrie, insbesondere die Fabrikthätigkeit, ist in S. noch wenig ausgebildet, am meisten noch unter den Sachsen. Lebhaft und beträchtlich ist der Handel. Die Haupthandelsplätze sind Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz und Szamos-Ujvár. Der Volksunterricht hat sich in der neuesten Zeit gehoben. Für den wissenschaftlichen Unterricht bestehen die magyar. Landesuniversität zu Klausenburg (1872 gestiftet), die Rechtsakademie in Hermannstadt, die kath.-theol. Lehranstalten in Karlsburg, Blasendorf und Szamos-Ujvár, das griech.-orient.-theol. Seminar in Hermannstadt, die juridisch-philos. Collegien der Reformirten in Klausenburg, Maros-Vásárhely und Székely-Udvárhely, das reform. Collegium (für Theologie, mit juridisch-philos. Cursen) in Nagy-Enyed, die luth.-theol. Lehranstalten in Hermannstadt, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt und Bistritz, das unitarisch-theol. Collegium in Klausenburg, die chirurg. Lehranstalt ebenda, die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Kolosmonostor bei Klausenburg, die 29 Gymnasien und 5 selbstständigen Realschulen. Früher wurde das Land eingetheilt in das Land der Ungarn im Westen und in der Mitte, mit 11 Comitaten und 2 Districten, das Land der Szekler im Südosten mit 5 Stühlen oder Gerichtsbezirken und das Sachsenland (s. d.). Seit 1876 umfaßt S. 15 Comitate: Hunyad, Unterweißenburg, Torda-Aranyos, Klausenburg, Szolnok-Doboka, Bistritz-Naßod, Thorenburg-Maros, Cík, Udvarhely, Kleinkokel, Großkokel, Hermannstadt, Fogaras, Kronstadt und Haromszek. Ueber Verfassung und Verwaltung des staatsrechtlich jetzt jeder Selbstständigkeit entbehrenden Landes s. Ungarn. Das Wappen von S. ist durch einen schmalen rothen Querbalken getheilt; in der obern Hälfte in Blau ein wachsender schwarzer Adler mit goldenem Schnabel und rother Zunge (ungar. Nation), begleitet von einer goldenen Sonne und einem silbernen Halbmonde (Szekler Nation), in der untern Hälfte sind in Gold sieben rothe Thürme mit je zwei schwarzen Fenstern und einem schwarzen Thor, vier über drei gestellt.

Geschichte. S. erhielt seinen Namen durch die 1143 aus den Gegenden des Niederrheins dort angesiedelten deutschen Colonisten von den noch jetzt mit Mauern umgebenen sieben Städten Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt, Bistritz, Mediasch, Mühlenbach und Schäßburg, die muthmaßlich durch Deutsche erbaut worden sind. Die lat. Benennung Transsylvania ist daher entstanden, weil das Land auf der westl. Seite, wo es an Ungarn grenzt, mit großen Waldungen umgeben ist und den Bewohnern Ungarns gleichsam jenseit der Wälder liegt. Der ungar. Name Erdély (walach. Ardjal) bedeutet ebenfalls Waldland. S. war in alten Zeiten ein Theil Daciens (s. d.). Vom 5. Jahrh. an wurde es nacheinander von verschiedenen Völkern eingenommen. König Stephan I. von Ungarn eroberte S. 1004 und machte es zu einer ungar. Provinz, die er durch Wojwoden oder Statthalter regieren ließ. Endlich erhielt der Wojwode Joh. Zapolya nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungar. Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand I., durch Vertrag von 1535 S. als ein souveränes Fürstenthum. Er war dabei von den Türken unterstützt worden, die sich von dieser Zeit an vielfach in die Angelegenheiten S.s mischten und die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Bathori gegen die ungar. Regenten aus dem österr. Hause begünstigten. Unter den nachfolgenden Fürsten waren Bethlen Gábor (s. d.) und Georg Rakoczy (s. d.) gefährliche Feinde für das Haus

Oesterreich. Leopold I. unterwarf sich 1687 S. völlig, und im Frieden zu Karlowitz von 1699 erkannte die Pforte die Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich über dieses Land an, das jedoch seine eigenen Fürsten behielt. Durch das Leopoldinische Diplom vom 4. Dec. 1691 wurden die verfassungsmäßige Freiheit und alte Rechtsverhältnisse des Landes garantirt. Nachdem das fürstl. Haus 1713 mit Michael Apafi II. ausgestorben war, wurde S. ganz mit Ungarn vereinigt. Maria Theresia erhob es 1765 zu einem Großfürstenthume. Im J. 1848 setzte die ungar. Partei vorübergehend die Union S.s mit Ungarn durch. Aber bei dem revolutionären Gange der Dinge in Ungarn widersetzte sich besonders die deutsche und walach. Bevölkerung standhaft jener Vereinigung und wurde dafür S. 1849 von dem Insurgentenheere furchtbar heimgesucht. Auch war S. der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen dem Insurgentengeneral Bem (s. d.) und den hier zuerst eindringenden russ. Hülfstruppen. Durch die Reichsverfassung vom 4. März 1849 wurde S. gänzlich von Ungarn getrennt, verlor aber seine frühern nationalen Institutionen und trat, dem österr. Ministerium in Wien unterstellt, in die Reihe der österr. Kronländer; auch erhielt es diejenigen Gebietstheile (die Comitate Kraszna, Mittel-Szolnok und Zaránd nebst dem Districte Kövár) zurück, welche 1835 abgetrennt und mit Ungarn vereinigt worden waren. Die kaiserl. Entschließungen vom 20. Oct. 1860 riefen die frühere ungar. und siebenbürg. Verfassung wieder in das Leben; S. erhielt hiermit wieder seine vollkommene Autonomie mit besonderm Landtage und eigener oberster Centralstelle (der königl. siebenbürg. Hofkanzlei), mußte aber auch die vorhin genannten Gebietstheile an Ungarn zurückgeben. Entgegen dem Verhalten der übrigen ungar. Länder beschickte der 1863 auf Grund einer neuen Wahlordnung in Hermannstadt tagende Landtag, die österr. Reichsgrundgesetze von 1860 und 1861 annehmend, den österr. Reichsrath und trennte sich somit von Ungarn vollends, doch nur auf kurze Zeit. Denn infolge der geänderten Politik der Regierung wurde im Nov. 1865 auf Basis der alten Gesetzgebung vom J. 1791 ein neuer Landtag nach Klausenburg einberufen, in welchem die ungar. Partei die Oberhand hatte und bald darauf erschienen auch die Vertreter S.s zur Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn auf dem ungar. Reichstage. Das königl. Rescript vom 17. Febr. 1867 sanctionirte endgültig die Union mit Ungarn. Die siebenbürg. Hofkanzlei wurde aufgehoben und der siebenbürg. Landtag im Juni 1867 aufgelöst. S. wurde unter das ungar. Ministerium gestellt und in eine ungar. Provinz im Sinne der Gesetzartikel von 1847/48 umgewandelt. Die siebenbürg. Militärgrenze ward bereits 1851 aufgehoben und ihr Gebiet zur Civilverwaltung gezogen. Am 1. Jan. 1868 wurde auch der oberste Gerichtshof zu Klausenburg aufgehoben. Seitdem wird das Land von den Ungarn rücksichtslos magyarisirt und namentlich werden die noch 1868 garantirten Privilegien der Sachsen vielfach verletzt und nach und nach aufgehoben. Vgl. Mildenberg, «Handbuch der Statistik und Geographie des Großfürstenthums S.» (3 Bde., Hermannst. 1837); Lenk von Treuenfeld, «S.s geogr., topogr., statist., hydrogr. und orogr. Lexikon» (4 Bde., Wien 1839); Gebhardi, «Geschichte des Großfürstenthums S.» (Wien 1803); Söllner, «Statistik des Großfürstenthums S.» (Hermannst. 1856); Bielz, «Handbuch der Landeskunde S.s» (Hermannst. 1857); Boner, «S. Land und Leute» (Lpz. 1868); Teutsch, «Geschichte der Siebenbürger Sachsen» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1874).

Siebengebirge, ein auf dem rechten Rheinufer südlich von der Sieg sich erhebendes Gebirge, welches das Nordwestende des Westerwaldes bildet, in der Gegend der Stadt Königswinter im preuß. Regierungsbezirke Köln sich hinzieht und seinen Namen von einer Gruppe von hohen Basalt-, Dolomit- und Trachytkegeln erhalten hat, die aus der etwa 55 QKilom. bedeckenden Bergreihe weit hervorragen. Die bedeutendsten derselben sind: der Oelberg 464 Mt., die Löwenburg 459, der Lohrberg 440, der Nonnenstromberg 336, der Petersberg 333, die Wolkenburg 328 und der Drachenfels 325 Mt. hoch über dem Spiegel der Nordsee. Andere zählen auch den Hemmerich, die Rosenau, den Breiberg oder den Zaulberg statt des Lohrbergs in die Kette. Die besuchtesten sind der Drachenfels, der sich steil aus dem Rheine erhebt und eine alte Ruine, ein goth. Hochkreuz für die Gefallenen der Befreiungskriege, sowie ein Wirthshaus trägt, ferner die Löwenburg mit ihrer prächtigen Waldkuppe und ihrer Ruine und der Oelberg. Ebenso ist die alte Abtei Heisterbach das Ziel vieler Vergnügungsfahrten. Ueberhaupt zeichnet sich die Gegend durch ihre Anmuth in dem Wechsel der Scenerien, sowie durch Sagenreichthum und histor. Erinnerungen aus. Nach Norden öffnet sich die weite niederrhein. Ebene; nach den andern Gegenden breiten sich die Gebirge der Eifel, des Westerwaldes und das Flußthal aus. Honnef (wegen seiner geschützten Lage als Luftcurort oft besucht), Rolandseck (s. d.) und Godesberg (s. d.) sind vielbesuchte Orte. Durch das Thal zerstreut

liegen eine Menge von Landhäusern reicher kölner, elberfelder und krefelder Familien. Für die Fremden empfiehlt sich das am Fuße des Gebirgs reizend liegende Städtchen **Königswinter** mit (1875) 2565 E. als Absteigequartier. Hier werden auch Trachytsteine verarbeitet. Am südl. Abhange des Drachenfels und im nahen Menzenberg wächst guter Rothwein; der edlere führt den Namen Drachenblut. Die alten Burgen auf dem Drachenfels, der Wolkenburg, der Löwenburg, auf dem Rolandseck und auf dem Godesberge, die fast alle im 12. Jahrh. errichtet wurden, waren einst Festen des kölner Erzstifts. Vgl. Dechen, «Geognost. Führer in das S.» (Bonn 1861); Müller von Königswinter, «Sommertage im S.» (Kreuznach 1867).

Siebengestirn nennt man in der Astronomie die Sterngruppe am Rücken des Stiers, welche nach Argelander aus 1 Sterne dritter Größe, 1 Sterne vierter, 4 Sternen fünfter, 2 Sternen sechster, 9 Sternen siebenter und mehr als 20 Sternen achter Größe besteht, die in dem Namme eines Kreises von einem Grad Halbmesser stehen, von denen aber das bloße Auge bequem nur sechs unterscheiden kann. Der hellste heißt Alkyone. Die griech. Sage läßt das S. aus den an den Himmel versetzten Plejaden (s. d.) entstehen.

Siebenjähriger Krieg ist die allgemein gebräuchliche Bezeichnung für den **dritten Schlesischen Krieg**, welchen König Friedrich II. von Preußen, unterstützt von England (mit Hannover), Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt in den J. 1756—63 gegen Oesterreich, Rußland, Frankreich, Sachsen (mit Polen), Schweden und die deutsche Reichsarmee führte.

Der Ursprung des Kriegs. Die Kaiserin Maria Theresia, welche durch den unglücklichen Ausgang der beiden ersten Schlesischen Kriege (s. d.) gezwungen worden war, Schlesien an Friedrich II. abzutreten, hatte in der Hoffnung auf die Wiedereroberung der verlorenen Provinz einen zehnjährigen Frieden zur Verstärkung ihrer Kriegsmacht benutzt; zugleich suchte sie sich Bundesgenossen zu erwerben. Leicht gelang ihr dies mit der Kaiserin Elisabeth von Rußland, einer persönlichen Gegnerin Friedrich's II., sowie mit dem sächs. Hofe, der über die im vorigen Kriege erlittenen Demüthigungen noch erbittert war. Schwieriger war es, Frankreich, das, unlängst noch Oesterreichs heftigster Feind, jede Machtvergrößerung des Hauses Habsburg-Lothringen eifersüchtig überwachte, herüberzuziehen. Indeß trat auch hier ein eigenthümliches persönliches Moment ins Spiel: in Ludwig XV. erwachte das von der Marquise von Pompadour eifrig gepflegte kath. Interesse. Und als nun Georg II. von England 16. Jan. 1756 mit Preußen ein Defensivbündniß von Westminster abschloß, verstand es die österr. Diplomatie am versailler Hofe, dieses Bündniß als eine prot. Allianz erscheinen zu lassen, welcher zum Schutze der kath. Kirche eine Allianz der kath. Mächte gegenübergestellt werden müsse, und Maria Theresia ließ sich auf Zureden ihres Staatskanzlers Graf Kaunitz sogar so weit herab, in diesem Sinne ein eigenhändiges Schreiben an die Marquise von Pompadour zu richten. Unter diesen Verhältnissen erlosch der alte Antagonismus der beiden Dynastien, und ein Bündniß der beiden kath. Staaten zum Einbruche in Preußen und zur Vernichtung der preuß. Macht kam zum Abschluß. Die betreffenden Verträge sind datirt Versailles 1. Mai 1756 und enthalten zunächst eine Neutralitätsconvention und dann einen defensiven Allianzvertrag. Der Name des Königs von Preußen war darin allerdings nirgends genannt und die Fassung eine ganz allgemein gehaltene, sodaß man auch an allen Höfen die Urkunde ohne weiteres überreichte; indeß waren bereits geheime, speciell gegen Preußen gerichtete Verhandlungen im Gange, und man einigte sich schon jetzt über gewisse Bestimmungen, welche erst ein Jahr später in den sog. Versailler Theilungsvertrag aufgenommen wurden. Nach diesem erhielt Frankreich den Besitz der gesammten Niederlande für den Infanten Don Philipp zugestanden, doch sollte die Uebergabe nicht eher erfolgen, als Oesterreich in den Besitz Schlesiens gesetzt sei; dagegen verpflichtete sich Frankreich, mit einer Armee zur Bekämpfung des Königs von Preußen nach Deutschland einzurücken. Rußland sollte einen Theil von Polen erhalten, Polen (resp. Sachsen) dagegen durch die Provinz Preußen entschädigt werden. Sachsen selbst, dessen Betheiligung in Aussicht stand, obgleich es von den letzten Absichten der großen Mächte keine directe Kenntniß erhielt, sollte mit Magdeburg abgefunden werden. Für Schweden wurde die Rückgabe Pommerns, für Dänemark eine Vergrößerung durch Bremen und Verden, für den Kurfürst von der Pfalz der Erwerb der klevisch-märkischen Länder in Aussicht gestellt, während Holland für seine Verluste in den Niederlanden durch ein Gebiet im preuß. Westfalen entschädigt werden sollte. Der geheime Plan war, den König von Preußen selbst zu irgendeiner Feindseligkeit zu reizen. Man wollte ihn nach Böhmen locken, bei welcher Gelegenheit Sachsen, sich neutral stellend, ihm den Durchmarsch nach Böhmen erlauben sollte. Hierauf wollte Sachsen den Krieg erklären und Friedrich in den Rücken fallen, während er von Oester-

reich in der Fronte angegriffen würde, um so den Feldzug mit Einem Schlage zu beendigen. Dem Scharfblicke Friedrich's entging die Gefahr nicht; doch hielt er sie weder für nahe, noch kannte er das Getriebe der Coalition. Ein sächs. Cabinetskanzlist Menzel (s. d.) aber verrieth den Plan. Auch erfuhr Friedrich II. durch seinen Gesandten im Haag und durch einen engl. Kurier in Petersburg, daß eine große russ. Armee in Livland zusammengezogen würde und daß das Gerücht verbreitet sei, die Kaiserin Elisabeth wolle im Verein mit Maria Theresia den König angreifen. Endlich berichteten Schlabrendorf aus Schlesien und Klinggräff aus Wien, daß an der mähr. und böhm. Grenze zwei große österr. Lager errichtet würden. Infolge dessen beschloß Friedrich, seinen Gegnern durch rasches Handeln zuvorzukommen, sich auf Oesterreich zu stürzen, dessen militärische Macht zu vernichten und dadurch die andern Mächte zu verhindern, sich an der weitern Coalition zu betheiligen. Indeß machte der engl. Gesandte am berliner Hofe, Sir Andrew Mitchell, den König darauf aufmerksam, daß die Gegner offenbar die Absicht hätten, Preußen zum Angriffe zu reizen, und es deshalb zweckmäßig sei, genauere Nachrichten einzuholen. Als der König auf seine vom 18. Juli 1756 durch Klinggräff gestellte Anfrage beim wiener Hofe, wem die Rüstungen in Böhmen gelten sollten, eine ausweichende Antwort erhalten und er außerdem in Erfahrung gebracht hatte, daß der kursächs. Minister Graf Brühl nur die Erfolge der österr.-russ. Waffen abwarte, um sich den beiden Mächten anzuschließen, beschloß Friedrich zunächst, sich dieses Gegners zu versichern und rückte 27. Aug. 1756 mit 60,000 Mann in Sachsen ein. Ehe er indeß der Kaiserin Maria Theresia gegenüber das Schwert zog, versuchte er noch einen letzten Ausgleich und stellte in Wien ein Ultimatum mit der Zusage, sich zurückzuziehen, wenn man ihn des Friedens versichere. Graf Kaunitz gab die frühere ausweichende Antwort, und der Krieg begann. Vgl. (Graf Vitzthum von Eckstädt,) «Die Geheimnisse des sächs. Cabinets von 1745—56» (2 Bde., Stuttg. 1866); Leop. von Ranke, «Der Ursprung des Siebenjährigen Kriegs» (Lpz. 1871).

Der Krieg. Friedrich besetzte ohne Schwertstreich binnen wenig Wochen das unvertheidigte Kurfürstenthum Sachsen, nahm 10. Sept. Dresden, setzte hier eine preuß. Landesadministration und ein Kriegscommissariat zu Torgau ein und eilte hierauf, das kaum 17,000 Mann starke sächs. Heer, welches sich in einem verschanzten Lager zwischen Pirna und Königstein versammelt hatte, zur Uebergabe zu zwingen. Unterdessen rückte der Feldmarschall Browne mit einem österr. Heere langsam aus Böhmen heran, um die Sachsen zu befreien, wodurch sich Friedrich genöthigt sah, unter Zurücklassung eines starken Corps vor dem Lager zu Pirna den Oesterreichern nach Böhmen entgegenzugehen. Bei Lowositz kam es 1. Oct. zur Schlacht, die zwar nicht entscheidend, aber doch mit dem Rückzuge der Oesterreicher endigte und die ausgehungerte sächs. Armee, nachdem sie sich vergeblich nach Böhmen durchzuschlagen versucht, in der Stärke von 14,000 Mann 15. Oct. zur Waffenstreckung zwang. Hiermit war dieser erste Feldzug beendigt, und die Oesterreicher bezogen Winterquartiere in Böhmen, die Preußen in Sachsen und Schlesien; Friedrich selbst blieb in Dresden und behandelte Sachsen mit vieler Härte. Im Frühjahre 1757 sollte aber der Krieg erst in ganzer Stärke ausbrechen. Maria Theresia betrieb nicht nur ihre eigenen Rüstungen in Böhmen aufs eifrigste, sondern suchte auch von allen Seiten dem Könige Friedrich Feinde zu erwecken. Zunächst wurde auf ihren Betrieb Friedrich's II. Unternehmung für Landfriedensbruch erklärt und auf dem Reichstage zu Regensburg 17. Jan. 1757 zur Ahndung desselben eine Reichsarmee von 60,000 Mann bewilligt; ferner traten Frankreich und Schweden als Garanten des Westfälischen Friedens auf, um die angeblich gefährdete Reichsverfassung zu schützen. Während Schweden, in der Hoffnung, den seit 1720 verlorenen Theil von Pommern wieder zu gewinnen, 21. Mai 1757 förmlich den Krieg an Preußen erklärte, machte Frankreich sich anheischig, 80—100,000 Mann nach Deutschland zu schicken und an Schweden Hilfsgelder zu zahlen. Auch Elisabeth von Rußland versammelte ein Heer von 100,000 Mann gegen Preußen.

Diesen vereinten Mächten konnte Friedrich kaum 200,000 Mann eigene Truppen und nächstdem nur noch das aus hannov., braunschweig., hess. und gothaischen Truppen zusammengesetzte engl. Hülfsheer von 40,000 Mann entgegenstellen, welches unter dem Herzoge von Cumberland lediglich Hannover schützen sollte. Friedrich war demnach nur auf seine Schnelligkeit, Kühnheit und Geschicklichkeit angewiesen; es war ein Glück für ihn, daß seine Gegner ohne Uebereinstimmung operirten und er sie einzeln schlagen konnte. Den General Lehwaldt mit 24,000 Mann zur Vertheidigung Preußens und Pommerns gegen die Schweden und Russen zurücklassend, rückte er schon im April 1757 in vier Colonnen in Böhmen ein. Nach dem glücklichen Gefechte des Herzogs von Bevern bei Reichenberg 21. April vereinigten sich

die verschiedenen preuß. Corps vor Prag 5. Mai. Am 6. Mai griff Friedrich die Oesterreicher an, die 76,000 Mann stark unter Karl von Lothringen auf den verschanzten Höhen bei Prag standen. Die starke Stellung war nur auf ihrem rechten Flügel zugänglich; auf diesen richtete der König seinen Angriff, und nach heißen Anstrengungen und dem Verluste von 18,000 Mann gewann er, als Schwerin (s. d.) durch seinen aufopfernden Heldentod Bahn gebrochen, die Schlacht. Der rechte preuß. Flügel nahm die gegenüberliegenden Hügel, durchbrach das Centrum der Oesterreicher und vereinigte sich mit dem linken. Die Oesterreicher hatten ihren Feldmarschall Browne (s. d.), 10,000 Todte und Verwundete, 9000 Gefangene und 60 Kanonen eingebüßt. Ein Theil ihres Heeres zog sich auf den von Mähren heranrückenden Feldmarschall Daun zurück; der bei weitem größere, 46,000 Mann mit dem Prinzen von Lothringen, warf sich in die Stadt Prag, deren Belagerung Friedrich II. sogleich begann. Da jedoch Daun (s. d.) mit 60,000 Mann zum Entsatz heranrückte, schickte ihm Friedrich ein Corps unter dem Herzog von Bevern entgegen und folgte diesem dann selbst mit einem kleinen Theile der Belagerungsarmee. Am 18. Juni griff er Daun bei Kollin (s. d.) an, wurde aber so nachdrücklich geschlagen, daß er die Belagerung Prags aufheben und Böhmen verlassen mußte. Er bewirkte seinen Rückzug nach Sachsen und der Lausitz ohne erheblichen Verlust. Daun folgte vorsichtig und schoß die Stadt Zittau, wo sich preuß. Magazine befanden, in Brand.

Unterdessen hatte der Marschall d'Estrées mit einer franz. Armee von 100,000 Mann die Festung Wesel, die Fürstenthümer Kleve und Ostfriesland, die hessen-kasselschen Länder und Hannover erobert, den Herzog von Cumberland, der das Hülfsheer führte, 26. Juli bei Hastenbeck geschlagen, bis Stade zurückgedrängt und zur Capitulation von Kloster-Seven 8. Sept. gezwungen, wonach jene Truppen mit Ausschluß der Hannoveraner auseinandergehen sollten. Während nun d'Estrées' Nachfolger (Richelieu) Hannover, Braunschweig und Hessen aussaugte, rückte ein anderes franz. Heer unter dem Prinzen Soubise, mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigt, nach Thüringen vor, um Sachsen zu befreien. König Friedrich II. übertrug daher dem Herzoge von Bevern (s. d.) und dem General von Winterfeldt (s. d.) die Beobachtung der Oesterreicher in der Lausitz und in Schlesien und eilte selbst nach Thüringen, nahm 13. Sept. Erfurt, ließ 19. Sept. ein 8000 Mann starkes Corps der Franzosen (mit Soubise selbst) durch 1500 Mann unter Seydlitz aus Gotha vertreiben und schlug, nachdem er von einer Diversion in die Mark zur Vertreibung des Kroatengenerals Hadik, der Berlin überfallen und gebrandschatzt hatte, zurückgekehrt war, die verbündeten Franzosen und Reichstruppen 5. Nov. entscheidend bei Roßbach (s. d.). Die eilfertige Flucht der Franzosen nach dem Rheine lieferte Sachsen wieder ganz in Friedrich's Hände. Zugleich hob Georg II. 26. Nov. die kloster-sevener Convention auf und willigte ein, daß das frühere Hülfsheer mit Hinzufügung preuß. Truppen unter Befehl des bewährten Herzogs Ferdinand von Braunschweig gestellt werde. Der König eilte nunmehr zurück nach Schlesien, wo unterdeß der österr. General Nadasdy 7. Sept. den preuß. Heerestheil unter Winterfeldt bei Moys unweit Görlitz geschlagen und Schweidnitz 12. Nov. erobert hatte. Nach der Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau 22. Nov. hatte sich außerdem diese Festung ergeben müssen. Ganz Schlesien schien für Friedrich verloren, und die Oesterreicher, durch Glück übermüthig gemacht, nannten verächtlich das kleine Heer, das er durch Sachsen herbeiführte, die «Potsdamer Wachtparade». Aber kaum in Schlesien angekommen, zog der König das nach Bevern's Gefangennehmung und Kyau's Absetzung von Zieten befehligte Corps an sich und schlug 5. Dec. bei Leuthen (s. d.) mit seinem kleinen, durch weiten Marsch geschwächten Heere das mehr als doppelt überlegene feindliche Heer unter dem Prinzen von Lothringen. Breslau ergab sich 14 Tage später mit einer zahlreichen Besatzung und großen Vorräthen. Die Oesterreicher hatten durch diese Niederlagen über 40,000 Mann verloren, Schlesien war ihnen wieder entrissen, nur Schweidnitz blieb in ihrer Hand. Sachsen stand den Preußen zu Winterquartieren offen, und Friedrich II. sah sich Ende 1757 gefürchteter als je zuvor. Auch die Kriegsereignisse im Osten, wo 100,000 Russen unter Feldmarschall Apraxin Ende Juni in Preußen eingefallen waren, die Festung Memel erobert, das Land grausam verwüstet und endlich den General Lehwaldt bei Großjägerndorf 30. Aug. unweit Wehlau geschlagen hatten, wendeten sich unerwartet glücklich. Denn als um diese Zeit die Kaiserin Elisabeth gefährlich erkrankte, mußten die Russen auf Anordnung des Kanzlers Bestushew-Rjumin (s. d.), der sich dem Thronfolger Peter III., einem Verehrer Friedrich's, gefällig erzeigen wollte, eilig wieder zurückgehen, und Lehwaldt konnte nun die Schweden, welche 22,000 Mann stark 13. Sept. die Peene überschritten und Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt hatten, zurücktreiben.

Den dritten Feldzug 1758 eröffnete schon im Februar der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen in Niedersachsen und Westfalen. Er hatte bereits im vorigen Jahre die Franzosen von der Elbe verdrängt und Harburg, Stade und Lüneburg erobert; jetzt vertrieb er dieselben auch aus Niedersachsen, Hessen und Westfalen, ging über den Rhein, schlug sie 23. Juni 1758 bei Krefeld und drang bis in die österr. Niederlande vor. Als aber an des unfähigen Clermont Stelle der Marschall von Contades das Commando des franz. Hauptheers erhielt und zugleich Soubise mit einem zahlreichen Heere zu seiner Unterstützung nach Hessen vordrang, sah Ferdinand sich genöthigt, 10. Aug. über den Rhein zurückzugehen und sich auf die Vertheidigung von Hannover und Westfalen zu beschränken, wobei es ihm jedoch, durch 12,000 Engländer verstärkt, zuletzt noch gelang, Contades zwischen die Maas und den Rhein, Soubise zwischen Rhein und Main zurückzudrängen. Auch Friedrich eilte frühzeitig ins Feld. Nachdem er 16. April die Festung Schweidnitz wieder erobert, rückte er in Mähren ein. Doch die Belagerung von Olmütz mußte er bei Daun's Annäherung im Juli aufgeben und sich nach Schlesien zurückziehen, wo er bei Landshut ein Lager bezog. Hier vernahm er, daß die Russen, die nach Wiedergenesung der Kaiserin abermals Preußen in Besitz genommen, bis Küstrin vorgedrungen wären und die Schweden zu neuem Angriffe ermuthigt hätten. Er marschirte daher mit einem Theile des Hauptheers dahin ab, traf das russ. Heer, wie es Küstrin bombardirte, und griff, nachdem er das Corps des Generals Dohna mit sich vereinigt, 26. Aug. mit 30,000 Mann das 50,000 Mann starke russ. Heer unter Fermor bei Zorndorf (s. d.) an, schlug es und zwang es zum Rückzuge nach Polen. General Dohna blieb zur Beobachtung der Russen und gegen die Schweden zurück, während der König nach Sachsen eilte, um seinem Bruder Heinrich gegen die überwältigende Uebermacht der Oesterreicher beizustehen. Bei seiner Annäherung zog sich Daun, der Dresden bedrohte, in ein festes Lager bei Stolpen und brach erst, als sich Friedrich gegen Zittau, wo die Oesterreicher ihre Hauptmagazine hatten, wendete, nach dem befestigten Lager bei Löbau auf. Friedrich folgte, lagerte sich in unmittelbarster Nähe bei Hochkirch (s. d.), wurde aber 14. Oct. früh 4 Uhr überfallen und mit großem Verluste geschlagen; doch gelang es ihm, von Dresden her Verstärkungen heranzuziehen und nach Schlesien abzurücken, wo er die Festungen Neisse (6. Nov.) und Kosel (15. Nov.) entsetzte. Der König eilte dann nach Dresden, um die von Daun beabsichtigte Eroberung Sachsens zu vereiteln, ließ durch Dohna die nochmals erschienene Reichsarmee von Leipzig vertreiben und nöthigte Daun zum Rückzuge nach Böhmen. So sah Friedrich am Ende des Feldzugs wenigstens seine Staaten, mit Ausschluß des theilweise noch von Russen besetzten Königreichs (der nachmaligen Provinz) Preußen, von Feinden befreit. Zwar hatte Frankreich, trotz der Abneigung der Nation, 30. Dec. 1758 ein neues Bündniß mit Oesterreich geschlossen, aber auch Friedrich hatte durch des brit. Ministers Pitt Einfluß einen neuen Vertrag mit England erlangt, in welchem ihm jährlich 4 Mill. Thlr. Hülfsgelder versprochen wurden. Dennoch beschloß der König, sich mit der Hauptarmee möglichst auf die Vertheidigung zu beschränken. Um so thätiger ließ er aber seine detachirten Corps wirken.

Nachdem Prinz Heinrich schon im März 1759 in Böhmen eingefallen und ungeheuere Kriegsvorräthe erbeutet hatte, verjagte er im Mai die Reichsarmee und die mit ihr verbündeten Kaiserlichen aus Franken, besetzte Bamberg und zerstörte auch in der Oberpfalz alle Magazine. Gleicherweise gelang es dem preuß. General Schenkendorf, ein österr. Corps bei Wolkenstein zu schlagen, sowie dem General Dohna, die Schweden wieder bis nach Stralsund zurückzutreiben und die Russen eine Zeit lang in Schach zu halten. Als aber die Russen im Frühling 1759 unter Soltikow immer stärker aus Polen vordrangen und sich an der Oder mit den Oesterreichern zu verbinden suchten, mußte Dohna zurückweichen. Friedrich setzte an seine Stelle den General Wedel mit dem bestimmten Befehle, um jeden Preis eine Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern zu hindern. Wedel griff die Russen 23. Juli bei Kay unweit Züllichau an, wurde aber mit Verlust von 5000 Mann geschlagen, worauf die Russen bis nach Frankfurt a. O. vorgingen und sich dort mit 18,000 Oesterreichern unter Laudon vereinigten. Seine Kurlande zu retten, eilte nun Friedrich aus dem Lager bei Schmottseifen, wo er Daun gegenübergestanden hatte, in die Mark und griff 12. Aug. die Russen bei Kunersdorf (s. d.) an. Schon hatte er sie geschlagen, als Laudon ihm den Sieg entriß und eine Niederlage, wie er sie nie erlebt, über ihn brachte. Während aber Friedrich am Morgen nach der Schlacht kaum 5000 Mann mehr um sich versammelt sah, hatte auch Soltikow 24,000 Mann eingebüßt und bezeigte keine Neigung, den Sieg zu verfolgen. Desto eifriger benutzte Friedrich die ihm gegebene Frist. Er ging über die Oder zurück, sammelte seine zerstreuten

Truppen, zog andere aus Pommern und Brandenburg heran, ließ Geschütze aus Festungen herbeikommen und stand nach wenig Tagen wieder an der Spitze eines Heers von 28,000 Mann. Jetzt suchte er zuvörderst Berlin zu decken, eilte dann den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor und zwang sie durch geschickte Stellungen und Verhinderung der Zufuhr zum Rückzuge nach Polen, während sein Bruder Heinrich mit Besonnenheit Daun's großes Heer in der Lausitz beschäftigte. Auch der General Fouqué wußte mit großer Geschicklichkeit Schlesien zu vertheidigen und den österr. General de Ville zum Rückzuge nach Böhmen zu nöthigen. General Manteuffel trieb die wieder vorgedrungenen Schweden bis Stralsund zurück, und Daun selbst mußte wegen Mangel an Lebensmitteln nach Böhmen zurückweichen. Dessenungeachtet hatte indeß die Reichsarmee in Verbindung mit einem österr. Corps Leipzig, Wittenberg und Torgau erobert, ja sogar Dresden nach 27tägiger Einschließung genommen; auch war Daun wieder nach Sachsen vorgerückt. Friedrich, am Podagra in Glogau daniederliegend, schickte daher die Generale Fink und Wedel nach Sachsen, ließ durch den General Wunsch Wittenberg und Torgau wiedererobern und folgte 13. Nov. selbst nach. Als er aber Daun aus seinem festen Lager beim Plauenschen Grunde vertreiben wollte, gerieth General Fink, der Daun den Rückzug abschneiden sollte, mit 11,000 Mann bei Maxen und General Dierike mit 1400 Mann in österr. Kriegsgefangenschaft. Mit besserm Erfolge kämpfte der Herzog von Braunschweig. Zwar gelang es ihm nicht, den Franzosen Frankfurt a. M., das sie unter Soubise überrumpelt hatten, zu entreißen; auch wurde er bei dem Dorfe Bergen 13. April geschlagen und infolge dessen Kassel, Münden und Münster von den Franzosen unter Contades erobert; aber es glückte ihm, Broglio und Contades bei Minden 1. Aug. eine schwere Niederlage beizubringen und nach einem zweiten Siege des Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, bei Gohfeld über das franz. Corps unter Brissac, nicht nur Osnabrück, Paderborn und Bielefeld, sondern auch Marburg, Münster und Fulda wieder zu gewinnen.

Der Feldzug von 1760 begann gleichfalls unglücklich für Friedrich. Seine Kassen waren erschöpft, seine Länder ausgesogen, sein Heer bestand kaum aus 90,000 Mann, größtentheils Ausländern und Neulingen; die Versuche, Frankreich und Rußland vom Bündnisse gegen ihn abzuziehen, waren abermals gescheitert. Dazu kam, daß Laudon den tapfern Fouqué bei Landshut (23. Juni) mit 8000 Mann schlug und gefangen nahm, worauf auch Glatz 26. Juli verloren ging. Der König hatte Dresden vom 14. bis 26. Juli vergeblich belagert, zog dann durch die Oberlausitz nach Schlesien, schlug unterwegs einen Theil des Lascy'schen Corps, siegte in der Schlacht bei Liegnitz 15. Aug. über Laudon, der im Begriffe war, mit Daun sich zu vereinigen, und brachte durch diesen Sieg, bei welchem die Oesterreicher 10,000 Mann und 82 Kanonen, Friedrich selbst nur 1800 Mann verloren hatte, Schlesien wieder in seine Gewalt. Alsdann vereinigte er sich mit seinem Bruder Heinrich bei Breslau, zwang die russ. Hauptarmee durch Demonstrationen zum Rückzuge über die Oder und manövrirte Daun, der ihm gefolgt war, nach Böhmen zurück. Unterdessen waren die Preußen durch Oesterreicher, Würtemberger und Reichstruppen aus Sachsen gedrängt, Torgau und Wittenberg gefallen und Berlin von den Russen unter Tottleben 3. Oct. und sechs Tage darauf durch den österr. General Lascy eingenommen und gebrandschatzt worden. Auf das Gerücht von des Königs Annäherung räumten die Feinde die Hauptstadt. Friedrich wandte sich nach Sachsen, nahm Düben, Leipzig und Wittenberg ein und griff die in einem festen Lager bei Torgau verschanzten Oesterreicher unter Daun und Lascy 3. Nov. an. Blutig war die Schlacht: sie kostete den Preußen 13,000, den Oesterreichern 20,000 Mann, und schon glaubte Daun die Preußen geschlagen, als am Abend die Generale Zieten und Saldern den Sieg entschieden. So war Sachsen wieder gesichert und Schlesien bis auf Glatz, wo Laudon stand, von Feinden frei; die Schweden hatten sich nach Stralsund und die Russen nach Polen zurückgezogen. Aber auch gegen die Franzosen hatte der Feldzug einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Während nämlich der Erbprinz von Braunschweig ein franz. Corps bei Emsdorf 15. Juli geschlagen hatte, dann nach Kleve marschirt war, Wesel belagert und den Rhein überschritten hatte, über den er erst bei dem Anmarsche eines franz. überlegenen Heers zurückwich, hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen bei Warburg an der Diemel mit Verlust von 5000 Mann geschlagen. Glücklicher gestalteten sich für Ferdinand die Ereignisse im J. 1761. Er griff 11. Febr. alle von den Franzosen besetzten Plätze an, nahm dieselben und gewann dadurch große Magazine. Zugleich hatte der hannov. General von Spörken ein aus sächs. und franz. Truppen bestehendes Corps 14. Febr. bei Langensalza geschlagen und der Prinz von Braunschweig von seinem festen Lager bei Villingshausen aus 15. Juli den Fran-

zosen einen Verlust von 5000 Mann beigebracht. Allein bald mußten die Verbündeten, von England nach Georg's II. Tode, 25. Oct. 1760, nur noch schwach unterstützt, der Uebermacht Soubise's und Broglio's weichen, die Belagerungen von Ziegenhain, Marburg und Kassel aufheben und den Franzosen wieder Hessen und den Weg nach Hannover bloßgeben. Auch Friedrich gerieth durch Georg's II. Tod in große Bedrängniß. Er war 4. Mai 1761 nach Schlesien aufgebrochen, um die Provinz gegen die Russen und Oesterreicher zu schützen, mußte aber trotz aller Kunst geschehen lassen, daß beide 12. Aug. zwischen Jauer und Striegau, über 130,000 Mann stark sich vereinigten. Schon war er in Gefahr, in seinem festen Lager bei Bunzelwitz unweit Striegau, wo er mit 50,000 Mann stand, aufgerieben zu werden, als der Zwiespalt zwischen seinen Gegnern und deren Mangel an Lebensmitteln ihn rettete. Die Russen unter Buturlin trennten sich von den Oesterreichern 10. Sept., gingen nach Polen und ließen nur 20,000 Mann unter Tschernitschew bei den Oesterreichern in Schlesien zurück. Nun blieb auch Laudon nicht länger und zog sich in das Gebirge zurück, eroberte aber noch vorher 1. Oct. Schweidnitz. Friedrich konnte zwar sein Lager verlassen, erkannte aber nur zu deutlich das Gefahrvolle seiner Stellung, da Laudon bei Freiburg und Tschernitschew bei Glatz standen und Oberschlesien in den Händen seiner Feinde war. Auch der Prinz Heinrich in Sachsen konnte sich der Reichsarmee und der Oesterreicher unter Daun kaum erwehren, und die Preußen in Pommern unter dem Prinzen von Wirtemberg wurden in einzelnen Corps von den Russen geschlagen und verloren 16. Dec. die Festung Kolberg. Friedrich schien dem Untergange nahe.

Da starb 5. Jan. 1762 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und sogleich schloß ihr Nachfolger Peter III. (s. d.) mit Friedrich 16. März 1762 einen Waffenstillstand, dem 5. Mai der Friede von Petersburg folgte. Durch ihn wurde auch Schweden 22. Mai zum Frieden mit Preußen bewogen. Peter ließ sogar, als Frankreich und Oesterreich seiner Vermittelung kein Gehör gaben, im Juni 1762 eine russ. Armee von 20,000 Mann unter Tschernitschew zur Unterstützung Friedrich's zu den Preußen stoßen. Der frühe Tod des Kaisers 14. Juli trennte aber sehr bald das Bündniß mit Friedrich, und Peter's Nachfolgerin, Katharina II., rief sogleich die russ. Truppen aus Schlesien zurück. Da jedoch die Kaiserin den zwischen Rußland und Preußen 5. Mai geschlossenen Frieden bestätigte und strenge Neutralität beobachtete, erhielt Friedrich freie Hand, mit aller Macht sich auf seine übrigen Feinde zu werfen. Während er selbst Daun, den er schon 21. Juli bei Burkersdorf zum Weichen gebracht, 16. Aug. bei Reichenbach schlug und bald darauf 9. Oct. Schweidnitz zur Uebergabe nöthigte, hatte Prinz Heinrich in Sachsen nach mehrern glücklichen Gefechten sich den Zugang ins Erzgebirge geöffnet und der Herzog von Braunschweig im Westen nicht nur Niedersachsen und Westfalen glücklich behauptet, sondern auch nach mehrmaliger Besiegung der Franzosen (bei Wilhelmsthal 24. Juni und Luternberg 23. Juli) Hessen befreit und Kassel zurückerobert. Da nun überdies der Prinz Heinrich unter Mitwirkung des Generals Seydlitz 29. Oct. einen bedeutenden Sieg über die Reichstruppen und Oesterreicher unter Hadik bei Freiberg erfocht, in welchem diese gegen 8000 Mann und 28 Kanonen, die Preußen nur 1400 Mann einbüßten, kam 24. Nov. zwischen Preußen und Oesterreich ein Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien bezog, für den nächsten Winter zu Stande. Als ferner der Seekrieg zwischen Frankreich und England durch den Präliminarfrieden vom 3. Nov. beendigt und dieser zu Paris 10. Febr. 1763 zum Definitivfrieden erhoben worden, erfolgte, nachdem vorher noch Friedrich durch einen Streifzug des Kleist'schen Corps nach Franken und Baiern den wichtigsten Reichsständen die Neutralität abgenöthigt, nach kurzen Verhandlungen und ohne fremde Vermittelung 15. Febr. 1763 der Friede zu Hubertusburg (s. d.), durch welchen alle Theile ihre Besitzungen, so wie sie vor dem Kriege waren, wiedererhielten. Des großen Königs Charakterstärke, rastlose Thätigkeit und überlegene Feldherrnkunst hatten so Schlesien abermals gesichert und Preußen eine Stelle unter den Hauptmächten Europas errungen. Aber viele und große Opfer hatte dieser Krieg Europa und besonders den preuß. Staaten und dem unglücklichen Sachsen gekostet. Vgl. Friedrich's d. Gr. «Histoire de la guerre de sept ans»; Lloyd, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (deutsch von Tempelhof, 6 Bde., Berl. 1794—1801); Retzow, «Charakteristik der wichtigsten Zeitereignisse des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1804); Archenholz, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (10. Aufl., herausg. von Potthast, Lpz. 1874); «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs», herausgegeben vom königl. preuß. Generalstabe (8 Bde., Berl. 1824—47); Schöning, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (Potsd. 1851); Schäfer, «Geschichte des Siebenjährigen Kriegs» (2 Bde., Berl. 1867—74); Arneth, «Maria Theresia und der Siebenjährige Krieg» (2 Bde., Wien

1875); K. von Beaulieu-Marconnay, «Der Hubertusburger Friede» (Lpz. 1871); Leop. von Ranke, «Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen zu Aachen und Hubertusburg» (Lpz. 1875). Werthvolle Monographien verfaßten Kutzen, Brodrück, Ollech, Knesebeck, Renouard u. a.

Siebenpfeiffer (Phil. Jak.), polit. Schriftsteller, geb. zu Lahr im Breisgau 12. Nov. 1789, wurde 1804 Schreiber im Oberamte zu Lahr und 1806 bei der Finanzverwaltung im Breisgau angestellt. Von seinen Ersparnissen studirte er seit 1810 in Freiburg. Er promovirte 1813 als Doctor der Rechte und wurde hierauf Secretär bei der Kreisstelle, im Jan. 1814 zu dem österr. Generalgouvernement in Colmar, später zur österr.-bair. Regierung nach Kreuznach versetzt, dann Kreisdirectorialadjunct in Trier und 1815 Vorstand der österr. Verwaltung von Landau und dem Gebiet an der Lauter. Die bair. Regierung setzte ihn in die niedrigere Stufe eines Kreisdirectorialassessors herab, und erst 1818 kam er als Landescommissar nach Homburg in Rheinbaiern. Als S. 1830 eine Zeitschrift «Rheinbaiern» erscheinen ließ, verfügte die bair. Regierung seine unfreiwillige Versetzung als Inspector des Zuchthauses zu Kaisersheim, was seinen Austritt aus der Beamtenlaufbahn veranlaßte. Er setzte indessen seine Zeitschrift fort und ließ sie später unter dem Titel «Deutschland» erscheinen; seit dem April 1831 gab er eine zweite Zeitschrift, «Der Westbote», heraus. Seine fortgesetzte Opposition gab im März 1832 Veranlassung, daß der «Westbote» verboten wurde, solange er sich nicht den Bestimmungen hinsichtlich der Censur unterwerfe; auch versiegelte man die von ihm errichtete Presse zu Oggersheim. Obschon er sich endlich der Censur zu unterwerfen versprach, blieb doch die Zeitschrift verboten. S. wählte nun Neustadt an der Hardt zu seinem Aufenthaltsorte, und hier verbreitete er im April 1832 den Aufruf zu einem Bürgervereine auf den 27. Mai. Nebst mehrern andern Theilnehmern an dem Hambacher Feste in Haft genommen, wurde er im Juli 1833 vor die Assisen zu Landau gestellt, jedoch im August von den Geschworenen freigesprochen. S. wurde nun wegen Beschimpfung der Beamten vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und im Nov. 1833 zu zweijähriger Haft verurtheilt. In der Nacht vom 14. zum 15. Nov. 1833 entkam er aus dem Gefängnisse zu Frankenthal über die franz. Grenze und ging später in die Schweiz, wo er an der Hochschule zu Bern angestellt wurde. Er starb in Bern 14. Mai 1845.

Siebenschläfer heißen nach der Legende sieben Jünglinge, Maximianus, Malchus, Serapion, Dionysius, Johannes, Martinianus und Konstantinus, welche sich, um einer Christenverfolgung unter Kaiser Decius 251 zu entgehen, in eine noch jetzt gezeigte Höhle im Berge Kalion bei Ephesus verborgen hatten, daselbst einschliefen, vermauert wurden und erst 446 nach zufälliger Wiedereröffnung der Höhle unter Theodosius II. wieder aufwachten und dann, nachdem sie vor dem herbeigeeilten Bischofe Martin und dem Kaiser selbst das Wunder bezeugt hatten, vom Glorienscheine der Heiligkeit umgeben starben. Die Sage, welche, wie die Verehrung der sieben Heiligen selbst, weit durch den Orient, bis zu den Abessiniern hin, verbreitet ist und auch in einer «Die Höhle» überschriebenen Sure des Korans begegnet, erscheint auch schon frühzeitig im Abendlande, zuerst in dem Sendschreiben Gregor's von Tours an den Bischof Sulpitius von Bourges um 870, dann in den griech. Menologien. Die «Acta Sanctorum» erzählen sie unter dem 27. Juli. Paulus Diakonus versetzt sie merkwürdigerweise nach Deutschland. Auch in altfranz. und altdeutscher Sprache gibt es mehrere Bearbeitungen der Legende, von denen eine gereimte deutsche, wol noch dem 13. Jahrh. angehörende durch Th. von Karajan herausgegeben worden ist («Von den siben slafären», Heidelb. 1839). Der Gedächtnißtag der S. fällt in der röm. Kirche jetzt auf den 27. Juni, in der griech. auf den 4. Aug. Merkwürdig ist die Beziehung dieser Heiligen auf die Witterung, sofern es nicht nur nach dem abendländ. Volksglauben sieben Wochen lang regnen soll, wenn es am 27. Juni geregnet hat, sondern sie auch bei den Mohammedanern als Beschützer des Seewesens gelten.

Siebenschläfer, Bilch oder Rellmaus (Myoxus Glis) heißt eine Art der Säugethiergättung Schlafmaus (Myoxus), welche die Eichhörnchen mit den Mäusen verbindet und zur Ordnung der Nagethiere gehört. Er ist von der Größe des Eichhörnchens, 16 Ctmt. lang ohne den 13 Ctmt. langen, zweizeilig langbehaarten Schwanz, oberseits schön aschgrau, unterseits weiß, und die Augen umgibt ein schwarzbrauner Kreis. Er bewohnt das mittlere Europa und hält sich in Wäldern auf, wo er des Nachts nach Futter, das aus Nüssen, Samen, saftigen Früchten, auch wol Eiern und jungen Vögeln besteht, umherstreift und bis auf die höchsten Baumgipfel hinaufklettert, den Tag aber in hohlen Bäumen verschläft. Den ganzen Winter bringt er im Winterschlafe hin. An die Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht. Die alten

Römer schätzten ihn als Leckerbissen und legten deshalb zur Zucht der S. im großen besondere Behälter (gliraria) an. Noch jetzt gilt sein Fleisch in Italien, Illyrien und Steiermark für schmackhaft. Seine Lebensdauer soll höchstens sechs Jahre betragen.

Siebold, eine deutsche Gelehrtenfamilie, deren Glieder sich besonders auf dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe verdient gemacht haben. — Karl Kaspar von S., geb. 4. Nov. 1736 zu Nideck im Herzogthume Jülich, gab als Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe zu Würzburg diesen ziemlich vernachlässigten Lehrfächern eine angemessene Einrichtung und erwarb sich namentlich den Ruf eines ausgezeichneten Chirurgen. In Anerkennung der Verdienste, die er sich während des Kriegs in den Hospitälern erworben, wurde er 1801 in den Reichsadel erhoben. Er starb 3. April 1807. — Johann Georg Christoph von S., ältester Sohn des Vorigen, geb. 1767 in Würzburg, wurde 1790 Professor der allgemeinen Pathologie und Diätetik daselbst, 1795 Professor der Geburtshülfe, 1796 Professor der Physiologie und erster Arzt am Juliushospital und starb 15. Jan. 1798. — Adam Elias von S., Bruder des Vorigen, geb. zu Würzburg 5. März 1775, studirte zu Jena, Göttingen und Würzburg Medicin, wurde 1799 außerord. Professor der Medicin zu Würzburg und, nachdem er 1800 eine Reise nach Wien unternommen, bei seiner Rückkehr Medicinalrath und ord. Professor. Er folgte 1816 einem Rufe nach Berlin, wo er die Entbindungsanstalt bei der Universität gründete und 12. Juli 1828 starb. Er suchte der Geburtshülfe eine höhere Stellung anzuweisen, indem er die physiol.-medic. Grundsätze auf dieselbe anwendete. Sein Hauptwerk ist das classische «Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten» (2 Bde., Frankf. 1811; 2. Aufl., Frankf. 1821—23). Außerdem sind zu erwähnen sein «Lehrbuch der theoretischen und praktischen Entbindungskunde» (Nürnb. 1810; 4. Aufl. 1824) und das «Lehrbuch der Geburtshülfe» (5. Aufl., Würzb. 1831). — Regine Josephe von S., die Gattin Johann Theodor Damian von S.'s, geb. 14. Dec. 1771, war die Tochter des kurfürstl. mainzischen Regierungsbeamten Henning zu Heiligenstadt. Nachdem sie in erster Ehe mit dem mainzer Regierungsrath Heiland vermählt gewesen, studirte sie 1806—7 die Geburtshülfe unter Anleitung ihres Schwiegervaters Karl Kaspar von S. und erhielt 1815 von der medic. Facultät zu Gießen die Doctorwürde. Sie wirkte bis in ihr hohes Alter zu Darmstadt als Geburtshelferin und starb daselbst 28. Febr. 1849. — Ihre Tochter aus erster Ehe, Marianne Theodore Charlotte Heiland, genannt von S. (durch Adoption ihres Stiefvaters), geb. 12. Sept. 1788 zu Heiligenstadt, erhielt durch ihre Aeltern praktischen Unterricht in der Geburtshülfe und studirte dieselbe dann 1811—12 in Göttingen unter Osiander's und Langenbeck's Leitung. Nach bestandener Prüfung erhielt sie 1814 die Erlaubniß zur Ausübung der Geburtshülfe und 1817 durch öffentliche Promotion zu Gießen die Doctorwürde. Bei dieser Gelegenheit schrieb sie: «Ueber die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter und über Bauchhöhlenschwangerschaft insbesondere» (Darmst. 1817). Seitdem lebte sie ihrem Wirkungskreise zu Darmstadt. Im J. 1829 vermählte sie sich mit dem nachmaligen Oberstabsarzt Heidenreich zu Darmstadt. Sie starb 8. Juli 1859.

Siebold (Karl Theodor Ernst von), namhafter Physiolog und Zoolog, geb. 16. Febr. 1804 zu Würzburg als Sohn von Adam Elias von S., studirte in Göttingen und Berlin, und ward 1831 Kreisphysikus zu Heilsberg in Preußen. Im J. 1835 siedelte er als Director der Hebammen- und Entbindungsanstalt nach Danzig über, wo er 1839 auch das Stadtphysikat übernahm. Im J. 1840 folgte S. einem Rufe als Professor der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Thierheilkunde nach Erlangen, von wo er jedoch schon 1845 als Professor der Physiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie nach Freiburg i. Br. ging. Diese Stellung vertauschte er 1850 mit der Professur der Physiologie in Breslau, wo er zugleich die Direction des physiolog. Instituts übernahm. Zur Gründung eines ähnlichen Instituts wurde er 1853 als Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie nach München berufen, wo ihm später auch die Professur der Zoologie sowie die erste Directorstelle am zoologisch-zootomischen Cabinet übertragen wurde. S. hat sich die namhaftesten Verdienste um die Fortbildung der Naturwissenschaften erworben, indem er vorzugsweise den innern Bau, die Lebens- und Fortpflanzungsgeschichte der niedern Thiere aufklärte. Außer vielen Abhandlungen in Fachzeitschriften veröffentlichte er ein treffliches «Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der wirbellosen Thiere» (Berl. 1848). Außerdem erschienen von ihm Untersuchungen «Ueber die Band- und Blasenwürmer» (Lpz. 1854), über die «Wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen» (Lpz. 1856), «Beiträge zur Parthenogenesis der Anthropoden» (Lpz. 1871), worin er nachwies, daß auch aus unbefruchteten Eiern sich Thiere entwickeln können; ferner «Die Süß-

wasserfische von Mitteleuropa» (Lpz. 1863), in welcher Schrift er vielfach verbreitete Irrthümer nachwies. Mit Kölliker begründete S. 1849 die «Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie». — Eduard Kaspar Jakob von S., des Vorigen Bruder, Hofrath und Professor der Medicin und Chirurgie zu Göttingen, Director der Entbindungsanstalt und Hebammenlehrer, geb. 19. März 1801 zu Würzburg, studirte zu Berlin und Göttingen und wurde 1827 als Assistent bei der Entbindungsanstalt angestellt, deren einstweilige Direction nach dem Tode seines Vaters ihm übertragen wurde. Im J. 1829 folgte er dem Rufe als Professor der Geburtshülfe nach Marburg, und ging 1833 als solcher nach Göttingen, wo er 27. Oct. 1861 starb. Seit des Vaters Tode setzte er das von diesem 1813 begonnene «Journal für Geburtshülfe u. s. w.» fort. Auch schrieb er eine «Geschichte der Geburtshülfe» (2 Bde., Berl. 1839—45), ein «Lehrbuch der Geburtshülfe» (Berl. 1841), «Zur Lehre der künstlichen Frühgeburt» (Gött. 1842), «Lehrbuch der gerichtlichen Medicin» (Abth. 1, Berl. 1846).

Siebold (Philipp Franz von), bekannt als Erforscher Japans, Sohn von Johann Georg Christoph von S., geb. 17. Febr. 1796 zu Würzburg, widmete sich seit 1815 auf der Universität seiner Vaterstadt der Medicin und den Naturwissenschaften, daneben der Länder- und Völkerkunde und erlangte 1820 die Doctorwürde. Im J. 1822 ging er nach den Niederlanden und von da im Sept. 1822 als Sanitätsoffizier erster Klasse nach Batavia, wo er im Febr. 1823 anlangte und als Regimentsarzt im Hauptquartier zu Weltevrede Dienst erhielt. Doch schon im Juni 1823 ward er als Arzt und Naturforscher der Gesandtschaft nach Japan beigegeben. Hier erlangte er als Arzt und Naturforscher großen Ruf und dadurch größere Freiheit. Selbst aus entferntern Gegenden kamen Japanesen, darunter einige kaiserl. Aerzte aus Jeddo, zu ihm, um seinen Unterricht zu genießen, und durchforschten für die Zwecke des Lehrers auch das Innere ihres Vaterlandes. Im Febr. 1826 ging die beabsichtigte Gesandtschaftsreise nach Jeddo vor sich, auf welcher S. von seinen gelehrtesten und vertrautesten Schülern begleitet wurde. Auch in Jeddo fand S. eine sehr gute Aufnahme und hatte Aussicht, dort länger bleiben zu dürfen. Allein wegen einer Verletzung der japan. Hoffitte von seiten des Gesandten mußte S. mit der Gesandtschaft nach Desima zurückkehren. Er stand 1828 im Begriffe, sich mit seiner reichen wissenschaftlichen Ausbeute nach Europa einzuschiffen, als ein unvorhergesehener Vorfall ihn in eine Untersuchung verwickelte. Der kaiserl. Astronom und Oberbibliothekar hatte ihm die Copie einer Karte des japan. Reichs mitgetheilt, die auf Befehl des Kaisers gefertigt worden war. Die Sache wurde verrathen. Da man darin ein schweres Staatsverbrechen erkannte, wurde S. zu Desima zurückgehalten und scharf bewacht und eine strenge Untersuchung eingeleitet, die vom Sept. 1828 bis Oct. 1829 währte, aber infolge der Festigkeit und Entschlossenheit S.'s mit der Freisprechung sämmtlicher in dieselbe verwickelten Japaner endete. S. kam mit der Verbannung davon, verließ 1. Jan. 1830 Japan, trat im März seine Rückreise nach Europa an und traf 7. Juli vor Wließingen ein. Die von ihm gesammelten Materialien zur Kunde des japan. Landes und Volks begann er in einem umfassenden Werke zu bearbeiten, das in vier Abtheilungen zerfällt, unter den Titeln: «Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan» (Leid. 1832 fg., mit Atlas), «Fauna Japonica», mit Temminck, Schlegel und Haan bearbeitet (Leid. 1833 fg.), «Flora Japonica» (Leid. 1835 fg.) und «Bibliotheca Japonica», lithographirt von dem Chinesen Ko-tsching-Dschang, herausgegeben gemeinschaftlich mit J. Hoffmann (6 Thle., Leid. 1833—41). Hierzu kommen der schätzbare «Catalogus librorum Japonicorum» (Leid. 1845), die «Isagoge in bibliothecam Japonicam» (Leid. 1841), «Epitome linguae Japonicae» (Batavia 1826; 2. Aufl., Leid. 1853) und «Florae Japonicae Familiae naturales» (mit Zuccarini, Münch. 1851). Außerdem hat sich S. durch die Einführung japan. Culturpflanzen, wie 1825 des Thees auf Java, verdient gemacht. Ebenso wirkte S. viel zur Eröffnung Japans für den Welthandel. Unter anderm veröffentlichte er die «Urkundliche Darstellung der Bestrebungen Niederlands und Rußlands zur Eröffnung Japans» (Leid. 1854). Im J. 1859 unternahm er eine zweite Reise nach Japan, trat dort sogar 1861 auf einige Zeit in die Dienste des Taikun, kehrte aber 1862 wieder nach Europa zurück und wählte seine Geburtsstadt Würzburg zum bleibenden Aufenthalt. Mit der Aufstellung einer von ihm begründeten japan. Sammlung zu München beschäftigt, starb er daselbst 18. Oct. 1866. Seine naturwissenschaftlichen Sammlungen befinden sich in Leiden.

Siedepunkt nennt man den Wärmegrad, wobei eine Flüssigkeit siedet, d. i. in ihrer ganzen Masse aufsteigende Dampfblasen entwickelt. Die Physiker benutzen den S. des Wassers zur Bestimmung eines fixen Punktes für die Grade des Thermometers. Dieser S. ist jedoch nur beim Sieden chemisch reinen Wassers und bei einerlei Druck der Atmosphäre beständig. Welchen

Einfluß der Druck der Luft habe, beweisen die Versuche, daß in einem luftleeren Ballon das Wasser bei einem viel tiefern Wärmegrade als gewöhnlich zum Sieden gebracht wird, und daß es dagegen in dem Papinischen Digestor, wo seine nicht entweichenden Dämpfe auf das Wasser ein großen Druck ausüben, einen hohen Grad der Hitze annimmt. Bei dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre beträgt der S. des Regenwassers 80° R. = 100° C. = 212° F. Auf Bergen findet man, wegen der Abnahme des Luftdrucks nach oben, den S. um so niedriger, je höher man kommt, sodaß man ein genau und fein eingetheiltes Thermometer, ähnlich wie das Barometer, zur Höhenmessung benutzen kann.

Sieg, ein Nebenfluß des Rheins auf dessen rechter Seite, entspringt in Westfalen am Edderkopf in 607,6 Mt. Höhe und fließt in vielgewundenem Laufe, mit vorherrschend westl. Richtung durch ein wegen seines Bergbaues berühmtes, aber städtearmes Thal dem Rhein zu, in den der Fluß gegenüber Bonn mündet. Bei der Stadt Siegen scheidet sich in 238 Mt. Höhe der mittlere und der untere Lauf, welcher letztere anfangs durch eine an landschaftlichen Schönheiten reiche Gegend führt, bis er bei Blankenburg ins Tiefland tritt. Die ganze Lauflänge der S. beträgt 130 Kilom.; Quelle und Mündung sind jedoch nur 81 Kilom. voneinander entfernt. Schiffbar ist der Fluß nur auf 17 Kilom. von seiner Mündung bis Siegburg. Unter den Nebenflüssen ist die 44,5 Kilom. lange, aus dem Westerwald kommende Nister und die bei Siegburg mündende Agger zu erwähnen. Nach dem Flusse S. benannt ist der zum ehemaligen Herzogthum Berg gehörige Siegkreis im preuß. Regierungsbezirk Köln, der auf 765,6 QKilom. (1875) 85,402 E. zählt. Hauptstadt ist Siegburg mit 5668 E., an der S. und am Fuße des Michaelisbergs, auf dem eine ehemalige Benedictinerabtei liegt. Im Siegkreise liegen auch die Städte Königswinter (2565 E.) und Honnef (4022 E.). Vgl. Aeg. Müller, «Siegburg und der Siegkreis» (Siegb. 1858); Weyden, «Das Siegthal» (Bonn 1865).

Siegel (sigillum, secretum, signetum oder signum) nennt man den Abdruck eines Stempels in eine weichere Masse. Zum Siegeln gebrauchte man schon in den frühesten Zeiten verschiedene Stoffe, je nach dem Unterschiede der Stände. An die Stelle des Wachses in seiner ursprünglichen Farbe trat später gefärbtes Wachs, auch gebrauchte man Blei und andere, selbst edle Metalle zur Anfertigung der S. Des Goldes und Silbers bedienten sich zum Siegeln die byzant. Kaiser, des Bleies die Päpste und die Großmeister der geistlichen Ritterorden. Später siegelten Kaiser und Könige mit rothem Wachse und verliehen dieses Recht auch andern Fürsten und Herren; grünes Wachs gebrauchten geistliche Stifter, Klöster u. s. w., weißes Wachs führten die Freien Reichsstädte, schwarzes Wachs der Patriarch von Jerusalem und die Großmeister der geistlichen Ritterorden in weniger wichtigen Angelegenheiten. Noch später trat die Oblate (s. d.) an die Stelle des Wachses und im 16. Jahrh. das Siegellack (s. d.). Die auf den S. dargestellten Gegenstände sind sehr verschieden. Ursprünglich setzte man darein den Kopf dessen, der das S. führte; so in den S. der deutschen Kaiser im frühen Mittelalter. Diese Köpfe waren meist in Siegelringen eingeschnitten und von vorzüglicher Arbeit. Doch gab es damals auch schon andere Gegenstände auf den S. Im 11. Jahrh. wurde gebräuchlich, Wappen in die S. zu setzen, wobei später die nicht zu Wappen Berechtigten ideelle Wappen gebrauchten. Die Kaiser und Könige bedienten sich seit dem 10. Jahrh. größerer S., auf denen die ganze Figur sitzend dargestellt ist. Sie heißen Majestäts- oder Thronsiegel. Solche wurden dann auch bald von Fürsten, Bischöfen u. a. gebraucht. Von besonderer Schönheit sind die sog. Reitersiegel, mit der Person des Siegelführers zu Pferde. Im Orient enthalten die S. gewöhnlich Sprüche des Korans. Die S. selbst werden theils nach den vorgestellten Gegenständen, theils nach ihrem Material, oder sonst nach der Größe u. s. w. eingetheilt.

Die Form der S. ist in der Regel rund, doch kommen auch andere Formen vor. So war im Mittelalter eine fast dreieckige Schildform nicht ungewöhnlich. Der Zweck der S. bestand ursprünglich darin, daß durch das S. eine Urkunde oder sonst eine Schrift mehr Glaubwürdigkeit erhalten sollte als durch die bloße Unterschrift. Zu diesem Zwecke wurde das S. ursprünglich auf die Urkunde gedrückt, später an einer Schnur oder einem Pergamentstreifen, welche durch die Urkunde gezogen wurden, derselben angehängt und in der Schrift selbst dies erwähnt. Dann diente das S. auch zum Verschließen von Briefen u. s. w., also zur Sicherheit. War das S. in einer besondern Kapsel, um es vor Beschädigung zu schützen, eingeschlossen oder in Metall ausgedrückt, so nannte man dies eine Bulle (s. d.), welcher Ausdruck dann auch von dem ganzen Document gebraucht wurde. Einfache Schutzkapseln von Holz kamen im 16., solche von Eisen im 17. Jahrh. auf. Um die S. vor Verfälschung zu bewahren, wurde oft ein Gegen- oder Secretsiegel (contrasigillum) auf den Rücken des größern S.

gedruckt, und dieser kleinern S. bediente man sich in der Folge bei minder wichtigen Ausfertigungen. Die Aufbewahrung der Staats- und Regentensiegel war in der Regel einem der höchsten Beamten anvertraut, oder es waren dazu eigene Beamte bestellt, wie bei den griech. Kaisern die Logotheten, bei den Merovingern die Referendarien, bei den Karolingern und den spätern Kaisern und Königen die Kanzler. Im Deutschen Reiche hatte der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler die Reichssiegel zu verwahren, die von ihm dem Reichsvicekanzler ausgehändigt wurden. Auch in Frankreich war der Kanzler ursprünglich Bewahrer der Reichssiegel. Da aber das Kanzleramt dem, der einmal damit bekleidet war, nicht genommen werden konnte, so wurde, wenn ein Kanzler in Ungnade fiel, ein eigener Garde des sceaux ernannt, welcher in Rang, Amtskleidung und Amtsbefugnissen jenem gleich stand. Der Großsiegelbewahrer hatte, wie in Deutschland der Kurfürst von Mainz, bei den Reichskanzleien die Ernennung aller Kanzleibeamten (Chancelleries) in ganz Frankreich. Alle Erlasse im Namen des Königs mußten ihm zum Siegeln vorgelegt werden. Später sank der Name Großsiegelbewahrer zum bloßen Titel herab, welchen der Justizminister führte. In England sind seit der Königin Elisabeth die Aemter des Lord-Kanzlers von England und des Großsiegelbewahrers (Lord keeper of the great seal), welche vorher getrennt waren, in der Regel vereinigt. Für das kleine königliche S. besteht jedoch noch ein eigener Beamter (Lord keeper of the privy seal, gewöhnlich nur Lord privy seal genannt). Die Kenntniß der Urkundensiegel heißt Siegelkunde oder Sphragistik (vom griech. σφραγίς, das Siegel). Ueber letztere vgl. die Werke von Heinecius, Manni, Gercken und Büsching und Grotefend's «Ueber Sphragistik» (Bresl. 1875).

Siegelerde (Terra sigillata), s. Bolus.

Siegellack (franz. cire à cacheter, engl. seal wat) besteht seinen Hauptbestandtheilen nach aus harzigen Stoffen, und zwar das feinere aus Schellack und Terpentin, oft unter Zusatz von Storax, Tolubalsam, Benzoëharz, wodurch es wohlriechend wird, das geringere blos aus Kolophonium, dem man etwas Terpentin beimischt. Außer dem Schellack, Terpentin und Kolophonium setzt man dem S. noch erdige Körper zu, wie Kreide, Zinkweiß, Barytweiß; diese Körper gewähren den Nutzen, dem zu schnellen Abtropfen und Rinnen des S. Einhalt zu thun. Nächst den erdigen Bestandtheilen machen die farbegebenden Substanzen einen wesentlichen Bestandtheil der meisten Siegellackforten aus. Die gebräuchlichste ist das rothe S., das in den feinsten Sorten durch Zinnober, in den geringern durch Mennige und rothes Eisenoxyd gefärbt wird. Die verschieden gefärbten Sorten erhält man, indem man den Zinnober durch Grünspan, Chromgelb, Ultramarin, gebranntes Elfenbein ersetzt. Die Stangengestalt erhält das S. durch Gießen in Formen. Die Portugiesen sollen das S. in Ostindien kennen gelernt und in Europa verbreitet haben, woher sich auch der Name Spanisches Wachs, wie man das S. früher häufig nannte, erklären läßt.

Siegelmäßigkeit oder das Recht, eigene Urkunden schon durch Beidrückung des Siegels mit dem Familienwappen zu vollziehen, ingleichen die Urkunden von Gerichtsuntergebenen auf dieselbe Art zu beglaubigen, wurde seit dem Aufkommen eines erblichen Wappenrechts als Privilegium des Adels angesehen, ist aber nur in Particularrechten zu ausdrücklicher Anerkennung gelangt. In Baiern begriff man nach einer alten, noch in der Verfassungsurkunde anerkannten Gewohnheit unter S. nicht blos die Befugniß, selbstausgestellte Urkunden durch das Siegel mit der Eigenschaft öffentlicher Documente zu versehen, sondern auch das Vorrecht, Erbschaften ohne Zuziehung der Obrigkeit unter Siegel zu nehmen, den eigenen Kindern das Muttergut allein auszuwerfen, Eide in Civilsachen durch bloße Unterschrift der Eidesformel zu leisten und einen befreiten Gerichtsstand, wie anderwärts die Schriftsässigen (s. Schriftsässigkeit), zu beanspruchen. Als Siegelgenossen in diesem Sinne werden Adelige, hohe Staatsbeamte, Oberoffiziere bis zum Hauptmann abwärts und Graduirte aufgeführt.

Siegen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, an der Sieg, ist eine alte steile Bergstadt mit 12,901 E. und Sitz eines Landrathsamts und Amtsgerichts nebst Schwurgericht, einer Handelskammer, eines Vereins für die bergbaulichen Interessen der ostrheinischen Bezirke, eines Kesselrevisionsvereins und einer Reichsbankstelle. Der Ort hat zwei Schlösser der ehemaligen Fürsten von Nassau-Siegen und von höhern Unterrichtsanstalten eine Realschule, eine Gewerkschule, eine Wiesenbauschule und eine Bergschule. Die städtische Industrie producirt besonders Leder, Tuch, Papier, Maschinen, Leim. S. ist Endpunkt der Ruhr-Siegbahn sowie eines Zweigs der Deutz-Gießener Bahn und hat seit Herstellung dieser Verbindungen einen neuen Aufschwung genommen. Der Kreis S., welcher auf 646,8 QKilom. (1875) 64,017 E. zählt, liegt zwischen dem Westerwalde und dem Rothhaargebirge

und ist ein durchaus bergiges, besonders durch seinen Reichthum an Eisenerz berühmtes Land. Die erbeuteten Erze werden in 22 Hohöfen verschmolzen und liefern ein sehr gesuchtes Roh- und Rohstahleisen. Das Eisen wird theils in den Stahlfabriken der Grafschaft Mark und Englands, theils im Lande selbst in etwa 40 Puddlings- und Walzwerken zu Edelstahl, Blech, Draht, Ketten, Achsen u. s. w. verarbeitet. Außerdem liefert der Bergbau des Kreises noch Silber, Blei und Kupfer. Die bedeutendsten Gruben liegen bei Müsen (Stahlberg), Eisenfeld, Gosenbach, Neunkirchen, an der Eisernhaardt und am Bautenberg. Ein zweites Hauptgewerbe ist die Sohllederfabrikation, welche ein sehr geschätztes Product liefert. Auch ist das Siegerland als die Wiege des Kunstwiesenbaues bekannt. Das Land bildete früher das Fürstenthum S., das seit 1255 der Ottonischen Linie des Hauses Nassau gehörte. Seit der Theilung von 1607 stand es unter eigenen Fürsten aus dieser Linie, bis es 1806 dem Großherzogthum Berg einverleibt ward. Es wurde 1813 den Fürsten von Oranien zurückgegeben und von diesen auf dem Wiener Congreß 1815 an Preußen abgetreten. Vgl. Cuno, «Geschichte der Stadt S.» (Dillenb. 1872); Nostiz, «Der Kreis S. und seine Bewohner» (Neuwied 1874).

Siegenbeek (Matthijs), ein um die holländ. Nationalliteratur verdienter Schriftsteller, geb. 23. Juni 1774 zu Amsterdam, widmete sich dem geistlichen Stande, ward 1793 Prediger der Mennonitengemeinde zu Leiden und erhielt 1797 die an der Universität daselbst neuerrichtete Professur der niederländ. Beredsamkeit, zu welcher später die der niederländ. Literatur, darauf die der vaterländischen Geschichte trat. Er starb 28. Nov. 1854. Besondern Einfluß gewannen seine Arbeiten über holländ. Orthographie («Verhandeling over de nederduitsche spelling», Amsterd. 1804 u. öfter; «Woordenboek voor de nederduitsche spelling», Amsterd. 1805 u. öfter). Von seinen Schriften sind zu nennen: «Beknopte geschiedenis der nederl. letterkunde» (1826), «Geschiedenis der Leidsche hoogeschool tot 1825» (2 Bde., 1829—32).

Siegfried, althochdeutsch Sigufrid, in der nordischen Fassung aber Sigurd, heißt einer der hervorragendsten Heroen der deutschen Heldensage. Er war ein Sohn Sigmund's, aus dem auf Odin selbst zurückgehenden Geschlechte der Welsunge, ausgezeichnet durch leuchtende Augen und unglaubliche Kraft. Erzogen hatte ihn ein weiser und kunstreicher Alb, der Regino, d. i. Rathgeber, hieß und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwergs besaß. Derselbe verschaffte ihm dann ein Roß und schmiedete ihm ein Schwert, mit dem S. einen Amboß spalten konnte. So reizte ihn Regino, der Nibelungen Hort (Schatz) und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht nebst dem zugehörigen wunderbaren und verhängnißvollen Ringe als Wergeld für den erschlagenen Ottar gegeben hätten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitze des verderblichen Schatzes war, rieb sich untereinander auf. Ottar's beide Brüder tödteten den Vater; Regino wurde von dem andern Bruder, Fafnir genannt, verdrängt, der in Gestalt eines Drachen (Lindwurms) sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizte Regino den jungen S. auf, den Drachen zu tödten; S. aber erschlug beide. Durch das Drachenblut, wovon er trank, wurde noch seine Kraft gemehrt oder sein Leib mehr geschützt vor Wunden. Durch das Gold und zumal durch den Ring wurde er unermeßlich reich. Die Tarnkappe gab ihm die Fähigkeit, seine Gestalt in die eines Andern zu verwandeln. Trotzdem aber war er durch den Besitz des Goldes in der Knechtschaft der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobte er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunehilde (s. d.), sein Herr Gundahari (Günther), der Nibelungenkönig, wollte sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Günther's Gestalt ritt S. durch die Flamme, welche um ihre Wohnung loderte; er gab ihr den Ring aus dem Schatze und brachte sie dadurch in die Gewalt Günther's; sie erkannte S. nicht. Er selbst nahm ein anderes Weib, Krimhild (nach der altnordischen Fassung Gudrun), die Schwester Günther's. Brunehilde rühmte sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. habe weichen müssen. Da entdeckte ihr Krimhild gereizt den Betrug, der Ring, den sie am Finger trage, sei aus dem Nibelungenhort; der sie gewonnen, sei S., nicht Günther. Brunehilde, die sich nun erinnerte, daß sie an dem vermeinten Günther die leuchtenden Welsungenaugen erkannt habe, ließ S., der für offenen Angriff unbesiegbar, meuchlerisch durch Hagano (Hagen) ermorden und tödtete sich selbst. Der Schatz fiel, nachdem alle, die an ihm theilhatten, vernichtet waren, an seine ursprünglichen Herren zurück, welche ihn in den Rhein versenkten.

Dies ist nach Lachmann's gedrängter Zusammenfassung der wesentlichste Inhalt der Sage in ihrer ältesten Gestalt. In solchem einfachern, noch durchaus heidnischen und mythol. Cha-

rakter erscheint sie, freilich unter mannichfachen Abweichungen der einzelnen Züge, in den ältern nordischen Quellen, unter denen die Lieder der alten Edda (s. d.) obenanstehen. Auch die jüngere Edda berichtet von derselben, wenn auch nur beiläufig. Ausführlich wird sie wiederum erzählt in der im 13. Jahrh. abgefaßten prosaischen, aber meist auf alten Liedern beruhenden Völsungasage. Verdunkelter schon tritt sie auf in der etwas spätern Nornagestssage, und verstreute Anspielungen finden sich in verschiedenen Skaldengedichten. Wie aber schon die ältesten erhaltenen nordischen Lieder unverkennbar auf verlorene noch ältere deutsche zurückweisen, so hat die Sage von S. auch überhaupt in Deutschland ihr eigentliches Leben gehabt und demgemäß auch hier eine reiche Fortbildung gefunden. Im 7. Jahrh. ungefähr aus einer rein mythologischen in eine Heldensage umgewandelt, erscheint sie seitdem vorzugsweise gepflegt von den Franken am Niederrhein und verschmilzt wol schon vor dem Anfange des 9. Jahrh. mit der Sage von dem Untergange des burgund. Königs Gunther, wodurch die Nibelungen des Mythus in burgund. Könige gewandelt werden und zugleich die Verknüpfung mit dem hunnischen Attila und zumeist durch diesen wiederum mit der Dietrichssage eintritt. So gewaltigem Sagencomplexe entsprangen dann unter fortdauernden Wandlungen die Lieder, aus denen am Schlusse des 12. Jahrh. das Nibelungenlied (s. d.) erwuchs. Aber so wenig alle erhaltenen ältern nordischen Quellen zusammen den ganzen Sagenkreis von S. erschöpft hatten, so wenig war das auch im Nibelungenliede geschehen. Vielmehr bestand neben demselben noch eine bedeutende Anzahl mündlich umlaufender Sagen, welche theilweise wieder den Weg in die nordische Literatur fanden und in der zumeist auf deutschen Quellen beruhenden Vilkinasage gerettet wurden. In Deutschland waren schon dem Nibelungenliede nachträglich noch verschiedene Zusätze aus der Siegfriedssage eingeschaltet worden, und von da ab begann diese Sage selbst zu verwildern, indem sie theils willkürliche Aenderungen erfuhr, theils (und besonders die Jugendgeschichte des Helden) ins Märchenhafte sich verflüchtigte. So umgestaltet erscheint sie im «Rosengarten» (herausg. von Grimm, Gött. 1836) und im «Hürnen Seyfrid» (nur in roher, dem 15. Jahrh. gehörender Gestalt in alten Drucken erhalten und daraus aufgenommen in den zweiten Theil der «Deutschen Gedichte des Mittelalters», herausg. durch von der Hagen und Büsching, Berl. 1820; bearbeitet von Simrock in dessen «Kleinem Heldenbuch», Stuttg. und Tüb. 1844). Was noch jetzt von der Siegfriedssage in Deutschland im Volksmunde lebt, erscheint fast durchaus in Märchengestalt und ist größtentheils von den Brüdern Grimm in den «Kinder- und Hausmärchen» gesammelt worden. Es gehören dahin z. B. das Märchen vom «Dornröschen», in welchem die schlafende Brunhild deutlich zu erkennen ist; die Märchen von den «Blutsbrüdern», von dem «Wandernden Jünglinge», den neben scheinbarer Einfältigkeit unbezwingbare Kraft auszeichnet, u. dgl. m. Reichhaltige Zusammenstellungen und Nachweisungen über das Stoffliche der Siegfriedssage geben: W. Grimm, «Die deutsche Heldensage» (Gött. 1829; 2. Aufl. 1867); Raßmann, «Die deutsche Heldensage und ihre Heimat» (2 Bde., Hannov. 1857—58). Alle histor. Deutungen der Sage (von Giesebrecht, Mone, E. Rückert u. s. w.) haben sich als unzureichend und die mythologische allein als berechtigt ergeben. Lachmann, Wilh. Müller und Simrock führen S. theils auf Baldr, theils auf Freyr und Brunhild auf Gerdr zurück, sodaß die Siegfriedssage als eine Form jenes vielgestaltigen physischen Mythus von der Frühjahrssonne erscheint, welche die im Winter unter Schnee und Eis befangene Erdkraft aus der Gewalt der winterlichen Dämonen befreit. Den ethischen Gehalt der Sage hat Rieger in Pfeiffer's «Germania» (Bd. 3) untersucht. Eine Neugestaltung der Siegfriedssage hat W. Jordan versucht (Frankf. a. M. 1868; 9. Aufl. 1877). Vgl. Steiger, «Die verschiedenen Gestaltungen der Siegfriedssage in der german. Literatur» (Hersf. 1873).

Siegwurz, Pflanzenart, s. Gladiolus.

Siel (holländ. Zyl). Um niedriger als die Flut-, beziehungsweise Hochwasserstände gelegene Meeres- oder Flußufer vor Ueberschwemmungen zu schützen, werden in Holland und an der deutschen Nordseeküste längs der Ufer Dämme, sog. Deiche (s. d.) erbaut, welche das Austreten des Hochwassers verhindern. S. nun sind quer durch solche Deiche ziehende, verschließbare Kanäle, über welche sich der Damm, resp. die Dammkrone ununterbrochen erstreckt, während bei den analogen Zwecken dienenden Dammschleusen der Damm in seiner ganzen Höhe durch das Bauwerk unterbrochen wird. Die S. werden entweder aus Holz (Holzsiele) errichtet oder in Mauerwerk durchgeführt (Steinsiele). Die Verschlußvorrichtung ist entweder eine Klappe, welche, ventilartig wirkend, vom Hochwasser angedrückt wird und hierdurch die Oeffnung selbstthätig verschließt, während unter normalen Verhältnissen der Druck des Binnenwassers sie offen erhält (Klappensiel), oder sie besteht aus aufziehbaren Schützen (Schützensiel), oder es sind wol

auch ähnlich wie bei den Schifffahrtsschleusen gebildete Thore (Thorsiel) vorhanden. Mitunter ermöglichen die S. auch die Bewässerung der hinter den Deichen liegenden Landschaften. Dasjenige Land, welches durch ein S. be- oder entwässert wird und dessen Besitzer S. und Deiche erhalten müssen, wird dann Sielacht genannt. In einem andern Sinne versteht man unter S. wol auch Kloaken (s. d.).

Siemens, Familienname eines norddeutschen Landwirths, unter dessen 14 Kindern mehrere sich um verschiedene Zweige der Technik und Industrie hoch verdient gemacht haben. Der älteste der Geschwister, Ernst Werner S., geb. 13. Dec. 1816 zu Lenthe bei Hannover, besuchte eine Zeit lang das Gymnasium zu Lübeck, trat aber, getrieben von seiner lebhaften Neigung für das Ingenieurfach, 1834 zu Magdeburg als Freiwilliger in die preuß. Artillerie ein und fand 1835 Aufnahme in die Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin. Während des dreijährigen Besuchs derselben und auch nachdem er 1838 als Artillerieoffizier in Magdeburg wieder in den Dienst eingetreten war, trieb er mit besonderer Vorliebe mathem., physik. und chem. Studien. Im J. 1841 nahm er in Preußen das erste Patent auf galvanische Versilberung und Vergoldung. Gegen Ende 1842 und im folgenden Jahre wieder, sandte er seinen Bruder Karl Wilhelm S. (geb. 4. April 1823 zu Lenthe), welcher nach dem Besuche des lübecker Gymnasiums, der magdeburger Gewerbschule und (1841—42) der göttinger Universität 1842 als Eleve in die gräfl. Stolberg'sche Maschinenfabrik eingetreten war, nach England, besonders um dort den von Werner erfundenen und später weiter verbesserten chronometrischen oder Differentialregulator für Dampfmaschinen und Wasserräder patentiren zu lassen und zu verwerthen, welcher noch jetzt unter anderm zum Reguliren astron. Instrumente benutzt wird. Wilhelm ließ sich in London als Civilingenieur nieder, Werner aber, auf seinen Betrieb nach Berlin versetzt und 1844 zur Artilleriewerkstätte commandirt und sich daselbst eifrig an den Verhandlungen der Polytechnischen Gesellschaft und der Physikalischen Gesellschaft betheiligend, widmete sich der elektrischen Telegraphie, welche er 1846 mit einem von allen frühern ganz wesentlich abweichenden Zeigertelegraphen (mit Selbstunterbrechung) bereicherte. Im J. 1847 wurde er in die Commission für Einführung elektrischer Telegraphen in Preußen berufen und schlug derselben auf Grund seiner 1846 angestellten Versuche die Guttapercha als Isolationsmittel für unterirdische Leitungen vor. Im J. 1848, zur Dienstleistung in Schleswig-Holstein beurlaubt, legte er im Kieler Hafen mit seinem Schwager Prof. Himly die ersten unterirdischen Minen mit elektrischer Zündung an und baute als Commandant von Friedrichsort die 1849 berühmt gewordenen Batterien zum Schutz des Eckernförder Hafens. Im Winter 1848—49 leitete er im Auftrage der preuß. Regierung den Bau der unterirdischen Telegraphenlinien von Berlin nach Frankfurt a. M. und Köln und schied dann aus der Armee, um sich ausschließlich der Telegraphenbauanstalt zu widmen, welche er schon 1847 mit dem (1867 wieder aus dem Geschäfte getretenen) Mechaniker Joh. Georg Halske in Berlin gegründet hatte. Diese, viele Hunderte von Arbeitern beschäftigende Anstalt erstreckt, unterstützt von ihren Zweiggeschäften, ihre Thätigkeit über alle Welttheile und verdient wegen ihrer vielen Erfindungen und Verbesserungen und der Gitte und Sorgfalt ihrer Arbeit ihren Weltruf.

Das erste Zweiggeschäft ward, nachdem das Hauptgeschäft schon 1853 den Bau und die 12jährige Unterhaltung des russ. Telegraphennetzes übernommen hatte, 1855 in Petersburg gegründet und stand viele Jahre unter der Leitung des am 4. März 1828 geborenen Bruders Karl Heinrich S. Zu diesem Geschäft gehört auch eine Porzellanfabrik bei Groß-Nowgorod, welche früher ausschließlich Isolatoren erzeugte. Das Zweiggeschäft in London, wo jetzt auch Karl lebt, besteht seit 1858 unter Wilhelm's Leitung, jetzt unter der Firma «Siemens Brothers»; die mit ihm verbundene Kabelfabrik verfertigte und legte außer zahlreichen kleinern Kabeln auch eins der Kabel zwischen Europa und Amerika, nämlich das seit 1875 arbeitende Kabel der Direct United States Company. Von 1858—64 bestand ein Zweiggeschäft in Wien. Das 1863 gegründete Zweiggeschäft in Tiflis wurde von dem 11. Jan. 1832 geborenen preuß. Consul Walther S. bis zu dessen Tode, 23. Juni 1868, und dann von dem jüngsten, 30. Nov. 1836 geborenen Bruder, Dr. Otto S. geleitet, welcher 1871 starb. Dieses Geschäft betreibt namentlich bedeutende Kupferbergwerke und Petroleumquellen im Kaukasus, war aber auch an dem von dem Hauptgeschäfte geleiteten Bau der indo-europ. Telegraphenlinie, von London durch Norddeutschland und Rußland nach Teheran betheiligt. Werner S. entdeckte die sog. Flaschenladung isolirter Leiter und die daraus entspringende Verzögerung des durch solche Leiter gesendeten Stroms, gab Methoden zur Untersuchung solcher Kabel und zur Auffindung von Fehlern und Beschädigungen in ihnen an; er stellte 1859 die genau definirte und

leicht zu reproducirende S.'sche Widerstandseinheit für elektrische Ströme auf, gab die erste Kabellegungstheorie und legte auch das erste Tiefseekabel (Bona-Cagliari) mit Bremse und Kraftmesser; sein überaus zweckmäßiger, 1856 erfundener Cylinderinductor hat bei seinen Magnetinductions-Zeigertelegraphen, bei vielen Eisenbahn-Signaleinrichtungen, seinem Wasserstandszeiger, seinem Abstimmungstelegraphen und Distanzmesser und für viele andere Zwecke Verwendung und ungemein große Verbreitung gefunden; ihm verdankt man die Erfindung der dynamo-elektrischen Maschinen, welche für die Erzeugung des elektrischen Lichts so große Bedeutung erlangt haben. Aehnliche Magnetsysteme wie in den Inductionszeigertelegraphen verwendete S. auch bei seinen polarisirten Relais und Farbschreibern, dem Submarinrelais und Rußschreiber, in Telephonen u. s. w. Große Verdienste erwarb sich S. um die Translation, die automatische Telegraphie, die Doppeltelegraphie u. s. f. Die berliner Universität ernannte Werner S. 1860 zum Ehrendoctor der Philosophie, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1874 zu ihrem ordentlichen Mitgliede; er ist Vicepräsident des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Berlin, Ehrenmitglied der British Association, Ehrensecretär der Society of Telegraph Engineers, Mitglied der Royal Society of Bengal u. s. w. Wilhelm S. errang sich in England so große Anerkennung in den technischen Kreisen, daß er zum Vorstandsmitgliede der Institution of Civil Engineers, zum Präsidenten der Institution of Mechanical Engineers und (1872 und 1878) zum Präsidenten der Society of Telegraph Engineers erwählt wurde; auch ist er Ehrendoctor und erhielt von der Society of Arts für seine Abhandlungen «On a regenerative condenser» (1850) und «On a regenerative steam engine» (1856) die Goldene Medaille und für «On the conversion of heat into mechanical effect» (1853) die Telford-Medaille; die Royal Society, deren Mitglied er seit 1862 ist, erhob seine Abhandlung «On the increase of electrical resistance in conductors with rise of temperature and its application to the measure of ordinary and furnace temperatures» zur Bakarion lecture. Die pariser Weltausstellung 1867 brachte ihm einen Grand Prix, die höchste Auszeichnung.

Nachdem Wilhelm S. mit den Arbeiten von Carnot, Clapeyrou u. s. w. über die mechan. Wärmetheorie bekannt geworden war, bemühte er sich seit 1846, die (zuerst, 1816, von den Brüdern Stirling vorgeschlagenen, in den Patenten von 1827 und 1840 von ihnen verbesserten, ebenso von Ericson bei dessen, 1833 patentirten, calorischen Maschinen angewendeten) Regeneratoren zunächst für Dampfmaschinen, sodann auch für andere Feuerungsanlagen brauchbar zu machen; er baute auch nach vielen Versuchen über die Wirksamkeit der Regeneratoren und die Ausdehnung des isolirten oder überhitzten Dampfes schon 1847 zu Bolton in Lancashire eine Regenerativdampfmaschine von 4 Pferdekräften, worin der Dampf abwechselnd überhitzt und wieder gesättigt wurde, doch ließ er, obgleich diese Versuchsmaschine ein günstiges Resultat verhieß, wegen der praktischen Schwierigkeiten, auf welche er bei der Construction einer solchen Maschine von 100 Pferdekräften, bezüglich der Ueberhitzung des Dampfes, stieß, die Regenerativdampfmaschinen für jetzt fallen und warf sich 1856 in Gemeinschaft mit seinem 8. Dec. 1826 geborenen Bruder und bisherigen Assistenten Friedrich S. auf die von letzterm zuerst vorgeschlagene und ihm zuerst 1856 in England patentirte Einführung der Regeneration bei Feuerungsanlagen für Hüttenzwecke, wodurch sie einen so gewaltigen Umschwung in der Pyrotechnik veranlaßt haben. Bei diesen Regenerativöfen wird die aus dem Arbeitsraume des Ofens abziehende Feuerluft vor ihrem Eintritt in den Schornstein durch den Regenerator geführt und erhitzt die in demselben gitterartig aufgestellten feuerfesten Steine, damit diese dann später, nachdem ein Wechsel in der Richtung des Luftzugs herbeigeführt worden ist, die aufgenommene Wärme an die Luft abgeben können, welche dem Brennmaterial zur Unterhaltung der Verbrennung desselben zugeführt wird. Jetzt wird anstatt directen Feuers Rohgas verwendet, welches aus dem Brennmaterial in einem besondern Generator erzeugt, in einem abgesonderten Regenerator ebenfalls vorgewärmt und dann in den Regenerativöfen verbrannt wird, ein Verfahren, welches 1858 in Sachsen und Oesterreich (auf den Namen Siemens u. Halske), 1861 in England (für Wilhelm und Friedrich S.) patentirt wurde, an dessen Durchbildung außer Wilhelm und Friedrich auch Hans S. (geb. 1818, gest. 1867) und ganz besonders Werner S. thätig mitarbeiteten und mit welchem die Brüder bedeutende Erfolge erzielten, Friedrich vorzüglich in der Glasindustrie, Wilhelm aber in der Stahl- und Eisengewinnung. Nach einigen Vorversuchen legte Wilhelm S. 1867 ein eigenes Probestahlwerk in Birmingham und 1869 die Landore Siemens Steel Works an, in welchen der Gußstahl, wöchentlich nahezu 1000 Tonnen, theils nach dem S.'schen Verfahren unmittelbar aus den Erzen, theils nach dem S.-Martin'schen Verfahren aus Guß- und Schmiedeeisen erzeugt wird,

während nach der neuesten, auch in Preußen und andern deutschen Ländern patentirten Erfindung von Wilhelm S. auch Schmiedeeisen unmittelbar aus den Erzen hergestellt wird. In neuester Zeit schrieb Wilhelm S. noch «Die Eisen- und Stahlindustrie in England» (Berl. 1878).

Siena, bei den Alten Sena Julia, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im Königreich Italien, 48 Kilom. südlich von Florenz, mit welcher Stadt sie durch Eisenbahn verbunden ist, der Sitz eines Erzbischofs, des Präfecten und einer Universität, liegt in schöner Gegend auf zwei langgedehnten Hügeln, gegen 348 Mt. über dem Spiegel des Mittelmeers. Ursprünglich röm. Colonie, unter den Longobarden Sitz eines der obersten Beamten (Gastalden), im Mittelalter Hauptort eines ansehnlichen, aber stets von Parteiungen zerrissenen Freistaats mit 150,000 und 1554 noch mit 45,000 E., sank sie nach dem Verlust ihrer Freiheit durch Cosmus I., Herzog von Florenz, nachmaligen Großherzog von Toscana, so herab, daß sie damals nicht über 10,000 Bewohner hatte, welche nach der Zählung vom 31. Dec. 1871 wieder auf 22,965 gestiegen sind. Die Kunst blühte in S. vor Cimabue und hat sich in ihrem byzant. Stile lange neben der florentinischen erhalten. Große Architekten, Bildhauer und Maler hat S. in Menge hervorgebracht. Die Industrie hat sich neuerdings gehoben; sie zeigt sich besonders in Seidenwebereien, 40 Fabriken von Wollstoffen, von Leinen- und Hanfgeweben, Rübenzucker-, Spiritus- und Hutfabriken. Die prächtige Domkirche, vor 1229 von Giov. Pisano erbaut, ist mit weißem, schwarzem und aschgrauem Marmor belegt und mit den Standbildern der aus S. und dem Sienesischen stammenden Päpste und andern Sehenswürdigkeiten und Denkmälern des Mittelalters verziert. Im Chorbüchergemach sieht man Pinturicchio's schöne Fresken aus der Geschichte Papst Pius' II. (Piccolomini). In der Bauhütte des Doms befindet sich die berühmte antike Gruppe der drei Grazien. In den andern 50 Kirchen der Stadt sind sehr schätzbare alte Gemälde. So ist in der Kirche San-Domenico die sitzende Madonna mit dem Kinde von Guido da Siena gemalt, 1251; daneben Sodoma's treffliche Darstellungen aus dem Leben der heil. Katharina. Die alte Signoria, jetzt Palazzo pubblico, trägt den 90 Mt. hohen Glockenthurm Mancia. Eine der zahlreichen Fontainen speist 12 Brunnen und 380 Cisternen; eine großartige Wasserleitung von 8,3 Kilom. ist von den Bergen zur Stadt geführt. Die wasserreichste Quelle, Fontebranda, versieht zahlreiche Waschwerke und Mühlen mit Wasser. Die Universität, deren Anfang man in das Jahr 1321 setzt, ist jetzt von geringer Bedeutung, hat aber ein anatom. Theater und einen botan. Garten. Sie besteht aus drei Facultäten (für Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Chirurgie) und wurde 1872 von 118 Studenten frequentirt. Sonst bestehen in S. eine Communalbibliothek von 50,000 Bänden und 5000 Manuscripten, die Academia dei Fisiocritici mit einem naturhistor. Museum, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein königl. Provinzialinstitut der schönen Künste, zwei Theater und die Promenade Lizza. In S. wird das wohlklingendste und reinste Italienisch gesprochen. In Südosten liegt das Kloster Monte-Oliveto maggiore auf den Waldhöhen des Berges Acorur mit 800 Zimmern, Stallung für 350 Pferde und schön geschmückter Kirche. — Die Provinz S. zählt auf 3794,46 QKilom. (Ende 1876) 207,889 E.

Sierra (span.), im Portugiesischen Serra, eigentlich eine Säge, heißt auf der Pyrenäischen Halbinsel und im ehemals span. Amerika ein Gebirge oder eine Gebirgskette.

Sierra Leone, Landstrich an der Küste von Oberguinea in Afrika, nach der brüllenden Meeresbrandung benannt, erstreckt sich vom Cap Verga bis zum Cap Mesurado und ist etwa 440 Kilom. lang. Die Grenzen gegen das Binnenland sind nicht genau zu bestimmen. Das Land besteht aus der unmittelbaren Fortsetzung von Südsenegambien und dem südwestl. Abfalle des Gebirgsplateau von Oberguinea, das hier nur einen schmalen Küstensaum übrigläßt oder häufig bis ans Meer herantritt. Der Boden ist reichlich bewässert und überaus fruchtbar an Citronen, Feigen, Datteln und Zuckerrohr. Doch hat der Anbau nur in denjenigen Gegenden Fortschritte gemacht, wo Europäer sich niedergelassen haben. Der größte Theil des Landes ist mit fast undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die vortreffliche Bau- und Farbehölzer liefern. Das Klima ist ein rein tropisches, furchtbar heiß und verrufen durch seine Ungesundheit an der Küste, milder und gesünder im höhern Innern. Das Land ist vorzugsweise von Negern bevölkert. Die Portugiesen waren die ersten, welche Niederlassungen hier anlegten. Die Engländer richteten seit 1783 ihre Absicht auf förmliche Ansiedelungen. Im J. 1787 legte die Afrikanische Gesellschaft in London an der Südseite des Flusses die engl. Colonie Sierra Leone an. Die edle Absicht der Handelsgesellschaft war, den Sklavenhandel aus dieser Colonie zu verbannen, die Neger zu bilden und so nach und nach Bekanntschaft mit dem innern Lande zu erlangen. Schon fing die Colonie an zu wachsen, als sie 1794 von einer franz. Flotte zer-

stört wurde. Um ähnlichen Anfällen vorzubeugen, erbaute man seit 1809 die Stadt Kingstown, 7 Kilom. von der Küste, am Schweinefluß, in einer fruchtbaren Gegend; 1808 trat die Gesellschaft ihre Rechte an die brit. Regierung ab, unter der die Ansiedelungsversuche seit 1816 einen ziemlich glücklichen Erfolg gehabt haben. In neuerer Zeit suchte man in S. die aus den brit.-amerik. Colonien entlassenen, sowie die den Sklavenschiffen abgenommenen Neger hier anzusiedeln und zu bilden. Bei der Indolenz der Schwarzen haben jedoch diese Bemühungen nur sehr geringen Erfolg gehabt. Die Colonie ist eine zwischen dem Aestuar des Rokelle und der Mündung des Kates- oder Ribberflusses 600 QKilom. große Halbinsel, von einem Höhenzuge mit dem Sugarloaf und dem Mount-Horton, gegen 1000 Mt. hoch, durchzogen und bis zu den Gipfeln mit hohen Bäumen bedeckt; fruchtbare Thäler und Wiesen ziehen sich in das Gebirge hinein. Die nördlich davorliegende Halbinsel Bullom ist zwar schon 1787 abgetreten, aber erst 1860 in Besitz genommen; die Portugiesen haben dieselbe reclamirt und sie steht jetzt unter engl. und portug. Schutze. Die in $7^1/_2°$ nördl. Br. gelegene Insel Scherbro und das derselben gegenübergelegene Land wurde 1861 an England abgetreten, und 1862 wurde den benachbarten unruhigen und feindlichen Quias noch ein Stück Land abgenommen, um die Ruhe der Colonie zu sichern. Das Ganze umfaßt jetzt 1212 QKilom. mit 38936 E., nämlich 255 Weiße, 250 Eingeborene und 10,732 in Freiheit gesetzte Neger; 9722 sind Landbauer und 4364 Krämer. Außer den sich zur christl. Religion Bekennenden gibt es 1700 Mohammedaner und 2700 Heiden. Die Einfuhr von England hatte 1874 einen Werth von 335,027, die Ausfuhr einen von 92,360 Pfd. St. Letztere bestand in Farbeholz, Gummi, Erdnüssen, Palmöl, Elfenbein, Wachs, Ingwer und Gewürzen. Die Hauptstadt Freetown liegt auf der Nordspitze der zwischen dem Cap Sierra Leone und Cap Shilling sich hinziehenden Halbinsel, hat 24 Kirchen von 19 christl. Sekten und zählt 18,000 E.

Sierra Morena oder andalusisches Scheidegebirge heißt der mittlere Theil des Marianischen Gebirgssystems im südl. Spanien (s. d.), welcher vom Durchbruchsthale des Guadarmeno an der Grenze von Murcia bis zu dem des Guadiana an der Grenze von Portugal als Südrand des centralen Tafellandes Spaniens in westsüdwestl. Richtung hinzieht und seinen Namen «Schwarzes Gebirge» von seiner immergrünen Strauchvegetation (Kermeseichen, Erdbeerbäumen u. s. w.) erhalten hat. Diese Sierra bildet zwar ein zusammenhängendes Ganzes, keineswegs aber die Wasserscheide zwischen dem Guadiana und Guadalquivir, sondern ist vielmehr durch den Durchbruch von nicht weniger als 14 Flüssen in viele Stücke zerlegt und läßt sich in eine östl., centrale und westl. Hauptabtheilung theilen. In den beiden ersten scheidet sich das düstere Gebirgsland in den aus wellenförmigen Grauwacken- und Thonschiefer gebildeten Hauptzug und den längs seines südl. Randes sich hinziehenden Gürtel sehr verschiedenartig zusammengesetzter und geformter Vorberge, welche zwischen Andujar und Montoro bis an das rechte Ufer des Guadalquivir heraustreten, bei Montoro sogar auch dessen linkes Ufer umwallen. Die höchsten Partien des Hauptzugs, die Felsenberge von Despeñaperros in der östlichen und das Gebirge von Calatraveño in der centralen Sierra Morena, übersteigen kaum die Höhe von 1000 Mt. Die centrale Sierra besteht zwischen den Durchbruchsthälern des Rio de las Yeguas und Bembezar aus zwei Parallelketten, die gegen Westen divergiren und hier das Plateau von Fuente-Ovejuna einschließen, das sich westwärts in die zu Estremadura gehörige Hochebene von Llerena fortsetzt. Die nördl., niedrigere Kette, Sierra de los Pedroches genannt, bildet die Südgrenze der gerännigen, von vielen Guadianazuflüssen durchfurchten, starkbevölkerten und etwa 650 Mt. hoch gelegenen Hochebene der Pedroches, welche im Osten, Norden und Südwesten halbkreisförmig von schroffen Felsgebirgsketten umschlossen wird und nur im Westen mit der Hochebene von Fuente-Ovejuna und Llerena unmittelbar zusammenhängt. Jene schroffen Gebirgsketten gehören zu der Gebirgsgruppe der Hohen Mancha, die durch ihren Erzreichthum, besonders durch die Quecksilberbergwerke von Almaden (s. d.) berühmt ist und nur gegen Südosten bei dem Warmbade Fuencaliente mit der centralen Sierra in Verbindung steht. Von letzterer wird durch das tiefe Durchbruchsthal des Huelva-Ribera die westl. Sierra Morena geschieden, die aus mehrern, durch tiefe Thäler geschiedenen Knoten besteht, die, sich nach allen Seiten hin vielfach verzweigend, eine gewaltige Berggruppe von mehr als 5500 QKilom. Areal bilden und in den etwa 1600 Mt. hohen Kegelbergen der Cambres de Aracena die größte Höhe des Marianischen Systems erreichen. Zwischen diesen Gebirgsknoten liegt das tiefeingesenkte Becken von Aracena, welches die Quellen dreier verschiedenen hydrographischen Systemen angehörender Flüsse (eines Zuflusses des Huelva-Ribera, des Rio Tinto und des Murtiga) enthält. An der Straße von Madrid nach Jaen liegt am Süd-

fuße der Sierra, in 550 Mt. Seehöhe, La Carolina, eine freundliche Ciudad von 4000 E., in gutangebauter, fruchtbarer Gegend, Mittelpunkt der seit 1767—76 vom Grafen und Minister Olavides zur Bevölkerung und Bebauung des Gebirgs mit großen Kosten angelegten Sierra-Morena-Colonien, deren Bevölkerung meist aus Deutschland stammt.

Sierra Nevada (d. h. Schneegebirge) in Andalusien, das höchste Gebirge der Pyrenäischen Halbinsel, erhebt sich fast isolirt auf der granadinischen Bergterrasse, beinahe ringsum von Tiefen und weiten Thälern umgeben. Das Gebirge erstreckt sich von Ostnordosten gegen Westsüdwesten, hat eine Länge von 100 Kilom., einen Umfang von 260—300 Kilom. und bedeckt eine Fläche von etwa 2750 QKilom. Die Hauptkette erreicht in ihrer westl. Hälfte, wo ihr im Mittel 3086 Mt. hoher Kamm sehr schmal ist, stellenweise als dachförmiger Felsen, ihre höchste Erhebung in einer Reihe meist pyramidal geformter Kegel, von denen sechs 3250 Mt. und höher aufsteigen, am höchsten der Picacho de Veleta (3469 Mt.) und der Mulahacen (3554 Mt.), nächst den Alpengipfeln der höchste Berg Europas. Dieser erhabenste Theil der Sierra ist auf beiden Seiten von tiefen Thälern durchfurcht, welche häufig mit bassinartigen Erweiterungen oder Circusthälern beginnen, in deren Schos gewöhnlich Alpenseen (Lagunas), in der Regel 2920—3250 Mt. hoch liegen. Das großartige Bassin dieser Art ist der an der Nordseite des Picacho befindliche, von himmelhohen Felsen umgürtete Corral de Veleta, der sogar eine 65—100 Mt. starke, bis 2860 Mt. herabreichende Gletschermasse, die Quelle des Xenil, enthält. Der östl. Theil der Hauptkette überschreitet nirgends die Höhe von 3080 Mt. und hat einen plateauartig erweiterten, bis 11 Kilom. breiten Kamm. Der höchste Paß des ganzen Gebirgs, der Collado de Veleta, liegt 3300 Mt. hoch, die Schneegrenze auf der Nordseite 2990, auf der Südseite 3100 Mt., die Baumgrenze 1700 Mt., die Getreidegrenze im Norden 1830, im Süden 2470 Mt., der höchste Wohnort, Hato de Qualchos, 2427 Mt. hoch. Am meisten verzweigt sich die Sierra nach Süden, wodurch eine große Anzahl von Thälern entsteht, deren Complex den Namen Alpujarras (s. d.) führt.

Siesta heißt im Spanischen die Mittagszeit und Mittagshitze, ferner der Mittagsschlaf, weil in den warmen Ländern jeder um diese Tageszeit möglichst ausruht.

Sieveking (Karl), verdient durch sein staatsmännisches Wirken für die Hansestädte, besonders für Hamburg, wurde 1. Nov. 1787 zu Hamburg geboren, Georg Heinrich S.'s (geb. zu Hamburg 28. Jan. 1751, gest. daselbst 25. Jan. 1799) älterer Sohn. Er erhielt seine Gymnasialbildung erst zu Lübeck, dann in seiner Vaterstadt, und machte hierauf seine juristischen Studien, die jedoch vielfach durch Reisen unterbrochen wurden, zu Heidelberg und Göttingen. Seit Mai 1811 lebte S. im Hause seines mütterlichen Oheims, des franz. Gesandten Grafen Reinhard zu Kassel, habilitirte sich aber im Aug. 1812 als Privatdocent zu Göttingen. Die von ihm hier gehaltenen Vorträge über «Geschichte von Florenz» erschienen später in den «Schriften der Akademie von Ham» (Bd. 1, Hamb. 1844) mit der «Geschichte der Platonischen Akademie zu Florenz», die bereits 1812 gedruckt war. Im März 1813 eilte er nach Hamburg zurück, wo er sich sofort mit einer Sendung an Bernadotte betraut sah. Nach dem Falle Hamburgs schloß er sich dem hanseatischen Directorium an und wirkte mit Smidt und Perthes im Hauptquartier für die Unabhängigkeit der Hansestädte. Nach dem ersten Pariser Frieden folgte S. einer hamburger Deputation nach Paris, welche über die Herausgabe des geraubten hamburger Baufonds zu unterhandeln beauftragt war. Er erhielt im Juni 1815 von seiner Vaterstadt den Auftrag, die dem Oberbefehl Wellington's unterstellten hanseatischen Truppen in dessen Hauptquartier zu vertreten. S. nahm auch am zweiten Einzuge der Alliirten in Paris theil. Während seines mehrmonatlichen Aufenthalts in Paris hatte er das Glück, die fehlenden Risse des kölner Doms für Sulpiz Boisserée (s. d.) zu erwerben. Im Nov. 1819 wurde S. von seiner Vaterstadt als Ministerresident nach Petersburg gesandt. Hierauf erfolgte 1821 seine Erwählung zum Syndikus, in welcher Stellung er vorzugsweise die auswärtigen Beziehungen Hamburgs zu vertreten hatte. Im J. 1827 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Rio-de-Janeiro und schloß hier für die Hansestädte einen Handelsvertrag ab, der von günstigen Folgen begleitet war. In den J. 1831, 1835, 1839 und 1843 hatte S. die Stimme für die freien und Hansestädte in der Bundesversammlung zu führen. Die Ausführung verschiedener von ihm gehegter nationaler Plane, wie der eines Deutschen Schifffahrtsbundes und der einer Deutschen Colonisationsgesellschaft wurde durch den großen Brand in Hamburg (1842) unterbrochen, dessen Folgen auch S.'s Kräfte in vollstem Maße in Anspruch nahmen. Er starb auch daselbst 30. Juni 1847. Das auf seinem Grund und Boden seit 1833 erbaute Rauhe Haus (s. d.) begünstigte er unausgesetzt mit reger Theilnahme. S. bleibt das Verdienst,

der Stadt Hamburg zu der wichtigen handelspolit. Stellung, welche dieselbe in neuerer Zeit eingenommen, wesentlich verholfen zu haben. — Sein Sohn, Hermann S., geb. 1827, war 1852—73 Secretär des Senats und privatisirt seitdem auf dem väterlichen Landsitze in Ham. — Friedrich S., jüngerer Bruder von Karl S., geb. 1798 zu Hamburg, seit 1832 Senator und später mehrmals Bürgermeister von Hamburg, trat 1869 in den Ruhestand und starb daselbst 26. Dec. 1872. — Dessen Sohn, ebenfalls Friedrich S., geb. 1836, ist seit 1877 Senator in Hamburg. — Eine Cousine Karl S.'s, Amalia S., geb. 25. Juli 1794 zu Hamburg, des Senators Heinr. Christian S. Tochter, gest. 1. April 1859, hat sich durch ihre humanitären und gemeinnützigen Bestrebungen einen geachteten Namen erworben. Während sie für die geistige Entwickelung des weiblichen Geschlechts literarische und andere Vorträge hielt, ist der von ihr 1832 in Hamburg begründete weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege das Muster für viele derartige Vereine in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Schweden und selbst in Frankreich und England geworden. In ihren Jahresberichten (Hamb. 1833—58) pflegte sie sociale Fragen in lehrreicher und anziehender Weise zu behandeln. Außerdem veröffentlichte sie «Betrachtungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift» (2 Bde., Hamb. 1822—26) und «Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift» (Hamb. 1855). Nach ihrem Tode erschienen «Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie S.» (Hamb. 1860).

Sievershausen, Dorf im Lüneburgischen, Kreis Celle, ist historisch bekannt durch die Schlacht zwischen dem Kurfürsten Moritz (s. d.) von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg 9. Juli 1553, in welcher der Kurfürst Moritz siegte, aber tödlich verwundet wurde. Daselbst wurde letzterm 9. Juli 1853 ein Denkmal errichtet.

Sieyes (Emanuel Jos.), ausgezeichneter Publicist und Staatsmann der Französischen Revolution, wurde zu Fréjus 3. Mai 1748 geboren. Als Knabe kam er in das Seminar St.-Sulpice zu Paris, wo er sich 12 Jahre hindurch den geistlichen Studien und der Philosophie widmete. Er wurde Generalvicar des Bischofs von Chartres und später Mitglied der Chambre supérieure des Klerus von Frankreich. Im J. 1788 schickte ihn sein Stand als Abgeordneten auf die Provinzialversammlung nach Orléans. Die Bedeutung der polit. Bewegung erfassend, veröffentlichte er nach der Rückkehr mehrere Flugschriften, darunter den «Essai sur les privilèges» und das berühmte Pamphlet «Qu'est-ce que le tiers-état» (erschienen im Jan. 1789; deutsch von Koppel, Dresd. 1875), das im Volke wie ein Feuerbrand wirkte. Die Gemeinde von Paris wählte den freisinnigen Mann in die Nationalversammlung, wo er in der ersten Zeit, ohne große Rednergabe zu besitzen, viel Einfluß übte. Seine Schrift «Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen» (Juli 1789) bereitete die Erklärung der Menschenrechte vor. Doch verwarf er die Abschaffung des geistlichen Zehnten ohne Entschädigung. Die Niederlage, welche er hierbei erlitt, und das Hereinbrechen der Anarchie lähmten seine Thätigkeit, sodaß er sich in der zweiten Hälfte der Session sehr passiv verhielt. Während der Gesetzgebenden Versammlung zog er sich aufs Land zurück, wurde aber im Depart. Sarthe in den Convent gewählt. S. stimmte hier für den Tod Ludwig's XVI., beobachtete aber sonst eine stumme, unthätige Rolle. Obschon er nach Robespierre's Sturz den Eintritt in die Directorialregierung verweigerte, ließ er sich doch in den Rath der Fünfhundert wählen. Um diese Zeit schoß der fanatische Abbé Poulle auf ihn und verwundete ihn an Hand und Brust. Im J. 1798 schickte ihn das Directorium als Gesandten nach Berlin, wo er große diplomatische Geschicklichkeit entfaltete. Nach der Rückkehr 1799 trat er für Neuwbl ins Directorium, aber nur, um die Regierung vollends zu stürzen und Frankreich durch eine neue republikanische Verfassung glücklich zu machen. Obschon er die Absichten Bonaparte's errieth, sah er sich doch genöthigt, mit demselben in Gemeinschaft zu treten. An polit. Katastrophen gewöhnt, bewies er am 18. Brumaire außerordentliche Thätigkeit, ohne welche Bonaparte vielleicht unterlegen wäre. Dennoch mußte S. nach dem Staatsstreiche das Feld räumen. Von seinem Verfassungsentwurf wurden nur einige Ideen in die Constitution des Jahres VIII aufgenommen. Bonaparte als Erster Consul nahm ihn in den Senat auf und gab ihm die reiche Staatsdomaine Crosne. Später erhob ihn der Kaiser zum Grafen und ernannte ihn zum Präsidenten des Senats, welches Amt er nur kurze Zeit behielt. Während der Hundert Tage trat S. in die Pairskammer, weshalb er nach der zweiten Restauration als Königsmörder verbannt wurde. Er ging nach Brüssel. Erst nach der Revolution von 1830 kehrte er nach Paris zurück, wo er in die Französische Akademie aufgenommen wurde und 20. Juni 1836 starb. Mignet hat in seiner «Histoire de la révolution» den Grundriß von S.' merkwürdigem Verfassungsentwurf mitgetheilt. Boulay veröffentlichte unter dem Titel «Théorie constitutionnelle de S.» einige Bruch-

stücke aus S.' ungedruckten Memoiren, in denen jene äußerst künstliche Verfassung erläutert wird. Vgl. Oelsner, «Des opinions politiques du citoyen S.» (1799); Boulay de la Meurthe, «Théorie constitutionnelle de S.» (Par. 1836); Mignet, «Notice historique sur la vie et les travaux de S.» (Par. 1836); Beauverger, «Etude sur S.» (Par. 1851).

Sigambern, ein deutsches Volk, das zu Cäsar's Zeit nördlich von den Ubiern am rechten Ufer des Rheins zwischen der Lippe und den Thälern der Lahn seine Sitze hatte. Sie werden schon von Cäsar erwähnt, dessen erfolgloser Uebergang nach Germanien 55 v. Chr. mit gegen sie gerichtet war, als die Usipeter und Tenkterer, die er aus Gallien vertrieben, bei ihnen an der Lippe Aufnahme gefunden hatten. Mit jenen Völkern vereint unternahmen sie, damals offenbar leitende Deutsche in Westgermanien, im J. 16 einen Zug über den Rhein, bei welchem der röm. Statthalter Galliens, Lollius, geschlagen wurde. Drusus durchzog 12 und 11 ihr Land, ohne sie zu unterwerfen. Dagegen wußte sie Tiberius 8 und 7 v. Chr. zu überlisten und zu bändigen; 40,000 S., die sich ihm ergaben, siedelte er in Belgien an, wo sie hinfort unter dem Namen der Gugernen erscheinen. Der größere Theil des Volks wich vom Rhein ostwärts zurück; der andere Theil trat seit dieser Zeit zwischen der obern Ruhr und Lippe unter dem Namen der Marsen (s. d.) auf. Ptolemäus im 2. Jahrh. n. Chr. erwähnt wieder den Namen S., der jedoch bald durch den gemeinsamen Namen des Völkerbundes der Franken, in dessen nördlicherm Theile, den Salischen Franken, sie das Hauptvolk bildeten, zurückgedrängt wurde. Vgl. Esselen, «Geschichte der S. und der von den Römern bis zum J. 16 n. Chr. im nordwestl. Deutschland geführten Kriege» (Lpz. 1868, nebst Anhang, Hamm 1871).

Sigebert von Gemblours (Sigebertus Gemblacensis), geb. um 1030 in Brabant, erhielt im Kloster Gemblours oder Gembloux unter Leitung des Abtes Olbert eine ausgezeichnete gelehrte Bildung und wurde daselbst Mönch. Nachdem er eine Zeit lang als Lehrer an der Klosterschule des heil. Vincenz zu Metz gewirkt, kehrte er um 1070 nach Gemblours zurück, wo er, als Lehrer und Schriftsteller allgemein verehrt und bewundert, 5. Oct. 1112 starb. S.'s Hauptwerk ist das «Chronicon», das von 381—1111 reicht, indem es sich an die von Prosper fortgesetzte Chronik des Hieronymus anschließt. Es ist eine Weltchronik, welche von großem Fleiß und umfassender Gelehrsamkeit zeugt, für die Folgezeit die Grundlage des histor. Studiums, für uns jedoch, da fast alle seine Quellen bekannt sind, von geringem Werth. Außer dem letzten gleichzeitigen Theil sind es vorzüglich die zahlreichen Fortsetzungen, welche geschichtlich werthvoll sind. Die erste kritische Ausgabe nach dem Autograph, mit allen Fortsetzungen, gab Bethmann: «Monumenta Germanica Scriptorum» (Bd. 6). Wie S. in der Chronik nicht ohne Kritik verfährt, so hat er auch in besondern Schriften zu Gunsten der Lütticher Kirche gegen die neuen röm. Anmaßungen und gegen das Verbot der Priesterehe geschrieben. Außerdem ist noch die Geschichte der Aebte von Gemblours in Band 8 der «Monumenta Germaniae» und die Schrift «De scriptoribus ecclesiasticis» (gedruckt in Miräus' «Bibliotheca ecclesiastica») hervorzuheben. Vgl. Hirsch, «De vita et scriptis Sigeberti» (Berl. 1841).

Sigel (Franz), bad. Revolutionär, später amerik. General, geb. 18. Nov. 1824 in Sinsheim, trat 1841 als Cadet in die Kriegsschule zu Karlsruhe ein, wurde 1844 Lieutenant in einem bad. Infanterieregiment, nahm aber 1847 seinen Abschied, um die Rechte zu studiren. Er betheiligte sich im Frühjahre 1848 an der Revolution im bad. Oberlande, flüchtete dann in die Schweiz und ward, als der bad. Aufstand im Frühjahr 1849 ausbrach, zum Commandant der Truppen des Oberrhein- und Seekreises, dann als Obercommandant der Truppen am Neckar ernannt. Nach dem für ihn unglücklichen Treffen von Heppenheim fungirte er als Kriegsminister und Mitglied der Provisorischen Regierung, später als Generaladjutant Mieroslawski's und gegen Ende des Feldzugs als Obergeneral der bad.-pfälz. Truppen und führte schließlich die Trümmer derselben über den Rhein auf schweiz. Gebiet. Hier wurde er aber 1850 ausgewiesen und nach Havre transportirt. S. wandte sich nach England, von da 1852 nach Amerika, wo er in Neuyork theils als Ingenieur, theils als Lehrer thätig war. Im J. 1858 siedelte er nach St.-Louis über und erhielt hier eine Stelle als Lehrer der Mathematik und Geschichte beim Deutschen Institut. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs stellte sich S. sofort der Unionsregierung zur Verfügung und organisirte ein Infanterieregiment und ein Artilleriebataillon, die bei der Besetzung des Arsenals von St.-Louis und der Einnahme des Camp Jackson 10. Mai 1861 wichtige Dienste leisteten. Im Juni wurde S. mit seinem Regiment und acht Geschützen nach Rolla gesandt, von wo aus er mit einer schwachen Brigade von 1000 Mann nach Springfield (480 Kilom. südwestlich von St.-Louis) marschirte. Nachdem er 5. Juli den etwa 4000 Mann starken Secessionisten das Treffen von Carthage geliefert, das erste glückliche Gefecht des Kriegs,

vereinigte er sich bei Mount-Bernon mit den Truppen Sweeny's und bei Springfield mit denen des Generals Lyon. Am 10. Aug. nahm seine etwa 1200 Mann starke Brigade hervorragenden Antheil an der Schlacht von Wilson's-Creek bei Springfield, wo General Lyon fiel. Unter Fremont, der inzwischen das Commando in Missouri übernommen, befehligte S. die Avantgarde. Als aber Fremont, im November durch Hunter abgelöst, den Secessionisten-Missouri überließ, führte S. die Nachhut der Bundestruppen, mit welchen er zu Anfang 1862 unter Curtis' Oberbefehl wieder vorrückte und den Feind bis an die Grenzen von Arkansas verfolgte. Hier gewann er an der Spitze von 7000 Mann 7. und 8. März 1862 den glänzenden Sieg von Pearidge, der ihm den Rang eines Generalmajors einbrachte, nachdem er schon im Mai 1861 zum Brigadegeneral gestiegen war. Im Mai nach dem Osten berufen, übernahm er 1. Juni 1862 den Befehl über die Truppen bei Harpers-Ferry und gegen Ende des Monats das Commando des 1. Corps der Armee von Virginien. In dieser Stellung bestand S. verschiedene glückliche Gefechte am Rappahannock und befehligte den rechten Flügel 28. bis 30. Aug. 1862 in der zweiten Schlacht am Bull-Run (s. d.), wo er seine Position gegen Jackson behauptete. Nachdem M'Clellan den Oberbefehl der Armee an Pope's Stelle wieder übernommen, hielt S. an der Spitze des 11. Corps die vorgeschobene Stellung von Fairfax-Court-House in Centreville zur Deckung von Washington inne. Als aber M'Clellan im November durch Burnside im Commando abgelöst wurde, befehligte S. das 11. und 12. Corps (als die 4. Grand-Division). Unter Hooker zog er sich jedoch wegen vielfacher Kränkungen im Frühjahr 1863 vom Commando zurück. Im Frühjahr 1864 wieder in den activen Dienst getreten, übernahm er das Departement von Westvirginien, sah sich jedoch mit seinen 5000 Mann von dem ihm überlegenen Breckinridge bei Neumarket zum Rückzug aus dem Shenandoah-Thal gezwungen, welches Misgeschick ihn nöthigte, dem General Hunter Platz zu machen. Seitdem nahm S. keinen thätigen Antheil mehr am Kriege. Nachdem er im Mai 1865 resignirt, ging er nach Baltimore, wo er Miteigenthümer und Chefredacteur des «Baltimore-Wecker» wurde. Nachdem er diese Stellung im Juli 1866 aufgegeben, siedelte er im Sept. 1867 nach Neuyork über.

Sigeum, ein Vorgebirge der Landschaft Troas im nordwestl. Kleinasien, am südl. Eingange des Hellespont, auf dem man im Alterthum die Grabhügel des Achilles, Patroklos und Antilochos zeigte, mit einer Stadt gleichen Namens, einer Colonie von Lesbos, welche durch Pisistratus (um 550 v. Chr.) nach längern Kämpfen den Mitylenäern abgenommen und mit athenischen Colonisten besetzt wurde. In der Diadochenzeit verfiel sie und behielt nur noch als Hafenplatz des öst. Ilion eine gewisse Bedeutung. Der merkwürdigste Ueberrest der alten Stadt, deren Stelle jetzt ein fast ausschließlich von Griechen bewohntes Dorf, Jenischer, einnimmt, ist ein jetzt im Britischen Museum befindlicher Marmorpfeiler (Untertheil einer Herme), welcher eine zweimal, einmal in altattischen, das andere mal in ion. Buchstaben, eingegrabene alterthümliche griech. Inschrift (bekannt unter dem Namen der Sigeischen Inschrift) trägt.

Sigismund, deutscher Kaiser, 1411—37, Sohn Kaiser Karl's IV., geb. 14. Febr. 1362, erhielt nach des Vaters Tode (1378) die Markgrafschaft Brandenburg und erwarb sich durch Verlobung mit Maria, der Erbtochter Ludwig's d. Gr. von Polen und Ungarn, auch die Anwartschaft auf die Erbfolge in diesen beiden Ländern. Allein nach Ludwig's Tode (1383) erwählten die Polen Hedwig, die Schwester Maria's, zur Königin, und in Ungarn, wo Maria's Mutter, Elisabeth, anfangs die vormundschaftliche Regierung übernommen hatte, riß 1385 Karl von Durazzo die Herrschaft an sich. Erst nachdem dieser ermordet war, gelangte Maria zur Nachfolge. Doch kam sie zunächst bei dem Ban von Kroatien, Johann Horvath, in Gefangenschaft, aus der S. sie erst befreien mußte, ehe er sich mit ihr vermählen und sich zum König von Ungarn 1387 krönen lassen konnte. Die Widerspenstigkeit des Wojwoden der Walachei, der sich ihm nicht unterwerfen wollte, verwickelte ihn in einen Krieg mit den Türken, dessen Kosten zu bestreiten er 1388 die Alt- und Kurmark an seinen Vetter Jobst von Mähren verpfändete. Obgleich von den deutschen Fürsten und der franz. Ritterschaft unterstützt, nahm der Feldzug ein unglückliches Ende; denn in der blutigen Schlacht bei Nikopolis 1396 von Bajazet gänzlich geschlagen, mußte S. nach Griechenland fliehen. Als er nach einiger Zeit nach Ungarn zurückkehrte, wo unterdessen seine Gemahlin gestorben war, empörte sich die Nation gegen ihn, setzte ihn 1401 gefangen und krönte an seiner Statt Ladislaw von Neapel zum König. S. entfloh, eilte mit Unterstützung des Grafen von Cilly nach Böhmen, verkaufte die unterdeß von seinem Bruder Johann geerbte Neumark an den Deutschen Ritterorden und sammelte von dem Gelde ein bedeutendes Heer, mit welchem er die ungar. Empörer unterwarf und sich wieder in den Besitz des Landes setzte. Sein Bruder Wenzel war bereits 1400 als deut-

scher König entsetzt worden und hatte Ruprecht von der Pfalz zum Nachfolger erhalten. Nach des letztern Tode (1410) bewarben sich S. und Jobst von Mähren zugleich um die deutsche Königskrone, und wurden in ganz regelloser Weise von den zwieträchtigen Fürsten beide gewählt. Als aber Jobst schon 1411 starb, fielen S. auch die übrigen Stimmen zu, und Wenzel behielt sich nur den Titel eines röm. Königs vor. Damals mit Benedig in Krieg verwickelt, den er 1412 endigte, kam S. erst 1414 nach Deutschland, wo er es seine erste Sorge sein ließ, durch ein Concilium zu Konstanz (s. d.) dem großen Schisma der Kirche (1378—1417) ein Ende zu machen. Indem er dieses Plan auch in der That glücklich verwirklichte, legte er andererseits durch seine Einwilligung in die Verbrennung von Huß (s. d.), dem er freies Geleit versprochen hatte, den Grund zur Entstehung des Hussitenkriegs, der ihn fast während seiner ganzen übrigen Regierungszeit (1419—35) sorgenvoll beschäftigte und Böhmen und die angrenzenden Länder einer furchtbaren Verwüstung preisgab. Erst mit dem Vertrage zu Iglau von 1435 glückte es S., Frieden und mit demselben zugleich den ruhigen Besitz von Böhmen wieder zu erlangen. Zur Anerkennung der großen Verdienste, welche Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, sich während des Hussitenkriegs erworben hatte, belieh ihn S. 1423 nach dem Erlöschen des askanischen Stammes mit der Kurwürde und dem Herzogthum Sachsen; die durch Jobst's Tod ihm heimgefallene, in äußerster Zerrüttung befindliche Mark Brandenburg übergab er dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, indem er zugleich die zur Einlösung der Pfandschaften erforderlichen Summen, sowie die für vielfache Dienste in Reichssachen schuldigen Gelder darauf verschrieb; nach Herstellung der Ordnung belehnte er 1415 Friedrich mit dem Fürstenthum. Die früher verbreitete Darstellung, als ob die Mark an Friedrich erst verpfändet und dann verkauft sei, ist durchaus falsch. Auch erhob S. Kleve zum Herzogthum, holte sich 1431 und 1433 die ital. Königs- und röm. Kaiserkrone aus Italien und machte 1437 zu Eger, wiewol ohne Erfolg, den Versuch zur Aufrichtung eines deutschen Landfriedens. Er starb 9. Dec. 1437, ein Fürst, der die Vorzüge schöner Anlagen durch die Fehler des Wankelmuths, der Unentschlossenheit, Verstellung und thörichter Geldverschwendung verdunkelte. Mit ihm erlosch das Haus der Luxemburger. Ihm folgte als Erbe seiner Länder und als deutscher König sein Schwiegersohn Albrecht II. (s. d.). Kerler veröffentlichte: «Deutsche Reichstagsacten unter Kaiser S., Abth. 1, 1410—20» (Münch. 1878). Vgl. Aschbach, «Geschichte Kaiser S.'s» (4 Bde., Hamb. 1838—45); Schroller, «Die Wahl S.'s zum röm. König» (Bresl. 1875); Bezold, «König S. und die Reichskriege gegen die Hussiten» (3 Abth., Münch. 1872—77); Lenz, «König S. und Heinrich V. von England» (Berl. 1874).

Sigismund I. (Zygmunt), König von Polen, geb. 1. Jan. 1467, war der jüngste Sohn des Königs Kasimir IV. (s. d.). Er folgte, nachdem er bereits 1499 von seinen Brüdern die Herzogthümer Glogau und Oppeln erhalten hatte und kurz vorher von den Litauern als Großherzog erwählt worden war, 1506 unter frohen Erwartungen des Volks seinem Bruder Alexander auf dem poln. Thron und wurde 1507 zu Krakau gekrönt. Seine friedlichen Bestrebungen wurden durch Kriege mit den Russen vereitelt, die auf Anregung und unter Führung des verrätherischen litauischen Magnaten Glinski in Litauen einfielen, zwar 1514 bei Orsza besiegt wurden, doch Smolensk eroberten. Auch störten Einfälle der Tataren und des Hospodars der Walachei, Bogdan, die Ruhe Polens. Mit S.'s Zustimmung wurde sein Schwestersohn, der Hochmeister Albrecht, Herzog von Preußen. Dagegen erhielt Polen durch Masovien einen neuen Zuwachs. Die Reformation verbreitete sich bei der Toleranz S.'s bald auch in Polen, und insbesondere fielen ihr fast das ganze poln. Preußen und Großpolen zu. Ihre Einführung erregte in Danzig aufrührerische Bewegungen, die aber 1526 durch S.'s Anwesenheit gedämpft wurden. Nach dem Tode seiner trefflichen Gemahlin Barbara Zapolska, einer Tochter des Wojwoden von Siebenbürgen, vermählte sich S. 1516 mit Bona Sforza von Mailand, der Tochter des Johann Galeazzo. Hierdurch kam viel Unheil über Polen, da die verderbte und geldgierige Italienerin Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu gewinnen verstand. S. starb 1. April 1548 zu Krakau. Er war ein weiser, gütiger Fürst, von kraftvollem Geist und Körper, die Mängel des Staats durchschauend und ihre Beseitigung erstrebend, ein Freund und Beförderer der Wissenschaft, wie denn unter ihm das goldene Zeitalter der poln. Literatur beginnt.

Sigismund II. August, König von Polen, 1548—72, des Vorigen einziger Sohn, geb. 1. Aug. 1520, wurde noch bei Lebzeiten seines Vaters 1529 zum Könige gewählt und 1530 gekrönt, erhielt auch bereits 1544 die Regierung von Litauen. Seine Mutter, Bona Sforza, um ihren Einfluß zu bewahren, hatte ihn in Weichlichkeit erzogen; aber S.'s geistige Kraft löste bald diese Fesseln, und er zeigte als Regent Muth und Festigkeit, sodaß er auch den wider-

spenstigen Adel in Unterwürfigkeit erhielt. Bald nach seiner Thronbesteigung machte er die von ihm mit Barbara Radziwill heimlich eingegangene Ehe bekannt und hielt sie auch trotz der Forderung des von seiner Mutter aufgehetzten Reichstags, dieselbe zu lösen, aufrecht. Nachdem Barbara schon 1551 gestorben, verließ Bona, allgemein verhaßt, 1555 Polen mit großen Schätzen und starb 1557 zu Bari in Italien, von einem Geliebten vergiftet. Vorher hatte sie dem Könige Philipp II. von Spanien 320,000 Dukaten geliehen, die Polen nie zurückerhielt. Die Reformation drang unter S. unaufhaltsam in Polen ein, und der König selbst war nicht abgeneigt, die kath. Kirche zu verlassen. Auch gewährte er 1572 auf dem warschauer Reichstage allgemeine Religionsfreiheit. Als in dem Kriege zwischen dem Heermeister der Schwertbrüder, Wilh. Fürstenberg, und dem Erzbischof von Riga der letztere in Kokenhausen belagert wurde, unternahm S. zum Schutze des Erzbischofs einen Zug nach Livland, der ein Bündniß zwischen Polen und Livland zur Folge hatte. Als nun Iwan II. Wassiljewitsch in Livland einfiel und Fürstenberg umkam, begab sich dessen Nachfolger Kettler unter des Königs S. Schutz und trat Livland an Polen ab, während er von Polen Kurland und Semgallen als weltliches Herzogthum und Lehn erhielt. Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 gelang es S., Litauen mit Polen vollständig zu vereinigen; zugleich wurden Preußen, Wolhynien, Podolien und die Ukraine Polen einverleibt. S. starb 7. Juli 1572 zu Knyszyn ohne Nachkommen, und mit ihm erlosch der jagellonische Stamm. Er war ein für das Wohl seines Volks unermüdlicher, gerechter, geistvoller Fürst, doch verschwenderisch und ausschweifend. Kräftig hielt er den Adel in Schranken, und als diese mit seinem Tode fielen, begann der Verfall Polens. Er beförderte die Wissenschaften; unter seiner Regierung trat die glänzendste Epoche der poln. Literatur ein.

Sigismund III., König von Polen und Schweden, geb. 20. Juni 1566, einziger Sohn des Königs Johann III. von Schweden und der poln. Prinzessin Katharina, einer Schwester Sigismund II. August's. Da sich ihm nach dem Erlöschen der Jagellonen in Polen die Aussicht auf den poln. Thron eröffnete, ließ ihn der Vater von Jugend auf in der kath. Religion erziehen und in der poln. Sprache unterrichten. Nach dem Tode Stephan Báthori's gelang es auch den Bemühungen Jan Zamoyski's, daß S. 1587 zum Könige von Polen proclamirt wurde. Er gelangte glücklich nach Krakau, das Zamoyski gegen den von einer Gegenpartei erwählten Erzherzog Maximilian von Oesterreich behauptet hatte, und wurde hier gekrönt. S.'s Herrschaft wurde jedoch erst begründet, als Zamoyski den Erzherzog selbst gefangen nahm und ihn der Krone zu entsagen zwang. Die Polen hatten sich indessen in diesem letzten Sprossen der Jagellonen gewaltig getäuscht. Stolz, dabei geist- und kraftlos, stellte er sich in allem den freisinnigen, in ihre Institutionen eingewachsenen Polen entgegen. Sein Hauptzweck war die Verbreitung des Katholicismus in Polen, und nur sehr wenigen Magnaten stand der Zutritt zu dem von fremden Jesuiten umgebenen S. offen. Als 1592 Johann III. starb, reiste S. nach Schweden, um von dem ererbten Reiche Besitz zu nehmen. Er wurde 1594 gekrönt, mußte aber das Reich bei seiner Rückkehr nach Polen unter der Regentschaft seines nach der Krone strebenden Oheims, Karl's IX., zurücklassen. Seinen geringen Anhang verscherzte er völlig, als er 1598 mit einem poln. Heere in Schweden einfiel und bei Stangebro geschlagen wurde; daher wurde 1604 Karl IX. nach S.'s Entthronung auf dem Reichstage zu Norköping zum Könige Schwedens ausgerufen. Da S. seine Rechte nicht aufgeben wollte, so ward Polen in die unglücklichen 60jährigen Kämpfe mit den Schweden verwickelt, welche mit abwechselndem Glücke in Livland geführt, nach Karl's Tode aber von Gustav Adolf mit solcher Kraft fortgesetzt wurden, daß Livland und Theile von Preußen bis Thorn in die Hände der Schweden geriethen. Erst als Gustav Adolf 1629 den Protestanten in Deutschland zu Hülfe eilen wollte, schloß er mit S. Frieden und gab ihm einen Theil von Livland und einige Städte Preußens zurück. In Polen selbst erregte gegen S. der Wojwode Zebrzydowski einen gewaltigen Aufstand, der nur mit Mühe unterdrückt wurde; dann ward S. mit Rußland in einen Krieg verwickelt, weil er den ersten Pseudo-Demetrius, der Rußland zum Katholicismus hinüberzuführen versprochen hatte, mit einem Heere unterstützte. Die Versuche S.'s, die der griech. Kirche ergebenen Kosaken zur Union mit der römischen zu bewegen, veranlaßten Polens lange Kriege mit den Kosaken. Außerdem ziehen sich Kriege mit den Tataren, den Hospodaren der Walachei und den Türken durch S.'s Regierung. Als S. dem Kaiser Ferdinand II. Hülfstruppen gegen die Türkei gesendet hatte, fiel Sultan Osman mit einem großen Heere in Polen ein. Doch gelang es S. nach dem Siege von Chodkiewicz bei Chocim 1621, einen Frieden abzuschließen. S. starb 30. April 1632 zu Warschau, wohin er aus Krakau seine Residenz verlegt hatte. Vgl. Niemcewicz, «Dzieje Zygmunta III.» (3 Bde., Warsch. 1819).

Sigmaringen, Hauptstadt der Lande Hohenzollern des Königreichs Preußen und des Oberamtsbezirks S. (441,75 QKilom. mit [1875] 21,054 E.), früher Residenz und Hauptstadt des Fürstenthums S. und Hauptort der Grafschaft S. oder des Oberlandes, jetzt Sitz der preuß. Landesregierung und eines Amtsgerichts, liegt in 568 Mt. Seehöhe an der Donau, 52 Kilom. im Südsüdosten von Hechingen, ist durch Zweigbahn nach Krauchenwies mit der Badischen, nach Tübingen mit der Württemberger Staatsbahn verbunden, und zählt (1875) 3729 meist kath. E., die sich hauptsächlich vom Ackerbau nähren. Außer der sehenswerthen kath. Kirche hat der Ort verhältnißmäßig viele stattliche Gebäude, wie das Ständehaus, die Regierung, der Prinzenbau, die vom Fürsten Karl Anton (gest. 1853) aufgeführt sind. Auf einem an der Donau steil aufsteigenden Felsen erhebt sich, überaus malerisch, das ansehnliche Schloß mit interessanten Sammlungen von Gemälden, Sculpturen, Waffen und deutschen Alterthümern und einer großen Bibliothek mit seltenen Büchern, Incunabeln und Manuscripten. Vgl. Lindenschmit, «Die vaterländischen Alterthümer der fürstl. hohenzoll. Sammlungen in S.» (Mainz 1860). In dem dicht bei der Stadt gelegenen Gebäude des ehemaligen Nonnenklosters Hedingen befindet sich das 1818 vom Fürsten Anton Aloys gegründete Gymnasium, in der dazugehörigen Kirche die Fürstengruft. Auch ist S. die Centralstelle des Vereins zur Beförderung der Landwirthschaft und Gewerbe, hat ein Landeshospital, ein Irrenhaus, ein Waisenhaus und ein Theater. Ganz in der Nähe liegt das Jagdschloß Josephslust in einem sehr großen, an Edelwild reichen Thiergarten. Das 5 Kilom. im Ostsüdosten an der Mündung der Lauchert gelegene Pfarrdorf Sigmaringendorf hat 1041 E. und eine große Baumwollspinnerei, das Thal der Lauchert verschiedene Eisenhütten, Blechwalzwerke, sowie andere industrielle Etablissements. Vgl. Zingeler, «S. und seine Umgebung» (Sigmar. 1877). — Der Regierungsbezirk S. umfaßt das Land Hohenzollern (s. d.).

Signal ist ein vorher verabredetes oder durch Verordnung bestimmtes fernhin wahrnehmbares Zeichen, das entweder auf das Ohr (akustisches S.) oder auf das Auge (optisches S.) des Empfängers berechnet und bestimmt ist, letzterm als Richtschnur seines Verhaltens zu dienen. In militärischer Hinsicht spielen zunächst diejenigen S. eine Hauptrolle, welche das Commandowort, namentlich da, wo wegen zu großer Entfernung des Commandirenden von der Truppe oder des durch Truppenbewegungen, beziehungsweise den Kampf hervorgebrachten Getöses halber die Kraft der menschlichen Stimme nicht mehr ausreicht, zu ersetzen bestimmt sind. Sie gehören zu den akustischen S. und werden durch das Horn, die Trompete, die Trommel oder auf der Signalpfeife hervorgebracht. Je nach ihrer Bedeutung zerfallen diese S. in Benennungs- und Ausführungssignale. Durch erstere werden die zu benachrichtigenden Truppentheile, durch letztere die auszuführenden Bewegungen u. s. w. bezeichnet. Derartige S. müssen einfach und leicht verständlich sein und dürfen nicht in zu großer Zahl aufgestellt werden. Der optischen S. bedient man sich, wenn es sich um schnelle Uebermittelung von Nachrichten, Befehlen u. s. w. handelt, z. B. zur Verbindung zwischen Vorposten und deren Gros, zwischen dem höchsten Befehlshaber und detachirten Abtheilungen, zwischen den einzelnen Theilen einer Cernirungsarmee, zwischen Küstenstationen untereinander und mit Schiffen, zwischen feuernden Geschützen und deren Beobachtungsposten u. s. w. Bei Tage bestehen die optischen S. aus Flaggen in verschiedenen Farben oder aus bunten Scheiben, bei Nacht aus Lichtern verschiedener Farben, durch deren wechselnde Zusammenstellung Worte oder Zahlen angegeben werden können. Ein zu diesem Zweck entworfenes Signalbuch dient zur gegenseitigen Verständigung. Um besonders wichtige Momente, z. B. den Anmarsch des Feindes, die Alarmirung und Concentrirung der eigenen Truppen u. s. w., zu signalisiren, können Lärmzeichen verabredet werden, wie z. B. Signalschüsse durch Geschütze oder Kanonenschläge, Aufsteigen von Raketen, Abbrennen von Fanalen, Glockenläuten. In der österr. Armee ist der Signaldienst für den Feldkrieg besonders organisirt und jeder Truppendivision eine Signalabtheilung beigegeben. Wo der Verkehr durch den elektromagnetischen Telegraphen möglich ist, kann der Signaldienst ganz entbehrt werden.

Bei der Marine signalisirt man am Tage mit Flaggen von verschiedener Gestalt und Farbe, während der Nacht für einzelne ganz bestimmte Zwecke mit ausgehängten Laternen, für allgemeinere Verständigung auf Kriegsschiffen aber mit besonders construirten Leuchtapparaten, die sich auf kürzere und längere Zeit klariren lassen. Dadurch werden Blitze von verschiedener Dauer erzeugt, deren verschiedene Combinationen nach dem Morse'schen Telegraphensystem verständlich werden. Um diese Blitze mehr hell- und feuerleuchtend zu machen, wird durch den Apparat ein eine oder mehrere Secunden dauernder Petroleumstaubregen in die Flamme gespritzt,

wodurch diese hoch aufloht. Bei sehr schlechtem Wetter, wo die Anwendung dieses Apparats an Bord zu viel Schwierigkeiten verursacht, macht man die S. mit Hülfe von Costonlichtern verschiedener Farbe. Diese bestehen aus grünen, weißen und rothen bengalischen Flammen, deren verschiedene Zusammenstellung verschiedenen, im Signalbuche angegebenen Bedeutungen entspricht. Nebelsignale gibt man in allgemeinerer Anwendung auf Dampfschiffen, ebenfalls nach Morse'schem System, mit kurzen und langen Tönen der Dampfpfeife (Punkt, Strich), sonst aber für beschränktere Zwecke mit Glocke, Nebelhorn (s. Sirenen), Trommel oder Kanonenschüssen. (S. Seezeichen.) Die Bedeutung aller dieser Tag-, Nacht- und Nebelsignale ist vorher natürlich festgestellt und in dem Signalbuche niedergelegt. Durch Vertrag ist für die Schifffahrt aller civilisirten Nationen ein internationales Signalbuch festgestellt und daher ein gemeinsames Flaggensystem angenommen, mit deren Hülfe sich jetzt alle auf See bewegenden Schiffe verständigen können. Außerdem sind an vielen Küsten Semaphoren (s. d.) aufgestellt, um den vorbeisegelnden Schiffen Gelegenheit zu geben, mit dem betreffenden Lande und dadurch auch mit der Heimat communiciren zu können. Die Kriegsflotten haben auch ihre eigenen Zeichen und ein besonderes Signalbuch, das geheim gehalten wird und dessen Bedeutung jeden Augenblick geändert werden kann. Die Zahl der zum Signalisiren verwendeten Flaggen von verschiedener Form und Farbe wechselt zwischen 20—30, sodaß also Combinationen genug vorhanden sind, um alles Gewünschte damit auszudrücken. Vgl. «Signalbuch für Kauffahrteischiffe aller Nationen» (herausg. vom Bundeskanzleramte, Berl. 1870).

Besondere und ebenfalls international festgestellte S. sind die durch kaiserl. Verordnung vom 14. Aug. 1876 bestimmten Noth- und Lootsensignale. Durch die erstern wird angedeutet, daß die signalisirenden Schiffe sich in wirklicher Noth befinden. Als Nothsignale gelten a) bei Tage: 1) Kanonenschüsse, welche in Zwischenräumen von einer Minute Dauer abgefeuert werden, oder 2) das S. NC (die Flaggen bedeuten Buchstaben) des Internationalen Signalbuchs, oder 3) das Fernsignal, bestehend aus einer viereckigen Flagge, über oder unter welcher ein Ball oder etwas, was einem Ball ähnlich sieht, aufgehißt ist; b) bei Nacht: 1) Kanonenschüsse wie oben unter a; 2) Flammen, wie brennendes Oel oder Theertonnen, oder 3) Raketen oder Leuchtkugeln von beliebiger Art und Farbe, welche einzeln in Zwischenräumen von kurzer Dauer abgefeuert werden. Durch das Hissen von Lootsensignalen verlangen die betreffenden Schiffe Lootsen. Als Lootsensignale gelten 1) bei Tage die von einem weißen Streifen umgebene Reichsflagge (Lootsenflagge) oder das S. PT des Internationalen Signalbuchs; 2) bei Nacht: Abbrennen eines Blaufeuers alle 15 Minuten oder das wiederholte Zeigen eines hellen weißen Lichts von minutenlanger Dauer. Sturmsignale bestehen aus Combinationen von schwarzen Kugeln, Dreiecken und Vierecken und werden auf Veranlassung der Seewarten oder meteorolog. Institute an Schifffahrtsbrücken oder Hafenplätzen gehißt, um als Warnungen gegen wahrscheinlich nahende Stürme zu dienen. — Ueber die S. im Eisenbahndienst s. Eisenbahnen. — Als S. bezeichnet man auch in der franz. Schweiz besonders hervorragende Gebirgspunkte, z. B. das S. de Bougy bei Rolle am Genfersee, die Signalkuppe des Monte-Rosa.

Signatur (vom lat. signum) heißt überhaupt ein Zeichen, wodurch die Ordnung, der Werth oder der Charakter u. s. w. einer Sache angedeutet werden soll, daher auch signatura temporis etwas die Zeitverhältnisse Charakterisirendes bedeutet. In der deutschen Geschäftssprache heißt S. die Bezeichnung einer Schrift mit einem Namenszuge statt der vollständigen Namensunterschrift, was man in Frankreich Paraphiren nennt. Gewöhnlich werden die Concepte signirt und dann erst mundirt, die Reinschriften aber unterschrieben. S. wird auch zuweilen eine Resolution genannt, welche nicht förmlich ausgefertigt, sondern nur auf die eingegebene Schrift selbst bemerkt worden ist. S. nennt man ferner Aufschriften, Zeichen und Marken auf Waarenkisten, Fässern, Packeten u. s. w. In der Buchdruckerkunst versteht man unter S. die schon von dem unbekannten Drucker der «Concordantiae bibliorum» des Conradus de Alemannia 1470 angewandte Art der Bezeichnung der einzelnen Druckbogen eines Buchs, woraus sich die Aufeinanderfolge derselben und der Umfang des ganzen Werks erkennen läßt. Die ältere S. geschah durch die 23 Buchstaben des Alphabets, wobei J und W wegfielen; sie wurden bei den ersten 23 Bogen einfach, bei den zweiten doppelt gebraucht u. s. w. Daher gab man auch die Stärke eines Buchs nach den Alphabeten an und sagte z. B.: ein Buch von drei Alphabeten. Jetzt wird die S. durch Ziffern ausgedrückt, welche am Fuße der ersten und der dritten Seite stehen. In der Schriftgießerei ist S. ein rundlicher, an der Rückenfläche des Typenkörpers beim Guß oder durch Hobeln angebrachter Einschnitt zur Unterscheidung der verschiedenen Sorten eines Schriftgrades.

Signorelli (Luca), einer der bedeutendsten Meister des 15. Jahrh., der in der Geschichte der ital. Malerei eine epochemachende Stellung einnimmt. Geboren um das J. 1441 zu Cortona, wurde er zuerst von umbrischen Meistern, dann von Piero della Francisca unterrichtet, mit welchem er eine Zeit lang in Arezzo arbeitete; doch ist von seinen dort gemalten Jugendwerken nichts erhalten. Auch von den in Perugia gewesenen Bildern ist nur eins noch vorhanden. S. faßte die verschiedenartigen Bestrebungen der florent. Maler nach naturtreuer Darstellung in höherm Sinne zusammen, und sein feines Naturverständniß würde noch stärker wirken, hätte er mehr Farbensinn besessen. Schon unter den verschiedenen Künstlern, die in der Sixtinischen Kapelle zu Rom gemalt hatten, war er als einer der vorzüglichsten aufgetreten. Am schönsten entwickelte er indeß seine Eigenthümlichkeit in den großen Wandgemälden, womit er sammt seinen Schülern seit 1499 die Kapelle der Madonna di San-Brizio im Dom zu Orvieto ausschmückte. Hier wurden von ihm die Letzten Dinge dargestellt: mächtig ergreifende, leidenschaftlich bewegte Compositionen, meist von nackten Gestalten, die zwar streng, aber edel gezeichnet sind, voll gewaltigen innern Lebens. S. tritt durch Erhabenheit des Stils als fast ebenbürtiger Vorgänger Michel Angelo's auf. An Tafelgemälden ist nicht viel von ihm vorhanden; das Beste befindet sich in den florent. Galerien und einige charakteristische Bilder im berliner Museum. Er starb 1523. Vgl. Rob. Vischer, «Luca S. und die ital. Renaissance» (Lpz. 1879).

Sigonius (Carlo), ital. Humanist des 16. Jahrh., geb. 1524 zu Modena, trat, nachdem er seine Studien zu Bologna vollendet, 1545 in die Dienste des Cardinals Marinus Grimanus, Patriarchen von Aquileja, wurde 1546, da Franz Portus nach Ferrara berufen worden war, in Modena Lehrer der griech. Sprache und übernahm 1552 den Lehrstuhl der alten Literatur zu Venedig, dann in Padua und Bologna, ging aber später in seine Vaterstadt zurück, wo er 12. Aug. 1584 starb. Unter seinen histor. Werken erlangten die «Historiae de occidentali imperio» (Basel 1579), die «Historiae de regno Italiae» (Hanau 1613) und die «Fasti consulares» (Vened. 1555) einen hohen Ruf. Auch schrieb er mehrere Abhandlungen zur Alterthumskunde, die im «Thesaurus» von Grävius enthalten sind, darunter «De Atheniensium republica» (Vened. 1564); ferner Anmerkungen zu röm. Schriftstellern, vorzüglich zu Livius und zu Cicero's «Briefen», und «Emendationes» (Vened. 1557). Dagegen zog er sich durch eine literarische Mystification, indem er unter Cicero's Namen die «Consolatio super Tulliae filiae obitu» (Vened. 1583) zuerst bekannt machte und viele gelehrte Männer seiner Zeit damit täuschte, Feindschaft und Schmähungen zu. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, in denen er sich als einen vorzüglichen lat. Stilisten bekundet, besorgte Argelatus (6 Bde., Mail. 1732—37). Vgl. Franciosi, «Della vita e delle opere di C. Sigonio» (Venedig. 1873); Krebs, «Karl S., einer der größten Humanisten des 16. Jahrh.» (Frankf. 1840).

Sikaner, altitalischer Volksstamm, s. Siculer.

Sikhs, auch Seikhs geschrieben, eine Religionsgenossenschaft im nördl. Indien, welche daselbst einen eigenen, gegenwärtig zu der Lieutenantsgouverneurschaft Pendschab (s. d.) des brit. Vorderindien gehörenden Staat gründete. Ihr Name S., im Sanskrit Sikscha, bedeutet Schüler oder Jünger. Der Stifter dieser Sekte war Nanak, ein Hindu aus der Kriegerkaste, geb. 1469 im Dorfe Talwandi (jetzt Nayapur) am Beyah oder Hyphasis östlich von Lahore. Schon in seiner Jugend zeigte er Neigung zu einem aufs Höhere gerichteten Leben. Er studirte die Vedas und den Koran sowie die Bücher ind. und mohammed. Schriftgelehrten, wodurch er zu der Ansicht kam, daß ein reiner Monotheismus, welcher innige Bruderliebe fordere, dem Brahmanismus wie dem Mohammedanismus zu Grunde liege und nur allmählich verfälscht worden sei und den Plan faßte, durch eine geläuterte, einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen Hindu und Mohammedanern zu bewirken. Als Nanak 1540 zu Kirtipur starb, setzte er mit Uebergehung seiner Verwandten seinen Diener Lehana zu seinem Angad oder Stellvertreter in der neuen, noch nicht zahlreichen Religionsgesellschaft ein. Dasselbe that auch Lehana bei seinem Tode 1552, indem er den Diener Amerdas zum Haupt der Gemeinde ernannte. Diesem folgte 1574 dessen Schwiegersohn Ramdas. Unterdeß hatte die Lehre Nanak's manche Umgestaltung erfahren. Nanak selbst hatte sich nur für einen menschlichen Lehrer ausgegeben. Damit er aber den andern Propheten nicht nachstehe, erklärten ihn seine Schüler für einen Awatar, für eine Menschwerdung Vischnu's, schmückten seine Lehren mit einer phantastischen Sprache und dichteten ihm eine Menge Wunder und Prophezeiungen an. In diesem Sinne hat Ardschun-Mal, welcher Ramdas 1581 als Haupt der S. folgte, die Schriften der ersten Gurus oder Lehrer nebst seinen eigenen Erläuterungen in einem Buche gesammelt, das unter dem Namen Adi-Granth, d. i. erstes Buch, bekannt ist.

Zu dieser Zeit organisirte sich die schon sehr ausgebreitete Genossenschaft der S. nach den Vorschriften des Adi-Granth zu einer religiösen und staatlichen Gesellschaft, welche ihren Guru als ihr alleiniges Haupt betrachtete. Da die S. ebenso den Koran wie die Vedas verwarfen, so erregten sie die Feindschaft der Mohammedaner wie der Brahmanen, und Ardschun starb im Gefängniß als Märtyrer. Den Tod des Vaters zu rächen, verwandelte Har-Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Gemeinde der S. in eine Rotte wilder Krieger. Ein langer blutiger Kampf entspann sich zwischen den S. und ihren mohammed. Unterdrückern. Als Tegh-Bahadur, der neunte in der Reihe der Sikshäupter, von dem fanatischen Aureng-Zeyb 1675 hingerichtet war, trat sein Sohn und Nachfolger, Guru-Gowind, auf und gab den S. eine ganz auf theokratischer Grundlage ruhende polit. Organisation, sodaß er der Begründer des Staats der S. wurde. Durch diese Einrichtungen entflammte Guru-Gowind, der auch das zweite heilige Buch der S., das «Dasema Padschach ke Granth» (das Buch des zehnten Fürsten) verfaßte, den Fanatismus seiner Anhänger zum unabläßigen Kriege gegen die Mohammedaner und legte ihnen deshalb den Beinamen der Singhs, d. h. Löwen, bei. Guru-Gowind starb 1708, von einem Afghanen ermordet. Es war das letzte theokratische Oberhaupt der S. Gott selbst wurde nun als der unmittelbare Leiter der Kirche der S. betrachtet. Banda, der Freund Guru-Gowind's, hielt die Gemeinde zwar äußerlich zusammen; allein sein Bestreben, dem Gemeinwesen den kirchlichen Charakter zu nehmen und sich zum gewöhnlichen weltlichen Herrscher zu machen, brachte Zerrüttung in den jungen Staat, sodaß es dem Großmogul gelang, die S. zu schlagen und meist zu vertilgen.

Nach dieser großen Niederlage 1716 fanden die sehr zusammengeschmolzenen S. nur in den Schluchten des Himalaja eine sichere Zuflucht. Erst während der Wirren nach dem Rückzuge Nadir-Schah's aus Hindostan finden sie sich wieder als Räuber und Wegelagerer im Pendschab, wo der Druck, den die Großmoguln und später die Afghanen auf das Land ausübten, die verzweifelnden Hindu haufenweise zum Uebertritt zu ihnen trieb. Nach wechselndem Kriegsglück gelang es ihnen, die Afghanen mehrmals aufs Haupt zu schlagen, sodaß diese ihnen die Provinzen von Sirhind und Lahore, welches die S. 1764 eingenommen, überlassen mußten. Während dieses Räuberlebens war den S. das frühere sittliche und religiöse Element meist ganz abhanden gekommen. Sie zerfielen in zwölf verschiedene Gemein- oder Genossenschaften, Misals genannt, unter voneinander unabhängigen Häuptlingen oder Sirdars. Nach und nach aber war der größere Theil der Bewohner des Pendschab vom Hindustamme in die Religionsgemeinschaft der S. übergetreten, sodaß diese zu einem Kriegervolk und die einzelnen Kriegsgenossenschaften zu Volksstämmen wurden. Die übrigen Bewohner, welche nicht zu ihnen übertraten, Hindu wie Mohammedaner, sanken zu Knechten herab und wurden furchtbar gedrückt. Auf diese Weise entwickelte sich aus einem religiös-philos. Anfang ein fanatischer Geist, aus welchem endlich eine barbarische Zügellosigkeit hervorging, welche das charakteristische Kennzeichen der ganzen spätern Sikhsconföderation wurde. Nachdem der äußere Feind nicht mehr zu fürchten war, folgten im Innern der Sikhsrepublik Greuel auf Greuel, indem die Sirdars und Misals in unaufhörlicher Fehde miteinander lagen. Hierdurch aber wurde dem Despotismus eines Einzelnen der Weg zur Herrschaft gebahnt. Schon Maha-Singh hatte sich zum mächtigsten Sirdar des Pendschab emporgeschwungen. Nach seinem frühzeitigen Tode 1792 übernahm es sein Sohn Rundschit-Singh (s. d.), das Werk fortzusetzen: er machte aus der lose zusammenhängenden Bundesrepublik der S. ein mit dem härtesten Despotismus regiertes Reich, dem er als Alleinherrscher, als Maharadscha vorstand. Sein nach der Hauptstadt Lahore (s. d.) benanntes Reich erweiterte er allmählich über das ganze Pendschab (s. d.), gewann 1813 Attok am Indus, 1818 Multan, 1819 Kaschmir, 1829 Peschawer. Nach seinem Tode 1839 zerfiel indeß das wenig gefestete Reich von Lahore alsbald in Zerrüttung, die nach sechs Jahren das Ende desselben herbeiführte. Nach einer Reihe von Aufständen, Palastrevolutionen und Greuelu gelang es zuletzt einer Witwe Rundschit-Singh's, sich der Regierung für ihren unmündigen Sohn Dhalip-Singh zu bemächtigen. Bei den S. selbst verhaßt, gab sie dem Nationalhaß der S. gegen die Engländer nach. Es begann gegen Ende 1845 ein Krieg, der mit der Niederlage und der Theilung des Reichs durch den Vertrag zu Lahore 9. März 1846 endigte. Aber auch der Schatten von Unabhängigkeit, welchen die Hälfte des Reichs von Lahore erhalten, sollte bald infolge der Umtriebe verloren gehen, in welche sich der Günstling der Königin-Mutter, Lall-Singh, gegen die Engländer einließ. Letztere drangen darauf, daß das der Anarchie hingegebene Reich ein Subsidiarstaat der Englisch-Ostindischen Compagnie werde. So kam nothgedrungen 25. Dec. 1846 ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen ein Resident der

Englisch-Ostindischen Compagnie in Lahore mit engl. Truppen blieb und die obere Leitung der Angelegenheiten übernahm. Bald entstanden indeß abermals Verwickelungen, die 1848 zu einem neuen Krieg führten, der mit der gänzlichen Niederlage der S. und der Einverleibung des Pendschab in das Indo-britische Reich 29. März 1849 endigte. Nach der ind. Volkszählung 1871—72 betrug die Gesammtzahl der S. in Britisch-Indien 1,174,436, wovon 1,144,090 auf das Pendschab kommen. Vgl. Cunningham, «History of the S.» (Lond. 1849).

Silawald heißt die bergige, waldreiche Landstrecke zwischen Cosenza und Nicastro in Calabrien, eine der fruchtbarsten Gegenden Calabriens, aus welcher die Römer Schiffbauholz holten und durch welche einst Pyrrhus mit seinen Elefanten zog. Das granitische Silagebirge, finster, wald- und regenreich, liegt um die Quellen des Krati; es umschließt mit seinen ein halbes Jahr mit Schnee bedeckten Gipfeln, deren höchster 1880 Mt. mißt, Cosenza auf einer Seite. Oberhalb reicher Viehweiden gedeihen Eichen, Kastanien und Buchen, höher hinauf Tannen; der Wald hat Wild, die Bäche der Triften sind reich an Fischen. Die ansehnlichste Ortschaft im Thale ist San-Giovanni in Fiore, am Neto, der durch eine enge Schlucht heraustritt.

Silbe, s. Wort. — **Silbenräthsel**, s. Charade.

Silber (chem. Zeichen = Ag; Atomgewicht = 108), eins der edeln Metalle, ist von rein weißer Farbe und von starkem Glanze, der durch Politur noch merklich erhöht wird. Auf dem frischen Bruche hat es mehr ein geflossenes als hakiges Ansehen. Es ist weicher als Kupfer, aber härter als Gold. Im reinen Zustande (Feinsilber) ist es am weichsten und besitzt einen dumpfen Klang. Es ist außerordentlich dehnbar und geschmeidig. Das specifische Gewicht des S. ist ungefähr 10,5, durch Hämmern kann es bis auf 10,62 erhöht werden. Es schmilzt bei 916° C. Bei sehr hoher Temperatur verflüchtigt es sich. Im geschmolzenen Zustande und bei Luftzutritt absorbirt es Sauerstoffgas, welches erst beim Erstarren oft mit Geräusch und unter Umherspritzen von flüssigem S. entweicht. Der Schwefel, mit welchem sich das S. sehr leicht verbindet, macht dasselbe flüssiger, indem sich Schwefelsilber bildet. Salpetersäure ist das beste Auflösungsmittel des S., welches sich damit zu einem Salze verbindet (s. Höllenstein), während Salzsäure dasselbe gar nicht angreift, dagegen in der salpetersauren Auflösung einen weißen Niederschlag desselben als sog. Chlorsilber oder Hornsilber bewirkt. Mit dem Quecksilber verbindet es sich leicht zu Amalgam. Auch verbindet es sich mit dem Blei, welches wegen seiner leichten Oxydirbarkeit als Vehikel der Ausscheidung eines oft sehr geringen Silbergehalts durch die sog. Treibarbeit dient. Ebenso vereinigt sich das Kupfer mit dem S., und es wird letzteres zu Münzen und Geschirren mit mehr oder weniger Kupfer versetzt, weil es dadurch an Härte gewinnt. Der Feingehalt der deutschen Reichsmünzen nach dem Gesetz vom 9. Juli 1873 ist 900 Tausendtheile. Es enthalten 20 Fünfmarkstücke, 50 Zweimarkstücke, 100 Markstücke, 200 Fünfzigpfennigstücke und 500 Zwanzigpfennigstücke 1 Pfd. Feinsilber, sodaß also 90 Mark in Reichssilbermünzen 1 Pfd. wiegen. (S. Mark.) Ueber das Werthverhältniß des S. zum Golde s. Währung.

Die Silbererze sind zahlreich. Man unterscheidet eigentliche Silbererze und silberhaltige Erze. Zu erstern gehören: 1) das gediegene S.; es ist silberweiß, oft gelblich oder braun angelaufen, und findet sich in kleinen zusammengereihten Krystallen und in zähnigen, drahtförmigen, haarförmigen, gestrickten und andern Gestalten im Erzgebirge Sachsens, zu Andreasberg am Harze, in Ungarn, Siebenbürgen, Mexico, den Vereinigten Staaten u. s.w.; 2) das Hornerz, eine Verbindung von 75 Procent S. mit Chlor, die nur selten im sächs. Erzgebirge, Peru und Mexico, dagegen in namhafter Menge im Staate Utah (in den Vereinigten Staaten) vorkommt; 3) das Antimonsilber, eine Verbindung von 77 Procent S. mit Spießglanz, die sich derb und eingesprengt von silber- und zinnweißer Farbe zu Andreasberg, Altwolsach, in Spanien, Frankreich und Mexico findet; 4) das Arsensilber, das aus 13 Procent S. mit Eisen, Arsenik und Antimon besteht, zinnweiß und meist grau angelaufen ist und sich derb zu Andreasberg und in Estremadura findet; 5) das Glanzerz (Silberglanzerz), ein sehr wichtiges Silbererz, bestehend aus 87 Procent S. mit Schwefel, schwärzlich-bleigrau, das in würfeligen und octaëdrischen Krystallen, auch in andern Gestalten, derb und angeflogen sich in Sachsen (Freiberg, Marienberg, Annaberg), Norwegen (Kongsberg), Ungarn, Sibirien, Mexico und Peru findet; 6) das Sprödglanzerz, bestehend aus 70 Procent S. mit Schwefel und Antimon, eisenschwarz und schwärzlich-bleigrau, das sich in rhombischen Prismen, derb und eingesprengt im Erzgebirge und in Ungarn findet; 7) das Roth gültigerz, ein nicht minder wichtiges Silbererz als die beiden vorigen, bestehend aus 58—65 Procent S. mit Antimon, Arsenik und Schwefel, dunkel-bleigrau bis cochenilleroth,

welches sich in Rhombosdern und sechsseitigen Prismen, auch derb, eingesprengt u. s. w. am Harze, im sächs. Erzgebirge, in Ungarn, Spanien, Potosi und anderwärts findet; 8) der Miargyrit, 35 Procent S. nebst Schwefel und Antimon enthaltend. Zu den silberhaltigen Erzen rechnet man das Fahlerz, den Polybasit, das Weißgültigerz, das Spießglanzbleierz, den Bleiglanz, Kupferkies, Kupferglanz, Buntkupfererz, den kupferkieshaltigen Schwefelkies und die Blende. Sie enthalten bis 10 Procent S., oft auch nur Spuren desselben. Was die Zugutemachung der reichen Silbererze betrifft, so geschieht diese, indem man sie in Tiegeln einschmelzt und durch Eisenzusatz ihres Schwefels beraubt, oder indem man sie bei der Treibarbeit zugleich mit behandelt. Die fein eingesprengten Silbererze dagegen und die silberhaltigen Erze, besonders die silberhaltigen Bleiglanze, aus denen ein großer Theil des deutschen S. gewonnen wird, bedürfen anderer und zum Theil sehr verwickelter Operationen. Sie beruhen im allgemeinen darauf, daß man durch vorläufige Schmelzarbeiten (Roharbeit und Bleiarbeit) mit geeigneten Zusätzen das S. an Schwefel und Blei zu binden sucht, den dabei erhaltenen sog. Rohstein röstet, wieder verschmelzt und aus dem erhaltenen silberhaltigen Blei (Werkblei) das S. durch die Treibarbeit isolirt. Bei kupferhaltigen Erzen wird ein Kupferstein als Nebenproduct erhalten, aus dem man durch die Saigerarbeit das S. ausscheidet. Reichere Erze wurden früher namentlich durch Amalgamation (s. d.) behandelt. Beim Abtreiben, welches auch im Kleinen bei Silberproben vorkommt, wird das silberhaltige Blei in offenen Herden (Treibherden) erhitzt und die sich bildende Bleiglätte entfernt, bis reines S. zurückbleibt, was sich durch den sog. Silberblick zu erkennen gibt. Durch nochmalige Reinigung dieses Blicksilbers erhält man das sog. Brandsilber. In der neuern Zeit hat man in der Silbergewinnung große Fortschritte gemacht.

Das Verfahren der Amalgamation hat für Europa nur noch histor. Bedeutung und ist mit Ausnahme von Mexico und Südamerika fast gänzlich durch die hydrometallurgische Methode der Silbergewinnung ersetzt worden. Von letzterm Verfahren sind erwähnenswerth: 1) Die sog. Kochsalzlaugerei von Augustin, die sich auf die Bildung eines leicht löslichen Doppelchlorürs gründet, wenn Chlorsilber mit einer concentrirten Lösung von Kochsalz zusammengebracht wird, und auf die Fähigkeit des Kupfers, aus der Lösung dieser Verbindung das S. vollständig abzuscheiden. Das S. der Silbererze wird zu dem Ende durch Rösten mit Kochsalz in Chlorsilber übergeführt. 2) Die von Ziervogel erfundene Wasserlaugerei geht anfangs denselben Weg wie die Methode Augustin's, nur wendet man beim Rösten kein Kochsalz an; das Röstgut, in welchem das S. als schwefelsaures Salz enthalten ist, wird mit heißem Wasser extrahirt und aus der Lösung das S. durch Kupfer niedergeschlagen, wobei als Nebenproduct Kupfervitriol erhalten wird. 3) Nach dem Verfahren von Patera wird das durch Rösten der Silbererze mit Kochsalz in Chlorsilber übergeführte S. in einer Lösung von unterschwefligsaurem Natrium gelöst und aus der Lösung das S. durch Kupfer oder Zink gefällt. Ganz bedeutende Mengen von S. werden gegenwärtig auch aus dem silberhaltigen Bleiglanz gewonnen, aus welchem man zunächst Werkblei darstellt. Das Entsilbern desselben geschah früher auf dem Treibherde, auf welchem unter Mitwirkung der Gebläseluft das Blei in Bleiglätte verwandelt wurde, die im geschmolzenen Zustande abfloß, während das S. im reinen Zustande auf dem Herde zurückblieb. Gegenwärtig entsilbert man das Blei durch das Pattinsoniren (s. d.), namentlich aber mit Hülfe von Zink. Durch das erstere Verfahren ist es möglich geworden, den Silbergehalt des Werkbleies fast vollständig zu extrahiren; es gründet sich auf die Erscheinung, daß, wenn man silberhaltiges Blei in einem Kessel einschmilzt und die flüssige Masse langsam sich abkühlen läßt, in derselben kleine Krystalle von reinem, d. h. silberfreiem Blei sich bilden, deren Menge beständig wächst. Die Krystalle werden herausgeschöpft; die zuletzt übrigbleibende flüssige Masse enthält alles S. und wird zur Isolirung des S. auf den Treibherd gebracht. Seit neuester Zeit ist das Pattinsouiren fast vollständig durch die Entsilberung mittels Zink ersetzt, die sich darauf gründet, daß Blei und Zink keine Legirung miteinander bilden, ferner die Verwandtschaft des S. zum Zink größer ist als die zum Blei. Man schmilzt in einem eisernen Kessel 20 Ctr. Werkblei ein und setzt unter Umrühren 1 Ctr. Zink hinzu. Das auf der Oberfläche des Bleies zu einem Kuchen erstarrte Zink wird abgehoben; es enthält alles S. Zum Zwecke der Trennung des S. vom Zink wird letzteres durch überhitzte Wasserdämpfe oxydirt. Namhafte Mengen von S. gewinnt man in neuerer Zeit aus den Rückständen vom Abrösten der Schwefelkiese in den Schwefelsäurefabriken. Die Production an S. hat sich durch das Auffinden von fast unerschöpflichen Silbergruben in mehrern Staaten der Union (die Comstockgruben in Nevada sind die reichsten

Silbergruben der Welt) außerordentlich vergrößert. Die Production in den J. 1851—75 schätzt man wie folgt:

Vereinigte Staaten	5,200,000 Kilogr.	963,600,000 Mark
Mexico und Südamerika	18,020,000 »	3,243,000,000 »
Rußland	403,000 »	72,540,000 »
Andere Länder	6,674,000 »	1,201,320,000 »
Summa	30,297,000 »	5,480,460,000 »

Seitdem hat die Ausbeute an S. in den Vereinigten Staaten beträchtlich zugenommen. Im J. 1876 repräsentirte sie einen Werth von 240 Mill. Mark, 1877 einen Werth von 265 Mill. Mark. An dieser Ausbeute nahmen theil die Staaten Nevada, Arizona, Californien, Colorado, Montana, Utah u. s. w. Dem gegenüber verschwindet die Production in Deutschland; so producirte Preußen 1876 nur 112,370 Kilogr. S. (gegen 158,657 Kilogr. im J. 1875). Vgl. R. von Wagner, «Handbuch der chem. Technologie» (10. Aufl., Lpz. 1875); derselbe, «Jahresberichte der chem. Technologie» (Lpz. 1855—79); Kerl, «Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde» (4 Bde., Lpz. 1861—65); Percy-Wedding, «Metallurgie» (Bd. 3, Braunschw. 1872); «Berg- und hüttenmännische Zeitung» (Lpz. 1850—78).

Silberberg, Gebirgsstadt und ehemalige Festung im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, 11 Kilom. westlich von der Kreisstadt Frankenstein und 15 Kilom. im Nordnordosten von Glatz, am Fuße des Spitzbergs und am nördl. Abhange des Eulengebirgs, 390 Mt. über dem Meere gelegen, hat eine evang. und eine kath. Pfarrkirche und zählt (1875) 1591 E., die eine große Uhrenfabrik (in den ehemaligen Kasematten der Festung), Leistengarnfabriken und Webereien unterhalten. Die Stadt verdankt Namen und Entstehung dem Bergbau, der hier 1370 von meißner und reichensteiner Bergleuten auf Silber und Blei eröffnet wurde, aber während des Dreißigjährigen Kriegs zum Erliegen kam. Die 1750, 1812 und 1868 gemachten Versuche, ihn wieder aufzunehmen, blieben ohne Erfolg. Die von Friedrich II. 1765—77 mit einem Kostenaufwande von $4\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. unmittelbar über der Stadt angelegte Festung wurde 1860 aufgegeben und, mit Ausnahme des Donjons, mehr oder weniger geschleift. Die Festung S. wurde nie erobert, nur seit dem 1. Juli 1807 von den Baiern und Würtembergern, welche die Stadt in der Nacht zum 29. Juni erstürmt hatten, beschossen.

Silberflotte hieß die Flotte, welche zur Zeit der span. Herrschaft in Amerika die Ausbeute der amerik. Bergwerke an Gold, Silber und andern Metallen nach Spanien brachte.

Silberling, s. Eckel.

Silbermann (Gottfr.), ein berühmter Orgel- und Klavierbauer, wurde zu Kleinbobritsch bei Frauenstein im Königreich Sachsen 14. Jan. 1683 geboren, lernte die Orgelbaukunst bei seinem ältern Bruder in Straßburg und starb in Dresden 4. Aug. 1753. Sauberkeit, Güte und Dauer, große Einfachheit in der innern Anlage, volle und herrliche Intonation, sowie leichte und bequeme Klaviatur geben seinen Arbeiten einen außerordentlichen Werth. Seine besten Orgeln sind in der Peterskirche zu Freiberg, in der kath. Hofkirche, in der Frauen- und Sophienkirche zu Dresden. Gleich bedeutend war er im Fach der Klaviere oder Cembali; er erfand 1740 das Cembal d'amour und baute 1745 nach C. G. Schröter's Modell das erste Fortepiano. Von seinen Neffen wurde der älteste, Johann Andreas S., geb. zu Straßburg 2. Juni 1712, gest. 11. Febr. 1783, als Orgelbauer, und der jüngste, Johann Heinrich S., als Fortepianobauer namhaft. Vgl. Mooser, «S., der Orgelbauer» (Langensalza 1857).

Silcher (Friedr.), Componist, geb. 27. Juni 1789 im Dorfe Schnaith im würtemb. Jagstkreis als Sohn eines Schullehrers, wählte denselben Beruf und wurde durch den auch für Schulgesang bedeutenden Lehrer Auberlen zu Fellbach in das Lehramt eingeführt. Als Hauslehrer nach Ludwigsburg gekommen, erhielt seine Musikliebe durch K. M. von Weber's und C. Kreutzer's Anwesenheit neue Nahrung, und hier entschloß er sich endlich, ganz zur Musik überzugehen. Von Stuttgart, wo ihn seine Talente für häusliche Musik bald beliebt machten, wurde er 1817 als Musikdirector an die Universität Tübingen berufen. Hier wirkte er 42 Jahre lang für die Musik in Schulen und Kirchen, besonders aber in den freien Gesangvereinen, zu deren Aufblühen er wesentlich beitrug, und starb 26. Aug. 1860. Von seinen vielen Liedersammlungen ist die bedeutendste die «Sammlung deutscher Volkslieder, für vier Männerstimmen gesetzt». Unter den 144 Liedern derselben befinden sich auch die schönen, allverbreiteten Melodien, welche er selbst componirte und die seinen Namen berühmt gemacht haben: «Ich weiß nicht, was soll es bedeuten», «Aennchen von Tharau», «Morgen muß ich

weg von hier», «Zu Straßburg auf der Schanz» und viele andere. Unter den deutschen Componisten volksthümlicher Melodien nimmt S. den ersten Platz ein. Sein Denkmal in Tübingen (in den Anlagen hinter der neuen Aula) wurde 7. Mai 1874 enthüllt.

Silen (griech. Seilenos), ein dem Kreise der Satyrn (s. d.) engverbundenes dämonisches Wesen des griech. Mythus, seiner ursprünglichen Naturbedeutung nach ein Dämon des Fruchtbarkeit verbreitenden fließenden Wassers, der als Erzieher des kleinen Dionysos (s. Bacchus) und dann als unzertrennlicher Begleiter dieses Gottes auf seinen ausgelassen lustigen Wanderzügen wie in seinen Kämpfen gegen die Giganten, die Indier u. s. w. erscheint. Als sein Vater ward bald Hermes, bald Pan genannt. In der Poesie sowie in der bildenden Kunst wird S. gewöhnlich als dickbäuchiger, glatzköpfiger Alter mit einer Stumpfnase und Ziegenohren, einem Weinschlauch in der Hand, oft in seliger Trunkenheit auf einem Esel hängend oder von ein Paar Satyrn mehr getragen als geführt dargestellt; doch besitzt er die Gabe der Weissagung sowie die Kunst des Flötenspiels. Auf der attischen Bühne spielte er im Satyrdrama eine bedeutende Rolle. Auch S. in der Mehrzahl kommt bei Dichtern wie auf Kunstwerken vor.

Silhouette oder Schattenriß nennt man das Schattenbild eines Menschen, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche bisweilen mit weißen Strichen die innern Linien leicht ausgespart werden. Der Name rührt von dem franz. Generalcontroleur und nachmaligen Finanzminister Etienne de Silhouette (geb. 5. Juli 1709, gest. 20. Jan. 1767) her, der um 1757, wo die Schattenrisse in Paris Mode wurden, wegen seiner Neigung, alles auf die ökonomischste Weise einzurichten, das allgemeine Stadtgespräch bildete, sodaß man jede neue, wenig kostspielige Mode nach ihm à la Silhouette nannte. In künstlerischer Hinsicht ist die S. ohne Werth; aber anziehend bleibt sie für den Physiognomiker. Auch hat die S. den Vorzug, daß man durch sie sehr schnell ein sprechend ähnliches Bild erhalten kann. Je harmonischer die Züge der zu silhouettirenden Person verschmolzen sind, desto schwieriger ist das Silhouettiren; dagegen eignen sich besonders Personen mit stark markirten Zügen zur S. In neuester Zeit haben es jedoch deutsche Künstler versucht, der S. künstlerische Bedeutung zu verleihen, in welcher Hinsicht vor allen Konewka mit seinen Bildchen zu Goethe's «Faust» und die heitern Darstellungen aus dem österr. Alpenleben von Ströhl zu nennen sind.

Silicium und **Silicate** (kieselsaure Salze), s. Kiesel.

Silistria (im Mittelalter Driston, Dorostulus oder Durostorus), Stadt im neuen Fürstenthum Bulgarien, hart an der Grenze der rumän. Provinz Dobrudscha, am rechten Ufer der Donau und an einem wichtigen Uebergangspunkt dieses hier nur 760 Mt. breiten Stroms gelegen, gegenüber dem walach. Städtchen Kalarasch, war bis zum Orientkrieg von 1853—56 schlecht gebaut und schmutzig und zählte nur etwa 6000 E., hatte sich seitdem aber nicht unerheblich gehoben, sodaß sich die Einwohnerzahl bis 1877 verdoppelte. Infolge des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877—78 hat dieser Aufschwung eine Unterbrechung erfahren, da mehrere hundert muselmanische Familien auswanderten. Wein- und Gartenbau, Fischerei, Handel, Gerberei und Tuchweberei sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Bis 1878 war S. eine Festung; nach den Bestimmungen des Berliner Congresses von 1878 sollen jedoch alle Befestigungsanlagen geschleift werden. Der Platz hat von jeher eine wichtige Rolle in der Kriegsgeschichte gespielt. Nur in dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 haben die Operationen ihn unberührt gelassen. S. wurde 584 von den Avaren unter Bajan-Khan erobert, 890 siegte hier der byzant. Kaiser Leo Philosophus mit den Ungarn über die Bulgaren und 971 Kaiser Tzimiskes über die Russen unter Swjätoslaw. S. wurde 1595 von den Türken, 1603 von Radul Weyda verbrannt, 10. Juni 1773 von den Russen unter Romanzow gegen Osman-Pascha mit Verlust angegriffen, worauf die Russen unter Weißmann, welcher fiel, über Numan-Pascha 20. Juli 1773 bei dem Dorfe Kutschuk-Kainardschi (d. h. Kleiner Sprudel), 15 Kilom. südöstlich von S., siegten; in welchem Dorfe auch 21. Juli 1774 der Friede zwischen Rußland und der Pforte (s. Osmanisches Reich) zu Stande kam. Am 22. Oct. 1809 erlitten die Russen eine Niederlage bei dem unweit westwärts gelegenen Dorfe Tataritza. Unter Langeron schlossen die Russen 1810 abermals die Festung S. ein und gewannen sie 11. Juni durch Capitulation. Im Kriege von 1828 wurde S. vom 21. Juli bis zum 15. Sept. unter General Roth, dann unter Langeron und Wittgenstein bis zum 10. Nov. belagert, und 1829 geschah ein Gleiches vom 17. Mai bis zum 5. Juni, und zwar unter dem General Schilder in Gegenwart von Diebitsch, dann unter dem General Krassowski. Letzterm übergab Hadschi-Achmet-Pascha 30. Juni 1829 die Festung durch Capitulation. Im Unterschiede vom Feldzuge 1828—29, in welchem Varna von den Russen 1828 und S. erst später, 1829, bezwungen wurde, machte

die Belagerung des letztern Platzes im Kriege vom Herbst 1853—56 die erste Hauptoperation an der Donau aus. Die Einschließung, welche keine vollständige war, wurde durch Kämpfe in der Umgegend eingeleitet. Die eigentlichen Angriffsarbeiten gegen die vorgeschobenen Werke wurden 12. Mai 1854 eröffnet. Regen und Ueberschwemmungen, tapfere Gegenwehr und heftige Ausfälle hinderten jedoch die Arbeiten, und mehrere Angriffe (29. Mai, 6. und 9. Juni) wurden mit großem Verlust abgeschlagen, sodaß die Russen 26. Juni 1854 die Belagerung aufgaben. Infolge des Waffenstillstandes vom 31. Jan. 1878 wurde S. im Febr. 1878 von den Türken geräumt und von den Russen besetzt. Durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 kam S. an das Fürstenthum Bulgarien.

Silius Italicus (Gajus), röm. Dichter in der letzten Hälfte des 1. Jahrh., geb. 25 n. Chr., widmete sich schon frühzeitig dem Studium der Beredsamkeit und Poesie, namentlich nach dem Muster des Cicero und Virgil, bekleidete dann unter Nero 68 n. Chr. das Consulat und verwaltete nachher als Proconsul auf eine für ihn sehr ehrenvolle Weise die Provinz Asien. Später zog er sich jedoch ganz von den öffentlichen Geschäften auf seine Landgüter in Campanien zurück und lebte hier ungestört den Wissenschaften, bis er in seinem 75. Lebensjahre, 100 n. Chr., von einem unheilbaren Körperleiden durch einen freiwilligen Tod sich befreite. Sein noch vorhandenes Epos «Punica» oder «De bello Punico secundo» in 17 Büchern hat wegen der großen Genauigkeit, mit welcher die Ereignisse dargestellt werden, mehr einen histor. als poetischen Werth, obgleich es darin nicht an einzelnen erhabenen Schilderungen, z. B. des Heereszugs des Hannibal über die Alpen, fehlt. Die besten Ausgaben besorgten Drakenborch (Utr. 1717), Ernesti (2 Bde., Lpz. 1791—92), Ruperti (2 Bde., Gött. 1795—98) und Weber im «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833); deutsche Uebersetzungen lieferten Bothe (Stuttg. 1856) und ein Ungenannter (2 Bde., Braunschw. 1866).

Sillen nannten die Griechen eine eigene Gattung von Spottgedichten in Hexametern, die zuerst um 270 v. Chr. von dem Phliasier Timon, der daher auch den Beinamen Sillograph erhielt, angewendet wurden, indem dieser in einem satirischen Lehrgedicht in drei Büchern, oft mit Parodirung der Verse anderer Dichter, die Grundsätze vieler Philosophenschulen verhöhnte. Später bezeichnete man auch andere Spottgedichte als S. Die noch vorhandenen Bruchstücke sind von Paul (Berl. 1821) gesammelt. Vgl. Wachsmuth, «De Timone Phliasio» (Lpz. 1859).

Sillery, ein Dorf von 500 E. im franz. Depart. Marne, an der Vesle, dem Marne-Rhine-Kanal und der Linie Rheims-Verdun der Französischen Ostbahn, 14 Kilom. südöstlich von Rheims gelegen, hat einen Weltruf erlangt durch Erzeugung eines früher vorzugsweise geschätzten mousstrenden Champagners, welcher jedoch durch die Erzeugnisse von Epernay und Rheims seit längerer Zeit überflügelt worden ist. Gegenwärtig gelten die «Sillery mousseux» als leichte Damenweine und stehen in niedrigerm Preise als die Marken der genannten Productionsorte, während zu Anfang des 19. Jahrh. noch die Bezeichnung S. identisch mit Champagner war. Uebrigens umfaßt das Weingebiet von S. nur das geringe Areal von 64 Hekt.

Silliman (Benjamin), berühmter amerik. Naturforscher, geb. 8. Aug. 1779 zu Trumbull in Connecticut, wurde 1802 Professor der Chemie am Yale-College in Newhaven und besuchte 1805—6 Europa, um Bücher und Apparate für dieses Institut zu erwerben. Das Tagebuch seiner Reisen veröffentlichte er unter dem Titel «Journal of travels in England, Holland and Scotland in 1805—6» (2 Bde., Newhaven 1810; erweiterte Ausg., 3 Bde., 1820). Hierauf begann er 1818 die Herausgabe des «American journal of science and arts» (bekannter unter dem Namen «Silliman's Journal»), in welchem die amerik. Gelehrten von Auszeichnung ihre Beobachtungen niederlegten, und das auch in Europa ehrenvoll bekannt wurde. Seine eigenen Aufsätze über Physik, Chemie, Geologie und Meteorologie nehmen darin eine der ersten Stellen ein. Von seinen übrigen Werken verdienen die «Remarks made on a short tour between Hartford and Quebec» (Newhaven 1820) und «Elements of chemistry» (2 Bde., Newhaven 1831) Erwähnung. In Begleitung seines Sohnes machte er 1851 eine neue Reise nach England und dem europ. Continent, auf der er unter anderm mit Humboldt zusammentraf und die er in «A visit to Europe in 1851» (2 Bde., Newhaven 1853) beschrieb. S. war der erste, welcher Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände für Laien hielt, eine rühmliche Sitte, die seitdem in Amerika ganz allgemein geworden ist. Im J. 1853 legte er seine Professur nieder, setzte aber auf den Wunsch der Facultät wenigstens seine Vorlesungen über Geologie noch bis 1855 fort. Er starb 24. Nov. 1864. Nach ihm hat man ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral Sillimanit genannt. — Sein Sohn, Benjamin S., geb. 4. Dec. 1816 zu Newhaven, seit 1847 ebenfalls Professor der Chemie am Yale-

College, hat sich durch eine große Anzahl von physik., chem. und mineralog. Arbeiten einen geachteten Namen erworben. Sehr verbreitet sind seine «First principles of chemistry» (Philad. 1847 u. öfter) und «First principles of physics» (Philad. 1858; neue Aufl. 1868).

Silo (span.) oder **Kornkeller** nennt man eine Grube in trockenem Erdreich zum Aufbewahren des Getreides. Solche S. kamen schon im Alterthum vor und sind sehr gewöhnlich im Orient und im nördl. Afrika, finden sich aber auch in Italien, Spanien, dem südl. Frankreich, in Ungarn und anderwärts. Sie werden meist in elliptischer, unten etwas zugespitzter Form ungefähr 3—4 Mt. tief, am vortheilhaftesten auf erhöhten, einer Ueberschwemmung nicht ausgesetzten Plätzen, in nicht feuchtem Lehm- oder Lößboden angelegt. Zuweilen wird 0,66 bis 1,0 Mt. über dem Grunde ein Mauergewölbe aufgeführt, durch welches die Einschüttungsröhre mündet. Ihre Anlegung und Unterhaltung ist wohlfeil. Sie schützen das Getreide gegen Mäusefraß und Kornwürmer und erhalten es viele Jahre lang frisch und gesund.

Sils, ladinisch Seilg, ein Pfarrdorf des Oberengadin, im Bezirk Maloja des schweiz. Cantons Graubünden, liegt 1797 Mt. über dem Meere auf dem rechten Ufer des Inn in der Wiesenebene zwischen dem Silser- und Silvaplanersee, zählt (1870) 231 meist ladinische und reform. E. und besteht aus zwei ansehnlichen Häusergruppen, S.-Baseglia an der Hauptstraße des Engadin und dem fast 1 Kilom. südöstlich von diesem an der rechten Thalflanke beim Eingange in das enge Val Fex reizend gelegenen S.-Maria. Der forellenreiche **Silsersee**, ladinisch Lei da Seilg, ist ungefähr 6 Kilom. lang, 0,25 bis 1,5 Kilom. breit, 4 QKilom. groß, 74 Mt. tief und liegt 1796 Mt. über dem Meere. Am untern Ende wird er durch die hügelige Halbinsel Chastè mit den Trümmern der Burg Chastèmur in zwei Buchten getheilt. — Ein anderes S., roman. Seglias, liegt 696 Mt. über dem Meere, etwa 1 Kilom. nordöstlich von Thusis auf der Halbinsel zwischen dem Hinterrhein und der Albula an der Schynstraße (s. d.), gehört zum Bezirke Heinzenberg des Cantons Graubünden, zählt (1870) 544 meist deutsche und reform. E. und besitzt eine Pfarrkirche, einen Palast der Familie Donats und ein Herrenhaus der Familie Salis (s. d.), nach dem ein Zweig derselben sich benennt. Bemerkenswerth sind in der malerischen Umgebung die Ruinen der Burgen Hohen-Realta, Ehrenfels und Campi, die auf einem Hügel liegende alte Kirche St.-Cassan und das alte Schloß Baldenstein.

Silurisches System wurde von Murchison die untere Abtheilung der Grauwackengruppe genannt, weil er dieselbe zuerst in dem Gebiet des alten Königreichs der Silurer im Westen Englands als selbstständige Formation erkannte und von den neuern, später als devonisch bezeichneten Grauwackenbildungen absonderte. Diese Formation gehört zu den ältesten versteinerungsführenden Bildungen der festen Erdkruste: sie wird besonders charakterisirt durch Graptolithen, gewisse Arten von Orthoceratiten und Trilobiten. Ueberreste von Wirbelthieren und Landpflanzen fehlen in ihr beinahe gänzlich. Nachdem diese Formation in England einmal als eine besondere erkannt und 1840 von Murchison in seinem Werk «The Silurian system» beschrieben worden war, hat man sie auch in Nordamerika, Rußland und Skandinavien als sehr verbreitet wiedererkannt. Minder häufig tritt sie in Centraleuropa auf, am schönsten entwickelt in Böhmen, westlich von Prag, wo dieselbe ein großes beckenförmiges Gebiet ausfüllt.

Silva Mendez Leal (José da), portug. Dichter und Schriftsteller, geb. 18. Oct. 1820 zu Lissabon, war früh schon als Journalist thätig und wurde später Oberbibliothekar an der Nationalbibliothek zu Lissabon sowie Mitglied und Secretär der königl. Akademie der Wissenschaften. In den J. 1851 und 1858 war er auch Cortesdeputirter. S. ist der fruchtbarste und vielseitigste Schriftsteller des heutigen Portugal. Er hat sich bekannt gemacht als lyrischer, dramatischer und epischer Dichter sowie als Romanschriftsteller. Außerdem trat er als Philolog, Kritiker, Historiker und Biograph auf und that sich durch polit. und akademische Beredsamkeit hervor. Auch war er außerordentlich thätig als Redacteur verschiedener polit. Journale. S. gilt als ein Talent ersten Ranges und als der bedeutendste lebende dramatische Dichter der Portugiesen. Schon eins seiner ersten Stücke: «Os dous Renegados» (Lissab. 1839; 2. Aufl., Rio de Jan. 1847), erntete großen Beifall. Noch bedeutendern Erfolg errang er aber mit den «Homens de marmore» (Lissab. 1854), die auch seine Wahl zum Mitgliede der Akademie veranlaßten. Seine Gedichte erschienen gesammelt 1858 zu Lissabon. Von seinen histor. Werken sind die bedeutendsten die Biographien des Grafen von Thomar und des Herzogs von Saldanha. Später wurde er von der Regierung mit der Fortsetzung von Santarem's «Ensaio sobre a historia da cosmographia et da cartographia durante a edade media» beauftragt.

Silvanus, ein altlatinischer Gott, der, wie der Name zeigt, ursprünglich als Schützer und Pfleger des Waldes, dann aber auch der Heerden, der Felder und ihrer Grenzmarken betrachtet

und daher vorzugsweise von Landleuten und Hirten verehrt und gewöhnlich in Gestalt eines Gärtners oder Pflanzers dargestellt wurde. Später hat man ihn oft mit dem altitalischen Faunus (s. d.) und mit dem griech. Pan (s. d.) vermengt.

Silvretta, auch Selvretta, eine Gebirgsgruppe der Nordrhätischen Alpen auf der Grenze zwischen Vorarlberg, Tirol und dem schweiz. Canton Graubünden, wird im Norden vom oberen Montafon und dem Patznaun, im Süden vom Oberinnthal und dem Unterengadin begrenzt; von der Rhätikonkette wird sie durch das Schlappinajoch (2190 Mt.), von den Gebirgen auf der Wasserscheide zwischen dem Inn und dem Davoserlandwasser durch den Flüelapaß (2405 Mt.) getrennt. Den Kern der Gruppe bildet ein stark vergletscherter, aus Hornblendeschiefer bestehender Gebirgsstock im Hintergrunde des Prättigau (s. d.), auf der Wasserscheide zwischen dem Inn, der Ill und der Landquart. Hier liegt ungefähr 25 Kilom. östlich von Klosters der Silvrettagletscher, welcher der Gruppe den Namen gibt, 3,5 Kilom. lang, 1,5 Kilom. breit, etwa 5 QKilom. groß, umgeben von den Schnee- und Felsgipfeln des Silvrettahorns (3248 Mt.), des Gletscherrückens und der Krämerköpfe. Der Abfluß des Gletschers ist ein Quellbach der Landquart. Etwa 1 Kilom. vom Gletscherende liegt die Silvrettaclubhütte, etwa 2250 Mt. über dem Meere, ein vom Schweizeralpenclub erstelltes Standquartier für Excursionen im Silvrettagebiete, von welchem ein Gletscherpfad über die Rothe Furka ins Montafon, zwei über den Silvrettapaß (3026 Mt.) und über das Verstanklathor ins Unterengadin führen. Nordwestlich von dem aussichtsreichen, leicht zu besteigenden Silvrettahorn erheben sich auf der Wasserscheide zwischen der Ill und der Landquart die Seehörner mit dem Großlitzner (3124 Mt.); südlich die steile Felspyramide des Piz Linard (3416 Mt.), des höchsten Gipfels der Gruppe; südöstlich die wilden Felskuppen des Kleinen und des Großen Piz Buin (3204 und 3327 Mt.), von welchen sich nach Nordosten als Wasserscheide zwischen dem Inn und der Trisanna die Kette des Fluchthorns (3396 Mt.) und des Bürkelkopfs hinzieht. Obwol der höchste Gipfel der Gruppe kaum 3400, die meisten kaum 3200 Mt. übersteigen, gehört doch das Silvrettagebirge mit seinen einsamen Hochthälern, ausgedehnten Gletschern und dunkeln, schroffen Felskuppen zu den großartigsten Graubündens.

Silybum nannte Gärtner eine Gattung der Compositen, Abtheilung der Cynareen, deren einzige damals bekannte Art Linné zur Gattung der echten Disteln, Carduus, gezogen hatte. Es ist die Marien-, Silber-, Milch- oder Frauendistel (S. Marianum), eine der schönsten Distelarten, welche in Südeuropa wild wächst und wegen ihrer prächtigen, wie mit Firnis überzogenen und wie mit Milch bespritzt und begossen aussehenden grünen, weißmarmorirten Blätter häufig als Zierpflanze cultivirt wird. Die Gattung S. besitzt verwachsene Staubfäden, wodurch sie sich von den meisten übrigen Compositen unterscheidet. Ihre großen, einzeln am Ende der Aeste stehenden, purpurne Röhrenblüten enthaltenden Blütenkörbchen haben eine grüne, aus großen, sparrig herabgebogenen, in Dornen auslaufenden und kronenförmig gezähnten Schuppenblättern zusammengesetzte Hülle, die Blüten sind dornig gewimpert. Neuerdings ist in Nordafrika und Südspanien eine zweite Art dieser Gattung entdeckt worden, welche bei uns auch im Freien aushält, S. eburneum, ausgezeichnet durch lange elfenbeinweiße Dornen und dicke, ebenso gefärbte Blattrippen sowie durch noch größere Blütenkörbchen.

Simancas (bei den Römern Septimanca), ein Städtchen (Villa) der span. Provinz Valladolid in Altcastilien, 11 Kilom. südwestlich von Valladolid, in einer weinreichen Gegend malerisch auf einer Felsenhöhe am rechten Ufer des Pisuerga gelegen, über welchen aus der Römerzeit eine Steinbrücke von 16 Bogen führt, zählt 800 E. und ist berühmt wegen des in seinem altertümlichen, hochgethürmten Schlosse befindlichen Generalarchivs von Leon und Castilien, eins der reichsten der Welt. Früher waren die Staatspapiere an verschiedenen Orten der Monarchie aufbewahrt. Erst Kaiser Karl V. ordnete 1543 an, daß alle Sammlungen zu S. vereinigt wurden. Der eigentliche Gründer aber ist Philipp II., der nicht nur seine eigene enorme Correspondenz dort niederlegte, sondern auch durch Agenten überall im Lande nach Urkunden suchen ließ. Die Archive umfassen jetzt über 100,000 Bündel (legajos), jedes zu etwa 100 Documenten, die in 38 Sälen und Zimmern angehäuft sind. Das älteste Document ist ein Landbuch Peter's des Grausamen (1350—69). Von besonderm Interesse sind die auf die Entdeckungsgeschichte von Amerika und den Proceß des Don Carlos bezüglichen Documente. Ausländern war der Zugang früher verschlossen; erst seit 1844 wurden franz. und belg. Forscher im Auftrage ihrer Regierungen zugelassen. Neuerdings wurden die Archive den Gelehrten mit Liberalität zur Disposition gestellt; jedoch geschieht die Benutzung nur innerhalb des Schlosses in einem großen Lesezimmer. Der erste, welcher umfassende und erfolgreiche Untersuchungen daselbst angestellt, ist

ein Deutscher, Bergenroth. Die Frucht seiner im Auftrage der engl. Regierung übernommenen und von dieser veröffentlichten mehrjährigen Arbeiten ist «Calendar of letters, despatches and state papers relating to the negotiations between England and Spain, etc.» (Bd. 1, Lond. 1862). Kriegsgeschichtlich ist S. denkwürdig durch den großen Sieg, den Ramiro II. von Leon 8. Aug. 934 hier über die Araber unter dem Omajjaden Abd-er-Rahman erfocht.

Simbirsk, ein Gouvernement im östl. Theile des europ. Rußland, welches auf 49,493,7 QKilom. (1871) 1,218,888 E. zählt, worunter viele Mordwinen, Tataren und Tschuwaschen. Dasselbe grenzt im N. an Kasan, im O. an die Wolga, die es von Samara scheidet, im S. an Saratow, im W. an Penza und Nishnij-Nowgorod und enthält die acht Kreise Simbirsk, Sysrán, Sengiléi, Karsún, Ardátow, Alatyr, Buinsk und Kurmysch. Der Boden dieser Provinz ist, mit Ausnahme des «Wolgaischen Bergufers», welches südwestlich von Sysrán im Bjely-Kljutsch seine größte Höhe, 352,5 Mt., erreicht und oberhalb Sysrán die Wolga zu einer großen Ausbiegung gegen Osten drängt, ganz eben oder leicht gewellt und von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Wiesen und Weideplätze sowie Waldungen (37 Proc. der ganzen Bodenfläche) sind zahlreich, besonders an den Nebenflüssen der Wolga, unter denen die schiffbare Sura mit dem Alatyr der bedeutendste. Man zieht außer den gewöhnlichen Frucht- und Getreidearten auch Melonen, Arbusen und span. Pfeffer. Die Viehzucht bildet die Hauptbeschäftigung der finn. Völkerschaften an der Wolga und Sura. Auch die Fischerei ist beträchtlich, da die Wolga Störe, Hausen und Sterlete liefert. Von Mineralien gibt es nur Schwefel und Gipsstein. Pottasche wird häufig gesotten. Höhere Industrie ist nicht vorhanden, doch wird Handel, Schifffahrt und auch einiger Schiffsbau betrieben. — Die Hauptstadt S., Sitz eines Civilgouverneurs und eines griech. Bischofs, am hohen Ufer der Wolga, zwischen diesem Flusse und der Swjäga, hat breite Straßen, weite Plätze, zwei Kathedralen, 17 griech.-russ. Kirchen, eine prot. und eine kath. Kirche, zwei Klöster, ein Seminar, mehrere Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, ein Gymnasium, ein Mädchengymnasium, ein adeliges Fräuleinstift, eine Kreis- und vier Pfarrschulen, ein Kaufhaus und zählt (1871) 26,822 E. Die Stadt unterhält einen sehr bedeutenden Jahrmarkt (in der ersten und zweiten Fastenwoche). Neben dem Handelsverkehr und der Leder-, Tau-, Seifen- und Lichtfabrikation bildet der Fischfang in der Wolga einen Hauptnahrungszweig. Der bedeutendste Ort nächst der Hauptstadt ist Sysrán, an der Wolga, mit 19,443 E. und ansehnlichen Fabriken, Schifffahrts- und Handelsbetrieb.

Simeon ist der Name eines israel. Stammes, welcher, nachdem er in Kanaan Jahrhunderte hindurch ein Nomadenleben ohne Grundbesitz geführt hatte, zur Zeit der Wegführung der zehn Stämme theils im Süden des Stammgebiets Juda, theils auf dem Gebirge Seir eine bleibende Heimat fand und hier in Arabien (s. Idumäer) ein Königreich Massa stiftete. Die biblische Ueberlieferung gibt ihm den gleichnamigen Sohn Jakob's und der Lea zum Ahnherrn, den sie mit seinem Bruder Levi zum Urheber eines unter den Sichemiten angerichteten Blutbades macht und an dem Anschlage seiner Brüder gegen das Leben des Joseph sich betheiligen läßt.

Simferópol, früher unter dem Namen Ak-Metschet, d. h. weiße Moschee, die Residenz des Obercommandirenden der tatar. Armee, seit 1784 unter dem jetzigen Namen Hauptstadt des russ. Gouvernements Taurien, liegt im südl. Theil der Krim 76 Kilom. nordöstlich von Sewastopol, an dem Flusse Salgir, den nordwestl. Vorbergen des taurischen Hochlandes und der Eisenbahn Losowo-Sewastopol, und gewährt, von reizenden Villen, Obsthainen und prachtvollen Gärten umgeben, von den Anhöhen aus betrachtet, einen überaus malerischen Anblick. Besonders schön ist der neuere Theil der Stadt, mit vielen stattlichen Krongebäuden; dagegen ist die sog. Tatarenstadt, welche den großen Bazar enthält, eng, winkelig und unrein. S. zählt (1871) 17,129 E., ist der Sitz eines Gouverneurs, eines Mufti, einer Medicinalverwaltung, eines Domänenhofs, eines Meßcomptoir und zweier Curatel-Gefängnißcomités, hat eine prächtige, in venet. Geschmack erbaute Kathedrale, 15 andere griech.-russ. Kirchen, eine luth. und eine kath. Kirche, ein armen. Bethaus, eine Moschee und eine Synagoge, ein Gymnasium mit einer Abtheilung zur Bildung tatar. Lehrer, eine russ. Kreisschule und mehrere tatar. Schulen, eine Wohlthätigkeitsanstalt und einige Tabak-, Licht- und Seifenfabriken. Die Stadt ist der Stapelplatz aller Producte und Waaren der Krim. Der Handel ist von geringer Bedeutung; doch findet ein starker Export von Obst, Walnüssen, krimschen Nüssen (fundaki) und Wein über Perekop nach Cherson, Charkow u. s. w. bis nach Moskau statt.

Simla, eine der berühmtesten Gesundheitsstationen in Britisch-Ostindien, liegt in dem gleichnamigen Districte der Division Anbala der Lieutenantsgouvernementschaft Pendschab unter 31° 6′ nördl. Br. und 77° 14′ östl. L. (von Greenwich), zwischen dem Setledsch und der

Dschamma in den Voralpen des Himalaja 2350 Mt. über dem Meere und besteht aus etwa 700 nach engl. Weise gebauten, auf einem schmalen, östlich mit dem 130 Mt. höhern Dschakoberge (Jako Peak) endigenden Berggrat und dessen Ausläufern zerstreut liegenden Häusern und hat (1868) 7037, in der heißen Jahreszeit zwischen 20,000 und 30,000 E. Es befindet sich hier ein Sommerpalais des Vicekönigs, eine engl. Kirche und seit 1841 ein magnetisch-meteorolog. Observatorium. Die mittlere Jahrestemperatur übersteigt nicht 13° R.; der Sommer hat selten 26°. Der Winter zeigt sich jedoch zuweilen streng, sodaß im Februar schon 2 Mt. hoher Schnee gelegen hat, der erst im Mai ganz weggeschmolzen ist. Die im tropischen Klima erkrankten indobrit. Militärs und Beamten genesen hier bald. Die Aussicht nach Norden bis zu den höchsten Schneeketten des Himalaja, nach Süden in das Tiefland ist großartig.

Simmen, Fluß und Thal im südwestl. Theile des Berner Oberlandes, östlich vom Saanenthale (s. d.). Die Große S. entspringt aus dem Räzligletscher östlich von dem beschwerlichen in den Canton Wallis führenden Rawylpasse (2415 Mt.) und bildet im Oberlaufe mehrere schöne Wasserfälle. In nördl. Richtung das Obersimmenthal durchfließend, nimmt sie links den Iffigenbach und bei Zweisimmen die Kleine S. auf, wendet sich dann nach Osten und durchströmt das Niedersimmenthal, in welchem sie rechts den Kirel aus dem Diemtigthale empfängt; durch die Felsenge Port zwischen den Ausläufern der Stockhorn- und der Niesenkette, unweit Wimmis tritt sie in das Hügelgelände des Thunersees heraus und vereinigt sich nach 51 Kilom. langem Laufe mit der Kander, welche 4 Kilom. weiter nördlich in den See mündet. Das Gebiet der Kander und S. umfaßt 1305 QKilom., wovon 52,5, also 4 Proc. auf Gletscher fallen. Das Simmenthal, im Volksmunde Siebenthal, zieht sich vom Grenzgebirge gegen Wallis bis zum Thunersee hin; bei einer Länge von fast 60 Kilom. ist es an der Sohle nur 0,5 bis 1 Kilom. breit. Zu beiden Seiten von gleichförmigen, 1800—2200 Mt. hohen bewachsenen und bewaldeten Vor- und Mittelalpen eingeschlossen, steht es trotz vieler malerischer Partien an landschaftlicher Schönheit den übrigen Theilen des Oberlandes nach. Nur der Hintergrund des Thales, wo über dem grünen Thalkessel der Lenk sich die Fels- und Schneehäupter des Wildhorns (3268 Mt.) und des Wildstrubels (3260 Mt.) erheben, zeigt den großartigen Charakter des Hochalpenlandes, dagegen verleihen die fetten, üppigen Wiesen und Weiden, die wohlgepflegten Gärten, die behäbigen, saubern Dörfer mit ihren zierlich geschmückten stattlichen Häusern den untern Thalstufen das Gepräge behaglichen Wohlstandes. Viehzucht und Alpwirthschaft, in den tiefern Theilen auch Acker- und Obstbau sind die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung, welche sich durch Schönheit, hohen kräftigen Wuchs und geistige Begabung auszeichnet. Der Bergbau liefert bei Wimmis Schiefer; die Industrie hat bis jetzt wenig Eingang gefunden, dagegen ist der Handel mit Käse, der dem Saanenkäse nicht nachsteht, mit Rindern und Pferden sehr bedeutend. Das Simmenthaler Fleckvieh ist der beste und stärkste Schlag der Westschweiz; die Simmenthaler Pferde sind als Erlenbacherschlag bekannt und geschätzt. Das Thal zerfällt in die Amtsbezirke Ober- und Niedersimmenthal mit (1870) je 7923 und 10,355 E. Hauptort des Obersimmenthals ist Zweisimmen, 964 Mt. über dem Meere in freundlichem Thalkessel gelegen, mit 2128 E., einem Armen- und Waisenhause und dem 1 Kilom. entfernten Amtssitze Blankenburg, einst Sitz der gleichnamigen Edeln; 13 Kilom. oberhalb Zweisimmen liegt das Dorf und Bad Lenk (s. d.). Im Niedersimmenthale ist der Hauptort Wimmis, 634 Mt. über dem Meere am Fuße der Nieſen gelegen, mit 1323 E. und altem Schlosse. Von den andern Ortschaften des Bezirks sind zu erwähnen das Bad Weißenburg, 896 Mt. über dem Meere in einer engen Schlucht der Stockhornkette gelegen, mit einer Gipstherme von 24° C.; Erlenbach (707 Mt.), das schönste Dorf des Thales mit 1440 E. und bedeutenden Viehmärkten; Spiez, am Thunersee, Landungsplatz der Dampfboote, mit 2077 E. und altem Schlosse. Mit Thun, Spiez, Saanen und dem freiburger Jaunthal ist das Simmenthal durch Fahrstraßen verbunden.

Simmer (Simri, Simra, Simmera, Sömmer, Sümmer), ein bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (1872) üblich gewesenes Getreidemaß in Würtemberg (zu 22,153 Lit.), Rheinbaiern (12½ Lit.), Hessen-Darmstadt (32 Lit.), Sachsen-Koburg (für Weizen, Roggen und Hülsenfrüchte 90,417, für Gerste, Hafer und Dinkel 113,021 Lit.), Frankfurt a. M. (28,682 Lit.) und Hanau (30,53 Lit.), früher auch in einigen altbair., bad., rheinpreuß. und sachsen-koburg. Orten sowie in Nassau.

Simmern, Kreisstadt im rheinpreuß. Regierungsbezirk Koblenz, auf der südl. Abdachung des Hundsrück, 332 Mt. über dem Meer, an der in die Nahe fließenden Simmer oder Simmerbach gelegen, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Pfarrkirche mit ausgezeichneten

Denkmälern des pfalzgräfl. Hauses Simmern und zählt (1875) 2461 E., die Messerfabrikation, Flachsbau, Lohgerberei und Ausbeutung eines Eisenlagers betreiben. Der Ort ist die alte Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums S., das, 1410 von einer pfälzisch-zweibrückischen Linie gegründet, später mit der Kurpfalz vereinigt wurde (s. Pfalz), 1801 an Frankreich und 1815 an Preußen fiel und auf die Kreise S. und Kreuznach vertheilt wurde. Am 3. Jan. 1814 wurden bei S. die Franzosen von den Preußen in einem Gefecht zurückgetrieben. — Der Kreis S., aus Theilen des Fürstenthums S. und der Hintergrafschaft Sponheim zusammengesetzt, zählt (1875) auf 557 QKilom. 35,753 E.

Simms (William Gilmore), amerik. Dichter, geb. 1806 zu Charleston in Südcarolina, gab schon im 18. Jahre einen Band Gedichte heraus, dem er bald mehrere folgen ließ, wurde 1828 Advocat, wendete sich aber bald der Tagespresse zu und büßte dabei sein Vermögen ein. Er zog 1832 nach dem Norden, wo er eine Zeit lang in Hingham in Massachusetts wohnte und 1833 sein vorzüglichstes in Neuyork erschienenes Gedicht «Atalantis» herausgab. Eine ziemliche Anzahl Romane folgten, wie «Martin Faber» (1833), «Guy Rivers» (1834), «The Yemassee», «The partisan», «Carl Werner» und «The damsel of Darien», welche namentlich in den südl. Staaten, deren Sitten sie schildern, großen Beifall fanden und theilweise auch verdienen; 1839 erschienen seine «Southern passages and pictures» und bald darauf ein episches Gedicht «Florida». Auch gab er eine Geschichte von Südcarolina heraus. Später kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er noch den Roman «Marie de Bernières», das Gedicht «The city of the silent» (Charleston 1851) schrieb. Unter seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «The sword and the distaff» (Philad. 1853), «South-Carolina in the revolution», Biographien der Generale Marion, Greene u. a., «Egeria, or thoughts and counsel for the wayside». Ferner gab er als «A supplement to Shakespeare» sieben dem Shakspeare fälschlich zugeschriebene Dramen heraus. Er starb 11. Juni 1870 in Charleston.

Simon, einer der Brüder Jesu, Sohn des Joseph und der Maria, wird fälschlich zum Vetter Jesu gemacht und mit S., Sohn des Klopas, identificirt, welcher nach der Tradition der Nachfolger des Jakobus auf dem Bischofsstuhle zu Jerusalem gewesen und unter Trajan, 120 J. alt, nach einigen 116 n. Chr., nach andern 104 n. Chr. ans Kreuz geschlagen worden. In der röm. Kirche ist ihm der 18. Febr., in der griechischen der 27. April geweiht. — S. der Kananiter, d. h. wol aus Kana gebürtig, wird in sämmtlichen Apostelverzeichnissen als einer der Zwölf aufgeführt. Lukas nennt ihn «den Eiferer», wie es scheint nach einer falschen Auslegung seines hebr. Beinamens. Näheres über ihn weiß man nicht. Er soll der kirchlichen Sage nach in Babylonien, gemeinsam mit dem Apostel Judas, das Christenthum gepredigt haben und ebenfalls den Märtyrertod gestorben sein. — Simon Petrus, s. Petrus.

Simon (Aug. Heinr.), hervorragendes Mitglied der Deutschen Nationalversammlung, geb. zu Breslau 26. Oct. 1805, studirte daselbst Jurisprudenz, schlug dann 1834 die preuß. Justizlaufbahn ein und wurde zum Stadtgerichtsrath in Breslau befördert. Mehrere gegen das Gesetz vom 29. März 1844 gerichtete Broschüren, in denen er die Unabhängigkeit des Richterstandes vertheidigte, veranlaßten seinen Austritt aus dem Staatsdienste, welchen er in der Schrift «Mein Austritt aus dem preuß. Staatsdienst» (Lpz. 1846) motivirte. Der revolutionären Bewegung von 1848 schloß er sich mit feurigem Enthusiasmus an. In das Frankfurter Parlament gewählt, schwang er sich hier bald durch Energie und Beredsamkeit zu einem der hervorragendsten Mitglieder der demokratischen Linken auf, begleitete auch das Parlament nach Stuttgart und wurde dann als Mitglied in die Reichsregentschaft gewählt. Nachdem das sog. Rumpfparlament gesprengt worden war, ging er nach der Schweiz. Im Sept. 1851 wurde gegen ihn mit vielen andern demokratischen Gesinnungsgenossen wegen seiner polit. Thätigkeit der Hochverrathsproceß eingeleitet und S. wurde in contumaciam zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Unterdessen hatte er sich 1852 zu Murg am Wallensee niedergelassen und daselbst die Leitung einer Actiengesellschaft für Kupferbergbau übernommen. Er ertrank beim Baden im See 16. Aug. 1860. Ihm ward zu Murg 16. Oct. 1860 ein Denkmal errichtet. Außer vielen Beiträgen zu Rönne's «Verfassung und Verwaltung des preuß. Staats» veröffentlichte er noch «Das preuß. Staatsrecht» (Berl. 1844), «Geschichtliches über die preuß. Immediatcommission» (Berl. 1855) und andere das preuß. Justiz- und Verfassungswesen betreffende Arbeiten. Vgl. Johann Jacoby, «Heinrich S.» (2. Aufl., Berl. 1865).

Simon (Jules François Simon Suisse, genannt Jules), franz. Philosoph und Staatsmann, geb. 31. Dec. 1814 in Lorient (Depart. Morbihan), machte in seiner Vaterstadt und in Vannes seine Schulstudien. Im J. 1833 wurde er Zögling der pariser Normalschule, 1835

philos. Hülfslehrer daselbst, sodann Oberlehrer an den Lyceen in Caen und Versailles und 1839 Cousin's Stellvertreter in der Professur der Philosophie an der Sorbonne zu Paris. In dieser Stellung wußte er, obschon sehr jung, sein hohes Lehramt ebenso glänzend auszufüllen, als sein berühmter Vorgänger und Lehrer. Aus dieser ersten Zeit seines Lebens stammen mehrere philos. Schriften, die ziemlich wohlwollende Aufnahme fanden, unter andern die «Histoire de l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1844—45). Im J. 1848 wurde er in Launion (Depart. Côtes-du-Nord) zum Repräsentanten der Constituirenden Versammlung gewählt, wo er sich an die gemäßigten Republikaner des linken Centrums anschloß. Nach dem Staatsstreich 1851 brachte ihn die Verweigerung des amtlichen Huldigungseides um die Professur an der Sorbonne. Hierauf veröffentlichte er die beredte Vertheidigungsschrift «Le devoir» (1854; 6. Aufl. 1859); ferner «La liberté commune» (1859; eine Zusammenstellung seiner 1853—63 in verschiedenen Städten Belgiens gehaltenen Conferenzen), «La liberté de conscience» (1859 u. öfter); endlich die so ergreifende Schilderung von dem Lebenslose der Arbeiterinnen «L'ouvrière» (1863). In demselben Jahre und auch 1869 im achten Wahlbezirk der Hauptstadt als Oppositionscandidat für den Gesetzgebenden Körper gewählt, machte er hier, bei Verhandlungen über Arbeits-, Unterrichts- und Staatswirthschaftsfragen sein Talent in hervorragender Weise geltend. Gleichzeitig veröffentlichte er rasch aufeinanderfolgend populär philos. Schriften: «L'école» (1864), eine Vertheidigung des unentgeltlichen und obligatorischen Volksunterrichts, «Le travail» (1866), «L'ouvrier de 8 ans» (1867), «La politique radicale» (1868), «La peine de mort» (1869). Nach dem 4. Sept. 1870 als Deputirter zur Regierung der Nationalvertheidigung gehörend, wurde er Minister des öffentlichen Unterrichts und erhielt von seinen in Paris zurückgebliebenen Collegen den Auftrag, sich als Abgesandter mit unbedingter Vollmacht nach Bordeaux zu begeben, wo sich von seiten der dortigen Regierungsmitglieder wegen der Vollziehung des eben unterzeichneten Waffenstillstandes bedenkliche Verwickelungen in Aussicht stellten und in der That Gambetta sein berüchtigtes Decret, die Unwählbarkeit gewisser Kategorien von Candidaten zur bevorstehenden Nationalversammlung betreffend, erlassen hatte. S. protestirte dagegen und sollte eben verhaftet werden, als glücklicherweise 5. Febr. E. Arago und E. Pelletan ankamen mit dem Regierungsdecret, welches die eigenmächtige Verordnung aus Bordeaux für ungiltig erklärte und ihren Urheber zum Niederlegen seines Amtes bewog. Bei den Februarwahlen 1871 wurde S. in Paris nicht wieder zum Abgeordneten gewählt, erhielt aber im Marnedepartement die Stimmenmehrheit, und Thiers ließ ihn, als er Oberhaupt der Executivgewalt der Republik geworden, in die Zusammensetzung seines ersten Ministeriums eintreten und übertrug ihm das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts (19. Febr.). In seiner versöhnlichen Gesinnung konnte S. jedoch weder die Anhänger der monarchischen Coalition, die ihn mit Vorwürfen wegen ultraliberaler Reformen überhäuften, noch die Doctrinäre der republikanischen Parteien zufriedenstellen, weshalb er sich kurz vor dem 24. Mai 1873 zum Abtreten genöthigt sah. Er wählte alsdann seinen Repräsentantensitz auf den Bänken der Linken und übernahm die Leitung der gemäßigten republikanischen Gruppe. Unterdessen ließ er die «Souvenirs du 4 Septembre» (1873) erscheinen. Mitglied des «Ausschusses der Dreißig» und Präsident bei den Parteiversammlungen der Linken, nahm S. wirksamen Antheil an der Abfassung und Abstimmung in Betreff der neuen republikanischen Constitution. Am 16. Dec. 1875 wählte ihn die Nationalversammlung zum lebenslänglichen Senator und gleichzeitig die Französische Akademie zum Mitgliede. Als das Ministerium des rechten Centrums unter Dufaure's Vorsitz, welches die allgemeinen Wahlen im Febr. 1876 herbeigeführt hatten, sich auflöste, wurde S. im Dec. 1876 Präsident eines neuen Cabinets, sah sich aber schon 16. Mai 1877 angeblich darum, weil er in der Deputirtenkammer auf der Rednerbühne die Aussage des heil. Vaters in Bezug der röm. Gefangenschaft für grundlos erklärt habe, schnöde verabschiedet, um dem Ministerium Broglie-Fourtou Platz zu machen. Seitdem fuhr er fort, im Senat dieselbe gemäßigt republikanische Politik als in der Nationalversammlung zu befolgen, und veröffentlichte das Werk «Le gouvernement de M. Thiers» (2 Bde., 1878), das durch geschmackvolle und gefällige Darstellung sich auszeichnet.

Simon (Ludw.), Mitglied der Deutschen Nationalversammlung, geb. 1810, studirte Jurisprudenz und wurde Advocat zu Trier. Nachdem er 1848 sich für die Sache der Revolution erklärt und eine lebhafte agitatorische Thätigkeit in diesem Sinne entwickelt hatte, wurde er in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er der äußersten Linken angehörte. S. war einer der gewandtesten und feurigsten Redner des frankfurter Parlaments, ebenso schlagfertig in der Polemik als überzeugend in der Entwickelung seiner Principien. Er gehörte zum Dreißiger-

ausschuß der Nationalversammlung und ging dann auch nach Stuttgart als Mitglied des Rumpfparlaments, nach dessen Sprengung er im Juli 1849 nach der Schweiz floh. Wegen Hochverraths wurde er in contumaciam zum Tode verurtheilt. Im J. 1855 begab er sich nach Paris, wo er in einem Bankhause eine Anstellung fand und 1866 ein eigenes Bankgeschäft errichtete. Im J. 1870 ging er nach der Schweiz, wo er in Montreux 2. Febr. 1872 starb. Seine Erlebnisse schilderte er in dem Buche: «Aus dem Exile» (2 Bde., Gieß. 1855).

Simon (Richard), einer der gelehrtesten und freimüthigsten Theologen seiner Zeit, geb. zu Dieppe 13. Mai 1638, machte daselbst seine Studien, trat auf Anrathen des Pater Fournier in die Congregation der Väter des Oratoriums, verließ diese aber wieder und studirte in Paris. Er ging 1679 nach Bolleville als Priester, wo er bis 1682 blieb, lebte dann abwechselnd in Dieppe und Paris und starb 11. April 1712 zu Dieppe. Er bekämpfte als Kritiker die Autorität der kirchlichen Tradition über den Ursprung, die Integrität und die Auslegung der Heiligen Schrift, bahnte in dieser Beziehung für die Protestanten den Weg der freien Forschung an, zog sich aber auch dadurch heftige Angriffe zu. Aus Furcht vor den Jesuiten verbrannte er noch zuletzt seine Handschriften. S.'s wichtigste kritische Schriften über die Bibel, vornehmlich über das Neue Testament, wurden von Cramer übersetzt (3 Bde., Halle 1776—80).

Simonianer ist der Name einer gnostischen Partei des 2. Jahrh., welche auf Simon Magus, einen schon in der Apostelgeschichte erwähnten samaritanischen Zauberer, zurückgeführt wird. Nach Justin dem Märtyrer wäre er aus dem Flecken Gitta in Samaria gebürtig gewesen und von den meisten Samaritanern als höchste Gottheit zugleich mit seiner Genossin, der Buhlerin Helena, verehrt worden. Geschichtlich steht aber nicht einmal die Persönlichkeit jenes Simon sicher. In der judenchristl. Sage, wie sie namentlich in den clementinischen Recognitionen und Homilien, aber auch in apokryphischen Petrus-Acten erscheint, ist unter der Maske desselben kein Geringerer als der Apostel Paulus verborgen, der dem echten Simon, dem Apostel Petrus, überall als Widersacher gegenübertritt, von diesem aber immer aufs neue in Disputationen besiegt, über Land und Meer verfolgt und schließlich in Rom, wo der Magier gen Himmel zu fahren versucht, als Betrüger entlarvt und schmählich gestürzt wird. Die ganze Geschichte des angeblichen Magiers, wie sie aus verschiedenen Quellen noch stückweise zusammengesetzt werden kann, ist nichts als eine Parodie der Lebensgeschichte des Paulus. Vgl. Lipsius, «Die Quellen der röm. Petrus-Sage» (Kiel 1871), und danach W. Lang in den «Transalpinischen Studien» (Bd. 1, Lpz. 1875). Bei den Kirchenvätern erscheint Simon als der Erzketzer und Stammvater aller gnostischen Sekten. So unhistorisch diese Auffassung ist, so hat es doch wirklich eine gnostische Sekte der S. gegeben, welche den Simon für eine Offenbarung des höchsten Gottes betrachteten. Im übrigen haben die simonianischen Meinungen viele Aehnlichkeit mit denen der Ophiten (s. d.). Unter beiden Parteien war gegen Ende des 2. Jahrh. eine angeblich von Simon selbst herrührende Schrift: «Die große Verkündigung», verbreitet, welche eine unter stoischen Einflüssen vollzogene Fortbildung älterer gnostischer Lehren darstellt.

Simonides ist der Name zweier berühmter griech. Dichter. Der ältere, von der Insel Amorgos (ursprünglich von Samos, von wo er eine Colonie nach Amorgos führte), um 660 v. Chr. blühend, verfaßte iambische Gedichte in wenigstens zwei Büchern, von denen uns mehrere Fragmente erhalten sind, darunter ein ziemlich umfangreiches, welches eine spöttische Schilderung der Weiber nach verschiedenen Klassen, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten von verschiedenen Thieren hergeleitet werden, enthält. Sie sind am besten bearbeitet von Welcker (Bonn 1835) in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Sect. 2, Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1866). — Bedeutender noch ist S., der Sohn des Leoprepes, aus Julis auf der Insel Keos, der mit Pindar (s. d.) die höchste Blüte der lyrischen Dichtung der Griechen vertritt. Geb. 556 v. Chr., trat er zuerst in Korinth, einer Stadt seiner Heimatsinsel, als Dichter von Chorgesängen bei Festen des Apollon auf, ging dann nach Athen an den Hof der Pisistratiden und nach Vertreibung derselben nach Thessalien an den Hof der Skopaden, der Dynasten von Kraunon. Vom Beginn der Perserkriege an war er wieder im eigentlichen Hellas und hielt sich wol meist in Athen auf. Er stand mit Themistokles, sowie auch mit dem Spartaner Pausanias in Verbindung. Sein Ruhm als Dichter war schon damals so groß, daß ihm eine Anzahl griech. Staaten Aufträge gaben, die bedeutendsten Ereignisse der Perserkriege theils durch größere Dichtungen, theils durch Epigramme für die Gräber ihrer in den Schlachten gefallenen Bürger zu verherrlichen, sodaß er gewissermaßen als officieller Dichter der gegen Persien verbündeten Hellenen in jener Zeit betrachtet werden kann. Der bereits 80jährige Dichter folgte 476 einer Einladung des Hieron nach Syrakus

und lebte dort zugleich mit seinem Neffen Bacchylides und mit Pindar in hohem Ansehen bis zu seinem im J. 468 v. Chr. erfolgten Tode. Wenn S. auch in Hinsicht der natürlichen Begabung und des hohen dichterischen Schwungs hinter seinem Zeit- und Kunstgenossen Pindar zurückstand, so übertraf er diesen doch in Bezug auf verständige Klarheit und maßvolle Feinheit des Ausdrucks. Er hat sich fast in allen Gattungen der Lyrik, auch in der elegischen und epigrammatischen Dichtung mit Erfolg versucht; den meisten Beifall aber erntete er bei der Mit- und Nachwelt für seine Threnoi, Trauergesänge voll wehmüthiger Klage, und seine Epigramme. Die leider nur trümmerhaften Reste seiner Dichtungen sind am besten behandelt von Schneidewin (Braunschw. 1835, und im «Delectus poesis Graecorum», Gött. 1839) und von Bergk in den «Poetae lyrici Graeci» (Bd. 3, 3. Aufl., Lpz. 1867). Vgl. Richter, «S. der Aeltere von Keos» (Schleus. 1836). — Ein jüngerer S. von Keos, angeblich ein Enkel des lyrischen Dichters, schrieb ein genealog. Werk in drei Büchern und eine Schrift «Ueber Erfindungen».

Simonie heißt im kanonischen Rechte die Erwerbung eines geistlichen Gutes durch Hingabe eines weltlichen. Besonders ist die Bezeichnung für die Erwerbung geistlicher Aemter auf einem derartigen illegalen Wege üblich. Die Strafe ist eine arbiträre, doch soll bei simonistischer Pfründenerwerbung der Verlust derselben eintreten. Der Name rührt von Simon Magus (s. Simonianer) her, der, wie die Apostelgeschichte erzählt, von den Aposteln die Mittheilung des Heiligen Geistes für Geld zu erlangen suchte.

Simplicissimus heißt der Held eines berühmten Romans aus dem 17. Jahrh., welcher von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen (s. d.) geschrieben wurde.

Simplicius, ein neuplatonischer Philosoph des 6. Jahrh. n. Chr., schrieb zum Theil wohlgedachte und lehrreiche Commentare über des Aristoteles Schriften «Von der Seele», «Von dem Himmel», «Die Physik» und «Die Kategorien» und einen Commentar über Epiktet's «Encheiridion». Jene findet man, abgesehen von Separatausgaben, wie einer Ausgabe des Commentars über die Schrift «Vom Himmel» von Karsten (Utrecht 1865), theilweise in der berliner Ausgabe des Aristoteles, diesen in Ausgaben des Epiktet.

Simplon, ital. Sempióne, ein wichtiger Alpenpaß im schweiz. Canton Wallis, scheidet die Penninischen von den Lepontinischen Alpen und verbindet das Rhônethal mit dem Thale der Tosa. Die Straße über denselben, 1800—6 auf Befehl Napoleon's I. mit einem Kostenaufwande von 18 Mill. Frs. hergestellt, ist von Brieg im Wallis bis Domo d'Ossola (s. d.) in der ital. Provinz Novara 67 Kilom. lang, 8—10 Mt. breit und hat eine durchschnittliche Steigung von $3\frac{1}{2}$ Proc. Bei Brieg (684 Mt.), welches seit 1878 Endstation der Walliserbahn ist, verläßt die Straße das Rhônethal und zieht sich in vielen Windungen durch Wald und Weiden zur Paßhöhe (2010 Mt.), die, ein breiter, fast ebener Sattel zwischen dem Schienhorn (2643 Mt.) und dem zum Massiv des Monte-Leone (3565 Mt.) gehörenden Schönhorn (3202 Mt.), die Wasserscheide zwischen der zum Rhône fließenden Saltine und dem der Tosa zugehenden Krummbache bildet. Kaum 0,3 Kilom. südlich der Höhe liegt das stattliche Hospiz (2005 Mt.), 1824 von den Chorherren des Großen St.-Bernhard (s. d.) ausgebaut, wo jährlich ungefähr 18,000 Reisende, die Armen unentgeltlich, verpflegt werden. Vom Hospiz senkt sich die Straße dem Krummbache folgend zum Dorfe Simpeln (1480 Mt.) hinab, tritt beim Zusammenflusse des Krummbaches mit dem Laquinbache, die vereinigt den Namen Doveria führen, in die großartige wilde Schlucht von Gondo, erreicht bei dem ärmlichen Dörfchen Ruden (ital. Gondo, 859 Mt.) die ital. Grenze und zieht sich über Iselle (663 Mt.) und Crevola (335 Mt.) nach Domo d'Ossola (278 Mt.) hinab; 20 Zufluchtshäuser, von welchen sechs auf dem nördl. Abhange liegen, sieben Galerien und Tunnels sichern den Verkehr der oft durch Bergwasser und Lawinen gefährdeten Straße. Wie der S. der wichtigste Paß für den Handel zwischen Italien und der Westschweiz ist, so ist er durch seine wildschönen Landschaften und herrlichen Berg- und Gletscheransichten einer der beliebtesten Touristenwege geworden. Die großartigsten Partien sind am Nordabhange die wilde Schlucht der Saltine, auf dem Südabfalle die mit einigen Festungswerken versehene Schlucht von Gondo, welche zwischen 600 Mt. hohen, fast lothrechten Glimmerschieferwänden eingeschnitten, mit ihren schäumenden Wasserfällen und kühnen Brücken die Via-Mala der Splügenstraße an Großartigkeit noch übertrifft. Von Domo d'Ossola setzt sich die Straße über Stresa bis Arona (s. d.) am Lago-Maggiore fort, wo dieselbe an die Eisenbahn sich anschließt. Die Post legt die Strecke Brieg-Domo d'Ossola in ungefähr 11 Stunden, die Strecke Domo-Arona (58 Kilom.) in 6 Stunden zurück. Eine Simplonbahn ist projectirt, hat aber einstweilen wenig Aussicht auf Herstellung. Bei Brieg soll sich dieselbe an die Walliserbahn, bei Arona an das System der

oberital. Bahnen anschließen und den S. zwischen Brieg und Iselle mit einem Tunnel von 19,55 Kilom. Länge durchbrechen. Im Sept. 1878 wurde diesem Project für den Fall der Ausführung, ebenso wie der St.-Gotthardbahn und dem Splügen-Project, von der schweiz. Bundesversammlung eine Bundessubvention von $4^1/_2$ Mill. Frs. zugesprochen.

Simrock (Karl), deutscher Dichter und Germanist, geb. 28. Aug. 1802 in Bonn, wo sein Vater, Nikolaus S., eine angesehene Musikalienhandlung begründet hatte, erhielt seine Schulbildung in dem damals franz. Lyceum daselbst und widmete sich dann seit 1818 auf der Universität zu Bonn rechtswissenschaftlichen Studien, die er 1822 in Berlin fortsetzte. Im J. 1823 trat er als Auscultator in preuß. Staatsdienst und wurde 1826 Referendar. Seine Mußestunden benutzte er zum Studium der ältern deutschen Literatur sowie zu eigenen poetischen Arbeiten. Ein Gedicht auf die franz. Julirevolution führte seine Ausschließung vom preuß. Staatsdienst herbei. S. lebte seitdem unabhängig seinen literarischen Neigungen zu Bonn, wo er sich später an der Universität habilitirte, 1850 auch die ord. Professur der altdeutschen Literatur erhielt und 18. Juli 1876 starb. Er veröffentlichte eine lange Reihe von Werken, in denen er nicht nur seine dichterische Befähigung, namentlich für die epische Gattung, sondern auch eingehende und ausgebreitete Kenntniß der ältern deutschen Literatur sowie der des abendländ. Mittelalters überhaupt bekundete. Wie kein anderer lebte er sich dichterisch in das deutsche Nationalepos ein und setzte dasselbe theils in die heutige Sprache um, theils lieferte er selbstständige Nachdichtungen. Seinen literarischen Ruf begründete er mit der meisterhaften Uebertragung des «Nibelungenlied» (Berl. 1827; 32. Aufl., Stuttg. 1876). Vortrefflich ist auch die Uebersetzung Walther's von der Vogelweide (2 Bde., Berl. 1833; 6. Aufl., Lpz. 1876), deren Commentar er mit Wackernagel gemeinschaftlich bearbeitete. Außer der Uebertragung der von Lachmann für echt erklärten «Zwanzig Lieder von den Nibelungen» (Berl. 1840) sind noch hervorzuheben die neuhochdeutschen Uebersetzungen des «Armen Heinrich» (Berl. 1830; 2. Aufl. 1875) des Hartmann von Aue, des «Parzival» und «Titurel» (Stuttg. 1842; 5. Aufl. 1876) von Wolfram von Eschenbach, des «Tristan» (Lpz. 1852; 2. mit einem Schluß vermehrte Aufl. 1875) von Gottfried von Straßburg, des «Wartburgkrieg», der «Minnelieder» u. s. w. Diesen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit reihten sich die gelungenen Uebersetzungen der «Edda» (Stuttg. 1851; 6. Aufl. 1876), des «Beowulf» und des «Heliand» an. Freier bewegte sich S. in der Bearbeitung des «Guten Gerhard» nach Rudolf von Ems (2. Aufl., Stuttg. 1864), wie schon früher in «Salomon und Morolf» (Berl. 1839). Unter S.'s selbstständigen Nachdichtungen nimmt das von frischem poetischen Geiste durchdrungene Epos «Wieland der Schmied» (Bonn 1835) den ersten Rang ein. Eine poetische Darstellung der gesammten deutschen Heldensage, theils durch Uebersetzungen, theils durch eigene Dichtungen, bot er in dem «Heldenbuch» (6 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1843—49), welches die «Gudrun», die «Nibelungen», «Das kleine Heldenbuch» und «Amelungenlied» (welches durch «Wieland der Schmied» eröffnet wird) umfaßt. Unter S.'s wissenschaftlichen Leistungen sind besonders das «Handbuch der deutschen Mythologie» (Bonn 1853—55; 4. Aufl. 1874) nebst einigen kleinern Schriften zur deutschen Mythologie und die Abhandlung «Ueber die Nibelungenstrophe» (Bonn 1858) hervorzuheben. Viele Anerkennung fanden «Die Rheinsagen» (7. Aufl., Bonn 1874), «Deutsches Kinderbuch» (2. Aufl., Frankf. 1857), «Deutsche Märchen» (Stuttg. 1864) und vor allem die von ihm veranstaltete Ausgabe der «Deutschen Volksbücher», von welcher 1839—67 (anfangs zu Berlin, dann zu Frankfurt) 55 erschienen sind. Diesen schließt sich der gelungene Versuch einer Herstellung des Puppenspiels von Dr. Faust (Frankf. 1846) an. Ueberdies sind von S.'s Beiträgen zur Kunde der ältern deutschen Literatur noch zu nennen: «Lauda Sion» (Köln 1850), eine Uebersetzung der besten altchristl. Kirchenlieder, und die «Deutsche Sionsharfe» (Elberf. 1857), eine Sammlung der besten ältern deutschen geistlichen Lieder. Die deutsche Shakspeare-Literatur hat er durch die von ihm mit Echtermeyer und Henschel herausgegebenen «Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen» (3 Bde., Berl. 1831; 2. Aufl., 2 Bde., Bonn 1870) und eine Uebertragung der «Gedichte» Shakspeare's (Stuttg. u. Tüb. 1867), sowie einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Dramen (Hildburgh. 1866 fg.) bereichert. Endlich sind von seinen Schriften noch zu erwähnen: «Novellenschatz der Italiener» (Berl. 1832; 2. Aufl., Heilbronn 1877), die Uebersetzung von Tegnér's «Frithjofs-Sage» (Stuttg. 1863; 2. Aufl. 1868) und «Das malerische und romantische Rheinland» (4. Aufl., Bonn 1865). Seine Gedichte (Lpz. 1844; neue Auswahl, Stuttg. 1863) enthalten manches frische Lied sowie echte Romanzen und Balladen; seine «Deutschen Kriegslieder» (Berl. 1870) bekunden nationale Begeisterung. Vgl. Hocker, «Karl S.» (Lpz. 1877).

Simſon, einer der gefeiertſten Nationalhelden der alten Hebräer, gehörte nach der bibliſchen Ueberlieferung dem Stamme Dan an und war 20 Jahre Richter in Juda. Die hebr. Sage weiß viel von ſeinen Heldenthaten im Kampfe mit den Philiſtern und ſeiner ungeheuern Körperkraft zu erzählen. So tödtete er unbewaffnet einen Löwen, hob die Thorflügel in Gaza aus und trug ſie auf einen Berg, band 300 Füchſe mit den Schwänzen zuſammen und brennende Fackeln daran und jagte ſie in die Felder der Philiſter. Den Philiſtern ausgeliefert, zerriß er die ihm angelegten Feſſeln und erſchlug mit einem Eſelskinnbacken 1000 ſeiner Feinde. Endlich erlag er der Liſt der Delila, die ihm im Schlafe ſeine Haare, den Sitz ſeiner Stärke, abſchnitt. Gefangen und der Augen beraubt, mußte er nun als Sklave in einer Mühle zu Gaza arbeiten. Nach einem Jahre bei einem Dagonfeſte in den Tempel gebracht, waren ſeine Haare und mit ihnen ſeine Kräfte dermaßen wieder gewachſen, daß er die Säulen des Tempels niederriß und ſich und die Philiſter unter den Ruinen begrub. Der neuerdings wieder von Steinthal ſcharfſinnig durchgeführte Verſuch, den S. mit dem phöniz. Herakles, dem Sonnengotte, zu erklären, ſcheitert an concreten Einzelheiten und an den nationalen Motiven der Sage. Vgl. Roskoff, «Die Simſonſage und der Heraklesmythus» (Lpz. 1860).

Simſon (Martin Eduard), namhafter liberaler Politiker und langjähriger Präſident des preuß. Abgeordnetenhauſes ſowie des Norddeutſchen und des Deutſchen Reichstags, wurde 10. Nov. 1810 zu Königsberg i. Pr. geboren, widmete ſich ſeit Oſtern 1826 auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt dem Studium der Staats- und Rechtswiſſenſchaft, erhielt 1829 die juriſt. Doctorwürde und die Venia legendi und beſuchte ſodann zu weiterer Vorbereitung auf das akademiſche Lehramt die Univerſitäten zu Berlin und Bonn. S. begann 1831 in Königsberg ſeine Vorträge über röm. Recht, erhielt 1833 daſelbſt eine außerord. Profeſſur, wurde 1834 zum Mitgliede des Tribunals für das Königreich Preußen berufen, 1836 zum ord. Profeſſor der Rechte, 1846 zum Rath am genannten Tribunal ernannt, machte ſich 1847 auf einer Reiſe nach England mit den dortigen Rechts- und Verfaſſungszuſtänden bekannt und wurde 1848 von ſeiner Vaterſtadt in die Deutſche Nationalverſammlung nach Frankfurt a. M. gewählt. Hiermit in das S.'s ganzes Leben kennzeichnende parlamentariſche Wirken eintretend, fungirte er bei der erſten Conſtituirung der Nationalverſammlung anfangs als Secretär, ſeit Oct. 1848 als Vicepräſident, und zeichnete ſich durch parlamentariſche Begabung wie Schärfe und Sicherheit der Geſchäftsleitung ſo aus, daß er im Nov. 1848 als Reichscommiſſar zur Vermittelung in den preuß. Verfaſſungswirren nach Berlin geſandt und nach Gagern's Eintritt ins Reichsminiſterium im Dec. 1848 zum Präſidenten der Nationalverſammlung erwählt wurde. Im April 1849 ſtand S. an der Spitze der Deputation, welche dem König von Preußen ſeine Erwählung zum Deutſchen Kaiſer überbrachte. Nachdem er infolge des Scheiterns dieſer Sendung die Fortführung des Präſidiums abgelehnt hatte, trat er im Aug. 1849 als Abgeordneter für Königsberg in die preuß. Zweite Kammer. Auf dem Reichstage zu Erfurt führte S. das Präſidium des Volkshauſes. Seit 1852 widmete ſich S. ſechs Jahre nur ſeinen richterlichen und akademiſchen Obliegenheiten; erſt 1858 wendete er ſich wieder dem polit. Leben zu, fortan an demſelben ſtets einen hervorragenden Antheil nehmend. Im J. 1860, wo ſeine Ernennung zum Vicepräſidenten des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O. erfolgte, und 1861 führte S. das Präſidium im Abgeordnetenhauſe ſowie 1867 das im conſtituirenden Reichstage des Norddeutſchen Bundes, ebenſo auch das des erſten verfaſſungsmäßigen Norddeutſchen Reichstags während der ſechs Seſſionen von 1867, 1868, 1869 und 1870 und während der ſämmtlichen Seſſionen des Zollparlaments von 1868, 1869 und 1870, endlich das des Deutſchen Reichstags 1871, 1872 und 1873. Am 3. Oct. 1867 überbrachte S. dem König Wilhelm von Preußen die Adreſſe des erſten verfaſſungsmäßigen Reichstags des Norddeutſchen Bundes nach der Burg Hohenzollern, 18. Dec. 1870 an der Spitze einer Deputation nach Verſailles die Adreſſe des Norddeutſchen Reichstags vom 10. Dec., durch welche der König gebeten wurde, die ihm von den Fürſten angetragene deutſche Kaiſerwürde anzunehmen. Im Winter 1874 wurde er abermals in den Reichstag gewählt, erkrankte aber vor dem Zuſammentreten deſſelben und mußte deshalb ablehnen, wiederum das Präſidium zu führen. In den J. 1877 und 1878 hat er auch die Annahme einer fernern Wahl zum Reichstagsmitgliede abgelehnt und ſich dann lediglich den Aufgaben ſeines Amts gewidmet; ſeit April 1869 iſt er erſter Präſident des Appellationsgerichts in Frankfurt a. O., ſeit 1873 Ehrenbürger der genannten Stadt. S. iſt ein Mann, der in ſeltenem Grade entſchiedenen Freimuth mit maßvoller Würde und hervorragender Redegabe verbindet. — Sein Sohn, Bernhard Eduard S., geb. 19. Febr. 1840, ſeit 1877 ord. Profeſſor der Geſchichte in Freiburg, hat ſich durch die hiſtor.

Quellenarbeit: «Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen» (2 Bde., Lpz. 1874—76), und die Herausgabe des Band 2 der «Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg» (Berl. 1865), sowie durch eine Anzahl kleinerer histor. Monographien bekannt gemacht.

Simulirte Krankheiten, d. i. vorgeschützte Krankheiten, kommen dem Arzte sehr oft zu unterscheiden vor. Die Ursachen, wodurch die Menschen zum Erheucheln krankhafter Zustände veranlaßt werden, sind sehr mannichfach. Bald ist es nur Langeweile, Hypochondrie, bald der Zweck, vom Militärdienste oder sonst aus einer unangenehmen Lage loszukommen, eine Ehescheidung zu erzwingen, eine gerichtliche Untersuchung nichtig oder das richterliche Urtheil milder zu machen, eine Unterstützung zu genießen u. s. w. Besonders häufig werden vorgeschützt und sogar nachgeahmt (erkünstelt, morbi arte facti) die epileptischen und andere Krämpfe, die Geisteskrankheiten, Hautausschläge, Bluthusten, Lähmungen, Krankheiten des Gesichts- oder Gehörsinns. Den simulirten gegenüber gibt es auch *dissimulirte*, d. h. *verheimlichte Krankheiten*. Die Ursachen sind hier oft Verschämtheit, Furcht vor Schande, Eitelkeit u. a.

Simultaneum (lat., d. h. etwas von zwei Personen zugleich Besessenes) nennt man vorzugsweise das Recht des Nebeneinanderbestehens der prot. und kath. Kirche in einem Staate. Ehemals machte man in Deutschland einen Unterschied zwischen nothwendigem und willkürlichem S. Das nothwendige S. trat da ein, wo im Normaljahre, dem J. 1624, der kath. und prot. Cultus in einem Lande nebeneinander geübt worden waren, das willkürliche hingegen, wenn ein Landesherr in seinem Laude, worin im Normaljahre ein anderer Cultus herrschend gewesen war, denjenigen Cultus einführte, zu welchem er sich bekannte. Doch durfte dadurch die herrschende Kirche nicht beschränkt werden, und überhaupt sollte ein willkürliches S. blos in einem verpfändet gewesenen Lande eingeführt werden. In der Rheinbundsverfassung sowie nachher in der Verfassung des Deutschen Bundes erhielten alle dem Bunde angehörenden Länder ein volles nothwendiges S. Auch nennt man S. den Vertrag, zufolge dessen die Glieder verschiedener Confessionen an einem Orte sich zu ihrem Gottesdienste einer und derselben Kirche bedienen; daher der Name *Simultankirche*. Ebenso gibt es auch *Simultanschulen*.

Sinai, Name des Centralgebirgsstocks der nach ihm benannten Sinaitischen Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Suez und dem von Akaba. Der Kern des Gebirgs besteht durchweg aus Urgestein; in weiterer Entfernung vom Centrum erscheint der Sandstein und endlich nach den Rändern hin das Kalkgestein. Die höchste Höhe des vielgipfeligen Gebirgs, Gebel-Katherin, mißt 2599 Mt., Gebel-Müsâ, 2244 Mt., Gebel-Serbâl, 2052 Mt. Für alle Zeiten berühmt wurde der S. durch die Mosaische Gesetzgebung. Als den Berg, von welchem herab nach der Bibel die Zehn Gebote verkündigt wurden, also als den Berg S.-Horeb in engerm Sinne, versteht man gewöhnlich nach der Ueberlieferung denjenigen Berg, dessen nordwestl. Höhe jetzt Râs-es-Safsâfeh (1994 Mt.) und dessen südöstl. Höhe Gebel-Müsâ heißt, und streitet sich nur darum, ob die nördliche oder die südliche dazu geeigneter war. Ebenen für die versammelten Menschen haben beide unter sich, die nördl. Höhe die Ebene er-Râha, die südliche die Ebene Sebaije. Die letztere erscheint passender, weil von ihr aus der ohnedem viel höhere Gebel-Müsâ majestätischer emporragt, als Râs-es-Safsâfeh über er-Râha. Raum für ein ganzes Volk hat keine von beiden. Jene Ueberlieferung reicht freilich nicht über die christl. Zeit hinauf und befestigte sich erst dadurch, daß der Kaiser Justinian, angeblich 527, am östl. Fuße des S.-Horeb, in dem Thale Schuaib das berühmte feste Sinaikloster mit einer Kirche der Verklärung Christi gründete, in welcher auch Reliquien der heil. Katharina gezeigt werden. In der frühern Zeit gab es an dem Berge noch andere Klöster (z. B. das Kloster der 40 Märtyrer, el-Arbain, dessen Stelle im westl. Thale noch gezeigt wird), Kapellen und Einsiedeleien. Lepsius und Ebers nehmen den Berg Serbâl, nordwestlich vom Gebel-Müsâ für den biblischen S., aber eine Vergleichung des Terrains mit den Angaben der Bibel läßt diese Annahme minder passend erscheinen. Da die Bibel selbst nur in ganz allgemeinen Ausdrücken von der Sache redet, so wird eine sichere Entscheidung über die bestimmtere Localität kaum zu erzielen sein.

Sinapis, Pflanzengattung, s. Senf.

Sinclair (Sir John), ein durch gemeinnütziges Wirken sehr berühmter Schotte, geb. 10. Mai 1754 zu Thurso-Castle in der Grafschaft Caithneß, studirte in Edinburgh, Oxford und Glasgow. In dem Umgange mit Adam Smith fand er Anregung zu nationalökonomischen und polit. Studien. Er veröffentlichte «Gedanken über den Zustand unserer Finanzen», welche wesentlich beitrugen, den Credit des Landes auf dem Continente wiederherzustellen. Im J. 1780 schrieb er seine «Rechtfertigung der brit. Seemacht» und «Gedanken über die Seemacht

des brit. Staats», wodurch das Vertrauen auf die brit. Flotte, das infolge der Vereinigung der franz. und span. Seemacht sehr wankend geworden war, bald wiederhergestellt wurde. In demselben Jahre wurde er ins Unterhaus gewählt. Unter seine frühesten literarischen Unternehmungen gehört die «Geschichte des öffentlichen Einkommens von der frühesten Zeit bis zum Frieden von Amiens» (3 Bde., 1785—89). Mit Unterstützung der Regierung begründete er 1793 das Board of agriculture, dem er auch viele Jahre vorstand und welcher Institution England die schnellen Verbesserungen in der Landwirthschaft verdankt. Eine der schwierigsten Arbeiten, welche er unternahm, war die «Statistical account of Scotland» (21 Bde., 1791—99). Er beförderte auch den Bau von Brücken, Landstraßen und Häfen in ganz Schottland und stiftete die Gesellschaft zur Verbesserung der brit. Wolle. Zuletzt lebte er zu Edinburgh in Zurückgezogenheit. Er starb 20. Dec. 1835.

Sind oder Sindh, engl. Sinde oder Scinde, die westlichste Hauptabtheilung (Division) der brit.-ind. Präsidentschaft Bombay, nimmt mit den fünf Collectoraten Hyderabad, Karratschi, Schikarpur, Thar und Parkar und oberer Sindgrenzdistrict, das Delta und untere Stromgebiet des Indus ein und wird westlich und nordwestlich von Balutschistan, nördlich von dem Pendschab, östlich von Radschputana und südlich von dem Ruan genannten großen aber untiefen Busen des Arabischen Meeres begrenzt. Die Bevölkerung betrug 1876 auf 127,700 QKilom. 2,192,415 meist mohammed. E. Lage und Gestalt des Landes erinnern an Aegypten. Wie dort ist hier das Flachland mittels eines mächtigen Stroms, der sich mit vielen Armen ins Meer ergießt (s. Indus), in zwei Hälften getheilt, welche links und rechts ihm ihre Fruchtbarkeit verdanken, bis Sandwüsten das östliche, ein Geschiebe kahler Berge das westl. Gebiet abgrenzen. Dem Indus oder Sindhu verdankt das Land seinen Namen und sein Leben. Der Strom beginnt im April zu schwellen, überschwemmt im Juni die Tiefebenen und tritt Anfang September wieder in sein Bett zurück. Das Klima ist äußerst schwül und trocken. In Hyderabad ist die mittlere Temperatur der sechs Sommermonate 29,5° R., und das Wasser des Indus hat dann 25—27° Wärme. In Nord- oder Oberfind ist der Sommer sogar noch heißer als in Süd- oder Unterfind. Regen fällt sehr wenig. Zu Larkhana in Oberfind vergehen mitunter drei Jahre ohne Regen. Zu andern Zeiten sind dagegen die Regengüsse heftig, bringen aber dann Krankheiten mit sich. In seinen Bodenproducten und Früchten stimmt S. mit den ebenen Theilen des nördl. Ostindien (s. d.) überein. Trauben und Obst gibt es in Fülle, aber von mittelmäßiger Qualität. Allgemein findet man hier die Dattelpalme, welche reichliche Nahrung liefert und zur Bereitung eines scharfen geistigen Getränks benutzt wird. Man zieht viele Dromedare sowol als Lastthiere als wegen ihrer Milch und ihrer Haare, Rinder der Butter (Ghi) und der Häute wegen, die beide wichtige Handelsartikel bilden, auch viele Schafe und Ziegen wegen der Wolle, der Milch und des Fleisches. Die Pferde und Esel sind klein, die Maulthiere groß und vortrefflich. Ein Hauptnahrungsmittel der geringern Klasse sind Fische. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch von ursprünglichen Sindern (Hindu des Indus), Dschat und Balutschen, im allgemeinen ihrer Unwissenheit und Sittenlosigkeit wegen verrufen. Die Balutschen, gleich wie die andere mohammed. Bevölkerung des Landes, sind fanatische Sunniten. Derwische, Fakire und andere mohammed. Bettelgeistliche durchziehen in großen Scharen unter allerlei Namen das Land und sind eine wahre Pest der bürgerlichen Gesellschaft. Als solche Bettelmönche kamen gegen die Mitte des 15. Jahrh. aus Balutschistan nach S. auch die Kalora, die ihren Stammbaum auf die abbasidischen Khalifen zurückführen, in Wahrheit jedoch zum Dschatvolke gehören. Diese geistliche Brüderschaft wurde von dem einfältigen Volke unterhalten, endlich wegen des Drucks, den sie ausübte, von den Sindern vertrieben. Mit Erlaubniß der weltlichen Macht von Delhi schlichen sie sich wieder in das Land ein und wurden sogar 1735 mit ansehnlichen Ländereien belohnt. Nicht lange nachher erhob der Großmogul einen Kalora, Mian Nur Muhammed, unter der Verpflichtung eines jährlichen Tributs nach Delhi, zum erblichen Lehnsherrn des ganzen Fürstenthums S. Die Kalora vereinigten nun die ganze weltliche und geistliche Macht. Ihr eisernes Scepter lastete so furchtbar auf den Hindu, daß diese scharenweise die Heimat verließen und meist nach Katsch flüchteten. Dem Gholam-Schah, ältestem Sohne des Nur Muhammed, wurde durch Nadir-Schah von Persien ein Theil des Erbes als pers. Lehn zurückgegeben. Bei dem Tode seines Lehnsherrn erkannte Gholam-Schah die Oberhoheit der afghanischen Durani an, sah sich aber bald nachher von einem seiner jüngern Brüder der Herrschaft beraubt. Dieser suchte die Macht seines Hauses über die Nachbarländer der Ungläubigen auszudehnen und brachte das größte Elend über die Radschputen und Hindu von Katsch. Sein Nachfolger ließ einen der ersten Männer des Landes,

Mir Bairam, Khan des Balutschenstammes Talpur, hinrichten. Es erhoben sich deshalb die Talpur und nach mehrjährigem Kämpfen und Morden mußte Abdal-Nabi, der letzte Kalora, nach Baluttschistan fliehen. Sein Lehnsherr in Kabul schickte zur Vertreibung der Talpur ein Heer ab, welches das Land in eine Einöde verwandelte; allein die Talpur kehrten zurück und wußten sich endlich die Anerkennung als rechtmäßige Gebieter von S. gegen einen jährlichen Zins von 12 Lakh Rupien zu verschaffen. Mir Fateh-Khan, der erste Lehnsfürst aus dem Stamme der Talpur, erhob 1786 seine drei jüngern Brüder zu Mitregenten, und alle vier nannten sich Emir (Amir) oder Fürsten von S. Als deren Nachkommen 1839 die mit den Engländern abgeschlossenen Verträge brachen, entwickelte sich daraus Anfang 1843 ein Krieg, in welchem General Sir Charles Napier durch seinen glänzenden Sieg bei Miami 17. Febr. das Schicksal des Landes entschied. Die Emire ergaben sich und erhielten Jahrgehalte. Ihr Gebiet wurde als unmittelbarer Besitz der Briten der Präsidentschaft Bombay einverleibt. Das Land nahm nun unter brit. Verwaltung einen ungemeinen Aufschwung. Die Hauptstadt der Provinz ist Hyderabad (s. d.), der Haupthafen der rasch aufblühenden Seestadt Karratschi (s. d.). Der Indus wird von Dampfbooten befahren und das Land von der Scindebahn zwischen Karratschi und Hyderabad, dem Indus-Valley-Railway zwischen Hyderabad und Multan durchschnitten, steht auch durch die sich letzterer anschließende Peschawar-Lahore-Bahn mit dem ganzen übrigen Eisenbahnnetze in Britisch-Indien in Verbindung.

Sinecüre (lat. sine cura, d. i. ohne Seelsorge) bezeichnet eigentlich eine Pfründe, welche dem Inhaber Einkünfte gewährt, ohne ihm geistliche Amtsgeschäfte aufzuerlegen. Später ist diese Bedeutung auf jede andere einträgliche, aber mühelose Stellung übergegangen.

Singapóre oder **Singhapura** (d. i. Löwenstadt), eine kleine Insel von 580 QKilom., den Engländern gehörig, an der Südspitze der Halbinsel Malakka, unweit des untern Eingangs in die nach letzterer genannte Meerenge, von dem Festland nur durch einen kaum $1^1/_2$ Kilom. breiten Kanal getrennt, bildet den wichtigsten Bestandtheil des brit. Gouvernements der «Strait-Settlements» in Hinterindien. Sie ist gut bewässert und besteht aus einem wellenförmig sich erhebenden, an einzelnen Stellen hügelartig anschwellenden, äußerst fruchtbaren Lande. Die höchste Bodenerhebung von 170 Mt. ist der Boukit Timah (Zinnhügel) in der Mitte der Insel. Als Sir Stamford Raffles (s. d.) 6. Febr. 1819 hier die engl. Flagge aufpflanzte, war diese Insel, welche später von der engl. Regierung dem Sultan von Dschohor, als nächstem Besitzer, für 60,000 Doll. und eine jährliche Leibrente von 24,000 Doll. abgekauft wurde, mit dichtem Urwalde bedeckt, nur von 20 malaiischen Fischerfamilien bewohnt, von Tigern wimmelnd und eine Zufluchtsstätte von Seeräubern. Gegenwärtig sind die Wälder schon zum größten Theile verschwunden und haben Reisfeldern, Gartenanlagen und großartigen Anpflanzungen von Nauclea gambir, der Mutterpflanze der Katechu, und Betelpfeffer, der vorzugsweise auf S. gezogenen Culturgewächse, Raum gemacht. Eine Landplage sind noch immer die Tiger, welche von dem Festlande herüberschwimmen. Die Zahl derer, die ihnen ein Opfer werden, namentlich von chines. Landbauern, ist noch immer groß. Die Fauna und Flora von S. sind die Hinterindiens. Das Klima ist heiß, aber nicht ungesund; die mittlere Temperatur der drei heißesten Monate beträgt 27,1°, die der drei kältesten 25,9° C. Die Bevölkerung beträgt (1877) 123,000 E., worunter 61,000 Chinesen, 17,800 Javaner und Malaien, 15,400 Einwanderer aus Vorderindien, 2311 Europäer und der Rest Araber, Bougies, Parsis und andere Asiaten. — Die Stadt S., die einzige der Insel, mit 105,000 E., liegt an deren Südküste zu beiden Ufern der Mündung eines kleinen, nach der Insel genannten Flusses. Der auf dem rechten Ufer liegende Stadttheil ist der von Europäern bewohntere. Hier befinden sich verschiedene Kirchen, die Wohnung des Gouverneurs der Strait-Settlements, die Gouvernementsgebäude, großartige Magazine, die Waarenlager, Comptoire und Wohnungen der europ. Kaufleute, die Docks und Schiffswerfte. Der auf der linken Seite des Flusses liegende asiat. Stadttheil ist regelmäßig angelegt und hat breite, sich rechtwinkelig kreuzende Straßen. Weiter gegen Norden liegen zahlreiche Landhäuser der wohlhabendern Europäer. Das großartige Gefängniß für Verbrecher aus allen Theilen der engl. Besitzungen in Asien ist aufgehoben, und werden die betreffenden, sehr weitläufigen Baulichkeiten jetzt für andere Zwecke verwendet. Die Stadt S. gelangte sehr bald nach ihrer Gründung zu großer, stets zunehmender Blüte und stellt jetzt schon seit Jahren einen der wichtigsten Handelsplätze des ganzen asiat. Ostens dar. Namentlich ist der Transporthandel daselbst von größter Bedeutung und Ausdehnung. Die Einfuhr repräsentirte 1876 den Werth von 179, die Ausfuhr dagegen 193 Mill. Mark. Die geräumigen und sichern Häfen von S. besuchten und verließen in den letzten Jahren jährlich gegen 3800

Schiffe, worunter gegen 300 Dampfer, da S. der Hauptknotenpunkt für die Dampfschifffahrtslinien des östl. Asien ist und dies mit allen übrigen westl. Ländern verbindet. Vgl. Cameron, «Our tropical possessions in Malayan India» (Lond. 1865).

Singen, s. Gesang und Vocalmusik.

Singhalesen und Singhalesische Sprache, s. Ceylon und Indische Sprachen.

Singspiel ist der ursprüngliche deutsche Name für opera; sämmtliche deutsche Opern bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. wurden S. genannt. Als seit 1750 auf engl. und franz. Anregung die Balladenoper und die komische Operette entstanden, welche theils gesprochen, theils gesungen wurden, ging der Name S. auf diese über und trat damit in Gegensatz zu der opera seria oder der durchcomponirten Großen Oper. Ein S. ist jetzt ein leichteres Stück von heiterer Fassung und kleinerm Umfange, in welchem Gesang und Rede wechseln.

Singular, s. Numerus.

Singvögel (Oscines) machen eine ungemein große Ordnung der Vögel aus, welche sich durch einen bis zur Wurzel mit horniger Scheide versehenen Schnabel, neun vollkommene Handschwingen am Flügel und besonders durch den Singmuskelapparat auszeichnet, der aus fünf bis sechs Muskelpaaren am Kehlkopfe besteht und zur Hervorbringung des Gesangs dient; jedoch singen nicht alle, wie Krähen und Schwalben. Durch diese Charaktere unterscheiden sie sich von den früher mit ihnen zusammengeworfenen Schreivögeln (Clamatores), denen der Singmuskelapparat fehlt. Es sind äußerst zahlreiche, gesellige, über die ganze Erde verbreitete, meist kleine Vögel, welche zu den Nesthockern gehören, sich von Insekten, Würmern und Körnern nähren, in Monogamie leben und künstliche Nester bauen. Die Läufe sind hinten mit quer nicht unterbrochener oder in Täfelchen, deren Zahl denen der Vorderseite entspricht, schwach unterbrochener Haut versehen. Der Schnabel ist je nach der Nahrung von sehr mannichfaltiger Gestalt, jedoch niemals so scharf übergebogen wie bei den Raubvögeln. Die meisten S. zeichnen sich durch Klugheit und viele durch Gelehrigkeit aus; fast alle sind beweglich, lebhaft und heiter. Man theilt die einheimischen jetzt gewöhnlich in folgende Familien: Drosseln (Turdidae), wohin die Nachtigall und Amsel gehören; Sänger (Sylvidae), Grasmücken und Bachstelzen; Schwalben (Hirundinidae); Zahnschnäbler (Dentirostres), wohin Würger und Fliegenschnäpper; Baumläufer (Certhiadae); Meisen (Paridae), wozu auch Kleiber und Goldhähnchen; Finken (Fringillidae), wozu auch Kreuzschnäbel und Ammern; Lerchen (Alaudidae) und Raben (Corvidae), wozu auch Staare und Pirole. Ueber Zucht und Abwartung der S., soweit sie Stubenvögel sind, vgl. Bechstein, «Naturgeschichte der Stubenvögel» (4. Aufl., Halle 1840); Brehm, «Handbuch für Liebhaber der Stubenvögel» (Ilmenau 1832); Ruß, «Handbuch für Vogelliebhaber» (2 Bde., Hannov. 1872—78).

Sinigaglia oder Senigallia, das alte Sena Gallica, Seestadt in der ital. Provinz Ancona, an der Mündung der Misa in das Adriatische Meer, an der Eisenbahn Bologna-Ancona gelegen, ist der Sitz eines Bischofs und hat (Ende 1870) 9467, als Gemeinde 22,197 E., einen kleinen Hafen mit Leuchtthurm und ein Castell. Sehenswerthe Kirchen sind die Kathedrale und die Kirche San-Marino. Die hiesige Messe, welche vom 20. Juli bis 8. Aug. dauert, gilt in Italien für sehr wichtig. Das Klima bessert sich, seit man den Pennasumpf austrocknet. Der Ort treibt großen Handel mit Linsen. S. ist der Geburtsort des Papstes Pius IX. und der Sängerin Catalani. Zwischen S. und Fano fand die Schlacht am Metaurus statt.

Sinkwerke, Auslaugevorrichtungen des salzführenden Gebirgs, s. Grubenbau.

Sinn und Sinne. In ursprünglicher Bedeutung bezeichnet Sinn die Fähigkeit des Menschen, den vernünftigen Inhalt irgendwelcher Erfahrungen aufzufassen und in übertragener Bedeutung diesen vernünftigen Inhalt selbst. So sagt man von jemand, er habe Sinn für die Poesie, für Naturschönheit u. s. w., so spricht man von dem Sinn einer Rede u. s. w.; so nennt man Gegenstände, die einen verborgenen Sinn haben, oder Menschen, die ihn aufzufassen wissen, sinnig oder sinnreich, und umgekehrt, was dessen ermangelt, sinnlos. In der philos. Terminologie versteht man unter Sinn im allgemeinen das Vermögen unmittelbarer Auffassung und Erkenntniß im Gegensatze zu dem durch begriffliche Reflexion aus gegebenem Stoffe Neues herausarbeitenden Nachdenken, oder das Princip der unmittelbaren Gewißheit. Das zeitweilige Vermögen sensualistischer Erkenntnißtheorien hat dann auch Veranlassung zu noch engerer Bedeutung des Wortes gegeben. Indem man diese unmittelbare Gewißheit nur in der äußern Erfahrung suchte, setzte man die sinnliche Erkenntniß mit der durch leibliche Einflüsse vermittelten Wahrnehmung gleich, nannte infolge dessen sinnlich den gesammten Inhalt der äußern Erfahrung und bezeichnete die leiblichen Organe, welche dieselbe vermitteln, als die ein-

zelnen Sinne. In diesem Zusammenhang wurde allmählich der Ausdruck «sinnlich» gleichbedeutend mit «materiell». Wie man die Sinnlichkeit des Menschen, oder sein gesammtes Vermögen, durch leibliche Vermittelungen etwas von der materiellen Welt zu erfahren, dem Verstande oder der Vernunft gegenüberstellte, so nannte man im Gegensatze zur geistigen Welt die materielle auch die sinnliche Welt. Dieser Gegensatz übertrug sich dann auch auf das praktische Gebiet: auch hier nennt man sinnliche Gefühle oder Begierden diejenigen, welche auf leibliche Veranlassungen und Triebe gegründet sind, spricht z. B. von einer stark entwickelten Sinnlichkeit eines Menschen und nennt einen solchen auch wol direct in tadelnder Bedeutung «sinnlich».

Die Sinnlichkeit als äußere Wahrnehmungsthätigkeit umfaßt die Gesammtheit der Vorstellungen, welche uns durch die Veränderung unserer leiblichen Zustände zugeführt werden. Die Vermittelung geschieht hier stets durch die Erregung bestimmter Nerven oder Nervencomplexe, indem mit der Functionsstörung der letztern auch der entsprechende Theil der Sinnesempfindungen fortfällt. Denn vermöge einer Einrichtung, welche in der Wissenschaft als die specifische Energie der Sinnesorgane bezeichnet wird, stellt sich in dem entwickelten Organismus jede Art von sinnlicher Empfindung an bestimmte Nervenbahnen derartig gebunden dar, daß einerseits sie selbst nur durch deren Reizung entsteht, andererseits jede beliebige Reizung dieser Nervenbahnen zu Empfindungen dieser Art führt. So entstehen z. B. Gesichtsempfindungen nie anders als durch Reizung des Nervus opticus; aber wie und an welcher Stelle man auch diesen Nerven reize, ob durch Licht oder durch Stoß oder durch Elektricität oder durch centrale Nervenbewegung, ob an seinem peripherischen oder centralen Ende oder in der Mitte, nie gibt er eine andere, als eine Gesichtsempfindung. Diese eigenthümliche Thatsache beginnt sich allmählich in entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht dadurch aufzuhellen, daß die Thätigkeit der Nerven von Anfang an durch ihre peripherischen Endigungen bedingt ist, welche durch ihren Bau zur Aufnahme und Fortpflanzung nur bestimmter Bewegungsformen befähigt sind. So sind z. B. die Ausgänge des Sehnerven im Auge so eingerichtet, daß sie zwar die feinen Schwingungen des Lichtäthers, nicht aber die gröbern Bewegungen der Luft empfinden, welchen sich das Ohr mit den Ausgängen des Nervus acusticus angepaßt hat.

Im einzelnen unterscheidet man fünf äußere Sinne: den Gefühlssinn, den Geschmack, den Geruch, das Gesicht und das Gehör. Für einen jeden dieser Sinne bestehen besondere eigenartige Sinnesorgane, welche aus den Sinnesnerven und gewissen peripherisch gelegenen nervösen Endorganen zusammengesetzt sind und durch die Einwirkung specifischer Sinnesreize (Wärme, Licht, Schall, chem. und elektrische Reize) die Erregung gewisser Partien des Gehirns und damit die Entstehung der betreffenden Sinneswahrnehmung vermitteln. Der Sinn des Gefühls (s. d.) in der weitesten Bedeutung umfaßt zunächst die verschiedenen körperlichen Schmerz- und Lustempfindungen, die Gefühle der Munterkeit, Kraft, Beklemmung, Ermüdung u. s. w. Man hat den ganzen Complex dieser sehr mannichfaltigen Gefühle Vitalempfindungen, die Empfänglichkeit des Nervensystems dafür den Vitalsinn genannt. Der Gefühlssinn in engerer Bedeutung, der über die ganze Hautoberfläche verbreitet ist, enthält die Unterscheidung des Harten und Weichen, des Rauhen und Glatten, Spitzigen, Scharfen, Stumpfen, Nassen und Trockenen; ferner die Empfindungen der Wärme und Kälte. Wegen der Menge der Empfindungsnerven in den Fingerspitzen ist hier der Gefühlssinn als Tastsinn (s. d.) der feinsten Unterscheidungen fähig. Vollkommen unempfindlich sind im gesunden menschlichen Körper nur die Haare, die Zähne bis auf den Zahnkeim und die Knochen. Geruch (s. d.) und Geschmack (s. d.) haben eine große Verwandtschaft miteinander. Ihre Empfindungen laufen zum größten Theil miteinander parallel; der eine Sinn unterstützt den andern, weshalb auch viele Bezeichnungen für specifische Geruchsempfindungen von den verwandten Geschmacksempfindungen entlehnt oder mit ihnen gleichbedeutend sind. Der Sinn des Gesichts (s. Sehen) hat seinen eigentlichen und unmittelbaren Gegenstand an den Farben und den verschiedenen Graden ihrer von der Beleuchtung abhängenden Helligkeit oder Dunkelheit. Aber die Beweglichkeit und willkürliche Lenkbarkeit des Auges, die Fähigkeit desselben, sich durch Zusammenziehung und Erweiterung der Pupille der Nähe oder Entfernung der Gegenstände, sowie der stärkern oder schwächern Beleuchtung zu accommodiren, erweitern und erhöhen die Brauchbarkeit des Gesichtssinns und machen ihn dadurch fast zu einem Analogon und Surrogat des Tastsinns, sowie umgekehrt Blinde durch Uebung und Verfeinerung des Tastsinns den Mangel des Gesichts zum Theil ersetzen. Der unmittelbare Gegenstand des Gehörs (s. d.) endlich sind das Geräusch, der Schall, der Klang, die Laute (die Vocale), endlich die Töne, sammt deren Abstufungen nach Höhe und Tiefe. Der hohe Werth des Gehörsinns liegt darin, daß er mit Hülfe der articulirten

Wortsprache dem Menschen das Reich des geistigen Verkehrs aufschließt und dadurch die entscheidende Bedingung einer fortschreitenden geistigen Cultur darbietet. Ueberhaupt zeichnen sich die Gesichts- und Gehörempfindungen dadurch vor denen der übrigen Sinne aus, daß mehrere derselben, gleichzeitig dargeboten, nicht in eine trübe Gesammtempfindung zusammenfließen, sondern sich nach bestimmten unterscheidbaren Verhältnissen gestalten. Daher können sie Gegenstände eines ästhetischen Wohlgefallens werden, welches sich über das blos Angenehme und Unangenehme der übrigen Sinnesempfindungen erhebt und der Tonkunst und den bildenden Künsten den Boden bereitet. Man bezeichnet diese Sinne daher als die edlern und höhern.

Während die Psychologie die Sinnesempfindungen als ein Geschehen in der Seele betrachtet und die aus dem Zusammentreffen und der allmählich wachsenden Anhäufung einer Mehrheit solcher Ereignisse hervorgehenden Folgen zu bestimmen hat, betrachtet die Physiologie die organische Vermittelung derselben durch die Nerven sammt den physik., chem. und organischen Bedingungen dieser leiblichen Vorgänge. Als Eindrücke im eigentlichen Sinne, als Abbildungen der Gegenstände kann aber weder die Psychologie noch die Physiologie die Empfindungen betrachten: sie sind der Ausdruck eines Geschehens, welches durch die Organisation des Nervensystems und durch das Verhältniß des letztern zu der Seele bedingt ist; daher uns die sinnliche Empfindung niemals die wahre Beschaffenheit der Dinge, sondern nur die Art verräth, wie wir davon afficirt werden. Insofern ist jede Empfindung subjectiv im weitern Sinne. Als subjective Empfindungen im engern Sinne bezeichnet man dagegen solche, welche ohne Einwirkung äußerer Gegenstände mittels einer davon unabhängigen Erregung der Nerven erfolgen; z. B. die subjectiven Gefühlszustände des Hypochonders, der säuerliche Geschmack bei verdorbenem Magen, das Ohrenbrausen u. s. w. Werden derartige subjective Empfindungen nicht als solche erkannt, sondern irrthümlich auf äußere Gegenstände bezogen, so entstehen daraus **Sinnestäuschungen** oder Hallucinationen (s. d.), welche vorzugsweise das Gehör und Gesicht betreffen. Die Empfindungen stehen mit ihren physik. Reizen nicht in directen, sondern indirecten Zusammenhängen. Denn sie geben weder die Gestalt und Beschaffenheit der physik. Reize genau wieder, noch auch wachsen sie in demselben Verhältniß, worin die Reize wachsen, vielmehr nach eigenthümlichen algebraischen Formeln. Ein glücklicher Versuch, die Verhältnisse der Empfindungen zu ihren Reizen durch exacte Messung zu bestimmen, ist durch Fechner gemacht worden in seiner «Psychophysik» (2 Bde., Lpz. 1860).

Der gesammten leiblich vermittelten Wahrnehmung steht nun aber im Menschen noch die sog. innere Wahrnehmung, d. h. Erfahrung von unsern eigenen psychischen Functionen gegenüber, und diese bezeichnet man seit Locke als den **innern Sinn**, eine Rückkehr gewissermaßen zu dem ursprünglichen Gebrauch des Wortes. Dieser Ausdruck bezeichnet nicht etwa ein mystisches Vermögen höherer Wahrnehmungen, sondern nur die Thatsache des Bewußtseins, daß unsere eigenen seelischen Lebensacte der Gegenstand unserer erfahrenden Vorstellung werden können. Vgl. außer den Lehrbüchern der Physiologie und Psychologie besonders: George, «Die fünf Sinne» (Berl. 1846); Dornblüth, «Die Sinne des Menschen» (Lpz. 1857); Böhmer, «Die Sinneswahrnehmungen» (Erlangen 1869); Leyden, «Ueber die Sinneswahrnehmungen» (2. Aufl., Berl. 1872); Preyer, «Die fünf Sinne des Menschen» (Lpz. 1870); Bernstein, «Die fünf Sinne des Menschen» (Bd. 12 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1875).

Sinnbild heißt ein Bild oder die anschauliche Darstellung eines Gegenstandes, welche bestimmt ist, noch etwas anderes anzudeuten oder auszudrücken, als wovon sie unmittelbar die Abbildung ist. Auf dieser Bedeutung beruht der Sinn des S. Es ist also Zeichen für einen von ihm verschiedenen sinnlichen oder geistigen Gegenstand, oder auch nur für eine Eigenschaft eines solchen, in welchem letztern Falle das S. zum Attribut (s. d.) wird. Zum S. gehört auch das Emblem (s. d.) als eine sinnbildliche Verzierung. In einem engern Sinne braucht man S. gleichbedeutend mit Symbol (s. d.).

Sinngedichte, auch **Aufschriften** oder **Beischriften**, hießen bei den deutschen Dichtern des 17. Jahrh. (etwa seit Logau) die Nachahmungen des Epigramm (s. d.) der alten Römer.

Sinngrün (Vinca), Pflanzengattung, s. **Immergrün**.

Sinnlichkeit, s. **Sinn** und **Sinne**. — **Sinnpflanze**, Pflanzengattung, s. **Mimose**.

Sinope, eine im Alterthum bedeutende griech. Seestadt an der Nordostküste der kleinasiat. Landschaft Paphlagonien, türkisch **Sinub**, Hauptstadt eines Sandschakats im Vilajet Kastamuni, liegt auf dem nur 370 Mt. breiten niedrigen Isthmus eines ungefähr 7 Kilom. langen Küstenvorsprungs, der sich in östl. Richtung allmählich zu einem 2 Kilom. breiten, 200 Mt. hohen abgestumpften Kegelberge verbreitert. Dies Bergplateau, türk. Ada (Insel), auf welchem

man in der Nähe des Gipfels alte Steinbrüche bemerkt, ist theilweise angebaut, aber bis auf die Gärten ganz baumlos, trägt einen flachen Süßwassersee und fällt steiler gegen Norden und Osten als gegen Westen zur Stadt und deren auf der Südseite des Isthmus gelegenem Hafen ab. Der Hafen bildet eine der Dampfschifffahrtsstationen zwischen Konstantinopel und Trapezunt. S. selbst besteht aus der eigentlichen türk. Stadt im Westen und dem griech. Quartier im Osten. Die türk. Stadt wird vom Lande durch ein Castell, das noch aus dem spätern Mittelalter stammt und von den Genuesen erbaut sein soll, gänzlich abgeschnitten und auch auf der Nord- und Ostseite durch Mauern umhegt. Der Platz ist indeß ganz verfallen und in militärischer Beziehung jetzt ohne alle Bedeutung. Die Straßen der Stadt sind schmal, aber mit mächtigen, aus antiken Bauten entnommenen Steinen gepflastert, die Häuser meist hoch, mit Erkern und Balkonen geziert und mit Gärtchen versehen. Die Stadt hat zwei Bazare und eine große Moschee. Die einzig bewohnten Gebäude des Castells sind die Quarantäne und das Gefängniß. In den ziemlich hohen Mauern desselben sind viele Säulenstümpfe, Friese, Sculpturen und Inschriftsteine aus älterer Zeit. Das einzige noch in einiger Vollständigkeit erhaltene Gebäude aus dem Alterthum, von den Griechen «Schloß des Mithridates» genannt, besteht aus vier Sälen mit gewölbter Decke. In dem östl., offenen Quartier wohnt die griech. Bevölkerung, welche den Schiff- und Handelsverkehr betreibt. Trotz der günstigen Lage und des vortrefflichen Hafens befindet sich Sinub in einem ärmlichen Zustande. Die Bevölkerung, gegen 8000 Seelen (einst 60,000), ist stabil und wenig rührig. Der Handel beschränkt sich auf Ausfuhr von Holz, Wachs, Obst, Seide und Fellen. S. war eine der ältesten Colonien der Milesier, von diesen 782 v. Chr. auf der Stelle einer ältern assyr. Ansiedelung gegründet, dann (nach der Verheerung durch die Kimmerier um 650) 629 v. Chr. erneuert. Im Besitz zweier Häfen, wurde die Stadt durch Handelsverkehr und einträglichen Thunfischfang eine sehr reiche und mächtige Republik, deren Gebiet südwärts bis zum Flusse Halys (jetzt Kisil-Irmak) reichte, und die selbst wieder mehrere Colonien, wie Cotyora, Trapezus und Cerasus, Chörades und Lycastus, gründete. Auch als Geburtsort des Cynikers Diogenes erlangte die Stadt Berühmtheit. Früher Residenz der pers. Satrapen, wurde sie 183 v. Chr. von Pharnaces I., dem Könige von Pontus, erobert, zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Pontus gemacht und durch Prachtbauten verschönert. Im zweiten Mithridatischen Kriege von Murena 82 mit Verlust angegriffen, im dritten von Lucullus 72 erobert, der sie einiger ihrer herrlichen Kunstwerke beraubte, sie aber für frei und autonom erklärte, wurde sie 45 v. Chr. eine röm. Colonie. Nachdem im 4. Jahrh. Amasia die Hauptstadt von Pontus geworden, sank S. herab. Seit 1204 gehörte es zum Kaiserthum Trapezunt, wurde aber schon 1214 von dem Seldschuken-Sultan von Iconium erobert. Seit dem 14. Jahrh. bildete es die Hauptfestung der Isfendiare von Kastamuni. Im J. 1461 eroberte Sultan Mohammed II. die Stadt, und seitdem blieb sie im türk. Besitz. Denkwürdig wurde S. neuerdings durch die Vernichtung einer türk. Flottenabtheilung, welche im Hafen vor Anker lag, durch den russ. Viceadmiral Nachimow 30. Nov. 1853. Vgl. Streuber, «S. Ein histor.-antiquarischer Umriß» (Bas. 1855).

Sinsheim, Stadt im Kreise Heidelberg des Großherzogthums Baden, an der Elsenz und an der Linie Meckesheim-Jagstfeld der Badischen Staatsbahn, 29 Kilom. südöstlich von Heidelberg gelegen, gehört zu der fürstl. Leiningen-Amorbach-Miltenbergischen Standesherrschaft, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine höhere Bürgerschule und zählt (1875) 2740 E.: S. war sonst eine reiche Abtei, die 1099 gestiftet wurde. Die um dieselbe entstandene Stadt gelangte zur Stellung einer Freien Reichsstadt; aber 1298 wurde ihre Reichssteuer und 1316 sie selbst an die Familie von Weinsberg verpfändet. Später kam sie an Kurpfalz, 1416 abermals durch Verpfändung an Konrad von Weinsberg. Bei S. besiegten 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen; 1689 wurde die Stadt fast von Grund aus durch die Franzosen zerstört. Am 16. Nov. 1799 warfen hier die Franzosen unter Ney die Oesterreicher bis an die Enz und den Neckar zurück, aber schon 2. Dec. wurden den Siegern von den Oesterreichern unter Sztarray die Stadt und ihre Stellungen in den nahen Dörfern entrissen. Auch fand bei S. 22. Juni 1849 ein Gefecht zwischen den bad. Insurgenten unter Mieroslawski und einem Detachement des Peucker'schen Neckarcorps statt. Vgl. Wilhelmi, «Geschichte der Amtsstadt S.» (Heidelb. 1856). — Nicht zu verwechseln ist S. mit Sinzheim, einem wohlhabenden Pfarrdorfe von 3321 E. im bad. Kreise Baden, 6 Kilom. westlich von Baden an der Hauptlinie (Manheim-Konstanz) der Badischen Staatsbahn.

Sintenis (Christian Friedr.), deutscher Schriftsteller, geb. 12. März 1750 zu Zerbst, Sohn des dortigen Consistorialraths und Superintendenten Johann Christian S., wurde 1773

Prediger zu Bornum im Zerbstischen und noch in demselben Jahre Diakonus zu Zerbst, 1791 Professor der Theologie und Metaphysik am anhaltischen Gesammtgymnasium, auch Consistorial- und Kirchenrath und Pastor an der Dreifaltigkeitskirche daselbst und starb 31. Jan. 1820. Aus seiner fruchtbaren Feder gingen gegen 50 Romane, Predigtsammlungen, Erbauungsbücher, Schriften zur religiösen, moralischen und pädagogischen Belehrung hervor. Alle diese Schriften haben den Zweck, die Aufklärung und den Rationalismus hinsichtlich der Religion und der sittlichen Lebensverhältnisse in den gebildeten Ständen des Volks zu verbreiten. Dabei tritt ein lebendiger Glaube an die Fortdauer nach dem Tode hervor, und namentlich hat er auch diesen Gegenstand in seinen Hauptwerken, «Elpizon» und «Pistevon», behandelt, die ihm seinerzeit unzählige Verehrer zuführten. Vgl. Schütz, «S.' Leben und Wirken» (Zerbst 1820). — Sein ältester Bruder, Karl Heinrich S., geb. 1744, ein tüchtiger Schulmann, guter Lateiner und eifriger Rationalist, machte sich als Verfasser vieler gemeinnütziger Schulschriften verdient. Er war 1771 Rector in Torgau, 1783 in Zittau und privatisirte seit 1798 zu Zerbst, wo er 1816 starb. — Der dritte Bruder, Johann Christian Sigismund S., geb. 1752, bekannt als Verfasser einiger moralischer Romane, wurde 1785 Pastor in Dornburg in Anhalt und 1794 Amtsprediger zu Roßlau im Zerbstischen, 1798 Inspector sämmtlicher Kirchen und Schulen des neuköthenschen Antheils, 1821 Superintendent derselben Diöcese und starb 1829. — Wilhelm Franz S., Sohn des Letztgenannten, geb. 26. April 1794 zu Dornburg in Anhalt, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Zerbst und studirte auf der Universität zu Wittenberg Theologie. Im J. 1817 wurde er Inspector der Armenschule und des Schullehrerseminars in Köthen, 1818 Substitut seines Vaters in Roßlau, 1824 durch Wahl der Gemeinde zweiter Prediger an der Kirche zum Heiligen Geist in Magdeburg und 1831 Pastor und erster Prediger an derselben. Als Theolog huldigte auch er dem Rationalismus. S. starb 23. Jan. 1859 zu Magdeburg, nachdem er einige Jahre emeritirt worden war. — Derselben Familie gehört Karl S. an, der 1. Mai 1867 als Schulrath und Director des Gymnasiums zu Zerbst starb und sich als Philolog durch kritische Arbeiten über Plutarch, Arrian, Dionysius von Halikarnassos und Diodorus Siculus einen Namen erwarb.

Sintenis (Karl Friedr. Ferd.), bekannt als vorzüglicher deutscher Jurist, geb. zu Zerbst 25. Juni 1804, ein Enkel von Christian Friedrich Sintenis (s. d.), besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1822 auf den Universitäten zu Leipzig und Jena die Rechte. Nachdem er Advocat in seiner Vaterstadt geworden, widmete er sich theoretischen Arbeiten. Außer einer Zahl von Abhandlungen meist civilistischen und processualischen Inhalts unternahm er 1829 in Gemeinschaft mit andern die erste deutsche Uebersetzung des «Corpus juris civilis», die 1834 beendet wurde, und der sich eine solche des «Corpus juris canonici» im Auszuge anschloß. Nachdem sein «Handbuch des gemeinen Pfandrechts» (Halle 1836) erschienen, wurde er das Jahr darauf ord. Professor der Rechte an der Universität zu Gießen. Im J. 1841 folgte er einem Rufe als Mitglied der Landesregierung und des Landesconsistoriums zu Dessau. Als der Herzog von Anhalt-Dessau 1847 die Regierung des Herzogthums Köthen angetreten, wurde er Mitglied des Landesdirectionscollegiums für dieses Herzogthum und ihm unter Ernennung zum Geh. Justizrath die Leitung der Cabinetsangelegenheiten übertragen. Infolge der Bewegungen von 1848 aus diesen Stellungen entlassen, verblieb er doch Mitglied des Oberlandesgerichts zu Dessau. Im anhaltischen Landtag von 1849 gehörte S. zur entschiedenen Rechten; 1850 saß er im Staatenhause des Unionsparlaments zu Erfurt. In demselben Jahre wurde er zweiter Präsident des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau und Köthen und nach der Vereinigung beider Länder 1853 alleiniger Präsident desselben. Im J. 1862 erfolgte seine Berufung in das Ministerium, 1863 seine Ernennung zum Wirkl. Geheimrath. In demselben Jahre wurde er auch vom Herzoge mit der Besitznahme des angefallenen Herzogthums Anhalt-Bernburg beauftragt und bald darauf (im November) zum Vorsitzenden des neuerrichteten Staatsministeriums für ganz Anhalt ernannt. S. begleitete den Erbprinzen von Anhalt zum Fürstencongreß nach Frankfurt und nahm 1866 und 1867 für Anhalt Antheil an den Berathungen über den Entwurf der norddeutschen Bundesacte in Berlin. S. starb zu Dessau 2. Aug. 1868. Unter seinen juristischen Werken ist «Das praktische gemeine Civilrecht» (3 Bde., Lpz. 1844—55; 3. Aufl. 1868—69) das bedeutendste.

Sinter nennen die Mineralogen diejenigen Fossilien, welche aus mineralhaltigen Gewässern als krystallinischer oder amorpher Niederschlag entstehen und zum Theil sehr neuer, sogar noch fortdauernder Bildung sind. Der Gestalt nach ist der S. nierig, knollig, traubig, kolbig, röhrig, tropfsteinartig, staudig und zackig, was man zusammen oft mit dem Worte stalaktitisch bezeichnet,

oder er kommt auch rindenartig als Ueberzug vor. Man unterscheidet nach den Hauptbestandtheilen z. B. Kalksinter, Kieselsinter und Eisensinter oder Eisenpecherz. Der erstere wird nach seinem Vorkommen Tropfstein, Sprudelstein (in Karlsbad) u. s. w. genannt. Manche kalkhaltigen Quellenwasser bilden außerordentlich rasch solche Ablagerungen und man läßt wol auch absichtlich hineingetauchte Gegenstände sich auf solche Art incrustiren. Der Kieselsinter, eine Abart des Opals, ist meistens nur der Absatz heißer Quellen, besonders der Geiser auf Island, Neuseeland und in Nordamerika. Der Eisensinter findet sich auf alten Grubenbauen und auf Steinkohlenlagern, wo er aus Guhren verwitternder Eisenkiese und Arsenkiese entsteht. Die Bildung der Stalaktiten aus kalkhaltigen Wassern gehört ebenfalls hierher. Der Ausdruck S. wird endlich auch noch auf zusammengeschmolzene Massen angewendet, so z. B. auf die durch den Blitz halbgeschmolzenen Quarzkörner oder Blitzröhren (s. d.).

Sin-to oder **Kamicultus**, die verbreitetste Religion in Japan (s. d.).

Sinus eines Kreisbogens oder des zugehörigen Mittelpunktwinkels nennt man in der Mathematik die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens oder Winkels oder, was dasselbe ist, die auf den Diameter des Anfangs des Bogens aus dem Ende des Bogens gefällte Senkrechte. Gewöhnlich drückt man dieselbe in Bruchtheilen des Halbmessers aus oder gibt den Quotienten des (linearen) S. durch den Halbmesser an, sodaß der (numerische) S. als unbekannte Zahl und zwar als echter Bruch erscheint. Der S., den zuerst arab. Astronomen im 9. Jahrh. oder noch früher statt der Sehne einführten, ist die wichtigste Linie der Trigonometrie, sowie der wichtigste Satz derselben derjenige Lehrsatz ist, den man auch wol den Sinussatz nennt: Die Seiten eines ebenen Dreiecks verhalten sich wie die S. der ihnen gegenüberliegenden Winkel. Ihm entspricht in der sphärischen Trigonometrie der Satz: Die S. der Seiten eines sphärischen Dreiecks verhalten sich wie die S. der gegenüberliegenden Winkel. Die trigonometrischen Tafeln enthalten die S. der Winkel von 0° bis 90°, gewöhnlich ihre gemeinen Logarithmen. Der S. der Ergänzung eines Bogens zu 90° heißt der Cosinus (s. d.) desselben. S. versus heißt der Unterschied zwischen dem Halbmesser und dem Cosinus. Durch Newton ist der S. eines Winkels als eine der einfachsten transscendenten Functionen erkannt und durch eine Potenzenreihe des Arcus dargestellt worden.

Sinzig, Stadt im Kreise Ahrweiler des Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, an der Ahr, 2,5 Kilom. vom Rhein an der Linie Köln-Bingerbrück der Rheinischen Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Real- und Handelsschule, und eine schöne roman., 1862 renovirte Kirche aus dem 13. Jahrh. und zählt (1875) 2054 E., welche Ackerbau und bedeutenden Weinbau treiben.

Sioux ist der um die Mitte des 17. Jahrh. (seit 1659) durch franz. Handelsleute in Aufnahme gekommene Name für den einst mächtigen Indianerstamm der Dakota (bei ältern Reisenden öfter auch Nadowessier genannt), welcher gegenwärtig im Innern Nordamerikas die weiten Gebiete zu beiden Seiten des Missouri zwischen dem Mississippi im Osten bis zu den Blackhills im Westen und von den Quellflüssen des Platte im Süden bis zum Devil's Lake (Minniwakan) im Norden durchschweift und somit außer dem Territorium Dakota (s. d.) auch Theile der Staaten Minnesota und Nebraska sowie die Territorien Montana und Idaho bevölkert. Die S. selbst bezeichnen sich auch als die «Sieben Rathsfeuer», weil die Nation aus sieben Hauptstämmen zusammengesetzt ist. Im J. 1874 wurde ihre Kopfzahl auf 52,642 geschätzt, wovon 791 auf Nebraska, 5309 auf Montana und 46,342 auf Dakota kamen. Früher lebten die S., die zu den intelligentesten und kriegerischsten Indianerstämmen der Union gehören, an den Quellflüssen des Mississippi und des nördl. Redriver, von wo aus sie sich, die Sheyennes vor sich her drängend, nach Südwesten hin ausgebreitet haben. Nachdem sie 1837 all ihr östlich vom Mississippi gelegenes Land an die Vereinigten Staaten abgetreten hatten, überließen die S. diesen 1851 westlich jenes Stroms 14 Mill. Hektaren vom Otter Tail-See durch den See Traverse bis an die Vereinigung von Big Sioux mit dem Missouri. Die mangelhafte und theilweise betrügerische Ausführung der geschlossenen Verträge erweckte zu verschiedenen malen die Unzufriedenheit der S., die sich in offenen Feindseligkeiten und grausamen Verheerungszügen (Zerstörung von Neu-Ulm, einer deutschen Niederlassung in Minnesota, 17. Aug. 1862) Luft machte. Nachdem 1873 Gold in den Blackhills entdeckt war, wollten die Unionsregierung und die weißen Ansiedler die S. zur Aufgebung ihres Landes zwingen, die Verhandlungen zerschlugen sich aber, sodaß es 1876 zu einem kostspieligen und unrühmlichen Kriege mit den S. kam, die unter Sitting Bull, Red Cloud und Spotted Tail den Bundestruppen einige empfindliche Niederlagen bereiteten, indessen schließlich doch unterlagen und mit

Geld abgefunden wurden. Im Jan. 1877 traten sie auf canad. Gebiet über. Die Sprache der S. haben Riggs (Washington 1852) und von der Gabelentz (Lpz. 1852) behandelt. Verwandte der S. sind 1) die Winebagos, 2) die Otoes, Iowas, Omahas, Kanzas, Osagen, Ponkas u. s. w., 3) die Assiniboins und 4) die Upsaroka (Crow-Indians), die Mandans und Minnetaries (Gros-Ventres). Vgl. Heyden, «Contributions to the ethnography and philology of the Missouri Valley» (Philad. 1862).

Sipahis, s. Spahis.

Siphnos, jetzt Sipheno, bei den Abendländern gewöhnlich Sifanto genannt, eine zu den Cykladen gehörige Insel Griechenlands, 30 Kilom. westlich von Paros, 13 Kilom. südöstlich von Seriphos gelegen, zählt auf etwa 110 QKilom. (1870) 3656 E. Die Insel ist zwar meist felsig, aber im ganzen fruchtbar und gut bebaut und liefert Getreide, Baumwolle, die hier zu Kattun verarbeitet wird, Feigen, Wein, Oel, Wachs, Honig und Seide. Auch führt man von hier nach allen Inseln des Aegäischen Meers Strohhüte und Thongeschirre, insbesondere aus einem bleihaltigen Gestein verfertigte Schmelztiegel aus. Im frühern Alterthum war die Insel durch ihre bedeutenden Gold- und Silberminen berühmt, welche durch Grubenwasser zerstört wurden. Die zum ion. Stamme gehörigen Bewohner kämpften mit den Hellenen gegen Xerxes und schlossen sich sowol dem ältern als dem jüngern Athenischen Seebunde an. Sie standen wegen ihrer Ueppigkeit und Liederlichkeit in schlimmem Rufe. Die alte Stadt S. lag auf einem felsigen Vorsprung der Ostküste; ihre Stelle nimmt der jetzige Hauptort der Insel, das Städtchen Kastro, ein.

Siphon (griech., die Röhre, der Heber) nennt man zunächst den Ausflußhahn an Flaschen mit mousstrenden (kohlensäurehaltigen) Getränken, dann auch eine mit einem solchen Hahne versehene Flasche selbst. — Im Wasserbau bezeichnet man mit S. eine aus Holz, Stein oder Metall gebildete, geschlossene Wasserleitung von U- oder ⊔-förmiger Gestalt, in welcher auf Grund des aus der Physik bekannten Princips der communicirenden Gefäße das Wasser in einem Schenkel durch den Druck desselben im andern auf gleicher Niveauhöhe erhalten wird. Die S. dienen, um z. B. eine höher als das Straßenplanum gelegene Wasserleitung an der Kreuzungsstelle unter der Straße hinweg zu führen, oder um mittels derselben an Stelle eines Aquäductes Wasser quer über ein Thal zu führen (ein Beispiel dieser Art bildet der 2800 Mt. lange S. von Mornas über den Rhône in Frankreich), oder einen Bach, der im selben Niveau mit einem Kanal liegt unter demselben hindurch zu leiten. Auch bei Gasleitungen namentlich aber Abortanlagen kommen S. vor, im letztern Falle dient das in der ⊔-förmigen Röhre enthaltene Wasser als Absperrung für die aufsteigenden Gase. Im Englischen und Französischen bezeichnet S. allgemein den Heber (s. d.).

Sipontum, alte, der Sage nach von Diomedes gegründete Stadt in Apulien am südl. Abhange des Mons Garganus, wurde später röm. Colonie und war ein wichtiger Handelsplatz. Jetzt steht dort nur die theilweise erhaltene Kirche San-Maria di Siponto, da die Einwohner von S. im 13. Jahrh. von König Manfred in das neugegründete, 3,7 Kilom. entfernte Manfredonia (s. d.) versetzt wurden. Seit 1877 finden Ausgrabungen statt.

Sipoys, Sepoys oder Seapoys, identisch mit dem Worte Sipahi oder Spahi (s. d.), heißen die aus Landeseingeborenen gebildeten Truppen der Engländer in Ostindien. Dieser höchst wichtige Theil der engl.-ind. Armee hat bei der Neuorganisation derselben nach Unterdrückung des Aufstandes der S. 1857 eine wesentliche Veränderung und Verminderung erlitten. Denn während die Zahl der S. vor 1857 sich auf 202,849 Mann regulärer Truppen belief, betrug dieselbe 1874 nur noch 128,447 Mann, von denen 47,814 der Bengal-, 27,221 der Madras- und 24,712 der Bombay-Armee angehörten, während das engl. Element des brit.-ind. Heers auf 61,503 Unteroffiziere und Gemeine und 3996 Offiziere vermehrt wurde. Die Zahl der eingeborenen Offiziere betrug nur noch 179.

Sippschaft (abgeleitet von dem altdeutschen Worte Sip, d. i. Stamm, Stammvater) nennt man die Blutsverwandtschaft. Eine Sippe ist also der Inbegriff sämmtlicher Blutsverwandten eines Stammes, im engern Sinne aber ein Glied (parentela), d. h. die Gesammtheit aller Personen, welche mit einem Dritten gleich nahe verwandt sind. Oken führte dieses Wort zuerst in die Naturgeschichte ein. Die einzelnen verwandten Arten (species) bilden nach ihm eine Sippe (genus), mehrere Sippen eine S. (familia), mehrere S. eine Zunft (tribus).

Sir (wie das franz. Sire aus sieur, d. i. Herr, entstanden) ist in England Titel der Baronets und Knights, der jedoch immer dem Taufnamen vorgesetzt wird; so: Sir Robert Peel, Sir Charles Napier. Spricht man von Baronets oder Knights, so läßt man eher den

Familiennamen, nie aber den Taufnamen aus. Als Anrede wird S. im gewöhnlichen Leben jedem anständigen Menschen gegenüber gebraucht; im Plural «Gentlemen». Doch werden auch in England der König und die königl. Prinzen mit S. angeredet. In letzterm Falle entspricht es dann dem franz. Sire (allergnädigster Herr), womit man die Könige und Kaiser anredet.

Sir-Darja oder Syr-Darja, der Jaxartes der Alten, ein Fluß, der in Ost-Hochasien am Thianschan oder Himmelsgebirge entspringt, das russ. Ferghanagebiet in seinem Oberlaufe, das russ. Sir-Darjagebiet im Unterlaufe durchzieht und in den Aralsee als Zwillingsstrom des Amu (s. d.) oder Amu-Darja (Oxus) mündet. An den südl. Nebenflüssen des Oberlaufs liegen die Städte Andydschan, Osch, Margilan und Khokand, am linken Ufer des Flusses selbst Khodschend. Der Fluß macht unzählige Windungen und ist bis 750 Mt. breit und bis 11 Mt. tief. Im Frühjahr nach der Schneeschmelze überschwemmt er seine Ufer, sodaß das Hochwasser und der gewöhnliche Wasserstand um 2—3 Mt. differiren. Auf der ganzen Strecke von Baildyr-Tugai (42° nördl. Br.) bis zu dem Fort Perowsky (44° 51′ nördl. Br.) finden sich nur die Auls der nomadisirenden Kirgisen, die nur spärlichen Ackerbau (Hirse, Mais, Gerste, Melonen) treiben. In der Nähe des rechten Ufers liegen die Ruinen von Otrar (42° 51′ nördl. Br.), wo Tamerlan starb. Um die Reste ziehen sich die Spuren eines großartigen Kanalnetzes, welches beweist, daß die Ufer ehemals dicht bevölkert waren. Vom Fort Perowsky an abwärts sind die Ufer mehr belebt von zahlreichen Horden der Kirgisen. Dort zeigen sich auch weite Saatfelder und Gemüsegärten, und neuerdings baut man auch mit Erfolg Wein, Baumwolle und Ricinus. Nahe der Mündung liegt das Fort Aralsk (1847 erbaut), die erste feste Position der Russen am Flusse. Seit neuester Zeit hebt sich der Verkehr; auch ist eine Dampfschifffahrt ins Leben getreten, die durch in der Nähe des Stroms aufgefundene Kohlenlager unterstützt wird. — Das russ. Gebiet S., ein Theil des Generalgouvernements Turkestan, liegt zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses und zählt auf 429,930,7 QKilom. (1870) 953,200 E., worunter 106,200 Tadschiks, 495,000 Kirgisen, 166,200 Usbeken, 135,500 Kuramen (Mischung von Kirgisen mit Tadschiks und Usbeken) und 3500 Turkmenen.

Sirach (eigentlich Jesus, der Sohn des Sirach), ein Jude zu Jerusalem, welcher um 200 v. Chr. gelebt zu haben scheint, veranstaltete eine Sammlung von Sittensprüchen, welche durch ihren gediegenen religiösen Gehalt und ihren Reichthum an vortrefflichen Weisheitsregeln eine hervorragende Stelle in der hebr. Literatur einnimmt und zugleich ein wichtiges Denkmal für die religiöse Entwickelung des Judenthums in der griech. Zeit bildet. Das hebr. Original der Sammlung ist nicht mehr vorhanden. Des Jesus Enkel übersetzte sie um 130 v. Chr. in das Griechische und begleitete sie mit einer Vorrede. Dieser Text findet sich unter den Apokryphen des Alten Testaments. Luther hat die Vorrede nicht mit ins Deutsche übertragen. Den besten Commentar über das Buch schrieb Fritzsche (Lpz. 1859).

Siracusa, früher auch Siragosa, Stadt auf der ital. Insel Sicilien, Hauptort der gleichnamigen Provinz (3697,12 QKilom. mit [1876] 311,786 E.), das alte Syrakus (s. d.), auf einer durch einen Damm mit dem Festlande verbundenen Insel vor der Bucht, in welche der Anapo mündet, mit einer Citadelle, einer bischöfl. Kathedrale, welche in einen griech. Tempel, der gewöhnlich für einen Athenetempel gehalten wird, hineingebaut ist, einem kleinen versandeten Hafen und (1876) 23,287 E. Von der alten Stadt auf dem Lande haben sich noch bedeutende Trümmer, namentlich der Festungsmauern, des Theaters und Amphitheaters und mehrere Wasserleitungen erhalten; mit den Latomien hängen die Gänge der Katakomben zusammen. Vortrefflich ist der syrakusanische Wein. Die Ufer eines kleinen Bachs, sonst Cyane, jetzt La Pisma genannt, der in den Anapo fällt, sind die einzige Stelle in Europa, wo die ägypt. Papyrusstaude, vom Volke la Parrucca genannt, wächst.

Sirani (Giovanni Andrea), Maler, geb. zu Bologna 1610, gest. daselbst 1670, gehörte der eklektischen Richtung an, in der er besonders in Nachahmung des Guido Reni so gewandt war, daß man seine Werke oft mit denen jenes Meisters verwechselt hat. Nur dem Naturalismus, den Guido in seiner ersten Epoche hatte, folgte er nicht. Seine Hauptwerke finden sich zu Bologna und Modena. — Fast noch bedeutender als S. ist dessen Tochter Elisabetta, geb. zu Bologna 1638, gest. daselbst 1665. Auch als Charakter eine hochschätzenswerthe Persönlichkeit wurde sie der Liebling der Stadt, wo ihr angeblich durch Vergiftung veranlaßter Tod allgemeine Trauer hervorrief. Ihre schönsten, zuweilen den besten Werken Guido Reni's gleichkommenden Bilder sieht man in der Certosa bei Bologna.

Sirenen (griech. Seirenes), dämonische Wesen der griech. Mythologie, Repräsentantinnen des verführerischen Elements des Meers, das unter seiner glatten Fläche Klippen und Untiefen

birgt, welche dem arglosen Schiffer Tod und Verderben bringen. Zuerst werden in der Odyssee zwei S. erwähnt, die auf einer Insel im fernen Westen hausend, die vorüberfahrenden Schiffer durch ihren bezaubernden Gesang anlocken und dann tödten; Odysseus entgeht der Gefahr, indem er die Ohren seiner Gefährten mit Wachs verstopft, sodaß sie nichts von den bezaubernden Tönen vernehmen, und sich selbst an den Mastbaum seines Schiffs festbinden läßt, sodaß er der schmeichlerischen Lockung nicht folgen kann. Dann treten sie, gewöhnlich drei an der Zahl, in der Sage vom Zuge der Argonauten und andern Sagen auf, mit verschiedenen Namen bezeichnet und an verschiedenen Stellen der Küste Italiens localisirt. Die spätere Sage wußte zu berichten, daß sie, nachdem Odysseus (oder die Argonauten) ihnen entronnen seien, sich selbst ins Meer gestürzt hätten und in Klippen verwandelt worden seien. Als ihr Vater wird bald Phorkys, bald Acheloos, als ihre Mutter gewöhnlich eine Muse genannt. Ferner wurde erzählt, daß sie mit Persephone Blumen gepflückt hätten, als diese von Pluton geraubt wurde, und daß sie von den Musen in einem Wettkampf des Gesangs besiegt und ihnen ihre Federn ausgerupft worden seien. Von der Kunst wurden sie gewöhnlich als Vögel mit Frauenköpfen, bisweilen auch als Frauengestalten mit Vogelklauen und Flügeln dargestellt. Auf Grabmälern stellten die Griechen oft das Bild einer S. als Symbol des Todes auf. Vgl. Schrader, «Die S.» (Berl. 1868).

Sirenen oder Nebelhörner sind große Hörner von 3 Mt. Länge und (am äußern Ende) 60 Ctmt. Weite, mit welchen, durch stark comprimirte Luft oder einen Dampfstrahl geblasen, von seiten der Schiffe bei Nebel Signale gegeben werden. (S. Seezeichen und Signal.)

Sirius oder Hundsstern heißt der strahlendste und hellste unter allen Fixsternen (s. d.) und der größte im Sternbilde des Großen Hundes, welches ostwärts unter dem Orion steht.

Sirocco oder Scirocco heißt der drückend heiße und ermattende Südostwind, der im Frühjahr und Herbste vorzüglich in Unteritalien in seiner größten Heftigkeit etwa 36—40 Stunden, in geringerer Stärke oft zwei bis drei Wochen weht und auf alles animalische und vegetabilische Leben höchst schädlich einwirkt. Man hält ihn für einen zersprengten, auf seinem Wege über das Mittelländische Meer gemilderten Samum (s. d.) und findet ihn in seiner brennendsten Hitze von Afrika her wehend in Malta, wo jedoch die plötzlich eintretenden Strömungen auf einmal selten über eine Minute lang dauern. Mit großer Gewalt herrscht der S. auch auf Sicilien. Geringer ist dieselbe auf den Jonischen Inseln, wo man, besonders in Korfu, den echten oder sog. schwarzen S. von dem gewöhnlichen S. unterscheidet. Ohne merklichen Einfluß auf das Thermometer oder Barometer auszuüben, gibt der S. das Gefühl einer brennenden Hitze, die bei der geringsten Bewegung mit Erschlaffung und Neigung zum Schweißtreiben verknüpft ist. Vgl. Dove, «Ueber Eiszeit, Föhn und S.» (Berl. 1867).

Sirventes (nordfranz. Servantois) waren dem Namen und Ursprunge nach Dienstgedichte, und zwar zuerst geistliche, im Dienste der Heiligen und besonders der Muttergottes abgefaßte, dann auch weltliche im Dienste der Fürsten, Dynasten und Damen, anfangs wol zum Lobe, dann aber auch oft sehr bitter tadelnd und nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen Stände, besonders den geistlichen, und Zustände, wie z. B. die immer zunehmende Theilnahmlosigkeit an den Kreuzzügen, gerichtet; daher sie auch als polit. Rügelieder, Kreuzlieder u. s. w. gelten. Besonders wurden dieselben in der Troubadourpoesie (s. Troubadour), aber auch von den nordfranz. Trouvères und den Italienern cultivirt.

Sismometer oder Seismometer (vom griech. σεισμός, Erschütterung, Erderschütterung) heißt ein Instrument zur Messung der Erdstöße. Salsano in Neapel erfand 1784 zuerst ein solches Instrument, bei welchem ein mit Farbe getränkter Pinsel die Stärke und Richtung der Erschütterung auf einem Papiere abzeichnete. Man nannte daher dieses Instrument auch Seismograph oder Sismograph. Ein anderes Werkzeug für denselben Zweck stellte Cacciatore her. Hier gab der größere oder geringere Abfluß von Quecksilber aus einer Rinne Auskunft über Richtung und Stärke der Erschütterung. Im J. 1855 erfand sodann Kreil einen Erdbebenmesser, der hauptsächlich aus einer Pendelstange und einem mit dieser in Verbindung gesetzten Uhrwerk besteht. Bei diesem Instrument geben die Striche eines Bleistifts Auskunft über Beginn, Richtung und Stärke der Erschütterung. Neuerdings benutzte Palmieri (s. d.) in Neapel für gleiche Zwecke eine sehr sinnreiche Vorrichtung, die wiederum die Bewegung des Quecksilbers zur Grundlage hat. (S. Erdbeben.)

Sismondi (Jean Charles Léonard Simonde de), Geschichtschreiber, Publicist und Literarhistoriker, geb. 9. Mai 1773 zu Genf, flüchtete zur Zeit des Umsturzes der alten genfer Regierung 1793 mit seinem Vater, welcher prot. Prediger war, nach England. Hier legte er den Grund zu einer freisinnigen polit. Anschauung. Nach seiner Rückkehr nach Genf wurde er

wegen der Unterstützung, die er einem Verfolgten hatte zutheil werden lassen, mit einer ansehnlichen Geldbuße und einer Gefängnißstrafe belegt, nach deren Beendigung er sich mit seiner Familie nach Toscana wendete und bei Pescia ankaufte. Aber auch hier war er vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, da er sowol den Italienern als auch den Franzosen verdächtig erschien. Nach langwieriger Haft 1800 wieder in Freiheit gesetzt, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er mehrere Communalämter verwaltete und sich im Verfolg seiner Studien mit Frau von Staël, Benj. Constant, Guizot, Pictet u. a. in Verbindung setzte. Von seinen Leistungen sind diejenigen auf dem Gebiete der Geschichte die bedeutendsten. Seine «Histoire des républiques italiennes du moyen-âge» (4 Bde., Zür. 1807—8; 2. Aufl., nebst Fortsetzung, Par. 1809; neuere Ausg., 10 Bde., Par. 1840) ist bei allen Mängeln ein ausgezeichnetes Werk. Hieran schließt sich die ursprünglich englisch geschriebene «Histoire de la renaissance de la liberté en Italie» (2 Bde., Par. 1832), welche in Abrundung und Durchbildung des Stoffs das erstere Werk noch übertrifft. Massenhaft und freilich hier und da breit ist seine «Histoire des Français» (31 Bde., Par. 1832—43), deren letzten Band A. Renée redigirte, und aus der er selbst einen übersichtlichen Auszug («Précis», 2 Bde., Par. 1839) geliefert hat. Außerdem ist noch zu erwähnen die «Histoire de la chûte de l'empire romain et du déclin de la civilisation de 250 à 1000» (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Lindau, Lpz. 1836). Auch hat er einen histor. Roman geschrieben, eine Schilderung Galliens im 5. Jahrh.: «Julia Sévéra, ou l'an 492» (3 Bde., Par. 1822; deutsch von M. Müller, 2 Bde., Lpz. 1822). Als Literaturhistoriker zeigte er sich in seinem vielgebrauchten Werke «De la littérature du Midi de l'Europe» (Par. 1813; 4. Aufl., 4 Bde., 1840; deutsch von Hain, 2 Bde., Lpz. 1815), welches aus seinen 1811—13 zu Genf gehaltenen Vorlesungen hervorgegangen ist. Unter seinen nationalökonomischen Schriften sind hervorzuheben: «Études sur les sciences sociales» (3 Bde., Par. 1836), «Principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce» (2 Bde., Genf 1803) und «Nouveaux principes de l'économie politique» (2 Bde., Par. 1819; neue Aufl. 1827). S. starb zu Genf 25. Juni 1842. Seine «Lettres inédites» gab Taillandier (Par. 1863), seine «Correspondance» Montgolfier (Par. 1863) heraus; auch Villari und Monod veröffentlichten «Lettres inédites» von S. (Par. 1868).

Sissek (Alt-Sisseck) oder Szisszeck, Stadt im Agramer Comitate von Kroatien-Slawonien mit (1869) 2287 E., in der ehemaligen kroat.-slawon. Militärgrenze, am Einflusse der Una in die Save, durch eine Brücke mit Neu-S. verbunden, Endpunkt der Linie Steinbrück-Agram-S. der Oesterreichischen Südbahn, durch seine Lage einer der bedeutendsten Handelsplätze im ungar. Theile der Monarchie, namentlich in Getreide. Der Ort steht an der Stelle der illyr. Stadt Segesta, die von Tiberius erobert und von den Römern neu colonisirt wurde (Siscia, unter Septimius Severus Colonia Septimia). Bei S. wurde der Gegenkaiser Maximus von Theodosius besiegt. Die Stadt hat noch zahlreiche Ueberreste röm. Bauten. Als 1593 die Türken S. belagerten, wurde die Feste von Audr. von Auersberg entsetzt.

Sistowa, Szistowa oder Schistow, auch Sistow, Stadt und Dampfschifffahrts-Station im neuen Fürstenthum Bulgarien, am rechten Ufer der Donau und im Scheitel der südlichsten Ausbiegung dieses Stroms gelegen, war bis 1878 schwach befestigt, hat, neben christl. Gotteshäusern, mehrere Moscheen und zählte vor Ausbruch des Russisch-Türkischen Kriegs von 1877—78 7—8000 E., welche Weinbau, Gerberei, Wollenweberei, Schifffahrt und Handel treiben. Für letztern ist die Lage des Ortes, namentlich in Rücksicht auf die Beziehungen zum Wegenetz des Landes, welches hier einen seiner bedeutendsten Knotenpunkte hat, sehr geeignet. Am 30. Dec. 1790 wurde zu S. ein Congreß eröffnet, und 4. Aug. 1791 ein Definitivfrieden zwischen der Türkei und Oesterreich abgeschlossen, der die Herstellung des Zustandes vor dem Kriege (9. Febr. 1788) festsetzte. Im Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 wurde S. besonders durch den daselbst stattgefundenen Donauübergang der Russen (Vorhut 27. Juni, Hauptarmee 10. Juli 1877) bekannt.

Sistrum, ein musikalisches Instrument der alten Aegypter, das bei dem Isisdienste gebraucht wurde, und das man in sehr ähnlicher Gestalt noch gegenwärtig in Abessinien findet. Es besteht aus einem ovalen Metallreife, der einen Stiel zum Anfassen hat. Durch diesen Reif sind Löcher gebohrt, in welchen sich metallene Stäbe befinden, die bei der Bewegung des Instruments ein klapperndes Geräusch verursachen. Als Erfinderin des S. galt die Isis.

Sisyphus, der Sohn des Aolus und der Enarete, Gemahl der Merope, Erbauer und König von Ephyra, dem nachmaligen Korinth, wird als der verschlagenste unter allen Menschen geschildert und war deswegen wie sein ganzes Haus verrufen. Namentlich aber ist er der Strafe

wegen, die er in der Unterwelt für seine Ungerechtigkeiten zu leiden hatte, bekannt. Diese bestand darin, daß er ein ungeheueres Felsenstück auf einen steilen Berg wälzen mußte, von dem jenes aber immer wieder, sobald er damit oben angekommen, herabrollte. Ursprünglich ist er wol eine Personification der brandenden Meereswogen.

Sitka oder Sitcha oder Baranow, Insel an der Küste des Territoriums Alaska (s. d.) der Vereinigten Staaten von Amerika. Die Insel gehört zum Archipel König Georg's III., ist nur wenig mit Fruchterde bedeckt und meist mit hohen Fichten bewaldet. Auf der Westseite der Insel, an dem Sitka- oder Norfolksund, liegt die Stadt S. oder Neu-Archangel, gegenwärtig die Hauptstadt des Territoriums Alaska, vormals die Hauptstadt vom Russischen Amerika und des Hauptcontors der russ. Pelzcompagnie, welches aus dem ganzen Gebiete die Ausbeute der Jagd einsammelte und alle Bezirke mit den erforderlichen Materialien, Provisionen und Waaren versah. Der Ort ist umgeben von Wäldern, Morästen und hohen steilen Bergen. Indessen ruft hier der häufige Regen eine Vegetation hervor, wie sie nur südlichern Breiten angehört. S. hat nur 60 heitere Tage im Jahre, die mittlere Temperatur ist im Sommer 10,6° R. Die Ansiedelung wurde 1799 gegründet, 1802 von den Koloschen zerstört, 1804 aber von Baranow wiedererobert und neu aufgebaut. Die Gebäude sind sämmtlich von Holz, die Straßen sehr unregelmäßig und schmuzig. Der Ort zählt kaum 1000 E., meist Indianer, hat ein Hospital, Schiffswerfte, Packhäuser, ein Arsenal, eine Marine- und andere Schulen, eine Sternwarte, Hauptapotheke, Bibliothek. In der Nähe der Stadt wurden 1878 reiche Gold- und Silberlager entdeckt.

Sitte nennt man im weitern Sinne die zur Gewohnheit gewordene Art und Weise des Thuns und Lassens im Verkehr mit andern und in der Lebensführung überhaupt, sowol bei einzelnen Menschen als auch bei Gesellschaften, Familien, Stämmen und Völkern. Im engern Sinne bezeichnet S. die Formen eines civilisirten und zu feinern Genüssen und sanfterer Umgangsweise gewöhnten Lebens, also Gesittung oder gute Lebensart; im engsten Sinn ein nach den Grundsätzen moralischer Gesinnung geregeltes Betragen, wo es also mit Sittlichkeit gleichbedeutend ist. In der zweiten und dritten Bedeutung des Wortes liegen die Maßstäbe zu einer Beurtheilung der ersten. Es kann z. B. bei einem wilden Volksstamm starke Sittlichkeit herrschen ohne alle Gesittung, und umgekehrt bei einem überfeinerten Volke die beste S. im Umgang ausgebildet sein neben einem tiefgesunkenen Zustande der Sittlichkeit. Die S. eines Volks hängen mit den Naturverhältnissen seiner Existenz, mit seiner Geschichte, seinen Bedürfnissen, seinem Charakter u. s. w. zusammen. Umwandlung, Verbesserung oder Verderbniß der S. sind jederzeit ein Zeichen innerer Umwandlungen. Die Art, wie sittliche Maßstäbe in Gedanken festgestellt werden und sich in dem Recht, der Religion, dem Familienleben u. s. w. Geltung verschaffen, ist selbst eins der wichtigsten Merkmale der Gesittung. Die Gesittung im Sinne von verfeinerter Lebensart spricht ihren conventionellen und daher häufig raschen Wechseln unterworfenen Charakter in der Mode (s. d.) aus. Dagegen ist die gute S. im moralischen Sinn dem Sittengesetz als einem reinen und unveränderlichen Vernunftgesetz des Rechthandelns unterworfen. (S. Moral.) Unter Sittenregeln sind allgemeine Grundsätze unsers sittlichen Verhaltens zu verstehen, die mit dem strengen Sittengesetz mehr oder weniger in Uebereinstimmung sein können. (S. Maxime.) Die S. im Sinne eines von alters her geltenden Herkommens vertritt in uncivilisirten Zuständen die Stelle der öffentlichen Gesetzgebung und bleibt auch im civilisirten Zustande immer die festeste Stütze der letztern.

Sitten, franz. Sion, das Sedunum der Römer, die Hauptstadt des schweiz. Cantons Wallis, liegt 521 Mt. über dem Meere an der unweit der Stadt in den Rhône mündenden Sionne und der Eisenbahn Genf-Lausanne-Brieg in der schönsten Gegend des Rhônethals und stellt sich von fern mit seinen beiden auf isolirten Kegeln sich erhebenden Felsschlössern sehr stattlich und malerisch dar. Der nördl. Kegel trägt die Trümmer der frühern bischöfl. Burg Tourbillon (1294 erbaut, 1788 durch Feuer zerstört) mit schöner Fernsicht; auf dem südlichen etwas niedrigern Felsen steht das Schloß Valeria, einst ein röm. Castell, jetzt Priesterseminar mit der uralten roman. Kirche Notre-Dame de Valère. Unterhalb Valeria liegt das Schloß Majoria, bis 1788 Residenz der Bischöfe, 1838 abgebrannt. In der eigentlichen Stadt, welche mit ihren engen Straßen und schweren steinernen Patricierhäusern sich einen eigenthümlichen romantisch-mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, sind die goth. Kathedrale mit romantischem Thurme, die zierliche St.-Theodulkirche und das alterthümliche Rathhaus, beide im goth. Stile, bemerkenswerth, in dem neuern Stadttheile gegen den Bahnhof hin das Regierungsgebäude und der bischöfl. Palast an der Place d'Armes. Außerdem besitzt S. ein

Kapuzinerkloster, eine prot. Kapelle und ein Gymnasium, in welchem sich die Naturalienſammlung des Cantons befindet. Die Sionne durchfließt die Stadt in tiefem, gemauertem Bette, deſſen Balkendecke, Graubpont, als Straße dient. Die (1870) 4895 E. (295 Proteſtanten) ſind zu drei Fünfteln franz. Zunge; ihre Haupterwerbsquellen ſind der Weinhandel und die Seidenzucht; auch beſteht eine Champagner-, eine Tabak- und eine Seidenfabrik. Das Klima der Umgebung iſt ſo mild (Jahrestemperatur 10° C., Sommer 19°, Winter 1°), daß außer vorzüglichem Wein und Obſt Feigen, Mandeln, Maulbeeren und an den Felſen von Tourbillon ſogar die amerik. Feigendiſtel (Opuntia vulgaris Tournef.) gedeihen. In der Ebene ſüdlich der Stadt ſchlugen 1475 die Oberwalliſer das ſavoyiſche Heer und ſetzten ſich dadurch in den Beſitz des Unterwallis. Weſtlich erheben ſich auf ſteilen Felshügeln die Trümmer der Burgen Montorge und Séon.

Sittenpolizei. Inſofern die Sitte den innern Gehalt des Volkslebens offenbart und durch das fortwirkende Beiſpiel den größten Einfluß auf die allgemeine Denk- und Lebensweiſe ausübt, iſt dem Staate eine unabläſſige Rückſichtnahme auf dieſen Maßſtab und Beſtimmungsgrund des Culturzuſtandes nahegelegt. Die Erhaltung kernhafter Tüchtigkeit, die Verbannung roher und unvernünftiger Gebräuche und die Sicherung der öffentlichen Moral gegen Lockerung und Verfall bilden aber eine um ſo ſchwierigere Aufgabe, als dieſe weſentlich ſittlichen Aufgaben nicht ſchon in äußerlichen Geboten oder Verboten, ſondern erſt mit der freien Aufnahme und der entſprechenden Selbſtbeſtimmung von ſeiten des Volks ihre wahre Befriedigung finden. Ein bis auf das Kleinſte ſich erſtreckender Zwang zum Schicklichen und Ehrbaren durch die Behörden, wie etwa in China, oder ſelbſt nur die Aufnöthigung einer heuchleriſchen Sabbatsſtimmung, wie in England, oder der Mäßigkeit im Genuſſe von geiſtigen Getränken, wie in den Neuenglandſtaaten der nordamerik. Union, ſchafft nur heuchleriſche Zuſtände. Die echte Staatskunſt wird deshalb zwar jene Zwecke mittelbar zu fördern ſuchen, z. B. durch dahin zielende Leitung des Unterrichts, Belohnung nachahmungswürdiger Verdienſte und Belebung des idealen Sinnes in der Nation. Unbedingt verwerflich iſt dagegen das Syſtem, welches die Geſellſchaft durch die vom Staate ausgehende Polizeiverwaltung mit einem poſitiv-ſittlichen Inhalte zu verſehen gedenkt. Ihrem wirklichen Berufe kommt die Polizei (ſ. d.) in dieſer Richtung nur damit nach, daß ſie einer Unſitte und den offenen Anreizungen zur Unſittlichkeit hindernd entgegentritt. Es fallen daher das Einſchreiten gegen den Duellzwang, Beſchränkung des Verkehrs in Schanklocalen, die Verhinderung übertrieben zahlreicher Tanzbeluſtigungen, Warnungen unzuverläſſiger Perſonen vor Uebertretung der Geſetze, Vorbeugungen wider die Rauſſucht der untern Klaſſen bei feſtlichen Gelegenheiten, ingleichen das Zwangsverfahren, um unzurechnungsfähigen Selbſtmördern trotz des Vorurtheils ein ehrliches Begräbniß zu verſchaffen, ebenſo in das Gebiet der S., wie die Maßregeln gegen unerlaubtes Spiel und gegen öffentliches Aergerniß, z. B. durch Erſcheinen in trunkenem Zuſtande, Thierquälerei, Verleitung zur Unſittlichkeit mittels Aufſprachen, Verbreitung unmoraliſcher Schriften und Zurſchauſtellung des Laſters (ſ. Proſtitution). Vgl. R. Mohl, «Die Polizeiwiſſenſchaft» (2. Aufl., Bd. 2, Tüb. 1844); Avé-Lallemant's Artikel «Sittenpolizei» in Rotteck's und Welcker's «Staatslexikon» (3. Aufl., Bd. 13, Lpz. 1865).

Situation (lat.) heißt in der Kunſtſprache die Lebenslage, in welcher ſich die dargeſtellte Perſönlichkeit befindet und an welcher ſie ihren Charakter zu entwickeln und zu bethätigen hat. Eine Dichtung ſteht um ſo höher, je einfacher, natürlicher, allgemein menſchlicher und darum allgemein gültiger die S. ſind, in welche die handelnden und leidenden Charaktere eingeführt werden. Phantaſtiſche und bizarre S. können pikant und ſpannend, aber niemals rührend und erſchütternd, d. h. echt künſtleriſch ſein, weil ſie aus der Grenze des Wahrſcheinlichen, aus dem vom Zuſchauer und Leſer Erlebbaren herausſtreten und ſich daher ſeiner Theilnahme entziehen. Wie die Charaktere, ſo müſſen auch die S., in welche dieſe Charaktere verſetzt werden, ſorgfältig motivirt, d. h. als in ſich nothwendige Ergebniſſe vorangegangener Handlungen und S. erſcheinen. Solche Dramen und Luſtſpiele, in denen bei einem gewiſſen Zurücktreten der Charakterzeichnung die breite Ausmalung der S. vorwiegt, werden zuweilen Situationsſtücke genannt. Im Roman hat für die Herbeiführung, d. h. Motivirung der S. der Zufall mehr Spielraum als im Drama, im Luſtſpiel mehr als in der Tragödie. Nur die phantaſtiſche Märchenpoeſie geſtattet den Zufall oder gar das wunderthätige Eingreifen höherer Mächte.

Situationszeichnen oder Planzeichnen nennt man die Kunſt, Theile der Erdoberfläche in Form einer Karte ſo genau durch Zeichnung darzuſtellen, daß man beim Vergleichen nicht allein ſofort eine Copie der Gegend erkennt, ſondern auch im Stande iſt, ſich nach Bedarf ſicher

und schnell danach zu orientiren. Zu diesem Zwecke müssen alle diejenigen Merkmale, welche in der Natur ins Auge fallen, als die Baulichkeiten, das Wegenetz, die Gewässer, die verschiedenen Culturen, die Unebenheiten des Erdbodens u. s. w. durch die Situationszeichnung nach Möglichkeit zum Ausdruck gelangen. Je nach dem besondern Zweck der darzustellenden Karte (ob Stadt- oder Festungsplan, Situationsplan, Special- oder Generalkarte) ist auch der Maßstab verschieden; er schwankt im allgemeinen zwischen 1:10,000 und 1:150,000 der natürlichen Länge. Die Karten größern Maßstabes gehören zumeist in die Kategorie der Forstkarten und ökonomischen Pläne behufs Feststellung der Besitz- und Steuerverhältnisse, oder sind Baupläne für Eisenbahnen, Straßen, Fortificationen u. s. w. Der Planzeichner darf nicht gleichmäßig und mechanisch verkleinern, wie es z. B. auf photographischem Wege geschieht, sondern die Versüngung muß eine geistige Arbeit sein; stets den Zweck der betreffenden Karte vor Augen behaltend, muß der Zeichner eine geeignete Auswahl unter den darzustellenden Objecten treffen und auch solche Gegenstände zur Darstellung bringen, deren Raum in der Verkleinerung gar nicht oder nur ungenügend abgebildet werden kann, falls dieselben für den Zweck der Zeichnung wichtig sind; andererseits sind manche Details im Interesse der Deutlichkeit zusammenzufassen oder fortzulassen. Wichtige Objecte, die in richtiger Versüngung nicht zur genügenden Darstellung kämen, werden über das ihnen zustehende Maß vergrößert, durch conventionelle Zeichen, Signaturen, ausgedrückt, so z. B. Straßen, Häuser, Einfriedigungen, einzelne Bäume. Andere conventionelle Signaturen dienen für die Darstellung der Grenzen, Orte, Bodenbewachsung (Wald, Ackerland, Gärten, Wiese, Sumpf), des Wassers u. s. w. Die verschiedenen Regierungen haben hierfür eigene Musterblätter ausgegeben und sucht man neuerdings eine größere Annäherung der bisher wenig übereinstimmenden Methoden anzubahnen. Die Form der Signaturen harmonirt möglichst mit jener der wiederzugebenden Gegenstände, indem in den meisten Fällen die letztern entweder in verkleinerter Ansicht oder in vergrößertem Grundriß reproducirt werden. Die Anwendung rein willkürlicher, conventioneller Zeichen, die ohne directe Beziehung zu dem darzustellenden Objecte stehen, ist auf das Minimum zu beschränken; denn der Plan soll eigentlich durch die einfache, noch nicht mit Schrift versehene Zeichnung der Objecte schon lesbar sein, nicht aber zu einer nur dem Eingeweihten verständlichen Zeichensprache misbraucht werden. Alle Objecte und Terraingegenstände, deren Größe bei entsprechendem Maßstab es gestattet, sollen in mathematisch ähnlichem Grundriß ausgedrückt sein.

Für die Darstellung der Unebenheiten des Erdbodens kommen hauptsächlich zwei Manieren in Betracht, von denen die eine auf Wiedergabe der durch die Beleuchtungsstärke veranschaulichten Böschungsverhältnisse, die andere auf einer Zerlegung der Terrainunebenheiten in Schichten gleicher Höhe beruht. Die Darstellung des Böschungswinkels (des Steilheitsverhältnisses der Unebenheiten des Terrains) gelangte am frühesten zu befriedigender Ausbildung. Es ist das Verdienst des sächs. Majors Lehmann (s. d.), zu Ende des 18. Jahrh. eine solide, wissenschaftliche Grundlage dafür geschaffen zu haben, auf der auch fast alle spätern Versuche basiren. Lehmann's System beruht auf dem Princip, eine geneigte Fläche desto dunkler in der Zeichnung zu halten, je weniger Licht sie bei senkrechter Beleuchtung erhält, d. h. also, je steiler sie ist. Eine horizontal liegende Fläche empfängt bei senkrechter Beleuchtung alles Licht und bleibt demnach weiß; eine lothrecht stehende empfängt gar kein Licht und würde daher schwarz zu färben sein. Jedoch ist dies Princip in der Praxis nicht getreu durchführbar; denn die Neigungswinkel der Abhänge, die unter 45° betragen, also in dem für technische, militärische und viele andere Zwecke wichtigsten Theile der Terrainunebenheiten, würden dann nicht deutlich genug unterschieden werden können. Deshalb hat man für das Dunkelverhältniß der Terrainunebenheiten eine willkürliche Scala zu Grunde gelegt; Lehmann nahm als völlig schwarz die gegen den Horizont um 45° geneigte Fläche an, da bei den Terrainverhältnissen seiner Heimat Sachsen die 45° übertreffenden Böschungen keine militärische Bedeutung mehr haben; mit Ausnahme Baierns hat man überall im Deutschen Reiche diese Scala beibehalten, in Baiern dagegen wegen der Darstellung des Alpenlandes die Grenze des Schwarzen bei 60° Böschung angenommen; Oesterreich nahm 1869 eine Schraffenscala mit der Beleuchtungsgrenze von 80° an. Lehmann theilt die Böschungen von 0° bis 45° in 9 Stufen von 5 zu 5° und erreicht die betreffende Schattenabstimmung durch eine zu verschieden wirkenden Zonen abgestufte Schraffirung; in den Böschungen von 0° bis 5° enthält der Raum neun weiße Neuntel, d. h. er bleibt weiß, bei 45° werden alle Neuntel, also der ganze Raum, schwarz. Die Unterscheidung der Dicke der Schraffen wird natürlich immer schwieriger, der praktische Werth also immer beschränkter, je mehr Abstufungen wir annehmen. Die Schraffen der Lehmann'schen Methode sind «dem Wasserlaufe

folgende», sog. senkrechte, stehen also überall auf jeder gedachten horizontalen Linie gleicher Höhe über dem Meere senkrecht. Neben der Lehmann'schen Darstellungsweise kommt eigentlich nur noch Eine in Betracht, die sog. altfranzösische, die schon vor Lehmann bekannt war, sich aber ebenso wie jene, und vielleicht noch mehr, vervollkommnet hat. Die altfranz. Weise fußt auf der Annahme schräger oder einseitiger Beleuchtung, ohne jedoch, wie dies bei der Lehmann'schen der Fall ist, in ihrer Ausführung wissenschaftlich begründet zu sein. Daher kommt es, daß ein und dieselbe Gegend, nach derselben Aufnahme von verschiedenen Zeichnern ausgeführt, verschiedene Bilder liefert, während nach der Lehmann'schen Methode dieselbe Aufnahme, mag sie von verschiedenen Zeichnern und an verschiedenen Orten stattfinden, doch stets dasselbe Bild zum Vorschein bringen wird. Nur in dem besondern Falle, daß auch Niveaulinien eingezeichnet sind, gestatten nach der altfranz. Weise bearbeitete Karten richtige Schlüsse. Einige Aehnlichkeit dieser Methode mit der Landschaftszeichnung läßt sich nicht absprechen, und daß sie entschieden mehr Effect hervorbringt, wie diejenige der senkrechten Beleuchtung, ist zweifellos. Sie eignet sich indessen nur für Terrainformen, welche Alpencharakter haben. Bei Mittelgebirge treten ihre Uebelstände schon sehr entschieden zu Tage, und für Flachland ist sie gar nicht anwendbar, ohne geradezu falsche Anschauungen hervorzurufen. Ihren Haupttypus hat die altfranz. Methode der schrägen Beleuchtung in der Eidgenössischen Vermessungskarte gefunden, der berühmten «Dufour-Karte», deren Maßstab wie 1 : 100,000. Dort ist sie in der geschicktesten Weise und ihrem ganzen Charakter entsprechend ausschließlich für das Alpengebirge angewandt. Außerdem findet sich gegenwärtig schiefe Beleuchtung bei officiellen Aufnahmereproductionen nur noch im ital. Generalstab und der franz. Marine. Um auch die Terrainunebenheiten, deren Böschung unter 5° beträgt, darzustellen, hat man Schraffirung durch unterbrochene Linien eingeführt. Größere Variationen der sächs. oder Lehmann'schen Scala haben sich jedoch nicht zu behaupten vermocht. So ist die preuß. oder Müssling'sche Scala, die sehr zeitraubend ist und ein gekünsteltes Element in die Zeichnung hineinträgt, fast überall wieder aufgegeben, nur in Hessen-Darmstadt leider noch im Gebrauch; sie behält das Tonverhältniß der sächs. Scala bei, gibt aber der Schraffirung, um ein bestimmtes Ablesen der Böschungsgrade zu erleichtern, verschiedene, den Gradationsstufen entsprechende, rein conventionelle, willkürliche Formen, indem sie verschiedene Strichsarten nach Bedürfniß mischt und verstärkt. In Preußen selbst wird diese Scala nur noch für die Terrainnebenheiten gebraucht, deren Böschungen weniger als 10° betragen. Während Lehmann das Tonverhältniß der geringern Beleuchtung, also der größern Steile, durch senkrechte Schraffen darzustellen strebt, suchen andere dasselbe durch horizontale Schraffen zu erreichen, sog. Querschraffen, d. h. Schraffen, deren Richtung senkrecht auf dem Wasserlaufe steht. Diese Querschraffen dürfen nicht mit eigentlichen Isohypsen (Horizontallinien in gleichen Abständen) verwechselt werden, denn sie sind nicht der Ausdruck einer Menge von Höhenmessungen, sondern wollen nur, gleich den senkrechten Schraffen, die Böschungsstufen durch Tonstufen zum Ausdruck bringen. Man findet sie auf norweg., span. und russ. Generalstabskarten; in Spanien sind die Querschraffen gleich stark, werden aber nach dem Böschungsgrade weiter oder dichter gezogen; in Rußland gibt man ein und derselben Schraffe verschiedene Stärkegrade; in Schweden combinirt man beide Schraffengattungen, indem Querschraffen für Kuppen und Rückenflächen der dort häufigen flach gerundeten Felsenhügel und Felsenberge dienen, senkrechte für die Abhänge. Bei den Aufnahmen der westl. Gebiete der Vereinigten Staaten mußten viele große Hochflächen zur Darstellung gebracht werden, wozu man feine Parallelstriche verwendet, deren Zahl (also deren Tonwirkung) nach der Höhenlage jener Hochflächen variirt, indeß die Berge in senkrechten Schraffen skizzirt sind.

Während so der Ausdruck des Böschungswinkels schon seit Ende des 18. Jahrh. seiner Wichtigkeit entsprechend gewürdigt wurde, verging noch lange Zeit, ehe die Darstellung der Höhenverhältnisse dieselbe Bedeutung erreichte. Der Erkennung des großen Werthes dieser Verhältnisse verdankt man die heutige Ausbildung der Schichtenpläne, d. i. der Zeichnungen, auf denen die Höhenverhältnisse des Terrains dargestellt werden. Freilich ist die Idee der Schichtenzeichnung nicht neu; schon 1738 entwarf der Franzose Buache den Plan, die Unebenheiten des Meeresbodens durch Linien gleicher Tiefe, Isobathen, zu bezeichnen; Ducarla-Bonifas betonte zuerst den Werth der Höhenschichtenlinien (Isohypsen, Niveaulinien) für die Erkenntniß der Bodengestalt, Dupain-Triel's 1791 erschienene Karte von Frankreich war der erste praktische Versuch. Im J. 1818 begann die Regierung die Bearbeitung einer großen Karte Frankreichs mit Isohypsen, 1826 bestimmte sie, daß alle Aufnahmen in großen Maßstäben mit Horizontalschichten zu versehen seien. Unter den deutschen Regierungen gebührt der hannoverischen

das Verdienst, zuerst die so tiefgreifende Bedeutung der Isohypsenkarten erkannt und gewürdigt zu haben, schon 1829 veranstaltete Hannover Schichtenaufnahmen; die andern Staaten folgten langsam nach, Preußen bequemte sich sogar erst 1847 der Neuerung an. Bald haben wir neben den Regierungsarbeiten auch tüchtige Leistungen Einzelner zu constatiren. Bereits 1830 publicirten die Dänen Alsen und Bredstorff eine Isohypsenkarte von Europa, in demselben Jahre der hannov. Hauptmann Papen eine solche vom Harze. Der letztere veröffentlichte dann 1844 eine derartige Uebersichtskarte von Hannover und 1857 seine berühmte Höhenschichtenkarte von Centraleuropa, welche mit Recht als epochemachend bezeichnet worden ist, denn besonders durch sie ist die Bedeutung des Schichtenzeichnens weitern Kreisen vor Augen geführt worden, sind zahlreiche Nachfolger herbeigezogen. Werden die Terrainunebenheiten lediglich durch Schichtenlinien dargestellt, so sind verschiedene Mängel nicht zu leugnen; einmal gibt eine solche Zeichnung kein plastisches Bild; ferner fehlen da, wo die Schichten weiter auseinanderliegen, natürlich alle Formendetails. Man suchte diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man (ähnlich der russ. Behandlung der Querschraffen) derselben Schichtenlinie verschiedene Stärkegrade gab, um so einen leichtern oder dunklern Ton für verschiedene Böschungswinkel zu erhalten.

Einen sehr wesentlichen Fortschritt bezeichnet die Colorirung der von den Isohypsen eingeschlossenen Höhenschichten, wodurch das Bild, bei genügender Nähe der Isohypsen und geschickter Farbenwahl, außerordentlich an plastischem Ausdruck gewinnt; man unterscheidet dabei zwei Hauptmethoden, die Sonklar'sche, welche nach dem Grundsatze: «Je tiefer, desto dunkler», die Erhöhungen beim Ansteigen immer heller werden läßt, und die Hauslab'sche mit dem Grundsatze: «Je höher, desto dunkler». Da in unsern Verhältnissen die meiste Cultur, die meisten Wohnstätten, also auch die meisten Namen, sich auf den Ebenen und in den Thälern finden, so erscheint die Hauslab'sche Methode, nach der die niedrigern Landestheile am hellsten sind, dort also die Schrift u. s. w. am deutlichsten erscheint, für uns als die entschieden zweckmäßigere. Sehr viel kommt auf die Wahl der Farben an; sie müssen Schrift und Gerippe deutlich erkennen lassen. Um die durch Isohypsen und durch Flächencolorit der Schichten nicht ausgedrückten Terraindetails zur Anschauung zu bringen, hat man auf der Isohypsengrundlage noch die Terrainzeichnung durch Schraffirung oder Schummerung (Wiedergabe der verschiedenen Beleuchtungsstärken durch einen durch Verwischung heller und dunkler werdenden Farbenton) eingetragen. Diese Schraffirung darf dann aber nicht einfach eine mechan. Ausfüllung der Schichten sein, da sie ja vielmehr eben das Detail zwischen den Isohypsen wiedergeben soll. Bei den meisten Aufnahmen werden indessen die Schichtenentwürfe nach der Natur gemacht, die Schraffur wird nachträglich hinzugefügt und gibt darum nur die Hauptformen, nicht die Details. Dagegen erfolgt bei den neuern österr. Specialkarten die Terrainzeichnung auf dem Felde nach wirklich sichtbaren Formenlinien, während die Schichtenlinien nachträglich ausgezogen werden, controlirt durch zahlreiche in jeder Section eingetragene Höhenpunkte. Streffleur benutzte verschieden gefärbte Isohypsen zur Unterscheidung der Culturregionen. Als die nach dem gegenwärtigen Stande des S. höchste Leistung erscheint die Verbindung der Schraffirung mit Isohypsen, Flächencolorit der Höhenschichten und eingetragenen Höhenzahlen; die Terrainunebenheiten werden dabei am besten mit allen Formendetails durch skizzirte Schraffirung ausgedrückt und mit bunten Schichtenflächen überlegt, die innerhalb der Schichte nach dem Verhältniß des Böschungswinkels lichter oder dunkler gehalten sind. Diese Zeichnung vereinigt Darstellung der allgemeinen Ueberhöhung der Massen, Wiedergabe der Böschungsverhältnisse und der Formendetails mit exactem Ausdruck der charakteristischen Höhen- und Tiefenpunkte. Zum Beschreiben der Pläne hat man festzuhalten, daß die Schrift, unbeschadet ihrer Deutlichkeit, nicht zu sehr hervortritt, da sie nur zur nähern Bezeichnung des Objects dient und diesem untergeordnet sein muß. Ueberdies ist dieselbe bei nicht zu großer Mannichfaltigkeit so zu wählen, daß gleiche Objecte auch gleiche Schrift erhalten. Auch mögen, je nach dem besondern Zwecke der Karte, besondere Merkmale ausnahmsweise wol noch durch die Schrift hervorgehoben werden. Vgl. Plehwe, «Leitfaden für den theoretischen Unterricht im Planzeichnen» (7. Aufl., Berl. 1874); Burchardt, «Leitfaden für den Unterricht in der Terrainlehre, im militärischen Planzeichnen u. s. w.» (Berl. 1878); Wichura, «Das militärische Planzeichnen» (Berl. 1878); Streffleur und Neuber, «Die Oberflächengestaltung und die Darstellungsweisen des Terrains» (Wien 1878).

Sium, Name einer zur 5. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Doldengewächse gehörenden Pflanzengattung, welche sich durch seitlich zusammengedrückte, gerandete Früchte, verkehrt-eirunde, ausgerandete Blumenblätter mit nach innen geschlagenem Zipfel und vielstrahlige, mit allgemeiner vielblätteriger Hülle und besondern mehrblätterigen

Hüllchen versehene Dolden auszeichnet. Die einzige, bei uns wildwachsende Art, S. latifolium L., ein Sumpfgewächs mit röhrigem, vielkantigem, starkverzweigtem Stengel, fiedertheiligen, breitzipfeligen, über den Wasserspiegel hervorragenden und in feine, haarförmige Zipfel zertheilten, untergetauchten Blättern führt den Namen Merk. Sie gilt für giftig. Zu dieser Gattung gehört auch die Zuckerwurzel (S. Sisäron L.), eine angeblich aus Mittelasien stammende Pflanze, welche hin und wieder in Küchengärten ihrer süß und aromatisch schmeckenden Wurzeln halber cultivirt wird. Ihr Wurzelstock besteht aus büschelig gruppirten Wurzeln, ihre untern Blätter sind fiederschnittig mit eiförmig-länglichen, scharfgesägten Abschnitten, die obern dreitheilig mit lanzettlichen Theilstücken, die Blüten wie beim Merk weiß. Diese Pflanze verlangt einen leichten, fetten, gut bearbeiteten und warm gelegenen Boden.

Siut, die jetzige Hauptstadt Oberägyptens, das alte Lycopolis, unweit vom Nile in reizender und ungemein fruchtbarer Gegend auf der westl. Seite des Thals gelegen, ist gut gebaut und zählt (1872) 27,470 E., die viel Gewerbthätigkeit entwickeln. Die Stadt ist Sitz eines Paschas sowie eines kopt. Bischofs, hat einen Palast des verstorbenen Vicekönigs Ibrahim-Pascha, zwei schöne Moscheen, eine große Baumwollspinnerei der Regierung und ein weitläufiges Regierungsmagazin für die in der Provinz erhobenen Bodenproducte. Als Hauptstation für die Karavanen aus Nubien und Sudan unterhält S. noch immer einen bedeutenden Handel, der sich bis ins Innere Afrikas erstreckt. Beliebt sind in Aegypten die irdenen Waaren des Ortes (vorzüglich Pfeifenköpfe) und die Sattlerarbeiten jeder Art, die namentlich nach Centralafrika Absatz finden. Das unmittelbar am Nil gelegene Dorf El-Hamra ist der Hafen von S. und mit der Stadt durch einen Damm verbunden.

Siva (d. h. der Glückliche), Gottheit der Indier, s. Indische Religion.

Sivertsen (Cort), holländ. Seeheld, s. Adelaar.

Siwah, eine dem Pascha von Aegypten tributäre Oase in der Libyschen Wüste, 14 Tagereisen von Alexandria, im Alterthume Oase des Jupiter Ammon oder das Ammonium (s. d.) genannt, ist 30 Kilom. lang, bis 2 Kilom. breit, liegt 32,3 Mt. tiefer als der Meeresspiegel und besteht aus einem von Bergen umschlossenen Thale mit mehrern Seen, reichlicher Bewässerung überhaupt, mit Wiesen, Palmwäldchen, Gärten und Saatfeldern, reichlicher Production von Datteln, Melonen, Oliven, Granatäpfeln, Weintrauben, Bohnen, Gerste, Weizen und Reis und vorzüglich reinem Kochsalz. Sie wurde 1792 von Browne wiederentdeckt und ist seit 1820 Aegypten zinspflichtig. Die Oase hat 5600 E., welche ein Gemisch des Arabischen und der Berbersprache reden, unter vier bis sechs Scheikhs stehen, von der ägypt. Verwaltung aber völlig unabhängig sind. Die Bewohner besitzen über 300,000 Dattelbäume, welche in guten Jahren 9600 Kamelladungen (à 3 Ctr.) Früchte liefern. Ihre Hauptnahrung sind die Datteln und ägypt. Getreide. Im Orte S. sind die aus Lehm aufgeführten Häuser bis fünf Stockwerke hoch, und die Straßen sind bedeckt. Felder und Gärten werden gut im Staude gehalten. Der südl. Theil gleicht dem herrlichsten Obstgarten, in welchem Orangen und Citronen reifen. Manche der Quellen sind artesische, deren Wasser in Bassins von antikem Mauerwerke sprudgt. Agermih liegt auf isolirtem, steilem Fels und hat Reste alter Tempel und tiefe Brunnen; ein Thor in ägypt. Stile und ein mit Hieroglyphen bedeckter Saal sind wol Reste des Königspalastes, der an das durch sein Orakel berühmte Ammonium stieß. Etwa 4 Kilom. östlich von S. liegt zwischen Palmen die Sonnenquelle, von 110 Schritte Umfang; jetzt heißt sie Ain-hammâm, d. i. Taubenquelle. Sie zeigt stets eine Temperatur von 23°. 1 Kilom. nördlicher liegt Umm-el-Beida, das zweite Ammonium, welches aber kein Orakel hatte.

Sixtinische Kapelle, s. Rom (Stadt). — **Sixtinische Madonna**, s. Rafael Santi.

Sixtus heißen fünf röm. Päpste. — S. I., eigentlich Xystus, von der Kirche als Märtyrer verehrt, soll 120 auf den röm. Stuhl gelangt und 129 enthauptet worden sein. — S. II. wurde 257 der Nachfolger des Stephanus, aber bald darauf in der Verfolgung des Valerianus hingerichtet. Derselbe ließ 29. Juli 258 die Reliquien der Apostel Petrus und Paulus in den Katakomben beisetzen. — S. III., 432—440, sendete den Patricius, den Apostel der Irländer, ab und hatte Leo d. Gr. zum Nachfolger. — S. IV., 1471—84, war gelehrt, ließ aber die Inquisition in Spanien einführen und befleckte seinen Namen durch Nepotismus, Simonie und andere Sünden. — Der berühmteste unter allen Päpsten dieses Namens war S. V., als Regent und Staatsmann der größte unter den Päpsten der drei letzten Jahrhunderte. Er hieß eigentlich Felix Peretti und war zu Grotte a Mare unweit Montalto in der Mark Ancona geboren. Durch Vermittelung eines Oheims wurde er 1534 Franciscaner und erwarb sich bald ausgezeichnete Kenntnisse in der scholastischen Philosophie

und Theologie und in der röm. Literatur. Er lehrte seit 1544 das kanonische Recht zu Rimini, seit 1546 zu Siena und wurde 1548 Priester, Doctor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena. Seit 1551 in Rom, glänzte er auf der Kanzel, sowie durch fromme Werke. Im J. 1556 Vorsteher der Franciscanerschule und 1557 Generalinquisitor zu Venedig, kehrte er 1560 nach Rom zurück, wo er zum Consultor des Heiligen Officiums und Professor an der Universität ernannt wurde und sein Orden ihn zum Generalprocurator wählte. Im J. 1565 begleitete er den päpstl. Legaten als Gesandtschaftstheolog nach Spanien und erwarb sich daselbst durch seine Predigten die Achtung Philipp's II. und der Großen. Pius V. erhob ihn zum Generalvicar des Franciscanerordens, zum Bischofe von Sta.-Agata de' Goti und zu seinem Beichtvater. In diesen Aemtern drang er auf Abstellung der unter den Franciscanern eingerissenen Unordnungen, suchte auch die Sitten der Geistlichkeit seines Sprengels zu verbessern. Schon 1570 wurde er Cardinal und nannte sich nun Montalto. Um bei seinen Collegen keine Eifersucht zu erwecken, brauchte er seinen Einfluß auf Pius V. mit Mäßigung. Nach dem Tode desselben hielt er sich im Conclave von jeder Parteiung entfernt, und unter Gregor XIII. zog er sich fast ganz zurück. Sanft zeigte er sich gegen jedermann. Seine Einkünfte verwendete er auf wohlthätige Werke und gelehrte Unternehmungen. So hatte er alles um sich her über seinen wahren Charakter getäuscht und die Mehrzahl der Cardinäle zu dem Glauben gebracht, daß er sich als Papst leicht lenken lassen werde. Gregor XIII. starb 1585 und Montalto wurde fast einstimmig zum Papste erwählt. Nach beendeter Wahl warf er noch in der Wahlkapelle den Stab, auf den er sich bisher gestützt, plötzlich weg und trat zum Erstaunen aller mit einer Kraft und Majestät hervor, die den selbstständigen Herrschergeist ankündigte. Mit Energie stellte er allenthalben die Ordnung im Kirchenstaate her. Sodann beschäftigten ihn große Bauten in Rom. Die nach ihm benannte Wasserleitung (Aqua felice), der große Obelisk auf dem Platze vor der Peterskirche, die prächtige Kuppel der Peterskirche, das Spital an der Tiber sind Denkmäler seiner Regierung. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch die Stiftung der vaticanischen Bibliothek, für die er ein prachtvolles Gebäude und eine eigene Druckerei für die Herausgabe der Kirchenschriftsteller einrichtete. Aus dieser Druckerei gingen seine Ausgabe der Werke des heil. Ambrosius und die von ihm besorgte, freilich sehr fehlerhafte Ausgabe der Vulgata (s. d.) hervor. Zu Fermo im Kirchenstaate gründete er eine Universität, zu Rom das Collegium des heil. Bonaventura für junge Franciscaner und zu Bologna das Collegium Montalto. Die Kosten seiner Hofhaltung schränkte er ein und bewies große Mäßigung in der Sorge für seine Verwandten. Zur Verwaltung der Regierungs- und Kirchenangelegenheiten setzte er 15 Congregationen aus Cardinälen und andern Beamten nieder. Die Anzahl der Cardinäle setzte er auf 70 fest, und alle Bischöfe der kath. Christenheit verpflichtete er, innerhalb drei, fünf oder zehn Jahren einmal nach Rom zu kommen. In theol. Streitigkeiten beobachtete S. eine weise Neutralität. Desto eifriger mischte er sich in die polit. Händel seiner Zeit. Der Plan, Deutschland in die Abhängigkeit vom röm. Stuhle zurückzubringen, schlug freilich fehl; doch wußte er den Kaiser Rudolf II. zur Verfolgung der Ketzer zu bewegen. Mit allen Regenten seiner Zeit blieb er in leidlichem Vernehmen, suchte aber einen durch den andern zu schwächen und von sich abhängig zu machen. Dabei beschäftigten ihn weitaussehende Entwürfe zu Vergrößerung seiner landesherrlichen wie kirchlichen Macht. Bei seinem Eingreifen in die Zeitereignisse und bei seiner Gewohnheit, als Landesherr durchaus selbst zu regieren, mußte er sich der rastlosesten Thätigkeit hingeben. Durch ein ausgedehntes System der Spionage setzte er sich von allem in Kenntniß. Seine Geschäftskenntniß und geistige Ueberlegenheit flößten jedem Bewunderung ein. Berühmt sind die witzigen Antworten, mit denen er die Gegner niederschlug und seine Absichten durchsetzte. Persönlich war er kalt, schlau und umsichtig, verschlossen und fest bis zur Härte. Polit. Rücksichten hatten bei ihm in der Regel das Uebergewicht über die religiösen. Als er 24. Aug. 1590 starb, riß das durch Auflagen erbitterte Volk die ihm vom Senate auf dem Capitol errichtete Bildsäule nieder. Die Vermuthung, sein Tod sei auf Betrieb des span. Hofs, den er sich durch seine Kälte gegen die Ligue und durch Annäherung an Heinrich IV. von Frankreich zum Feinde gemacht, durch Gift beschleunigt worden, ist auf keine hinreichenden Beweise gestützt. Vgl. Tempesti, «Storia della vita e gesti di Sisto V.» (2 Bde., Rom 1754); Hübner, «Sixte-Quint» (3 Bde., Par. 1870; deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausg., 2 Bde., Lpz. 1871).

Sjöberg (Erik), schwed. Lyriker, geb. 14. Jan. 1794 im Kirchspiele Ludgo in Södermanland von armen Aeltern, besuchte mit Unterstützung eines väterlichen Freundes das Gymnasium zu Strengnäs, seit 1814 die Universität Upsala. Theils hier, theils in Stockholm lebte er in

größter Dürftigkeit, nur durch den geringen Ertrag von Privatunterricht sein Leben fristend, mit gebrochenem Herzen, die letzten Jahre hindurch auch noch durch Krankheit geschwächt, bis zu seinem Tode 4. März 1828. Seine Gedichte, die er unter dem Namen Vitalis 1819—26 in einzelnen Heften herausgab und die nach seinem Tode von Geijer gesammelt und hevorwortet (Stockh. 1828; neue Ausl., Stockh. 1873; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1843) erschienen, zeigen bald eine melancholische Stimmung, bald eine religiöse Resignation. Mehrere der letztern Art zeichnen sich durch Wahrheit, feines Gefühl und eine vollendete Darstellung aus.

Sjögren (Andr. Joh.), verdienter Geschichts- und Sprachforscher, geb. 8. Mai 1794 im Kirchspiele Ithis in Finland, erhielt seine erste Bildung zu Lowisa und im Gymnasium zu Borgä, bezog 1813 die Universität zu Abo und widmete sich dort besonders den histor. Wissenschaften, der Literaturgeschichte, den classischen und orient. Sprachen, bis 1818 durch Rask seine Studien die besondere Richtung auf die Sprache und Geschichte Finlands erhielten. Im Frühjahre 1820 ging er nach Petersburg, wo er als Hauslehrer fungirte. Als erste Frucht seiner gründlichen Studien über Rußlands Geographie und Geschichte, sowie über die finn. Völker erschien die Schrift «Ueber die finn. Sprache und ihre Literatur» (Petersb. 1821). Seit Mai 1823 Bibliothekar des Grafen Rumänzow, unternahm er 1824—29 eine größere wissenschaftliche Reise durch Finland und das nördl. Rußland bis zum Ural. Nach der Rückkehr wurde er im Oct. 1829 als Adjunct in die petersburger Akademie aufgenommen, hierauf im Dec. 1832 zum außerordentlichen Akademiker befördert und im Juni 1833 zugleich zum Bibliothekar der zweiten Abtheilung der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften ernannt. Als Früchte seiner Reise erschienen außer den «Anteckningar om församlingarne i Kemi-Lappmark» (Helsingf. 1828) mehrere meist histor. Abhandlungen in den «Mémoires» der petersburger Akademie. Die Erblindung des rechten Auges veranlaßte ihn 1835 zur Niederlegung des Bibliothekaramts und zu einer neuen wissenschaftlichen Reise nach dem Kaukasus, auf welcher er bis 1838 das Tatarische, Türkische, Persische, Armenische, Georgische, Tscherkessische und Ossetische erlernte. Im Dec. 1844 ward S. zum ordentlichen Akademiker für die Philologie und Ethnographie der finn. und kaukas. Völker ernannt, im Jan. 1845 zugleich mit dem Directorium des akademischen ethnogr. Museums beauftragt und im Febr. 1845 zum Staatsrathe befördert. Die Materialien, welche er 1846 auf einer Reise zur Untersuchung der Ueberreste der Liven und Kreewingen nach Livland und Kurland gesammelt hatte, vervollständigte er 1852 auf einer zweiten Reise dorthin. S. starb 6. Jan. 1855. Nach seinem Tode wurden von der Akademie S.'s «Histor.-ethnogr. Abhandlungen über den finn.-russ. Norden» (Petersb. 1861) als der erste Band seiner «Gesammelten Schriften» herausgegeben; den zweiten Band füllen seine Grammatik und sein Wörterbuch der Sprache der Liven (besorgt von Wiedemann, 2 Thle., Petersb. 1862). S.'s «Ossetische Sprachlehre» war schon 1844 erschienen. Viele Beiträge lieferte S. für das «Bulletin» und die «Mémoires» der petersburger Akademie. In letztern erschien auch seine nachgelassene Arbeit über die Jatwägen (1858).

Skager-Rack (das), von den engl. Seefahrern Sleeve, d. i. Aermel genannt, ein buchtförmiger Arm der Nordsee, welcher in nordöstl. Richtung zwischen der flachen Küste Jütlands und dem steilen, vielfach und tief eingeschnittenen Gestade Norwegens und Schwedens in das Festland Europas eindringt, zuweilen auch als der nördl. Theil des Kattegat bezeichnet wird, ist 225 Kilom. lang, 110—150 Kilom. breit und hat in der Mitte 100—140 Mt., an der norweg. Küste, von deren zahlreichen Buchten oder Fjorden der Christianiafjord der bedeutendste ist, über 360 Mt. Tiefe. Die Beschiffung desselben ist wie die des Kattegat besonders auch wegen der häufigen Stürme mit mancherlei Gefahren verknüpft, das Einlaufen der Schiffe aus der Nordsee durch die hier fast beständige Westströmung erschwert. Den Namen hat dies Gewässer von dem S., einer Sandbank, welche, auch als Skagensriff bezeichnet und weithin in das Meer hineingestreckt, die Fortsetzung der wie ein Horn gekrümmten Nordspitze Jütlands bildet. Auf dieser aus Flugsand bestehenden, öden und vegetationsleeren Landspitze, dem Cap Skagen oder Skagenshorn, liegt, aus zerstreut liegenden Häusern bestehend, die alte kleine Stadt Skagen mit 1615 E., die von Fischerei, Austernfang, Lootsendienst, Schifffahrt und etwas Handel leben. Ihr Hafen ist versandet und nur kleinen Schiffen zugänglich.

Skalde (skáld), das altnord. Wort für «Dichter» und in diesem Sinne durch Gerstenberg, Klopstock u. a. auch ins Deutsche aufgenommen. Das, was die Kunst des nordischen S. und seine Erzeugnisse charakterisirt und diese von der Prosa unterscheidet, ist im allgemeinen nichts weniger als dichterischer Gehalt, sondern lediglich die künstliche Form des Versmaßes und des sprachlichen Ausdrucks; eine Reihe von Nominalbegriffen (z. B. Mann, Schwert, Kampf

u. s. w.) drückt er theils durch Worte aus, die der Prosa fremd und nur der poetischen Sprache eigen sind, theils und zwar vorzugsweise durch bildliche Umschreibungen (kenningar), die aus zwei, drei und mehr Worten zusammengesetzt und der Mythologie, der Heldensage, der Natur entlehnt sind; Versprengung der zusammengehörigen Worte und Verschränkung der Sätze, wenn nicht hier und da aus rhetorischen Zwecken beabsichtigt, erscheinen meist als Folge metrischen Zwanges. Eine Darstellung dieser skaldischen Kunst bildet den Inhalt der dem Snorri Sturluson (s. d.) beigelegten Edda. Die S. bilden keinen besondern Stand, sondern jeder, der sich skaldische Kunst aneignet, ist und heißt skáld. Isländer gründeten darauf einen Lebensberuf, indem sie seit Beginn des 10. Jahrh. die nordischen, engl. und brit. Fürstenhöfe bereisten, um sich durch Vortrag ihrer Lobgedichte auf den Fürsten, der sog. Drapas, Besitz und Stellung bei ihm zu erwerben. Diese Lobgedichte dienen durch ihren histor. Inhalt für die Zeit, in der es noch keine Geschichtschreibung gibt, als die einzigen Quellen und werden in diesem Sinne auch von den isländ. Sagaschreibern des 12. und 13. Jahrh. benutzt. Von namhaften S. gehören die ältesten Norwegen an (z. B. Brage, Thjodolf von Hvin, Eyvind u. s. w.), die weit überwiegende Mehrzahl sind Isländer, vor allem: Egil, Hallfred, Sighvat, Snorri Sturluson u. v. a. (S. Nordische Sprachen und Literaturen.) Ein altes Verzeichniß von S., die nordische Fürsten durch ihre Drapas gefeiert haben, das sog. skáldatal, findet sich in der upsalaer Handschrift von Snorre's Edda, herausgegeben in Th. Möbius' «Catalogus librorum islandicorum et norvegicorum aetatis mediae» (Lpz. 1856); eine Ausgabe desselben nach älterer Ueberlieferung und mit reichem Commentar enthält der dritte Band der Arna-Magnäischen Ausgabe der Snorra-Edda.

Skalitz, genauer Groß-Skalitz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Neustadt an der Josephstadt-Liebauer Eisenbahn und am linken Ufer der Aupa, 13 Kilom. nordöstlich der Festung Josephstadt, zählt (1869) 2192 E. (ohne das gegenüber am rechten Ufer der Aupa gelegene Dorf Klein-Skalitz mit 400 E.). Der Ort wurde bekannt durch das siegreiche Gefecht des preuß. 5. Armeecorps unter General von Steinmetz gegen das 8. österr. Corps unter dem Erzherzoge Leopold 28. Juni 1866. Dem 5. österr. Jägerbataillon, das in dem Gefecht besonders engagirt war, hat sein Offiziercorps auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet, ebenso das preuß. Königsgrenadierregiment Nr. 7 seinen Gefallenen ein eisernes Kreuz mit Marmorsockel. Oesterreichischerseits wird auch das Gefecht am 27. Juni, welches die Preußen das Gefecht bei Nachod nennen, als Gefecht bei S. bezeichnet.

Skamander (griech. Skamandros), der Hauptfluß der Ebene von Troja, der in der Homerischen Ilias eine bedeutende Rolle spielt, jetzt Mendere genannt, wegen seiner gelblichen Farbe mit dem Beinamen Xanthos (der gelbe) bezeichnet. Derselbe entspringt auf dem Ida, tritt in der Nähe des Dorfes Bunarbaschi in die troische Ebene ein, welche er in ihrer ganzen Länge in nordwestl. Richtung durchfließt, und ergießt sich unweit des Vorgebirges Sigeion in den Hellespont. Etwas weiter östlich mündet, mit dem Unterlaufe des S. ein Flußdelta bildend, der kleinere, die nördl. Ebene durchfließende troische Fluß Simoeis, der jetzige Dumbrek, der nach der Homerischen Schilderung sich mit dem S. in der Ebene vereinigt. N. Herchers («Ueber die Homerische Ebene von Troja», Berl. 1876) hat indeß die Ansicht aufgestellt, daß der Simoeis gar kein wirklicher Fluß der troischen Ebene gewesen, sondern nur von einem Nachdichter der ältern Partien der Ilias in dieselbe eingeführt worden sei.

Skanderbeg, mit christl. Namen Georg Kastriota, der letzte siegreiche Vertheidiger der christlich-nationalen Interessen auf der Balkanhalbinsel gegen das vordringende Osmanenthum, stammte aus einer in Albanien heimisch gewordenen südslaw. Dynastenfamilie und war der jüngste Sohn des Iwan (Johann) Kastriota, des Herrn der Grafschaft Mat, eines tapfern Gegners der Osmanen, welcher indessen seit 1410 sich den Fortbestand seiner Herrschaft dadurch erkaufen mußte, daß er abwechselnd drei seiner vier Söhne der Pforte als Geiseln stellte, in welcher Eigenschaft die jungen Leute als türk. Offiziere erzogen wurden. Georg, wahrscheinlich um 1404 geboren, ein geistig und körperlich hochbegabter Jüngling, nahm den Islam an und genoß als Skender Beg (Alexander Bej), welchen Namen er führte, die besondere Gunst des Sultans Murad II., ohne darum seinen Familienstolz und seine nationale Freiheitsliebe einzubüßen. Im J. 1443 hatte er als türk. Vasall den Krieg gegen die Magyaren mitmachen müssen. Im Felde erfuhr er, daß sein Vater gestorben, daß die Pforte die Herrschaft Mat einziehen wolle und daß darüber ein Aufstand ausgebrochen. Infolge dessen benutzte er die Niederlage, welche Hunyadi den Türken bei Nisch (3. Nov. 1443) beibrachte, um dem beim Heere anwesenden Staatssecretär des Sultans einen Ferman abzuzwingen, der ihm

die Statthalterschaft der Festung Kroja (Alt-Hissar), einst zu den Besitzungen seines Oheims gehörig, übertrug; dann verließ er mit 300 albanes. Reitern das osman. Lager, setzte sich in den Besitz Krojas, trat als Georg zum Christenthume zurück und proclamirte den heiligen Krieg gegen den Islam. Der Ruhm, den er als türk. Offizier erworben, nebst dem Ansehen seines Geschlechts führte ihm die ganze von den Osmanen schwer bedrückte Nation zu, an deren Spitze er, nachdem er 1444 alle Häuptlinge zu einem Bunde vereinigt, als «Kapitän von Albanien» trat. Darauf zog er mit 8000 Reitern und 7000 Fußgängern einem türk. Heere von 40,000 Mann unter Ali-Pascha entgegen und schlug diesen gänzlich; drei andere Paschas erlitten ähnliche Niederlagen. Endlich im Mai 1449 griff ihn Murad selbst mit 100,000 Mann an, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre belagerte Murad Kroja; S. nöthigte ihn aber, die Belagerung aufzuheben. Nach Murad's Tode 1451 behauptete sich S., obwol einigemale geschlagen und durch den Abfall einiger Feldherren geschwächt, dennoch im Besitze von Albanien gegen die Heere Mohammed's II., sodaß dieser ihm endlich in dem Frieden von 1461 das Land überlassen mußte. Nach drei Jahren, als Pius II. einen Kreuzzug ausgeschrieben, brach S., überredet durch Venedigs Gesandten und den päpstl. Legaten, den Frieden und schlug nacheinander zwei der ausgezeichnetsten Feldherren des Sultans. Endlich zog Mohammed selbst mit 100,000 Mann nach Albanien, richtete aber nichts vor Kroja aus; wiederholt von S. geschlagen, mußte er das Land verlassen. Bald nachher starb S. 17. Jan. 1466 zu Alessio. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Johann, den er dem Schutze der Republik Venedig übergab. Der Krieg dauerte noch zwölf Jahre. Die Türken eroberten endlich Kroja, und nach blutiger Verheerung unterwarf sich das ganze Land der Pforte. Vgl. Paganel, «Geschichte S.s» (aus dem Französischen, Tüb. 1856).

Skandinavien, eine große Halbinsel im Norden Europas, welche, im Nordosten auf eine Strecke von 520 Kilom. mit Rußland grenzend, sich von $22\frac{1}{2}$ bis 49° östl. L. (von Ferro) und von $55\frac{1}{2}$ bis $71\frac{1}{6}$° nördl. Br. zwischen dem Eismeere, Atlantischen Ocean, der Nordsee, dem Skager-Rack, Kattegat und Sund im Norden und Westen einerseits und dem Bottnischen Meerbusen und der Ostsee im Osten und Süden andererseits in einer Länge von 1870 und in einer Breite von 370—750 Kilom. hin erstreckt. Diese Halbinsel begreift die beiden Königreiche Norwegen (s. d.) und Schweden (s. d.) und hat einen Flächeninhalt von 758,896,7 QKilom. Sie erhält ihre Bodengestaltung hauptsächlich durch das sie durchziehende Gebirge, welches sie in ihrer westl. Hälfte, also vorzugsweise Norwegen, durchaus zum Gebirgslande macht, während die Osthälfte oder Schweden großentheils der Form des Tieflandes angehört. Das Skandinavische Gebirge erstreckt sich, ohne allen Zusammenhang mit einem andern Gebirge Europas, vom Warangerfjord im Nordosten bis zum Vorgebirge Lindesnäs im Südwesten, oder von 71 bis 58° nördl. Br., in einer Länge von ungefähr 1800 und einer durchschnittlichen Breite von Westen nach Osten von 300 Kilom., einen Flächenraum von 410,000—440,000 QKilom., also mehr als die Hälfte der Halbinsel einnehmend. Es ist viel einförmiger und weniger gliederreich als die mitteleurop. Gebirge, indem es kein Ketten-, sondern ein Massengebirge bildet, das nirgends einen scharf abgeschnittenen Kamm hat, sondern dessen Scheitel zum größten Theile aus wellenförmigen Bergebenen (Fjelden) besteht, welche in den nördlichern Theilen des Gebirgs schmaler sind, in den südlichern aber eine Breite von 75—90 Kilom. erlangen, und über welchen die einzelnen Berggipfel, unregelmäßig zerstreut, nadel- oder zahnförmig emporragen. Man unterscheidet im skandinav. Gebirge vier Haupttheile: das Lappländische Gebirge im Norden vom Warangerfjord bis zu 67° nördl. Br., mit einer mittlern Höhe von 300—650 Mt.; die Kjölen bis 67° nördl. Br., in einer mittlern Höhe von 500—800 Mt.; das Dovrefjeld bis zum Cap Stattnäs und zur Quelle des Longen, die sich in dem tiefsten Einschnitte der den Gebirgskamm bildenden Scheitelfläche befindet, mit einer mittlern Höhe von 800—1100 Mt.; endlich die südlichen Fjelde, welche die Südwestspitze der Halbinsel zwischen dem Stavangerfjord und dem Skager-Rack einnehmen und im Hardanger-, Lange- und Sognefjeld bis zu 1200—1600 Mt. mittlerer Höhe aufsteigen, südlich aber im Jögle- und Bytlefjeld wieder zu 1000 und 500 Mt. Höhe herabsinken. Man sieht daraus, daß sich die Höhe des Gebirgs von Norden nach Süden zu erhebt, bis es dann schnell wieder in der Südspitze herabsinkt; dasselbe Verhältniß findet auch mit den Gipfelhöhen statt, die sich im Lappländischen Gebirge bis zu 1000 Mt., in den Kjölen im Sulitelma (67° nördl. Br.) bis zu 1833 Mt., im Dovrefjeld im Snechättan (62° 20′ nördl. Br.) bis zu 2306 Mt., im Jotunfjeld (Riesengebirge), östlich von der mächtigen Justedalsbræ (unter 61° 38′ nördl. Br.), im Galdhöpigg oder Ymesfjeld 2604 Mt. und in dem früher für den Culminationspunkt

gehaltenen, etwas südwestl. Skagastölstind 2458 Mt. erheben. In demselben Verhältnisse wie in der Höhe nimmt das Gebirge von Norden nach Süden auch in seiner Breite zu, sodaß es gerade da seine bedeutendste Breite von Westen nach Osten hat, wo es am höchsten ist. Obschon das skandinav. Gebirge nicht einmal die Höhe der Karpaten erreicht, hat es doch vermöge seiner polarischen Lage ganz den Charakter und die Natur eines Hochgebirgs, mit zahlreichen Gletschern und Schneefeldern, das die Alpen an Rauheit und Wildheit übertrifft. Während man von der Ostseite in sanfter Erhebung zur Scheitelfläche emporsteigt, fällt der westl. Abhang schroff und jäh vom Plateau ins Meer hinab, oft in senkrechten Felswänden von 600 Mt. Höhe und darüber, und setzt sich noch im Meere durch eine Menge die Küste umsäumender Felseninseln fort, von denen die wilden Lofoten (s. d.) im Eismeere eine bedeutende Gruppe bilden. Dieser verschiedenen Abdachung entsprechend ist auch die Thalbildung auf beiden Seiten verschieden. Während auf seinem Ost- und Südabhange das Gebirge in zahlreiche parallele, in der Richtung zwischen Südosten und Osten laufende Flußthäler sich spaltet, findet man deren auf der Westseite nur unbedeutende und wenige. Ihre Stelle nehmen hier die zahlreichen Fjorde ein, schmale, von steilen Felswänden umgebene Meerbusen, welche ungemein tief, oft 75—110 Kilom. weit in die Masse des Gebirgs einschneiden und auf diese Weise den Verkehr mit Gegenden vermitteln, die sonst ganz unzugänglich und unbewohnbar sein würden. Diesen Fjorden entsprechen gewissermaßen die Landseen, welche den Fuß des Gebirgs auf seiner Ostseite wie in einer Zone umgeben. Sie bilden fast alle schmale, langgestreckte Becken, zu denen sich die aus dem Gebirge herabströmenden Flüsse erweitern, und liegen sämmtlich in einer Höhe von 200—360 Mt. in der Zone der Vorberge, welche sich im Osten des skandinav. Hochlandes in einer Breite von 75—150 Kilom. und einer Höhe von 250—330 Mt. erstrecken und den Uebergang zum eigentlichen Tieflande bilden. Dieses, das Flachland S.s, welches die Ostseite der Halbinsel ausmacht und im entgegengesetzten Verhältnisse zu dem Hochlande von Süden nach Norden in dem Maße an Breite zunimmt, als das letztere in dieser Richtung allmählich schmäler wird, nimmt einen Flächenraum von 330,000—360,000 QKilom. ein. Obgleich im Verhältnisse zum Hochland Tiefland zu nennen, besteht es doch nirgends aus Schwemmland, sondern überall bildet anstehender Fels den Grund der Ebenen wie der Hügel, und nur von der ihn bedeckenden Schicht Dammerde hängt es ab, ob er hier nackt und kahl, dort mit Gras- und Getreidefluren oder Wäldern bedeckt erscheint.

Das Gebirge besteht vorzugsweise aus Gneis und Glimmerschiefer, weniger häufig aus Porphyr, Syenit, Granit und Urkalk. Vulkanische Steine sind ganz unbekannt und abgesetzte, Versteinerungen führende Schichten selbst im Tieflande selten. Daher auch der unfruchtbare, meist nur aus verwittertem Urgestein bestehende Boden der Halbinsel, sowie der Umstand, daß Salz ganz fehlt und Steinkohlen nur an der Südspitze vorkommen, während das Land sonst einen Reichthum an Silber, Kupfer und vorzüglich an Eisen besitzt. Die Kammhöhe des Gebirgs im Norden, also im Lappländischen Gebirge und den Kjölen, bildet auch die Scheide zwischen Schweden und Norwegen; im Süden dagegen liegt die Kammhöhe durchaus auf norweg. Seite, und die Grenze nach Schweden zu geht quer über die östl. Ausläufer des Gebirgs. Schweden umfaßt demnach das ganze Tiefland auf der Ostseite der Halbinsel, im Norden die ganze östl. Abdachung des Gebirgs und im Süden die östl. Ausläufer desselben, während Norwegen den ganzen West- und Südabfall des Gebirgs und im Süden dessen ganze Scheitelfläche mit den obern Theilen des Ostabfalls begreift. Das Klima der Skandinavischen Halbinsel ist vermöge ihrer maritimen Lage auf der Westseite eines Continents bei weitem milder als in den östlichern Gegenden unter derselben Breite. Ein ebenso großer Unterschied stellt sich aber in den einzelnen Theilen der Skandinavischen Halbinsel selbst heraus, je nachdem sie mehr nach Norden oder Süden oder auf der Ost- oder Westseite des Gebirgs gelegen sind. Während die Westseite der Halbinsel vermöge der vorherrschenden feuchten und warmen Westwinde und der Meeresströmungen in jeder Beziehung ein maritimes, d. h. ein sehr feuchtes Klima besitzt mit verhältnißmäßig milden Wintern und kühlen Sommern, nähert sich das Klima der Ostseite schon mehr dem Continentalklima Rußlands und hat bei größerer Trockenheit im allgemeinen wärmere Sommer und kältere Winter. Nach Norden zu nimmt der Sommer verhältnißmäßig an Länge ab, bis er sich jenseit des Polarkreises, Frühling und Herbst eingerechnet, auf 56 Tage beschränkt. Ein ähnlicher Unterschied, wie hinsichtlich der Wärme und Kälte, findet auch hinsichtlich des Niederschlags statt. Während die Westküste der Halbinsel die regenreichste Gegend Europas ist, fällt auf der Ostseite nur ein Viertel derselben Regenmenge, und zwar vorherrschend im Sommer, dagegen auf der Westseite fast in allen Jahreszeiten gleichmäßig. Die

Grenze des ewigen Schnees im Gebirge hat, je nach seiner südlichern oder nördlichern Lage, eine verschiedene Höhe. Auf der Ostseite steigt die Schneegrenze wegen der größern Sommerwärme im ganzen etwas höher hinan als auf der Westseite des Gebirgs, wo die kühlern Sommer das Schmelzen des Schnees nicht so befördern. Am Galdhöpigg liegt sie im Osten 1446, im Westen 1255 Mt. hoch. Wenige Länder sind so gut bewässert wie die Skandinavische Halbinsel; die Gebirge, der reichliche Wasserniederschlag, die nördl. Lage und der umfangreiche Waldgrund sind die Ursachen dieses Wasserreichthums. Dennoch sind die Flüsse S.s wenig zur Schifffahrt geeignet, zunächst weil sie sich nur selten zu großen Strömen einigen, und dann wegen ihrer felsigen Flußbetten, ein Umstand, der S. einen Reichthum an malerischen Wasserfällen verleiht. Die ganze Ostseite der Halbinsel wird von zahlreichen Flüssen und Flüßchen, die fast alle den Namen Elf führen, durchfurcht. Sie entspringen größtentheils auf dem Gebirge, von dem sie dem Bottnischen Meerbusen, der Ostsee, dem Kattegat oder dem Skager-Rack zuströmen in einer Richtung, die bei den nördl. Flüssen von Nordwest nach Südost geht, dann aber südwärts bei den einzelnen Flüssen sich immer mehr nach Süden wendet, bis sie bei den südlichsten Flüssen völlig von Norden nach Süden geht. Die bedeutendsten davon sind von Norden her die Torneä-, Luleä-, Piteä-, Umeä-, Angermanna-, Judals-, Ljusne-, Dal- und Motalaelf, die in den Bottnischen Meerbusen und in die Ostsee, die Götaelf und der Glommen mit dem Nebenflusse Lougen, welche in das Skager-Rack münden. Wenigere und nur geringere Flüsse strömen dagegen auf dem steilen Westabhange des Gebirgs dem Meere zu. Außerdem bestehen zahlreiche Flußseen, theils auf dem Gebirge selbst, theils und hauptsächlich am östl. Fuße desselben, theils im Tieflande. Hier liegen unter andern der Wener-, Wetter-, Hjelmar- und Mälarsee. Dieselben bilden eine Einsenkung in den Boden Schwedens, die, Gothland von Svealand trennend, von Meer zu Meer reicht und jetzt vermöge angebrachter Kanäle eine Wasserverbindung zwischen der Nord- und Ostsee herstellt. Im ganzen schlägt man den Flächeninhalt aller Seen und Sümpfe S.s auf 73,235 QKilom. an. Auf dem Gebirge und dessen Westabhange nehmen ewige Schnee- und Gletschermassen, besonders im Norden und in der Nähe des Eismeers, weite Räume ein. Ein Theil des Gebirgs ist nur mit dürftigen Moosen und Flechten bedeckt, und schöne Bergwiesen fehlen entweder ganz oder sind nur unbedeutend. Die fast nur aus Nadelhölzern bestehenden Waldungen bekleiden selten die Scheitel, meist nur die Abhänge des Gebirgs, sowie die Rücken der Vorberge, und der Ackerbau ist im Gebirge nur in den gegen Süden geöffneten Thälern und im Hintergrunde und der Nachbarschaft der Fjorde an einzelnen geschütztern Stellen heimisch. Im Tieflande dagegen nehmen die Waldungen, hauptsächlich aus Nadelhölzern und nächst ihnen aus Birken bestehend, neun Zehntel der ganzen Bodenfläche ein; der Ackerbau ist deshalb ebenfalls, wenn auch nicht so wie im Gebirge, auf einzelne fruchtbare Striche, meist gelichteten Waldboden beschränkt.

Im gewöhnlichen Leben braucht man S. als Gesammtbenennung der drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Bei den Alten war die dän. Halbinsel Jütland nicht mit inbegriffen, vielmehr als Chersones der Cimbern zu dem eigentlichen Germanien gerechnet. Norwegen aber war ihnen noch unbekannt; es sei denn, daß die bei Plinius neben Skandinavia und andern genannte Insel Nerigon, von der man nach Thule schiffe, auf Norwegen und nicht, wie andere wollen, auf Hibernia, das jetzige Irland, zu beziehen ist. Jakob Grimm nimmt die Identität von Norwegen und Nerigon an. So brauchten die Alten den zuerst bei Plinius vorkommenden Namen Scandinavia (wol entstanden aus Skân-ey, d. h. Schoneninsel) oder, wie er bei Ptolemäus lautet, Scaudia für die Inseln der Ostsee, d. i. für die dän. Inseln und den südl. Theil Schwedens (Schonen), von dem sie einige Kunde hatten, und den sie sich selbst als eine Insel dachten. Ihr kam nach Ptolemäus, der sie als die östlichste und größte der vier skandinav. Inseln bezeichnet, der Name Scandia vorzugsweise zu, wie denn auch die Insel Scandia des Jordanes, von der sich nach ihrer Stammsage die Gothen, und die Insel Scandinavia des Paulus Diakonus, von der nach der ihrigen die Longobarden sich herleiteten, auf dieses Land zu beziehen ist. Die Bewohner S.s erkannten schon die Alten für einen Zweig des german. Völkerstammes. Ueber die Geschichte, die nationalen und polit. Beziehungen und Tendenzen (Skandinavismus) der skandinav. Länder s. Dänemark, Norwegen und Schweden. Vgl. Löffler, «Den skandinaviske Halvö» (Kopenh. 1860).

Skandinavische Sprachen, s. Nordische Sprachen und Literaturen.

Skara, uralte schwed. Stadt in der Provinz Westgothland, Sitz eines Bischofs, hat eine prächtige alte Domkirche, ein Gymnasium, ein Veterinär-Institut und ein Lehrerseminar und zählt (1875) 2952 E. Eine Privateisenbahn setzt S. in Verbindung mit der Hafenstadt Lid-

köping am Wenersee, sowie mit der großen Staatsbahn. S. war früher Hauptstadt von Götaland. Von einer ehemaligen Feste in der Nähe trägt noch das Län, in welchem S. liegt, den Namen Skaraborgs- (oder Mariestads-) Län.

Skarbek (Friedr., Graf), ausgezeichneter poln. Patriot, Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Febr. 1792 in Thorn, studirte 1805—10 im warschauer Lyceum und ging dann nach Paris, wo er sich mit den Staatswissenschaften beschäftigte. Nach seiner Rückkehr 1812 widmete er sich auf seinen Gütern in Polen der Landwirthschaft, ohne dabei die Wissenschaften zu vernachlässigen. Er wurde 1818 Professor der polit. Oekonomie an der Universität zu Warschau und veröffentlichte hierauf seine «Staatswirthschaft» (4 Bde., 1820—21), der sich «Grundriß der Finanzwissenschaften» (Warsch. 1824), «Grundzüge der Nationalwirthschaft», «Théorie des richesses sociales» (Par. 1829) und «Essai de morale civique» (Brüss. 1861) anschlossen. Im J. 1821 wurde er Mitglied des Vereins der Freunde der Wissenschaften, in dessen «Annalen» er gediegene Abhandlungen lieferte. Ein besonderes Verdienst erwarb sich S. um das poln. Armen- und Gefängnißwesen, das er als Staatsreferendar seit 1828 völlig umschuf, worauf er 1830 vom Kaiser nach Petersburg berufen wurde, um die dortigen Hospitäler zu untersuchen. Zum Staatsrathe, Kammerherrn und Mitgliede des provisorischen Gouvernements ernannt, kehrte er, nachdem die Revolution 1831 unterlegen, nach Polen zurück und wurde Mitglied der Regierungscommission des Innern, sowie des Hauptconseils für Pflege der Wohlthätigkeitsanstalten, in welcher Stellung er die musterhaften Gefängnisse in Warschau, Kalisch, Plock und Siedlez, die Straf- und Besserungshäuser in Warschau und Sieradz u. s. w. ins Leben rief. S. wurde 1842 Präsident der Assecuranzdirection, 1844 Präsident des Oberconseils der Wohlthätigkeitsanstalten und 1858 aus dem Staatsdienst entlassen. Er starb 25. Nov. 1866 in Warschau. In der poln. Literatur erwarb sich S. als Romanschriftsteller und dramatischer Dichter einen Namen. Von seinen Erzählungen gehören «Pan Starosta» (2 Bde., Warsch. 1826; deutsch von Lossow, Bresl. 1845), «Dodosinski» (2 Bde., Bresl. 1838; deutsch, Bresl. 1844) und «Pamiętniki Seglasa» (Warsch. 1845) zu den besten in der poln. Literatur. Seine histor. Arbeiten bestehen in einer «Geschichte des Herzogthums Warschau» (2 Bde., Posen 1860; 2. Aufl. 1876) und in einer Geschichte Polens unter Alexander I. und Nikolaus («Dzieje Polski», 2 Bde., Posen 1877). Seine Selbstbiographie enthalten die «Pamiętniki» (Posen 1878).

Skarga (Piotr Pawęski), der berühmteste Kanzelredner Polens im 16. Jahrh., von den Zeitgenossen der poln. Chrysostomus genannt, geb. 1536 in der masovischen Stadt Grodziec. Auf der Universität Krakau gebildet und eine Zeit lang Erzieher und Reisebegleiter des durch sein Schicksale und Liebe für die schwed. Prinzessin Cäcilie berühmt gewordenen Wojwodensohnes Jan Teczynski, trat er 1563 nach seiner Rückkehr in den geistlichen Stand und wurde Propst in Rohatyn und Kanoniker in Lemberg. Das wachsende Ansehen des auch in Polen durch den Cardinal Hosius eingeführten Jesuitenordens weckte in dem bereits berühmt gewordenen Redner den Gedanken, in den Orden zu treten. S. ging 1568 nach Rom und kehrte mit dem Ruf eines vollendeten Theologen als Jesuit 1571 in seine Heimat zurück. Jetzt begann seine Wirksamkeit als Bekämpfer der Andersgläubigen, und seiner Beredsamkeit ist es großentheils zuzuschreiben, daß Polen sich wiederum dem Katholicismus zuwandte. Er wirkte zunächst als Prediger an der Seite des Bischofs Protasiewicz in Wilna, dann während 25 Jahre als Hofprediger des Königs Sigismund III. in Warschau. Zuletzt verließ er den Hof und zog sich in die Ordenszelle nach Krakau zurück, wo er 1612 starb. Gelehrsamkeit, gewissenhafte Ueberzeugung, namentlich aber die begeistertste Vaterlandsliebe, die ihn in seinen Reichstagsreden zum Propheten der Schicksale Polens machte, zeichneten ihn aus. Seine Predigten und Reden stehen als unübertroffene Muster der Beredsamkeit da. S.'s «Sonn- und Feiertagspredigten», «Predigten über die sieben Sacramente», «Reichstags- und Gelegenheitspredigten und Reden» sind öfters einzeln und gesammelt (Wilna 1738 u. Krakau 1829) erschienen. Sein berühmtes Werk «Lebensbeschreibungen der Heiligen des Alten und Neuen Testaments» («Zywoty Swiętych») hat besonders zahlreiche Auflagen erlebt. Außer vielen polemischen Schriften verfaßte er auch eine «Kirchengeschichte» nach Baronius (Krakau 1603).

Skarpanto (entstanden aus dem griech. εἰς κάρπαθον) ist der nur bei den Abendländern gebräuchliche Name der von den Griechen im Alterthum, wie noch gegenwärtig, Karpathos genannten Insel, welche im südöstlichsten Theile des Aegäischen Meers (dem Karpatischen Meere der Alten) zwischen der Nordostspitze der Insel Kreta und der Südwestküste der Insel Rhodus gelegen ist. Die jetzt zum Vilajet Dschesairi-Bahri-Sefid des türk. Reichs gehörige

Insel ist von Nord nach Süd 60 Kilom. lang, aber durchschnittlich sehr schmal und fast ganz von steilen und größtentheils kahlen Bergen eingenommen, deren höchster, gerade in der Mitte der Insel, den Namen Lastos führt. Die Insel, deren ursprünglich kretische Bevölkerung frühzeitig von Argos aus dorisirt worden war, hatte im Alterthum vier Städte, unter welchen die am südl. Theile der Westküste auf der Stelle des jetzigen Dorfes Arkassa gelegene Arkesine die bedeutendste gewesen zu sein scheint. Jetzt zählt die Insel etwa 8000 E. (fast ausschließlich Griechen), die hauptsächlich als Zimmerleute und Schiffbauer arbeiten und etwas Viehzucht treiben. Der jetzige Hauptort ist das oberhalb der Mitte der Ostküste hoch am Gebirge in einer malerischen Schlucht gelegene Dorf Aperi, der Sitz des Bischofs von Karpathos. Vgl. L. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meeres» (Bd. 3, Stuttg. 1845).

Skat, beliebtes Spiel mit der Piketkarte von 32 Blättern unter drei Personen, welches sich seit etwa 1835 aus dem Altenburgischen über weitere Kreise in Deutschland verbreitet hat. Die Theilnehmer empfangen je 10 Karten, und 2 besonders hingelegte Karten bilden den S., welche Benennung entweder dem niederdeutschen Worte für Schatz entspricht oder, weil dieser kleine Talon, wie beim Tarok, zum Vertauschtwerden, Scatiren, bestimmt ist, mit dem ital. scatto, scattare (abspringen, fortschnellen) zusammenhängt. Wenn 4 oder mehrere Personen sich betheiligen wollen, so werden bei jedem Kartengeben zur Erhaltung der Dreizahl ein oder mehrere Mitspieler der Reihe nach übergangen. Die nach dem ältern Grundplane möglichen Spielarten sind Frage und Solo; hierzu kommt neuerdings noch das Tourné. Bei jener ist der das Spiel Behaltende zur Verbesserung seiner Karte aus dem S. befugt, während der Talon bei Solo vor Beendigung des Spiels nicht eingesehen werden darf. Bei Tourné darf der Talon eingenommen und zwei Blätter können dafür weggelegt werden; berechnet wird Tourné meist wie Solo. Wer Frage oder Solo anmeldet, macht sich anheischig, durch gleichviel welche Anzahl Stiche von den 120 in der Karte befindlichen Augen wenigstens 61 zu erlangen, wobei die im S. liegenden Augen ihm angehören. Das Taus (As) zählt 11, die Zehn 10, der König 4, der Ober (Dame) 3, der Unter (Bube) 2; Neun, Acht und Sieben sind nicht mitzählende Schlichtblätter. Wenn der Spieler nur bis 60 Augen hereinbringt, hat er einfach verloren, dagegen kann die Partei, welche wenigstens 90 Augen erwirbt (Schneider macht), den doppelten und, wenn sie alle Stiche hereinbekommt (Schwarz, Durchmarsch), den vierfachen oder nach Verabredung sechsfachen Preis beanspruchen. Wenn mehrere eine Frage anmelden, so erhält die beste Farbe den Vorzug. Schellen (Carreau) wird von Roth (Coeur), dieses von Grün (Pique), Grün von Eicheln (Trefle) überboten. Ein Soloangebot sticht jedoch auch die beste Frage und Tourné aus, und erst wenn sich mehrere zu Solo bereit erklären, entscheidet wieder die Reihenfolge der Farben. Bei mehrern gleichzeitigen Anmeldungen in derselben Farbe behält die Vorhand das Spiel, wenn sie nicht zu passen erklärt. Trümpfe (Atouts) sind die 4 Unter (Wenzel) vom eichelnen bis zum schellenen abwärts, nach ihnen Taus, Zehn, König, Ober und die Schlichtblätter der gewählten Farbe. Wenn Trumpf angespielt wird, muß von jedem Mitspieler, so lange er noch Atouts besitzt, Trumpf bekannt werden. Nicht minder ist jede angespielte Nebenfarbe zu bekennen, doch kann derjenige, welcher die Farbe nicht besitzt, statt mit Trumpf zu stechen eine andere Farbe abwerfen. Die einfach gewonnene Frage wird nach dem Farbenrange mit 1–4 Marken, das gewonnene Solo nach der nämlichen Scala doppelt, bei Schneider oder Schwarz aber in der vorhin angegebenen Steigerung honorirt. Außerdem pflegt man noch Matadors, d. h. die höchsten Trümpfe, welche der gewinnende oder verlierende Theil in ununterbrochen absteigender Folge besaß, mit dem Preise der einfachen Frage für jeden Matador besonders zu vergüten. Diese Spielarten wurden in der Folge durch Aufnahme des Null, wo die Atouts ihre Geltung verlieren und man sich stichfrei zu spielen erbietet, ferner durch das Grand, wo gewöhnlich nur die Wenzel als Trümpfe beibehalten werden und der Spieler dennoch die größere Augenzahl behalten muß, ingleichen durch das Erbieten von Solo, Null und Grand mit offen gelegter Karte (Ouvert) vermehrt. Eine noch weitergehende Mannichfaltigkeit entwickelt das Königsberger S., das außer der Piket- auch die Whist- und Taroktarte zu verwenden gestattet. Vgl. J. F. L. H. (Hempel), «Das Skatspiel» (Altenb. 1848); «Das Skatspiel; Anleitung zur Erlernung desselben nach Form und Geist» (Lpz. 1855); S. v. F., «Die Grundzüge des Skatspiels» (Quedlinb. u. Lpz. 1856); Friedrich, «Skattarif, Anleitung zur Erlernung des Matadors aller Kartenspiele, des Königsberger S.» (Königsb. 1858).

Skating-Rink (vom engl. to skate [auch scate], Schlittschuh laufen, und schott. rink, die Rennbahn, Stechbahn) ist die Bezeichnung für die ursprünglich in Schottland, dann auch in England und Amerika gebräuchlichen, seit neuerer Zeit auch in Deutschland in Aufnahme

gekommenen Rollschlittschuhbahnen. Dieselben sind vollkommen platte, aus sehr hartem Cement hergestellte Flächen; die Rollschlittschuhe haben, anstatt der schmalen eisernen Stege der Eisschlittschuhe, drei, resp. vier kleine Rollen aus Metall, Holz oder Hartgummi (hartem Kautschuk).

Skazon, iambischer Hinkvers, s. Choliamb.

Skelet (sceletum oder sceletus) oder **Gerippe** nennt man das von den Weichtheilen befreite Knochengerüst eines thierischen Körpers in seiner natürlichen Gestalt. Entweder sind die Knochen noch durch die mit einem Firnis überzogenen Gelenkbänder verbunden, oder diese sind gleichfalls entfernt und die Knochen durch Drähte, Schrauben, Kautschukbänder oder dgl. aneinander befestigt; im ersteren Falle nennt man das Ganze ein natürliches, im letzteren ein künstliches S. Von kleinern Thieren oder solchen, welche viele kleine Knochen besitzen, ebenso von Kindern und jungen Thieren, bei denen die Gelenkenden noch nicht verknöchert sind, lassen sich fast nur natürliche S. fertigen. Ist das Knochengerüst der verschiedenen Thierklassen in seiner Gesammtheit und allen seinen Theilen schon so charakteristisch, daß man leicht, ohne Naturkundiger zu sein, aus dem S. die Klasse, zu der es gehört, zu erkennen vermag, so kann sogar der Naturforscher aus verschiedenen Merkmalen bei S. von Menschen und größern Thieren schließen, welcher Rasse, welchem Alter und Geschlecht die Individuen, von denen sie genommen sind, angehörten, und aus einzelnen Knochen und selbst Theilen derselben erkennen, von welchen Thieren sie herrührten. Unter dem griech. Stammworte verstanden die alten Schriftsteller einen mumienartig ausgetrockneten Körper, und noch jetzt spricht man in der Zoologie bei den Thieren, deren Gestalt nicht durch ein Knochengerüst, sondern durch die mehr oder weniger harte äußere Haut bedingt wird, von einem Hautskelet. Das menschliche S. besteht, mit Einschluß der Zähne, Gehörknöchelchen und Schambeinchen, aus 245 einzelnen Knochen von der verschiedensten Gestalt und Größe. (S. Knochen.)

Skepsis und **Skepticismus** (griech.). Unter skeptischen, d. h. zweiflerischen Ansichten oder skeptischen Vorstellungen versteht man im gemeinen Leben Ansichten, durch welche die Gewißheit irgendwelcher herrschender Vorstellungsweisen und Autoritäten, besonders der religiösen, in Zweifel gesetzt wird. In der Wissenschaft versteht man unter Skepsis diejenige erkenntnißtheoretische Ansicht, welche darauf hinausläuft, daß der Mensch mit seinem Empfinden und Denken eine wahre Erkenntniß der Dinge nicht gewinnen, oder wenigstens sich derselben nicht in einer über jeden Zweifel erhabenen Weise versichern könne. Dieselbe trat zuerst bei den griech. Sophisten (s. d.) als eine absolute Verzweiflung an jeder allgemeingültigen und festen Erkenntniß hervor und gab dadurch der von den Sophisten vertretenen Aufklärung einen theoretisch und praktisch gleich gefährlichen Charakter. In der spätern Zeit nahm auch das skeptische Denken an der allgemeinen ethisirenden Tendenz der spätgriech. Philosophie theil, indem Pyrrho (s. d.) und sein Schüler Timon (s. d.) aus der Betrachtung der Relativität und Wandelbarkeit der menschlichen Urtheile die Mahnung abzuleiten suchten, sich des Urtheils zu enthalten und dadurch die für den sittlichen Menschen nöthige Gemüthsruhe (Ataraxie) zu bewahren. Die Anhänger dieser Lehren, welche der Natur der Sache nach keinen eigentlichen Schulzusammenhang bildeten, nannten sich daher Pyrrhonier oder Aporetiker (d. h. die Ungewissen) oder Ephektiker (d. h. die sich Enthaltenden). Eine weitere Entwickelung der skeptischen Lehren geschah durch die sog. mittlere Akademie (s. Plato), deren erster Vertreter, Arcesilaus (s. d.), die Skepsis hauptsächlich zur Bekämpfung der stoischen Lehren und vielleicht noch als Vorbereitung für die Platonische Lehre verwendete, während später Karneades (s. d.), weniger radical verwerfend, hauptsächlich für das praktische Verhalten sich dem Probabilismus (s. d.) zuneigte und in diesem Sinne fruchtbare Anregungen für eine Theorie der Wahrscheinlichkeit gab. In den Ausläufen der antiken Philosophie griff um 100 n. Chr. Aenesidemus auf die Lehren Pyrrho's zurück, und suchte die skeptischen Einwürfe auf 10 sog. Tropen zusammenzufassen, deren Anzahl man weiterhin verkünfachte. Besonders wichtig wurde es, daß die Schule der ärztlichen Empiriker sich dieser Ansichten bemächtigte und die Angriffe der Skepsis hauptsächlich auf die Erkenntniß der ursächlichen Verhältnisse richtete; in dieser Hinsicht faßte um 200 n. Chr. Sextus Empiricus (s. d.) den ganzen Gedankengehalt der antiken Skepsis in scharfsinniger Weise zusammen. Vgl. Maccoll, «The Greek Sceptics from Pyrrho to Sextus» (Lond. 1869).

In der neuern Philosophie wurde der Skepticismus der Alten zunächst durch Montaigne (s. d.) erneuert, welcher jedoch den Zweifel hauptsächlich als eine Art der individuellen Denkfreiheit auffaßte und damit die Herrschaft der kirchlichen Autorität zu brechen suchte. Umgekehrt aber ließ sich der Nachweis von der Unmöglichkeit einer abschließenden Vernunfterkenntniß auch zu Gunsten des Autoritätsglaubens verwerthen; solche orthodoxen Skeptiker waren Charron,

Sanchez (1562—1632), Le Bayer (1586—1672), P. Daniel Huet (1630—1721) in Frankreich, Jos. Glanvil (1636—80) in England, Hier. Hirnhaym (1637—79) in Deutschland. Die wissenschaftlich bedeutendste Vertretung aber fand der Skepticismus durch Pierre Bayle (s. d.), welcher, persönlich durchaus bibelgläubig, die Widervernünftigkeit aller Grunddogmen des Christenthums darzulegen sucht und gerade darin das Verdienst des Glaubens finden wollte. Unter diesen Umständen gewöhnte man sich im 18. Jahrh. daran, einen Skeptiker denjenigen zu nennen, welcher aus irgendwelchen Gründen an der vernünftigen Erkennbarkeit der religiösen Ueberzeugungen zweifelte. Das war auch zunächst der Grund, weshalb man den größten der engl. Philosophen, David Hume (s. d.), einen Skeptiker nannte. Doch verdiente derselbe diese Bezeichnung auch deshalb, weil er nachwies, daß die psychologisch nothwendige Anwendung der beiden Grundformen der menschlichen Weltvorstellung, der Substantialität und der Causalität, keinen objectiven Werth beanspruchen dürfe. Seinen Angriff auf die Causalität glaubte Kant widerlegt zu haben, und denselben erneuerte infolge dessen Gottlob Ernst Schulze (s. d.) bei seiner skeptischen Polemik gegen die Kant-Reinhold'sche Philosophie.

Gerade darin, wie Kant durch Hume und Fichte durch Schulze zu ihren bedeutendsten Schöpfungen angeregt wurden (s. Deutsche Philosophie), liegt ein überaus werthvolles Beispiel für die Bedeutung vor, welche dem Skepticismus in der Entwickelung der Wissenschaft zukommt. Wo derselbe nicht ein Ausdruck der geistigen Erschlaffung oder der feigen Blasirtheit ist, bereitet er durch die Aufdeckung der Mängel bisheriger Erkenntnißprincipien die richtige und häufig die schöpferische Problemstellung vor. Er ist in seinen bessern Formen der Ausdruck des kritischen Geistes, der nur dadurch irre wird, daß er die Kritik selbst für das letzte Ergebniß des Nachdenkens hält; und er kann auch dies nur, indem er, mehr oder minder stillschweigend, selbst wieder gewisse Voraussetzungen macht und dadurch mit sich selbst in Widerspruch geräth. Vgl. Staudlin, «Geschichte und Geist des Skepticismus, vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion» (2 Bde., Lpz. 1794—95); Tafel, «Geschichte und Kritik des Skepticismus und Irrationalismus» (Tüb. 1834).

Skiagraphie (griech.) nennt man den Schattenumriß eines Körpers (s. Silhouette); ferner den ersten Entwurf eines Gemäldes, auch die Uebersicht des Inhalts eines Werks.

Skien oder **Skeen**, wohlgebaute und lebhafte Handelsstadt im südl. Norwegen, im Stifte Christiansand, Hauptort des Amtes Bratsberg, hat ein schönes Rathhaus, eine Gelehrten- und eine Realschule und zählt (1875), nebst den Vorstädten Graaten und Gjemsö-Kloster, 5465 E. Die Stadt liegt in einer malerischen, in geognost. Hinsicht höchst interessanten, den Wechsel des Uebergangs- und Urgebirgs zeigenden Gegend an der Skiens-Elv, welche in der Stadt selbst drei ziemlich bedeutende, viele Sägemühlen treibende Wasserfälle bildet und hierauf für die größten Handelsfahrzeuge schiffbar ist. Dieser nur 15 Kilom. lange Abfluß des Landsees Nordsjö-Vand ist wegen seiner vielen, die malerischen Gegenden Telemarkens durchströmenden und zu Holzflößen benutzten Quellflüsse von außerordentlicher Wichtigkeit. Von der Stadt S. bis an den Nordsjö ist der Fluß durch einen Seitenkanal schiffbar. Der Nordsjö aber steht wieder mit dem nördlich davon gelegenen Hiterdals-Vand in schiffbarer Verbindung, sodaß hier eine etwa 70 Kilom. lange, regelmäßig von Dampfschiffen befahrene Wasserstraße hergestellt ist.

Skink (Scincus officinalis) heißt eine in ganz Nordafrika häufig vorkommende, in Saudgegenden lebende Eidechse mit dickem Körper, kurzem, keilförmig zugespitztem Schwanze und kurzen, fünfzehigen Füßen, die mit glatten Knochenschuppen gepanzert ist und sich von Insekten nährt und den Typus einer besondern Familie bildet. Fleisch und Asche galten im Mittelalter für außerordentlich heilkräftig. Das Fleisch gilt den Arabern für einen Leckerbissen.

Skiron oder **Steiron**, ein berüchtigter Räuber, der zwischen Korinth und Megara den Vorüberreisenden auflauerte, sie beraubte und sie zwang, ihm die Füße zu waschen, wobei er sie aber mit einem Fußtritt ins Meer stieß, in dem eine Schildkröte die Leichen fraß. Dieses trieb er so lange, bis Theseus kam, der ihn auf dieselbe Weise tödtete. Daher hießen auch die Klippen unweit Megara die **Skironischen Klippen**, welche aus seinen Knochen entstanden sein sollen. Die Sage von ihm spiegelt wol ursprünglich die Stürme wieder, infolge deren viele an den Felsen verunglückten.

Skizze (ital. schizzo) nennt man in den bildenden Künsten, besonders in der Malerei, eine flüchtig hingeworfene Zeichnung von einem künftig zu vollendenden Gemälde oder andern Kunstwerke; ferner einen flüchtigen Entwurf eines jeden andern auszuführenden Werks, dann auch die Andeutung der wichtigsten Punkte einer Begebenheit, einer Schrift u. s. w. **Skizziren** heißt daher so viel als den Umriß eines auszuführenden Werks flüchtig entwerfen.

Sklavenküste, s. Guinea.

Sklaverei heißt der Zustand unbedingter Knechtschaft, welcher einen Menschen zum Privateigenthum, zur willenlosen Sache eines andern macht. So unsittlich und nothwendig unheilvoll sie ist, so hat diese Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nicht nur auf der untersten Culturstufe, sondern zu allen Zeiten, unter allen Völkern, selbst unter allen Regierungsformen stattgefunden. Es gab und gibt in Asien und Afrika sogar Staaten, wo überhaupt alle dem Despoten gegenüber Sklaven sind. Dies ist die politische S., welche die eigentliche, die private S. stets zur Begleitung hat. Wie die S. in der Kindheit der menschlichen Gesellschaft entstanden, ist leicht erklärlich. Durch die Gewalt des Familienvaters, des Patriarchen, waren schon Kinder und Gesinde so gut wie Sklaven. Der Krieger benutzte die Kriegsgefangenen, denen er das Leben schenkte, als Sklaven, und im ganzen Alterthum blieb es völkerrechtlicher Grundsatz, diejenigen als Sklaven zu betrachten, die in des Siegers Hände fielen. Das Bedürfniß nach Sklaven veranlaßte sogar in der Folge Kriege und Menschenraub und gab dem Sklavenhandel, den schon vor 3000 Jahren die Phönizier betrieben, eine regelmäßige Einrichtung. Assyrer, Babylonier und Perser kannten und hatten S. seit ihrem ersten Auftreten als Eroberer; verhältnißmäßig am geringsten war sie in Indien entwickelt.

Neben allen übrigen Völkern des Alterthums hatten auch die, welche den größten Einfluß auf unsere Civilisation geübt, die Juden, Griechen und Römer, ihre gesellschaftliche Ordnung auf die S. gegründet. Bei den Juden fanden alle Arten der S. und des Sklavenerwerbs statt. Sie besaßen Sklaven, die sich aus Noth verkauft hatten, die von andern oder von ihren Aeltern als Sklaven verkauft worden, die durch Krieg oder Raub Sklaven geworden, und die als Sklaven geboren waren. Das mosaische Gesetz machte einen Unterschied zwischen einheimischen (hebr.) Sklaven und den aus der Fremde gekauften. Erstere mußten nach sechsjähriger Dienstzeit freigegeben werden, wenn sie nicht für immer auf Loslassung feierlich verzichteten; die fremden blieben in ewiger Leibeigenschaft. Die Kinder der fremden wie der einheimischen Sklaven waren ebenfalls das ewige Eigenthum der Herren. Daß die Gewalt der Juden über ihre Sklaven ursprünglich sehr groß war, beweisen die Einschränkungen, welche das mosaische Gesetz traf. Bei den Griechen wurden schon zu Homer's Zeiten die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht. Nach Athenäus breiteten die Chier, die ihre Minen durch Sklaven bebauten, das Sklaventhum über Griechenland aus. Zur Blütezeit der griech. Republiken war die Sklavenbevölkerung fast überall zahlreicher als die der Freien, und die S. war so sehr Grundlage aller Verhältnisse geworden, daß man dieselbe für nothwendig hielt. Sogar die griech. Philosophen, wie Plato und Aristoteles, gaben zwar zu, daß die S. gegen die menschliche Natur sei, behaupteten aber, sie sei gerecht, weil der Staat ohne sie nicht bestehen könne. In einigen griech. Staaten bestanden die Sklaven aus gekauften Barbaren, in andern aus den Nachkommen unterjochter Griechen. Auch die Lage der Sklaven war sehr verschieden. In Sparta gehörten die sog. Heloten (s. d.) nicht dem Einzelnen sondern dem Staate, und kaum wurde die menschliche Natur je ärger zertreten als dort. Die Athener kauften Sklaven aus allen Völkern und beschäftigten sie im Hause, bei den Gewerben und auf dem Felde. Auch der Staat hielt viele Sklaven. Wurde ein Sklave vom Herrn zu arg mishandelt, so konnte er ein bestimmtes Asyl aufsuchen, wo sich dann der Staat seiner annahm. Die Freiheit erlangten die athenischen Sklaven durch Loskauf aus dem Nebenverdienst und durch Freigebung gütiger Herren. Auch ließ der Staat Sklaven frei, die ausnahmsweise Kriegsdienste geleistet und sich sonst patriotisch bewiesen.

Am meisten ausgebildet und mit Sitte, Staatswirthschaft und Politik verwachsen war das Sklavenwesen bei den Römern. Der Familienvater besaß in den frühern Zeiten der Republik die ausgedehnteste Gewalt über Leben und Freiheit seiner Kinder. Nach ältern Rechte mußte der Schuldner mit der Freiheit büßen, wenn er den Gläubiger nicht anders befriedigen konnte. Bei schweren Verbrechen wurde der röm. Bürger zum Sklaven degradirt, damit man an ihm alle Strafe vollziehen konnte. Nicht nur die Kriegsgefangenen, sondern auch die Jugendblüte aller Völker, die den röm. Waffen unterlagen, wurden von Staats wegen zu Rom als Sklaven verkauft. Besonders seit den Punischen Kriegen war Rom mit Sklavenmassen überschwemmt, womit die Entsittlichung und der innere Verfall des Römerthums begann. Der Staat selbst hielt viele Sklaven, die man zu öffentlichen Arbeiten, in den Minen, zur Bedienung der Magistrate benutzte. Jeder wohlhabendere Bürger besaß Sklaven, welche alle Verrichtungen und Gewerbe besorgten. Die Reichen und Großen hielten Horden von 5-, 10-, ja 20,000 Sklaven, die theils zum Luxus, zur Besorgung häuslicher Geschäfte, zur Bebauung des Landes, zu industriellen Gewerben dienten. Die Sklaven zerfielen im allgemeinen in Haussklaven und Land-

bauer. Erstere sowie die, welche Künste und Gewerbe trieben, achtete man viel höher als die Landsklaven. In älterer Zeit hatte der röm. Sklave (servus) gar keine Rechte. Der Herr übte eine unbedingte Gewalt über Leben und Tod, und was der Sklave verdiente, gehörte seinem Eigenthümer. Erst später erhielten die Sklaven am Nebenverdienst eine Art Eigenthum (peculium), das sie zu ihrer Loskaufung verwenden durften. Der Sklave konnte nie eine wirkliche Ehe schließen, hatte keine Familie und war rechtlich nicht fähig, ein Testament zu machen. Auch vom Kriegsdienste waren die Sklaven ausgeschlossen; nur in den Punischen Kriegen und unter den Kaisern kamen hierin Ausnahmen vor. Zwar konnte der Sklave als Zeuge gelten; doch durfte er sein Zeugniß nur auf der Folter ablegen. Nach dem ältern Rechte wurde jeder Diebstahl des Sklaven, die Denunciation seines Herrn und andere geringe Vergehen mit der Todesstrafe belegt, die bis auf Konstantin in der Kreuzigung bestand. Ermordete ein Sklave seinen Herrn, so sollten zur Abschreckung die sämmtlichen Hausklaven hingerichtet werden. Eine besondere Kleidung trugen die röm. Sklaven nicht, weil man es für gefährlich hielt, den Unterjochten zu zeigen, wie gering die Zahl ihrer Unterdrücker wäre. Seit 265 v. Chr. wurden in Rom die Sklaven zu blutigen Fechterspielen und Thierkämpfen verwendet, die bald als Hauptbelustigung des Volks galten. Zu diesem Zwecke erzogen die Großen und Kaiser die sog. Gladiatoren (s. d.), deren man sich auch in den Bürgerkriegen bediente. Die Härte, welche die Sklaven erfuhren, reizte dieselben oft zur Verschwörung. Auf der Insel Sicilien kam es zweimal, um 140 und um 104 v. Chr., zu einem förmlichen Sklavenkriege. Der gefährlichste Sklavenaufruhr erhob sich 73 v. Chr. zu Capua unter dem Gladiator Spartacus (s. d.). Erst nachdem derselbe einen Theil Süditaliens erobert und drei röm. Heere besiegt, gelang es 71 den vereinten Anstrengungen der röm. Feldherren, die Empörer aufzureiben. Mehrmals versuchte man unter der Republik, das Los der Sklaven zu mildern; allein dies gelang wenig, weil man solche Reformen für Eingriffe in das Eigenthum hielt. Erst die Kaiser beschränkten die Willkür der Herren und verliehen den Sklaven einige Rechte. Ein gemishandelter Sklave, der unter die Statue des Kaisers floh, erhielt Anspruch auf dessen Gnade. Die Sklaven durften ihren Nebenerwerb als Eigenthum betrachten. Antonin entzog den Herren das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven. Auch nahmen die Freilassungen von seiten der Herren so überhand, daß gesetzliche Einschränkungen getroffen wurden. Die Freilassung (manumissio) konnte nach altem, strengem Rechte nur durch Eintragung des Sklaven in die Censuslisten, durch testamentarische Verordnung oder dadurch bewirkt werden, daß der Herr den Sklaven vor eine Magistratsperson brachte und ihn unter gewissen Ceremonien für frei erklärte. Der Sklave wurde hierbei vom Lictor mit einem Stäbchen (vindicta) berührt und erhielt als Zeichen der Freiheit einen Hut. Später konnte auch eine derartige Erklärung vor dem Geistlichen in der Kirche abgegeben werden. Nur der auf solche feierliche Weise Freigelassene wurde röm. Bürger, vorausgesetzt, daß der Herr selbst das Bürgerrecht hatte. War letzteres nicht der Fall, so trat der Freigelassene nur in die Klasse der Lateiner oder gar in die der Provinzialen. Der Freigelassene (libertus), selbst wenn er das Bürgerrecht gewonnen, besaß indessen immer noch nicht alle Rechte eines Vollbürgers. Mit der Verbreitung des Christenthums und dessen Anerkennung als Staatsreligion verbesserte sich das Los der Sklaven; aber die S. selbst verschwand nicht, sondern überdauerte die Zertrümmerung des Römischen Reichs. Vgl. Wallon, «Histoire de l'esclavage dans l'antiquité» (3 Bde., Par. 1847—48).

Bei den Völkern Asiens, deren Lebensanschauung, Sitte und Verfassung immer dieselben geblieben sind, hat sich auch die S. in ihren ursprünglichen und naiven Formen erhalten. Die Sklaven des Orients tragen mehr den Charakter des Hausgesindes, stehen ihren Herren näher und halten ihren Stand nicht für eine Schande, sondern für ein Schicksal. Der Koran verbietet eigentlich, Glaubensgenossen als Sklaven zu halten, empfiehlt den Herren Milde und bezeichnet die Freilassung als ein verdienstliches Werk. Daß Mohammed und die Khalifen Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht, davon ist keine Spur vorhanden. An den Höfen der Khalifen gab es meist nur Negersklaven, die man aus dem Innern Afrikas durch Handel bezog. Erst in den Kreuzzügen scheinen die Mohammedaner die Sitte angenommen zu haben, aus Kriegsgefangenen Sklaven zu machen. Die Kreuzfahrer verübten jedoch im Orient an den Mohammedanern ein Gleiches. In den unmittelbaren Ländern des Osmanischen Reichs, bei den Türken, hat die S. einen äußerst milden Charakter. Die Türken unterhalten dieselbe gegenwärtig theils durch Ankauf von Negern, theils durch Ankauf von Weißen aus den Kaukas. Gebirgsländern. Wiewol die Negersklaven nicht weniger menschlich behandelt werden, machen doch gewöhnlich die Jünglinge, Mädchen und Kinder aus dem Kaukasus ein weit größeres Glück. Die Weiber

füllen die Harems, den Männern steht als Dienern der Großen die Laufbahn zu den höchsten Aemtern und Ehrenstellen offen. Die Beschäftigung der türk. Sklaven ist eine häusliche. Ein gutes Betragen und der Uebertritt zum Islam verwandeln seine Lage in die des Dienstboten. Gewöhnlich werden die Sklaven verheirathet. Ihre im Hause geborenen Kinder gelten als Familienglieder und verwischen oft die Spuren ihrer Abkunft durch günstige Heirathen. Einen weit rohern Charakter trug die S. bei den Mohammedanern der afrik. Nordküste. In Marokko, Algier, Tunis und Tripolis bestand seit dem Mittelalter neben der Negersklaverei auch die S. der Weißen, die durch Seeraub gegen alle christl. Völker im Mittelmeer unterhalten wurde. Die Vernichtungskämpfe der Christen und der Mauren in Spanien und die allmähliche Zurückdrängung der letztern auf die afrik. Küste entwickelten diesen Menschenraub und gaben ihm die Wuth eines Religionskriegs. Die grausame Behandlung, welche die Christensklaven erlitten, die Standhaftigkeit, womit nicht selten die Gefangenen eher das härteste Los ertrugen, als daß sie sich durch Annahme des Islam Milderung verschafften, die romantischen Abenteuer, unter welchen sich viele aus der S. retteten, unterhielten bei den Europäern bis in das 19. Jahrh. einen glühenden Haß gegen die Barbaresken. Auf dem Congresse zu Wien beschloß man die gemeinsame Zügelung der afrik. Raubstaaten, ließ es aber beim Beschluß bewenden. Die vielfachen Vexationen, die Frankreich von Algier erlitt, bewogen endlich die franz. Regierung im Sommer 1830 zur Eroberung dieses Landes. Seitdem hat die Seeräuberei der Barbaresken aufgehört. Auch hob der Bei von Tunis in seinem Gebiete 1842 den Sklavenhandel und 1846 die S. der Schwarzen wie der Weißen auf, während Frankreich in Algier die Negersklaverei bis 1848 beibehielt. In den mohammed. Reichen und Provinzen des Innern Afrikas besteht die größere Masse der Bevölkerung aus schwarzen Sklaven, die jede Arbeit im Hause und auf dem Felde verrichten. Man erlangt diese Sklaven theils durch Krieg, theils durch Handel mit den heidnischen Negerstämmen. Die Zahl der Negersklaven, die jährlich auf die Märkte von Marokko, Tripolis, Aegypten, der Türkei und Arabien gelangen, ist immer noch groß. Die eine Hälfte wird durch den Wüstenhandel, die andere durch arab. Seefahrer bezogen, welche ihre Opfer von der afrik. Ostküste holen. Auch versorgte sich die ägypt. Regierung bis in neuere Zeit durch regelmäßige Sklavenjagden in den nubischen Grenzgebieten mit Negersklaven, welche größtentheils zur Herstellung der regulären Negerregimenter dienten.

In den europ.-christl. Reichen, die sich auf den Trümmern der röm. Weltherrschaft erhoben, hat sich S. und Sklavenhandel trotz des Christenthums länger als ein Jahrtausend erhalten. Nach Tacitus besaßen die alten Germanen Sklaven, welche nur das Land bebauten und gut behandelt wurden. Diese Unfreien mögen Unterjochte und Kriegsgefangene gewesen sein. Tacitus erwähnt aber auch Sklaven, welche ihre Freiheit im Spiele daransetzt hatten. Diese aus den freien Stammgenossen hervorgegangenen Sklaven wurden in die Fremde verkauft. Erst in der Zeit der Völkerwanderung und seit den Einfällen der Germanen in die röm. Provinzen scheint sich ein zweifacher Stand der Unfreien ausgebildet zu haben. Neben denen, welche das verliehene Land bebauten, traten nun auch besitzlose Sklaven auf, die man im Hause hielt, und mit denen Handel getrieben wurde. Die Anzahl dieser Sklaven wuchs außerordentlich, seit die Kriegszüge gegen die Slaven begannen. In jahrhundertelangen Kämpfen wurden die slaw. Völker, die sich bis an die Elbe ausgebreitet hatten, von den Deutschen unterjocht, ausgerottet und als Sklaven fortgeführt. Man verkaufte diese Gefangenen nach Frankreich, England, Italien, selbst nach Konstantinopel. Wahrscheinlich ist das Wort Sklave eins mit «Slawe»; es tritt zuerst zur Zeit der erbittertsten Kämpfe im 10. Jahrh. auf. Wie schwunghaft der Menschenhandel von den Deutschen getrieben wurde, zeigt schon, daß das Wort in alle europ. Sprachen (engl. slave, franz. esclave, span. esclavo, ital. schiavo) übergegangen ist. Gewiß war die Stellung der Hausssklaven bei den Deutschen, selbst wenn sie Gewerbe trieben, weit ungünstiger als die der unfreien Landbauer. Die besitzlosen Sklaven hatten kein Volksrecht; das Wergeld bei ihnen war sehr gering; sie durften nicht bewaffnet gehen. Erst seit dem 13. Jahrh. beginnt die harte S. zu verschwinden. Der Sklavenhandel verlor sich allmählich, die großen Sklavenmärkte an der Nord- und Ostsee hörten auf, und der bisher ganz als Sache behandelte Knecht erlangte gewisse Schutzrechte. Für alle Unfreien, die unangesessenen wie die angesessenen (glebae adscripti, d. i. Hörige), bildete sich jetzt der mildere Stand der Leibeigenschaft (s. d.) aus. An diesem Fortschritt in der Civilisation hatte die Kirche ebenso großen Antheil als das Interesse und die erwachende Bildung der Großen. In England, wo schon die Römer die S. nach ihrer Art ausgebildet hatten, war bei dem Eindringen der Angelsachsen die brit. Bevölkerung in das Joch der Knechtschaft geschlagen worden. Der größere Theil der Besiegten baute

für die Ueberwinder das Land; doch gab es auch Hausſklaven, deren Los viel härter war, und die man auch verhandelte. Schon in den erſten Jahrhunderten der normann. Periode verſchwand allmählich die S. in der Leibeigenſchaft, die ebenfalls und ohne Beihülfe der Geſetzgebung im Anfange des 16. Jahrh. erloſch. Auch in Frankreich beſtand neben der harten Leibeigenſchaft, in welche die Franken die galliſche Bevölkerung verſetzten, die eigentliche S. Dieſelbe wurde großentheils durch die Kriegsgefangenen unterhalten, welche man den von Spanien her eindringenden Mauren abnahm. Der bedeutendſte Sklavenmarkt war zu Lyon; hier trafen ſowol die Sklaven ſlaw. Urſprungs als die in Spanien gefangenen Mauren zuſammen. Der erſtarkten Königsgewalt gelang es, dem Sklavenweſen Grenzen zu ſetzen. Doch dauerte die Leibeigenſchaft in ſehr ſtrengen Formen bis gegen Ende des 18. Jahrh. Italien beſaß ebenfalls das Mittelalter hindurch nicht nur Leibeigene, ſondern auch wirkliche Sklaven. Die Stadt Rom war der Mittelpunkt des Menſchenhandels geblieben, wo die Venetianer Chriſtenſklaven kauften und an die Mohammedaner verhandelten. Umgekehrt brachten die Spanier hierher auch mohammed. Sklaven, die ſie im Kriege oder durch Seeraub erbeutet hatten. Während gegen Ende des 13. Jahrh. die eigentliche S. und der Sklavenhandel im chriſtl. Europa zu Ende ging, blieb beides auf der Pyrenäiſchen Halbinſel noch lange im Gebrauch. In dem länger als 700 Jahre andauernden Kampfe pflegten hier ſowol die Chriſten wie die Mauren ihre Gefangenen zur S. zu verdammen und um ſo grauſamer zu behandeln, als ſich beide Theile für Ungläubige hielten. Der Ueberfluß an mauriſchen Sklaven war bei den Spaniern ſo groß, daß ſie das ganze Mittelalter hindurch die Sklavenmärkte des ſüdl. und weſtl. Europa verſorgen konnten. Noch Anfang des 16. Jahrh. ſchmachteten in Portugal und Spanien Tauſende von Mauren im härteſten Sklavenjoche.

Die Entdeckung von Amerika und die Beſitznahme der Weſtküſte von Afrika durch die Portugieſen gaben im Anfange des 16. Jahrh. zur Gründung eines neuen Sklavenſyſtems Anlaß, zur Einführung von Negerſklaven in den überſeeiſchen Colonien der Europäer. Keins der Sklavenſyſteme der frühern Zeit war grauſamer und eigennütziger als dieſes, welches beim Beginn der modernen Civiliſation ſeinen Anfang nahm und trotz aller Anſtrengungen noch gegenwärtig nicht ganz beſeitigt iſt. Nachdem die Portugieſen gegen 1480 die Küſte von Guinea und die Inſeln in Beſitz genommen, eröffneten ſie mit den Negerſtämmen des Innern den Gold- und Menſchenhandel. Sie coloniſirten die Inſeln Fernando-Po, Principe, Annobon, beſonders St.-Thomas und verwendeten mit Vortheil in den begründeten Zuckerpflanzungen Negerſklaven. Härter noch verfuhren die Spanier in dem zu gleicher Zeit entdeckten Amerika. Zum Betrieb der Bergwerke und der Feldbaucolonien vertheilten ſie die Indianer an die Pflanzer und Regierungsbeamten. Die Unterjochten konnten jedoch die harte Arbeit nicht ertragen und ſtarben hin in ganzen Stämmen und Völkern. Man führte deshalb ſeit 1501 mohammed. Sklaven aus Spanien und ſeit 1506 von den Portugieſen erkaufte Negerſklaven nach Amerika, von denen die letztern ſich ſehr brauchbar bewieſen. Im J. 1511 erlaubte ſodann die Handelskammer zu Sevilla die directe Einfuhr der Negerſklaven nach den ſpan. Colonien. Einige Jahre ſpäter erſchien der Prieſter Las Caſas, ein Freund und Apoſtel der Indianer, am Hofe zu Madrid und forderte aus menſchenfreundlicher Abſicht, daß die Regierung die Verwendung der Indianer in den Colonien verbieten, dagegen die Einfuhr von Negerſklaven betreiben ſollte. Anfangs fand man dieſen Vorſchlag bedenklich. Aber ſchon 1517 gab Karl V. ſeinem Günſtlinge, dem Marquis de la Breſa, auf acht Jahre das Privilegium zur Negereinfuhr in die Colonien, der daſſelbe ſogleich an Genueſer verkaufte. Noch war die Zeit nicht abgelaufen, als ſich die Portugieſen der Negereinfuhr nach Amerika bemächtigten. Seit 1562 ſchon miſchten ſich auch, von dem großen Gewinn verlockt, die Engländer, doch mit geringem Erfolg, in dieſen Handel. Im Utrechter Frieden von 1713 bedung ſich England durch Abſchluß des Aſſiento (ſ. d.) das Recht aus, auf 30 Jahre 144,000 Negerſklaven in die ſpan. Colonien einzuführen. Die Briten begannen ſeitdem das Geſchäft mit allen ihren Mitteln auszubeuten. Frankreich wendete ſich unter Ludwig XIII. dem Negerhandel zu und ſtiftete zu dem Zwecke Niederlaſſungen an der afrik. Weſtküſte. Spanien, das den Handel immer an Fremde überließ, gab ihn 1784 gänzlich frei. Der Krieg Englands mit ſeinen nordamerik. Colonien verſetzte deſſen Negerhandel einen harten Stoß. Dagegen nahm damals der franz. Sklavenhandel einen großen Aufſchwung. Die Theilnahme der Holländer, Dänen und Schweden war nie bedeutend.

Schon in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. erhoben ſich Stimmen, die, von den Grauſamkeiten empört, welche die Negerſklaverei von jeher begleiteten, zur Abſchaffung derſelben aufforderten. Unter den Negervölkern in Afrika ſelbſt löſten ſich alle Bande der Ordnung und der

Freundschaft, die auch die roheste menschliche Gesellschaft nicht entbehren kann. Die Quäker in England und Nordamerika waren es zuerst, welche seit 1727 die Abschaffung der Negersklaverei in Anregung brachten. Diese verboten unter sich den Sklavenhandel, entließen 1751 ihre Neger, sorgten für deren Ausbildung und Niederlassung und stifteten 1774 die Pennsylvanische Gesellschaft, die schon 1780 die Freilassung aller seit der nordamerik. Unabhängigkeitserklärung geborenen Negersklaven in Pennsylvanien bewirkte. Zu England riethen Männer wie Sidmouth, Wellesley seit 1783 im Parlament zur Milderung und Abschaffung der S., trafen aber noch auf heftige Gegner. Durch die Bemühungen Clarkson's, der dem edeln Zwecke Leben und Vermögen opferte, kam 1787 das African-Institution zu Stande, welches die Unterdrückung der Negersklaverei energisch verfolgte. Im November desselben Jahres bestimmte der in Philadelphia tagende Convent für die Entwerfung der neuen (jetzigen) Verfassung, daß die Sklaveneinfuhr mit dem J. 1808 aufhören sollte, welche Bestimmung demnach infolge der Annahme dieser Verfassung später Landesgesetz wurde; ein Antrag, sie für Piraterie zu erklären, unterlag jedoch. Wie nothwendig ein solches Gesetz war, geht aus der Thatsache hervor, daß Südcarolina 1804—8 allein gegen 50,000 Schwarze importirte. Der mit jedem Jahre größer werdende Bedarf der Pflanzerstaaten wurde fortan von den an den Norden grenzenden Südstaaten gedeckt, welche sich auf die Negerzüchtung im großen legten und die Schwarzen vortheilhaft in den Süden verkauften. Seit 1788 brachte Wilberforce (s. d.), von Pitt, Fox, Smith u. a. unterstützt, die Sklavereiangelegenheit im brit. Parlamente wiederholt zur Verhandlung. Aber erst 1792 faßte das Unterhaus mit geringer Majorität den Beschluß, daß der brit. Sklavenhandel mit dem J. 1795 aufhören solle. Die Maßregel scheiterte indessen, weil sich das Oberhaus widersetzte. In Frankreich erklärte die Nationalversammlung unter dem härtesten Widerstande der Pflanzer durch ein Decret von 1790 die völlige Freiheit der Sklaven in den franz. Colonien und führte durch diesen unvorbereiteten Act die Katastrophe auf San-Domingo (s. Haïti) herbei. Dennoch machte Wilberforce 1796 im Unterhause abermals den Vorschlag, den Negerhandel mit dem 1. März 1798 gänzlich aufzuheben. Der Widerstand war zwar diesmal weniger heftig, allein auch die Freunde der Neger vereinigten sich dahin, die tiefeingreifende Reform bis auf ruhigere Zeit zu verschieben. Das African-Institution schlug jetzt einen neuen Weg ein, indem es zu Sierra Leone (s. d.) die erste Niederlassung gründete, die die Gesittung und Gewöhnung der Neger zu Feldbau und Gewerben bezweckte.

Nachdem Fox 1806 die Sklavenfrage wieder vor das Parlament gebracht, gelang es endlich den von der öffentlichen Meinung unterstützten Ministern, in der Sitzung von 1807 bei beiden Häusern den Abolition Act of Slavery durchzusetzen, wonach der brit. Negerhandel mit dem 1. Jan. 1808 aufhören mußte. Seit diesem Siege der Menschlichkeit über Interessen bot nun das brit. Cabinet schon aus Politik alles auf, um auch die übrigen christl. Mächte zur Ausrottung des Negerhandels zu bewegen. Die Freistaaten Südamerikas erklärten schon mit ihrer Losreißung von Spanien die S. überhaupt für aufgehoben. In Frankreich jedoch ließ Bonaparte im Angesichte der Ereignisse auf Haïti die Negersklaverei in den Colonien gesetzlich wieder einführen. Erst mit dem Frieden von 1814 vermochte die brit. Regierung die Mächte zu dem Versprechen eines Zusammenwirkens in der Unterdrückung des Negerhandels zu bewegen. Im J. 1815 verboten die Staaten am La-Plata den Negerhandel. In den Vereinigten Staaten passirte der Versuch, den Sklavenhandel mit dem Tode zu bestrafen, 1819 zwar das Repräsentantenhaus, stieß aber im Senat auf Widerspruch und wurde also nicht Gesetz. Infolge von Unterhandlungen, die 1816 zu London mit Oesterreich, Preußen, Rußland und Frankreich stattfanden, entschloß sich letzteres, den Negerhandel aufzugeben und zu den gemeinsamen Maßregeln mitzuwirken. Dänemark hatte diesen Handel schon 1803 verboten und bekräftigte seinen Entschluß im Kieler Frieden von 1814. Schweden schloß 1813 schon mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Negerhandels, dem 1814 die Niederlande im Frieden zu Gent beitraten. Spanien und Portugal mußten 1814 im Frieden zu Wien dem Sklavenhandel nördlich der Linie entsagen. Spanien gab hierauf 1817 gegen die Entschädigung von 400,000 Pfd. St. den Sklavenhandel gänzlich auf; Portugal folgte 1823 für die Summe von 300,000 Pfd. St. Brasilien behielt 1820 die Sklavenzufuhr für einige Häfen offen und schaffte dann den Handel durch Verträge von 1826 und 1830 ab. Zugleich sollten sämmtliche verbundete Mächte gegenseitig auf des Sklavenhandels verdächtigen Schiffen ein Durchsuchungsrecht üben. Doch Frankreich und die Vereinigten Staaten wiesen die unter Umständen gefährliche Maßregel entschieden zurück. Zu diesen polit. Anstalten gesellten sich noch andere, welche die Colonisirung der afrik. wie der freien Neger aus den Colonien im Auge hatten. Seit 1819 bildete sich in England

eine Gesellschaft zur Colonisirung von Negern in Afrika. Der Verein kaufte die Insel Sherbro an der Sierra Leoneküste und brachte 1820 eine Menge Neger aus den Colonien dahin, die jedoch gegen die Eingeborenen nicht aufkommen konnten. Im J. 1821 stifteten die Nordamerikaner auf dem Cap Mesurado eine Colonie von freigelassenen Negern, die 1824 den Namen Liberia (s. d.) annahm und mehr auf die Lahmlegung der abolitionistischen Bestrebungen in der Union gerichtet war. Da der Negerhandel trotz aller Verträge insgeheim von Portugiesen, Spaniern und Franzosen (bis 1830) fortgesetzt wurde, stellte die brit. Regierung, die der Ueberfahrt gemäß die Seepolizei üben sollte, schon seit 1816 an der Küste von Sierra Leone Kreuzer auf, die auf die Sklavenschiffe Jagd machen mußten. Wie viele Schiffe aber auch ergriffen wurden, fruchtete doch die Maßregel wenig. Die Schiffe konnten nur vor gemischte Commissionen gestellt werden, wodurch die Verurtheilung meist hintertrieben wurde.

Dennoch ließen sich die Briten nicht abschrecken, ihr einmal begonnenes Werk mit Energie und Aufopferung fortzusetzen. Die Sklaven in den brit. Colonien waren seit 1784 unter ein Gesetz gestellt worden, welches unter andern die grausame Behandlung verbot, die Ermordung der Sklaven mit Todesstrafe belegte und die Züchtigung der Neger einschränkte. Bald hatte man indessen diese Reform vergessen. Buxton (s. d.) lenkte deshalb 1823 die Aufmerksamkeit des Parlaments auf die Lage der Sklaven, und es kamen nun neue Reformen zu Stande. Man sorgte für die Erziehung der Neger, legitimirte ihre Ehen, verbot die Trennung ihrer Familien, gewährte dem Sklaven das Recht des Freikaufs aus dem Nebenverdienst und beschränkte mehrfach die Willkür der Herren. Im März 1824 ließ Canning den Sklavenhandel für Straßenraub erklären. Diese Gesetze wurden nicht nur von den Pflanzern, sondern auch von den viel mehr erwartenden Sklaven übel aufgenommen, und in mehrern Colonien brachen Empörungen aus. Dennoch gab die Regierung 1831 alle brit. Kronsklaven ohne Entgelt frei. Der Zustand der Colonien gestaltete sich hierdurch um so drohender, und die entscheidenden Schritte mußten beschleunigt werden. Die Sklavenemancipation wurde so zur Sache der Nothwendigkeit und der Politik. Im J. 1831 kam zuvörderst mit Frankreich ein Vertrag zu Stande, nach welchem sich beide Mächte das Durchsuchungsrecht verdächtiger Schiffe gestatteten. In der Parlamentssitzung von 1833 wagte endlich die brit. Regierung, unterstützt von der öffentlichen Meinung, die letzte Hand an die Beseitigung der S. zu legen. Lord Stanley brachte 14. Mai im Parlament einen Gesetzentwurf ein, der die Emancipation aller brit. Sklaven vom 1. Aug. 1834 an beantragte. Doch sollte jeder Sklave eine Art Lehrzeit bestehen, die für die Haussklaven bis zum 1. Aug. 1838, für die Feldsklaven bis 1840 dauern sollte. Den Pflanzern wurde die enorme Summe von 20 Mill. Pfd. St. als Entschädigung aus Staatsmitteln bewilligt. Der Kampf für und gegen den Vorschlag versetzte die Nation in die höchste Spannung. Die Bill ging schließlich in beiden Häusern durch und wurde 28. Aug. 1833 vom Könige bestätigt. Die Neger hatten indessen auf völlige Freiheit gehofft, und das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Herren ward mit der neuen Einrichtung so schwierig, daß den Sklavenhaltern selbst das Institut der Lehrzeit sehr bald als Misgriff erschien. Am 1. Aug. 1838 erfolgte deshalb die gänzliche Freilassung sämmtlicher Sklaven in den brit. Colonien, die überall in größter Ordnung vor sich ging. Die Zahl der Befreiten belief sich auf 639,000, wovon allein 322,000 auf Jamaica kamen. Die Emancipation der Sklaven lähmte allerdings die brit. Colonien; allein der Raubbau, den die Plantagenaufseher während der Abwesenheit der Herren (absentism) getrieben hatten, trug mehr zu der nach 1838 eintretenden Krisis und den massenhaften Bankrotten bei als die Emancipation selbst. Die Zuckerproduction nahm im ersten Jahre in Jamaica wie in den übrigen Besitzungen bedeutend ab und würde noch mehr gesunken sein, wenn man die Einfuhr des fremden Sklavenzuckers nach England nicht fast ein Jahrzehnt hindurch verhindert hätte. Allein schon 1840 begann die Production in allen brit. Colonien wieder zu steigen und hat gegenwärtig fast die frühere Höhe erreicht. Die Weigerung der freien Neger, in den Pflanzungen zu arbeiten, lag zum großen Theil nur an dem zu geringen Taglohn, den die Pflanzer boten. Auch zogen die Befreiten gern vor, sich selbst ein kleines Besitzthum zu erstehen. Die moralischen Wirkungen der Emancipation bewiesen sich viel erfreulicher als die materiellen; die freien Neger zeigten sich gesittet und lernbegierig. Man versuchte anfangs, die Masse der Freigelassenen in die Negercolonien auf der afrik. Westküste zu schaffen, wo sie jedoch bei Mangel an Kapital keinen Unterhalt fanden. Um die westind. Pflanzer mit Arbeitern zu versorgen, führte man später Kulis (s. d.) aus Ostindien ein und machte aus den im Sklavenhandel weggenommenen Negern Tagelöhner. Diese mußten jedoch mit den Pflanzern einen harten Contract auf 14 Jahre schließen, wodurch die S. gewissermaßen wieder eingeführt worden ist.

In Frankreich geschah seit dem Verluste von San-Domingo für die Abschaffung der S. in den Colonien ernstlich nichts und zur Milderung des Loses der Neger sehr wenig. Ein Gesetz vom 21. April 1834 schaffte endlich das alte blutige Gesetzbuch Ludwig's XIV., den «Code noir», ab. Andere Maßregeln, welche die Pflege, die Disciplin, die Arbeitszeit, den Unterricht, die Ehen, den Loskauf u. s. w. der Sklaven regelten, milderten zwar die Lage derselben, konnten aber das Institut der S. nicht erschüttern. Namentlich hintertrieb die Aussicht auf eine Entschädigungssumme von 12 Mill. Frs. an die Pflanzer wiederholt die Abschaffung der S. Erst in der Revolution von 1848 wurden plötzlich die Sklaven in allen franz. Colonien für frei erklärt und ihnen die vollen Rechte der Weißen gegeben. Die Zahl der Befreiten betrug etwa 250—300,000 Köpfe. Die Pflanzer geriethen durch diese unvorbereitete Veränderung in die höchste Noth, da die befreiten Neger anfangs selbst um den höchsten Lohn nicht arbeiten wollten. Production und Handel geriethen in größten Verfall. Die Zuckerernten in Westindien erreichten kaum ein Viertel der frühern; viele Pflanzer verarmten und sahen sich von den zügellos herumschweifenden Negern bedroht. Erst allmählich, besonders seit 1850 gelang es, die Ordnung und damit eine freie Arbeitsthätigkeit herzustellen. Ein im Mai 1854 publicirter Senatsbeschluß sprach den Grundsatz aus, daß die S. in den franz. Colonien nie wiederhergestellt werden kann.

Am verhängnißvollsten gestaltete sich die Sklavenfrage für die Vereinigten Staaten von Amerika. Das Institut der S. war den brit.-nordamerik. Colonien vom Mutterland anfangs gegen den Protest der Colonisten aufgedrungen worden, befestigte sich aber allmählich unter dem Einflusse polit. und ökonomischer Verhältnisse. Seit der Unabhängigkeit der Union schafften die nördl. Staaten, deren wirthschaftliche Verhältnisse die freie Arbeit begünstigten, die S. nach und nach ab oder nahmen sie gar nicht auf. Dagegen erstarkte dieselbe in den Südstaaten, namentlich durch den ungeheuern Aufschwung, welchen der Baumwollenbau infolge der von Whitney 1793 erfundenen Cotton-Gin-Maschine nahm. Vor ihm traten Taback-, Reis- und Zuckerbau in die zweite und dritte Linie. Das Interesse der Sklavenhalter an dem Bestande und der möglichsten Ausdehnung der S. wuchs mit der Bedeutung der Baumwolle als größtem amerik. Stapelartikel im Weltmarkt, mit der Baumwolle aber wurde die S. bis zum Ausbruch des letzten Bürgerkriegs zum bestimmenden Factor der amerik. Politik. Die Zahl der Sklavenbevölkerung in den Südstaaten, welche 1790 nur 697,879 Köpfe betrug, war 1860 bis auf 3,949,557 Köpfe gewachsen. Der Gegensatz zwischen der freien Arbeit des Nordens und der Sklavenarbeit des Südens, welche sich beide auszudehnen und einander Boden abzugewinnen suchten, nahm aus diesen Gründen eine polit. Färbung an und gestaltete sich zu einem immer heftiger werdenden Kampfe um die Suprematie in der Union. Während der Norden die S. in ihre bisherigen Grenzen einschränken wollte, strebte der Süden, dieselbe zu nationalisiren und neue Gebiete für dieselbe zu erwerben. Man sah von beiden Seiten, daß zwischen beiden Systemen ein ununterdrückbarer Widerspruch (irrepressible conflict) bestehe, welcher zuletzt nur damit enden könne, daß die gesammte Union entweder unter die Herrschaft der S. oder der freien Arbeit gebracht werde. Namentlich entbrannte der Hader stets mit drohender Heftigkeit, wenn der Eintritt eines neuen Gebietes als selbstständiger Staat in die Union stattfinden sollte, indem es sich hierbei um die den Unionsgewalten zustehende Entscheidung handelte, ob dem neuen Staate die Erlaubniß zum Sklavenhalten zu geben sei. Schon 1820, bei Eintritt des Missourigebietes, kam unter heftigen Reibungen das sog. Missouri-Compromiß zu Stande, wonach in den Gebieten nördlich vom 36.° die S. für immer ausgeschlossen sein sollte.

Während der auf diese große Aufregung folgenden polit. Erschlaffung bildete das Fabrikinteresse gegen das Pflanzerinteresse auf ökonomischem Gebiete den Ausdruck des Kampfes zwischen Freiheit und S. Die Sklavenhalter traten selbstredend für den Freihandel, als die durch ihre Productionsverhältnisse gebotene Handelspolitik, ein, die Industriellen des Nordens dagegen verlangten zu ihrem Schutze hohe Zölle, oder wenigstens höhere als der Süden bewilligen wollte. Südcarolina, unter Führung Calhoun's, «nullificirte» die Tarifgesetze und fand die energische Unterstützung des ganzen Südens, sodaß fortan länger als 30 Jahre freihändlerische Grundsätze im Zolltarif überwogen. Indessen hatte die Sklavenhaltermacht sich auch auf dem Gebiete der nationalen Politik immer mehr Geltung zu verschaffen gewußt. So vereitelte sie 1825 den Congreß von Panama, welcher einen Bund sämmtlicher amerik. Staaten gründen sollte, weil sie sich an dem Geiste allgemeiner Emancipation in den mittel- und südamerik. Staaten stieß; so verweigerte sie die Anerkennung der Negerrepublik Haïti, weil diese die inländischen Sklaven zur Nacheiferung veranlassen könne. Dieses wachsende Uebergewicht des Südens fand seinen naturgemäßen Gegendruck in den Abolitionistengesellschaften des Nordens

unter Tappan und Follen, Garrison und Philipps, welche übrigens jede Betheiligung an der Politik verschmähten und sich in ihrem Wirken für sofortige und unentgeltliche Aufhebung der S. lediglich auf Propaganda durch Wort, Schrift und That beschränkten, weil sie die Constitution als Pact mit den Sklavenhaltern nicht anerkannten. Die Kluft wurde jetzt mit jedem Jahre größer. Zwar gelang es dem Süden nicht, die Abolitionisten zu unterdrücken, allein die wichtigsten Grundrechte des Volks, wie Beförderung von Schriftstücken durch die Post, Petitions- und Rederecht wurden erheblich beschränkt. Von viel größerer Tragweite war aber die seit langem vorbereitete Aufnahme von Texas als Sklavenstaat in die Union (1845). Die Erbitterung wurde dadurch wieder genährt, daß die unbestimmten Grenzen des neu annectirten Staates die Veranlassung zum Kriege mit Mexico gaben, in welchem neue weite Gebiete erworben wurden, welche der Süden gleichfalls geöffnet zu sehen verlangte. Schon vor Beendigung des Kriegs hatte der Abgeordnete Wilmot von Pennsylvanien 1847 einen Antrag gestellt, das sog. Wilmot-Proviso, welches überhaupt die Zulassung der S. bei neuen Staatenbildungen verbieten wollte. Der Senat verwarf dieses Proviso, aber dasselbe blieb fortan das Stichwort der sog. Freesoil-(Freiboden-)Partei. Als Californien 1850, während es seinen Eintritt in die Union betrieb, die S. von seinen Grenzen ausschloß, drohte der aufs neue entbrennende Streit zum Bruch zu führen, bis er endlich namentlich infolge von Clay's Vermittelung durch das sog. Compromiß von 1850 beigelegt wurde. Die wesentlichen Bedingungen desselben, soweit sie die S. betreffen, waren folgende: Grenzregulirung von Texas im Sinne des Südens nebst Uebernahme von 10 Mill. Doll. der texanischen Schuld, wogegen Texas seine angeblichen Ansprüche an die Vereinigten Staaten aufgibt, und event. Theilung desselben in vier Sklavenstaaten, Errichtung von Territorialregierungen für Neumexico und Utah, die ihrer Zeit mit oder ohne S. aufgenommen werden sollen, verschärftes Gesetz für Einfangung flüchtiger Sklaven und deren Auslieferung durch Bundesbeamte, Aufnahme von Californien mit seiner die S. ausschließenden Verfassung, endlich aber Unterdrückung des Sklavenmarktes in der Bundeshauptstadt. Am gehässigsten war das Gesetz gegen flüchtige Sklaven. Viele nördl. Staaten bestritten seine Verfassungsmäßigkeit und erließen für sich sog. Personal liberty laws, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven verboten. Als endlich 1854 die Territorien Nebraska und Kansas organisirt werden sollten, welche größtentheils nördlich vom 36. Breitengrade liegen, setzte die Sklavenhalterpartei (unter Führung des Senators Douglas) die sog. Nebraska-Bill durch, welche das Missouri-Compromiß aufhob und den Ansiedlern aller neuen Territorien freistellte, ob sie S. einführen wollten oder nicht (Squatter-sovereignty). Mehrjährige blutige Kämpfe der Sklavenhalter und Freibodenleute um den Besitz von Kansas waren die Folgen davon. Doch trat Kansas endlich (1861) als Freistaat ein. Diese Nebraska-Bill war die nächste Veranlassung zur Gründung der sog. Republikanischen Partei, welche den Ausschluß der S. aus allen Territorien und Einschränkung derselben auf ihre bisherigen Grenzen als Grundsatz ihrer Nationalpolitik aufstellte. Der endliche Sieg dieser Freibodenpartei in der Präsidentenwahl von 1860 durch die Wahl Lincoln's oder, wie der Süden sagte, die Störung des polit. Gleichgewichts, d. h. die Ueberflügelung des Südens durch den Norden, führte zum offenen Aufstande von elf südl. Sklavenstaaten, die ihre Lostrennung von der Union (Secession) und Gründung einer selbstständigen Republik auf der Basis der Negersklaverei proclamirten.

In dem darauffolgenden vierjährigen Bürgerkriege (1861—65) zauderte die republikanische Bundesregierung noch längere Zeit, die Existenz der S. selbst anzugreifen. Sie kämpfte anfangs nur für territoriale Wiederherstellung der ganzen Union, unbeschadet der Rechte der Sklavenhalter innerhalb der secedirten Staaten. Aber bald sah sie sich durch die Kriegsnothwendigkeit gezwungen, weiter zu gehen. Zuerst behielt sie (Oct. 1861) alle Negersklaven, welche von den Secessionisten entflohen und Schutz suchend zu der Bundesarmee kamen, und benutzte dieselben als Arbeiter, die Entschädigung der Herren der Weisheit des Congresses überlassend. Später bewaffnete sie solche Negerflüchtlinge und reihte sie in die Bundesarmee ein. Sodann hob sie 23. Juni 1864 das Fugitive slave law auf. Endlich erließ Präsident Lincoln 22. Sept. 1862 seine Emancipations-Proclamation, durch welche er sämmtliche Sklaven in allen insurgirten Staaten vom 1. Jan. 1863 an für frei erklärte. Doch war diese Proclamation zunächst nur eine Kriegsmaßregel und vernichtete als solche noch nicht das permanente Bestehen der S., bezog sich auch nur auf denjenigen Theil des Sklavereigebietes, welcher sich in offenem Aufstande befand. Darum erließ der Congreß gegen Ende des Kriegs ein Amendement zur Constitution der Vereinigten Staaten, welches die S. in der ganzen Republik für immer aufhob, und welches nach erfolgter Ratification durch das Volk dem Grundgesetze der Republik einverleibt wurde.

Die 1865 erfolgte vollständige Niederlage der Secession brachte diese Decrete im ganzen Lande zur thatsächlichen Geltung und machte die Republik endlich zu einem wirklichen Freistaate. Seitdem ließ es sich der Congreß angelegen sein, die nominelle Emancipation durch wirksame Gesetze praktisch zu vervollständigen und ihr einen vollen Inhalt zu geben. Es geschah dies zunächst durch die Freedmen's-Bureau-Bill, welche die Freigelassenen und ihre erworbenen Rechte unter den speciellen Schutz von Bundesbeamten stellt; ferner durch die Civil-Rights-Bill, welche die Freigelassenen zu Bürgern der Vereinigten Staaten macht und ihnen alle bürgerlichen Rechte ertheilt; sodann durch die Reconstructions-Bill, welche allen Negern in den ehemaligen rebellischen Staaten auch alle polit. Rechte (Stimmrecht und Wählbarkeit) garantirt. Diese Ausführungsgesetze zur Emancipation stießen aber auf heftigen Widerstand von seiten des Präsidenten Johnson, der mit Hülfe der sog. demokratischen Partei deren Vollzug zu vereiteln und die Emancipation auf eine blos nominelle zurückzuführen suchte, indessen schließlich der geschlossenen Opposition des Congresses unterlag und im Mai 1868 nur mit Mühe der Absetzung (Impeachment-Proceß) entging. Diese verschiedenen Maßregeln bilden jetzt als 13. Amendement, veröffentlicht (nach der gesetzlich erforderlichen Genehmigung durch wenigstens drei Viertel der Bundesstaaten) 18. Dec. 1865, als 14. Amendement, veröffentlicht 2. März 1867, und als 15. Amendement, veröffentlicht 30. März 1870, einen integrirenden Theil der Landesverfassung.

Die Aufhebung der S. in den Vereinigten Staaten hat auch für alle andern Länder Amerikas, wo S. noch bestand, wichtige Folgen gehabt. Brasilien hatte zwar die Sklaveneinfuhr verboten, indessen entschied es sich erst nach langem Bedenken und Schwankungen 1871 für eine allmähliche Abschaffung der S. Während die seit Annahme des Gesetzes vom 27. Sept. 1871 geborenen Kinder also unbedingt frei sind, erlangen die damals vorhandenen Sklaven nur unter gewissen Bedingungen und in einem bestimmten Alter ihre Freiheit. Dänemark, Schweden und die Niederlande haben die S. auf ihren westind. Colonien in neuerer Zeit gänzlich abgeschafft. Spanien that 1873 dasselbe in und für Portorico. Auf der span. Insel Cuba hatte die S. noch lange einen starken Halt. Die Insel zählte 1861 603,046 Sklaven und freie Farbige. Obwol die Sklaveneinfuhr aus Afrika durch Verträge der span. Regierung mit andern Mächten längst verboten war, so wurde dieselbe doch in sehr starkem Maße fortgesetzt, so lange die Kreuzer der Vereinigten Staaten nicht ernstlich geneigt waren, den cubanischen Sklavenschiffen Hindernisse in den Weg zu legen. In Spanien selbst bildete sich inzwischen eine ziemlich starke Emancipationspartei, welche eifrig auf Abschaffung der S. in allen span. Besitzungen hinarbeitete. Auch die cubanischen Sklavenhalter selbst zeigten sich keineswegs abgeneigt, dem Beispiel aller übrigen civilisirten Länder zu folgen. Sie begannen daher auch bereits asiat. Kulis als Lohnarbeiter einzuführen, wodurch freilich der Wechsel wesentlich nur ein nomineller sein würde. Als 1868 der Aufstand in Cuba gegen die Spanier ausbrach, verfügte die gesetzgebende Versammlung der Insurgenten alsbald die Abschaffung der S. Die span. Cortes hatten zwar noch während des Aufstandes beschlossen, die S. in allen span. Colonien Amerikas aufzuheben, jedoch seit Wiederunterwerfung Cubas (1878) noch keine nähern gesetzlichen Bestimmungen erlassen. Infolge der Ereignisse in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Brasilien hat der überseeische Sklavenhandel fast ganz aufgehört, da der Hauptexport der Sklaven aus Afrika nach Amerika ging. Nur mohammed. Händler Ostafrikas führen jährlich noch ungefähr 50,000 nach asiat. Ländern. Livingstone berechnet, daß von 350,000 im Innern Afrikas eingefangenen Sklaven höchstens 80,000 die Küste erreichen. Neuerdings hat der 1873 von der engl. Regierung ausgesandte Sir Bartle Frere viel für die Einschränkung und allmähliche Einstellung des Sklavenhandels an der Südostküste gethan, und ebenso hat der engl. Reisende Sir Samuel Baker als Statthalter und Feldherr des Vicekönigs von Aegypten den Sklavenhandel im nordöstl. Afrika wenn nicht ganz unterdrückt, doch bedeutend eingeengt. In Madagascar setzte England 1877 die Abschaffung der S. durch. Vgl. Clarkson, «Essay on slavery and commerce of human species» (Lond. 1786); Buxton, «Der afrik. Sklavenhandel und seine Abhülfe» (deutsch von Julius, Lpz. 1841); Hüne, «Darstellung aller Veränderungen des Negerhandels» (Gött. 1820); F. L. Olmsted, «A journey in the Seaboard Slave States», «A journey through Texas» und «A journey in the Back Country» (3 Bde., Neuyork 1856—61; ist das bedeutendste Werk in engl. Sprache über die S.); Kapp, «Geschichte der S. in den Vereinigten Staaten» (Hamb. 1861); Wilson, «History of the rise and fall of the slave power in America» (2 Bde., Boston 1872).

Skoda (Jos.), der Begründer der neuen deutschen diagnostischen Schule in der Medicin, geb. 10. Dec. 1805 zu Pilsen in Böhmen, besuchte die Schule, das Gymnasium und den sog.

philosophischen Cursus zu Pilsen und studirte dann seit Herbst 1825 Medicin zu Wien, wo er auch 1831 zum Doctor promovirt wurde. Darauf übernahm er die Stelle eines Cholera-bezirksarztes in Böhmen und ward 1833 Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause zu Wien, wo er durch Joseph Heine und Gutbrod den Gebrauch des Stethoskops erlernte und in steter wissenschaftlichen Verkehr mit Rokitansky und Kolletschka die pathol. Anatomie und die Anwendung der Percussion und Auscultation auf Erkenntniß der pathol.-anatom. Zustände studirte. Seit 1835 begann er über diese Fächer praktische Uebungen (sog. Curse) am Krankenbette zu ertheilen. Im März 1840 erhielt er die Stelle als ordinirender Arzt auf der neugeschaffenen Abtheilung für Brustkranke, wurde 1841 Primararzt und 1846 Professor der Klinik, 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. S.'s Bedeutung in der Medicin ist eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Hinsicht stellte er bei seinen Untersuchungen (zunächst über Brustkrankheiten) das Princip an die Spitze, daß die am Kranken beobachteten (physikalischen) Zeichen zunächst nur bestimmte physik. Zustände in dessen Organismus anzeigen und erkennbar machen, worauf es dann Sache des rationellen Arztes sei, besonders mit Hülfe der pathol.-anatom. Erfahrungen, durch Schlußfolgerungen die wirklich vorhandenen innern Krankheiten zu errathen. In der Durchführung dieses Grundsatzes trat S.'s «Abhandlung über Auscultation und Percussion» (Wien 1839; 6. Aufl. 1864) den bis dahin allgemein und auch in Deutschland geltenden Lehren der franz. diagnostischen Schule (von Laennec, Corvisart, Piorry u. s. w.) entgegen, von welcher die physik., am Kranken ermittelten Symptome sofort als Zeichen eines bestimmten Krankheitsprocesses gedeutet werden. S.'s Lehren und die dadurch in der Diagnostik herbeigeführten Verbesserungen haben vielfach Eingang gefunden.

Skolien (griech. Skolion, Plur. Skolia, wörtlich nach einigen «Zickzacklied», d. h. ein in herüber- und hinüberspringender Reihenfolge vorgetragenes Lied) hießen bei den Griechen kurze, meist nur aus Einer Strophe bestehende Lieder mannichfachen Inhalts, welche beim Trinkgelage nach der Mahlzeit von den Anwesenden gesungen wurden; der Singende hielt dabei wol einen Myrtenzweig, den er dann irgendeinem andern der Anwesenden übergab als Zeichen, daß die Reihe des Singens an diesem sei. Als Erfinder der S. wird Terpander von Lesbos genannt, d. h. er hat dem ursprünglich rein volksmäßigen Trink- oder Tischliede eine bestimmte musikalische und poetische Kunstform gegeben. Nach ihm haben viele namhafte Dichter solche Lieder verfaßt, von denen gewiß manche echt volksthümlich geworden sind. Manche S. beziehen sich auf histor. Ereignisse, wie mehrere uns erhaltene auf Harmodios und Aristogeiton, die Mörder des Pisistratiden Hipparch, andere waren religiösen, andere erotischen, die Mehrzahl aber gnomischen Inhalts. Die erhaltenen Stücke sind gesammelt von Jlgen, «Scolia sive carmina convivalia Graecorum» (Jena 1798), in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum» (Gött. 1839) und in Bergk's «Poetae lyrici graeci» (3. Aufl., Bd. 3, Lpz. 1867).

Skoliose oder Schlangenkrümmung, s. Schiefheit.

Skopas, berühmter griech. Bildhauer, geb. auf der Insel Paros um 400 v. Chr., war wahrscheinlich ein Sohn des nicht unbedeutenden Erzbildners Aristandros. Zuerst finden wir den jungen Künstler im Peloponnes thätig, wo er theils durch eine Anzahl statuarischer Werke, theils durch die Leitung des Baues des Tempels der Athene Alea in Tegea in Arkadien, eines der bedeutendsten Heiligthümer der ganzen Halbinsel, seinen Ruhm begründete. Etwa 380 v. Chr. siedelte er dann nach Athen über, wo er gegen 30 Jahre lang eine bedeutende Thätigkeit hauptsächlich als Bildner von Marmorstatuen jugendlicher Gottheiten entfaltete und den Stil der jüngern attischen Bildnerschule ausprägte, welche mit anmuthiger Schönheit und einer gewissen Vorliebe für das Sinnlich-Reizende die höchste Lebendigkeit und Beweglichkeit und eine große Kunst der Darstellung der äußern Erscheinungen der Seelenbewegungen, von leiser Wehmuth und zartem Liebesverlangen bis zum tiefsten Schmerz und schwärmerischer Begeisterung verbindet. Bereits in höhern Alter wurde S. mit einigen jüngern Kunstgenossen von der Artemisia, der Witwe des karischen Dynasten Mausollos, nach Halikarnaß berufen, um den plastischen Schmuck des berühmten Mausoleum (s. d.) auszuführen. S. arbeitete dabei die Sculpturen der Ostseite, die noch in ihren geringen Ueberresten als die bedeutendsten des ganzen gewaltigen Werks zu erkennen sind, fand aber dabei auch noch Zeit, für verschiedene Städte Kleinasiens statuarische Werke, zum Theil von bedeutendem Umfang (wie z. B. eine sehr figurenreiche, berühmte Gruppe von Meergottheiten) anzufertigen. Ob er damals etwa auch die bekannte Niobegruppe (s. Niobe) für einen kleinasiat. Apollotempel gearbeitet hat, ist nicht zu entscheiden, da schon die alten Kunsthistoriker in Beziehung auf die Urheberschaft dieses Werks zwischen S. und Praxiteles (s. d.) schwankten. Vgl. Urlichs, «S.' Leben und Werke» (Greifsw. 1863).

Skopzen (Selbstverstümmler), abenteuerliche russ. Sekte, welche, im Gegensatze zur griech.-orthodoxen Kirche, fest auf dem Boden der Bibel zu stehen glaubt und, gestützt auf Bibelstellen, die Verstümmelung des Körpers, insbesondere behufs Abtödtung des Geschlechtstriebes die Castrirung und das Abschneiden der weiblichen Brüste, für den einzigen Weg, ins Himmelreich zu gelangen, hält. Die noch nicht verschnittenen S. sind die ersten Grades oder Schaloputen, welche alle Gebräuche der russ.-orthodoxen Kirche beobachten, um ihre Nachbarn zu täuschen, und alle Familienbande verwerfen. Nächst der Verstümmelung gelten religiöse, von inspirirten Psalmisten herrührende Gesänge, sowie bis zur Erschöpfung fortgesetzter drehender Tanz der Weiber für das Gott wohlgefälligste Werk. Der hierdurch aufs höchste gesteigerten Aufregung pflegen Weissagungen, Auslegungen abgerissener Bibelstellen zu folgen. Nach dem Glauben der S. ist der Messias in der Person des verstümmelten Kaisers Peter's III. zum zweiten mal erschienen. Unter Kaiser Nikolaus stark verfolgt, wanderten viele unbemittelte S. nach der Moldau und Walachei, wo sie zu Jassy, Bukarest und Galacz, meist als Besitzer von Lohnfuhrwerken, in besondern Stadtvierteln leben und durch reiche Geschenke Proselyten zu machen suchen; 1865 wurde ermittelt, daß letzteres auch in den moskowitischen Ansiedelungen in der Nähe des Asowschen Meers, namentlich in den Districten Berdjansk und Militopol, von den S. in großem Maßstabe betrieben werde. Das Dorf Sosnowska, wo viele ihrer Heiligen geboren wurden, gilt den S. gleichsam für ein Mekka und die Kreisstadt Morschansk im Gouvernement Tambow für ihr Jerusalem. Ein an diesem Orte von dem reichen Kaufmann Plotizyn (gest. im Dec. 1872), dem Oberhaupte aller S. in Rußland, in der Neujahrsnacht 1869 beim Polizeimeister Trischatny gemachter Versuch, durch Bestechung eine kurze Entlassung von drei Frauen aus dem Gefängniß zu bewirken, hatte einen großen, europ. Aufsehen erregenden Proceß zur Folge, durch welchen erst etwas Näheres über diese schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. vorkommende Sekte bekannt wurde. Reiche Geldmittel schienen bis dahin die Vertuschung der meisten polizeilich entdeckten Verstümmelungsfälle bewirkt zu haben. In Plotizyn's Hause wurde der ganze, aus vielen Millionen Rubeln bestehende Schatz und durch Correspondenzen die weite Verbreitung der S. entdeckt. Plotizyn wurde zum Verluste aller Standesrechte und zur Verbannung in die entferntesten Gegenden Sibiriens, Genossen von ihm zu Zwangsarbeit verurtheilt. Neuerdings hat die Regierung strenge Maßregeln gegen die Häupter der S. ergriffen. Vgl. Pelikan, »Gerichtlich-medic. Untersuchungen über das Skopzenthum in Rußland« (aus dem Russischen von Iwanoff, Gieß. 1876).

Skorbut oder Scharbock nennt man eine auf einer krankhaften Blutmischung beruhende Ernährungskrankheit, welche sich durch zahlreiche Blutungen in die verschiedensten Gewebe und Organe des Körpers kundgibt. Die Krankheit kommt vor bei Seeleuten (Seeskorbut), aber auch bei Landbewohnern (Landskorbut) und beginnt mit großer Schwäche und Müdigkeit, namentlich großer Schwere der Beine, tiefgedrückter Stimmung und großer Verzagtheit. Das Gesicht des Kranken verliert seine frische Farbe, wird bleich und schmuzig, die Lippen bläulich, die Augen sinken ein und bekommen blaue Ränder. Nach einigen Tagen oder Wochen schwillt das Zahnfleisch in der Umgebung der Zähne an, wird bläulich, aufgewulstet und blutet außerordentlich leicht. Aehnliche Blutergüsse treten dann auf in der Haut der Extremitäten und an Stellen, welche von mechan. Einflüssen getroffen werden; nicht selten bilden sich auch Blasen oder tiefe, schlaffe, leicht blutende Geschwüre. Die Flecken haben eine verschiedene Größe, sind anfangs schwarzbraun und werden später blau, grün, gelb. Auch in den tiefer gelegenen Geweben (Muskeln, Milz, Knochenhaut) erfolgen ähnliche Blutergüsse. Endlich kommen dazu Wassersuchten der Beine, des Herzbeutels und der Brusthöhle. Die Krankheit dauert meist sehr lange. Ein früher Tod tritt ein infolge der Wassersuchten und Darmblutungen, meist aber endet die Krankheit, wenn überhaupt, erst spät mit dem Tod durch Erschöpfung. Die Krankheit entwickelt sich auf langen Seereisen, wenn Kartoffeln, Gemüse und frisches Fleisch fehlen und die Mannschaft ausschließlich von Zwieback und gepökeltem Fleisch lebt, namentlich aber bei großer, vorzugsweise feuchter Kälte. Auf dem Lande zeigt sie sich dagegen bei solchen Individuen, die fast nur von Gemüse und Kartoffeln leben, oder die sich in kalten und feuchten Kellerwohnungen aufhalten. Auch entsteht die Krankheit infolge der Ueberfüllung und schlechten Ventilation in Kasernen, Strafanstalten u. s. w. Werden die Kranken den schädlichen Einflüssen entzogen, so fühlen sie sich meist sehr schnell wohl, wenn auch die wirkliche Genesung nur äußerst langsam erfolgt. Die Abkürzung der Seereisen, sowie die bessere Verproviantirung der Schiffe hat den S. in der neuern Zeit wesentlich gemindert. Bei Ausbruch der Krankheit ist für größte Reinlichkeit, warme Kleidung, frische Luft, passende und reichliche Kost (frisches Fleisch, frisches Gemüse

und Salat, gutes Bier oder Branntwein mit Wasser, Wein) zu sorgen. Die frisch ausgepreßten Säfte von Brunnenkresse, Kohl, Senf, Rettich, Meerrettich, Löffelkraut leisten die ausgezeichnetsten Dienste. Außerdem ist der Genuß von säuerlichen Früchten und deren Säften (Citronen, Apfelsinen, Aepfel) von großem Vortheil.

Skorpione bilden ein Familie der Spinnenthiere oder Arachniden und zeichnen sich durch den sechsgliederigen, in seiner ganzen Breite der Kopfbrust angewachsenen Hinterleib, einen langen, aus sechs knotig angeschwollenen Gliedern bestehenden Schwanz, dessen Endglied einen Giftstachel trägt, und durch die beiden gewaltig großen, scherenförmigen Kiefertaster aus, welche Krebsscheeren gleichen, aber den beweglichen Daumen auf der Außenseite tragen. Der ganze Körper ist mit hornigen Halbringen umgeben, deren obere und untere Hälfte durch eine weiche Hautfalte verbunden ist. An der Unterseite des Hinterleibes stehen am breiten Vorderringe zwei kammförmige bewegliche Anhänge, die sich auf die Fortpflanzung zu beziehen scheinen und deren Zähne bei den verschiedenen Gattungen an Anzahl abändern. An den nächstfolgenden vier Leibesringen zeigen sich jederzeit vier Löcher, durch welche die Luft in die vier Lungensäcke eintritt. Die S. leben in warmen und heißen Ländern und nur an feuchten, dunkeln Orten, unter Steinen, zerfallenem Holze und Erdlöchern und kommen nur des Nachts hervor, um Insekten und Spinnen nachzustellen, welche sie durch schnellen Lauf überraschen, mit den Scheren ergreifen und durch einen Schlag des nach vorn über den Rücken erhobenen Schwanzes tödten, an dessen Ende eine hornige Giftblase und ein harter, giftiger Stachel sich befindet, welcher durch eine sehr feine Seitenöffnung das Gift ergießt. Bei der Schnelligkeit des Stichs, da nur ein Schlag mit dem Schwanze erfolgt, kann blos eine sehr geringe Menge Gift ausfließen, und dennoch gibt es in heißen Ländern, besonders in Arabien und Indien, S., deren Stich dem Menschen fast unfehlbar tödlich wird. Durch wiederholtes Stechen erschöpfen die S. das Gift und brauchen dann einen Tag, um es wieder zu ersetzen. Wo S. ihre eigentliche Heimat haben, da sind sie gewöhnlich zahlreich und dringen auch in die Wohnhäuser ein, besonders wenn sie von Holz erbaut sind. In Wasser sterben die S. wegen Mangel an Luft in wenigen Minuten. Ihre Fruchtbarkeit ist groß. Sie gebären lebendige Junge. Mit Genauigkeit kennt man bereits an 80 Arten dieser Familie, welche bei wesentlich verschiedener Größe ein gleichförmiges Ansehen besitzen. Nach der Zahl der Augen und einigen andern geringfügigen Kennzeichen hat man sie in mehrere Gattungen gesondert. Die eigentliche Gattung Skorpion (Scorpio) enthält die Arten mit sechs Augen, breiten, platten Tasterscheren und dünnem, schwachem Schwanze. Dahin gehört der europäische S. (S. Europaeus), die einzige Art, welche weit nach Norden vordringt, denn er bewohnt ganz Südeuropa und geht nordwärts bis in die warmen Thäler Tirols und Krains. Er gehört zu den kleinsten, ist nur 2,6 bis 4 Ctmt. lang, blaß röthlichbraun, unterseits und an den Tasterscheren und an der Giftblase gelb. Seine Gefährlichkeit hat man oft sehr übertrieben; denn sein Stich soll nicht mehr schmerzen als ein Wespenstich und selbst Kindern keine Gefahr bringen. Dagegen erreichen die südafrik. und südamerik. Arten, die verschiedenen Gattungen (Buthus, Androctonus, Centrurus) angehören, oft eine sehr ansehnliche Größe, zuweilen 15 Ctmt. Länge und werden als höchst giftig sehr gefürchtet. Der S. galt als Symbol des Typhon, des bösen Genius der ägypt. Mythologie, und auf alten geschnittenen Steinen steht ihm Anubis in beschwörender Stellung gegenüber. — Bei den Alten hieß S. auch eine Kriegsmaschine, mit der man kleine, sehr fein zugespitzte Pfeile schleuderte, welche tödliche Wunden beibrachten; später nannte man diese Maschinen Handballisten. (S. Ballista.) — In der Astronomie ist der S. das achte Zeichen des Thierkreises.

Skrofulose, Skrofelkrankheit, bezeichnet den krankhaften Zustand, bei welchem die Anlage für eine Reihe von entzündlichen Ernährungsstörungen, namentlich der Lymphdrüsen, dann aber auch der äußern Haut, der Schleimhäute, der Gelenke, Knochen und Sinnesorgane vorhanden ist. Diese Ernährungsstörungen kommen auch sonst häufig vor. Man bezeichnet sie aber als skrofulös, wenn sie mit Entzündung der Lymphdrüsen auftreten, einen sehr chronischen, hartnäckigen Verlauf haben und wiederholt auf sehr geringfügige, leicht zu übersehende Veranlassung auftreten. Den Verdacht der S. erwecken Individuen, welche neben einem blassen Aussehen (Blutarmuth) dennoch nicht arm an Fett sind, namentlich an gewissen Körperstellen (Oberlippe, Nase) Fettanhäufungen darbieten (wulstige Lippen, kolbige Nase). Man unterscheidet zwei wesentlich verschiedene Formen des skrofulösen Habitus, die sog. torpide S., welche sich durch grobe Gesichtszüge, gedunsenes Aussehen, einen aufgetriebenen Leib und das schlaffe, schwammige Fleisch charakterisirt, und die sog. erethische S., welche einen spärlichen dünnen Knochenbau, zarten Teint mit durchsichtiger Haut, schlechte Entwickelung, schmale Brust

und weiche Muskeln darbietet. Die Drüsenerkrankung ist entweder acut entzündlicher Art, wobei sie vereitern und sehr schmerzhaft sind, oder sie stellen schmerzlose Geschwülste dar. Von den Hautausschlägen kommen (namentlich am Kopfe und Gesichte) die nässende Flechte und der Grind (Eczema und Impetigo) vor. Die Schleimhäute werden häufig von den Hautausschlägen in Mitleidenschaft gezogen (Schnupfen, Ohrenfluß) oder erkranken, wie die der Lungen und des Darms, katarrhalisch. Die Gelenkentzündungen treten entweder als Gelenkwassersucht oder als schleichende Entzündung der Gelenkbänder (weiße Gelenkgeschwulst) auf, und die Knochenentzündungen, welche von der Knochenhaut ausgehen, führen häufig zur Zerstörung des Knochens, so namentlich in der Nase, im Gehörgang. Die Entzündungen der Augen befallen den Lidrand sowol als die Bindehaut und auch die Hornhaut, woselbst sie häufig zu Trübungen führen. Die S. tritt meist im Kindesalter auf und verliert sich meist zur Zeit der Geschlechtsreife mehr oder minder vollständig; seltener tritt sie später wieder oder überhaupt erst nach diesem Zeitpunkt ein. Sie ist angeboren oder erworben. Die angeborne S. findet sich namentlich bei Kindern skrofulöser Aeltern; ferner bei solchen Kindern, deren Aeltern während der Zeugung oder Schwangerschaft an Tuberkulose, Krebs, tertiärer Syphilis oder einem andern Siechthum litten oder bereits befahrt oder nahe verwandt waren. Von Haus aus gesunde Kinder können skrofulös werden infolge unzweckmäßiger Ernährung, namentlich in den ersten Lebensjahren, bei mangelhafter Bewegung und der Entbehrung frischer Luft. Daher sind aufgefütterte, mit schwerverdaulichen Nahrungsmitteln (Kartoffeln, Erbsen, viel Brot) versehene Kinder häufig skrofulös, sowie die in Findel- und Waisenhäusern, Pensionen, Fabriken u. s. w. aufwachsenden. Hier mögen diese verschiedenen Momente oft gleichzeitig die S. bedingen. Auch bei Erwachsenen kann sich die S. unter denselben Einflüssen entwickeln. Ein Theil der Behandlung der S. ergibt sich von selbst. Skrofulöse Kinder müssen eine vorzugsweise aus Milch, Fleisch u. dgl. bestehende Nahrung erhalten, viel Zeit im Freien, wenig in überfüllten Zimmern (Schulstuben) zubringen. Der bei S. so beliebte Leberthran empfiehlt sich blos bei der erethischen Form, während ihn die fetten Skrofulösen meist ohne Erfolg nehmen. Eichelkaffee und Wakmußblätterthee, welche beide gleichfalls oft verwendet werden, sollen nur bei chronischem Darmkatarrh getrunken werden. In hohem Ruf stehen der Gebrauch der Soolbäder, die Kaltwassercuren sowie die Anwendung jodhaltiger Mineralwässer (Adelheidsquelle, Krankenheil u. a.).

Skrzynecki (Jan Boncza), Oberfeldherr der Polen während der Revolution von 1831, geb. 18. Febr. 1786 in Galizien aus einer ursprünglich böhm. Familie, diente seit 1806 unter Napoleon und erhielt nach der Rückkehr nach Polen als Oberst den Befehl über ein Infanterieregiment. Beim Ausbruch der Revolution vom 29. Nov. 1830 folgte S. zuerst dem Großfürsten Konstantin, kehrte aber, als dieser mit den Truppen abzog, 3. Dec. nach Warschau zurück, um der Erhebung beizutreten. Von dem Generalissimus Radziwill zum Brigadegeneral erhoben, bildete er mit acht Bataillonen in Warschau das Centrum der poln. Schlachtlinie gegen das russ. Corps Rosen. In der Schlacht bei Grochow, 25. Febr. 1831, nahm er an der Spitze seiner Division das von überlegenen Kräften besetzte Erlenwäldchen. Am folgenden Tage wurde S. an Stelle Radziwill's zum Oberfeldherrn ernannt. Er setzte die Armee eigentlich erst auf den Kriegsfuß. Ende März griff er dann die Abtheilung des Generals Geismar bei Wawre und das Hauptcorps des Generals Rosen bei Dembe an. Er schlug beide, unterließ aber, den Sieg zu verfolgen. Erst als die Russen sich zu vereinigen strebten, beschloß er Sielce zu nehmen und die Corps von Rosen und Pahlen II. zu vernichten. Am 8. April kam es bei Iganie zum Treffen, wo 8000 Polen eine dreifache Uebermacht schlugen. Hierauf blieb S. wieder unthätig, bis ihn das Mißgeschick Dwernicki's und die Aufforderung der Regierung nöthigten, die längs der Narew stehenden russ. Garden anzugreifen. Es gelang ihm 15. Mai, die Garden mit großer Uebermacht zu erreichen; doch griff er nicht an, sondern zog sich zurück. Eine Folge davon war der unglückliche Ausgang der Schlacht von Ostrolenka 26. Mai, der ihn zum Rückzuge nach Warschau nöthigte. Um die Macht des patriotischen Clubs zu beschränken, betrieb er hier eine Reform der Regierung. Darüber versäumte er wieder, nach Diebitsch's Tode die durch Cholera und Verluste geschwächten Russen anzugreifen. Als nun Paskewitsch die Weichsel überschritten, forderte die öffentliche Meinung Rechenschaft über S.'s Zaudern, den man des Aristokratismus beschuldigte. Der Reichstag schickte 10. Aug. eine Untersuchungscommission in das Lager vor Bomilow ab, an deren Spitze Fürst Czartoryiski stand. S. legte sofort den Oberbefehl nieder, worauf derselbe Dembinski (s. d.), der S. mit besonderer Verehrung ergeben war, übertragen wurde. Seitdem hielt er sich bei dem Partisancorps des Generals Rozycki auf und trat 22. Sept. mit diesem auf das Gebiet des Freistaates Krakau über, von wo er nach

Galizien sich begab. Später lebte er in Prag, bis er 1839 nach Belgien ging, wo er den Oberbefehl über das Heer übernahm, aber infolge der Reclamationen Rußlands, Oesterreichs und Preußens 1839 als Divisionsgeneral zur Disposition gestellt werden mußte. Seitdem lebte er fast 20 Jahre zurückgezogen in Brüssel, bis ihm die österr. Regierung die Erlaubniß gewährte, sich in Krakau niederzulassen. Hier starb er 12. Jan. 1860.

Skupschtina ist der serb. Ausdruck für Versammlung überhaupt. Narodna S. wird in Serbien die Volksvertretung genannt, welche alljährlich tagt. (S. Serbien.)

Skutări (slaw. Skadar, türk. Ischkodra oder Uschkodra), das Scodra der Alten, Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets der europ. Türkei, Sitz eines Walv, liegt nahe dem südöstlichen Endpunkte des Skadarsees und hart an dessen Abfluß, der schiffbaren Bojana, die 22 Kilom. weiter unterhalb in das Adriatische Meer mündet, im Kreuzungspunkt zahlreicher, wichtiger Verkehrswege in einer weiten und fruchtbaren Ebene. Die Stadt ist außerordentlich weitläufig gebaut und besteht aus 13 miteinander verbundenen Ortschaften oder Gehöftscomplexen, im Umfange von 9 Kilom. Die meist aus Holz erbauten Häuser sind von Veranden und bedeckten Galerien umgeben und zum Theil in weiten Gärten gelegen, welche von hohen Mauern eingeschlossen werden. In dem Winkel zwischen der Bojana und der Drinasa oder Kiri, nahe der Mündung dieser in jene, ist die Citadelle, auf einem 100 Mt. hohen Berge, gelegen. S. zählt 10,000 E., welche namentlich als geschickte Waffenschmiede Ruf gewonnen haben und außerdem verschiedene Gewerbe, auch Wollweberei, Schiffbau und Handel treiben. Ausgeführt werden Wolle, Seide, Oel, Bau-, Brenn- und Färbeholz, Mais, Weizen, Leinsamen, Blutegel, Hasenfelle, Leder, gesalzene Fische (Scoranzen) aus dem See, Fischrogen, Schildkröten, Wachs, Kastanien, Nüsse u. s. w. Das antike Scodra, am See Labeatis und dem Flusse Barbana, war die feste Residenz des Königs Gentius von Illyrien, fiel nach dessen Besiegung durch den Prätor L. Anicius 168 v. Chr. in die Hände der Römer und erhielt später röm. Bevölkerung als Colonie Claudia Augusta. Bei der Theilung des Römischen Reichs 395 wurde sie zu Ostrom geschlagen als Hauptstadt der Provinz Illyria Praevalitiana. Im Mittelalter spielte S. eine wichtige Rolle als Festung. Längere Zeit im Besitze der Venetianer, wurde sie 26. Jan. 1479 vom Sultan Mohammed II. nach schwerer Belagerung erobert und mit dem Umlande dem Osmanischen Reiche einverleibt.

Eine andere Stadt S. (türk. Ueskidar oder Iskudar, d. h. Post) liegt in Kleinasien, zum Theil amphitheatralisch, am Ausgang des Bosporus in das Marmarameer, unmittelbar Konstantinopel gegenüber, zu dessen Vorstädten es gerechnet wird, am Fuße und auf den Vorhöhen der beiden Berge Bulgurlu und Tschamlyhdscha. Sie steht auf der Stelle des antiken Chrysopolis und bildet den einigenden Mittel- und Knotenpunkt eines Complexes von zum Theil sehr weitläufigen und, namentlich am Ufer der Meerenge, sich in einer Ausdehnung von 7 Kilom. hinziehenden Vorstädte. Das eigentliche Leben und Treiben der Bewohner, deren Zahl auf 50—70,000 geschätzt wird, drängt sich in wenige Hauptstraßen zusammen. Es gibt verschiedene alte und baufällige Serais, viele Moscheen und Bäder, sodann Bazare und Kasernen, unter welchen letztern die nahe am Ufer gelegene, vom Sultan Selim erbaute und nach ihm Selimie genannte, die größte und solideste ist, ausgedehnt genug, um 6—8000 Mann darin unterzubringen. Der sich auf der Südseite der Stadt hinziehende Begräbnißplatz mit dunkelschattigem Cypressenhain soll der ausgedehnteste des Osmanischen Reichs sein. S. hat längst aufgehört, Ziel von aus dem Innern Kleinasiens eintreffenden Karavanen zu sein. Dagegen wird hier der von Konstantinopel nach Bagdad projectirte Schienenweg seinen Anfang nehmen. Bis jetzt besteht aber nur eine kleine Eisenbahn, welche den nahe bei S. am Marmarameer gelegenen Landungsplatz von Haidar-Pascha mit Ismidt verbindet. In der Nähe von S., nach der Serailspitze der Hauptstadt zu, erhebt sich, im Bosporus, auf einem isolirten Felsen, ein 22 Mt. hoher Thurm, von den Türken Kiskuleffi oder Kiskalesi, d. i. Mädchenthurm, von den Europäern, durch eine seltsame Verwechselung, fälschlich Leanderthurm genannt.

Skylax, ein griech. Geograph, aus Karyanda in der kleinasiat. Landschaft Karien, unternahm um 508 v. Chr. auf Befehl des Darius Hystaspis (s. d.) eine Entdeckungsreise bis zur Mündung des Indus und machte wol auch das Resultat derselben in einem Werke bekannt. Ein unter S.' Namen erhaltenes und am besten in den Sammlungen der «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 1, Oxf. 1698), Gail (Bd. 1, Par. 1826), Müller (Par. 1854) und Fabricius (Lpz. 1878) bearbeitetes Werk, eine Beschreibung der Küsten des Mittelländischen (und Schwarzen) Meers führt seinen Namen mit Unrecht. Man hat dasselbe dem 5. oder 4. Jahrh. v. Chr. zugeschrieben, mit mehr Recht aber als eine Compilation der byzant. Zeit

bezeichnet. Vgl. Niebuhr, «Ueber das Alter des Küstenschreibers S.» (in dessen «Kleinen histor. und philol. Schriften», Bd. 1, Bonn 1828) und die obengenannten Herausgeber.

Skymnus, ein griech. Geograph, aus Chios, verfaßte unter dem Titel «Periegesis» eine Erdbeschreibung. Dieselbe ist verloren gegangen, denn man hat dafür mit Unrecht ein geogr. Gedicht in iambischen Versen gehalten, das noch zum Theil auf uns gekommen und um den Anfang des 1. Jahrh. v. Chr. verfaßt ist. Das davon Erhaltene ist in den «Geographi Graeci minores» von Hudson (Bd. 2, Oxf. 1703), Gail (Bd. 2, Par. 1828) und Müller (Par. 1854), sowie von Letronne (Par. 1840) und Meineke (Berl. 1846) bearbeitet worden.

Skyros, jetzt Skyro, eine zur Gruppe der nördl. Sporaden gehörige Insel Griechenlands, 37 Kilom. nordöstlich von Euböa, zählt auf 1154 QKilom. (1870) 3029 E. Die Insel besteht aus zwei durch einen Isthmus verbundenen Halbinseln, von denen die südöstliche gebirgig und bis 782 Mt. hoch, die nördliche niedriger und mit fruchtbaren Hügeln und kleinen Ebenen ausgestattet ist. Sie producirt Weizen, Wein, Oel, Orangen und Krapp. Die Bienenzucht liefert guten Honig und Wachs, die Schaf- und Ziegenzucht treffliche Milch; auch wird eine besondere Rasse kleiner, aber ausdauernder Pferde auf der Insel gezüchtet. Die Stadt Skyros lag ebenso wie das jetzige Städtchen Skyro auf der Ostküste des nördlichern Theils der Insel, eine Stunde nördlich vom Hafen Achilleion; noch jetzt sind stattliche Mauerwerke der Akropolis, sowie der Unterstadt und einige Sculpturfragmente erhalten. Auf S. soll Achilles von seiner Mutter Thetis, die ihn dem vor Troja seiner harrenden Geschicke entziehen wollte, in Frauenkleidern verborgen worden sein und mit Deidameia, der Tochter des Königs Lykomedes, den Pyrrhos oder Neoptolemos erzeugt haben. Nach athenischer Ueberlieferung soll Theseus, aus Athen vertrieben, nach S. gekommen und dort meuchlerisch von Lykomedes ermordet worden sein. Als die Athener im J. 469 v. Chr. infolge einer Klage thessalischer Kaufleute, um dem seeräuberischen Treiben der Bewohner der Insel, der Doloper, ein Ende zu machen, eine Expedition unter Führung des Kimon dahinsandten und die Insel eroberten, wurden die angeblichen Gebeine des Theseus nach Athen gebracht und im Theseion beigesetzt. Seitdem war S. nebst Imbros und Lemnos eine Besitzung der Athener, die ihnen auch 387 im Antalkidischen Frieden gesichert blieb. Erst in der macedon. Zeit ging S. den Athenern verloren, die es jedoch 196 v. Chr. von den Römern wieder erhielten.

Skytale (σκυτάλη) nannten die Lacedämonier den Stabbrief, gewissermaßen Feldpostbrief, mittels dessen die Ephoren in Sparta wichtige Nachrichten den lacedämonischen Feldherren nach dem Kriegsschauplatze zu übermitteln pflegten. Plutarch beschreibt die S. in der Weise, daß von zwei Stäben gleicher Länge und Dicke, deren einen der Feldherr mitnahm, ein Stab mit schmalen weißen Riemen umwickelt und daß sodann die Botschaft auf den Riemen in der Richtung von oben nach unten geschrieben wurde. Den beschriebenen Riemen (δέρμα) überbrachte ein sicherer Bote dem Feldherrn, der ihn allein zu lesen vermochte, weil er den zweiten Stab von gleicher Länge und Dicke in Händen hatte und daher in der Lage war, auf letztern den empfangenen Riemen so aufzuwickeln, daß die getrennten Buchstaben sich zu lesbaren und verständlichen Worten vereinigten.

Slawen. Die S. gehören zum indogerman. Stamme, unter dessen Gliedern sie der litauischen Familie am nächsten verwandt sind. (S. Slawische Sprachen.) Die ursprüngliche einheimische Form des Volksnamens ist Slovĕnin, im Plural Slovĕne. Viel später und nicht volksthümlich, erst in Büchern seit 1619 nachweisbar ist Slavjanin, Slavjane. Man leitete den Namen ab von slava, Ruhm, und deutete ihn als «die Ruhmreichen», was sicher unrichtig, oder von slovo, Wort, als «die Redenden», was ebenfalls unerwiesen. Aus dem Worte Slovĕnin ist die deutsche Benennung entstanden. Doch ist bei allen german. Stämmen der Name Wenden oder Winden für sämmtliche S. gebräuchlich gewesen, während die S. selbst sich nie so nannten, sondern entweder jenen angegebenen Namen anwendeten oder ihre einzelnen Stämme mit besondern Namen bezeichneten. Die slaw. Familie ist in eine große Anzahl einzelner Stämme getheilt, deren älteste Wohnsitze und älteste Geschichte, wie die der übrigen europ. Völker und fast noch mehr als diese, sehr dunkel ist. Aus den Berichten der alten Schriftsteller, sowie aus der Richtung der spätern Wanderungen ergibt sich mit einiger Sicherheit der ursprüngliche Wohnsitz der slaw. Völker. Sie bewohnten von unbestimmter, jedenfalls weit vor den Beginn unserer Aera hinaufreichender Zeit her bis ins 3. oder 4. Jahrh. n. Chr. ein Gebiet, dessen ungefähre Begrenzung folgende ist: vom Niemen bis zur Dünamündung, doch von der Ostsee abgeschnitten durch die Litauer; vom Rigaischen Meerbusen über die Waldaihöhen bis zur Mündung der Oka, nördlich und östlich von Finnen begrenzt; die Ostgrenze bildete eine

Linie von der Oka nach Kiew, von da bis an den Bug, dann die Westgrenze ungefähr die Karpatenlinie und die obere Weichsel. Eine große Völkerwanderung trennte dies slaw. Gesammtvolk. Am Ende des 5., Anfang des 6. Jahrh. sind die nördl. Donauufer in der Gewalt der S., die von dort aus bald, wahrscheinlich am Anfang des 7. Jahrh., auch das südl. Ufer, Mösien und Thrazien einnahmen. Nach Auswanderung der Vandalen, Burgunder und anderer german. Stämme von der Oder und Elbe kamen im 5. Jahrh. S. ins Oberland, von da bis zur Saale und Niederelbe und an die westl. Ostseeküsten; gegen Ende desselben Jahrhunderts bevölkerten sie Böhmen und Mähren. Außerdem erfolgten Wanderungen aus den hinterkarpatischen Ländern nach Pannonien (dem westl. Ungarn), von wo aus slaw. Stämme etwas vor dem J. 600 in Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain eindrangen. Endlich kamen im Anfang des 7. Jahrh. die Chorwaten (Kroaten) und Serben nach Dalmatien und dem ganzen alten Illyricum (dem spätern Bosnien, Serbien u. s. f.). Von den sämmtlichen ursprünglich in den hinterkarpatischen Ländern einander benachbarten Stämmen blieb außerdem ein großer Theil in den ursprünglichen Sitzen und breitete sich von da namentlich nach Norden und Osten aus. Von diesem Gebiete haben die S. im Laufe der Geschichte wieder verloren das Elb- und Oderland an die Deutschen, Oberösterreich, den größten Theil Kärntens und Steiermarks ebenfalls an die Deutschen, das heutige Siebenbürgen und Ungarn zum großen Theil an Magyaren und Rumänen, in den Süddonauländern einiges an Türken und Griechen. Die jetzt vorhandenen S. theilen sich in zwei größere Gruppen: A. südöstliche S., mit den Einzelvölkern 1) Bulgaren, 2) Serben, 3) Chorwaten (Kroaten), 4) Slowenen, 5) Russen, mit den Hauptstämmen: Kleinrussen, Großrussen, Weißrussen; B. westliche S., und zwar 1) Czechen, mit den Unterabtheilungen: Czechen im engern Sinne, Mähren, Slowaken; 2) Sorben (Lausitzer Wenden), getheilt in Ober- und Niedersorben; 3) Polen (Lechen), mit den Nebenstämmen der Kassuben. Zu den westlichen S. gehörten außerdem die slaw. Elbanwohner (Polaben), die jetzt (etwa seit Mitte des 18. Jahrh.) ganz ausgestorben sind. Die Zahl der S. beträgt nach neuern Zählungen, resp. Schätzungen ungefähr 85 Mill., und zwar Russen 55½ Mill. (nach anderer Zählung etwas über 60 Mill.), von ihnen Großrussen 34,400,000, Kleinrussen (in Rußland und Oesterreich zusammen) etwas über 17 Mill. (davon 3 Mill. in Oesterreich-Ungarn) und Weißrussen 3,600,000; Bulgaren zwischen 5 und 5½ Mill.; Serben und Chorwaten zusammen 5,200,000 (mit Einschluß der ursprünglich slowen. Bewohner Kroatiens etwa 6 Mill.), davon in Oesterreich-Ungarn 2,200,000 (mit Einschluß Kroatiens 3 Mill.); Slowenen (in Krain, Kärnten, Steiermark) 1,200,000; Czechen 7 Mill. (davon Böhmen und Mähren 4 Mill., Slowaken 2,200,000); Sorben 135,000 (Niedersorben 40,000, Obersorben 95,000); Polen 9½ Mill. Von den S. gehören die Bulgaren, Russen und Serben fast ausschließlich zur griech. Kirche, die Westslawen (mit Ausnahme eines Theils der lausitzer Wenden) zur römisch-katholischen, ebenso die Slowenen und Chorwaten. Zur griech. Kirche gehören etwa 60 Mill., zur römischen 20 Mill., zur protestantischen 1½ Mill., zum Islam 900,000.

Bis zum 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung ist die Ueberlieferung über die S. eine äußerst dürftige. Tacitus erwähnt ihrer in der «Germania» unter dem Namen Veneti, weiß aber nicht, ob sie den Germanen oder Sarmaten beizuzählen sind; ebenso erwähnt sie Plinius der Aeltere, und unter den zahlreichen Völkernamen aus dem östl. Europa beim Geographen Ptolemäus gehören einige sicher slaw. Stämmen an. Eine bestimmtere Gestalt gewinnt die Ueberlieferung erst bei Jordanes und Procop im 6. Jahrh. Diese kennen nördlich von der untern Donau und östlich von den Karpaten zwei slaw. Hauptvölker, Anten und Sclavenen, die bei Jordanes den Gesammtnamen Vinidae (Wenden), bei Procop die sonst verschollene gemeinsame Bezeichnung Sporen führen. Die S. hatten damals schon ihre große Völkerwanderung angetreten und es beginnt jetzt die Einzelgeschichte der obengenannten besondern slaw. Völker. Die S. in Mösien und Thrazien wurden von den finnisch-tatar. Bulgaren überschwemmt und unterworfen, welche aber dabei slawisirt wurden und ihren Namen auf die unterworfenen S. übertrugen. Diese nun Bulgaren genannten nahmen im Laufe des 9. Jahrh. das Christenthum an und bildeten bis zum J. 1019 ein selbstständiges Reich, das von den Griechen vernichtet wurde; am Ende des 12. Jahrh. befreiten sich zwar die Bulgaren zum großen Theil wieder von griech. Herrschaft, ohne aber die alte Macht wieder zu erlangen. Kroaten und Serben nahmen ebenfalls im 9. Jahrh., zum Theil früher, das Christenthum an; die Kroaten unter eigenen Fürsten, anfangs abhängig theils vom Byzantinischen, theils vom Fränkischen Reiche, wurden Ende des 11. Jahrh. mit der ungar. Krone vereinigt; die Serben, getheilt in einzelne Gaue unter besondern Zupanen (Župani), standen erst auch in loser Abhängigkeit vom Byzan-

tinischen Reiche, bis im 12. Jahrh. Stephan Nemanja alle Serbenländer vereinigte und ein Serbisches Reich gründete, das bis 1389, bis zur Schlacht bei Kossowo, bestand, in der es seine Unabhängigkeit an die Türken verlor. Die Heldenzeit des Volks, auch die vielen Kämpfe der Unterdrückten mit den Türken, sind durch eine große Anzahl noch heute gesungener epischer Lieder gefeiert. Die Slowenen brachten es nie zu selbstständiger Entwickelung. Unter Karl d. Gr. kam ihr Land in die Gewalt der Franken und bildete die Windische Mark; seitdem blieb es stets von Fremden abhängig. Die Russen dagegen brachten es zu einer dauernden staatlichen Gründung. Die um Nowgorod und südlich wie östlich davon angesessenen S. riefen um 862 normann. (Waräger-) Fürsten ins Land, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, Rurik, der eine Herrschaft in Nowgorod gründete, Sineus, der in Bjeloozero herrschte, Truwor, der Isborsk (in Estland) innehatte. Diese Waräger hießen auch Russen und gaben dem Lande und Volke später ihren Namen, der also kein einheimisch slawischer ist. Schon 864 vereinigte Rurik die drei Herrschaften. Von da datirt die russ. Monarchie, die sich unter Rurik's Nachfolgern bis an die Ostsee, Karpaten, Wolga und das Schwarze Meer ausdehnte. Unter Wladimir (bis 1015) nahmen die Russen das Christenthum an. Um dieselbe Zeit kommen auch die Polen unter dem Fürstengeschlecht der Piasten (860) zu einer größern polit. Vereinigung, indem die Stämme der Polen, Masovier, Kujavier, Kassuben, Pommern, Schlesier, Krakovaner u. a. zu einem poln. Reiche vereinigt wurden. Die Annahme des Christenthums geschah im 10. Jahrh., namentlich durch den heil. Adalbert (Wojciech). Die Czechen sind wahrscheinlich gegen Ende des 5. Jahrh. in Böhmen eingewandert; ihre histor. Periode beginnt unter der Dynastie der Przemysliden (bis 1306). Das Christenthum kam nach Böhmen im 9. Jahrh., sowol von Deutschland als von Mähren aus, daher anfangs sowol die lat. als slaw. Liturgie bestand. Mähren, Slowaken und die ihnen verwandten Stämme bis zum Plattensee bildeten das Großmährische Reich unter Rastislaw und namentlich Swatopluk (870—894), das 907 von den Magyaren zertrümmert wurde. Das Christenthum gelangte nach Mähren theils durch die deutsche Geistlichkeit in Salzburg, namentlich aber durch die bulgarisch-griech. Priester Konstantin (Cyrill) und Methodius, die um 864 nach Großmähren kamen und den dortigen S. die in die altbulgarische (nach andern in die pannonisch-slowenische) Sprache übersetzte slaw. Liturgie brachten. Methodius ward Erzbischof von Mähren. Doch wurden die slaw. Priester nach dessen Tode 885 wieder vertrieben. Die slaw. Stämme an der Elbe, Saale und Oder wurden während des Mittelalters von den Deutschen entweder ausgerottet oder bis auf wenige Reste (die Sorben oder lausitzer Wenden) germanisirt. Im sog. hannoverschen Wendlande, im Lüneburgischen, hielten sich kleine Stämme bis ins 18. Jahrh. Vgl. Schafarik, «Slaw. Alterthümer» (2. Aufl., Prag 1858 fg.; deutsch von Mosig von Aehrenfeld, 2 Bde., Lpz. 1842—44).

Slawische Literaturen. Man begreift unter dieser Benennung alle diejenigen Literaturen, die zu irgendeiner Zeit auf dem Gebiete des vielverzweigten slaw. Sprachstammes zu einer besondern Entwickelung gekommen sind, gleichviel, ob sie sammt der bezüglichen Mundart bereits abgestorben oder bei dem fortdauernden Leben der Mundart sich mit einer zunächst verwandten und höher entwickelten literarisch verschmolzen, oder endlich sprachlich und schriftlich in einer ununterbrochenen Selbstständigkeit bis auf die Gegenwart fortexistiren. In diesem Sinne sind folgende Literaturen aufzuführen: 1) altbulgarische (altslowenische, pannonisch-slowenische, kirchenslawische), 2) neubulgarische, 3) serbische, 4) kroatische (chorwatische, illyrische, ragusanische, dalmatinisch-slawische), 5) slowenische, 6) großrussische, 7) kleinrussische, 8) czechische (böhmische und slowakische), 9) polnische, 10) sorbische (lausitzisch-wendische, zerfallend nach dem Dialekt in eine ober- und niedersorbische). Von diesen Literaturen ist die altbulgarische oder cyrillische nebst der ihr zu Grunde liegenden Mundart bereits abgestorben, und beide haben nur noch bei den Slawen des griech. Ritus, namentlich bei den Russen, Bulgaren und Serben, ein Scheinleben in der Kirche durch den Gebrauch der in der genannten Mundart verfaßten Kirchenbücher. (S. Kirchenslawisch.) Die neubulgarische Literatur, deren Mundart die der heutigen Bulgaren ist und sich von der alten ansehnlich unterscheidet, steht noch in den Anfängen. — Die kleinrussische Literatur, einst selbstständig, gibt gegenwärtig kein bedeutenderes Lebenszeichen von sich; sie bewegt sich nur noch in der Poesie, in der Novelle und in einigen andern leichtern Gattungen. Die Mundart ist noch im vollen Leben, ihre Anwendung in der Literatur wird aber in Rußland planmäßig verhindert zu Gunsten der großruss. Schriftsprache. (S. Russische Sprache und Literatur.) — Die serbische und chorwatische (illyrische, ragusanische) Literatur, die wesentlich dieselbe Sprache zum Ausgangspunkte haben, aber dessenungeachtet, infolge polit., religiöser, territorialer, ja

sogar alphabetischer Trennungen und Einflüsse, durch ganze Jahrhunderte die Bahnen einer selbstständigen Entwickelung gehabt haben, stehen jetzt auf dem Punkte, nur eine Literatur mit einer gemeinsamen Schriftsprache (aber zwei Alphabeten, dem cyrillischen und lateinischen) zu bilden. (S. Serbische Sprache und Literatur.) Die von der Reformation an beginnende slowenische Literatur hat es zu keiner besondern Bedeutung gebracht. Ueber czech. Literatur s. Böhmische Literatur und Slowaken, über polnische Polnische Sprache und Literatur. Die Sorbische Literatur, kurz nach der Reformationszeit beginnend, hat es auch in neuester Zeit zu keiner bedeutendern Entwickelung gebracht (s. Wenden).

Scheidet man von den hier genannten Mundarten und Literaturen die ausgestorbenen, sowie auch die beiden der lausitzischen Slawen und der Slowenen, desgleichen die neubulgarische wegen ihrer Unbedeutendheit aus, so bleiben vier Hauptmundarten und Literaturen, in denen vorzugsweise der slaw. Geist zur Erscheinung und zum Bewußtsein gelangt, nämlich die böhmische, polnische, russische und serbische. In sprachverwandtschaftlicher Beziehung gehören die böhm. und poln. (nebst der lausitzischen) Literatur der westl., die russische und serbische (nebst der alt- und neubulgarischen, sowie der slowenischen) der südöstl. Abtheilung an. Doppelt sind auch die Alphabete: der westl. Theil schreibt mit lat., der südöstliche, mit Ausnahme der kath. Kroaten und Slowenen, mit cyrillischen Buchstaben. Außerdem war in den ersten Jahrhunderten der Literatur bei den Bulgaren das glagolitische Alphabet in Gebrauch, und dasselbe in etwas veränderter Form auch bei den Kroaten bis in die neuere Zeit. Die geschichtliche Entwickelung der slaw. Literaturen, im ganzen betrachtet, stellt gleichfalls kein einiges, organisch zusammenhängendes Bild dar. Es ist hier eine ganze Reihe von Volksstämmen, Mundarten, Staatenbildungen und Culturformen, die von Anfang an bis in die Gegenwart sich gegenseitig bald anziehen, bald abstoßen. Das Zeitalter einer slaw. Volks- und Sprachgemeinschaft läßt sich geschichtlich nicht mehr bestimmen. Die Scheidung der Volksstämme und Mundarten ist lange vor der christl. Zeitrechnung vor sich gegangen. Das Heidenthum weist Spuren von einheimischer Schriftkunde in der Kenntniß einer Runenschrift auf, sichere runische Denkmäler sind aber nicht vorhanden. Die eigentliche Geschichte der slaw. Literaturen beginnt erst mit der Bekehrung der einzelnen Stämme zum Christenthum. Dies fand statt, nach einzelnen frühern Versuchen, bei den Bulgaren, Serben, Mähren, Krainern, Böhmen im 9., bei den Polen und Russen im 10. Jahrh., und zwar auf dem doppelten Wege von Konstantinopel und Rom aus. Dieser doppelte Ausgangspunkt entscheidet über die Entwickelung und die Schicksale nicht nur der slaw. Literaturen insbesondere, sondern auch der slaw. Cultur und Civilisation überhaupt, namentlich nachdem der Versuch, die von den slaw. Aposteln Cyrill (s. d.) und Method mit Bewilligung Roms bereits bei der Mehrzahl der slaw. Stämme eingeführte slaw. Liturgie und Kirchensprache zum Eigenthume des ganzen Volksstammes zu erheben, durch das im 10. Jahrh. eintretende Kirchenschisma und durch die Zerstörung des großmähr. Reichs durch die Magyaren gescheitert und die Slawenwelt seitdem in die zwei sich entschieden abstoßenden Hälften, die griechische und lateinische, zerfallen ist. Die erstere hat im Mittelalter den Vortheil, daß sie, im Besitz einer gemeinsamen Kirchen-, Staats- und Schriftsprache, sich zu einer bedeutenden literarischen Entwickelung erhebt, während die andere Hälfte, unter der Herrschaft der lat. Sprache, nur mühsam die einheimische Literatur emporzubilden versucht. Aber die erstere büßt andererseits, unter dem Vorherrschen des Kirchenslawischen, die Ausbildung der eigentlichen Volksmundarten ein, und nachdem das Russische Reich durch die Mongolen, das bulgarische und serbische durch die Türken zerstört und zuletzt sogar Konstantinopel, als Ausgangspunkt der Bildung, vernichtet worden, muß sie gleichsam von vorn ihre besondere literarische Bildung anfangen und gelangt damit erst im 18. Jahrh., in Serbien sowol als in Rußland, zu einiger Bedeutung, und selbst dies nicht ohne den Einfluß des Westens. Dagegen erhebt sich die lat. Hälfte, namentlich Ragusa (Dubrownik), Böhmen und Polen, durch Vermittelung der lat. Sprache und unter dem Einflusse der Wiedergeburt der classischen Sprachen und Wissenschaften, ähnliche Bahnen der Bildung verfolgend wie das übrige Europa, zu immer größerer Blüte und feiert bereits im 16. Jahrh. das goldene Zeitalter ihrer Literaturen. Diese Literaturen haben denn auch allein eine organische Entwickelungsgeschichte. Die illyrisch-(serbische-) ragusanische, Anfang des 19. Jahrh. unterbrochen, findet gegenwärtig an andern Punkten ihre Fortsetzung; die böhmische, seit dem Dreißigjährigen Kriege brach liegend, erfreut sich seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrh. einer um so frischern Bearbeitung; die polnische hat sich allein ohne Unterbrechung bis auf die Gegenwart entwickelt, stufenweise alle großen Einflüsse der europ. Bildung, der classischen, der ital., der franz., der engl. und deutschen Literatur in sich aufgenommen, den Kampf der Romantik mit dem falschen Classicismus, die einzige

unter ihren Schwestern, durchgekämpft. Dieselbe trägt somit vor allen übrigen den Stempel der europ. Bildung an ihrer Stirn, und sie hat auch vorzugsweise eine wahre Kunstpoesie. Die russ. Literatur ist gegenwärtig die reichhaltigste in Hinsicht auf die Zahl der gedruckten Schriften und überhaupt die bedeutendste. Vgl. Schafarik, «Geschichte der slaw. Sprache und Literatur» (Ofen 1826; 2. Abdruck, Prag 1869); derselbe, «Slaw. Ethnographie» (Prag 1842; 3. Aufl. 1850); Eichhoff, «Histoire de la langue et de la littérature des Slaves» (Par. 1839); Mickiewicz, «Vorlesungen über slaw. Literatur und Zustände» (neue Ausg., 4 Bde., Lpz. 1849); Talvj, «Handbuch einer Geschichte der slaw. Sprachen und Literatur» (deutsch von Brühl, Lpz. 1852); Pypin und Spasowicz, «Obzor istorii slavjanskich literatur» (Petersb. 1865); Krek, «Einleitung in die slaw. Literaturgeschichte» (Bd. 1, Gratz 1874).

Slawische Mythologie. Das Götterwesen der heidnischen Slawen gehört zu den unaufgeklärtesten Theilen der Alterthumskunde, wesentlich deswegen, weil die Ueberlieferung der ältesten, einheimischen und fremden Schriftsteller über das Heidenthum der alten Slawen trotz einer Menge einzelner Notizen im ganzen sehr dürftig und unklar ist und außerdem in der Zeit, aus der diese Ueberlieferungen stammen, die Mythologie bei den einzelnen getrennten Völkern sich verschieden entwickelt hatte. Sicher war allen slaw. Stämmen ein Donnergott, Perun, bekannt. Ein Gott des Lichts, vielleicht des Himmels, ist in altruss. Chroniken unter dem Namen Svarog überliefert; derselbe erscheint in Thietmar's Chronik bei polabischen Stämmen als Svarožic und, wie es scheint, als höchstverehrter Gott. Als Sohn Svarog's wird, ebenfalls in altruss. Chroniken, die Sonne (slunice) genannt, die nebenbei den besondern Namen Dajbog führt; sicher war letzterer der Sonnengott, da das griech. Ἥλιος damit übersetzt wird. Außerdem sind eine Anzahl Götternamen überliefert: Volos, Gott der Heerden; Stribog, Wind- und Sturmgott; Triglaw (der dreiköpfige) bei Polaben und Slowenen, bei den erstern ein Sonnengott, Svetovit (Svatovit), bei den Polaben als Orakelspender verehrt und vierköpfig dargestellt. Von Göttinnen des slaw. Olymp lassen sich mit einiger Sicherheit nennen Vesna (appellative Bedeutung «Frühling») und die ihr ähnliche Deva als Göttinnen der heitern Jahreszeiten, Morana, Winter- und Todesgöttin. Von niedern göttlichen Wesen spielen bei den Südslawen in der lyrischen Poesie des Volks bis gegenwärtig eine große Rolle die Vilen (Singular: Vila), nymphenartige, über Berg, Wald, Fluß, See und Feld verbreitete weibliche Wesen, ferner die Schicksalsgöttinnen Rožjenice und Sudjenice (bei den verschiedenen Stämmen, wo sie vorkommen, nach dem Dialekt etwas verschieden benannt), dazu bei den einzelnen slaw. Völkern verschieden benannt und vorgestellt, ein ganzes Heer von Haus-, Wald-, Feldgeistern u. s. w. Es ist bisher der Wissenschaft nicht gelungen, die Ueberlieferung in ein System zu bringen und somit ein deutliches Bild von der Götterwelt der alten Slawen und der in ihr enthaltenen Weltanschauung zu entwerfen. Was mittelalterliche Schriftsteller in diesem Sinne berichten, bewegt sich in sehr allgemeinen Ausdrücken. Von den Slawen, die einst zwischen Elbe und Oder wohnten, wird ein bei den Schriftstellern mehr oder weniger ausdrücklich hervorgehobener Dualismus zwischen Licht und Finsterniß (Bělbog und Černobog) oder Götter des Lichts und der Finsterniß überliefert, der indeß wahrscheinlich schon auf christl. Einfluß zurückzuführen ist. Von den Werken über slaw. Mythologie enthält das von Hanuschˇ: «Die Wissenschaft des slaw. Mythus», eine reiche Sammlung von Quellenstellen, ist aber in Auffassung und Erklärung total verfehlt; das reichhaltigste Werk über die mythol. Volksüberlieferung der Slawen, wie sie sich im Aberglauben, in Märchen u. s. w. erhalten hat, ist Afanasjev's «Poetičeskija vozzrěnija Slavjan na prirodu» («Poetische Naturanschauungen der Slawen», 3 Bde., Mosk. 1865—69). Der im 6. Jahrh. lebende Procopius sagt von den hinterkarpatischen Slawen: «Sie verehren einen Gott, den Schöpfer des Blitzes und den allgemeinen Herrn aller Dinge; sie schlachten ihm Ochsen und bringen Opfer jeglicher Art. Sie kennen durchaus kein Verhängniß (Fatum), noch theilen sie demselben irgendeine Gewalt über die Geschicke der Menschen zu. Sie thun beim drohenden Tode, sei es während der Krankheit oder vor der Schlacht, dem Gotte ein Gelübde, welches sie, der Gefahr entronnen, treu erfüllen, indem sie glauben, durch dasselbe erlöst worden zu sein. Sie verehren aber auch Flüsse, Nymphen und andere zahlreiche Gottheiten, welchen allen sie Opfer bringen und an diese Opfer Weissagungen knüpfen.» Der im 12. Jahrh. lebende Helmold sagt dagegen von den polabischen Slawen: «Außer den vielfachgestaltigen Gottheiten, denen sie Felder und Wälder, Trauer und Freuden zutheilen, glauben sie an einen Gott, der im Himmel über andere gebietet und der, während er als der allmächtige nur die himmlischen Dinge besorgt, alle andern Geschäfte den ihm untergebenen Göttern zuweist, die aus seinem Blut entsprossen, jeder um so ansehnlicher ist, je näher er dem Gott der Götter steht.»

Slawische Sprachen. Die slaw. Sprachen gehören zum indogerman. Sprachstamme, dessen eine Familie sie bilden. Die nächstverwandte Familie ist die litauische, mit der das Slawische nach der Abtrennung von dem indogerman. Urvolke noch lange eine besondere Einheit gebildet hat. Nach einer bisher bei vielen Sprachforschern noch geltende, jedoch in neuester Zeit wankend gewordenen Ansicht steht dem Litauisch-Slawischen zunächst das Germanische, und es wurde dieses mit jenen beiden zu einer besondern (nordosteuropäischen) Abtheilung des indogerman. Sprachstammes zusammengefaßt. Eine besondere nähere Verwandtschaft des Slawischen zum Sanskrit und Persischen, oder, wie man wol auch annahm, zum Griechischen und Lateinischen, besteht nicht. Die nach der Abtrennung vom Litauischen zurückbleibende slaw. Ur- oder Grundsprache theilte sich in mehrere Abtheilungen und Einzelsprachen. So unterscheidet man zwei Abtheilungen: die südöstliche, zu der Bulgarisch (Alt- und Neubulgarisch), Serbisch, Slowenisch, Kleinrussisch, Russisch gehören, und die westliche, welche in Tschechisch (mit den Dialekten Czechisch im engern Sinne, Slowakisch, Mährisch), Polnisch (zu dem auch als ziemlich stark abweichender Dialekt das Kassubische an der untern Weichsel gehört), das dem Polnischen nahe verwandte ausgestorbene Polabisch (von dem vielleicht das Kassubische der östlichste Ausläufer war) und Sorbisch (Lausitzisch-Wendisch, getheilt in Ober- und Niedersorbisch) zerfällt. Der charakteristische Unterschied der beiden Abtheilungen ist die verschiedene Behandlung der ursprünglichen Lautgruppen tj und dj: die südöstliche verwandelt das j in einen palatalen, die westliche in einen dentalen Consonanten; die urslaw. Worte světja (Licht) und medja (Grenze) lauten demnach südöstlich: bulgar. svěšta, mežda, serb. sveća, medja, slow. svěča, meja, russ. svěča, meža (spr. š, wie sch, č wie tsch, ž wie franz. j, ć wie tj); dagegen westlich: czech. svíce, meze, poln. świeca, miedza, sorb. svěca, mjeza (spr. c wie ts, z wie franz. z).

Die südöstl. Abtheilung theilt sich in drei Gruppen, deren Glieder untereinander näher verwandt sind: 1) die bulgarische Gruppe, deren ältester Vertreter und zugleich die älteste uns erhaltene Form der slaw. Sprachen das Altbulgarische ist, die Sprache, in der im 9. Jahrh. die ersten Bibelübersetzungen und gottesdienstlichen Schriften der Slawen verfaßt sind. Von da aus wurde diese Sprache die kirchliche Sprache aller Slawen, die sich zur griech. Kirche bekennen. In allen folgenden Jahrhunderten wurden die kirchlichen und gottesdienstlichen Schriften dieser Slawen in der genannten Sprache verfaßt. Dieselbe erfuhr dabei mannichfache Einflüsse und Veränderungen durch Einmischung der Nationaldialekte der Schreibenden, und in dieser durch dialektischen, namentlich russ. Einfluß bedingten Gestalt nennt man sie kirchenslawisch. Nach einer namentlich von Miklosich vertretenen Auffassung war das Altkirchenslawische die Sprache der Slowenen am Plattensee, daher auch Altslowenisch oder Pannonisch-Slowenisch genannt. Vom Altbulgarischen stammt direct ab das heutige Neubulgarisch, die Sprache der Slawen am rechten Ufer der untern Donau etwa von Widdin bis ans Schwarze Meer. 2) Die serbisch-slowenische Gruppe, umfassend: A. das Serbisch-Kroatische (Chorwatische), zerfallend in a) Serbisch im engern Sinne, im Fürstenthum Serbien, Altserbien, Montenegro, Herzegowina, Bosnien, Dalmatien, Banat, Syrmien; b) Kroatisch, im Königreich Kroatien (südlich der Kulpa) und einem Theile Slawoniens und Istriens (die Bezeichnung Illyrisch bedeutet keine vom Serbisch-Kroatischen verschiedene Sprache); B. das Slowenische, die Sprache der Slawen eines Theils von Istrien, in Krain, Kärnten, Steiermark, mit einem Ausläufer in das westl. Ungarn. Die beiden Gruppen Bulgarisch und Serbisch-Slowenisch faßt man allen andern slaw. Sprachen gegenüber als südslawische zusammen. 3) Die russische Gruppe, zerfallend in a) Kleinrussisch, die Volkssprache in den russ. Gouvernements Volhynien, Podolien, Tschernigow, Poltawa, Charkow, Jekaterinoslaw, Kaukasien, in einem großen Theil Galiziens und den angrenzenden ungar. Karpaten; b) Weißrussisch, in den Gouvernements Grodno, Witna, Mohilew, Minsk, Smolensk, Tschernigow; c) Großrussisch, in allen übrigen Theilen des Reichs; ihm gehört die Schriftsprache an. Von den genannten Sprachen werden die westslawischen und die slowenische nur mit dem der Sprache angepaßten lat. Alphabet geschrieben; das Russische nur mit dem sog. cyrillischen, im 9. Jahrh. aus dem griech. Alphabet entstanden, mit dem Zusatz einiger neuer Zeichen zum Ausdruck besonderer slaw. Laut:; das Bulgarische mit dem cyrillischen; das Serbisch-Kroatische sowol mit diesem als mit dem lat. Alphabet. Die altbulgar. Quellen sind in cyrillischer Schrift oder in der sog. Glagolica (s. d.) geschrieben. Vor dem Anfang aller Literatur bedienten sich die slaw. Völker der Runen, die aber nicht zu größern Aufzeichnungen verwendet wurden. Das bedeutendste grammatische Werk der slaw. Sprachen ist Miklosich's «Vergleichende Grammatik der gesammten slaw. Sprachen» (4 Bde., Wien 1852—75; 2. Aufl., Bd. 3, Wien 1876).

Slawonien oder Slavonien, ehemaliges österr. Kronland, bildet jetzt in Verbindung mit Kroatien und der ehemaligen kroat.-slawon. Militärgrenze einen zur ungar. Krone gehörigen Ländercomplex. (S. Kroatien.) Das Land liegt innerhalb der im Norden und Osten von der Drave und Donau, im Süden von der Save umflossenen Halbinsel, grenzt im N. und O. an Ungarn, im S. an das kroat.-slawon. Grenzgebiet, im W. an Kroatien und zählt (1869) auf 9574 QMilom. 379,311 E. Es zerfällt in die Comitate Pozega, Virovitice und Syrmien. Das Land wird seiner Länge nach von einer Reihe Berge durchschnitten, welche, eine Fortsetzung des Warasdiner Gebirgs, aus Kroatien her von Westen gegen Osten durch die Mitte des Landes sich fortziehen und in der Gegend von Diakovár enden. Wo dies Gebirge von der Grenze herüberkommt, sind die Thäler schmal; gegen die Mitte des Landes werden sie allmählich offener und bilden bei Pozega eine weite, mit Bergen begrenzte Ebene, die das Pozeganerthal genannt wird. Der übrige Theil S.s besteht theils aus fruchtbaren, mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzten Anhöhen, theils aus schönen weiten Ebenen. Das Gebirge ist reich an Steinkohlen, Marmor und Mineralquellen, unter welchen die warmen Schwefelbäder von Lippik unweit Pakracz und von Daruvar oder Podborje am berühmtesten sind, letztere schon den Römern unter dem Namen Thermae Jasorvenses bekannt. Die Hauptflüsse des Landes sind die Donau und die Drave. Außerdem hat S. auch reichlich stehende Gewässer. Die größten und merkwürdigsten Sümpfe sind die von Kologyrar und Palacsa bei Essek. Diese Sümpfe, durch die häufig übertretenden Flüsse gebildet, bewirken es auch, daß S., dessen Klima milder als das von Kroatien ist, zum Theil eine unreine, ungesunde Luft hat. Die Fruchtbarkeit des Landes ist sehr groß und könnte bei sorgfältiger Cultur noch weit bedeutender werden. Die Producte sind hier alle Getreidearten, namentlich auch Mais und Weizen, alle Arten von Hülsenfrüchten, Obst im Ueberfluß, besonders gute Aepfel und Pflaumen, welsche Nüsse, Kastanien, Melonen, Tabad, Wein, Eicheln und Knoppern zum Gerben, die ein bedeutendes Einkommen abwerfen, die gewöhnlichen Hausthiere, Bienen, Wild und ausgezeichnete Fische. Die Umgegend von Pozega hat außer Weinbergen und Obstgärten ganze Wälder von tatar. Wachholder, worin sich eine ungeheure Menge Spanischer Fliegen aufhält. Die Bewohner S.s sind Südslawen und nennen ihr Vaterland Slavonska. Sie sprechen die sog. illyrische oder serb. Sprache, welche mit der kroatischen nahe verwandt ist. Die Slawonier sind ein schöner, groß und schlank gebauter Menschenschlag. Neben ihnen finden sich aber auch Deutsche, Magyaren, Juden und Zigeuner. Die herrschenden Religionen sind die römisch-katholische und die griechisch-orientalische. Außerdem hat die reform. Kirche einige tausend Anhänger. Außer den Volksschulen bestehen theol. Lehranstalten in Diakovár und Pakracz, Gymnasien zu Essek und Pozega. Die Industrie ist in S. wie in Kroatien nur gering. Hervorzuheben sind die Seidencultur, die Glasbereitung im Comitat Virovitice, die Zuckerfabrik zu Csepin. Der auswärtige Handel S.s besteht theils in ansehnlichem Producten-, theils in Zwischenhandel; der Manufacturhandel beschränkt sich auf die Einfuhr österr. Fabrikate. Für die Administration untersteht S. dem königl. Statthaltereirathe in Agram, von welchem die drei Comitatsbehörden des Landes in Essek (für das Viroviticer Comitat), Pozega und Bukovar dependiren; diesen sind wieder die Stuhlrichter in den 20 Bezirken, in welche die Comitate zerfallen, untergeordnet. Die größte Stadt (Hauptstadt) des Landes ist die königl. Freistadt Eszek oder Essek (s. d.). Eine zweite königl. Freistadt ist Pozega, am rechten Ufer der Orljava und am Fuße eines weinreichen Gebirgs, rings von großen Obstgärten umgeben, Hauptort des gleichnamigen Comitats, mit 2962 E. (1869) und einem kath. Gymnasium. In demselben Comitat liegt der große Marktflecken Daruvar oder Podborje (Illigye) mit 4900 E., einer kath., griech. nichtunirten und reform. Kirche, einer Normalschule, prächtigem Schloß, Marmorbruch und vielbesuchtem warmen Schwefelbad. Im Syrmier Comitate ist der Hauptort Bukovar, Marktflecken mit 6590 E., einem Schlosse, einem Franciscanerkloster, zwei griech. Kirchen und ansehnlicher Seidencultur. Das Wappen von S. ist ein durch zwei silberne, wellenförmig gezogene Binden (die Flüsse Save und Drave) getheilter Schild; im mittlern (rothen) Theile ein naturfarbener, nach rechts laufender Marder; im obern (blauen) Theile ein goldener, sechseckiger Stern (Mars); der untere (blaue) Theil ist leer.

Geschichte. S. kam unter Augustus als ein Theil von Illyricum unter die Herrschaft der Römer, gehörte zur Provinz Pannonia und wurde nach der Save Pannonia Savia genannt. Später kam das Land unter byzant. Herrschaft, von welcher es sich zur Zeit der Völkerwanderung losmachte, bis auf Syrmien (s. d.), das bei Byzanz blieb. Hierauf wurde es durch die Avaren verwüstet; doch erholte es sich und erhielt zur Zeit Ludwig's des Frommen einen eigenen

Fürsten in der Person des Ljudewit, der die Oberherrschaft der Franken anerkennen mußte. In dieser Zeit gehörte Kroatien zu S., mit dem es längere Zeit ein Ganzes bildete, weshalb auch der größere Theil des heutigen Kroatien damals mit dem Namen S. belegt wurde. Im J. 827 drangen in S. die Bulgaren ein, wurden aber wieder daraus vertrieben. Die Bewohner waren schon früher dem Christenthume zugewendet gewesen. Erst die beiden Byzantiner Cyrill und Method, die 864 in diese Gegenden kamen, legten einen sichern Grund. S. blieb mit Kroatien verbunden und hatte eigene Regenten, bis es sich im 11. Jahrh. mit der ungar. Krone vereinte. In der ersten Zeit wurde das Land ungeachtet seiner Vereinigung mit Ungarn noch immer durch eigene Fürsten aus dem ungar. Regentenhause regiert. Nachdem 1153 der Krieg zwischen dem byzant. Kaiser Emanuel und dem König Geisa II. ausgebrochen war, besetzten die Byzantiner ganz S. Der Krieg dauerte auch unter König Stephan III. fort, der den Frieden durch Ueberlassung von Syrmien und ganz S. an Byzanz erkaufen mußte. Als aber 1173 Bela III. den ungar. Thron bestieg, wurden S. und Syrmien an Ungarn zurückgegeben und durch eigene Bane, auch zuweilen durch Sprößlinge der königl. Familie regiert. In den 1442 beginnenden Kämpfen mit den Türken wurde S. wiederholt verwüstet. Johannes Corvinus, der natürliche Sohn des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, erhielt 1490 ganz S., mit Ausnahme von Syrmien, unter der Bedingung, daß er auf Ungarns Krone Verzicht leiste, während zugleich der König von Böhmen und Ungarn, Wladislaw, den Titel eines Königs von S. annahm und dem Lande ein eigenes Wappen verlieh. Doch fiel 1524 abermals ganz S. in die Hände der Türken. Nach der Schlacht bei Mohacs, 1526, kamen die drei obern Comitate S.s, Agram, Krentz und Warasdin, unter dem Namen Kroatien unter österr. Herrschaft, und S. hießen nun nur die den Türken gebliebenen untern Comitate Veröcze, Valpo, Pozega und Syrmien. Im Frieden von 1562 wurden diese Theile den Türken ganz abgetreten, worauf sie unter einem in Pozega residirenden Pascha standen, bis Leopold I. nach 15 blutigen Kriegsjahren 1683 sie den Türken wieder entriß. Die Türken drangen zwar 1690 wieder in S. ein; nachdem sie aber bei Salankemen aufs Haupt geschlagen worden, mußten sie Essek und ganz S. abermals räumen. Durch den Frieden zu Karlowitz kam 1699 ganz S. an Leopold I. und erhielt nun für die Grenzbewachung eine ganz militärische Verfassung. Diese wurde 1745 theilweise abgeschafft, das Land in das Provinziale und Militare eingetheilt und diese Eintheilung vom ungar. Landtage 1751 bestätigt. Das Militare behielt seine militärische Verwaltung bei und stand unter dem Commandirenden von Peterwardein. Dagegen bildeten die Comitate des Provinziale einen der sog. adnexen Theile Ungarns. Als 1849 die Serbische Wojwodschaft (s. d.) errichtet wurde, kamen die beiden syrmischen Bezirke von Ruma und Illok an diese, welche aber nach Aufhebung dieses Kronlandes (1860) wieder an S. zurückfielen. (S. Kroatien, Oesterreichisch-Ungarische Monarchie und Ungarn.) Vgl. Csaplovicz, «S. und Kroatien» (2 Bde., Pest 1819); «Südslaw. Wanderungen im Sommer 1850» (2 Thle., Lpz. 1850); Matkowitsch, «Kroatien-S.» (Agram 1873).

Sleidanus (Joh.), einer der größten Publicisten seines Zeitalters, hieß eigentlich Philipson und war zu Schleiden bei Köln 1506 geboren. Er studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Paris und Orléans die Rechte, war einige Zeit in Diensten des Königs Franz I. von Frankreich und wohnte als dessen Abgeordneter dem Reichstage zu Regensburg bei. Nachdem er sich nach Straßburg gewendet, machten ihn die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu ihrem Geschichtschreiber. Der Rath zu Straßburg gebrauchte ihn zu wichtigen Gesandtschaften und ernannte ihn 1542 zum Professor der Rechte. Die prot. Fürsten sendeten ihn 1545 an den König von England und hierauf zu der Kirchenversammlung nach Trient. Er starb 31. Oct. 1556 zu Straßburg. Einen bleibenden Ruhm erwarb er sich durch sein classisches Werk «De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii» (Straßb. 1555; beste Ausg. von Am Ende, 3 Bde., Frankf. 1785—86). Dieses Werk ist gleich schätzbar wegen seiner einfachen und schönen Schreibart wie wegen der Genauigkeit und Treue in der Darstellung und der Unparteilichkeit des Urtheils. Eine deutsche Uebersetzung lieferten Stroth und Semler (3 Bde., Halle 1771). Vgl. Pauer, «Des S. Commentare über die Regierungszeit Karl's V.» (Lpz. 1843). Außerdem schrieb S. noch «De quatuor summis imperiis» (Straßb. 1556), die oft aufgelegt und von Schurzfleisch bis 1676 fortgeführt wurden, und «Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus» (Straßb. 1548). Seine «Opuscula» gab Putschius (Hannov. 1608) heraus. Vgl. Baumgarten, «Ueber S.» (Straßb. 1876).

Slibŏvicz (verderbt auch Slivovitz, Schlickowitz und ähnlich genannt) heißt ein Branntwein, der in den südslaw. Ländern aus der dort in ungemeiner Fülle cultivirten Zwetsche oder

türk. Pflaume destillirt wird. Der beste wird in Syrmien producirt. Der S., welcher mit dem zunehmenden Alter gewinnt, bildet einen Hauptartikel der Ausfuhr und des Verbrauchs der genannten Länder; er ist von blaßgelber Farbe und hat ein angenehmes Obstaroma. Von dem deutschen Zwetschenbranntwein ist er wenig verschieden.

Sligo, Grafschaft der irischen Provinz Connaught, zwischen dem Atlantischen Ocean im Norden, Leitrim im Osten, Roscommon im Südosten, Mayo im Süden und Westen gelegen, zählte auf 1868,59 QKilom. 1841 noch 180,886, 1871 nur 115,493 E. Das Land ist von Westen gegen Osten von einer Bergkette durchzogen, deren bedeutendste Spitzen Oy, Knock-Alongy (506 Mt.) und Ben-Bullen (492 Mt.) sind. Die Küste bildet die Baien von S. und Killala. Die wichtigsten Flüsse sind der Garvoge, der Owenmore, rechts mit dem Unshin, links mit Owen-Boy, der Easky und der Moy; die beträchtlichsten Seen der Gill, der Arrow, der Gara und der Esk. Im Südwesten finden sich ausgedehnte Sümpfe. Der Boden ist im allgemeinen leicht, sandig und grandig, theilweise sehr fruchtbar. Von der Bodenfläche sind 19 Proc. Saatfeld, 4 Kleefelder und Wiesen, 20 Weide, $1\frac{1}{2}$ Wald und 3 Gewässer. Anbau von Hafer, Gerste und Kartoffeln, Rindviehzucht, Fischerei und Leinweberei sind die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Grafschaft schickt mit der Hauptstadt drei Abgeordnete in das Parlament. Der **Hauptort** S., Marktstadt und Parlamentsborough, an der Mündung des Garwoag in die Sligobai gelegen, verdankt seinen Ursprung einem Schloß und einer 1262 gegründeten Abtei, wovon noch schöne Ruinen vorhanden sind. Der Ort hat eine schöne kath. Kirche, drei Klöster, mehrere Lehranstalten, einen Gerichtshof, ein Zuchthaus, ein Kranken-, ein Irren- und ein Arbeitshaus und zählt 10,670 E., welche Seife und Lichte fabriciren, Seilerbahnen, Kornmühlen, Brauereien und Brennereien unterhalten und Getreide, Butter, Garn und Leinwand ausführen, auch Lachsfang und Schifffahrt treiben. Im J. 1873 besaß die Stadt 25 eigene Segelschiffe von 2876 Tonnen Gehalt, wobei 6 Dampfer von 828 Tonnen. In der Nähe der Stadt befinden sich mehrere alterthümliche Grabhügel, namentlich das sog. Lugna Gloghor oder Giant-Grave, d. h. Riesengrab, ein aus Steinblöcken bestehendes Denkmal.

Slingeland (Pieter van), Maler, geb. zu Leiden 1640, war ein Schüler des G. Dow, den er mit Glück in der mühseligen Technik seiner kleinen Cabinetsstücke nachahmte, ohne jedoch jemals den Geist und die Freiheit seines Meisters erreichen zu können. An dem Meermann'schen Familienbild im Louvre arbeitete er drei Jahre; dies ist das Hauptwerk des Meisters, das sich übrigens auch durch einen klaren, feinen Ton in der Farbe auszeichnet. Auch noch andere Porträts und Genrebilder finden sich im Louvre. Außerdem besitzen die Bridgewater-Galerie zu London, die Pinakothek zu München, die Galerie zu Dresden mehrere Gemälde von ihm, darunter die letztere eins der bekanntesten, die Spitzenklöpplerin. Er starb 1691.

Sloka (sanskr., d. h. Ruhm), bedeutet in der ind. Metrik eine vierzeilige Strophe, da die ind. Poesie sich nicht, wie z. B. die griechische, in Verszeilen, sondern stets in strophischer Gliederung bewegt. Speciell aber versteht man unter S. den altepischen Vers der Indier, der ursprünglich aus einer viermaligen Wiederholung von zwei Diiamben bestand. Um jedoch die ermüdende Monotonie der stets wiederkehrenden Jamben zu vermeiden, läßt man in einzelnen Füßen dem Dichter die größte Freiheit, während in andern ein den flüchtigen iambischen Gang hemmender Rhythmus vorgeschrieben ist, sodaß als das gewöhnlichste Schema des epischen S. sich das folgende herausstellt .... | ⏑ — — — || .... | ⏑ — ⏑ — || zweimal.

Slowacki (Jul.), ein phantasiereicher und vielseitiger poln. Dichter, Sohn des durch seine ästhetischen Schriften in der poln. Literatur rühmlich bekannten wilnaer Prof. Eusebius S., wurde 1809 in Krzemieniec geboren und auf der Universität zu Wilna ausgebildet. Er nahm regen Antheil an dem poln. Aufstande von 1830, und gehörte zu der Gesandtschaft, welche in Paris und London Beihülfe für denselben vermitteln sollte. Die Rückkehr ward ihm untersagt und er lebte, nachdem er Europa und den Orient durchstreift, in Frankreich, namentlich in Paris. Von seinen, einander rasch folgenden dichterischen Werken sind insbesondere hervorzuheben: die epischen Dichtungen «Zmija», «Jan Bielecki», «Mnich», «Arab», «Lambro», «Anhelli», «Trzy poemata», «Poema o piekle», «Beniowski»; auf dem Gebiete der Lyrik «Revolutions- und Kriegslieder»; die dramatischen Dichtungen «Kordjan», «Mindowe», «Maria Stuart», «Balladina», «Lilla Weneda», «Mazeppa», «Sen srebrny», «Ksiądz Marek». Außerdem veröffentlichte er eine Menge Gedichte verschiedener Art. In den meisten dieser in hinreißender Sprache abgefaßten Dichtungen liegt etwas Dämonisches. Es ist die Kehrseite des Menschen- und Völkerlebens, die Ironie des Schicksals, die den Grundgedanken seiner Darstellungen ausmacht. S. wurde wegen dieser seiner pessimistischen Richtung von Mickiewicz

«der Satan der Dichtkunst» genannt. Nach langem Kampfe gesellte er sich endlich zu der mystisch-religiös-polit. Sekte Towianski's. Durch diese innere Wandlung wurde sein Geist gebrochen. S. starb 3. April 1849 zu Paris. Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien nach seinem Tode («Pisma», 4 Bde., Lpz. 1875). Sein Leben hat Malecki (2 Bde., Lemb. 1867) beschrieben.

Slowaken heißen die slaw. Bewohner des nordwestl. Ungarn, die dem czech. Zweige der slaw. Völkerfamilie angehören; ihre Grenze gegen die Magyaren wird ungefähr durch eine von Preßburg über Rima Szombat und Kaschau nach Unghvar gebildet; die Nordgrenze durch die polit. Grenze Ungarns und Galiziens, nach Westen reichen sie über die ungar. Grenze in Mähren hinein, namentlich in das Dreieck zwischen March, Drevnica und Kleinen Karpaten, und sind außerdem über eine Anzahl abgetrennter Sprachinseln durch Ungarn verbreitet. Ihre Zahl beträgt etwa 1,900,000, nach anderer Rechnung beträchtlich über 2 Mill. Sie brachten es, nachdem die Versuche Ludwig's des Deutschen, sie in festere Abhängigkeit zu bringen, mislungen waren, im 9. Jahrh. in Verbindung mit den Mährern, namentlich unter den Fürsten Rastislaw und Swatopluk, zu einer kräftigen polit. Entwickelung, dem sog. großmährischen Reiche, das durch den Einbruch der Magyaren in der Schlacht bei Preßburg 907 vernichtet wurde. Von den S. gehört die kleinere Hälfte dem Protestantismus, die größere der kath. Kirche an. Die Literatur des slowak. Dialekts ist abgesehen von geringen Anfängen im Mittelalter neuen Datums, vom 16. Jahrh. an herrschte infolge der von Böhmen gebrachten Reformation das Czechische im engern Sinne (Böhmische) als Schriftsprache; am Ende des 18. Jahrh. begannen kath. Schriftsteller eine eigene Literatur in slowak. Dialekt, namentlich unter der Leitung von Ant. Bernolak; da aber andere, namentlich seit den vierziger Jahren des 19. Jahrh. im Anschluß an Ludevit Stúr, von dieser Schule abwichen, andere wieder anders schrieben, kam es zu keiner einheitlichen Schriftsprache. In neuester Zeit leidet die slowak. Literatur unter der gewaltsamen Unterdrückung durch die Magyaren. Von Grammatiken der Sprache sind zu nennen: A. Bernolak, «Grammatica slavica» (Preßb. 1790; deutsch, Ofen 1817); M. Hattala, «Grammatica linguae slovenicae» (Schemnitz 1850); derselbe, «Počátky mluvnice slovenské» (Wien 1860); J. Victorin, «Grammatik der slowak. Sprache» (4. Aufl., Budapest 1878). Die Zahl der Schriftsteller ist beträchtlich; aus älterer Zeit sind erwähnenswerth Matth. Bel (gest. 1749), Dan. Krman (gest. 1740), Paul Doležal, Mart. Loučck (gest. 1802), Steph. Lesta (gest. 1818), der erste Herausgeber einer slowak. Zeitung, Georg Palkowitsch (gest. 1835), Tabliz u. a. Alle diese schrieben übrigens czechisch. Unter den Schriftstellern in slowak. Sprache sind hervorzuheben: A. Bernolak, der beliebte Dichter J. Holly, Lud. Stúr, Sládkovič, Chalupka, Matúška, Graichmann, P. Dobšinský, P. Kellner (Hostinský), J. Victorin, Hattala u. a. Von der slowak. Volkspoesie sind Sammlungen erschienen in Pest (2 Bde., 1823—27, von Schafarik); in Ofen (von Kollar, 2 Bde., 1835), neuerdings von der slowak. Matica «Sborník slovenských národních piesní» (2 Hefte, 1870—74).

Slowenen heißen mit ihrem einheimischen Namen die in Steiermark, Kärnten, Krain, im österr. Küstenlande, in einem kleinen Weststriche Ungarns und im venet. Friaul wohnenden slaw. Stämme, sonst auch Wenden oder Winden, in gelehrten Schriften auch Korutaner und Karantaner genannt. Ihre Gesammtzahl in der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie beträgt (1876) 1,254,200. Sie sind gegen das Ende des 6. Jahrh., theils aus eigenem Triebe, theils weichend dem Andrange der Avaren, aus Pannonien eingewandert. Bereits 595 standen sie im Kampfe mit dem bair. Herzoge Thassilo. Diese Kämpfe erneuerten sie auch später wiederholt. In der ersten Hälfte des 7. Jahrh. standen sie im Bundesverhältniß zu Samo's Reich. Um diese Zeit geschah auch der erste Versuch des heil. Amandus, sie zum Christenthume zu bekehren. Dann führten sie längere Kämpfe mit den Markgrafen von Friaul. In größere Gefahr versetzten sie die mächtigen Franken, nachdem diese 725—749 Baiern bezwungen hatten. Borut (750) heißt der erste windische Herrscher, der den Franken unterworfen wurde. Seine Söhne und Nachfolger Karat und Chotimir waren bereits eifrige Christen. Unter dem Baiernfürsten Thassilo II., der sich auf einige Zeit von der fränk. Oberherrschaft losmachte, gehorchten die Winden dem erstern. Wladuch (772) war damals ihr Herrscher. Aber bald darauf eroberte Karl d. Gr. Baiern und gleichzeitig auch ganz Korutanien um 788. Das Land wurde eine eigene Windische Mark, die dem Reiche Karl's d. Gr. einverleibt ward. Daraus entstanden später die Herzogthümer Steiermark, Kärnten, Krain, welche an Deutschland, zuletzt an Oesterreich übergingen und zum großen Theile germanisirt wurden. Die Sprache der S. ist eine südslawische und schließt sich zunächst der kroatisch-serbischen an. Das älteste Denkmal der Sprache ist die sog. Freisinger, jetzt Münchener Handschrift von 957—994, bestehend aus

drei Stücken religiösen Inhalts, gedruckt in Kopitar's «Glagolita Clozianus» (Wien 1836). Bis zum 16. Jahrh. herrschte dann im Volke ein tiefes Schweigen in literarischer Hinsicht; erst die Reformation erweckte wieder ein neues Leben. Gelehrte Geistliche, Truber (1550—86), Juričić (1562), Krell (1567), Dalmatin (1576—89), Bohorič (1584), bildeten die alte Sprache in hohem Grade aus. Der letztere schrieb die erste krainische Grammatik (1584). In denselben Jahre erschien zu Wittenberg die Uebersetzung der ganzen Bibel, und zahlreiche theologische und Andachtsbücher folgten. Eine zweite kath. Bibel erschien erst 1791 in Laibach. Als Dichter sind zu nennen: Pohlin (1780), Dewa, Linhart und Wodnik (1780—1819); in neuerer Zeit Jarnik (1814), Preszern, Kastelic, Zupan. Grammatiken verfaßten Kopitar (Laib. 1808), Metelko (Laib. 1825), Murko (2. Aufl., Gratz 1850), Janežič (in slowen. und deutscher Sprache, seit 1850 in mehrern Aufl.), Levstik («Die slowen. Sprache», Laib. 1866); Wörterbücher Murko (2 Thle., Gratz 1833), Janežič (2 Thle., Klagenf. 1851); eine Sammlung von Volksliedern gaben Vraz (1839) und Korytko (1839) heraus. Vgl. Schafarik, «Geschichte der südslaw. Literatur» (Bd. 1, Prag 1864); Dimitz, «Geschichte Krains» (Laib. 1874—75).

Sluis (spr. Sleus), franz. L'Ecluse, Stadt in der niederländ. Provinz Zeeland, und zwar in Staatenflandern, an der belg. Grenze, an dem Zwin, 30 Kilom. südwestlich von Middelburg gelegen und mit Brügge durch einen über das Dorf Damme führenden Kanal verbunden, zählt 1500 E. und hat einen schönen innern Hafen (der Außenhafen ist versandet), ein Rathhaus mit einem eigenthümlich gebauten Thurme, eine reform. und eine kath. Kirche. Früher war S. als Hafen von Brügge viel bedeutender. Als hier jedoch das Meer zurückwich, kam Damme in Flor; das jetzt 15 Kilom. vom Meere entfernt liegt. S. hieß im Mittelalter Lambertsvliet und erhielt seinen jetzigen Namen wegen einer 1331 daselbst angelegten Schleuse. Auf der Höhe von S. wurde 24. Juni 1340 die franz. Flotte von den Engländern vernichtet. Die Stadt ward 1405 und 1436 von den Engländern belagert, 1606 durch Moritz von Oranien erobert und ergab sich 1747 und 1794 den Franzosen. Zu Damme wurde 1860 dem vläm. Dichter Jakob van Maerlant (s. d.) auf Staatskosten ein Standbild (von Pickery) errichtet.

Smalt, ein arab. Wort, womit die Equipage, das Gefolge, das Zelt der Familie, die Dienerschaft eines arab. Häuptlings bezeichnet wird, die er auf Kriegszügen bei sich führt.

Småland, die größte Landschaft im südl. Schweden oder Götaland, grenzt gegen Osten an die Ostsee und umfaßt 33,004,1 QKilom. (davon 2544,6 Gewässer) mit einer Bevölkerung (Ende 1877) von 603,083 E., davon 47,082 auf die 9 Städte (Kalmar, Westervik, Oscarshamn, Wimmerby, Werjö, Jönköping, Eksjö, Gremna und Borgholm). Im allgemeinen ist das Land nicht fruchtbar, wol aber berg- und wasserreich. Schöne Gegenden wechseln mit höchst traurigen, bebaute Felder und Wiesen mit öden Heiden, ausgedehnten Waldungen, weiten Sümpfen und zahllosen Landseen. Wegen seiner Naturschönheit berühmt ist der Küstenstrich, zugleich auch der fruchtbarste Theil. Der ganze Süden bildet ein Bergplateau, das sich von Westen, Süden und Osten gegen Norden erhebt. Von dem nördlichsten Theile der Landschaft, welche ziemlich steil nach Oestergötland abfällt, geht ein Bergrücken aus, der sich bis an das Südende des Wetterſees erstreckt und hier seine höchsten Punkte erreicht. Das Land ist, namentlich im Norden, ziemlich reich an Metallen, besonders an Eisenerz und Sumpfeisen; auch ist etwas Kupfer vorhanden. Hier ist auch Bergbau eine Hauptbeschäftigung neben Viehzucht, Waldwirthschaft und Ackerbau. S. wird von der südl. und östl. Staatseisenbahn durchschnitten, übrigens sind mehrere Privatbahnen theils fertig, theils noch (1878) im Bau begriffen. In administrativer Hinsicht ist S. in drei Län getheilt. Der nördl. Theil begreift das Län Jönköping (s. d.) mit 11,561,9 QKilom. und 193,113 E., der südliche Kronobergslän (s. d.) mit 9949,1 QKilom. und 168,031 E., der östliche Kalmarlän (s. d.) mit 11,493,1 QKilom. und 241,939 E. In alter Zeit hatte S. den Namen Smålande oder Smålönd (spr. Smaulönd, wie noch bei den Einwohnern), d. h. kleine Länder. Es scheint aus mehrern kleinen Staaten oder besondern Gemeinden bestanden zu haben.

Smalte bezeichnet im allgemeinen jedes zu Pulver zerriebene farbige Glas, das bei der Glas- und Emailmalerei zur Anwendung kommt, insbesondere jedoch ein durch Kobaltoxyd blau gefärbtes Glas, erzeugt durch Zusammenschmelzen von Quarzsand, Pottasche und geröstetem Kobalterzen oder Safloren. Dieses Glas, mit dessen Herstellung sich die Blaufarbenwerke beschäftigen und das je nach dem beim Schmelzen gegebenen Kobaltzusatz mehr oder weniger blau gefärbt ausfällt, wird gepocht, gemahlen, sodann auf Herden und in Bottichen gewaschen und bei letzterer Operation die durch das Mahlen entstandenen verschiedenen Korngrößen voneinander geschieden. Bei gleichem Kobaltgehalt des Glases wird ein feineres Korn stets weniger farb-

kräftig als ein gröberes erscheinen. Verwendet wird S. als Malerfarbe sowie zum Bläuen und Bleichen von Papier und weißen Zeugen.

Smaragd, ein Edelstein, die grüne und durchsichtige Varietät des von den Mineralogen Beryll genannten Minerals. Derselbe krystallisirt in sechsseitigen Säulen mit basischer Spaltbarkeit, ist weit härter als Quarz, 2,7 mal so schwer als Wasser, von Säuren unangreifbar, nur äußerst schwierig schmelzbar. Er besteht aus 66,8 Proc. Kieselsäure, 19,1 Thonerde und 14,1 Beryllerde, wozu gewöhnlich ganz geringe Mengen von Eisenoxyd treten. Der S. findet sich als außen glatte, einzeln ein- oder aufgewachsene Krystalle, selten in Drusen, ist glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend und in verschiedenen Nuancen smaragdgrün, gras- bis apfelgrün. Als Edelstein ist er sehr geschätzt und wird besonders in der Form der Tafelsteine geschliffen, wobei sich seine Farbe am schönsten ausnimmt. Er wird im Glimmerschiefer des Habachthals in Salzburg, in den Mourne-Mountains in Irland gefunden, namentlich aber am Flusse Takowaja im Ural (wo bis 40 Ctmt. lange und 25 Ctmt. dicke Krystalle vorkommen) und bei Muzo in Columbia in einem schwarzen Kalkstein. Die Alten verstanden unter diesem Namen theils den echten S., theils den grünen Flußspat.

Smichow, Vorstadt von Prag, auf dem linken Moldau-Ufer, südlich von der Kleinseite Prags, zu beiden Seiten einer 1630 Mt. langen Hauptstraße, welche mit der Moldau parallel vom Aujezder Thor bis zum Westbahnhof führt. Ueber die Moldau führt eine 1878 vollendete, 228 Mt. lange Brücke. S. ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat ein Realgymnasium, ein neues Rathhaus, einen botan. Garten und zählt (1869) 15,382 (1877 über 21,000) E., welche sehr gewerbthätig sind, eine große Waggonfabrik, zwei Kattunfabriken, eine Chocolade- und Conditoreiwaarenfabrik, eine Dampfmühle u. s. w. unterhalten.

Smidt (Joh.), ein um seine Vaterstadt Bremen und außerdem um die Interessen Deutschlands verdienter Staatsmann, geb. 5. Nov. 1773 als Sohn eines Predigers, studirte in den neunziger Jahren zu Jena Theologie, wo er mit den damals dort vereinigten Männern deutscher Bildung, namentlich mit Fichte, in lebhaften Verkehr trat. Später kehrte er nach Bremen zurück, wo er erst Professor der Geschichte am damaligen Gymnasium illustre, dann Syndikus der «Aelterleute» und 1800 Rathsherr wurde. In dieser Stellung übte er fortan großen Einfluß auf das Schicksal der hanseatischen Republiken und ihres commerziellen Lebens. So verdankte ihm Bremen bei Gelegenheit des Reichsdeputationshauptschlusses (1803) die Abrundung seines Territoriums und die wenigstens legale Befreiung vom Elsflether Zoll. Nach der Schlacht bei Leipzig wußte er als diplomatischer Vertreter Bremens die Selbstständigkeit der Hansestädte und ihre Aufnahme als Glieder des Deutschen Bundes durchzusetzen. Sodann war er als Gesandter Bremens insbesondere in den Verhandlungen thätig, die 1820 die Freiheit des Weserstroms begründeten. Seine Zeit zwischen Frankfurt und Bremen theilend, gab er dem aufstrebenden Handel seiner Vaterstadt einen mächtigen Impuls nach dem andern, bewirkte eine Reihe von Verträgen mit fremden Ländern, sorgte für die Ausbreitung der consularischen Vertretung, bewog England, die Vereinigten Staaten, Brasilien u. s. w., die deutschen Hansestädte als die nationalen Ausfuhrhäfen des Bundes anzuerkennen, und war der Mittelpunkt und Führer aller der Bestrebungen und Schöpfungen, welche die heutige blühende Lage Bremens herbeiführten. Seine bedeutendste Schöpfung ist die Gründung Bremerhavens (s. d.) am Ausflusse der Weser, durch welche dieser wichtige deutsche Strom den ersten Seehafen erhielt, der den gesteigerten Anforderungen der modernen Schifffahrts- und Handelsverhältnisse genügt. S. wußte es zu erreichen, daß Hannover für die Anlage ein Terrain der Stadt Bremen abtrat (1827), und daß die Bürgerschaft dieser Stadt für den Bau eines großen Docks die erforderlichen bedeutenden Summen bewilligte. Schon 1821 auch äußerlich als Bürgermeister an die Spitze des bremer Gemeinwesens gestellt, behauptete er diesen Posten, die kurze demokratische Periode 1849—52 abgerechnet. S. starb zu Bremen 7. Mai 1857.

Smith (Adam), berühmter engl. Staatswirthschaftslehrer und Begründer der neuern Nationalökonomie, geb. 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland, wo sein Vater Zollbeamter war, widmete sich anfangs zu Glasgow und Oxford der Theologie, verließ aber diese Bahn und hielt seit 1748 zu Edinburgh Vorlesungen über die Rhetorik und die schöne Literatur, bis er 1751 Professor der Logik und der Moral zu Glasgow wurde. Als akademischer Lehrer erlangte S. sehr bald einen ausgezeichneten Ruf. In jener Zeit ließ er seine «Theory of moral sentiments» (1759) erscheinen, worin er die Sympathie zur Grundlage der Moral machte. Nachdem er 1764 und 1765 den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien begleitet hatte, lebte er ohne Amt zehn Jahre in seiner Vaterstadt blos den Studien.

Eine würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit war sein Werk «Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations» (2 Bde., Lond. 1776 u. öfter; später wiederholt von Buchanan, dann von M'Culloch herausgegeben; zuletzt von Rogers, 2 Bde., Lond. 1870; deutsch von Garve, 4 Bde., Bresl. 1794—96; von Asher, 2 Bde., Stuttg. 1861, von Löwenthal, 2 Bde., Berl. 1878, und von Stöpel, 3 Bde., Berl. 1878), das ihn durch ganz Europa berühmt machte. S. ist nicht nur durch den Inhalt dieses Werks, sondern auch durch die Methode seines Forschens der Schöpfer einer neuen Wissenschaft vom Wirthschaftsleben der Völker geworden. Die Methode seines Forschens besteht in dem klaren Beobachten und Anschauen der wirthschaftlichen Erscheinungen, in dem Aufsuchen der Gründe und des innern Zusammenhangs der wirthschaftlichen Dinge und in dem Bemühen, die verschiedenen wirthschaftlichen Vorgänge und die Entwickelung des Volkswohlstandes aus der Natur der Dinge, aus einer nothwendigen Folge von Ursachen und Wirkungen zu erklären. Der eine der wichtigsten grundlegenden Gedanken seines Lehrgebäudes ist der Satz, daß der Reichthum eines Volks nicht etwa einseitig oder vorzugsweise nur durch das Gewerbewesen oder durch den Handel oder durch den Landbau entstehe, sondern seine eigentliche fundamentale Quelle in der Arbeit überhaupt habe und nicht etwa nur aus den früher einseitig geschätzten Edelmetallen, sondern aus allen zur Erreichung der menschlichen Lebenszwecke dienlichen materiellen Sachgütern bestehe.

Nach S. ist Arbeit überhaupt das Kaufgeld aller Dinge und die bewegende Kraft des Wirthschaftslebens. Reichthum ist Macht, zu kaufen und Fähigkeit, über Arbeit und Arbeitserträgnisse, die zur Zeit am Markte sind, zu verfügen. Ein weiterer Hauptgedanke von S.'s Lehre ist der Satz, daß die freie Concurrenz, die freie ungehinderte Bewegung in Bezug auf Arbeit und Verkehr, die zweckmäßigste Theilung und Combination der wirthschaftlichen Beschäftigungen herbeiführe und sich dadurch am wirksamsten erweise. Durch diese Arbeitstheilung und die freie Bethätigung menschlicher und so vieler Wirthschaftskräfte werde die Ausgleichung zwischen Bedürfnissen und Mitteln, zwischen Mühe und Vergütung oder der angemessenste Preis der Dinge hergestellt und jedem Theilnehmer an der Production der gebührende Antheil zugeführt. Die Völker gelangen dadurch zu einer wechselseitigen Ergänzung und Ordnung der verschiedenen Erwerbszweige und zu einem Austausch der Kräfte und Güter, worauf die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft beruht. Aus diesen mehr theoretischen Grundsätzen leitete dann S. eine Reihe praktischer Lehren für die Regierungen ab, die vorzugsweise dahin gingen, daß alle drei Hauptproductionszweige, Landwirthschaft, Gewerbewesen und Handel, in gleichem Maße von der Regierung gefördert zu werden verdienen und daß die Regierung vorzugsweise dadurch auf die wirthschaftlichen Angelegenheiten des Volks einwirken solle, daß sie die Hindernisse wegräume, welche der Entwickelung des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels entgegenstehen, sonst aber die Freiheit walten lasse, namentlich im auswärtigen Handel. Diese Lehrsätze haben den Völkern allmählich das Verständniß einer Weltwirthschaft und einer Solidarität der Völkerinteressen eröffnet. Es gibt fast kein Gebiet der Nationalökonomie, welches S. nicht mit Entdeckungen bereichert hätte. Dahin gehört besonders seine Lehre, daß die Arbeitstheilung von der Größe des Kapitals und Marktes bedingt wird; daß jeder Waarenpreis in die drei großen Einkommenszweige, Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins, aufgelöst werden kann; daß Ersparen und Verzehren keinen unbedingten Gegensatz bilden. Ferner ist die Unterscheidung zwischen stehendem und umlaufendem Kapital, sowie überhaupt der Begriff Kapital eigentlich erst von S. recht begrenzt und analysirt worden. Sodann ist zu erwähnen seine Darstellung der Gründe, welche in den verschiedenen Arbeitszweigen die Höhe des Lohns verschieden gestalten; seine vortreffliche Theorie der Zettelbanken u. a. m. Die Form von S.'s Werken ist durchaus die eines großen classischen Schriftstellers. Den letzten Abschnitt seines Lebens brachte S. zu Edinburgh zu und erhielt 1778 die einträgliche Stelle eines königl. Commissars für die Zölle in Schottland. Er starb zu Edinburgh 17. Juli 1790. S. erlebte es nicht nur, daß der gegen seine Theorie zuerst erhobene Widerspruch nach und nach verschwand, sondern war auch noch Zeuge von dem praktischen Einflusse, den seine Schriften auf einige Zweige der Handelspolitik Englands erhielten. Sein Leben beschrieb Dugald Stewart, der auch eine Gesammtausgabe von S.'s Werken besorgte (5 Bde., Lond. 1817). Vgl. Oncken, «Adam S. in der Culturgeschichte» (Wien 1874); derselbe, «Adam S. und Immanuel Kant» (Wien 1877); Leser, «Der Begriff des Reichthums bei Adam S.» (Heidelb. 1874).

Smith (James), ein humoristischer engl. Dichter, wurde 10. Febr. 1775 geboren als der Sohn eines beim Board of Ordnance angestellten Beamten, dem er später in dieser Stellung folgte, welche ihm ein anständiges Auskommen sicherte. Mit einem feinen Sinn für das Lächer-

liche und unerschöpflichem Witze ausgestattet, dabei ein leidenschaftlicher Freund der geselligen Vergnügungen und namentlich des Theaters, machte er sich bald durch seine Bonmots und vers de société bekannt. Seine ersten Gedichte und humoristischen Versuche erschienen in dem «Pic-Nic Newspaper». Mit seinem jüngern Bruder Horace verband er sich zu einer Reihe poetischer Nachahmungen, in welchen sie den Stil der gefeiertsten Dichter ihrer Zeit, eines Scott, Byron, Wordsworth, Southey, in höchst geistreicher Weise parodirten und die 1812 unter dem Titel «Rejected adresses» veröffentlicht wurden. Der Erfolg war beispiellos, ebenso der Gewinn. Eine ähnliche Sammlung «Horace in London» erschien 1813. Mit dem gewonnenen Ruhme zufrieden und von Gichtschmerzen geplagt, zog sich S. seitdem vom Felde der Literatur zurück, indem er nur von Zeit zu Zeit Beiträge an verschiedene Journale einsandte. Doch schrieb er für den Schauspieler Mathews die Humoresken «Country cousins», «Trip to France» und «Trip to America», die dem Verfasser wie dem Darsteller bedeutende Summen eintrugen. Er starb 24. Dec. 1839. Sein Nachlaß wurde mit einer biographischen Skizze 1841 von seinem Bruder herausgegeben. — Horace S., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. 31. Dec. 1779, betheiligte sich mit diesem an den «Rejected adresses» und andern literarischen Arbeiten und warf sich dann mit Eifer und Erfolg auf das von Walter Scott eröffnete Feld des histor. Romans. Sein «Brambletye house» (3 Bde., Lond. 1826) wurde mit Beifall aufgenommen, obwol es die Concurrenz mit dem zur selben Zeit erschienenen «Woodstock» bestehen mußte, in welchem ebenfalls die Periode des engl. Revolutionskriegs behandelt wurde. Ihm folgten «Tor Hill», «Zillah», «Walter Colyton», «Reuben Apsley», «Jane Lomax», «The moneyed man», «Adam Brown», «Arthur Arundel» und mehrere andere, welche sich durch interessante Verwickelung auszeichnen. Er starb zu Tunbridge-Wells 12. Juli 1849.

Smith (Sydney), geistreicher engl. satirischer und polit. Schriftsteller, wurde 3. Juni 1771 zu Woodford in Essex geboren und bezog 1789 die Universität zu Oxford, wo er Theologie studirte. Er ging 1798 als Prediger nach Edinburgh, wo er 1802 in Verbindung mit Jeffrey und Brougham die berühmte «Edinburgh Review» begründete, deren Mitarbeiter er bis 1828 blieb, obgleich er die Redaction schon 1803 niederlegte, als er in London als Prediger am Findelhause angestellt wurde. Einer bereits früher erschienenen Predigtsammlung (2 Bde., 1801) ließ er hier eine zweite folgen («Sermons», 2 Bde., 1809). Im J. 1806 erhielt er von der Whigregierung die Pfründe Foston-le-Clay in der Grafschaft York, wo er nun als Landpfarrer lebte, bis er 1828 eine andere Pfarrstelle zu Combe-Florey in der Grafschaft Gloucester erhielt. Erst 1831 erhielt er das Kanonikat an der Paulskirche zu London und starb hier 21. Febr. 1845. Durch seine polit. Schriften, in denen er stets auf seiten der Whigs focht und Emancipation der Katholiken, Reformbill und alle freisinnigen Verbesserungen mit Entschiedenheit und Schärfe vertheidigte, hat er sich ein großes Verdienst um England erworben, namentlich durch seine «Letters on the subject of the catholics by Peter Plymley», ein Meisterstück seinen Witzes und schlagender Dialektik, welches 21 Auflagen erlebte, und durch seine Abhandlung über das Ballot (1837). Außerdem hat man von ihm anziehende Vorlesungen über Moralphilosophie, die 1804—6 in London vor einem gemischten Publikum gehalten wurden, aber erst lange nachher im Druck erschienen («Elementary sketches of moral philosophy», Lond. 1850). Seine gesammelten Werke (3 Bde., 1843) haben wiederholte Auflagen erlebt. Eine Biographie S.'s veröffentlichte seine Tochter, Lady Holland (2 Bde., Lpz. 1855; neu herausg. von Austin, Lond. 1874). Duyking veröffentlichte: «The wit and wisdom of Sydney S.» (mit einer Biographie, Neuyork 1856).

Smith (Sir William Sidney), berühmter brit. Admiral, war der Sohn eines Offiziers und wurde 1764 zu London geboren. Er trat im Alter von 13 J. in die brit. Marine, schwang sich rasch empor und war, als der Friede von 1783 zu Stande kam, schon Fregattenkapitän. Von Thatenlust getrieben, ging er 1788 in schwed. Dienste und kämpfte mit großer Auszeichnung in der Seeschlacht vom 9. Juli 1790 gegen die Russen. Nach dem Frieden von 1790 reiste er nach Konstantinopel und nahm auf der türk. Flotte Dienste. Als jedoch der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, begab er sich auf die Flotte des brit. Admirals Hood, der Toulon blokirte. Bei der Wiedereinnahme Toulons durch die Republikaner erhielt er den Auftrag, die auf der Rhede befindlichen franz. Schiffe sowie die Arsenale in Brand zu stecken. S. vollzog 18. Dec. 1793 diesen furchtbaren Auftrag und lud dadurch den Haß und die Verwünschungen des Feindes auf sich. Seitdem gebrauchte ihn die brit. Regierung zu den kühnsten Unternehmungen. Im J. 1795 drang er auf Befehl des Admirals Warren mit seiner Fregatte unter franz. Flagge in den Hafen von Brest und zog durch diesen kühnen Streich die genaueste

Nachricht von dem Bestande der franz. Flotte ein. Zwar entdeckte man ihn, doch gelang es ihm, zu entkommen. Im folgenden Jahre fiel S. in einem Gefechte vor Havre in die Hände der Republikaner. Das Directorium ließ ihn nach Paris bringen und in den Temple werfen, aus dem ihn mehrere ihm befreundete Gegner der Regierung mittels eines nachgemachten Befehls des Polizeiministers retteten und nach England beförderten. Man empfing ihn hier mit außerordentlichem Enthusiasmus und der König gab ihm den Befehl über den Tiger von 80 Kanonen, mit welchem er nach dem Mittelmeere abging. Im Verein mit seinem Bruder, James Spencer S., der brit. Gesandter zu Konstantinopel war, bewog er die Pforte zu einem Defensiv- und Offensivvertrage, der die Vertreibung der Franzosen aus Aegypten bezweckte. Hierauf begab er sich an die syr. Küste, nahm die zu Kaïffa geankerte franz. Flotille weg und versah St.-Jean d'Acre mit Geschütz und tüchtigen brit. Offizieren, sodaß Bonaparte die Belagerung des Platzes aufheben mußte. Im folgenden Jahre (1799) schloß er mit Kleber (s. d.) die Convention von El-Arisch, die aber der brit. Admiral, Lord Keith, nicht ratificirte. S. kehrte dann nach England zurück und wurde mit großer Auszeichnung empfangen, auch 1802 von der Stadt Rochester ins Unterhaus gewählt. Mit der Erneuerung des Kriegs erhielt er den Befehl über ein leichtes Geschwader im Kanal. Nachdem er 1805 zum Contreadmiral erhoben worden, stieß er zum Admiral Collingwood im Mittelmeere, der ihm die Deckung Siciliens und die Beunruhigung der Franzosen im Neapolitanischen auftrug. Im J. 1807 kreuzte er vor der Mündung des Tejo. Der durch die Franzosen vertriebene Prinz-Regent von Portugal suchte Zuflucht bei ihm und ließ sich durch ihn nach Brasilien bringen. Seitdem wurde S. nicht mehr im öffentlichen Dienste verwendet und lebte dann in Frankreich, als ihn Wilhelm IV. bei der Thronbesteigung zurückrief und 1830 zum Generallieutenant der Marinetruppen ernannte. Dessenungeachtet ging er bald wieder nach Paris, wo er 26. Mai 1840 starb. Vgl. Barrow, «Life and correspondence of Sir William Sidney S.» (2 Bde., Lond. 1847).

Smithsonian Institution ist der Name des großartigen wissenschaftlichen Instituts zu Washington in Nordamerika, den es nach seinem Begründer, dem Engländer James Smithson, erhielt. Letzterer war ein natürlicher Sohn des Herzogs von Northumberland, wurde zu Oxford erzogen und 1787 zum Mitglied der Royal-Society erwählt. Namentlich beschäftigten ihn chem. Untersuchungen, deren Resultate er in acht Abhandlungen in den «Philosophical transactions» mittheilte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er meist auf dem Continent, wo er 27. Juni 1829 zu Genua starb. Er war nie verheirathet und hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen von 120,000 Pfd. St., das er, mit Ausnahme einiger Legate, seinen Neffen Henry James Hungerford vermachte, jedoch mit der Weisung, daß die Summe, falls der Genannte ohne Nachkommenschaft sterbe, an die Vereinigten Staaten zur Gründung eines Instituts für Förderung der Wissenschaft fallen solle. Mit dem Tode Hungerford's zu Pisa 5. Juni 1835 trat dieser Fall ein. Aber erst nach einem Proceß mit dem Court of Chancery zu London, den die Amerikaner gewannen, wurde das Geld in Sovereigns in den amerik. Staatsschatz im Sept. 1838 eingezahlt. Die Summe betrug damals 515,169 Doll., welche der Staatsschatz mit 6 Proc. jährlich verzinst. Bis zur eigentlichen Begründung des Instituts, welche durch die Acte vom 10. März 1846 erfolgte, war die Summe der Zinsen bereits zu 242,129 Doll. angewachsen. Constituirt wird diese «Smithsonian Institution for the Increase and Diffusion of Knowledge among Men» durch den Präsidenten und Vicepräsidenten, die Mitglieder des Cabinets, den Oberrichter des obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, den Mayor von Washington, den Commissar des Patentamts und die von diesen zu Ehrenmitgliedern ernannten Personen. Den Vorstand, genannt «Regents of the Smithsonian Institution», bilden drei der amtlichen (Vicepräsident, Oberrichter und Mayor) und zwölf andere Mitglieder (drei Senatoren, drei Repräsentanten, sechs durch gemeinschaftliche Resolution beider Häuser bestimmte Männer, von denen zwei in Washington und die vier andern in den Vereinigten Staaten wohnen müssen). Dem Zwecke des Stifters gemäß (der übrigens nie selbst in Amerika war und nur aus reiner Liebe zur Wissenschaft die Stiftung dorthin verlegte) sucht das Institut einerseits zu neuen Forschungen anzuregen, andererseits das Wissen zu verallgemeinern durch eine Reihe von Berichten über die neuen Entdeckungen in den verschiedenen Zweigen des Wissens, durch Drucklegung von Specialuntersuchungen über Gegenstände von allgemeinem Interesse, durch öffentliche Vorlesungen, endlich durch Gründung einer Bibliothek, eines naturhistor. Museums und einer Kunstgalerie. Man schritt sofort zur Errichtung eines geeigneten Gebäudes, welches im normann. Stil aufgeführt wurde und bei einer größten Breite von 44 Mt. eine Länge von 149 Mt. besitzt. Die Bibliothek und Bildergalerie sind neuer-

dings der Congreßbibliothek und dem Corcoranischen Museum überwiesen; die Museen sind zwar noch im Entstehen begriffen, vermehren sich aber rasch durch Ankauf und Geschenke. Auch hat die Herausgabe der «Smithsonian Contributions to Knowledge» in schöner Ausstattung 1848 begonnen, welche, wie die übrigen kleinern Publicationen, an alle Universitäten der Welt, zahlreiche gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Institute unentgeltlich vertheilt werden. Dem Operationsplane des Instituts gemäß richtet dasselbe ausschließlich seine Aufmerksamkeit auf solche wissenschaftliche Gegenstände und Unternehmungen, welche von andern Gesellschaften oder öffentlichen Instituten nicht oder nicht genügend gefördert werden können, entweder wegen beschränkter Geldmittel oder wegen Mangel an unmittelbarem praktischen Interesse. Das Institut entwickelt seine Thätigkeit namentlich in vierfacher Weise: 1) durch Forschungen (Researches), insbesondere in Ethnologie, Astronomie und Erdmagnetismus (Prof. Bache's Küstenvermessung und Kapitän Kane's Nordpolexpedition wurden wesentlich vom Institut unterstützt, und es unterhält dasselbe 500 feste magnetische Beobachtungsstationen über den ganzen nordamerik. Continent); 2) durch Veröffentlichung von Schriften (Publications), und zwar a) die «Smithsonian Contributions», bis 1878 22 große Quartbände, b) die «Annual Reports» an die Vorsteher, c) die «Miscellaneous Collections»; 3) durch Austausch interessanter und seltener wissenschaftlicher, antiquarischer und sonst merkwürdiger Gegenstände (Exchanges, in dieser Beziehung ist das Institut fast zum Mittelpunkt der Communication aller gelehrten Gesellschaften der Erde geworden); 4) durch wissenschaftliche Correspondenz mit Gelehrten, Forschern und Schwesterinstituten (Scientific Correspondence). Das Kapital des Instituts hatte sich (1874) durch weise Verwaltung seiner Fonds auf 651,000 Doll. vermehrt. Außerdem gehörten dazu noch 35,000 Doll. Anlagen von zweifelhaftem Werthe und 15,909,99 Doll., sodaß sich das Gesammtvermögen des Instituts 11. Jan. 1877 auf 714,029,18 Doll. belief. Erster Grundsatz der Verwaltung ist, daß die Vorsteher des Instituts bei Verfolgung seiner Zwecke niemals den Kapitalstock, sondern nur die Zinsen angreifen dürfen.

Smolensk, seit 1796 die Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (56,041,4 QKilom. mit 1,168,715 E.), 440 Kilom. im Westsüdwesten von Moskau malerisch auf dem Steilufer des Dnjepr gelegen, am Knotenpunkt der Bahnen Orel-Witebsk und Moskau-Brest, eine der ältesten Städte des Reichs, nach dem Brande von 1812 neu aufgebaut, ist Sitz des Bischofs von S. und Dorogobusch. Die Stadt hat sehr dicke Mauern mit 17 Thürmen und wird durch eine Citadelle, einen Erdwall mit fünf umfangreichen Bollwerken, sowie durch mehrere Außenwerke vertheidigt. Es sind dies die Ueberreste einer ungeheuern Feste, welche 1596 vom damaligen Reichsverweser Boris Godunow angefangen und im Laufe von vier Jahren vollendet ward. Die Stadt hat die große, prachtvolle Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, 35 zum Theil höchst alterthümliche Kirchen und Kapellen, 3 Klöster, 11 Lehranstalten, darunter 1 Priesterseminar, 1 Gymnasium, 1 Kreis- und mehrere Pfarrschulen, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten und 24,332 E. (1871), welche viele Fabriken in Leder, Hüten, Licht und Seife unterhalten und ausgebreiteten Handel mit Getreide und andern Landeserzeugnissen treiben. S. ist gewissermaßen der Schlüssel zum Innern Rußlands, das Thor auf der Straße nach Moskau, auf welcher stets die Feinde des Reichs, die Litauer, Polen, Karl XII. und Napoleon I., vorgedrungen sind. Schon im 9. Jahrh. wird die Stadt erwähnt. Sie wurde 882 von Oleg, dem Vormunde von Rurik's Sohn, Igor, erobert, 1395 und 1404 durch Witowt von Litauen eingenommen, der sie zur Hauptstadt eines Palatinats machte, 1514 aber von den Russen unter Wassilij Iwanowitsch sammt dem ganzen Palatinat zurückerobert. Bald nach ihrer Befestigung durch Boris Godunow wurde S. vom Polenkönig Sigismund III. mit 12,000 Reitern, deutschem Kriegsvolk, litauischen Tataren und 10,000 saporoger Kosaken umschlossen und nach einer 20monatlichen heldenmüthigen Vertheidigung unter dem Bojaren Schein 3. Jan. 1611 erobert, freilich fast nur noch als Aschenhaufen. Erst 1654 fiel sie durch Verrath wieder in die Hände der Russen. Am 17. (5.) Aug. 1812 besiegte hier Napoleon I. die Russen unter Barclay de Tolly und Bagration, wobei die Stadt zur Hälfte in Flammen aufging, und bahnte sich so den Weg nach Moskau. Auch sammelten sich bei S. wieder die Franzosen 9. bis 13. Nov. auf ihrem Rückzuge. Kutusow erhielt von der Stadt den Beinamen Smolenskoi.

Smollett (Tobias), engl. Romanschreiber, geb. 1721 in Dalquhurnhouse bei Renton in der Grafschaft Dumbarton, lernte in Glasgow bei einem Wundarzte und ging nach vollendeter Lehrzeit 1740 nach London, ein Trauerspiel «The regicide» in der Tasche, das er zur Darstellung zu bringen hoffte. Hierin getäuscht, nahm er als Unterwundarzt auf einem Kriegsschiffe nach Westindien Dienst, von wo er 1746 zurückkehrte. Damals erregte er zuerst durch

fein treffliches Gedicht «Schottlands Thränen», das Cumberland's Grausamkeit gegen Schottland rügte, Aufsehen. Da erneute Versuche, als Wundarzt ein Unterkommen zu finden, fehlschlugen, so widmete er sich von nun an der Schriftstellerei und schrieb Romane, Schauspiele, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, polit. Satiren und Gedichte; doch hat er nur als Romandichter wirkliche Bedeutung gewonnen. Er schrieb fünf Romane: «Roderick Random» (1748), «Peregrine Pickle» (1751), «Ferdinand Count Fathom» (1753), «Sir Lancelot Greaves» (1762) und «The expedition of Humphrey Clinker» (1771), von denen der letzte der beste, die beiden vorhergehenden aber die schlechtesten sind. In deutscher Uebersetzung erschienen S.'s Romane in 15 Bänden (Stuttg. 1839—41). Reiche Erfindungsgabe, angeborener Humor und Kenntniß des Lebens und der Menschen zeichnen alle seine Romane aus; doch aber fehlt ihnen Einheit des Plans, genaue Zeichnung der Charaktere und kunstvolle Verknüpfung der Begebenheiten; häufig leiden sie auch durch Geschmacklosigkeit und Zügellosigkeit in sittlicher Beziehung. S. hatte in seinem Leben oft mit Dürftigkeit zu kämpfen, daher sich auch häufig Mismuth in seinen Büchern Bahn bricht, namentlich in der Beschreibung seiner 1763 und 1765 gemachten Reise durch Frankreich und Italien. Kränklichkeit führte ihn 1770 noch einmal nach Italien, wo er 21. Oct. 1771 zu Livorno starb. Von S.'s übrigen Schriften sind am bekanntesten seine «History of England» (4 Bde., Lond. 1758) und seine Uebersetzung des «Don Quixote». Seine Werke erschienen unter anderm in Einem Bande zu London 1841. Eine neuere Ausgabe veranstaltete Moore (8 Bde., Lond. 1873).

Smyrna (türk. Ismir), uralte See- und Handelsstadt im türk. Vilajet Aidin, an der Westküste Kleinasiens, die bedeutendste, reichste und blühendste Stadt der Levante und Hauptverkehrsplatz zwischen Asien und Europa, ist im Hintergrunde des 65 Kilom. weit ins Land eindringenden, von Bergen umgürteten herrlichen Smyrnaischen Meerbusens amphitheatralisch um einen steilen, unbewaldeten Berg gelagert, dessen abgestumpfter Gipfel die Ruinen eines aus den ältesten Zeiten stammenden und während der Zeit der Genuesenherrschaft wiederhergestellten Felsenschlosses trägt. Die Stadt, deren imposantes Aeußere keineswegs dem Innern entspricht, zerfällt in die untere oder Frankenstadt und die obere oder Türkenstadt. Die erstere besteht ihrem Haupttheile nach aus einer langen, finstern und kothigen Straße, von der aus viele besser angelegte, mit neuen Häusern versehene Nebengassen laufen. Der Hafenkai, 1876—78 aus Lavagestein festgebaut und mit stattlichen neuen Häusern, Cafés und Hotels geziert, ist der Hauptschmuck der Stadt geworden. An seinem Südwestrande gelangt man, vorüber an dem neu angelegten Binnenhafen, den geräumigen Lagerhäusern der Quaigesellschaft und der Zollbehörde, in den äußerst belebten Bazar, den Mittelpunkt des Tauschhandels zwischen europ. und asiat. Waaren, welcher auch die Frankenstadt mit der Türkenstadt verbindet. Die letztere zieht sich am Fuße des steilen Burgbergs ostwärts entlang und enthält zwei besondere Stadttheile für die Armenier und Juden. Außer vielen schlanken Minarets zieren die Türkenstadt drei stattliche moderne Gebäude der türk. Regierung: das Generalgouvernement, die Kaserne für die Besatzung und das Gefängniß. S. zählt 200,000 E., darunter nur gegen 50,000 Mohammedaner, 80,000 anatol. Griechen, wovon etwa 20,000 hellen., die übrigen ottoman. Unterthanen sind, 30,000 Armenier und Juden, und etwa 40,000 Franken, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutsche, Oesterreicher und andere Europäer oder deren Abstammung und Mischungen, Levantiner genannt. Ungeachtet dieser Mannichfaltigkeit der Nationalitäten und Religionen zeigt S. doch den Charakter einer griech. Stadt, und mit Ausnahme der Türken spricht die ganze übrige Bevölkerung mehr oder minder gut das Griechische. S. ist der Sitz eines griech., eines armen. und eines röm.-kath. Erzbischofs, sowie der Consuln der europ. Mächte, Persiens und Nordamerikas. Die Stadt hat viele Moscheen, aber keine einzige schöne, mehrere mohammed. Bethäuser und Derwischklöster, zwei kath., zwei armen. und drei griech. Kirchen, auch eine prot. Kapelle, mehrere christl. Klöster und mehrere Synagogen, viele Khans, Bäder und Kaffeehäuser. Unter den verschiedenen Unterrichtsanstalten befindet sich auch die von den kaiserswerther Diakonissen gegründete Pensions- und Schulanstalt für Mädchen, mehrere gute Schulen für Knaben, in deren dreien auch der deutsche Unterricht obligatorisch ist, eine von der jesuitischen Propaganda gegründete Anstalt, sowie diejenige der österr. Mechitaristen. Krankenhäuser bestehen hier von fast allen Nationalitäten. S. hat zehn Buchdruckereien, ebenso viele Zeitungen in fünf Sprachen, seit 1851 ein Handelsgericht und seit 1854 eine Bank. Die Industrie ist wenig belangreich. Die Stadt besitzt 5 Maschinenfabriken und Eisengießereien, 3 Dampfmühlen und einige Zeugdruckereien; außerdem bestehen nur Kleingewerbe. Desto bedeutender, wenn auch großen Schwankungen unterworfen, ist der Handel. Zu Lande kommen

hier durch zahlreiche Karavanen die Producte Kleinasiens, Syriens, der Euphratländer und Persiens, zur See die Fabrikate aller Länder Europas an, nach denen, sowie nach Nordamerika, andererseits die asiat. Erzeugnisse abgehen; 1877 kamen an und gingen ab 637 Post- und Waarendampfer mit 624,685 Tonnen Gehalt und 585 Segelschiffe mit 100,552 Tonnen Gehalt, zusammen 1222 Schiffe mit 725,237 Tonnen, ungerechnet 2356 Küstenfahrer. Der Gesammtwerth der Ausfuhr belief sich auf 117,051,030, der Einfuhr auf 77,060,470 Frs. Der Export erstreckte sich auf Baumwolle, Knoppern, Droguen, Opium, Blutegel, auf Feigen, Rosinen und andere Früchte, auf Seide, Wolle und Thierhäute, auf Teppiche, Tücher, Manufactur- und Kurzwaaren. An der Ausfuhr waren betheiligt vor allen England, dann Frankreich, die türk. Häfen, Deutschland, Oesterreich, Amerika, Italien. Der Import umfaßte hauptsächlich Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenwaaren und andere Manufacten, auch Droguen und Medicamente. Betheiligt waren die türk. Häfen, dann England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Amerika und Griechenland. Von S. führen zwei Eisenbahnen in das Innere Kleinasiens. Die eine in südöstl. Richtung über Ephesus nach Aidin, die zweite in nordöstl. Richtung über Sardes nach Alaschehr (Philadelphia). Zwei kleine Localbahnen verbinden außerdem S. mit den Sommeraufenthaltsorten Burnabat und Budscha. In S. selbst sowie in der Umgebung sind nur geringe Spuren von Trümmern aus dem Alterthum sichtbar. S. ist eine von den Städten, welche auf die Ehre Anspruch machen, Homer's Vaterstadt zu sein. An den Ufern des Flüßchens Meles zeigte man einst den Ort, wo er geboren worden, und an dessen Quellen die Stelle, wo er in dunkler Grotte seine Gesänge gedichtet haben soll. Eine Merkwürdigkeit der Umgegend ist das der Stadt gegenüber am Nordrande des Golfs stehende sog. Grab des Tantalos, ein großer lydischer Grabhügel (Tumulus) auf kreisrundem Unterbau kegelförmig sich erhebend, an der Basis etwa 60 Mt. im Durchmesser. Im Innern befindet sich eine viereckige Grabkammer.

S. war ursprünglich eine von Äoliern im 11. Jahrh. v. Chr. gegründete Colonie, die später von den Kolophoniern durch Verrath eingenommen und dem Jonischen Städtebund zugeführt (vor 688), aber schon um 627 von Sadyattes, König der Lydier, erobert und zerstört wurde. Erst Antigonus begann den Wiederaufbau der Stadt, der durch des Königs Tod in der Schlacht bei Ipsus (301) unterbrochen und dann von Lysimachus zu Ende geführt ward. Dies neue S., im Südwesten des alten und 4 Kilom. dem Meere näher erbaut, erblühte zum Mittelpunkte des kleinasiat. Handels und war unter der röm. Herrschaft die erste Stadt Kleinasiens. Bischof Polykarpus erlitt in ihr 169 den Märtyrertod. Durch Erdbeben 378 in einen Trümmerhaufen verwandelt, baute Kaiser Marcus Aurelius die Stadt wieder auf, die durch die Fortdauer ihres großen Handelsverkehrs bald wieder zu neuer Blüte gelangte. S. wurde 1074 den Byzantinern durch die Seldschuken und 1083 durch den türk. Seeräuber Tzachas entrissen, aber bereits 1097 wieder dem griech. Kaiser unterworfen. Später war die Stadt längere Zeit im Besitz der Genueser, denen sie nur vorübergehend 1343 von den Venetianern, 1344 von den Rhodifern (Johannitern) entrissen wurde. Von Timur wurde sie 1402 nach 14tägiger Belagerung erobert, ausgemordet und zerstört. Auch diesmal erhob sie sich wieder aus den Trümmern und blieb nun seit Befestigung der osman. Herrschaft durch Mohammed I. bis zur Neuzeit von Kriegsschicksalen verschont. Vgl. Scherzer, «S., mit besonderer Rücksicht auf die geogr., wirthschaftlichen und intellectuellen Verhältnisse von Vorder-Kleinasien» (Wien 1873).

Snell (Ludw.), ein Hauptvertreter des Liberalismus in der Schweiz, geb. 6. April 1785 zu Idstein im vormaligen Herzogthum Nassau, besuchte daselbst das Gymnasium, dessen Director sein Vater war, studirte dann zu Gießen und fungirte 1809—17 als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt. Nach Aufhebung des Gymnasiums zu Idstein ward er Director des neugegründeten preuß. Gymnasiums in Wetzlar, das er zu hoher Blüte brachte. Nach den Karlsbader Beschlüssen sah er sich jedoch, seiner freien Ansichten wegen, ohne Urtheil und Gehalt entlassen. Im Herbst 1824 ging er nach London, wo er literarisch thätig war und Privatunterricht gab. Seiner Gesundheit wegen kehrte er aber auf den Continent zurück und hielt seit 1827 zu Basel Vorlesungen über Literatur und Geschichte der griech. Philosophie. Nach der Julirevolution von 1830 wirkte er eifrig für die polit. Reform der Schweiz, übernahm 1831 die Leitung des «Republikaner» und ward, nachdem er das Bürgerrecht im Canton Zürich erhalten, in den Großen Rath gewählt. Nach Gründung der Hochschule zu Zürich erhielt er an dieser eine Professur, folgte indeß später einem Rufe an die Universität Bern, wo er Staatsrecht und Völkerrecht vortrug. Doch gerieth er hier mit der herrschenden Partei in Streit und mußte 1836 den Canton verlassen. Er zog sich nach Zürich, später nach Küßnacht zurück, wo er

5. Juli 1854 starb. Außer zahlreichen kleinern Schriften, die zum Theil gegen den Ultramontanismus in der Schweiz gerichtet sind, verfaßte S. den letzten Band des von seinem Vater und Oheim herausgegebenen «Handbuch der Kant'schen Philosophie» (2 Bde., Zür. 1837) und das «Handbuch des schweiz. Staatsrechts» (2 Bde., Zür. 1844). — Sein Vater Christian Wilhelm S., geb. zu Dachsenhausen 11. April 1755, erst Director des Gymnasiums zu Idstein, seit 1816 des zu Weilburg, gest. 31. Juli 1834, machte sich als anziehender moralphilos. Schriftsteller im Sinne Kant's vortheilhaft bekannt. — Dessen Bruder Friedrich Wilhelm Daniel S., geb. 26. Oct. 1761 zu Dachsenhausen, wurde 1790 Professor der Philosophie, 1805 Professor der Geschichte an der Universität zu Gießen und starb daselbst 28. Oct. 1827. Derselbe hat sich ebenfalls durch populäre Darstellungen der Kant'schen Philosophie sowie mehrere vorzügliche Lehrbücher große Verdienste um die Ausbreitung und den Unterricht in der Philosophie erworben. — Wilhelm S., der Bruder von Ludwig S., geb. 8. April 1789 zu Idstein, studirte zu Gießen und ward Untersuchungsrichter beim Criminalgerichte in Dillenburg. Wegen einer Schrift über die nassauischen Domänensysteme ward er auf Betrieb des Regierungspräsidenten Ibel seiner Stelle entsetzt, erhielt zwar 1819 eine Professur in Dorpat, mußte aber auf Ibel's Denunciation auch Rußland wieder verlassen. S. ging nun nach der Schweiz, erhielt hier eine Professur in Basel, wurde 1833 Professor an der Hochschule zu Zürich und 1834 an der zu Bern. Wie sein älterer Bruder, zog auch er sich den Haß der in Bern herrschenden Partei zu und mußte infolge einer ungerechten Hochverrathsanklage den Canton verlassen. Er ging nach Basel-Land, wo er früher das Bürgerrecht erhalten, und wurde hier in den Landrath gewählt. Nach der Reform der berner Verfassung wandte er sich nach Bern zurück. S. war für die Schweiz der Gründer einer neuen Rechtsschule, deren Anhänger zum großen Theile in Bern einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewannen. Er starb zu Bern 8. Mai 1851. — Karl S., derselben Familie angehörend, geb. 19. Jan. 1806 zu Dachsenhausen im Nassauischen, wurde 1829 Lehrer am Blochmann'schen Institut zu Dresden und 1834 Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule daselbst. Seit 1844 wirkte er als Professor der Mathematik und Physik zu Jena. Seine Hauptwerke sind die «Einleitung in die Differential- und Integralrechnung» (2 Bde., Lpz. 1846—51), sowie sein geschätztes «Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht» (2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1856—58; 3. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1869). Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: «Ueber Zweck und Einrichtung des Realgymnasiums» (Dresd. 1834), «Newton und die mechan. Naturwissenschaft» (2. Aufl., Dresd. 1858), «Die Streitfrage des Materialismus» (Jena 1858), «Die Schöpfung des Menschen» (Lpz. 1863) und «Nikolaus Kopernicus» (Jena 1873).

Snellaert (Ferd. Augustyn), verdienter vläm. Schriftsteller, geb. 21. Juli 1809 zu Kortryk, bildete sich seit 1827 zu Utrecht zum Militärarzt, kehrte jedoch nach der belg. Revolution in das väterliche Haus zurück und setzte seine medic. Studien zu Gent fort. Noch während derselben gab er auf Veranlassung einer Preisaufgabe eine Geschichte der vläm. Poesie («Over de Nederlandsche dichtkunst in Belgie», Brüss. 1838) heraus, welche gekrönt wurde. In der Absicht, dem Vlämischen aufzuhelfen, bewirkte S. 1836 zu Gent, wo er promovirte und seitdem als praktischer Arzt thätig war, die Gründung der vläm. Gesellschaft De tael is gansch het volk, mit welcher die vläm. Bewegung begann. Von 1840—43 gab S. das «Kunsten Letterblad», später die Broschüre «Wael en Vlaming» (Gent 1846) heraus. Auch leitete er für Willems die Redaction der letzten Bände des «Belgisch Museums». Nach Willems' Tode besorgte S. die Herausgabe der «Oude vlaemsche Liederen» (Gent 1848), welchen er eine treffliche Einleitung hinzufügte. Den von ihm veranstalteten zweiten Abdruck von Willems' Ausgabe des «Reinaert de Vos» (Gent 1850) vermehrte er mit einigen Beilagen. Eine gute Volksausgabe von «Oude en nieuw Liedjes» (Gent 1864) wurde ebenfalls von ihm besorgt. In franz. und vläm. Sprache zu gleicher Zeit erschien seine «Kort begryp eener geschiedenis der Nederduitsche Letterkunde» (Antw. 1849 u. öfter). Außerdem hat S. zahlreiche kleinere Schriften, Reden und Gedichte veröffentlicht, auch die Herausgabe einiger älterer vläm. Schriften besorgt. Dahin gehören unter anderm: «Over de kamers van Rhetorika te Kortryk» (Gent 1839), «Bydragen tot de kennis van den tongval en het taeleigen van Kortryk» (Gent 1844), «Korte levensschets van Willems» (Gent 1847) u. s. w. Von der Belgischen Akademie, deren Mitglied er war, wurde ihm die Herausgabe der «Alexander's Geesten» von Maerlant (2 Bde., Brüss. 1860—61) und der «Nederlandsche gedichten uit de 14e Eeuw» (Brüss. 1869) übertragen. Auch veröffentlichte er eine vläm. Bibliographie (Gent 1857), die von 1830—55 reicht. S. starb 2. Juli 1872 zu Gent.

Snellius (Willebrord), berühmter Mathematiker, geb. 1591 zu Leiden, folgte seinem Vater, Rudolf S. (geb. 8. Oct. 1546 zu Oudewater, geſt. 2. März 1613 zu Leiden) als Profeſſor der Mathematik an der dortigen Universität, ſtarb aber ſchon 30. Oct. 1626. Seine zahlreichen Schriften zeugen von einem für Mathematik und verwandte Wiſſenſchaften mehr als gewöhnlichen Talente. Die glänzendſte Entdeckung, die er machte, iſt unſtreitig die des conſtanten Verhältniſſes zwiſchen dem Sinus des Einfallwinkels und dem des gebrochenen Winkels in der Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen, durch welche Entdeckung er eigentlich erſt den Grund zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Optik legte. S. überſetzte außerdem das Werk des Ludolph van Ceulen «Ueber die Berechnung des Kreisumfangs» aus dem Holländiſchen in das Lateiniſche (Leid. 1609), gab ſpäter über denſelben Gegenſtand ein ſelbſtſtändiges Buch heraus («Cyclometricus», Leid. 1621), ſammelte die Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. von Heſſen-Kaſſel, welche er mit jenen des Walter und Regiomontanus herausgab (Leid. 1618), und ſchrieb eine Art von Nautik, «Tiphys Batavus», u. ſ. w. Am berühmteſten iſt jedoch ſeine Schrift «Eratosthenes Batavus» (Leid. 1617), in welcher er die von ihm ſelbſt ausgeführte Meſſung der Erde vorträgt. Das Verfahren, welches er dabei anwendete, war ihm eigenthümlich und findet noch gegenwärtig Anwendung. Er maß zuerſt die Himmelsbogen zwiſchen den holländ. Städten Alkmaar, Leiden und Bergen-op-Zoom durch Beobachtungen der Polhöhen dieſer Orte und beſtimmte dann die Meridiandiſtanzen dieſer drei Städte durch Hülfe eines Dreiecknetzes, wodurch er den Meridiangrad gleich 55,021 Toiſen fand.

Snidergewehr kennzeichnet ſich durch einen von Snider angegebenen Klappenverſchluß und iſt dieſer beſonders zur Umänderung von Vorderladungsgewehren in Hinterlader geeignet, da das gewöhnliche Percuſſionsſchloß, ſowie die Schäftung des Gewehrs beibehalten werden können und der Verſchluß eine nur geringe Länge beſitzt. Der Sniderverſchluß iſt nur bei Anwendung gasdichter Patronen brauchbar und beruht auf einer Klappe, deren Achſe parallel dem Lauf und ſeitwärts an dem mit jenem verbundenen Verſchlußgehäuſe angebracht iſt. Zum Oeffnen des Gewehrs wird die Klappe nach rechts umgelegt und durch ein mäßiges Zurückziehen derſelben der Patronenauszieher in Bewegung geſetzt. Das Snider'ſche Syſtem wurde 1865 von England zur Umänderung ſeiner Enfieldgewehre in Hinterlader, 1867 auch von Frankreich und Holland zur Transformation der Vorderladungsgewehre angenommen; außerdem findet ſich das S. auch in Dänemark, Portugal und in der Türkei in Anwendung.

Snieders (Johan Renier), vläm. Romanſchreiber, geb. zu Bladel in der belg. Provinz Nordbrabant 21. Nov. 1812, ſtudirte Medicin in Löwen 1833—38 und ließ ſich dann als praktiſcher Arzt in Turnhout nieder. Seine bekannteſten Schriften ſind «Het kind met den helm», «De hut van Wartje Nulph», eine Epiſode aus den Feldzügen des Moritz von Naſſau, «Dorpsverhalen», «De Meesterknecht, verhael uit het dorpsleben», «Amanda», «Doctor Marcus», «De gouden Willem», «De Geuzen in de Kempen», «Narda». Alle dieſe von friſchem Geiſte durchwehten und großentheils das Dorfleben behandelnden Werke erſchienen zwiſchen 1850 und 1875. — Sein jüngerer Bruder, Auguſt S., geb. zu Bladel 9. Mai 1824, urſprünglich Buchdrucker, dann Redacteur des antwerpener «Handelsblad», hat ſich gleichfalls als vläm. Romanſchriftſteller einen Namen erworben. Von ſeinen Novellen ſind «Der arme Schulmeiſter», «Der Orgeldreher», «Das Schneeflöckchen» ins Deutſche überſetzt; außerdem ſchrieb er die hiſtor. Novellen «De Voetbranders», «De Franschen in Noord-Brabant 1793», «Antwerpen in Brand, tafereelen uit den jare 1576» (1876).

Snorri Sturluſon, ein durch ſeine polit. wie literariſche Thätigkeit gleich hervorragender Isländer. Geboren 1179 zu Hvamm, einem Hofe ſeines Vaters Sturla, den vornehmſten Geſchlechtern des Landes verwandt, erzogen und ausgebildet beim gelehrten Jon Loptsſon zu Oddi, erreichte er nicht minder unter ſeinen oligarchiſchen Genoſſen auf Island eine hohe und bedeutende Stellung (S. war wiederholt Geſetzſprecher, 1215—18 und 1222—31), als er ſich auch bei dem norweg. Könige Hakon und dem Herzoge Skule, die er zweimal (1218—20 und 1237—39) in Norwegen heimſuchte, volles Vertrauen und die höchſten Auszeichnungen zu erwerben wußte; doch nur zu geneigt, die auf eine Unterwerfung Islands unter das norweg. Scepter gerichteten Pläne beider Fürſten zu unterſtützen, ſofern ihm nur dadurch gelänge, ſeine perſönliche Macht auf Island zu befeſtigen und ſich über ſeine Gegner (Thorgils ſtarde und Giſſur) zu erheben, wurde er von dieſen in ſeinen verrätheriſchen Machinationen durchſchaut und fiel durch Mörderhand auf ſeinem Gute Reykjaholt 23. Sept. 1241. Als Schriftſteller behauptet S. unbedingt den höchſten Rang in der Literatur ſeines Vaterlandes, ein Meiſter der hiſtor. Proſa nicht minder als in der heimiſchen Skaldendichtung. Von ſeinen Gedichten

besitzen wir nur noch eins, das jedoch seine skaldische Virtuosität ganz vorzugsweise bezeugt, das **Háttatal**, ein in 102 Strophen von ebenso viel verschiedenen Versmaßen verfaßtes Lobgedicht auf König Hakon und Herzog Skule; es bildet, von einem metrischen Commentare begleitet, einen Bestandtheil der Edda. S.'s Prosawerke, soweit sie uns erhalten, sind die **Edda** und die **Heimskringla**. Die erstere (auch jüngere Edda genannt, um sie von jener, nur fälschlich mit Edda bezeichneten Sammlung alter Götter- und Heldenlieder zu unterscheiden) ist eine Darstellung der Skaldensprache, ihrer Ausdrücke und Umschreibungen (**skáldskaparmál**), in Verbindung mit einer nordischen Mythologie (Gylfaginning) als der Hauptquelle dieser Umschreibungen, und mit Snorre's metrischem Gedichte Háttatal und dessen Commentar. (S. Edda.) Die Heimskringla, d. h. Weltkreis, ein aus den Anfangsworten des Werks von dessen erstem Herausgeber J. Peringskiöld gebildeter Name, ist eine Geschichte der norweg. Könige (Noregs-konunga sögur) von der ältesten Zeit bis zum Ausgange des 12. Jahrh. Das Werk ist in 16 Sagas getheilt, deren erste von den schwed. und norweg. Ynglingern, als den Vorfahren der norweg. Könige, und deren letzte von König Magnus Erlingsson (gest. 1184), dem unmittelbaren Vorgänger Sverre's handelt. Die Heimskringla ist herausgegeben von Joh. Peringskiöld (Stockh. 1697), von F. Schöning und St. Thorlacius (Kopenh. 1777—83) und von C. Unger (Christiania 1868); deutsche, doch unvollendete Uebersetzungen, die in ihren Einleitungen auch S.'s Leben ausführlicher behandeln, von F. Wachter (Lpz. 1835—36) und G. Mohnike (Stralf. 1837). Von beiden Werken, der Edda und der Heimskringla, wird nur die erstere dem S. von gleichzeitigen Quellen beigelegt, während seine Autorschaft der letztern, nirgends durch ein altes Zeugniß ausgesprochen, auf ziemlich späten Angaben (von 1550 und 1599) und auf Schlüssen neuerer Gelehrten beruht. Die eine wie die andere, in der uns überlieferten Gestalt jedenfalls nur zu größern oder kleinern Theilen von S. selber verfaßt, bekunden jedoch in diesen eine Reinheit und Vollendung der Darstellung, eine Fülle des Wissens, eine Schärfe und Umsicht der Kritik, wie sie in einer solchen Vereinigung kein Werk der altisländ. Literatur auch nur entfernt aufzuweisen vermag. Vgl. Storm, «Snorre Sturlassons Historieskrivning» (Kopenh. 1873).

Snyders oder **Seyders**, auch **Snyers** (Franz), einer der berühmtesten Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579, ein Schüler Heinrich's von Baelen, widmete sich anfangs blos der Fruchtmalerei und arbeitete viel gemeinschaftlich mit Rubens. In seinen Gemälden mit Figuren von Rubens, Jordaens, Honthorst und Mierevelt verstand er es besonders, seine eigene Leistung dem Stile des Ganzen anzupassen. Für Philipp III. von Spanien malte er mehrere Jagd- und Schlachtstücke. S. stellte die Thiere in seinen großen und reichen Bildern in ihrer lebendigsten Eigenthümlichkeit im Kampfe dar und wußte die Zustände der thierischen Seele, z. B. Muth und Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn, List und Grausamkeit, in einer breiten Pinselführung und mit kühner Kraft zu vereinigen. Doch malte er auch die Thiere in ruhigen Zuständen mit Leben und Wahrheit. Seine Bären-, Wolfs- und Eberkämpfe zieren die Galerien von Wien, München und Dresden. Erstere besitzt auch herrliche Schlachtenbilder, die sonst seltener vorkommen, von seiner Hand. Er starb zu Antwerpen 1657.

Sobieski, s. Johann III. Sobieski.

Soccus, ein niedriger, dünner und leichter Schuh der Alten, wurde bei den Römern nur von Weibern und Weichlingen getragen und war zugleich die eigenthümliche und beständige Fußbekleidung der in der Komödie auftretenden Personen, während der tragische Schauspieler auf dem hohen Kothurn (s. d.) einherschritt.

Socialdemokratie und Socialismus. Socialdemokratie bedeutet Herrschaft des Volks auf socialistischer Grundlage. Die Socialdemokratie ist eine polit. Partei, welche die Gesellschaft mit Hülfe des staatlichen Zwangs socialistisch umzugestalten sucht. Die socialdemokratischen Bestrebungen sind ein Zerrbild und eine Ausartung der socialistischen Bestrebungen. Die Socialdemokratie sucht ihre theoretische Grundlage im Socialismus und es muß daher zuvor Begriff und Wesen des Socialismus festgestellt werden. Socialismus ist Genossenschaftssystem oder der Inbegriff derjenigen Lehren und Plane, welche eine neue Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft bezwecken und den Grundsatz der gemeinsamen Arbeit und gleichmäßigen Vertheilung der Güter durchzuführen suchen. Während der Communismus, d. i. die Lehre von der vollständigen Gütergemeinschaft, eine Gemeinschaft alles Besitzthums und Güterverbrauchs bezweckt, erstrebt der Socialismus zugleich eine Gemeinschaft der Güterproduction oder eine sog. Organisation der Arbeit durch die bestehende oder durch eine erst zu gründende Staatsgewalt.

Die socialistischen Lehren sind so alt, wie die Unterschiede zwischen Reich und Arm und die Mißverhältnisse zwischen Leistung und Genuß. Es hat auch immer verschiedene Richtungen des Socialismus gegeben, welche theils gemäßigter, theils extremer Art sind. Der edle Socialismus stützt sich auf die Lehre Christi und seine Geringschätzung irdischer Güter sowie auf das Beispiel der ersten christl. Gemeinde, von der es in der Bibel heißt: «Es war ihnen alles gemein». Aber diese vielgepriesene Gütergemeinschaft der ersten Christen zu Jerusalem war durchaus eine Bethätigung der freien Liebe, keine Pflicht und am allerwenigsten ein Recht der Aermern. Uebrigens bewirkte diese Gütergemeinschaft eine schwere Verarmung der Gemeinde zu Jerusalem, sodaß der Apostel Paulus für sie sammeln mußte und keine andere christl. Gemeinde zur Nachahmung dieses Beispiels veranlaßte.

Das Reformationszeitalter zeigt wieder eine Vermischung religiöser und socialer Ideen. Der Vater des modernen edlern Socialismus ist der engl. Staatsmann Thomas Morus, welcher die Sehnsucht nach bessern socialen Zuständen durch seine 1516 erschienene Schrift «Utopia» (Nirgendland, Nirgendheim) mächtig entzündete. Der Verfasser schildert in diesem Staatsroman die Einrichtung einer Insel Utopien mitten im Weltmeere, wo es kein Eigenthum gibt, aber jeder ohne Ausnahme arbeiten muß, wo Arbeit und Genuß gerecht vertheilt werden und wo Heiligkeit der Ehe, Reinheit des Familienlebens, gemeinsames Arbeiten und Genießen jedem Einzelnen ein hohes Maß von Glück sichern. Ein solcher Zustand würde nur möglich sein, wenn alle Menschen absolut gleich wären und mit derselben Lust und Kraft zur Arbeit auch die gleiche Auffassung von Genuß hätten. Da aber Anlagen und Leistungen, Gesinnungen und Leidenschaften der Menschen verschieden sind, so pflegen diejenigen, welche mehr als andere leisten und dabei sich selbst zu beherrschen wissen, auch überall sehr bald eine Herrschaft über andere Menschen und Dinge zu gewinnen. Die Lebensgüter pflegen sich bei einer kleinern Zahl von Familien, welche längere oder kürzere Zeit hindurch mehr arbeiteten oder sparten als andere, anzusammeln. Diese Ansammlung von Gütern oder Vorräthen ist trotz mancher Schattenseiten und Versuchungen doch für das Ganze heilsam, weil die Vorräthe in schlimmen Zeiten vor dem äußersten Mangel schützen und in günstigen Zeiten die Production und die Löhne steigern, und weil die Armen noch weit mehr darben müßten, wenn es keine reichen und mittlern Klassen geben würde. Die Ungleichheiten im Gütererwerb und Güterverbrauch haben ihre Hauptursache in der Ungleichheit der menschlichen Naturen und der den Menschen verliehenen Gaben und Kräfte und in der Verschiedenheit der Benutzung und Verwerthung, Erhaltung und Vermehrung der Kräfte und Güter. Der Staatsmann Thomas Morus schildert daher in seiner «Utopia» keinen wirklichen, sondern nur einen erträumten und unausführbaren Zustand, und geht auch von einer gegenwärtig nicht mehr zutreffenden Annahme eines vom Verkehr ganz abgeschlossenen Staats im Weltmeere aus. Man nennt daher «Utopisten» oder Nirgendheimer diejenigen Leute, welche sich mit unausführbaren Verbesserungsvorschlägen beschäftigen. Uebrigens haben nach dem Muster der «Utopia» verschiedene Gesellschaften von Ansiedlern in Nordamerika die Gütergemeinschaft praktisch versucht, die Erfahrung zeigte jedoch, daß im allgemeinen wirthschaftliche Blüte der betreffenden Ansiedelungen erst nach Einführung des Privateigenthums eintrat. Roscher berichtet, daß, als die ersten virginischen Ansiedler 1611 das System der gemeinsamen Arbeit und joint stock company verließen, fortan in einem Tage so viel gearbeitet wurde wie früher in einer Woche, oder daß drei Arbeiter so viel leisteten, wie früher dreißig. Bancroft erzählt in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten, daß sich der in Neu-England mit der Gütergemeinschaft verbundene Zustand fast ununterbrochener Hungersnoth erst änderte, als man 1623 Privatgrundbesitz und 1624 Erbrecht eingeführt hatte. «Aehnlich erging es der Sekte der Herrnhuter in Bethlehem in Pennsylvanien, die 1742—61 Gütergemeinschaft hatte, dieselbe aber aufhob, als die Zahl der Colonisten zu groß geworden war.»

Der Socialismus des 19. Jahrh. hat in seiner ersten noch ziemlich maßvollen Entwickelung drei Hauptsysteme aufzuweisen. Zuerst erhob sich schon nach dem ersten Jahrzehnt desselben der Brite Robert Owen (s. d.). Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Mensch an sich weder gut noch böse sei, daß nur seine äußern gesellschaftlichen Verhältnisse seinen moralischen Charakter bedingen, daß daher auch Strafe wie Belohnung als Unrecht angesehen werden müssen. Von diesem Standpunkte aus hat jeder Mensch, der rohe wie der gebildete, der talentvolle wie der beschränkte, der reiche wie der arme, ein Recht auf gleichen Genuß an den gesellschaftlichen Gütern, und jede Beschränkung, jedes Privilegium, jede hemmende Autorität, folglich auch jedes Sondereigenthum müssen wegfallen. Owen gründete nach seinen Ansichten in den Vereinigten Staaten eine Gesellschaft oder Staat, der jedoch sogleich zusammenfiel, als das

gemeinsame Vermögen, das er vorgeschossen, verzehrt war. Einen andern Versuch, die ganze Ordnung des menschlichen Daseins durch ein neues wissenschaftliches System zu regeneriren, machte in Frankreich Saint-Simon (s. d.). Erst nach der Juli-revolution, als die Misverhältnisse der Gegenwart mehr als je hervortraten, gelang es seinen Schülern (s. Saint-Simonismus), die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen und der Lehre Ausbildung und Umfang zu geben. Industrie, Religion, Kunst, Wissenschaft, alle Zweige menschlicher Thätigkeit sollten einen neuen Inhalt wie neue Formen erhalten. Als das Princip dieser neuen Welt stellte Enfantin die Emancipation des Fleisches auf oder die gleiche Befriedigung und Ausübung der sinnlichen Anlagen des Menschen wie der moralischen und intellectuellen. Auf Grund dieses Princips sollte sich die ganze Menschheit zu einer großen Familie vereinigen. Der Versuch, eine solche Familie im Kleinen zu gründen, endete sehr bald mit Bankrott und Skandal. Kaum waren die Saint-Simonisten von dem öffentlichen Schauplatze abgetreten, als in Frankreich das Socialsystem Fourier's (s. d.) außerordentliche Theilnahme gewann. Wiewol sich Fourier, der aus dem Volke hervorgegangen, nicht nur den Inhalt seiner neuen Wissenschaft, sondern selbst die Sprachformen dafür erfinden mußte, so kann man doch das Umfassende seiner Gedanken und die tiefe Durchdringung des Details nicht ableugnen. Mehr als seine Vorgänger erkannte er, daß die Uebel, die unsere Zeit drücken, aus dem Mangel an der Organisation der Kräfte entspringen. An die Stelle der Concurrenz, der zerstückelten Bodencultur, der Zerstreuung der Arbeitskräfte soll bei ihm eine Vergesellschaftung (association) zu gemeinschaftlicher Arbeit treten, deren Ertrag im Verhältniß zum eingelegten Kapital, zum Talent und zur Arbeit vertheilt wird. Die menschliche Gesellschaft soll sich in kleine Gesellschaftskörper organisiren, von denen jeder durch die Vereinigung des Landbaues mit der Industrie alle Bedingungen seiner selbstständigen Existenz in sich trägt. An diese scharfsinnigen und gemäßigten Vorschläge knüpfte Fourier freilich die bodenlosesten Phantasien über die Reichthümer und das Glück seiner neuen Welt. Hauptsächlich ist es aber das Princip, nach dem sich seine Welt bewegen soll, welches die Schwäche und die Nichtigkeit seiner höhern Speculation aufdeckt. Auch er macht die Neigungen (passions) des Menschen, die geistigen wie die materiellen, zum Hebel des menschlichen Glücks und der menschlichen Thätigkeit. In seiner Gesellschaft soll der Einzelne nach Lust arbeiten und nach Lust genießen. Aus dieser Entfesselung der Leidenschaften aller soll sich das Gleichgewicht, die sociale Harmonie, herausstellen, die jede polit. und zwingende Autorität unnöthig macht. Die Schüler Fourier's ließen den speculativen Theil seiner Arbeit weislich fallen und verfolgten die Lehre nur nach ökonomischer Seite hin. Versuche, die man später mit der praktischen Ausführung dieser Oekonomie machte, scheiterten anscheinend nur an dem Mangel an hinreichendem Kapital, an Geschick, sowie an Conflicten mit den bestehenden Einrichtungen. Wie verschieden auch die Zeit und der Boden ist, in welchem die drei Socialsysteme entsprangen, besitzen sie doch eine entschiedene Uebereinstimmung im Zwecke wie in den Principien. Die Theorie des Genusses soll die Menschen ohne große Anstrengung glücklich machen. Was bisher als der Vorzug und die Aufgabe des vernünftig-sittlichen Wesens, als die Grundlage alles menschlichen Daseins galt, die Selbstverleugnung und die Zähmung der Triebe, gilt hier als die Ursache des Verfalls unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Jede Verantwortlichkeit, die der Einzelne trägt, wird der Gesellschaft auf die Schultern geladen. Mit Recht wirft man deshalb den drei Systemen vor, daß sie die moralischen Wahrheiten erschüttert haben, daß sie nicht dem histor. Staate allein, sondern auch der Familie, dem Pfeiler der gesitteten Menschheit, mit Auflösung drohen. Dennoch darf man nicht verschweigen, daß Owen, Saint-Simon und Fourier nach der praktischen Seite hin einige Bedeutung erlangt und inmitten unserer gesellschaftlichen Wirren nicht unwichtige Anregungen zu neuen Organisationen der Arbeit und genossenschaftlicher Bestrebungen gegeben und die Nationalökonomie veranlaßt haben, der Vertheilung der Reichthümer mehr Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden.

Während nun aber jene ersten Lehrer und Vertreter des modernen Socialismus ihre friedlich gemeinten Weltverbesserungs- und Associationspläne theils nur theoretisch in Schriften und vor einem kleinen Kreise begeisterter Schüler entwickelten (Saint-Simon und Ch. Fourier), theils sie im Leben selbst durch praktische Organisationen und Gründung neuer Gesellschaften zu verwirklichen strebten (Owen und Cabet), ohne den bestehenden Staat vorher zertrümmern zu wollen oder in ihm ein absolutes Hinderniß zur Durchführung ihrer gesellschaftlichen Reformen zu erblicken, hat die moderne Socialdemokratie eine entschieden polit. und zum Theil gewaltsame Richtung, indem sie nicht wie der edlere Socialismus und wie der sog. christliche Communismus der innern Kraft der Associationsideen, dem freien Walten des Gemeinsinns

und gewissen innern Lichtseiten des Cooperativsystems vertraut, sondern von der Zwangsgewalt des Staats die Lösung des socialen Problems erwartet. Als Vater dieser modernen Richtung kann Louis Blanc betrachtet werden, welcher durch seine Schrift «Organisation du travail» den weitreichenden Anstoß gegeben und eins der beliebtesten socialistischen Schlagworte eingeführt hat. Louis Blanc, welcher fordert, daß der Staat die Industrie organisire, den Arbeitern Kapital verschaffe, Arbeit zutheile und den gebührenden Lohn garantire, kam durch die Februarrevolution von 1848 als Mitglied der provisorischen Regierung in die verantwortliche Lage, seine Theorien verwirklichen zu sollen. Die provisorische Regierung hatte das Recht auf Arbeit, die gärende Forderung jener Tage, bewilligt und mußte sich zur Gründung von Nationalwerkstätten (s. d.) entschließen, wo die feiernden Arbeiter, deren Zahl bis Juni 1848 auf 119,000 gestiegen war, meist nur mit nutzlosen Nivellirungsarbeiten oder gar nicht beschäftigt wurden. Louis Blanc hat zwar das Mißlingen der Nationalwerkstätten nicht selbst verschuldet, aber es gelang ihm auch nicht, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen und sich im Mitbesitze der Staatsgewalt auch als praktischer Organisator der Industrie zu bewähren. Die Ereignisse gingen rasch über die friedlichen Pläne von Louis Blanc hinweg ihren unerbittlichen Gang, bis Cavaignac die rothe Republik im Straßenkampfe niederkartätschen mußte. Die Junitage von 1848 waren der erste Act des blutigen socialdemokratischen Dramas, welches Frankreich seinen vielen polit. Revolutionen folgen läßt. Den zweiten Act bildeten die Greuelscenen der pariser Commune vom Mai 1871, welche eine in ihren treibenden Elementen durchaus socialdemokratische und communistische Bewegung für Frankreich vorläufig abgeschlossen haben.

Anders als in Frankreich und in den verwandten roman. Ländern, anders auch als in Rußland und in den slaw. Ländern, wo eine in neuerer Zeit aufgekommene und namentlich unter der russ. und poln. Emigration stark vertretene socialistisch-nihilistische Sekte die Anbetung der Materie und der Revolution am weitesten zu treiben scheint, hat sich die Socialdemokratie in den german. Ländern entwickelt. England ist von dieser Partei weniger heimgesucht, Amerika in neuester Zeit schon weit mehr. Die meisten Anhänger hat die Socialdemokratie seit 1863 in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz erworben. Als die hervorragendsten Vertreter dieser deutschen Richtung sind Lassalle, Karl Marx und Dr. Joh. Jacoby zu nennen, während Schweitzer, Bebel, Liebknecht nur als Agitatoren viel Lärm gemacht haben, aber als Schriftsteller über sociale Fragen oberflächlich und unbedeutend sind. Lassalle's socialistisches Programm bestand darin, die Arbeiter mit Hülfe des Staats und durch Staatsvorschüsse «zu ihren eigenen Unternehmern» zu machen und den Arbeitslohn durch den Arbeitsvertrag zu ersetzen, wodurch das sog. «eherne ökonomische Gesetz des Arbeitslohns» beseitigt werden sollte. Noch weit mehr als Lassalle ist Karl Marx der eigentliche Theoretiker der modernen Socialdemokratie und hat in seinem Werke «Das Kapital» die sog. «kapitalistische Productionsweise» als die wahre Quelle der socialen Uebelstände darzustellen gesucht, indem er wörtlich behauptet: «Accumulation des Kapitals ist Vermehrung des Proletariats.» Marx hat durch die Gründung der «Internationalen Arbeiterassociation» die socialdemokratischen Parteien aller Länder zu einer Liga gegen die sog. Kapitalsherrschaft und moderne sociale Ordnung zu vereinigen gesucht.

Die sophistischen Lehren von Marx und Lassalle, welche zum Theil durch ganz falsche, entweder nachweislich erlogene oder mißverstandene, böswillig gefärbte, ganz einseitig herausgerissene Auszüge aus Reden und Parlamentsberichten unterstützt werden und dadurch ein sog. statistisches und thatsächliches Gepräge erhalten sollen, haben schweres Unheil in den Köpfen und Herzen der für Universalheilmittel stets empfänglichen Massen angerichtet und mit Hülfe einer ungemein rührigen polit. Agitation durch Zeitungen, Flugschriften, Versammlungen und Vereine einen Theil des Volks in offenen Gegensatz zur staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gedrängt und zum Haß und Neid gegen alle günstiger gestellten Klassen entflammt. Das Deutsche Reich wurde ein Hauptherd der socialen Revolution. Die hier reichlich und vertrauensvoll gewährten polit. Rechte und Freiheiten sind, kaum gewährt, unter dem Einflusse einer materialistischen Zeitströmung und einer von oben wie von unten her eingerissenen Genußsucht aufs schnödeste gemißbraucht worden. Jahrelang wurde die Staats-, Rechts- und Eigenthumsordnung, die Grundlage des modernen Erwerbslebens und die Voraussetzung polit. Freiheiten, verhöhnt und unterwühlt und auf offenem Markte ein socialer Giftstoff feilgeboten und eingeimpft, der allmählich auch dem gesundesten polit. Gemeinwesen Verderben drohte.

Es bedurfte jedoch außerordentlicher Ereignisse, um Regierungen und Volksvertreter auf die von den Umsturzparteien drohenden Gefahren aufmerksam zu machen. Dies waren die beiden am 11. Mai und 2. Juni 1878 auf den Deutschen Kaiser gemachten Mordanfälle, denen

bald darauf Attentate auf hochgestellte russ. Polizeibeamte und im Herbst 1878 Mordanfälle auf den König von Spanien und den von Italien gefolgt sind. Wenn auch kein directer Zusammenhang der Attentäter mit den socialdemokratischen Führern nachgewiesen worden ist und wol auch in Zukunft nicht nachzuweisen sein wird, so ist doch zunächst in Deutschland in der überwältigenden Majorität des Volks und seiner Vertreter die Ueberzeugung zu Tage getreten, daß ein indirecter Zusammenhang zwischen den Attentaten und der socialdemokratischen Bewegung besteht, daß Geist und Gemüth der urtheilslosen Masse von dem socialdemokratischen Gift des Umsturzes inficirt worden sind und daß einer systematischen Aufwiegelung und Verhetzung der Arbeitermassen gegen den übrigen Theil der Bevölkerung durch die Staatsgewalt ein Ende gemacht werden müsse. Die Volksstimme hat in dieser Hinsicht bei den Wahlen zum Deutschen Reichstag im Juli 1878 so deutlich und aus so tiefem Bedürfnisse heraus gesprochen, daß die Gesetzgeber so mächtigen Thatsachen Rechnung tragen mußten. Es ist infolge dessen 19. Oct. 1878 im Deutschen Reichstag ein «Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie» mit 221 gegen 149 Stimmen angenommen und auch sofort mit Strenge durch Unterdrückung vieler socialdemokratischer Vereine und Zeitungen durchgeführt worden. Dieses Gesetz, welches 21. Oct. 1878 vom deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Stellvertretung des Kaisers unterzeichnet wurde und am Tage seiner Verkündigung (22. Oct.) sofort in Kraft trat, bestimmt in §. 1: «Vereine, welche durch socialdemokratische, socialistische oder communistische Bestrebungen den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezwecken, sind zu verbieten. Dasselbe gilt von Vereinen, in welchen socialdemokratische, socialistische oder communistische auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten. Den Vereinen stehen gleich Verbindungen jeder Art.» Gleich den Vereinen sind auch Versammlungen, Druckschriften von der in §. 1 beschriebenen Richtung zu verbieten. Die Dauer des Gesetzes ist auf $2^1/_2$ Jahre beschränkt. Vgl. Bamberger, «Die culturgeschichtliche Bedeutung des Socialistengesetzes» (2. Aufl., Lpz. 1879), und Oskar von Schwarze, «Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokraten vom 21. Oct. 1878» (Erlangen 1879).

Die Entstehung und der Umfang, sowie die Art und die Ziele der socialdemokratischen Bewegung sind am besten aus den Motiven zu dem Socialistengesetze ersichtlich. Es heißt darin unter anderm: «Die Bestrebungen der Socialdemokratie sind auf die praktische Verwirklichung der radicalen Theorie des modernen Socialismus und Communismus gerichtet. Nach diesen Theorien ist die heutige Productionsweise als unwirthschaftlich und als eine ungerechte Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital zu verwerfen. Die Arbeit soll von dem Kapital emancipirt, das Privatkapital in Collectivkapital, die individuelle, durch Concurrenz sich regelnde Production in eine genossenschaftliche planmäßige Production verwandelt werden; das Individuum soll in der Gesellschaft aufgehen. Die socialdemokratische Bewegung unterscheidet sich scharf von den humanitären Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen dadurch, daß sie davon ausgeht, eine Hebung der Lage derselben auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung sei unmöglich und nur durch die erwähnte Socialrevolution erreichbar. Die Durchführung einer solchen Revolution soll unter gleichzeitiger Umwälzung der bestehenden Staatsverfassungen durch eine internationale Cooperation der arbeitenden Klassen aller Culturstaaten erfolgen. Diesen revolutionären und internationalen Charakter hat die Bewegung insbesondere seit der im Sept. 1864 zu London erfolgten Gründung der „Internationalen Arbeiterassociation" erlangt. In Deutschland fand die erste Organisation socialdemokratischer Bestrebungen 1863 durch Lassalle statt. Der von demselben gestiftete „Allgemeine deutsche Arbeiterverein" hatte noch einigermaßen ein reformatorisches und nationales Gepräge. Bald jedoch trennten sich die radicalen Elemente, und im Aug. 1869 wurde zu Eisenach unter der Bezeichnung „Socialdemokratische Arbeiterpartei" eine Filiale der Internationalen Arbeiterassociation gegründet. Die „Socialdemokratische Arbeiterpartei" und der „Allgemeine Arbeiterverein" bekämpften sich gegenseitig eine Zeit lang auf das heftigste, bis allmählich die radicale und antinationale Richtung die Oberhand gewann. Im Mai 1875 fand auf dem Congresse in Gotha die Wiedervereinigung der bis dahin getrennten Gruppen der deutschen Socialdemokratie zu einer einheitlichen Verbindung unter der Bezeichnung „Die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands" statt. Das Programm dieser neuen Verbindung läßt über die revolutionären und communistischen, den Tendenzen der „Internationale" im wesentlichen entsprechenden Grundsätze und Endziele der Verbindung keinen Zweifel. Dieselbe erstreckt sich über ganz Deutschland.

Daneben besteht eine große Anzahl von localen socialdemokratischen Vereinen, und gewerbliche Fachvereine gleicher Richtung verzweigen sich über das ganze Bundesgebiet. Auf dem allgemeinen Socialistencongresse, welcher im Herbst 1877 in Gent abgehalten wurde und an welchem ein Delegirter der socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands theilnahm, fand die „großartige Organisation" der deutschen Socialdemokratie ungetheilte Anerkennung. Auf diesem Congresse wurde der internationale Bund durch Constituirung einer allgemeinen Union der socialistischen Partei erneuert. In dem bezüglichen Manifeste wird der gemeinsame Operationsplan dargelegt und besonders die Nothwendigkeit der polit. Action als eines mächtigen Mittels der Agitation, der Propaganda, der Volkserziehung und der Gruppirung (Organisation) betont. Das Manifest schließt mit den Worten: „Möge bei jedem Volke die Klasse der Enterbten sich als große, von allen Bourgeoisparteien scharf abgegrenzte Partei constituiren, und möge die socialistische Partei Hand in Hand marschiren mit der socialistischen Partei aller übrigen Länder. Es gilt den Kampf um all euere Rechte, es gilt die Vernichtung aller Privilegien! Proletarier aller Länder vereinigt euch!" Es handelt sich also um nichts weniger als um den Bruch mit der gesammten bisherigen Rechtsentwickelung der Culturstaaten, um eine radicale Umwälzung der bestehenden Besitz- und Eigenthumsverhältnisse von unten auf. Die Organisation des „Proletariats", die Zerstörung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und die Herstellung der „socialistischen Gesellschaft und des socialistischen Staats" durch das organisirte Proletariat, das sind die ausgesprochenen Endziele der Socialdemokratie.

Das auf Grund der vorstehenden Motive und der handgreiflich gewordenen Gefahren erlassene neue deutsche Socialistengesetz ist nur ein Gesetz der Abwehr, welches die Staatsgewalt mit den von ihr für unentbehrlich erachteten Machtmitteln gegen die Umsturzparteien ausstattet. Es macht sich überall das Gefühl geltend, daß diesem nothwendig gewordenen Regierungs- und Polizeigesetze nunmehr ein aus dem freien Willen aller guten Bürger herauswachsendes Volksgesetz für positive sociale Hülfeleistung zur Seite treten müsse und daß man in den so bedenklich ausgearteten socialistischen Bewegungen und Irrthümern nur eine ernste Mahnung zur Bekämpfung der wirthschaftlichen und polit. Unreife und zur Belehrung und Versöhnung der von schwerer socialer Noth bedrückten Volksklassen zu erblicken habe. Es steht in der That zu hoffen, daß nach Unterdrückung des organisirten Klassenkampfes und der planmäßigen Verhetzung der untern Klassen nunmehr der Boden für gesunde positive Schöpfungen der Privat- und Vereinsthätigkeit wieder frei werden wird. Die auf Versöhnung der Arbeiterklasse mit der bestehenden Ordnung gerichteten Bestrebungen bewegen sich besonders in vier Hauptrichtungen: sie verfolgen erstens den Zweck, auf die Bildung der Arbeiterbevölkerung einzuwirken und dadurch theils direct theils indirect auf dem Wege der Erhöhung der Erwerbsfähigkeit und der damit angebahnten Verbesserung der wirthschaftlichen Lage gesunde Anschauungen zu fördern, durch Gründung und Unterstützung der allgemeinen und der gewerblichen Fortbildungsschulen, der Lehrlings- und Fachschulen, der Handwerker- und Arbeiterbildungsvereine und ähnlicher Institute. Die zweite Hauptrichtung zielt dahin, die Unsicherheit der wirthschaftlichen Lage, welche eine Mehrzahl von Arbeitern bedrückt, zu bekämpfen und damit eine Hauptquelle proletarischer Anschauung und der Empfänglichkeit für socialdemokratische Agitationen zu beseitigen. Es handelt sich dabei besonders um das Kassenwesen in seinen zahlreichen Gestaltungen, namentlich um Sparkassen, Kranken- und Sterbekassen, Unfallversicherungskassen, Alters- und Invalidenkassen, Witwen- und Waisenkassen, Kapital- und Rentenversicherungskassen. Die dritte Hauptrichtung geht dahin, die Lage der Arbeiter dadurch zu verbessern, daß man die Lohnsysteme verbessert und dem Arbeiter durch Theilnahme am Ertrage der Production größeres Interesse an erhöhten Leistungen und am Gedeihen der Unternehmung einflößt und ihn zu einer Art Mitunternehmer und Geschäftsgenossen emporhebt (S. Partnerschaft.) Die vierte Hauptrichtung geht auf Förderung des Genossenschaftswesens überhaupt durch Vorschußkassen, Consumvereine, Baugenossenschaften, Productivgenossenschaften in der von Schulze-Delitzsch (s. d.) begonnenen Weise. In allen eben erwähnten Richtungen entwickelt das deutsche Bürgerthum jetzt einen regen Eifer.

Literatur: Das Hauptwerk über die sociale Bewegung überhaupt, wie über S. und Communismus insbesondere ist Stein's «Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich» (3 Bde., Lpz. 1849—51). In Betreff der neuesten Bewegungen vgl. Böhmert, «Der Socialismus und die Arbeiterfrage» (Zür. 1872); Franz Mehring, «Zur Geschichte der Socialdemokratie» (Lpz. 1877); derselbe, «Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre» (2. Aufl., Brem. 1878); Bamberger, «Deutschland und der Socialismus» (Lpz. 1878);

H. von Scheel, «Unsere socialpolit. Parteien» (Lpz. 1878); ferner Böhmert, «Die Gewinnbetheiligung. Untersuchungen über Arbeitslohn und Unternehmergewinn» (2 Thle., Bd. 32 u. 33 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1878) und dessen «Arbeiterfreund» und «Socialcorrespondenz»; endlich Schulze-Delitzsch, «Ueber Associationswesen, Vorschußkassen u. s. w.» und seine Wochenschrift «Blätter für Genossenschaftswesen» (Jahrg. 1—25, Lpz. 1854—78).

Sociale Frage, s. Arbeiterbewegung.

Societät, s. Gesellschaftsvertrag. — **Societätsinseln**, s. Gesellschaftsinseln.

Socinianer heißen die Unitarier Siebenbürgens, Polens und der Niederlande, als Anhänger des Lälius und Faustus Socinus. (S. Antitrinitarier.) **Lälius Socinus**, aus dem alten Geschlechte der Sozzini, wurde zu Siena 1525 geboren. Von der Rechtsgelehrsamkeit ging er zur Theologie über und fand sich, wie viele andere gelehrte Italiener jener Zeit, bald in einem Gegensatze zur herrschenden Kirchenlehre, der noch über den der deutschen Reformation hinausging. Von Wißbegier getrieben, unternahm er seit 1546 Reisen. In der Schweiz und in Deutschland befreundete er sich mit mehrern Reformatoren und lebte ungefähr drei Jahre in Wittenberg, wo er besonders morgenländ. Sprachen trieb. Von Wittenberg ging er nach Polen, wo er mit mehrern Gleichgesinnten in Verbindung trat, doch nur geheim seine Lehren vortrug. Als er deshalb in Verdacht und Untersuchung gerieth, entging er nur durch Verheimlichung seiner wahren Ueberzeugung der ihm drohenden Gefahr. Sein Leben endete schon 1562 in Zürich; aber seine Meinungen erbten fort und wurden durch seinen Neffen weiter verbreitet. Dieser, **Faustus Socinus**, geb. zu Siena 1539, war dem Beispiel seines väterlichen Oheims gefolgt und hatte früh durch Untersuchungen über Glaubenswahrheiten den Verdacht ketzerischer Ansichten auf sich geladen. Schon als 20jähriger Jüngling mußte er deshalb seine Vaterstadt verlassen und wendete sich nach Lyon. Durch den Tod seines Oheims in den Besitz der Handschriften desselben gesetzt, beschäftigte er sich angelegentlich mit dem Studium derselben und wurde hierdurch auf den Weg gewiesen, den er später verfolgt hat. In Florenz, wo er 1562—74 am Hofe des Großherzogs lebte, begann er die Verbreitung seiner Lehren durch kleine Schriften ohne seinen Namen. In Basel, wo er Schutz suchte vor den Gefahren der ital. Inquisition, führte er seine Ueberzeugungen in mehrern Schriften allseitiger durch. Nach einem kurzen Aufenthalte in Siebenbürgen (1578) wendete er sich (1579) nach Polen, wo er unter den ältern Unitariern viele Anhänger fand und nach glücklicher Beseitigung innerer Zerwürfnisse die Unitarier zu einem festen Gemeindeverbande vereinigte. Namentlich unter dem Adel wußte er dem Unitarismus viele Anhänger zu gewinnen. Indeß trafen ihn auch in Polen Verfolgungen; in Italien waren seine Güter eingezogen worden. Er starb 1604.

Ueber Lälius Socinus vgl. Illgen, «Vita Laelii Socini» (Lpz. 1814) und «Symbolae ad vitam et doctrinam Laelii Socini» (Lpz. 1826—40); des Faustus Socinus Leben beschrieben Soulmin (Lond. 1777) und Przyplkovius (1636). Nach des Faustus Tode traten Männer wie Valentin Schmalz (Geistlicher in Rakow, gest. 1622), Joh. Völkel (Prediger zu Szmigel, gest. 1618), Christoph Ostorodt (Prediger zu Danzig, gest. 1611), Hieron. Moskorzowski (gest. 1625) u. a. an die Spitze der Partei, welche 1605 auf Grund der Schriften des Faustus im Rakower Katechismus ihr Bekenntniß aufstellte. In Polen hatten die S. anfangs ebenso wie die Lutheraner und Reformirten freie Religionsübung erlangt, bis die Einführung der Jesuiten unter Johann Kasimir der Zeit friedlicher Entwickelung ein gewaltsames Ziel setzte. Unter Sigismund III. wurde 1627 die Kirche zu Lublin, unter Wladislaw IV. 1638 die Schule zu Rakow zerstört und alle socinianischen Prediger und Lehrer geächtet. Seit dieser Zeit sah sich der **Socinianismus**, von dem sich außer in Siebenbürgen nur in Preußen und den Niederlanden einige dürftige Gemeindereste erhielten, auf eine blos literarische Existenz zurückgedrängt, hat aber namentlich von Amsterdam aus auf die Arminianer (s. d.) und selbst auf die luth. Theologie Einfluß geübt. Die S. werden als die Vorläufer der Rationalisten angesehen. Allerdings erkennen sie die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung, die in der Heiligen Schrift niedergelegt sei, an, beschränken aber nicht allein die Inspiration derselben auf das religiös Wesentliche in ihr, sondern räumen auch der Vernunft eine kritische Stellung ein, ohne freilich das Verhältniß von Schrift und Vernunft auf einen klaren Ausdruck zu bringen. In der Auffassung der christl. Dogmen weichen sie fast überall von der orthodoxprot. Lehre ab, bestreiten z. B. die unbedingte Allwissenheit Gottes im Interesse der menschlichen Freiheit. Am schärfsten aber ist ihr Gegensatz gegen die herrschenden Kirchen in den Lehren von der Dreieinigkeit und der Person Christi. Erstere verwerfen sie ganz als schrift- und ver-

nunftwidrig; in Chriſtus erkennen ſie einen wirklichen, aber vom Heiligen Geiſte erzeugten und im Himmel von Gott ſelbſt übernatürlich belehrten Menſchen, an deſſen göttlicher Verehrung ſie übrigens feſthalten. Sie ſelbſt nennen ſich **Unitarier**. Vgl. Trechſel, «Die prot. Antitrinitarier vor F. Socin» (Heidelb. 1839—44); Fock, «Der Socinianismus» (2 Bde., Kiel 1847).

Sociologie iſt eine erſt in neueſter Zeit Anſehen und Bedeutung gewinnende Wiſſenſchaft, welche der belg. Statiſtiker Quetelet als einen «Verſuch über den Menſchen und über die Entwickelung ſeiner Fähigkeiten» bezeichnet. Der franz. Philoſoph Auguſte Comte hat die «Sociologie» oder Socialphyſik zuerſt als eins der Glieder in ſein Syſtem der «Philoſophie positive» eingefügt. Nahezu gleichzeitig hat Quetelet in ſeinen Werken die Grundlage zu Unterſuchungen des Zuſtandes des ſocialen Körpers auf Grundlage methodiſcher Maſſenbeobachtungen gelegt. Mehrere Schriften über die S. hat der Engländer Herbert Spencer geliefert in «The study of sociology» (2. Aufl., Lond. 1874; deutſch von Marquardſen als «Einleitung in das Studium der S.», 2 Thle., Bd. 14 u. 15 der «Internationalen wiſſenſchaftlichen Bibliothek», Lpz. 1875) und «Principles of sociology» (Lond. 1876). (S. Geſellſchaft)

Soda iſt kohlenſaures Natron. (S. Natriumſalze.) Die Gewinnung der S. aus den Aſchen gewiſſer Seealgen und aus den Sodaſeen hat faſt gänzlich aufgehört und geſchieht nur noch auf dem Wege. Das hauptſächlichſte Verfahren iſt zum größten Theile noch das von Leblanc herrührende, auf der Umwandlung des Kochſalzes durch Schwefelſäure in ſchwefelſaures Natron (Sulfat, Glauberſalz), wobei Salzſäure entweicht, die aufgefangen wird, und auf deſſen Umwandlung durch Calciniren mit kohlenſaurem Kalk und Kohle in S. beruhend. Die ſo erhaltene Rohſoda wird ausgelaugt und die Lauge entweder auf kryſtalliſirtes kohlenſaures Natron oder auf calcinirte S. verarbeitet. Aus den Sodarückſtänden, welche allen Schwefel der zur Glauberſalzbildung erforderlich geweſenen Schwefelſäure enthalten, werden nach dem Verfahren von L. Mond oder von M. Schaffner in Auſſig große Mengen von Schwefel wiedergewonnen. Außer nach dem Leblanc'ſchen Verfahren ſtellt man nicht unbedeutende Mengen von S. aus dem natronhaltigen Mineral Kryolith (ſ. d.) und aus dem Chile-, Peru- oder Natronſalpeter bei deſſen Umwandlung in Kaliſalpeter dar. Seit neueſter Zeit iſt ein Sodagewinnungsverfahren direct aus Kochſalz, der Ammoniakſodaproceß, aufgekommen, welcher das Leblanc'ſche Verfahren an vielen Orten bereits unmöglich gemacht hat; es iſt von E. Solvay in Brüſſel ausgebildet worden und heißt auch der Solvay-Proceß. Er gründet ſich auf die Zerſetzbarkeit einer concentrirten Kochſalzlöſung durch zweifach-kohlenſaures Ammoniak, wobei zweifach-kohlenſaures Natron niederfällt, das man durch Glühen in Soda überführt, während Salmiak in Löſung bleibt, aus welchem man durch Erhitzen mit Kalk das Ammoniak wiedergewinnt. Statt der S. findet in neuerer Zeit zu Zwecken der Seifenbereitung und der Glasfabrikation häufig Aetznatron Anwendung, ſowie zur Reinigung der Producte der trockenen Deſtillation der Braunkohle, des Torfs u. ſ. w., zum Zwecke der Darſtellung von Paraffin, Solaröl und Phenylſäure, zum Reinigen des Petrolenms, zur Bereitung von Natronwaſſerglas u. ſ. w. Die Größe der Sodafabrikation in Europa iſt ungefähr folgende: Großbritannien 7,500,000 Ctr., Frankreich 2,500,000 Ctr., Deutſches Reich (einſchließlich Elſaß und Lothringens) 1,160,000 Ctr., Oeſterreich 75,000 Ctr., die übrigen Länder 1,050,000 Ctr.; insgeſammt 11—12 Mill. Ctr. Das Deutſche Reich, deſſen Sodafabrikation im Rückgange begriffen iſt, führt von England, Frankreich und Belgien jährlich gegen 800,000 Ctr. ein. Vgl. R. von Wagner, «Regeſten der Sodafabrikation» (Lpz. 1866); derſelbe, «Jahresberichte der chem. Technologie» (Lpz. 1856—79). Ueber die wirthſchaftlichen Verhältniſſe der Sodaindnſtrie vgl. die Monatsſchrift «Die chem. Induſtrie» (1. Jahrg., Berl. 1878).

Sodawaſſer iſt eine Auflöſung von kohlenſaurem Natron in kohlenſaurem Waſſer (ungefähr 1 Theil in 600 Theilen).

Sodbrennen (pyrosis) heißt die Empfindung eines aus dem Magen in die Speiſeröhre und in den Schlund aufſteigenden Brennens. Zuweilen iſt daſſelbe begleitet vom Gefühle des Zuſammenſchnürens im Magen, Aufſtoßen einer ekelhaften Flüſſigkeit, Erbrechen, übermäßiger Eßluſt oder gänzlichem Mangel an Appetit. Das S. iſt meiſt von chroniſchen Magenkatarrhen abhängig, namentlich von den mit abnormen Gärungen verbundenen, und wird am häufigſten durch den Genuß ſaurer oder leicht ſäuernder Pflanzenkoſt, junger ſaurer Weine, zuckeriger oder fettigſüßer Sachen, ſowie durch das Rauchen ſchwerer Cigarren veranlaßt. Die Heilmittel dagegen ſind entſprechende Diät (Faſten, oder Fleiſchbrühen, Fleiſch, Enthaltung von ſüßen Dingen) und alkaliſche Mittel (Magneſia, Kalk, Soda, Sodawaſſer u. dgl.) zum Neutraliſiren der überſchüſſigen Magenſäure.

Soden, Badeort mit (1875) 1380 E. im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Wiesbaden-Land, 130 Mt. über dem Meere in einem überaus milden und anmuthigen Thale des Taunus, 7 Kilom. von Höchst, 11 Kilom. von Frankfurt a. M. gelegen und durch eine Zweigbahn mit der Taunusbahn verbunden, ist berühmt wegen seiner 24 eisenhaltigen salinischen Säuerlinge von 9—19° R., welche den Ort zu einem Heilbade im ausgedehntesten Sinne gemacht haben. Die Quellen, sowol zum Baden wie zum Trinken benutzt, modificiren ihre Wirkungen nach ihrem größern oder geringern Gehalte an Kochsalz, Eisen, Chlorkalium, kohlensaurer Kalkerde und Magnesia und werden besonders bei manchen Brustleiden, chronischen Katarrhen, Hämorrhoidal- und Leberleiden, Frauenkrankheiten, Skrofeln, Tuberkulose, Krankheiten des Magens, der Gallenwege u. s. w. mit Erfolg angewendet. Der Besuch des Bades (jährlich 3000 Personen) und die Versendung des Wassers (46,324 Krüge im J. 1876) sind neuerdings sehr gestiegen. Das Curhaus (1849 vollendet) und das städtische Badehaus (1852 vollendet) enthalten Bäder mit entsprechenden Einrichtungen. Nur 1 Kilom. nördlich liegt das Dorf **Neuenhain** mit eisenhaltigen Quellen; 3 Kilom. im Nordosten das Dorf **Kronthal**, ein Badeort mit Eisensäuerlingen, von denen fünf gefaßt sind. Bereits 1282 war S. mit dem nahe im Südosten gelegenen Dorfe **Sulzbach** ein freies Reichsdorf unter Schutz und Schirm der Stadt Frankfurt. Urkundlich 1437 und 1483 als Gesundbrunnen erwähnt, erhielt das Dorf von Frankfurt 1486 eine Salzsode und 1494 eine Einfassung des Gesundbrunnens. Im J. 1567 waren vier Salzbrunnen bekannt, und 1582 wurde die Saline neu hergestellt, die 1605 an die Familie von Malapert zu Frankfurt überging. Bis 1786 führte diese Stadt mit Kurmainz einen weitläufigen Proceß über den Besitz von S. und Sulzbach. Beide Orte kamen 1803 an Nassau, 1866 mit diesem an Preußen. Vgl. die Schriften von Ruge (Berl. 1854), Großmann (Mainz 1858), Thilenius (Frankf. 1870) und Köhler (2. Aufl., Frankf. 1873). — S. heißt auch ein Städtchen im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Schlüchtern, an der Mündung der Salza in die Kinzig und von der malerischen Ruine der Burg Stolzenberg überragt, mit mehrern Salzquellen, die nicht mehr benutzt werden, und 893 E. — S. oder **Sooden**, ein Flecken von 1000 E. im Kreise Witzenhausen desselben Regierungsbezirks, liegt sehr malerisch unter schroffen Bergen, am linken Ufer der Werra, gegenüber der Stadt Allendorf und hat große Salzwerke, die schon 973 genannt werden. — Das Dorf S. oder **Sooden** im bair. Kreise Unterfranken, 7 Kilom. im Südosten von Aschaffenburg, zwischen Bergen gelegen, besitzt zwei Salzquellen, deren Wasser besonders gegen Skrofeln benutzt und auch versandt wird. Es sind hier Trinkhallen, aber keine Bäder vorhanden.

Soden (Friedr. Jul. Heinr., Graf von), ein fruchtbarer Schriftsteller, geb. zu Ansbach 4. Dec. 1754 aus freiherrlichem Geschlechte, wurde sehr jung zum fürstl. brandenb. Geh. Regierungsrath und nachher zum Geheimrath ernannt, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre als preuß. Gesandter am fränk. Kreise zu Nürnberg lebte. Seine vielseitige wissenschaftliche Bildung hatte eine große Mannichfaltigkeit seiner schriftstellerischen Producte zur Folge. Eine seiner Lieblingsneigungen war das Theater, für das er mehrere Lust-, Schau- und Trauerspiele schrieb, von denen einige, wie «Inez de Castro», «Anna Boleyn», «Bianca Capello», «Die deutsche Hausmutter» u. s. w., noch nicht völlig von den Repertoires verschwunden sind. Auch errichtete er selbst 1804 das erste stehende Theater in Würzburg und unterhielt und dirigirte es mehrere Jahre, sowie nachher das Theater zu Bamberg. Sein Werk «Geist der peinlichen Gesetzgebung Deutschlands» (neue Aufl., 2 Bde., Frankf. 1792) verbreitete damals viel Licht im Criminalrechte. Seiner persönlichen Verdienste wegen wurde er 1790 in den Reichsgrafenstand erhoben. Von 1796 an, wo er auf seinem Gute Sassenfahrt im Bambergischen, dann seit 1810 in Erlangen den Wissenschaften und der Landwirthschaft lebte, schrieb er vorzüglich über staatswissenschaftliche Gegenstände. Sein Hauptwerk ist «Die Nationalökonomie» (9 Bde., Lpz., später Aarau u. Nürnb. 1805—24). Im patriotischen Sinne schilderte er die unter der franz. Herrschaft in Deutschland an Palm (s. d.) verübte Mordthat (Nürnb. 1814). Als Deputirter in der bair. Zweiten Kammer gehörte er den Ministeriellen an. Er starb zu Nürnberg 13. Juli 1831.

Södermanland, eine Landschaft in dem mittlern Theile Schwedens, im Süden der Seen Mälar und Hjelmar, umfaßt 8749 QKilom. mit 178,600 E. (1877), welche mit Ausnahme der zu Stockholmsläin gehörenden nordöstl. Ecke Södertörn (1936 QKilom. mit 34,671 E.) zu Södermanlands- oder Nyköpingsläin (6813 QKilom. mit 143,929 E.) gehören. Das Land ist schön und fruchtbar; hohe Berge sind nicht vorhanden. Die größte Erhebung ist im Süden, wo das breite Waldgebirge Kolmården (Marmorbrüche) an der Grenze von Öster-

götland nur gegen 160 Mt. emporsteigt. Besonders die Mitte der Landschaft ist ein mit zahllosen größern und kleinern Landseen angefülltes, anmuthiges und wohlangebautes Land, bedeckt mit vielen bedeutenden und schönen Herrensitzen. Die Landseen hängen miteinander durch kurze Flüsse zusammen, die ihre Gewässer zuletzt in die Ostsee (Nyköpings- und Trosa-Å) oder in den Mälar ergießen. Die von Stockholm ausgehende westl. Stammeisenbahn, sowie ein Theil der östl. Stammbahn und die Privatbahn Oreläsund-Westmanland durchschneiden die Landschaft. Hauptwahrungszweig ist der Ackerbau, welcher, mit Viehzucht und Wiesenbau verbunden, rationell betrieben wird. Auch gewähren die immer noch bedeutenden Wäsher-, Rads- und Laubhölzer, sowie an der Küste die Fischereien guten Ertrag. Von geringerer Bedeutung ist der Bergbau und die Industrie, mit Ausnahme der Stahlfabrikation in Eskilstuna. Hier wird die schwed. Sprache, besonders um Nyköping, in ihrer größten Reinheit gesprochen. Die Städte sind Nyköping (s. d.), die Hauptstadt, Trosa, Mariefred, in unmittelbarer Nähe des alten königl. Schlosses Gripsholm, Strengnäs, Eskilstuna, Thorekälla.

Sodom und Gomorrha, zwei Städte, die zur Zeit Abraham's und Lot's mit der Ebene Siddim, in oder an der sie lagen, um der Gottlosigkeit ihrer Bewohner willen durch Feuer und Schwefel zerstört und vom Todten Meere (s. d.) bedeckt worden sein sollen. Wahrscheinlich liegt der Sage eine Erinnerung an eine wirkliche vulkanische Katastrophe zu Grunde.

Sodoma, mit seinem wirklichen Namen Giovanni Antonio Bazzi, einer der ausgezeichnetsten ital. Maler, wurde zu Vercelli in Piemont 1477 geboren und gehörte ursprünglich der mailänd. Schule an, lebte aber meist in Siena, wo er durch Verschmelzung des Stils Leonardo da Vinci's mit dem einheimischen besondere Bedeutung erlangt hat. Er malte für Julius II. im Vatican; Leo X. ernannte ihn zum Ritter. Unter seinen Fresken in der Farnesina zeichnet sich die Hochzeit Alexander's und Roxane's durch hohen Liebreiz und treffliches Colorit aus. Seine vorzüglichsten Werke befinden sich jedoch in Siena. Hierher gehören der gegeiselte Christus im Franciscanerkloster; der heil. Sebastian, jetzt in der Galerie in Siena; die heil. Katharina von Siena in der Verzückung in San-Domenico; die Wandgemälde der Brüderschaft des heil. Bernardino. Im Kreuzgange von Montolivéto-Maggiore im Sieneſischen vollendete er den von Luca Signorelli begonnenen Freskencyklus aus dem Leben des heil. Benedict. Er starb in Siena zu Anfang 1549. Von Vasari wurde er mit ungerechter Antipathie behandelt. Die neuern Kunsthistoriker erkennen in S. einen der bedeutendsten und anmuthigsten Maler seiner Zeit, der an zarter Innigkeit und Schönheit oft Leonardo gleichsteht. Vgl. Jansen, «Leben und Werke des Malers Giovanni Antonio Bazzi» (Stuttg. 1870).

Sodomie, s. Unzucht.

Soest (spr. Sohst), Kreisstadt im Regierungsbezirke Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, in äußerst fruchtbarer Gegend an der Westfälischen Eisenbahn (in die hier die Bergisch-Märkische Bahn mündet) gelegen, war früher von hohen Mauern und 36 schützenden Thürmen (Kattenthürmen) umgeben, von denen jetzt nur noch Reste vorhanden sind. Das restaurirte Osthofenthor, ein architektonisch höchst interessantes Bauwerk, diente ebenfalls zur Befestigung der Stadt. S. ist Sitz eines Landrathsamts und eines Amtsgerichts, besitzt ein 1532 gegründetes Gymnasium, ein evang. Schullehrerseminar (seit 1806), eine Provinzialtaubstummenanstalt, eine dem Andenken des Oberpräsidenten von Vincke gewidmete, 1877 neugebaute Blindenanstalt und zählt (1875) 13,099 E. Von den zahlreichen, aus der Zeit des Glanzes der Stadt herrührenden Kirchen, von denen noch sechs (fünf protestantische und eine katholische) zum Gottesdienste benutzt werden, sind besonders hervorzuheben: der Dom (die kath. Patroclikirche), im roman. Stile, die Petrikirche und besonders die 1314 gegründete, im 15. und 16. Jahrh. ausgebaute, seit 1846 im Neubau befindliche Wiesenkirche (mit schönem Altarblatt vom J. 1437), eine Perle der goth. Architektur. S. hat einige Fabriken, Getreidehandel und treibt starken Ackerbau. Die die Stadt umgebende Börde (Ober- und Niederbörde) ist ein sehr fruchtbarer Landstrich von 250 QKilom. mit 10 Kirchdörfern und etwa 20,000 E. Im Dorfe Sassendorf (1150 E.), 5 Kilom. von S., ist eine alte, Privaten gehörige Saline. Das jetzige S. ist kaum ein Schatten des alten, welches im Mittelalter als eine der ersten Hansestädte mit reichsstädtischen Rechten sich durch die Zahl seiner Einwohner (20—25,000), durch Handel und Reichthum zu einer der ersten Städte Norddeutschlands emporschwang. Schon im 12. Jahrh. wurde das Soester Stadtrecht, Schrau (Jus Susatense) genannt, geordnet, das in vielen andern Städten, Lübeck, Hamburg u. s. w., als Norm diente. S. gehörte zum Herzogthume Sachsen zwischen Elbe und Rhein und galt als Hauptstadt des Landes der Engern. Als der letzte sächs. Herzog, Heinrich der Löwe, 1180 in die Reichsacht

erklärt war, bemächtigte sich der Erzbischof von Köln der Stadt und nöthigte sie, jedoch unt Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, zur Huldigung. Besonders von dem Erzbischofe Dietrich von Mörs in ihren Privilegien gekränkt, entzog sie sich aber der Botmäßigkeit desselben und begab sich 1444 unter den Schutz Johannes' I., Herzogs von Kleve und Grafen von der Mark, was zu einem verheerenden Kriege und zu einer langen Belagerung der Stadt (Soester Fehde) führte. Der Streit endete damit, daß S. und die Börde 1449 unter die Landeshoheit des Herzogs Johannes kamen. Die Geschichte der Stadt S. fällt seitdem mit der der Grafschaft Mark zusammen. — Im Kreise S., der auf 452,5 QKilom. (1875) 49,298 E. zählt, liegt noch die Stadt Werl, am Hellwege, mit 4694 E., ein Wallfahrtsort und ältester Sitz der nachmaligen Grafen von Arnsberg. Vgl. Barthold, «S. die Stadt der Engern» (Soest 1855); Lübke, «Die mittelalterliche Kunst in Westfalen» (Lpz. 1853); Kayser, «Die soester Patroclikirche» (Soest 1863); von Schmitz, «Denkwürdigkeiten aus S.s Vorzeit» (Lpz. 1873).

Sofala, das Land an der afrik. Ostküste vom Zambesi bis zur Delagoabai, s. Mozambique. Die Stadt S., am Kanal von Mozambique, seit 1505 im Besitze der Portugiesen, ist ein verfallener Ort von 2000 E.

Soffiten (ital.) nennt man in der Architektur die ornamentirte Unteransicht eines Architravs, eines Bogens oder einer Cassettendecke, dann im Theaterbau diejenigen kurzen Gardinen, welche in kleinen Zwischenräumen von der Proscenniumswand bis zur Prospectgardine vertheilt sind und Luft, Wolken, Baumwerk, Gewölbe oder Decken vorstellen.

Sofia oder **Sophia** (türk. Sofié, bulgar. Triaditza), Hauptstadt des neuen Fürstenthums Bulgarien, auf der großen Straße von Konstantinopel nach Belgrad, an mehrern Zuflüssen des Iskerflusses gelegen, die Kirsena, Vladajska und Bojana heißen und durch verschiedene Gräben miteinander verbunden sind, auf einer weiten und fruchtbaren Hochebene, welche im Westen von dem Witoschgebirge und im Osten von den Sumughn- und Etropol-Balkan begrenzt wird. Die Stadt selbst ist noch auf einem der äußersten niedrigen Ausläufer des Witoschgebirgs erbaut und von mäßigem Umfange. Im April 1877 belief sich die Einwohnerzahl auf 13—14,000 Seelen. Nach dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877—78 haben viele muselmanische Familien S. verlassen, dagegen sind Serben eingewandert. Die Hauptmoschee, welche vordem eine christl. Kirche war und Hagia-Sofia hieß, wovon der Name des Ortes hergeleitet wird, ist neuerdings wiederum dem christl. Cultus zurückgegeben worden. Es gibt außerdem in S. mehrere andere Dschamien und zwei oder drei christl. Kirchen, deren Zahl sich jetzt schnell vermehrt. Ihre Bewohner beschäftigen sich mit Woll- und Seidenweberei, Gerberei und treiben daneben Acker- und Obstbau. Die Lage an einem der bedeutendsten Straßenknotenpunkte, in welchem nicht weniger als fünf Hauptrouten zusammentreffen, wie überhaupt seine centrale Position innerhalb der Illyrischen Halbinsel versprechen S. eine gedeihliche Zukunft als Mitte des Binnenverkehrs. Dieselbe dürfte namentlich mit dem Ausbau der den Osten dermaleinst schneidenden und bereits bis Bellowa (bei Tatar-Basardschik) reichenden Eisenbahnlinie von Konstantinopel nach Belgrad anheben. S. ist an der Stelle der alten Stadt Ulpia Sardica oder Serdica in Obermösia, wo 344 ein berühmtes Concil abgehalten ward, vom Kaiser Justinian erbaut worden. Im J. 809 von den Bulgaren erobert, ward die Stadt von diesen Triaditza, von den Kreuzfahrern aber Stralitz oder Sternitz genannt. Sie fiel 1382 in die Hände der Türken. Am 3. Jan. 1878 wurde sie nach einem unbedeutenden Gefechte von den Russen eingenommen. Nach dem Frieden zur Hauptstadt des Fürstenthums Bulgarien bestimmt, wird sie seit 1878 im Auftrage Kaiser Alexander's II. von Rußland durch den General Todleben zu einer Festung ersten Ranges umgewandelt.

Sofismus, s. Sufismus.

Softa ist ein aus dem perf. Particip suchteh, verbrannt, corrumpirtes türk. Wort, welches einen Zögling der gewöhnlich großen Moscheen beigegebenen Medressen oder mohammed. Hochschulen, d. h. einen von glühendem Erkenntnißdrang verzehrten und somit der Welt abgestorbenen Jüngling bedeutet. Die S. bilden ein zahlreiches Element der Bevölkerung Konstantinopels, welches mit Schul- und Cultuspflichten überladen, in Nahrung, Kleidung und Wohnung elend gehalten wird. Im Volke genießen dieselben eines gewissen Ansehens. Den europäisirenden Tendenzen der Regierung abhold, pflegen sie bei den Aufständen der türk. Hauptstadt eine hervorragende Rolle zu spielen. Aus den S. rekrutirt sich die Kaste der Ulema (s. d.).

Sogen, Soggen, eine Operation beim Sieden des Kochsalzes auf den Salinen, bezeichnet die Gewinnung des Salzes durch Eindampfen der concentrirten (garen) Soole bei

einer unter der Siedehitze liegenden Temperatur, bei welcher das niederfallende und durch Krücken herausgezogene Kochsalz gekörnter (grobkörnig) wird. Dem S. geht gewöhnlich das Stören bei voller Siedehitze voraus, um Salzschlamm und Pfannenstein (Niederschläge von Gips, Eisenoxyd, kohlensaurem Kalk, Extractivstoff) auszuscheiden.

Sohl, ein ungar. Comitat (ungar. Zolyom Varmegye) im Kreise diesseit der Donau, das im N. an das Liptauer, im O. an das Gömörer, im S. an das Neograder und das Honther, im W. ebenfalls an das Honther, an das Barser und Thuroczer Comitat grenzt und ein Areal von 2734,56 DKilom. hat. Das Land ist ganz von Zweigen des ungar. Erzgebirgs (Karpaten) erfüllt und wird von der Gran in südwestl. Richtung durchflossen, in welche sich die Szalatna und eine Menge von Bächen ergießen. Das Klima ist kalt, aber in einigen Gegenden noch für den Weinbau geeignet; die Luft rein und gesund; der Boden von sehr verschiedener Güte. Die Producte des Bergbaues sind Silber, Gold, Kupfer, Eisen, gediegener Schwefel, Vitriol, Steinkohlen. Die Landwirthschaft liefert Rindvieh und Schafe, mittelmäßigen Wein, Getreide, Hanf, Flachs, Holz. Bäder und Gesundbrunnen sind in Menge vorhanden. Die Einwohner, deren man (nach der Zählung vom 31. Dec. 1869, ohne Militär) 97,897 zählte, sind außer einigen in den Städten ansässigen Deutschen durchaus Slowaken, darunter gegen 60,000 Katholiken und 38,000 Lutheraner. Bergbau und vielerlei montanistische Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, außerdem Bereitung von Leder, Tuch, Leinwand, Branntwein und Käse, welcher letztere einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet, sind die Hauptnahrungszweige der thätigen Bevölkerung. Die Hauptstadt ist Neusohl (s. d.).

Sohn (Karl Ferd.), einer der vorzüglichsten Meister der düsseldorfer Malerschule, wurde 10. Dec. 1805 zu Berlin geboren und erhielt dort seit 1823 unter Schadow den ersten Unterricht in der Kunst. Mit diesem siedelte er 1826 nach Düsseldorf über und wurde bald einer der Hauptträger der neuen Schule. Er begleitete Schadow auch 1830 nach Italien, wo die Kunstwelt und der Zauber des südl. Lebens einen Eindruck auf ihn machten, der stark und lange in seinen Werken wahrnehmbar blieb. Andere Studienreisen führten ihn nach den Niederlanden und nach Frankreich. Er wurde 1832 Lehrer, 1838 Professor an der düsseldorfer Akademie und zählte zu deren gefeiertsten Vertretern in der Zeit des Emporblühens der rhein. Schule. Entsprechend seinem auf Wohllklang und Schönheit gerichteten Wesen ist romantische Liebe mit Hinneigung zum Elegischen Hauptinhalt seiner Darstellungen, in denen nicht Handlung, sondern die Situation vorwiegt. Die Wirkung derselben liegt daher hauptsächlich in der Farbe, die bei aller Idealität einfach und harmonisch ist; besonders gepriesen wurde die klare Carnation und der stets graziöse ebenmäßige Vortrag. S. erlangte auch als Porträtmaler einen großen Ruf; er idealisirte hier im besten Sinne des Wortes. Von seinen Bildern sind zu nennen: Rinaldo und Armida, lebensgroß (1827), der Raub des Hylas (1829, Eigenthum des Königs von Preußen, jetzt in der Nationalgalerie), Lautenspielerin (1832) ebendaselbst, Diana und Aktäon (1833), die beiden Leonoren nach Goethe's Tasso (1834), ital. Lautenspielerin (bei Raczynski 1835), das Urtheil des Paris (1836), Romeo und Julie nach Shakspeare (1836), wovon mehrere Wiederholungen vorhanden, Tasso und die beiden Leonoren (1838), Donna Diana (1839, im städtischen Museum zu Leipzig), die Schwestern (1843), Vanitas (1844), die vier Jahreszeiten (im Ballsaale des Herrn K. Joest in Köln, 1851), Loreley (1853). Später malte S. nur noch Porträts, und zwar besonders Damen aus den höhern Kreisen, unter denen sich als eins der schönsten das Porträt der Gräfin von Monts auszeichnet. Sein akademisches Amt legte er 1855 nieder, um es jedoch 1859 nochmals zu übernehmen, wobei er zugleich W. Schadow's Stelle vertrat. Er starb 25. Nov. 1867 in Köln. — Wilhelm S., Neffe und Schwiegersohn des Vorigen, geb. 1830 in Berlin, ward 1847 Zögling der düsseldorfer Akademie. Sein Erstlingswerk, Christus mit den Jüngern auf dem Meere (1853), war vielversprechend, ebenso die Grundsteinlegung des Kölner Doms (1854). Für die Kirche zu Winningen malte er die unbefleckte Empfängniß, und eine Farbenskizze, der heil. Bonifacius das Christenthum predigend, wurde von der Gesellschaft für histor. Kunst prämiirt und angekauft (1859). Von nun ab wandte sich S. dem Genre zu, zu dem eine Genoveva gleichsam den Uebergang bildete. Die spielenden Kinder (1857), die Toilette (1860), der Geiger und sein Kind (1862), die Gewissensfrage (1863) hatten bereits die ungewöhnliche Begabung des Künstlers nach dieser Richtung angekündigt, die coloristische Meisterschaft aber bekundete zuerst sein im niederländ. Costüm des 17. Jahrh. gehaltenes Bild: Consultation (1866), welches, in Berlin und Paris mit goldenen Medaillen ausgezeichnet, Eigenthum des städtischen Museums zu Leipzig wurde. Seitdem hat S. eine fruchtbare Lehrthätigkeit als Professor an der düssel-

dorfer Akademie entwickelt und namentlich im Porträtfach Vorzügliches geleistet. Zu den Hauptvorzügen seiner Bilder gehört neben der psychol. Feinheit die vollendete Behandlung des Interieurs, in welcher er den großen Meistern der alten holländ. Schule nahe kommt.

Soho (engl. Fabrikort), s. Birmingham.

Soissons, die Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Aisne, in der ehemaligen Picardie, liegt in einem fruchtbaren Thale am linken Ufer der Aisne, an der Linie Paris-Laon der Nordbahn, von der hier die Ostbahn nach Rheims abzweigt, und dem Kreuzungspunkte von sechs Heerstraßen, 105 Kilom. im Nordosten von Paris. Die Stadt ist der Schlüssel von Paris für ein Heer aus den Niederlanden und als militärisch wichtiger Punkt jetzt ein bedeutender Waffenplatz. Der Haupttheil der Befestigungen liegt links von der Aisne und hat längs des Flusses eine 6 Mt. hohe Mauer; die übrigen Fronten werden durch mehrere unregelmäßige Bastionen mit zwischenliegenden Courtinen gebildet, von denen nur im Norden Ravelins liegen. Die Gräben können durch Schleusenanlagen inundiren. Im Südwesten befindet sich ein etwas höher gelegenes Hornwerk. Die rechts vom Flusse gelegene Vorstadt Vaast ist gleichfalls befestigt und dient als Brückenkopf. Es residirt hier ein Suffraganbischof der Erzdiöcese Rheims. S. hat ein Communalcollège, ein Priesterseminar, eine 1678 gestiftete Gesellschaft für Künste und Wissenschaften und einen sehr thätigen archäol. Verein, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden mit vielen seltenen Handschriften, ein Taubstummeninstitut, ein Hôtel-Dieu (vom J. 1247) und andere Wohlthätigkeitsanstalten und zählt 11,089 E. (1876), welche Pottasche, Kerzen und Chocolade fabriciren, Lohgerbereien, Brauereien und Eisengießereien unterhalten und lebhaften Handel mit Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten, besonders mit sehr geschätzten Bohnen, mit Flachs, Hanf, Holz und Holzkohlen, Wolle, Vieh, Wein, auch mit Tuch, Eisen-, Blech- und Kupferwaaren treiben. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth die 1212 vollendete goth. Kathedrale mit einem sehr eleganten Chore, die noch vorhandenen Thürme der 1076 gegründeten Abtei St.-Jean des Vignes, die Kirche St.-Léger mit zwei Krypten, die Collegiatkirche St.-Pierre, die Kapelle des Taubstummeninstituts, Rest der uralten Abtei St.-Médard, in welcher 833 Ludwig der Fromme seine Kirchenbuße that, die in eine Kaserne verwandelte Abtei Notre-Dame de S. und das Alterthumsmuseum. Ueber den Fluß führt eine schöne Steinbrücke, und längs desselben läuft ein herrlicher Spaziergang. Aus der Römerzeit sind Münzen, Sculpturen, Mosaiken, Gefäße und die Substructionen eines sehr großen Theaters gefunden worden. S. hieß im Alterthume Noviodunum und war die Hauptstadt der Suessiones in Gallia Belgica. Unter Augustus erhielt es den Namen Augusta Suessionum und hatte ein kaiserl. Palatium. S. war die letzte Stadt, welche die Römer in Gallien besaßen. Zuletzt residirte hier der röm. Feldherr Syagrius, der 486 in der Nähe der Stadt von Chlodwig geschlagen wurde. Bei der Theilung des Fränkischen Reichs unter Chlodwig's vier Söhne (511) wählte Chlotar I. S. zu seiner Residenz, und als dessen Söhne das väterliche Besitzthum theilten, kam es an Chilperich. Des Letztern Sohn, Chlotar II., vergrößerte das Reich S. durch die Eroberung Austrasiens und Burgunds, und S. war nun ein Theil Neustriens. In S. wurde 744 eine wichtige Synode gehalten; später fiel S. Karl dem Kahlen zu und im 10. Jahrh. den Grafen von Vermandois. Dann kam die Grafschaft S. durch Heirath nacheinander an die Häuser Nesle, Châtillon und Artois, durch Kauf an das Haus Coucy, darauf an Bar und Luxemburg und endlich 1482 durch Heirath an das Haus Bourbon, und zwar an den Seitenzweig Bourbon-Condé. Zu S. wurden zahlreiche Kirchenversammlungen gehalten. Am 20. Mai 1414 ward die Stadt von Karl VI. erobert und geplündert. Kriegsgeschichtlich ist sie noch bekannt durch den Sieg Chilperich's I. über die Austrasier 576, Karl Martell's über den Herzog von Aquitanien 719 und des Grafen von Paris über Karl den Einfältigen 923. Im Kriege von 1814 nahmen Bülow und Winzingerode 3. März die blos nach alter Art befestigte Stadt, wogegen sie Marmont und Mortier 5. März wieder zurückeroberten. Im J. 1815 wurde sie von den Preußen eingeschlossen und 14. Aug. diesen übergeben. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 wurde S. bereits 11. Sept. 1870 von Truppen der deutschen Maasarmee erreicht, später cernirt und vom 12. Oct. an förmlich belagert. S. capitulirte nach viertägiger hartnäckiger Artillerievertheidigung am 16. Oct. 1870. Vgl. Gärtner, »Die Belagerung von S. im Sept. und Oct. 1870« (Berl. 1874).

Charles von Bourbon, geb. 13. Nov. 1556, der Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé (s. d.), aus dessen zweiter Ehe mit Françoise von Orléans-Longueville, nahm den Titel eines **Grafen von S.** an, den schon 1242 Raoul, der Gemahl der verwitweten Königin von Cypern,

Alix, geführt hat; und 1302 war ein Graf von S. in der «Sporenschlacht» bei Courtray gefallen. Er wandte sich in den Religionskriegen bald dem Hofe, bald dem spätern Heinrich IV. zu und starb 1. Nov. 1612. — Louis von Bourbon, Graf von S., geb. zu Paris 17. Mai 1604, der Sohn des Vorigen aus der Ehe mit Anne von Montafié, unterstützte in seiner Jugend die Königin-Mutter, Maria von Medici, gegen deren Sohn, Ludwig XIII., und näherte sich auch, um vom Hofe gefürchtet zu werden, den Hugenotten. Als ihn diese verschmähten, wendete er sich wieder dem Könige zu und begleitete denselben sogar 1622 im Feldzuge gegen die Protestanten. Mit Richelieu verfeindet, floh er, weil er 1626 an der Verschwörung gegen diesen theilgenommen, nach Italien, wurde aber vom Könige zurückgerufen und diente nun bei der Belagerung von Larochelle. Er kaufte 1630 das Besitzthum der Grafschaft Soissons vom Prinzen von Condé. Als sich Richelieu zur Theilnahme am deutschen Kriege entschloß, erhielt S. im Feldzuge von 1636 ein kleines Corps an der Aisne und Oise, mußte sich jedoch vor der span. Uebermacht nach Noyon zurückziehen. In demselben Jahre verband er sich mit dem Herzoge von Orléans (s. d.) zur Ermordung Richelieu's, die zu Amiens ausgeführt werden sollte. Allein der Anschlag wurde durch des Herzogs Zaghaftigkeit vereitelt, und S. sah sich genöthigt, nach Sedan zu entfliehen, wo ihm der Herzog von Bouillon sichern Aufenthalt gewährte. Hier vereinigte er sich mit Bouillon und dem Herzoge von Guise zum förmlichen Kriege gegen den Minister. Die Verschworenen unterhandelten mit Spanien, das ihnen ein Hülfscorps aus den Niederlanden zusagte, und nahmen auch in Frankreich Truppenwerbungen vor. Richelieu setzte zwei Armeen, die eine gegen die niederländ. Grenze, die andere gegen Sedan in Bewegung. Schon hielten sich die Verschworenen für verloren, als ihnen der kaiserl. General Lamboi eine Verstärkung von 7000 Mann zuführte. Am 6. Juli 1641 wagten die Verbündeten bei Sedan einen Angriff auf die von Chatillon befehligten königl. Truppen und brachten denselben eine entschiedene Niederlage bei. S. wurde jedoch im Gefechte von unbekannter Hand, die wahrscheinlich Richelieu leitete, erschossen. Mit ihm erloschen die männlichen Nachkommen dieser Seitenlinie des Hauses Bourbon-Condé, und sein Besitz und Titel gingen auf den zweiten Sohn seiner Schwester Marie über, die mit dem Prinzen Thom. Franz von Savoyen-Carignan vermählt war. — Eugène Maurice von Savoyen, als Erbe des bei Sedan gefallenen Oheims Graf von S., war 1633 zu Chambéry geboren. Er widmete sich in der Jugend dem geistlichen Stande, trat jedoch später in franz. Kriegsdienste und heirathete 1657 Olympia Mancini, die Nichte des Ministers Mazarin. Durch letztern erhielt er das Gouvernement der Champagne. Im J. 1667 wohnte er dem Feldzuge in Flandern bei und wurde 1672 von Ludwig XIV. zum Generallieutenant ernannt, in welcher Eigenschaft er sich in Holland und am Rheine auszeichnete. Er starb 7. Juni 1673 bei der Armee in Westfalen, angeblich an Gift. Sein ältester Sohn, Ludwig Thomas (gest. 15. Aug. 1702), setzte die Linie Savoyen-S. fort, die mit dem Tode seines Enkels Eugen Jean François 24. Nov. 1734 erlosch. Sein jüngerer Sohn war der berühmte Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen. — Die erwähnte Olympia Mancini, Gräfin von S., geb. 1640 zu Rom, kam 1647 mit ihren Schwestern nach Paris. Sie besaß viel Ehrgeiz, großes Talent für die Intrigue und wurde nach ihrer Vermählung zur Surintendantin des Hauses der Königin erhoben. Weil sie sich in die Maitressenhändel des Königs mischte, entfernte sie Ludwig XIV. mehrmals vom Hofe und nahm ihr endlich die Stelle. Sie unterhielt seitdem Verkehr mit der berüchtigten Giftmischerin Voisin und wurde durch deren Aussagen so compromittirt, daß sie nach Brüssel entfloh. Von hier wendete sie sich nach Madrid, wo sie das Vertrauen der jungen Königin, der Gemahlin Karl's II., gewann. Der Herzog von St.-Simon beschuldigte sie, nicht nur ihren Gemahl, sondern auch die Königin von Spanien vergiftet zu haben. Aus Madrid vertrieben, irrte sie lange in Deutschland umher und ging endlich wieder nach Brüssel, wo sie, von allen, selbst von ihrem Sohne, dem Prinzen Eugen, verlassen, 9. Oct. 1708 starb. Vgl. Renée, «Les nièces de Mazarin» (2 Bde., Par. 1856).

Soja, Name einer zu den bohnenartigen Schmetterlingsblütlern (Phaseolene) gehörenden Pflanzengattung aus Ostasien, welche sich von der ihr zunächststehenden Gattung Phaseolus durch den fünftheiligen (nicht glockenförmigen) Kelch, das sammt den Staubfäden gerade (nicht spiralig gedrehte) Schiffchen und den Mangel der Ringscheide am Stiele des Fruchtknotens unterscheidet. Die bekannteste Art ist S. hispida Mönch, eine einjährige, aufrechte, über und über braungelb behaarte Staude mit violetten Blüten, welche in Ostindien, China und Japan wild wächst und dort zugleich als Hülsenfrucht und Futterpflanze im großen angebaut wird. Aus den nierenförmigen, eßbaren, bohnenartigen Samen, welche in Japan die tägliche Speise

der ärmern Volksklasse bilden, wird dort eine braune, dickliche, angenehm salzig schmeckende, sehr pikante Sauce bereitet, die man allen Speisen zusetzt und welche in hermetisch verschlossenen Gläsern auch nach Europa gebracht und hier als verdauungsbefördernde Zuthat zum Rindfleisch gegessen wird. Neuerdings ist die Sojabohne, welche auch fettes Oel enthält, sowol als Oelgewächs, als auch als Nährpflanze in Deutschland und Oesterreich zum Anbau empfohlen und bereits hier und da versuchsweise, und zwar mit gutem Erfolge, angebaut worden. Vgl. Haberlandt, »Die Sojabohne« (Wien 1878).

Sokoto, Reich und Stadt im Sudan, s. Haussa.

Sokotóra, Sokótra, eine 130 Kilom. lange, 90 Kilom. breite Insel von 3886 QKilom. Fläche an der Küste Ostafrikas, 237 Kilom. vom Cap Guardafui, ist felsig und mit bis zu 1419 Mt. (Dschebl-Hayier) ansteigenden nackten Granit-, auch Porphyr-, Dioritbergen und 210—580 Mt. hoch ansteigenden Kalksteinplateaux bedeckt, während die Küste aus einem flachen Strande besteht. Die zahlreichen Thaleinschnitte, welche meist von Norden nach Süden verlaufen, sind ungemein schroff und tief. Die engen Thäler haben keinen Mangel an Quellen und fließenden Bächen und enthalten auf humusreichem Boden kräftigen Pflanzenwuchs. Dagegen sind die Höhen dürr und sehr von Vegetation entblößt. Nur die Aloë und die Dattelpalme gedeihen vortrefflich. Die wichtigsten Producte und Exporte bilden das bittere Harz aus dem Safte der Aloë locotrina, ferner Drachenblut (Kätir im Altarabischen), schwach riechendes, hellfarbiges Amaragummi, Datteln; die Insel hat etwa 200 Kamele, 1600 Rinder, zahlreiche Schafe und noch mehr Ziegen; das größte wilde Thier ist die Zibetkatze. Die Bevölkerung von etwa 4000 Köpfen ist meist mohammedanisch, an der Küste eine Mischung von Arabern, Negern, Indern und andern Fremdlingen, mit neuarab. Sprache. Im Innern finden sich noch Reste der Urbevölkerung von abweichendem, viel kräftigerm physischen Charakter und verschiedener Sprache. Die Küstenbevölkerung, vorzüglich auf der Nordseite angesiedelt, unterhält wenig Bodencultur, aber mehr Handel mit Maskat und Zanzibar und verproviantirt die trotz des Mangels an Häfen häufig anlegenden Ostindienfahrer und Walfischfänger. Tamarid, an der Nordküste, ist der Hauptort mit 100 E. und hat die beste Rhede der Insel. Schon im Alterthum war S. unter dem Namen Dioscorida wegen seiner günstigen Lage am Eingange des Rothen Meers und seiner beiden Rheden eine Handelsstation. Später gehörte die Insel dem Imam von Maskat, dann dem Sultan von Keschin; 1835 erwarben die Engländer die Insel und benutzten sie zur Kohlenniederlage für Dampfschiffe von Suez nach Bombay, gaben ihren Besitz zwar wieder auf, besetzten sie jedoch im Juni 1878 wieder.

Sokrátes, einer der größten Denker unter den Griechen, der eine neue Periode für die Entwickelung der Philosophie und der wissenschaftlichen Forschung überhaupt beginnt, zugleich ein Charakter, der in seiner einfachen Größe fast einzig dasteht, geboren zu Athen 470 v. Chr. Seine Aeltern waren Sophroniskus, ein Bildhauer, und Phänarete, eine Hebamme. Er widmete sich zunächst der Kunst seines Vaters; noch zu der Zeit des Pausanias zeigte man in Athen am Eingange der Akropolis eine Gruppe bekleideter Grazien als sein Werk. So dürftig alle Nachrichten über seine frühere Lebenszeit sind, darf man doch annehmen, daß der Trieb nach Wissenschaft und Weisheit ihn schon frühzeitig über die Grenzen seiner Kunst hinausgeführt habe. Später ließ er sie ganz fallen und lebte von seinem väterlichen Vermögen, was ihm, wie Böckh nachgewiesen hat, nur durch die strenge Mäßigkeit seiner Gewohnheiten möglich war. Mit den Schriften der ältern Denker, welche über die Natur philosophirt, war er nicht unbekannt; mit einigen, wie mit Anaxagoras und Archelaus, verkehrte er persönlich. Aber die eigenthümliche Richtung seiner Denkart, das Gepräge seines Charakters und seines Lebens ist Product seines eigenen Wesens, unabhängig von fremdem Einflusse. Den verhältnißmäßig größten, aber nur negativen Einfluß scheint auf ihn das Thun und Treiben, die zum großen Theile gesinnungslose Scheinweisheit der Sophisten (s. d.) gehabt zu haben, indem sie ihn aufforderte, seine unerschütterliche Ueberzeugung, daß es für das menschliche Denken und Handeln etwas Festes und Haltbares geben müsse, durch ein klares und zusammenhängendes wissenschaftliches Denken zu rechtfertigen. Sowie er sich selbst dergestalt in seine Gedanken vertiefen konnte, daß er bisweilen stundenlang nachsinnend auf derselben Stelle gestanden haben soll, so suchte er auch bei andern die Liebe zur Weisheit dadurch anzuregen, daß er ihr eigenes Denken anregte und unterstützte. Wir sehen ihn auf den öffentlichen Versammlungsplätzen, in den Straßen, in den Gymnasien, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, anknüpfend an jegliches scheinbar noch so unbedeutende, zufällig gegebene Geschäft und Ereigniß und andere dadurch in Gespräche hineinziehend. Zugleich behandelte er das Gespräch, als die Form der freien Gedanken-

entwickelung, mit einer solchen Kunst, daß daher der Name Sokratische Methode seinen Ursprung hat. (S. Methode.) Er selbst nannte sie oft scherzend Mäeutik, d. h. Hebammenkunst, indem er, scheinbar auf eigenes Wissen Verzicht leistend und ganz in den fremden Gedankenkreis eingehend, andern dazu verhelfe, die Gedanken, welche schon in ihnen seien, zu Tage zu fördern. Oft bediente er sich auch, namentlich zur Widerlegung, der Ironie, indem er sich als den Lernbegierigen und Nichtwissenden den Leuten gegenüber erscheinen ließ, die von der Unfehlbarkeit ihrer Ansichten überzeugt waren, und verstand vortrefflich die Kunst, eingebildete Menschen durch verfängliche Fragen von ihrer Unwissenheit zu überführen und ihnen zu zeigen, daß sie der wahren Erkenntniß ermangelten und des Unterrichts gar sehr bedürften. Durch das Interesse, welches sein Unterricht, und durch die Achtung, welche seine durch ein klares, sittliches Bewußtsein getragene Persönlichkeit einflößten, zog er Jünglinge und Männer von sehr verschiedenen Altern, Bildungsgraden und Charakteren an sich, die sich mit Stolz und Liebe seine Schüler nannten, obwol sein Umgang und Unterricht nicht bei allen dieselben Früchte trug. Es mag sein, daß er über der Sorge für die geistige Bildung seiner Freunde und Schüler sein Hauswesen vernachlässigte, und seine Hausfrau Xanthippe (s. d.) mag ihn das haben empfinden lassen. Allein seinen Pflichten als Bürger entzog sich S. nicht. So hat er drei Feldzüge des Peloponnesischen Kriegs mitgemacht: den ersten in seinem 39. Jahre bei der Belagerung von Potidäa in Thrazien, wo er alle seine Mitbürger in der Leichtigkeit übertraf, mit welcher er die Beschwerden eines Winterfeldzugs ertrug und den Alcibiades errettete, aber den Ehrenpreis, den er dafür erhielt, diesem selbst gab. Sieben Jahre später trug er bei Delium den mit dem Pferde gestürzten Xenophon auf seinen Schultern aus der Schlacht und war bei der Flucht der Athener der letzte; endlich trug er noch einmal bei Amphipolis 420 die Waffen.

In seinem 65. Jahre wurde er als Mitglied des Raths der Fünfhundert Epistates, d. h. Vorsteher und Leiter der Volksversammlung, und rettete durch seine Festigkeit die Feldherren, welche bei den Arginusischen Inseln gesiegt hatten, und die wegen der Versäumniß der Pflicht, die Gebliebenen zu begraben, in Anklagestand waren versetzt worden, vor dem Verdammungsurtheile der aufgereizten Volksversammlung. Ebenso leistete er bei andern Gelegenheiten den ungerechten Forderungen der dreißig Tyrannen Widerstand. Seine entschieden ausgeprägte Persönlichkeit erregte bei vielen Anstoß, und daraus erklären sich die zwei wichtigsten Ereignisse seines Lebens, die Verspottung, welche er von Aristophanes in dessen «Wolken» erfuhr, und sein Proceß. Daß Aristophanes den S. als Repräsentanten einer spitzfindigen und unsittlichen Scheinweisheit mit den Sophisten auf eine Linie stellte, hatte seinen Grund darin, daß Aristophanes inmitten des Verfalls des athenischen Staatswesens die Philosophie für ein gefährliches Auflösungsmittel der alten Sitte und Zucht ansah. Für S. selbst, der über die Scherze des Komikers lachte, hatte die Aufführung der «Wolken» übrigens keine Folgen, und er wirkte noch 22 Jahre in seiner gewohnten Weise. Verhängnißvoll dagegen wurde für ihn die gerichtliche Anklage, welche in seinem 69. Lebensjahre Meletos, ein junger tragischer Dichter, Lykon, ein öffentlicher Redner, und Anytos, ein Gerber, gegen ihn erhoben. Der Inhalt der Klage war, «daß S., an die Götter, an welche die Stadt glaube, nicht glaubend, neue Götter einführe und daß er die Jugend verderbe». Ein Vorwand für den ersten Anklagepunkt war unter anderm, daß S. sich selbst einen Dämon zuschrieb, eine Art göttlicher Warnungsstimme, im Gegensatze zu äußern Orakeln, dem Befragen der Eingeweide und des Vogelflugs; den zweiten Punkt suchte man dadurch zu begründen, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen seien. Das wahre Motiv der Anklage war der Widerstand, welchen S. der ausgearteten Demokratie Athens entgegenstellte. Der Proceß wurde vor den Heliasten, einer Art Volksgericht, geführt; das Urtheil lautete durch eine Mehrheit von sehr wenigen Stimmen auf Geldstrafe, oder Verbannung, oder Tod. S. konnte sich abschätzen, wenigstens wählen zwischen Verbannung und Tod; aber er weigerte sich dies zu thun, weil er, wie er sagte, dadurch eine Schuld eingestanden hätte. Statt süßer Worte sprach er in seiner Vertheidigungsrede bittere Wahrheiten aus: er forderte als Lehrer und Wohlthäter des Volks eine Ehrenstelle im Prytaneum. Bei der dadurch herbeigeführten zweiten Abstimmung stimmten von den beleidigten Richtern sehr viele, die vorher für ihn gestimmt hatten, nunmehr gegen ihn. Ein religiöses Gesetz verzögerte die Vollziehung des Urtheils 30 Tage, bis zur Rückkehr des heiligen Schiffs von Delos. Diese Zeit verbrachte S. im Gefängnisse in ernsten Gesprächen mit seinen Schülern und Freunden. Die dringenden Bitten seiner Freunde, namentlich des Kriton, sich durch die Flucht zu retten, schlug er, gestützt auf sittliche Gründe, beharrlich aus, und das Platonische Gespräch «Kriton» ist ebenso wie dessen «Apologie» und theilweise der «Phädon» als der treue

Ausdruck seiner Gesinnung zu betrachten, wenn auch die Kunstform der Darstellung von Plato herrührt. Das Verhalten des S. und seiner Richter ist von Hegel (in der «Geschichte der Philosophie», Bd. 2), von Rötscher («Aristophanes und sein Zeitalter», Berl. 1827) und noch energischer von Forchhammer («Die Athener und S., die Gesetzlichen und der Revolutionär», Berl. 1837) mehr zu Gunsten der letztern beurtheilt worden, weil S. in der That durch die Opposition gegen das Staatsprincip Athens an dent letztern zum polit. Verbrecher geworden sei. Dieser Gesichtspunkt ist nicht minder durchführbar als der entgegengesetzte, welcher in der Tödtung des S. den Frevel eines die Geister knechtenden Staatsprincips gegen das von S. geltend gemachte Menschenrecht freier Forschung erblickt, wie ihn gegen Forchhammer Bendixen in der Schrift «Ueber den tiefern Schriftsinn des revolutionären S. und der gesetzlichen Athener» (Husum 1839) geltend gemacht hat. Jenes ist der relative, dieses der absolute Rechtsstandpunkt, und auch Hegel ordnet nicht diesen jenem unter, sondern umgekehrt. Vgl. Haune, «S. als Genius der Humanität» (Braunschw. 1841); Lasaulx, «Des S. Leben, Lehre und Tod» (Münch. 1857); Bolquardson, «Das Dämonium des S. und seine Interpreten» (Kiel 1862); Alberti, «S., ein Versuch über ihn nach den Quellen» (Gött. 1869).

Den Gehalt der Lehre des S. anlangend, so ist das erste Wesentliche, was nach des Aristoteles Zeugnisse dem S. die Philosophie verdankt, die bewußtvolle Bestimmung des Begriffs der Wissenschaft und der echten wissenschaftlichen Methode überhaupt, das Verfahren regelmäßiger Begriffsbestimmungen und Begriffsableitungen durch Schlüsse. Er gewann die festen Begriffe auf dem Wege der Induction (s. d.), indem er das Gemeinsame suchte. Hierdurch wurde S. der Begründer der Dialektik in der später von seinem Schüler Plato weiter entwickelten Bedeutung, und vielleicht ist schon S. auf die allgemeinen Grundsätze jener wissenschaftlichen Methodik geführt worden, welche später Aristoteles auch formell feststellte. Das Gebiet, auf welches er diese Methode des begriffsmäßigen Denkens anwendete, war mit Ausschluß der Naturphilosophie, mit der sich die frühern Versuche der griech. Philosophie fast ausschließend beschäftigt hatten, das ethische, weil er ein begriffsmäßig klares Bewußtsein über das Sittliche für wichtiger hielt, und zugleich auch die unmittelbaren Haltepunkte eines sichern Wissens nur allein in sittlichen Ueberzeugungen suchte und fand. Deshalb legte er einen so hohen Werth auf den Spruch des Chilon, der auch die Inschrift des Apollotempels zu Delphi war: Erkenne dich selbst! und es beruht auf dem gemeinsamen Zeugniß des Alterthums, daß er die Ethik als zweite Person in die Philosophie eingeführt habe, wie Aeschylus den zweiten Unterredner in das Drama. Ebendeshalb sagt Cicero von ihm, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde und in die Wohnungen der Menschen geführt. Denn er erklärte Wissen, Weisheit und Einsicht für die wesentliche Bedingung des sittlichen Lebens und schlug die Kraft und Macht dieses Wissens so hoch an, daß er den Satz aussprach: jeder Schlechte sei eigentlich ein Unwissender; niemand thue mit Wissen und Willen das Böse. Durchgängig suchte er die Begriffe von dem, was Recht oder Unrecht, gut oder böse sei, zu bestimmen; was ist die Tugend, was die Tapferkeit, die Frömmigkeit, die Staatskunst? Diese und ähnliche Fragen sind es, um welche sich seine Gespräche bewegen. Dieses Interesse an sittlich-praktischen Fragen steht in einer genauen Verbindung mit seinen religiösen Ueberzeugungen. Vor allem sucht er in dieser Hinsicht den Ungrund des Unglaubens an das Göttliche zu zeigen; das Wirksame sei überall unsichtbar, und Thorheit sei es, Vernunft nur in dem Menschen anzunehmen, nicht auch in dem großen Weltganzen. Den Glauben an das Dasein Gottes als eines alles beherrschenden und lenkenden, gütigen, allwissenden und gerechten Wesens stützte er hauptsächlich auf die teleologische Betrachtung der Natur; doch haben sich die in Xenophon's «Memorabilien» mitgetheilten besondern Ausführungen dieses Gedankens als spätere, von den Stoikern ausgegangene Einschiebungen erwiesen. Vgl. Krohn, «S. und Xenophon» (Halle 1874). Von der Vorsehung und Güte des höchsten Wesens leitete er auch die Vernunft des Menschen ab. Die Seele ist ihm, als des göttlichen Wesens theilhaftig, unvergänglich und unsterblich; der Mensch ein Glied in der sittlichen Ordnung der Dinge, die ihren Mittelpunkt in der höchsten Vernunft findet. Vgl. Schleiermacher, «Ueber den Werth des S. als Philosophen» (in «Gesammelte Werke», Abth. III, Bd. 2, Berl. 1838); Labriola, «La dottrina di Socrate secondo Senofonte, Platone, Aristotele» (Neap. 1871); Fouillée, «La philosophie de Socrate» (2 Bde., Par. 1874).

Sokratiker im engern Sinne nennt man die Schüler und Freunde des Sokrates, die meist in seiner Umgebung waren und durch seine geistanregende Unterhaltung sich bildeten, wie z. B. Xenophon und Aeschines (s. d.). Da Sokrates noch keine philos. Schule im eigentlichen Sinne bildete, sondern gewöhnlich nur über ethische Gegenstände sich mit seinen Zuhörern, die meist

schon anderwärts eine sehr verschiedenartige Bildung erhalten hatten, in freier Weise unterhielt, so erklärt sich daraus, wie einige derselben, die der philos. Forschung vorzugsweise sich widmeten, verschiedene Schulen bilden konnten, denen aber immer die hauptsächliche Richtung auf das Ethische gemeinschaftlich war. Einige dieser S. ließen die theoretische Seite der Philosophie fast ganz beiseite, wie Antisthenes, der Stifter der cynischen, und Aristipp, der Stifter der cyrenäischen Schule. Andere betrachteten zwar auch das Praktische als letzten Zweck der Philosophie, suchten aber diesen vornehmlich durch eine ausgebildete Dialektik zu gewinnen, wie Euklides, der Stifter der Megarischen Schule, und Phädon, der Stifter der Elischen Schule. Plato, der begabteste Schüler des Sokrates, strebte die verschiedenen Seiten der Philosophie zu einem System zu vereinigen. Wie diese Schulen Sokratische hießen, so nannten im weitern Sinn die Alten auch die Schulen Sokratische, die mittelbar mit der Sokratischen Philosophie zusammenhingen, z. B. die Aristoteliker und die folgenden Schulen in Hellas.

Sol, der röm. Sonnengott, s. Helios.

Solánum, Name einer zu der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden, überaus artenreichen Pflanzengattung, nach welcher die Familie der Solanaceen benannt ist. Die Blüten stehen in gestielten, seitenständigen, dichotomen, halbungeligen oder schirmförmigen Trugdolden und sind aus einem fünf- oder zehnlappigen Kelch, einer radförmigen, fünflappigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen mit aneinanderhängenden, einen Kegel bildenden Beuteln und einem Stempel mit fadenförmigem, durch den Staubbeutelkegel hindurchziehenden Griffel zusammengesetzt. Die Frucht ist eine zwei-, selten drei- bis vierfächerige vielsamige Beere. Man kennt über 900 Arten, deren Mehrzahl im tropischen Amerika zu Hause ist, darunter eine Menge Strauch- und selbst baumartige Species, viele mit dornigen Blättern und Zweigen. Europa besitzt eine einzige solche Art, das überaus dornige S. sodomaeum L., ein bis mannshoher Strauch mit violetten Blumen, welcher in den Küstengegenden Südspaniens und Siciliens wild wächst und, z. B. bei Cadix, zu Hecken benutzt wird. Die übrigen europ. Solanumarten sind perennirende oder ein- bis zweijährige Kräuter, nur das an Fluß- und Teichufern häufig vorkommende S. Dulcamara L., Bittersüß, Mäuseholz, Hundskraut, Stinkteufel, Alraun, Teufelszwirn, spielt häufig die Rolle eines Strauchs, indem seine kletternden Stengel verholzen und mit der Zeit zollstarke Stämmchen bilden. Beim Zerbrechen geben dieselben einen überaus widrigen, an Mäuse- oder Katzenurin erinnernden Geruch von sich. Diese Art hat eilanzettförmige, am Grunde geöhrelte Blätter, violette Blumen und längliche, glänzend-scharlachrothe Beeren, welche scharf und narkotisch-giftig sind. Bekannte Giftpflanzen sind das S. nigrum L. (mit schwarzen Beeren), S. minjatum Bernh. (mit hellrothen Beeren), S. villosum Lamk. (mit wachsgelben Beeren), zweijährige Kräuter mit buchtig gezähnten Blättern und weißen Blüten, welche als Unkräuter und Schuttpflanzen vorkommen und Nachtschatten oder Tollkraut genannt werden. Zur Gattung S. gehören auch die Kartoffel (s. d.), der Liebesapfel und die Eierpflanze, drei im tropischen Amerika heimische Kräuter. Der Liebesapfel, auch Paradiesapfel und Tomate genannt (S. Lycopersicum L.), hat bezüglich der Blätter einige Aehnlichkeit mit der Kartoffelpflanze, unterscheidet sich aber von dieser leicht durch den Mangel der Knollen, die kleinern, stets weißen Blüten und namentlich durch die Beere, welche niedergedrückt und gerieft ist, zuletzt scharlachroth wird, und oft, bei der ursprünglichen Art faustgroß, ganz monströse Formen erreicht. Es gibt davon außerordentlich viele Varietäten, mit Früchten bis herab zur Kirschengröße und von gelber Farbe. Ihre zahlreichen Samen sind in einen säuerlich-süßen Brei eingebettet, welcher die Frucht genießbar macht. Der Liebesapfel wird in allen südeurop. Ländern im größten Maßstabe angebaut, indem man dort die Früchte als Gemüse, zu Saucen und Salaten benutzt, auch wol roh mit Salz zum Brote ißt. Beschränkter ist die Cultur der Eierpflanze (S. Melongena L.), einer einjährigen Art mit länglichen, buchtig gezähnten, unbewehrten oder dornigen, unterseits filzigen Blättern, deren lilafarbene Blüten hängende, eiförmige Beeren von weißer, gelber, braunrother oder violetter Farbe und der Größe eines Tauben- bis Hühnereies hervorbringen. Dieselben sind eßbar; häufig zieht man dieselbe als Ziergewächs in Töpfen und Mistbeeten. Dasselbe geschieht mit dem Korallennachtschatten oder der Straußkirsche (S. pseudocapsicum).

Solaröl, ein sog. Mineralöl, welches bei der Destillation von Theer aus Braunkohle, Torf, Blätterschiefer, Boghead-kohle u. dgl. neben Paraffin (s. d.) und Photogen oder Hydrocarbür (s. d.) gewonnen wird. Es unterscheidet sich von dem leichtern und dünnflüssigern Photogen durch seine schwach gelbliche Farbe und durch seine dickere Consistenz, welche der des Rüböls wenig nachgibt. Sein specifisches Gewicht ist 0,825 bis 0,830. Sein Siedepunkt liegt

zwischen 160 und 196° C., im Mittel bei ungefähr 178° C. Man benutzt es hauptsächlich neben dem pennsylvan. Petroleum zur Beleuchtung und zur Gasbereitung, bei größerm Paraffingehalt auch zur Schmiere von Maschinentheilen (z. B. der Spindeln an Spinnmaschinen). Im Deutschen Reiche (hauptsächlich in der Provinz Sachsen) stellt man jährlich neben etwa 120,000 Ctr. Paraffin 350,000 Ctr. Solaröl dar.

Sold ist der feststehende Geldbetrag, den der Soldat, abgesehen von verschieden benannten Zulagen, bezieht. Er kommt selbst bei den aus Staatsbürgern bestehenden Heeren schon im Alterthum vor, in Athen seit Perikles, in Rom seit Camillus. Daneben gab es frühzeitig eigentliche **Söldner**, d. h. Mannschaften, die des Lohnes wegen fremden Kriegsdienst leisteten. Das Wort kommt von dem lat. soldus, solidus, einer Goldmünze, die dem röm. Krieger zur Zeit des Kaisers Severus viermonatlich gezahlt wurde. Nach dieser Münze nannte man den Krieger solidarius, wovon die deutschen Worte Söldner und Soldat (s. d.) abgeleitet sind. Während der Herrschaft des Heerbanns und des Lehnsaufgebotes traten die Söldner zurück, bildeten später aber wieder die Hauptmasse der Heere bis in das 17. Jahrh. hinein. Das Ausbleiben der Zahlung des S. veranlaßte oftmals blutige Meutereien. Erst nach Bildung nationaler Armeen wurde der S. fest geregelt.

Soldanella, Pflanzengattung, s. Alpenglöckchen.

Soldat heißt jeder zum Heere gehörige und zum Kriegsdienst in Waffen bestimmte Mann, vom höchsten Befehlshaber bis zum Gemeinen, obgleich der Sprachgebrauch die Benennung meist nur auf die letztern beschränkt. Ueber den Ursprung des Wortes S. s. Sold.

Soldin, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, einst Hauptstadt der Neumark, liegt an der südöstl. Ecke des 7 Kilom. langen und bis 2 Kilom. breiten Soldinersees (des größten der Neumark), aus welchem hier die Mietzel abfließt, ist Sitz eines Landraths- und Kreissteueramts, sowie eines Amtsgerichts und zählt (1875) 6295 E., die sich, mit Ausnahme von 73 Juden und 9 Katholiken, zum Protestantismus bekennen. Seit dem großen Brande von 1539, welcher den ganzen Ort bis auf das Kloster in Asche legte, ist S. regelmäßig angelegt und durch gerade Straßen in 22 Häuserquadrate getheilt. Unter den Bauwerken sind die alte Domkirche, die Kirche des ehemaligen Dominicanerklosters (jetzt den Reformirten gehörig), die St.-Gertraudshospitalkirche und das neue Schulhaus, sowie das Rathhaus am regelmäßigen, mit Linden bepflanzten Marktplatz mit dem vom Kreise seinen im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 gefallenen Söhnen errichteten Denkmal zu erwähnen. Die hauptsächlichste Nahrungsquelle der Bewohner ist der Ackerbau; die früher blühende Tuch-, Wollzeug- und Strumpffabrikation ist nur noch unbedeutend. Fabriken sind, außer einer Fabrik für landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen, nicht vorhanden. S. wird urkundlich zuerst 1262 erwähnt, als die Tempelherren ihren Hof S. und den See gleichen Namens nebst Zubehör an die Markgrafen von Brandenburg abtraten. Durch die Privilegien von 1281 und 1317 wurde S. zum Vorort für die Städte jenseit der Oder bestimmt, bei welchem dieselben Recht nehmen mußten. Das 1298 gegründete und in der Folge reich ausgestattete Domstift ist seit 1546 aufgehoben. — Der Kreis S. zählt (1875) auf 1145,9 QKilom. nur 47,359 E.

Solds, s. Solidus.

Solfatára ist der ital., Souffrière der franz. Name für jeden Krater eines Vulkans, der nur Luftarten ausstößt. Die berühmtesten Solfataren sind in Italien, auf den Antillen, in Innerasien und auf Java. Westlich von Neapel finden sich nahe der Küste von Puzzuoli in der den Alten unter dem Namen der Phlegräischen Felder bekannten, auch jetzt noch Campi Flegrei genannten Ebene 27 Krater. Einer derselben, der seit 655 keinen Ausbruch gehabt hat, ist die S. von Puzzuoli, etwa 2—3 Kilom. von dem See Agnano und von der Hundsgrotte (s. d.), ein ungefähr 400 Mt. langes und 300 Mt. breites, fast überall von Kastanienhügeln der Monti Leucogei (colles leucogaei) umgebenes Becken, eine weiße, todte, an einigen Stellen warme, an andern brennendheiße Fläche mit einigen Spalten, Fumaroli genannt, aus denen fortdauernd Ammoniak- und Schwefeldünste aufsteigen. Das dumpfe unterirdische Echo beweist, daß diese ganze Gegend tief unterhöhlt ist. Ohne Zweifel ist diese S. ein dem Erlöschen entgegengehender Vulkan, dessen Thätigkeit viel früher stattfand als alle bekannten Entzündungen des Vesuv. Die aufsteigenden Dünste werden zu Heilbädern gebraucht, wozu Hütten von Bretern hier errichtet sind. — S. heißt auch der im Alterthum unter dem Namen Aquae albulae bekannte und seiner Heilkraft wegen berühmte Schwefelsee und dessen Abzugskanal nach dem Teverone auf dem Wege von Rom nach Tivoli. Der See, der einen Durchmesser von etwa 150 und eine Tiefe von ungefähr 40 Mt. hat, bietet das sonderbare Schauspiel schwimmender

Inseln dar, weshalb er auch Lago delle isole natanti heißt. Nicht weit von diesem befinden sich zwei andere kleine Seen, der Lago di S.-Giovanni und Lago delle Colonnelle, letzterer 50 Mt. tief und ebenfalls schwefelhaltig. — Die Soufrière des 1220 Mt. hohen Morne-Garon auf der Insel St.-Vincent in der Reihe der Kleinen Antillen hat 5 Kilom. im Umfang, 150 Mt. Tiefe und in der Mitte einen Kegel, dessen Gipfel mit Schwefel bedeckt ist. Die Soufrière der franz. Antilleninsel Guadeloupe ist 1484 Mt. hoch und stößt beständig Rauch, zuweilen auch Flammen aus. Auch mehrere Berge der engl. Dominica enthalten Soufrièren, welche unaufhörlich Schwefeldämpfe ausstoßen und deren Umgebungen so heiß sind, daß man nicht darauf treten kann. Aehnliche Erscheinungen hat die Soufrière der engl. Antilleninsel Montserrat. Das sog. Giftthal auf der Insel Java ist ebenfalls eine erloschene S., die eine so große Masse von Kohlensäure aushaucht, daß kein lebendes Wesen sich ihm nähern darf, ohne todt niederzusinken. Die größte aller bekannten Soufrièren ist die S. von Urumtsi, westlich von der chines. Stadt Urumtsi, fast im Mittelpunkte Asiens, nördlich an dem Bogdo-Ola des Thianschangebirgs, zwischen den Vulkanen Peschan im Westen und Hotscheu im Osten. Sie wird von den Anwohnern die Brennende Ebene genannt und hat 56 Kilom. im Umfang.

Solfeggio (ital.), ein Uebungsstück für Gesang, in welchem die Töne nicht auf einen Text, sondern nur auf einzelne zusammenhanglose Silben oder Vocale gesungen werden. Theils sind die Solfeggien Intonations- und Treffübungen, theils auch Etuden für den Vortrag aller Arten Passagen und Coloraturen des Bravourgesangs. Solfeggien sind seit zwei Jahrhunderten in großer Zahl geschrieben, und zwar überwiegend von ital. Componisten und Gesanglehrern. — **Solfeggiren**, auch **Solmisiren** genannt, bedeutet ursprünglich, die Töne nicht auf einen Text, sondern auf den Silben der alten Solmisation (s. d.) absingen. Im weitern Sinne bezeichnet es auch das Absingen der Töne auf beliebigen andern Silben, oder auf den Buchstabennamen der Töne oder den Vocalen, welches letztere Verfahren man noch insbesondere Vocalisiren oder Abcdiren nannte. Am besten dienen dazu die fünf Vocale allein oder mit den verschiedenen Consonanten nacheinander verbunden. Die Tonbuchstaben sind dazu weniger günstig, weil bei vielen Kreuztönen nur der Vocal i (is, eis, gis u. s. w.) und bei B-Tönen nur der Vocal e (es, ges, des u. s. w.) zur Anwendung kommt. Dies veranlaßte Graun, die sieben Silben da, me, ni, po, tu, la, be anstatt der Tonbuchstaben c, d, e, f, g, a, h vorzuschlagen (**Damenisation**). Andere Solfeggirungsarten haben keine allgemeine Bedeutung erlangt.

Solferino, ein Dorf mit (1871) 1160 E. in der ital. Provinz Mantua, 5 Kilom. nordwestlich von dem Flecken Cavriana (s. d.), 15 Kilom. von Castiglione (s. d.), ist durch die Schlacht vom 24. Juni 1859, in welcher die Franzosen und Sardinier unter dem Kaiser Napoleon III. über die Oesterreicher unter Kaiser Franz Joseph siegten, bekannt geworden. Am 24. Juni waren beide Heere im Vormarsch und stießen unvermuthet aufeinander. Auf dem linken Flügel am Gardasee kämpfte der König von Sardinien, ohne gegen Benedek Vortheile erlangen zu können. Im Centrum bei S. und südlich davon entbrannte der Kampf bald zu großer Heftigkeit. In der Ebene kam Niel bei Medole ins Gefecht. Es entwickelte sich eine Reihe von Einzelgefechten. Die franz. Garde rückte zur Unterstützung gegen S., das von den Oesterreichern kräftig vertheidigt wurde. Der entscheidende Angriff auf S. geschah gegen 1 Uhr. Die Truppen des österr. 1. Corps (Clam-Gallas) wichen zuerst, und die übrigen, welche das Schloß und den Cypressenhügel vertheidigten, mußten nach tapferm Widerstande das Dorf aufgeben. Neue Gefechte entspannen sich um Dörfer und Höhen, besonders um Cassiano, Cavriana und den Monte-Fontana. Die Oesterreicher wichen kämpfend von Stellung zu Stellung. Auf ihrem linken Flügel wurden die Angriffe Niel's, welche nach 3 Uhr erfolgten, zurückgeschlagen. Da brach gegen 5 Uhr auf dem ganzen Schlachtfelde ein furchtbares Gewitter los, das auf den meisten Punkten die Schlacht beendigte und von den Oesterreichern zum Abzuge benutzt wurde. Nur Benedek stand während desselben noch im furchtbarsten Kampfe, als auch er den Befehl zum Rückzuge erhielt. Starke Arrièregarden hielten aber noch bis zur Nacht einzelne Stellungen besetzt, Gablenz die von Volta sogar bis 4 Uhr morgens. Die Niederlage der Oesterreicher, trotz aller Tapferkeit der Truppen, ist der mangelhaften Führung zuzuschreiben. Der größte Fehler von seiten der Verbündeten war, daß keine energische Verfolgung stattfand. Eine Entscheidungsschlacht für den Krieg war darum die Schlacht bei S. keineswegs, vielmehr kam der darauffolgende Friede von Villafranca (s. d.) nur aus polit. Beweggründen zu Stande. Vgl. «Der ital. Feldzug des J. 1859» (redigirt von der histor. Abtheilung des Generalstabes der königl. preuß. Armee, 3. Aufl., Berl. 1870; franz., Berl. 1862); Rüstow, «Der ital. Krieg von 1859» (1. bis 3. Aufl., Zür. 1859—60); «Der Feldzug von 1859, das Vorspiel zu den

Ereignissen 1866—70» (Berl. 1871); «Der Krieg in Italien 1859» (bearbeitet durch das österr. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte, Bd. 3, Wien 1876).

Solger (Karl Wilh. Ferd.), einer der bedeutendern Philosophen aus der Schule der Identitätsphilosophie, geb. 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark, bezog 1799 die Universität zu Halle und studirte die Rechte, ging 1801 nach Jena, wo er Schelling hörte, bereiste dann die Schweiz und Frankreich und nahm 1803 eine Anstellung bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin an, welche ihm Muße gönnte, sich seinen Studien eifriger hinzugeben und Fichte's Vorlesungen über die Wissenschaftslehre zu hören. Um ganz den Wissenschaften zu leben, legte er 1806 seine Stelle nieder und ging nach Schwedt, wo er seine treffliche Uebersetzung des Sophokles (2 Bde., Berl. 1808; 2. Aufl. 1824) vollendete. Später ging er nach Frankfurt a. O., wo er außerord. Professor an der Universität wurde. Bei der Verlegung derselben nach Breslau wurde er an die Universität nach Berlin versetzt, wo er 20. Oct. 1819 starb. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst» (2 Bde., Berl. 1815) und «Philos. Gespräche» (Berl. 1817). Seine von Tieck und Friedrich von Raumer herausgegebenen «Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel» (2 Bde., Lpz. 1826) geben von der Fülle seiner Kenntnisse und der Tiefe und Klarheit seines vielumfassenden Geistes Zeugniß. Seine «Vorlesungen über die Aesthetik» wurden von Heyse herausgegeben (Berl. 1829). In seinen philos. Ansichten, für deren Erörterung er die platonische Form des philos. Gesprächs allen andern vorzog, näherte er sich sehr dem Hegel'schen Standpunkt.

Solicitor-general, s. Staatsanwaltschaft.

Solidarisch (in solidum), oder einer für alle und alle für einen, heißt diejenige Gemeinschaftlichkeit von Verbindlichkeiten und Rechten, vermöge deren, wenn mehrere etwas zu fordern haben, ein jeder das Ganze fordern kann und, wenn mehrere verpflichtet sind, ein jeder das Ganze zu leisten schuldig ist. An und für sich findet eine solche Art von Gemeinschaftlichkeit nur bei untheilbaren Gegenständen statt; außerdem ist eine gemeinschaftliche Forderung oder Schuld von selbst getheilt, und jeder Betheiligte ist nur berechtigt oder gehalten, sie zu seinem Antheile einzuklagen oder zu bezahlen. Wenn aber mehrere zusammen ein Verbrechen begehen, so kann der dadurch Beschädigte von jedem das Ganze fordern. Eine solidarische Berechtigung oder Verpflichtung kann auch durch Vertrag und Testament begründet werden. Die, welche eine Vormundschaft oder eine andere öffentliche Verwaltung zusammen geführt haben, desgleichen mehrere Principale eines Schiffskapitäns, eines Factors, sind auch solidarisch verpflichtet. Ebenso macht das Handelsrecht die Mitglieder einer offenen Handelsgesellschaft für die Handlungsschulden solidarisch haftbar; was aber der eine auf diese allein gezahlt hat, kann er in der Regel von den übrigen zu ihren Antheilen zurückfordern, nur nicht bei Verbindlichkeiten aus Verbrechen; durch die Zahlung des einen werden die andern dem Gläubiger gegenüber frei. Solidarhaft kommt auch im Processe bei Kosten vor (Civilproceßordnung §§. 95 und 96). Vgl. Kraus, «Die Solidarhaft bei den Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften» (Bonn 1878).

Solidus hieß die Goldmünze, welche Kaiser Konstantin 330 an die Stelle der bis dahin üblichen goldenen Kaisermünze (aureus imperatorius) treten ließ. Ihr Gewicht ward auf $^1/_6$ Unze festgestellt, weshalb sie auch Solidus sextularius genannt ward, und mithin wurden aus dem 24löthigen röm. Pfund 72 Solidi zu je $1\,^1/_3$ Quentchen geschlagen, welche weiter eingetheilt wurden in semisses, tremisses, quadrantes, oder $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$. Das dazu verwandte Gold war durchschnittlich 23karatig. In der fränk. Monarchie blieb der Name bestehen; es änderte sich aber seine Bedeutung und die Geltung der dadurch bezeichneten Münze. Unter den Merovingern und Karolingern gab es nämlich folgende Hauptmünzen: das Pfund Gold, den Goldsolidus (solidus aureus, auch schlechthin solidus oder aureus genannt) und das Drittel des Goldsolidus (triens oder tremissis), ferner: das Pfund Silber, den Silbersolidus, das Drittel des Silbersolidus (tremissis) und den Denar (zuweilen auch schlechthin argentous genannt). Davon aber waren das Pfund Gold, das Pfund Silber und der Silbersolidus nebst seinem Drittel nur Rechnungsmünzen. Wirklich ausgeprägt und in Umlauf gegeben wurden nur der Goldsolidus, der goldene Triens und der Denar (s. d.). Letzterer, der Denarius, welcher stets aus Silber bestand, kann als die Münzeinheit des fränk. Münzsystems betrachtet werden, denn er bildete einen aliquoten Theil des Gold- wie des Silbersolidus, und zwar so, daß immer 12 Denarii einen Silbersolidus und 40 Denarii einen Goldsolidus ausmachten, solange überhaupt diese beiden Münzen nebeneinander bestanden. In der merovingischen Zeit theilte das Münzwesen zwar die Störungen und Schwankungen aller Staats- und Verwaltungsverhältnisse, durchschnittlich aber wurden aus dem beibehaltenen röm. Goldpfunde 87 Goldsolidi

geschlagen, die mithin etwas leichter ausfielen als die Konstantinischen; das Pfund Silber dagegen ward ungefähr zu 25 Silbersolidis (d. h. zu 275 Denaren) ausgeprägt. Pipin behielt in seinen ersten Regierungsjahren diese Währung bei, ließ aber später nur 22 Silbersolidi (d. h. 264 Denare) aus dem Pfunde schlagen, und Karl d. Gr. beschränkte diese Zahl zuletzt bis auf 20 Silbersolidi (d. h. 240 Denare), indem er zugleich das Gewicht des Pfundes fast um ein Viertheil erhöhte, sodaß sein Münzpfund 11 Loth $3^2/_5$ Quentchen schwerer war als die kölnische Mark, mithin 28 Loth wog. Nun hatte aber schon König Pipin die Goldsolidi gänzlich aufgehoben, und Karl bestätigte, wie es scheint, diese Verordnung aufs neue und brachte sie zu strenger Ausführung. Im Zusammenhange damit befahl er 801, daß die Bußen des Salischen Gesetzes, welche wie diejenigen aller deutschen Volksrechte in Goldsolidis angesetzt waren, fortan in Silbersolidis bezahlt werden sollten, sodaß je ein Silbersolidus an die Stelle eines Goldsolidus treten sollte. Die von Karl festgesetzte Stückzahl, wonach 20 Silbersolidi von je 12 Denaren auf das Pfund kamen, ward durch das ganze Mittelalter beibehalten, solange man überhaupt nach Pfunden rechnete; desto häufiger aber ward die Feinheit geändert und meistentheils verschlechtert. (S. Mark.) Die Feinheit des karolingischen Denars war $^{23}/_{24}$; mithin enthielt sein 28löthiges Münzpfund $26^2/_3$ Loth feines Silber, betrug also nach gegenwärtigem Geldwerthe gerechnet 88 Frs. 30 Cent. oder (wenn man den heutigen Silberfranken Courantgeld dem Goldfranken gleichstellt) 71 deutsche Mark 52 Pf.; sein Silbersolidus oder Schilling 4 Frs. $41^1/_3$ Cent. oder 3 Mark $^5/_{16}$ Pf.; endlich sein Denarius oder Pfennig 36,8 Cent. oder 29,8 deutsche Pf. Dieses Mischungsverhältniß von 23 Theilen feinem Silber in 24 Theilen rauh wird auch im spätern Mittelalter zuweilen erwähnt und dann Königssilber oder Karls Loth genannt. Feinheit und Curswerth der spätern Solidi sanken mehr und mehr herab; sodaß der Name zuletzt auf Kupfermünzen, wie den ital. Soldo und den franz. Sou (s. d.), überging.

Soliman, besser Suleiman II., der hervorragendste unter den osman. Sultanen, von der Geschichte der Große oder der Prächtige, von den Türken Kanûni, d. h. der Urheber des Kanon oder Hausgesetzes, genannt, geb. 1496, war der einzige Sohn Selim's I. und regierte 1520—66. Nachdem er die mit Persien bestehenden Zerwürfnisse durch einen Waffenstillstand beigelegt, wandte er sich gleich 1521 gegen Ungarn, dem er die wichtigen Grenzfestungen Belgrad und Schabatz entriß. Im J. 1522 eroberte er das von den Johanniterrn ruhmvoll vertheidigte Rhodus und unternahm sodann einen abermaligen Feldzug gegen Ungarn; 1526 fiel die Feste Peterwardein den Türken in die Hände; König Ludwig, der sich dem Sultan entgegenwarf, wurde bei Mohacs gänzlich geschlagen und verlor selbst das Leben, worauf viele ungar. Plätze dem Sultan die Thore öffneten. In andere Theile seines Reichs abgerufen, konnte S. erst 1529 seine Eroberungen in Ungarn fortsetzen. Um seine Plane durch einen Schein von Legalität zu fördern, stellte er dem erwählten Nachfolger des Königs Ludwig, dem deutschen Kaiser Ferdinand, nach Eroberung des schon 1526 besetzt gewesenen, dann aber wieder verlorengegangenen Ofen, in Johann Zapolya, Fürsten von Siebenbürgen, einen der Pforte lehnspflichtigen Gegenkönig gegenüber, und rückte, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu zwingen, mit einem mächtigen Heere vor Wien, welches er vom 27. Sept. bis 15. Oct. 1529 wiederholt berannte, ohne es einzunehmen. Nach einem 1532 unter polit. Unterstützung Frankreichs unternommenen fernern Kriege, in welchem Steiermark arg verwüstet wurde, kam endlich ein Friede zu Stande, durch welchen S. sich das ungar. Tiefland und einen Theil von West- und Mittelungarn abtreten ließ. Nicht minder glücklich war S. an andern Punkten. Seine Flotten unter Chaireddin und Horuk beherrschten einerseits das Mittelmeer bis Gibraltar und beunruhigten andererseits die Portugiesen in ihren ind. Besitzungen. Die mohammed. Barbareskenstaaten Nordafrikas erkannten die Oberherrschaft des Sultans an. Ein mit den Persern abgeschlossener Friede dehnte die türk. Grenzen über Georgien, Wan und Mossul aus. Venedig und Genua verloren ihre letzten Besitzungen in den griech. Meeren. Unter keinem Sultan ist die Idee der islamitischen Weltherrschaft mit so viel Consequenz und Erfolg zur Geltung gebracht worden, wie unter S., welcher das türk. Staatswesen zu seiner höchsten Entwickelung brachte. Nur Korfu und Malta leisteten seinen Waffen glücklichen Widerstand und in Ungarn konnte 1566 die kleine Festung Szigeth, von dem tapfern Zrinyi (s. d.) vertheidigt, erst nach fünfmonatlicher Belagerung genommen werden. In dem Lager vor Szigeth starb S. 5. Sept. 1566, wenige Tage vor der Eroberung, den Thron seinem Sohne Selim II. Mohammed hinterlassend. S. war der letzte in der Schule des öffentlichen Lebens für seinen Herrscherberuf herangereifte Sultan; bei seiner vorzüglichen Begabung konnte er sich somit zu der großartigen Persönlichkeit gestalten, die wir in ihm erkennen. Bei aller Liebe für Wissenschaft und Kunst, die man ihm nach-

rühmt, bei allem seinem polit. kriegerischen Geschick aber war er hart und grausam. In der Einheit der Dynastie die Macht des Staats sehend, schonte er das Leben der eigenen Söhne nicht.

Solingen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt auf einer Anhöhe unfern der Wupper, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Amtsgerichts, eines Gewerbegerichts und einer Handelskammer, hat eine kath. und zwei evang. Kirchen, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule und zählt (1875) 15,142 E. S. mit seinen Umgebungen ist der Sitz wichtiger Stahl- und Eisenwaarenfabriken, denen in Bezug auf die Schwertfabrikation keine, in den übrigen Zweigen aber nur die engl. Fabriken an die Seite gestellt werden können. Im Kreise S. sind in mehr als 2700 Werkstätten gegen 10,000 Arbeiter mit der Production von Klingen, Messern, Scheren, Stahlrahmen, Feilen, Revolvern, Schirmgestellen und Metallwaaren verschiedener Art, zum größten Theil von anerkannter Vorzüglichkeit, beschäftigt. Schon im frühen Mittelalter waren die Solinger Klingen berühmt. Sie werden jetzt in die entferntesten Länder versandt, und es dürfte kaum ein Kriegsheer bestehen, das nicht wenigstens zum größern Theil mit solinger Waffen armirt ist. Die sog. echten Damascenerklingen werden von mehrern Meistern in S. in höchster Vollkommenheit geschmiedet. Im Interesse der Industrie und des Handels wirken eine Handelskammer und eine Filiale der Reichsbank. Mit der Haan-Deutzer Eisenbahn ist S. seit 1867 durch eine Zweigbahn verbunden. — Im Kreise S., der auf 293,5 QKilom. (1875) 98,556 E. zählt, liegen noch die Städte Dorp, an der Wupper, mit 11,396 E., Höhscheid mit 9959 E., Gräfrath mit 5619 E., Wald mit 7692 E., Merscheid mit 10,039 E., Opladen mit 2691 E., Neukirchen mit 2036 E., Leichlingen mit 5350 E., Burscheid mit 5908 E. und Hitdorf mit 1824 E., sowie mehrere sehr volkreiche Dörfer, welche sämmtlich Industrieorte sind.

Solinus (Gajus Julius), röm. Grammatiker aus dem 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte in einer gesuchten, geschmacklosen Sprache ein Werk unter dem Titel «Collectanea rerum memorabilium», in welchem er mit steter Benutzung einer nach der «Historia naturalis» des Plinius gemachten Geographie eine Sammlung meist geogr. Notizen gibt. Eine Umarbeitung des Werks, die im 6. Jahrh. stattfand, erhielt den Titel «Polyhistor». Auch gibt es eine vorzügliche Ausgabe des S. von Mommsen (Berl. 1864) und reiches Material für die Erklärung desselben in Salmasius' «Exercitationes Plinianae in Solini polyhistorem» (2 Bde., Par. 1629; 2. Ausg. von Pitiscus, Utr. 1689).

Solipsen (zusammengesetzt aus dem lat. solus, allein, und ipse, selbst) ist der allegorische Name der Jesuiten, weil sie nur an sich selbst zuerst denken. Vgl. Inchofer (Jul. Clem. Scotti), «Monarchia Solipsorum» (Vened. 1645; franz. von Restaut, Par. 1721; 3. Aufl. 1824). — **Solipsismus** ist daher soviel als Selbstsucht.

Solis (Virgil), geb. 1514, gest. 1562, war ein sehr geschickter nürnberger Künstler, welcher als Zeichner, Illustrator, Maler und Kupferstecher thätig und überaus fruchtbar war. Die Zahl seiner bekannten wol meist nach Entwürfen anderer Künstler gefertigten Kupferstiche und Holzschnitte beträgt, obgleich er nur 48 J. alt geworden ist, gegen 700. Er stellte Scenen der biblischen und profanen Geschichte, des täglichen Lebens und Mythologie, Allegorien, Porträts, Jagden, Thierstücke, Wappen und Ornamente, letztere als Vorlagen für Kunsthandwerker, dar.

Solis y Ribadeneira (Antonio de), span. Dichter und Geschichtschreiber, wurde 28. Oct. 1610 zu Alcala de Henares geboren. Neben jurist. Studien auf der Universität zu Salamanca, versuchte er sich in der dramatischen Poesie und schrieb mit 17 Jahren seine mit Beifall aufgenommene Komödie «Amor y obligacion». Dann begleitete er seinen Gönner, den zum Vicekönig von Navarra und dann von Valencia ernannten Grafen von Oropesa, und diente ihm als Secretär mit solcher Auszeichnung, daß Philipp IV. ihn zum Official der Staatskanzlei und zu seinem Secretär ernannte. Später auch zum ersten Historiographen von Indien ernannt, verfaßte er sein bedeutendstes Werk, die so berühmt gewordene «Geschichte von Mexico» (Madr. 1685; 5 Bde., Madr. 1798; 4 Bde., Madr. 1825; 3 Bde., Lond. 1809; 3 Bde., Par. 1826). Im 57. Jahre seines Lebens faßte er den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten und starb 19. April 1686 zu Madrid. Seine «Poesias» erschienen zu Madrid 1692 und zuletzt 1732, seine neun «Comedias» ebendaselbst 1681, zuletzt 1716. Unter den letztern ist «El alcazar del secreto» die beste und die nach der gleichnamigen Novelle des Cervantes bearbeitete «Gitanilla de Madrid» oder «Preciosa» die bekannteste. Er verdankt seinen Ruf als dramatischer Dichter mehr der Correctheit seiner Stücke der Eleganz des Stils und der Glätte des Dialogs, als einer besondern Erfindungsgabe und schöpferischen Kraft. Außerdem hat man von ihm noch eine Sammlung von Briefen (herausg. von Mayans, Madr. 1737).

Solling oder Sollingerwald, ein den Gebirgszügen der Weserterrasse angehöriges plateauartiges Sandsteingebirge, zwischen der Leine und der Weser gelegen, als südöstl. Fortsetzung des Lippeschen Berglandes, mit dem Moosberge bei Neuhaus, welcher der Scheitelpunkt und 515 Mt. hoch ist, durchzieht die südl. Theile von Hannover und Braunschweig und wird in den Großen und Kleinen S. getheilt, von denen der letztere innerhalb des hannov. Fürstenthums Göttingen liegt. Im ganzen hat der S. eine Ausdehnung von 66,5 Kilom. Er ist reich an Laubholz und liefert außer Torf und Eisen besonders sehr gute Sandsteine, die auf der Weser in die umliegenden Landschaften verfahren werden. Nach der preuß. Stadt Höxter (s. d.), die 15 Kilom. vom Moosberge an der Weser liegt, heißen sie Höxtersteine. Zu Holzminden werden sie zu Platten und Bauornamenten verarbeitet.

Sollohub (Sollohub, Wladimir Alexandrowitsch, Graf), russ. Schriftsteller, stammt aus einem alten litauischen Geschlechte und wurde 1814 in Petersburg geboren. Er erhielt eine wissenschaftliche Erziehung und wurde als Attaché der russ. Gesandtschaft in Wien zugetheilt. Sodann lebte er eine Zeit lang ganz der Literatur, bis er 1850 mit dem Range eines Staatsraths dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens aggregirt wurde. Später lebte er mehrere Jahre in Dorpat, und 1865 wandte er sich nach Moskau. Als Schriftsteller trat S. zuerst mit einer Reihe Erzählungen unter dem Titel «Na Son Grjaduschtschii» (2 Bde., Petersb. 1841—43) auf, welche sich durch Leichtigkeit und Eleganz des Stils auszeichnen, aber von der Blasirtheit der großen Welt nicht ganz frei sind. Hierauf gab er eine literarische Sammlung «Gestern und heute» (Petersb. 1845) heraus. Das bedeutendste seiner Werke, nach Gehalt wie nach Ausführung, ist «Tarantas» (Petersb. 1845), welches auch in mehrere Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Lippert, 2 Bde., Lpz. 1847). Es stellt die Reise eines jungen petersburger Russen durch die innern Provinzen seines Vaterlandes dar und gibt ein ergötzliches Bild des russ. Lebens und Treibens, wobei durch Nebeneinanderstellung patriarchalischer Einfalt und moderner Ueberbildung die frappantesten Contraste entstehen. In der Folge schrieb S. viel für das Theater, unter anderm die Baudevilles «Zwjetobessie» (1845), «Bjeda ot njeshnago serdza» (1850) u. s. w. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche Novellen und Skizzen in verschiedenen russ. Zeitschriften (zum Theil in deutscher Uebersetzung, Lpz. 1852). Von seinen Erzählungen machen auf bleibenden Werth Anspruch: «Aptekarscha», «Istoria dwuch kalosch», «Dwe minuty», «Starushka». S. gehört zu den besten Schriftstellern der vierziger Jahre, besonders als Sittenschilderer. Man vermißt in seinen Schriften freilich die innere Wärme und den poetischen Hauch, jedoch fesseln sie durch ihre große Naturwahrheit.

Solmisation ist die mittelalterliche Bezeichnung der Töne nach den sechs Silben ut re mi fa sol la. Bei textlosen Singübungen wurden diese Silben allgemein gebraucht; ein solches Singen hieß solmisiren oder solfeggiren (s. Solfeggio). Man theilte damals die Töne nicht ab nach Octaven oder Reihen von acht Tönen, sondern nach Systemen von sechs Tönen und benannte diese mit dem griech. Worte Hexachord. Dem Hexachord lag die Durtonleiter zu Grunde. Jeder Grundton einer Leiter heißt ut, der zweite Ton oder die Secunde re u. s. w. Also in C-dur bedeutet ut re mi fa sol la soviel als c d e f g a, in G-dur soviel als g a h c d e, in F-dur soviel als f g a b c d. Hieraus geht hervor, daß bei der S. die Namen der Töne nicht constant sind, wie bei unserer Buchstabenbenennung, sondern daß sie nach den Tonarten wechseln; so z. B. heißt c in C-dur ut, in G-dur aber fa und in F-dur sol, es hat also drei verschiedene Namen, je nachdem es Grundton oder Quarte oder Quinte ist. Dieses führte in der alten Musiklehre zu einem sehr verwickelten System der wechselnden Benennung der Töne, welches Mutation genannt wurde. Die Schwierigkeiten der Mutation suchte man dem Schüler an den Gliedern der guidonischen Hand zu erleichtern, so genannt von Guido von Arezzo (s. d.), dem angeblichen Erfinder der S., von dessen Schülern diese Lehren seit dem 10. Jahrh. nach und nach ausgebildet wurden. Zu den sonderbaren sechs Silben kam man durch einen von Paulus Diakonus gedichteten Hymnus an den heil. Johannes, in welchem die sechs ersten Verse mit diesen Silben anfingen (Ut queant laxis | Resonare fibris | Mira gestorum | Famuli tuorum | Solve polluti | Labii reatum | Sancte Johannes) und zwar zu einer Melodie, die in c (ut) begann und mit jeder folgenden Zeile einen Ton höher stieg. Diese Melodie erwies sich als die passendste Schulübung, deshalb kam sie zu der Ehre, für die mittelalterlichen Töne die Bezeichnung herzugeben. Die S. ist für Gesang und Contrapunkt bestimmt und hat für beide bleibende Bedeutung. Hinsichtlich der Benennung der Töne mußte aber der Apparat der Mutation aufgegeben werden, als das System der Octave an die Stelle des Hexachords trat. Man half sich nun damit, daß (im 17. Jahrh.) als Name für die siebente

Tonstufe (h und b) die Silbe si gewählt wurde, wodurch die sieben Silben ut re mi fa sol la si für die sieben Tone der Octave gewonnen und damit gleiche, feststehende Namen für alle Töne hergestellt waren. Nach diesen sieben Silben werden die Töne wie die Tonarten jetzt von allen musikalischen Nationen bezeichnet (die Italiener sagen do statt ut des Wohllauts und der Gleichmäßigkeit wegen); nur die Deutschen machen hiervon eine Ausnahme, da sie aus ihrer alten Orgeltabulatur die noch einfachere Benennung nach den Buchstaben gewählt haben.

Solms, ein altes gräfl., später auch fürstl. Geschlecht in der Wetterau, dessen Stammhaus seit dem 14. Jahrh. Braunfels war, hat Marquard, Grafen zu S., im Hessengau, der zuerst 1129 erwähnt wird, zum ersten gewissen Stammvater. Das ursprüngliche Stammhaus S., eine alte verfallene Burg, liegt unweit Braunfels an dem Flüßchen Solms. Die Söhne des Grafen Otto, gest. 1409, Bernhard und Johann, gründeten die Linie S.-Braunfels und S.-Lich. Erstere theilte sich in drei Zweige, von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der 1693 den Namen Braunfels annahm und 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Das Haus S. hatte in Ansehung seiner im Oberrheinischen Reichskreise gelegenen Stammbesitzungen Reichsunmittelbarkeit, Landeshoheit, Reichs- und Kreisstandschaft. Die zweite Linie theilte sich in zwei Hauptzweige: S.-Lich und Hohen-S., der seit 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und den gräflichen S.-Laubach. Die beiden fürstl. Häuser bekennen sich zur reform. Kirche. Die Linie S.-Laubach, welche protestantisch ist, theilt sich in zwei Unterlinien: S.-Sonnenwalde und S.-Baruth, die wieder in zwei Aeste: a) S.-Rödelheim und Assenheim und b) S.-Wildenfels zerfällt mit den Nebenästen S.-Wildenfels-Laubach und S.-Wildenfels zu Wildenfels. — Der Fürst von S.-Braunfels, Ernst, geb. 12. März 1835, der 1873 seinem Oheim Ferdinand folgte, besitzt den wichtigsten zusammenhängenden Theil der Solms'schen Besitzungen: unter preuß. Oberhoheit die Aemter Braunfels und Greiffenstein, unter hessischer die Aemter Hungen, Wölfersheim und Gambach und unter württembergischer einen Theil von Limpurg-Gaildorf, zusammen 500 QKilom. Er ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Seine Residenz ist Braunfels. — Der Fürst von S.-Lich und Hohen-S., Ludwig, geb. 24. Jan. 1805, hat unter preuß. Hoheit das Amt Hohen-S. und unter hessischer die Aemter Lich und Niederweisel, zusammen 220 QKilom. Er residirt zu Lich, einer kleinen Stadt an der Wetter, und ist erbliches Mitglied des Herrenhauses. In weitern Kreisen wurde Fürst Ludwig bekannt durch seine auf Haller'schen Principien beruhende Schrift «Deutschland und die Repräsentativverfassung» (Gieß. 1838), die manche Widerlegung fand, dagegen von dem Fürsten von S.-Wildenfels in seiner Schrift «Bemerkungen zu der Schrift: Deutschland und die Repräsentativverfassung» (Zwick. 1838) scharf angegriffen wurde. — Standesherr in der Linie S.-Laubach zu Rödelheim und Assenheim ist Graf Maximilian, geb. 14. April 1826, und zu S.-Laubach Graf Friedrich, geb. 23. Juni 1833. Der Standesherr von S.-Wildenfels zu Wildenfels, Graf Friedrich Magnus, geb. 26. Jan. 1811, der neben der Herrschaft Wildenfels unter königl. sächs. Hoheit auch im Großherzogthum Hessen und in Sachsen-Weimar Besitzungen hat, ist erbliches Mitglied der Ersten Kammer des Königreichs Sachsen. Einen Nebenzweig des zuletzt genannten Hauses bildet der gräfliche zu Sachsenfeld, dessen gegenwärtiges Haupt Arthur Graf zu S. (geb. 20. Juni 1808) ist. — Die gräfl. Linie S.-Laubach besaß früher jenseit des Rheins die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld, für deren Verlust sie 1802 durch die im Solmsischen Territorium gelegenen Abteien Altenburg und Arenberg entschädigt wurde. Sie blüht in mehrern Zweigen. Den Zweig Sonnenwalde-Rósa repräsentirt Graf Friedrich, geb. 1. Dec. 1800, anhalt. Kammerherr und Oberjägermeister; den Zweig Sonnenwalde-Alt-Pouch Graf Theodor, geb. 6. Febr. 1814, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses; den Ast S.-Baruth zu Baruth Graf Friedrich, geb. 3. Aug. 1795, ebenfalls Mitglied des preuß. Herrenhauses. Im J. 1806 verloren beide fürstl. Linien und die gräfliche ihre Reichsunmittelbarkeit. Vgl. Graf zu S.-Laubach, «Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses S.» (Frankf. a. M. 1865).

Solnhofen, ein Pfarrdorf von 800 E. im bair. Regierungsbezirk Mittelfranken, im Landgericht und 5,5 Kilom. südlich von Pappenheim, 15 Kilom. westlich von Eichstädt, an der Altmühl, verdankt seinen Ursprung der von Sola, einem Schüler und Verwandten des heil. Bonifacius, 743 gegründeten Benedictinerabtei (1534 säcularisirt) und ist ein geologisch und für die lithographische Kunst berühmter Ort. Es werden in der Gegend auf dem bewaldeten Plateau, in welches das Thal der Altmühl eingeschnitten, die besten zur Lithographie geeigneten Kalksteine gewonnen, welche man bis jetzt auf der ganzen Erde kennt. Da diese einen sehr großen Absatz

über Europa hinaus finden, so haben die zu dem Zwecke angelegten Steinbrüche allmählich eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, sodaß darin an 300 Menschen beschäftigt sind. Der sog. Lithographische oder Solnhofer Stein besteht aus einem dünn und sehr regelmäßig geschichteten, ganz dichten, meist hellgelben oder etwas graulichen Kalkstein von ganz besonderer Reinheit und Gleichförmigkeit des Korns. Derselbe bildet die obersten Schichten der Juraformation dieser Gegend und liegt theils auf gewöhnlichem Jurakalkstein, theils auf Dolomit. In denselben Schichten, die man zur Lithographie verwendet, kommt eine große Menge oft gut erhaltener Versteinerungen von Fischen, Pterodaktylen, Krebsen, Ammoniten und selbst Libellen vor.

Solo (ital., Plural Soli) heißt ein Tonstück für eine Singstimme oder ein Instrument, entweder ganz allein oder mit Begleitung anderer Instrumente. Die Solostimme ist, wenn mit begleitenden Stimmen verbunden, die Hauptstimme, welcher der wesentliche Theil in dem betreffenden Stücke zukommt. Man unterscheidet einstimmige und mehrstimmige Solosätze. In einstimmigen ist nur eine Solostimme vorhanden, wie z. B. in der Arie, den Concerten für Streich- und Blasinstrumente und für Klavier. In mehrstimmigen Solosätzen treten mehrere Stimmen auf, und dazu gehören die Duette, Terzette u. s. w. für Gesang und Instrumente.

Solöcismus (griech.) heißt im allgemeinen jeder grobe Sprachfehler, vorzugsweise aber bezeichnet man in der Rhetorik damit Fehler in der Verbindung der Worte und unterscheidet davon als von syntaktischen Fehlern genauer die Barbarismen als Fehler im Gebrauch einzelner Worte, obwol die Grenzen zwischen beiden oft nur schwer zu ziehen sind und beide Fehler oft in der Rede zusammenfallen. Schon die Alten leiteten das Wort von der Stadt Soloi (lat. Soli) in Cilicien ab, deren zum Theil griech. Bewohner ein schlechtes Griechisch sprachen.

Solon, der berühmte athenische Gesetzgeber, war ein Sohn des Exekestides aus dem alten Geschlechte der Kodriden (Nachkommen des letzten attischen Königs Kodros). Geboren um 639 v. Chr., widmete er sich zunächst dem Handel und benutzte die in Geschäften unternommenen Reisen zugleich zu seiner geistigen Ausbildung. Sein erstes polit. Auftreten war ein poetischer Protest gegen den kleinmüthigen Beschluß seiner Landsleute, die Insel Salamis, um welche sie lange Zeit mit ihren Nachbarn, den Megarern, unglücklich gekämpft hatten, aufzugeben. Da nämlich durch einen Volksbeschluß der Antrag auf Wiederaufnahme des Kriegs bei Todesstrafe verboten war, erschien S. in erheucheltem Wahnsinn in der Volksversammlung und trug da ein elegisches Gedicht von 100 Versen, «Salamis» betitelt, vor, durch welches er die Bürger so begeisterte, daß sie nach Aufhebung jenes Beschlusses den Krieg gegen Megara aufs neue begannen. Bald darauf (um 600) spielte S. auch in dem sog. ersten Heiligen Kriege, welchen der Herrscher von Sikyon, Kleisthenes, und die Athener im Auftrage des Amphiktionenbundes gegen die Stadt Krisa zum Schutze des Delphischen Heiligthums führten, eine nicht unbedeutende Rolle. Unterdessen waren die innern Verhältnisse des athenischen Staats infolge langjähriger Parteikämpfe zwischen dem Adel (den großen Grundbesitzern) und dem Volke so zerrüttet, die Schuldenlast, unter welcher die ärmere Volksklasse seufzte, so unerträglich geworden, daß alle Parteien die Nothwendigkeit einer gründlichen Abhilfe erkannten. Es wurde also, nachdem man durch den Sühnpriester Epimenides aus Kreta eine religiöse Reinigung der durch die blutigen Parteifehden befleckten Stadt hatte vornehmen lassen, durch einen Compromiß S. als Mann des öffentlichen Vertrauens zum ersten Archon ernannt und mit außerordentlicher Vollmacht zur Verfassungsänderung und Gesetzgebung bekleidet (594 v. Chr.).

Nachdem dieser hauptsächlich mittels einer Reduction des Münzgewichts eine Erleichterung der Schuldenlast (Seisachtheia) herbeigeführt, so die Noth der ärmern Klassen gemildert und viele Bürger, die wegen Zahlungsunfähigkeit ins Ausland geflohen oder gar als Sklaven verkauft worden waren, ins Vaterland zurückgeführt hatte, regelte er die Rechte und Pflichten der Bürger dem Staate gegenüber durch eine Eintheilung der gesammten Bürgerschaft in vier Vermögens- und Steuerklassen: 1) Pentakosiomedimnen, d. i. solche, die jährlich wenigstens 500 Medimnen (Scheffel) Getreide oder Metreten (Maß von 39,39 Lit.) Wein und Oel von ihren Grundstücken ernteten; 2) Hippeis (Ritter), d. i. solche, die wenigstens 300 Scheffel ernteten und daher ein zum Kriegsdienst taugliches Pferd halten konnten; 3) Zeugîtä (Gespannbesitzer), d. i. solche, die wenigstens 200 (oder 150) Scheffel ernteten und wenigstens ein Joch Ochsen (oder Maulthiere) halten konnten; 4) Thetes (Lohnarbeiter), die weniger oder gar kein Grundeigenthum besaßen. Die Angehörigen der letztern Klasse waren von der Verpflichtung zum Kriegsdienste, wenigstens als Hopliten (Schwerbewaffnete), und zur Zahlung von Vermögenssteuern frei, dafür aber auch von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen; die Mitglieder der übrigen Klassen wurden nach Maßgabe ihres Besitzes zu den Staatsleistungen

herangezogen, die der ersten genossen als die Höchstbesteuerten das Vorrecht, daß die obersten Beamten (Archonten) nur aus ihrer Mitte gewählt wurden, die dann selbst wieder nach unsträflicher Amtsführung in den Areopag (s. d.) eintreten sollten. Man nennt diese Verfassung eine timokratische, weil sie die polit. Rechte und Pflichten nach dem Census (griech. τιμή) regelt. Als höchste berathende Behörde setzte S. einen Rath (βουλή) von 400 Mann ein, dessen Beschlüsse aber der Bestätigung oder Verwerfung durch die Volksversammlung, zu der auch die Theten Zutritt hatten, unterlagen. Auch an der richterlichen Gewalt gab er dem Volke Antheil, indem er neben den von Alters her bestehenden oder durch Drakon (s. d.) eingesetzten Gerichtshöfen die sog. heliastischen, d. i. Geschworenengerichte, einrichtete. Diese Verfassungsbestimmungen, sowie zahlreiche Gesetze über das sociale und bürgerliche Recht ließ S. auf hölzerne Pfeiler von theils viereckiger, theils prismatischer Form eingraben, die auf der Akropolis aufgestellt wurden, nachdem er, wie erzählt wird, das Volk sich hatte eidlich verpflichten lassen, zehn Jahre lang nichts daran zu ändern. Er selbst unternahm dann wieder längere Reisen nach Aegypten, Kleinasien (wo er, nach einer freilich chronologisch bedenklichen Tradition, den König Krösos von Lydien besucht haben soll) und Cypern; bei seiner Rückkehr nach Athen fand er den Staat aufs neue von heftigen Parteikämpfen zerrissen, die trotz der Warnungen, welche S. in dichterischer Form an seine Landsleute richtete, bald zur Tyrannis des Pisistratus (s. d.) führten. S. starb in hohem Alter um das J. 559 v. Chr. Eine Lebensbeschreibung von ihm besitzen wir von Plutarch (herausg. von Westermann, Braunschw. 1841). Die zahlreichen Fragmente der Dichtungen S.'s sind gesammelt in Schneidewin's «Delectus poesis Graecorum elegiacas» (Gött. 1838) und in Bergk's «Poetae lyrici Graeci» (3. Aufl., Lpz. 1866).

Solothurn, der 10. Canton der schweiz. Eidgenossenschaft, grenzt im W. an Bern, im N. an Elsaß und Baselland, im O. an Aargau, im S. an Aargau und Bern und hat ein Areal von 784 QKilom., welches aus einem schief-kreuzförmigen Hauptstücke und drei von Bern und von Elsaß und Bern umschlossenen Enclaven besteht. Von Südwesten nach Nordosten wird das Land von fünf Hauptketten des Jura (s. d.) durchzogen, deren südlichste die höchsten Punkte des Cantons, die Hasenmatt (1449 Mt.) und den Weißenstein (1282 Mt.) mit der Röthifluh (1398 Mt.) aufweist. Zwischen den Ketten, die hier und da von schmalen Querthälern oder Klusen durchbrochen sind, dehnen sich einförmige Längenthäler aus. Der Süden des Cantons mit dem breiten Rücken des Bucheggbergs (649 Mt.) und der fruchtbaren Ebene des Buchsgaues, gewöhnlich kurzweg Gäu genannt, gehört der Hochebene an. Die nördl. Juragegenden, das sog. Schwarzbubenland, gehören zum Gebiete der Birs (s. d.), die südlichsten, sowie die Hochebene zu demjenigen der Aare (s. d.), welche parallel mit dem Jura das Gäu durchfließt und unweit der Hauptstadt die Große Emme (s. d.), bei Olten die Dünnern aufnimmt. Der Canton zählt (1870) 74,713 E. fast ausschließlich deutscher Zunge, worunter 62,072 Katholiken, 12,448 Reformirte (meist im Bucheggberg), 101 Christen anderer Confessionen und 92 Israeliten. Die wichtigste Erwerbsquelle ist der Ackerbau, welcher Getreide über den eigenen Bedarf erzeugt. Die fruchtbarsten Gegenden sind die Landschaften am Südfuße des Jura; doch bieten auch die Hochflächen und Abhänge der Gebirge theilweise vorzügliches Culturland. Nur 8,4 Proc. der Bodenfläche sind unproductiv; 31,3 Proc. entfallen auf Waldungen, 60,3 Proc. auf Acker- und Gartenland, Wiesen und Weiden. Der Weinbau ist unbedeutend, wichtig dagegen der Obstbau, der Obst- und Kirschwasser (aus dem Schwarzbubenlande) zur Ausfuhr bringt. In den höhern Juragegenden wird, wie in den Alpen, die Viehzucht selbstständig als Alpwirthschaft betrieben. Nach der Viehzählung von 1876 zählt der Canton 2982 Pferde, 28,918 Rinder, 10,520 Schweine, 4253 Schafe, 10,918 Ziegen, 7254 Bienenkörbe. Der Bergbau liefert im Jura vorzüglichen Kalkstein (Solothurner Marmor), Gips und Bohnerz, aus dem ein treffliches Stabeisen gewonnen wird, in der Hochebene Sandsteine. Von Mineralwassern sind zu erwähnen die salinisch-muriatischen Schwefelquellen von Lostorf, nordöstlich von Olten; als klimatische Curorte sind bekannt der vielbesuchte Weißenstein unweit der Hauptstadt und die Frohburg nördlich von Olten. Die Industrie hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben; zu erwähnen sind die Maschinenfabrikation und die Strumpfwirkerei von Olten, die Papierfabrikation von Biberist, die Baumwollspinnerei von Derendingen, die Hüttenwerke und Eisenhämmer der Balsthaler Klus und Gerlafingens, die Seidenindustrie des Schwarzbubenlandes, die meist von Basel abhängig ist u. s. w. Dem Handel dienen die Bahnlinien Biel-S.-Olten-Aarau, Lyß-S.-Herzogenbuchsee, S.-Burgdorf, alle im Süden des Cantons. Der Verkehr des Nordens benutzt die Linie Basel-Delsemont-Biel (Jurabahn), welche bei Dornach im Birsthale solothurnisches Gebiet streift. Eine Linie

quer durch den Jura von Basel über Liestal und Balsthal nach S. (Wasserfallenbahn) ist projectirt. Die wichtigsten fahrbaren Jurapässe des Cantons sind der Obere und Untere Hauenstein (s. d.) und der Paßwang (1005 Mt.), der aus dem Gebiete der Dünnern in das der Birs führt. Als Industrie- und Handelsplätze sind außer der Hauptstadt zu erwähnen das Städtchen Olten, Balsthal (1259 E.) am nördl. Eingange der wildromantischen Balsthaler- oder Oensingerklus, Mümliswyl am Südabhange des Paßwang, Grenchen an der Linie Biel-S. und Schönenwerd an der Linie Olten-Aarau.

Die Verfassung ist demokratisch. Der Cantonsrath, je ein Mitglied auf 650 E., ist gesetzgebende, der aus fünf Mitgliedern bestehende Regierungsrath, dessen Präsident den Titel Landammann führt, vollziehende Behörde. Bei beiden beträgt die Amtsdauer fünf Jahre. Für Gesetze und Ausgaben über 100,000 Frs. ist das Referendum (s. d.) obligatorisch; überdies steht dem Volke auf Begehren von 2000 stimmfähigen Bürgern die Initiative zu Gesetzen u. dgl. zu. In administrativer Hinsicht zerfällt der Canton in die fünf Bezirke Balsthal, Bucheggberg-Kriegstetten, Dornach-Thierstein, Olten-Gösgen und S.-Lebern, an deren Spitze je ein Oberamtmann steht. Jede der 132 polit. Gemeinden besitzt einen Friedensrichter, jeder Bezirk ein Amtsgericht. Ueber Criminalfälle urtheilt das Schwurgericht. Oberste Instanz in allen appellabeln Rechtsfällen ist das Obergericht, welches sieben Mitglieder mit fünfjähriger Amtsdauer zählt. In kirchlicher Beziehung gehört der Canton, welcher noch sieben Klöster zählt, seit 1876 zur schweiz. Nationaldiöcese; vor 1873 stand er unter dem Bisthum Basel. Die prot. Gemeinden schließen sich an die bernische Landeskirche an. Das wohlgeordnete Schulwesen steht unter einer Schulsynode von 20 Mitgliedern. Außer den obligatorischen Primärschulen und den Secundärschulen besitzt S. eine Cantonsschule und ein Lehrerseminar in der Hauptstadt. Unter den 25 Cantonen und Halbcantonen der Schweiz nahm es bei den Rekrutenprüfungen von 1877 den siebenten Rang ein. Die Staatsrechnung von 1876 weist bei 1,768,000 Frs. Einnahmen 1,875,000 Frs. Ausgaben und ein reines Staatsvermögen von 7,462,000 Frs. auf. Directe Steuern wurden im Canton S. nicht erhoben.

Die Geschichte des Cantons wird wesentlich durch diejenige seiner Hauptstadt bedingt. Zur Römerzeit gehörte das Gebiet nördlich der Aar mit den Grenzstädten Solodurum und Ultina (Olten) zu Raurachien, das südliche zu Helvetien. Im 5. Jahrh. ward das Land von Alemannen besiedelt, im 6. kam es unter fränk. Herrschaft, 888 an Kleinburgund und mit diesem 1032 wieder an das Reich und 1097 unter die Herrschaft der Herzoge von Zähringen, durch deren Erlöschen 1218 die Stadt S. die Reichsfreiheit erlangte. Seit 1295 mit Bern verbündet, nahm S. an dessen Kämpfen gegen den österr.-burgund. Adel theil, erweiterte im 14. und 15. Jahrh. sein Gebiet durch Erwerbung mehrerer Herrschaften der Grafen von Kyburg, Thierstein u. a. und trat 1481 nach den Burgunderkriegen gleichzeitig mit Freiburg der Eidgenossenschaft bei. Im Schwabenkriege nahm es theil an der entscheidenden Schlacht von Dornach (1499), welche zum Frieden von Basel und zur factischen Ablösung der Schweiz vom Reiche führte. Die Reformation, welche viele Anhänger gefunden hatte, wurde 1533 auf Antrieb der kath. Orte bis auf die Gemeinden des Bucheggbergs unterdrückt. Wie in Bern, Luzern und Freiburg, so machte in S. während des 16. und 17. Jahrh. die ursprünglich demokratische Form des Gemeinwesens der aristokratischen Platz, die im 18. vollends zur Oligarchie ausartete. In der Stadt, welche das übrige Gebiet durch Landvögte regierte, lag die Gewalt in den Händen weniger patricischer Familien. Der Oligarchie ward 1798 durch die Franzosen, welche die Stadt ohne Widerstand besetzten und den Canton der helvet. Einheitsrepublik einverleibten, ein Ende gemacht. Durch die Mediationsacte von 1803, welche wieder den Staatenbund an die Stelle des Einheitsstaates setzte, erlangte S. mit Zürich, Bern, Luzern, Freiburg und Basel den Rang eines Vorortes. Mit dem Sturze der Mediation 1814 wurde hier wie an andern Orten die aristokratische Staatsform, wenn auch in einer gemilderten Form, wieder eingeführt und erhielt sich bis 1831, wo unter dem Eindrucke der pariser Julirevolution die Volksversammlung von Balsthal (22. Dec.) die aristokratische Regierung stürzte und die polit. Gleichberechtigung des Landes mit der Hauptstadt errang; die letzten Vorrechte der Stadt wurden indessen factisch erst 1841 vollständig aufgehoben. Seither hat sich der Canton ruhig in demokratischer Richtung weiter entwickelt. Im Sonderbundskriege (1847) stand er in der Reihe der bundestreuen Cantone; 1851 wurde die directe Wahl des Cantonsraths durch das Volk, 1856 das Veto des Volks gegen Beschlüsse und Gesetze des Cantonsraths und 1875 statt desselben durch die neue 21. Dec. vom Volke angenommene Verfassung das Referendum mit Initiative eingeführt. Bei den Abstimmungen von 1872 und 1874 über

Revision der Bundesverfassung stand S. in der Reihe der Annehmenden, und zwar 1872 mit 9610 Ja gegen 5966 Nein und 1874 mit 10,739 Ja gegen 5746 Nein. Größere Bewegung wurde im Canton in den letzten Jahren durch den Kampf zwischen dem Staate und der röm.-kath. Kirche hervorgerufen; aber von der überwiegenden Mehrheit des Volks unterstützt, griff die Regierung kräftig gegen die Anmaßungen der Hierarchie ein; der widerspenstige Bischof Lachat wurde 29. Jan. 1873 von der Diöcesanconferenz des Bisthums Basel seines Amtes entsetzt, und 1876 trat der Canton der schweiz. Nationaldiöcese bei.

Die Hauptstadt S., franz. Soleure, lat. Solodurum, eine der ältesten Städte nördlich der Alpen, liegt 429 Mt. über dem Meere zu beiden Seiten der Aare am Südfuße des Jura in lieblicher, fruchtbarer Gegend, ist theilweise noch von Thürmen und Wällen umgeben, im Innern sauber und freundlich mit breiten Straßen und vielen stattlichen, aus gelbem Jurakalksteine erbauten Häusern. Von den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen das Rathhaus, der uralte Zeitglockenthurm, das Zeughaus, reich an alten Waffen und Rüstungen, die Cantonalbank, das Amthaus u. s. f. Von den 11 Kirchen, worunter eine protestantische, ist das 1762—73 von dem tessiner Architekten Pisoni im Florentinerstile erbaute St.-Ursusmünster mit 60 Mt. hohem Thurme die bemerkenswertheste. Außerdem besitzt S., das vom Anfange des 19. Jahrh. bis 1873 Residenz des Bischofs von Basel war, ein Kapuziner- und drei Frauenklöster; in dem ehemaligen Franciscanerkloster ist die Cantonsschule mit Gewerbeschule, Gymnasium und Lyceum untergebracht. Die Stadt zählt (1870) 7045 E., worunter 1291 Reformirte. Früher ziemlich leblos, ist sie in neuester Zeit als Knotenpunkt der Bahnlinien Biel-Olten, Lyß-Herzogenbuchsee und S.-Burgdorf ein wichtiger Verkehrsplatz geworden; um die beiden Bahnhöfe haben sich neue stattliche Quartiere namentlich auf dem südl. Ufer der Aare (Neu-S.) gebildet. Als natürlicher Mittelpunkt einer sehr fruchtbaren Gegend besitzt S. einen nicht unbedeutenden Korn- und Viehmarkt. Die nahegelegenen Steinbrüche liefern den besten Kalkstein des Jura, der als Solothurner Marmor weithin versandt und zu Bauten, Altären, Denkmälern, Brunnen u. s. w. verwendet wird. In der reizenden, mit stattlichen Villen und Landhäusern überstreuten Umgegend sind die bekanntesten Punkte das Dorf Zuchwyl, in dessen Kirche das Herz Kosciuszko's (gest. zu S. 1817) beigesetzt ist, die Felseneinsiedelei St.-Verena in der Felsschlucht des Verenathals und der berühmte Aussichtspunkt und Luftcurort Weißenstein, der nördlich der Stadt auf dem Rücken der südlichsten Jurakette liegt und in drei Stunden erreicht wird. Seine Aussicht umfaßt den größten Theil der schweiz. Hochebene und den Alpenkranz von den Bergspitzen Tirols bis zum Montblanc.

Solowjew (spr. Ssolowjów, Sergej Michajlowitsch), berühmter russ. Historiker, geb. 5. Mai 1820 in Moskau, besuchte daselbst das Gymnasium, 1839—42 die Universität und studirte russ. Geschichte. Nachdem er hierauf eine Studienreise ins Ausland gemacht (wobei er unter andern von Raumer und Schlosser hörte), ward er Adjunct und 1850 ord. Professor der russ. Geschichte an der Universität Moskau, welche Stellung er bis zu Ende der sechziger Jahre innehatte, um sich dann ausschließlich seinen literarischen Arbeiten und namentlich dem 1851 begonnenen Hauptwerk «Geschichte Rußlands seit den ältesten Zeiten» (russ., Bd. 1—28, Mosk. 1851—78) zu widmen. Es reicht bis zum J. 1772 und ist insofern von großer Bedeutung, als dem Verfasser die seltene Vergünstigung zutheil wurde, die Staatsarchive zu benutzen und daraus mancherlei bisher gänzlich unbekannte Materialien zu veröffentlichen. Ferner verfaßte er: «Geschichte des Falles Polens» (russ., Mosk. 1863), «Die Verhältnisse Nowgorods zu den Großfürsten» (russ., Mosk. 1846), «Die Fürsten aus dem Hause Rurik u. s. w.» (russ., Mosk. 1847), «Lehrbuch der russ. Geschichte» (russ., 7. Aufl., Mosk. 1867), «Polit.-diplomatische Geschichte Alexander's I.» (russ., Petersb. 1877) u. a.

Solstitium, s. Sonnenwenden.

Soltikow (Saltykow), ein russ. Geschlecht, welches seinen Ursprung von dem Wojwoden Terentij ableitet, der sich unter Alexander Newski in der Schlacht gegen die Schweden 1240 hervorthat und dessen Vater, Michael, aus Preußen nach Rußland gekommen war. Das Geschlecht zählte unter allen adeligen Familien des Russischen Reichs die meisten Bojaren. Praskowja Feodorowna S. wurde die Gemahlin des Zaren Iwan Alexejewitsch (gest. 1696) und dadurch Mutter der Kaiserin Anna und Urgroßmutter des unglücklichen Kaisers Iwan Antonowitsch. Der General Semen Andrejewitsch S., Gouverneur von Moskau, ward durch seine Base, die Kaiserin Anna, 19. Jan. 1732 in den russ. Grafenstand erhoben. Dessen Sohn, Graf Peter Semenowitsch S., erhielt im Siebenjährigen Kriege 1759 an Fermor's Stelle den Oberbefehl über die russ. Armee. Er trug 23. Juli 1759 beim Dorfe Kai einen

Sieg über den preuß. General Wedel davon und 12. Aug., nach Vereinigung mit dem österr. General Loudon, bei Kunersdorf (s. d.) jenen entscheidenden Sieg über Friedrich d. Gr. selbst. Mit der Feldmarschallswürde belohnt, wurde er nachher Generalgouverneur von Moskau und starb dort im Dec. 1772. Sein Sohn, Graf Iwan Petrowitsch S., eroberte 1788 Chocsim, wurde 1797 gleichfalls Feldmarschall und Gouverneur von Moskau und starb 1805. — Ein Verwandter der Vorigen, aus einer Seitenlinie, Nikolai Iwanowitsch S., geb. 11. Nov. 1736, wurde 1783 zum Erzieher des nachmaligen Kaisers Alexander und des Großfürsten Konstantin ernannt und verdankte dieser Stellung die Freundschaft Kaiser Paul's und 1796 den Feldmarschallsstab. Er war zugleich Präsident des Kriegscollegiums, 1812 Präsident des Reichsraths und des Ministercomité und 1813—15 während der Abwesenheit Alexander's gewissermaßen Regent des Reichs. Vom Kaiser 1814 in den Fürstenstand erhoben, starb er in Petersburg 28. Mai 1816. Ein Enkel des Letztern, Fürst Alexei S., machte sich bekannt durch seine Reisen in Persien 1838 und Ostindien 1841—46, deren Beschreibung er in russ. und franz. Sprache herausgab («Voyages dans l'Inde», Par. 1849, und «Voyage en Perse», Par. 1851). — Gegenwärtig bestehen in Rußland vier Zweige dieses Geschlechts, das Soltikow'sche ohne Titel, das gräfl. und fürstl. Soltikow'sche und das der Soltyk in Polen, deren Ahnen im Anfange des 17. Jahrh. aus Rußland auswanderten.

Söltl (Joh. Michael von), namhafter Historiker, geb. 19. April 1797 in Neunburg im bair. Regierungsbezirk Oberpfalz, studirte in Regensburg, München und Landshut, erhielt 1821 eine Lehrerstelle im Erziehungsinstitute für Studirende in München, setzte hierauf seine Studien 1824—25 zu Göttingen fort und wurde im Nov. 1825 am alten Gymnasium zu München angestellt. Im J. 1826 habilitirte er sich an der münchener Universität für das Fach der Geschichte, wurde jedoch auf Betreiben des erzbischöfl. Generalvicariats 1835 seiner Privatdocentur enthoben. Erst 1848 als Honorarprofessor an der genannten Universität reactivirt, wurde er im März 1849 zum außerord., und schon im September desselben Jahres zum ord. Professor der Geschichte daselbst ernannt. Im Febr. 1855 erhielt er die Stellung eines Geh. Hausarchivars und im Mai 1868 die eines Geh. Staatsarchivars. Nachdem S. 1872 durch Ertheilung des Verdienstordens der bair. Krone in den Adelstand erhoben worden, ließ er sich im Nov. 1876 in den Ruhestand versetzen. Von seinen histor. Arbeiten sind zu nennen: «Cajus Julius Cäsar» (Berl. 1826), «Klio. Fragmente über Geschichte und geschichtliche Darstellung» (Nürnb. 1828), «Titus Livius in seiner Geschichte» (Münch. 1832), «Geschichte der Deutschen» (4 Bde., Freiburg 1835—36), «Maximilian Joseph, König von Baiern» (Münch. 1837), «Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz» (auch unter dem Titel «Der Religionskrieg in Deutschland», 3 Bde., Hamb. 1840), «Gregor VII.» (Lpz. 1847), «Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen» (Sulzbach 1859), «Demosthenes, der Staatsmann und Redner» (Wien 1852), «Ludwig der Strenge, Herzog von Baiern» (Nürnb. 1857), «Max II., König von Baiern» (2. Aufl., Augsb. 1867), «Das deutsche Volk und Reich in seiner fortschreitenden Entwickelung» (3 Bde., Elberf. 1878). Außerdem ließ er eine «Aesthetik» (Wien 1872) und «Heldensagen» (Wien 1873) erscheinen.

Somâli ist der Name eines Volksstammes, welcher den äußersten Vorsprung des ostafrik. Festlandes, vom Golf von Zeila bis zum Cap Guardafui und dann eine Strecke südwärts an der Küste des Indischen Oceans (das Somaliland), bewohnt und, wie sich aus den neuern linguistischen Forschungen von Lepsius, F. Müller und Prätorius ergibt, mit den Bedsche, Saho, Galla und Dankali die sog. Aethiopische Gruppe des Hamitischen Völker- und Sprachstammes bildet. Die S. selbst zerfallen in verschiedene Stämme. Davon wohnen die Adschi, zu denen auch die Medschertin gehören, von Zeila bis zum Ras-aswad im Osten und bis zum Denokflusse im Westen; die Hawiya südlich davon bis zum Denok und die Rahanwin, deren Land im Westen an das Land der Galla grenzt, zwischen dem Denok und Dschub. Nach ihrem physischen Typus stehen die S. in der Mitte zwischen Arabern und Negern. Die Hautfarbe wechselt vom Hellbraun bis zum dunkelsten Schwarz. Die Stirn ist groß und wohlgebildet, das Auge schön, die Backenknochen und Unterkiefer vorstehend, das Haar der nördlichen S. schlicht, der südlichen lockig oder kraus. Die Tracht der Männer besteht in einem großen Tuch, einem Gürtel und Sandalen, die der Frauen in einem Lederschurz und baumwollenen Tüchern. Die Hauptwaffen sind Speer und Dolchmesser, seltener Bogen und Giftpfeile, Keulen und runde Schilde von Rhinocoroshaut. Die Hütten sind rund mit konischem Dache. Die S. leben meist als Nomaden und besitzen Kamele, Rinder, Esel, Schafe und viel Geflügel. Der Landbau, namentlich für Hirse, wird von Haussklaven verrichtet. Die Hausgeräthe der Küsten-

bewohner werden ihnen von den ind. Banjanen aus Ostindien gebracht. Die Industrie ist unbedeutend. Von Charakter unbändig und unbeständig, kriegerisch und leichtsinnig, gilt bei ihnen Raub für ehrenvoll, Mord als Heldenthat. Ihre Häuptlinge sind ziemlich machtlos. Dem Namen nach Mohammedaner, herrscht bei ihnen noch der uralte Baum- und Steincultus; dabei bestehen Ordalien und die Beschneidung schon vor Einführung des Islam. Ihre geistige Begabung erscheint ausgezeichnet. Ihre Gesänge haben bestimmten Rhythmus und eine Art Reim. Vgl. Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Lpz. 1859); von der Decken, «Reisen in Ostafrika» (Lpz. 1869); Barth, «David Livingstone, der Afrikareisende. Ostafrika vom Limpopo bis zum Somalilande» (Lpz. 1875); «Haggenmacher's Reise im Somalilande» (Ergänzungsheft Nr. 47 zu Petermann's «Geogr. Mittheilungen», Gotha 1876).

Soudbrerit, s. Phosphorit.

Somerset, eine der südwestl. Grafschaften Englands, von Gloucester im N., dem Severn-Aestuar und Bristolkanal im NW., Devon im SW., Dorset im S. und Wilts im O. begrenzt, zählt (1871) auf 4248,3 QKilom. 463,483 E. und hat eine sehr mannichfaltige Oberfläche seines Bodens von der besten wie der geringsten Art. Die Küste ist im Westen steil, im Osten aber, namentlich zwischen dem Parret und Axe, von großen Strecken Marsch- und Moorbodens eingenommen, von Schwärmen wilder Gänse besucht. Im Osten der Grafschaft, wo Oolitenkalk, Lias und Keuper vorherrschen, erreichen die Hügel im Falkland-Knoll 248 Mt., die aus altem Sandstein und Bergkalk bestehenden Mendip-Hills, längs dem rechten Ufer der Axe, auch nur 298 Mt., dagegen im Westen die durch das Alluvialthal des Parret getrennten Quantock-Hills schon 387 Mt. und die von devonischem Kalk und buntem Sandstein gebildeten Brendon-Hills und der Exmoor-Forest im Dunkery 520, an der Westgrenze im Paracombe 479 Mt. Dieses westl. höhere Bergland zertheilt sich in mehrere Aeste, Thäler und Combes oder Seitenschluchten, die hier und da bewaldet sind. Von den Flüssen geht der Ex, der mit seinem Nebenfluß Barle im Exmoor entspringt, südwärts in den Englischen Kanal, der (Lower-) Avon an der Nordostgrenze, der Yeo, Axe, Parret und Tone in den Bristolkanal, und zwar die drei letztern in die Bridgewaterbai. Der Dorset-Somersetkanal durchschneidet den Westen, der Kennet-Avonkanal den Osten; letzterer nimmt den Somerset-Coalkanal auf. Die große Westbahn (Great western railway) durchzieht die ganze Grafschaft und setzt mit mehrern Zweigbahnen deren wichtigste Ortschaften miteinander in Verbindung. Das Klima ist, außer im Berglande, gemäßigt. Trotz der großen Strecken von Marsch- und Moorland ist die Grafschaft im ganzen fruchtbar und namentlich die Thalebene von Taunton einer der reichsten Bezirke Englands. Der Feldbau erzielt Getreide, Hanf und Flachs. Der Obstertrag ist von Bedeutung, namentlich an Aepfeln und Birnen, woraus viel Cider und Perry bereitet wird. Wichtiger jedoch ist die Viehzucht, die gutes Schlachtvieh, Butter und den Cheddarkäse (nach einem in den Mendiphügeln gelegenen Dorfe benannt) liefert. In den sumpfigen Landstrichen ist die Gänsezucht sehr ansehnlich. Dazu kommt die Ausbeutung von Kohlen-, Eisen- und Bleigruben und ein nicht unbedeutender Fabrik- und Manufacturbetrieb in Tuchen, Seidenwaaren, Spitzen, Handschuhen, Glas, Papier, Eisenwaaren u. s. w. Die Grafschaft sendet vier Abgeordnete in das Parlament, wenn andere die fünf Städte. Die Hauptstadt ist jetzt Bath (s. d.). Die frühere Hauptstadt Taunton, jetzt Marktstadt und Parlamentsborough, am schiffbaren Tone und an der Eisenbahn, 74 Kilom. im Südwesten von Bath, in einer reizenden, fruchtbaren Gegend, zählt 14,957 E. und hat einen Gerichtshof, ein vormaliges Schloß, die durch ihren herrlichen Thurm ausgezeichnete Magdalenenkirche, ein Museum mit Bibliothek. Auch bestehen daselbst eine Lateinschule, ein Archäologischer Verein mit Museum, ein Seminar der Wesleyaner u. s. w. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Seidenstoffe, Spitzen und Maschinen und treibt Handel mit Schlachtvieh, Pferden und Knoblauch. Außerdem sind bemerkenswerth: Bridgewater (s. d.); Frome oder Frome-Selwood, Stadt und Parlamentsborough am Frome und der Eisenbahn, mit 8957 E., bedeutenden Fabriken für feine Tuche und Seidenhüte, sowie mit renommirten Ale-brauereien; Wells, als Bischofssitz City-Wells, Municipalstadt und Parlamentsborough am südl. Fuß der Mendiphügel und an der Eisenbahn, mit 4518 E. und einer 1214—39 erbauten Kathedrale, die sich durch Glasmalereien, eine prächtige Kapelle, drei Thürme und die reichverzierte Westfaçade (vom J. 1242) auszeichnet; Glastonbury, eine Municipalstadt mit 3668 E. und den Ruinen der größten und reichsten Abtei Englands; Yeovil, alte Municipalstadt am Yeo und der Eisenbahn nach Dorset, mit 8527 E., einer Lateinschule, großer Markthalle, Handschuhfabriken, Vieh- und Flachshandel; Wellington, Marktstadt am Tone und der Eisenbahn, mit 5119 E., Tuch- und Glasfabriken und einer Ehrensäule des nach diesem Ort

betitelten Herzogs; endlich der rasch zunehmende Seebadeort Weston-super-Mare, an der Eisenbahn, mit 10,470 E., Sprotten- und Heringsfischerei.

Somerset, ein engl. Grafen- und Herzogstitel, den ursprünglich das von den Plantagenets stammende Haus Beaufort (s. d.) besaß. Als erster Graf von S. wird genannt Sir John Beaufort, ältester illegitimer Sohn John von Gaunt's, Herzogs von Lancaster, der, wie die andern natürlichen Kinder des Herzogs, später legitimirt und 1396 zum Grafen von S. ernannt wurde. Der Sohn dieses ersten Grafen, Henry Beaufort, erlangte den Herzogstitel. Aber schon mit dem Tode seines Bruders und Nachfolgers, der als ein Opfer der Bürgerkriege zwischen den Häusern York und Lancaster fiel (1471), erlosch die Linie der Grafen und Herzoge von S. aus dem Hause Beaufort. Der Name S. erhielt sich indeß unter den Familiennamen der Beaufort's, und in neuerer Zeit waren es zwei jüngere Söhne des Hauses, die sich, diesen Namen führend, im öffentlichen Leben bekannt machten: der 1855 vor Sewastopol gestorbene Feldmarschall Lord Raglan (s. d.) und dessen Neffe Lord Granville Charles Henry S., bekannt als Staatsmann und Freund Sir Robert Peel's, welcher 23. Febr. 1848 zu London starb. — Nach dem Aussterben der Nachkommen Sir Henry Beaufort's wurden die Titel eines Grafen und Herzogs von S. zu verschiedenen Zeiten an Personen vergeben, die zu den Beauforts in keiner Beziehung standen. Robert Ker oder Carr, Viscount von Rochester, Graf von S., geb. 1590, war der Bruder des schott. Lord Jedburgh, aus der Familie der heutigen Marquis von Lothian, und kam in einem Alter von 20 J. an den Hof Jakob's I. nach London. Der König war von der Jugend und Schönheit Carr's so eingenommen, daß er ihn selbst in die Staatsgeschäfte einweihte und 1612 zum Viscount von Rochester erhob. Zu seinem Glücke fand der Günstling an Sir Thomas Overbury einen weisen Freund und Führer, der die große Macht des jungen Mannes zum Guten zu lenken suchte. Rochester verliebte sich jedoch in die Gräfin von Essex, eine schöne Dame, die das unerlaubte Verhältniß einging und sich von ihrem Gemahl scheiden lassen wollte. Als er Overbury in dieser Angelegenheit um Rath fragte, widerrieth ihm derselbe eine solche Verbindung. Der Schwächling theilte den Rathschlag seiner Geliebten mit, und ließ sich von dieser bewegen, den Freund beim Könige hochverrätherischer Absichten zu beschuldigen. Overbury wurde auf die Verleumdung hin in den Tower geworfen. Sechs Monate später vermählte sich Rochester mit der von ihrem ersten Gemahl geschiedenen Geliebten und erhielt zugleich vom Könige die Würde eines Grafen von S. Seine Gemahlin trieb ihn jetzt an, Overbury durch Gift vollends aus dem Wege zu räumen. Die That wurde im Verein mit S.'s Oheim, dem Grafen von Northampton, und unter Beihülfe des Gouverneurs vom Tower 15. Sept. 1613, doch so ungeschickt vollzogen, daß man Verdacht schöpfte. Zugleich brachten die Entdeckungen eines Apothekerburschen die Schuld S.'s völlig zu Tage. Der König ließ S., dessen Gemahlin und die übrigen Mitschuldigen 1616 vor eine Gerichtscommission stellen, die sie sämmtlich zum Tode verurtheilte. Während einige die Strafe erleiden mußten, schenkte der König S. und seiner Gemahlin das Leben. Nachdem beide mehrere Jahre im Gefängniß gesessen, erhielten sie die Freiheit mit dem Befehl, sich aufs Land zurückzuziehen. S. starb 1645. Aus der Ehe seiner einzigen Tochter mit dem Grafen von Bedford entsprang der unter Karl II. hingerichtete Lord William Russell (s. d.).

Die jetzigen Herzoge von S. stammen ab von Edward Seymour, dem Sohne eines Landedelmanns aus der Grafschaft Wilts. (S. Seymour.) Als Heinrich VIII. dessen Schwester, Jane Seymour, heirathete, erhielt er den Titel eines Viscount Beauchamp, einige Zeit darauf eines Grafen von Hertford. Im J. 1546 ernannte ihn der König zu einem der 16 Testamentsexecutoren, die während der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Regierung führen sollten. Kaum war jedoch Heinrich gestorben, als sämmtliche Räthe dem Grafen Hertford das Protectorat übertrugen, um der Regierung Einheit zu geben. Zugleich erhoben die Machthaber Hertford zum Herzog von S., seinen Bruder Thomas zum Lord Seymour und Großadmiral. S. benutzte zunächst seine Macht, um unter Cranmer's Leitung die Kirchenreformation fortzuführen, wodurch er die Katholiken erbitterte. Zur Befestigung seiner Stellung eröffnete er im Aug. 1547 einen Feldzug gegen die Schotten, denen er 10. Sept. die Niederlage bei Pinkey beibrachte. Nach seiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle die blutigen Gesetze Heinrich's VIII. aufheben. Dennoch erweckte ihm seine Stellung viele Feinde, unter denen sich auch sein Bruder, Lord Seymour, befand, der wegen seiner ehrgeizigen Pläne vom Oberhause als Hochverräther zum Tode verurtheilt und 1549 hingerichtet wurde. Volksaufstände in England, die üble Wendung des Kriegs in Schottland und die Rüstungen Heinrich's II. von Frankreich zur Wiedereroberung von Boulogne brachten S. um diese Zeit mehr und mehr in üble Lage. Er schlug

deshalb dem Staatsrathe vor, Frieden zu schließen und Boulogne an Frankreich zurückzugeben. Warwick, der spätere Herzog von Northumberland, der ihm feindlich gesinnt war, legte diese Politik als Feigheit aus und brachte es dahin, daß der Protector, vom Staatsrathe des Mißbrauchs der Gewalt beschuldigt, in den Tower geworfen und verurtheilt ward. Doch begnadigte ihn der König, und Warwick mußte mit seinem Nebenbuhler eine Versöhnung eingehen, die man durch die Vermählung von S.'s ältester Tochter mit Lord Dudley, einem Sohne Warwick's, besiegelte. Dennoch suchte der eine den andern zu verderben. Warwick, nachdem er sich des Königs und der Staatsgewalt bemächtigt, ließ S. 16. Oct. 1551 verhaften und beschuldigte denselben, ihm nach dem Leben getrachtet und zugleich verrätherische Anschläge auf die Staatsgewalt gefaßt zu haben. Eine Jury von 27 Peers fand zwar S. nicht des Hochverraths, aber des Verbrechens der Felonie schuldig, weil er einen Vasallen des Königs habe ermorden wollen, und verurtheilte ihn zum Tode. Am 22. Jan. 1552 wurde S. auf Towerhill enthauptet. Er war zweimal verheirathet und hinterließ aus beiden Ehen Kinder. — Charles, sechster Herzog von S., der Stolze genannt, spielte unter Karl II., Wilhelm III., Anna und Georg I. als erster prot. Peer des Reichs eine bedeutende Rolle, war Lord-Oberkammerherr und trug durch seine Gemahlin, die Erbin der Percy (s. Northumberland), zum Sturze Marlborough's bei, wodurch der für England schimpfliche Friede von Utrecht herbeigeführt wurde. Er starb 1748. — Sein einziger Sohn Algernon, siebenter Herzog von S., starb 1750 ohne männliche Erben, worauf die Titel eines Marquis und Grafen von Hertford erloschen, die eines Herzogs von S. und Lord Seymour aber an Sir Edward Seymour, einen Nachkommen des Protectors aus der ersten Ehe, übergingen, der 1757 starb. — Dessen Enkel, Edward Adolphus Seymour, geb. 24. Febr. 1775, folgte seinem Vater Webb 15. Dec. 1793 als elfter Herzog von S. Er war Präsident der Royal-Institution, beschäftigte sich viel mit den exacten Wissenschaften und starb 15. Aug. 1855. Ihm folgte sein ältester Sohn Edward Adolphus Seymour als zwölfter Herzog von S. Derselbe wurde 20. Dec. 1804 geboren und erlangte als eifriger Whig in verschiedenen Ministerien die Aemter eines Lords der Schatzkammer (1835), eines Secretärs des Indischen Amts (1839), eines Obercommissars der Wälder und Forsten (Domänenministers, 1849—51) und eines Ministers der öffentlichen Arbeiten (1851—52). Nach der Zwischenregierung der Tories 1852 fand er erst 1859 ein Amt in dem Ministerium Lord Palmerston's, der ihn zum ersten Lord der Admiralität (Marineminister) ernannte und später (1861) ihm die Würde eines Lord-Lieutenants von Somersetshire übertrug. Solange der Herzog den Posten des Marineministers bekleidete, rühmte man vielfach seine persönliche Energie und sein administratives Talent. Sein Ansehen erlitt aber 1866 einen argen Stoß, indem Sir John Pakington, sein torystischer Nachfolger im Amte, erklärte, daß England, trotz der auf die Marine verschwendeten Millionen, keine seetüchtige Flotte besitze. Seitdem hielt sich S. von jeder polit. Thätigkeit fern. — Der älteste Sohn und Erbe des Herzogs, Edward Adolphus Ferdinand, Graf von St.-Maur, geb. 17. Juli 1835, nahm 1863 als Lord Seymour seinen Sitz im Oberhause.

Somers-Inseln, s. Bermuda-Inseln.

Somerville (Mary), eine durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten bekannte engl. Schriftstellerin, geb. 26. Dec. 1780 zu Jedburgh in Roxburghshire in Schottland und in der Nähe von Edinburgh erzogen, entwickelte ihr bedeutendes Talent erst nach ihrer Verheirathung, als ihr Mann, Samuel Greig, ein Marineoffizier, sie in Mathematik und Physik unterrichtete. Nach dem Tode ihres Mannes (1807) heirathete sie den Arzt William Somerville, mit dem sie 1816 nach London kam. Bald unternahm sie selbstständige Studien, und ihre Begabung erregte die Aufmerksamkeit Lord Brougham's, der sie aufforderte, die «Mécanique céleste» von Laplace für die «Library of useful knowledge» zu bearbeiten. Unter ihren Händen erweiterte sich jedoch die Arbeit zu einem umfangreichen Werke, das selbstständig unter dem Titel «Mechanism of the heavens» (Lond. 1832) erschien. Noch mehr Anerkennung verschaffte ihr aber ihr darauf veröffentlichtes Hauptwerk «Connexion of the physical sciences» (Lond. 1834; 9. Aufl. 1859). Es ward darin ein in England bis auf den heutigen Tag noch nicht übertroffener Versuch gemacht, die Verbindung der physik. Wissenschaften untereinander darzustellen, und die gründliche und umfassende Kenntniß, womit sie diese Aufgabe löste, erwarb ihr den Beifall wissenschaftlicher Autoritäten, während die ansprechende Form der Darstellung ihr einen weiten Leserkreis verschaffte. Nicht minder gehaltreich und gut geschrieben ist ihr Werk «Physical geography» (2 Bde., Lond. 1848; 6. Aufl. 1870; deutsch von A. Barth, Lpz. 1852), sowie die physik. Untersuchung «Molecular and microscopic science» (2 Bde., Lond. 1869).

Mistreß S. ist ein großer Antheil an der ernstern Richtung zuzuschreiben, welche die Erziehung des weiblichen Geschlechts in England in den letzten Jahrzehnten genommen hat. Ihre Verdienste fanden schon 1835 eine ehrende Anerkennung durch ihre Wahl zum Ehrenmitglied der königl. Astronomischen Gesellschaft. Später wurde ihr ein Jahrgehalt von 300 Pfd. St. durch die engl. Regierung bewilligt. Nach dem Tode ihres zweiten Gemahls (1860), mit dem sie seit 1838 in Italien gelebt hatte, blieb sie mit ihrer Familie noch ferner in diesem Lande und starb zu Neapel 29. Nov. 1872. Ihre Tochter veröffentlichte «Personal recollections, from early life to old age of Mary S.» (Lond. 1873). Vgl. Reumont, «Mary S.» (im «Histor. Taschenbuch», 5. Folge, Jahrg. 7, Lpz. 1877).

Somerville (Will.), engl. Dichter, geb. zu Edston in der Grafschaft Warwick 1677 (nach andern 1692), studirte zu Oxford und lebte dann auf seinem Gute. Zu große Gastfreiheit und Nachlässigkeit im Haushalte brachten ihn gegen das Ende seines Lebens in Noth, und um den Sorgen zu entgehen, ergab er sich dem Trunke. Er starb 19. Juli 1742. Sein wichtigstes Gedicht ist «The chase», ein didaktisches Gedicht in reimlosen Versen (1735), das sich durch manche sehr gelungene Stellen auszeichnet. Zwei andere Lehrgedichte «Hobbinol or rural games» (1740) und «Field sports» (1742) sind weniger glücklich. Er ist jetzt fast ganz vergessen. Eine Sammlung seiner Werke erschien zu London 1772.

Somino oder **Sominskaja-Pristan**, ein Dorf im russ. Gouvernement Nowgorod, 75 Kilom. südöstlich von Tichwin, an der Somina, welche zum Wassersystem des Tichwinschen Kanals gehört und durch eine sehr geregelte Kanal-, Fluß- und Seeverbindung einerseits mit dem Finnischen Meerbusen, andererseits mit der Wolga und dem Kaspischen Meere in Verbindung steht, ist seines vorzüglichen Hafens wegen einer der bedeutendsten Handels- und Marktplätze des Russischen Reichs, indem hier alljährlich sechs Wochen vor Eröffnung und ebenso lange nach Beendigung der Nishegoroder Messe 20—30,000 Menschen sich einfinden, die alle den Wasserweg nach der Wolga zum Besuche jenes Weltmarkts einschlagen.

Sommation (franz.) bedeutet eine Aufforderung, mit der zugleich eine directe oder stillschweigende Androhung eventueller weiterer Maßregeln verbunden ist. Das Wort wird besonders in der gerichtlichen und amtlichen Sprache Frankreichs gebraucht, z. B. die dreimalige S. vor Anwendung von Waffengewalt gegen Volkshaufen. Neuerdings ist das Wort auch in den diplomatischen Sprachgebrauch übergegangen, wo es ungefähr dasselbe bedeutet wie Ultimatum (s. d.).

Somme (bei den Alten Samara), ein Fluß im nordöstl. Frankreich (Picardie), entsteht im Depart. Aisne bei Fontsomme, 11 Kilom. im Nordosten von St.-Quentin, fließt erst südwestwärts über St.-Quentin, wo sie durch den nach dieser Stadt benannten Kanal mit der Schelde in Verbindung gesetzt wird, und über St.-Simon, von wo der Crozatkanal nach der Oise führt. Hierauf tritt sie in das nach ihr benannte Depart. S., fließt in vielen Windungen gegen Nordwesten über Ham, Péronne, Bray, Corbie, Amiens, Abbeville, St.-Valéry, Le Crotoy und fällt nördlich von Cayeux in den Kanal (La Manche). Ihr breites Aestuar bildet zur Flutzeit einen Golf, zur Ebbezeit eine Reihe von Wasser-, Kies- und Schlammflächen. Die Länge ihres Laufs beträgt 245 Kilom. Die S. gilt von Neuville-lès-Bray an für schiffbar, ist es jedoch nur mittels des von St.-Simon nach St.-Valéry führenden Seitenkanals von 140 Kilom. Länge. Die 6 Kilom. lange Stromstrecke von St.-Valéry bis zur Mündung trägt Seeschiffe von 450 Tonnen. Ihr größter Nebenfluß, die Avre, mündet nahe oberhalb Amiens. — Das Departement S., aus Theilen der Picardie und einem Stück von Artois zusammengesetzt, vom Meere und den Depart. Pas-de-Calais, Aisne, Oise und Nieder-Seine begrenzt, zählt (Ende 1876) auf 6161,2 QKilom. 556,641 E. (gegen 557,015 im J. 1872 Abnahme 0,06 Proc.), zerfällt in die fünf Arrondissements Amiens, Abbeville, Doullens, Montdidier und Péronne, zusammen mit 833 Gemeinden in 41 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Amiens (s. d.). Der Boden ist fast durchweg eben, nur in einzelnen Punkten 130—180 Mt. über dem Meere erhaben. Ein großer Theil des Departements, die ganze Küstenebene, war im 9. Jahrh. noch Grund des Meers, das sich allmählich zurückgezogen und eine große Lagune oder Marsch zurückgelassen hat. Daher gab man dieser Gegend den Namen Mar-en-terre, woraus später Marquenterre entstand, jetzt der fruchtbarste Theil der Picardie. Es ist das Departement eins der ergiebigsten an Getreide und Obst, namentlich an Aepfeln, woraus viel Cider bereitet wird. Auch gewinnt man viel Hanf und Flachs, Runkelrüben und vorzügliche Mohrrüben. Gut bewässert, hat das Land theilweise schöne Wiesen, die mit den fetten Weiden die Viehzucht sehr ergiebig machen. Man züchtet Pferde und Rinder, besonders aber Schafe. Waldungen sind nur wenig vorhanden, dagegen ansehnliche Torflager. Die sehr lebhaft betriebene Industrie

liefert alle Arten Woll- und Baumwollstoffe, Leinwand, Seilerwaaren, Oel, Seife und chem. Producte. Auch gibt es viele Bleichen, Färbereien, Lohgerbereien, Fayence- und Rübenzuckerfabriken, Brauereien und Ciderpressen, mehrere Schiffswerfte, Eisenhütten und Hohöfen. Der Handel, durch Kanäle und Eisenbahnen sowie durch die Häfen Abbeville, Le Crotoy, St.-Valery gefördert, ist ebenfalls sehr lebhaft.

Sommer nennt man im bürgerlichen Leben im allgemeinen die mildere Jahreszeit, in der nördl. gemäßigten Zone etwa vom Mai bis September. Das Sommerhalbjahr umfaßt die sechs Monate vom 1. April bis 30. Sept. Der astronomische S. hat engere Grenzen und umfaßt nur diejenige Zeit des Jahres, in welcher die Sonne die Grade 90—180 der Ekliptik (s. d.) durchläuft. Er nimmt für die nördl. Halbkugel seinen Anfang, wenn die Sonne sich vom Aequator am weitesten nach Norden entfernt hat, also am Wendekreis des Krebses steht (Sommersolstitium), mithin um den 21. Juni, und endigt sich, wenn sie zum zweiten mal im Jahre den Aequator erreicht (Herbstäquinoctium), also um den 23. Sept. Er dauert 93 Tage $13\frac{3}{4}$ Stunden. Diejenigen Zeichen der Ekliptik, welche die Sonne während des S. durchläuft, heißen Sommerzeichen, die, da man die Zeichen an dem Vorrücken der Nachtgleichen theilnehmen läßt, noch dieselben wie früher sind: für die nördl. Halbkugel Krebs, Löwe und Jungfrau; für die südliche Steinbock, Wassermann und Fische. Unser S. fällt in die Zeit der Sonnenferne (Aphelium), wo sich dieses Gestirn (eigentlich die Erde) am langsamsten bewegt. Dies ist die Ursache, warum der Sonnendurchmesser im S. merklich kleiner erscheint als im Winter, und warum der S. der nördl. Halbkugel etwa $4\frac{1}{2}$ Tag länger dauert als der Winter, folglich auch als der S. der südl. Halbkugel. Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im S. wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung unter einem größern Winkel auf die nördl. Halbkugel fallen und uns die Sonne im S. viel früher auf- und viel später untergeht, also ihre wärmenden Strahlen längere Zeit hindurch wirken läßt. In dem Augenblicke des Sommersolstitiums, wenn die Sonne des Mittags am höchsten steht und am längsten über dem Horizonte verweilt, sollte man eigentlich die größte Hitze vermuthen. Die Erfahrung aber lehrt, daß diese gewöhnlich erst im Juli oder August stattfindet, und zwar auf der ganzen nördl. Halbkugel bis in den Polarkreis hinein. Der Grund hiervon liegt darin, daß die Sonne dann schon länger gewirkt, den vorgefundenen Schnee geschmolzen, das Eis der Pole gebrochen und die Witterung milder gemacht hat, daher die Luft aus den nördl. Gegenden nicht mehr so kalt zu uns kommt. Die Meteorologen nennen daher die heißeste Jahreszeit, die Monate Juni, Juli und August, den meteorologischen S. der nördl. Halbkugel.

Sömmerda, Fabrikstadt im Kreise Weißensee des preuß. Regierungsbezirks Erfurt, liegt 6 Kilom. südöstlich der Kreisstadt und 22 Kilom. nördlich von Erfurt an der Unstrut und an der Saal-Unstrutbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat zwei prot. und eine kath. Kirche und zählt (1875) 5945 E. Weltberühmt ist die große, von Nikolaus von Dreyse (s. d.), dem Erfinder des Zündnadelgewehrs, begründete und von seinem Nachfolger Franz von Dreyse vergrößerte Gewehr- und Gewehrmunitionsfabrik, welche die berühmten Zündnadelgewehre lieferte und auch bei der Anfertigung der 1872—75 neueingeführten Gewehre sich bedeutend betheiligte. Zu der Luxuswaffenfabrik kam in neuerer Zeit eine Metallpatronenhülsenfabrik und eine Maschinenfabrik und Eisengießerei. Neben der Gewehrfabrik besteht (seit 1816) noch eine berühmte Zündhütchenfabrik (Firma Dreyse u. Collenbusch), welche gegenwärtig jährlich über 200 Mill. Zündhütchen und die Schlagröhren für die gesammte deutsche Marine producirt. Mit derselben verbunden ist unter gleicher Firma (ebenfalls seit 1816) eine Fabrik von Nieten, Fensterbeschlägen, Striegeln u. s. w. S. führte früher den Namen Großsömmerda, kam im 18. Jahrh. an das Kurfürstenthum Mainz (zunächst an Erfurt) und wurde 1802 an Preußen abgetreten. Seit 1806 war die Stadt von den Franzosen besetzt, bis sie 1813 wieder an Preußen gelangte.

Sommerfeld, Stadt im Kreise Krossen des Regierungsbezirks Frankfurt a. O. in der preuß. Provinz Brandenburg, an der Lubis und der Linie Berlin-Breslau der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn, die hier nach Liegnitz abzweigt, besteht aus der Stadt und zwei Vorstädten (Schönfeld und Hinkau), ist Sitz eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1875) 10,235 E., welche sehr bedeutende Tuchfabriken (jährlich 80—90,000 Stück Tuch im Werthe von 10—12 Mill. Mark), 2 Maschinenbauanstalten mit Eisengießerei, eine Dampfkesselschmiede, 5 Dampfmühlen, 4 Dampffärbereien und 3 Ziegelfabriken unterhalten. S. wurde um 1240 vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten zur Stadt erhoben, kam im Frieden zu Kamenz (16. Sept. 1482) an Brandenburg, stand aber bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. unter böhm. Oberlehnsherrschaft.

Sommersflecken oder Sommersprossen (ephelides) sind kleine gelbliche und bräunliche Flecken, die besonders bei Individuen mit zarter Haut, blonden und röthlichen Haaren und sehr weißem Teint auf den von den Kleidern nicht bedeckten Körpertheilen (im Gesicht, auf den Händen und Armen) erscheinen. Die S. sind Pigmentablagerungen in der Haut, welche im Sommer, also namentlich unter dem Einfluß des Sonnenlichts, auch dann entstehen, wenn man die Haut vor der Einwirkung der directen Sonnenstrahlen schützt. Im Winter verschwinden sie von selbst wieder. Künstlich kann man sie nur zugleich mit der Hautschicht entfernen, in welcher die Pigmentflecken enthalten sind; aber mit dieser Hautschicht kommen auch die S. wieder.

Sömmerring (Sam. Thomas von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Anatomen und Physiologen, geb. zu Thorn 18. Jan. 1755, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und studirte seit 1774 Medicin zu Göttingen, wo er 1778 als Doctor promovirte. Hierauf wurde er zuerst Professor der Anatomie in Kassel, dann 1784 in Mainz. Nach der Aufhebung letzterer Universität practicirte er in Frankfurt a. M. Im J. 1804 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, nachmals bair. Geheimrath und später in den Adelstand erhoben. Jedoch kehrte er 1820 nach Frankfurt zurück, wo er 2. März 1830 starb. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß. Als die wichtigsten sind zu erwähnen: die Dissertation «De basi encephali et originibus nervorum ex cranio egredientium» (Gött. 1778), «Vom Hirn- und Rückenmark» (Mainz 1788; 2. Ausl. 1792), «Abbildung und Beschreibung einiger Missgeburten des ehemaligen anatom. Theaters zu Kassel» (Mainz 1791, mit Kupfern), eine Schrift, in welcher er zu beweisen suchte, daß die Nerven unabhängig vom Gehirn wirken und das Gehirn nicht durchaus nothwendig zur Fortdauer des Lebens sei; «Vom Baue des menschlichen Körpers» (5 Bde., Frankf. 1791 — 96; 2. Aufl. 1800; neue Aufl., von Bischoff, Henle u. a., 9 Bde., Lpz. 1839—44), «De corporis humani fabrica» (6 Bde., Frankf. 1794—1801), «De morbis vasorum absorbentium corporis humani» (Frankf. 1795), worin er den wichtigen Einfluß der Saugadern auf krankhafte Zustände auseinandersetzt; «Ueber das Organ der Seele» (Königsb. 1796), worin er die Hypothese aufstellte, daß die Seele in der in den Hirnhöhlen enthaltenen dunstförmigen Flüssigkeit ihren Sitz habe; «Tabula sceleti feminini» (Frankf. 1798), «Abbildung des menschlichen Auges» (Frankf. 1801), «Abbildung des menschlichen Hörorgans» (Frankf. 1806), «Abbildung des menschlichen Organs des Geschmacks und der Stimme» (Frankf. 1806), «Abbildung der menschlichen Organe des Geruchs» (Frankf. 1809), «Ueber die Ursache, Erkenntniß und Behandlung der Nabelbrüche» (Frankf. 1811).

Somnambulismus (vom lat. somnus, Schlaf, und ambulare, wandeln) bezeichnet im engsten Sinne das Schlafwandeln, das Umhergehen im Schlafe, sodann überhaupt das Ausführen anscheinend zweckmäßiger Handlungen im Schlafe, weiterhin einen eigenthümlichen traumartigen Zustand, welcher auch den Namen Hellsehen, magnetisches Schlafwachen, franz. Clairvoyance, führt. Hellsehend sollen vorzugsweise Personen weiblichen Geschlechts, seltener Männer sein, und zwar dann blos schwächliche, dem weiblichen Typus sich nähernde Individuen; auch gehören die Hellsehenden fast ausnahmslos nur den niedern, ungebildeten Volksklassen an. Das Hellsehen findet angeblich nur während eines schlafähnlichen Zustandes, des sog. magnetischen Schlafs statt, in welchen die Somnambulen entweder von selbst verfallen oder durch die Manipulationen des zu ihnen in Rapport stehenden Magnetiseurs versetzt werden, und dem allgemeine Krämpfe vorausgehen oder nicht. Während dieses magnetischen Schlafs befinden sich die Somnambulen in gehobener Stimmung; ihre Sprache wird eine gewähltere, in der Regel aber nur die ihnen geläufige, die Kanzelsprache. Sie verkehren im Geiste mit himmlischen Wesen, den seligen Geistern von Abgeschiedenen u. s. w. Auch über übersinnliche Dinge vermögen sie angeblich Auskunft zu geben. Doch geht ihre Kenntniß solcher Dinge nicht über den Kreis ihrer Bildung oder die der sie beeinflussenden Personen (der Magnetiseurs) hinaus. So geben sie Heilmittel gegen Krankheiten an (in der Regel Volksmittel), errathen den Inhalt verschlossener Briefe, berichten über Abwesende u. dgl., und nicht selten benehmen sie sich als Propheten. Während diese Erscheinung meist einer absichtlichen oder unfreiwilligen Täuschung zuzuschreiben ist, liegt in vielen Fällen dem S. eine wirkliche Krankheit zu Grunde, die Hysterie, und die Somnambulen weisen nicht selten auch andere Symptome der Hysterie auf (z. B. Empfindungslosigkeit). Als den hysterischen Zuständen eigenthümlich ist das oft epidemische Auftreten des S. zu betrachten. Zeigte sich in einem Orte einmal eine somnambule Person, so findet sich häufig bald noch eine zweite oder dritte, die es auch wird, gerade so wie z. B. bei dem Ausbrechen hysterischer Krämpfe in einem Mädchenpensionate mehrere der Mädchen von den gleichen Krämpfen befallen werden. In den meisten Fällen liegt dem S. einfacher

Betrug zu Grunde; fast stets aber erhöhen wirklich Somnambule mit der Hysterischen eigenen Erfindung und Gewandtheit das Interesse an ihrer Person durch die dreistesten Lügen und Phantastereien. (S. Hysterie und Thierischer Magnetismus.)

Somnus bei den Römern, bei den Griechen Hypnos, Sohn der Nacht, Zwillingsbruder des Thanatos (Tod), ist der Gott des Schlafs, dessen freundlicher Macht Götter und Menschen unterliegen. Bei Hesiod wohnt er in der Unterwelt. Bei Homer läßt ihn Here auf Lemnos suchen, welches aber nicht sein beständiger Wohnsitz ist. Nach Ovid befindet sich seine Wohnung bei den Kimmeriern, und zwar in einer Gebirgshöhle, in der kein Sonnenstrahl leuchtet, kein lebendiges Wesen sich zeigt und nur Mohn und andere derartige Kräuter wachsen. Hier ruht er auf einem Lager von Ebenholz, umgeben von seinen Kindern, den zahllosen Traumgöttern. Von der Kunst ward er oft dem Tode ähnlich gebildet, entweder als schlafender Jüngling oder als ein Genius mit umgekehrter Fackel. Oft wird er specieller charakterisirt, indem er bald als rasch einherschreitender Jüngling mit Flügeln an der Stirne und einem Mohnstengel in der Hand, bald als Greis aus seinem Schlummerhorn Schlaf auf Ruhende niederträufeln läßt.

Somssich oder Somssics (Paul), conservativer ungar. Staatsmann, stammt aus einem altadeligen Geschlecht des Somogyer Comitats und wurde 13. Jan. 1810 geboren. Nach Beendigung seiner Studien übernahm er 1830 zu seiner weitern Ausbildung ein Amt bei jenem Comitat. Talentvoll und unterrichtet, aber das rasche Vordringen auf der Bahn der Reformen nicht billigend, trat er in diesem Sinne seit der Landtagsepoche 1832—36 auf. Nach dem Landtage 1844 erhielt er eine Anstellung bei der ungar. Statthalterei, wo er durch seine Brauchbarkeit die Aufmerksamkeit des damaligen Palatin Erzherzog Joseph auf sich zog und zum Hofrath ernannt wurde. Als der Landtag 1847 begann, wurde S. im Comitat Baranya gewählt und machte sich sofort als Führer der Regierungspartei geltend. Als die überraschend liberalen Propositionen der Regierung im Nov. 1847 vorgelegt waren, trug S. darauf an, eine Dankadresse an den Thron zu richten, fand aber sogleich an Kossuth einen mächtigen Gegner und mußte schon in der ersten Frage der Opposition den Sieg überlassen. Mit dem Ausbruche der Märzrevolution zog sich S. ins Privatleben zurück. Er veröffentlichte seitdem mehrere Flugschriften über Zeitfragen, darunter «Ungarns altes Recht»; auch übersetzte er Guizot's «Histoire de la revolution d'Angleterre» ins Ungarische (Pest 1851). Auf den ungar. Reichstagen 1861 und 1865 zeichnete er sich in den Reihen der sog. Deákpartei als einer der besten Redner aus. Im J. 1872 vom Rigyiczer Wahlbezirk in das ungar. Abgeordnetenhaus gewählt, war hier seine Opposition gegen den wirthschaftlichen Ausgleich mit Oesterreich, den das Cabinet Tisza 1876—77 mit Mühe zu Stande brachte, bemerkenswerth.

Sonate (ital. Sonata, von sonare, tönen) ist ursprünglich die allgemeine Bezeichnung für Instrumentalsatz und steht in diesem Sinne im Gegensatze zur Cantata, der allgemeinen Bezeichnung für einen Vocalsatz. Als sich aber in der Folge verschiedene Formen der Instrumentalmusik ausbildeten, wurde auch die Bezeichnung S. in verschiedenem Sinne angewendet und besonders auf eine Reihe selbstständiger Sätze bezogen, welche musikalisch ein Ganzes ausmachten. Diese Sätze waren in der Kammersonate (Sonata di camera) munter und lebhaft, meist Tänze; in der Kirchensonate (Sonata di chiesa) sollten sie ernster, würdiger, auch wol fugirt, contrapunktisch gearbeitet sein. So war es in der Zeit 1650—1750, wo die S. hauptsächlich für Saiteninstrumente mit begleitendem Klavierbaß bestimmt war und damals das bildete, was wir jetzt instrumentale Duos, Trios und Quartette nennen. Die S. für Klavier entstand zwar schon um 1700 durch Kuhnau, bildete sich aber erst nach 1750 zu ihrer jetzigen Gestalt aus; bis dahin war es die Suite (s. d.), welche für Klavierstücke allgemein galt. Erst seit ihrer Ausbildung durch Ph. Em. Bach und besonders durch Haydn erhielt die Klaviersonate im wesentlichen diejenige vollendete musikalische Form, welche die frühern Gestaltungen dieser Art überflügelte, und daher kam es, daß der Name S. in der neuern Musik fast ausschließlich Stücke für Klavier, oder für Klavier mit Violine, bezeichnet. An die genannten und viele andere Klaviersonaten-Componisten jener Zeit schließen sich, jeder in seiner Art weiterbildend, Mozart und Clementi an. Namentlich aber hat Beethoven die Sonatenform in einer Fülle und Tiefe behandelt, durch welche diese Form künstlerisch zum Abschluß gekommen ist. Auch noch viele andere, Aeltere und Neuere, z. B. Cramer, Dussek, Weber, Hummel, Schubert, Mendelssohn, Schumann und neuerdings Raff und Rubinstein, haben in der S. Vortreffliches geleistet. Sonatine ist eine S. in kleinerer Form und von leichterm Inhalt.

Sonchus, eine zur 19. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Compositen, Abtheilung der Cichoriaceen gehörende Pflanzengattung, deren bei uns heimische,

meist als Unkräuter auftretende Arten Sau-, Gänse- oder Milchdisteln genannt zu werden pflegen. Die häufig trugdoldig angeordneten Blütenköpfchen besitzen eine dachziegelschuppige eiförmige Hülle, einen nackten Fruchtboden und meist gelbe, selten blaue oder lilafarbene Zungenblüten; die Früchtchen sind zusammengedrückt, gerippt, an der Spitze abgestutzt und haben einen aus einfachen, gebogenen, weißen, seidenglänzenden Haaren bestehenden, sitzenden Pappus. Die ziemlich zahlreichen Arten, meist Kräuter, selten Halbsträucher und Sträucher, sind über die Alte Welt zerstreut und vorzüglich durch die wärmere gemäßigte und subtropische Zone verbreitet. Die gemeinsten bei uns vorkommenden Unkräuter sind die einjährige gemeine Saudistel, Gartensaudistel (S. oleraceus L.), mit kleinen Blütenköpfchen und schwefelgelben Blumen, und die ausdauernde, häufig unter der Saat auftretende Ackersaudistel (S. arvensis L.), mit großen Blütenköpfchen und goldgelben Blumen. Das Kraut der erstgenannten Art war früher officinell. Die blaublühende Alpensaudistel (S. alpinus L.), eine in allen höhern Gebirgen, aber namentlich im Riesengebirge und in den Alpen häufig vorkommende Prachtpflanze mit bis über ein Meter hohem, purpurfarbigem, drüsig behaartem Stengel und langer Traube, großen Blütenköpfchen voll blauer Blumen, welche bisweilen als Ziergewächs cultivirt wird, bildet jetzt mit einigen andern Arten zusammen die Gattung Mulgedium Cass.

Sonde (specillum) nennt man ein chirurgisches Instrument, womit man die Tiefe, Länge und sonstige Beschaffenheit der Wunden, Geschwüre und anderer Höhlen untersucht oder die Gegenwart fremder Körper in denselben erforscht. Die S. stellen meist runde metallene Stäbchen von verschiedener Länge und Dicke dar, welche an ihrer Spitze mit einem Knöpfchen oder einem Oehr versehen sind. Manche haben auch für besondere Zwecke besondere Formen, wie z. B. die S. zur Untersuchung der Urinblase, der Schlund- und Speiseröhre. Die Hohlsonde (specillum sulcatum) hat ihrer ganzen Länge nach eine Furche und wird besonders zur Erweiterung von Wunden gebraucht, indem man sie unter der Haut hinschiebt, das Messer mit dem Rücken in die Furche einsetzt und so für dieses beim Schnitt eine feste Bahn und Stütze hat.

Sonderbund und **Sonderbundskrieg** (Nov. 1847), s. Schweiz.

Sonderburg, Kreisstadt in der preuß Provinz Schleswig-Holstein, an der Westküste Alsens, mit (1875) 5829 E., ist an der schmalsten Stelle des Alsensundes, der die Insel von der Halbinsel Sundewitt trennt, sehr schön gelegen. Die Stadt wird durch eine Pontonbrücke mit dem schlesw. Festlande verbunden und bildet zusammen mit den nur 2 Kilom. entfernten, preußischerseits wiederhergestellten Schanzen von Düppel (s. d.) einen Festungsrayon. S. ist Sitz eines Landraths und eines Amtsgerichts, hat einen guten Hafen, lebhafte Schifffahrt und Schiffsbau. Die (lutherische) Kirche und das Rathhaus sind ansehnlich, und die ganze Stadt hat nach dem verheerenden Bombardement 1864 sich sehr verschönert. Ursprünglich ist S. unter dem Schutz des gleichnamigen Schlosses entstanden, das dicht am Hafen liegt und 1253 zuerst erwähnt wird. Der Name bedeutet die «südliche Burg» im Gegensatz zu dem gleichfalls auf Alsen belegenen Schlosse und Flecken Norburg (Nordburg). Im südöstl., seit 1755 abgebrochenen Thurme des Schlosses S. saß der dän. König Christian II. 1532—49 in harter Gefangenschaft. Nach der Landestheilung 1564 nahm Herzog Johann der Jüngere (gest. 1622), der Stammvater der Sonderburgischen Gesammtlinie, hier seine Residenz. (S. Oldenburger Haus.) Sein Urenkel, Herzog Christian Adolf, mußte jedoch die abgetheilte Herrschaft S. 1667 im Concurs aufgeben, worauf dieselbe von dem dän. König Friedrich III. erworben wurde. König Friedrich V. überließ 1764 das Schloß an die Herzoge von Augustenburg (s. d.), und es blieb in deren Besitz, bis Herzog Christian Karl August Friedrich (s. d.) alle seine Stammgüter 30. Dec. 1852 der dän. Regierung verkaufte. In der schönen Schloßkapelle sind viele Mitglieder der ältern sonderburgischen und der augustenburgischen Familie beigesetzt. Bei S. überschritt der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit seinem Heere im Dec. 1658 den Alsensund, um als dän. Bundesgenosse die Schweden von Alsen zu vertreiben. Im ersten schlesw.-holst. Krieg 1848—49 war S. das Hauptquartier der dän. Position auf Alsen und Sundewitt, von wo aus die deutschen Heere fortwährend in der Flanke bedroht wurden; ebenso im zweiten schlesw.-holstein. Krieg 1864. Während der Belagerung der Düppeler Schanzen ward auch S. namentlich 2. April 1864 von den preuß. Batterien hart beschossen und verbrannte großentheils. Mit der Eroberung Alsens fiel S. 29. Juni 1864 in die Hände der Preußen. — Der Kreis S., 484,5 QKilom. groß mit (1875) 34,473 E., umfaßt die Insel Alsen und den größten Theil der Halbinsel Sundewitt (s. d.).

Sonderland (Joh. Bapt.), Maler und Radirer, wurde 2. Febr. 1805 zu Düsseldorf geboren und daselbst an der Akademie unter Schadow's Leitung gebildet. Er wählte das Genre-

sach, zu welchem ihn leichte Auffassung und Erfindung, große Productionskraft und frischer Humor besonders befähigten. Seine Gegenstände schöpfte er theils aus dem idyllischen Landleben, theils aus Dichterwerken, deren ernste und komische Scenen ihm gleich willkommen sind, sowie aus der Fabel und dem Märchen. Unter seinen frühern Bildern sind zu nennen: der Wilde Jäger nach Bürger's Ballade, das gestörte Stelldichein, der die Zeche machende Wirth, der Fischmarkt, die rheinische Fähre, Abschied und Heimkehr des Kriegers, die Passagiere, der kleine Schuhmacher, der Erntewagen, Kosakeneinkehr, Haus und Grete (nach Uhland), letzteres in der Nationalgalerie zu Berlin, u. a. Ohne auf besondere Tiefe der Charakteristik, auf eine erschöpfende Durchbildung auszugehen, weiß er diesen Arbeiten einen anziehenden Reiz durch die Frische der Erfindung und die Lebendigkeit der Darstellung zu geben. Sehr umfassend ist ferner seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Illustration. So nahm er theil an der Illustration zu den Reinecke'schen Liedern, gab selbst unter dem Titel «Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern» eine große Anzahl von ihm selbst radirter Blätter heraus, illustrirte Immermann's «Münchhausen», die kath. Festbilder, die Gebete im Geist der kath. Kirche u. s. w. und übte mit ungemeinem Geschick die Lithographie, sowie die Federzeichnung auf Stein. Seine Illustrationen zählen nach vielen Tausenden. S. starb, bis zuletzt geistesfrisch und thätig, 21. Juli 1878 in seiner Vaterstadt.

Sondershausen, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, 19 Kilom. südlich von Nordhausen in der schwarzburg. Unterherrschaft, an der Wipper und Bebra und der Nordhausen-Erfurter Eisenbahn, in angenehmer, bergiger Gegend gelegen, ist Sitz der höchsten Landesbehörden, eines gemeinschaftlichen Kreisgerichts (Schwarzburg-Rudolstadt und Weimar) und eines Justizamts, und zählt (1875) 5723 E. Von öffentlichen Bauwerken ist außer der Stadtkirche das neu ausgebaute, ansehnliche fürstl. Schloß hervorzuheben, in welchem eine Antiquitäten- und Naturaliensammlung aufgestellt ist, und das von wohlgepflegten Parkanlagen umgeben wird. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu S. ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Töchterschule und ein Schullehrerseminar. Handel und Verkehr sind nicht unbedeutend. Im J. 1878 wurde zu S. die Schwarzburgische Landesbank errichtet. Südwärts von der Stadt liegt inmitten schöner Parkanlagen und ausgedehnter Buchenwaldungen das fürstl. Jagdschloß zum Possen, mit einem weit sichtbaren Thurme. Vgl. Bocke, «S. und seine Umgebungen» (Nordh. 1858).

Sondrio, deutsch Sonders, die Hauptstadt der ital. Provinz gleichen Namens (s. Veltlin), liegt 365 Mt. über dem Meere am Eingange des Malencothals, zu beiden Seiten des Malero, eines wilden verheerenden Bergwassers, das durch feste Steindämme einigermaßen gebändigt, 1,5 Kilom. südlich von der Stadt in die Adda mündet. Die Stadt hat enge, unsaubere Straßen, hohe düstere Häuser, eine sehenswerthe Hauptkirche mit alterthümlichem Thurme und guten Gemälden, ein Gymnasium und ein Hospital. Sie ist der Sitz eines Präfecten, eines Gerichtshofs, einer Handels- und Gewerbekammer und zählt (1871) 4339 E. (mit dem Gemeindebezirke 6501), welche Landwirthschaft, namentlich Weinbau, Weberei und Handel treiben. Das vor der Stadt liegende ehemalige Frauenkloster dient jetzt als Gefängniß, das frühere Schloß des Landvogts als Kaserne. Bei der 3 Kilom. westlich auf einem Felsenvorsprunge auf Galerien erbauten Kirche Sassella wächst der feinste veltliner Wein; andere geschätzte Weine der Umgegend sind der Inferno und der Montagna.

Sonett (ital.) heißt eine besondere Art kleiner lyrischer Gedichte, die sich auf 14 gereimte Zeilen beschränkt. Es sind zwei Hauptabtheilungen von ungleicher Länge. Die erste wird durch zwei vierzeilige Strophen (Quaternarien), die letzte durch zwei dreizeilige Strophen (Terzinen) gebildet, und zwar so, daß die beiden Quaternarien durch zwei viermal wiederkehrende Reime sich verschlingen, in den beiden Terzinen aber je zwei und zwei oder je drei Verse miteinander gereimt werden. Entsprechend der Gliederung in zwei Haupttheile, in den Aufgesang der beiden Vierzeilen und in den Abgesang der beiden Dreizeilen, gestaltet sich der Inhalt wie Satz und Gegensatz, Problem und Lösung, Frage und Antwort. Das S. entstand in der klang- und reimreichen Sprache Italiens und wurde namentlich durch Petrarca (s. d.) zu vollendeter Meisterschaft erhoben. Als die ital. Literatur im 16. Jahrh. für ganz Europa tonangebend wurde, ging auch das S. in alle andern Literaturen, selbst in die Literaturen german. Sprachstammes über, obgleich die german. Sprachen so künstlicher Reimverschlingung wenig entgegenkamen. Weltbekannt sind Shakspeare's S. In Deutschland wurde das S. durch Georg Rudolf Weckherlin und Opitz eingeführt; diese Dichter nannten es mit deutschem Namen **Klanggedicht**. Im 18. Jahrh. kam es in Deutschland fast völlig in Vergessenheit; erst Bürger erweckte es

wieder. A. W. Schlegel und die andern Dichter der sog. romantischen Dichterschule pflegten es mit Vorliebe und großem Erfolg. Goethe, Rückert, Platen, Eichendorff, Geibel u. a. folgten. Bei der jetzt herrschenden Sprachgewandtheit ist das S. eine fast heimische Kunstform geworden. Vgl. Tomlinson, «The S. its origino, structure and place in poetry» (Lond. 1874).

Songarei, Land in Centralasien, s. Dsongarei.

Sonne. Dieser Himmelskörper, von welchem Licht und Wärme ausströmen, der Haupt- und Centralkörper, um den sich alle Planeten, die Kometen, Meteorschwärme u. s. w. bewegen, stellt sich uns als eine kreisrunde und glänzende Scheibe dar. Zufolge dieser Darstellung muß dieser Weltkörper eine der Kugelgestalt sehr nahe kommende Form haben, da nur eine Kugel dem Auge in allen Stellungen auf die angegebene Art erscheinen kann. Aus der Erscheinung der Sonnenflecken (s. d.) hat man gefolgert, daß sie sich in etwa 25 Tagen von Westen nach Osten um ihre Achse dreht; auch hat sie eine im Raume fortschreitende Bewegung. Daß die Erde nebst allen Planeten sich um die Sonne bewegt, lehrte schon Kopernicus (s. d.); aber die wahre astron. Beziehung der S. nicht nur zu der Erde, sondern überhaupt zu allen Haupt- und Nebenplaneten unsers Systems hat uns erst Kepler (s. d.) kennen gelehrt. Ihre mittlere Entfernung von der Erde beträgt nach den neuesten Untersuchungen aus den Venusdurchgängen, den Marsbeobachtungen in dessen Sonnen- und Erdnähe, aus den Bewegungen der Erde und des Mondes etwa 23,300 Erdhalbmesser oder 148,670,000 Kilom., der scheinbare Halbmesser der S. aber zur Zeit, wo sie sich in der mittlern Entfernung von der Erde befindet, fast 961 Secunden. Doch ändert sich derselbe im Verhältnisse mit der Entfernung der S. und beträgt zur Zeit der größten Entfernung 945, zur Zeit der kleinsten 977 Secunden. Aus diesem scheinbaren Halbmesser der S. in Verbindung mit ihrer Entfernung von uns folgt, daß ihr wahrer Halbmesser 693,000 Kilom. beträgt. Ihre Oberfläche enthält daher über 6 Bill. QKilom. und ihr Körperinhalt über 1,4 Trill. Kbkilom., sodaß sich aus der S. über 1,280,000 der Erde gleiche Kugeln bilden ließen. Auch an Masse ist die S. ungeheuer groß, da sie die Masse der Erde 355,000 mal und die aller Planeten ihres Systems zusammengenommen gegen 800 mal übertrifft. Nach Encke's Rechnungen aus den Venusdurchgängen von den J. 1761 und 1769 wurde die Entfernung der Sonne um $^1/_{31}$ größer angenommen, wodurch auch die eben gegebenen Zahlen geändert wurden. Ueber die physische Beschaffenheit des Sonnenkörpers sind die Astronomen von jeher verschiedener Meinung gewesen. Nach der von Herschel aufgestellten Hypothese ist die S. ein mit einer leuchtenden Atmosphäre umgebener, für sich aber dunkler Körper, auf dessen Oberfläche sich, gleichwie auf der Erde, Berge und Thäler befinden. Jene Atmosphäre ist nach Herschel eine dreifache. Den Sonnenkörper umgibt zunächst eine dunkle, wolkenartige Schicht, welche durch eine zweite, sehr elastische und durchsichtige Schicht von der äußersten, der Atmosphäre, entfernt gehalten wird. Demnach wäre eigentlich die letztere für uns die Quelle des Lichts und der Wärme. Die ältere Ansicht, von Galilei besonders ausgesprochen, daß die S. eine weißglühende, feste oder flüssige Masse sei, hat durch die neuern Untersuchungen des Sonnenspectrums wieder die Herschel'sche Hypothese verdrängt.

Man denkt sich, daß der feurigflüssige Körper der S. umgeben ist von einer Chromosphäre, in welcher von der feurigen Masse aus mächtige Eruptionen oder Lichtentwickelungen stattfinden. Diese letztern, bekannt unter dem Namen Protuberanzen (s. d.), konnte man früher nur bei totalen Sonnenfinsternissen beobachten. Die totale Sonnenfinsterniß im Aug. 1868 lieferte das wichtige Resultat, daß man diese Protuberanzen mit dem Spectroskop auch zu jeder Tageszeit wahrnehmen kann. Der Astronom Jonsen und fast gleichzeitig auch Lockyer waren die ersten, welche mit dem Spectroskop an der Stelle, wo Protuberanzen am Sonnenrande erschienen, lichte Linien sahen. Seit dem Sommer 1872 sieht man bei geöffnetem Spalt im Spectroskop (wie Huggins und Zöllner gezeigt haben) die Protuberanzen in ihrer ganzen Ausdehnung. Die vielfachen Beobachtungen der Protuberanzen haben constatirt, daß dieselben sehr raschen Veränderungen unterworfen sind, die oft, ähnlich unsern Luftströmungen, Gestalt und Größe innerhalb weniger Secunden wechseln. Nach den neuesten Wahrnehmungen mehrerer Astronomen hat man die Ansicht aufgestellt, daß an den Stellen, wo Protuberanzen sichtbar werden, bald darauf Flecken erscheinen, und danach würde die Häufigkeit der Protuberanzen ebenso wie die der Sonnenflecken einer elfjährigen Periode unterworfen sein, was sich bei dem letzten Sonnenflecken-Minimum bestätigte. Die Sonnenflecken mit ihrer Umgebung (Penumbra) hält man nach der Kirchhoff'schen Hypothese für dichtere Wolkengebilde, welche über der feurigflüssigen Masse sich erheben. Durch Vergleichung der Linien im Sonnenspectrum mit den Linien im Spectrum irdischer Stoffe, denkt man sich in der Sonnenatmosphäre, welche eine Tem-

peratur von vielen tausend Graden haben soll, die Stoffe Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen u. s. w in gasförmigem Zustande und auch die Existenz von Sauerstoff ist neuerdings nachgewiesen. Vgl. Secchi, «Die S.» (deutsch von Schellen, Braunschw. 1872). — Centralsonne (s. d.) nennt man eine S., um die sich alle andern, oder wenigstens eine große Anzahl bewegen. Mädler hat eine Hypothese aufgestellt, nach der sie in den Plejaden sein soll. Die Hypothese hat jedoch wenig Anhänger und mehrfach Widerlegung gefunden; der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, ob die Hypothese Wahrscheinlichkeit für sich haben wird oder nicht.

Sonneberg, Kreis im Oberlande des Herzogthums Sachsen-Meiningen, der auf 347,2 QKilom. (1875) 39,620 E. zählt, liegt auf und an dem Thüringerwalde, dessen Holz und Mineralien seinen Hauptreichthum bilden. Die Wälder liefern das Material zu mancherlei Holzwaaren, besonders Schachteln, Spielsachen, Kasten u. s. w., welche theils durch Handarbeit, theils durch die Maschinen-Holzwaarenfabrik Bernhardshütte verfertigt werden. Das Ausgraben und Verarbeiten des Eisenerzes, der Wetz- und Schieferſteine beschäftigt ebenfalls viele Hände. Das Land ist daher durch eine Menge Manufacturen und Fabriken, Glashütten, Porzellanfabriken, Eisenhütten, Marmel- und Schneidemühlen belebt. Zahlreiche Brauereien liefern vorzügliches Bier. Der Mittelpunkt des lebhaften Industriebetriebes und Handels ist die Hauptstadt S., an der Röthen, durch Zweigbahn nach Koburg mit der Werrabahn verbunden, mit einer schönen Kirche, einer höhern Bürgerschule, einem Rathhaus und zwei ansehnlichen Amtsgebäuden. Der Ort zählt (1875) 7322 E., welche Fabriken in Puppen und Spielwaaren unterhalten und außerdem den Vertrieb der Fabrikate des ganzen Kreises unter dem Namen von Sonneberger Waaren nach allen Gegenden der Erde, vorzugsweise aber nach Frankreich und England, Nord- und Südamerika, vermitteln. In der Nähe der Stadt werden Griffelschiefer und Wetzsteine gebrochen, sowie Eisenstein und vorzüglicher Ocher gegraben.

Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Maria, Freiherr von), deutscher Dichter, wurde zu Münster in Westfalen 5. Sept. 1779 geboren. Von Kindheit auf scheint seine kühne, aber ungeregelte Phantasie das Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte behauptet zu haben, und da durch seine Erziehung dieses Mißverhältniß nicht aufgehoben wurde, so trat es, als er sich in einer bewegten Zeit ohne bestimmten Wirkungskreis sah, nur noch greller hervor und riß ihn endlich in den Untergang. Bereits auf dem Gymnasium zu Münster entwarf er nach Klopstock's «Messias» den ersten Plan zu einem Epos «Das Weltende» (Bd. 1, Wien 1801), das alle Fehler eines regellosen gigantischen Umrisses, einer meist schwülstigen, unnatürlichen Diction und einer wilden Phantasie vereinigt. Vielleicht mehr um fremde als eigene Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte. In seinem 19. Jahre machte er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Später lebte S. zurückgezogen in Drakendorf bei Jena und in Jena. Hier arbeitete er an einem zweiten Epos, «Donatoa», einem Gemälde des Untergangs der Welt, welches dergestalt seine ganze Seele erfüllte, daß er Schlaf und Speise, Umgang und jede Lebensfreude dafür aufopferte. Seine überspannte Natur zerstörte sich so selbst; er nahm sich im Wahnsinn das Leben 22. Nov. 1805, indem er sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. S. würde bei einer harmonischen Ausbildung Bleibendes geleistet haben. Sein «Donatoa» zeigt ihn als einen Nacheiferer Klopstock's. Bei allen Fehlern in Plan und Ausführung findet man in einzelnen Stellen Tiefe und Fülle, Kraft und Hoheit und Innigkeit des Gemüths. Gruber gab «Donatoa» mit einer Lebensbeschreibung S.'s (2 Thle. in 4 Bdchn., Halle 1806—7) und «Gedichte» (Rudolst. 1808) heraus.

Sonnenblume oder Sonnenrose, s. Helianthus.

Sonnenfels (Jos. von), ein verdienstvoller Schriftsteller, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1732, wurde bei den Piaristen erzogen und nahm im 16. Jahre Militärdienst. Nach Ablauf seiner Dienstzeit studirte er in Wien die Rechte, daneben aber auch mit Eifer das Hebräische, sodaß er seinem Vater, der jüd. Herkunft war, als Interpres des Hebräischen bei der niederösterr. Regierung adjungirt wurde. Außerdem arbeitete er als Gehülfe bei einem höhern Justizbeamten. Endlich trat er mit einigen deutschen Aufsätzen als Schriftsteller auf und der Beifall, womit sie aufgenommen wurden, bestärkte ihn in dem Vorsatze, sich ganz der Literatur zu widmen. Nachdem er sich vergebens um eine Professur in Wien beworben, mußte er die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen österr. Arcierengarde annehmen. Durch die Verwendung des Generals von Petrasch, der damals erster Lieutenant bei dieser Garde war, erhielt er 1763 die Lehrstelle der Staatswissenschaften auf der Universität zu Wien. Durch seine Freimüthigkeit zog er sich zwar bald Feinde zu, doch ließ er sich dadurch in seinem Eifer für Förderung der Wissenschaften, Ausbildung der deutschen Sprache und Aufklärung seines Vater-

landes nicht stören. Durch seine Schrift «Ueber Abschaffung der Tortur» (Zür. 1775) hatte S. bewirkt, daß in den österr. Staaten die Folter abgeschafft wurde. Trotz der Bemühungen seiner Feinde, ihn als Religionsspötter und Majestätsverbrecher zu stürzen, wurde er von der Kaiserin Maria Theresia zum Rath, 1779 zum Wirkl. Hofrath bei der Geh. böhm. und österr. Hofkanzlei und zum Beisitzer der Studien- und Censur-Commission und 1810 zum Präsidenten der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt. Er starb 25. April 1817. Er hat im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzwesen Verbesserungen durchsetzen helfen, die ihm zu großem Ruhme gereichen. Durch seine «Briefe über die wienerische Schaubühne» (4 Bde., Wien 1768) und durch andere dramaturgische Arbeiten wurde er der Reformator der Bühne in Oesterreich. Seine «Gesammelten Schriften» erschienen in 10 Bänden (Wien 1783—87).

Sonnenferne und **Sonnennähe** (Perihelium), s. Aphelium.

Sonnenfinsterniß entsteht, wenn der Mond zwischen der Erde und der Sonne so zu stehen kommt, daß dadurch die Sonne ganz oder zum Theil bedeckt, mithin einem Theile der Erde das Sonnenlicht in dem nämlichen Maße entzogen wird, was aber nur zur Zeit des Neumondes möglich ist. Nach der sinnlichen Wahrnehmung zieht dabei der Mond in Gestalt einer dunkeln Scheibe von Westen nach Osten vor der Sonnenscheibe hin. Wirklich verfinstert wird dabei eigentlich nur die Erde, welche bei der S. in demselben Falle ist, worin der Mond (s. d.) sich bei der Mondfinsterniß befindet. Da sich aber der Schatten, den der Mond wirft, nur etwa 375,000 Kilom., mithin etwa ebenso weit von demselben erstreckt, als die Erde vom Monde entfernt ist, so kann es geschehen, daß selbst dann, wenn zur Zeit des Neumondes Sonne, Mond und Erde in gerader Linie stehen, der Mondschatten, wenigstens der volle, die Erde, welche zuweilen über 400,000 Kilom. vom Monde entfernt ist, gar nicht erreicht, sodaß kein Theil der Erde völlig verfinstert wird; jedenfalls kann immer nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Erdoberfläche auf einmal verfinstert sein, während dagegen der Erdschatten sich viel weiter (1,344,000—1,390,000 Kilom.) von der Erde erstreckt und daher der Mond sehr oft zur Zeit einer Mondfinsterniß ganz und gar in den Erdschatten eingetaucht oder verfinstert ist. Ein weit größerer Theil der Erdoberfläche kann vom Halbschatten des Mondes getroffen werden und sieht dann einen Theil der Sonne verfinstert oder vom Monde bedeckt. Hiernach sind die S. entweder totale, d. h. solche, wo die ganze Sonnenscheibe verfinstert erscheint, oder partiale d. h. solche, wo die Sonnenscheibe nur zum Theil verdeckt wird. Die größtmögliche Dauer einer totalen S. für einen bestimmten Ort beträgt noch nicht 8 Min. Den Grad der Verfinsterung der Sonne bei einer partialen S. pflegt man so zu bestimmen, daß man den scheinbaren Durchmesser der Sonne in 12 Theile, sog. Zolle, theilt und angibt, wieviel dieser Theile verfinstert sind; hiernach kann also eine Sonnenfinsterniß z. B. 5zöllig, 8zöllig u. s. w. sein. Eine besondere Art partialer S. sind die ringförmigen, bei denen man zwar den ganzen Mond vor der Sonne, die letztere aber dennoch nicht ganz verfinstert, sondern den äußersten ringförmigen Theil der Sonnenscheibe unbedeckt sieht. Eine solche findet in dem vorhin angegebenen Falle statt, wenn die Spitze des Mondschattenkegels die Erde nicht erreicht; der scheinbare Durchmesser des Mondes ist dann um höchstens $3\frac{1}{2}$ Min. kleiner als der der Sonne, und diejenige Gegend der Erdoberfläche, welche der Spitze des Mondschattenkegels zunächst liegt, hat eine ringförmige S. Was die Umstände einer totalen Finsterniß anlangt, so pflegt die eintretende Dunkelheit zwar sehr auffallend zu sein, aber doch meist nur einer starken Dämmerung zu gleichen, in der die hellern Sterne sichtbar werden, die Nachtvögel hervorkommen und die Thiere unruhig werden. Merkwürdig sind die rothen Hervorragungen an der Sonnenscheibe (s. Protuberanzen) und der silberweiße, zuweilen auch röthliche oder bläuliche ziemlich breite Ring (Corona), der sich bei totalen S. um die Sonne zeigt. Erstere sind gasförmige Ausströmungen auf der Sonne, können jetzt seit der S. von 1868 mit spektroskopischen Apparaten stets gesehen werden und scheinen in ihrer Häufigkeit eine 11jährige Periode, wie die Sonnenflecken zu haben; letzterer rührt wahrscheinlich von einer die Sonne auf sehr weite Entfernung hin umgebenden Lichthülle her. Uebrigens sind totale S. höchst selten und kommen an einem und demselben Orte der Erde nur etwa alle 200 Jahre vor; im allgemeinen finden jährlich wenigstens zwei S. statt, in der Finsternißperiode von 18 Jahren 11 Tagen gibt es 41, ein bestimmter Ort aber hat durchschnittlich nur alle zwei Jahre eine sichtbare S. Die Berechnung alter S. ist für die Chronologie von Wichtigkeit. Totale oder ringförmige S. finden im 19. Jahrh. noch statt: 1887 am 19. Aug., total in Ostpreußen und Rußland; 1890 am 17. Juni, ringförmig im Mittelmeer und in Kleinasien; 1896 am 9. Aug., total in Norwegen, Lappland, Rußland; 1900 am 28. Mai, ringförmig in Portugal und Spanien.

Sonnenflecken. Man erblickt auf der Sonnenscheibe größere und kleinere Flecken von unregelmäßiger Gestalt und in größerer oder geringerer Anzahl; sie erscheinen in der Mitte schwarz und am Rande mit einem weißlichgrauen Hofe (Penumbra), der auch oft in große Flächen ohne jenen erkennbaren schwarzen Kern zerfließt. Die Flecken entstehen und verschwinden zuweilen mitten auf der Sonne schnell und ohne alle bemerkbare Veranlassung; häufiger aber sieht man sie schon gebildet am östl. Rande eintreten und sich nach dem westl. Rande bewegen, an welchem sie, ungefähr 13—14 Tage nach ihrem ersten Erscheinen, wieder verschwinden und hierauf nach derselben Zeit am östl. Rande wieder hervorkommen. Die ganze Erscheinung trägt sich so zu, als wenn diese Flecken in etwa 27 Tagen einen Umlauf um die ganze Sonne machten. Um den 10. Juni beschreiben sie während ihrer Sichtbarkeit von Norden nach Süden hinabgehende gerade Linien auf der Sonne. In den folgenden Monaten fangen sich diese Bahnen an zu krümmen und bilden Ellipsen, deren Höhlung sich aufwärts kehrt und deren Oeffnung sich später erweitert. Um den 10. Sept. ist die letztere am größten. Dann nähern sich diese krummen Linien wieder geraden Linien, und um den 10. Dec. erscheinen sie vollkommen gerade. Hierauf wiederholen sich die angegebenen Erscheinungen, nur in umgekehrter Richtung, und die Periode beträgt gerade ein Sonnenjahr. Man erklärt dies alles vollständig, wenn man die Flecken nicht als eigene dunkle Himmelskörper, wie ehemals geschah, sondern als der Sonnenkugel selbst angehörige betrachtet und letzterer eine Rotation von Westen nach Osten um eine Achse beilegt, welche unter einem Winkel von $82^1/_2°$ gegen die Ebene der Ekliptik geneigt ist. Die wirkliche Dauer dieser Rotation findet man aus der scheinbaren, oben auf ungefähr 27 Tage bestimmten etwas über 25 Tage; denn es muß in Betracht gezogen werden, daß die Erde, von welcher aus die Bewegung betrachtet wird, unterdeß selbst nach dieser Richtung in Bewegung ist, und daß dieser Umstand also nothwendig eine solche Verschiedenheit zur Folge hat. Die S. sind zuweilen sehr groß und haben einen Durchmesser von 70,000 und mehr Kilom. Sie scheinen alle in eine Zone eingeschlossen, die sich auf beiden Seiten des Sonnenäquators 30° weit erstreckt. In ihrer Nähe erscheinen gewöhnlich auffallend helle Stellen, sog. Sonnenfackeln, aus denen nicht selten S. hervorbrechen. Doch erscheinen die Fackeln auch zuweilen ohne Flecken. Mit einem guten Fernrohr sieht man auf der Sonnenscheibe überall ganz kleine Fleckenpunkte, sog. Poren, wodurch die Sonne wie geadert erscheint. Die Sonne hat nicht immer Flecken. Es gibt Zeiten, zu denen die Sonnenscheibe ganz ohne Flecken erscheint; zu andern Zeiten wieder sind stets sehr viele Flecken da. Schwabe in Dessau fand zuerst in der Häufigkeit der Flecken eine elfjährige Periode. In den J. 1847, 1848, 1849, ebenso 1858, 1859, 1860, 1861, 1871 waren z. B. an allen Beobachtungstagen stets Flecken vorhanden; 1844, 1856, 1867 und 1877 waren an fast 200 Tagen im Jahre gar keine Flecken sichtbar. Merkwürdig ist, daß in der Größe der Schwankungen der Magnetnadel ebenfalls eine elfjährige Periode gefunden ist, die vollständig parallel der Sonnenfleckenperiode läuft. Die ersten Flecken wurden 1610 von dem Engländer Harriot und von dem Friesländer Joh. Fabricius gesehen, welcher letztere allgemein für den Entdecker dieser Flecken gilt. Herschel dachte sich die Flecken als Risse in der Lichtsphäre der Sonne. Die Kernflecken sind danach sichtbare Theile des dunkeln Sonnenkörpers, die Höfe sichtbare Theile der wolkenartigen Schicht der Sonnenatmosphäre. Nach Kirchhoff sind die S. sichtbare, durch locale Temperaturerniedrigung entstehende Wolken in der Sonnenatmosphäre und die Höfe andere Wolken, die dadurch entstehen, daß durch erstere Theilen der Sonnenatmosphäre die Wärme vom glühenden Kern entzogen wird.

Sonnenstein, ein über der Stadt Pirna (s. d.) im Königreich Sachsen gelegenes Schloß, das gegenwärtig eine Heil- und Verpflegungsanstalt für heilbare Geisteskranke enthält. Der S. war ursprünglich eine Grenzfeste gegen die Slawen und wurde im 16. Jahrh. als festes Schloß neu aufgeführt und nachher zu einem Staatsgefängniß benutzt, in dem unter andern auch Patkul (s. d.) eine Zeit lang gefangen saß. Im Siebenjährigen Kriege eroberten die Preußen den S. und schleiften ihn. Als das damals sächs. Torgau zu einer Festung umgeschaffen wurde und für die dort seit 1730 bestandenen Straf- und Versorgungsanstalten ein anderes Unterkommen gesucht werden mußte, wurde der Irrenanstalt der S. eingeräumt und dann die Anstalt selbst in eine Heilanstalt verwandelt, deren Eröffnung 8. Juli 1811 erfolgte. Das J. 1813 brachte die schnell entwickelte Anstalt der Auflösung nahe, da die Franzosen das Schloß befestigten und bis in den November gegen die Verbündeten behaupteten. Doch schon im Febr. 1814 konnten viele Kranke wieder dahin zurückgebracht werden. Die Anstalt hat seitdem nie aufgehört, den Fortschritten der psychiatrischen Wissenschaft treu zu folgen und den Ansprüchen der humanen Heilpflege zu genügen, und hat sich auch räumlich durch vielfache

Um- und Neubauten erweitert. Am 31. Dec. 1877 wurden auf dem S. 401 Geisteskranke (204 männliche und 197 weibliche) verpflegt. Vgl. Nostitz und Jänckendorf, «Beschreibung der Heil- und Verpflegungsanstalt zu S.» (3 Bde., Dresd. 1829).

Sonnenstich (insolatio oder siriasis) ist ein durch abnorm hohe Temperatur herbeigeführter krankhafter Zustand, welcher weniger durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf als vielmehr durch die Wirkung einer sehr schwülen und heißen Atmosphäre entsteht. Der S. besteht in rascher Blutanhäufung oder selbst Entzündung der Hirnhäute und des Hirns selbst, welche Kopfschmerz, Schwindel, Athemnoth und Erbrechen, in den höhern Graden Ohnmacht und vollständige Lähmung des nervösen Centralorgans zur Folge hat. Die Insolation kommt meist in den südl. Ländern, aber auch bei großer Hitze in kältern Klimaten, besonders bei Personen vor, die, ohne daran gewöhnt zu sein, mit entblößtem Kopfe oder mit schwerer Kopfbedeckung sich den Sonnenstrahlen aussetzen. Der S. tödtet gewöhnlich schnell, oder verliert sich, wenn die Ursachen wegfallen, unter Nachlassen der Hauptsymptome, von selbst wieder; oft bleiben dann aber Lähmungen zurück. Er war schon den Alten bekannt und ist noch jetzt eine der gefürchtetsten Krankheiten, von der z. B. die brit. Truppen in Ostindien viel zu leiden haben. Die Hauptmittel dagen sind: Aderlässe, kalte Begießungen und Umschläge des Kopfes, kühles, schattiges Krankenzimmer, horizontale Lage mit erhöhtem Kopf.

Sonnensystem. Die neuere Astronomie hat sich zu der Vorstellung erhoben, daß jeder Fixstern eine Sonne sei und der Wahrscheinlichkeit nach sein besonderes System ihn umkreisender Haupt- und Nebenplaneten habe, wonach es also ebenso viele S. als Fixsterne geben würde. Im engern Sinne versteht man aber unter S. nur unsere Sonne mit ihren Planeten, Monden und Kometen (s. d.). Die Zahl der Kometen ist jedenfalls sehr groß und völlig unbestimmt. Von den Planeten (s. d.) waren im Nov. 1878 bereits 199 bekannt, nämlich: Mercur, Venus, die Erde mit einem Monde, Mars mit zwei Monden, die kleinen Planeten oder sog. Planetoiden (von denen 191 bekannt sind), Jupiter mit vier, Saturn mit acht, Uranus mit sechs und Neptun mit einem Monde. Der letztgenannte Planet wurde 23. Sept. 1846 von Galle in Berlin entdeckt, nachdem Leverrier in Paris auf theoretischem Wege nicht nur sein Dasein nachgewiesen, sondern auch Ort und Größe desselben bestimmt hatte. Einen andern oder sogar mehrere Planeten vermuthet man zwischen Sonne und Mercur; Watson hat 29. Juli 1878 bei der totalen Sonnenfinsterniß zwei Sterne gesehen, welche für intramercurianische Planeten gehalten werden. Alle diese Planeten laufen um die Sonne in elliptischen Bahnen, in deren einem Brennpunkte diese steht und durch die Kraft ihrer Anziehung jene in ihren Bahnen erhält. Ebenso beschreiben auch die Monde oder Nebenplaneten, unabhängig von ihrer Bewegung mit den Hauptplaneten um die Sonne, Ellipsen um ihre Hauptplaneten, welche dabei in dem einen Brennpunkte stehen. Die Vertheilung der Planeten durch den Himmelsraum zeigt eine höchst merkwürdige Regelmäßigkeit. Schon im 18. Jahrh. wußte man, daß die Entfernungen der damals bekannten Planeten nach dem Gesetze folgender Reihe wachsen: $4; 4+3; 4+2\cdot3; 4+4\cdot3; 4+16\cdot3; 4+32\cdot3; 4+64\cdot3$. In dieser Reihe fehlte aber zwischen den dem Mars und dem Jupiter entsprechenden Gliedern, $4+4\cdot3$ und $4+16\cdot3$, das Zwischenglied $4+8\cdot3$, und man gründete darauf die Vermuthung, daß sich in dieser Entfernung von der Sonne (also ungefähr in der siebenfachen Entfernung des Mercur) ein noch unentdeckter Planet finden müsse, eine Vermuthung, die in den ersten Jahren des 19. Jahrh. durch die Entdeckung der vier kleinen Planeten Vesta, Juno, Ceres, Pallas bestätigt worden ist, welche in der That jene verhältnißmäßige Entfernung von der Sonne haben, und denen sich seit 1845 noch 187 andere angeschlossen haben, von denen asselbe gilt. Nur der entfernteste aller jetzt bekannten Planeten, Neptun, weicht von jenem Gesetze erheblich ab, indem seine Entfernung von der Sonne nicht der Zahl $4+128\cdot3$ oder 388, sondern der Zahl 300 entspricht, mithin weit kleiner ist, als sie jenem Gesetze nach sein sollte. (S. Planeten.) Vgl. Secchi, «Die Sterne» (Bd. 34 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1878).

Sonnentafeln. Obgleich sich die Erde um die Sonne bewegt, pflegt man doch bei den Rechnungen, die sich auf den Ort der erstern in ihrer Bahn beziehen, die scheinbare Bewegung der letztern anzunehmen, weil nur diese wirklich beobachtet wird, und daher statt des wirklichen Orts der Erde den jedesmal um sechs Zeichen oder 180 Grad davon verschiedenen scheinbaren Ort der Sonne anzusetzen. Die Rechnungsdata, welche zur Auffindung dieses Ortes für jede angegebene Zeit erfordert werden, sind in eigenen Werken zusammengestellt, welche den Namen S. führen. Dergleichen Tafeln besitzt man von Lacaille, Mayer, Zach (1804), Delambre (1805) und Carlini (1810). Die letztern, zu welchen Bessel Correctionstafeln berechnet hat

(1827), sind lange im Gebrauch gewesen. Die neuesten S. sind von Hansen und Olufsen (Kopenh. 1853) und von Leverrier («Annales de l'observatoire de Paris», Bd. 4, Par. 1858), welche letztern jetzt allgemein in Gebrauch sind.

Sonnenthau ist der deutsche Volksname der Arten der zur 5. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Gattung Drosēra L., welche den Typus der Familie der Droseraceen bildet. Es sind kleine, zarte, perennirende Kräuter mit höchst merkwürdig gestalteten, in eine grundständige Rosette gestellten Blättern. Dieselben, stets einfach, ganz, langgestielt, sind an ihren Rändern oder an ihrer ganzen obern Fläche mit purpurfarbenen, fadenförmigen, am Ende kopfig verdickten (gleichsam mit glänzenden Thauperlen versehenen) Fortsätzen besetzt, welche eine klebrige Masse ausscheiden und einen hohen Grad von Reizbarkeit besitzen. Sobald sich nämlich eine Mücke oder ein anderes kleines Insekt auf die Blätter setzt, wird dasselbe schleunigst von diesen Fäden umklammert und todt gedrückt. Auf der Blattrose erheben sich zarte Blütenschnitte, welche in eine Wickeltraube kleiner Blüten endigen, die aus einem fünfblätterigen Kelch und einer fünfblätterigen, weißen Blumenkrone bestehen. Die Frucht ist eine einfächerige, mit 3—5 Klappen aufspringende Kapsel. Die wenigen in Europa vorkommenden Arten wachsen auf Torfboden in den Polstern der Torf- oder Wassermoose. Die verbreitetste Art ist der rundblätterige S. (D. rotundifolia L.), ein Pflänzchen mit 8—15 Ctmt. hohen Blütenschäften, welche ehedem als Herba Rorellae s. roris solis gegen Wechselfieber und Wassersucht medicinisch angewendet wurden. In neuester Zeit hat der S. eine große Berühmtheit erlangt, seitdem nämlich Darwin nachgewiesen hat, daß derselbe (wie auch alle übrigen Droseraceen) zu den «insektenfressenden» Pflanzen gehöre, indem die von seinen Blättern gefangenen Mücken u. s. w. erdrückt und ausgesaugt werden und deren Stoffe nächst der Kohlensäure der Luft die Hauptnahrung des S. bilden. (S. Fleischfressende Pflanzen.)

Sonnenuhr. Der tägliche Umlauf der Sonne am Himmel hat von jeher das einfachste Mittel der Zeiteintheilung abgegeben, indem man die veränderliche Lage des Schattens bemerkt, den alle Körper der Sonne gegenüber werfen. Man denke sich die Sonne den Aequator mit gleichförmiger Geschwindigkeit in 24 Stunden durchlaufend und setze in den Mittelpunkt der Ebene des letztern perpendicular einen Stift, der also der Erdachse parallel ist, so wird der Schatten dieses Stifts dem Sonnenlaufe folgen und auf gedachter Ebene die Stunden bezeichnen. Eine nach dieser Idee eingerichtete, mit einem solchen der Erdachse parallelen Stifte und mit Stundentheilung versehene, der Ebene des Aequators parallel aufgestellte Scheibe oder eine andere, gewöhnlich steinerne oder metallene Fläche, deren Mittagspunkt dem Meridian des Ortes entspricht, heißt eine Aequinoctialuhr, weil die Sonne an den Aequinoctialtagen den Aequator wirklich beschreibt. Sie ist von allen S. die einfachste. Will man eine solche Aequinoctialuhr in eine Horizontaluhr, d. h. in eine solche umgestalten, deren Ebene der Horizontalebene parallel liegt, so muß man den Weiser auf der Ebene unter einem der Polhöhe des betreffenden Ortes gleichen Winkel befestigen, damit er wieder der Erdachse parallel steht, indem dieselbe den Horizont überall unter einem der Polhöhe gleichen Winkel schneidet; die Stundentheilung wird dann mit Bezug auf die Aequinoctialuhr ausgeführt. Die Horizontaluhren sind die gewöhnlichsten und bequemsten S.; sie sind auch die einzigen, welche das ganze Jahr hindurch alle Stunden, solange die Sonne scheint, zeigen. Eine Verticaluhr ist eine solche S., deren Ebene auf dem Horizont vertical steht; sie heißt eine Mittags- oder Mitternachtsuhr, wenn ihre Ebene genau von Osten nach Westen geht, und eine Morgen- oder Abenduhr, wenn ihre Ebene in der Mittagsfläche steht, d. h. von Süden nach Norden gerichtet ist, ferner nach Osten oder Westen gekehrt ist, während der Zeiger stets der Erdachse parallel sein muß. Die zuletzt erwähnten vier S. sind gewöhnlich auf den senkrechten vier Seiten eines Würfels verzeichnet, dessen horizontale obere Seite dann eine Horizontaluhr enthalten kann. Eine Mittagsuhr kann nur im Winterhalbjahr alle Stunden des Tages, so lange die Sonne scheint, zeigen, im Sommerhalbjahr zeigt sie höchstens die Stunden von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends; eine Mitternachtsuhr zeigt im Sommerhalbjahr die ersten Morgen- und letzten Abendstunden, im Winterhalbjahr gar keine Stunden; eine Morgenuhr zeigt nur die Vormittags-, eine Abenduhr nur die Nachmittagsstunden. Eine neue Art Sonnenuhren sind die sog. hemisphärischen, auf der ein schattenwerfendes Fadenkreuz das ganze Jahr hindurch die Sonnenzeit auf der in einer halben Hohlkugel angebrachten Theilung anzeigt. Die Construction der S. lehrt die Gnomonik.

Sonnenwenden, Sonnenstillstandspunkte, Solstitien oder Solstitialpunkte nennt man die beiden Punkte der Ekliptik, die vom Aequator am meisten (23 Grad 27 Min.)

entfernt sind. (S. Wendekreise.) Der eine derselben, auf der Nordseite des Aequators, heißt Sommersolstitium oder Sommerpunkt, weil für die nördl. Halbkugel der Erde der astron. Sommer beginnt, sobald die Sonne in diesem Punkte steht, was um den 21. Juni der Fall ist; der andere dieser Punkte heißt aus gleichem Grunde Wintersolstitium oder Winterpunkt (um den 21. Dec.). S. heißen diese Punkte, weil sich die Sonne in denselben gleichsam wendet oder umkehrt und wieder nach dem Aequator, von dem sie sich bis dahin entfernt hatte, zurückkehrt; Sonnenstillstandspunkte, weil sie in diesen Punkten still zu stehen und einige Zeit gleichen Abstand vom Aequator beizubehalten scheint. Uebrigens sind beide Punkte 180° voneinander entfernt; sie liegen unter 90° und 270°. Nicht selten versteht man unter den Solstitien auch die Zeitpunkte, in denen die Sonne in diesen beiden Punkten steht (um den 21. Juni und 21. Dec.).

Sonnenzeit nennen die Astronomen im Gegensatze zur Sternenzeit die durch die scheinbare Bewegung der Sonne gemessene und bestimmte Zeit. Der Zeitraum, welcher zwischen zwei aufeinanderfolgenden Mittagen oder (obern) Culminationen der Sonne verfließt, heißt ein Sonnentag; er würde aber als Zeiteinheit oder Zeitmaß nur dann geeignet sein, wenn er immer gleiche Länge hätte, was nicht der Fall ist. Theils der Umstand, daß die Erde nicht immer gleich weit von der Sonne entfernt ist und sich je nach der geringern oder größern Entfernung schneller oder langsamer bewegt, theils die Neigung der Ekliptik, in welcher sich scheinbar die Sonne bewegt, gegen den Aequator haben eine Ungleichheit der wahren Sonnentage zur Folge, die zwar an sich nicht bedeutend ist, indem der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage im ganzen Jahre noch keine volle Minute beträgt, aber doch bedeutend genug, um störend zu sein. Man denkt sich daher statt der wahren Sonne eine mittlere, welche sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator und zwar mit völlig gleichmäßiger Geschwindigkeit bewegt, und nennt den Zwischenraum zwischen zwei nächsten Culminationen dieser gedachten Sonne, welcher das Mittel aus allen wahren Sonnentagen im ganzen Jahre ist, einen mittlern Sonnentag. Daher unterscheidet man auch wahre und mittlere Zeit (Sonnenzeit); die erstere wird von den Sonnenuhren angegeben, die letztere von richtig gehenden Taschen- oder Pendeluhren. Beide Zeiten oder Zeitangaben weichen zweimal im Jahre ungefähr eine Viertelstunde voneinander ab, nämlich um den 11. Febr., wo der wahre Mittag um $14\frac{1}{2}$ Minuten später, und um den Anfang des November, wo er um $16\frac{1}{4}$ Minuten früher fällt als der mittlere; viermal im Jahre stimmen sie überein, nämlich um den 15. April, 15. Juni, 1. Sept. und 25. Dec. Der Unterschied zwischen beiden Zeiten wird die Zeitgleichung genannt.

Sonntag heißt der erste Tag in der Woche, welchen heidnische Völker der Sonne weihten, woher sein Name entstanden sein soll. Die christl. Kirche feierte den S. schon in den ältesten Zeiten als Tag der Auferstehung Jesu nach Apokal. 1, 10 (ἡ κυριακὴ ἡμέρα), vgl. Apostelg. 20, 7. Im Briefe des Barnabas (Kap. 15) und in dem Briefe des Plinius an Kaiser Trajan wird die Feier des S. als allgemeine christl. Sitte vorausgesetzt. Doch hat man ursprünglich daneben auch den jüd. Sabbat gefeiert, eine Sitte, die sich in der griech. Kirche bis ins 4. Jahrh. erhielt. In der abendländ. Kirche betrachtete man dagegen den Sonnabend als Fasttag. Die Sonntagsfeier nahm in dem Grade an Strenge zu, in welchem die Macht und das Ansehen des Klerus stieg. Ging man früher nach beendigter Andacht an die gewöhnlichen Tagesgeschäfte, so untersagte (321) Konstantin dieselben, doch mit der Einschränkung, daß die günstige Witterung für Feldarbeiten auch am S. zu benutzen gestattet sein sollte; Gerichtssachen sollten ruhen. Kaiser Theodosius der Aeltere und der Jüngere verboten auch Schauspiel am S.; eine Synode von Chalons (649) fügte die Enthaltung von Feldarbeiten hinzu. Kaiser Leo III. (717—741) aber untersagte jede Arbeit an diesem Tage, und nunmehr wurde die ganze Strenge des jüd. Sabbatgebots auf die christlichen S. angewendet. Mit dem Verfalle der Kirche und Kirchenzucht trat auch eine mehr und mehr um sich greifende Profanation des S. ein, die sich in der Ausübung weltlicher Geschäfte und in dem Genusse rauschender Vergnügungen kundgab und sich in der kath. wie in der prot. Kirche erhielt, bis man in neuester Zeit der Beobachtung der Sonntagsfeier eine besondere Aufmerksamkeit wieder zuwandte. Die strengste Sonntagsfeier hat sich in der Anglikanischen Kirche, in England, Schottland und Nordamerika erhalten, wo man die jüd. Sabbatgesetze unbedingt auf die christlichen S. überträgt. Zur Aufrechthaltung dieser Strenge traten sog. Sonntagsgesellschaften zusammen. In Deutschland ist neuerdings eine strengere Sonntagsfeier von verschiedenen Seiten, insbesondere von der kirchlich-conservativen Partei, aber nur mit theilweisem Erfolge angestrebt worden. Aber auch vom hygieinischen und humanitären Gesichtspunkte aus sind diese Bestrebungen unterstützt worden. Vgl. hierüber Schauenburg, «Hygieinische Studien über die Sonntagsruhe» (Berl. 1876).

Die jetzt noch gewöhnlichen Namen der S. kommen theils von den Festen her, denen sie folgen, theils von den Anfangsworten der alten lat. Kirchengesänge oder Collecten, welche meistens aus den Psalmen entlehnt waren. Unsere Kalendersonntage sind: 1) ein S. nach Neujahr, der jedoch nur in solchen Jahren eintritt, in welchen Neujahr auf einen der vier letzten Wochentage fällt; 2) sechs S. nach Epiphania (s. d.), doch können deren auch weniger sein, je nachdem das Osterfest früher oder später fällt; 3) die S. Septuagesimä, Sexagesimä und Estomihi (Ps. 71, 3); 4) die Fastensonntage Invocavit (Ps. 91, 15), Reminiscere (Ps. 25, 6), Oculi (Ps. 25, 15), Lätare (Jes. 66, 10), Judica (Ps. 43, 1) und Palmarum (s. Palmsonntag); 5) sechs S. nach Ostern: Quasimodogeniti (1 Petr. 2, 2), Misericordias Domini (Ps. 23, 6 oder 89, 2), Jubilate (Ps. 66, 1), Cantate (Ps. 96, 1), Rogate (Matth. 7, 7) und Exaudi (Ps. 27, 7); 6) die Trinitatisfonntage, deren Anzahl von dem frühern oder spätern Eintritte des Osterfestes abhängt und höchstens 27 beträgt; 7) die Adventsonntage (s. Advent); 8) ein S. nach Weihnachten, der nur dann eintritt, wenn das Weihnachtsfest nicht auf den Sonnabend oder S. fällt. (S. Festtage und Feiertage.)

Sonntagsbuchstabe nennt man in der Chronologie denjenigen Buchstaben, der bei Bezeichnung der sieben ersten Tage des Jahres mit den sieben ersten Buchstaben des Alphabets auf den ersten Sonntag des Jahres fällt. Ist demnach in einem gewissen Jahre der 4. Jan. ein Sonntag, so ist D der S. in diesem Jahre, und wenn man alle Tage des Jahres auf diese Weise mit Buchstaben bezeichnet, indem man immer auf G wieder A folgen läßt, so sind in diesem Jahre alle mit D bezeichneten Tage Sonntage. In einem Schaltjahre bezeichnet man den 24. und 25. Febr. mit demselben Buchstaben, als ob der Schalttag gar nicht da wäre; demgemäß hat jedes Schaltjahr zwei S., von denen der eine vor, der andere dagegen nach dem Schalttage gilt. Kennt man den S. eines Jahres, so lehrt der immerwährende Kalender sofort alle Sonntage des betreffenden Jahres kennen, mithin auch leicht den einem bestimmten Monatstage entsprechenden Wochentag.

Sonntagsschulen (auch Feiertags-Wiederholungsschulen genannt) entstanden hauptsächlich in solchen Staaten, wo das Volksschulwesen nicht gehörig eingerichtet und für die regelmäßige Theilnahme der Jugend am Schulunterricht in den Wochentagen nicht ernstlich gesorgt ist. Weil es allenthalben Lehrlinge und Dienstboten gibt, deren frühere Geistesbildung vernachlässigt wurde, und in Fabrikorten die Kinder, die man in den Wochentagen zur Arbeit braucht, die öffentliche Schule nicht besuchen können, so hat man hier und da die Einrichtung getroffen, daß solche Individuen Sonntags einige Stunden lang im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet werden. Der Ursprung der S. ist bis auf das Tridentiner Concil zurückzuführen, und im 16. und 17. Jahrh. finden sich in Belgien, Italien und auch in Deutschland solche Anstalten, freilich allein oder doch vorzugsweise für religiöse Unterweisung, selten nebenher für den Unterricht im Lesen. Die S. im heutigen Sinne stammen aus England, wo zuerst 1782 der Buchdrucker Rob. Raikes zu Gloucester für den Unterricht der Kinder der Armen und der Fabrikarbeiter am Sonntage Veranstaltungen traf. Das Sonntagsschulwesen ist dort seitdem so in Aufnahme gekommen, daß jetzt von mehr als 300,000 Lehrern $2^1/_2$ Mill. Sonntagsschüler unterrichtet werden. Die englischen S. befassen sich aber fast nur mit religiöser Unterweisung. Da den ältern Schülern dabei zur Pflicht gemacht wird, Sonntags zweimal den Gottesdienst zu besuchen, so erhält die ganze Sache einen starken Anstrich kirchlicher Propaganda. Nächst England haben sich die S. hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Amerika verbreitet. Weniger Eingang fanden sie in Deutschland, weil hier die Bildung der Jugend in Werktagsschulen besser ist. Doch bestehen sie auch hier seit langer Zeit, in Württemberg seit 1695, in Baden seit 1754, in Preußen seit 1763, in Baiern und Sachsen seit dem Anfange des 19. Jahrh. Wo sie in Deutschland zur Einführung gelangt sind, befassen sie sich im Gegensatz zu den englischen meist nur mit weltlichem Unterricht und bieten für Lehrlinge, Gesellen u. s. w. eine treffliche Gelegenheit zur Wiederholung, Befestigung und Erweiterung des in einer niedern Volksschule Gelernten. S., wie sie in den Zusammenhang einer zweckmäßigen Verfassung des Volksschulwesens gehören, müssen Gelegenheiten zur vollkommenern Ausbildung in nützlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, aber auch zu genauerer Bekanntschaft mit dem Vaterlande, den Staatseinrichtungen und den bürgerlichen Rechten und Pflichten für die der Schule entwachsene Jugend sein. Seit die Fortbildungsschulen in Sachsen und andern Ländern des Deutschen Reichs eingerichtet worden sind, haben die S. freilich an Interesse verloren und die Schülerzahl derselben hat hier und da sehr abgenommen. Die religiösen S. aber haben an der Zahl bedeutend zugenommen. Schon 1870 hatte Deutschland 145 solcher

Gruppensonntagsschulen mit 1860 Lehrern und 22,988 Kindern. Vgl. Quandt, «Die christliche S.» (2. Aufl., Berl. 1868); Prochnow, «Die S.» (eine Zeitschrift, Berl. seit 1864).

Sonora, der nordwestlichste Staat der Republik Mexico, im O. an Chihuahua, im S. an Cinaloa, im W. an den Meerbusen von Californien, im N. an das Territorium Arizona der Vereinigten Staaten von Amerika grenzend, hat 204,600 QKilom. und zerfällt in acht Districte: Ures-Hermosillo, Guaymas, Alamos, Montezuma, Zaguarita, Arispe, Altar und Magdalena. Die Gesammtbevölkerung betrug (1870) nur 110,809 Seelen, darunter mehr als drei Viertel Indianer. Das Land besteht aus Ebenen, welche der die Grenze gegen Chihuahua bildenden mexic. Centralcordillere oder Sierra Madre vorliegen, hier und da von einzelnen niedrigen, häufig durch tiefe Schluchten geschiedenen Berg- und Höhenzügen unterbrochen werden, zum Theil gut bewässert und zur Viehzucht geeignet, großentheils aber, besonders im Nordwesten, sehr sandig und wasserarm sind. Die bedeutendsten Flüsse sind der Rio Fuerte an der Südgrenze, der Rio Mayo, der Rio Yaqui oder Hiaqui, der 360 Kilom. lange Rio de S., der auf Pimeria-alta entspringt, erst südwärts über Arispe und Ures fließt, bei Pitic oder Hermosillo den Rio Dolores aufnimmt, sich westwärts wendet und einige Stunden von Pitic in einer von tiefem Sand umgebenen Lagune verliert. Hierzu kommen noch der Rio Caborca oder de la Ascension und der untere Rio Colorado an der Nordwestgrenze. Das Klima ist durchgängig heiß, besonders in den dem Meere benachbarten Gegenden, aber, mit Ausnahme der sumpfigen Küstenstriche, gesund. Der Feldbau erweist sich da, wo es dem Boden nicht zu sehr an der Feuchtigkeit fehlt, sehr lohnend und liefert hauptsächlich Mais, guten Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, sowie die meisten mexic. und europ. Gemüse, auch Baumwolle und Taback. Durch die kath. Missionare wurde auch der Anbau der europ. Obstsorten und Südfrüchte mit Erfolg eingeführt. Ebenso gedeiht der Weinstock sowie an einzelnen Punkten Zuckerrohr, Kaffee, Cacao, Pfeffer und Zimmt. Die gutangebauten Theile des Staats liegen in den fruchtbaren Thälern des Rio Sonora, Oposura, San-Ignacio und Yaqui. Die Viehzucht, die einst Hauptnahrungszweig der Bevölkerung und besonders große Mengen Rindvieh und das berühmte Rindfleisch von Pitic lieferte, ist neuerdings durch die wachsenden Räubereien der Apaches im ganzen Staate sehr zurückgegangen. Die Berge enthalten reiche Lagerstätten an edeln Metallen, und fast alle Flüsse führen Waschgold. Der Bergbau ist jedoch von geringer Bedeutung, schon wegen der Unsicherheit der früher bearbeiteten Grubenreviere; 1870 waren 144 Minen im Betrieb. Die Industrie der Bewohner beschränkt sich auf die gewöhnlichen Handwerke. Der auswärtige Handel, für welchen der Hafen von Guyamas eröffnet ist, hat jetzt einen jährlichen Werth von 2—3 Mill. Pesos in der Ein- und Ausfuhr. Verhältnißmäßig bedeutend ist der Küstenhandel mit Mazatlan, San-Blas und Acapulco. Im Norden und Osten des Staats leben noch unbezwungene Indianerstämme, darunter die durch ihre Raubzüge berüchtigten Apaches. Die Hauptstadt ist jetzt Ures am Rio Sonora, in einem fruchtbaren, romantisch von hohen Bergen eingeschlossenen Thale, mit 8000 E. Der Hauptseeplatz ist Guaymas (s. d.). Der volkreichste Ort und die frühere Hauptstadt ist Hermosillo, vormals Pitic oder Petic genannt, mit etwa 10,000 E.

Sontag (Henriette), eine der gefeiertsten deutschen Sängerinnen, wurde zu Koblenz 3. Jan. 1806 geboren und von ihren Aeltern, welche dem Schauspielerstande angehörten, für die Bühne erzogen. Schon im sechsten Jahre spielte sie Kinderrollen auf dem darmstädter Theater, und bereits in ihrem achten Jahre hatte ihre Stimme einen ziemlichen Grad der Ausbildung erlangt. Im Alter von neun Jahren verlor sie ihren Vater, und die Mutter wandte sich hierauf nach Prag, wo Henriette den Unterricht des Conservatoriums für Musik, insonderheit den Gesangsunterricht bei Bayer und Mad. Czegka genoß und im 15. Jahre als Sängerin mit vielem Erfolge auftrat. Bald nachher erhielt sie eine Anstellung bei der deutschen Oper in Wien, wo sie zugleich auch in der ital. Oper mitwirkte. Nach der Auflösung der Oper in Wien 1824 gastirte sie in Leipzig und wurde noch in demselben Jahre, nebst ihrer Mutter und ihrer jüngern Schwester, an das neue Königstädter Theater in Berlin berufen, wo sie außerordentliche Triumphe feierte und zur königl. Hof- und Kammersängerin ernannt wurde. Im J. 1826 besuchte sie Paris und erntete auch dort stürmischen Beifall. Nach ihrer Rückkehr nach Berlin blieb sie am Königstädtischen Theater bis Ende 1828. Während der J. 1828 und 1829 sang sie unter größtem Beifall abwechselnd in Paris und London. Inzwischen aber hatte sich Henriette mit dem bei der sardin. Gesandtschaft in Berlin angestellten Grafen Rossi verheirathet, ohne noch dessen Namen zu führen, da die Familie des Grafen gegen die Heirath war. Im J. 1830 faßte sie den Entschluß, sich von der Bühne zurückzuziehen, und sie sang auch zum

letzten mal in Paris im Januar des genannten Jahres. Darauf machte sie eine größere Reise, auf der sie sich nur als Concertsängerin hören ließ, und kehrte dann wieder nach Berlin zurück. Hier ließ sie sich jedoch bewegen, noch einmal in Rossini's «Semiramis» aufzutreten, was 19. Mai 1830 unter größtem Beifall geschah. Später folgte sie ihrem Gemahl auf dessen verschiedenen Gesandtschaftsposten im Haag, beim Deutschen Bunde zu Frankfurt a. M., in Petersburg und Berlin. Obschon in glücklichen Familienverhältnissen lebend, sah sie sich jedoch aus ökonomischen Rücksichten 1849 genöthigt, wieder öffentlich aufzutreten. Ihre angenehme Persönlichkeit, die Frische und Lieblichkeit der Stimme, die sie zu erhalten gewußt hatte, und ihr früherer europ. Ruf verschafften ihr auch jetzt noch in Frankreich, England und Deutschland eine enthusiastische Aufnahme. Sie ging 1853 nach Amerika, wo sie mitten in den Triumphen, die auch hier ihre Kunst errang, 17. Juni 1854 zu Mexico an der Cholera starb. Graf Rossi ließ die Leiche nach Europa schaffen, wo sie 1855 im Kloster Marienthal bei Ostritz in der sächs. Lausitz beigesetzt wurde. Henriette S. gehörte zu den liebenswürdigsten und begabtesten Vertreterinnen der Kunst des Gesangs. Sie vereinigte die ital. und deutsche Schule durch das geistige Element, das ihre vollendete Technik durchdrang. Als dramatische Sängerin speciell war das Feld ihrer vorzüglichsten und kannt je übertroffenen Wirksamkeit das Weiche und Lyrische sowie das Graziöse. Die Leidenschaft und das Hochtragische waren ihrem Talente weniger angemessen. Gundling hat ihr Leben in einem Romane «Henriette S.» (2 Bde., Lpz. 1861) dargestellt. — Ihr jüngerer Bruder Karl S., geb. 20. Febr. 1828, widmete sich seit 1848 am Hoftheater zu Dresden der Bühne, war 1850—51 am Hofburgtheater zu Wien engagirt, ging dann nach Schwerin, wo er die ersten Helden-, Conversationsliebhaber- und Bonvivantrollen gab, vertrat seit 1859 dieselben Rollenfächer in Dresden und seit 1862 in Hannover, welche Stellung er jedoch im J. 1877 wegen Differenzen mit der Intendanz aufgab. Seine Theatererinnerungen veröffentlichte er unter dem Titel «Vom Nachtwächter zum türk. Kaiser» (3. Aufl., 2 Bde., Hannov. 1876).

Soolbäder nennt man die Bäder, welche in den natürlichen Kochsalz- (oder Sool-)Quellen genommen werden. Ihre reizende und belebende Einwirkung auf die Haut und namentlich auf das Drüsensystem macht sie zu einem Hauptmittel bei skrofulösen und Unterleibsleiden, Gicht, Rheumatismen, Geneigtheit zu Katarrhen u. s. w. Als wesentliches Hülfsmittel einer solchen Cur wird auch das Athmen der mit Salztheilen erfüllten sog. Gradirluft in der Nähe der Salzwerke betrachtet (s. Inhalation). Der Nutzen dieser Bäder ist besonders in neuerer Zeit anerkannt worden. Als Curanstalten sind berühmt Elmen, Wittekind, Sulza, Arnstadt, Salzungen, Frankenhausen, Kösen, Hall, Ischl, Reichenhall, Kissingen, Oeynhausen bei Rehme, Kreuznach, Nauheim u. s. w. Neuerdings versendet man auch die eingedämpften Salze der Mutterlaugen, z. B. von Kreuznach, Kösen, um damit künstliche S. herzurichten.

Sophia Alexejewna, russ. Großfürstin, die Halbschwester Peter's des Großen (s. d.), geb. 7. Sept. (alt. St.) 1657, war die dritte Tochter des Zaren Alexei Michailowitsch aus dessen erster Ehe mit Maria Miloslawska und maßte sich bis zu ihrem Sturze durch Peter den Titel einer Zarin an. Als nämlich der Zar Feodor III. Alexejewitsch bei seinem Ableben 1682 seinen damals noch unmündigen Halbbruder Peter mit Uebergehung des fast blödsinnigen Iwan zum Thronfolger ernannt und die Großen des Reichs diesen zum Alleinherrscher ausgerufen hatten, widersetzten sich S. und deren Vertrauter, der Minister Fürst Galyzin, dieser Wahl und erregten mit Hülfe der Strelitzen (s. d.) einen so gefährlichen Aufruhr, daß Peter mit seiner Mutter flüchten mußte. S., die bereits unter der Regierung Feodor's bedeutenden Einfluß geübt hatte, setzte es nun durch, daß Iwan mit Peter gemeinschaftlich den Thron bestieg, während ihr selbst die Leitung der Regierung überlassen blieb. Sie herrschte nach eigener Willkür und Entschiedenheit und verfolgte namentlich grausam die Familie Narischkin, aus welcher Peter's Mutter stammte, und deren Anhänger. Zwar waren auch die Strelitzen geheime Feinde S.'s, die sogar unter ihrem Anführer Chowansky einen bedeutenden Aufstand gegen sie erregten, deren Unterwerfung sie aber durch Schlauheit und festes Benehmen dennoch bewirkte. S. schloß 1686 den Frieden mit Polen, infolge dessen die Provinzen Smolensk und die Ukraine von den Polen an Rußland abgetreten wurden, wofür dieses ihnen Beistand gegen die krimschen Tataren verhieß. Sie sendete hierauf ihren Liebling, den Fürsten Galyzin, gegen die Tataren, und auch Peter erhielt die Erlaubniß, dem Feldzuge persönlich beizuwohnen. Als aber nach seiner Rückkehr seine Halbschwester ihn fortwährend mit Zurücksetzung behandelte, begann er offen gegen sie aufzutreten, wodurch die Abneigung S.'s gegen Peter in völligen Haß überging. Als endlich Peter mit Eudoxia Lapuchin sich verheirathet, die ihm einen Sohn

gebar, und er seit 1687 im Staatsrathe Sitz und Stimme nahm und selbstständiger in die Regierung eingriff, stiftete S. eine Verschwörung der Strelitzen und der unter dem Einflusse der Miloslawsky stehenden Altgläubigen gegen ihn an, die seine Thronentsagung herbeiführen sollte. Peter aber wurde zeitig genug von der Gefahr, in der er schwebte, unterrichtet. Er ließ seine Halbschwester in Haft bringen und dann die meisten der Verschworenen zu Tode knuten oder mit abgeschnittener Nase nach Sibirien bringen. Der Günstling S.'s, Galyzin, und dessen Sohn wurden auf Fürbitte von Peter's Vertrautem Borís Galyzin in eine Provinzialstadt verbannt. Sie selbst aber wurde in das auf dem sog. Dewitschei-Pole (Jungfrauenfeld) liegende Kloster in Moskau gebracht, wo sie 3. Juni (alten St.) 1704 starb.

Sophia Dorothea, Kurprinzessin von Hannover, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Ahlden, war die Tochter und Allodialerbin des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle (gest. 1705), aus dessen Ehe mit Eleonore d'Olbreuse (gest. 1722), Tochter eines franz. Marquis. Diese Ehe galt anfangs nicht als ebenbürtig. Eleonore erhielt zunächst nur den Titel einer «Frau von Harburg» und ward dann 1674 zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg, 1680 aber förmlich zur Herzogin erhoben. Ihre Kinder starben in früher Jugend, bis auf S., welche 15. Sept. 1666 geboren und am Hofe von Celle sorgfältig erzogen wurde. Am 21. Nov. 1682 wurde sie mit dem nachmaligen Kurprinzen Georg Ludwig von Hannover, später Georg I. (s. d.) als König von Großbritannien genannt, vermählt, aus welcher Ehe 1683 der nachmalige brit. König Georg II. und 1687 die nachmalige Königin Sophia Dorothea von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelm's I., geboren wurden. Aber das Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten war kein glückliches, denn Georg gab sich ganz seinen Maitressen hin. Dagegen ließ S. sich in ein Liebesverhältniß ein mit dem Obersten Graf Philipp Christoph von Königsmark (s. d.), mit dem sie heimlich nach Wolfenbüttel entfliehen wollte. Aber ihre geheimen Zusammenkünfte wurden entdeckt von der Gemahlin des hannov. Premierministers Grafen Franz Ernst von Platen (s. d.), Gräfin Clara Elisabeth, die selbst für Königsmark Zuneigung gefaßt und demselben, jedoch vergebens, eine ihrer Töchter angetragen hatte. Auf deren Anzeige hin ließ der Kurfürst Ernst August von Hannover in der Nacht des 1. bis 2. Juli 1694 Königsmark, wie er aus den Zimmern der Kurprinzessin kam, durch vier Trabanten ermorden. Der hannov. Hof wünschte die Sache zu verheimlichen, aber S. bestand auch nach dem Verschwinden Königsmark's hartnäckig auf einer Trennung ihrer Ehe. Deshalb wurde sie, nachdem ihr Vater und Schwiegervater sich verständigt, auf das celleſche Schloß Ahlden (s. d.) abgeführt. Ein Scheidungsproceß vor einem aus hannov. und celliſchen Räthen zusammengesetzten Gerichtshofe ward eingeleitet, und am 28. Dec. 1694 erfolgte das Urtheil, wodurch die Kurprinzl. Ehe wegen beabsichtigter böslicher Verlassung aufgelöst und der Kurprinzessin als dem schuldigen Theile die Wiederverheirathung untersagt wurde. Seitdem blieb S. bis an ihren Tod auf dem Schlosse Ahlden in Haft, unter militärischer Bewachung. Ihr war ein fürstl. Auskommen und ein Hofstaat gewährt. Sie starb 13. Nov. 1726 und wurde in der Stadtpfarrkirche von Celle in der herzogl. Gruft beigesetzt. Palmblad veröffentlichte den «Briefwechsel der S. mit Königsmark» (Lpz. 1847). Vgl. «Die Herzogin von Ahlden, Stammmutter der königl. Häuser Hannover und Preußen» (Lpz. 1852). Das Liebesverhältniß der Prinzessin S. und des Grafen Königsmark ist neuerdings vielfach dramatisch behandelt worden.

Sophie Charlotte, Königin von Preußen, geb. 20. Oct. 1668 als die Tochter des Kurfürsten Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, vermählte sich 1684 mit dem König Friedrich I. (s. d.) von Preußen als dessen zweite Gemahlin und starb 1. Febr. 1705. S. war die Mutter des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. und somit die Großmutter Friedrich's d. Gr. Als eine durch geistige Bildung ausgezeichnete Fürstin pflegte sie die Wissenschaften und Künste und begünstigte die Gelehrten (insbesondere Leibniz); auf ihren Rath stiftete Friedrich I. die berliner Akademie der Wissenschaften. Nach ihr wurde Charlottenburg genannt.

Sophie (Friederike Dorothea Wilhelmine), Erzherzogin von Oesterreich, Tochter des Königs Maximilian I. Joseph von Baiern und Zwillingsschwester der Königin Maria von Sachsen, geb. 27. Jan. 1805, vermählte sich 4. Nov. 1824 mit dem Erzherzog Franz Karl Joseph von Oesterreich, mit welchem sie bei der Kinderlosigkeit ihres Schwagers, des Kaisers Ferdinand, nach dessen Tode den österr. Kaiserthron bestiegen haben würde; infolge der Resignation ihres Gemahls nach der am 2. Dec. 1848 erfolgten Thronentsagung des Kaisers Ferdinand (zu Gunsten dieses Bruders) wurde der älteste ihrer vier Söhne, Franz Joseph (s. d.), Kaiser von Oesterreich. S. starb 28. Mai 1872.

Sophienkirche, seit 1453 Sophienmoschee, im eigentlichen Konstantinopel oder Stambul, im Bereiche der vom Marmarameere und dem Goldenen Horn umgebenen Dreiecksspitze, indeß noch außerhalb der Mauern des Serails, nahe dem At-Meydan, dem ehemaligen Hippodrom, gelegen. Sie gilt in gewissem Sinne als die erste, wenn auch nicht heiligste Dschami (Moschee) des türk. Reichs und ist eins der ältesten Bauwerke seiner Hauptstadt. Gleichwie der Wechsel ihrer Bestimmung als ehemaliger christl. Tempel anknüpft an den Sieg des Halbmondes, erblickt der Volksglaube vorahnend in der dermaleinstigen Wiedererhöhung des Kreuzes auf der hochragenden Kuppel das Symbol des Sturzes der türk. Herrschaft in Europa. Bereits Kaiser Konstantin hatte auf der von der heutigen S. eingenommenen Stelle eine Kirche zu Ehren der göttlichen Weisheit (σοφία) erbaut. Dieselbe wurde später erweitert und erneuert, aber 532 durch einen Brand zerstört. Dies gab dem prachtliebenden Kaiser Justinian Gelegenheit, einen glänzenden Neubau an ihrer Stelle zu unternehmen, zu dessen Ausführung er die berühmtesten Baumeister seiner Zeit herbeizog. Anthemius von Tralles war der Erfinder des Plans, und Isidorus von Milet unterstützte denselben bei der Ausführung. Bereits 537 war die Kirche in Form eines griech. Kreuzes mit einer auf vier Pfeilern ruhenden Kuppel im byzant. Stile vollendet. Aber 558 stürzte infolge eines Erdbebens die Kuppel ein. Der Baumeister Isidorus erbaute sie aufs neue, im byzant. Stile wie die erste, aber 6 Mt. höher, gab ihr statt der frühern Form eines halben Kreises die einer halben Ellipse, wodurch die Wölbung gedrückter wurde, setzte, um ihr mehr Festigkeit zu geben, zwischen die großen Pfeiler im Norden und Süden auf jeder Seite vier 12 Mt. hohe Granitsäulen und verband diese durch Bogen und zog darüber eine Mauer, auf welcher er sechs kürzere Säulen anbrachte. Diese stehen mit dem Obergeschosse in Verbindung, welches, über allen Nebenräumen angelegt, die nach orient. Weise getrennten Plätze der Frauen enthält. Die Wölbung der Kuppel ist so sanft gebogen, daß ihre Höhlung, senkrecht gemessen, nur den sechsten Theil des Durchmessers ausmacht, welcher 25 Mt. hat. Im Mittelpunkte aber erhebt sich die Kuppel 67 Mt. von dem Boden bis zum Halbmonde. Das Innere des Gewölbes über den 24 Fenstern ist mit Mosaik in Gestalt kleiner Würfel von einer verglasten Substanz ausgelegt. Außer vier gemalten kolossalen Seraphen ist das Gewölbe ganz vergoldet, aber durch die Zeit und die Barbarei der Mohammedaner beschädigt, sodaß von den Malereien jetzt nur noch wenig zu sehen ist. Mit der großen Kuppel sind zwei Hauptkuppeln und sechs kleinere geschickt verbunden. Die Masse des Gebäudes ist von Ziegelsteinen, aber im Innern ganz mit Marmor belegt und der Fußboden in Mosaik von Porphyr und Verdantico ausgelegt. Die großen Pfeiler, welche die Kuppel tragen, bestehen aus Quadern, die durch eiserne Bänder verbunden sind. Die Galerie umher ist 17 Mt. breit und wird von 67 Säulen gebildet. Das Innere ist 71 Mt. breit und 76 Mt. lang. Das Aeußere hat nichts Schönes. Die S. (Hagia Sophia) wurde 1453 Moschee und hat seitdem viele Verunstaltungen erfahren. Seit 1847 ist dieselbe renovirt. Vgl. Salzenberg, «Altchristl. Baudenkmale von Konstantinopel vom 5. bis 12. Jahrh.» (Berl. 1854).

Sophisma (griech.) heißt zunächst etwas klug Ausgedachtes, dann ein Trugschluß (s. d.), insbesondere wurden von Plato und Aristoteles die Schlüsse der Sophisten S. genannt.

Sophisten nannte sich in Griechenland eine besondere Klasse von Lehrern der Beredsamkeit, Staatskunst und Philosophie vom 5. Jahrh. v. Chr. an. Der Name bezeichnet Weise oder Lehrer der Weisheit. Die berühmtesten sind Gorgias, Protagoras, Hippias, Prodikos, Trasymachos u. a. Zumeist aus Kleinasien oder aus Großgriechenland gebürtig, gehörten sämmtliche dem Zeitalter des Perikles und Sokrates an. Ihre Lehrfächer waren Physik, Geometrie und Arithmetik, Astronomie, Musik, Politik, Poetik, Grammatik, Dialektik und Beredsamkeit. Da sie alle diese Kenntnisse in gewandter und glänzender Rede vortrugen und dafür in der geistreichen Beweglichkeit des griech. Volkscharakters einen fruchtbaren Boden fanden, so wurden sie überall mit Beifall und Bewunderung angehört. Auch zeichneten sie sich nicht selten als geschickte Staatsmänner aus. Indem sich diese Männer aber gewöhnten, als bezahlte Lehrer der polit. Beredsamkeit gegen den Inhalt der Rede sich gleichgültig zu verhalten, wurden sie zuerst praktisch und dann auch theoretisch die Vertreter einer gefährlichen Ueberzeugungslosigkeit. Dazu kam, daß auch ihre wissenschaftlichen Untersuchungen in der Ansicht gipfelten, es gäbe keine allgemeingültige Wahrheit, sondern nur subjective Gewißheit. Hiergegen trat nun Sokrates mit der ganzen Energie seines logischen und ethischen Bewußtseins ein, und er sowol als auch seine Schüler bekämpften die S. auf das heftigste und zugleich siegreichste. Daher nannten Plato und Aristoteles die Sophistik die Kunst, durch eine falsche Dialektik das Wahre mit dem Falschen zu verwirren und über alles einen trügerischen Schein

zu verbreiten. Dieses geschah bei den S. vorzüglich durch eine Menge Trugschlüsse und versängliche Fragen, durch welche sie ihre Gegner zu verwirren wußten. Auch noch gegenwärtig werden die Worte Sophist und Sophistik in dieser Bedeutung genommen. Gleichwol würde ohne die zersetzende Kraft der Sophistik die Reaction des Sokrates und seiner Schule nicht eingetreten sein, wie denn überhaupt die Sophistik als ein Symptom des allgemeinen Culturzustandes in Griechenland zu betrachten ist: sie bezeichnet für die Entwickelung des hellenischen Geistes das Zeitalter der Aufklärung. Zu einer Zeit, wo der alte Glaube und die Formen des Staatslebens im Sinken begriffen waren, mußte der Besitz vielseitiger Kenntnisse und der Gewandtheit im Denken und Sprechen als überaus werthvoll erscheinen, aber auch zugleich ohne eine tiefere religiöse und sittliche Grundlage die Ausartung vermehren. Vgl. Roller, «Die griechischen S. zu Sokrates' und Plato's Zeit» (Stuttg. 1832); Schildener, «Die S.» (in Jahn's «Archiv für Philologie, Bd. 17, 1851); Th. Gomperz, «Die griechischen S.» (in «Deutsche Jahrbücher», Bd. 7, Berl. 1863); Siebeck, «Ueber Sokrates' Verhältniß zur Sophistik» (in «Untersuchungen zur Philosophie der Griechen», Heft 1, Halle 1873).

Sophokles, der berühmte attische Tragiker, war ein Sohn des Sophillos, eines wohlhabenden Bürgers aus dem Gau Kolonos. Geb. 495 v. Chr., zeichnete er sich schon als Jüngling durch Schönheit der Gestalt und Anmuth seines Wesens aus, daher er bei der Siegesfeier nach der Schlacht bei Salamis (480) den Reigen der attischen Jünglinge als Vortänzer eröffnete. Unterricht in der musikalischen Kunst erhielt er von dem berühmten Musiker Lamprus; in der Tragödiendichtung, der er sein ganzes Leben weihte, hatte er in seinem ältern Zeitgenossen Aeschylos ein glänzendes Vorbild, das er aber schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als tragischer Dichter 468 v. Chr. nicht nur erreichte, sondern, wenn es richtig ist, daß unter den Mitbewerbern um den Preis damals auch Aeschylos war, überflügelte, indem die Preisrichter ihm den ersten Preis zuerkannten. Diesem glänzenden Anlauf entsprach auch seine fernere dichterische Thätigkeit, denn er hat im ganzen 18mal den ersten und sehr häufig den zweiten Preis in den tragischen Wettkämpfen davongetragen und niemals sich mit der dritten Stelle begnügen müssen. Nach der Aufführung seiner «Antigone» erwählte ihn das Volk zum Strategen (Feldherrn); als solcher nahm er an dem Zuge des Perikles gegen Samos (im J. 440) theil und wurde von demselben in einer diplomatischen Mission nach der Insel Lesbos gesandt. Von seinen Mitbürgern geliebt und verehrt (was freilich einige Komödiendichter nicht hinderte, sein Privatleben zum Zielpunkt ihrer Spöttereien zu machen), starb er 406 v. Chr. eines sanften Todes. Ueber seine Todesart waren schon im spätern Alterthume allerhand Fabeln verbreitet, wie daß er an einer verschluckten Weinbeere erstickt oder beim Vorlesen eines seiner Stücke vor Erschöpfung gestorben sei u. dgl. m., die durchaus keinen Glauben verdienen. Er hinterließ eine Anzahl Söhne, deren ältester, Iophon, sich ebenfalls als tragischer Dichter bekannt gemacht hat, wie auch ein Enkel des S. (Sohn seines Sohnes Arifton), der jüngere S., beide freilich ohne auch nur von fern den Ruhm des Vaters oder Großvaters zu erreichen. S. ist in der tragischen Dichtung der echte Repräsentant der classischsten Periode Athens, des Zeitalters des Perikles, ähnlich wie Phidias (s. d.) in der bildenden Kunst. Es beruht dieser echt classische Charakter auf der vollen Harmonie aller Theile seiner poetischen Schöpfungen, der Vereinigung von Großartigkeit und Anmuth, der seinen Maßhaltung, die besonders auch in dem von Schwulst und Prunk, wie von Plattheit und Niedrigkeit gleichweit entfernten Stil hervortritt. Durch Einführung eines dritten Schauspielers (eine Neuerung, die auch Aeschylos von seinem jüngern Kunstgenossen annahm) machte er eine allseitigere Entwickelung der Charaktere der Hauptpersonen und die Darstellung einer complicirtern Handlung möglich; durch das Aufgeben der von Aeschylos ausgebildeten trilogischen Composition, d. h. der Verknüpfung von je drei Tragödien zu einem größern Ganzen, einer Trilogie, vermittels des Zusammenhangs der Handlungen, ließ er das mythische Element, das Interesse an den Ereignissen selbst und ihrer Entwickelung aus einander, zurücktreten; die psychol. Entwickelung infolge eines bestimmten Ereignisses bildet stets den Hauptvorwurf seiner Tragödien; das Interesse, welches sie erregen, beruht nicht auf der Begebenheit, auf dem tragischen Conflict an sich, sondern auf den Wirkungen desselben auf die Gemüther der Hauptpersonen, der Träger der Handlung. S. ist Meister in der Kunst der Charakterschilderung; vor allem sind es seine Frauencharaktere, die noch jetzt hohe Bewunderung erregen. Vgl. Capellmann, «Die weiblichen Charaktere bei S.» (Kobl. 1843).

In seinen religiösen Anschauungen, seinen Ansichten vom Wesen der Götter und dem Verhältnisse der Menschen zu denselben, tritt das ethische Element entschieden in den Vordergrund. Vgl. Lübker, «Die Sophokleische Theologie und Ethik» (Kiel 1852 u. 1855). Sein Versbau

zeigt sowol in den dialogischen als in den melischen Partien vollendete Kunst, seine Sprache ist ebenso bewunderungswürdig durch Feinheit als durch Kraft und Reichthum. Man besaß im Alterthum unter S.' Namen 130 Dramen (Tragödien und Satyrspiele), von denen aber 17 (oder vielleicht nur 7) schon von den alten Kritikern als untergeschoben betrachtet wurden. Uns sind 7 Tragödien erhalten: 1) «Ajax» (griech. Aias, zum Unterschied von einem verlorenen Stücke, dem «Lokrischen Aias», auch «Der rasende Aias» oder «Aias der Peitschenträger» genannt); 2) «Elektra»; 3) «Oedipus» (zum Unterschied von dem spätern «Oedipus auf Kolonos» gewöhnlich «Oedipus Tyrannos», d. i. König Oedipus, genannt); 4) «Antigone» (aufgeführt 441); 5) «Trachinierinnen»; 6) «Philoktetes» (aufgeführt 409); 7) «Oedipus auf Kolonos» (aufgeführt nach dem Tode des Dichters durch seinen Enkel, den jüngern S., 401). Unter den zahlreichen Gesammtausgaben dieser Stücke sind hervorzuheben die von Erfurdt in der neuen Bearbeitung G. Hermann's (3. und 4. Aufl., Lpz. 1830—51), die von Neue (Lpz. 1831), die von E. Wunder (3. und 4. Aufl., Gotha und Erfurt 1847 fg.), die von Schneidewin, neu bearbeitet von Nauck (7. Aufl., Berl. 1875 fg.), die Textausgabe von Bergk (Lpz. 1858) und die kritische Ausgabe mit den Fragmenten von Dindorf (Lpz. 1867); von Einzelausgaben die des «Aias» von Lobeck (3. Aufl., Berl. 1866), der «Antigone» von Böckh (Berl. 1843), der «Elektra» von Jahn (Bonn 1861; 2. Aufl. 1872), des «Aias», der «Elektra», der «Antigone» und des «Königs Oedipus» von Wolff (zum Theil in 1., 2. und 3. Aufl. besorgt von Bellermann, Lpz. 1858 fg.), des «Oedipus auf Kolonos» von Meineke (Berl. 1863). Die alten Scholien zu sämmtlichen Stücken sind herausgegeben von Elmsley (Bd. 1, Oxf. 1825) und W. Dindorf (Bd. 2, Oxf. 1852). Ein treffliches «Lexicon Sophocleum» hat Ellendt (2 Bde., Königsb. 1834; 2. Aufl. von Genthe, Berl. 1872) geliefert; daneben hat auch Dindorf (Lpz. 1871) ein solches herausgegeben. Unter den zahlreichen deutschen Uebersetzungen sämmtlicher Stücke mögen die von Donner (5. Aufl., 2 Bde., Heidelb. 1863), von Jordan (2 Bde., Berl. 1862) und von Bruch (Bresl. 1879) hervorgehoben werden. Ueber das Leben des Dichters vgl. die Schriften von Lessing («Leben des S.», herausg. von Eschenburg, Berl. 1790), Schultz (Berl. 1863) und Schöll (Frankf. 1842).

Sophonisbe, s. Masiniſſa.

Sopran (ital. soprano, d. i. der obere Ton) oder Discant (franz. le dessus), auch Oberſtimme, heißt die höchſte der vier Singſtimmen, welche nur Knaben, Frauenzimmer und Caſtraten ſingen. Man unterſcheidet dem Umfange der Töne nach einen höhern und tiefern S. Der Umfang eines gewöhnlichen S. reicht vom einmal geſtrichenen bis zum dreimal geſtrichenen c; doch ſchreibt man im Chorſatze nicht leicht über a hinaus. Ein hoher S., welcher zum Bravourgeſange nothwendig iſt, kann in der Höhe das dreimal geſtrichene f oder g erreichen; der tiefere, den man auch Mezzoſopran nennt, reicht von g oder a bis zum zweimal geſtrichenen g oder a. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. wurde der S. in den Chören (gewöhnlich Cantus genannt) nur von Knaben geſungen; aber in Solopartien waren Frauen ſchon ſeit dem 17. Jahrh. im Gebrauche, und zwar im Bühnen- und Kammergeſange.

Soracte, ein im Alterthume berühmter Berg Etruriens, etwa 45 Kilom. nördlich von Rom. Die vom Tiber weſtwärts ſich hinziehende Bergmaſſe dehnt ſich von Nordweſt nach Südoſt 7—8 Kilom. aus und iſt ein nach beiden Seiten ſteil abfallender, ſtark mit Gebüſch bewachſener Kalkfelſen mit mehrern ungleich hohen Spitzen. Der S. hatte Steinbrüche, trug auf ſeinem Gipfel einen berühmten Tempel des Apollo, dem der ganze Berg geheiligt war und dem daſelbſt Feſte eigener Art gefeiert wurden, und an ſeinem öſtl. Abhange den Hain der etruriſchen Blumengöttin Feronia. Zu beiden Gottheiten wurden jährlich große Proceſſionen veranſtaltet. Auch gab es am Abhange deſſelben merkwürdige warme Quellen. Jetzt heißt er Monte San-Silveſtro nach einem von Karlmann, dem Bruder Pipin's des Kleinen, gegründeten, noch vorhandenen Kloſter des heil. Silveſter (unweit davon auf der mittlern und höchſten Spitze die Kirche des heil. Silveſter), gewöhnlich aber Monte San-Oreſte nach einem an ſeinem Abhange liegenden Dorfe. Der 680 Mt. hohe Berg bietet einen der ſchönſten Ausſichtspunkte, iſt aber nur äußerſt ſelten mit Schnee bedeckt, worauf ſchon Horaz in ſeiner poetiſchen Winterſchilderung anſpielt. Vgl. Nibby, «Analisi de' dintorni di Roma» (Bd. 3, Rom 1837).

Sorau, Kreisſtadt im Regierungsbezirke Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, unweit der ſchleſ. Grenze an der Sore und der Niederſchleſiſch-Märkiſchen, Oberſchleſiſchen und Halle-Sorauer Eiſenbahn gelegen, iſt Sitz eines Landrathsamts und eines Amtsgerichts und zählt (1875) 13,908 E. (das Schloßgebiet mit 725 E. eingeſchloſſen). Die Stadt beſitzt ein Gymnaſium, eine Mittelſchule, vier Volksſchulen und ein königl. Schloß, welches den

genannten Behörden und der Militärmontirungskammer eingeräumt ist. Auch besteht daselbst eine in neuerer Zeit bedeutend erweiterte Irrenheil- und Pflegeanstalt. Unter den verschiedenen industriellen Etablissements, welche die überhaupt sehr gewerbsfleißige Bevölkerung unterhält, sind besonders hervorzuheben mehrere bedeutende Tuch- und Leinwandfabriken mit mechan. Webereien, eine Leinwandbleiche, Druckereien und Färbereien, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, eine Wachsbleiche mit Wachslichtfabrik. Garn- und Leinwandhandel werden schwunghaft betrieben. S. soll der Ort sein, wie einige meinen, den 873 der Graf Thagulf dem Stifte Fulda schenkte. In späterer Zeit folgten mehrere adelige Geschlechter einander im Besitze der Stadt, bis die Herren von Biberstein 1400 die Herrschaft Triebel mit derselben vereinigten. Sie wurde 1471 an die Herzoge von Sachsen verkauft, kam dann wieder an die Familie Biberstein, hierauf unter die Herrschaft Ferdinand's I. von Böhmen, der sie endlich an den Bischof von Breslau, Balth. von Promnitz, verkaufte. Der letzte Sprosse dieses Hauses, Joh. Erdmann III., Graf von Promnitz, überließ S. und Triebel 1765 gegen eine jährliche Leibrente von 12,000 Thlrn. an Kursachsen, das beide Besitzungen 1815 an Preußen abtreten mußte. Vgl. Worbs, «Geschichte der Herrschaft S. und Triebel» (Soran 1826); Saalborn, «Beiträge zur Chronik der Stadt S.» (Heft 1, Soran 1878). — Im Kreise S., der auf 1236,5 QKilom. (1875) 91,357 E. zählt, liegt noch die Stadt Forst (s. d.). Von den seit 1851 im Kreise erschlossenen 36 Braunkohlenlagern waren 1877 noch 23 im Betriebe; bis 1876 wurden 32,092,57 Hektolit. im Werthe von etwa 5 Mill. Mark gefördert.

Sorben ist ein Völkername, der ursprünglich gleichbedeutend ist mit Serben und wie dieser ehedem eine weite Verbreitung bei den slaw. Völkerschaften hatte. Früher pflegte man nicht selten mit diesem Namen die gesammten ursprünglichen slaw. Anwohner zwischen Oder und Elbe (Polaben) zu bezeichnen, während derselbe richtiger den Slawen der Ober- und Niederlausitz beigelegt wird, die sich selbst Serbjo, Serbja nennen. Einige Schriftsteller bedienen sich daher des Ausdrucks Serben für die Lausitzer; um aber Verwechselung mit den Serben an der Donau zu vermeiden, ist die Form S. für jene vorzuziehen. (S. Wenden.)

Sorbet oder **Scherbet** (arab., d. i. Trank) ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Safte von Früchten und aus Zucker, häufig mit Zusatz eines wohlriechenden Pflanzenextractes zubereitet wird. Der gemeine Türke bedient sich als S. eines süßlichen Absudes getrockneter Früchte, in Wasser aufgelösten Honigs u. dgl. m.

Sorbonne hieß ursprünglich eine arme Magisteriumung an der alten pariser Universität, und zwar nach ihrem Stifter Robert von Sorbon, Ludwig's des Heiligen Kaplan und Beichtvater. Derselbe hatte um 1250 einen Verein von 16 armen Weltgeistlichen gegründet, die gemeinschaftlich beisammen leben und sich nur mit Studiren und unentgeltlichem Unterrichten abgeben sollten. Der Ruf dieses armen Magistervereins verbreitete sich bald über ganz Europa. Seine Mitglieder waren in der Folge stets Doctoren und Professoren der Theologie an der pariser Universität, und sein Ansehen stieg so hoch, daß sein Name auf die ganze theol. Facultät dieser Universität überging. Die Gutachten und Beschlüsse der S. als Facultät hatten einen entscheidenden Einfluß auf den Geist und die nationale Gestaltung des Katholicismus in Frankreich. Den Jesuiten nicht weniger feind als der Reformation, hielt die S. streng auf die Freiheiten der Gallikanischen Kirche. Sie widersetzte sich der Bulle Unigenitus und stand in den Jansenistischen Streitigkeiten zwar nicht auf der Seite von Port-Royal, doch der jesuitischen Partei immer entgegen. In spätern Zeiten ließ sie sich mehr die Vertheidigung der Rechte als die Bervollkommnung der wissenschaftlichen und praktischen Behandlung des alten Glaubens angelegen sein. Ihr pedantischer Eigensinn und ihre beschränkte Orthodoxie setzte sie jedoch in einen ungünstigen Contrast mit den Philosophen und den freisinnigen Schriftstellern des 18. Jahrh., und ihre Verdammungsurtheile über die Schriften des Helvetius, Rousseau und Marmontel brachten sie dermaßen ins Gespött, daß sie ihr hohes Ansehen längst verloren hatte, als die Revolution ihrem Bestande ein Ende machte und ihre Gebäude als Nationalgut in Beschlag nahm. Bei der nachherigen Wiedereinrichtung des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich unter Napoleon wurden diese stattlichen, vom Cardinal Richelieu (1635—53) errichteten Gebäude als Local für die Vorlesungen der theol., literarischen und wissenschaftlichen Facultäten in Paris angewiesen, und diese Bestimmung haben sie seitdem behalten. Vgl. Duvernet, «Histoire de la S.» (deutsch, 2 Bde., Straßb. 1792).

Sorbus, eine zur 12. Klasse, 3. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Pomaceen gehörende Baumgattung, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung Pyrus (s. d.) durch unpaarig gefiederte Blätter, kleine, in zusammengesetzte Trugdolden

gestellte Blüten und kleinere, meist beerenförmige Früchte mit sehr dünnhäutigem Kernhaus und einsamigen Kapselfächern unterscheidet. Die wenigen Arten sind in Europa, Asien und Nordamerika zu Hause. Die bekannteste ist die Eberesche, der Ebschbeer- oder Vogelbeerbaum (S. Aucuparia L.) mit scharlachrothen, erbsengroßen, herbsauern Früchten, welcher häufig in unsern Wäldern wild vorkommt und allenthalben, namentlich aber in Gebirgsgegenden als Straßen- und Alleebaum angepflanzt wird (z. B. im Erzgebirge). Er steigt in den Hochgebirgen bis an die Grenze des Holzwuchses (bis in die Knieholzregion) empor, wo er als Strauch auftritt. Die Rinde ist gerbstoffhaltig, das hellgefärbte Holz, welches eine schöne Politur annimmt, als Werthholz geschätzt und zu musikalischen Blasinstrumenten (Flöten, Clarinetten) gesucht. Aus der Rinde verfertigen sich die Gebirgsbewohner Gefäße und Körbchen. Aus den Beeren bereitet man einen keineswegs wohlschmeckenden, angeblich magenstärkenden Liqueur. Sie enthalten viel Apfelsäure und werden von vielen Vögeln (z. B. von den Krammetsvögeln) im Herbst und Winter begierig gefressen und daher auch allgemein als Lockspeise beim Vogelfang benutzt. Auch Ziegen, Rehe und Hirsche stellen den Beeren nach. Im südlichern Europa kommt die zahme Eberesche (S. domestica L.) wild und angebaut vor. Sie unterscheidet sich von der gemeinen Esche durch weichbehaarte Blätter, kleinere Blütenstände, aber größere Blumen und viel größere (bis 3,9 Ctmt. lange) birnförmige, rothgelbe Früchte von angenehm säuerlichem Geschmacke und wird bisweilen sehr groß und alt. Noch verdient die häufig als Zier- und Alleebaum angepflanzte Bastard-Eberesche (S. hybrida L.) Erwähnung, welche ein Bastard von S. Aucuparia und Pyrus Aria ist und sich durch fiederspaltige, unterseits weißfilzige Blätter von der gemeinen Eberesche unterscheidet. Viele Botaniker rechnen zur Gattung S. noch die kleinblütigen und kleinfrüchtigen Arten von Pyrus, deren Blüten und beerenförmige Früchte in schirmförmige Doldentrauben gestellt sind, wie z. B. die Mehlbirne (P. Aria) und die Elsbeere (P. torminalis).

Sorby (Henry Clifton), engl. Naturforscher, geboren als einziger Sohn eines Fabrikanten und Kaufmanns 10. Mai 1826 in Woodbourne bei Sheffield, erhielt seine Erziehung theils durch Privatlehrer, theils in einer öffentlichen Schule in Sheffield. S. wählte, nachdem er 1846 durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt war, die Naturwissenschaften zu seinem Lebensberufe und arbeitete seitdem auf seinem Landsitze Bromfield bei Sheffield die wissenschaftlichen Resultate aus, welche seinen Ruf als Naturforscher begründet haben. Dieselben sind bisher in keinem größern Werke gesammelt, sondern als Aufsätze und Mittheilungen in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften verstreut. S.'s Untersuchungen gründeten sich hauptsächlich auf die Anwendung mikroskopischer Beobachtungen auf physik. Gegenstände und die Anwendung physik. Methoden auf geolog. Probleme. So erörterte er in einer Reihe von Beiträgen zu dem «Edinburgh New Philosophical Journal» (1856—58) diejenigen Structuren geschichteter Gesteine, welche die Richtung und Art der Strömung anzeigen, und die Schlüsse, welche sich aus diesen Thatsachen für die Aufhellung der physischen Geographie der verschiedenen geolog. Perioden ergeben. Die Anwendung des Mikroskops auf das Studium der Steinarten setzte ihn in den Stand, die mechan. Entstehung der Schieferung festzustellen und zu beweisen, daß die mikroskopische Structur der Mineralien in manchen Fällen ihren Ursprung durch die Wirkung des Feuers, oder die des Wassers oder beider zusammen erkennen läßt. Aus diesen durch zahlreiche Experimente bestätigten Resultaten gewann S. das wichtige Ergebniß der directen Wechselbeziehung der mechan. und der chem. Kräfte, das er in einer 1863 vor der Königlichen Gesellschaft in London gehaltenen Vorlesung erläuterte. S. war auch der erste, der die Spectralanalyse auf mikroskopische Untersuchungen anwandte und ein Spectroskop erfand, welches zur Entdeckung von Blutflecken und zur Untersuchung sonstiger animalischer und vegetabilischer Färbestoffe geeignet ist und bereits weite Verbreitung gefunden hat.

Sorel (Agnes), die Geliebte Karl's VII. (s. d.) von Frankreich, wurde um 1409 im Dorfe Fromenteau in Touraine von adeligen Aeltern geboren und kam 1431 als Ehrendame der Herzogin von Anjou an den franz. Hof. Ihre Schönheit und Geistesbildung rissen den König so hin, daß er sie zur Ehrendame der Königin ernannte. Nach einigem Widerstreben ergab sie sich der leidenschaftlichen Liebe ihres königl. Anbeters, auf den sie fortan den heilsamsten Einfluß übte. Die Engländer hatten damals den einen Theil von Frankreich inne, und Karl VII., wiewol von Natur tapfer, erlag oft den großen Anstrengungen, verfiel in Schlaffheit und führte mitten im Kriegsgetümmel zu Chinon ein üppiges Hofleben. Agnes allein vermochte ihn zu neuer Thätigkeit zu reizen und bot alles auf, den Kampf gegen die Engländer zu beschleunigen. Da Agnes vielfach seitens der Königin und des Dauphin ohne

Achtung behandelt wurde, zog sie sich 1442 nach Loches zurück, wo ihr der König ein Schloß hatte bauen lassen. Außerdem schenkte er ihr die Grafschaft Penthièvre, mehrere Herrschaften und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, weshalb sie auch den Namen Dame de Beauté erhielt. Nachdem sie hier fünf Jahre in der Zurückgezogenheit gelebt, ließ sie die Königin 1449 wieder an den Hof kommen. Sie begab sich, um dem Könige stets nahe zu sein, nach dem Schlosse Masnal-la-Belle, wo sie indeß schon 9. Febr. 1450 starb. Sie hinterließ vom Könige drei Töchter, die derselbe reichlich ausstattete.

Sorghum, Name einer Gattung von einjährigen Gräsern der tropischen und mediterranen Zone aus der Familie der Gramineen und der 21. Klasse des Linné'schen Systems, deren in Rispen oder Sträuße vereinigte Aehrchen paarweise oder zu drei beisammen stehen und theils blos eine männliche, theils eine Zwitterblüte enthalten. In den Aehrchenbüschen ist immer nur ein fruchtbares, zwitterblütiges Aehrchen vorhanden und dieses sitzend, während die unfruchtbaren (männlichen) Aehrchen auf kurzen Stielchen stehen. Alle Aehrchen haben zwei ziemlich gleichgroße knorpelige Kelchspelzen, welche später bei den fruchtbaren auch die einen mehlreichen Kern enthaltende Frucht als eine harte glänzende Hülle umschließen. Die äußere Kronenspelze der Zwitterblüten ist bei manchen Arten mit einer geknieten Granne versehen. Es gehören zu dieser, aus großen breitblätterigen Gräsern mit markigem Stengel bestehenden Gattung der gemeine und der Zuckermoorhirse. (S. Mohrenhirse.) Die Körner der erstgenannten Art dienen in Abessinien unter dem Namen Durra (daher Durrahirse) als Geld. Wegen ihres stattlichen Ansehens sind die Sorghumarten gleich den Maisforten auch zu beliebten Decorationspflanzen der Gärten geworden.

Soria, Hauptstadt der span. Provinz S. (9935,5 QKilom., 1870 mit 158,992 E.) in Altcastilien, am Duero, ist von Mauern umgeben, hat ein Palais der Grafen von Gomara und zählt 6320 E.; 5 Kilom. nördlich liegen die Ruinen der alten Stadt Numantia.

Sorites oder Kettenschluß nennt man eine verkürzte Schlußreihe, welche die Form eines einzigen Schlusses hat. Dies geschieht dadurch, daß die Ober- und Untersätze der einzelnen Syllogismen weggelassen und so die letztern zu einem Schlußsatze verknüpft werden. Der Name S. stammt her von der Anhäufung (griech. σωρός) der Schlüsse; Kettenschluß aber heißt der S., weil die Urtheile, welche die einzelnen Schlüsse bilden, hier so in einen verkettet sind, daß der Schlußsatz des einen auch wieder Prämisse des andern ist. Die verschiedenen Formen des S. hängen von denjenigen der dabei zu verwendenden Syllogismen (s. d.) ab; von dieser formellen Bedeutung des S. ist die materielle verschieden. Sonst nannte man nämlich auch das Sophisma so, dessen Inhalt vom Haufen (s. Acervus) hergenommen ist.

Sorö oder Soröe, die Hauptstadt des gleichnamigen Amts auf der dän. Insel Seeland, 70 Kilom. im Westsüdwesten von Kopenhagen, durch den Sorörer See von der Eisenbahn Kopenhagen-Korsör getrennt, zählt 1397 E. (1870) und ist besonders wegen seiner ehemaligen Ritter- und Forstakademie berühmt, welche, nachdem 1813 deren Gebäude abgebrannt, 1822 von Friedrich VI. mit verändertem Reglement neu begründet wurde und jetzt eine Lehr- und Erziehungsanstalt ist, die unter den gelehrten Schulen Dänemarks den ersten Rang einnimmt. Im 12. Jahrh. war S. eins der reichsten (Cistercienser-) Klöster des Reichs. Friedrich II. wandelte dasselbe 1586 in eine große Schule um, die Christian IV. 1652 zu einer Akademie erhob. Dieselbe ist sehr reich dotirt, namentlich gehört ihr seit 1747 durch Schenkung die Baronie Holberg, sodaß die Anstalt an liegenden Gründen einen Kapitalfonds von 8,250,000 und ein jährliches Einkommen von 500,000 Kronen besitzt. Das jetzige schöne Gebäude ist 1822—24 in modernem Stile aufgeführt. Die Akademie hat einen Rector, vier Oberlehrer, zwölf Adjuncten und drei Exercitienmeister, einen botan. Garten und 68 Zöglinge. — Das Amt S. zählt (1870) auf 1473 QKilom. 85,062 E. und außer der Hauptstadt noch vier andere Städte, nämlich Korsör, ein fester Seeplatz und gewöhnlicher Ueberfahrtsort von Seeland nach Nyborg auf Fünen und nach Kiel, mit 3759 E.; Slagelse mit 5468 sehr betriebsamen E., Ringsted mit 1869 E. (alle drei an der Eisenbahn), und Skjelskör, eine Hafen- und Fischerstadt mit 1692 E. Außerdem liegt in dem Amte die Schul- und Erziehungsanstalt Herlufsholm, 2 Kilom. nördlich von Nestved, in einer ursprünglichen Benedictinerabtei, dem Skow- oder Waldkloster 1565 von dem Seehelden Herluf Trolle gestiftet und nach ihm benannt. Auch diese Anstalt steht unter einer eigenen Verwaltung. Sie hat einen Rector, zwei Oberlehrer, acht Adjuncten, vier Exercitienmeister und 100—110 Zöglinge. Außerdem ist zu erwähnen das Fräuleinstift Gisselfeld, 1701 für Adelige und Töchter von Männern der ersten Rangstufe gestiftet und reich dotirt.

Sorrento, das alte Surrentum, Stadt in der ital. Provinz Neapel, liegt überaus schön an der Südseite des Golfs von Neapel auf einer schroff nach dem Meere abfallenden, nicht sehr hohen Felsenmasse in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Italiens, von Myrten-, Citronen- und Orangengärten, Oliven- und Maulbeerpflanzungen umgeben. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, ein Seminar und eine Schifffahrtsschule und zählt (1871) 7194 E., die sich mit Seidenzucht, Seidenfabrikation, Fischfang, Obstcultur, vornehmlich aber mit dem Verfertigen von eingelegten Arbeiten aus Oliven- und Citronenholz beschäftigen. In der Umgegend findet sich viel Tuff, den man zu Thür- und Fensterbekleidungen anwendet. S. eignet sich vorzüglich zum Sommeraufenthalt, theils wegen seiner kühlen Lage nach Norden, theils wegen seiner schönen Umgebungen; auch die Seebäder führen im Sommer viele Fremde und Neapolitaner nach S. Die Mauern und Thürme der im Mittelalter nicht unbedeutenden Handelsstadt sind längst in Verfall. Das Haus, in welchem der Dichter Torquato Tasso geboren wurde, lag auf einer schroff in das Meer hineinspringenden Felsenspitze und ist mit dieser in das Meer gesunken. Surrentum war eine uralte Stadt und wurde später röm. Colonie. Berühmt war im Alterthume der auf den Hügeln bei S. gewonnene Wein, der sich sehr lange hielt und besonders Genesenden sehr zuträglich war. Von dem römischen S., das gleich den andern Städten des Golfs von Neapel ein Lieblingsaufenthalt im Sommer war, sind Ruinen erhalten. Vgl. Puggaard, «Description géologique de la peninsule de S.» (Lpz. 1858).

Sortimentsbuchhandel, s. Buchhandel.

Sosius ist der Name eines röm. Geschlechts. Ein Gajus S. zeichnete sich in den Jahren 38 fg. v. Chr. als Legat (Unterfeldherr) des Triumvir M. Antonius durch seine Kriegsthaten in Cilicien und Syrien, insbesondere durch die Eroberung Jerusalems (37 v. Chr.), wo er den Herodes zum König einsetzte, aus. Bekannter noch sind die Gebrüder Sosii, welche in Rom zur Zeit des Horatius eine Buchhandlung besaßen und auch die Gedichte dieses Dichters verlegten, d. h. in zahlreichen Abschriften verbreiteten; nach ihnen werden noch jetzt Buchhändler bisweilen scherzhaft als «Sosier» bezeichnet.

Soetbeer (Georg Adolf), namhafter volkswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Hamburg 23. Nov. 1814, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte 1834—37 Philologie in Göttingen und Berlin und widmete sich dann ausschließlich nationalökonomischen Arbeiten. Nachdem er 1839 die handelspolit. Schrift: «Des Stader Zolles Ursprung, Fortgang und Bestand», veröffentlicht hatte, wurde er 1840 zum Bibliothekar und 1843 zum Consulenten der Hamburger Commerzdeputation gewählt, in welcher Stellung er bis zum 8. Juli 1872 verblieb. Hierauf siedelte er nach Göttingen über, wo er als Honorarprofessor der Staatswissenschaften an der dortigen Universität fungirt. S. gehört zu den hervorragendsten Vertretern der deutschen Freihandelspartei, deren Principien er in einer Reihe nationalökonomischer Arbeiten darlegte und für die er auch praktisch auf volkswirthschaftlichen Congressen, sowie in den Versammlungen des deutschen Handelstags eifrig wirkte. Von seinen volkswirthschaftlichen Arbeiten sind besonders zu nennen: «Statistik des hamburgischen Handels» (Bd. 1—3, Hamb. 1840—46), «Denkschrift über Hamburgs Münzverhältnisse» (Hamb. 1846), «Beiträge und Materialien zur Beurtheilung von Geld- und Bankfragen» (Hamb. 1855), «Denkschrift betreffend die Einführung der Goldwährung in Deutschland» (Hamb. 1856), «Beiträge zur Geschichte des Geld- und Münzwesens in Deutschland» (in den «Forschungen zur deutschen Geschichte», Bd. 1—6, Gött. 1862—66), «Denkschrift betreffend den Abschluß eines Handels- und Zollvertrags zwischen den Staaten des Deutschen Zollvereins und Rußland» (Berl. 1864), «Die Production der Edelmetalle während der J. 1849—63» (Berl. 1865), «Denkschrift betreffend die deutsche Münzeinigung» (Berl. 1868), «Die fünf Milliarden» (Berl. 1874), «Deutsche Münzverfassung» (Erlangen 1874 fg.), «Deutsche Bankverfassung» (Erlangen 1875). Außerdem veröffentlichte er eine «Sammlung officieller Actenstücke in Bezug auf Schifffahrt und Handel in Kriegszeiten» (Hamb. 1855—64), ferner eine deutsche Uebersetzung von Mill's «Grundsätzen der polit. Oekonomie» (3. Aufl., 2 Bde., Wien 1872) und eine Reihe von nationalökonomischen Arbeiten in der «Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte» und in andern Fachzeitschriften.

Sou oder **Sol** ist die Benennung franz. Münzen, welche zu den verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausgeprägt wurden. Die ursprüngliche Münze war die Nachahmung des röm. Solidus (s. d.) und hieß Sol, eine Goldmünze im Werthe von 40 Denaren und an Gewicht 2 Quentchen, die zuweilen auch Sol d'or genannt wurde. Der Sol oder S. neuerer Zeit

war eine Scheidemünze, welche namentlich während der Revolution in ungeheuern Massen aus Glockengut, zum Theil auch aus Eisen geprägt wurde. Anfangs wurden die neuern S. mit dem Kopfe des Königs und dem Wappen ausgeprägt, an deren Stelle später die Embleme der Freiheit, die Constitutionstafel u. s. w. traten. Gleichwie 20 Solidi auf das Pfund gerechnet wurden, so rechnete man 20 S. auf einen Livre. Nach den kupfernen S. prägte Frankreich auch S. als Silbermünze (Sou d'argent), doch waren die einfachen wenig gebräuchlich, dagegen die Stücke zu 2, 3, 4, 5 und 6 S. sehr zahlreich, ebenso wie während der Revolution die Stücke zu 15 und 30 S., ferner zu 12 und 24 S. Seitdem an die Stelle des alten Livre der nur um weniges werthvollere Franken (80 Frs. = 81 Livres) getreten ist, nennt man häufig den $^1/_{20}$-Franken oder das 5-Centimenstück (seit 1852 eine Bronzemünze, vorher Kupfermünze) gleichfalls S. und wendet auch bei Preis- und Cursbestimmungen diese Franken-S. (Sou de franc) bisweilen an. Dem französischen S. entspricht der ital. Soldo; 20 Soldi bildeten bis zur neuern Zeit in den ehemaligen ober- und mittelital. Staaten 1 Lira. Im Lombardisch-Venetianischen Königreiche entsprach der Soldo seit 1857 dem österr. Neukreuzer.

Soubise, ein altes Geschlecht in Frankreich, dessen Erbtochter, Catherine de Parthenai, 1557 den Vicomte René II. von Rohan (s. d.) heirathete, womit Güter und Titel in das Geschlecht der Rohan übergingen. Aus dieser Ehe entsprangen zwei als Kriegshäupter der Hugenotten (s. d.) berühmte Söhne: der Herzog Henri von Rohan (s. d.) und der jüngere, Benjamin von Rohan, Baron von Frontenai, als Erbe seiner Mutter Herr von S. Derselbe war um 1583 geboren und machte seine ersten Feldzüge unter Moritz von Oranien in den Niederlanden. Seit 1611 übte er mit seinem Bruder in allen Angelegenheiten der franz. Protestanten großen Einfluß und schlug sich deshalb auch 1615 zur Partei des Prinzen von Condé. Als unter Ludwig XIII. 1621 die Religionskriege wieder begannen, erhielt er auf der Protestantenversammlung zu La-Rochelle ein Commando und vertheidigte tapfer St.-Jean-d'Angely. Er mußte sich zwar unterwerfen, eröffnete aber an der Spitze von 8000 Protestanten abermals den Krieg im Winter von 1622. Ludwig XIII. drängte ihn nach La-Rochelle zurück, und S. eilte jetzt nach England, um Jakob I. zur Unterstützung zu bewegen, was nicht gelang. Im J. 1625 bemächtigte er sich nicht nur der Inseln Ré und Oléron, sondern auch in dem Hafen Blavet der ganzen königl., 15 große Schiffe zählenden Flotte. Sodann unternahm er eine Expedition in die Landschaft Medoc, die jedoch mißglückte, wie fast alle seine Unternehmungen zu Lande. Nach seiner Rückkehr auf die Insel Ré erschien eine von den Holländern gemiethete, 20 Segel starke Flotte, mit welcher die Reste der franz. Marine vereinigt waren. Auch dieser Streitmacht vermochte er lange Stand zu halten. Endlich schlug ihn 15. Sept. 1625 der Herzog von Montmorency auf der Höhe der Insel Ré und vertrieb ihn auch aus Oléron. S. belebte nun den Muth der La-Rocheller und begab sich nach England, wo er Karl I. bewog, vom franz. Hofe drohend die Erfüllung des Edicts von Nantes zu fordern. Richelieu beeilte sich deshalb, mit den Protestanten den Scheinfrieden vom 6. April 1626 zu schließen, in welchem auch S. Verzeihung und die Würde eines Pairs und Herzogs erhielt. Als S. indeß merkte, daß Richelieu trotzdem Anstalten zur Belagerung von La-Rochelle (s. d.) traf, brachte er es dahin, daß Karl I. der bedrängten Stadt nacheinander drei große Expeditionen zu Hülfe schickte, die jedoch nichts ausrichteten, sodaß dieses letzte Bollwerk der Hugenotten fallen mußte. S. wurde zwar in den Frieden vom 29. Juni 1629 mit eingeschlossen, blieb aber in England und starb zu London kinderlos 9. Oct. 1642. Die Güter und Titel des Hauses S. gingen auf François von Rohan, einen seiner Seitenverwandten, über. — Ein Nachkomme des Letztern war Charles von Rohan, Fürst von S., Pair und Marschall von Frankreich, der als einer der reichsten Herren des franz. Adels galt. Er wurde 16. Juli 1715 geboren und stieg als Freund Ludwig's XV. zu den höchsten militärischen Würden. In den Feldzügen 1744—48 war er der Begleiter und Adjutant des Königs und eroberte 1746 Mecheln. Im J. 1748 wurde er zum Gouverneur von Flandern und 1751 von Hennegau ernannt. Mit Eröffnung des Siebenjährigen Kriegs erhielt er auf Verwenden seiner Freundin, der Pompadour, ein Corps von 24,000 Mann, das jedoch von dem Oberfeldherrn, dem Marschall d'Estrées, abhängig sein sollte. Seine ersten Operationen waren nicht unglücklich: er eroberte Wesel, besetzte Kleve und Geldern und trieb die Preußen auf die Hannoveraner zurück. Aus Eitelkeit trennte er sich aber 1757 vom franz. Hauptheere und vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee, um die Preußen aus Sachsen zu werfen. In der Mitte des September erreichte er mit 8000 Mann Gotha, wo ihn bei einer köstlichen Tafel im Schlosse der preuß. General Seydlitz mit 1500 Mann überraschte, sodaß er mit Zurücklassung vieler Gefangenen die Flucht ergreifen und den Preußen

den Platz an der Tafel lassen mußte. Am 5. Nov. erlitt er sodann die schimpfliche Niederlage bei Roßbach (s. d.). Ludwig XV. suchte ihn mit der Verleihung des Kriegsministeriums zu trösten; auch erhielt S. 1758 das Commando über eine neue Armee, wobei ihm jedoch der Herzog von Broglio zum Beistande gegeben wurde. Ungeachtet der Eifersucht, die zwischen beiden herrschte, siegten die Franzosen bei Lützelburg, sodaß die Landgrafschaft Hessen in ihre Hände fiel. S. erhielt für diese Erfolge den Marschallsstab. Im Feldzuge von 1761 befehligten S. und Broglio zwei Corps am Rhein, die aber nichts ausrichteten. Als Broglio bei Fillingshausen geschlagen wurde, schob er die Schuld auf S., der ihn nicht unterstützt hatte. Der Friede von 1763 machte der kriegerischen Laufbahn S.'s ein Ende. Er gewann nach dem Tode der Pompadour eine ebenso feste Stütze an der Dubarry. Als Ludwig XV. starb, war er der einzige von den Hofleuten, der dem Sarge folgte. Dieser Zug von Dankbarkeit allein bewog Ludwig XVI., ihm die Stelle im Ministerrathe zu lassen. S. starb 4. Juli 1787. Mit ihm erlosch die Linie Rohan-Soubise.

Soubrette (franz.) bedeutete früher soviel als Zofe, Dienerin; später bediente man sich des Namens nur in der Theatersprache, indem man darunter ein listiges, verschmitztes, dienstfertiges Kammermädchen verstand, wie es früher im Lustspiele behufs leichtfertiger Intriguen als stehender Typus vorkam. Jetzt versteht man dagegen unter S. überhaupt eine Vertreterin der muntern, jugendlichen Mädchenrollen. Diese wird dann im Singspiel und der Operette Gesangssoubrette genannt.

Soufflēur (franz., eigentlich «Einbläser») heißt beim Theater diejenige Person, die gewöhnlich in einem vorn in der Mitte des Proscениums angebrachten gewölbten Kasten sitzt und während der Vorstellung das Stück aus dem Buche oder Manuscript leise und dem Publikum möglichst unvernehmbar abliest, um auszuhelfen, wenn es den Schauspielern an Gedächtniß fehlt. Der S. ist bei unsern Theatern unentbehrlich, zumal in neuester Zeit, wo schon die Menge der Stücke für die Schauspieler eine solche Gedächtnißhülfe nothwendig macht.

Soulié (Melchior Frédéric), franz. Romanschreiber und Bühnendichter, geb. 23. Dec. 1800 zu Foix im Ariège-Departement, war eine Zeit lang Advocat, dann Steuerbeamter, später Dirigent einer Tischlerei und wurde endlich als Unterbibliothekar auf dem Arsenal angestellt. Als dramatischer Dichter schrieb er 1828 eine in classischem Stile gehaltene Tragödie «Roméo et Juliette», wendete sich dann aber mit «Christine à Fontainebleau» (1829) der romantischen Richtung zu und lieferte nun eine Reihe von Dramen und Melodramen, von welchen einige bei der Menge, auf die seine Stücke in ihrer effectreichen Anlage berechnet waren, außerordentlichen Beifall fanden, z. B. «Clotilde» (1831) und die «Closerie des genêts» (1846), zwei Dramen, die jedes mehr als hundertmal aufgeführt wurden. Seine Romane waren von ungleichem Werthe. Von seinen histor. Romanen sind besonders zu nennen: «Le vicomte de Béziers» (1834), «Le comte de Toulouse» (1835) und «Le comte de Foix» (1837). Am glücklichsten war S. in der Schilderung moderner Sitten und in der Darstellung des alltäglichen Lebens. Dies zeigen vor allem die Romane «Un été à Meudon» (1836), «Le maître d'école» (1839), «Maison de campagne à vendre» (1841), «Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait» (1842), «Mémoires du diable» (1844), ein seinerzeit vielgelesenes Werk, das er selbst wieder für die Bühne bearbeitete. S. starb 23. Sept. 1847 zu Bièvre bei Paris. Vgl. Champion, «Frédéric S., sa vie et ses ouvrages» (Par. 1847).

Soulouque (Faustin), Präsident und Kaiser von Haïti 1847—59, war ein Neger von senegambischer Mandingorasse und auf der Insel Haïti im District von Petit-Goave, südwestlich von Port-au-Prince, um 1782 als Sklave geboren. Seit dem Unabhängigkeitskriege diente er als Soldat und wurde 1810 vom Präsidenten Pétion zum Lieutenant der berittenen Präsidialgarde ernannt und von Boyer zum Hauptmann befördert. Erst nach Boyer's Sturz rückte er, begünstigt durch die fortwährenden Revolutionen, schneller auf, wurde unter Hérard-Rivière Schwadronschef, unter Guerrier Oberst, endlich unter Riché General und Oberbefehlshaber der Präsidialgarde. Als sich nach Riché's Tode die Parteien im Senat über einen neuen Präsidenten nicht einigen konnten, brachte man endlich S. in Vorschlag, der bisher am polit. Leben keinen Antheil genommen, deshalb aber um so leichter die Mehrheit der Stimmen 1. März 1847 erhielt. S. war dem neuen Amt in keiner Weise gewachsen. Er lernte erst jetzt lesen und schreiben und gab durch seine Misgriffe, noch mehr durch seinen crassen Aberglauben insbesondere bei den gebildetern und wohlhabendern Mulatten vielfach Anstoß. Die Folge war, daß S. einen tiefen Haß gegen die Mulatten-Bourgeoisie faßte und sich ganz auf die rohe Negerbevölkerung stützte. In Gemäßheit der Constitution von 1843 nur auf vier Jahre

gewählt, beschloß er, sich, wie früher Pétion und Boyer, in den lebenslänglichen Besitz der Herrschergewalt zu setzen. Nach wiederholten Reibungen kam es 16. April 1848 zu einem Staatsstreich. Unter dem Vorwande, daß eine Insurrection im Binnenlande ausgebrochen und eine große Mulattenverschwörung entdeckt sei, ließ S. die Hauptstadt Port-au-Prince alarmiren. Die im Hofe des Palastes versammelten Würdenträger der Republik wurden größtentheils niedergemacht, zahllose, durch Reichthum und Stellung hervorragende Mulatten und Neger als verdächtig verhaftet und ohne Urtheil und Recht erschossen. Diese Schreckensherrschaft hielt mehrere Tage lang an, und in den nächsten Monaten wiederholten sich ähnliche Blutscenen in den übrigen Theilen der Insel. S. herrschte nun mit unumschränkter Gewalt, anfangs noch unter dem Titel eines Präsidenten. Am 26. Aug. 1849 nahm er aber die Kaiserkrone an, welche Senat und Repräsentantenkammer ihm feierlich antrugen. Seitdem nannte er sich Faustin I. und führte durch die octroyirte Verfassung vom 20. Sept. 1849 eine neue Staatsordnung ein. Am 18. April 1852 ließ er sich und seine Gemahlin Adelina feierlich krönen; seine einzige Tochter Oliva hieß «kaiserliche Prinzessin». Der Kaiser umgab sich mit einem neuerreirten Adel, darunter 6 Fürsten, 60 Herzoge, zahlreiche Marquis, Grafen und Barone. Auch stiftete er einen Orden des heil. Faustinus und suchte in jeder Weise den Prunk des Napoleonischen Hofstaats nachzuahmen. Das Kaiserthum S.'s, in allem eine Caricatur, dauerte an neun Jahre und war für Haïti (s. d.) eine Zeit der schlimmsten Misregierung. S. bemühte sich überdies vergebens, die benachbarte Dominicanische Republik (s. San-Domingo) seinem Scepter zu unterwerfen, und drei Eroberungszüge, Frühjahr 1849, Herbst 1850, Winter 1855—56, endeten mit einer vollständigen Niederlage der haïtischen Waffen. Endlich wurde S. durch eine Militärrevolution vom Thron gestürzt. General Geffrard proclamirte zu Gonaïves 22. Dec. 1858 die Republik, und als der Kaiser gegen ihn auszog, ging der größte Theil seines Heers zu den Insurgenten über. Am 15. Jan. 1859 wurde S. in seiner Hauptstadt Port-au-Prince durch Verrath gefangen. Doch schonte man sein Leben und ließ ihn mit seiner Familie und seinem Vermögen nach Jamaica abziehen, wo er seitdem in der Verbannung lebte. Erst nach dem Sturze des Präsidenten Geffrard erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Haïti. Er starb aber kurz darauf in seinem Geburtsorte Petit-Goave Ende Juli 1867.

Soult (Nic. Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien, franz. Marschall, wurde 29. März 1769 als Sohn eines Landmanns zu St.-Amans-la-Bastide im Depart. Tarn geboren. Er trat im April 1785 in ein Infanterieregiment und wurde bald Unteroffizier. Seit 1792 kämpfte er als Lieutenant in einem Freiwilligen-Bataillon, wurde dann in der Moselarmee Adjutant des Generals Hoche, bald darauf Stabschef des Generals Lefebvre. Im J. 1794 trat er in die Nordarmee und stieg 11. Oct. zum Brigadegeneral auf. Zur Division Lefebvre versetzt, führte er die leichten Truppen und erhielt 1799 den Grad des Divisionsgenerals. Masséna übertrug ihm hierauf die Unterwerfung der Schweizercantone. Nachdem er diesen Auftrag vollzogen, vereinigte er sich 1799 mit Masséna bei Zürich, fiel, während der Obergeneral die Russen schlug, über die Oesterreicher her und verfolgte auch die russ. Heerestrümmer. Unter Masséna übernahm er im März 1800 den Befehl über den rechten Flügel der Armee in Italien, half Genua vertheidigen und wurde dann auf dem Rückzuge verwundet und gefangen. Nach der Schlacht von Marengo in Freiheit gesetzt, übergab ihm der General Brune das Commando in Piemont, wo er die Volksaufstände unterdrückte. Im Febr. 1801 übernahm er den Befehl über die Armee, welche bis zum Frieden die neapolit. Küste besetzen mußte. Nach der Rückkehr ernannte ihn Bonaparte zum Generaloberſten der Consulargarde und im Aug. 1803 zum Oberbefehlshaber des Lagers bei St.-Omer. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserreichs den Marschallsstab erhalten, befehligte er 1805 das 4. Armeecorps und entschied in der Schlacht bei Austerlitz den Sieg. Im Feldzuge von 1806 befehligte er bei Jena den rechten Flügel, schlug 15. Oct. den Feldmarschall Kalckreuth und trug 6. Nov. zur Einnahme von Lübeck bei. Auch am folgenden Feldzuge nahm er rühmlich theil. Der Kaiser erhob ihn nach dem Frieden zu Tilsit zum Herzog von Dalmatien und schickte ihn 1808 nach Spanien. Hier übernahm S. den Befehl über das Centrum der Armee, schlug die Insurgenten wiederholt und bestand 16. Jan. 1809 gegen das brit. Heer den blutigen Kampf bei Coruña. Anfang März ging er über den Minho und trieb das brit.-portug. Heer bis Oporto. An Jourdan's Stelle zum Oberbefehlshaber in Spanien ernannt, schlug er 19. Nov. die Spanier bei Ocaña, nahm im Feldzuge von 1810 Sevilla und trieb die Reste der span. Armee nach Cadix. Im J. 1811 eroberte er 11. März Badajoz; 16. März lieferte er den Engländern und Portugiesen die Schlacht an der Albuera. Wiewol er sich vor der Uebermacht zurückzog, drang er doch im Juni wieder nach Badajoz vor und

nöthigte Wellington zur Aufhebung der Belagerung. Als König Joseph im Aug. 1812 Madrid verließ, mußte auch S. aus Andalusien abziehen, die Vereinigung der Centralarmee mit den übrigen Corps nöthigte jedoch Wellington wieder zum Rückzuge.

Im März 1813 erhielt S. den Befehl, dem Feldzuge in Deutschland beizuwohnen. Er übernahm an Bessières' Stelle in der Schlacht bei Lützen das Commando über die Gardeinfanterie und befehligte in der Schlacht bei Bautzen das Centrum. Nach der Niederlage König Joseph's bei Vittoria sendete ihn Napoleon jedoch wieder nach Spanien. S. ergriff gegen Wellington die Offensive, vermochte aber nicht mehr, der feindlichen Uebermacht die Spitze zu bieten. Nach blutigen Gefechten an der Nivelle und Nive sah er sich im Dec. 1813 genöthigt, nach Bayonne zu weichen. Am 26. Febr. 1814 verlor er die Schlacht bei Orthez und mußte sich nun an die obere Garonne zurückziehen. Er stellte sein Heer, das kaum noch 20,000 Mann zählte, bei Toulouse auf, wo er 10. April von Wellington geschlagen wurde. Als er den Sturz Napoleon's erfuhr, unterwarf er sich Ludwig XVIII., der ihn 3. Dec. 1814 zum Kriegsminister ernannte. Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba mußte er jedoch seine Entlassung nehmen. Er trat nun wieder unter die Fahne des Kaisers und versah in den Schlachten von Ligny und Waterloo den Dienst eines Majorgeneral der Armee. Nach der zweiten Restauration ging S. mit seiner Familie nach Düsseldorf in die Verbannung, durfte aber schon im Mai 1819 zurückkehren, und ward 1827 zum Pair erhoben, welche Würde er auch nach der Revolution von 1830 behalten durfte. König Ludwig Philipp ernannte den gefeierten Helden 17. Nov. 1830 an Gérard's Stelle zum Kriegsminister, und S. begann nun mit Eifer die Ausbildung und Verstärkung des bisher vernachlässigten Heers. Nach Périer's Tode erhielt er im Mai 1832 die Präsidentschaft im Cabinet, indessen widersetzten sich der Finanzminister Humann und die Kammern dem Kostenaufwande, womit er, im Stile des Kaiserreichs, das Heer reorganisiren wollte. Misvergnügt entfernte er sich im Juli 1833 von den Geschäften, trat aber im Herbst wieder ein. In der Sitzung von 1834 mußte er sich abermals zu Reductionen im Budget verstehen, und dies sowie seine Kriegslust rücksichtlich der Intervention in Spanien bewogen ihn, 18. Juli 1834 sein Portefeuille an Gérard abzutreten. Im Mai 1839 übernahm er nach Molé's Sturze die Präsidentschaft und das Portefeuille des Auswärtigen in dem liberalen Cabinet, welches schon im Jan. 1840 an einer Dotationsfrage scheiterte. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Thiers ließ sich S. 29. Oct. 1840 nochmals zur Uebernahme des Portefeuille des Kriegs und der Präsidentschaft bewegen, trat aber, vom Alter gebeugt, 1846 das Kriegswesen, im Sept. 1847 auch die Präsidentschaft ab. Noch ward er zum Maréchal-Général de France ernannt, eine Würde, die vor ihm nur Turenne und Villars bekleidet. Er starb 26. Nov. 1851 auf seinem Schlosse St.-Amans. Seine berühmte Gemäldesammlung, die er in den span. Feldzügen zusammengebracht, trug bei der Versteigerung fast 1½ Mill. Frs. ein. S. war eine naturkräftige Persönlichkeit. Er besaß keine tiefere Bildung, aber um so mehr Scharfblick, Kühnheit und einen glühenden Ehrgeiz, der auch die Triebfeder seiner öffentlichen Laufbahn bildete. Einige Jahre nach seinem Tode gab sein Sohn seine «Mémoires» (3 Bde., Par. 1854) heraus. — Dieser, Napoléon S., Herzog von Dalmatien, geb. 1801, diente unter der Restauration im Generalstabe und betrat 1830 die diplomatische Laufbahn. Er war erst franz. Gesandter in den Niederlanden, dann zu Turin; seit 1844 bekleidete er die gleiche Stelle zu Berlin. Er war vor der Revolution von 1848 Mitglied der Zweiten Kammer, 1850 der Legislativen Nationalversammlung, wo er das Interesse der Orléans vertrat. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 31. Dec. 1857 zu Paris. — Pierre Bénoit S., des Marschalls Bruder, geb. zu St.-Amans 20. Juli 1770, zeichnete sich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs ebenfalls aus und starb als Generallieutenant zu Tarbes 7. Mai 1843.

Soutane (franz.) heißt ein langer, mit engen Aermeln versehener Leibrock der kath. Geistlichen. Die angehenden Geistlichen tragen einen solchen Rock, der kürzer ist und Soutanelle heißt.

Southampton (engl. Grafschaft), s. Hampshire.

Southampton, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hauptort der engl. Grafschaft Southampton oder Hampshire (s. d.), nach London, Liverpool, Hull und Glasgow der bedeutendste Seehandelsplatz des Vereinigten Königreichs, liegt an der mittlern Südküste Englands, 112 Kilom. (auf der Eisenbahn) südwestlich von London, auf einer von den Aestuarien des Itchen und Test oder Anton gebildeten Halbinsel, nördlich der Trissantonbay oder dem Southampton-Water. Diese Bai wird gebildet durch einen Seearm, der hinter der Insel Wight 15 Kilom. weit, vom Calshot-Castle bis Redbridge gegen Nordwesten ins Land einschneidet, 1,2 bis 3,7 Kilom. breit,

in der Mitte 13 Mt. tief ist und überall den größten Kauffahrteischiffen guten Ankergrund bietet. Von den alten Stadtmauern stehen noch drei Thore. Die Neustadt hat viele geschmackvolle Gebäude, die unregelmäßige Altstadt viele glänzende Kaufläden und den lebhaftesten Handels- und Schifffahrtsverkehr. S. ist überaus reinlich und gut mit Wasser versehen. Unter den 29 Kirchen und Kapellen sind bemerkenswerth die St.-Michaelskirche, deren schlanker Thurm den Seefahrern als Landmarke dient; die Kirche Holyrood; die schöne, 1792 im griech. Stil erbaute Allerheiligenkirche und die franz. Kapelle für die hier in Menge verkehrenden Bewohner der Normannischen Inseln. Die Stadt hat ein Rathhaus, eine Lateinschule, ein Handwerksinstitut und ein literarisch-wissenschaftliches Institut, beide mit Museum, die Hartley-Institution mit Museum, Lesezimmer u. s. w., einen botan. Garten, Parks, die interessante Anstalt der engl. Landesaufnahme, ein Theater, ein Kranken- und ein Versorgungshaus und zählt (1871) eine Bevölkerung von 53,741 E. S. besitzt Schiffswerfte in großen Docks (46 Hekt.), sehr bedeutende Kutschenfabriken, mehrere Maschinenbau-Anstalten, auch Brauereien und Zuckersiedereien. Insbesondere wichtig ist es aber als Handelsplatz und (seit 1840) als Hauptstation der engl. Postdampfer. Unter andern Dampfschifffahrtsgesellschaften haben hier ihren Sitz die großartige Peninsular- and Oriental-Steam-Navigation-Compagny und die Royal-Mail-Steam-Packet-Company. Außerdem besteht von S. aus directe Dampfschifffahrtsverbindung mit Neuyork, Havre, Bremen und Hamburg. Jährlich kommen 8—900 Postdampfer an. Durch die Eisenbahn ist S. ein Außenhafen von London geworden und der Landungs- und Ausladeplatz für die edeln Metalle und andere Werthproducte aller Erdtheile. Im J. 1873 besaß die Stadt selbst 266 Schiffe von 41,781 Tons, wobei 69 Dampfer von 28,140 Tons; 7600 Schiffe liefen aus und 7382 ein. Der Werth der Einfuhr betrug 10,011,845, der der Ausfuhr 11,459,889 Pfd. St. Die Umgebung der Stadt, wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und Vegetationsfrische berühmt und der «Garten Englands» genannt, hat zahlreiche Villen.

Southey (Rob.), engl. Dichter und histor. Schriftsteller, war der Sohn eines Kaufmanns in Bristol, wo er 12. Aug. 1774 geboren wurde. Er besuchte die Westminsterschule und ging 1792 die Universität Oxford, um Theologie zu studiren. Seine freisinnigen religiösen und polit. Ansichten nöthigten ihn jedoch schon 1794 die Universität zu verlassen. Er begab sich nach seinem Geburtsorte und trat in demselben Jahre mit einer Sammlung von Gedichten auf, der er bald ein romantisches Epos «Joan of Arc» folgen ließ, das sich zwar durch Schönheit der Sprache und Reichthum der Einbildungskraft empfahl, aber auch von jugendlicher Ueberspanntheit zeugte. Um diese Zeit schrieb er ebenfalls ein ultrarevolutionäres Drama «Wat Tyler», welches ihm später vielfach vorgeworfen wurde. Ende 1795 ging er nach Lissabon mit seinem Oheim, dem Kaplan der dortigen engl. Factorei, Dr. Herbert. Nach seiner Rückkehr trat er als Student der Rechte in Gray's-Inn ein, machte einen zweiten Ausflug nach Portugal und Spanien, den er in «Letters from Spain» und «A short residence in Portugal» (1798) beschrieb, begleitete 1801 den Schatzkanzler Foster als Privatsecretär nach Irland und ließ sich hierauf zu Greta bei Keswick nieder, wo er sich ganz der Schriftstellerei widmete und eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelte. Im J. 1801 erschien sein Epos «Thalaba the destroyer», eine arab. Dichtung von großer Schönheit und Originalität, 1804 seine «Metrical tales», 1805 «Madoc» und 1810 «The curse of Kehama», sein größtes dichterisches Werk, eine auf Hindusagen beruhende phantastische Erzählung, die sich durch Treue der Localfärbung auszeichnet. S. war unterdessen eifriger Tory und Hochkirchenmann geworden, nahm thätigen Antheil an der torystischen «Quarterly Review», und wurde 1813 zum Hofpoeten (Poet-laureate) ernannt. In dieser Eigenschaft verherrlichte er die Siege Wellington's durch ein schwungreiches «Carmen triumphale» und schrieb Oden auf den Prinz-Regenten und die verbündeten Monarchen. Ein neues Gedicht «Roderick, the last of the Goths» (1814) fand jedoch wenig Beifall, und seine «Vision of Judgment» (1821) ward von Byron mit Recht gegeißelt. Seine letzten größern Gedichte waren «A tale of Paraguay» (1825) und «The pilgrim of Compostella» (1829). Außerdem schrieb er noch eine Unzahl prosaischer Werke, namentlich geschichtliche, wie die gründliche, aber weitschweifige «History of Brazil» (3 Bde., 1810—19) und die poetische «History of the Peninsular war» (2 Bde., 1823—28); biographische, wie «Life of Nelson» (2 Bde., 1813), ein allgemein beliebtes Buch, «Lifes of the British admirals» (4 Bde.) und «Life of Wesley» (1820); religiöse, wie das «Book of the church» (3. Aufl., 1825); sociale, wie die «Letters from England» (3 Bde., 1807), in welchen er den Charakter eines span. Reisenden annahm, und «Colloquies on the progress of society» (2 Bde., 1829); politische, z. B. die «Political essays», und endlich Umarbeitungen mittelalterlicher

Romane: «Amadis of Gaul» (4 Bde., 1803), «Palmerin of England» (1807) u. a. Gemischten Inhalts sind «The Doctor» (5 Bde., 1834—37; neue Ausg., Lond. 1856), vielleicht die anziehendste seiner Schriften, die eine Fundgrube von scharfsinnigen, wiewol oft paradoxen Gedanken und Bemerkungen enthält, und «Omniana» (2 Bde., 1812). Eine so außerordentliche Productivität, wozu noch die Herausgabe der «Specimens of late English poets» (3 Bde., 1807), der «Select works of British poets» (1836) mit kritischen Anmerkungen, der Dichtungen Kirke White's u. s. w. kam, war nur durch die angestrengteste Thätigkeit möglich, die endlich Geist und Körper aufrieb. Im J. 1840 wurde S. von einer Lähmung befallen und versank in einen bewußtlosen Zustand, in welchem er bis an seinen Tod verharrte, der zu Greta unweit Keswick 21. März 1843 erfolgte. Seine poetischen Werke erschienen gesammelt in London (10 Bde., 1837; neue Aufl. 1854). Seinen Briefwechsel veröffentlichte sein Sohn Charles Cuthbert S. (6 Bde., Lond. 1849—50); auch Warter gab «Letters» (4 Bde., Lond. 1856) von S. heraus. Vgl. Browne, «Life of Robert S.» (Lond. 1859).

Souveränetät, aus dem mittelalterlichen Worte supremitas gleich summa potestas in die roman. Sprachen, später in die deutsche Sprache übergegangen, bedeutet wörtlich «oberste, höchste Gewalt». Der Begriff der S. ist wesentlich staats- und völkerrechtlich, weil nur die Staatsgewalt oberste Gewalt ist. Nach den mittelalterlichen Ideen konnte auch die kath. Kirche und das Papstthum S. ansprechen, nach den modernen nicht mehr. Während des Mittelalters und bis zu Ende des 18. Jahrh. wurde der Ausdruck noch in weiterm Sinne gebraucht und auch auf Gerichte, Körperschaften und Behörden angewendet, die in irgendeiner Hinsicht in letzter Instanz selbstständig entschieden. Jetzt wird der Ausdruck nur vom Staate, als einer Gesammtperson und von den monarchischen Staatshäuptern gebraucht. Der Begriff ist vorzüglich durch die franz. Juristen seit dem 16. Jahrh. in absolutem Sinne verstanden und ausgebildet worden. Diese Vorstellung von absoluter (schrankenloser) Staatsgewalt wirkt noch jetzt nach, obwol sie weder mit bürgerlicher Freiheit, noch mit den repräsentativen Rechten der Volksvertretung vereinbar ist, und überhaupt der menschlich-relativen Natur des Staats selbst widerspricht. Zum Wesen der S. gehört Unabhängigkeit, Machtfülle, Einheit und Erhabenheit der Staatsgewalt. Aber man muß sich bewußt bleiben, daß die Unabhängigkeit derselben keine absolute, sondern durch das Völkerrecht, und durch die natürlichen Machtverhältnisse beschränkt ist, und daß auch die Machtfülle des Staats ihre natürlichen und verfassungsmäßigen Schranken hat. Wenn die S. allerdings den Trieb zur Einheit in sich hat, so ist auch diese Einheit, wie die Geschichte beweist, keine absolute. In den zusammengesetzten Staatswesen, insbesondere in den Bundesstaaten und Bundesreichen, aber theilweise auch in den großen Lehnsreichen zeigt sich sogar eine Doppelsouveränetät, einmal des Gesammtstaats, der je nach seiner Verfassung in den gemeinsamen Angelegenheiten des Gesammtvolks die oberste Gewalt hat und ausübt, und zweitens der verbundenen Einzelstaaten (Länder), welche innerhalb des besondern Rechtsbereichs der Länder noch oberste Gewalt besitzen. Ebenso kennt das Völkerrecht halbsouveräne Staaten, die zwar eine relative Selbstständigkeit, aber noch nicht oder nicht mehr die volle Unabhängigkeit von einem andern Staats- oder Reichsoberhaupt (dem Suzerän) erlangt haben. Solche halbsouveräne Staaten waren z. B. manche Vasallenländer (Rumänien, Serbien, Montenegro), die vor dem berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 zum Osmanischen Reiche gehörten, ferner die Staaten, welche, wie z. B. die deutschen Rheinbundsstaaten zu Anfang des 19. Jahrh., einem fremden Protector untergeordnet sind, ebenso endlich manche Colonien und Nebenländer mit relativ selbstständiger Regierung.

Der Trieb zur Einheit der S. ist aber so stark, daß alle solche Beschränkungen fortwährend zum Widerspruch reizen und leicht zu polit. Kämpfen führen. Das Völkerrecht schreibt den Staaten selber S. zu, aber behandelt auch die Repräsentanten der Staaten im völkerrechtlichen Verkehr als souveräne Personen. Im Staatsrecht macht sich ein Gegensatz zwischen der Republik und der Monarchie geltend, der sich aber auch innerhalb der Monarchie wiederholt. Die heutige Republik liebt es, ausschließlich die Volkssouveränetät anzuerkennen, obwol sie, wenigstens in den repräsentativen Republiken, die Ausübung der obersten Staatsgewalt doch nicht dem Volke selber vorbehält, sondern der gewählten Volksvertretung und den Regierungen (Präsidenten) überläßt. Sie will in dieser Weise die Träger der Staatsgewalt daran erinnern, daß dieselben die Gewalt nicht kraft eigenen Rechts, sondern lediglich im Auftrag und mit Vollmacht des Volks erhalten haben. Die Anhänger der absoluten Monarchie verwerfen umgekehrt den Begriff einer S., welche dem ganzen Volke, beziehungsweise dem Staate selber zukomme, sondern sehen die S. ausschließlich als Staatsgewalt des Monarchen an. Die constitutionelle

Staatslehre erkennt ſowol die S. des ganzen Staats (des organiſirten Volks) an als die völkerrechtlich und ſtaatsrechtlich nothwendige principale S., und danach die S. des Fürſten, in welchem die Unabhängigkeit, Machtfülle, Einheit und Hoheit der Staatsgewalt perſonificirt erſcheint. Die monarchiſchen Staatshäupter werden daher vorzugsweiſe Souveräne genannt. In der Erbmonarchie wird ſogar von ſouveränen Familien geſprochen, obwol uneigentlich, denn nur der Monarch ſelbſt iſt ein Souverän, alle andern Familienglieder ſind ſeine Unterthanen, und daher nicht ſouveräne Perſonen. Die Geſetzgebung, Regierungs-, Gerichtsrechte, die Steuer- und die Militärhoheit ſind nur Ausflüſſe und Anwendungen der S.

Souveſtre (Emile), franz. Roman- und Bühnendichter, geb. 15. April 1806 zu **Morlaix** (Finistère), redigirte längere Zeit ein liberales Provinzialblatt in Breſt und begab ſich 1836 nach Paris, wo er ſich zuerſt durch Skizzen und Schilderungen des Volkslebens in der Bretagne bekannt machte. Aus Localanſchauungen und eigenen Erlebniſſen ſchöpfend, erzählte er von dieſer Provinz neue, überraſchende Dinge, ſodaß er ſofort einen geachteten Namen unter den Schriftſtellern des Tags erwarb. Dazu kam ſpäter eine lange Reihe von Romanen, Dramen und Vaudevillen, die durchweg einen talentvollen und wohlmeinenden Dichter zeigen. In ſeinen Romanen (z. B. «Les derniers Bretons», «L'homme et l'argent», «Confessions d'un ouvrier», «Un philosophe sous les toits» u. ſ. w.) tritt die moraliſirende Richtung zu ſtark hervor. Seine dramatiſchen Dichtungen (z. B. «Henri Hamelin», «L'oncle Baptiste», «La Parisienne», «La mousse» u. ſ. w.) verrathen eine übertrieben günſtige Meinung von den Tugenden der niedern Volksklaſſen. Am gelungenſten ſind ſeine kleinern Erzählungen und ſeine Volksmärchen. Seine «Causeries historiques et littéraires» (2 Bde., Par. 1854) ſind eine Sammlung geiſtvoller hiſtor. und literariſcher Eſſays. Er ſtarb zu Paris 5. Juli 1854.

Souza-Botelho (Adelaïde Marie Emile, Marquiſe von), verwitwete Gräfin Flahault, geborene Filleul, eine durch Geiſt und Charakter gleich ausgezeichnete Frau und als Verfaſſerin werthvoller Romane bekannt, wurde 14. Mai 1761 auf dem Schloſſe Longpré in der Normandie geboren. Im J. 1784 heirathete ſie den Grafen Flahault, der 1793 zu Arras unter Joſ. Lebon guillotinirt wurde. Sie ſelbſt floh mit ihrem Sohne nach England, wo ſie, von allen Hülfsmitteln entblößt, auf den Gedanken kam, einen Roman zu vollenden, den ſie einſt angefangen hatte. So entſtand ihr Meiſterwerk «Adèle de Sénanges, ou lettres de Lord Sydenham» (2 Bde., Lond. 1794; 2. Ausg., Hamb. 1796 u. öfter). In Hamburg, wohin ſie ſich 1796 begab, ſchrieb ſie dann «Émilie et Alphonse, ou le danger de se fier à ses premières impressions» (3 Bde., Hamb. 1799; 2 Bde., Par. 1805). Hierauf wandte ſie ſich 1798 nach Paris zurück, wo ſie 1802 den portug. Geſandten Joze Maria de Souza-Botelho (geb. 9. März 1758, geſt. 1. Juni 1825), einen Verehrer der Dichtkunſt und Herausgeber der «Luſiaden» (Par. 1817) des Camoens, heirathete. Sie gab nun nacheinander «Charles et Marie» (Par. 1802), «Eugène de Rathelin» (2 Bde., Par. 1808), nächſt der «Adèle» ihr beſtes Werk: «Eugénie et Mathilde, ou mémoires de la famille du comte de Revel» (3 Bde., Par. 1811), «Mademoiselle de Tournon» (2 Bde., Par. 1820), «La comtesse de Fargy» (4 Bde., Par. 1823) heraus und dieſe geſammelt in den «Oeuvres complètes» (6 Bde. u. 12 Bde., Par. 1821—22). Ihre Erfindung iſt in ihren Romanen äußerſt einfach; aber in der Ausführung entfaltet ſie eine Zartheit und Feinheit des Gefühls, wie ſelten zu finden. Noch gab ſie «La duchesse de Guise» (Par. 1831) heraus, mehr ein Charakter- und Familiengemälde als ein Drama, und einen Roman «Être et paraître» (2 Bde., Par. 1832). Seit 1825 zum zweiten mal verwittwet, ſtarb ſie zu Paris 16 April 1836.

Sovereign heißt das in Gold ausgeprägte Münzſtück, welches das Pfund Sterling (ſ. d.), die Einheit des brit. Geldſyſtems, darſtellt. Daſſelbe hat das Gewicht von $^{160}/_{623}$ engl. Troyunzen oder 7,988 Gr. und die Feinheit von $^{11}/_{12}$ oder von $916^{2}/_{3}$ Tauſendtheilen, mithin das Feingewicht von $113^{1}/_{623}$ engl. Trongrän oder 7,3224 Gr. und den Werth von 20 Mark 42,9 Pf. deutſche Währung. Es werden halbe, doppelte und fünffache S. in Gold ausgemünzt.

Sozomenus (Hermias), chriſtl. Kirchenhiſtoriker, geb. um 400 n. Chr. zu Bethelia bei Gaza und unter dem Einfluſſe mönchiſch geſinnter Verwandter aufgewachſen, bildete ſich auf der Rechtsſchule zu Berytus in Phönizien, trat dann als Sachwalter in Konſtantinopel auf und ſtarb nach 443 in Paläſtina. Gleich Sokrates ſetzte er die Kirchengeſchichte des Euſebius von 323—439 in neun Büchern fort, eine Arbeit, der es weniger an Eleganz der Form als an kritiſch unbefangenem Geiſte fehlt. Die beſte Ausgabe beſorgte Valeſius (Par. 1668).

Spaa, Stadt in der belg. Provinz Lüttich mit 6362 E., 18 Kilom. von Verviers, 34 von Lüttich entfernt, an der Bahnlinie Pepinſter-Gouvy, 320 Mt. über dem Meere in einem

romantischen Thale gelegen, ist durch seine Mineralquellen, deren Entdeckung und erste Benutzung wahrscheinlich in das 14. Jahrh. fällt, ein weltberühmter Ort geworden. Die vorzüglichsten Quellen sind der Pouhon, die Geronstère, die Sauvenière, der Groesbeeck le Barisart und die beiden Tonnelets, welche mit Ausnahme der ersten alle mehr oder weniger von der Stadt entfernt liegen. Sie besitzen sämmtlich eine Temperatur von 7—8° R., gehören zu der Klasse der alkalisch-eisenhaltigen Säuerlinge und werden deshalb bei Hypochondrie, Hysterie, Verschleimung, Magenschwäche, chronischem Erbrechen, Bleichsucht, Schleimflüssen der Lungen und des Darmkanals und dauernden Schwächezuständen des Nervensystems, wenn Aufgeregtheit des Blutes, Neigung zu Krämpfen u. dgl. den Gebrauch nicht verbieten, mit Vortheil angewendet. Unter dem Namen Spaawasser wird das Wasser des Pouhon nach allen Theilen der Welt versendet und theils als Heilmittel, theils mit Wein und Zucker vermischt als wohlschmeckendes Getränk genossen. Berühmt sind auch die zu S. verfertigten niedlichen Holzwaaren. Vgl. Scheuer, «Études médicales sur les eaux de S.» (Brüss. 1877).

Spach (Ludw. Adolf), elsass. Geschichtsforscher, geb. zu Straßburg 27. Sept. 1800, erhielt seine gelehrte Bildung auf dem straßburger Gymnasium 1812—15, dem prot. Seminar 1816—20, der Rechtsfacultät 1820—23. Nach Beendigung seiner Studien war er Erzieher im Hause des Grafen von Sainte-Aulaire zu Paris (1824—30), begleitete dann den Grafen, als dieser franz. Botschafter am päpstl. Stuhle wurde, nach Rom und war hier 1831—32 Privatsecretär im Palazzo Colonna. Von Ende 1832—39 war S. zum Theil in der Schweiz, in Paris und Straßburg als Erzieher und Schriftsteller thätig. Seit Jan. 1840 wirkte er als Archivar des Depart. Bas-Rhin. Im April 1872 wurde er zum Honorarprofessor an der neubegründeten Universität zu Straßburg ernannt. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit hatte S. vorerst den Zweck, als Vermittler zwischen deutscher und franz. Literatur sich zu bewähren, seit seiner Rückkehr ins Elsaß für die Geschichte seiner heimatlichen Provinz die ihm vorliegenden Urkunden zu benutzen und womöglich in gefälliger, dem größern Publikum zugänglicher Form darzustellen. Von 1829—30 war er Mitarbeiter am «Universel», später am «Temps» und einer der Hauptredacteure der unter Schnitzler's Leitung herausgegebenen «Encyclopédie des gens du monde» (1833—45). Unter dem Pseudonym Louis Lavater verbarg er sich als Verfasser mehrerer elsass. Romane: «Henri Farel» (2 Bde., Par. 1843), «Le nouveau candide» (2 Bde., Par. 1835), «Roger de Manesse» (Neuchâtel 1849). Er nahm thätigen Antheil an der «Revue d'Alsace» (1850—70), an den meisten Tageblättern des Elsaß und den Bulletins der historisch-archäologischen und der literarischen Gesellschaft, deren beider Vorstand er von Anfang an war. Als Archivar stattete S. jährlich, 1840—69, dem Präfecten und dem Generalrath des Departements ausführlichen Bericht über die vorrückende Arbeit eines allgemeinen Inventars ab; mehrere dieser übersichtlichen Rückblicke gestalteten sich zu ausführlichen Monographien, z. B. über die Landvogtei von Hagenau, die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Sponheim, Leiningen u. s. f. Ein Auszug aus dem Hauptinventar liegt unter dem Titel «Inventaire sommaire des archives départementales du Bas-Rhin» (3 Bde.) vor. Unter den zahlreichen Monographien S.'s sind zu nennen: «Histoire de la Basse-Alsace» (Straßb. 1858 u. 1860), «Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin» (Straßb. 1861); ferner eine Reihenfolge von «Mélanges littéraires» (1862—69). S.'s «Oeuvres choisies» (5 Bde., Straßb. 1869—71), welche in den zwei ersten Bänden die «Biographies alsaciennes» enthalten, sind wol das Hauptwerk des Verfassers. Unter dem obengenannten Pseudonym Louis Lavater veröffentlichte S. auch das Oratorium «Der Münsterbau» (Straßb. 1865) und ein histor. Singspiel «Kaiser Sigismund» (Straßb. 1866). Von S.'s literarischen Arbeiten aus der letzten Zeit sind zu erwähnen: das Drama «Heinrich Waser» (Straßb. 1875), ferner «Dramatische Gemälde aus Straßburgs Vergangenheit» (2 Bde., Straßb. 1876) und «Essays» (Straßb. 1877). — Eduard S., Bruder des Vorigen, geb. 1801, als Botaniker bekannt, erhielt 1829 eine Anstellung am Jardin des Plantes zu Paris und wurde später Inspector der botan. Galerie dieses Instituts. Sein Hauptwerk ist: «Plantes phanérogames» (Par. 1834—48). Mit Graf Joubert gab er «Choix des plantes nouvelles de l'Asie occidentale» (5 Bde., Par. 1842—51) heraus.

Spagnoletto, s. Ribera (Jusepe).

Spahis oder **Sipahis** hießen sonst die von den Inhabern der türk. Kriegerlehen, den Timarioten und Zaims, zu stellenden Reiter, welche den Kern der Reiterei im türk. Heere bildeten, mit der Umformung des türk. Heerwesens auf europ. Fuß aber und der Aufhebung der Kriegerlehen einer regelmäßigen Reiterei Platz gemacht haben. Ihre erste Organisation erhielten die

S. mit den Zaims und den Janitscharen vom türk. Sultan Orchan. Ihr Aufgebot konnte bis auf ungefähr 140,000 gebracht werden; selten aber wurden so viele zusammengebracht. Sie wurden im Felde aus dem großherrlichen Schatze besoldet, zerfielen in zwei Klassen, die sich durch die Farbe ihrer Fahnen unterschieden, waren mit Säbel, Lanze, Dscherid oder Wurfspieß, zum Theil mit Pistolen und Flinten, andere aber mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und bildeten einen aller Taktik und Organisation entbehrenden Reiterhaufen, der truppweise zusammenhielt und in geordneten Haufen mit wilder Tapferkeit seinen Angriff machte, aber wenn dieser nicht gelang, in ebenso wilder Flucht sich auflöste. Gegenwärtig nennen auch die Franzosen drei Regimenter ihrer in Algerien gebildeten, von europ. Offizieren geführten leichten Reiterei S. Diese Regimenter sind zwar in orient. Weise gekleidet, aber vollständig europäisch organisirt (zu sechs sehr starken Schwadronen); ein Theil der Unteroffiziere, die Trompeter und Regimentshandwerker sind Nationalfranzosen. Eine Schwadron dieser S. befindet sich stets in Senegambien. Ein ähnliches Corps von S. ward im Feldzuge von 1854 von der franz. Regierung zu ihrem Gebrauch und auf ihre Kosten in der Türkei errichtet. Die Engländer nennen ihre aus Eingeborenen gebildeten Truppen in Ostindien Sipoys (s. d.).

Spalatin (Georg), einer der bedeutendsten Beförderer der Kirchenreformation, hieß nach seinem Familiennamen Burckhard, nach seinem Geburtsorte Spalt im Bisthum Eichstädt Spalatin. Sein Vater war ein Rothgerber. Geboren 1484, gebildet 1497—1502 im Kreise der Humanisten zu Nürnberg und Erfurt, war er zuerst Hauslehrer in Erfurt, dann Lehrer im Kloster Georgenthal bei Gotha und seit Empfang der Priesterweihe (1507) auch Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Hohenkirchen. Auf die Empfehlung des Kanonikers Mutian zu Gotha kam er schon 1508 an den kurfächs. Hof, wurde hier zunächst als Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich angestellt, dann auch 1511 beauftragt, an der Bildung der Herzoge Otto und Ernst von Braunschweig-Lüneburg mitzuwirken, die am kurfächs. Hofe und in Wittenberg ihre Erziehung fanden. Gleichzeitig erhielt er das Kanonikat zu Altenburg. In dieser Zeit nahm sein auf die Heilige Schrift, die Werke Augustin's und die deutsche Mystik gegründete theol. Ueberzeugung die Haltung an, welche ihn zu einem treuen Freunde Luther's, Melanchthon's und der Reformation machte. Friedrich der Weise erhob ihn 1514 zum Hofkaplan, Bibliothekar und geheimen Secretär, Johann der Beständige 1525 zum evang. Oberpfarrer und Superintendenten von Altenburg. Friedrich den Weisen hatte er fast auf allen Reichstagen begleitet; unter Johann dem Beständigen nahm er an den Reichstagen von Speier und Augsburg, unter Johann Friedrich am Fürstentage zu Schmalkalden (1537) theil und 1527—39 entwickelte er eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Kirchenvisitation der sächs. Lande. Dabei beschäftigten ihn wichtige histor. Arbeiten und ein bedeutender Briefwechsel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Biographien von Friedrich dem Weisen (kritisch herausg. von Neudecker und Preller, Jena 1851) und Johann dem Beständigen, seine «Christl. Religionshändel» oder «Religionssachen», von Cyprian irrig «Annales reformationis» (Lpz. 1718) genannt, seine Geschichte der Päpste und Kaiser des Reformationszeitalters und seine Briefe. Er starb 16. Jan. 1545. Vgl. die biographischen Schriften von Schlegel (Jena 1693) und Wagener (Altenb. 1830), sowie Seelheim, «Georg S. als sächs. Historiograph» (Halle 1876).

Spalato oder Spalatro, slaw. Split, Hauptstadt einer Bezirkshauptmannschaft in Dalmatien, am Endpunkt der Dalmatiner Eisenbahn, ist halbmondförmig auf einer Halbinsel erbaut, die nördlich vom Golf oder Kanal von Salona, südlich vom Kanal von Brazza bespült wird und mit dem 178 Mt. hohen Berge Marian endet. So reizend gelegen, besteht doch das Innere der Stadt aus einem Gewirr enger, winkeliger und schmuziger Straßen, die in die Alt- und Neustadt und die Vorstädte zerfallen. S. ist Sitz eines Bischofs, besitzt ein bischöfl. Seminar, ein Gymnasium, eine Realschule, eine nautische Schule, ein Antikenmuseum mit Denkmälern aus der Umgegend, meist aus Salona, mehrere werthvolle Privatsammlungen, ein weitläufiges Lazareth, eine ungeheuere Kaserne, ein Fort und am Fuße des Berges Marian eine als Bad dienende kalte Schwefelquelle und zählt (1869) 12,196, als Gemeinde 18,261 E. Der Hafen hat jetzt bei weitem nicht mehr die Bedeutung wie ehemals, da er durch Verschlämmung für Hochseeschiffe nicht mehr zugänglich ist; gleichwol führt die Stadt den bedeutendsten Handel Dalmatiens und ist ein Stapelplatz für Güter aus Italien nach der Türkei. S. ist auch ausgezeichnet durch seinen Reichthum an antiken Baudenkmälern. Die Stadt hat ihren Namen von Palatium, dem großartigen Residenzpalast des röm. Kaisers Diocletianus, einem der bedeutendsten Bauwerke des Alterthums, hinter dessen festen Ringmauern die Einwohner der um 640 von den Avaren zerstörten Stadt Salona sich ansiedelten. Die Reste dieses Baues

mit ausgezeichneten Kunstarbeiten sind der Commission für Erhaltung der Baudenkmäler überwiesen worden und werden nach einem vom Architekten A. Hauser ausgearbeiteten Plane theils bloßgelegt, theils vor weiterm Verfalle geschützt. Außerdem sieht man noch die Trümmer der aus ungeheuern Quadern erbauten Diocletianischen Wasserleitung und anderer Alterthümer.

Spalding (Joh. Joach.), prot. Theolog des 18. Jahrh., geb. zu Triebsees in Schwedisch-Pommern 1. Nov. 1714, studirte zu Rostock und Greifswald Theologie. Nachdem er mehrere Schriften über Kirchengeschichte, Philosophie und Moral herausgegeben, war er eine Zeit lang Secretär bei dem schwed. Gesandten in Berlin, nachmaligem Reichsrath Rudenskiold, und nahm dann 1740 eine Predigerstelle zu Lassahn in Schwedisch-Pommern an, von wo er 1757 als Präpositus und erster Prediger nach Barth kam. Von jetzt an trat er mit Glück auch als theol. Volksschriftsteller auf. Im J. 1764 wurde er zum Pastor Primarius und Propst an der Nikolaikirche in Berlin erwählt und später Mitglied des Oberconsistoriums. Mit ebenso großer Wärme als Klarheit wirkte er für religiöse Aufklärung, bis er 1788 durch das preuß. Religionsedict veranlaßt wurde, sein Amt niederzulegen. Er starb 26. März 1804. In der Literatur- und Culturgeschichte des nördl. Deutschland wird S.'s Name stets mit Achtung genannt werden; denn seine Verdienste um die praktische Philosophie und fruchtbare Darstellung der Religionslehre sind unleugbar. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die «Predigten», das Werk «Die Bestimmung des Menschen» (Greifsw. 1748), ferner «Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum» (Lpz. 1761), «Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts» (Berl. 1772), «Religion, eine Angelegenheit des Menschen» (Lpz. 1797) u. s. w., die sämmtlich viele Auflagen erlebten. Vgl. seine «Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt», herausgegeben von seinem Sohne (Halle 1804). — Sein Sohn, **Georg Ludwig S.**, geb. 1762, gest. 7. Juni 1811 zu Berlin als Professor am Grauen Kloster und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, war ein scharfsinniger Philolog, der sich durch seine gelehrte Schrift «Vindiciae philosophorum Megaricorum» (Halle 1792) und durch die Ausgabe der Rede des Demosthenes «In Midiam» (Berl. 1794; neue Ausg. von Buttmann, Berl. 1823) bekannt, ganz vorzüglich aber um die Kritik und Erklärung der Werke des Quinctilianus verdient machte.

Spallanzani (Lazaro), berühmter Naturforscher und Physiker, geb. zu Scandiano im Herzogthum Modena 10. Jan. 1729, studirte zu Bologna, lehrte nachher die Naturwissenschaften zu Reggio, Pavia und Modena, und zog durch seine neuen Entdeckungen eine Menge Zuhörer und Bewunderer dahin. Im J. 1779 durchreiste er einen Theil der Schweiz und 1785 machte er eine Reise nach Konstantinopel, Korfu und Cypern. Er beschrieb die Merkwürdigkeiten dieser Gegenden in geolog. und naturhistor. Hinsicht. Nachdem er auch die Gegend des alten Troja gesehen und einen Theil Deutschlands besucht hatte, begab er sich nach Wien zu Kaiser Joseph II. und von dort zurück nach Pavia, wo er das Museum mit vielen mineralischen Seltenheiten der Vulkane bereicherte, zu welchem Zweck er 1788 auch noch eine Reise nach Neapel, Sicilien und in die Apenninen unternahm. Er starb 12. Febr. 1799. Durch die Beschreibung seiner «Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini» (6 Bde., Pavia 1792; deutsch, Lpz. 1795) hat er sich um die Naturkunde höchst verdient gemacht. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über die Verdauungsfunction, über die Fortpflanzung der Frösche, die Infusionsthierchen, den Kreislauf des Blutes und seine Beobachtungen über einen den Fledermäusen eigenen Sinn sind von der größten Wichtigkeit.

Spaltpilze, s. Schizomyceten.

Spandau, Stadt, Festung und Citadelle im Osthavelländischen Kreis im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, an der Mündung der Spree in die Havel und an der Berlin-Hamburger und der Berlin-Lehrter Eisenbahn, 12 Kilom. westlich von Berlin, zählt (1875) 26,888, mit der Citadelle 27,418 E., darunter 3000 Katholiken. Sie ist der Sitz eines Amtsgerichts, eines Domänenrentamtes und hat zwei evang. und eine kath. Kirche, unter erstern die sehenswerthe Nikolaikirche aus dem 16. Jahrh., ein Gymnasium, eine höhere und mittlere Töchterschule, eine Knabenmittelschule, ein Militärlazareth und 13 Kasernen. In der starken Citadelle befindet sich der Juliusthurm mit dem Reichskriegsschatz. Die großartigen Werkstätten des deutschen Militäretablissements umfassen 85 Nrn.; sie beschäftigen 3200 Arbeiter, haben 20 massive Arbeitshäuser und 2 Gasanstalten. Die Stadt selbst besitzt 40 industrielle Etablissements sehr mannichfaltiger Art, darunter solche für Zwirnfabrikation, Teppichweberei, Strumpfwirkerei, mehrere Tabaksfabriken, Brauereien und Brennereien. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner auch mit Schiffbau, Fischerei und Schiffahrt. Der Handelsverkehr wird theils durch nicht unbedeutende Viehmärkte, theils durch die Eisenbahn belebt. S.

ist eine der ältesten Städte der Mittelmark, erhielt 1232 Stadtrecht, wurde 1319 mit Mauern und Wällen umgeben und seit 1324 mit Festungswerken versehen, die indeß öfters der Veränderung unterlagen. Die Stadt war mehrfach die Residenz der ersten Kurfürsten aus dem Hohenzollernschen Hause. Joachim II. trat hier 1. Nov. 1539 zur Reformation über. Am 6. Mai 1631 räumte Georg Wilhelm die Festung den Schweden ein, die sie bis 1634 besetzt hielten. Am 25. Oct. 1806 ergab sich dieselbe unter Major von Beneckendorf auf die erste Aufforderung des franz. Marschalls Lannes. Nachdem sie 1. April 1813 von den Preußen und Russen unter General von Thümen eingeschlossen worden, wurde sie 27. April von den Franzosen übergeben. Vgl. Zech und Günther, «Geschichtliche Beschreibung der Stadt und Festung S.» (Spand. 1847); Krüger, «Chronik der Stadt und Festung S.» (Spand. 1867).

Spangenberg (Aug. Gottlieb), Bischof der Brüdergemeine zu Barby, geb. zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein 1704, studirte zu Jena Theologie und wurde 1732 Adjunct der theol. Facultät zu Halle und Inspector des Waisenhauses. Nachher wendete er sich der Brüdergemeine zu, machte mehrere Reisen in Europa und Amerika, wurde 1744 Bischof und starb 18. Sept. 1792 zu Berthelsdorf. Die Brüdergemeine verdankt S.'s Thätigkeit und Einsicht ihre Reinigung von manchen Auswüchsen. Er schrieb unter anderm das «Leben Zinzendorf's» (2 Bde., Barby 1772) und «Begriff der christl. Lehre in der Brüdergemeine» (Barby 1779). Vgl. Ledderhose, «Das Leben August Gottlieb S.'s» (Lpz. 1846).

Spangenberg (Cyriacus), Theolog und Historiker, geb. 17. Juni 1528 zu Herden im Fürstenthume Kalenberg, studirte Theologie zu Wittenberg und wurde zunächst Lehrer, dann Prediger zu Eisleben, hierauf Pastor in Mansfeld und zugleich Generaldekan. Als ein Anhänger des Flacius kam er in die ärgsten Bedrängungen, sodaß er 1575 flüchtig werden mußte. Da er auch anderwärts seiner Lehren und Streitigkeiten wegen vertrieben worden war, ging er nach Straßburg, wo er 10. Febr. 1604 starb. Abgesehen von seinen theol. Schriften, sind zu erwähnen der «Adelsspiegel» (2 Bde., Schmalkald. 1591) und seine Chroniken von Hennberg, Holstein, Verden, Querfurt, Sangerhausen und Mansfeld.

Spanheim (Ezechiel von), berühmter Gelehrter und Staatsmann, geb. 7. Dec. 1629 zu Genf, folgte 1642 seinem Vater Friedrich S., einem sehr kenntnißreichen, aber streitsüchtigen Theologen, nach Leiden, wo er namentlich an Salmasius und Heinsius Rathgeber fand. Schon 1651 wurde er als Professor der schönen Literatur in seine Vaterstadt zurückberufen und 1652 auch in den Großen Rath daselbst gewählt. Einige Jahre darauf übertrug ihm der Kurfürst von der Pfalz die Erziehung seines Sohnes und schickte ihn zugleich in wichtigen Angelegenheiten nach Italien. Nachdem er 1665 nach Heidelberg zurückgekehrt, trat er später in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, als dessen Gesandter er neun Jahre zu Paris verweilte, worauf er, zum Staatsminister ernannt, den Friedensverhandlungen zu Ryswijk beiwohnte. Zuletzt wurde er vom Könige von Preußen, Friedrich I., in den Adelstand erhoben und 1702 als Gesandter nach London geschickt, wo er 7. Nov. 1710 starb. Seine Hauptwerke sind die «Dissertationes de usu et praestantia numismatum antiquorum» (Rom 1664; beste Ausg., 2 Bde., Lond. u. Amsterd. 1706—17) und die Schrift «Orbis Romanus» (Lond. 1704; Halle 1728). Ebenso sind noch schätzbar seine Ausgaben des Julianus (Lpz. 1696) und des Kallimachus (2 Bde., Utr. 1697), sowie die franz. Uebersetzung der «Caesares» (Heidelb. 1666; beste Ausg., Amsterd. 1728). Auch machte Küster in seiner Bearbeitung des Aristophanes (Amsterd. 1710) S.'s reichhaltige Commentare zu mehrern Komödien dieses Dichters bekannt. — Sein jüngerer Bruder, Friedrich S., geb. 1632 zu Genf, kam ebenfalls nach Leiden und erhielt schon 1656 die Professur der Theologie in Heidelberg, ging aber in gleicher Eigenschaft 1670 nach Leiden zurück, wo er 18. Mai 1701 starb. Als Lehrer ebenso wie als Schriftsteller erwarb er sich in der theol. Literatur, namentlich im Fache der Kirchengeschichte, einen bedeutenden Namen. Seine einzelnen Schriften, mit Ausnahme der in franz. Sprache verfaßten, sind in der Ausgabe seiner Werke (3 Bde., Leid. 1701—3) gesammelt.

Spanien. Das Königreich S. wird im N. vom Biscayischen Meerbusen und Frankreich, im O. vom Mittelmeere, im S. von demselben Meere, dem Gebiete und der Straße von Gibraltar und dem Atlantischen Ocean, im W. aber von letzterm und Portugal begrenzt, erstreckt sich von 36° 1′ 20″ bis 43° 47′ 40″ nördl. Br. und 8° 9′ bis 21° 1′ 10″ östl. L. (von Ferro) und hat ein Areal von 495,625,5 QKilom., mit den dazugehörigen, im Mittelmeere gelegenen Balearischen und Pityusischen Inseln aber von 500,443 und mit den administrativ dazu gerechneten Canarischen Inseln von 507,715,5 QKilom. Die Pyrenäische Halbinsel, deren bei weitem größten Theil S. einnimmt, bildet ein unregelmäßiges, mit seinen vier Seiten

ziemlich nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Viereck mit geringer maritimer Gliederung (der ganze Küstenring umfaßt nur 3644 Kilom.) und besteht beinahe gänzlich aus einem Hochlande, dessen Kern von einem großen Plateau gebildet wird. Dieses Centralplateau, das von Norden nach Süden terrassenförmig bis zum Tieflande Andalusiens sich herabsenkt, von Osten nach Westen aber allmählich zum Atlantischen Ocean sich abdacht und ein Areal von etwa 231,260 QKilom., sowie durchschnittlich 810 Mt. absolute Höhe hat, wird im Norden und Süden von Randgebirgen umgeben und in der Mitte von mehrern Gebirgszügen durchzogen, die sämmtlich die Richtung von Westen nach Osten haben, während sein hoher Ostrand weniger von Gebirgsketten gebildet wird als von einem steilen, in verschiedene Gebirgszüge auslaufenden Abfall nach den Küstenebenen Valencias und Murcias am Mittelländischen Meer. Die Basis dieses Plateau ist im Norden die große Gebirgskette, welche von der Nordwestecke des pyrenäischen Vierecks, dem Cap Finisterre, in einer Länge von 1000 Kilom. bis zum Cap Creuz, der Nordostecke, in der Richtung von Westen nach Osten sich hinzieht, den Nordrand S.s nach dem Biscayischen Meerbusen und Frankreich bildend. Derselbe zerfällt in zwei Theile, einen westlichen und einen östlichen. Jener, im allgemeinen unter dem Namen des Cantabrischen Gebirgs bekannt, bedeckt in verschieden verschlungenen Ketten die nordwestlichste Provinz S.s, Galicien, und zieht dann ostwärts durch Asturien, das nördl. Leon und Altcastilien und die baskischen Provinzen bis an die Südostecke des Biscayischen Meerbusens. Von da an läuft es, unter dem Namen der Pyrenäen (s. d.), weiter in derselben Richtung bis zum Mittelländischen Meere und bildet die Grenze zwischen S. und Frankreich. Dieses aus einer Reihe Ketten- und plateauartiger Berglandschaften bestehende und in seinen einzelnen Theilen verschieden benannte Cantabrische Küstengebirge, das etwa in der Mitte bis zu Alpenhöhe sich erhebt (in den Picos de Europa 2300—2663, in der Peña Ubiña 2300 Mt.), sonst aber ein Mittelgebirge von 1300—1950 Mt. Kammhöhe bildet, fällt nach Norden mit kurzen, steilen und ungemein zerklüfteten Felsenterrassen in der Form von Querjochen, zwischen denen sich stellenweise kleine Küstenebenen und eine Menge tiefeinschneidender Seearme oder Hafenbuchten (Rias) befinden, zum Biscayischen Meerbusen herab. Im Süden dagegen steht sein Fuß auf der großen, durchschnittlich 832 Mt. hohen Hochebene von Leon und Altcastilien, dem Flußgebiet des Duero, einer kahlen, dürren, mit Felsblöcken und Rollkieseln besäeten, steppenähnlichen Fläche, deren einförmiges Niveau nur selten von niedrigen Hügeln und nicht einmal von bedeutenden Thaleinschnitten unterbrochen wird. Nur weiterhin nach Westen, besonders in Portugal, wo der untere Duero und seine Nebenflüsse tiefere Thalfurchen bilden, wird die ununterbrochene Hochebene durch diese Flußthäler in verschiedene kleinere Hochflächen gesondert, deren steiler Abfall gegen die Küstenebene am Atlantischen Meer dann wie ein Gebirge erscheint. An der Ostgrenze der altcastil. Hochebene findet dagegen eine wechselvollere Bodenform statt. Hier steigt der Boden nach Nordosten zu allmählich bis zur Wasserscheide zwischen Duero und Ebro an, und niedrige, nur etwa 160—325 Mt. sich über das Plateau erhebende Bergzüge, die jedoch kein geschlossenes Gebirge bilden, sondern durch weite plateauartige Einsenkungen getrennt sind, erstrecken sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von der Südseite des Cantabrischen Gebirgs bis zum castil. Scheidegebirge, steiler nach dem Ebrothale als nach der Hochebene abfallend.

Im Süden wird die Hochebene von Leon und Altcastilien durch das castil. Central- oder Scheidegebirge von der Hochebene Neucastiliens und Estremaduras getrennt. Dieses Gebirge, das allmählich und sanft von Norden her aufsteigt, aber jäh und steil in die Hochebene von Neucastilien und Estremadura hinabstürzt, ist eine Anhäufung von vielen, verschiedene Namen führenden Bergzügen, deren Hauptmassen etwa zwischen 40 und 41° nördl. Br. in der allgemeinen Richtung von Osten nach Westen vom Ostrande des Plateau bis zum Atlantischen Ocean streichen. In der Mitte, nördlich von Madrid, wo das Gebirge den Namen Somo-Sierra und Sierra de Guadarrama führt, ist es am schmalsten, aber auch am höchsten, indem es sich im Pic von Peñalara bis 2507 Mt. erhebt. Je weiter nach Westen, desto mehr Vorberge reihen sich dem Südfuße des Gebirgs an. Hier befinden sich die wilden, zerrissenen Sierren von Gredos (2660 Mt.), Francia und Gata, von welcher letztern aus das Scheidegebirge sich unter dem Namen der Sierra Estrelha (1993 Mt. hoch) nach Portugal und bis zum Atlantischen Ocean zieht. In seinem östl. Theile dagegen geht das Scheidegebirge in die Plateaurücken über, die, sanft von der neucastil. Hochebene aufsteigend, nach der entgegengesetzten Seite aber terrassenförmig ins Ebrothal und steil nach der Küstenebene Valencias hinabfallend, als eine südöstl. Fortsetzung der die altcastil. Hochebene auf ihrer Nordostseite begrenzenden Bergzüge die Hochebene Neucastiliens im Osten begrenzen und mit denselben das hohe Quelland der Halbinsel,

sowie ihre Wasserscheide nach dem Atlantischen Ocean bilden (Iberisches Gebirgssystem). Die ganze breite Gebirgsmasse des östl. Theils des castil. Scheidegebirgs, die bis zu einer Scheitelfläche von 1430 Mt. ansteigt, ist kahl und größtentheils ohne bedeutende Thal- und Gipfelbildung und wird erst weiterhin nach Osten, wo sie in das Gebirgsland zwischen Südaragonien, Nordvalencia und Nordostneucastilien übergeht, mannichfaltiger. Zahlreiche, vielnamige, durch tiefe, labyrinthische Thäler getrennte Gebirgsmassen, von denen die Sierra de Albarracin und die Peña-Golosa die bedeutendsten sind, thürmen sich hier in mannichfaltiger Verflechtung bis zu einer Höhe von 1950—2275 Mt. auf und breiten sich bis gegen die Ebromündung und in die Nähe des Meers aus. Die ganze Hochebene von Neucastilien und Estremadura, sowol der Lage als der Höhe nach der mittlere Landstrich der ganzen Halbinsel, hat eine durchschnittliche Höhe von 800 Mt. und gleicht im allgemeinen der altcastilischen. Dürre, staubige, wasserarme Ebenen nehmen hier wie dort die Mitte der Hochebene ein und steigen im Osten zu einem höhern Landstriche an, dem Plateaurücken von Cuenca, welcher in Gestalt öder, hoher Bergsteppen, aus denen nur niedrige Hügel und unzusammenhängende Felskämme sich erheben, den hohen Ostrand der Hochebene bildet, von wo sich dieselbe mit steilen, wild zertrümmerten, zungenförmigen Vorsprüngen gegen die schmale, aber lange Küstenebene Valencias hinabstürzt. Dagegen ist die neucastil. Hochebene dadurch von der altcastilischen unterschieden, daß ihre Oberfläche theilweise minder einförmig gestaltet. Im Westen derselben verwandeln sich die kahlen Flächen in ein hügeliges, mit niedern Felskämmen bedecktes und von tiefen Schluchten zerrissenes Gelände, welches unter verschiedenen Namen (Sierra de Toledo, de Guadalupe u. s. w.) die Wasserscheide zwischen Tajo und Guadiana bildet, deren beider Flußgebiete die Hochebene von Neucastilien und Estremadura zum größten Theil ausmachen.

Im Süden wird die neucastil. Hochebene von dem andalus. Scheidegebirge oder dem Marianischen Gebirgssystem begrenzt, das, im Osten ausgehend von den Plateaumassen Murcias, dem Südostrand der neucastil. Hochebene, sich längs der Südseite der letztern bis zum Durchbruchsthal des Guadiana und jenseit desselben in Portugal als Algarbisches Gebirge bis zum Atlantischen Ocean hinzieht, tief in das Flußthal des Guadalquivir, das andalus. Tiefland, abfallend. Dieses Gebirge ist im ganzen nicht von beträchtlicher Höhe und übersteigt in der Sierra Morena (s. d.), seinem mittlern höchsten Theile, wol nirgends die Höhe von 1000 Mt. Das bätische oder andalus. Tiefland, im Bassin des Guadalquivir, hat in seinem obern Theile, wo es ein wellenförmiges Hügelland bildet, bei Andujar nur eine Höhe von 150 Mt. Unterhalb Cordovas aber bis zur Mündung des Guadalquivir in den Atlantischen Ocean wird es zur völligen Tiefebene mit einer Marschebene im Westen und einer sandigen Strandwüste im Osten des untern Guadalquivir. Im Süden wird es von dem bätischen Gebirgssystem oder dem Hochlande von Granada umwallt, das im Osten von dem Plateau von Murcia sich erhebt und in der Richtung nach Westen bis zur Straße von Gibraltar sich zieht. Dieses Hochland, welches aus mehrern Ketten besteht, die verschiedene Namen führen, hat in der Sierra Nevada (s. d.), die sich im Cumbre de Mulahacen, dem höchsten Berge der Pyrenäischen Halbinsel, bis zu 3554 Mt. und im Picacho de Veleta bis zu 3469 Mt. erhebt und demnach über die Schneeregion hinausreicht, seinen Kern. Im ganzen fällt das andalus. oder granadinische Hochland nach Süden in steilen Absätzen (s. Alpujarras) zum Mittelländischen Meer herab, nur streckenweise eine schmale Küstenebene übriglassend, während es im Norden in niedrigern Vorbergen von mannichfaltigern Formen und mit reizenden Gegenden, wie z. B. der köstlichen Vega von Granada, zum Tieflande des Guadalquivir sich abdacht. Im Südosten des andalus. Hochlandes erhebt sich ganz isolirt der Fels von Gibraltar (s. d.). Wie im Süden, so wird das große Plateau des innern S. auch in seinem Nordosten von einem Tieflande, dem untern Bassin des Ebro (s. d.), begrenzt. Indem nämlich das Cantabrische Gebirge sich ostwärts zu den Pyrenäen verlängert, südostwärts aber von demselben sich der Nordostrand des Plateau bis zum Mittelländischen Meere im Norden Valencias zieht, entsteht dazwischen eine große Einsenkung, das Flußgebiet und Thal des Ebro, das in seinem obern Theile in Altcastilien, Alava und Navarra noch ziemlich den Charakter eines Hochthals mit Hochebenen trägt, weiter herunter aber, wo Aragonien und Catalonien das Ebrogebiet ausfüllen, zur völligen Tiefebene wird, zu der sich von Norden her die Pyrenäen in mannichfachen Ausläufern sanft abdachen, während der Nordostrand des Plateau von Innerspanien von Süden her in steilern Terrassen dahin abfällt. An ihrem Ostende am Mittelländischen Meere wird die Tiefebene des Ebro durch Bergzüge, die von Norden und von Süden her an der Meeresküste sich hinziehen, so verengt, daß nur ein schmaler Raum für die Ebromündung übrigbleibt.

Die Flüsse der Halbinsel laufen, mit Ausnahme der Küstenflüßchen des Cantabrischen Gebirgs und des andaluf. Hochlandes, sämmtlich von Osten nach Westen oder von Westen nach Osten, je nachdem sie den West- oder Ostabhang des großen Plateau von Innerspanien herabfließen. Von den fünf großen Strömen entspringen Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir sämmtlich auf dem Ostrande des Plateau und ergießen sich nach einem westwärts gerichteten Laufe in den Atlantischen Ocean. Nur der einzige Ebro, der in der Ecke zwischen dem Cantabrischen Gebirge und dem Nordostrande des Plateau von Altcastilien entspringt, nimmt seinen Lauf nach Osten und ergießt sich ins Mittelländische Meer. Von den mittelgroßen Flüssen sind nur der in den Gebirgen Galiciens entspringende Miño, welcher in den Atlantischen Ocean fällt, und die in Valencia ins Mittelländische Meer sich ergießenden Flüsse Segura, Xucar und Guadalaviar zu erwähnen. Sämmtliche Flüsse der Halbinsel, die im allgemeinen nicht gut bewässert, sind, mit Ausnahme des Guadalquivir, nur auf kurzen Strecken schiffbar, wasserarm, aber heftigen Anschwellungen in der Zeit der Regen unterworfen. Sie dienen daher nur wenig zu Verkehrsstraßen. Sehr arm ist die ganze Halbinsel auch an größern stehenden Gewässern. Größere Seen gibt es nur im Süden und Südosten S.s. Diese sind die Strandseen Albufera (s. d.) in Valencia, Mar-Menor in Murcia (nordöstlich von Cartagena), 22 Kilom. lang und 7 Kilom. breit, und in Andalusien nordwestlich von der Straße von Gibraltar die Laguna de la Janda, von 26 Kilom. Umfang. Von den Schifffahrtskanälen sind bemerkenswerth der 88 Kilom. lange, 2,86 Mt. tiefe, 20,76 Mt. breite, über Thäler fortgeführte Kaiserkanal oder Kanal von Aragonien, der San-Carloskanal im Delta dieses Flusses und der 210 Kilom. lange Castilianische Kanal (Canal de Castilla), welcher bei Alar del Rey aus dem Duerozufluß Pisuerga tritt und an demselben unweit Simancas endet. Dieser Kanal nimmt nahe oberhalb Palencia den von Medina de Rioseco kommenden Kanal de Campos auf und wird mit größtem Vortheil zum Transport der Producte Altcastiliens benutzt, besonders seitdem Alar del Rey Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Santander geworden ist. Die Gesammtlänge aller schiffbaren Kanäle und Flüsse S.s beläuft sich auf 690 Kilom. Von großer Bedeutung sind die zahlreichen Bewässerungskanäle. S. hat überhaupt die meisten und großartigsten Bewässerungsanstalten in ganz Europa aufzuweisen, von denen die staunenswerthesten und complicirtesten noch von den Mauren herstammen. Besonders hervorzuheben sind die Bewässerungssysteme in der Huerta von Valencia, in den Ebenen von La Plana, Binaroz und Benicarló in Valencia, in der Ebene von Tarragona in Catalonien u. s. w. Das großartigste Bewässerungswerk der Neuzeit ist der Kanal de Isabel II., welcher, 1851—59 mit einem Kostenaufwand von 146,254,442 Realen (31⅔ Mill. Mark) hergestellt, das Wasser des Lozoyaflusses vom Fuße des Guadarramagebirgs, 94 Kilom. weit, mittels Brücken und Tunnels nach Madrid in ein großes Bassin und Reservoir führt, von wo es in unzähligen Röhrenleitungen durch die ganze Stadt und deren Umgebungen verbreitet wird. Sehr zahlreich sind in S. die Mineralquellen (1500 an Zahl). Von den untersuchten Quellen ist die kälteste die Fuente de Lapiorta (5° R.) in Guipuzcoa, die heißeste die Fuente de Leon (56° R.) zu Caldas de Mombuy in Catalonien. (S. Caldas.)

Das Klima S.s ist im allgemeinen das der wärmern gemäßigten Zone, unterliegt aber je nach der Erhebung des Bodens und der Lage der Gebirge und Ebenen größern oder geringern Verschiedenheiten. Milde Luft, doch, da das Thermometer im Winter unter den Gefrierpunkt sinkt, noch nicht zur Erzeugung von Südfrüchten warm genug, findet man in den mittlern und niedern Theilen des durch die Seeluft feuchtern cantabrischen, sowie des pyrenäischen Gebirgslandes, während die höhern Theile ziemlich rauh sind. Milder und lieblicher, fast ewiger Frühling, ist das Klima der Küstenebene von Valencia und Murcia. Die dürren, wald- und überhaupt zum großen Theile vegetationslosen Hochebenen der beiden Castilien und Estremaduras entbehren dagegen oft mehrere Monate, ja mitunter halbe Jahre lang des Regens. Die Hitze ist auf diesen Plateaux im Sommer unerträglich, oft über 36° R. steigend, während der Winter häufig kalt, nicht selten von Schnee begleitet ist. Diese Hochebenen tragen ganz den Charakter eines excessiven Continentalklimas. Das Tiefland von Andalusien und der Südabfall des andaluf. Hochlandes haben dagegen ganz ein nordafrik. Klima; mild im Winter (nicht leicht unter 9,6° R.) und sehr heiß und trocken im Sommer, dessen Mitteltemperatur indeß nicht leicht über 19,6° R. steigt. Unter den S. eigenthümlichen Winden sind der Gallego, ein schneidender Nordwind, der über Galicien herkommt, und der Solano, der span. Sirocco, zu erwähnen. Erdbeben sind besonders im Süden von Valencia und in Murcia häufig und furchtbar; so z. B. das von 1829. Der Boden S.s, besonders auf den Hochebenen, die baumlos, theilweise Steppen,

streckenweise Wüsten sind, kann im allgemeinen nicht fruchtbar genannt werden. Nur der Abhang der Nordküste S.s, also die Berge und Thäler der baskischen Provinzen, Nordcastiliens, Asturiens und Galiciens, die durch feuchte Seewinde erfrischt werden, machen hiervon eine Ausnahme. Hier sowie auch an manchen Stellen der höhern Pyrenäen findet man allein noch bedeutende Waldungen, während die meisten übrigen Gebirge S.s entwaldete nackte Felsen sind. Außerdem sind nur einzelne Strecken, wo künstliche Bewässerung möglich und erhalten ist, fruchtbar zu nennen. So in Aragonien und Catalonien, vorzüglich aber in der Küstenebene von Valencia, dem nebst den baskischen Provinzen bestangebauten Landstriche S.s; ebenso in einigen Gegenden Andalusiens, das jedoch auch infolge der vernachlässigten Bewässerung viel öde Strecken hat. Ueberhaupt ist die öde Steppennatur in S. nicht auf das Centralplateau beschränkt. Abgesehen von der neucastil. Steppe im Duerobassin (in der Nähe von Valladolid) und einer Menge kleinerer erstreckt sich eine Litoralsteppe aus der Gegend von Alicante bis gegen Almeria hin und begreift einen großen Theil von Südvalencia und Murcia in sich. Die granadinische Steppe nimmt einen großen Theil des östl. Plateau der Terrasse von Granada ein. Die bätische Steppe in Nordandalusien erstreckt sich zu beiden Seiten des Xenil von Estepa und Osuna nordwärts bis Aguilar und Miragenil. Die aragon. Steppe im Ebrobassin, die größte von allen, ist gegen 280 Kilom. lang und 74—90 Kilom. breit. Es sind diese Steppen mit ihrer mehr afrik. oder asiat. als europ. Physiognomie theils durch unvernünftige Entwaldung, durch Kriegsverheerungen und jahrhundertelanges Brachliegen, durch Verdorren und Verarmen aus ursprünglich culturfähigen Landstrichen hervorgegangen, theils aber auch ursprüngliche oder Salzsteppen. Die erstern sind meist mit dem nützlichen Esparto (s. d.), die letztern mit dünn umhergestreuten, büschelförmig wachsenden, fleischig-blätterigen Halbsträuchern bedeckt, zum Theil auch von Salzbächen und Salzlagunen durchfurcht, deren Wasser oft so stark gesalzen, daß ihre Ufer, ja ihre Oberfläche im hohen Sommer sich mit dicken Krusten krystallisirten Salzes belegen. Eine große Verwandtschaft mit diesen Salzsteppen haben die Strandsümpfe und salzhaltigen Sumpfniederungen (Marismas) verschiedener Gegenden, namentlich die Marisma längs des linken Guadalquivirufers zwischen Utrera und San-Lucar de Barrameda.

Die Bevölkerung S.s belief sich bei der ersten vorgenommenen Zählung von 1787 auf 10,409,879, 1823 auf 12,101,952, 1870 auf 16,794,963 Seelen, wovon auf das Festland 16,222,814, auf die Balearen 288,747 und auf die Canarien 283,402 entfallen. Am geringsten bevölkert sind die innern Landestheile. So enthält Estremadura 17 auf 1 QKilom., Aragonien 19, Navarra 30, Neucastilien nebst La-Mancha 21, Leon 22, Altcastilien 25 auf 1 QKilom. Besser bevölkert sind die südl. und östl., am besten die nördl. Provinzen. So hat Asturien 58, Galicien 67, namentlich die Provinz Pontevedra 107, die baskischen Provinzen 66, namentlich Guipuzcoa 96 E. auf 1 QKilom. Die ganze Bevölkerung vertheilt sich über 9265 Municipalitäten oder Gemeinden (Ayuntamientos) mit 46,060 Ortschaften, von welchen 169 Ciudades oder eigentliche Städte, 4707 Villas oder Flecken, 30,386 Lugares oder Dörfer, 10,798 Aldeas oder Weiler sind. Hierzu kommen noch sehr viele Caserios (Meiereien, Erbgüter), Cortijos (Pachthöfe), Quintas (Landhäuser) u. s. w. Von den Städten haben nur vier über 100,000 E., nämlich Madrid 367,284, Barcelona 215,965, Valencia 153,457 und Sevilla 118,888; nur acht 50—100,000: Malaga, Murcia, Cadix, Saragossa, Granada, Cartagena, Palma und Xeres, und zwanzig 20—50,000 E. Ueber 1500 Städte und Dörfer liegen verbödet. Die jetzigen Bewohner S.s sind in der großen Mehrzahl die Nachkommen der celtiber. Ureinwohner, zu denen frühzeitig an der Süd- und Ostküste phönig. und karthag. Beimischungen, später aber überall so bedeutende röm. Elemente kamen, daß, mit Ausnahme der Basken, alles romanisirt wurde. Noch später, mit der Völkerwanderung, traten german. Elemente hinzu, deren Beimengung sich am meisten in den nordöstl. Gebirgen und in den Ebenen Mittelspaniens zeigt, während im Süden vorzüglich die noch spätere Beimischung arab. Blutes sichtbar ist. Dadurch hat sich, in Verbindung mit der physischen Verschiedenheit, die in den verschiedenen Gegenden S.s obwaltet, ein entschiedener Provinzialismus gebildet, der nächst der natürlichen und sittlichen Verschiedenheit hauptsächlich in der Verschiedenheit der in S. gesprochenen roman. Dialekte sich beurkundet, von denen sich der castilische zur Schriftsprache erhoben hat. Neben dieser roman.-german. Hauptmasse der Bevölkerung haben sich noch zwei kleine Völkertrümmerreste erhalten, die Basken (s. d.) in den nach ihnen benannten Provinzen und einem Theile von Navarra, und die Moriscken oder Modejares (s. Mauren), die letzten Reste der unvermischten maurisch-arab. Bevölkerung, welche nur in den Alpujarras (s. d.) und um Valencia mit eigener Sprache und Sitte leben, und deren Zahl auf 60,000 angegeben wird. Außerdem gibt es noch

50,000 herumschweifende Zigeuner (Gitanos) und etwa 5000 Juden. Die Bevölkerung gehört fast gänzlich der röm.-kath. Kirche an. S. zerfällt seit dem Concordat von 1851 in kirchlicher Beziehung in neun Erzbisthümer (Burgos, Santiago di Compostela, Valladolid, Granada, Saragossa, Sevilla, Tarragona, Toledo, Valencia) und 43 Bisthümer, wozu noch in den Colonien die Erzbisthümer von Santiago (auf Cuba) und Manila (auf den Philippinen) kommen. An der Spitze der gesammten Geistlichkeit steht der Erzbischof von Toledo als Primas des Reichs. Behufs der kirchlichen Verwaltung ist S. mit den Canaren in 66 Diöcesen eingetheilt, die in 19,297 Pfarrsprengel zerfallen. Die span. Hierarchie hat in der neuern Zeit große Umwälzung erfahren, namentlich durch die Aufhebung der Mönchsklöster, die 1835 factisch, 1841 gesetzlich erfolgte. Während 1787 der gesammte Klerus 188,626 Personen zählte, wobei 61,617 Mönche, 32,500 Nonnen und 2705 Inquisitoren, war 1833 die Zahl auf 175,574 gesunken. Säcularisirte (regulares exclaustrados) gab es 1862 nur 6072, von denen 3000 Assistenten der Säculargeistlichkeit waren. Es gab bei der Aufnahme von 1862 noch 2806 Prälaten und Priester an Kathedralen und Colleges, 33,881 Parochialpriester, 3198 assistirende Priester ohne Seelsorge. Bis zur Revolution von 1868 war die Ausübung jeder andern Religion verboten. Die Zahl der Protestanten wird auf 10,000 geschätzt.

Die Bildung der span. Nation ist im allgemeinen infolge der langjährigen Vernachlässigung und der Niederdrückung jedes geistigen Aufschwungs durch den polit. und kirchlichen Obscurantismus hinter den sämmtlichen Nationen Westeuropas, Portugal ausgenommen, zurückgeblieben. Die Masse des von Natur edeln, kräftigen, reichbegabten und ritterlichen Volks liegt noch in Unwissenheit und Aberglauben versunken. Doch hat das Schulwesen seit 1845 und 1850 einen bemerkbaren Aufschwung genommen. Das gesammte Unterrichtswesen, nach dem Gesetze vom 28. Aug. 1850 geregelt, nach dem vom 19. März 1870 ganz von der Kirche getrennt, zerfällt in den elementaren oder primären, den secundären Unterricht, die Universitätsstudien, den Professionalunterricht und den höhern Unterricht. Während 1832, ohne die Universitäten und Specialschulen, nur 700, 1839 nur 900 Unterrichtsanstalten bestanden, belief sich Ende 1860 die Zahl der eigentlichen Elementarschulen bereits auf 24,353 und 1878 auf 29,138 mit 1,633,188 Schülern. Trotz der bedeutenden Vermehrung der Volksschulen konnten 1860 nur 2,414,015 Männer und 715,906 Frauen lesen und schreiben, 316,557 Männer und 389,211 Frauen lesen, aber nicht schreiben, 5,034,545 Männer und 6,802,846 Frauen weder lesen noch schreiben. Doch ist der Schulbesuch seit neuester Zeit obligatorisch. Zu den Anstalten des Secundärunterrichts gehören zunächst die seit 1845 bestehenden Institute (institutos de segunda enseñanza), königl. Gelehrtenschulen, welche an die Stelle der frühern Lateinschulen getreten sind und ihrem Namen nach, nicht aber nach ihren Leistungen, etwa den deutschen Gymnasien entsprechen; 1872 gab es 63 solcher Institute. Außerdem zählt man 48 Colegios, Vorbereitungsschulen zu den Universitäts- und Specialstudien, lauter Privatanstalten. Zu den Secundärunterrichtsanstalten sind noch die Priesterseminarien zu rechnen, 1859 nicht weniger als 60 mit 21,170 Schülern. Universitäten gibt es nur noch zehn: Madrid, Barcelona, Granada mit fünf, Salamanca, Sevilla, Valencia mit vier Facultäten, Saragossa mit drei, Santiago und Valladolid mit zwei Facultäten und Oviedo mit nur einer (juristischen) Facultät. Im J. 1876—77 zählten sämmtliche Universitäten 13,722 Studenten (1859 nur 6181 Studenten und 412 Professoren). Eingegangen sind die von Alcalá, Toledo, Huesca, Cervera, Lérida, Palma und Cordova. Anstalten des Professionalunterrichts sind die Kunstschulen zu Barcelona, Granada, Malaga, Oviedo, Coruña, Cadix, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragossa; die Handelsschulen zu Madrid (unbedeutend), Barcelona und Cadix, die 14 Schifffahrtsschulen, die 6 Baugewerk- und Feldmesserschulen und die 4 Veterinärschulen. Zu den höhern Unterrichtsanstalten gehören die königl. Central- und Landwirthschaftsschule zu Madrid und Aranjuez, welche 1847 (nach dem Muster der Akademie zu Tharand im Königreich Sachsen) gegründet wurde, die Forstlehranstalt zu Villaviciosa de Odon bei Madrid, die Industrieschulen zu Madrid, Barcelona, Gijon, Sevilla, Valencia und Bergara, 20 Ackerbauschulen, eine Schule für Specialingenieure, die Architekturschule und die Schule für Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei, das königl. Conservatorium für Musik und Declamation, sämmtlich zu Madrid, die Notariatsschulen in fünf Städten, die diplomatische Schule zu Madrid, die 17 Normalelementarschulen und 27 höhern Normalschulen zur Heranbildung von Lehrern. Dazu kommen noch verschiedene Specialschulen, wie die Schule für Wege-, Kanal- und Hafenbauten, die 1833 nach dem Muster der freiberger Akademie gegründete und vortrefflich eingerichtete Bergschule zu Madrid, das Taubstummen- und Blindeninstitut zu Madrid, die Akademie für Militäringenieure

zu Guadalaxara, die Generalstabsschule in Madrid, die Cadetten- und Artillerieschule zu Segovia, die Infanterieschule zu Toledo, die Cavallerieschule zu Alcalá de Henares, die Marineschule zu San-Fernando bei Cadix. Der Privatunterricht und die Privaterziehungsanstalten werden von der Unterrichtsbehörde streng überwacht. An gelehrten Akademien und Gesellschaften, an Bibliotheken und Museen hat S. keinen Mangel, und manche dieser Anstalten erfreuen sich reicher Dotation und guten Rufs. Eigentliche gelehrte Akademien gibt es neun, darunter sieben in Madrid, nämlich: die Real Academia española, 1713 gegründet für die Reinerhaltung und weitere Ausbildung der castilian. Sprache, die Real Academia de historia (seit 1738), welcher die span. Geschichtsforschung und die Oberaufsicht über die Alterthümer der Monarchie obliegt, die Real Academia de ciencias (seit 1847), die Real Academia de ciencias morales y politicas (seit 1860), die Real Academia de las tres nobles artes de S. Fernando (gegründet 1744, reorganisirt 1846 und 1854), die chirurgische Akademie (seit 1731), die madrider Akademie der Jurisprudenz und Gesetzgebung (seit 1838), die sevillanische Akademie für schöne Literatur (seit 1752), die aragonesische juristische Akademie. Außerdem gibt es noch 11 medic.-chirurgische Akademien und verschiedene Gesellschaften, welche sich den Namen Akademie beilegen. Oeffentliche Bibliotheken bestehen an allen Universitäten, erzbischöfl. und bischöfl. Domkapiteln, bei den meisten der neun Akademien und in vielen Städten. Die wichtigsten sind die Nationalbibliothek zu Madrid mit 440,000 Bänden und die berühmte Bibliothek des Escorial (s. d.). Unter den Archiven sind das castilische zu Simancas (s. d.), das aragonesische zu Barcelona und das indische zu Sevilla die wichtigsten. Zu den bedeutendsten Kunstsammlungen gehören das reiche königl. Gemälde- und Sculpturenmuseum, die königl. Rüstkammer (Armeria Real), das königl. Münz- und Antiquitätencabinet und das naturhistor. Museum, sämmtlich in Madrid. Ansehnliche Kunstmuseen gibt es aber auch zu Sevilla und Valencia. Gute botan. Gärten sind der des naturhistor. Museums zu Madrid und der zu Valencia. Nächst dem astron.-meteorolog. Observatorium zu Madrid ist die Sternwarte zu Cadix hervorzuheben; außerdem gibt es in 32 andern Städten meteorolog. Stationen.

Wie sehr die **Volksmoralität** noch daniederliegt, dafür spricht schon das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten. Dasselbe war 1865—69 von 1 zu 18. Durch das Gesetz vom 1. Sept. 1870 ist die obligatorische Civilehe eingeführt worden. Das Sanitätswesen ist zwar schon seit langer Zeit geregelt, doch läßt die Medicinalpolizei viel zu wünschen übrig. Ungemein zahlreich sind die Wohlthätigkeitsanstalten, und noch viel größer ist die Privatwohlthätigkeit, wodurch freilich die Faulheit und der Bettel sehr unterstützt werden. Die Straf- und Besserungsanstalten zerfallen jetzt in Presidios (s. d.) oder Zuchthäuser für Verbrecher und Casas de correccion oder Correctionshäuser für Verbrecherinnen (Reclusas), die erstern wieder in solche ersten und zweiten Grades und in Presidios correccionales, welche den deutschen Correctionshäusern entsprechen. Die schwersten Verbrecher kommen in die an der Nordküste Afrikas gelegenen Deportationsorte. Ceuta gilt für das härteste Presidio.

Producte. Die verheerenden innern Kriege und die polit. und sociale Zerrüttung, an der das Land so lange gelitten, haben die Erwerbs- und Nahrungsquellen des Volks in großen Verfall gebracht. Erst in der neuesten Zeit hat sich die landwirthschaftliche wie die technische Cultur wieder merklbar gehoben. Die große Verschiedenartigkeit des Bodens und des Klimas gestatten den erfolgreichen Anbau aller europ. und auch vieler außereurop. Culturgewächse. Die Landwirthschaft ist daher der wichtigste Erwerbszweig und die Hauptquelle des Nationalreichthums. Doch liegen viele culturfähige Ländereien unbenutzt, und die Bodenbearbeitung sowie der landwirthschaftliche Betrieb überhaupt sind in vielen Gegenden noch sehr mangelhaft, obschon es dem span. Bauer im allgemeinen nicht an Fleiß fehlt. Zu Anfang des 19. Jahrh. gehörten 32 Proc. des Culturlandes dem Stande, 52 dem Adel und 15 der Geistlichkeit, sodaß die Bauern meist Pächter der großen Besitzer waren. Das hat sich seitdem vollständig geändert; 1861 gab es 2,592,527 Bodenbesitzer auf dem Lande und 1,970,491 Bewohner auf dem Boden der Städte. Im J. 1805 war der wichtigste Einfuhrartikel fremdes Getreide; aber 1856 wurde für 435,051,990 Realen Getreide und Mehl ausgeführt. Die dem Landbau unterworfene Bodenfläche des continentalen S. betrug 1852 wenig über ein Drittel des Gesammtareals, dagegen 1870 bereits 60,6 Proc. Es waren davon Ackerland 26,65 Proc., Wiesen und Weiden 14, Weinpflanzungen 2,81, Oelpflanzungen 1,75 und Gärten 0,08 Proc. Uebrigens sind die 39,4 Proc. der Landesoberfläche, welche außer Cultur stehen, nicht durchweg als unproductives Land zu betrachten. Der Getreidebau wird hauptsächlich in den Ebenen beider Castilien (besonders Altcastiliens), Leons und des Guadalquivirbeckens betrieben. Die Haupt-

brotfrucht ist Weizen. Roggen wird nur in den nördl. Provinzen, in den Pyrenäen und in Culturregionen der Sierra Nevada (1950—2600 Mt. hoch) gebaut, Gerste dagegen überall, Hafer nur da, wo Gerste nicht gedeiht. Die Cultur des Mais ist durch ganz S. verbreitet, vorzugsweise aber in den Mittelmeerprovinzen. Reis wird im großen nur in Valencia gebaut, Hirse vorzüglich in Asturien, Galicien, Aragonien und Catalonien, Moorhirse in Neucastilien und den Mittelmeerprovinzen, Negerhirse in der Mancha, Buchweizen in den Gebirgen Cataloniens, Cantabriens und Altcastiliens. Die Kartoffeln cultivirt man zwar überall, aber fast nirgends als Surrogat des Brotkorns. Die Production an Cerealien wird auf 90 Mill. Hektolit. geschätzt; 62,9 Proc. der Ausfuhr sind Bodenproducte (neben 16 Proc. mineralischen und 1,57 Proc. Gewebe). Den Werth der Cerealien schätzt man auf jährlich 1016, den des Oels auf 365,5, den des Weins auf 176,5, den der andern Früchte auf 125 Mill. Pesetas (zu 80 Pf.). Von den Hülsenfrüchten baut man hauptsächlich Kichererbsen, die sogar zur Ausfuhr kommen, Bohnen und Puff- oder Saubohnen, die fast überall im großen als Feldfrüchte gewonnen werden und die tägliche Zukost des Spaniers bilden. Häufig baut man auch Erbsen und Linsen, seltener (nur im Süden) weiße Lupinen (als Hülsenfrucht, Viehfutter und Gründünger) und Platterbsen. Luzerne, Esparsette, Incarnat- und rother Wiesenklee sind die vorherrschend zu den künstlichen Wiesen benutzten Futterkräuter. Eigentliche Wiesen gibt es nur in den nördl. Provinzen und in den höhern Gebirgsgegenden, in Südspanien erst in der Seehöhe von 1625 Mt. Außer dem in den höhern Gebirgen überall vorhandenen natürlichen Weidelande hat S. eine ganz ungewöhnliche Menge von Triften und Gegenden, die von Natur zum Getreidebau oder zur Holzzucht bestimmt sind, namentlich in den Ebenen von Estremadura, Leon, Aragonien, Niederandalusien u. s. w. Diese Triften nehmen Tausende von Quadratkilometern ein und werden vorzugsweise zur Zucht der Merinoschafe benutzt.

In keinem Lande Europas cultivirt man so vielerlei Gemüse und Gartenfrüchte wie in S.; dieselben bilden einen bedeutenden Exportartikel. Außer sämmtlichen europ. Gewächsen dieser Art baut man den sog. Spanischen Pfeffer und die Tomate oder den Liebesapfel (Lycopersicum) im großen, im Süden die Wassermelone, die Schlangengurke, den Calabassenkürbis, stellenweise die tropische Batate und die Erdnuß. Der Gartenbau blüht am meisten in Valencia. Von den Gewächsen zu technischen Zwecken nimmt der Oelbaum den ersten Rang ein. Derselbe wird in der ganzen südl. Hälfte S.s cultivirt, am meisten aber in Niederandalusien, wo zwischen Cordova und Andujar wahre Olivenwälder sich längs des Fußes der Sierra Morena und des Guadalquivir hinziehen. Die jährliche Oelproduction wird durchschnittlich auf $2^1/_2$ Mill. Hektolit. berechnet. Hanf wird besonders in Aragonien, Neucastilien und Catalonien, am besten aber in Granada cultivirt. Das Espartogras, das überall in Central-, Ost- und Südspanien wild wächst, bildet nebst Hanf einen nicht unwichtigen Exportartikel. In Valencia benutzt man die Faser der Pita (Agave americana) zu Geweben, und an der Südküste sowie um Ecija und auf Iviza findet der Baumwollbau im großen statt. Von besonderer Wichtigkeit ist für die Seidenzucht die Cultur des Maulbeerbaums. Unter den Färbepflanzen stehen Krapp und Safran obenan, die beide sowie Wau und Waid zur Ausfuhr kommen. An der Südküste wird der Cochenillecactus mit Erfolg gepflegt, und ebenda breitet sich auch mehr und mehr der Anbau des Zuckerrohrs aus. Die meisten und besten Plantagen befinden sich um Velez-Malaga, Frijiliana und Mohil, wo, wie in Almuñecar, große Dampfzuckerfabriken bestehen. Der gewonnene Zucker steht dem westindischen an Güte nicht nach und wird exportirt. Den Bau der Sodapflanze betreibt man noch jetzt wie früher in den Steppengegenden von Murcia, Süddalencia und in der Mancha. Derselbe hat aber in neuerer Zeit bedeutend abgenommen. Unter den Arzneigewächsen sind das Süßholz Cataloniens, Aragoniens und Niederandalusiens, der röm. Kümmel der Mancha und die um Almeria gebauten Coloquinten die wichtigsten. Der Weinbau bildet eine Hauptquelle des Nationalreichthums, und die verschiedenen Producte, welche er liefert, Wein (s. Spanische Weine), Branntwein (aus Trauben), Essig (aus Trauben und Rebensprossen), Rosinen und frische Trauben gehören zu den wichtigsten Exportartikeln. Die Production ist auf 20 Mill. Hektolit. jährlich anzuschlagen. Die eigentlichen Weinländer S.s sind die Mittelmeerprovinzen. Die stärkste Production hat Malaga, den stärksten Export Xeres. Es wurden 1874 ausgeführt 116,600,000 Kilogr. Rothweine (29 Mill. Pesetas), 50,413,000 Kilogr. Cataloniaweine ($30^1/_4$ Mill. Pesetas), 32,966,270 Kilogr. Xeres- und Puertoweine (74 Mill. Pesetas), $8^1/_4$ Mill. Kilogr. Weißweine (4 Mill. Pesetas), 2,150,300 Kilogr. Malagaweine (2,150,300 Pesetas), 307,759 Kilogr. Liqueurweine (463,000 Pesetas). Die Fruchtbaumzucht bildet ebenfalls einen wichtigen Zweig der Bodencultur. Kernobst, namentlich

Aepfel, wird besonders in Nordspanien in ungeheuerer Menge geerntet und daselbst auch sehr viel Aepfelwein (cidra) bereitet, der hier das gewöhnliche Getränk des Volks bildet. Außerdem zieht man Aprikosen, Pfirsiche (die besten in Aragonien), Pflaumen und Kirschen, Walnüsse, Haselnüsse, Kastanien, Orangen, Citronen, Granaten, Feigen und Mandeln. Auch gibt es Eichen mit eßbaren Früchten. Die Banane und Chirimoya wird um Malaga, der Johannisbrotbaum nur in Valencia und Südcatalonien, die Dattelpalme nur um Elche in Alicante, die Haselnuß nur um Tarragona und in Asturien in großem Maßstabe cultivirt.

Die Viehzucht war in S. von jeher ein bedeutender Erwerbszweig und repräsentirt noch jetzt ein beträchtliches Kapital. In den letzten Jahrzehnten zeigt der Viehstand eine sehr merkbare Zunahme. Die zu den beliebten Kampfspielen erforderlichen wilden Stiere (toros bravos) werden, wie in andern Ländern das Hochwild, auf einsamen waldigen Triften und im Gebirge gehegt. Die größten Stiergehege (ganaderias) befinden sich in Navarra, im Guadarramagebirge, in der Sierra Morena, Serrania de Ronda und auf den Inseln des Guadalquivir. Diese Anstalten sind Eigenthum großer Grundbesitzer und bringen viel ein. Das zahme Rindvieh (bueyes und vacas) ist nicht sehr groß, aber stark und gut gebaut. Das beste findet sich in den nördl. Provinzen, wo auch allein Milch-, Butter- und Käsewirthschaft betrieben wird und ein bedeutender Export von Käse und Butter, namentlich aber von Schlachtvieh, auch von Häuten und Ochsenhörnern stattfindet, besonders nach England. In Central-, Südost- und Südspanien beschränkt sich die Zucht vorzugsweise auf Beschaffung von Zugochsen. Im J. 1865 gab es 2,961,303 Rinder. Die früher so berühmte Pferdezucht kam durch die innern Kriege in Verfall, nahm aber neuerdings wieder Aufschwung, seitdem die Regierung in den Provinzen, wo Pferdezucht vorzüglich stattfindet, Zuchthengste von guter Rasse aufstellen ließ. Das größte königl. Gestüt befindet sich in Cordova. Auch haben die cordovanischen Pferde von jeher für die besten der andalus. Rasse gegolten. Im J. 1865 gab es 680,273 Pferde. Die Pferdezucht wird nicht wenig beeinträchtigt durch die steigende Benutzung der Maulthiere (1,021,512) und Esel (1,298,334), auf deren Zucht der Spanier viel Sorgfalt verwendet. Die Thiere, die besten die es gibt, gehen auch in bedeutender Menge ins Ausland. Die span. Schafzucht, einst so berühmt und eine Quelle ungeheurer Einkünfte, gerieth ebenfalls in neuerer Zeit mehr und mehr in Abnahme. Während 1830 die Zahl der Schafe noch 23 Mill., selbst 1850 noch 19 Mill. betrug, darunter 7 Mill. Wanderschafe oder Merinos (s. d.) und 12 Mill. Stallschafe, zählte man 1858 nicht mehr ganz 14 Mill. Seitdem hat wieder Zunahme stattgefunden, sodaß 1865 die Zahl 22,468,969 erreichte. Indeß kann S. den andern Wolle producirenden Ländern gegenüber, von denen es mittlerweile überflügelt worden, keine erfolgreiche Concurrenz mehr machen. Der Wollexport hatte 1874 einen Werth von 4,034,413 Pesetas. Die meiste Wolle geht nach Frankreich, England und Westindien. Ziegen besitzt S. mehr als irgendein anderes Land in Europa (1865: 4,531,228), doch ist deren Zucht nur in den Gebirgsgegenden heimisch. Wichtiger ist die Schweinezucht (1865: 4,351,736), welche zwar überall, in großem Maßstabe jedoch in Estremadura betrieben wird, dessen große Eichenwälder dieselbe sehr begünstigen. Auch wurden 1865 3104 Kamele gezählt. Von Federvieh werden vorzüglich Hühner (in vielen Rassen) und Tauben gezüchtet. In Estremadura und Andalusien wird auch die Truthühnerzucht im großen betrieben. Hühner und noch mehr Eier gelangen in großer Masse zur Ausfuhr, besonders aus Galicien, wo Vigo fortwährend London mit Eiern versorgt. Die Bienenzucht ist von keinem großen Belang. Von Bedeutung dagegen ist die Seidenraupenzucht. In Valencia, Murcia und Catalonien werden jährlich im Durchschnitt je $1^1/_2$, $1/_2$ und $1/_5$ Mill. Pfd. Rohseide gewonnen. Der Export belief sich 1874 auf 49,561 Kilogr. für 1,570,819 Pesetas, 1869 lieferten die fünf Provinzen, welche Seidenzucht treiben, bei 626,24 Hekt. Maulbeerpflanzungen, 101,640,247 Kilogr. Cocons. Die Cochenillezucht, seit 1820 in S. eingeführt, wird jetzt um Malaga, Velez-Malaga und Motril im größern, um Valencia und auf den Balearen im kleinern Maßstabe betrieben und blüht immer mehr auf.

Die Jagd ist in S. frei. Außer in den Kronforsten und königl. Thiergärten, wo es noch Gehege für Hochwild, Schweine und Fasanen gibt, wird eine Hege- und Schußzeit nicht beobachtet. Ueberhaupt ist der Spanier kein leidenschaftlicher Jäger. Die Jagd theilt sich in die höhere (caza mayor), wozu man Roth- und Schwarzwild, Gemsen (nur in den Pyrenäen und dem asturisch-leonesischen Gebirge), Steinböcke, Füchse, Bären und Wölfe rechnet, und die niedere Jagd (caza menor). Das häufigste Haarwild sind Kaninchen, das gemeinste Federwild rothbeinige Rebhühner. Viel größere Bedeutung hat die ebenfalls freie Fischerei, besonders der Fang von Seefischen (Thunfische, Sardinen, Sardellen, Salmen). Auch die Korallen-

fischerei an den Küsten Andalusiens und Nordafrikas hat in neuerer Zeit wieder einen Aufschwung genommen. Die Forstwirthschaft liegt in S. sehr danieder. Mit Ausnahme der gutbewirthschafteten Kronforste sind die Wälder infolge der herkömmlichen Verwüstung in kläglichem Zustande. Ein großer Theil der sog. Waldungen besteht nur noch aus Waldblößen und weiten, mit Halbsträuchern bewachsenen Räumen. Dieser Holzboden nimmt beinahe 20 Proc. der ganzen Landesoberfläche, der wirklich mit Wald bestandene Boden kaum 9 Proc. ein. Es wird nicht einmal das für den inländischen Consum ausreichende Bau- und Nutzholz producirt. Die Regierung, im Einverständnisse mit den Cortes, hat den Verkauf des unproductiven Waldbodens beschlossen. Nach einem Gesetze von 1859 wurden von den Staats-, Gemeinde- und Corporationswaldungen etwa ein Drittel zur Veräußerung bestimmt, die übrigen zwei Drittel sollen regelmäßig bewirthschaftet werden. Auch ist neuerdings S. in zehn Forstdistricte eingetheilt, in jeder Provinz eine Forstcommission errichtet und die königl. Forstschule zu Villa-Viciosa de Odon gegründet worden. Einen erheblichen Ertrag liefern die Korkeichenwälder an Rinde, Bast (Gerbstoff) und vortrefflichen Kohlen, die sogar einen Exportartikel bilden. Die Ausfuhr von Korktafeln belief sich 1874 auf 1,686,223 Kilogr. zu 788,684 Pesetas, von Korkstöpseln auf über 659 Mill. Stück zu 8,239,462 Pesetas. Zu den Waldproducten gehören auch Sumachrinde, Ladanbalsam, eßbare Eicheln, Maronen u. s. w.

Der Bergbau und der Hüttenbetrieb des Königreichs haben eine große Zukunft. S. ist ohne Zweifel das an Metallen, Erzen und Mineralien reichste Land Europas und war in dieser Hinsicht schon im Alterthum berühmt. Die Entdeckung und Ausbeutung der reichen Gold- und Silberminen Amerikas ließ jedoch die Mehrzahl der span. Bergwerke in Verfall gerathen. Erst nach dem Verlust der Colonien begann man dem einheimischen Metallreichthum wieder Aufmerksamkeit zu widmen. Die Entdeckung eines überaus reichen Silbererzgangs in der Sierra Almagrera (Provinz Almeria) erweckte die Speculation und rief einen Minenschwindel hervor, der beispiellos in der Geschichte dasteht. Die Regierung that endlich diesem Getreibe Einhalt und erließ mehrere Gesetze. Durch das Gesetz vom 6. Juli 1859 ist S. nebst den Balearen und Canarien in 17 Minendistricte eingetheilt, die der Aufsicht der königl. Bergingenieure und diese wieder der Generaldirection der Bergwerke (1825 errichtet) zu Madrid unterstehen. Seit diesen Einrichtungen hat der Bergbau einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen. Dem Staatsbetriebe allein gehören nach jenem Gesetze von 1859 an die Quecksilbergruben von Almaden (s. d.) und Almadenejos (nach den californischen die reichsten der Erde), die höchst reichen Kupferminen von Riotinto, die Bleibergwerke von Linares und Falset, die Galmeigruben von San-Juan de Alcaraz, die Schwefelgruben von Hellin und Benamaurel, die Graphit- und Bleibergwerke von Marbella, gewisse Eisen- und Steinkohlengruben in Navarra und Asturien. Zu diesen Aerarialwerken kommen, mit Ausnahme der baskischen, sämmtliche Salzbergwerke und Salinen, da Salz zu den Regalien gehört. Die meisten der sehr zahlreichen Privatbergwerke sind Eigenthum von Actiengesellschaften, an welchen auch viele Ausländer, Belgier, Engländer und Deutsche, theilnehmen. Gegenwärtig sind im Abbaue befindlich: 2332 Silbergruben, 72 Eisengruben, 744 Bleigruben und 527 Kohlengruben. Die Production betrug 1876 an Mineralkohlen 706,814 metr. Tons, 1873 an Roheisen 42,825, Salz 400,000, Blei 100,000, 1867 an Rohkupfer 3830, Quecksilber 2161, Zink 2064, Schwefel 1646, Silber 23 metr. Tons. Gold findet sich nur in sehr geringer Quantität in den 1850 entdeckten Arsenikgruben von Culera im Bezirke Gerona (Catalonien), dagegen in reichlicher Menge Silber in den Jarrafagängen der Sierra Almagrera (in Almeria), in den 1844 entdeckten Gruben von Hiendelaëncina (in Guadalajara) und Farena (bei Tarragona). Kupfer gewinnt man in Oviedo, Murcia, besonders aber in den Staatsminen von Riotinto; Zink bei Alcaraz und in Guipuzcoa, Quecksilber in Oviedo und Almaden. Blei hat S. mehr als irgendein anderes Land. Es findet sich vorzüglich im Hochlande von Granada, in den Bergwerken von Linares, der Sierra Almagrera, Sierra de Gador und de Cartagena. Eisen ist in sehr großer Menge vorhanden besonders im Norden, namentlich in Biscaya und Asturien (Somorrostro und Oviedo). Mangan wird besonders in Murcia und Huelva, Schwefel in Ostgranada und Murcia, Glaubersalz zu Cerezo bei Burgos, Alaun in Murcia, Antimon in Granada gewonnen. An Steinkohlen besitzt S. einen ungeheuern Reichthum. Von den 665 abgegrenzten Steinkohlengruben befindet sich die Hälfte in Asturien; von den noch nicht abgegrenzten 928 kommt reichlich die Hälfte auf Cordova. Nächst Oesterreich hat S. unter allen Ländern Europas am meisten Salz. Die Production desselben wird vom Staate selbst oder von Staatspächtern betrieben. Die bedeutendsten Steinsalzwerke sind die von Cardona (Barcelona) und La-Minglanilla (Cuenca).

Seesalz gewinnt man sehr viel an der Küste von Murcia, an der Bai von Cadix (das beste), am untern Guadalquivir und auf Iviza. Auch in den Salzsteppen bereitet man große Mengen von Salz durch Verdunsten. Dagegen fehlen Gradirwerke und Salzsiedereien gänzlich.

In der Industrie hat S. erst nach der Mitte des 19. Jahrh. wesentliche Fortschritte gemacht, wie die steigende Einfuhr von Maschinen, roher Baumwolle und Steinkohlen und die stetige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes beweisen. In den baskischen Provinzen bestand schon längst ein überaus reger Industriebetrieb. Später entwickelte sich derselbe auch in einigen andern Provinzen, namentlich in Catalonien, in Valencia, Murcia, Galicien und Asturien. Doch genügt die Production noch nicht den Bedürfnissen, und von der span. Gesammteinfuhr bestehen 27,9 Proc. in Manufacten. Abgesehen von dem Berg- und Hüttenwesen sind die Hauptzweige der span. Industrie die Weberei, Mehl- und Oelbereitung, Metallwaaren-, besonders Eisenfabrikation, Papier- und Lederfabrikation. Von den in der Industrie 1861 beschäftigten 218,500 Arbeitern waren 52,859 in der Baumwollverarbeitung, 41,639 in den Bergwerken und bei den Schmelzöfen, 25,188 in der Wollverarbeitung, 22,107 in der Mehlbereitung, 11,092 in der Metallgießerei thätig. Die Zahl der Dampfmaschinen wurde, freilich nicht vollständig, zu 563 mit 16,822 Pferdekraft angegeben, davon 396 mit 8790 Pferdekraft in Barcelona. In Catalonien hat die Baumwollindustrie ihren Hauptsitz und beschäftigt hier etwa 1400 Fabriken mit 48,000 Webstühlen. Doch blüht daselbst auch die Leinen- und Hanfverarbeitung, die Seidenweberei, die Tuch-, Papier- und Korkstöpselfabrikation, die Gerberei, Seifensiederei, Glas-, Steingut- und Vitriolfabrikation. Die baskische Industrie, nächst der catalonischen die größte, fabricirt hauptsächlich Eisenwaaren aller Art, Kurzwaaren, Papier, Tapeten, Seilerwaaren, Leder und Lederwaaren, Leinen- und Wollgewebe, Seife, Lichte, Glas, Porzellan u. s. w. Der wichtigste Industriezweig in Valencia ist die Verarbeitung der Rohseide. Doch ist diese in neuerer Zeit durch die Seidenraupenkrankheit beeinträchtigt worden. Die Industrie von Murcia und Almeria besteht hauptsächlich in Erzschmelzerei, Soda- und Alaunfabrikation, Espartoflechterei. Die wichtigsten industriellen Etablissements in Andalusien sind die großartigen Dampfeisengießereien, die Baumwoll-, Leinwand-, Zündhölzchen- und Chemikalienfabriken in Malaga, die Eisenschmelzwerke am Rio Verde, die Staatseisengießerei und Gewehrfabrik, die Maschinenfabriken, die Porzellan-, Baumwoll-, Leinen-, Woll-, und Seidenfabrikation in Sevilla. Die Industrie von Galicien und Asturien besteht hauptsächlich in der Fabrikation von Guß- und Schmiedeeisen, Stahl, Glas, Seife, Stearin, Chocolade, Mehl, Leinen- und Baumwollgeweben. Sehr bedeutend sind die metallurgischen Etablissements im District Oviedo. Ueber die genannten und viele andere Landestheile ist die Wollmanufactur verbreitet, die 1861 im ganzen 5794 Stühle zählte. Die 1644 Seifensiedereien S.s producirten 1861 110,650,000 Pfd. Seife (für etwa 42 Mill. Mark), von denen 1874 für 2,908,389 Pesetas zur Ausfuhr kamen; die 17,002 Branntweinbrennereien nahezu an 62 Mill. Lit., von denen für 1,107,208 Pesetas exportirt wurde; die 1240 Gerbereien bereiten 337,666 Häute, die 12,752 Wind- und 170 Wasser- und Dampfmühlen liefern 4,311,852,000 Pfd. Mehl; die 7429 Oelmühlen erzeugten 242,400 Hektolit.; die 488 Korkstöpselfabriken ergaben Producte für 10,446,900 Mark; die 355 Papierfabriken lieferten 36,579,000 Pfd. Papier, von dem 1874 für 2,423,882 Pesetas zur Ausfuhr gelangte. Die Fabrikation und der Verkauf des Tabacks (welcher zu Gunsten der Colonien nicht in S. selbst gebaut werden darf) ist Monopol der Regierung, die 10 Fabriken (Sevilla, Madrid, Alicante, Alcoy, Cadix, Valencia, La Coruña, Gijon, Oviedo, Santander) zum Theil mit 3—4000 Arbeitern unterhält. Die Fabrik von Sevilla ist die größte und die einzige, welche Schnupftabak verfertigt. In S. besteht schon seit langer Zeit vollkommene Gewerbefreiheit. Bei Einführung der Gewerbesteuer 1845 zählte man nur 277,252 selbstständige Gewerbtreibende; 1861 dagegen (freilich theilweise infolge genauerer Ermittelung der Steuerpflichtigen) bereits 481,664.

Für den Handel ist S. durch seine geogr. Lage außerordentlich befähigt und begünstigt, insbesondere für den großen Welthandel. Auch hatte S. wirklich eine Zeit lang, unter Philipp II. nach der Eroberung Portugals, den Welthandel und die Beherrschung der Meere in Händen. Selbst später, nachdem diese Rolle auf England übergegangen, blieb der span. Handel noch geraume Zeit einer der umfangreichsten und großartigsten der Erde. Die Ursachen, welche ihn in Verfall brachten, waren die äußern und innern Kriege, der Abfall der amerik. Colonien, besonders aber die Vernachlässigung der natürlichen Hülfsquellen des Landes vor dem Abfalle der Colonien und das engherzige Prohibitivsystem während der Herrschaft des Absolutismus, welches dem Schmuggelhandel Thor und Thür öffnete. Erst unter der constitutionellen Regie-

rung wandte das Land seinen natürlichen Schätzen und Handelskräften wieder Aufmerksamkeit zu, und die Regierung begann durch Reformen die Verbesserung des materiellen Zustandes anzubahnen. Seitdem hat sich mit der Landwirthschaft und Industrie auch der Handel gehoben. An der Stelle des frühern Prohibitivsystems ist 1849 das Schutzzollsystem eingeführt worden, und statt der früher prohibirten 93 Waarenartikel gibt es deren nur noch 25. Freilich ist die Beschränkung durch den Tarif immer noch stärker als sonstwo in Europa, weshalb denn auch noch die Schmuggelei in großer Ausdehnung betrieben wird. Mehr als 1300 Artikel werden besteuert, und damit sind die hinderlichsten Formalitäten verbunden. Von 1849—59 stieg die Einfuhr von 159 auf 342, die Ausfuhr von 131 auf 280 Mill. Pesetas; 1873 betrug der Import 313,900,000, der Export 564,100,000 Pesetas; 1875 waren beide Zahlen 333,500,000 und 378,200,000 Pesetas. An dem auswärtigen Handel in Ein- und Ausfuhr waren hauptsächlich betheiligt: Großbritannien, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Portugal, Schweden und Norwegen; Algerien, Brasilien, Belgien, die La-Plata-Staaten, Venezuela. Cuba war an der Einfuhr mit 40,224,716, an der Ausfuhr mit 70,093,431 Pesetas (1874) betheiligt; Puerto-Rico mit 3,297,550 und 3,375,764 Pesetas. Außerdem betheiligten sich hauptsächlich noch an dem span. Handel: Bremen, Hamburg, Dänemark, Italien, Gibraltar, Rußland, Türkei, Mexico, Ecuador, Peru, Uruguay, die brit. Besitzungen. In die Häfen des Landes liefen 1870 ein: 7399 Schiffe von 1,306,029 Tons, und aus: 8278 Schiffe von 1,593,406 Tons; darunter waren britische 5147, beladen mit 1,071,920 Tons, französische 5167 mit 241,522 Tons. Die Handelsmarine bestand 1877 aus 2685 Segelschiffen von 381,070 Tons und 230 Dampfern von 176,250 Tons, zusammen 2915 Schiffe von 557,320 Tons. Häfen hat S. nicht weniger als 81, nämlich 56 an der atlantischen und 25 an der Mittelmeerküste; unter den erstern sind die wichtigsten San-Sebastian, Bilbao, Santander, Gijon, Ferrol, La Coruña, Vigo, Huelva, Sevilla und Cadix; unter den letztern Barcelona, das in S. die bedeutendste Aus- und Einfuhr hat (nächst ihm Cadix mit Xeres), Algeciras, Malaga, Almeria, Las Aguilas, Cartagena, Alicante, Grao de Valencia, Tarragona; auf den Inseln Palma, Mahon und Iviza. Während 1847 nur 20 Leuchtthürme vorhanden waren, gibt es jetzt 66, und 47 sind außerdem im Bau begriffen. Der Binnenhandel hat seinen Mittelpunkt in Madrid; nächstdem sind für denselben bedeutend Valladolid, Palencia, Burgos, Oviedo, Vittoria, Saragossa und Granada.

An Verkehrsmitteln hat S. in neuester Zeit sehr gewonnen. An Landstraßen besaß das Land 1808 nur wenig über 3000 Kilom., alle übrigen Wege waren höchstens Saumpfade. Ende 1860 waren 33,190 Kilom. Kunststraßen projectirt, davon bereits 13,638 Kilom. vollendet und 3056 Kilom. im Bau begriffen. Die erste Eisenbahn (von Barcelona nach Mataro) wurde im Nov. 1848 eröffnet; im Febr. 1851 folgte die Bahn von Madrid nach Aranjuez. Zu Anfang 1862 waren erst 1724 Kilom. im Betriebe, aber 3525,38 Kilom. im Bau. Am 1. Jan. 1878 dagegen standen 6199 Kilom. im Betriebe. Die wichtigsten Linien sind: die Nordbahn von Madrid nach Irun und Santander, die Nordwestbahn von Palencia nach Coruña und Gijon, die Bahnen Tudela-Bilbao, Barcelona-Saragossa-Pamplona, Barcelona-Gerona, Barcelona-Tarragona, Almansa-Valencia-Tarragona, Madrid-Saragossa, Madrid-Alicanta, Manzanares-Cordova-Sevilla, Albacete-Cartagena, Ciudad-Real-Badajoz mit Zweigbahn nach Cordova, Sevilla-Xeres-Cadix, Cordova-Malaga-Granada und Madrid-Navalmoral (Tajobahn). Die Telegraphenlinien hatten 1876 eine Länge von 13,618 Kilom. Das Postwesen wurde 1848 einer durchgreifenden Reform unterworfen, die Briefportotaxe bedeutend herabgesetzt. Die Zahl der Postbureaux belief sich 1874 auf 2358, die der Briefe und Postkarten auf 80,632,911, die der Waarenproben und Drucksachen auf 4,579,783.

Außer den Verkehrsmitteln befördern den Handel die in 20 Städten bestehenden Handelskammern (juntas de comercio), mit denen meist Handelsschulen verbunden, und die Handelsgerichte (tribunales de comercio). Die Circulation ist seit 1874 in einem einzigen Institute, der Bank von S. in Madrid, concentrirt. Die früher bestandenen Banken haben sich zu deren Filialen umgestaltet. Unter den Sparkassen (cajas de ahorro) ist die zu Madrid die älteste (seit 1839) und bedeutendste. Börsen bestehen in Madrid und den großen Handelsplätzen. Märkte (mercados) und Messen (ferias) gibt es in S. seit dem Mittelalter überaus viele. Fast jede Villa, in größern Städten oft jedes Kirchspiel, hält am Namenstag des Schutzpatrons eine Messe, die freilich für den Großhandel von geringer Bedeutung sind.

Die Staatsverfassung S.s beruht seit 1812, wenn auch unter mancherlei Wechsel, auf den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie. Gegenwärtig besteht die Constitution vom

30. Juni 1876. Der Thron ist nach der cognatischen Successionsordnung in der Dynastie Bourbon erblich. Der König wird mit vollendetem 16. Lebensjahre großjährig. Die röm.-kath. Kirche ist Staatsreligion, doch sollen Andersgläubige nicht belästigt werden. Die gesetzgebende Gewalt ist in Händen des Königs und der Cortes. Letztere bestehen aus dem Senat und dem Congreß der Deputirten. Der Senat wird gebildet aus 1) Senatoren vermöge eigenen Rechts: die großjährigen Söhne des Königs und Thronfolgers, die Granden mit einer Jahresrente von 60,000 Pesetas und darüber, die Generalkapitäne des Heers und der Flottenadmiral, die Erzbischöfe, die Präsidenten des Staatsraths, des obersten Gerichtshofs, des Rechnungshofs, des obersten Kriegs- und des obersten Marineraths, wenn sie zwei Jahre im Amte sind; 2) aus vom König auf Lebenszeit ernannten Senatoren; 3) aus Senatoren, welche durch die Corporationen des Staats und die Höchstbesteuerten gewählt werden und sich alle fünf Jahre zur Hälfte erneuern. Die Zahl der Senatoren darf 360 nicht übersteigen, wovon die Hälfte auf die gewählten Senatoren kommt. Der Congreß der Deputirten besteht aus den Mitgliedern, welche von den Wahljuntas auf fünf Jahre gewählt werden. Auf je 50,000 Einwohner kommt ein Deputirter. Wählen kann jeder Staatsbürger nach zurückgelegtem 25. Lebensjahre, der mindestens 25 Pesetas directe Steuern zahlt. Die Cortes versammeln sich alle Jahre. Der Congreß der Deputirten wählt seinen Präsidenten und Vicepräsidenten selbst, die des Senats ernennt der König. In jeder Provinz bestehen Provinzialdeputationen. Nach der Verfassung sind jedem Spanier Zulassung zu allen öffentlichen Ehren und Aemtern, Schutz der persönlichen Freiheit (unter Verbot der Verhaftung oder Haussuchung ohne richterlichen Befehl), völlige Gleichheit vor dem Gesetze, sowie Preßfreiheit gesichert. Gleichwol scheidet man noch die Staatsbürger in vier Stände: Adelige, Geistliche, Bürger und Bauern. Der Adel zerfällt in den hohen, der sich wieder in die Grandes und Titulados theilt, und den niedern oder die Hidalgos. Die «Grandeza» wird gegenwärtig von dem König theils als persönliche Auszeichnung, theils erblich ertheilt und zerfällt in drei Klassen. Alle Granden haben das Prädicat «Excellenz». Die Titulados sind Familien, die von alters her den Herzogs-, Marquis-, Grafen-, Visconde- oder Baronstitel führen. Doch vererben diese Titel nur auf den ältesten Sohn. Früher war ein solcher Titel stets mit dem Besitze eines Majorats verbunden, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Früher hatten die Mitglieder des Adels (ursprünglich nur diejenigen des hohen) das Vorrecht, den Titel «Don» (dominus) ihrem Taufnamen vorzusetzen; jetzt wird die Betitelung Don jedem gebildeten Manne, welchem Stande er angehöre, auch officiell gegeben. Zum geistlichen Stande gehören die Weltgeistlichen, die sich in den hohen Klerus (Erzbischöfe, Bischöfe und Patriarch von Indien) und den niedern Klerus scheiden, die Ordensgeistlichen, Seminaristen, Nonnen und Barmherzigen Schwestern. Zum Bürgerstande rechnet man alle Verwaltungsbeamte (die höchsten ausgenommen), Professoren, Lehrer, Künstler, Advocaten, Notare, Schreiber, Aerzte, Kaufleute und Gewerbtreibende; zum Bauernstande, außer den eigentlichen Bauern (laboradores) und deren Gesinde, auch sämmtliche dienende Personen, alle Tagelöhner, Bergleute, Fabrikarbeiter, Hirten, Fischer und Matrosen. Die Bauern sind persönlich frei und theils Eigenthümer ihres in der Regel kleinen Grundstücks, theils Erbpächter. Die Theilung des Grundbesitzes, die früher vermißt wurde, ist in neuerer Zeit in bedeutendem Maße in Angriff genommen worden.

An der Spitze der Staatsverwaltung steht für die gesammte Monarchie der Ministerrath (consejo de ministros), dessen Mitglieder vom König ernannt werden und diesem wie den Cortes verantwortlich sind. Den Ministerrath bilden der Präsident des Conseils, ein Generalsecretär der Präsidentschaft und acht Minister: der auswärtigen Angelegenheiten, der Gnade und Justiz, der Finanzen, des Innern, des Handels und Ackerbaues, des Kriegs, des Seewesens und das Ministerium der Colonien. Das Ministerium des Aeußern zerfällt in die Sectionen für Politik, für Verwaltung und Buchführung, für Handel und Consulatswesen. Dem Ministerium des Ackerbaues und des Handels sind untergeordnet: die Generaldirection der Abtheilung für Ackerbau, Industrie und Handel, die Generaldirection der öffentlichen Arbeiten und die des Instituts für Geographie und Statistik. Das Ministerium der Finanzen hat die Sectionen für den Schatz und Staatsdomänen, die Steuern, die Zölle und Mauthen (aduanas y aranceles) und die Staatsschuld. Außerdem gehören zu seinem Ressort die Depositenkasse, der königl. Rechnungshof und die Bank von S. Die Generaldirectionen des Ministeriums des Innern sind: Verwaltung, Strafanstalten, Wohlthätigkeitsanstalten und öffentliche Gesundheitspflege, Eisenbahnen und Telegraphen. Für die Rechtspflege besteht der 1834 errichtete Oberste Gerichtshof (Tribunal de justicia) zu Madrid, der, nach dem Muster

des franz. Cassationshofs eingerichtet, alle streitigen Angelegenheiten von Civilpersonen in letzter Instanz entscheidet. Unter demselben stehen gegenwärtig 15 Appellations-Obergerichtshöfe (Audiencias territoriales), von welchen wieder 491 (mit Einschluß der Inseln 498) Gerichtshöfe erster Instanz (Tribunales de primera instancia) ressortiren. In den Colonien bestehen Appellationsgerichte zu Havana, Puerto-Principe, Portorico und Manila. Die Gerichtshöfe entscheiden ordentlicherweise in Criminal- und Civilsachen, während Bagatellsachen von den Alcalden oder Gemeinderichtern untersucht und abgeurtheilt werden. Unabhängig von der weltlichen Gerichtsbarkeit ist die geistliche, welche ihre höchste Instanz im Tribunal de la Rota Romana zu Rom hat, in S. selbst aber durch die Erzbischöfe in zweiter und durch Commissionen von Geistlichen niederer Grade in dritter Instanz ausgeübt wird. Die Rechtspflege ist auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gegründet. Advocaten (Abogados fiscales) sind die Führer der Parteien; von Staats wegen fungirt ein Staatsanwalt (Promotor fiscal). Die Grundlagen des span. Rechts bilden das röm. Recht, das in dem berühmten, unter Alfons X. (1254—56) bearbeiteten Gesetzbuche der «Siete partidas» enthaltene goth. Gewohnheitsrecht (fuero juzgo) und die 1501 auf dem Reichstage zu Toro gegebenen «Leyes de Toro» oder das span. Landrecht. In den baskischen Provinzen galten bisher noch besondere Provinzialrechte, Fueros (s. d.); doch sind diese Privilegien durch den Vertrag von Bergara 1839 im wesentlichen gebrochen und 7. Mai 1877 ganz aufgehoben worden. Die Gemeindeverfassung ist, wie auch die Provinzialverwaltung, im wesentlichen der französischen nachgebildet. Jede Gemeinde von mindestens 60 Mitgliedern hat ihren eigenen Gemeinderath oder Ayuntamiento, der aus 4—28 Gemeinderäthen (Regidores oder Consejales) besteht. Dem Ayuntamiento präsidirt der Alcalde, dem in den größern Städten mehrere Stellvertreter (Alcaldes tenientes) beigegeben sind. Die Alcalden werden von der Gemeinde aus der Zahl der Gemeinderäthe alljährlich neu gewählt, müssen aber von der Regierung bestätigt werden; sie sind zugleich Friedensrichter. Die Alcalden der Provinzialhauptstädte erneunt der König. In den Ortschaften unter 30 Gemeindegliedern gibt es einen vom Provinzialgouverneur ernannten Dorfrichter (Alcalde pedáneo), der dem Districtsalcalden untergeordnet ist. Die Ayuntamientos sind berechtigt, die Verwaltung und Verwendung der Gemeindebedürfnisse zu controliren, über die Höhe der Gemeindeauflagen Beschlüsse zu fassen, für die öffentliche Ruhe, Wohlfahrt und Sicherheit, sowie für die Verschönerungen und Vergnügungen zu sorgen. Die Alcalden haben die Beschlüsse der Ayuntamientos zu vertreten und zur Ausführung zu bringen und sind dafür der Regierung verantwortlich. Sie stehen deshalb unter der unmittelbaren Aufsicht des Civilgouverneurs (Provinzial-Regierungspräsidenten). Ein Unterschied in der Gemeindeverfassung zwischen Stadt und Land besteht nicht. Die größern Städte mit eigener Gerichtsbarkeit werden Ciudad, die kleinern dagegen Villa genannt. Sehr liberal ist die innere Verwaltung in den baskischen Provinzen gestaltet. Hier ruht schon seit dem 13. und 14. Jahrh. der Schwerpunkt der Verwaltung in den Provinzialdeputationen, welche große administrative Macht haben.

Eintheilung. Nach der alten, im gewöhnlichen Leben noch sehr geläufigen histor. Eintheilung zerfiel S. in: 1) Länder der Krone Castilien, nämlich: die Königreiche Altcastilien, Neucastilien, Leon, Galicien und Murcia, das Fürstenthum Asturien, die Landschaft Estremadura und Andalusien (die ehemals maurischen Königreiche Cordova, Sevilla, Jaen und Granada); 2) Länder der Krone Aragonien, nämlich die Königreiche Aragonien, Valencia, Mallorca (Balearen) und das Fürstenthum Catalonien; 3) España foreal (das durch besondere Provinzialrechte bevorzugte S.), nämlich Königreich Navarra und die drei Baskischen Provinzen. Diese Eintheilung wurde 1822 durch die Cortes abgeschafft und dafür die in 51 Provinzen (ohne die Canarien) eingeführt. Eine abermalige Organisation erfolgte 1833, unterlag jedoch 1856 wieder Modificationen. Hiernach zerfällt S. in 47, mit Einschluß der Balearen und der Canarien in 49 Provinzen, die den Namen ihrer Hauptstädte führen und in Bezirke (Partidos) getheilt sind. An der Spitze der Civilverwaltung (auch der Polizei) steht in jeder Provinz ein Civilgouverneur (Gobernador civil, früher Gefe politico genannt), welcher vom König erwählt wird. Diesem zur Seite stehen der aus einem Vicepräsidenten und drei Mitgliedern zusammengesetzte Provinzialrath (Consejo provincial) und die Provinzialvertretung (Deputacio provincial), deren Mitglieder von den Ayuntamientos erwählt werden. Beide Behörden bilden zusammen ein berathendes Collegium, welches sämmtliche Provinzalangelegenheiten und außerdem die Steuererhebung und das Militärersatzwesen überwacht.

Die finanzielle Lage des Staats bietet schon seit alter Zeit ein unerfreuliches Bild. Trotz der natürlichen Schätze des Landes und des 300jährigen Besitzes der Gold- und Silber-

länder Peru und Mexico befanden sich die Finanzen schon im 18. Jahrh. in zerrüttetem Zustande und S. gehört noch heute zu den verschuldetsten Staaten Europas. Der Aufschwung des Handels und der Industrie, sowie die Einziehung der geistlichen und Nationalgüter haben allerdings die finanzielle Kraft des Landes gestärkt. Auch hatte schon die Königin Isabella zur Besserung der Finanzen 1865 auf einen großen Theil ihrer Einkünfte verzichtet, sodaß die Civilliste (9 1/2 Mill. Pesetas à 80 Pf. = 7 3/5 Mill. Mark) jetzt mäßiger als an irgendeinem europ. Hofe ist. Allein, so bedeutend die Einkünfte steigen, wächst doch in noch höherm Maße der Bedarf. Das Finanzjahr (1. Juli bis 30. Juni) 1878/79 ergab bei einer Einnahme von 750,630,202 und einer Ausgabe von 753,177,865 Pesetas ein Deficit von 2,547,663 Pesetas. Die Staatsschuld stammt hauptsächlich aus der Regierungszeit Karl's VI., sowie aus dem Befreiungs- und dem Bürgerkriege. Als Joseph Bonaparte 1808 den Thron bestieg, war eine Schuld von 7200 Mill. Realen vorhanden. Bei der Restauration Ferdinand's VII. war dieselbe auf 11,735 Mill. gestiegen; Ferdinand VII. vermehrte die Schuld um 2181 Mill. Der neue Erbfolgekrieg für Isabella kostete gegen 4 Milliarden. Beim Sturze der Königin Isabella (1868) betrug die Schuld 5750 Mill. Pesetas. Durch die folgenden Bürgerkriege wurde sie so vermehrt, daß ihr Kapital 1877 auf 9,622,442,980 Pesetas gestiegen war. An Orden bestehen: der Calatravaorden (gestiftet 1158), der Orden des heil. Jakob vom Schwert (bestätigt 1175), der Orden von Alcantara (s. d.), der Orden unserer lieben Frauen von Montesa (gestiftet 1316), der Orden vom Goldenen Vließ (gestiftet 1429), der Orden Karl's III. (gestiftet 1771), der Marien-Luisenorden (Frauenorden, gestiftet 1792), der Militärorden des heil. Ferdinand (gestiftet 1811), der Militärorden der heil. Hermengilde (gestiftet 1814), der königl. amerik. Orden Isabella der Katholischen (gestiftet 1815) und der Orden Isabella II. (gestiftet 1833). Das Wappen hat im Mittelschilde im ersten und vierten rothen Feld ein goldenes Castell (Castilien), im zweiten und dritten silbernen Feld einen rothen gekrönten Löwen (Leon). Der Hauptschild hat im ersten goldenen Felde vier rothe Pfähle (Aragonien), im zweiten vier rothe Pfähle im Goldenen und zwei schwarze Adler im Silbernen (Insel Sicilien), im dritten rothen einen silbernen Querbalken (Oesterreich), im vierten blauen mit Roth und Silber eingefaßte goldene Lilien (Neuburgund), im fünften goldenen sechs blaue Lilien (Parma), im sechsten goldenen sechs Kugeln (Toscana), im siebenten goldenen, roth eingefaßten, drei blaue Schrägbalken (Altburgund), im achten schwarzen einen goldenen gekrönten Löwen (Brabant), im neunten goldenen einen schwarzen gekrönten Löwen (Flandern), im zehnten silbernen einen rothen Adler (Tirol). Den Schild umgibt die Ordensdecoration des Goldenen Vließ. Landesfarben sind roth und gelb.

Die span. **Kriegsmacht** hat nach dem Gesetze vom 27. Sept. 1872 die allgemeine Militärpflicht zur Grundlage; bei der Conscription findet jedoch Stellvertretung und Loskauf statt. Die Dienstzeit beträgt im stehenden Heere drei und in der Reserve vier Jahre. Die Stärke des Heers in S. beträgt im Frieden: 69,492 Mann Infanterie, 16,130 Mann Cavalerie, 10,232 Mann Artillerie und 4146 Mann Ingenieurtruppen. Die Infanterie, reorganisirt durch Decret vom 18. März 1875, zählt 40 Linienregimenter, 20 Jägerbataillone und 80 Reservebataillone. Die Cavalerie umfaßt 24 Regimenter und 2 Chasseur-Escadrons, nebst 20 Reserve-Commissionen. Die Artillerie besteht aus 14, die Ingenieurtruppen aus 4 Regimentern. Die Nationalgarde, geschaffen durch Decrete vom 14. März und 12. April 1844, reorganisirt am 1. Mai 1871, versieht den Dienst der Gensdarmerie. Die Truppen auf Cuba umfassen 8 Regimenter Infanterie, 50 Jägerbataillone, 4 Regimenter Milizen, 7 Regimenter Cavalerie, 4 Escadrons Chasseurs, 4 Regimenter berittene Miliz und 2 Regimenter Artillerie. Für 1877—78 ist die Besatzung von Puerto-Rico bestimmt zu 4271 Mann, die der Philippinen zu 10,111 Mann. Behufs der Militärverwaltung zerfällt S. in 14 Generalkapitanate: Neucastilien, Altcastilien, Burgos, Galicien, Aragonien, Catalonien, Navarra, Baskische Provinzen, Valencia, Granada, Andalusien, Estremadura, Balearen und Canarien. Dazu kommen die Generalkapitanate von Ceuta und im Lager vor Gibraltar, sowie die vier in den Colonien: Havana, Portorico, Manila und Guinea-Inseln. Die Chefs dieser Generalkapitanate sind Generale und heißen Generalkapitäne, sind aber verschieden von den Generalkapitänen der königl. Armee, die den höchsten Rang in der Armee einnehmen. Festungen zählt S. 92, die in fünf Klassen zerfallen, großentheils aber nur aus vereinzelten Forts und Bollwerken bestehen. Die **Kriegsflotte**, welche in der Blütezeit S.s alle Meere beherrschte, ist sehr in Verfall gerathen, hat sich jedoch in den letzten Jahrzehnten wieder ansehnlich gehoben. Im J. 1877 zählte die Flotte 123 Dampfer mit 552 Kanonen und 22,452 Pferdekraft. Darunter

befanden sich an Schiffen erster Klasse 6 Panzerfregatten mit 89 Kanonen, 9 Schraubendampfer mit 249, 2 Raddampfer mit 15 Kanonen. Das Personal besteht aus 398 Offizieren, 250 Seecadetten und 14,000 Mann. Die Marine-Infanterie zählt 5500 Mann. Für die Marineverwaltung sind die Küstenprovinzen mit den Balearen in zehn Schiffsdistricte (Tercios navales) eingetheilt, welche den drei Marinedepartements von Cadix (Carraca), Cartagena und Ferrol untergeordnet sind. Diese drei Städte sind die drei Hauptkriegshäfen und Werfte. An wissenschaftlichen Instituten gehören dazu: das hydrogr. Depôt, 1797; die Sternwarte von San-Fernando, 1753, und das Museo naval, 1843 gegründet. Zwei eigene Marinedepartements mit sieben Tercios sind die von Havana und Manila.

Die ausländischen Besitzungen, die vor 1808 größer als die irgendeines Staats waren (2,493,300 QKilom. mit 18—20 Mill. E.), bestehen jetzt, abgesehen von den administrativ zu S. selbst gerechneten Presidios (s. d.) in Afrika und den Canarischen Inseln (s. d.) nur noch aus folgendem Insularbesitz: 1) Generalkapitanat Havana oder die Insel Cuba (s. d.) mit den Adjacenten: 118,833 QKilom. mit (1876) 1,414,508 E.; 2) Generalkapitanat Portorico (s. d.) mit den nächsten der Jungferninseln: 9314 QKilom. mit (1876) 666,144 E.; 3) Generalkapitanat Manila oder der Philippinen (s. d.): 170,585 QKilom. mit (1876) 6,173,632 E., doch ungerechnet der dazugehörigen Marianen (1079 QKilom. mit 8000 E.), Palaos (897 QKilom. mit 10,000 E.) und Carolinen (1384 QKilom. mit 18,800 E.); 4) die Guinea-Inseln Fernando-Po, Annobon, Corisco, Mosquitos, Elobey und das Territorium des Cap San-Juan, 2203 QKilom. mit 35,000 E. Dies ergibt für die ausländischen Besitzungen 304,295 QKilom. mit 8,326,000 E. Vgl. Miñano, «Diccionario geografico-estadistico de España y Portugal» (10 Bde., Madr. 1826—35); Madoz, «Diccionario geografico, estadistico, historico de España y sus provincias de ultramar» (16 Bde., Madr. 1846—50); Roon, «Die Iberische Halbinsel» (Berl. 1839); Block, «L'Espagne en 1850» (Par. 1851); Minutoli, «S. und seine fortschreitende Entwickelung» (Berl. 1852); derselbe, «Altes und Neues aus S.» (2 Bde., Berl. 1854); Willkomm, «Die Halbinsel der Pyrenäen» (Lpz. 1855); derselbe, «Das Pyrenäische Halbinselland» (Lpz. 1862); Lestgarens, «La situation économique et industrielle de l'Espagne en 1860» (Brüss. 1860); Vidal, «L'Espagne en 1860» (Par. 1860); Block, «Bevölkerung S.s und Portugals» (Gotha 1861); Carrasco, «Geografia general de España» (Madr. 1861); Garrido, «Das heutige S., seine geistige und äußere Entwickelung» (deutsch von A. Ruge, Lpz. 1863); derselbe, «La España contemporanea» (Barcelona 1865); Germond de Lavigne, «L'Espagne et le Portugal» (Par. 1867); Thieblin, «Spain and the Spaniards» (2 Bde., Lond. 1874); «Memorias del instituto geografico y estadistico» (Madr. 1875 fg.); Chervin, «Statistique du mouvement de la population en Espagne de 1865 à 1869» (Par. 1876); Willkomm, «S. und die Balearen» (Berl. 1876); «El movimiento del estado civil in España desde 1861 à 1870» (Madr. 1877); «Guia official de España» (Madr. 1878); Vizaino, «Atlas geografico español» (Madr. 1860); Lauser, «Aus S.s Gegenwart. Culturskizzen» (Lpz. 1872); ferner die Reisebeschreibungen von Huber, Willkomm, Ziegler, Quandt, Hackländer, Roßmäßler, Wolzogen, Wachenhusen, die Reisehandbücher von Murray, O'Shea, Grandette u. s. w.

Geschichte. Die ältesten Einwohner S.s waren die Iberer (s. d.). Zu diesen kamen in vorhistor. Zeit als Einwanderer über die Pyrenäen her celt. Völker, die nach langen Kämpfen sich mit jenen vermischten und zu dem Volke der Celtiberer verwuchsen. Diese großen Stämme zerfielen in eine Menge kleiner, theils monarchisch, theils republikanisch regierter Völkerschaften, die auf sehr verschiedenen Culturstufen standen. Zuerst wurde das Land durch die Phönizier bekannt, welche daselbst Colonien gründeten, von denen das heutige Cadix die berühmteste war. Unter den später von den Griechen gegründeten Pflanzstädten, war Sagunt, eine Colonie der Insel Zakynthos, die bedeutendste. Nach dem ersten Punischen Kriege unterwarfen die Karthager unter Hamilkar's und Hasdrubal's Leitung mehrere Völker auf der Süd- und Ostseite der Halbinsel. Neukarthago, das heutige Cartagena, wurde 228 v. Chr. gegründet und gedieh bald zu einem wichtigen Waffen- und Handelsplatze. Aber im zweiten Punischen Kriege (s. d.), in welchem S. zum Theil Kriegsschauplatz war, wurden 206 v. Chr. die Karthager aus der Halbinsel vertrieben. Doch erst nach einem fast 200jährigen Kampfe, 19 v. Chr., ward die Eroberung der Pyrenäischen Halbinsel vollendet. Nur die Basken (s. d.), ein Ueberrest der iber. Urbewohner, behaupteten ihre Unabhängigkeit in den unzugänglichen Gebirgen. In dieser Zeit wurde S. nach und nach vollkommen romanisirt, sodaß es während der Kaiserzeit ein Hauptsitz röm. Bildung war, aus dem mehrere der angesehensten röm. Schriftsteller und Kaiser

hervorgingen. Ueberhaupt gehörte es zu den blühendsten Ländern des Römischen Reichs. Das Christenthum gewann zeitig in S. viele Anhänger und breitete sich trotz einiger Verfolgungen immer mehr aus, bis es nach Konstantin's d. Gr. Uebertritt auch hier zur herrschenden Religion ward. Mit dem Verfalle des Römischen Reichs stellten sich auch in S. Zerrüttung und innere Kämpfe ein, die es den von Norden herströmenden german. Völkerschaften leicht machten, das Land zu überschwemmen und zu unterwerfen. Vandalen, Alanen, Sueven eroberten im Anfange des 5. Jahrh. Andalusien, Lusitanien, Galicien, während im östl. Theile die röm. Herrschaft eine Zeit lang sich noch aufrecht erhielt. Die Vandalen verließen 429 S. wieder, um sich in Afrika festzusetzen. Dagegen dehnten die Westgothen (s. Gothen) ihr Reich, das sie in Südwestfrankreich begründet, bis an den Ebro aus und bemächtigten sich nach und nach auch der übrigen Provinzen S.s, während sie das Gebiet nördlich von den Pyrenäen 507 größtentheils den Franken überlassen mußten. So wurde S. der Sitz des Westgothischen Reichs, dessen Könige ihre Residenz in Toledo nahmen. Der westgoth. König Leovigild vernichtete 582 das Reich der Sueven in Galicien. Unter seinem Nachfolger Reccared wurde durch den Uebertritt der arianischen Gothen zum kath. Glauben 586 die Verschmelzung der herrschenden Gothen mit den beherrschten Römern angebahnt. Bald gaben die Gothen ihre eigene Sprache auf und nahmen die roman. Landessprache an. Innere Zerrüttung führte nach nicht 200jährigem Bestehen den Untergang dieses Reichs herbei. Unzufriedene westgoth. Große riefen die Araber (s. Mauren) aus Afrika herbei, und König Roderich fiel im Juli 711 in der siebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera in Andalusien. Darauf ward der größte Theil S.s eine Provinz des Khalifats, und von S. aus drangen die Araber über die Pyrenäen in Aquitanien ein, wurden aber von Karl Martell bei Tours 732 entscheidend geschlagen. Um 756 entriß Abd-ur-Rahman I., der Omajjade, S. den Abbassiden und stiftete ein eigenes Khalifat zu Cordova, das unter Abd-ur-Rahman III. und dessen Sohne Hakem II. (gest. 976) den Gipfel seiner Blüte und Macht erreichte, aber nach Hischam's III. Absetzung 1031 zerfiel, indem die einzelnen Statthalter sich unabhängig machten. (S. Omajjaden.) So regierten arab. Fürsten zu Saragossa, Toledo, Valencia und Sevilla. Hier wurden fast allgemein maurische Sprache und Sitten herrschend. Doch behielten die christl. Unterthanen (s. Mozaraber) freie Religionsübung, auch ihre Sprache, Gesetze und Obrigkeiten; überhaupt wurden sie mild behandelt und nur der polit. Rechte beraubt. Zu gleicher Zeit breiteten sich die Juden in S. aus. In der arab. Periode blühten Landbau, Handel, Künste und Wissenschaften; die Volksmenge war beträchtlich. Unterdessen behauptete ein Theil der Westgothen unter dem Helden Pelayo seit 712 und unter dessen Nachkommen in den Gebirgen Asturiens ihre Freiheit. Die Hauptstadt war Gijon, dann seit 792 Oviedo und von hier dehnten sie sich immer mehr nach Süden aus. Auch Karl d. Gr. drang 778 bis an den Ebro vor und begründete hier die sog. spanische Mark. Später gelang es den christl.-goth. Königen, ein Land nach dem andern den Arabern zu entreißen, sodaß schon im Anfange des 11. Jahrh. die christl. Reiche Leon (s. d.), Aragonien (s. d.) und Navarra (s. d.) fast die Hälfte der Halbinsel umfaßten. In steten Kämpfen mit den Arabern bildeten sich diese Reiche immer mehr aus, sowol nach außen wie nach innen, wobei im Adel Muth und Ritterſinn sich lebendig erhielt, während der Bürgerstand eine Menge Rechte und Freiheiten erwarb und beide die regste Theilnahme am Staatsleben entwickelten. Der große Cid (s. d.) ward seit dem 11. Jahrh. der Held des Zeitalters wie der Ritterpoesie. Die Kämpfe zwischen Spaniern und Mauren erhielten eine religiös-romantische Färbung, gleich den Kreuzzügen, wie denn auch damals drei geistliche Ritterorden von Alcantara (s. d.), Santiago de Compostela (s. d.) und Calatrava (s. d.) in S. begründet wurden. Vergeblich riefen die span. Araber die Almoraviden aus Marokko zu Hülfe. Die unter ihrem Beistande errungenen Vortheile schwanden bald wieder, und selbst die ebendaher kommenden Almohaden konnten nicht auf die Dauer Widerstand leisten. Seit dem großen Siege, den die vereinten christl. Fürsten unter dem castil. König Alfons VIII. bei Tolosa in der Sierra Morena 1212 über die Almohaden erfochten, blieben den Arabern nur die Reiche Cordova (s. d.) und Granada (s. d.), von denen jenes 1236, dieses 1246 sogar die Oberherrlichkeit Castiliens anerkennen mußte.

Unter den verschiedenen christl. Reichen S.s hatten sich im Laufe der Zeiten besonders zwei zu großem Ansehen herausgebildet: Aragonien und Castilien, die nach und nach alle übrigen christl. und arab. Herrschaften mit sich vereinigten. Nur Portugal (s. d.) erlangte und behauptete seine nationale Selbstständigkeit. Aragonien vergrößerte sich vorzüglich durch Erwerbungen an der Ostküste (Catalonien, Valencia), wozu noch die Balearen (s. d.), Sardinien und Sicilien hinzukamen. Nach der aragon. Verfassung konnten die Könige nichts Bedeutendes ohne Zu-

ziehung der Cortes (Stände) ausführen, welche aus den Vertretern des hohen und niedern Adels, der Geistlichkeit und der Städte, die bereits durch Handel und Gewerbfleiß zu Reichthum und hoher Blüte gelangt waren, bestanden. Damit keine Eingriffe in die Verfassung geschehen könnten, erhielt der Hofrichter (Justitia) eine erweiterte Amtsbefugniß, indem ihm das Recht verliehen wurde, alle Streitigkeiten der Cortes mit dem Könige in letzter Instanz zu entscheiden. Als das aragon. Königshaus erlosch, beriefen die Cortes 1412 den Infanten Ferdinand von Castilien als nächstberechtigten Thronerben zum Könige. Unter ihm und seinem Sohne Alfons V. (s. d.), 1416—58, der Neapel eroberte, erhielten die Rechte der Cortes abermals eine Erweiterung, wie denn von nun an der Justitia nur mit ihrer Zustimmung ernannt werden konnte. Alfons' Nachkomme, Ferdinand V. (s. d.), der Katholische, 1479—1516, vermählte sich 1469 mit Isabella von Castilien und bewirkte hierdurch die Vereinigung dieser beiden Königreiche. Castilien war von Ferdinand III. (s. d.), dem Heiligen, 1217—52, definitiv mit Leon vereinigt worden, und dieser dehnte durch glückliche Kriege gegen die Araber seine Macht über Murcia, Estremadura, Cordova, Sevilla und Cadix aus. Sein Sohn Alfons X. (s. d.), der Weise, 1252—84, förderte zwar Wissenschaften und Künste, strebte auch nach der röm.-deutschen Kaiserkrone, ließ aber durch verkehrte Regierung sein Reich in Verfall gerathen. Nach seinem Tode entstanden Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege, die das Reich zerrütteten und die Königsgewalt schwächten. Die Städte hatten hier weder eine so große Blüte noch so bedeutende Rechte erlangt wie in Aragonien. Geistlichkeit und Adel, zu dem auch die mächtigen und einflußreichen Ritterorden von Calatrava, Santiago de Compostela und von Alcantara gehörten, besaßen große Privilegien. Erst Alfons XI., 1324—50, stellte die Ruhe im Innern wieder her und brach durch seinen Sieg am Flusse Salado 1340 die Macht der Araber im südlichen S. Nach seinem Tode wurde Castilien abermals länger als ein Jahrhundert durch innere Kriege und Streitigkeiten zerrüttet. Peter der Grausame (s. d.), 1350—69, wüthete gegen Brüder und Verwandte, bis sein Halbbruder Heinrich von Trastamara ihn überwand, tödtete und dann seine Stelle einnahm. Unter seinen Nachfolgern entstand durch minderjährige Fürsten und selbstsüchtige Vormünder große Verwirrung, während Adel und Klerus alle Gewalt an sich rissen und die königl. Güter und Einkünfte schmälerten, sodaß, als Isabella (s. d.), 1474—1504, den Thron bestieg, die Königswürde ohne Macht und Ansehen war. Die Vereinigung von Aragonien und Castilien durch die Heirath Ferdinand's V., des Katholischen, und Isabella's war zunächst nur eine nominelle, indem beide unabhängig voneinander herrschten. Aber beider Bestrebungen waren auf dieselben Ziele gerichtet und beide ließen sich durch den klugen Cardinal Ximenes (s. d.) leiten. Vor allem suchten sie die Macht der Krone möglichst unabhängig vom Adel und der hohen Geistlichkeit zu machen. Das Hauptmittel dazu waren Verstärkung und Organisirung der heil. Hermandad (s. d.), Verbesserung der Rechtspflege, Erwerbung der Großmeisterwürde der drei Ritterorden und des Rechts, die Bischöfe zu ernennen, vor allem aber die Inquisition (s. d.), die zugleich als polit. Institut diente, um nicht blos Ketzer und Ungläubige, sondern auch den widerspenstigen Adel und Klerus im Zaum zu halten. Seit dieser Zeit traten in S. Königthum und röm. Kirche in einen solidarischen Bund gegen alle polit. und geistige Freiheit. Außer diesen Umgestaltungen im Innern ist Ferdinand's und Isabella's Regierung besonders wichtig durch die Eroberung von Neapel und Navarra sowie auch durch die (1492) des letzten mohammed. Reichs der Halbinsel, Granadas (s. d.), und die gleichzeitige Entdeckung Amerikas (s. d.). So wurde zu gleicher Zeit der Grund zu S.s künftiger Größe und zu seinem Verfall gelegt. Sämmtliche Kinder Ferdinand's und Isabella's starben frühzeitig, bis auf ihre Tochter Johanna, die nach ihrer Mutter Tode (1504) mit ihrem Gemahl, König Philipp I., des deutschen Kaisers Maximilian I. Sohn, in Castilien zur Regierung kam. Als dieser aber jung starb und Johanna in Wahnsinn verfiel, übertrugen die Stände von Castilien Ferdinand die Vormundschaft über seinen von ihm zum Universalerben eingesetzten Enkel Karl I., den spätern deutschen Kaiser Karl V. (s. d.). Nach Ferdinand's Tode 1516 übernahm Ximenes für den noch in den Niederlanden weilenden 16jährigen Karl die Regentschaft und wußte es dahin zu bringen, daß derselbe, ungeachtet seine Mutter Johanna noch am Leben war, als König von Castilien und Aragonien anerkannt wurde.

Als der junge unerfahrene König Karl 1517 bei seiner Ankunft in S. nur die Rathschläge seiner niederländ. Günstlinge befolgte und den Cardinal Ximenes entließ, erzeugte dies eine so allgemeine Unzufriedenheit, daß, während Karl in Deutschland sich die Kaiserkrone holte, in Castilien und Valencia ein Aufstand der städtischen Communen ausbrach, dessen Führer der kühne Juan de Padilla (s. d.) war. Der Sieg bei Villalar (1521) und die Hinrichtung

Padilla's machten der Bewegung ein Ende. Adel und Geistlichkeit schlossen sich dem Throne eng an; die Städte verloren ihre polit. Freiheiten; die Cortesversammlungen wurden seitdem immer seltener. Desto mehr erhob sich S. nach außen. In den vier Kriegen, die Karl mit Franz I. von Frankreich führte und durch die er das Herzogthum Mailand erwarb, erstarkte S. zur ersten militärischen und polit. Macht in Europa. Zu gleicher Zeit ward durch die Eroberungen in Amerika die Colonialmacht S.s begründet. Aber zugleich wurden durch die vielen Kriege Karl's die Kroneinkünfte erschöpft, sodaß die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden mußten. Mit der Thronbesteigung seines Sohnes Philipp II. (s. d.), 1556—98, begann schon der Verfall der span. Monarchie, zu der damals außer S. die Niederlande, das Königreich beider Sicilien, Mailand, Sardinien, die Franche-Comté und der ungeheure Colonialbesitz in Amerika gehörten. Drei Ziele verfolgte der finstere kalte Philipp II.: die Vergrößerung seiner Macht, die Vertilgung aller Ketzerei und die Vernichtung aller Volksrechte. Jedoch der Erfolg war nur ein theilweiser. Während er 1580 Portugal für seine Monarchie gewann, veranlaßte er den Abfall der Niederlande (s. d.). Ueberhaupt war er im ganzen nichts weniger als glücklich in seinen Kriegen mit den Türken, mit England, Frankreich und den Niederlanden. Ebenso wenig glückte es ihm überall mit der Ausrottung der Ketzerei. Zwar hinderte er in S. mittels der Inquisition jedes Auftauchen des Protestantismus und suchte die Reste des Mohammedanismus daselbst in den Moriscos auszurotten; aber in den Niederlanden vermochte er den theilweisen Sieg des Protestantismus nicht zu verhindern und selbst in seinen ital. Besitzungen die Einführung der span. Inquisition nicht durchzusetzen. Am besten gelang ihm die Unterdrückung der noch in S. bestehenden Freiheiten. Als die Aragonier für den verfolgten Minister Antonio Perez (s. d.) Partei nahmen und 1591 sich empörten, erstickte Philipp durch Militärgewalt den Aufstand, ließ den Justitia nebst mehrern Großen hinrichten und vernichtete die wichtigsten Freiheiten Aragoniens. Die vielen Kriege und die verkehrte Wirthschaft Philipp's brachten das Land, trotz der aus Amerika fließenden ungeheuern Schätze, an den Rand eines finanziellen Abgrundes. Blos der äußere Glanz dauerte unverändert fort. Span. Kunst und Literatur feierten damals und noch eine kurze Zeit weiter ihr goldenes Zeitalter, und span. Sprache und Mode waren tonangebend in Europa. Unter Philipp III., 1598—1621, machte der Verfall S.s Riesenschritte. Der allmächtige Günstling des Königs, Graf Lerma, suchte nur seinen und seiner Anhänger Vortheil. Die Staatseinkünfte wurden schmählich vergeudet, während Handel, Industrie und geistige Bildung immer mehr herunterkamen, besonders durch die Vertreibung der letzten Reste der Moriscos (1609). Unter Philipp IV., 1621—65, unter dem der Herzog von Olivarez (s. d.) lange Jahre als Günstling und Minister regierte, ward der Zustand des Landes noch trauriger. Kriege in Deutschland, Italien, den Niederlanden und mit Frankreich zehrten das Mark des Landes auf und führten zu den härtesten Bedrückungen, die einen zehnjährigen Bürgerkrieg in Catalonien und andere Aufstände in Andalusien, Neapel u. s. w. veranlaßten. Das Königreich Portugal schüttelte 1640 die span. Herrschaft wieder ab. Im Frieden zu Münster 1648 mußte endlich die Unabhängigkeit der niederländ. Republik förmlich anerkannt werden, und im Pyrenäischen Frieden (s. d.) 1659 wurden span. Gebiete an Frankreich abgetreten. Unter Philipp's IV. Sohn und Nachfolger, dem an Geist und Körper schwachen Karl II., 1665—1700, traten die Folgen des Systems unverhüllt hervor. Der Geldmangel war aufs höchste gestiegen, die Regierung im Innern und in den Colonien ohne Kraft und Ansehen und nach außen unglücklich in ihren Kriegen gegen Frankreich, an das im Frieden zu Aachen 1668 12 niederländ. Festungen, in dem von Nimwegen 1678 die Franche-Comté und weitere niederländ. Besitzungen verloren gingen.

Karl II., der letzte span. Habsburger, hatte in seinem Testamente einen Enkel seiner, mit König Ludwig XIV. von Frankreich vermählten ältern Schwester, Philipp von Anjou (s. Philipp V.), zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Holland und Frankreich in dem sog. Partagetractate beschlossene Theilung der span. Monarchie zu verhindern. Wirklich ward Philipp V., nach Karl's Tode, ohne Widerstand in der gesammten span. Monarchie als König anerkannt. Aber nun entbrannte der zwölfjährige Spanische Erbfolgekrieg (s. d.), in welchem Philipp V., 1701—46, nach manchem Wechsel des Glücks, gegen seinen österr. Gegenkönig Karl (den nachmaligen Kaiser Karl VI.) auf dem span. Thron sich behauptete. Allein im Utrechter Frieden 1713 mußte er die span. Nebenländer Neapel, Sardinien, Mailand und die Niederlande an Oesterreich und Sicilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorca. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Catalonien und Valencia, welche sich für den Gegen-

König Karl erhoben hatten, wurden von Philipp V. als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Castilien gehalten und in Aragonien 1720. Nur die baskischen Provinzen und Navarra behielten ihre althergebrachten Landesprivilegien (Fueros). Sonst war Philipp V. unbedeutend und nahm an den Staatsgeschäften wenig Antheil; aber seine energische und geistvolle zweite Gemahlin, Elisabeth von Parma, mit ihren Rathgebern Alberoni (s. d.) und Ripperda (s. d.) kehrte zu der alten Großmachtspolitik zurück und gewann wieder in Italien das Königreich beider Sicilien 1735 und das Herzogthum Parma 1748 als span. Secundogenituren. Unter Philipp's gemüthskrankem Sohne und Nachfolger, Ferdinand VI., 1746—59, erholte sich das Land finanziell während der friedlichen Zustände. Erst unter Karl III., 1759—88, einem aufgeklärten Fürsten, brach für S. eine bessere Zeit an. Zwar verwickelte diesen der bourbonische Familienvertrag von 1761 zum Nachtheil des Landes in den franz.-engl. Krieg, und es mislangen die Unternehmungen gegen Algier 1775 und im Kriege 1779—83 die Belagerung von Gibraltar, während dagegen die Insel Minorca wiedererobert wurde. Doch störte dies den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda (s. d.), Campomanes (s. d.) und Florida Blanca arbeiteten. Diese sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Auch die Inquisition ward beschränkt und der Jesuitenorden durch die pragmatische Sanction vom 2. April 1767 aus allen span. Ländern verwiesen und seine Güter eingezogen. Uebrigens war der Fortschritt zum Bessern auch noch im Anfang der Regierung Karl's IV. (s. d.), 1788—1808, sichtbar. Endlich wurde Florida Blanca 1792 durch den Herzog von Alcudia (s. d., Godoy) verdrängt, mit welchem eine Günstlingsregierung eintrat, die ebenso verkehrt als nachtheilig für den Staat geführt wurde. Anfangs nahm S. mit großer Anstrengung an dem Kriege gegen die Republik Frankreich Antheil; aber in dem Frieden zu Basel 22. Juli 1795 mußte S. seine Hälfte San-Domingos abtreten. Dann schloß Alcudia, der bei dieser Gelegenheit den Titel «Friedensfürst» erhalten hatte, mit der franz. Republik den verhängnißvollen Schutz- und Trutzbund von San-Ildefonso 19. Aug. 1796 und erklärte den Krieg an England, infolge dessen S. durch den Frieden von Amiens 25. März 1802 Trinidad verlor. Zwar hatte Alcudia inzwischen sich von der Leitung der Geschäfte zurückgezogen, und sein Verwandter Cevallos (s. d.) ward 1800 erster Minister; aber nichtsdestoweniger behielt Alcudia thatsächlich den überwiegenden Einfluß. Er lehnte sich völlig an Napoleon's I. Politik an, zog 1801 gegen Portugal zu Felde und erkannte die Erhebung des Herzogs von Parma zum König von Etrurien mit der Abtretung des span. Louisiana an Frankreich. Als beim Wiederausbruch des franz.-engl. Krieges 1803 S. Napoleon durch Subsidiengelder unterstützte, griffen im Oct. 1804 die Engländer die span. Silbergallionen an. S. mußte deshalb den Krieg an England erklären. Die Niederlagen bei Finisterre 22. Juli und bei Trafalgar (s. d.) 21. Oct. 1805 vernichteten seine Seemacht. Zugleich nöthigte Napoleon I. Alcudia zu dem schmählichen Vertrag von Fontainebleau (27. Oct. 1807), worin eine Theilung Portugals und für Alcudia ein souveränes Fürstenthum Algarvien stipulirt wurde.

Indeß war in S. die Opposition gegen den Herzog von Alcudia gewachsen. Als ihr Haupt galt der Thronfolger Prinz Ferdinand von Asturien, der sich zugleich um Napoleon's Protection bewarb und sich bei dem Könige zum Organ der Beschwerden gegen den Günstling machte. Deshalb verhaftet, mußte der Prinz durch tiefe Demüthigungen seine Freiheit wieder erkaufen. Während dieser Krisis waren franz. Truppen in S. eingerückt. Selbst der Günstling gerieth jetzt über die Folgen seiner Hingebung an Napoleon in Besorgniß und dachte daran, mit der königl. Familie nach Cadix und von da weiter nach dem span. Amerika zu entfliehen. Das Gerücht davon beunruhigte das Volk. Eine Insurrection, der sich 18. März 1808 die königl. Garden in Aranjuez selbst anschlossen, stürzte den Friedensfürsten und bewog den König am folgenden Tage zu Gunsten des Prinzen von Asturien abzudanken. Während dieser als Ferdinand VII. (s. d.) unter allgemeinem Jubel zum König ausgerufen ward und 24. März in das bereits von den Franzosen besetzte Madrid seinen Einzug hielt, stellte Karl IV. in einem Schreiben an Napoleon seine Abdankung als erzwungen dar. Aber auch Ferdinand VII. bewarb sich zu gleicher Zeit um die Gunst des Kaisers Napoleon, der 14. April in Bayonne eintraf und nun die beiden span. Könige nach dieser franz. Grenzstadt entbot. Indem sich hier Napoleon zum Schiedsrichter aufwarf und Ferdinand mit Todesdrohungen einschüchterte, gelang es ihm, denselben erst zur Niederlegung der Krone, dann zum Verzicht auf alle seine Rechte an S. zu bewegen. Eine gleiche Erklärung stellten Ferdinand's beide Brüder, die Infanten Don Carlos und Don Francisco de Paula, aus. Schon vorher hatte Karl IV. zu

Gunsten Napoleon's verzichtet. Karl IV., seine Gemahlin und der Friedensfürst begaben sich nach Compiègne und endlich nach Rom; Ferdinand und die Infanten wurden in Valençay bewacht. Darauf berief Napoleon eine Junta von span. Abgeordneten nach Bayonne und ernannte 6. Juni 1808 seinen Bruder Joseph Bonaparte (s. d.), bisherigen König von Neapel, zum König von S. und Indien, indem er die Unabhängigkeit der span. Monarchie in ihren bisherigen Grenzen anerkannte. Am 15. Juni eröffnete die Junta, welche dem neuen König sofort gehuldigt hatte, ihre Sitzungen. Am 7. Juli ward die neue span. Verfassung, nach franz. Muster, sanctionirt und beschworen, worauf König Joseph 20. Juli in Madrid seinen Einzug hielt. Aber unter dieser unerhörten Schmach erwachte die bisher gebundene Kraft der span. Nation. Edle und unedle Elemente, Nationalstolz und wilder Fremdenhaß, kühner Freiheitssinn und mönchisch-feudaler Fanatismus, alles wirkte gleichmäßig zusammen, eine beispiellose Kraft des Widerstandes zu erwecken. Schon die Abführung des letzten Infanten rief 2. Mai einen furchtbaren Volksaufstand in Madrid hervor, den die Franzosen nur mit blutiger Strenge bewältigen konnten. Auf die Kunde von den Vorgängen in Bayonne bildeten sich in allen span. Provinzen Juntas, die im Namen des rechtmäßigen Königs Ferdinand VII. die Regierung ergriffen. Freischaren (Guerrillas) wurden organisirt, um die Franzosen zu bekämpfen, und auch die regulären span. Truppen erklärten sich meistentheils für die Nationalsache, welche bald in der Centraljunta von Sevilla eine Oberleitung erhielt. Die Umzingelung des franz. Generals Dupont und dessen Capitulation bei Baylen (s. d.) 22. Juli 1808, die Aufhebung der Belagerung von Saragossa und die Flucht König Joseph's aus Madrid 30. Juli entzündeten den Nationalgeist, und der Eindruck davon wirkte sogar ermuthigend auf ganz Europa. Zugleich erhob sich Portugal, wo Wellington (s. d.) mit einem engl. Corps landete und die Franzosen durch die Capitulation von Cintra (30. Aug.) das Land zu räumen zwang. Zwar waren in offener Feldschlacht die Franzosen noch überlegen. Napoleon, der im November selbst mit neuen Truppen herankam, drang rasch vor, und 4. Dec. 1808 mußte Madrid capituliren. Allein die zweite Belagerung von Saragossa (s. d.) bewies, welche Kraft der Widerstand zu entfalten wußte. Der Krieg hatte den Charakter des furchtbarsten Volkskampfes angenommen, und die Regeln und Mittel der Napoleonischen Kriegführung hatten hier keinen Erfolg.

Inzwischen hatte sich Oesterreich zum Kriege erhoben, der Napoleon und einen Theil seiner Heere nach Deutschland zog, sodaß er die Leitung des Kriegs in S. seinen Marschällen überlassen mußte. König Joseph selbst, mit seinem Bruder uneinig, bei den Marschällen ohne Ansehen, war außer Stande, die Dinge zu beherrschen. Vergebens bemühten sich die Franzosen, Portugal wieder zu erobern und nach Cadix vorzudringen. Andererseits blieb Wellington's Sieg bei Talavera 27. und 28. Juli 1809 ohne Folgen, und die Engländer mußten sich nach Portugal zurückziehen. Aber in Altcastilien, Catalonien, Aragonien, Navarra und Biscaya konnten die Guerrillas weder durch mobile Colonnen besiegt, noch durch feste Plätze im Zaum gehalten werden. Indeß gelang den Franzosen ihr Hauptplan gegen Andalusien, und König Joseph hielt 1. Febr. 1810 seinen Einzug in Sevilla, von wo die Centraljunta 25. Jan. nach Cadix entflohen war. Gleich darauf (29. Jan. 1810) legte die Centraljunta ihre Gewalt in die Hände einer Regentschaft (von fünf Mitgliedern) nieder. Die langwierige franz. Belagerung von Cadix (s. d.) hatte keinen Erfolg; ebenso wenig die Expedition des Marschalls Masséna gegen Portugal (1810—11). Unterdeß war eine von der Regentschaft berufene außerordentliche Versammlung der Cortes in Cadix im Sept. 1810 zusammengetreten, welche sofort daran ging, eine neue Constitution für die span. Monarchie auszuarbeiten, wobei man theilweise die erste franz. Verfassung von 1791 zu Grunde legte. In dieser Zeit errangen die Franzosen wesentliche Erfolge und nahmen im Jan. 1812 auch Valencia ein. Allein Wellington drang wieder in S. vor und schlug die Franzosen 22. Juli unter Marmont entscheidend bei Salamanca. Abermals mußte König Joseph aus Madrid flüchten und traf 1. Sept. in Valencia ein. Wellington zog 12. Aug. in Madrid ein. Erst im Herbst, als Wellington sich vergeblich bemüht hatte, Burgos einzunehmen, die Franzosen aber beträchtliche Verstärkungen erhielten, zogen die Engländer sich nach der Grenze Portugals zurück, und Joseph kam 2. Nov. wieder nach Madrid zurück. Aber die Katastrophe, der Napoleon in Rußland unterlag, veränderte auch in S. die ganze Situation. Die span. Regentschaft, von Großbritannien und Rußland anerkannt, hatte indeß das von den Cortes 18. März 1812 vollendete neue Verfassungsgesetz sanctionirt und verkündigt. Im Anfang des J. 1813 ward ein Theil der franz. Armee aus S. nach Frankreich abberufen. König Joseph verließ 18. März Madrid, wohin er nicht mehr zurückkehrte, und concentrirte seine gesammte Macht in der Gegend von Burgos, später bei

Vittoria. Wellington erkämpfte 21. Juni den glänzenden Sieg bei Vittoria (s. d.), worauf das franz. Heer über die Pyrenäen sich zurückzog. Joseph verließ auf Napoleon's Befehl S. auf immer, während Napoleon den Marschall Soult zum Oberfeldherrn der franz. Heere in S. ernannte. Dieser vereinigte die geschlagenen Heerhaufen und stellte eine beträchtliche Macht dem andringenden Sieger entgegen. Am 24. Juli begann der Kampf in den Pyrenäen. Man schlug sich auf mehrern Punkten; aber Wellington behauptete seine Stellung und nahm 31. Aug. San-Sebastian mit Sturm. Als auch Pampelona 31. Oct. gefallen war, stand, Barcelona und einige andere catalon. Plätze ausgenommen, kein Feind mehr auf span. Boden. Darauf drang Wellington im Nov. 1812 in Frankreich ein, wo mit der blutigen Schlacht bei Toulouse 10. April 1814 der span. Befreiungskrieg (Halbinselkrieg) ein Ende nahm.

Schon vorher hatte Kaiser Napoleon durch den Tractat von Valençay 11. Dec. 1813 dem König Ferdinand VII. S. zurückgegeben, und König Joseph mußte abdanken. Dieser Vertrag wurde von der Regentschaft nicht anerkannt, und die Cortes luden 2. Febr. 1814 Ferdinand VII. ein, sich nach Madrid zu begeben und den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ferdinand kam 24. März in Gerona an, begab sich aber nach Valencia und erklärte hier 4. Mai die Verfassung von 1812 für aufgehoben und die Cortes für aufgelöst. Die Masse des Volks, durch manchen Misgriff der Cortes, namentlich ihre Steuergesetze misvergnügt, begrüßte Ferdinand bei seinem Einzuge in Madrid, 14. Mai, mit dem Ruf: «Es lebe der absolute König!» Sein Versprechen, eine neue Verfassung zu geben, blieb unerfüllt; vielmehr begann eine grausame Verfolgung aller Anhänger sowol Joseph's als der Cortes und der Regentschaft. Bald war das Ausland mit Tausenden von span. Flüchtlingen und Verbannten erfüllt, zum Theil solchen, die durch ihren Patriotismus in der Zeit des Befreiungskampfes sich ausgezeichnet hatten. Die Inquisition ward wiederhergestellt; Mönche, Klöster und Jesuiten lebten wieder auf; die Restauration ging bis über die Reformen Karl's III. zurück. Ein finsterer Despotismus, mit allen Mitteln rechtloser Gewaltthat durchgeführt, bezeichnete die neue Regierung, die ohne Fähigkeit und staatsmännischen Geist von den obscursten Hof- und Priestereinflüssen, der Camarilla, beherrscht war. Jede freie geistige Regung ward unterdrückt und bestraft, das materielle Wohl des Volks nicht gefördert. Nach außen war die Regierung nicht glücklicher als im Innern. Florida ward 1819 für 5 Mill. Dollars an die Vereinigten Staaten verkauft; die abgefallenen amerik. Colonien wollte Ferdinand zurückerobern. Aber die Rüstungen gingen bei der ökonomischen Zerrüttung des Landes nur langsam von statten, und die Kriegsflotte befand sich in tiefstem Verfall. Natürlich machte sich die polit. Unzufriedenheit in weiten Kreisen geltend. Die oppositionellen Elemente sammelten sich in geheimen Verbindungen mit freimaurerischen Formen, die auf eine Revolution und Wiederherstellung der Constitution von 1812 hinarbeiteten. Auch unter der Armee gewann diese Richtung zahlreichen Anhang, namentlich bei den Offizieren des Befreiungskriegs. Nachdem verschiedene Pronunciamentos von Mina, Porlier, Lacy und Vidal mislungen waren, kam es endlich in dem Lager vor Cadix zu einem erfolgreichen Ausbruch. Am 1. Jan. 1820 proclamirte der Oberstlieutenant Riego (s. d.) an der Spitze von vier Bataillonen die Verfassung der Cortes. Mehrere Truppenabtheilungen folgten dem Beispiel; Oberst Quiroga trat an die Spitze. In Galicien und Navarra wurde die Verfassung proclamirt. Durch die in Madrid entstandene Aufregung genöthigt, verkündigte Ferdinand 7. März die Wiederherstellung der Verfassung und die Berufung der Cortes von 1812. Eine Amnestie ward proclamirt, die Kerker der Inquisition wurden geöffnet, eine provisorische Junta gebildet, die mit dem König einstweilen die Geschäfte leiten sollte, und die Verfassung von Ferdinand beschworen. Binnen wenig Tagen war, mit geringen Ausnahmen ohne Widerstand, in ganz S. die neue Ordnung der Dinge anerkannt. Die Regierung begann nun, ohne daß der König sich widersetzte, zu reformiren. Aufhebung der Inquisition, der Patrimonialjustiz, der Zünfte, des Klosterzwangs, Errichtung von Nationalgarden waren die ersten Maßregeln. Als die Cortes 9. Juli 1820 zusammentraten, wurden mehrere Mönchsorden, auch der Orden der Jesuiten abgeschafft und, um der Finanznoth abzuhelfen, die meisten Klöster aufgehoben und ihre Güter eingezogen. Dies und die Abschaffung des Zehnten erregte den Unwillen der Geistlichkeit. Die Masse des Volks war mit diesen Veränderungen nicht durchaus einverstanden. Es bildeten sich Guerrillas, und an der portug. Grenze trat eine sog. apostolische Junta auf mit der ausgesprochenen Absicht, die absolute Königsgewalt, die mönchischen und feudalen Institutionen wiederherzustellen. Das Ministerium, in dem anfangs Argüelles (s. d.), später Martinez de la Rosa (s. d.) den Vorsitz führte, und die Cortes bemühten sich, die Ordnung gegen die extremen Factionen zu erhalten; einschränkende Gesetze gegen den Misbrauch

der Presse und der Clubs wurden erlassen. Trotzdem griffen die exaltirt demokratischen Fractionen, die sog. Communeros und Descamisados (Ohnehemden, dem franz. Sansculotte entsprechend), immer weiter um sich, während andererseits die sog. Apostolische Partei mit Hülfe der Priester das Landvolk aufhetzte. Zwar wurden die einzelnen Banden ihrer sog. Glaubenssoldaten anfangs überwältigt und zerstreut, und auch ein Versuch derselben Partei, durch die Garden in Madrid eine Contrerevolution zu bewerkstelligen, 7. Juli 1822, schlug fehl. Aber in den nördl. Provinzen, namentlich in Catalonien, Navarra und Biscaya, gewann die Apostolische Partei zahlreichen Anhang und installirte 15. Aug. 1822 zu Seu de Urgel eine Regentschaft, die im Namen des «gefangenen» Königs alles wiederherzustellen befahl, wie es vor dem März 1820 bestanden hatte. Es gelang jedoch dem General Mina, die Festung Urgel zu erobern und die sog. Glaubensarmee auseinanderzusprengen, sodaß die Regentschaft 28. Nov. 1822 über die franz. Grenze flüchten mußte. Inzwischen hatten bei den Neuwahlen die Exaltados über die Gemäßigten (Moderados) gesiegt und die Majorität in den Cortes von 1822 erlangt; auch das Ministerium Martinez hatte einem Exaltado-Cabinet unter San-Miguel's Vorsitz weichen müssen. Dadurch ward der Conflict mit dem Ausland beschleunigt.

Der Congreß zu Verona (s. d.) trat im Spätherbst des J. 1822 hauptsächlich wegen der span. Verhältnisse zusammen, und Frankreich vereinigte sich dort mit den Höfen des Ostens zu dem Beschluß einer Einmischung in die span. Angelegenheiten. Das Ansinnen einer Verfassungsveränderung und Herstellung der königl. Souveränetät wurde im Jan. 1823 von der span. Regierung und den Cortes in energischer Weise zurückgewiesen, worauf die Gesandten von Oesterreich, Preußen, Rußland und Frankreich aus Madrid abreisten und Frankreich zur militärischen Intervention schritt. Am 7. April 1823 überschritt der Herzog von Angoulême als Oberanführer des franz. Interventionsheers mit 95,000 Mann den Grenzfluß Bidassoa, und bald organisirte sich neben demselben eine neue span. Glaubensarmee. Eine provisorische «Regierungsjunta für S. und Indien» erklärte alle Beschlüsse der Cortes für nichtig und verkündigte die Herstellung der vorrevolutionären Zustände. Das constitutionelle Ministerium und die Cortes hatten indeß den König trotz allen Widerstrebens (20. März) nach Sevilla entführt. Aber zu einem nationalen Kampfe, wie er 1808—12 geführt worden, fehlten die Elemente. Die Masse des Volks war entweder ohne Verständniß für die Verfassung oder vom Klerus dagegen fanatisirt. Die gebildeten Klassen zeigten mehr Anhänglichkeit, aber nicht immer genug Opfermuth für den neuen Zustand der Dinge. Als die Franzosen einrückten, unter tüchtigen Führern, mit guter Mannszucht und vorsichtiger Schonung des Volksgeistes, standen gegen sie vier span. Armeecorps aufgestellt. Das erste unter Ballesteros (s. d.) hinter dem Ebro, das zweite unter Mina in Catalonien, das dritte unter O'Donnell (s. d.) bei Madrid, ein viertes unter Morillo in Galicien und Asturien. Beim Vorrücken der Franzosen zog sich Ballesteros nach Valencia zurück; O'Donnell knüpfte verrätherische Unterhandlungen an. So wurden die Provinzen Castilien, Aragonien und Obercatalonien fast ohne Kampf von den Franzosen besetzt und der Herzog von Angoulême zog 24. Mai in Madrid ein. Eine von ihm eingesetzte Regentschaft unter dem Herzog von Infantado begann sogleich das Werk der Restauration. Auch Verfolgungen und Ausschweifungen der siegenden Apostolischen Partei blieben nicht aus, und die Franzosen mußten nicht selten mildernd und abwehrend dazwischen treten. Vom vordringenden Feinde bedroht, verlegten die Cortes ihren Sitz von Sevilla nach Cadix, wohin auch der König sie (13. Juni) begleiten mußte. In der span. Armee begann allenthalben Entmuthigung und Desertion. Morillo in Galicien schloß einen Waffenstillstand und unterwarf sich der Regentschaft. Ballesteros, von Stellung zu Stellung gedrängt, schloß zu Granada 4. Aug. eine Capitulation mit den Franzosen. Cadix war indeß zu Land und zur See blokirt worden. Angoulême erstürmte 31. Aug. den Trocadero, und die Stadt ward nun eng eingeschlossen und bombardirt. Noch vor dem drohenden Sturme beschlossen die Cortes (28. Sept.), sich aufzulösen und den König freizulassen, der darauf 1. Oct. sich in das franz. Lager begab. Vorher hatte er eine Proclamation erlassen, worin er vollständige Amnestie, Anerkennung der von der constitutionellen Regierung contrahirten Staatsschulden, Belassung aller Beamten in ihren Aemtern und Herstellung einer Verfassung zusagte.

Mit der Einnahme von Cadix war der Krieg beendigt. Auch Mina, der in Catalonien einen geschickten Gebirgskrieg gegen die Franzosen geführt hatte, schloß 1. Nov. eine Capitulation. Mehrere andere constitutionelle Generale, viele Cortesmitglieder und hervorragende Personen, die sich compromittirt fühlten, entflohen ins Ausland. Die schon von der Regentschaft begonnene polit. Verfolgung nahm jetzt noch größern Umfang an. Vergebens hatte der

Herzog von Angoulême persönlich und in officiellen Erklärungen zur Mäßigung gerathen. Ferdinand VII. hob alle Beschlüsse der constitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oct. 1823 auf und bestätigte die der Regentschaft, deren Minister von ihm beibehalten wurden. Zugleich wurden die Gefängnisse gefüllt, Riego hingerichtet und die brutalsten Grausamkeiten gegen Misliebige begangen. Zwar mußte der König auf das Drängen der auswärtigen Diplomatie wenigstens die Wiederherstellung der Inquisition unterlassen und das Ministerium im gemäßigten Sinne (Ofalia, später Zea Bermudez) ändern; allein die Apostolische Partei behauptete mit Hülfe des Justizministers Calomarde (s. d.) ihren Einfluß. Der Credit war durch die Ungültigkeitserklärung der Cortesanleihen gänzlich erschüttert, die Staatskasse leer und drückende neue Steuern nothwendig. Ein Amnestiedecret vom 1. Mai 1824 verdiente wegen seiner zahlreichen Ausnahmen kaum diese Bezeichnung. Es war begreiflich, daß unter diesen Umständen die Lage S.s nichts weniger als beruhigt erschien, und die Regierung schloß einen Vertrag ab, wonach das Land von den Franzosen noch ferner besetzt bleiben sollte. Gleichwol galt Ferdinand VII. den Augen der fanatischen Priester und Absolutisten noch nicht für energisch genug, und es bildete sich in diesem Kreise eine Partei, die auf die Erhebung seines Bruders, Don Carlos (s. d.), hinarbeitete, den man als ein blindes Werkzeug der apostolischen Faction kannte. Von dieser Seite wurden nun mehrere Schilderhebungen angestellt, unter denen der Aufstand der sog. Agraviados (s. d.) in Catalonien 1827 am bedeutendsten war. Doch wurden dieselben blutig unterdrückt. Nicht minder mißglückten einzelne kleine constitutionelle Pronunciamentos, welche zu neuen Verfolgungen gegen die Liberalen den Anlaß gaben. Endlich zu Anfang 1828 zogen die franz. Occupationstruppen wieder aus S. ab. Der Zustand der Monarchie war in jeder Hinsicht trostlos. Inzwischen hatten die span. Colonien in Amerika ihren Unabhängigkeitskampf durchgekämpft und waren von Großbritannien und den Vereinigten Staaten als selbstständige Republiken anerkannt worden. Die letzten span. Waffenplätze auf dem amerik. Festlande, das Fort San-Juan de Ulloa (23. Nov. 1825) und Callao bei Lima (22. Jan. 1826), gingen verloren. Nur die westind. Inseln Cuba und Portorico und die Philippinen im ostasiat. Archipel blieben unter span. Herrschaft.

In diese ungünstigen Verhältnisse warf König Ferdinand VII. neuen Stoff der Zerrüttung, indem er, der indessen kinderlos gewesen war, zum vierten mal vermählt (1829) mit der klugen und intriganten Maria Christina (s. d.) von Neapel, aus Liebe zu dieser und aus Abneigung gegen seinen Bruder Carlos durch eine pragmatische Sanction vom 29. März 1830 das 12. Mai 1713 erlassene Salische Gesetz (s. d.) des bourbonischen Hauses aufhob, wonach die Frauen erst nach dem völligen Aussterben des Mannsstammes thronfähig sein sollten. Die 10. Oct. 1830 von Christina geborene Infantin Isabella ward infolge dessen zur Thronfolgerin erklärt. Nichtsdestoweniger arbeiteten die Apostolischen (Karlisten) für die Erhebung des Don Carlos. Indessen verfiel Ferdinand im Sept. 1832 in eine lebensgefährliche Krankheit. In diesem Zustande gelang es der apostolischen Partei, mit Hülfe des Ministers Calomarde, von dem König einen Widerruf der pragmatischen Sanction von 1830 zu erschleichen. Aber die Intrigue ward vereitelt, die Partei gestürzt und der Einfluß Maria Christina's allmächtig. Diese, zur Regentin ernannt (4. Oct. 1832), berief ein moderirtes Ministerium (Ofalia und Zea-Bermudez) und erließ 7. Oct. eine allgemeine Amnestie. Don Carlos selbst begab sich zu Dom Miguel nach Portugal und protestirte 29. April 1833 gegen seine Ausschließung vom Throne, welchem Proteste sich später die bourbonischen Dynastien in Italien anschlossen. Die von Ferdinand nach Madrid berufenen Cortes leisteten 20. Juni 1833 Isabella als Thronfolgerin den Eid der Treue. Am 29. Sept. 1833 starb Ferdinand VII., und nun succedirte seine älteste Tochter Isabella II. (s. d.), für welche, gemäß testamentarischer Bestimmung, während ihrer Minderjährigkeit die Königin-Witwe Maria Christina die Regentschaft übernahm. Der Tod des Königs ward das Signal für die seit lange vorbereitete Erhebung der Karlisten. Auf dem platten Lande, namentlich in den baskischen Provinzen, war die Stimmung des Volks für Don Carlos: man sah in ihm den Repräsentanten der alten monarchischen und kirchlichen Ordnung, den Schützer der hergebrachten provinziellen Vorrechte. (S. Fueros.) Bilbao und Vittoria wurden von den karlistischen Bauern im Oct. 1833 besetzt, die Landesbewaffnung angeordnet und Don Carlos unter dem Namen Karl V. als König ausgerufen. Die Insurgenten hatten für sich das Landvolk, die Mönche, die Ortskenntniß und die Uebung im Gebirgskriege. An einem Orte überwunden, tauchten sie am andern wieder auf. Dieser weitaussehende Kampf rief in der polit. Gestaltung S.s einen Umschwung hervor. Die Regentin mußte sich der bisher verfolgten Liberalen, welche im Mittelstande, in den Städten und im Heer noch immer großen

Anhang hatten, als Verbündeter zu versichern suchen und ihren Forderungen nachgeben. So wurde 15. Jan. 1834 Zea-Bermudez, der Vertreter des gemilderten Absolutismus, durch Martinez de la Rosa (s. d.) ersetzt und 10. April 1834 das Estatuto real erlassen, welches eine beschränkte constitutionelle Verfassung mit zwei Kammern einsetzte. Die neuen Cortes wurden einberufen, eine ausgedehnte Amnestie verkündigt. Zugleich verband sich S. mit England, Frankreich und Portugal zur Quadrupleallianz vom 22. April 1834, deren nächster Zweck die Aufrechterhaltung der constitutionellen Ordnung gegen Dom Miguel und Don Carlos war.

Inzwischen war Don Carlos im Juli 1834 in Navarra erschienen. Auch in Catalonien regte sich jetzt für ihn eine Partei, unter deren Anführung besonders Cabrera (s. d.) sich bald einen hervorragenden Namen machte. Dagegen erfolgte jetzt ein Beschluß beider Kammern der Cortes 3. Sept. und 8. Oct. 1834, welcher Don Carlos nebst seiner Nachkommenschaft auf immer von der span. Thronfolge ausschloß. Der Bürgerkrieg zwischen den Karlisten und den Christinos (Anhängern der Regentin) wurde mit Grausamkeit und Erbitterung auf beiden Seiten geführt. Aber die Feldherren der Regentin waren nicht glücklich, Rodil und Mina so wenig wie ihr Nachfolger Valdes. Der letztere wurde in den viertägigen Gefechten vom 21. bis 24. April 1835 von Zumalacarregny geschlagen und nach Logroño zurückgedrängt. Nach den neuen Niederlagen bei Guernica (1. Mai) und Hernani (12. Mai) wurden span. Werbungen in England und Frankreich gestattet, franz. und engl. Kreuzer erschienen an der span. Küste und ein portug. Hülfscorps rückte in S. ein. Am 10. Juni 1835 fand in Madrid ein völliger Ministerwechsel statt: Graf Toreño trat an die Spitze eines entschieden liberalen Cabinets. Der infolge einer Verwundung erfolgte Tod Zumalacarregny's (vor Bilbao 24. Juni 1835) gab der Sache der Karlisten, die in diesem ausgezeichneten Feldherrn ihre tüchtigste Stütze verloren, eine nachtheilige Wendung. Doch errang der im Juli 1835 neuernannte Oberbefehlshaber der Christinos, General Cordova, durch ein engl. Soldheer von 10,000 Mann unter General Evans verstärkt, keine großen Erfolge. Der Liberalismus forderte jetzt laut die Aufhebung der Klöster, und der Pöbel fiel über die Mönche her. Ein Decret vom 29. Juli erschien, welches eine große Anzahl Klöster aufhob. Dennoch kamen 5. Aug. in Barcelona große Ausschweifungen vor, und eine provisorische Junta ward errichtet, welche an die Regierung drohende Vorstellungen erließ. Barcelonas Beispiel fand bald Nachahmungen; in den meisten Provinzen bildeten sich Juntas, welche die Constitution von 1812 verlangten. Am 14. Sept. erfolgte der Sturz des Ministeriums Toreño, und der Finanzminister Mendizabal (s. d.) trat an seine Stelle. Diesem gelang es, für den Augenblick den revolutionären Sturm zu beschwören, indem er unbeschränkte Preßfreiheit und allgemeine Volksbewaffnung bewilligte und auch eine Revision des Estatuto real versprach. Da aber die radicalen Parteien mit diesen Zugeständnissen sich nicht begnügten, mußte Mendizabal 15. Mai einem Moderado-Ministerium Isturiz (s. d.) Platz machen, das infolge eines Mistrauensvotums 22. Mai die Cortes auflöste. In mehrern Städten brachen nun Empörungen aus, und es wurde die Constitution von 1812 proclamirt. Um die Hauptstadt Madrid in Ruhe zu halten, waren außerordentliche militärische Vorkehrungen getroffen. Aber in der Nacht vom 12. bis 13. Aug. zog das vierte Garderegiment unter Anführung des Sergeanten Garcia nach dem Lustschlosse La Granja (San-Ildefonso), wo sich der Hof aufhielt, und zwang die Regentin, sich für die Constitution von 1812 zu erklären. Zu gleicher Zeit brach in Madrid der Aufstand aus. Die Minister mußten flüchten; der Generalkapitän Quesada mit vielen Offizieren wurde ermordet. So war das Estatuto real umgestoßen, und ein königl. Decret vom 15. Aug. setzte die Constitution von 1812 wieder in Kraft, vorbehaltlich einer Revision durch die Cortes. Zugleich ward ein neues Cabinet unter Calatrava (s. d.) und Mendizabal gebildet. Die 24. Oct. eröffneten constituirenden Cortes bestätigten Maria Christina in der Regentschaft (19. Nov. 1836) und begannen die Revision der Verfassung. Am 18. Juni 1837 ward dieselbe verkündigt und von der Regentin beschworen.

Zum Glück für die Sache Isabella's II. war auch im karlistischen Lager die Einigkeit nicht groß. Zwar war in Cabrera (s. d.) ein hervorragendes militärisches Talent an die Spitze getreten. Die Karlisten siegten 24. Mai 1837 bei Huesca in Aragonien, überschritten den Ebro und marschirten gegen Madrid. Aber Espartero, zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen ernannt und durch seinen Sieg bei Luchana 24. Dec. 1836 über die Karlisten bereits hervorragend, eilte zum Schutze der Hauptstadt herbei, schlug die Feinde in mehrern Gefechten, zuletzt 14. Oct. 1837 bei Huerta del Rey, und zwang sie, über den Ebro zurückzukehren. Espartero gewann im Baskenlande immer mehr Terrain und brachte 1838 dem karlistischen Obergeneral Guergué mehrere kleine Niederlagen bei. Im Frühjahr 1839 war der größere Theil der nördl.

Provinzen in Espartero's Gewalt. Der Zustand im karlistischen Lager kam ihm trefflich zu Hülfe. Hier hatte sich die Apostolische (Castilianische) Partei, deren Hauptstützen die Prinzessin von Beira, Don Carlos' zweite Gemahlin, und der Bischof von Leon waren, mit der eigentlichen Baskischen (fueristischen) Partei entzweit. In der Armee selbst sprach sich diese Zerrüttung der karlistischen Sache deutlich aus. Endlich ward im Aug. 1838 Rafael Maroto an die Stelle des unfähigen Guergué zum Oberbefehlshaber ernannt. Als gegen diesen die Apostolische Partei eine förmliche Verschwörung anzettelte, ließ er 19. und 20. Febr. 1839 die zwanzig Hauptverschworenen, darunter General Guergué, nach Kriegsrecht erschießen. Don Carlos, welcher diese Execution vergebens zu verhindern gesucht hatte, entsetzte 21. Febr. Maroto als Verräther des Commandos. Aber das Heer blieb dem Feldherrn treu, und als dieser nun gegen das Hauptquartier anrückte, mußte Don Carlos 24. Febr. nicht nur das Entsetzungsdecret widerrufen, sondern auch die Häupter der Apostolischen Camarilla verbannen. Doch die Intriguen dauerten fort, und so knüpfte Maroto Unterhandlungen mit Espartero an, der sein Kampfgenosse in Südamerika (s. Ayacucho) gewesen war. Am 31. Aug. 1839 wurde zu Bergara ein Vertrag zwischen Espartero, Maroto und 50 karlistischen Chefs unterzeichnet, wonach 18 Bataillone und fünf Schwadronen der Karlisten sofort die Waffen niederlegten und sich in ihre Heimat begaben. Don Carlos sah sich zum Rückzug ins Bastanthal und von da zur Flucht auf das franz. Gebiet genöthigt (15. Sept. 1839), wo man ihn in Bourges internirte. Damit waren Navarra und die baskischen Provinzen unterworfen. In Niederaragonien und Catalonien dauerte der Krieg fort. Cabrera vermochte sich hier jedoch auf die Länge nicht zu behaupten. Derselbe mußte im Mai 1840 über den Ebro nach Nordcatalonien ziehen und 6. Juli ebenfalls die franz. Grenze überschreiten. Auch die übrigen karlistischen Häuptlinge unterwarfen sich oder flüchteten nach Frankreich, sodaß im Spätsommer 1840 ganz S. der Regierung der Königin Isabella II. unterworfen war.

Während der letzten Jahre des Bürgerkriegs hatte das constitutionelle S. einen ununterbrochenen Parteikampf durchgemacht. Ein Ministerium folgte dem andern, und die Cortes wurden wiederholt aufgelöst. Gleichzeitig verscherzte die Regentin durch ihre Habsucht und ihren Liebeshandel mit Muñoz alle öffentliche Achtung. Endlich kam es zur Krisis. Der von der Regierung vorgelegte Entwurf einer Gemeindeordnung (s. Ayuntamiento), wodurch den Gemeinden die Wahl ihrer Behörden entzogen und deren Ernennung der Regierung übertragen werden sollte, stieß bei den Cortes und außerhalb derselben auf den größten Widerstand. Die Cortes wurden deshalb Nov. 1839 aufgelöst und neue gewählt, in welchen die Moderados die Oberhand gewannen. Als von diesen das Ayuntamientogesetz angenommen ward und 15. Juli 1840 die königl. Bestätigung erhielt, brach, während die Regentin auf einer Reise nach Barcelona begriffen war, die Bewegung in Madrid aus und verbreitete sich schnell über ganz S. Maria Christina gab Espartero den Auftrag, den Aufstand in Madrid zu unterdrücken, und bot ihm den Vorsitz im Ministerium an. Da sie aber seine Bedingungen nicht genehmigte und ein noch entschiedeneres Moderadoministerium einsetzte, wurde die Bewegung immer bedenklicher. Es blieb ihr zuletzt nichts übrig, als Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen, mit der unbeschränkten Vollmacht, sich sein Ministerium zu bilden. Er wählte dasselbe aus der Partei der Progressisten und legte der Regentin sein Programm vor, worin er Zurücknahme des Gemeindegesetzes, Auflösung der Cortes und Verabschiedung der Camarilla verlangte. Maria Christina, welche nirgends mehr in S. eine Stütze hatte, legte 14. Oct. 1840 in Valencia die Regentschaft nieder und begab sich nach Frankreich. Vorläufig führte das Ministerium die Regentschaft. Dann erwählten die neuberufenen Cortes 8. Mai 1841 Espartero zum Regenten während der Minderjährigkeit der Königin und Argueltes zum königl. Vormund. Die Stellung Espartero's war trotz der Popularität, die er genoß, ungemein schwierig. Er hatte die von der franz. Politik unterstützte Exregentin, die Moderados und die Karlisten gegen sich, und seine eigene Partei, die Progressisten, machten ihm Schwierigkeiten. Er hatte viele Neider und Nebenbuhler, welche seine Verdienste um die Hebung des materiellen Wohlstandes nicht anerkannten und aus seiner Hinneigung zu England ihm einen Vorwurf machten. Daher hatte er mit vielen Aufständen zu kämpfen, denen er zuletzt unterlag. Zuerst erhoben sich im Oct. 1841 Militäraufstände, die Maria Christina angestiftet. General Leopold O'Donnell (s. d.) bemächtigte sich der Citadelle von Pampelona und suchte Navarra und das Baskenland aufzuwiegeln, mußte aber nach wenigen Tagen über die franz. Grenze flüchten. General Diego Leon büßte seinen Versuch, die Königin in der Nacht vom 7. bis 8. Oct. aus dem Palast zu entführen, mit dem Leben. In Barcelona (s. d.) brach 15. Nov. 1842 eine Empörung aus,

die nur durch ein Bombardement der Stadt bewältigt werden konnte, 3. Dec. 1842. Durch diese Schreckensmaßregel verlor der Regent vollends seine Popularität. Die Neuwahlen zu den Cortes ergaben eine entschiedene progressistische Mehrheit. Der Regent entschloß sich 10. Mai 1843 aus derselben ein Ministerium zu bilden und gewährte zugleich eine allgemeine Amnestie, wodurch das Land allen Intriguen der zurückkehrenden Moderados und Christinos preisgegeben ward. Aber schon neun Tage später trat dies Ministerium zurück, weil Espartero sich nicht hatte entschließen wollen, seine aus Ayacuchos bestehende Umgebung zu entlassen. Die Cortes schlossen sich einmüthig der Politik der abtretenden Minister an, und als sie vertagt wurden, verpflanzte sich die Agitation rasch über das ganze Land. Malaga und Granada, Catalonien unter General Prim (s. d.) erhoben sich; die Agenten und das Geld Maria Christina's halfen die Bewegung schüren; Narvaez (s. d.) übernahm in Valencia die Leitung und rückte gegen Madrid vor. Der Abfall der Behörden, Generale und Truppen mehrte sich mit jedem Tage. Die provisorische Regierung zu Barcelona erklärte 1. Juli Espartero seiner Würde verlustig; Narvaez zog in Madrid ein. Von allen Parteien verlassen, zog sich Espartero nach dem Süden zurück und schiffte sich 26. Juli 1843 in Cadiz nach England ein.

Die heterogenen Elemente der Coalition, welche Espartero gestürzt, stellten neue Erschütterungen in Aussicht. Vorerst bemächtigten sich die Führer der Moderados, Narvaez, O'Donnell und Concha, aller wichtigen militärischen Stellen, und wenn auch der Progressist Lopez wieder an die Spitze des Ministeriums trat und die progressistischen Juntas überall noch fortbestanden, sah man doch deutlich, daß der Sieg über den Regenten für die Moderados erfochten war. Dies weckte neuen revolutionären Widerstand in Catalonien und namentlich in Barcelona, wo die demokratische Partei erkannte, daß sie sich hatte missbrauchen lassen. Diese Aufstände, die sich bis ins folgende Jahr ausdehnten, wurden allmählich überwältigt. Die im Oct. 1843 neu zusammentretenden Cortes erklärten die Königin Isabella II. 8. Nov. vor der Zeit für mündig und halfen dem Schattenregiment, das die Progressisten dem Namen nach noch führten, rasch ein Ende machen. Erst trat Lopez zurück; Olozaga, zu seinem Nachfolger bestimmt, mußte fliehen, worauf der progressistische Apostat Gonzalez Bravo, 1. Dec. 1843, ans Ruder kam, der ganz zu den Moderados überging und nicht nur die verhaßte Gemeindeordnung vom 15. Juli 1840 unverändert wiederherstellte, sondern auch die Königin-Mutter Maria Christina nach S. zurückberief. Der Ausbruch neuer Unruhen gab den Anlaß, im Febr. 1844 den Belagerungszustand über ganz S. zu verhängen und die Nationalgarden zu entwaffnen. Narvaez ward factisch mit der Militärdictatur bekleidet und bildete nach der Entlassung Bravo's, Mai 1844, ein reines Moderado-Ministerium, in das auch Martinez de la Rosa eintrat. Es begann nun offen ein streng militärisches Regiment. Die Neigung der Restauration gab sich zunächst in den Unterhandlungen mit Rom kund, um derentwillen der Verkauf der geistlichen Güter eingestellt ward. Mit Hülfe der gefügigen Cortes wurde die Verfassung von 1837 durchgreifend revidirt (23. Mai 1845), der Grundsatz der Volkssouveränetät gestrichen, das Wahlrecht und die Preßfreiheit beschränkt, die Nationalgarde abgeschafft. Indessen hatte eine wichtige Angelegenheit die span. wie die auswärtige Politik zu beschäftigen begonnen: die Vermählung der Königin. Als Bewerber wurden genannt: der Infant Franz d'Assis, Sohn des Infanten Don Francisco de Paula, der Graf von Trapani, Bruder Ferdinand's II. von Sicilien, der Graf Montemolin, zu dessen Gunsten sein Vater Don Carlos 18. Mai 1845 auf seine Thronansprüche verzichtet hatte, und dessen Candidatur die nordischen Höfe unterstützten. Gleichzeitig spann Maria Christina mit Ludwig Philipp eine Intrigue, die einem Sohn desselben, dem Herzog von Montpensier, durch Vermählung mit der Infantin Maria Luisa, Schwester Isabella's, die Aussicht auf den span. Thron verschaffen sollte. Narvaez, der diesem Plane nicht geneigt war, ward durch Palastintriguen gestürzt und mußte April 1846 S. verlassen, um einem Cabinet Isturiz-Mon-Pidal Platz zu machen. Inzwischen war die Heirathsangelegenheit zur Reife gelangt. Zwar hatten sich Frankreich und England im Herbst 1845 verständigt, daß, wenn Isabella ihren Vetter Franz d'Assis heirathe, die Vermählung ihrer Schwester mit dem Herzog von Montpensier erst dann stattfinden dürfe, wenn Isabella Nachkommen habe. Um sich dieses Versprechens zu entledigen, benutzte die franz. Politik den Zwischenfall, daß der engl. Gesandte in Madrid, Bulwer, den Prinzen Leopold von Koburg wieder als Candidaten vorschob, wovon früher das brit. Ministerium Abstand genommen hatte. Plötzlich ward 8. Aug. die Doppelvermählung des Infanten Don Franz d'Assis mit der Königin und des Herzogs von Montpensier mit der Infantin Maria Luisa officiell erklärt und 10. Oct. 1846 vollzogen. In S. war diese Familienverbindung mit dem franz. Königshause und die eventuelle Aussicht auf

eine franz. Thronfolge keiner Partei genehm. Im Auslande erschien dieselbe als ein Triumph der franz. Politik, der namentlich in England Erbitterung erregte; aber durch die Februarrevolution von 1848 verlor diese span. Heirath jede polit. Bedeutung.

Maria Christina sollte zunächst nicht die Früchte ihrer Intrigue ernten. Das Ministerium Isturiz konnte sich vor den neuen Cortes, die Ende 1846 zusammentraten, nicht behaupten; es folgte erst im Jan. 1847 ein Cabinet unter dem Herzog von Sotomayor, dann im März unter Pacheco. Zugleich machte sich die progressistische Opposition wieder bemerkbar und griff Maria Christina und ihre Finanzkünste heftig an. Zwischen der Königin und ihrem Gemahl trat offene Entzweiung ein. Isabella suchte sich dem Einflusse ihrer Mutter und der Moderados zu entziehen und wandte ihre Gunst dem jungen General Serrano (s. d.) zu, der sich unter den vorgeschrittenen Progressisten gegen Espartero hervorgethan hatte. Die Minister suchten den Einfluß des Günstlings zu brechen, aber ohne Erfolg. Maria Christina selbst zog sich nach Frankreich zurück. Serrano setzte es durch, daß eine allgemeine Amnestie verkündet, Espartero zurückberufen und zum Senator ernannt wurde. Alles schien den vollen Sieg der Progressisten durch den neuen Palasteinfluß zu verkündigen, als plötzlich diese Erfolge verloren gingen. Am 3. Oct. 1847 wurde das Cabinet Salamanca plötzlich entlassen und durch ein Ministerium ersetzt, an dessen Spitze der inzwischen zurückgekehrte Narvaez trat. Unter seiner energischen Leitung wurde das zerrüttete Regiment der Moderados wiederhergestellt und Serrano als Generalkapitän nach Granada entfernt. Maria Christina wurde nach Madrid zurückberufen. Wenige Monate nach diesem Wechsel brach Febr. 1848 die Revolution in Frankreich aus, welche den größten Theil von Europa erschütterte, in S. jedoch ohne namhafte Störung vorüberging. Auf die Nachricht vom Sturze Ludwig Philipp's ließ sich Narvaez von den Cortes ausgedehnte Vollmachten ertheilen und traf Maßregeln, um einem Schlage der Progressisten gerüstet entgegenzutreten. Am 26. März brach, zum Theil durch auswärtige Emissare vorbereitet, ein republikanischer Aufruhr in Madrid aus. Narvaez unterdrückte ihn mit größter Energie und verhängte den Belagerungszustand. Als zu Madrid in der Nacht vom 6. bis 7. Mai und zu Sevilla Soldatenemeuten ausbrachen, wurden auch diese rasch unterdrückt. Nach außen trat Narvaez mit Würde auf. Er setzte es durch, daß Oesterreich und Preußen Isabella endlich als Königin anerkannten, gab dem engl. Gesandten, welcher im Auftrag Palmerston's gegen Narvaez conspirirt haben sollte, seine Pässe und sandte zum Zweck der Restauration des Papstes im Frühjahr 1849 ein span. Hülfscorps nach Rom. Im Innern herrschte inmitten einer europ. Zerrüttung ziemliche Ruhe. Zwar hatte in Catalonien neben einzelnen demokratischen Schilderhebungen, bei denen der Infant Don Heinrich, ein Bruder des Gemahls der Königin, compromittirt war, auch der Karlismus sich geregt. Cabrera hatte den kleinen Krieg im Sommer 1848 wieder begonnen, aber der Versuch, den Grafen Montemolin auf den Kriegsschauplatz zu bringen, scheiterte. Der Prätendent ward unterwegs von der franz. Polizei angehalten, und Cabrera sah sich genöthigt, auf franz. Gebiet zu flüchten (April 1849). Nunmehr that die Regierung den entscheidendsten Schritt zur Auflösung der karlistischen Partei, indem sie im Juni 1849 eine allgemeine, durchaus ausnahmslose Amnestie erließ und so vielen Karlisten den Anlaß gab, zurückzukehren und sich der Königin zu unterwerfen. Zugleich setzte das Ministerium eine Veränderung durch, an welcher Espartero gescheitert war: die Herabsetzung des Zolltarifs, die zur Förderung der nationalen Wohlfahrt wesentlich beitrug.

Indessen zogen sich neue Stürme über S. zusammen. Mit den europ. Mächten zwar war das Verhältniß freundlich, auch mit England wurden die diplomatischen Beziehungen im Mai 1850 wieder angeknüpft; aber eine ernste Gefahr bedrohte Cuba (s. d.), die letzte bedeutende span. Colonie. In den Vereinigten Staaten von Amerika zeigte sich eine immer größere Begierde nach diesem Besitz, die sich in Freischarenzügen kundgab und von oben theils geduldet, theils ermuthigt ward. Schon im Herbst 1849 sollte eine solche Flibustierexpedition unternommen werden, die aber damals von den nordamerik. Behörden verhindert wurde. Eine zweite Expedition unter General Lopez, die im Mai 1850 auf Cuba landete, schlug gänzlich fehl. Nachdem Gesinnungsgenossen Unruhen auf der Insel im Juli 1851 angezettelt, landete Lopez abermals mit einer Freischar, ward jedoch nach mehrern Gefechten gefangen und zu Havana 1. Sept. 1851 hingerichtet. Dies veranlaßte eine Spannung zwischen S. und den Vereinigten Staaten, welche durch verschiedene Zwischenfälle, namentlich auch durch das herausfordernde Benehmen des nordamerik. Gesandten Soulé in Madrid, verschlimmert und erst nach mehrern Jahren beigelegt wurde. Während diese Vorgänge die Colonie beunruhigten, war in S. ein bedeutungsvoller Umschwung erfolgt. Narvaez, welcher der Königin unbequem war, wurde

(10. Jan. 1851) entlassen. Ein Ministerium unter Bravo-Murillo (s. d.) trat an die Stelle. Diese neue Verwaltung zeichnete sich besonders durch Hingebung an die höfischen Einflüsse aus. Am 15. Oct. erfolgte der Abschluß des Concordats, der nur durch weitgehende Nachgiebigkeit an den röm. Stuhl und die Geistlichkeit erreicht ward. Der Staatsstreich Napoleon's III. vom 2. Dec. 1851 veranlaßte Bravo-Murillo, in den Cortes zu erklären, daß die span. Verfassung aufrecht erhalten werden sollte. Doch gaben seitdem Hof und Cabinet ihren Reactionsneigungen rückhaltsloser nach, zumal ihnen dabei anderes zu Hülfe kam. Am 20. Dec. 1851 war die Königin von einer Prinzessin entbunden worden. Als sie 2. Febr. 1852 ihren ersten Kirchgang hielt, wurde sie von einem exaltirten und, wie es schien, geisteskranken Priester, Martin Merino, meuchlerisch überfallen und leicht verwundet. Beide Ereignisse erregten in der Nation die lebhafteste Theilnahme und den Ausdruck royalistischer Begeisterung. Das Ministerium benutzte dies zu Maßregeln gegen die Presse und zu weitern Acten der Reaction. Absolutistisch-klerikal gesinnte Persönlichkeiten, besonders vormals karlistische Offiziere wurden bevorzugt und erhielten Commandos, während man die verdientesten Generale zurücksetzte. Mit den Progressisten verbanden sich viele Moderados gegen die Regierung. Als zum 1. Dec. 1852 die Cortes wieder einberufen wurden, fiel bei der Präsidentenwahl der Candidat der Regierung gegen Martinez de la Rosa durch. Das Ministerium antwortete 2. Dec. mit der Auflösung und ließ tags darauf in der officiellen Zeitung den Entwurf zu einer Verfassungsrevision veröffentlichen. Demnach sollte der Senat aus erblichen und lebenslänglichen Pairs bestehen; die Deputirtenkammer sollte an Zahl reducirt, der Census sehr erhöht, das Budget ein für allemal bewilligt werden und nur durch Zustimmung aller drei Factoren der Gesetzgebung eine Abänderung desselben stattfinden können. Gegenüber diesen absolutistischen Tendenzen verbanden sich alle Parteien, und Narvaez selbst trat an die Spitze des vereinigten Wahlcomités der Moderados und Progressisten, wurde aber unter dem Vorwande einer Sendung nach Wien verbannt. Das Ministerium Bravo-Murillo trat diesem allgemeinen Widerstande gegenüber 11. Dec. 1852 zurück. Das neue Cabinet unter Roncali's Vorsitz huldigte derselben Richtung. Die Session der Cortes im März 1853 war eine der stürmischsten, die S.s parlamentarische Geschichte kennt. Die Verfassungsrevision, mit einigen Modificationen nach dem Project Bravo-Murillo's aufgenommen, ein neuer Schuldentilgungsplan, das Verfahren gegen Narvaez, die Gewaltstreiche und Wahlbeherrschungen bildeten die Hauptpunkte der Anklagen, womit die vereinigte Opposition das vorige wie das neue Cabinet angriff. Zugleich kamen im Senat die Künste zur Erörterung, womit Maria Christina, ihr Gemahl und der Bankier Salamanca sich bereicherten. Diese Vorgänge bewogen das Ministerium Roncali, 8. April die Cortes zu vertagen und seine Entlassung anzubieten. Zunächst folgte das Ministerium Lersundi, im Sept. 1853 das unter Graf San-Luis. In der Session von Nov. 1853 erneuerte sich der parlamentarische Conflict, die Cortes wurden abermals vertagt. Angesehene Generale, wie O'Donnell und Manuel la Concha, wurden verbannt, José de Concha und andere Offiziere abgesetzt, oppositionelle Senatoren ihrer Aemter enthoben. Die Regierung entfremdete sich vollends die besitzenden Klassen, als sie, in ihrer Finanznoth, von der Nationalbank wie von den großen Kapitalisten zurückgewiesen, 11. Mai 1854 eine Zwangsanleihe von 180 Mill. Realen erhob.

In Madrid ward von der vereinigten Opposition der Moderados und Progressisten (der sog. liberalen Union) ein militärisches Pronunciamento vorbereitet, an dessen Spitze sich der General Leopold O'Donnell (s. d.) stellte. Dieser verlangte in einer Proclamation an das span. Volk die Absetzung des verfassungsfeindlichen Ministeriums San-Luis, die Entfernung der Königin-Mutter Maria Christina, die Wiederherstellung der Constitution von 1837 und die Wiederbewaffnung der Nationalmiliz. Bald erklärten sich die wichtigsten Städte mit ihren Besatzungen, zuerst Barcelona, für die Bewegung. In Madrid kam es 18. und 19. Juli zu einem erbitterten Barrikadenkampfe, bei dem der Palast Maria Christina's und die Ministerhotels vom Volke demolirt und verbrannt wurden; selbst das königl. Residenzschloß ward bedroht. Um den Sturm zu beschwören, berief Isabella II. Espartero zum Ministerpräsidenten. Am 29. Juli traf Espartero in Madrid ein und bildete ein Cabinet, in dem O'Donnell das Kriegsministerium erhielt. Maria Christina, bisher gewaltsam zurückgehalten und von der Volkswuth bedroht, wurde 28. Aug. unter militärischer Escorte über die Grenze nach Portugal gebracht, ihre Güter mit Beschlag belegt. Am 8. Nov. 1854 traten die constituirenden Cortes zusammen, in denen die Progressisten die Mehrheit hatten. Von allen Beschlüssen der Cortes hatten nur die volkswirthschaftlichen Maßregeln (Eisenbahnen, Telegraphen und Banken) und die Gesetze über Beseitigung der Todten Hand, welche grundsätzlich den Verkauf der

Kirchen-, Kloster-, Stiftungs-, Gemeinde- und Staatsgüter anordneten, eine weitgreifende Bedeutung. Von diesen sog. Nationalgütern wurden bis Ende 1861 für 6519 Mill. Realen (1434 Mill. Mark) verkauft, großentheils in kleinern Parcellen. Dies trug nicht wenig zur Hebung und Verstärkung eines selbstständigen Bauernstandes bei, der bis dahin in S. nur in sehr beschränktem Maße vorhanden war. Zugleich wurden damit die Mittel für große öffentliche Bauten u. s. w. und zur Hebung der zerrütteten Finanzen gewonnen. Dagegen zogen sich die Berathungen der Cortes über die Neuordnung der Verfassungszustände unter heftigen Parteikämpfen fast zwei Jahre lang hin. Innerhalb des Ministeriums gab es Zwiespalt zwischen den entschiedenen progressistischen und den gemäßigtern Elementen, welche letztere die Oberhand behielten. Die Abdankung des Ministers des Innern, Escosura (s. d.), zog auch den Rücktritt Espartero's 14. Juli 1856 nach sich, worauf O'Donnell das Cabinet reorganisirte. Die durch diesen Ministerwechsel veranlaßten ultraprogressistischen Schilderhebungen in Madrid und Barcelona wurden nach blutigen Straßenkämpfen unterdrückt. Nun verhängte O'Donnell den Belagerungszustand, löste die Cortes auf, schaffte die Nationalmiliz ab und setzte 15. Sept. 1856 die Constitution von 1845 wieder in Kraft. Schon 12. Oct. 1856 mußte aber O'Donnell einem Ministerium Narvaez weichen, in welchem der Minister des Innern, Nocedal, eine hervorragende Rolle spielte. Das Concordat mit dem Papste wurde 16. Oct. wiederhergestellt, die Jesuiten zurückgerufen, strenge Preßverordnungen erlassen, die Errungenschaften der Revolution von 1854 wieder aufgehoben. Doch auch damit war die absolutistische Hofpartei noch nicht zufrieden. Narvaez wurde gestürzt. Es folgten rasch nacheinander das Ministerium Armero Oct. 1857 und das Ministerium Isturiz Jan. 1858, welches letztere 30. Juni 1858 einer Coalition der Progressisten und liberalen Moderados weichen mußte, woraus das Ministerium O'Donnell hervorging. Die Geburt eines Prinzen von Asturien (des jetzigen Königs Alfons XII.) 28. Nov. 1857 änderte nichts an dem Misverhältniß zwischen Volk und Königin, welche letztere durch ihre Sittenlosigkeit um alle Achtung sich gebracht hatte.

Das Ministerium O'Donnell, aus der liberalen Union hervorgegangen, behauptete sich beinahe fünf Jahre lang. Die Verwaltung war wohlwollend und milde, wenn auch zahlreiche Misgriffe und Mängel nicht ausblieben. Ein peinliches Aufsehen erregte es im Auslande, daß zu Granada und Malaga 1861—62 mehrere prot. Spanier wegen ihres Bekenntnisses und wegen Verbreitung der Bibel zu mehrjähriger Gefängniß- oder Galerenstrafe verurtheilt wurden, was die Königin im Mai 1863 in Verbannung auf gleiche Dauer umwandelte. Gestützt auf eine ansehnliche und wohlorganisirte Armee und Flotte, trat die span. Politik auch nach außen hin wieder kräftig auf. Schon 1858 betheiligte sich S. bei der franz. Expedition gegen Annam (Cochinchina), wo die Mishandlung kath. Missionare gerächt werden sollte. Nach langwierigen Händeln mit Marokko (s. d.) erklärte S. 22. Oct. 1859 den Krieg, und eine span. Streitmacht unter O'Donnell's Oberbefehl begann im December den Kampf auf afrik. Boden. Nach der blutigen Schlacht bei Tetuan 4. Febr. 1860 fiel diese Stadt in die Hände der Spanier, und nach einer zweiten Niederlage bei Gualdas 23. März baten die Mauren um Waffenstillstand. Im Friedensvertrage vom 26. April mußte sich Marokko zu einer Kriegscontribution von 20 Mill. Piaster und zu einer Gebietsabtretung bei Ceuta verstehen. Während dieses Feldzugs hatte in S. die karlistische Partei sich wieder erhoben. Der Generalkapitän der Balearischen Inseln, General Ortega, landete 3. April mit einer Truppenabtheilung bei Tortosa an der Ebrommündung und erhob die Fahne des Aufstandes. Auch der Graf Montemolin (s. Don Carlos), begleitet von seinem Bruder Fernando, von Cabrera u. s. w., erschien daselbst und wurde als König Karl VI. proclamirt. Aber diese Schilderhebung endigte schnell und kläglich. Ortega ward gefangen und kriegsrechtlich erschossen. Die beiden Söhne des Don Carlos wurden gleichfalls ergriffen und erst, nachdem sie 23. April 1860 förmlich ihren Thronansprüchen entsagt, wieder in Freiheit gesetzt und über die span. Grenze gebracht. Als dann in Italien die Einheitsbewegung sich vollzog, befürworteten der span. Hof und Klerus auf das leidenschaftlichste eine Intervention zu Gunsten der verwandten Dynastie von Neapel und der weltlichen Macht des Papstes. Das Ministerium bewahrte jedoch die Neutralität und begnügte sich mit diplomatischen Protesten. Im J. 1861 unterwarf die Dominicanische Republik, auf der vormals span. Osthälfte der Insel Haïti (s. San-Domingo), freiwillig sich wieder der span. Herrschaft. Die Vereinigten Staaten von Amerika konnten wegen des Bürgerkriegs im eigenen Lande dagegen ebenso wenig einschreiten wie gegen die Expedition nach Mexico (s. d.), an der neben Frankreich und England auch S. durch Convention vom 31. Oct. 1861 sich betheiligte. Bereits 8. Dec. erschien ein von Havana abgeschicktes span. Geschwader vor Veracruz und

nahm diese Stadt nebst den Hafenforts 18. Dec. 1861 ohne Schwertstreich in Besitz. Dann folgte eine größere span. Streitmacht unter dem Oberbefehle des Generals Prim. Die Spanier und Engländer wollten jedoch den franz. Eroberungsplanen nicht dienen, und auf der Conferenz zu Orizaba 9. April 1862 entzweiten sich die alliirten Befehlshaber vollends. Prim entschloß sich, auf seine eigene Verantwortlichkeit Mexico zu verlassen, und schiffte seine Truppen 25. April in Veracruz wieder ein. Die span. Regierung billigte sofort Prim's Handlungsweise. In Paris ward dies sehr übel aufgenommen, und Napoleon III. bereitete 13. Aug. dem neuernannten span. Gesandten José de la Concha einen unfreundlichen Empfang. Noch größer ward die Spannung zwischen S. und Frankreich, als die mexic. Angelegenheit im Dec. 1862 in den Cortes zur Sprache kam. Nachdem Prim jedoch in einer dreitägigen Rede sich gerechtfertigt und auch die Minister für ihn gesprochen hatten, ward sein Verfahren sowol von dem Senat wie auch von der Deputirtenkammer 13. Jan. 1863 gutgeheißen. Diese auswärtigen Schwierigkeiten und eine Spaltung innerhalb der liberalen Union hatten die Auflösung des Ministeriums O'Donnell zur Folge, das 15. Jan. 1863 abdanken mußte, unter O'Donnell sich neu bildete, aber schon 26. Febr. wieder zurücktrat.

Seitdem begann in S. wieder eine unruhige Periode voll polit. Schwankungen und zügelloser Parteikämpfe, wozu noch manche äußere Verlegenheiten hinzukamen. Die Ministerien Miraflores (März 1863), Arrazola (17. Jan. 1864) und Mon (März 1864) lösten sich rasch ab und trieben auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung reactionäre Politik. Am 16. Sept. 1864 bildete Narvaez wieder ein Moderado-Cabinet. Sofort wurde Maria Christina nach zehnjähriger Verbannung wieder nach Madrid berufen. Das neuerworbene San-Domingo hatte sich bereits 20. Aug. 1863 wieder gegen die span. Herrschaft erhoben. Alle Versuche S.s, die Insel wieder zu erobern, scheiterten an dem hartnäckigen Widerstand der Aufständischen. Mit Zustimmung der Cortes wurde 5. Mai 1865 die span. Oberhoheit über San-Domingo aufgegeben. Ein mit Peru (s. d.) ausgebrochener Zwiespalt, infolge dessen ein span. Geschwader die Chincha-Inseln (s. d.) occupirte, wurde durch den Frieden vom 27. Jan. 1865 beigelegt. Bedenklicher war die polit. Lage. Wenn sich auch die progressistischen und demokratischen Parteien aus dem parlamentarischen Leben zurückgezogen, waren sie doch um so thätiger in geheimen Umtrieben und bekämpften die Regierung in der Presse mit größter Feindseligkeit. Narvaez griff zu Repressivmaßregeln. Ein neues Preßgesetz mit sehr strengen Strafbestimmungen ward den Cortes unterbreitet, und zugleich begannen persönliche Verfolgungen, namentlich gegen die oppositionellen Beamten. Die willkürliche Absetzung des demokratischen Professors Emilio Castelar sowie auch des Rectors Montalvan an der Centraluniversität zu Madrid rief mehrtägige Studententumulte hervor, mit denen auch die übrige Bevölkerung sympathisirte, sodaß die Regierung den Municipalrath (April) auflöste. Am 10. Juni ward sogar eine von dem Oberst Alernany angezettelte Militärverschwörung zu Valencia, die auf den Sturz der span. Dynastie und Vereinigung S.s mit Portugal abzweckte, entdeckt und vereitelt. Diese sog. Unionspartei, welche die «Einheit Iberiens» unter der Dynastie Braganza anstrebte, hatte in S. nur geringen Anhang und stieß in Portugal auf entschiedenen Widerwillen. Am 19. Juni 1865 mußte endlich Narvaez vor der allgemeinen Unzufriedenheit zurücktreten.

Isabella II. sah sich jetzt genöthigt, wiederum Männer der liberalen Union in ihren Rath zu berufen. Marschall O'Donnell wurde Ministerpräsident und Marschall Serrano Generalkapitän von Madrid. Damit begann ein Umschwung in liberaler Richtung. Der Universitätsrector und der Municipalrath von Madrid wurden wieder eingesetzt; die Presse erhielt Amnestie und größere Freiheit; ein neues Wahlgesetz ermäßigte den Census bis auf die Hälfte; der sistirte Verkauf der Kirchengüter ward wieder aufgenommen und energisch betrieben. Am 15. Juli 1865 erfolgte auch die zum Nachtheil der materiellen Interessen S.s lange verzögerte, bedingungslose Anerkennung des Königreichs Italien, nachdem Isabella mit Widerstreben ihre Einwilligung dazu gegeben. Die Proteste des Klerus gegen diese Maßregel blieben wirkungslos, und für den Augenblick gelang es sogar, die Camarilla zu sprengen. Der Beichtvater der Königin, Pater Claret, und die einflußreiche Nonne Patrocinio mußten den Hof verlassen, kehrten aber schon nach einigen Monaten zurück. Die Anerkennung Italiens veranlaßte einen gereizten Notenwechsel mit Oesterreich, während sich dagegen eine Annäherung zwischen S. und Frankreich vollzog. O'Donnell erschien 21. Aug. bei Napoleon III. im Lager von Châlons, und bald darauf wechselten die span. und franz. Herrscherfamilien freundschaftliche Besuche in San-Sebastian und Biarritz (9. und 11. Sept.). Gleichzeitig gab es neue Händel mit den südamerik. Republiken. Wegen angeblicher Verletzung der Neutralität während des span.-peruan.

Zwiespalts hatte S. von Chile Genugthuung gefordert. Als diese verweigert ward, erklärte der span. Admiral Pareja 24. Sept. die Häfen Chiles in Blokadezustand, worauf diese Republik mit einer Kriegserklärung antwortete. Am 5. Dec. 1865 verbündete Peru sich mit Chile, und in den nächsten Monaten traten Ecuador und Bolivia der Allianz gegen S. bei. Da in diesem weit entlegenen Seekriege weder Ehre noch Vortheil zu gewinnen war, verließ Admiral Nuñez die dortige Küste, nachdem er zuvor 31. März 1866 Valparaiso und 2. Mai Callao bombardirt hatte. Auf diese Gewaltthaten antwortete Peru und Chile (im Juni) mit der Ausweisung sämmtlicher Spanier. Die verbündeten vier Republiken lehnten die brit.-franz. Vermittelung ab und beschlossen ihrerseits die Feindseligkeiten fortzusetzen.

Unterdeß hatte die Maßlosigkeit der extremen Parteien S. mit neuen revolutionären Unruhen erfüllt und einer rücksichtslosen Reaction den Weg gebahnt. Schon 2. und 3. Oct. 1865 fielen in Saragossa Ruhestörungen vor, die nur durch militärisches Einschreiten gedämpft werden konnten. Nach Auflösung der Cortes fand 29. Oct. zu Madrid eine große Progressistenversammlung unter Prim's Vorsitz statt, die sich sehr feindlich gegen das Ministerium O'Donnell aussprach. Die Demokraten forderten allgemeines Stimmrecht, Trennung des Staats von der Kirche u. dgl. Nicht minder rührig waren die Moderados und die eigentlich reactionären Parteien. Die Betheiligung bei den Neuwahlen 1. Dec. 1865 war nicht groß, da die Mehrzahl der Demokraten, Progressisten und auch viele Moderados sich enthielten. Aber die allseitige Agitation gegen die Regierung dauerte fort, und die geheimen Umtriebe griffen auch in der Armee um sich. Am 3. Jan. 1866 gab General Prim in Neucastilien das Signal zu einem progressistischen Pronunciamento. Es schlossen sich einige Regimenter in Aranjuez und Ocaña an. Doch fand die Empörung keine allgemeine Unterstützung, nicht einmal von seiten der progressistischen Partei. Die Aufständischen in Catalonien und Valencia wurden auseinandergesprengt, Prim selbst zum Uebertritt auf portug. Gebiet genöthigt, wo seine kaum 700 Mann starke Schar entwaffnet ward. Bei dieser Gelegenheit erklärte sich die portug. Abgeordnetenkammer und Regierung (8. Jan.) auf das entschiedenste gegen die Iberischen Einheitsplane. Um allen Differenzen vorzubeugen, ward Prim (17. Febr.) aus Portugal ausgewiesen; die übergetretenen Soldaten erhielten später Erlaubniß, nach S. heimzukehren. Noch im December bewies ein Besuch, den Isabella II. mit Gemahl und Kindern dem Hofe von Lissabon abstattete, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Königshäusern. Desto trauriger gestalteten sich die innern Verhältnisse S.s. Am 22. Juni 1866 brach in Madrid ein neuer Militäraufstand aus, der erst nach einem zwölfstündigen Kampfe von den treugebliebenen Truppen unter O'Donnell und Narvaez überwältigt wurde. Auch in Salamanca, Gerona u. s. w. fielen Meutereien vor. Während die Kriegsgerichte eine energische und blutige Thätigkeit entfalteten, bewilligten die Cortes auf Antrag des Ministeriums die vollständige Suspendirung der constitutionellen Garantien. Am 11. Juli verabschiedete Königin Isabella das Ministerium O'Donnell, um dessen Unpopularität nicht theilen zu müssen, und Narvaez, den Liberalen weniger verhaßt als der abtrünnige O'Donnell, bildete ein Moderado-Cabinet, in dem Gonzalez Bravo das Innere übernahm. Diese neue Regierung war nicht nur bemüht, durch die strengsten militärischen und polizeilichen Maßregeln die Anarchie zu bändigen, sondern sie lenkte ganz in absolutistisch-klerikale Bahnen ein. Nachdem die Cortes geschlossen, erfolgte im October eine Reihe von königl. Decreten. Das Unterrichtswesen ward dem Einflusse der Geistlichkeit überantwortet. Die verfassungsmäßigen Befugnisse der Gemeinderäthe und Provinzialdeputationen wurden beschränkt. Zugleich ward eine vollständige Erneuerung dieser Collegien angeordnet, die im Sinne der Regierung ausfiel, da die liberalen Parteien sich bei den Wahlen nicht betheiligten (November). Aber als im December die Cortes zusammentraten, erhob sich eine heftige Opposition, und 137 Abgeordnete unterzeichneten eine Adresse an die Königin, worin das Militär- und Polizeiregiment des Marschalls Narvaez auf das schärfste getadelt wurde. Die Antwort war eine Art Staatsstreich. In der Nacht vom 29. bis 30. Dec. ließ Narvaez eine Anzahl Deputirter, darunter den Präsidenten der Zweiten Kammer, Rios Rosas, verhaften. Dasselbe Schicksal traf den Präsidenten des Senats, Marschall Serrano, weil er in einer Audienz bei der Königin Vorstellungen erhoben. Die Verhafteten wurden nach den Canarischen Inseln und den Presidios an der nordafrik. Küste transportirt. Viele andere hervorragende Persönlichkeiten, darunter O'Donnell, entflohen ins Ausland, und die bisherige Herrschaft der sog. liberalen Union war damit vollends gebrochen. Ein königl. Decret vom 30. Dec. 1866 löste die Cortes auf und ordnete Neuwahlen im März an. Auch die oppositionelle Presse mußte verstummen; dafür wurden heimliche Flugblätter und Zeitschriften gedruckt, die um so heftiger die

Regierung angriffen. Eine drakonische Preßordonnanz des Generalkapitäns von Madrid, De la Pezuela, vom 15. März 1867 drohte sogar mit Todesstrafe. Unter solchem Druck gelang es, die Wahlen nach Wunsch zu leiten, und 12. April bewilligten die neuen Cortes dem Ministerium Narvaez die nachgesuchte Indemnität für alle angeordneten Maßregeln. Im Aug. 1867 brachen in Catalonien und Aragonien neue Unruhen aus, wurden aber schnell unterdrückt.

Bei der Eröffnung der Cortes 27. Dec. 1867 erklärte Königin Isabella II. (s. d.), daß sie bereit sei, ihre Sympathien für die Aufrechterhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes nöthigenfalls mit Waffengewalt zu bethätigen. Papst Pius IX. übersandte ihr dafür 6. Febr. 1868 die geweihte goldene Rose, was bei der bekannten Sittenlosigkeit der Königin ein allgemeines Aergerniß hervorrief. Ihr Verhältniß zu Don Carlos Marfori war eben damals öffentliches Geheimniß. Der plötzliche Tod des Ministerpräsidenten Marschalls Narvaez (23. April) beraubte sie ihrer einzigen kräftigen Stütze. Gonzalez Bravo-Murillo, der nunmehr den Vorsitz im Cabinet übernahm, verkündigte, daß er die Politik seines Vorgängers fortsetzen werde, hatte aber als Nichtmilitär bald die ganze Armee gegen sich. Im Juli sollte ein großer Militäraufstand ausbrechen. Der Minister ließ daher 7. Juli die bedeutendsten Generale, darunter Marschall Serrano (s. d.) und Dulce, nach den Canarischen Inseln abführen und sogar den in Sevilla residirenden Schwager der Königin, Herzog von Montpensier (s. d.), dessen Name den Feinden der Regierung als Losungswort zu dienen schien, aus S. ausweisen. Der Herzog und seine Gemahlin Infantin Maria Luisa schifften sich nach Lissabon ein. Die Aufregung im Lande stieg. Isabella glaubte sich an Napoleon III. noch inniger als bisher anschließen zu müssen, und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft auf den 18. und 19. Sept. in den beiden Grenzorten Biarritz und San-Sebastian.

Während die Königin in San-Sebastian verweilte, erhob sich die Revolution. Nach längern Unterhandlungen hatten die Führer der oppositionellen Parteien (der liberalen Union, der Progressisten und der Demokraten) sich geeinigt, einen entscheidenden Schlag gegen die immer drückender werdende Günstlingsherrschaft zu führen. Die verbannten Generale wurden von den Canarischen Inseln abgeholt und trafen, zugleich mit Prim, 18. Sept. im Hafen von Cadix ein, Contreadmiral Topete (s. d.) schloß sich mit der ganzen Flotte an sie an, Cadix, ganz Andalusien traten bei, Serrano rückte mit den abgefallenen Truppen gegen Madrid vor, schlug 28. Sept. bei Alcolea die königl. Truppen unter Novaliches, worauf alle größern Städte, auch Madrid, sich für die Revolution erklärten unter dem Rufe: «Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Jesuiten!» Nun gab Isabella, welche Gonzalez Bravo entlassen und 22. Sept. General Concha zum Ministerpräsidenten ernannt hatte, ihre Sache verloren, trat 30. Sept. nach Frankreich über, begab sich zunächst nach dem Schlosse Pau, von wo aus sie einen leidenschaftlichen Protest gegen die Revolution veröffentlichte (3. Oct. 1868), und nahm 6. Nov. ihren Aufenthalt in Paris. Napoleon III. wirkte unter der Hand, aber vergebens, für die Berufung des Prinzen Alfons auf den span. Thron, und seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß Isabella II. am 25. Juni 1870 förmlich zu Gunsten ihres Sohnes abdankte. Andererseits veranlaßte der Sturz Isabella's die Nachkommenschaft des Don Carlos, ihre Ansprüche auf den span. Thron zu erneuern. Der Infant Juan verzichtete 3. Oct. 1868 zu Gunsten seines ältesten Sohnes Carlos, Herzogs von Madrid, der seitdem als Kronprätendent (Karl VII., geb. 30. März 1848) auftrat.

Am 3. Oct. 1868 zog Serrano mit seinen siegreichen Truppen in Madrid ein. Die Regierungsjunta der Hauptstadt betraute ihn mit der Bildung eines provisorischen Ministeriums. In diesem übernahm Serrano die Präsidentschaft, Prim das Kriegswesen, Topete die Marine (8. Oct.). Die verschiedenen Revolutionsjunten lösten sich nun auf. Durch ein Decret der Regierung vom 12. Oct. wurde der Jesuitenorden, 19. Oct. viele Klöster aufgehoben. Andererseits ward 11. Nov. die Bewilligung zum Bau der ersten prot. Kirche in Madrid ertheilt. Auch in Betreff des Schulwesens, der Gemeindeordnung, der Presse, des Versammlungsrechts u. s. w. ergingen liberale Verfügungen und Zusagen. Bedenklich waren die republikanischen Kundgebungen im Süden des Landes, welche an manchen Orten, wo die revolutionären Freischaren entwaffnet werden sollten, blutige Conflicte hervorriefen. Viele Freiwillige ließen sich zum Kriegsdienst auf Cuba anwerben, wo eben jetzt ein blutiger Aufstand ausgebrochen war. Die Finanzen S.s waren in größter Zerrüttung; auf eine zum Belaufe von 2000 Mill. Realen ausgeschriebene Anleihe wurden kaum 500 Mill. gezeichnet.

Am 10. Nov. wurde für die einzuberufenden constituirenden Cortes ein auf dem allgemeinen Stimmrecht basirendes Wahlgesetz verkündigt, und ein Decret der provisorischen Regierung vom 6. Dec. setzte die Corteswahlen auf den 15. bis 17. Jan. 1869, die Eröffnung der constituiren-

cenden Versammlung auf den 10. Febr. an. Lange vorher hatte schon die öffentliche Discussion über die künftige Staatsform begonnen. Während Prim, Serrano, Topete u. s. w. sich für die constitutionelle Monarchie aussprachen, suchten insbesondere Orense und Castelar (s. d.) für den Gedanken einer demokratischen Föderativrepublik Propaganda zu machen. Das Ergebniß der Wahlen war, daß von 354 Abgeordneten kaum 30 den gestürzten Parteien der Isabellisten (Alfonsisten), Karlisten und Klerikalen, etwa 60—70 der republikanischen Partei, die weit überwiegende Mehrzahl aber den monarchisch gesinnten Progressisten und Demokraten angehörten. Zunächst (25. Febr.) votirten die Cortes der provisorischen Regierung ihren Dank und ernannten Serrano auch fernerhin zum Haupt der Regierung, welcher seinerseits alle bisherigen Minister in ihren Functionen bestätigte. Dann wurde 3. März ein Ausschuß von 15 Mitgliedern erwählt, um den Entwurf einer neuen Staatsverfassung auszuarbeiten. Diese Commission, unter Vorsitz von Olozaga (s. d.), hatte ihre Aufgabe bis zum 30. März gelöst, und 6. April kam der Entwurf in den Cortes zur Berathung. Zunächst gab es lebhafte Debatten über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche (Art. 20 und 21). Der Entwurf verpflichtete die span. Nation, den kath. Cultus zu unterhalten, während die Ausübung der andern Culte zunächst den Fremden, nebenbei auch den Spaniern, «wenn sich einige zu einer andern Religion als der katholischen bekennen sollten», gestattet wurde. Die reactionären Parteien bekämpften dies schüchterne Zugeständniß der Gewissensfreiheit; die radicale Opposition aber war damit keineswegs befriedigt und wollte die vollständige Trennung zwischen Staat und Kirche anbahnen. Schließlich wurde der Wortlaut des Entwurfs angenommen mit dem Zusatz, daß die Ausübung der bürgerlichen und polit. Rechte von dem Religionsbekenntniß unabhängig sein sollte. Ein Amendement zu Art. 28, betreffend Abschaffung der Sklaverei in den Colonien, ward abgelehnt. Noch lebhafter waren die Debatten bei Art. 32 und 33, welche die Volkssouveränetät und die monarchische Regierungsform sanctioniren sollten. Am Ende siegten die Monarchisten mit 214 gegen 71 Stimmen, und nun wurde der Rest des Entwurfs schnell erledigt. Schon 1. Juni fand die Schlußabstimmung statt, wobei die reactionären Parteien sich zurückhielten; doch ward die neue Verfassung mit 214 gegen 56 republikanische Stimmen angenommen und 6. Juni feierlich verkündigt, auch von den Mitgliedern der Executive beschworen. Unmittelbar darauf wurde der Entwurf eines Regentschaftsgesetzes von dem Verfassungsausschuß eingebracht und nach kurzer Verhandlung angenommen. Am 15. Juni wählten die Cortes mit 193 gegen 45 Stimmen den Marschall Serrano zum Regenten des Königreichs bis zur Wiederbesetzung des Throns. Am 18. Juni leistete Serrano den Eid als Regent vor der Cortesversammlung; zugleich erfolgte eine Modification des Cabinets, in welchem Prim die Präsidentschaft und das Kriegswesen übernahm. Die Cortes vertagten sich vom 16. Juli bis 1. Oct. 1869.

Nunmehr suchte die span. Regierung einen Candidaten für den erledigten Thron zu gewinnen. (S. Amadeus I.) Serrano, Topete und die liberale Union waren für den Herzog von Montpensier, der, nachdem er die neue Verfassung öffentlich und förmlich anerkannt hatte, von Lissabon nach S. zurückkehrte und seinen Wohnsitz wieder in Sevilla nahm. Aber Prim und die Progressisten waren gegen diesen Prinzen, der überdies niemals verstanden hatte, sich bei den Spaniern populär zu machen. Auch Napoleon III. bot alles auf, um die Thronbesteigung eines Orleans zu verhindern. Andererseits ward die Idee einer «Iberischen Union» zwischen S. und Portugal mit größter Entschiedenheit von den Portugiesen zurückgewiesen, und der portug. Titularkönig Ferdinand lehnte aufs bestimmteste die span. Krone ab, bevor sie ihm noch förmlich angeboten worden war. Nun wurden Verhandlungen in Florenz angeknüpft, wo man den zweiten Sohn oder den Neffen Victor Emanuel's II., den Herzog Amadeus von Aosta oder den Herzog Thomas von Genua, im Auge hatte. Aber erstere Candidatur wollte der ital. König nicht gestatten, weil sein ältester Sohn, der Kronprinz, damals noch keine Nachkommenschaft besaß, und gegen die zweite war die Mutter des Prinzen. Aus diesen unsichern Zuständen suchten Karlisten und Republikaner Gewinn zu ziehen. Der Prätendent Karl VII. erhob einen Aufstand in den Provinzen, fand aber wenig Anhang; die zerstreuten Banden wurden binnen kurzer Zeit von den Regierungstruppen auseinandergesprengt (Juli bis August). Nicht besser erging es den republikanischen Schilderhebungen, die an verschiedenen Stellen stattfanden. Mit Rücksicht darauf hatte der Regent bereits 21. Juli den Kriegszustand über ganz S. verhängt, und die wieder zusammentretenden Cortes genehmigten 6. Oct. dies Decret, nachdem die republikanischen Abgeordneten sämmtlich unter Protest den Saal verlassen hatten. Die Aufständischen wurden auf allen Punkten geschlagen, die Städte Barcelona, Saragossa, Valencia genommen. Bis Ende October war die Ruhe überall wiederhergestellt, und nachdem

die republikanischen Abgeordneten 27. Nov. ihre Plätze wieder eingenommen hatten, setzten die Cortes 15. Dec. 1869 die suspendirten constitutionellen Garantien wieder in Kraft.

Unter diesen Umständen schien der Herzog von Montpensier an Aussichten zu gewinnen. Ein von Castelar und der republikanischen Partei gestellter Antrag, sämmtliche Bourbonen mit Einschluß der Orléans vom span. Throne auszuschließen, ward in den Cortes abgelehnt (24. Jan. 1870). In einem Streit mit dem excentrischen Infanten Heinrich von Bourbon erschoß Montpensier letztern im Duell (12. März). Prim knüpfte, nachdem Marschall Espartero abgelehnt hatte, insgeheim Unterhandlungen mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern an. Die Cortes beschlossen 7. Juni, daß zu einer gültigen Königswahl absolute Mehrheit nicht blos der anwesenden, sondern der gewählten Cortesmitglieder erforderlich sein sollte. Damit war die Candidatur Montpensier's unmöglich. Anfang Juli erklärte Erbprinz Leopold, welcher 1869 die ihm angebotene Krone abgeschlagen hatte, sich bereit, die Candidatur anzunehmen, und der Ministerrath unter Vorsitz des Regenten beschloß einstimmig (2. Juli 1870), denselben den Cortes vorzuschlagen. Kaum war dieser Beschluß dem pariser Hofe notificirt, so sprach der Minister Herzog von Gramont im Gesetzgebenden Körper: «Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setze». Erbprinz Leopold entsagte darauf 12. Juli seiner Thronbewerbung, «um nicht eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen», und die span. Regierung erklärte sich 13. Juli mit diesem Verzicht einverstanden. Als nichtsdestoweniger bald darauf der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, verkündigte S. seine Neutralität.

Als Prim abermals dem Herzog Amadeus von Aosta die span. Krone antragen ließ, erklärte dieser, mit Genehmigung seines königl. Vaters, Victor Emanuel II., sich bereit, die Candidatur anzunehmen (2. Nov.). Am 16. Nov. fand die Königswahl durch die Cortes statt; 191 Stimmen (18 mehr als die erforderliche absolute Majorität) fielen auf Amadeus, 63 für die Republik, 25 für Montpensier, die übrigen zersplitterten sich. Eine Kundgebung der span. Granden gegen die Königswahl fand ebenso wenig Beachtung wie die Proteste, welche die Exkönigin Isabella II. 21. Nov. und der Prätendent Karl VII. 8. Dec. erhoben. Amadeus empfing 4. Dec. die Deputation der Cortes, welche ihm die Krone anbot, und reiste 26. Dec. von Italien ab. Vor seiner Ankunft wurde der Ministerpräsident Prim das Opfer eines Attentats in Madrid 27. Dec. und starb 30. Dec. 1870. An demselben Tage landete Amadeus in Cartagena und traf 2. Jan. 1871 in Madrid ein, wo er sogleich vor den Cortes den Eid auf die Verfassung leistete und, nachdem Serrano seine Regentengewalt in die Hände des Präsidenten Zorilla niedergelegt hatte, von letzterm als König proclamirt wurde. Darauf gingen die Constituirenden Cortes auseinander. Alle auswärtigen Mächte erkannten den neuen König von S. an. Am 19. März hielt auch die neue Königin Maria, die durch Unwohlsein in Italien zurückgehalten war, ihren festlichen Einzug in Madrid. König Amadeus hatte als Fremdling einen harten Stand, der durch das alles zersetzende Parteiwesen noch viel schlimmer wurde. Unter der Fahne des Königthums rangen die monarchischen Parteien miteinander um den Besitz des Ministeriums; unter feindlichen Fahnen liefen die Karlisten und die Republikaner Sturm gegen das nationale Königthum. Während des ersten Halbjahres 1871 behauptete sich ein Ministerium unter Serrano's Vorsitz am Staatsruder; aber während des zweiten Halbjahres lösten drei verschiedene Cabinete (Zorilla, Malcampo, Sagasta) und 1872 vier Ministerien (Sagasta, Topete, Serrano, Zorilla) einander ab. In den Cortes stellte Castelar den Antrag auf Herstellung der Republik, die Karlisten verlangten die Annullirung der Königswahl. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1872, als das Königspaar von einem Ausfluge nach dem Palast zurückfuhr, ward der königl. Wagen von Meuchelmördern beschossen; doch blieben Amadeus I. und Königin Maria unverletzt. Auch diesmal vermochte man, wie bei dem Attentat auf Prim, die eigentlichen polit. Anstifter des Verbrechens nicht zu entdecken.

Zur Bekämpfung der karlistischen Aufstände wurde Serrano zum Obercommandanten der bask. Provinzen ernannt. Dieser schlug die Karlisten 4. Mai 1872 bei Oroquieta, nöthigte Don Carlos zur Flucht nach Frankreich und gewährte in der Convention von Amorovieta 24. Mai selbst den zu den Karlisten übergegangenen königl. Offizieren volle Amnestie. Zu gleicher Zeit fanden in mehrern Provinzen republikanische Aufstände statt. König Amadeus, welcher weder in Madrid noch auf seinen Rundreisen in den Provinzen viel Sympathie fand und kein constitutionelles Mittel sah, um das Land vor den Gefahren des Parteiwesens zu retten, erklärte schon im Herbst 1872 seinen Entschluß, die Krone niederzulegen. Auf das Zureden des Ministerpräsidenten Zorilla harrte er noch einige Zeit aus. Da aber die Zustände

in nichts sich besserten und die Artillerieoffiziere sich weigerten, unter dem vom König ernannten General Hidalgo zu dienen, theilte er 8. Febr. 1873 Zorilla seinen unwiderruflichen Entschluß der Abdankung mit, erließ 11. Febr. eine Abdankungsbotschaft an den Congreß und reiste am 12. mit seiner Familie von Madrid ab, um über Lissabon nach Italien zurückzukehren. Der Congreß erklärte sich sofort 11. Febr. für die Republik und wählte am 12. zur Handhabung der Executivgewalt ein Ministerium, in welchem die vier Republikaner Figueras, Castelar, Pi y Margall, Nicolas Salmeron die Präsidentschaft, das Auswärtige, das Innere, die Justiz übernahmen. Das Programm der neuen Machthaber lautete: «Föderativrepublik für S. mit Selbstverwaltung der einzelnen Staaten, Unterdrückung der Centralisation, Aufhebung des stehenden Heers, absolute Trennung von Kirche und Staat, Proclamirung der Menschenrechte auf dem Boden einer demokratischen Verfassung und unter der Gewalt der Gesetze». Die Cortes wurden aufgelöst und auf 1. Juni neue constituirende Cortes berufen. Diese erklärten sich 8. Juni für die Föderativrepublik und ließen einen Verfassungsentwurf ausarbeiten, in welchem obige Grundsätze aufgenommen waren. Damit waren die sog. Intransigentes noch nicht zufrieden: sie wollten nicht blos die Republik, sondern auch einen socialen Umsturz. Da sie ihre Forderungen in den Cortes nicht durchsetzen konnten, verließen sie dieselben und erhoben in den südlichen Städten die rothe Fahne. Die Ministerien wechselten rasch. Auf Figueras folgte als Präsident der Executive 11. Juni Pi y Margall, 19. Juli Nicolas Salmeron, 7. Sept. Castelar. Letzterer sah sich bereits einem solchen polit. Chaos gegenübergestellt, daß er, trotz seiner republikanischen Schwärmerei, sich von den Cortes unbedingte Vollmachten für militärische und polit. Maßregeln, selbst für Verhängung des Belagerungszustandes, übertragen ließ, die Berathung des Verfassungsentwurfs verschob und die Vertagung der Cortes vom 18. Sept. bis 2. Jan. durchsetzte. Damit hatte er die Dictatur in den Händen. Er brauchte sie, um die sich aufthürmenden Gefahren zu beseitigen. Im Norden machte Don Carlos und sein Bruder Don Alfonso an der Spitze der Karlisten bedeutende Fortschritte; im Süden bildeten sich in einzelnen Städten Communen, welche der Regierung den Gehorsam aufkündigten; alle Disciplin im Heere löste sich auf, Soldaten schossen auf ihre Offiziere, Generale gingen zu den Aufständischen über. Die Städte Alcoy, Sevilla, Cadix, Valencia mußten mit Gewalt genommen werden, andere ergaben sich den anrückenden Generalen. Am längsten dauerte der Widerstand in der Seefestung Cartagena, wo General Contreras an der Spitze eines Wohlfahrtsausschusses stand, als Präsident der Republik Murcia Diplomatie mit fremden Consuln anzuknüpfen suchte, die benachbarten Hafenstädte Almeria und Alicante bombardirte und brandschatzte. Durch diese Piratenzüge kam er in Conflict mit fremden Kriegsschiffen, und der deutsche Kapitän Werner, unterstützt von einem engl. Kapitän, nahm ihm zwei Kriegsschiffe weg. Cartagena, von der Landseite eingeschlossen und bombardirt, ergab sich erst nach viermonatlicher Belagerung 12. Jan. 1874 dem Regierungsgeneral Lopez Dominguez, nachdem Contreras mit der Revolutionsjunta auf einem Kriegsdampfer die schwache Blokade durchbrochen und nach Algier sich geflüchtet hatte.

Bei dem Wiederzusammentritt der Cortes 2. Jan. 1874 bezeichnete der Cortespräsident Nic. Salmeron das Verfahren Castelar's gegen die Aufständischen als unrepublikanisch und bewirkte, daß das beantragte Dankesvotum an die Regierung abgelehnt wurde, worauf Castelar seine Entlassung einreichte. Bevor es zu weitern Verhandlungen kam, wurden am Morgen des 3. Jan. die Cortes vom Generalkapitän von Madrid, Pavia, gesprengt und von den Männern, welche 1868 Isabella gestürzt hatten, eine neue Regierung eingesetzt, in welcher Serrano die Präsidentschaft, Sagasta das Auswärtige, Topete die Marine übernahm. Durch Decret vom 26. Febr. nahm Serrano den Titel «Präsident der Executivgewalt der Republik» an, und die Ministerpräsidentschaft übernahm zuerst General Zabala, 4. Sept. Sagasta. Republikanische Aufstände gegen die neue Regierung wurden rasch bewältigt und mit Energie gegen die Karlisten vorgegangen. Diese hielten die wichtige Festung Bilbao eng cernirt, nahmen die dazugehörige Hafenstadt Portugalete, zwangen den General Morionez, der in Biscaya eindrang, 24. Dec. 1873 zur Einschiffung in San-Sebastian und nöthigten ihn, als er aufs neue vordrang, durch die Niederlage bei Sommorrostro 24. Febr. 1874 zum Rückzug. Nun eilte Serrano selbst herbei, konnte zwar in den Kämpfen vom 25. und 26. März die feste Stellung der Karlisten bei Sommorrostro nicht durchbrechen, holte aber Verstärkungen, griff 28. April aufs neue an und zwang den Feind 1. Mai, alle seine Stellungen aufzugeben, die Cernirung Bilbaos aufzuheben und Portugalete zu räumen. Aber General Concha, welchem Serrano den Oberbefehl übergab, wurde bei seinem Angriff auf die von Dorregaray vertheidigten Höhen von Estella, 25. bis 27. Juni, zurückgeschlagen und fiel. Die Karlisten beuteten ihren Sieg

strategisch nicht aus, ließen aber eine Menge Gefangener (darunter den frühern preuß. Hauptmann und damaligen Kriegscorrespondenten A. Schmidt) erschießen. Auch Don Alfonso, welcher in Catalonien operirte und 15. Juli die castil. Stadt Cuenca eroberte, befleckte seinen Namen durch Mord und Plünderung. Auf Betrieb des Fürsten Bismarck, welcher die Ermordung des Hauptmanns Schmidt nicht gleichgültig hinnahm, erkannten alle Mächte, außer Rußland, die Regierung Serrano's an und nahmen die diplomatischen Verbindungen mit S. wieder auf. Der Conflict mit den Vereinigten Staaten, welcher darüber ausbrach, daß ein span. Kriegsschiff das amerik. Schiff Virginius, das den Insurgenten von Cuba Mannschaft und Munition zuführte, wegnahm und ein Theil der Mannschaft erschossen wurde, wurde im Washingtoner Vertrag vom 29. Nov. 1873 durch S.s Nachgiebigkeit beigelegt.

Den Oberbefehl über die Nordarmee übernahm im Sept. 1874 General Laserna. Derselbe schlug 10. und 11. Nov. die Karlisten, befreite die von ihnen cernirte Festung Irun, konnte aber keine weitern Erfolge erringen. Da aber ohne Vernichtung des Karlismus S. zu keiner Ruhe kam, eilte Serrano aufs neue herbei, um an der Spitze von vier Armeecorps einen umfassenden Angriff auf die feindlichen Stellungen zu machen und die Karlisten nach der franz. Grenze zurückzudrängen. Bevor der Plan zur Ausführung kam, proclamirte General Martinez Campos 29. Dec. 1874 in Murviedro den Sohn der Exkönigin Isabella als König Alfons XII. von S. Die Armee sprach sich für Alfons aus, das Ministerium Sagasta dankte 30. Dec. ab, Serrano legte den Oberbefehl und die Präsidentschaft nieder, ein Regentschaftsministerium unter Canovas del Castillo bildete sich 31. Dec. Der noch nicht 18jährige König Alfons reiste 6. Jan. 1875 von Paris ab und hielt 14. Jan. seinen Einzug in Madrid. Das Ministerium Canovas, vom König bestätigt, hob Geschworenengerichte, Civilehe und Lehrfreiheit auf, beschränkte die Freiheit der Presse und die freie Religionsübung der Protestanten und gab dem Klerus die noch nicht verkauften Kirchengüter zurück. Dadurch sollten die Conservativen und Klerikalen gewonnen und dem Karlismus in diesen Kreisen Concurrenz gemacht werden. Einer Versammlung von 39 Notabeln wurde ein Verfassungsentwurf zur Berathung vorgelegt. Darin war zwar der Grundsatz der Cultusfreiheit ausgesprochen, aber durch eine sehr unbestimmte Fassung des Art. 11 der Willkür und Unduldsamkeit der Geistlichkeit und Beamten Thür und Thor geöffnet. Die päpstl. Curie protestirte gegen diesen Artikel und berief sich darauf, daß Canovas ihr die Wiederherstellung des Concordats von 1851 versprochen habe. Letzterer reichte daher 11. Sept. seine Entlassung ein, worauf Kriegsminister Jovellar die Präsidentschaft des Ministeriums übernahm und sofort Unterhandlungen mit dem Vatican eröffnete, worin er die Unmöglichkeit der Wiederherstellung der kath. Glaubenseinheit nachwies. Der Vatican zeigte sich nachgiebig, und nun übernahm 3. Dec. Canovas wieder die Ministerpräsidentschaft und Jovellar wurde zum Generalgouverneur von Cuba ernannt. Der Krieg gegen die Karlisten dauerte ohne entscheidende Erfolge fort. General Laserna eröffnete den Feldzug mit einem Vormarsch gegen Estella. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde er 3. Febr. geschlagen und zum Rückzug genöthigt. Den Oberbefehl übernahm nun General Quesada. Durch die Capitulation der Festung Seo de Urgel 26. Aug. wurde Catalonien von den Karlisten befreit. Quesada zog 8. Juli in dem von den Karlisten bedrohten Bittoria ein, entsetzte 24. Nov. Pamplona und traf 22. Dec. in Tafalla ein, um mit einer Armee von 100,000 Mann einen entscheidenden Schlag zu führen. Mit der Sache des Don Carlos, welcher besonders von Legitimisten in Frankreich, von den Feudalen in Oesterreich, von einigen depossedirten ital. Fürsten und von den Jesuiten im Vatican reichlich mit Geld unterstützt worden war, stand es bereits schlecht. Mehrere Geldquellen versiegten. Cabrera unterwarf sich in einem Schreiben vom 11. März dem König Alfons, über 200 karlistische Offiziere traten nach Frankreich über; andere erklärten sich für Alfons. Es bedurfte nur einer letzten Kraftanstrengung, um das karlistische Heer vollends zu vernichten. General Quesada nahm 29. Jan. 1876 Villa Real, 5. Febr. Durango; Primo de Rivera eroberte 19. Febr. Estella; König Alfons eilte selbst herbei und übernahm den Oberbefehl, hielt 28. Febr. seinen Einzug in Pamplona, während am gleichen Tage Don Carlos, welcher mit noch 2000 Mann im Thale von Roncevalles stand, über die Brücke bei Arnegny ging und den franz. Boden betrat.

Inzwischen waren die 20. Jan. 1876 neugewählten Cortes vom König 15. Febr. eröffnet worden. Der Gesetzentwurf über Aufhebung der Fueros der baskischen Provinzen wurde 19. Juli angenommen. Der Verfassungsentwurf sammt dem dehnbaren Cultusartikel wurde 24. Mai mit 285 gegen 40 Stimmen genehmigt. Der finanziellen Zerrüttung suchte der Finanzminister Salaverria dadurch abzuhelfen, daß er die Verzinsung der Staatsschulden bis

zum 1. Mai 1877 sistirte, von da an nur einen Theil der Zinsen zahlte, den Beamten 25 Proc. Gehaltabzüge machte und die außerordentliche Kriegssteuer beibehielt. Gegen unduldsame Bischöfe zeigte die Regierung äußerst duldsam, und die Cortes lehnten ein von Sagasta deshalb beantragtes Tadelsvotum 26. Nov. ab. Eine üble Zugabe für die neue Regierung waren die königl. Damen, welche nun wieder in S. eintrafen. Nachdem schon 1875 die Gräfin von Girgenti, die älteste Schwester des Königs, in Madrid eingetroffen war, kam 1876 auch Isabella; sie nahm zwar ihren Aufenthalt in Sevilla; aber nichtsdestoweniger war ihr Einfluß zu fürchten. Als aber König Alfons mit der dritten Tochter des Herzogs von Montpensier, Donna Mercedes (geb. 24. Juni 1860), sich verlobte, verließ Isabella im Herbst 1877 S., ließ sich wieder in Paris nieder und höhnte sich dort in demonstrativer Weise mit Don Carlos aus. Die Vermählung des Königs fand 23. Jan. 1878 in Madrid statt; aber schon 26. Juni starb die Königin. An republikanischen Erhebungen und socialistischen Verschwörungen fehlte es auch in den J. 1876—78 nicht; doch hatten sie keinen Erfolg, und die Regierung schien sich consolidiren zu wollen. Aber 25. Oct., als König Alfons von einer Reise nach den nördl. Provinzen, zunächst von Saragossa, nach Madrid zurückkehrte, feuerte ein Böttcher, Namens Oliva y Moncasi eine Pistole auf ihn ab. Die Kugel traf nicht; Moncasi wurde festgenommen. Alle Anzeichen und Aussagen wiesen darauf hin, daß letzterer der in Spanien sehr verbreiteten Internationale angehörte. Der höchste Gerichtshof verurtheilte ihn zum Tode und 4. Jan. 1879 wurde die Hinrichtung mittels Erdrosselns vollstreckt. Den im Juli vertagten und 30. Oct. wieder zusammentretenden Cortes wurde ein neues Wahlgesetz und ein neues Vereinsgesetz vorgelegt. Das allgemeine Wahlrecht sollte beschränkt und gegen die Ausschreitungen der Vereine und Versammlungen sollten der Regierung wirksamere Bürgschaften gegeben werden. Nach der Niederschlagung des Karlismus war die nächste Aufgabe der Regierung die Bewältigung des Aufstandes in Cuba. Es wurden bedeutende Verstärkungen dahin geschickt, und die Regierung erklärte, den Interventionsgelüsten des Cabinets von Washington gegenüber, daß sie vollständig in der Lage sei, den Aufstand zu unterdrücken und daß sie, sobald dieses Ziel erreicht wäre, die Sklaverei, welche durch den Cortesbeschluß vom 22. März 1873 auf Puerto-Rico abgeschafft worden war, auch auf Cuba abschaffen werde. Viele Aufständische boten dem Generalgouverneur Jovellar ihre Unterwerfung an. Im April 1878 war der östl. Theil der Insel vollständig pacificirt; in den mittlern Theilen dauerte der Aufstand, wenn auch geschwächt, noch fort. Von neuern Werken über die Geschichte S.s sind hervorzuheben: Masdeu, «Historia critica de España» (20 Bde., Madr. 1783—1809); Ortiz y Sanz, «Compendio cronologico de la historia de España» (2. Aufl., 9 Bde., Madr. 1841); Lafuente, «Historia general de España» (Bd. 1—30, Madr. 1850—67); Cavanilles, «Historia de España» Bd. 1 u. 2, Madr. 1861—65); Gebhardt, «Historia general de España» (7 Bde., Madr. 1864); Tapia, «Historia de la civilisazion d'España» (4 Bde., Madr. 1840); Monteja und Manrique, «Historia de la legislacion etc. de España» (7 Bde., Madr. 1861—64); Rico y Amat, «Historia politica y parlamentaria de España» (3 Bde., Madr. 1860—62); Alfaro, «Compendio de la historia de España» (5. Aufl., Madr. 1869); Hubbard, «Histoire contemporaine d'Espagne» (2 Bde., Par. 1869); Lembke, «Geschichte von S.» (fortgesetzt von Schäfer, Bd. 1—3, Hamb. 1831—67); Havemann, «Darstellungen aus der innern Geschichte S.s» (Gött. 1850); Baumgarten, «Neuere Geschichte S.s» (3 Bde., Lpz. 1865—71); derselbe, «Geschichte S.s zur Zeit der Französischen Revolution» (Berl. 1861); Lauser, «Die neueste Geschichte S.s» (in «Unsere Zeit», Lpz. 1874—76), als selbstständiges Werk: «Geschichte S.s vom Sturze Isabella's bis zur Thronbesteigung Alfons'» (2 Bde., Lpz. 1877); Mazade, «Les révolutions de l'Espagne contemporaine» (Par. 1869); Bonilla, «La guerre civile en Espagne» (Par. 1875); Leopold, «S.s Bürgerkrieg» (Hannov. 1875); über die Geschichte der maurischen Herrschaft in S. die Werke von Conde, Aschbach (s. d.) und Dozy (s. d.); über die Zeiten Ferdinand's und Isabella's sowie über die Philipp's II. die Werke von Prescott (s. d.); über den Halbinselkrieg die Schriften von Foy, Southey, Napier, Suchet, Muñoz, Maldonado, Canga Arguelles, Toreño u. s. w.; über den marokk. Krieg E. Schlagintweit's «Der span.-marokk. Krieg in den J. 1859 und 1860» (Lpz. 1863).

Spanischer Erbfolgekrieg. Als das habsburgische Königshaus in Spanien mit dem kinderlosen Karl II. (1665—1700) auf dem Aussterben stand, wurde die Frage der span. Erbschaft ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit für die europ. Diplomatie. Von drei Seiten erhob man Erbansprüche in Gemäßheit des castilian. Rechts, das auch weiblich Thronfolge zuließ. Sowol König Ludwig XIV. (s. d.) von Frankreich wie auch der deutsche Kaiser Leopold I. (s. d.)

waren Söhne von span. Infantinnen, Töchtern Philipp's III., und zwar Ludwig von der ältern Schwester Anna von Oesterreich (s. d.), Leopold von der jüngern Schwester Maria Anna. Beide waren überdies mit zwei Schwestern Karl's II. vermählt gewesen, Ludwig mit der ältern, Maria Theresia, die ihm den Dauphin Ludwig (gest. 1711) gebar, Leopold mit der jüngern Schwester Margarethe Theresia, welcher Ehe nur eine einzige Tochter, Maria Antonia, entsproß, die den Kurfürsten Maximilian II. (s. d.) von Baiern geheirathet hatte. Nach dem Verwandtschaftsgrade stand also das franz. Königshaus näher. Die nach Frankreich vermählten Infantinnen hatten jedoch ausdrücklich allen span. Erbansprüchen entsagt, während der nach Oesterreich verheiratheten ihre Rechte gewahrt blieben. Ludwig XIV. hatte sogar den Verzicht seiner Gemahlin ausdrücklich genehmigt und beschworen; aber er hatte nichtsdestoweniger den sog. Devolutionskrieg 1667—68 geführt und machte jetzt geltend, daß die Entsagungsacte nicht von den span. Cortes sanctionirt und daher nicht rechtskräftig sei. Auf alle Fälle erschien es mit dem europ. Gleichgewicht durchaus unvereinbar, daß zwei so mächtige Herrscher noch die span. Monarchie, die außer dem Hauptlande und den Colonien die span. Niederlande (Belgien), Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien umfaßte, mit ihren Erbstaaten vereinigten. Deshalb zeigte Ludwig XIV. sich bereit, die franz. Ansprüche auf den zweiten Sohn des Dauphins, Herzog Philipp von Anjou, nachmals König Philipp V. (s. d.), zu übertragen, und Leopold I. bestimmte die span. Erbschaft seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl, nachmals Kaiser Karl VI. (s. d.). Den auswärtigen Mächten erschien jedoch der dritte Bewerber noch besser geeignet, um jeder Eifersucht vorzubeugen und den allgemeinen Frieden zu bewahren. Das war der junge Sohn des Kurfürsten Maximilian II. von Baiern, Kurprinz Joseph Ferdinand, der durch seine Mutter Maria Antonia gleichfalls von dem span. Königshause abstammte. Besonders eifrig wirkte in diesem Sinn Wilhelm III., König von Großbritannien und Statthalter der Niederländischen Republik, und es gelang diesem auch, sich mit Ludwig XIV. über einen sog. Partagetractat, zu Loo 11. Oct. 1698, zu verständigen. Danach sollte Erzherzog Karl mit dem Herzogthum Mailand, der Dauphin mit Neapel, Sicilien und der baskischen Provinz Guipuzcoa abgefunden werden, während die übrige span. Monarchie für den bair. Kronprinzen bestimmt ward. Das madrider Cabinet nahm die Nachricht von dieser Einmischung fremder Mächte sehr übel auf, und Karl II. setzte nun sofort den bair. Kurprinzen zu seinem alleinigen Erben ein, der aber plötzlich 6. Febr. 1699 starb. Nun schlossen Wilhelm III. und Ludwig XIV. einen zweiten Partagetractat, 2. März 1700, wonach der Erzherzog Karl die span. Krone, der Dauphin aber, außer den obgedachten Ländern, noch das Herzogthum Mailand erhalten sollte. Aber Kaiser Leopold verweigerte diesem Tractate seine Zustimmung, und so hielt auch Ludwig XIV. sich nicht ernstlich daran gebunden. Am Hofe zu Madrid bekämpften sich zwei Parteien unter Führung des kaiserl. Gesandten Graf Harrach und des franz. Gesandten Marquis Harcourt, welche beziehentlich für Erzherzog Karl und für Herzog Philipp von Anjou wirkten. Endlich trug die franz. Partei den Sieg davon, und Karl II. setzte durch Testament vom 2. Oct. 1700 den Herzog Philipp zum Erben aller seiner Reiche ein.

Am 1. Nov. 1700 starb Karl II., und zwölf Tage darauf erklärte Ludwig XIV., daß er das Testament für seinen Enkel annehme. Ohne Widerstand zu finden, ergriff Philipp V. sofort Besitz von der gesammten span. Monarchie. Die europ. Mächte, selbst Großbritannien und die Niederländische Republik erkannten den neuen König an. Wenn auch Wilhelm III. über die Beiseitesetzung des Partagetractats sehr gereizt war, so zeigte sich doch die Volksstimmung in seinen Reichen einem neuen Kriege abgeneigt. Nur Kaiser Leopold protestirte und traf Anstalten, um zunächst das Herzogthum Mailand zu erobern. Als aber im nächsten Jahre franz. Truppen die span. Niederlande besetzten und Ludwig XIV. nach dem Tode des verstorbenen Königs Jakob II. sogar dessen Sohn, den sog. Prätendenten, als König Jakob III. von Großbritannien anerkannte, entschlossen sich die Seemächte (Großbritannien und die Niederländische Republik), Oesterreich beizustehen. Am 7. Sept. 1701 ward eine Tripleallianz im Haag abgeschlossen, zum Zweck der Erhebung des Erzherzogs Karl auf den span. Thron. Später (1702—3) traten Preußen, das Deutsche Reich und Portugal diesem Bunde bei. Dagegen gelang es Ludwig XIV., zwei wichtige deutsche Reichsfürsten auf seine Seite zu ziehen, nämlich den Kurfürsten Maximilian II. von Baiern, dem man Aussichten auf die span. Niederlande und die Rheinpfalz eröffnete, und dessen Bruder, den Kurfürsten Joseph Clemens von Köln. Außerdem gewann Ludwig XIV. in Italien den Herzog Karl IV. Gonzaga von Mantua und den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen, welcher letztere jedoch 25. Oct. 1703 auf die österr. Seite übertrat und dafür eine Gebietsvergrößerung erhielt. Der Tod des Königs Wilhelm III. (19. März

702) änderte nichts an der Sachlage, da die neue Königin Anna unter dem Einflusse des Herzogs von Marlborough und seiner Gemahlin, sowie auch der dirigirende Rathspensionär der Niederländischen Republik, Heinsius, an der bisherigen Politik festhielten. Ebenso setzte, als Kaiser Leopold 5. Mai 1705 starb, dessen ältester Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I. (s. d.), den Kampf zu Gunsten seines Bruders Karl eifrig fort. Im ganzen dauerte der Krieg über zwölf Jahre und breitete sich nicht nur über ganz Westeuropa, sondern auch über den Ocean und die Colonien aus. Gleichzeitig wüthete im nordöstl. Europa der große Nordische Krieg (s. d.), und nur das zwischen den Seemächten, Kaiser und Reich, Preußen, Hannover u. s. w. abgeschlossene sog. Haager Concert vom 31. März 1710, welches die Neutralität Norddeutschlands wenigstens zeitweilig sicherstellte, konnte verhindern, daß nicht die allgemeine Kriegsflamme auf deutschem Boden zusammenschlug.

Der Spanische Erbfolgekrieg begann in Italien, wo im Sommer 1701 der kaiserl. Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, schnell und siegreich vordrang und die Herzogthümer Mailand und Mantua größtentheils eroberte. Aber 1702 erhielt er einen ebenbürtigen Gegner an dem franz. Marschall Vendôme, und dieser gewann vollends die Oberhand, als Eugen wegen des von Franz II. Rakoczi 1703 in Ungarn erregten Aufstandes aus Italien abberufen wurde. In Deutschland befehligte Markgraf Ludwig Wilhelm I. (s. d.) von Baden-Baden die kaiserl. und Reichsarmee, welcher Sept. 1702 die franz. Festung Landau zur Uebergabe zwang. Dagegen eroberte der Kurfürst von Baiern die Reichsstadt Ulm u. s. w., während der franz. Marschall Villars über den Rhein vordrang. Bei dem kläglichen Zustande der Reichsarmee konnte der Markgraf von Baden auf die Länge nicht verhindern, daß die Franzosen und Baiern sich vereinigten. Doch trennte sich der Kurfürst Juni 1703 wieder von Villars und drang in Tirol ein, um mit dem aus Oberitalien gegen Trient vorrückenden Marschall Vendôme Verbindung anzuknüpfen. Der tapfere Widerstand des tiroler Landvolks, unter Führung des Landrichters Martin Sterzinger, vereitelte diesen Plan und rettete Oesterreich aus der drohendsten Gefahr. Aber in Süddeutschland behielten die Franzosen und Baiern die Oberhand. Die Reichsfestung Breisach ward August 1703 genommen, der kaiserl. General Styrum bei Höchstädt 20. Sept. geschlagen, und auch Landau Nov. 1703 wieder von den Franzosen erobert. Unterdeß hatte das brit.-niederländ. Heer unter Marlborough die Franzosen aus den span. Niederlanden, Lüttich und Köln vertrieben und rückte nach Süddeutschland, wo es sich mit dem kaiserl. und Reichsheer vereinigte. Während Prinz Eugen die Vertheidigungslinien zwischen Schwarzwald und Rhein bei Stollhofen gegen den franz. Marschall Tallard bewachte, schlugen Marlborough und der Markgraf von Baden 2. Juli 1704 das bair.-franz. Heer am Schellenberge, unweit Donauwörth. Bald darauf gelang es Tallard, durch das Kinzigthal vorzudringen und sich mit dem Kurfürsten zu vereinigen, während Prinz Eugen zu Marlborough und dem Markgrafen von Baden stieß. Nun erfolgte die entscheidende Schlacht bei Höchstädt (die Engländer benennen dieselbe nach dem Dorfe Blenheim, Blindheim) 13. Aug. 1704, die mit einer vollständigen Niederlage des bair.-franz. Heers endigte; Tallard fiel in Gefangenschaft, der Kurfürst entfloh nach den span. Niederlanden. Die Franzosen zogen sich über den Rhein zurück und verloren Nov. 1704 abermals die Festung Landau. Nun wurde ganz Baiern erobert und mit Ausnahme des Rentamts München, das der Kurfürstin als Revenue verblieb, unter kaiserl. Verwaltung gestellt. Die Oesterreicher bedrückten das Land so hart, daß das bair. Landvolk unter Führung von zwei ingolstädter Studenten, Meindl und Plinganser, sich empörte und nur mit Mühe unterjocht wurde. Kaiser Joseph sprach 1706, mit Zustimmung der übrigen Kurfürsten, die Reichsacht über die Kurfürsten von Baiern und Köln aus. Die Herzoge von Mantua und Mirandola wurden gleichfalls der Felonie schuldig erklärt, geächtet und ihrer Länder beraubt.

Zwar stellte Villars am Rhein das Uebergewicht der franz. Waffen wieder her, namentlich seit 1707 der Markgraf von Baden gestorben war; dagegen gewannen die Alliirten in Italien und den span. Niederlanden immer größere Vortheile. Nach Abberufung Vendôme's rückte Prinz Eugen zum Entsatz der von den Franzosen belagerten Stadt Turin herbei und erfocht hier 7. Sept. 1706 einen vollständigen Sieg, sodaß durch die sog. Generalcapitulation vom 13. März 1707 die Franzosen sich zur Räumung des ganzen Oberitalien bequemten. Im Sommer 1707 ward auch Neapel von den Oesterreichern, im Aug. 1708 Sardinien von den Engländern eingenommen; nur die Insel Sicilien blieb in der Gewalt Philipp's V. Prinz Eugen drang sogar in Südfrankreich ein, vermochte jedoch Toulon nicht zu erobern (Juli bis Aug. 1707). Nicht minder glücklich ging es in den span. Niederlanden. Marlborough gewann zuerst 23. Mai 1706 einen entscheidenden Sieg bei Ramillies, südlich von Löwen, über den franz. Marschall Villeroi,

worauf an dessen Stelle Vendôme das Commando erhielt und das Gleichgewicht wiederherstellte. Erst nachdem Prinz Eugen sich mit Marlborough vereinigt, ward auch Vendôme bei Oudenaarde 11. Juli 1708 besiegt und sogar die von Marschall Boufflers tapfer vertheidigte franz. Grenzfestung Lille im December erobert. Als ein neues franz. Heer unter Villars heranrückte, erfochten Marlborough und Eugen einen dritten großen Sieg bei Malplaquet 11. Sept. 1709, worauf die Festung Mons sich ihnen ergab, und griffen sodann die franz. Grenze an, die jedoch von Villars und Boufflers nachdrücklich vertheidigt wurde. Die mit dem Prätendenten Jakob III. (s. d.) unternommene franz. Expedition gegen Schottland im März 1708 mußte unverrichteter Sache umkehren. Nur in Spanien war das Kriegsglück den Franzosen günstig. Nachdem Erzherzog Karl in Wien Sept. 1703 als König Karl III. von Spanien proclamirt worden war, ging er, begleitet von einer brit.-niederländ. Flotte und Armee, nach Portugal und versuchte von hier aus in Spanien einzudringen. Gibraltar (s. d.) ward 4. Aug. 1704 von den Engländern erobert. Bald erklärten Catalonien, Aragonien und Valencia sich für Karl III., der sich nun dahin begab und 9. Oct. 1705 Barcelona einnahm. Im nächsten Sommer 1706 ward auch Madrid genommen und Karl III. daselbst 2. Juli zum König ausgerufen. Aber die Castilianer hielten treu zu Philipp V., der schon 22. Sept. nach Madrid zurückkehrte. Der franz. Marschall Herzog von Berwick besiegte dann die Alliirten bei Almansa 25. April 1707 und unterwarf auch Valencia und Aragonien wieder, sodaß Karl auf Catalonien beschränkt ward. Dagegen besetzten die Engländer Sept. 1708 die Insel Minorca.

Unter diesen Umständen bat Ludwig XIV., aufs äußerste erschöpft, um Frieden. Sowol bei den Verhandlungen im Haag (März bis Juli 1709) als später zu Gertruidenberg (Juni bis Juli 1710) erklärte er sich zur Verzichtleistung auf Spanien und zu andern großen Opfern bereit. Als man aber verlangte, er solle seinen Enkel mit seinen eigenen Truppen aus Spanien vertreiben helfen, brach er die Unterhandlungen ab. An der franz. Nordgrenze standen sich noch immer Villars, Marlborough und Prinz Eugen gegenüber, und die Alliirten eroberten nach und nach mehrere kleine Grenzfestungen. Wichtiger waren die Ereignisse in Spanien. Der kaiserl. General Starhemberg und Lord Stanhope kämpften im Sommer 1710 so glücklich, daß Karl 28. Sept. in Madrid einziehen konnte. Aber mit Vendôme, der jetzt das Commando erhielt, kehrte das franz. Kriegsglück zurück. Lord Stanhope ward bei Brihuega 8. Dec. mit seinem Corps gefangen, Starhemberg bei Villa-Viciosa 9. Dec. 1710 zum Rückzug genöthigt, und bald sah Karl sich wieder auf Catalonien beschränkt. Inzwischen starb Kaiser Joseph kinderlos 17. April 1711, und alle seine Reiche fielen hiermit Karl anheim, der nun 27. Sept. 1711 Barcelona verließ, um nach Deutschland zurückzukehren. Doch leisteten Catalonien und besonders Barcelona als letzter österr. Waffenplatz in Spanien noch lange hartnäckigen Widerstand, selbst nachdem die Oesterreicher in Gemäßheit der Capitulation vom 14. März 1713 aus Spanien abzogen. Auf den übrigen Kriegsschauplätzen hatte der Kampf schon früher aufgehört.

Ganz unerwartet gestalteten sich die Verhältnisse günstig für Ludwig XIV. In Großbritannien ward der Einfluß der Familie Marlborough gebrochen, und an die Stelle der Whigs trat Sept. 1710 ein Toryministerium unter Bolingbroke, das sofort mit Frankreich einen Separatfrieden zu verhandeln begann. Als dann Karl VI. 1711 die österr. Krone und auch den deutschen Kaiserthron erhielt, konnte nicht mehr davon die Rede sein, ihm überdies noch die span. Gesammtmonarchie zu verschaffen, da Oesterreich sonst das unbedingte Uebergewicht in Europa gewonnen hätte. Bereits im Oct. 1711 kamen die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Großbritannien zu Stande, und im Jan. 1712 ward der Friedenscongreß zu Utrecht eröffnet, den nach und nach alle kriegführenden Mächte beschickten. Hier erfolgte nach längern Verhandlungen 1713—15 der Abschluß von neun verschiedenen Friedenstractaten zwischen Frankreich und Spanien einerseits, Großbritannien, der Niederländischen Republik, Portugal, Preußen und Savoyen andererseits, die man unter dem Namen des Utrechter Friedens (s. d.) zusammenfaßt. Kaiser Karl VI. und das Deutsche Reich setzten den Krieg noch eine Zeit lang auf eigene Hand fort, aber kamen dabei immer mehr in Nachtheil, indem Villars jetzt Landau 22. Aug. und Freiburg i. Br. 21. Nov. 1713 eroberte. Endlich ward auch der Friede zwischen Frankreich und dem Kaiser zu Rastatt (s. d.) 6. März 1714 und mit dem Deutschen Reiche zu Baden in der Schweiz 7. Sept. 1714 abgeschlossen. Nur zwischen Oesterreich und Spanien kam es zu keinem förmlichen Friedensschluß; doch endigte der Krieg hier thatsächlich mit der Eroberung Barcelonas 11. Sept. 1714 durch den Herzog von Berwick. Die wichtigsten Resultate des Kriegs waren, daß Spanien nebst den Colonien dem König Philipp V. verblieb. Dagegen erhielt Kaiser Karl VI. die span. Niederlande, Mailand, Neapel und die Insel Sar-

dinien, während die Insel Sicilien mit dem Königstitel an den Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen kam. Großbritannien behielt einige eroberte franz. Besitzungen in Amerika sowie auch Gibraltar und Minorca. Der Niederländischen Republik ward zu ihrer bessern Sicherheit das Besatzungsrecht in mehrern Grenzfestungen der span., nunmehr österr. Niederlande eingeräumt. (S. Barrièretractat.) Zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche trat der vormalige Besitzstand im Gemäßheit des Friedens von Ryswijk (s. d.) wieder in Kraft. Die Kurfürsten von Baiern und Köln wurden in ihre Lande und Rechte wieder eingesetzt, während Oesterreich das inzwischen durch den Tod des Herzogs Karl IV. 1708 erledigte Herzogthum Mantua und der Herzog von Modena das 1710 vom Kaiser angekaufte Herzogthum Mirandola behielt. Außerdem ward durch den Utrechter Frieden bestimmt, daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürfen. Vgl. Mahon, «History of the war of succession in Spain» (Lond. 1832); von Noorden, «Europ. Geschichte im 18. Jahrh.» (Bd. 1—2: «Der Spanische Erbfolgekrieg», Düsseld. 1870—73).

Spanische Fliegen oder Kantharіden, auch Pflasterkäfer, heißt eine Käfergattung, welche den wissenschaftlichen Namen Lytta oder Cantharis vesicatoria führt und in ganz Europa vorkommt. Im Frühjahre findet sich das sehr übelriechende Thier auf Flieder und Eschen in großer Menge. Der Käfer ist bis 22 Mmt. lang, fast 7 Mmt. breit, oft auch viel kleiner, glänzend grün, oft bläulich oder röthlichgrün, mit feinen weißen Härchen, aber kahlen, zweifach fein längsgestreiften Flügeldecken. Der Käfer dient zu medic. Zwecken, hauptsächlich zur Bereitung des Blasenpflasters, und es sind in dieser Beziehung namentlich die aus Rußland kommenden geschätzt. Zur Herstellung von Blasenpflaster werden die grobgestoßenen Käfer mit Wachs, Terpentin und Oel verarbeitet; ein feineres Pflaster ist das Droust'sche, welches man durch Aufstreichen eines Auszugs der Käfer mit Essigäther auf Englisches Pflaster bereitet. Gebräuchlich sind außerdem die Kantharіden-Tinctur (ein alkoholischer Auszug), die Kantharіden-Salbe und das Kantharіden-Collodium; die Pflaster, das Collodium und die Tinctur werden angewendet, um Blasen zu ziehen, die Salbe, um lange Eiterung zu unterhalten. Die Tinctur benutzt man auch in stark verdünntem Zustande zur Beförderung des Haarwuchses. Innerlich wirken die Kantharіden sehr kräftig auf den Harn- und Geschlechtsapparat und können selbst Nierenentzündung bewirken; auch das Pflaster kann bei Personen mit zarter Haut ähnlich wirken wie nach innerlichem Gebrauche. Verwandt ist den Kantharіden auch in medic. Hinsicht der Maiwurm (s. d.), der vielfach als Mittel gegen die Wasserscheu gebraucht wurde. Der wirksame Bestandtheil der Käfer ist das in kleinen, glimmerartigen Schuppen krystallisirende Kantharidin oder der Kantharіden-Kampher.

Spanische Kunst. Die Geschichte der span. Kunst war bisher größtentheils nur unvollkommen aus zerstreuten und oft unkritischen Materialien bekannt. Es fehlt selbst an genügenden Abbildungen, die jenen Mangel zu ersetzen vermöchten, sodaß schon aus diesem Grunde weder eine genaue ästhetische Würdigung, noch eine geschichtliche Darstellung dieser Kunst möglich ist. Man hat sich daher nur auf gewisse allgemeine Angaben zu beschränken. In der Architektur mögen die röm. Bauten, zumeist aus der spätern Kaiserzeit, noch lange nachgewirkt haben; dagegen ist von den sehr beträchtlichen Bauwerken der westgoth. Könige so gut wie nichts erhalten. Aus den nachfolgenden Zeiten der Araber (711—1492) finden sich noch ansehnliche Bauüberreste. Diese arab. Bauwerke sind zwar minder phantastisch als die Monumente des Islam in Syrien und Aegypten: Kuppel und Minaret fehlen; allein der Stil des Einzelnen ist um so bestimmter und kräftiger, wie von der klarern Besonnenheit des occident. Geistes angehaucht. Das größte ältere Bauwerk dieser Art, zum Theil noch aus dem 8. Jahrh., ist die große Moschee von Cordova mit ihren 19, auf unzähligen Säulen mit Hufeisenbogen ruhenden Schiffen, welche seit 1236 als Kathedrale dient. Die Verzierung ist bei allem Reichthum doch noch streng und einfach im Verhältniß zu den spätern Werken. In Gerona findet sich ein sehr zierliches maurisches Bild, Aehnliches in Barcelona und Valencia. Von dem um 950 erbauten herrlichen Palaste Azzahra unweit Cordova, mit 4312 Säulen, ist keine Spur mehr vorhanden; dagegen ist das berühmte Schloß der Könige von Granada, das Alhambra (s. d.), ein Werk der letzten Hälfte der maurischen Zeit, noch theilweise wohl erhalten. In Sevilla sind der großartige Palast Alkazar und der untere Theil des Thurmes Giralda maurisches Werk. Die allmählich mit den christl. Königreichen wieder südwärts rückende roman. Baukunst hat nur wenig Bedeutendes aufzuweisen, wie die Kathedrale von Tarragona, bestehend in einer Basilika mit Gewölbe, einige Bauten in Barcelona u. s. w. Um so reicher ist Spanien an prächtigen goth. Bauwerken, wenn auch dieselben meist aus der

letzten Hälfte des 15. Jahrh., also erst aus einer Zeit des gesunkenen goth. Geschmacks herrühren und von maurischer Einwirkung nicht frei sind. Zu den ältesten und edelsten gehört der Dom von Toledo (begonnen 1227). Schon willkürlicher sind die Dome von Burgos (1299) und von Segovia. Am erstern erbante 1450 Meister Johann von Köln die beiden Thürme mit den durchbrochenen Spitzhelmen, den einzigen dieser Art in Spanien. Ganz spät und vielfach überladen und verwildert, aber imposant und malerisch sind die Dome von Barcelona und Sevilla und die prächtige Kirche de los Reyes zu Toledo (1494—98). Schöne goth. Klosterhöfe finden sich in Guadalupe und bei den Dominicanern in Valladolid, herrliche goth. Handelsbörsen in Valencia und in Palma auf Mallorca. In Portugal ist vorzüglich rein und reich in den Formen die 1383 gegründete Kirche des Klosters Batalha, während die 1499 erbaute Klosterkirche von Belem zwar prachtvoll, aber schon sehr barbarisch erscheint. Aus der guten antikisirenden Zeit des 16. Jahrh. ist in Spanien wenig erhalten. Das 1563—84 durch Juan de Toledo und Juan de Herrera erbaute Escorial (s. d.) macht mehr den Eindruck düstern, gewaltigen Ernstes als heiterer Schönheit. Auch das von Herrera erbaute Aranjuez (s. d.) läßt die Schönheit völlig vermissen. Von dieser Zeit an ist Spanien von der ital. Baukunst abhängig, nur sind die span. Bauten meist noch um einen Grad schlechter als ihre ital. Vorbilder. Einzelne tüchtige Talente, wie Filippo Ivara, 1685—1735, konnten der Verderbniß nicht steuern. Auch die neuesten span. Bauten sind wenig bedeutend.

Der Sculptur gaben im 15. Jahrh. überwiegend flandr. Einflüsse die erste Anregung. Zugleich scheinen aber auch deutsche Bildhauer besonders die Holzschnitzerei gefördert zu haben, denn Spanien ist unter den roman. Ländern das einzige, welches mit Vorliebe für die hoch aufgethürmten, sorgfältig bemalten und vergoldeten Altäre die Schnitzarbeit zur Anwendung bringt. Prachtwerke dieser Art sind der Hochaltar des Doms von Sevilla, 1482—97 von Dancort und Bernardo Ortega gearbeitet; der Hauptaltar des Doms von Toledo, um 1500 durch Diego Copin und Peti Juan ausgeführt; ein Altar der Kathedrale von Burgos u. s. w. Außerdem wurden die meisten bedeutendern Kirchen des Landes an Portalen und Façaden, mehr aber noch im Innern an den Chorschränken, bei Wandnischen und Kapellen verschwenderischerweise mit plastischen Werken ausgestattet. So der Chor des Doms von Sevilla, welchen Nufro Sanchez mit Bildhauereien schmückte; so die Façade des Doms von Huesca, an welcher Juan de Olozaga die kolossalen Standbilder ausführte; sodann der Chor der Kathedrale zu Burgos, dessen Nischen Darstellungen der Leidensgeschichte enthalten. Besonders glänzend entfaltet sich nun auch die Ausschmückung der Grabmäler, zuerst noch nach den Gesetzen und Principien des goth. Stils, der freilich in spielend-decorativer Weise, aber in üppiger Pracht behandelt wird, wie an dem Grabmal des Archidiakonus Don Fernando Dies de Fuento-Pelayo (gest. 1490) in der Annenkapelle des Doms von Burgos. Um dieselbe Zeit (1486—93) arbeitete Gil de Siloé die noch prachtvollern Denkmäler König Johann's II., dessen Gemahlin und des Infanten Don Alonso in der Kartause von Miraflores. Auch das Monument des Alvaro de Luna und dessen Gemahlin im Dome von Toledo und die vier Fürstengräber in der Erlöserkirche zu Ona an Ebro gehören noch demselben Stile und der goth. Auffassung an. Dagegen bringt in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrh. mit der Renaissance auch die neue plastische Behandlungsweise in Spanien ein, zunächst durch ital. Meister, die sich dahin begaben, sodann durch den bedeutendsten unter den einheimischen Künstlern, Alonso Berruguete (1480—1561), der sich in Florenz und Rom nach Michel Angelo und der Antike gebildet hatte und bei seiner Zurückkehr nach Spanien als Architekt, Bildhauer und Maler die ital. Auffassung in vielen bedeutenden Werken zur ausschließlichen Herrschaft brachte. Von seinen plastischen Arbeiten werden die Reliefs im Chore der Kathedrale von Toledo, der Altar in der Kirche San-Benito el-Real zu Valladolid, die Arbeiten im Collegio-Mayor zu Salamanca gerühmt. Während des 17. Jahrh. arbeitete die Mehrzahl der span. Bildhauer nach dem Vorbilde Bernini's, was zu gänzlichem Verfall führte, und selbst in neuerer Zeit hat sich bei den Spaniern keine bedeutende, selbstständige Plastik entwickelt.

Daß die Malerei auch im höhern Mittelalter von den Spaniern betrieben worden, darf man mit Sicherheit annehmen; man weiß aber nicht, in welcher Weise und in welchem Umfange. Die Gemälde des 15. Jahrh. werden vorzugsweise mit den gleichzeitigen Werken deutscher Malerkunst verglichen. Diese «gothische Art» hielt sich bei manchen span. Malern bis tief in das 16. Jahrh. hinein, und zwar tritt das flandr. Element oft als das stärkere dabei hervor. Im Verlaufe des 16. Jahrh. gehen die span. Maler, ähnlich wie ihre Zeitgenossen in Deutschland und den Niederlanden, mit Eifer auf das Studium der ital. Kunst ein. Die

namhaftesten Maler dieser Richtung sind: Luis de Vargas, Luis de Morales und Vicente Joarez, bei welchen noch Nachklänge der ältern span. Schule bemerklich sind, und die sich besonders an die röm. Kunstweise anschließen; Juan Fernandez Navarrete, welcher den Beinamen des span. Tizian führt und diesem Meister, als dessen Schüler er bezeichnet wird, zumal in seinen frühern Werken sehr nahe kommen soll. Am glänzendsten und bedeutsamsten entwickelte sich die span. Malerei im 17. Jahrh. Doch hat sie keineswegs einen so ursprünglichen Charakter als die italienische und niederländische, sondern erfuhr vielmehr von diesen beiden einen starken Einfluß. Vorzugsweise wurde das bei den Meistern der venet. und brabant. Schule mit so großem Erfolge cultivirte Colorit und die diesen ebenfalls eigene naturalistische Auffassung von den Spaniern ergriffen und auf eine eigenthümliche Weise zu bewundernswürdiger Meisterschaft ausgebildet. In Porträts und Genrestücken stehen sie daher keiner andern Schule nach. Bei ihren histor. Gemälden, zumal religiösen Inhalts, gesellte sich zu diesem Elemente eine schwärmerisch-phantastische Sinnesweise von bald mehr ernstem und derbem, bald mehr lieblichem und süßlichem Charakter. Zu den Meistern, welche, die neue Richtung der span. Schule begründend, um den Anfang und in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. wirkten, gehören vornehmlich die folgenden: Francisco Ribalta, der in Italien besonders die Werke des Sebastiano del Piombo studirte und dessen eigene Bilder größtentheils, seinen Vorbildern analog, eine Richtung auf den Charakter florent. Zeichnung mit venet. Colorit zeigen; Juan de Las Roelas und Francisco de Herrera der Aeltere, beide ausgezeichnet durch Begründung eines kräftigen Colorits und durch Einführung eines kühnen Vortrags: Francisco Zurbaran, welcher bei genauer Naturnachahmung besonders eine große Energie des Colorits und der Schattenwirkung darlegte, die ihm den Beinamen des span. Caravaggio zuzog; Alonso Cano, Architekt, Bildhauer und Maler, dessen Stil sich besonders nach dem Muster der Antike gebildet. Den Gipfelpunkt dieser Glanzperiode der span. Malerei repräsentiren Velasquez (s. d.) und Murillo (s. d.), die zwei größten und berühmtesten Namen der span. Kunstgeschichte, deren Blüte gegen Mitte und in die letzte Hälfte des 17. Jahrh. fällt.

Gegen das Ende des 17. Jahrh. stellte sich in der span. Schule ein ähnlicher Verfall wie in der italienischen ein. Es blieben nur noch Schüler von den beiden obengenannten großen Meistern und einige tüchtige Maler, wie Claudio Coello, die vergeblich der einreißenden Geschmacksverwilderung Widerstand leisteten. Schnelligkeit, Handfertigkeit und technische Bravour wurden das Hauptziel des Strebens der span. Künstler dieser und der spätern Zeit, auf welche das Beispiel des ital. Hauptpraktikers Luca Giordano, der in den letzten Jahren des 17. Jahrh. nach Spanien kam, durch seine brillante und effectvolle Manier verderblich einwirkte. Es half nichts, daß König Karl III. Akademien stiftete und Rafael Mengs aus Deutschland berief. Die span. Malerei hatte seitdem nur einen Meister, dessen Ruf sich über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitete: Francisco Goya (s. d.), ein wirkliches, aber etwas wüstes und phantastisches Genie, ein wunderliches Gemisch von Velasquez, Rembrandt und Reynolds, aus dessen höchst abenteuerlicher Phantasie Schwärme von Teufeln, Hexen, Gespenstern und andern verzerrten Gestalten hervorgegangen sind. In der neuesten span. Malerei ist, wie in jeder andern gleichzeitigen, der Einfluß aus der Zeit des Classicismus und Romanticismus verschwunden; es zeigt sich auch hier das Streben frei schaffender Werkthätigkeit und beliebiger Stoffwahl im Gegensatze gegen fesselnde Schulregeln und aufgedrungene Muster, in Verbindung mit besonderer Vorliebe für naturalistische, nach Effect und Farbe zielende Richtung und mit Zurückgehen auf nationale Traditionen. Dieser innern Ansicht entspricht die starke Betonung und Geltendmachung des Technischen, der entschieden hervortretende Charakter an den aus Spanien zur pariser Weltausstellung 1878 eingesandten Bildern. Man sah darunter kein bedeutendes Werk der strengen stilistischen Malerei, aber verschiedene histor. Stücke mit Vorgängen aus der ältern span. Geschichte von Francisco Pradilla, Eduardo Rosales, Martinez Cubello u. a., die freilich trotz der Dimensionen des Rahmens nur anekdoten- oder genremäßig aufgefaßt, aber mit breitem, saftigem Impasto und warmem, kräftigem Colorit behandelt waren. Die Porträtmalerei wird viel betrieben, am bemerkenswerthesten von dem Hofmaler Federico Madrazo, Pescador, Eguiquipa. Die meisten Bearbeiter zählt die Genremalerei, welche die Gegenstände ihrer Darstellungen aus dem häuslichen und geselligen span. Volksleben der Gegenwart oder unlängst abgelaufener Vergangenheit wählt. Der talentvollste und gerühmteste unter den Malern dieser Gattung, Mariano Fortuny (geb. 11. Juni 1839 in Reus, gest. 21. Nov. 1874 in Rom), wurde leider in vollster Jugendkraft hinweggerafft. Die Heirath in Vicaria, ein auf der pariser Kunstausstellung 1870 allgemein bewundertes

Stück, ist das Hauptwerk des Meisters, von dessen hinterlassenen, beinahe ausschließlich in Farbenskizzen und Aquarellen bestehenden Arbeiten die Kunsthandlung Goupil u. Cibert in Paris eine Auswahl durch Kupfer- und Lichtstich vervielfältigt hat. Nach solchen Werken bildete sich eine förmliche Schule. In Rom besteht eine kleine Gruppe von «Fortunisten».

Große Aehnlichkeit mit Fortuny hatte der ebenso früh gestorbene Zamacois, der vorzüglich in Paris arbeitete; aber die Technik seiner Werke ist sorgfältiger; man hat von ihm niedliche kleine Bilder, deren Ausführung in der Vollendung des Einzelnen mit jener des berühmten franz. Genremalers A. Meissonier von gleichem Verdienste ist und dieselbe in leichter Handhabung des Pinsels und in der Wirkung des Ganzen übertrifft. In Spanien fand Fortuny den glücklichsten Nacheiferer an Juan Antonio Gonzalez, der hübsch componirte, elegante Scenen aus dem 18. Jahrh. in hellen, zart grauen, harmonischen Tönen malt. Außer dem Genannten nehmen sich noch manche andere Maler des Genrefaches Fortuny's Art und Weise zum Anhalt oder Vorbilde: E. Sala, Fernandiz y Baldenes, Jimenes y Aranda, Angel Lezcano, Ortiz u. s. w. In der Landschaft ist anstatt der frühern stilisirten, erdachten Composition vorzugsweise die Malerei von Bedeuten oder wenigstens die auf blos getreue Nachahmung der Natur ausgehende oder auf eine mit Wahrnehmungen aus der Wirklichkeit erfüllte Phantasie sich stützende Darstellungsweise cultivirt und durch Künstler vertreten, deren Werke jeder Malerschule Ehre machen würden. Martin Rico, zugleich Landschafter und Genremaler, strebt in beiden Fächern hauptsächlich nach kräftiger Naturwahrheit, lebenswarmem Colorit und harmonischer Beleuchtung; die in der pariser Weltausstellung 1878 von ihm ausgestellten 16 kleinen, aber vollendet feinen Bilder setzen diesen Meister in den ersten Rang der modernen span. Malergeneration. Raimundo de Madrazo malt wie sein Bater, der oben genannte Hofmaler, geschätzte Porträts, aber außerdem auch Landschaften und Genrescenen mit keck und charakteristisch behandelten Figuren und scheint sich damit an Rico's Manier anzuschließen. Nächstdem genießen J. Masriera, Ruis de Valdivia, Modesto Urgell, Morero y Galicia, Carlos de Haes u. a. in diesem Fache großen Ruf und sind wirklich verdienstliche Landschaftsmaler, die ebenso wie einzelne Genremaler nicht blos Spanien, sondern auch Marokko für ihre Zwecke ausbeuten und mannichfache Motive von dort herholen. Auch an Stillleben und Blumenstücken ist kein Mangel, aber darunter nichts von der Art älterer holländischer und heutiger franz. Maler, wobei der glänzende Totaleffect dem Behagen und Fleiße der Detailvollendung keinen Eintrag thut. Außer der Oelmalerei haben gleichfalls die untergeordneten Gattungen der Pastell- und Aquarellmalerei jetzt in Spanien einen hohen Grad der Ausbildung erreicht. Vgl. Graf A. Laborde, «Voyage pittoresque et historique de l'Espagne» (4 Bde., Par. 1817—20, mit 284 Kupfertafeln); Genera Perez de Villa-Amil, «España artistica y monumental» (2 Bde., Par. 1842—44), ein lithographirtes Prachtwerk; Caveda, «Geschichte der Baukunst in Spanien» (übersetzt von P. Heyse, herausg. von Kugler, Stuttg. 1858); Cean-Bermudez, «Diccionario historica de los mas illustres professores de las bellas artes en España» (6 Bde., Madr. 1800); Stirling, «Annals of the artists of Spain» (3 Bde., Lond. 1848); Passavant, «Die christl. Kunst in Spanien» (Lpz. 1853); J. de Madrazo, «Coleccion lithographica de cuadros del Rey de España» (3 Bde., Madr. 1826—37); P. Madrazo, «El real Museo de Madrid» (Madr. 1855 fg.).

Spanischer Pfeffer, s. Capsicum.

Spanische Reiter oder Friesische Reiter bestehen aus einem vierkantig behauenen Baume von etwa 3—5 Mt. Länge, durch welchen 2,5 Mt. lange, an den Enden zugespitzte Pfähle, die sog. Federn, so durchgesteckt werden, daß ihre Richtungen sich senkrecht kreuzen. Die Spanischen Reiter dienen zum Verschlusse des Eingauges in Feldwerke und werden dann so eingerichtet, daß sie leicht geöffnet werden können, indem man das eine Ende des Baumes auf einer Angel zum Drehen einrichtet und die äußern Enden einer Federnreihe, welche senkrecht steht, mit Rollrädern versieht. Außerdem können sie, indem zwei Enden beider Federnreihen auf dem Boden ruhen, schlechthin als Annäherungshindernisse dienen, wo keine Zerstörung durch feindliches Geschützfeuer zu befürchten ist, z. B. auf der Grabensohle. Früher wurden sie auch im Feldkriege zum Schutze der Infanterie gegen den Angriff der Reiterei gebraucht und mehrere nebeneinander stehend durch Ketten und eiserne Haken verbunden.

Spanisches Rohr, s. Arundo und Calamus.

Spanische Sprache und Literatur. Die Urbewohner Spaniens waren Iberier, als deren letzter Rest die Basken (s. d.) im nördlichsten Theile des Landes wie auch im südl. Frankreich zu betrachten sind. Sie mischten sich mit einwandernden Celten, und es entstand das

Volk der Celtiberier. Beider Völker Sprachen hinterließen jedoch verhältnißmäßig wenige Spuren in der Sprache, die man die spanische nennt. Noch geringere blieben von der der Phönizier und Karthager zurück, von denen die ersten nur an den Küsten Colonien gründeten, während die letztern ihre Herrschaft über große Strecken des Landes ausgedehnt hatten. Erst den Römern, welche schon gegen die Mitte des 6. Jahrh. der Stadt sich in Spanien festzusetzen begannen, gelang es, das ganze Land zu unterjochen und es in 600jähriger Herrschaft vollkommen, wie keine andere seiner Provinzen zu romanisiren, in Sprache wie Sitte und Bildung und Tracht. Kein anderes der roman. Länder hat so früh wie Spanien einen besondern Dialekt aus dem vom röm. Volke gesprochenen Vulgärlatein, «lingua romana rustica», entwickelt; kein anderes diesem und durch ihn auch der Schriftsprache, «sermo urbanus», mehr Elemente aus seiner Ursprache beigemischt; kein anderes ward wie jenes eine neue Heimat der röm. Literatur und weiß neben Namen wie Seneca, Lucanus, Martial, Mela, Columella, Silius Italicus, Quintilianus, Florus andere von gleichem Klange zu setzen; keine andere roman. Sprache ist der Muttersprache auch ähnlicher geblieben als das Spanische. Es bildet also die mit eigenthümlichen Provinzialismen reich durchsetzte lat. Umgangs- und Volkssprache, die mit dem Verfalle des Reichs die Literatursprache immer mehr verdrängte, den eigentlichen Grundstock des Spanischen. Die Idiome der spätern Eroberer, der Westgothen, die 300 Jahre (vom 5. bis 8. Jahrh.) in Spanien herrschten, und der Araber, deren Reich erst nach 800jähriger Dauer zerstört ward, haben zwar breite Schichten von neuen Worten dazwischen geschoben; im wesentlichen aber haben sie den lat. Geist der span. Sprache nicht modificirt. Wortbildung und Biegung und Satzbau sind echt romanisch geblieben, die Lautlehre ward nur mäßig beeinflußt: es ist eben nur der Vocabelschatz, den jene bereichert haben, die Germanen besonders mit Bezeichnungen aus Kriegs- und Rechtswesen und Schifffahrt, doch auch um manches Abstractum, Verbum und Formwort, während die Beisteuer des Arabischen, die numerisch nicht geringer ist, sich auf concrete Substantiva aus Industrie, Handel, Medicin, Astronomie, Thier- und Pflanzenwelt beschränkt. Die ältesten schriftlich aufgezeichneten Spuren span. Mundart finden sich in des Isidorus «Origines», alle spätern lat. Texte der Halbinsel zeigen sich mehr und mehr mit roman. Elementen durchsetzt; die ältesten eigentlichen Sprachdenkmäler aber stammen erst aus dem 12. Jahrh., denn die Meinung des Literarhistorikers Amador de los Rios, das «Poema de los Reyes magos» gehöre dem 11. Jahrh. an, steht vereinzelt und ungestützt da. Es ist daher bis auf weiteres das epische «Poema del Cid» als das älteste Denkmal anzusehen; es ist im Dialekte Castiliens geschrieben, der später mit dem polit. Uebergewichte dieser Provinz über alle andern Dialekte siegte, sodaß castellano der Name für die Gesammtsprache wurde. Die übrigen Dialekte aber erstarben darum nicht: besonders das Galicische und das Catalonische wurden zeitweise Träger einer reich entwickelten Literatur, die in neuester Zeit mit dem Erstarken des Volksbewußtseins wieder lebendig auferstand und belletristische und wissenschaftliche Arbeiten aller Art hervorbrachte. Wenn von den sonstigen Dialekten bisher wenig Kunde in das Ausland gedrungen ist, so wenig, daß gar an ihrer Existenz gezweifelt ward, so liegt der Grund eben darin, daß sie nur sporadische Werke, aber keine eigentliche Literatur erzeugt haben.

Das Sprachganze der Pyrenäischen Halbinsel zerfällt in drei große Hauptgruppen, mit mehrern Unterabtheilungen und ziemlich zahlreichen Uebergangsstufen von einer zur andern. Die Mittelgruppe wird aus dem Castilianischen gebildet, als dessen feinste Blüte das toledano gilt und von dem eine alte Abart, das logroñes oder umfassender der Dialekt von Rioja, schon von Berceo, also im 13. Jahrh. geschrieben ward. Daran lehnt sich das Aragonische einerseits, andererseits der Dialekt von Estremadura. Die südl. Dialekte Andalusiens und Murcias, die in eine lange Reihe von Unterabtheilungen auseinanderfallen, müssen doch trotz starker Abweichungen zum Castilianischen gerechnet werden, da sie den diesem eigenthümlichen Gutturallaut, das Jota, kennen, der den beiden andern Gruppen gänzlich fehlt. Die westl. und nordwestl. Gruppe umfaßt die Dialekte Portugals, mit dessen nördlichstem (minhoto) das Altgalicische vollkommen identisch war, während das Neugalicische, das zur Gruppe selbstverständlich gehört, eigene Wege geht; es gehört dahin auch das von arab. Mischung fast ganz freie Asturische (Bable). Die dritte Gruppe bilden die dem Provenzalischen nahe verwandten Dialekte Cataloniens, Valencias und der Insel Mallorca, deren sehr viele da sind. Uebergangsstufen von der ersten zur zweiten Gruppe bilden die Dialekte von Leon, deren hauptsächlichste drei sind: der Dialekt der Landschaft Bierzo (Bergidum), der der Landschaft Orbigo und der von Astorga, auch maragato genannt, welcher letztern, dem Castilianischen schon sehr nahe verwandten Mundart

sich der Dichter des Alexanderliedes bedient hat. Die Nationalsprache zu bearbeiten fing man erst im 15. Jahrh. an: Alonso de Palencia's lat.-span. Lexikon erschien 1490, 1492 das vielgebrauchte lateinisch-spanische und spanisch-lateinische des berühmten Humanisten Antonio de Lebrija sowie desselben «Tratado de gramática sobre la lengua castellana». Ein anonymer «Dialogo de la lengua», dem Valdes zugeschrieben (1540), einige Arbeiten von Aldrete und andern sammelte 1782 Mayans y Siscar und schrieb selbst «Orígenes de la lengua española» (herausg. von Hartzenbusch und Mier, Madr. 1873). Gesetzgebend für Grammatik und Wörterbuch ward das «Diccionario» der Spanischen Akademie (zuerst 1771, dann in immer neuen Auflagen, deren letzte von 1876 ist). Dieses bereicherte mit vielen Zusätzen und Verbesserungen Salvá (s. d.), der auch die beste span. Grammatik für Einheimische und nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche schrieb. Dagegen mangelt es den Spaniern noch an einer histor. Grammatik; treffliche Beiträge dazu finden sich in Diez' «Grammatik der roman. Sprachen». Für Deutsche sind die brauchbarsten Hilfsmittel die Grammatik von Francesón (neueste Aufl., Lpz. 1855), von Wiggers (Lpz. 1860), von Sauer (Heidelb. 1868), von Rothwell und Montana (Stuttg. 1874), das «Lehrbuch der span. Sprache» von Francesón (Lpz. 1849), die Wörterbücher von Francesón (Lpz. 1871) und von Booch-Arkossy (5. Aufl., Lpz. 1875). Den Versuch eines etymologischen Wörterbuchs machten Covarrubias (Madr. 1674), Cabrera (Madr. 1837) und Monlau (Madr. 1859); die span. Synonymik bearbeiteten Huerta und March, die Orthographie die Akademie in einem besondern «Tratado», der jetzt als Anhang der Grammatik beigefügt wird, doch auch getrennt und stets mehr vereinfacht immer wieder erschienen ist, letztmals 1876. Die span. Sprache, die mit dem Wohllaut und Vocalreichthum der italienischen die Kraft und Würde, mit der Klarheit und Nettigkeit der französischen die Elasticität und große Fähigkeit zum poetischen Ausdruck verbindet und die Anmuth der portugiesischen ohne die unangenehmen Nasenlaute und fetten Zischlaute besitzt, hat durch die Eroberung Südamerikas durch die Spanier sich auch fast über die Hälfte des neuen Welttheils verbreitet.

Die span. Nationalliteratur erscheint in ihrer ersten Periode, d. i. von den ersten künstlerischen Schöpfungen im castil. Romanzo bis auf die Zeiten Johann's II. von Castilien, auf volksthümlich-nationaler Basis mit vorherrschend epischen und didaktischen Richtungen. Denn wiewol das älteste auf uns gekommene Denkmal der span. Literatur, das «Poema del Cid», unbezweifelt der Kunstpoesie angehört, so sind doch seine volksthümlichen Elemente unverkennbar. Von der Volkspoesie haben sich natürlich weder die ursprünglichen Formen noch überhaupt sehr alte Denkmäler erhalten, denn sie lebte durch Jahrhunderte nur im Munde des Volks und wurde erst aufgezeichnet, als auch die Kunstpoesie diese Lieder des Volks ihrer Beachtung werth fand, d. i. zu Anfang des 16. Jahrh. Doch kann man auch aus diesen Spätlingen, den so berühmt gewordenen Romanzen (s. d.), auf den ursprünglich lyrisch-epischen Charakter der ältesten span. Volkspoesie schließen. Rein lyrisch sind die reizenden «Coplas y seguidillas», die der Volksseele immer neu entsprießen und die darum keiner bestimmten Epoche angehören. Eine reichhaltige Sammlung derselben mit vortrefflicher Einleitung ist der «Cancionero popular» von Lafuente y Alcantara (2 Bde., Madr. 1865). Auf der volksthümlichen Basis der Romanzen entwickelten sich auch die Kunstpoesien, nur noch unter dem Einflusse der allgemeinen Zeitideen, also in der ersten Periode unter dem der kirchlich-ritterlichen. So sind, außer dem erwähnten halb sagenhaften, halb histor. Gedichte vom Cid, die frühesten Producte derselben das «Poema de los Reyes Magos», das zugleich eins der ältesten dramatisch-liturgischen Spiele ist, die «Disputacion entre el Cuerpo y el alma», die Heiligen- und Marienlegenden des Geistlichen Gonzalo von Berceo, die Legende von der Maria Egipciaca (aus dem 13. Jahrh.), die Rittergedichte von Alexander d. Gr. des Juan Lorenzo de Segura, die «Votos del pavon» von Apollonius von Tyrus (auch noch aus dem 13. Jahrh.) und das schon mehr chronikenartige Gedicht vom Conde Fernan Gonzalez (aus dem 14. Jahrh.). In allen diesen Gedichten läßt sich in Stoff und Form der Einfluß der mittellat. Kirchenpoesie und der franz. Ritterpoesie zwar nicht verkennen, doch sind sie gänzlich frei von allem arab. Einflusse und mit durchaus nationaler Färbung. Diese Gedichte sind theils in den den französischen nachgebildeten einreimigen Alexandrinerstrophen, theils in den nationalen Grundrhythmen der Redondillen abgefaßt. Noch in das 14. Jahrh. dürfte auch die Abfassung der längern epenartigen Romanzen von Karl d. Gr. und seinen Paladinen zu setzen sein, deren stoffliche Grundlage und zum Theil auch formelle Bildung wol aus dem Verkehre der span. Joglares (Volkssänger) mit den südfranz. Jongleurs stammen dürften. Neben diesen mehr oder minder episch-volksthümlichen Gedichten begann vorzüglich durch den Einfluß Alfons' X.

oder des Weiſen von Caſtilien eine gelehrt-didaktiſche Kunſtpoeſie ſich zu entwickeln. Er ſelbſt dichtete (in galic. Sprache) ein in drei Handſchriften erhaltenes «Libro de Cántigas», das im Druck noch immer nicht veröffentlicht iſt, und war vermuthlich bei der Abfaſſung des Richtergeſetzbuchs («Fuero Juzgo») betheiligt, das ſchon unter ſeines Vaters Regierung gegeben ward. Auf ſeinen Befehl und unter ſeiner Mitwirkung wurden nachher die Landesgeſetze in der Landesſprache abgefaßt und dieſe ſtatt der bisherigen lateiniſchen zur Gerichtsſprache erhoben. Die berühmteſte dieſer Geſetzſammlungen führt den Titel «Las siete partidas» und iſt am beſten von der königl. Akademie in «Los codices españoles» (3 Bde., Madr. 1841) publicirt worden; dann iſt zu erwähnen das «Fuero real»; dieſes ſowie ſeine übrigen legiſtiſchen Werke hat die Akademie der Geſchichte unter dem Titel «Opusculos legales del rey D. Alfonso el Sabio» (Madr. 1837) herausgegeben, welche in neueſter Zeit von Ximenes Torrez commentirt worden (Madr. 1877). Auf Alfons' Veranlaſſung und unter ſeiner Leitung wurden eine Weltchronik in ſpan. Sprache abgefaßt, die nur handſchriftlich und fragmentariſch vorhanden iſt, und eine Generalchronik von Spanien bis zum Tode ſeines Vaters, die ſo berühmt gewordene «Crónica general» (Zamora 1541; Valladolid 1604). Auf ſeine Veranlaſſung wurde auch das ind. Fabelbuch des Bidpai nach einer arab. Verſion überſetzt («Calila e Dymna»). Durch alle dieſe Arbeiten wurde Alfons der eigentliche Schöpfer der ſpan. Proſa, in der früher nur vereinzelte ſchwache Verſuche gemacht worden waren; zugleich gab er der ſpan. Nationalliteratur überhaupt eine mehr didaktiſche Richtung. Durch die in ſeinem «Libro de las querellas», von dem ſich nur Bruchſtücke erhalten haben, und in ſeinen galic. Liedern («Cántigas») angewendeten kürzern Versmaße hat er die ſpan. Kunſtlyrik vorbereitet; das früher ihm zugeſchriebene didaktiſche Gedicht «Libro del tesoro» iſt jedoch ein Machwerk des 15. Jahrh. Sein Beiſpiel wirkte auf ſeine Nachfolger. So ſchrieb ſein Sohn Sancho IV. el-Bravo ein moralphiloſ. Werk, das Lebensregeln für ſeinen Sohn Ferdinand IV. enthält, betitelt «Los Castigos e Documentos», ſo entſtand unter ſeiner Regierung die Geſchichte der Kreuzzüge in ſpan. Sprache («La gran conquista de Ultramar», herausg. von Gayangos in der «Biblioteca de Autores Españoles»). Und Sancho's IV. Sohn, Alfons XI. el-Bueno, gebührt das Verdienſt, die Abfaſſung mehrerer Werke in caſtil. Proſa veranlaßt zu haben, z. B. eines Adelsregiſters (Becerro), eines Jagdbuchs (Libro de monterias), das 1878 in zwei Specialausgaben, einer von F. B. Navarro und einer andern von Gutierrez de la Vega erſchien, ſowie auch mehrerer Chroniken; letztere ſtehen mit denen ſeiner Vorfahren im erſten Bande der «Crónicas de los Reyes de Castilla desde D. Alfonso el Sabio hasta los Reyes Catolicos» (Bd. 1—3, Madr. 1876—78). Beſonders aber iſt des Infanten Don Juan Manuel (geſt. 1347) Apologenſammlung in Proſa mit angehängten Sprüchen in Verſen unter dem Titel «El Conde Lucanor» oder auch «Libro de Patronio» merkwürdig, von den ſechs Proſawerken, die von ihm übrig ſind, das wichtigſte, eine nach orient. Muſtern und zum Theil aus orient. Quellen abgefaßte Rahmenerzählung (deutſch von Eichendorff, Berl. 1840). Dagegen iſt des Infanten Liederſammlung («Libro de los cantares») verloren gegangen. Bei weitem der bedeutendſte Dichter des 14. Jahrh. war aber Juan Ruiz, Erzprieſter von Hita, geſt. um 1351, der ebenfalls in eine Rahmenerzählung, die in Alexandrinerſtrophen abgefaßt iſt, ſeine lyriſchen und didaktiſchen Gedichte, wie fromme und erotiſche Lieder, Fabeln, Hirtenlieder u. ſ. w., eingereiht hat, die ſowol durch innern poetiſchen Werth als auch dadurch, daß ſie nach des Verfaſſers ausdrücklicher Abſicht ein Muſterbuch aller damals in Spanien bekannten metriſchen Combinationen bilden ſollten, für die Geſchichte der ſpan. Poeſie von höchſter Wichtigkeit ſind. Dieſe und die meiſten früher erwähnten Gedichte finden ſich in der von Pidal und Janer veranſtalteten neuen Ausgabe von Sanchez' «Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV.» (Madr. 1864), die jedoch den Anforderungen moderner Wiſſenſchaft nicht genügt. Nur das «Poema del Cid» iſt bis jetzt in einer kritiſchen ausgezeichneten Ausgabe von Morel Fatio erſchienen (Heilbronn 1876). Die hauptſächlichſten Proſawerke dieſer erſten Epoche ſtehen in der von Gayangos beſorgten Ausgabe derſelben Bibliothek (Bd. 51, «Escritores en prosa anteriores al siglo XV.»). Ebenfalls ein didaktiſches Gedicht mit eingewebten lyriſchen Partien iſt das Buch in Reimen über das Hofleben: «Rimado de palacio», des Lopez de Ayala. Die am Ende dieſer Periode vorherrſchende didaktiſche Richtung ſpricht ſich noch aus in den Gedichten des Rabi Santob, eines Juden, der für den König Peter den Grauſamen von Caſtilien Rathſchläge und Lebensregeln in Verſen ſchrieb, ſowie in dem Gedicht vom Todtentanz: «Danza general de la muerte» u. ſ. w. Die Cultur der hiſtor. Proſa bekunden die Chroniken Ayala's, Juan Nuñez de Villaizan's, die Proſachronik

vom Cid, die Reisebeschreibung Ruy Gonzalez de Clavijo's u. a. Endlich gehört noch dem Schlusse dieser Periode die Abfassung des Amadis (s. d.) an, über dessen Entstehen eine tüchtige Arbeit von Braunfels (« Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien », Lpz. 1876) neues Licht verbreitet.

In der zweiten Periode der span. Nationalliteratur, die von der Regierung Johann's II. von Castilien (1406—54) bis zur Bildung der span. Universalmonarchie unter den kath. Königen oder bis zum Schlusse des Mittelalters reicht, trat neben der fortbestehenden didaktischen Richtung die lyrische in den Vordergrund. Die Bildung einer höfischen Kunstlyrik nach dem Muster der Troubadourspoesie, die Alfons X. zwar vorbereitet hatte, aber nur in galic. Mundart üben konnte, die aber in lemosinischer längst an den Höfen der Grafen von Barcelona und der Könige von Aragonien blühte, war in castil. Mundart erst am Hofe Johann's II. möglich. Diese castil. Hoflyrik ist dem Inhalte und Tone nach der provenzalischen, besonders der spätern, sehr ähnlich; auch sie ist vorzugsweise eine Conversationspoesie, die sich in dem engen Kreise höfischer Galanterie bewegt und daher an Ideenarmuth und Monotonie leidet. Ja sie ist schon viel eintöniger, schwerfälliger und roher wie die echte Troubadourspoesie, weil damals die belebende Kraft der idealen Chevalerie und Galanterie schon von dem vorherrschenden Prosaismus und dem Uebergewicht der Verstandesthätigkeit über die Phantasie gelähmt war. Unter der Menge dieser Hofdichter, deren Werke so wenig Verschiedenheit und prägnante Individualität haben, daß sie in der That sehr oft nur durch die Namensüberschriften zu unterscheiden sind, die sie in den « Cancioneros » tragen (s. Cancionero), zeichnen sich als hervorragend und von weitreichendem Einflusse aus die beiden Marqueses von Villena und Santillana und der unglaublich oft wiedergedruckte Juan de Mena, die auch größere didaktisch-allegorische Dichtungen schrieben, in denen sich schon das Bestreben zeigt, altclassische und ital. Muster, besonders den Dante, nachzuahmen. Von den übrigen sind nennenswerth die drei Manrique (Rodrigo, Gomez und Jorge), Macias, Garcia Sanchez de Badajoz, Alonso de Cartagena, Diego de San-Pedro, der auch zwei halb prosaische, halb metrische Liebesromane schrieb, die berühmt geworden sind (« Carcel de amor » und « Question de amor »), und Fernan Perez de Guzman, der auch als Geschichtschreiber einen berühmten Namen hat. Die Werke dieser Dichter stehen gesammelt im « Cancionero de Baena », herausgegeben von Fr. Michel (Madr. 1851 und Lpz. 1861). Ein anderer höfischer Dichterkreis scharte sich um den gepriesenen Förderer des wieder aufblühenden Classicismus, Alfons V. von Aragon (Alfons I. von Neapel). Die ihm zugehörigen Werke sind erhalten in dem erst seit neuerer Zeit vollständig bekannten « Cancionero de Lope de Stuñiga » (Madr. 1872). In den Geschichtswerken des genannten Guzman, sowie in denen von Hernando del Pulgar zeigt sich schon ein Fortschritt vom Chronikenstil zur pragmatischen Darstellung. Auch hat man von Pulgar eine Briefsammlung, die nebst der wahrscheinlich apokryphen von Eibdad-Real einen Begriff vom Epistolarstil der damaligen Zeit geben kann. Nicht minder für die Sittengeschichte als für die Geschichte der span. Prosa merkwürdig ist das Werk des Erzpriesters von Talavera, Alonso Martinez de Toledo, über die Sitten der Weiber von schlechtem Lebenswandel, bekannter unter dem Namen «Corbacho» (Toledo 1499 u. öfter). Endlich fallen noch die Anfänge des span. Dramas, das auch hier aus kirchlichen und ländlichen Festspielen hervorging, in diese Periode, wozu man mit Recht Juan de la Encina's Schäferspiele (die in Böhl de Faber's «Teatro antiguo español» [Hamb. 1832] gut edirt sind) und den berühmten dramatischen Roman « Celestina » von Fernando de Rojas (s. d.) rechnet.

Die dritte Periode, von den ersten Jahrzehnten des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrh., umfaßt die allseitigste Entwickelung und höchste Blüte der span. Literatur, aber auch im goldenen Zeitalter der Philippe ihre Ausartung und ihre gänzliche Ermattung, so gleichen Schritt haltend mit der Entwickelung der polit. und socialen Zustände der span. Monarchie. Was in der vorigen Periode sich vorbereitete, wurde in dieser völlig entwickelt durch die nähere polit. Verbindung von Spanien und Italien: die formelle Ausbildung der span. Kunstpoesie nach altclassischen und ital. Mustern sogar bis zur Einführung ital. Versmaße, des elf- und siebensilbigen Verses, und der ital. Formen des Sonetts, der Ottave Rime, Terzinen, Canzonen u. s. w. Doch ward über dieser Nachahmung so wenig wie früher über der provenzalischen die nationale Eigenthümlichkeit aufgegeben, weil die span. Poesie eine durchaus volksthümliche Grundlage hatte; ja der ital. Schule, deren Koryphäen Boscan, Garcilaso de la Vega, Diego Hurtado de Mendoza u. a. waren, trat unter Castillejo's Anführung eine strenge, an den alten Nationalformen haltende Partei entgegen, bis sich die schroffen Einseitigkeiten beider Parteien

abgeschliffen hatten und in schöner Verschmelzung so vollständige Kunstwerke erzeugten wie die Poesien Hernando de Herrera's, Luis Ponce de Leon's, Hernando de Acuña's und Jorge de Montemayor's. Durch diesen letztern und seinen Landsmann, den Portugiesen Sá de Miranda, wurde der halb in Versen, halb in Prosa abgefaßte Schäferroman eingeführt. Montemayor's so berühmt gewordene «Diana» erhielt eine würdige Fortsetzung durch Gil Polo. Aus der Menge von Dichtern, die sich jenen zunächst anschlossen, sind zu nennen: Franc. de Rioja, Baltazar de Alcázar unter Philipp II., ein überaus witziger und anmuthiger Dichter, Vicente Espinel, die beiden Figueroa, Pedro Soto de Rojas, Cristóval de Mesa, Augustin de Tejada und Luis Barahona de Soto. Nach dieser Vermittelung trat noch einmal in dieser Periode der Gegensatz zwischen der classischen Nachahmung und der nationalen Eigenthümlichkeit mächtiger hervor, als erstere den Reiz der Neuheit verloren, letztere durch innigeres Anschließen der Kunstpoesie an die Volkspoesie an Stärke gewonnen hatte, und beiden Richtungen wurde nun bis zu den Extremen gefolgt, ja oft von einer und derselben Person. So waren die Brüder Argensola nicht zufrieden, die durch das moderne Element im Italienischen gemilderte Classicität nachzuahmen, sondern suchten unmittelbar dem Horaz nachzustreben; so dichtete Estéban de Villegas seine «Eróticas» nach dem Vorbilde Anakreon's und sogar in den altclassischen nachgebildeten Metren; so übersetzte Juan de Jáuregui nicht nur den «Aminta» des Tasso und den «Pastor fido» des Guarini, sondern auch Lucan's «Pharsalia». Andererseits suchten Góngora und Quevedo den Romanzenstil in die Kunstpoesie einzubürgern und zu cultiviren, während dieselben die Italiener noch zu überbieten strebten und einen sog. gebildeten und geistreichen Stil (Gongorismus) nach dem Muster der Marinisten einführten, der aber in Culteranismus ausartete. Daß aber damals mehr als je die Volks- von der Kunstpoesie berücksichtigt wurde, ist für letztere sehr folgenreich geworden. Zwar war die eigentliche Blüte der Volkspoesie in lyrisch-epischen Romanzen längst vorüber, aber mit dem neubelebten Nationalbewußtsein war bei den Gebildeten und den Kunstdichtern ein histor. und ästhetisches Interesse an den alten Volksromanzen erwacht, die neu aufgezeichnet, gesammelt und cultivirt wurden. So entstanden von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrh. die meisten Romanzensammlungen (s. Romancero), die freilich neben den echten alten epischen Volksromanzen eine Unzahl gemachter chronikenartiger oder rein lyrischer, gezierter und sentimentaler, von Gelehrten und Kunstdichtern herrührender enthalten. Durch diese konnten zwar noch weniger wie anfänglich die Spanier eine eigentlich epische Poesie bekommen, und unter der Unzahl gemachter Epopöen nach dem Leisten der altclassischen und italienischen erheben sich kaum einige bis zur Mittelmäßigkeit. Nur die «Araucana» des Ercilla hat, weil sie auf einer objectiv-epischen, lebendigen Basis entstanden, wahrhaft epischen Geist und epische Unmittelbarkeit. Der Contrast zwischen diesen Bestrebungen, ein Epos zu schaffen, und den dazu ganz ungünstigen Zeitverhältnissen erzeugte die ironisch-epischen Meisterwerke, die komischen Heldengedichte des Lope de Vega («Gatomaquia») und Villaviciosa («Mosquea»). Aber die epischen Elemente der alten Volksromanzen in Verbindung mit der kunstmäßig ausgebildeten Lyrik wirkten befruchtend auf die Entwickelung des nationalen Kunstdramas, der Comedia.

Die dramatische Poesie hatte gleich beim Beginne ihrer eigentlichen nationalen Entwickelung in Naharro, Gil Vicente und Lope de Rueda die Repräsentanten der Hauptrichtungen gefunden, die sie später einschlug, in dem erstern den der mehr idealisirenden, zu den phantasiereichen Schöpfungen der heroischen, Verwickelungs- und Intriguenstücke (Comedias de ruido, Comedias de capa y espada) führenden, in den beiden letztern aber die Vorläufer der die Wirklichkeit treu copirenden Charakter- und Sittenschilderer, denen sich die zahlreichen Verfasser der sog. Vor- und Zwischenstücke (Loas, Pasos, Farsas, Entremeses, Sainetes und Comedias de figuron) anschlossen. Neben diesen Gattungen bestanden die geistlichen Schauspiele, aus denen zunächst das span. Drama wie alle übrigen hervorgegangen ist, fort und bildeten sich in der Folge zu zwei verschiedenen Gattungen aus, den Autos sacramentales, d. i. Fronleichnamsstücken, und Autos del nacimiento zur Weihnachtsfeier, nach Art der allegorischen Moralitäten des Mittelalters, und den Comedias divinas und de Santos, oder Darstellungen der heiligen Geschichte und Heiligenlegenden, gleich den Mysterien oder Mirakelspielen. Zwar hatten auch auf diesem Felde die Classicisten versucht, theils durch Uebersetzungen, theils durch Nachbildungen das span. Drama nach antiken Mustern zu gestalten, wie z. B. Boscan, Fernan Perez de Oliva, Juan de Malara, um die Mitte des 16. Jahrh., und mehrere Dichter der sevillaner Schule, wie Geronimo Bermudez, der zwei Tragödien mit Chören unter dem Namen Antonio de Silva schrieb, die aber ebenso wenig wie später die

kritischen Angriffe von Rey de Artieda, V. L. de Argensola u. a. die originelle, reiche und volle Entwickelung der nationellen Komödie aufzuhalten vermochten. Diese glänzendste Periode des span. Dramas reicht vom Ausgange des 16. bis gegen Ende des 17. Jahrh., und die zahlreichen Bühnendichter jener Zeit gestalten sich in zwei große Gruppen, als deren Mittelpunkte Lope de Vega (s. d.) und Calderon (s. d.) glänzen. So waren theils Vorläufer, theils Nachfolger des erstern die beiden Dichter Cueva und Virues; Cervantes, der aber in diesem Felde mit Lope gar nicht um die Palme ringen konnte, um in einem andern unerreicht zu bleiben; Guillen de Castro, dessen unnachahmlicher «Cid» (s. d.), der zu den schönsten Blüten des span. Dramas gehört, Corneille's Vorbild war; Luis Belez de Guevara, Juan Perez de Montalvan, Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina, ein höchst humoristischer Dichter, der sich im Lustspiele mit unbeschreiblicher Grazie und Gewandtheit benimmt; Juan Ruiz de Alarcon, der sich durch originales, ernstes Denken und treffliche, oft leise satirische Sitten- und Charakterdarstellungen auszeichnet. Alle diese Dichter und vor allen Lope de Vega glänzen durch reiche Erfindungsgabe, geniale Conception und prägnante Naturähnlichkeit. Sie sind die eigentlichen Schöpfer des span. Dramas aus durchaus nationalen Elementen, volksthümlicher Begeisterung und einer frischen, glühenden Phantasie geworden, deren Werke nur manchmal durch ein Zuviel des Guten, ein zu künstlich verschlungenes Gewebe und eine zu begeistert aufflackernde Beredsamkeit, durch allzu flüchtige Composition und durch Formlosigkeit entstellt wurden. In Calderon, dem Dichter von «Das Leben ein Traum», trat zu dieser Originalität und übersprudelnden Phantasie die mäßigende Reflexion und die sorgsamere Ausführung im einzelnen hinzu, und so erreichte in ihm das span. Drama seinen Culminationspunkt. Unter seinen Nachfolgern sind die namhaftesten Francisco de Rojas, Agustin Moreto, der Verfasser der «Dona Diana», M. Fragoso, J. B. Diamante, Antonio Hurtado de Mendoza, Juan de la Hoz, Antonio de Solis, dessen eigentlicher Ruhm mehr in seinen Geschichtswerken gegründet ist, und Agustin de Salazar y Torres, der in seinen lyrischen wie dramatischen Werken sich schon zum «Estilo culto» hinneigt, in den phantastisch-märchenhaft gehaltenen Dramen aber eine blühende Phantasie zeigt. Ja selbst als die span. Poesie zu Ende dieser Periode von ihrer Ausartung durch die Culteranisten in fast gänzliche Ermattung gesunken war, trieb die dramatische noch eine Nachblüte in den wenigstens noch echt span. Geist athmenden Werken von Bances Candamo, Canizares und Antonio de Zamora, die vorzüglich die Comedia de figuron ausbildeten; des letztern «Don Juan», der eigentlich Nachahmung eines ältern Stücks von Tirso de Molina ist, ist durch Mozart's Oper berühmt geworden. Unter den übrigen Dichtern, deren Menge eben ihre Mittelmäßigkeit und den Verfall der Kunst beweist, sind höchstens noch zu nennen die Romanzendichter Esquilache und Arteaga, Bernardin de Rebolledo und die mexic. Nonne Inez de la Cruz.

Ein ähnliches Schicksal mit der Dichtkunst in gebundener Rede hatte die in ungebundener und die künstlerische Prosa in dieser Periode. Auch hier sind zwei Hauptrichtungen erkennbar, das Streben nach Concision und Eleganz der Form nach den antiken Mustern und die Entwickelung des Nationalstils. Das erstere zeigt sich zuerst in den Historikern, die nun mit noch größerm Bewußtsein den alten Chronikenstil aufgaben und die histor. Kunst in pragmatischer Behandlung und schöner Form den Griechen und Römern abzulernen suchten. Diese Tendenz zeigt sich schon in den Werken der Hofhistoriographen Karl's V., Antonio de Guevara, Pedro Mejia und Juan Ginez Sepulveda (s. d.), und noch mehr in der «Historia de la guerra contra los moriscos» von Mendoza. Auf dieser Bahn folgten die Verfasser allgemeiner Geschichte von Spanien, Fl. de Ocampo und Ambrosio de Morales, der Historiograph der Krone von Aragonien, Zurita, und sein Fortsetzer, der erwähnte Dichter B. L. de Argensola, der ebenfalls als Dichter bekannt geworden, aber mehr durch seine Geschichte des Aufstandes in Catalonien berühmte Fr. M. de Melo, Franc. de Moncada und Ant. de Solis durch seine Geschichte der Eroberung von Mexico, während in Mariana's (s. d.) spanisch geschriebener «Historia de España» der Nationalstil, veredelt durch classische Muster, sich am schönsten und freiesten zeigt. Die Neigung zur Didaktik und Reflexion fand nun in der ausgebildetern Prosa einen geeignetern Ausdruck. Den Beweis davon liefern die moralisch-philos. Abhandlungen von Perez de Oliva und seinem Fortsetzer Fr. Cervantes de Salazar; der unter den Historikern genannten Prosaisten Guevara und Mejia, sowie die polit. Schriften des Saavedra y Fajardo; die mit diplomatischer Feinheit geführten Correspondenzen des so berühmt gewordenen Geheimschreibers Philipp's II., Antonio Perez; die strenger philosophisch gehaltene Untersuchung des Selbstdenkers Juan Huarte u. s. w. Aber mit viel mehr Wärme und Originalität sind geschrieben die dem Nationalgefühl so sehr

zusagenden ascetischen und religiösen Erbauungsschriften von den «Dos Luises», dem Dichter Fray Luis de Leon und dem berühmten Kanzelredner Fray Luis de Granada; von der Schwester Santa-Teresa de Jesus, deren Briefe auch eine Stelle für sich in der span. Literaturgeschichte beanspruchen und die einen würdigen, ebenfalls als ascetischen Schriftsteller ausgezeichneten Biographen in Fray Diego de Yepes fand; und von den durch ihre religiösen Poesien nicht minder ausgezeichneten Dichtern und Prosaisten San-Juan de la Cruz und Pedro Malon de Chaide. Mit dem Feuer humaner Begeisterung und der Eleganz humanistischer Bildung vertheidigte die unterdrückte Menschheit in Amerika der edle Las Casas (s. d.), dessen «Historia de las Indias» erst vor kurzem von dem unermüdlichen Marqués de la Fuensanta y Sancho Rayon zum ersten male veröffentlicht worden ist (5 Bde., Madr. 1876).

Noch eigenthümlicher entwickelte sich die Prosa in den Werken der Phantasie. So wurden die einer vorgeschrittenen Civilisation allein noch entsprechenden episch-prosaischen Formen des Romans und der Novelle auch in Spanien fleißig cultivirt. Zwar war der Ritterroman mit der ausgelebten Idee des Ritterthums und dem immer greller werdenden Contrast mit der Wirklichkeit in den zahllosen Nachahmungen des «Amadis», den Palmerinen, Primaleon u. s. w. längst zur hohlen Caricatur geworden; zwar war die Novelle eine den Spaniern aus Italien zugekommene neue Form, die anfangs mit wenig Geschick von Juan Timoneda und Nuñez de Reinoso u. a. nachgeahmt wurde; aber der Contrast im Ritterromane zwischen Idee und Wirklichkeit wurde von dem unsterblichen Cervantes (s. d.) mit der Universalität und Tiefe des Genies im «Don Quijote» ironisch parodirt, der zugleich als das unerreichte Muster span. Prosa gilt und zu den wenigen Büchern gehört, die in jedem Jahrhundert von neuem die Reise durch die Welt unter unausgesetztem Beifall machen. Derselbe Cervantes wußte indessen in seinen «Novelas ejemplares» und in seinen «Trabajos de Persiles y Sigismunda» die Novelle und den Liebesroman so meisterhaft zu nationalisiren, daß diese Gattungen ganz volksthümlich wurden und er viele Nachahmer fand, von denen freilich keiner ihn erreichte, wenn nicht etwa Lope und Tirso, deren wenig bekannte Novellen durch feinen Plan und sprachlich musterhafte Ausführung glänzen. Auch der von Montemayor eingeführte Schäferroman blühte noch fort; einen der besten dieser Gattung, die «Galatea», schrieb Cervantes, während Lope de Vega, Montalvo und viele andere dieses Genre noch lange cultivirten. Die vorzüglichsten Köpfe unter den span. Prosaschriftstellern aber wendeten sich nun zur Schilderung der neuern Sitten und der gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart. Dies geschah theils in kleinern Novellen, in welcher Gattung Cervantes den Ton angegeben hatte, dem Montalvan, Mariana de Caravajal u. a. folgten; theils in jenen berühmten Schelmenromanen nach dem Muster des «Lazarillo de Tormes» von Mendoza, wie in Mateo Aleman's «Guzman de Alfarache», in Quevedo's «Gran Tacaño» und in Espinel's «Marcos Obregon». Eine dritte Reihe von Darstellungen des span. Lebens bilden die nachher in fast alle europ. Literaturen übergegangenen Erzählungen jenes burlesk-phantastischen Stils, der zuerst von Quevedo in seinen fein wenn auch bitter satirischen «Sueños» aufgebracht, dann von L. V. de Guevara im «Diablo cojuelo» mit ausgezeichnetem Erfolg aufgenommen und zuletzt von Saavedra y Fajardo in der «Republica literaria» zu großer Freiheit ausgebildet wurde. Auch die Anfänge des histor. Romans erhielten die Spanier noch in dieser Periode an der so berühmt gewordenen «Historia de las guerras civiles de Granada» von Gines Perez de Hita und an der «Historia de los Incas del Peru» von Inca Garcilosa de la Vega. Aber auch die span. Prosa litt am Ende dieser Periode durch den Einfluß der Gongoristen und sank von ihrer Classicität zu den Bizarrerien des Estilo culto herab; unter den Schriftstellern dieser Schule ist einer der geistreichsten der Jesuit Baltasar Gracian (s. d.), dessen «Criticon» in Schopenhauer einen Bewunderer gefunden hat.

Die vierte Periode, von der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die Gegenwart, charakterisirt sich durch das Eindringen der modernen, besonders franz. Bildung in Spanien, durch deren Kampf und zeitweisen Sieg über das freilich vielfach ausgelebte Altnationale und durch das endliche Bestreben und Gelingen, das, was von diesem noch haltbar ist, zeitgemäß zu regeneriren und mit den modern-europ. Elementen zu verschmelzen. Bei dem Tode des letzten und unfähigsten Habsburgers, Karl's II., trat auch in der span. Literatur eine todähnliche Stagnation ein. Zwar hatte sich nach Beendigung des Erbfolgekriegs und nach befestigter Herrschaft der Bourbons die zum literarischen Schaffen nöthige Ruhe wieder eingefunden, aber mit der neuen Dynastie war auch ein neuer Geist, der modern-französische, über die Pyrenäen gekommen und mußte bei der Ausartung und Erschöpfung des alten Nationalgeschmacks bald Einfluß gewinnen. Es bedurfte nur eines kühnen und taktvollen Neuerers, um ihm Eingang zu verschaffen, und

dieser fand sich in Luzan, der anfangs mehr negativ gegen die Ausartung auftrat, dann aber die franz.-classischen Grundsätze einzuführen suchte. Und selbst jetzt noch wiederholte sich die Reaction des Nationalgeistes, dessen hohe und echte Originalität sich nie dauernd dem Fremden gegenüber gedemüthigt hat, und als dessen Verfechter, freilich mehr theoretisch als praktisch, jetzt Garcia de la Huerta auftrat. Es bildete sich bald wieder eine Dichterschule, nach ihrem Hauptsitze Salamanca die salmantinische genannt, verständig genug, um gegen die Anforderungen des Zeitgeistes nicht blind zu sein und die Gebrechen des Veralteten einzusehen; aber auch patriotisch genug, um neben den modernen fremden auch die einheimischen Muster der goldenen Zeit zu berücksichtigen, besonders in Sprache und Form. Dabei fehlte es freilich nicht an Einseitigkeiten von seiten der französischen und der Nationalpartei. An die Spitze der gemäßigten Reformatoren stellten sich nach Luzan's Vorgang Nicolas Fernandez de Moratin, Cadalso, Tomas de Iriarte, Samaniego, ein talentvoller anmuthiger Fabeldichter, die jedoch alle von Melendez Baldes übertroffen wurden, der, ein wahrhaft begabter Dichter, die Nation wieder zu enthusiasmiren wußte und das eigentliche Haupt der salmantinischen Schule wurde. Ihnen verbanden sich gleichgesinnte und nicht viel minder begabte Freunde, wie Iglesias, Noroña, Quintana, Cienfuegos, Arriaza und Gallego, die nicht nur die Franzosen, sondern auch die Italiener und Engländer zu Mustern nahmen und überhaupt nur den modernen Zeitgeist auf sich einwirken ließen, aber in Gesinnung und Färbung Spanier blieben. Neu belebend auf das Nationalgefühl wirkte auch der durch den Unabhängigkeitskrieg errungene Sieg über die franz. Usurpation in polit. und literarischer Hinsicht, und der polit. Antheil an der Regierung, den die Nation durch die innern Umwälzungen bekam, trug trotz den Parteikämpfen und Bürgerkriegen zu ihrer allseitigern und freiern Geistesentwickelung bei und gab der Literatur wieder eine mehr patriotische und selbstständigere Haltung. So wurden die J. 1812, 1820 und 1834 die Anfangspunkte neuer Productionsepochen. Die Früchte davon zeigten sich in den poetischen Werken von Xérica, Lista, Martinez de la Rosa, José Joaquin de Mora, Angel de Saavedra, Breton de los Herreros. Die Zahl der neuesten span. Dichter, die zum großen Theil ihre Werke mit einem neuen Inhalt, neuen philos. Gedanken füllten, ist schon wieder so groß, daß es genügen muß, nur beispielsweise einige der namhaftesten anzuführen, wie Espronceda, Serafin Calderon, Zorrilla, Hartzenbusch, N. de Campoamor, Santos Lopez Pelegrin, Billergas, Gertrudis Gomez de Avellaneda, ferner Arnao, Gil, Campo-Arana, den Satiriker José Gonzalez de Tejada, die Lyriker Antonio de Trueba, Gaspar Bono Serrano und besonders Ventura Ruiz Aguilera, die Fabeldichter Miguel Agustin Principe und F. Baeza. Was nun insbesondere die epische und lyrisch-epische Poesie betrifft, so konnte natürlich die neueste Zeit noch weniger eigentliche Epen hervorbringen als eine der vorhergehenden Perioden. Die gemachten Epopöen, woran es auch jetzt nicht fehlte, wie die Versuche von den beiden Moratin, Saavedra u. a., sind ebenso ohne wahren epischen Geist wie die meisten modernen Producte dieser Art. Aber bemerkenswerth ist es, daß die Spanier endlich einzusehen begannen, daß die einzige volks- und zeitgemäße Epik für sie in der Wiederbearbeitung der Romanzen- und Sagenpoesie zu suchen sei, wozu den ersten Impuls Saavedra gab, dem Mora, Zorrilla u. a. gefolgt sind. Zwei «Romanceros de la guerra de Africa», der eine von Marques de Molins, der andere von E. Bustillo (Madr. 1859, 1860), sowie ein «Romancero español» (Madr. 1875) von verschiedenen Autoren, sind nennenswerth. Eine Sammlung der Hauptdichtungen der Lyriker des 18. Jahrh. liegt vor in L. Cueto's «Poetas liricos del siglo XVIII» (3 Bde.). Der Blütenlesen aus den zahllosen Werken zeitgenössischer Dichter ist Legion. Nennenswerth der «Tesoro de la poesía castellana» (Bd. 3: «Siglo XIX», Madr. 1876).

Das span. Drama dieser Periode litt durch die Kämpfe der franz.-classischen Schule und der Nationalpartei am meisten. Die span. Bühne bot und bietet zum Theil noch gegenwärtig eine wahre Olla podrida von den extremsten Gegensätzen dar. So behaupteten sich noch lange die monströsesten Ausgeburten der kraftlos gewordenen alten Schule neben den unreifen Fehlgeburten der Gallicisten. Erst Leandro Fernandez Moratin gelang es durch seine im feinern franz. Geschmack mit vielem Talente geschriebenen Lustspiele, auch auf der Bühne durchzudringen und auf einige Zeit dem sog. classischen Geschmack Eingang zu verschaffen, ja ihn unter den Gebildeten so herrschend zu machen, daß sie sich des alten Nationalgeschmacks schämten. Selbst so begabte Dichter wie Cienfuegos, Quintana, Gorostiza, Martinez de la Rosa, Saavedra, Breton u. a. trugen einige Zeit diese classischen Fesseln, und nur in den drastisch-witzigen «Sainetes» des Ramon de la Cruz (beste Ausg., 3 Bde., Madr. 1874—75) lebte und wurde der echte alte Nationalgeist geduldet. Erst als die Franzosen selbst diese Fesseln brachen, fand ihr

Beiſpiel auch in Spanien Nachahmer, von welchen die beſonnenern zu den alten Nationalformen zurückkehrten und ſie mit den Anforderungen des modernen Zeitgeiſtes zu vereinen ſuchten, die minder einſichtigen aber, und deren Zahl war die größere, von dem Taumel der ſog. romantiſchen Schule in Frankreich ſich fortreißen ließen und all den Greuel der Porte St.-Martin, ſei es in Ueberſetzungen, ſei es in noch craſſern Nachahmungen, auf die Bühne von Madrid verpflanzten. Dagegen erhoben ſich allerdings einige begabtere Dichter, wie Breton, Martinez de la Roſa, Tapia und Saavedra, denen ſich die jüngern Talente, wie Gil y Zárate, Hartzenbuſch, Mariano José de Larra, Antonio Garcia Gutierrez, Patricio de la Escoſura, Zorrilla Moral, Bentura de la Vega, Campoamor, Rubi, Luis Martinez de Eguilaz, der raſch berühmt gewordene Adelardo Lopez de Ayala u. a., anſchloſſen, die das moderne Leben mit ſeinen Licht- und Schattenſeiten bald in realiſtiſcher, bald in idealiſtiſcher Auffaſſung ſchildern. Es gibt viele Sammelausgaben moderner Dramen, z. B. eine «Coleccion de obras dramaticas y liricas», ein «Teatro moderno», eine «Galeria lirico dramática», ein «Teatro», eine «Biblioteca dramática». Die wichtigſte darunter, «Galeria dramática», die nahezu 600 Stücke zählt, beweiſt, daß an Fruchtbarkeit die modernen Dramatiker den alten nicht allzu viel nachſtehen. Eine gute Specialarbeit über das moderne Drama iſt Calvo Aſenſio's «Teatro hispano-luſitano en el siglo XIX» (Madr. 1876).

Auch die Proſa war zu Anfang dieſer Periode durch die culteraniſtiſche Manier und die allgemeine Geiſtesebbe ſehr herabgekommen und bedurfte der Reform. Für dieſe arbeiteten zuerſt der Benedictiner Feyjoó durch ſeine Rückkehr zur Einfachheit der claſſiſchen Muſter ſeines Vaterlandes; der Jeſuit Isla, der die triviale und bombaſtiſche Kanzelberedſamkeit ſeiner Zeit in dem ſatiriſchen Roman «Fray Campazas» lächerlich machte; die Hiſtoriker Ulloa, Muñoz, Capmany, Ferreras, Quintana, Navarrete, Clemencin, Torreno, Muñoz Maldonado; die Staatsmänner Campomanes, Clavijo und vor allen Spaniens Cicero, Jovellanos, und der berühmte Redner und Politiker Aguſtin Argueles. Ueberhaupt gewann der proſaiſche Stil durch die polit. Rednerbühne an Energie und dialektiſcher Schärfe. Auch die polit. Leidenſchaften machten beredt, wie ſich in den Schriften von Miñano, Marina, Larra (Figaro), Alcalá-Galiano, Donoſo Cortes, in den Reden Martinez de la Roſa's und neuerdings in den zahlreichen Proſawerken Emilio Caſtelar's zeigt. Dazu trugen auch die philol.-kritiſchen Arbeiten von Gallardo, Salvá, Liſta, Hermoſilla, Marchena u. a. bei, ſowie die jetzt in Maſſen auftauchenden polit.-belletriſtiſchen Zeitſchriften, wie die «Revista española», der «Artista», «Semanario pintoresco» und ſpäter die noch beſtehende «Ilustracion española y americana» u. ſ. w., die auch gelungene Sittenſchilderungen und ſatiriſche Darſtellungen aus dem Leben der Gegenwart enthielten, wie von Meſonero y Romanos, Larra u. ſ. w. In allerneueſter Zeit entſtanden außer einer großen Schar von wiſſenſchaftlichen Fachzeitſchriften einige neue Reviſtas, die an Reichhaltigkeit, Mannichfaltigkeit und Güte alle frühern weit übertreffen. Es ſind die «Revista de España», «Revista Contemporánea», «Revista Européa», die neben Originalarbeiten Ueberſetzungen aus allen Sprachen Europas bringt, ſowie das «Cronicon cientifico popular» von E. Huelin.

Nachdem die Spanier lange die Form des Romans vernachläſſigt hatten, fingen ſie in der letzten Zeit an, durch die Erfolge der Franzoſen und Engländer in dieſem Genre aufgemuntert, ſich mit Vorliebe wieder darauf zu verlegen. Sie begannen mit Ueberſetzungen und Nachahmungen franz. und engl. Originale, ja Trueba ſchrieb ſogar mehrere Romane in engl. Sprache. Dann aber folgte eine ſolche Flut von Originalromanen, daß auch in Spanien dieſes Epos der modernen Zeit zur Lieblingsform geworden und in verſchiedenen Arten ausgebildet worden iſt. So ſind beſonders im Fache des hiſtoriſchen und Sittenromans zu nennen die Romane von Escoſura («El conde de Candespina» und «Ni rey ni roque»), Martinez de la Roſa («Isabel de Solis»), Larra («Macias»), Serafin Calderon («Moros y cristianos»), Gertrudis de Avellaneda («Dos mugeres») und María del Pilar Sinués. Weitaus den größten Erfolg auch über Spanien hinaus errang jedoch auf dieſem Gebiete die unter dem Namen Fernan Caballero ſchreibende (1877 verſtorbene) Tochter des deutſchen Gelehrten Nik. Böhl von Faber. (S. Caballero.) In der neueſten Zeit hat Juan Valera ſich einen hohen Ruf als Romanſchreiber auch jenſeit der Grenzen Spaniens erworben. Seine beſte Leiſtung war bis jetzt «Pepita Jimenez» (Madr. 1876). Auch P. A. de Alarcon's Romane ſind hervorragende, ſowie die hiſtoriſchen von Perez Galdos. Endlich cultivirten die Spanier auch wieder das Fach der Novelle und kehrten hierin zur Nachahmung ihrer Meiſterwerke aus der goldenen Zeit zurück. Kurz es hat ſich in der neueſten Zeit ein ſo reges und vielſeitiges literariſches Leben mit der Richtung, das Modern-Europäiſche mit dem Spaniſch-Nationalen zu verſchmelzen, wieder entfaltet, daß

man gegründete Hoffnung hat, die Literatur Spaniens wieder einen der ersten Plätze unter denen Europas einnehmen zu sehen.

Die wissenschaftliche Literatur in Spanien hat sich nicht so glänzend entwickelt wie die Nationalliteratur. Denn in der Wissenschaft kann auch die begabteste Nation nur dann Bedeutendes leisten, wenn eine aufgeklärte Regierung nicht nur die freie Entwickelung des Geistes gestattet, sondern auch durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten leitet, durch Herbeischaffung der materiellen Mittel und durch Würdigung der Gelehrsamkeit begünstigt, kurz für Nationalerziehung sorgt. So oft in Spanien diese Bedingnisse nur einigermaßen eintraten, sehen wir auch die Wissenschaften sich mächtig erheben, wie unter den kath. Königen, unter Karl III. und selbst seit 1834. Daß es den Spaniern nicht an Anlagen, auch hier Bedeutendes zu leisten, fehle, haben sie wiederholt bewiesen, selbst schon unter Roms Herrschaft, wo nicht nur unter den röm. Dichtern die Spanier Lucan, Martial, Silius Italicus u. a., sondern auch unter den Rednern, Philosophen und Geschichtschreibern die Spanier Seneca, Quinctilian, Columella, Florus, Pomponius Mela u. a. glänzten. So hatte Spanien bald, nachdem wieder einige Ruhe und Beständigkeit nach dessen Eroberung durch die Westgothen eingetreten war, einen Gelehrten wie Isidorus Hispalensis aufzuweisen. Von bedeutendem Einflusse und bei weitem mehr auf die wissenschaftliche Entwickelung als auf die Poesie der Spanier war die lange Herrschaft der Araber über die Halbinsel, die dort viele Akademien und Schulen gründeten, so manche Uebersetzung der Griechen verbreiteten und besonders in den medic. und mathem. Wissenschaften die Lehrer der Spanier wurden. Daß diese davon Nutzen zogen, beweisen die unter Alfons dem Weisen geleisteten Arbeiten. Nach Spaniens näherer Verbindung mit Italien unter den kath. Königen und ihren ersten Nachfolgern blühten auch dort die philol. und humanistischen Disciplinen. Aber trotzdem daß Spanien 16 Universitäten zählte, darunter drei ersten Rangs (Salamanca, gestiftet von Alfons X., Valladolid und Alcala de Henares, vom Cardinal Ximenes 1499 errichtet), konnte sich in den philos. Wissenschaften nie ein freier selbstständiger Geist entwickeln, weil geistlicher und weltlicher Despotismus höchstens eine scholastische Weisheit im Dienste der positiven Theologie und Jurisprudenz duldeten.

In den einzelnen Disciplinen stellt sich das Verhältniß bei weitem günstiger für die Erfahrungswissenschaften als für die eigentlich speculativen. Daher ist die Philosophie bis auf die neuesten Zeiten auf der scholastisch-empirischen Stufe stehen geblieben. Meist nur von Geistlichen gelehrt, blieb sie eine dienende Magd der Theologie. So galt des Isidorus Dialektik und Encyklopädie lange für eine Autorität; gleichfalls nur als Dialektiker zeichnete sich Raimundus Lullus aus. Vereinzelt und vergeblich blieben die Bestrebungen einiger Selbstdenker, die, wie Vives, Sepulveda und Osorio, es wagten, von der breitgetretenen Schulbahn etwas abzuweichen; vergeblich die timiden Reformversuche des scharfsinnigen Cistercienſers Caramuel, gest. 1682, zur Verbesserung der scholastischen Methode. Von den Jesuiten war ohnehin nichts anderes zu erwarten als ein etwas raffinirter Empirismus. Mit der Verbreitung des franz. Geschmacks unter den höhern Klassen drangen zwar auch die Ansichten der Encyklopädisten nach Spanien, konnten aber höchstens bei dem hohen Adel und Klerus einen mit dem Supernaturalismus nahe verwandten Materialismus erzeugen und blieben für die wissenschaftliche Speculation unfruchtbar. Erst in neuester Zeit war ein Philosoph im wahren Sinne auch in Spanien aufgetreten, Jaime Balmes (übersetzt von Lorinser), gest. 1849, der mit einer schönen Darstellungsgabe wirklichen metaphysischen Tiefsinn verband, und auch dieser war Theolog. Neben ihm ist noch der als Rechtsgelehrter und Mathematiker bedeutende Sarmiento zu nennen. Wenn es an originalen schöpferischen Denkern den Spaniern nun auch heute noch fehlt, so sind sie doch seit mehr denn 20 Jahren receptiv und assimilirend überaus thätig. Die philos. Meisterwerke aller Zeiten und Nationen werden übersetzt und durchgearbeitet, und Einzelstudien knüpfen sich daran. Aus der engen Verwandtschaft der span. Philosophie mit der Theologie erklärt es sich, daß gerade die mystische All-in-Gott-Lehre des deutschen Philosophen Krause in Spanien in Sanz del Rio (s. d.) einen begeisterten Apostel gefunden hat, der, weil er Opposition gegen den immerhin noch scholastischen Geist des Balmes macht, von Bedeutung ist. Die wissenschaftliche Theologie blieb starrer Dogmatismus im theoretischen, Casuistik und Ascese im praktischen Theile. Daher ist die span. theologische Literatur wol zu einer wahrhaft erschreckenden Masse angewachsen, aber der wissenschaftliche Gewinn daraus ist gering. Das ganze Mittelalter hindurch blieb auch auf diesem Gebiete die scholastische Weisheit des Isidorus Hispalensis die größte einheimische Autorität. Nicht für das Wissen, sondern nur für das Glauben eiferten der getaufte Jude Petrus Alfonsi im 12. und der Predigermönch Raym. Martini im 13. Jahrh. Im 15.

und 16. Jahrh. thaten zwar die Cardinäle Torquemada, der Großinquisitor, und Ximenes (s. d.), der Regent, als wollten sie das Bibelstudium fördern, und sogar Philipp II. unterstützte die von einem Spanier, Arias Montanus, unternommene antwerpener Polyglotte; aber diese wie die auf Ximenes' Befehl herausgegebene complutenser Polyglotte waren mehr gelehrte Schaustücke, deren Unschädlichkeit schon ihre Kostbarkeit verbürgte. Hingegen wurde der Versuch, die Bibel wirklich dem Volke selbst zugänglich zu machen, sogar an einem so strenggläubigen Priester wie Luis de Leon durch die Kerker der Inquisition bestraft. Fruchtlos blieben auch die in diesem Sinne gemachten Bestrebungen des Frid. Furius. Nur in den Zweigen der rein praktischen Theologie, in der mystischen Ascese und in der Homiletik, hat die gläubige Begeisterung der Spanier Ausgezeichnetes geleistet, wie in den homiletischen Schriften des Antonio Guevara und Luis de Granada und in den mystisch-ascetischen des fromm begeisterten Karmelitermönches Juan de la Cruz, und der heil. Teresa de Jesus. In neuerer Zeit erst durften es endlich auch die span. Theologen wagen, die Bibel für das Volk zugänglich zu machen, und es erschienen die trefflichen Uebersetzungen von Torres Amat, von Felipe Scio de San-Miguel und Gonzalez Carvajal, ohne Nachtheil für ihre Verfasser; ja sie werden bereits zu den classischen Sprachmustern gezählt. Von mehrern, freilich meist aus der Verbannung zurückgekehrten Geistlichen sind sogar kirchenhistor. und kirchenrechtliche Abhandlungen erschienen, worin tolerantere Ansichten und die Unabhängigkeit der span. Kirche vertheidigt werden, wie in den Schriften von J. L. Villanueva, Blanco White (Leucado Doblado) u. a. Nun konnte es Adolfo de Castro sogar wagen, eine «Historia de los protestantes etc.» (Cadix 1851) zu schreiben.

Auch die Rechtswissenschaften und die Politik mußten ohne speculative Grundlage und Freiheit der Discussion mehr oder minder nur positive Legistik und Routine bleiben. An Gesetzsammlungen und gesetzgeberischer Thätigkeit hat es den Spaniern nie gefehlt. Schon aus der Zeit der Gothenherrschaft datiren ihre ältesten Rechtsbücher, wie das «Fuero juzgo», wozu der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Villadiego im 17. Jahrh. einen Commentar lieferte (am besten von der Akademie der Geschichte herausgegeben, Madr. 1815); dann des Königs Alfons X. legistische Arbeiten, die oben erwähnt wurden; ferner die unter dem Namen «Recopilacion» und «Novísima recopilacion» bekannten Sammlungen einer Unmasse von den Königen und den Cortes erlassener Gesetze. Eine sehr gute Ausgabe aller span. Gesetzbücher mit Einleitungen und Commentaren von den berühmtesten Rechtsgelehrten erschien unter dem Titel «Los Codigos españoles concordados y anotados» (12 Bde., Madr. 1847). Eine Sammlung der Fueros (Municipalrechte) wurde begonnen von Muñoz (Madr. 1847). In neuerer Zeit, wo durch die Einführung der Cortesverfassung alle Blicke sich wieder mehr auf das ältere vaterländische Staatsrecht wendeten, wurde besonders die Rechtsgeschichte fleißig bearbeitet. So gab die Akademie der Geschichte eine «Coleccion de Cortes de Leon y Castilla» heraus, während neuerdings Montesa und Manrique die Geschichte des span. Rechts, Bienvenido Oliver die des speciell catalonischen, Soler und Rico y Amat die Geschichte des öffentlichen Lebens in Spanien behandelten. Endlich wurden sogar Versuche über Rechtsphilosophie gemacht, wie von dem berühmten Deputirten und Redner Alcalá-Galiano, Donoso Cortes und neuerdings von Clemente Fernandez Elias und besser noch von F. Giner. Auch auf diesem Gebiete brechen freiere Ansichten sich mächtig Bahn. Seit man in Spanien angefangen, die Thätigkeit anderer als der franz. Nation zu beachten, finden sich hochbefähigte bedeutende Geister in Scharen, die alle Wissenschaften in neue Bahnen einlenken. Im ironischen Gegensatze zu dem von jeher in Spanien herrschenden schlechten Staatshaushalt wurden die kameralistischen und polit. Wissenschaften besonders seit der Mitte des 18. Jahrh. mit besonderer Vorliebe theoretisch betrieben. So waren schon zu Anfang des 19. Jahrh. die Schriften über Nationalökonomie so angewachsen, daß Sempere eine eigene «Biblioteca española económico-politica» (4 Bde., Madr. 1801—21) herausgeben konnte. Ebenso sind, außer den im 18. Jahrh. und zu Anfang des 19. Jahrh. darin berühmt gewordenen Schriftstellern, wie Campomanes, Jovellanos, Cabarrus, wovon die beiden letztern classisches Ansehen erhalten haben, in der neuesten Zeit darin ausgezeichnet und von europ. Rufe Canga-Arguelles und Florez Estrada. Die «Lecciones de Economía politica» von S. D. Madrazo (3 Bde., Madr. 1876) sind auch von Werth. Ganz ausgezeichnete Arbeiten über Fragen des öffentlichen Wohls, speciell der Armen- und Gefangenenpflege, sind die von der Dame Arenal de Garcia Carrasco («Publicaciones de la real Academia de Ciencias morales y politicas»).

In den medic. Wissenschaften waren vorzüglich die span. Araber und Juden berühmt und erfahren. Von den span. Christen waren diese Wissenschaften erst seit dem Ausgange des Mittel-

alters gepflegt. So sind von den verdienten Medicinern des 18. Jahrh. zu nennen: Piquer, Vives, Luzuriaga, Bonello y Lacaba, Hernandez, Ortiz und Miguel Lopez; unter denen der neuesten Zeit zeichnen sich aus: Villalba, Guillermo Sampedro, Franc. Llorca y Ferrandiz, Nic. de Alfaro, Eduardo Chao, Gimeno Cabañas, Rodriguez Seoane, Olavide, Talens u. a., und besonders empfehlenswerth ist Antonio Fernandez Morejon; 27 medic. Zeitschriften leben und arbeiten lebendig: alle Errungenschaften der außerspanischen, ganz besonders der deutschen Heilkunde werden sofort in trefflichen Uebersetzungen verbreitet und werden Grundlage neuer Forschungen und Entdeckungen. Noch mehr leisteten die Spanier in den Naturwissenschaften und in der Mathematik. Die erstern wurden von Casal, Molina, den berühmten Botanikern Cavanilles und H. Ruiz, dem auch als Stilisten berühmt gewordenen Rojas Clemente, dem Reisenden Azara u. a. gepflegt, denen sich in neuester Zeit die Botaniker Lagasca und Ruiz y Pavon, die einen europ. Ruf haben, Manuel Blanco, Miguel Colmeiro, die besonders zahlreichen Mineralogen, wie Alvarado de la Peña, José Maria Paniagua, J. Lopez Novella, Ant. Maria de Cisneros y Lanuza, Alonso Carillo Laso u. a., anschlossen. Die Allgemeine span. naturwissenschaftliche Gesellschaft, die seit 1812 besteht und der alle bedeutenden Gelehrten dieses Fachs angehören, hat in ihren «Anales de la Sociedad española de historia natural» (6 Bde., 1872—78) viel tüchtige Arbeiten veröffentlicht. In den mathem. Wissenschaften, in welchen Spanien schon in älterer Zeit namhafte Schriftsteller aufzuweisen hatte, sind in der neuern zu nennen Ballejo, Navarrete, Alberto Lista, Jayme Simo, José Reguero Arguelles, Juan Cortazar und Sarmiento.

Zu den am meisten von den Spaniern angebauten Gebieten gehören die Geographie und Statistik. Schon in früherer Zeit haben die Eroberungen in fremden Welttheilen und die Entdeckungsreisen sie dazu veranlaßt, wovon allein schon die treffl. geschriebene «Historia de los descubrimientos y viajes de los Españoles» von Navarrete den Beweis liefern kann. Daß sie auch in neuerer Zeit nicht zurückblieben, bekunden die geogr. und statist. Schriften von Miñano, Fuster und Madoz. Eine hochwichtige neue Publication ist die vom Ministerio de fomento veranstaltete der «Cartas de Indias» (Madr. 1877), mit tüchtigen vom Instituto geografico y estadistico gelieferten Karten. Am reichsten aber ist das Fach der Geschichte und der histor. Wissenschaften von den Spaniern ausgestattet worden, besonders der vaterländischen Geschichte und jener der von ihnen eroberten Länder, wozu sie schon ihr lebendiges Nationalbewußtsein antrieb. Zuerst schrieben freilich auch sie ihre Geschichte in lat. Sprache, wie z. B. Isidorus Hispalensis, Rodericus Toletanus und Lucas Tudensis; seit der Zeit Alfons' X., dessen «Crónica general» hier Epoche macht, folgten sich aber eine Reihe von Chroniken in der Landessprache, worunter viele, wie erwähnt, sich über den gewöhnlichen Werth von Schriften derart erheben. Seit den kath. Königen und der humanistischen Cultur in Spanien kam, wie schon oben erwähnt, außer dem Streben nach stilistischer Vervollkommnung auch ein Sinn für pragmatische Auffassung und Darstellung in die Geschichtswerke der Spanier, wovon die meisten als auch der Geschichte der Nationalliteratur angehörig schon oben genannt sind. Fleißige Materialiensammler waren Eftevan de Garibay y Zamalloa, gest. 1599, dessen «Crónica de España» viel benutzt wurde; Ambrosio Morales, Argote de Molina, Ortiz y Zuñiga, der Marques von Mondejar, Ferreras u. a. Im 18. Jahrh. zeichnete sich Henrique Florez, im 19. Jahrh. der Orientalist Conde, Ascargota u. a. aus. Besonders ist die Thätigkeit der königl. Akademie der Geschichte rühmend zu erwähnen, die aus ihren «Memorias» und einem «Memorial historico de España» mehrere Quellenschriften herausgab. Daran reihen sich wichtige Urkundensammlungen, wie die von Capmany, die «Coleccion de documentos inéditos para la historia de España» von Navarrete, Salva und Baranda (Madr. 1842) begonnen und bereits bis zum 67. Bande vom Marques de la Fuensanta del Valle und D. J. Sancho Rayon fortgeführt; der «Indice de los documentos procedentes de los monasterios suprimidos» (Madr. 1861 fg.) u. s. w. Unter den neuern Bearbeitungen der vaterländischen Geschichte zeichnen sich Masdeu's «Historia critica», das genaue Handbuch von Ortiz y Sanz, vor allem aber die alle frühern Werke dieser Art überragende und auch schön geschriebene «Historia general de España» von Modesto Lafuente (s. d.) aus, welcher sich neuerdings das Geschichtswerk (1861 fg.) von Ant. Cavanilles würdig zur Seite gestellt hat. Die span. Culturgeschichte behandelten Tapia, Moron und Amador de los Rios. Die Literatur der Provinzial-, Städte- und Localgeschichten ist sehr zahlreich und enthält Meisterwerke, wie die von Bofarull über Catalonien. Von den vielen Werken über die Geschichte einzelner Perioden oder ausgezeichneter Persönlichkeiten sind die zum Theil musterhaften Arbeiten von Amador de los Rios, Ferrer del

Rio, Evaristo de San-Miguel, Carvajal, Luis Cabrera, de Cordoba u. a. hervorzuheben. In jüngster Zeit ist auch die Geschichte der ehemaligen span. Colonien in Amerika und der aus diesen hervorgegangenen Republiken trefflich bearbeitet worden; auch erscheint über dieselben «Coleccion de documentos inéditos relativos al descubrimiento, conquista y organizacion de las antiguas posesiones españolas de America y Oceania» (Bd. 1—26, Madr. 1864—78). Archäologie und Kunstgeschichte, wie die der Kunstindustrie, stehen in Spanien in voller Blüte: die Arbeiten eines Ceau Bermudez und P. Madrazo's sind allgemein geschätzt. Contreras, Manjarres, Hurtado Villaamil u. v. a. verdienen Anerkennung, und die zahlreichen Publicationen der Real Academia de Bellas Artes de San Fernando, das ausgezeichnete «Museo Español de Antiguedades» (herausg. von de la Rada y Delgado), die «Monumentos arquitectónicos de España» versprechen viel für die Zukunft dieses Wissenszweigs in Spanien.

Wenig Rühmliches läßt sich von der Bearbeitung der philol. Disciplinen in Spanien sagen. Denn diese setzen kritischen Scharfsinn und Freiheit vom Autoritätsglauben voraus, welche Eigenschaften die geistlichen und weltlichen Herrscher in Spanien möglichst zu unterdrücken bemüht waren. Man begnügte sich großentheils, die Schriften des Alterthums oder des Orients in die Landessprache zu übersetzen, wie dies mit mehrern altclassischen und arab. Werken schon unter Alfons X. geschah. So zeichnete sich im 15. Jahrh. durch Kenntniß des Hebräischen und Griechischen Alonso Tostado (Alphonsus Tostatus), gest. 1455, aus, der so viel schrieb, daß sein Name für den eines Polyhistors in Spanien sprichwörtlich geworden ist. Seine Werke erschienen zu Venedig in 27 Foliobänden. Im Anfang des 16. Jahrh. fand zwar auch die humanistische Richtung in Spanien Anhänger und sogar von der gelehrt gebildeten Isabella Unterstützung. Da sich der Humanismus aber bald mit der Reformation verband, so wurde jedes freiere kritische Studium in Spanien mit argwöhnischen Augen überwacht. Daher beschränken sich die Arbeiten der span. Philologen meist nur auf Grammatik und Interpretation. So war Lebrija (Antonius Nebrissensis), gest. 1521, besonders für lat. und hebr. Grammatik thätig, Fernan Nuñez, genannt el Commendador griego (Nonnius Pincianus), gest. 1553, für die griechische. Umfassender waren die Studien des Luis Vives, gest. 1540, der ein encyklopäd. Werk «De disciplinis libri XX» lieferte. Diesen folgte der Archäolog Chacon aus Toledo (Ciaccouius), der Grammatiker Manuel Alvarez aus Madeira und der gelehrte geistreiche Bischof von Tarragona, Antonio Agostino aus Saragossa. Vor allen aber glänzte Francisco Sanchez, genannt el Brocense, dessen lat. Grammatik «Minerva» europ. Ruf erhielt. Im 17. Jahrh. wurden noch als Herausgeber röm. Classiker bekannt der Jesuit de la Cerda, J. A. Gonzalez de Salas und L. Ramirez del Prado. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. erweckten die gelehrten Philologen und Archäologen Fr. Perez Bayer und Mayans, die Staatsmänner Campomanes, Azara, der Infant Don Gabriel eine regere Vorliebe für das Studium der alten Literatur, welchem der Numismatiker Velasquez, die Philologen Estala, B. Canga-Argüelles, Valbuena u. a. folgten. Auch die orient. Philologie erhielt wieder gelehrte Bearbeiter, wie Casiri, und in neuerer Zeit Conde und Pascual de Gayangos. Neuerdings haben sich auch mehrere Gelehrte mit Eifer und Erfolg der philol.-kritischen Bearbeitung der vaterländischen Sprache und Literatur zugewandt, wie Clemencin, Hartzenbusch, de los Rios, der erwähnte Gayangos, Milá y Fontanals u. a., und eine Schar junger Leute, die im Auslande die wissenschaftliche Methode, die jenen noch nicht ganz vertraut war, gelernt, z. B. D. de Toledo, A. Paz y Mellia, beginnt jetzt Sprache und Literatur der Heimat von diesem neuen Gesichtspunkte aus zu untersuchen. F. Garcia Ayuso hat sich durch eine Reihe tüchtiger Arbeiten sprachwissenschaftlichen Inhalts aus dem Gebiete des Sanskrit, des Arabischen u. s. w. gerechten Ruf erworben.

Unter den Arbeiten der Spanier über die Geschichte ihrer eigenen Nationalliteratur nimmt de los Rios' «Historia critica de la literatura española» (Bd. 1—7, Madr. 1861—67) den ersten Rang ein, wiewol sie leider Fragment geblieben ist und auch in den fertigen Theilen noch lange nicht den modernen Ansprüchen Genüge leistet. Sonst sind noch zu nennen Quintana's «Poesias selectas castellanas» und «Musa epica española» (6 Bde., Madr. 1830—33); Abelino de Orihuela, «Poetas españoles y americanos del siglo XIX» (Par. 1851); Revilla, «Principios de literatura española» (Madr. 1842) u. s. w. Zahllose, zum Theil sehr verdienstvolle Einzelstudien von Fernan Caballero, Adolfo de Castro, Fernandez Guerra y Orbe, Mesonero Romanos, Florencio Janer, Cayetano Rosell, Milá y Fontanals, Amador de los Rios, Villaamil y Castro, Tubino, Valera, Canalejas, Perojo, Revilla u. a. sind erschienen. Hervorzuheben ist Milá y Fontanals' Studie «De la poesía heroico popular castellana» (Barcel. 1876) und eine andere gleichen Titels von Canalejas (Madr. 1877). Eine anerkennens-

werthe Rührigkeit zeigen die gleichen und andere Gelehrte bei der Herausgabe alter und seltener heimischer Autoren. Zu nennen sind die «Biblioteca universal», «Biblioteca científico-literaria», «Biblioteca económica», «Biblioteca militar», «Biblioteca general de legislacion y jurisprudencia», «Biblioteca filosófica», «Biblioteca venatoria», «Biblioteca hispano ultramarina» u. s. w. Noch bedeutender sind die Publicationen der «Coleccion de Bibliofilos españoles» (bis 1878 19 Bde., Madr.), der «Coleccion de libros españoles raros y curiosos» (12 Bde., Madr. 1871—78; Murillo), der «Sociedad de Bibliofilos andaluces» (1868—78) und «españoles» (5 Bde., 1878) und die «Libros de antaño nuevamente dados a luz por varios aficionados». Das Bedeutendste haben auf dem Gebiete span. Literaturgeschichte die Ausländer, namentlich die Deutschen geleistet. Das eigentliche Hauptwerk über die Geschichte der span. Literatur ist des Amerikaners Ticknor «Geschichte der schönen Literatur in Spanien» (engl., 3 Bde., Bost. 1849; 3. Aufl. 1864; deutsch von Julius, mit den Zusätzen der span. Uebersetzung von Gayangos und Vedia sowie den Anmerkungen F. Wolf's, 2 Bde., Lpz. 1852; Supplement, die Zusätze der 3. Aufl. des Originals enthaltend, von A. Wolf, 1866). Demselben reihen sich die deutschen Arbeiten von Bouterwek (s. d.), Schack (s. d.) und Ferdinand Wolf (s. d.) an, sowie Böhl von Faber's «Floresta de rimas antiguas castellanas» (3 Bde., Hamb. 1821—25), Wolf's «Floresta de rimas modernas castellanas» (2 Bde., Par. 1837), Lemcke's treffliches «Handbuch der span. Literatur» (3 Bde., Lpz. 1855—56), Brinckmeier's «Abriß einer Geschichte der span. Nationalliteratur von den frühesten Zeiten bis zu Anfang des 17. Jahrh.» (Lpz. 1844); dessen «Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfang des 19. Jahrh.» (Gött. 1850) und Dohm's «Die span. Nationalliteratur» (Berl. 1865—67). Die beste Sammlung span. Classiker ist die von Aribau geleitete «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 1—70, Madr. 1846—78). Eine Sammlung meist neuerer schönwissenschaftlicher Werke bietet die «Coleccion de autores españoles» (Bd. 1—40, Lpz. 1860—78). Den ältern bibliogr. Werken von Antonio, de Castro, Latasa, Ximeno, Rodriguez, Mendez und Baena haben sich in neuerer Zeit die von Salvá (s. d.), von Fuster («Biblioteca valenciana», 2 Bde., Valencia 1827—30), Torres Amat («Memorias para un diccionario critico de los escritores catalanes», Barcel. 1836), Ochoa («Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporáneos», 2 Bde., Par. 1840), Ferrer del Rio («Galeria de la literatura española», Madr. 1845), Ovilo y Otero («Manual de biografia y de bibliografia de los escritores españoles del s. XIX», 2 Bde., Par. 1859) und das sehr wichtige Werk von Gallardo, vermehrt von Zarco del Valle und Rayon («Ensayo de una Biblioteca española de libros raros», 2 Bde., Madr. 1863—66) u. a. würdig angeschlossen. Ferner sind brauchbare Hilfsmittel: Barrera y Leirado, «Catálogo bibliografico y biográfico del teatro antiguo español» (Madr. 1861); Gayangos, «Catalogue of the manuscripts in the Spanish language in the British Museum» (2 Bde., Madr. 1848); Klein, «Geschichte des span. Dramas» (4 Bde., Lpz. 1871—75); Muñoz y Romero, «Diccionario bibliografico historico» (Madr. 1865); D. Hidalgo, «Diccionario general de bibliografia española» (8 Bde., 1864—73); «Boletin bibliografico español» (4 Bde., Madr. 1874—78); «Boletin de la libreria» (6 Bde., Madr. 1873—78) und «Revista de archivos bibliotecas y museos».

Spanische Weine. Spanien ist eins der bedeutendsten Weinproductionsländer der Erde; es erzeugt jährlich zwischen 15 und 20 Mill. Hektolit. Wein und exportirt davon über 6 Mill. Hektolit. Mehrere seiner Weine treten in den Weltverkehr. Im allgemeinen steht zwar die Cultur der Rebe und namentlich die Weinbehandlung noch auf tiefer Stufe, indessen wird ihr in den Hauptproductionsgebieten doch hinlängliche Sorgfalt gewidmet; dort sind ausländische Firmen und Kapitalien stark bei der Production engagirt. Der Reichthum der letztern ist größer als in irgendeinem andern Lande, und die Qualität durchläuft alle Grade der Klassification. Schon der span. Landwein (Vino comun) liefert in vielen Lagen ganz vorzügliche Sorten, so z. B. den Spottorno von Cartagena, den Alella von Barcelona, die Weine von Reus, Alava, Taya, Saragossa, Huesca, Tarragona, den Xarello von Villafranca u. s. w. Es werden darunter ebenso viele Rothweine, welche Tinto heißen, als Weißweine erzeugt. Von Edelweinen sind zu nennen: vor allen der Xeres oder Sherry in seinen verschiedenen Abstufungen: Amontillado, Montilla, Manzanilla, Tintilla, Amofino und Coruna; ferner der Alicante von Aloque, Elche, Elda, Aspe, Tarragona; der Pajarete aus der (angeblich rhein. Riesling-) Pedro-Ximenes-Traube; der Valdepeñas aus der Mancha; die verschiedenen weißen (bernsteingelben) und rothen Malagaweine; der Cariñena aus Aragon; der Albillo von Villafranca, der Benicarlo, die Palmaweine der Balearen, der barcelonische Tarrasa, der

granadinische Tinto di rota u. s. w. Eine sehr bedeutende Anzahl der span. Weine rangirt unter die besten Liqueurweine der Erde. Als solche dürfen gelten: der Granacho und der Dulce von Castel de Mas, der Moscatel und Malvasia Tarragona, der Requeña von Valencia, der Muskat von Corella in Navarra, der Rosado und Moscatel seco Montaner u. s. w. Auch mousfirender Wein (Vino espumoso) wird in verschiedenen Fabriken, namentlich in Barcelona erzeugt. Es ist ein Irrthum, wenn angenommen wird, alle span. Weine seien feurig und süß; im Gegentheil ist der gewöhnliche Tischwein (Vino de mesa) säuerlich (acidulo), und erst der Vino seco, der Trockenwein, gewinnt an Geist und Süßigkeit. Große Massen span. Weine geringerer Gattung gehen alljährlich nach Frankreich, wo sie, namentlich in der Stadt Cette, umgeformt und unter beliebiger Etikette in den Handel gebracht werden. Außerdem geht der Export vornehmlich an Sherryweinen zumeist nach England, Nordamerika und Brasilien. In den Weingegenden Malagas hat sich 1878 die durch franz. Händler eingeschleppte Reblaus in verderblichem Grade gezeigt. Die Hauptweinhandelsplätze in Spanien sind: San-Lucar de Barameda und Cadix, Malaga und Barcelona.

Spanische Wicke, Pflanzenart, s. Lathyrus.

Spannung nennt man in der Physik den Zustand, in welchem sich Fäden, Darmsaiten, Metalldrähte u. s. w. befinden, wenn man Gewichte daran hängt und dadurch die gegenseitige Lage ihrer Theile verändert, ohne sie gleichwol zu zerreißen. (S. Dehnbarkeit und Federkraft.) Unter elektrischer S. versteht man den auf die isolirende Umgebung sich äußernden Druck der ruhenden Elektricität, z. B. auf dem Conductor einer Elektrisirmaschine oder auf den Belegungen einer Leidener Flasche. Diese elektrische S. verschwindet, und es entsteht der elektrische Strom, sobald die Elektricität in Bewegung geräth, z. B. wenn man die Pole einer galvanischen Batterie oder die beiden Belegungen einer Leidener Flasche durch einen Drahtbogen verbindet. S. der Dämpfe ist das Ausdehnungsbestreben derselben, vermöge dessen sie einen Druck auf die umgebenden Körper ausüben.

Spargel, eine zur Gattung Asparagus (s. d.) gehörige Gemüsepflanze, deren junge, aus der Erde hervorsprossende Stengel (Stangen) eine beliebte, wohlschmeckende, leicht verdauliche und wegen ihres Gehaltes an Stickstoff nährende, des an Asparagin heilwirkende Speise abgeben. Es gibt verschiedene Varietäten des S., welche sich in zwei Gruppen: weiße und grüne, scheiden. Am geschätztesten sind die weißen S.; zu gewissen culinarischen Zwecken (Suppen, Salat) werden öfters die grünen vorgezogen. Der Anbau des S. ist lohnend, erfordert aber viel Sorgfalt, besonders bei Anlegung der Beete. Dieselben müssen 1 Mt. tief ausgegraben und etwa 1,33 Mt. breit gemacht werden. Man füllt hierauf die Gruben abwechselnd mit Schichten von Holzerde, Laub und Dünger und guter Erde. Als Dünger sollen menschliche Excremente vorzugsweise förderlich sein. In diesen Boden setzt man die Wurzelstöcke oder Zehen (Fechser, am besten dreijährige) tief ein in Abständen von 1 Mt. und bedeckt die Stöcke noch 0,16 Mt. hoch mit guter Erde. Während des Winters müssen die Beete mit Dünger zugedeckt, im Frühlinge und Sommer fleißig gejätet werden. Erst die im dritten Jahre nach der Anlegung der Beete erscheinenden Schossen (Pfeifen) sind zum Stechen reif. Auch von andern Asparagusarten werden die jungen Stengeltriebe gegessen. Vgl. Loisel, «Asperge, culture naturelle et artificielle» (Par. 1863; deutsch von Jäger, 2. Aufl., Lpz. 1865).

Sparkassen sind gemeinnützige Anstalten, welche namentlich von der ärmern Bevölkerung kleine ersparte Summen annehmen, auch verzinsen und dieselben, sobald sie von den Eigenthümern gebraucht werden, diesen sofort oder nach Ablauf einer bestimmten kurzen Kündigungsfrist zurückzahlen. Die ersten, noch sehr unvollkommenen S. scheinen bereits im 17. Jahrh. in Holland entstanden zu sein. Später führte man sie in England und in Deutschland ein, wo die erste Sparkasse um 1770 begründet worden sein soll. Seitdem haben sie sich über alle Länder Europas verbreitet und enthalten zusammen eine ungeheuere Summe, so im Deutschen Reiche 1875 700 Mill. Mark, in Großbritannien 1240 Mill. Mark. In den Jahren von 1840 bis etwa 1850 galten in Deutschland die S. als das beste, ja fast das einzige Mittel, den ungünstigen Zustand der arbeitenden Klassen zu verbessern; später hat indeß eine richtigere Ansicht sich geltend gemacht. Allerdings erleichtern und fördern diese Anstalten das Sparen mit allen seinen wirthschaftlichen und socialen Vorzügen sowol für den einzelnen Sparer als für die gesammte Volkswirthschaft. Allein die Sparsumme, die für den Einzelnen besonders im Anfange nur geringfügig sein kann, schützt nicht vor Noth bei länger dauernder Krankheit, Arbeitslosigkeit, Unglücksfällen und noch weniger im Alter. Besser und sicherer erreichen diesen Zweck jedenfalls die auf Gegenseitigkeit und Versicherung beruhenden Kranken-, Inva-

liden-, Altersversorgungs- und Sterbekassen, während für andere Zwecke, besonders die Erlangung der Selbstständigkeit und des Geschäftscredits, die verschiedenen Arten der wirthschaftlichen Genossenschaften, besonders die Vorschuß- und Consumvereine, vielfach vorzuziehen sind. Die S. müssen eine solche Einrichtung haben, daß sie so leicht und oft als möglich zugänglich sind (wodurch sich besonders die in England blühenden Post- und Pennysparkassen auszeichnen) und daß sie auch die kleinsten Beträge annehmen. Der Zinsfuß darf nicht zu niedrig sein und muß sich auf eine möglichst gemeinverständliche Weise, z. B. in Pfennigen pro Mark jährlich, ausdrücken lassen. Die Zinsen werden nach Ablauf des Jahres zum Kapital geschlagen und verzinst. Kleine Beträge müssen ohne Kündigung zurückgenommen werden können; bei größern läßt sich eine angemessene Kündigungsfrist nicht vermeiden, soll nicht die Kasse in Verlegenheiten gerathen, wenn viele Sparer auf einmal ihre Einlagen zurückfordern. Solche Zurückforderungen treten bei Arbeitsstockung, Epidemien und Kriegsgefahr häufig genug ein. Die Verwaltung der Kasse muß in möglichst weiten Kreisen Vertrauen erwecken, und sie liegt deshalb auch sehr häufig in den Händen der Gemeinden und Corporationen. Große Schwierigkeiten verursacht die zinsbare Anlegung der Sparkassengelder durch die Verwaltung. Dieselbe erfolgt meist durch Unterbringung auf Hypotheken oder durch Ankauf von Staatspapieren. Werden zu viele Hypotheken angeschafft, so kann gewöhnlich die Verwaltung die Gelder zur Rückzahlung der Einlagen nicht sofort flüssig machen. Bei Staatspapieren treten oft Cursverluste ein, und dieselben lassen sich namentlich nur mit Nachtheil verkaufen, wenn Landescalamitäten eingetreten sind oder drohen. In neuerer Zeit hat man mit Erfolg auch Schulsparkassen errichtet, von dem richtigen Gedanken geleitet, daß die heilsame Gewohnheit des Sparens schon im jugendlichen Alter gefördert werden muß. Durch zweckmäßige Einrichtung der Schulsparkassen, wie solche schon der Begründer derselben, Professor Laurent in Gent, seit 1866 getroffen, lassen sich auch etwaige Mißbräuche auf ein ganz unerhebliches Maß beschränken. Der genossenschaftlichen Selbsthülfe gehören die S. und Sparvereine an, die häufig mit Gewerkvereinen und ähnlichen Verbänden verknüpft sind und besonders als Productivsparkassen die Begründung von Productivgenossenschaften verbreiten. Hierher sind auch Vereine zu rechnen, deren Mitglieder während der Sommermonate wöchentlich einen kleinen Betrag regelmäßig einlegen, um dafür im Herbste Winterbedürfnisse (Lebensmittel und Brennmaterial), im großen angekauft, zu billigem Preise zu erhalten. Sie tauchten um 1846 in Berlin auf, haben sich in den folgenden Jahren verbreitet und vielen Nutzen geschafft; gegenwärtig sind wol allgemein und mit größerm Erfolge die Consumvereine an ihre Stelle getreten. Aus der zahlreichen Literatur über S. sind hervorzuheben: Herrmann, «Ueber S.» (Münch. 1835); Bidal, «Les caisses d'épargne» (Par. 1844); Malchus, «Die S. in Europa» (Heidelb. 1838); Schmidt, «Das Sparkassenwesen» (Lpz. 1862); «Beiträge zur Statistik der S. im preuß. Staate» (amtlich, Berl. 1876); Wilhelmi, «Die Schulsparkasse und ihre Verbreitung» (Lpz. 1877).

Sparks (Jared), amerik. Geschichtschreiber, geb. 10. Mai 1789 in Willington in Connecticut, war in seiner Jugend Müllerknecht, Schreinergeselle und Bauer, bezog jedoch, von einflußreichen Freunden unterstützt, 1811 das Harvard-College in Cambridge, um Theologie zu studiren. Nachdem er 1815 graduirt worden, wurde er Lehrer, verfaß dann 1817—19 die Redaction der «North American Review» zu Boston und übernahm hierauf das Predigeramt einer Unitariergemeinde in Baltimore. Im J. 1823 ging er nach Boston zurück und wandte sich von dem Gebiete der theol. Polemik, mit der er seine schriftstellerische Laufbahn eröffnet hatte, ganz den polit. und geschichtlichen Fächern zu. Bis 1830 redigirte er wieder die «North American Review» und widmete sich dabei hauptsächlich biographischen und histor. Studien. Im J. 1828 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Europa, wo er die engl. und franz. Staatsarchive für seine Zwecke benutzte. Als Anerkennung seiner Leistungen ward er 1839 zum Professor der Geschichte an der Harvard-Universität zu Cambridge (Massachusetts) ernannt. Als solcher starb er 14. März 1866. Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind zu erwähnen: «Life of John Ledyard» (deutsch von Michaelis, Lpz. 1829), «Diplomatic correspondence of the American revolution» (12 Bde., Boston 1829—31), «Life of Gouverneur Morris» (3 Bde., Boston 1832), «Life and writings of Washington» (12 Bde., Boston 1833—40; deutsch im Auszuge bearbeitet von F. von Raumer, 2 Bde., Lpz. 1839), «Correspondence of the American revolution» (4 Bde., Boston 1853) und «Library of American biography» (24 Bde., Neuyork 1834—50), bei deren Herausgabe er von vielen Gelehrten durch Beiträge unterstützt wurde. S. ist eine der Hauptautoritäten für

die Geschichte der Revolution der Vereinigten Staaten, indem er durch seine vielfachen Verbindungen Zugang zu den besten Quellen erlangte und von der Regierung sogar Einsicht in die Staatsarchive erhielt. In der Sichtung, Wahl und Anordnung seines reichhaltigen Materials bewährte er überall einen unermüdlichen Fleiß. Indessen mußte er wegen der von ihm herausgegebenen Correspondenz Washington's harte Angriffe erleiden, da man ihm nicht mit Unrecht vorwarf, einzelne Stellen unterdrückt oder modificirt zu haben, sodaß er nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. S.' Biographie verfaßte Ellis (Boston 1869).

Sparta, die Hauptstadt der peloponnesischen Landschaft Lakedaimon oder Lakonien, lag im mittlern Eurotasthale, im nördlichsten Theile der fruchtbaren Ebene, welche sich zwischen diesem Flusse und dem Fuße des Gebirgs Taygeton hinzieht, auf einigen Hügeln am rechten Ufer des Flusses. Die jedenfalls von den Doriern unmittelbar nach ihrer Einwanderung in Lakonien gegründete Stadt bot einen von den sonstigen griech. Städten sehr verschiedenen Anblick dar. Denn bis zur Herrschaft des Tyrannen Nabis (seit 207 v. Chr.) besaß sie keine Ringmauer (daher die Spartiaten prahlten, daß S.s Männer seine Mauern seien), sondern bestand aus vier nebeneinander gelegenen offenen Weilern (Limnae, Kynosureis, Mesoa und Pitana), die durch ein religiöses Band (den Cultus der Artemis Orthia) verbunden waren und einen gemeinsamen Marktplatz (Agora) hatten, an welchem das Rathhaus, die Amtslocale verschiedener Beamten, einige Heiligthümer, die zu musikalischen Aufführungen und Volksversammlungen benutzte Skias und eine aus der Beute der Perserkriege erbaute, später erweiterte Halle (die sog. Persische Halle) lagen. Eine durch besondere Ummauerung geschützte Burg (Akropolis) hatte S. wenigstens in der ältern Zeit nicht; der Hügel westlich über der Agora, den man mit diesem Namen bezeichnete, war ganz mit Tempeln (darunter der bedeutendste der Athene Polinchos oder Chalkioikos) bedeckt. An seinen südwestl. Fuß lehnte sich das umfängliche Theater, dessen Ueberreste jetzt die bedeutendste Ruine auf dem Boden der alten Stadt bilden. Von sonstigen Anlagen sind zu erwähnen: die in der Niederung nahe dem Flußufer gelegene geräumige Rennbahn (Dromos) und der etwas weiter südlich befindliche, von einem Wassergraben, über den zwei Brücken führten, umschlossene «Platanenplatz» (Platanistas), auf welchem die spartan. Jünglinge, in zwei Parteien getheilt, zwar ohne Waffen, aber mit großer Erbitterung gegeneinander kämpften. Die Stadt, seit der byzant. Zeit Lakedämon genannt, erhielt sich trotz mehrfacher Verwüstungen durch die Gothen und die Slawen bis zur Mitte des 13. Jahrh., wo Guillaume Villehardouin 5 Kilom. westlich davon auf einem Vorhügel des Taygeton eine neue Ortschaft, Mifithra oder Mistra genannt, anlegte, deren Aufblühen die gänzliche Verödung S.s herbeiführte. Erst nach der Stiftung des Königreichs Hellas wurde ein neues S. oder Sparti auf einem Theile des von der alten Stadt eingenommenen Terrains gegründet, das jetzt als Hauptstadt der Nomarchie (Kreises) Lakonia und der Sitz des Nomarchen (Kreisdirectors) ist und (1870) 2699 E. zählt.

Die Landschaft, deren polit. Mittelpunkt S. war, wird zum weitaus größten Theile von zwei mächtigen Gebirgen eingenommen, welche zwei Halbinseln bilden, die gegen Süden wie ein Paar gewaltige Arme weit ins Meer vorgestreckt sind. Das westl. Gebirge ist das Taygeton (jetzt Pentedaktylon, höchster Gipfel 2410 Mt.), dessen Kamm die natürliche Grenze gegen Messenien bildet, das aber wenigstens in seinem südlichern Theile, vom Beginn der Halbinselgestaltung bis zum Cap Tänaron (jetzt Matapan) hinab ganz zu Lakonien gehört. Im Osten liegt der Parnon (jetzt Malewo, höchster Gipfel 1940 Mt.) mit seinen südl. Fortsetzungen, die im Cap Malea (jetzt auch Cap St.-Angelo genannt) endigen. Diese beiden Gebirge umschließen in ihrem nördlichern Theile das Thal eines bedeutenden Flusses, des Eurotas (jetzt Iri), der an den südl. Abhängen der Randgebirge des südöstl. Arkadien entspringt, anfangs in einem engen Thale, dann durch eine 25 Kilom. lange und 10 Kilom. breite Ebene fließt, aus welcher er durch eine enge Schlucht zwischen den östlichsten Vorbergen des Taygeton und den südwestl. Vorhöhen des Parnon in die breite, ganz aus Alluvialland bestehende Mündungsebene eintritt, durch welche er sich in den die beiden Halbinseln trennenden Lakonischen Meerbusen (auch Busen von Gytheion genannt nach der an seiner Nordwestseite gelegenen Hafenstadt dieses Namens) ergießt. Unter seinen Nebenflüssen ist der bedeutendste der Oinus (jetzt Kelephina), der am nordwestl. Abhange des Parnon entspringt und gerade an der Stelle, wo das Thal des Eurotas sich erweitert, von Nordosten her in diesen sich ergießt. Im Thale des Oinus lag die wohlbefestigte Stadt Sellasia, bei welcher 221 v. Chr. die für S.s Selbstständigkeit verhängnißvolle Schlacht zwischen dem König Antigonus Doson von Macedonien und König Kleomenes III. von S. geschlagen wurde.

Die ältesten Bewohner der Landschaft gehörten dem lelegischen Stamme an, daher die Tradition den Leler als ersten Herrscher des Landes bezeichnet. Außerdem hatten sich an einzelnen Punkten der Küste Minyer und wahrscheinlich auch Phönikier von der Insel Kythera (Cerigo) aus angesiedelt. Dann unterwarfen sich die Achäer, jedenfalls von Argolis aus, die ganze Landschaft, die nun eine Art Lehnsfürstenthum des argivischen Reichs der Atriden wurde. Diese achäische Herrschaft wurde gestürzt durch die Dorier, die wahrscheinlich vom südl. Arkadien her in Lakonien eindrangen und sich zuerst im mittlern Eurotasthale festsetzten, wo sie S. gründeten. Von hier aus eroberten sie, allmählich vordringend, die ganze Landschaft, zum Theil erst nach hartem Kampfe mit der archäischen Bevölkerung, die in einzelnen befestigten Ortschaften, wie in Aegys, Amyklä, Geronthrä, Helos, Las, hartnäckigen Widerstand leistete. Infolge dieser Kämpfe verfiel ein großer Theil der alten Bevölkerung als Heloten (s. d.) in den Stand der Hörigkeit oder Leibeigenschaft. Dieselben mußten die den dor. Herren gehörigen Ländereien bearbeiten und das, was sie nicht zu ihrem nöthigen Unterhalt gebrauchten, an diese abliefern, auch sonst ihnen allerhand Dienste leisten, und waren überhaupt völlig rechtlos. Im Kriege dienten sie nur als Leichtbewaffnete oder als Matrosen auf der Flotte. Die übrigen nichtdor. Bewohner des Landes hießen Periöken. Sie waren freie Leute, die eigenen Grundbesitz hatten und Handel, Gewerbe und Künste, welche den Spartiaten verboten waren, trieben. Eigentliche polit. Rechte besaßen auch sie nicht, sondern diese lagen ausschließlich in der Hand der Spartiaten, d. h. der Nachkommen der dor. Eroberer, die also eine Art bevorrechtigte Adelsklasse bildeten. Wie alle Dorier, theilten sie sich in die drei Stämme (Phylen) der Hylleer, Dymanen und Pamphyler. Alle Spartiaten waren gleichmäßig zur Theilnahme am Staatsleben berechtigt; aber diese Berechtigung war an die Bedingungen geknüpft, daß einer eine echt spartiatische Erziehung genossen habe, der spartiatischen Zucht und Sitte gemäß lebe und seinen Beitrag zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Männer (Syssitien oder Pheidition) regelmäßig entrichte. Die Erziehung, deren Regelung ebenso wie die Festsetzung der wichtigsten Verfassungsbestimmungen dem Lykurgos (s. d.) zugeschrieben wird, war für die Knaben nur darauf gerichtet, daß sie am Körper abgehärtet, kräftig und gewandt und an unbedingten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten gewöhnt wurden. Mit sieben Jahren entzog man sie der häuslichen Erziehung, ordnete sie in Rotten (Ilen) und Compagnien (Agelen) ein, die unter der Leitung der Pädonomen gymnastische und kriegerische Uebungen trieben, und unterrichtete sie außerdem nur in gewissen Tänzen und im Singen von Chorliedern. Häufig wurden sie auch zu den Syssitien mitgenommen, damit sie durch Anhören der kurzen, verständigen Reden der Männer sich bilden und zugleich an Verschwiegenheit gewöhnen sollten. Auch die Mädchen wurden in Tänzen, im Singen von Chorliedern und in der Gymnastik unterrichtet, damit sie kräftig am Körper würden, um dem Staate tüchtige Kinder zu gebären. Daher waren die spartiatischen Frauen in ganz Griechenland durch ihre kräftige Schönheit und zugleich durch ihre männliche Gesinnung, die freilich bisweilen, namentlich in den Zeiten des Verfalls der alten spartiatischen Zucht, in Herrschsucht und Zügellosigkeit ausartete, bekannt. Die Jünglinge (Eirenes) wurden immer noch unter sehr strenger Zucht gehalten. Sie mußten sich der größten Sittsamkeit und Bescheidenheit befleißigen, namentlich den Alten hohe Ehre erweisen, und wurden fortwährend zu gymnastischen und kriegerischen Uebungen, zum Sicherheitsdienst im Lande, vom 20. Jahre auch zum Kriegsdienst außerhalb der Landesgrenzen (wozu jeder Spartiat vom 20. bis 60. Altersjahre verpflichtet war) in Anspruch genommen. Zwar durften sie sich bereits verheirathen, aber noch keinen eigenen Hausstand gründen, sondern ihre Frauen, die noch im älterlichen Hause blieben, nur verstohlen besuchen; jeden Abend mußten sie sich in den gemeinsamen Schlaflocalen einfinden. Mit dem 30. Jahre trat der Spartiat in die Klasse der Männer (Andres). Jetzt verlangte der Staat von ihm, daß er sich verheirathe (was unter der Form eines Raubes der Braut aus ihrem Aelternhause geschah), seinen eigenen Hausstand gründe und sein Geschlecht fortpflanze. Die Hagestolzen wurden mit gewissen entehrenden Strafen belegt. Die Kriegsmacht S.s, im wesentlichen aus schwerbewaffneter Infanterie (Hopliten) bestehend, während Reiterei und Leichtbewaffnete nur eine Nebenrolle spielten, war in sechs Moren getheilt, die in verschiedenen Fällen eine verschiedene Stärke (in runder Zahl etwa 2000 Mann) hatten. In der Regel bestand ein Viertel bis ein Drittel jeder Mora aus Spartiaten, mit denen auch alle bedeutendern Anführerstellen besetzt waren, der Rest aus Periöken. An der Spitze des Heers sowie des ganzen Staats befanden sich seit den ältesten Zeiten zwei Könige aus den beiden Häusern der Agiaden und Eurypontiden, deren Macht in der ältern Zeit größer war, aber durch die Verstärkung der Macht der Ephoren mehr und mehr beschränkt wurde. Die Könige

hatten die Heerführung im Kriege; aber während früher immer beide Könige zusammen ins Feld zogen, durfte später immer nur einer ausziehen, dem zwei Ephoren als eine Art Aufseher beigegeben wurden. Auch ernannten die Ephoren Heerführer unabhängig von den Königen. Ferner verwalteten die Könige gewisse Priesterämter und leiteten alle von Staats wegen den Göttern dargebrachten Opfer. Endlich lag ursprünglich in der Hand der Könige die Rechtspflege. Die wichtigsten Theile derselben wurden jedoch frühzeitig auf die von ihnen präsidirte Gerusia (Rath von 28 von der Volksversammlung erwählten Mitgliedern, die über 60 J. alt sein mußten) und auf die Ephoren übertragen. Nur die auf Familien- und Erbrecht bezüglichen Rechtssachen unterlagen allezeit der Entscheidung der Könige.

Der so organisirte spartan. Staat griff bald über die Grenzen der Landschaft Lakonien hinaus. Das Nachbarland Messenien (s. d.) wurde unterworfen und seine Bewohner größtentheils zu Heloten gemacht. Vom südl. Arkadien wurden einzelne Stücke, wie die Belminatis und die Skiritis, von Argolis ein größerer Landstrich, die Kynuria und Thyreatis, losgerissen und in Lakonien einverleibt. (S. Griechenland, geschichtlich.) Schon lange vor den Perserkriegen stand S. nicht nur an der Spitze der peloponnesischen Staaten, eine Stellung, die ihm Argos wiederholt, aber ohne Erfolg, streitig machte, sondern behauptete auch den ersten Rang unter den griech. Staaten überhaupt und die Führerschaft bei gemeinsamen Unternehmungen (Hegemonie). Diese Hegemonie ging ihm allerdings am Ende der Perserkriege infolge des übermüthigen Benehmens seines Feldherrn Pausanias (s. d.) und der Engherzigkeit der spartan. Politik überhaupt zum Theil verloren, indem Athen an die Spitze eines neuen Bundes von Seestaaten trat. Aber durch den Peloponnesischen Krieg gewann S. nicht nur das verlorene Uebergewicht über Athen wieder, sondern nahm nun, besonders durch Lysander (s. d.), mehr als je eine dominirende Stellung unter den hellen. Staaten ein. Doch gerade diese Zeit der höchsten Steigerung der spartan. Macht nach außen ist der Beginn des innern Verfalls. Die Bande der alten Zucht und Sitte lösten sich, Einzelne gewannen ungebührlichen Einfluß, namentlich mit Hülfe von Reichthümern, die sie sammelten, entgegen der Bestimmung der Lykurgischen Verfassung, welche den Spartiaten den Besitz von Gold und Silber verbot und eisernes Geld als Tauschmittel für den innern Verkehr eingeführt hatte. Der Uebermuth, womit S. die übrigen griech. Staaten behandelte, führte zu der Erhebung Thebens und damit zur völligen Demüthigung S.s, das sich die Constituirung des jahrhundertelang von ihm geknechteten Messenien als selbstständigen Staats gefallen lassen mußte. Mit dem Verlust seines äußern Nimbus steigerte sich der innere Verfall, den die Könige Agis IV. (243—240) und Kleomenes III. (236—221) vergeblich durch radicale Reformen aufzuhalten suchten. Die Schlacht bei Sellasia bildet den Endpunkt der selbstständigen polit. Existenz S.s, das nun von Tyrannen wie Lykurgus, Machanidas und Nabis beherrscht, zwischen Macedonien, dem Achäischen Bund und Rom hin und her schwankte. Nach der Unterwerfung Griechenlands durch die Römer blieb S. der Form nach ein Freistaat, aber mit sehr beschränktem Gebiet, indem die große Mehrzahl der übrigen Städte der Landschaft nun eine von ihm unabhängige Stellung einnahmen. Dieselben vereinigten sich zu einem Bunde unter dem Namen der «Freien Lakonen» (Eleutherolakones). Kaiser Augustus vergrößerte, wahrscheinlich durch Vermittelung seines Günstlings C. Julius Eurykles, der eine Zeit lang wie eine Art Tyrann in S. regierte, das Gebiet S.s durch Schenkung der messenischen Städte Thuria und Pharä, die aber durch Tiberius den Messeniern zurückgegeben wurden. Seitdem theilte S., das zur Zeit, als der Reisende Pausanias es besuchte, noch eine bedeutende Stadt war, die Schicksale der übrigen Halbinsel, indem es erst unter byzant., dann unter fränk., dann wieder unter byzant., endlich unter türk. Herrschaft kam. Seit der Gründung des Königreichs Hellas bildet die Landschaft Lakonien eine besondere Nomarchie (Kreis) von 4346 QKilom., deren Bevölkerung sich 1870 auf 105,851 Seelen belief. Dieselbe ist in vier Eparchien (Bezirke) getheilt: Lacedämon mit der Hauptstadt S.; Epidavros-Limera mit der Hauptstadt Monemvasia; Gythion mit der Hauptstadt Marathonisi; Itylos mit dem Hauptort Tzimova (oder, wie es officiell heißt, Areupolis). Vgl. über die Geographie der Landschaft Curtius, «Peloponnesos» (Bd. 2, Gotha 1852), und Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 2, Lpz. 1873); über ihre Geschichte und Verfassung: Manso, «Sparta» (3 Bde., Lpz. 1800—5); K. O. Müller, «Die Dorier» (2. Aufl., 2 Bde., Bresl. 1844); Lachmann, «Die spartan. Staatsverfassung» (Berl. 1836); Hermann, «Antiquitates Laconicae» (Marb. 1841); Gilbert, «Studien zur altspartanischen Geschichte» (Gött. 1872); außerdem Dressel und Milchhöfer, «Die antiken Kunstwerke aus S. und Umgebung» (Athen 1878); G. Busolt, «Die Lakedaimonier und ihre Bundesgenossen» (Bd. 1, Lpz. 1878).

Spartacus, ein Thrazier, Anführer der empörten röm. Sklaven im Sklavenkrieg, entfloh mit etwa 70 Gladiatoren, Thraziern und Galliern 73 v. Chr. aus der Uebungsschule des Gnäus Lentulus Batiatus in Capua und setzte sich am Vesuv fest. Durch viele Flüchtlinge verstärkt, die ihn zum Oberanführer wählten, war er bald im Stande, nicht blos eine kleinere eilig zusammengerafste Mannschaft, sondern auch den Prätor Publius Varinius Glaber und seinen Legaten zu schlagen, und gewann die Obergewalt in Campanien und einem Theil Lucaniens und Bruttiums. Im J. 72 trennte sich ein Theil seiner Scharen, die ungeheuer anwuchsen waren, von ihm unter Crixus, einem Gallier, den am Berge Garganus in Apulien ein Unterfeldherr des Consuls Lucius Gellius schlug und tödtete. S. aber, der über die Apenninen ging, schlug erst den andern Consul, Gnäus Lentulus Clodianus, dann den Gellius, hierauf den eben noch siegreichen Arocus, endlich den Statthalter des diesseitigen Gallien Gajus Cassius und den Prätor Gnäus Manlius. Schon stand S. im Begriff, sein Vorhaben auszuführen und die Sklaven über die Alpen in die Freiheit zu führen, als die Seinen die nur Rache und Beute suchten, ihn nöthigten zurückzukehren. Bei Rom vorbei zog er wieder nach Lucanien. Im J. 71 wurde dem Prätor Marcus Licinius Crassus der Befehl über das durch sechs Legionen verstärkte Heer gegen S. gegeben. S. erlitt auch von Crassus selbst eine Niederlage und zog sich in die südlichste Spitze Bruttiums zurück. Er wollte von hier aus nach Sicilien eine Abtheilung überführen lassen, um den Aufstand auch dort zu entzünden, ward aber von den dazu bezahlten Piraten verrätherisch im Stich gelassen. Crassus schloß ihn nun durch einen Wall, der die bruttische Landspitze absperrte, vom übrigen Italien ab. Doch S. schlug sich durch. Aber kaum war dies gelungen, so verließ ihn wieder ein Theil der Seinen, Gallier und Germanen, die Crassus in einer ersten Schlacht, wo sie S.' Erscheinen vor dem Untergang rettete, besiegte, in einer zweiten, in der 12,300 Sklaven fielen, aufrieb. S. aber wurde nach einem Erfolge über des Crassus Legaten von den Seinen genöthigt, die feste Stellung, die er bei Petelia im bruttischen Gebirge genommen hatte, zu verlassen. Auf dem Marsch traf er in Lucanien mit Crassus zusammen und fiel mit dem größten Theil seines Heers.

Spartianus (Aelius), der bedeutendste unter den Scriptores historiae augustae (s. d.), lebte am Ausgange des 3. Jahrh. n. Chr. unter Diocletian und wollte die Geschichte der röm. Kaiser von Cäsar bis auf seine Zeit in einzelnen Biographien schreiben, von denen, wenn er seine Absicht wirklich ausgeführt hat, weit die meisten verloren gegangen sind. Von den in den «Scriptores historiae augustae» erhaltenen Lebensbeschreibungen, die ihm dort beigelegt werden, rühren sicher die des Adoptivsohns Hadrian's, Verus, des Severus und des Pescennius Niger von ihm her, andere werden wol mit Unrecht ihm zugeschrieben. Vermuthlich aber hat er andere verfaßt, die ihm in den Handschriften nicht beigelegt werden, wie die des Hadrianus, Pius, Marc Aurel, der Kaiser Verus, Albinus und Macrinus. Stil und Darstellungsweise verrathen den Verfall der Sprache und Mangel an Geschmack.

Spasmus, s. Krampf.

Spat ist eine Krankheit der Pferde, die sich in einer flachen Geschwulst an der obern und innern Seite der hintern Schienbeine zeigt. Gewöhnlich entwickelt er sich in den Gelenkbändern und zwischen den Gelenken in Gestalt kleiner griesartiger Körper, die aus Körnern oder Krystallen von phosphorsaurem Kalk bestehen. Werden mit dem S. behaftete Pferde auch nicht immer ganz lahm, so hinken sie doch stets. Nach und nach nimmt der S. an Umfang zu und macht endlich das ganze Gelenk steif. Vor dem dritten und nach dem siebenten Jahre zeigt sich die Krankheit selten. Sie ist erblich, wie die Gicht beim Menschen, und es ist zweifelhaft, ob auch andere Ursachen die Entwickelung derselben herbeiführen; als solche werden angeführt schwere Arbeit, Erhitzungen, öfteres und lange dauerndes Zurückhalten mit bergangehendem Fuhrwerke, vorzugsweise aber schlechter Beschlag. Brennen der kranken Stellen mit rothglühendem Spatkolben ist das einzige, bisher angewandte aber zweifelhafte Mittel gegen den S.; es schafft im besten Falle momentane Erleichterung, aber niemals Heilung und ist sehr grausam. Vgl. Diecerhoff, «Die Pathologie und Therapie des S. der Pferde» (Berl. 1875).

Spat ist eine uralte Bezeichnung der Bergleute für Mineralien, welche sich durch eine sehr deutlich hervortretende Spaltbarkeit auszeichnen; der Name kommt jetzt nur noch in Zusammensetzungen vor, z. B. Feldspat, Kalkspat, Schwerspat, Flußspat, Spateisenstein u. s. w.

Spatencultur auch **Feldgärtnerei** nennt man die Bearbeitung des Ackerbodens mit der Hand und dem Spaten, auch der Grabgabel (Forke) oder Haue, anstatt mit Gespann und Pflug. Die S. kann sorgfältiger und gründlicher ausgeführt werden als die mit Spanngeräthen; dagegen nimmt sie weit mehr Zeit und Kräfte in Anspruch, ist deshalb in größern

Gutswirthschaften nur ausnahmsweise, z. B. zum Möhrenbau, anwendbar. Der höhere Reinertrag, welchen die S. gewährt, ist nur dann erheblich, wenn die Arbeitskosten nicht gerechnet zu werden brauchen, also wo ein Bauer mit den Kräften seiner Familie zur Bestellung ausreicht. Wie sehr auch im ganzen für den Kleinbesitz die S. zu empfehlen ist, so gewichtige nationalökonomische Bedenken erheben sich doch dagegen in Fällen, wo sich die Arbeit durch Industrie u. s. w. höher verwerthen läßt. Oefters versteht man unter S. nur die sorgfältige Vertiefung des Bodens durch Rigolen oder Ausgraben der Pflugfurche.

Specht (Picus), eine Vogelgattung aus der durch paarweise nach vorn und nach hinten gerichtete Zehen ausgezeichneten Abtheilung der Klettervögel (Scansores), und den Typus einer eigenen Familie bildend, unterscheidet sich durch den geraden, langen, vier- oder vielkantigen, keilförmigen Schnabel, die eigenthümlich gebildete, weit vorstreckbare Zunge und den steifen Schwanz, dessen vorn zu Spitzen abgenutzte Federn den Körper beim senkrechten Klettern unterstützen. Die S. sind über alle Zonen und alle Welttheile, mit Ausnahme Australiens und Madagascars, verbreitet, in größter Zahl jedoch in den feuchten Urwäldern Amerikas einheimisch. Sie leben nur selten von Pflanzenstoffen, sondern meistens und größtentheils von Insekten, welche sie durch geschicktes Aufhacken der Rinde und des Holzes der Bäume erlangen, indem sie in die gemachte Oeffnung schnell die Zunge senken, deren vorderer Theil hornig, spitz, an den Seiten mit Widerhaken besetzt und zum Aufspießen geschickt, der hintere, wurmförmige Theil aber mit einem sehr klebrigen Speichel überzogen ist und als Leimruthe dient. Auf diese Weise vernichten sie viele baumzerstörende Insekten, sind aber keineswegs, wie man gemeiniglich glaubt, den Bäumen selbst schädlich, denn gesunde Bäume hacken sie niemals an, weil diese zu hartes Holz haben und weder Insekten noch deren Larven enthalten. Auch dadurch werden sie nützlich, daß sie andern in Baumhöhlen nistenden Vögeln die Nistplätze bereiten. Fast insgesammt sind sie nur mittelgroß, fliegen mittelmäßig schnell mit schnurrendem Geräusch und immer nur in kleinern Entfernungen, sind übrigens lebhaft und unruhig und entgehen durch Aufmerksamkeit und Klugheit leicht den Nachstellungen. Sie leben in Monogamie, brüten in gut ausgearbeiteten Löchern hohler Bäume und legen ihre rein weißen, porzellanglänzenden Eier auf losgearbeitete Sägespäne oder vorgefundenes Wurmmehl. Das Gefieder ist ziemlich lebhaft gefärbt, und bald herrscht Grün, bald Roth vor; man unterscheidet sie nach der Färbung in Schwarzspechte, Grünspechte und Buntspechte. Die europäischen sind theils Stand-, theils Strichvögel, welche die Wälder niemals freiwillig verlassen. In Deutschland finden sich sechs Arten: der Schwarzspecht (P. martius), der größte unter den europ. Arten, ist schwarz mit rothem Scheitel oder Genick; er spielt eine bedeutende Rolle in den deutschen Sagen als Auffinder der Springwurzel, welche alle Schlösser öffnet; der Grünspecht (P. viridis), die am weitesten verbreitete Art, ist grün und am Hinterkopfe roth; der große Buntspecht (P. major) ist obenher schwarz und weiß gefleckt, am Hinterleib roth und hat schwarzen Unterrücken und Bürzel und vom Mundwinkel herab einen schwarzen Halsstrich, der Hinterkopf ist roth oder bei dem Weibchen nebst dem Scheitel schwarz; der mittlere Buntspecht (P. medius) unterscheidet sich von dem vorigen durch einen schwarzen, erst unterhalb des Ohrs beginnenden Halsstreifen; der kleinere Buntspecht (P. minor) ist kaum mehr als 5 Ctmt. groß, unterseits ohne alles Roth, weißlich, am Scheitel roth oder beim Weibchen weißlich und am Unterrücken weiß und schwarz gebändert; der dreizehige Buntspecht (P. tridactylus) zeichnet sich durch nur drei Zehen aus. Den Gartenbesitzern und Landleuten Nordamerikas ist der rothköpfige Buntspecht (P. erythrocephalus) als kühner und gefräßiger Feind der Früchte sehr verhaßt. Er geht den jungen Früchten des Mais, den Pfirsichen, Aepfeln, Stachelbeeren, Weinbeeren u. s. w. nach, raubt die Eier kleiner Vögel, holt aber auch aus den Baumstämmen die Insekten hervor. Vgl. Malherbe, «Monographie des Picidés» (Par. 1859); Sundevall, «Conspectus avium Picinarum» (Stockh. 1866).

Specialinquisition heißt im gemeinen deutschen Criminalprocesse das zweite, auf die General- oder Voruntersuchung folgende Stadium des Untersuchungsverfahrens, welches aus der eigentlichen, gegen ein bestimmtes Individuum nach erlangter Wahrscheinlichkeit des Thatbestandes eines Verbrechens und erhobenem bestimmten Verdacht über die Person des Thäters eröffneten Untersuchung besteht. Diese ist zunächst nur ein summarisches Verfahren ohne bestimmte Förmlichkeiten; diesem folgt aber in schwerern Straffällen die artikulirte oder feierliche S., auch artikulirtes Verhör genannt, in welchem der Inquisit über die in Artikelform gebrachten Ergebnisse der Untersuchung nochmals vernommen wird und dabei zur Feststellung des Thatbestandes vor besetzter Gerichtsbank mitwirkt. Diese letztere Art der S.

inſamirte, weil ſie eine hinreichende Ueberführung des Inquiſiten vorausſetzte, weshalb zu ihrer Abwendung beſondere Vertheidigung zuläſſig war. (S. Inquiſitionsproceß.) Nachdem neuere Landesgeſetze anſtatt der S. meiſt nur ein recapitulirendes Schlußverhör angeordnet hatten, ſind jetzt beide Acte nach der Aufnahme des Anklageverfahrens in Wegfall gekommen.

Specialwaffen werden meiſt die Artillerie und die Genietruppen genannt, zuweilen aber auch die Jäger und Schützen, ausnahmsweiſe alle Truppen im Gegenſatze zur Infanterie.

Species (lat.) oder Art (ſ. d.) iſt die Unterabtheilung einer Gattung und dieſer wie überhaupt das Beſondere dem Allgemeinen untergeordnet. Specificiren heißt das Einzelne, was unter einen allgemeinen Begriff gehört, aufzählen. Specifiſch heißt ein Merkmal, durch welches eine Art von einer andern Art unterſchieden wird; daher ſpricht man von ſpecifiſchen Gewichten, Wärmen u. ſ. w. verſchiedener Materien. In der Arithmetik nennt man die vier Species die vier einfachen Rechnungsarten: Addition, Subtraction, Multiplication, Diviſion. Früher hießen S. die in der Arithmetik gebrauchten Buchſtaben.

Species oder Speciesthaler hieß bis auf neuere Zeit eine größere deutſche Silbermünze, welche nach dem Muſter der früher üblichen Reichsthaler ausgemünzt wurde und ihren Namen nach dem aufgeprägten Kopf- oder Bruſtbilde (mittellat. species, Geſicht) führte. Am längſten (bis 1857) wurden S. in Oeſterreich geſchlagen, wo ſie die Einheit für die Silbermünze bildeten und den Werth von 2 Conventionsgulden hatten. Nach der Münzconvention vom 21. Sept. 1753 gingen 10 öſterreichiſche S. auf eine köln. Mark fein Silber; das Stück hatte ſomit einen Werth von 1 Thlr. 12 Sgr. $1^1/_9$ Pf. preußiſch. Seit 1852 wurden ſie, wie alle öſterr. Silbermünzen, $^9/_{10}$ fein ausgemünzt, früher $^5/_6$ fein ($13^1/_3$ löthig). Jenen Werth hatten die S. auch in Sachſen, Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen, den ſächſ. Herzogthümern, Naſſau, Frankfurt u. ſ. w. In den meiſten dieſer Staaten kamen ſie aber nur bis etwa 1837 zur Ausmünzung. In Heſſen wurden ſchon ſeit 1790, in Würtemberg ſeit 1818 keine S. mehr geprägt. Die kurhannoverſchen S. (bis 1817) hatten einen Werth von 1 Thlr. 16 Sgr. (9 auf die feine Mark). In Preußen wurden Conventionsſpecies ſeit 1764 für den levantin. Handel geſchlagen, die den öſterr. Maria-Thereſienthalern entſprachen. Auch in Schweden, Norwegen und Dänemark führte bis zur Einführung der neuen ſkandinav. Goldwährung und der Rechnung nach Kronen (1875) die größte Silbermünze den Namen S. In Schweden war der S. ſeit 1830 an Werth = 1 Thlr. 15,9 Sgr., vorher = 1 Thlr. $16^1/_4$ Sgr., in Norwegen und Dänemark = 1 Thlr. $15^1/_3$ Sgr. ehemalige norddeutſche Währung.

Specifiſch bezeichnet in der Phyſik den Grad oder die Größe einer Eigenſchaft (oder des als Maß für dieſelbe Dienenden), wie ſie einer beſtimmten Materie oder einem beſtimmten Volumen derſelben ausſchließlich zukommt. So ſpricht man von der ſpecifiſchen Farbe des Kupfers, des Goldes u. ſ. w. und meint damit die dieſen Metallen eigenthümlichen Farben; von dem ſpecifiſchen Brechungsvermögen der verſchiedenen Subſtanzen für die Lichtſtrahlen; von der ſpecifiſchen Durchſichtigkeit derſelben; ferner von der ſpecifiſchen Wärme (ſ. Wärme) und dem ſpecifiſchen Gewicht (ſ. Gewicht) eines Körpers.

Specifiſche Mittel (Specifica) ſind im allgemeinen ſolche Heilmittel, welche eine eigenthümliche Wirkungsweiſe haben. Dieſes kann man aber faſt von jedem Arzneimittel, von jedem diätetiſchen Einfluß, jeder mechan. oder chem. Einwirkung auf den Organismus ſagen. Dieſer Begriff iſt jedoch ſehr allgemein und ſchwankend. In der homöopath. Schule ſind Specifica ſolche Mittel, welche eigenthümliche Symptome hervorrufen und infolge deſſen in Krankheitsfällen dann, wann ſich jene Symptome zeigen, anzuwenden ſind. Bei Rademacher ſind Specifica (die Eigenmittel, wie er ſie nennt) jene Arzneien, «unter deren Heilgewalt eine Krankheit (eines einzelnen Organs oder des Geſammtorganismus) ſteht», welche man eben daraus, daß dies Mittel hilft, erkennen kann, und die dann von demſelben Mittel ihren Namen erhält (z. B. Schöllkrautkrankheit, Kupferkrankheit, Eiſenpneumonie). In der wiſſenſchaftlichen Medicin bezeichnet man als Specifica theils ſolche Mittel, welche empiriſch, oft ſeit alten Zeiten, in gewiſſen Krankheitsformen heilſam befunden worden ſind (wie z. B. das Queckſilber bei Syphilis, das Chinin in Wechſelfiebern, die Jodmittel gegen Kröpfe), theils ſolche, welche erfahrungsgemäß immer vorzugsweiſe auf beſtimmte einzelne Organe wirken (wie z. B. Belladonna auf die Pupille, Digitalis auf das Herz, Aloë auf den Dick- und Maſtdarm). In den meiſten Fällen iſt die Wirkungsweiſe der ſpecifiſchen Mittel noch völlig unklar.

Speckbacher (Joſ.), einer der Führer des tiroler Aufſtandes von 1809, geb. 13. Juli (nach andern 14. Aug.) 1767 auf einem Hofe der Gemeinde Terfens zwiſchen Innsbruck und Hall, verlor früh ſeine Aeltern, lebte ganz der Jagd und beſtellte, mündig geworden, ſein Güt-

chen und lieferte Holz zu den Salinen in Hall. S. kämpfte als Landesschütze schon 1797 in dem Gefechte bei Spinges, ebenso 1800 und 1805 in der Miliz als Grenzvertheidiger gegen die Franzosen. Erst das Jahr 1809 machte den «Mann vom Rinn» berühmt. Zunächst zeichnete er sich in dem Heldenkampfe vom 9. bis 13. April aus, überfiel 12. April die bair. Garnison der Stadt Hall und nahm mit dem haller Kronenwirthe Jos. Straub die von Innsbruck entkommene bair. Cavalerie gefangen. Besonders aber that er sich hervor in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Innsbruck und ganz Tirol zum zweiten mal befreiten. Sein zehnjähriger Sohn blieb ihm von Stunde an zur Seite. Nicht geringern Muth und große Geschicklichkeit zeigte er bei der Blokade von Kufstein. Als infolge des Znaimer Waffenstillstandes die Oesterreicher Tirol räumten, dieses aber dennoch fortfuhr, verzweifelte Gegenwehr zu leisten, war auch S. unter den Vordersten in den Gefechten vom 4., 6. und 7. Aug. und in dem Treffen bei Innsbruck am 13., welches den Marschall Lefebvre zwang, gänzlich aus Tirol zu weichen. Nach der dritten Befreiung verband S. mit der tiroler Vertheidigung auch das salzburgische Gebirgsland. Am 16. Sept. erfocht er bei Lofer entscheidende Vortheile, streifte bis Reichenhall, hielt sich drei Wochen in Berchtesgaden, wurde aber 16. Oct. bei Melleck geschlagen und sein Sohn gefangen; er selbst entkam nur mit genauer Noth. Die Kundmachung des Wiener Friedens in Tirol ließ das oft getäuschte Volk in vielfältigem Zweifel. Auch S. ließ sich täuschen und glaubte an eine Wiedererneuerung des Kriegs. Er flüchtete von Alpe zu Alpe und hielt sich längere Zeit verborgen, bis er endlich im Mai 1810 über die Gebirge nach Wien flüchtete. Hier erhielt er Jahrespension. Erst die 1814 erfolgte Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich ermöglichte S. die Rückkehr in seine Heimat, wo er zu Hall 28. März 1820 starb, daselbst auch beerdigt ward, bis 1858 seine Leiche in der innsbrucker Hofkirche (Franciscanerkirche) neben der von Andreas Hofer und Haspinger beigesetzt wurde. Vgl. Mayr, «Der Mann vom Rinn» (Innsbr. 1851); Knauth, «Josef S. Ein Lebensbild» (Langensalza 1868).

Speckkäfer (Dermestes lardarius), ein äußerst schädlicher, zu den Keulenhörnern (Clavicornia) gehörender kleiner Käfer von etwa 6 Mmt. Länge, braun, mit heller Binde über den Vordertheil der Flügel, auf welcher einige Tupfen stehen. Der Kopf ist klein und unter dem kapuzenförmigen Halsschild verborgen. Die 16—17 Mmt. langen Larven sind lang behaart, oben braun, unten weiß. Käfer und Larven greifen getrocknetes und geräuchertes Fleisch, Speck, Häute, Sammlungen an und richten oft große Verwüstungen an. Eßwaaren schützt man durch Einschließen in luftdichte Kasten, Sammlungen durch giftige Stoffe, besonders Arsenik.

Speckstein, Seifenstein oder Steatit ist eine Varietät des Talk genannten Minerals, welche sich sehr fett anfühlt. Diese Varietät bildet nur ihr eigenthümliche Krystalle, sehr häufig dagegen Pseudomorphosen nach Feldspat, Quarz, Kalkspat, Braunspat und noch vielen andern Mineralien. Außerdem findet sie sich in derben Massen, Knollen oder Nieren und Nestern. Die Farbe des S. ist gewöhnlich weiß, gelblich oder gräulichweiß, variirt aber auch ins Rothe, Graue u. s. w. Sein Bruch ist matt, wird aber glänzend, wenn man ihn mit einem harten Körper schabt, oder mit dem Fingernagel ritzt. Seine Härte ist = 1,5, das specifische Gewicht = 2,6 bis 2,7. Er besteht wesentlich aus Magnesia, Kieselerde und Wasser und ist mithin ein Magnesiahydrosilicat. Man findet ihn besonders schön im Granitgebiet bei Göpfersgrün im Fichtelgebirge, überhaupt aber sehr häufig, z. B. auf Erz- und andern Gängen in Sachsen, Ungarn, Baiern, Piemont, England, Schottland u. s. w. Der S. wird benutzt zum Fleckausmachen aus Tuch und Zeugen, radirtes Papier wieder beschreibbar zu machen, ferner zum Putzen der Tressen, zum Poliren des Gipses, Serpentins, Marmors und, mit Oel abgerieben, zur Politur der Spiegelgläser und Metallspiegel, auch als Polirmittel der Haut. Schwach gebrannt und fein gepulvert macht er die Basis einiger Schminken aus. Auch bestreicht man mit ihm steinerne und metallene Schrauben, um sie luftdicht zu machen, und bedient sich seiner, um die Friction metallener Maschinentheile zu vermindern. Auf Glas haftet sein Strich sehr fest, sodaß, wenn man mit S. auf Glas geschrieben und die Schrift mit dem Tuche wieder weggewischt hat, dieselbe nach dem Anhauchen des Glases wieder deutlich zum Vorschein kommt und beim Trocknen wieder schwindet. Auch schneidet man ihn zum Zeichnen in längliche Stücke oder Stifte, welche spanische, Briançoner oder venetianische Kreide genannt werden. Auf der Drehbank läßt er sich leicht verarbeiten und man verfertigt aus ihm allerhand Bildwerke, Medaillons, Spielwaaren, Pfeifenköpfe und Schreibzeuge, welche größtentheils hart gebrannt werden. In neuerer Zeit verfertigt man aus ihm in Nürnberg Gasbrenner (Lavabrenner), die sich vortrefflich bewährt haben. Da der S. für sich sehr schwer schmelzbar ist, so

gibt er vorzügliche Schmelztiegel, welche durch den Gebrauch immer besser werden. Auf frisch gefärbtes Leder aufgepudert und nach dem Trocknen desselben oft mit Horn überstrichen, gibt er dem Leder einen ungemeinen Glanz.

Speckter (Erwin), deutscher Maler, geb. 18. Juli 1806 zu Hamburg, zeigte sich sehr begabt und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Seine ersten Uebungen im Zeichnen richtete er, nach Rumohr's Rath, auf die deutschen Denkmäler alter Kunst in Schleswig und Holstein. Die Werke Overbeck's erfüllten ihn daneben mit Begeisterung für die präraffaelitische Richtung dieses Meisters. Cornelius, zu dem er 1825 nach München ging, ließ ihn anfänglich in dieser Richtung gewähren; sie zeigt sich, mit Anmuth und Hoheit gepaart, in dem Bilde: Christus und die Samariterin am Brunnen, das er nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt 1827 malte. Seine fernern Schöpfungen aber, namentlich Wandmalereien im Siemeking'schen Hause, zeigen die durch Cornelius und die Antike bewirkte allmähliche Losfagung von seiner frühern Weise und größere Freude an dem Reiz der Farbe. Als er endlich 1830 nach Italien gelangte, eiferte er im Colorit den Venetianern nach. Seine Hauptschöpfung während seines Aufenthalts in Italien ist Simson und Delila, ein Bild von tiefem geistigen Gehalt und meisterhafter Behandlung des Nackten und des landschaftlichen Hintergrundes (Eigenthum des städtischen Museums in Leipzig). Im Herbst 1835 verließ er Rom, um in Hamburg einen Saal bei dem damaligen Senator Abendroth al fresco zu malen. Ueber dieser schönen Arbeit griech.-allegorischer Natur starb er noch vor Beendigung des zweiten Bildes, 23. Nov. 1835. Doch ließ er Cartons und Entwürfe zu den übrigen zurück. Ein edles Denkmal seines Geistes ist in den «Briefen eines deutschen Künstlers aus Italien» aus seinen nachgelassenen Papieren (2 Thle., Lpz. 1846) erhalten. — Otto S., der Bruder des Vorigen, geb. 9. Nov. 1807 zu Hamburg, wandte sich, zuerst nach dem Vorbilde seines Bruders, dann auf eigenen Bahnen, der Kunst zu und entwickelte eine glückliche Gabe zur naiven Darstellung des Thierlebens, welches er von seiner gemüthlichen wie von der heiter-komischen Seite mit Geist und Geschick aufzufassen wußte. Außerdem ist er als tüchtiger Zeichner und Radirer auf den Gebieten der Thierfabel, der Arabeske, der Landschaft und des Porträts bekannt. Das von ihm illustrirte und nach ihm benannte, aber von Wilhelm Hey (s. d.) verfaßte Fabelbuch für Kinder (Gotha 1833, neueste Aufl. 1879) hat Ausgaben in fast allen europ. Sprachen erfahren. Ferner sind zu nennen seine Illustrationen zu Luther's geistlichen Liedern, zu Eberhard's «Hannchen und die Kilchlein», zum «Gestiefelten Kater», sowie sehr ausgezeichnete zu Klaus Groth's «Quickborn». Er starb 29. April 1871 in seiner Vaterstadt.

Spectralanalyse nennt man die von Kirchhoff und Bunsen erfundene Methode der Analyse, durch welche man die Grundstoffe einer chemisch zusammengesetzten Materie aus dem Anblicke der hellen Linien im Spectrum ihrer Flammen qualitativ sicher und schnell anzugeben vermag. (S. Spectrum.)

Spectrum (lat.) nennt man in der Optik das durch die Zerlegung eines noch farblosen (sog. weißen) Lichtstrahls entstehende vielfarbige Bild, welches sich zeigt, wenn man den zerlegten Strahl durch einen quer in seinen Weg gestellten weißen Schirm auffängt. Die Zerlegung eines Lichtstrahls kann entweder bewirkt werden durch die bei der Brechung des Lichts in einem durchsichtigen Prisma (Glasprisma) eintretende Dispersion oder Zerstreuung des Lichts, oder auch durch die beim Durchgange des Lichts durch eine oder mehrere parallele, sehr enge Spalten stattfindende Diffraction oder Beugung. Im erstern Falle erhält man ein Dispersions-, im zweiten ein Diffractionsspectrum. In beiden Fällen ist die Aufeinanderfolge der Farben und der sog. Fraunhofer'schen dunkeln Linien gleich; doch unterscheiden sie sich dadurch, daß im erstern S. die Räume, welche die einzelnen Farben einnehmen, vom Roth bis zum Violett hin wachsen, während sie, umgekehrt, im zweiten S. abnehmen. Nach Newton's Vorgange, der zuerst (1666) das S. genauer untersuchte, hat man bisher meist die einzelnen Farben, wie sie im S. von den weniger brechbaren zu den brechbarern Strahlen hin aufeinanderfolgen, Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Indigblau, Violett benannt. Es ist aber auch das Dunkelroth am äußersten rothen Ende des S. sowie die Lavendelfarbe am äußersten violetten Ende zu beachten. Nennt man das Hellblau Cyan, so erhält man für das S. folgende Farbenreihe: Dunkelroth, Roth, Orange, Gelb, Grün, Cyan, Indigo, Violett, Lavendel. Listing hat durch sorgfältige, auf Grund seiner eigenen und seiner Vorgänger Beobachtungen angestellte Berechnungen festgestellt, daß die Aetherpunkte der Lichtstrahlen, welche die äußerste Grenze des Dunkelroth bilden, in der Secunde 364 Billionen Schwingungen vollbringen, jene an der äußersten Grenze des Violett dagegen 800 Billionen.

Betrachtet man das von einem weißen Sonnenstrahl entweder durch Dispersion oder Diffraction erzeugte S., so findet man in ihm eine sehr große, fast unzählige Menge von dunkeln, bald feinern, bald stärkern Unterbrechungen, welche zuerst von Fraunhofer (1815) genauer untersucht wurden und nach ihm die «Fraunhofer'schen Linien» genannt werden. In neuerer Zeit hat Kirchhoff eine sehr genaue Darstellung aller im Sonnenspectrum wahrnehmbaren dunkeln Linien gegeben. Fraunhofer hat die hauptsächlichsten derselben vom rothen Ende des S. an mit den Buchstaben A bis H bezeichnet. Später hat man noch im ultravioletten Theile des S. die Bezeichnung derselben bis zum Buchstaben S fortgesetzt. Der große Werth der Fraunhofer'schen Linien besteht darin, daß sie in dem S. bestimmte Stellen angeben, und somit bei der Untersuchung der Lichtbrechungsverhältnisse einer Substanz als Anhaltspunkte dienen. Eine noch größere Bedeutung haben indeß die Fraunhofer'schen Linien in neuerer Zeit erhalten. Verflüchtigt man nämlich in einer sehr heißen und wenig leuchtenden Flamme ein Metall oder ein Salz desselben, so erscheinen in dem zugehörigen S. an genau bestimmten Stellen helle Geraden, welche, je nach der Natur des Metalls, charakteristisch gefärbt sind und genau so liegen, wie eine entsprechende Fraunhofer'sche Dunkellinie; so z. B. gibt der glühende Natriumdampf an Stelle der D-Linie Fraunhofer's eine lichtkräftige gelbe Gerade; das Lithium gibt zwischen B und C eine rothe und zwischen C und D eine schwache gelbe Linie, u. s. w. Verdampft man ein zusammengesetztes Metall, so treten die jedem einfachen Metalle entsprechenden charakteristischen Lichtlinien auf. Hierauf beruht die von Kirchhoff und Bunsen (1859) erfundene Spectralanalyse, vermöge welcher man die Grundstoffe einer chemisch zusammengesetzten Materie aus dem Anblicke der hellen Linien im S. ihrer Flammen qualitativ sicher und schnell anzugeben vermag.

Die Spectralanalyse läßt sich nicht nur auf die chem. Erforschung der irdischen Körper, sondern sogar auf die chem. Untersuchung der Himmelskörper anwenden. Um hiervon einen Begriff zu erhalten, müssen wir den Zusammenhang der hellen mit den dunkeln Linien im S. zu verstehen suchen. Kirchhoff hat gezeigt (1859), daß der Entstehungsgrund für einen Theil der dunkeln Linien des S. in der theilweisen Absorption des Lichts durch die Erdatmosphäre liegt, für einen andern Theil in der Absorption der äußersten, abgekühlten Schichten der Sonnenatmosphäre. Bei einer solchen Lichtabsorption in der irdischen Atmosphäre wird z. B. (nach Bunsen) das von einer glühenden Natriumverbindung ausgehende einfarbige, gelbe Licht verschluckt, d. h. es kommt nicht ins Auge, wenn es durch eine Schicht weniger erhitzter Natriumdämpfe gehen muß. Wenn also ein S. an der Stelle, wo sonst das monochromatische gelbe Natriumlicht ist, einen dunkeln Streifen zeigt, so ist dies ein Zeichen, daß die Dampfhülle, welche die Lichtquelle (z. B. Sonne) umgibt, also auch die Lichtquelle selbst, Natrium enthält. Ebenso läßt sich die Anwesenheit von Calcium, Kalium, Eisen, Mangan u. s. w. durch die Anwesenheit gewisser dunkler Streifen im S. nachweisen. Es dient also die Untersuchung der dunkeln Streifen eines S., ganz analog wie die der charakteristischen hellen Streifen, welche sich bei der prismatischen Zerlegung des Lichts einer glühenden Substanz zeigen, zur Feststellung der chem. Zusammensetzung der Lichtquelle. Nach dieser Anwendungsweise der Spectralanalyse auf die chem. Erforschung der Himmelskörper wurden durch die genialen Untersuchungen von Kirchhoff und Bunsen, Huggins und Miller auf der Sonne und mehrern Fixsternen, viele der auch auf unserer Erde sich vorfindenden Elemente nachgewiesen. Außer der angegebenen Unterbrechung durch dunkle Linien kann das S. auch noch auf andere Weise modificirt auftreten, nämlich bestehend aus einzelnen hellen (natürlich verschieden gefärbten) Streifen, welche durch dunkle Zwischenräume getrennt sind. Dies zeigt an, daß die Lichtquelle eine bis zum Glühen erhitzte Gasmasse ist. Dabei zeigen auch verschiedene Gasarten verschiedene Streifen, z. B. Wasserstoff andere als Stickstoff, u. s. w. Spectra dieser Art zeigen die ungefähr 6000 am Himmel befindlichen Nebelflecke, und zwar meist die Streifen des Wasserstoffs und Stickstoffs.

Der epochemachenden Entdeckung Kirchhoff's folgte eine ununterbrochene Reihe von Fortschritten in der Spectralanalyse. Das Sonnenspectrum wurde in seiner größten Vollständigkeit von dem schwed. Gelehrten Angström beobachtet, der in demselben an 1000 Linien gemessen hat, unter welchen besonders die Linien des Eisens, Calciums, Bleies, Quecksilbers, Natriums, Bariums, Magnesiums, Goldes und Wasserstoffs hervortreten. Ferner sind eine große Menge der verschiedenartigsten Stoffe untersucht und die Eigenthümlichkeiten derselben theils durch dunkle, theils durch helle Linien festgestellt worden. Auch wurden durch die Beobachtung der Spectra mehrere Metalle: Cäsium, Rubidium, Thallium und Indium, entdeckt. In neuester Zeit ist das Spectroskop durch mehrere Astronomen, besonders Huggins, Secchi und Zöllner, mehrfach umgeändert und auf die Untersuchung der Himmelskörper angewandt worden. Es hat sich bei

dem Monde und den Planeten herausgestellt, daß dieselben ein ähnliches S. wie die Sonne haben, und während das des Mondes dem der Sonne vollständig gleich ist, zeichnet sich das der Planeten durch zahlreiche Absorptionsstreifen aus, die besonders stark bei Uranus und Neptun hervortreten. Die Spectra der Fixsterne sind sehr verschieden, jedoch hat Secchi versucht, sie in vier Klassen (Haupttypen) einzutheilen. Die weißen oder wenig bläulichen Sterne, z. B. Wega, Sirius, Atair, Regulus, Rigel, drei Sterne des Großen Bären (mit Ausnahme von α Ursae majoris), zeigen ein S., welches sich durch vier dunkle Linien auszeichnet, die in dem S. des glühenden irdischen Wasserstoffs vorkommen. Da diese Linien in dem Sternspectrum eine große Breite haben, so schließt man daraus, daß die absorbirende Schicht des Wasserstoffs sehr dick ist und eine bedeutende Temperatur hat. Der zweite Typus der Fixsterne zeigt sich im S. unserer Sonne, in Capella, Pollux, Arktur, Aldebaran, Procyon u. s. w. Zu dem dritten Typus gehören die rothen Sterne α Orionis, β Pegasi, Mira Ceti, Antares, α Herculis u. a. Die Absorptionslinien sind mehr Streifen als Linien und sprechen für das Vorhandensein von Magnesium, Natrium und Eisen. Der vierte Typus der Fixsternspectra zeigt drei helle, durch dunkle Zwischenräume getrennte Bänder, von denen das glänzendste im Grün liegt, das zweite (viel schwächere) im Blau; das dritte, im Gelb, erstreckt sich bis zum Roth und zerfällt oft in mehrere Abtheilungen. Dieses S. hat die größte Aehnlichkeit mit dem Kohlenspectrum. Von den untersuchten Sternen gehört etwa die Hälfte dem ersten Typus, ein Drittel dem zweiten Typus, die meisten der übrigbleibenden dem dritten Typus an und den vierten Typus zeigen nur schwächere Sterne. In dem S. der Sonnenflecke zeigt sich eine Verdickung der Fraunhofer'schen Linien und auch eine kleine Verschiebung derselben. Die Nebelflecken zeigen meistens ein S. von drei lichten Linien, welche auf glühende Gasmassen hindeuten; nur einzelne Nebelflecken scheinen ein S. in continuirlicher Folge aus Lichtstrahlen der verschiedenen Farben zu haben, welche auf die Existenz glühender fester oder flüssiger Körper schließen lassen. In den Spectren der Kometen hat man drei Bänder beobachtet, die dem Kohlenspectrum entsprechen sollen, während wahrscheinlich mehr Aehnlichkeit mit dem S. des Benzins vorhanden ist. Im S. der Meteorkerne erkennt man alle prismatische Farben mit Ausnahme des Violett, in einigen jedoch ist Gelb vorherrschender. Die Spectra der August- und Novembermeteore sind voneinander verschieden; in den Spectren der Schweife fehlen die Farben. Das S. des Nordlichts zeigt sechs und mehr hellere Linien, welche den Linien der Eisendämpfe zu entsprechen scheinen, und Vogel hält das Nordlichtspectrum für eine Modification des Luftspectrums.

Ein zusammenhängendes S., welches durch keine hellen oder dunkeln Streifen unterbrochen ist, zeigt an, daß das Licht keine Absorption auf seinem Wege zum Auge erlitten hat, und daß es von einem glühenden undurchsichtigen, gewöhnlich festen oder flüssigen Körper kommt. Solch ein S. gibt keinen Aufschluß über die chem. Natur der Lichtquelle, von der es erzeugt wurde. Ein aus einem oder mehrern Prismen nebst den dazugehörigen Nebenapparaten bestehender Apparat, welcher dazu dient, die Natur und Zusammensetzung der Spectra verschiedener Lichtquellen besonders zu chemisch-analytischem Behufe zu beobachten und zu vergleichen, heißt ein Spectroskop. Außer dem bis jetzt besprochenen, direct sichtbaren Theile des S. zwischen Dunkelroth und Lavendel lassen sich auch noch auf beiden Seiten Partien nachweisen, welche durch schwächer als die dunkelrothen und stärker als die lavendelfarbigen brechbare Lichtstrahlen gebildet werden. Dieselben sind zwar direct für das Auge nicht wahrnehmbar, zeigen ihre Existenz aber durch verschiedene andere Aeußerungen. So wirken die stärker als Violett und Lavendel brechbaren vorzugsweise chemisch verändernd auf viele Stoffe ein (s. Photographie), während die schwächer als Roth und Dunkelroth brechbaren, unsichtbaren Theile des S. sich vorzugsweise als Wärmestrahlen (s. Wärme) manifestiren. Vgl. Huggins, «Ergebnisse der Spectralanalyse in Anwendung auf die Himmelskörper» (deutsch mit Zusätzen von W. Klinkerfues, 3. Aufl., Lpz. 1873); Hoppe-Seyler, «Ueber Spectralanalyse» (Berl. 1868); Schellen, «Die Spectralanalyse» (Braunschw. 1870; 2. Aufl. 1872); Roscoe, «Die Spectralanalyse» (2. Aufl., Braunschw. 1873); Lockyer, «Das Spectroskop und seine Anwendung» (Braunschw. 1874); derselbe, «Studien zur Spectralanalyse» (Bd. 35 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1879); Vogel, «Praktische Spectralanalyse irdischer Stoffe» (Nördl. 1877); Böhner, «Die Harmonie der Töne und des Lichts. Telephonie und Spectralanalyse» (Hannov. 1879).

Speculation (lat.) heißt wörtlich Erforschung oder Erspähung. Der philos. Sprachgebrauch, der auch in das gemeine Leben übergegangen ist, versteht aber darunter nicht sowol die Erforschung äußerer Gegenstände, als vielmehr die innere, geistige Erfassung eines die unmittelbare Erfahrung überschreitenden Erkenntnißinhalts, sowie die geistige Thätigkeit, welche

zu dieser Erkenntniß führt. Je nach den verschiedenen Ansichten über die Quelle einer solchen Erkenntniß und den Methoden, welche zu ihr führen, haben die Ausdrücke S. und speculatives Wissen in den verschiedenen philos. Systemen eine verschiedene Bedeutung, und man hat darunter bald überhaupt ein Erkennen durch strenges begriffsmäßiges Denken, bald ein nach gewissen durchgreifenden Denkmethoden im eigentlichen Sinne geschultes Denken, bald eine Feststellung der ersten Grundsätze oder Thatsachen alles Bewußtseins oder Erkennens verstanden. Meist versteht man darunter ein über die gewöhnliche Denkthätigkeit hinausgehendes, in specifisch philos. Methode sich ergehendes Grübeln. Im praktischen Leben wird die Anwendung des Wortes S. auch auf den Entwurf mehr oder minder kühner, eine gespannte Ueberlegung erfordernder Pläne und Unternehmungen ausgedehnt, wie wenn von industriellen oder kaufmännischen S. die Rede ist.

Spedition (ital.) ist die Bezeichnung für eine besondere Art von Handelsgeschäften, bei welchen die Versendung von Gütern und ihre Ablieferung an einen bestimmten Empfangsberechtigten (Destinatar) übernommen wird. Das Speditionswesen hat sich dadurch zu einem besondern Gewerbe herangebildet, daß die Versendungsgelegenheiten nicht von jedermann gleich ausgemittelt werden können, und daß die nächste Gelegenheit sich oft nicht bis an den eigentlichen Bestimmungsort benutzen läßt, weil z. B. der Fuhrmann nur auf einer kürzern Route fährt, oder weil die Eisenbahnverbindung nicht bis dahin reicht, oder weil der Landtransport von einem bestimmten Punkte an mit der Beförderung zu Wasser vertauscht werden soll. Außerdem ist bei der Verpackung, Verladung, der Ausfertigung von Frachtbriefen und Zolldeclarationen, dem Abschluß von Assecuranzverträgen u. s. w. oft vieles zu berücksichtigen, was sich entweder der allgemeinen Kenntnißnahme entzieht oder ohne Unterbrechung des anderweiten Geschäftsganges nicht abgethan werden kann, sodaß eine besondere, gewerbsmäßige Vermittelung in diesen Rücksichten eine sehr willkommene und ersprießliche Arbeitstheilung herbeiführt. Die Spediteure kommen hier dem Bedürfniß entgegen und besorgen auf Verlangen sowol den Abgang als die Uebernahme der Güter auf Zwischenstationen durch andere Spediteure, welche die Beschaffenheit der anlangenden Frachtstücke prüfen, wahrgenommene Beschädigungen und verspätetes Eintreffen zur Sicherung des Regresses gegen den Frachtführer feststellen, sonst aber, wenn kein Anlaß zur Beanstandung vorliegt, nachdem sie bei der Zollbehörde Richtigkeit getroffen, die Güter gegen Erlegung der bisher aufgelaufenen Fracht und Unkosten abnehmen und weiter befördern. Selbst am Bestimmungsorte kann noch die Thätigkeit eines Spediteurs sowol durch jene Prüfung und die Abnahme der Sendung als auch für den Fall in Anspruch genommen sein, daß der Absender die Auslieferung von Erlangung des Kaufpreises und der auf dem Gute lastenden Verläge abhängig macht. Derartige Aufträge ermöglichen sogar die Einhebung des Kaufpreises am Orte der ersten Aufgabe, indem sich der Absender von dem Spediteur bis zu diesem Betrage, wie bei den Postanstalten, Vorschuß geben läßt oder seine Verkäufer auf fremden Handelsplätzen auf denselben anweist. Die Uebernahme eines Auftrags verpflichtet den Spediteur zu aller Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes sowie zum Ersatz des durch ihn oder seine Leute angerichteten Schadens. Ersatzklagen erlöschen nach deutschem Handelsrecht schon binnen Jahresfrist, insofern sie nicht durch Betrug oder Veruntreuung hervorgerufen werden. Als Entgelt gebührt dem Spediteur außer den Auslagen und Vorschüssen eine Provision (Speditionsprovision, auch kurz Spedition genannt), und wegen dieser Forderungen hat derselbe ein auch gegen den Concurs wirksames Pfandrecht an den Gütern.

Spee (Friedr. von), trefflicher geistlicher Dichter, wurde aus alter adeliger Familie in oder bei Kaiserswerth am Rhein 1592 geboren. Er trat 1610 in den Jesuitenorden, lehrte eine Zeit lang die schönen Wissenschaften, Philosophie und Moraltheologie zu Köln und hielt sich dann in Angelegenheiten seines Ordens in den Rheinlanden auf. Durch sein Ankämpfen gegen die Hexenprocesse in seiner «Cautio criminalis, seu de processibus contra Sagas liber» (Rinteln 1631) hat er sich um die ganze Menschheit verdient gemacht. Mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit erhob er sich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk, der durch ihn gebrochen wurde im kath. Deutschland, wie er später gestürzt wurde durch Thomasius in den übrigen Gauen Deutschlands. S. starb 7. Aug. 1635 zu Trier. Erst nach seinem Tode erschien seine «Trutz-Nachtigall, oder geistlichs-poetisch Lustwäldlein» (Köln 1649; neue Ausg. von Brentano, Berl. 1817; dieselbe: «verjüngt von K. Simrock», Heilbr. 1876; neueste Ausg. von Balke, Bd. 13 der «Deutschen Dichter des 17. Jahrh.», Lpz. 1879), eine Sammlung geistlicher Lieder, aus welchen eine tiefe, fromme Empfindung in einer Sprache spricht, wie sie damals in Deutschland nicht zu finden war. Minder bedeutend ist sein in Prosa

geschriebenes, aber mit schönen Liedern durchwebtes «Güldenes Tugentbuch u. s. w.» (K… 1649 u. öfter; erneuert und sprachlich überarbeitet, 2 Bde., Kobl. 1829). S. wendete, unabhängig von Opitz, richtigere metrische Gesetze an als alle seine Vorgänger, sonst aber bildet er gegen die meisten seiner Zeitgenossen dadurch einen Gegensatz, daß er nur sein unmittelbares Gefühl dichterisch, oft im echten Volkston ausspricht. Vgl. Diel, «Friedrich von S. Eine biographische und literarhistor. Skizze» (Freiburg i. Br. 1873). — Seine Familie, die 1739 in den Grafenstand erhoben wurde, ist reich begütert, namentlich im Bergischen, wo ihr Ahnensitz, Heltorf, von dem Grafen Franz Joseph Anton von S. (gest. 14. Mai 1839) erneuert wurde.

Speichel (saliva) ist das alkalische dünnflüssige Secret der **Speicheldrüsen** (glandulae salivares), deren der Mensch drei Paare besitzt, die Ohrspeicheldrüse (glandula parotis) hinter dem Kieferwinkel, die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) in der Mitte des Unterkiefers und die Unterzungendrüse (glandula sublingualis) unter der Zunge. Die Speicheldrüsen besitzen, wie die Milchdrüse, einen traubenförmigen Bau, bestehen aus einer großen Anzahl kleiner Läppchen, deren Ausführungsgänge schließlich zu einem großen, in die Mundhöhle führenden zusammenstoßen. Sie sind reichlich mit Blutgefäßen und Nerven versehen, und ihre Thätigkeit ist abhängig von dem Einfluß der Nerven. In ruhendem Zustande sondern sie nicht ab, dagegen thun sie dies, wenn sie, unter natürlichen Verhältnissen, von der Mundhöhle aus (durch Reflex auf dem Wege der Geschmacksnerven) gereizt, zur Thätigkeit angeregt werden (so beim Kauen, beim Schmecken); auch die bloße Vorstellung eines schmeckenden Körpers bewirkt Speichelabsonderung. Die Absonderung tritt ferner ein bei Ekel und Uebelkeit und kann im physiol. Versuch durch Reizung der Drüsennerven hervorgebracht werden. Dem Secret der Speicheldrüsen mischt sich in der Mundhöhle der Mundschleim bei, und dieses Gemenge kommt bei der Verdauung zur Wirkung. Dieser gemischte S., welcher neben Rhodankalium hauptsächlich eine organische, noch nicht hinreichend erforschte Fermentsubstanz (**Speichelstoff** oder **Ptyalin**) enthält, besitzt bei allen Thieren die Eigenschaft, das in Wasser völlig unlösliche Stärkemehl in das lösliche Dextrin und in Traubenzucker umzuwandeln und so für die Aufsaugung in das Blut fähig zu machen, was in sehr kurzer Zeit geschieht, schon während der Bissen noch im Munde verweilt. Im Magen setzt sich diese Wirkung noch fort, wenn der Magensaft nicht zu viel freie Säure enthält. Außerdem macht der S. den Bissen schlüpfrig, durchtränkt ihn mit Flüssigkeit und bereitet ihn so für die Einwirkung des Magensaftes vor. In der verdauenden Einwirkung auf das Stärkemehl sind die Secrete der einzelnen Drüsen bei verschiedenen Thieren verschieden; beim Menschen besitzen alle Speichelsorten diese Eigenschaft, beim Hunde z. B. nicht alle. Auf die Eiweißkörper und Fette wirkt der Mundspeichel nicht verdauend ein, während der **Bauchspeichel**, die von der Bauchspeicheldrüse (pancreas) abgesonderte Flüssigkeit, auf alle drei Nahrungsbestandtheile verdauend einwirkt. Eine übermäßige Absonderung von S. nennt man **Speichelfluß** (salivatio, ptyalismus). Dieser lästige Zustand findet sich häufig bei den verschiedenen Entzündungen der Mundschleimhaut, namentlich aber nach der unvorsichtigen Anwendung von Quecksilbermitteln. Ferner erscheint der Speichelfluß während der Schwangerschaft, bei nervösen Unterleibsleiden (Hypochondrie, Hysterie), Skorbut, Lähmungen der Kauwerkzeuge und Wasserscheu. Am wirksamsten erweisen sich dagegen fleißige Ausspülungen des Mundes mit desinficirenden und adstringirenden Wässern, mit Lösungen von Salicylsäure, chlorsaurem und hypermangansaurem Kali u. dgl. **Speichelfistel** nennt man einen widernatürlichen Kanal, der den S. aus einer Speicheldrüse oder deren Ausführungsgange an einem unrichtigen Orte ausleert und nur operativ beseitigt werden kann.

Speier, auch **Speyer** (lat. Spira), Hauptstadt der bair. Rheinpfalz, früher eine freie Reichsstadt im Gebiete des gleichnamigen Bisthums, an der Mündung des Speierbachs in den Rhein, an den Bahnlinien Schifferstadt-Germersheim und S.-Heidelberg, von denen letztere den Rhein auf einer Schiffsbrücke überschreitet, ist Sitz der Kreisregierung, eines prot. Consistoriums und eines kath. Bischofs und zählt (1875) 14,321 E., darunter etwa die Hälfte Katholiken. Die breiten Haupt- und engen Nebenstraßen der Stadt laufen in unregelmäßiger Richtung, die Häuser selbst haben, mit wenigen Ausnahmen, nichts Alterthümliches. Außer dem Dom sind von alten Gebäuden nur noch ein Stadtthurm (das Altpörtel), einige Trümmer von Kirchen und Klöstern, Reste einer unterirdischen Synagoge und Mauerreste der alten Kaiserpfalz (des sog. Retscher) erhalten. Das merkwürdigste Gebäude ist der Dom, dessen von Konrad II., dem Salier, 1027 beschlossener Bau 12. Juni 1030 mit der Grundsteinlegung begann und 1061 unter Heinrich IV. vollendet wurde. Der Kaiser baute 1064 auch noch die Afrakapelle, in welcher er, als in ungeweihter Erde, nach seinem Tode fünf Jahre hindurch

unbeerdigt stehen blieb, bis die Lösung seines Bannes erfolgte. König Ludwig I. begann 1846 die vollständige Restauration des Doms, die 1869 vollendet wurde. Drei gewaltige Portale führen in die Vorhalle des Doms, in welcher die Bildsäulen der im Dome ruhenden Kaiser stehen. Die Länge der im Rundbogenstil erbauten Kirche beträgt 147, die Breite des Querschiffs 61, die Höhe der Osttürme 76 Mt. Vom Schiffe gelangt man 12 Stufen hinauf zum Königschor, unter welchem die Kaiser Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. nebst seiner Gemahlin Bertha, Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, ferner Beatrix, die zweite Gemahlin Friedrich's I., nebst ihrer Tochter Agnes begraben liegen. Von da führen einige Stufen in den Bischofschor, der die Vierung, die beiden Querschiffe und den runden Chorschluß umfaßt, wo sich über der Vierung die hohe, mächtige Kuppel wölbt. Nach den Bränden von 1159 und 1289 folgte 6. Mai 1540 ein bedeutenderer Brand, doch war nach 18 Monaten der Dom wieder hergestellt. Vorher (1509) war vor der südl. Flanke ein goth. Spitzthurm (der Oelberg) mit einer Darstellung des Leidens Christi am Oelberge errichtet worden. Bei der Zerstörung von S. 31. Mai 1689 hatte Montelar den Bürgern erlaubt, ihre Habe in den Dom zu flüchten. Als dies geschehen war, ließ er denselben anzünden. Der 28stündige Brand ließ nur den Stumpf und zwei Thürme übrig, deren Sprengung nur ein Befehl des Marschalls Duras verhütete. Der Dom wurde erst 1772—84 wieder aufgebaut, aber bereits 1794 von den Franzosen wieder demolirt und in ein Heumagazin verwandelt. Durch Maximilian Joseph I. hergestellt, konnte er 19. Mai 1822 wieder eingeweiht werden. König Ludwig ließ ihn endlich 1846—53 durch die Maler Schraudolph, Koch und Schwarzmann mit Fresken und Ornamenten ausschmücken. Darunter zeichnen sich besonders die Steinigung des Stephanus, die vier Großen Propheten und die vier Evangelisten aus. Dem Andenken Rudolf's von Habsburg und Adolf's von Nassau wurden in neuerer Zeit zwei Denkmäler im Königschor gewidmet, ersteres von Schwanthaler (1843), letzteres von Ohmacht (1824) gearbeitet. Den Dom umgeben schöne Anlagen mit dem Oelberg und dem Denkmal des Physikers und Astronomen Schwerd. Außer dem Dome gibt es zu S. zwei kath. und zwei prot. Kirchen und eine Synagoge. Das ehemalige Jesuitencollegium dient als Kaserne. Es bestehen zu S. ein Lyceum, ein Gymnasium mit Lateinschule, ein Realgymnasium, eine Realschule, ein kath. Priesterseminar, ein kath. Schullehrerseminar mit Präparandenschule, eine höhere Töchterschule, eine Frauenarbeitsschule, eine Erziehungsanstalt für jugendliche Sträflinge, ein großes Bürgerhospital, ein Waisenhaus und ein Historisches Museum. Auch befindet sich zu S. eine kleine Sternwarte. Die industrielle Thätigkeit der Stadt ist von keiner besondern Bedeutung; sie umfaßt Fabriken für Taback, Essig, Maschinen, Strohpapier, Pappdeckel, Pauspapier, sowie bedeutende Bierbrauereien. Eine fernere Erwerbsquelle bildet noch der Feld-, Wein- und Obstbau. Der Freihafen am Rhein wird wenig benutzt.

S. ist das alte Augusta Nemetum der Römer. Ein Bischof von S. wird schon um 348 erwähnt; dann scheint die christl. Gemeinde durch Einfälle heidnischer Germanen zerstört worden zu sein, da erst um 610 wieder ein Bischof von S. genannt wird. Die deutschen Kaiser hatten hier eine Pfalz, hielten sich häufig daselbst auf und machten S. 1294 zur Freien Reichsstadt. Stadt und Stift waren sehr reich, und 64 Ahnen gehörten dazu, um Mitglied des Stifts werden zu können. Von 1513 an, einige Unterbrechungen abgerechnet, war S. bis 1689 Sitz des Reichskammergerichts, das hierauf nach Wetzlar verlegt wurde. Auch wurden daselbst mehrere Reichstage gehalten, unter denen der von 1529 der wichtigste war. Bei der Verwüstung der Rheinpfalz durch die Franzosen wurde S. 31. Mai 1689 vom General Montelar in einen Aschenhaufen verwandelt und die Festungswerke bis auf einen Thurm (das Altpörtel) völlig zerstört. Erst nachdem die Stadt 10 Jahre wüste gelegen, wurde sie ärmlich wieder aufgebaut. Seitdem hat sie sich zu ihrem vorigen Wohlstand nicht wieder zu erheben vermocht. Auch in den span., poln. und österr. Erbfolgekriegen, im Siebenjährigen Krieg und in den franz. Revolutionskriegen hatte S. viel von den Franzosen zu leiden. S. gehörte 1801—14 zum franz. Depart. Donnersberg. Vgl. Geissel, «Der Kaiserdom zu S.» (2 Bde., Mainz 1828); Zenß, «Die Freie Reichsstadt S. vor ihrer Zerstörung» (Speier 1843); Blaul, «Der Kaiserdom in S.» (Neustadt 1860); Remling, «Der speierer Dom» (Mainz 1861); Weiß, «Geschichte der Stadt S.» (Speier 1876). — Das ehemalige Bisthum S., eins der ältesten in Deutschland, war reichsunmittelbar, lag im Oberrheinischen Kreise zwischen Kurpfalz, Baden, dem Elsaß und der Grafschaft Leiningen, zählte auf 1540 QKilom. gegen 55,000 meist kath. E. und gewährte dem Fürstbischof ein Einkommen von 300,000 Fl. Durch den Revolutionskrieg und den Frieden zu Lunéville kam die kleinere Hälfte des Landes auf dem linken Rheinufer

(690 QKilom.) an Frankreich; das übrige nebst der ehemaligen bischöfl. Haupt- und Residenzstadt Bruchsal (s. d.) wurde 1802 an Baden gegeben. Vgl. Remling, «Geschichte der Bischöfe zu S.» (2 Bde., Mainz 1852—54); dazu «Urkundenbuch» (2 Bde., Mainz 1852—54).

Speise nennt man ein metallurgisches Zwischenproduct, welches metallisch aussieht und im wesentlichen aus Verbindungen von Nickel, Kupfer und Arsen besteht. In diesem Sinne spricht man von Nickelspeise, die jetzt ein wichtiges Material für die Darstellung von Nickel und Legirungen desselben geworden ist. Die zum Gießen der Glocken und ähnlichen Zwecken dienende, aus Kupfer und Zinn bestehende Bronze heißt gleichfalls S. (z. B. Glockenspeise).

Speiseröhre (oesophagus) heißt derjenige Theil des Nahrungskanals, welcher zwischen dem Schlunde und dem Magen sich befindet und, als eine häutige Röhre hinter dem Kehlkopf beginnend, anfangs hinter der Luftröhre und links von derselben, dann vor der Wirbelsäule rechts von der großen Brustschlagader und endlich vor dieser bis zum Zwerchfell herabsteigt, das sie, getrennt von der Schlagader, durchsetzt; sie mündet mit trichterförmig erweiterter Oeffnung in den Magen (oberer Magenmund, cardia). Die Länge der S. beträgt 28—30, ihr Durchmesser ungefähr 1,0 bis 1,5 Ctmt. Wenn sie leer ist, legen sich ihre Wände platt aneinander. Diese bestehen aus einer Muskelhaut, welche außen von einer Zellhaut, innen von einer Schleimhaut überzogen ist, und besitzen einen bedeutenden Grad von Dehnbarkeit. Die Muskeln ihres obern Abschnitts sind willkürlich bewegliche, die des untern Abschnitts unwillkürlich bewegliche. Die Krankheiten der S. sind besonders Entzündungen mit den darauffolgenden Uebeln, als Geschwürbildung, Verengerung, krebsartige Entartung u. s. w. Dieselben gehören zu den gefährlichen Krankheiten, da sie wegen der Lage des Organs der ärztlichen Behandlung schwer erreichbar sind, im Anfang leicht verkannt werden und bei höherer Ausbildung einen sichern, meist langsamen Hungertod herbeiführen. Verletzungen der S., z. B. durch steckengebliebene Knochen, Fischgräten u. dgl. sind wegen der Nachbarschaft der Brustschlagader gefährlich. Die schwerste Entzündung mit nachfolgender hochgradiger Verengerung, selbst vollkommenem Verschluß der S. entsteht durch Vergiftung mit ätzenden und scharfen Substanzen (Aetzkali, Schwefeläther u. dgl.); in solchen verzweifelten Fällen wurde neuerdings mehrmals mit Erfolg der Versuch gemacht, durch Anlegen einer künstlichen Magenfistel (Gastrotomie) das bedrohte Leben zu erhalten.

Speke (John Hanning), ausgezeichneter engl. Reisender, geb. 4. Mai 1827 in Orleigh-Court bei Bidefort in der engl. Grafschaft Devon, trat 1844 als Subalternoffizier in die ind. Armee. Im J. 1849 wohnte er als Kapitän eines Seapoy-Regiments dem Feldzuge unter Gough im Pendschab bei und zeichnete sich mehrfach rühmlich aus. Nach dem Kriege bereiste er als eifriger Naturforscher und Jäger die weniger zugänglichen Gebiete des Himalaja, wobei er nach sorgfältigen astron. Ortsbestimmungen seine Reiserouten kartographisch entwarf und naturhistor. Sammlungen anlegte. Nachdem er 1854 in Aden mit dem Afrikareisenden Richard Francis Burton (s. d.) zusammengetroffen war, schloß er sich diesem zu einer Expedition nach dem Somalilande an. Während der Vorbereitungen dazu wurden sie von Eingeborenen bei Nacht in ihrem Lager überfallen. S. erhielt hierbei viele Wunden, wurde gefesselt, wußte sich aber doch mit Burton nach Aden zu retten. Nach seiner Genesung ging er nach Konstantinopel, wo er sich als Freiwilliger den türk. Truppen zugesellte, die nach der Krim abgingen. Später gewann ihn Burton für die Idee, von Zanzibar aus die großen äquatorialen Binnenseen Afrikas aufzusuchen. Während dieser Reise machte er, als Burton krank daniederlag, allein einen Ausflug an das Südende des Nyanza-Ukerewe im Juli 1858. Hier erfuhr er, daß ein großer Strom aus dem Norden des Sees abfließe. S. vermuthete richtig den Nil und unternahm in Begleitung des Kapitän Grant 1860 die zweite Reise zu den Seen. Er umwanderte das Westufer des genannten Sees und fand den Ausfluß des weiter unterhalb so genannten Weißen Nil. Ueber Chartum erreichte er 1863 flußabwärts das Mittelmeer und hatte somit vom Indischen Ocean bis zum Mittelmeer den Continent durchwandert. Außer ihm haben in ähnlicher Weise von Meer zu Meer nur Livingstone, Rohlfs, Cameron und Stanley den afrik. Erdtheil durchschnitten. Die wichtigen Resultate seiner Reise veröffentlichte er in dem «Journal of the discovery of the source of the Nile» (2 Bde., Lond. 1863; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1864). S. fand plötzlich seinen Tod 15. Sept. 1864 auf der Jagd in der Nähe von Bath in England durch die zufällige Entladung seines Gewehrs.

Spelz, Weizenart, s. Dinkel.

Spencer (Georg John, Graf), engl. Bibliophile, geb. 1. Sept. 1758 als Sohn des Lords S. (der 1761 zum Viscount Althorp und 1765 zum Grafen S. erhoben wurde), erhielt seine Bildung zu Cambridge und wurde nach der Rückkehr von einer Reise durch Europa in das

Parlament gewählt. Nach dem Tode seines Vaters gelangte er 1783 in das Oberhaus. Aus einer Whigfamilie stammend, gehörte er zur Opposition, bis er bei dem Ausbruche der Französischen Revolution auf die Seite der Minister trat. Er wurde 1794 erster Lord der Admiralität und zog sich 1801 mit Pitt zurück. Doch war er unter Fox' und Grenville's Ministerium wieder auf kurze Zeit Staatssecretär für das Innere. Seitdem lebte er zurückgezogen von Staatsgeschäften und starb 10. Nov. 1834. Er war der Stifter der größten und glänzendsten Privatbibliothek, die in Europa zu finden. Den Grund zu derselben legte er 1789 durch den Ankauf der Sammlung des Grafen von Rewiczki, die er in der Folge mit bedeutendem Aufwande vermehrte, indem er zu diesem Zwecke ganz Europa bereisen ließ. Der größte Theil dieser Bibliothek ist zu Althorp in der Grafschaft Northampton, dem Stammsitze der Familie, aufgestellt und beläuft sich auf 45,000 Bände; ein anderer Theil steht zu London. Ihren Reichthum an den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst und ersten Ausgaben der Classiker zeigt Dibdin's, seines Bibliothekars, «Bibliotheca Spenceriana» (4 Bde., Lond. 1814). Auf den anderweitigen Gehalt der Bibliothek ist aus dem Kataloge der Rewiczki'schen Sammlung (Berl. 1794) zu schließen. Auch gründete S. eine reiche Gemäldesammlung, welche Dibdin im ersten Bande seines Werks «Aedes Althorpianae» (2 Bde., Lond. 1822) beschrieb; der zweite Band gibt als Nachtrag zu der «Bibliotheca Spenceriana» eine genaue Beschreibung der kostbarsten alten Druckwerke, welche S. 1815—22 noch erworben hatte.

Spencer (John Charles, Graf), der älteste Sohn des Vorigen, als ausgezeichneter brit. Staatsmann unter dem Namen Lord Althorp bekannt, wurde 30. Mai 1782 geboren und machte seine Studien zu Cambridge. Sitz im Unterhause nahm er 1803 und war unter Fox' und Grenville's Verwaltung einer der Lords des Schatzes, während sein Vater das Staatssecretariat des Innern bekleidete. Als Whig vertheidigte er alle die großen Reformvorschläge, welche im Laufe der Zeit aus dieser Partei hervorgingen. Als die Whigs 1830 unter Grey ans Staatsruder gelangten, erhielt er das Kanzleramt der Schatzkammer. Wiewol kein großer Redner, gewann er doch das Vertrauen des Unterhauses durch eine auf umfassende Kenntnisse gestützte Entwickelung seiner Ansichten. Namentlich galt er in Sachen der Finanzen und der Staatsökonomie als Autorität. Während seiner vierjährigen Verwaltung verminderte er durch Ordnung und Einschränkung im Staatshaushalte die Steuern und Ausgaben bedeutend. Er legte 1833 dem Unterhause die irische Kirchenreformbill vor, die der sog. Appropriationsclausel wegen selbst im Cabinet Spaltung verursachte. Nachdem sein Vater gestorben, legte er das Schatzkanzleramt nieder, weil er ins Oberhaus eintrat. Der König entließ das Whigcabinet und übertrug den Tories die Bildung der neuen Verwaltung. Seitdem betheiligte sich S. wenig an der Politik, nahm auch nur selten im Oberhause das Wort. Obschon früher für den Kornschutzzoll, erklärte er sich doch 1843 offen für Handelsfreiheit, was von der Anti-Cornlaw-League als ein großer Gewinn begrüßt wurde. Doch erlebte S. nicht den Sieg des neuen Princips, da er schon 1. Oct. 1845 auf seinem Landsitze Wiseton-Hall in Yorkshire starb. Le Marchand veröffentlichte: «Memoir of John Charles Viscount Althorp, third Earl of S.» (Lond. 1876). — Titel und Güter erbte sein Bruder Frederick, vierter Graf S., geb. 14. April 1798 und seit 1822 Kapitän in der königl. Marine. Derselbe war unter dem Ministerium Russell vom Juli 1846 bis zum Sept. 1848 Lord-Oberkammerherr und erhielt den Hosenbandorden. Im J. 1852 stieg er durch Anciennetät zum Contreadmiral und übernahm Anfang 1854 an Stelle des Herzogs von Norfolk das Amt eines Lord-Steward. Er starb 27. Dec. 1857. — Ihm folgte als fünfter Graf John Poyntz S., geb. 27. Oct. 1835. — Ein jüngerer Bruder des Admirals, Georg S., geb. 21. Dec. 1799, früher Geistlicher der Anglikanischen Kirche, trat zum Katholicismus über und machte sich seitdem als Pater Ignatius durch Missionspredigten in England und Irland bekannt. Später lebte er als Superior eines Hauses der Passionisten in Highgate bei London. Er starb zu Carstairs in Schottland 1. Oct. 1864. — Ein entfernter Verwandter der Obigen, William Robert S., Sohn des Lord Charles S., geb. 1770, trat 1796 als Dichter mit einer Uebersetzung von Bürger's «Lenore» auf, der das Lustspiel «Urania or the illuminé» (1802), «The year of sorrow» (1804) und «Poems» (1811) folgten. Eins seiner besten Gedichte ist die Ballade «Gelert». Er starb zu Paris 23. Oct. 1834. Gesammelt erschienen seine Werke 1835.

Spencer (Herbert), engl. Philosoph und social-polit. Schriftsteller, wurde 27. April 1820 in Derby geboren. Nachdem er durch seinen Vater, der Lehrer der Mathematik war, seine erste Bildung empfangen, trat er, 17 J. alt, in das Bureau eines Civilingenieurs, entsagte jedoch acht Jahre später (1845) diesem Beruf. Schon vorher hatte er seine schriftstellerische Laufbahn

begonnen, zuerst mit Beiträgen zu dem «Civil engineers' and architects Journal», dann seit 1842, mit einer Reihe von Artikeln «On the proper sphere of Government» in der Wochenschrift «The Nonconformist». Von nun an richtete sein Augenmerk sich vor allem auf die polit. und socialen Zustände. Seit 1848 wurde er Mitarbeiter an der einflußreichen Wochenschrift «The Economist». Im J. 1850 veröffentlichte er «Social statics or the conditions essential to human happiness specified and the first of them developped», sein erstes bedeutendes Werk. Von 1850—60 war er als Mitarbeiter an den «Westminster», «North British», «British Quarterly» und «Edinburgh Reviews» thätig; 1855 erschienen seine «Principles of psychology», die seinen Ruf als eines ebenso gründlichen wie kühnen selbstständigen Denkers befestigten. Doch waren alle diese Schriften nur Einleitung und Vorarbeit zu dem Hauptwerke seines Lebens, an welchem S. seit 1860 zu arbeiten anfing und das, unter dem Titel «A system of synthetic philosophy», eine neue Grundlegung und einen vollständigen Ausbau des Systems der philos. Wissenschaften auf dem Fundament der Evolutionstheorie bezweckte. Von diesem Unternehmen erschien 1862 der erste Band unter dem Titel «First principles» (2. Aufl. 1871). Hierauf folgten «Principles of biology» (2 Bde., Lond. 1864; deutsch von Vetter, Bd. 1, Stuttg. 1876), «Principles of psychology» (2 Bde., Lond. 1870, eine umgearbeitete Ausgabe des Werks von 1855) und 1876 unter dem Titel «Principles of sociology» (deutsch von Vetter, Bd. 1, Stuttg. 1877), der erste Band der letzten Abtheilung, welche die Philosophie der Gesellschaft in ihrem weitesten Umfang zum Gegenstande hat. Eine staunenswerthe Fülle und Tiefe positiver Kenntnisse, eine wissenschaftliche Sorgfalt und Umsicht, die keine Mühe scheut und keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht, vereinigen sich bei S. mit der kühnen Originalität des genialen Denkers und dem bildenden Sinne des Künstlers, um seinem Werke eine hohe Stelle in der Geschichte der Philosophie zu sichern. Er erscheint als der zusammenfassende Vollender alles dessen, was die neuere engl. Philosophie von Locke bis auf Mill und Darwin geleistet hat. Außer den genannten Werken veröffentlichte er: «Education, intellectual, moral, physical» (Lond. 1860; deutsch von Schultze unter dem Titel: «Erziehungslehre», Jena 1874), «The classification of the sciences, to which are added reasons for dissenting from the philosophy of Comte» (1864), zwei Sammlungen «Essays, scientific, political and speculative» (die erste in zwei Bänden, 1858—63, die zweite in drei Bänden, 1868; 2. Aufl. 1875) und «The study of sociology» (Lond. 1873; deutsch von Marquardsen, Bd. 14 u. 15 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1875).

Spener (Phil. Jak.), der Reformator des religiösen Lebens der prot. Kirche im 17. Jahrh., geb. 25. Jan. 1635 zu Rappoltsweiler im Oberelsaß, begann 1651 seine theol. Studien zu Straßburg, wurde hier 1654 Führer der Prinzen Christian und Ernst Johann Karl von der Pfalz und hielt zugleich philos. und histor. Vorlesungen. Von 1659—62 besuchte er die Universitäten zu Basel, Tübingen, Freiburg, Genf und Lyon. Hier erregte der Jesuit Menestrier auch S.'s Interesse für die Heraldik. Die Früchte dieser Lieblingsbeschäftigung waren das «Theatrum nobilitatis Europaeae» (1668), «Commentarius historicus in insignia domus Saxoniae» (1668), «Historia insignium illustrium» (1680) und «Insignium theoria» (1690). In der Schweiz und Frankreich kam S. mit namhaften reform. Theologen in Beziehung. Nach seiner Rückkehr nach Straßburg setzte er die akademischen Vorlesungen fort, wurde 1663 Freiprediger und 1664 Doctor der Theologie, übernahm aber bereits 1666 das Amt eines Seniors der Geistlichkeit zu Frankfurt a. M. Seit jener Zeit begann seine energische Wirksamkeit für Neubelebung des christl. Sinns in der Kirche. Gegenüber einer todten Orthodoxie, die alles Gewicht auf die Correctheit der Lehre legte, betonte er die Nothwendigkeit persönlicher Bekehrung und Wiedergeburt, gegenüber der lediglich auf dogmatische Polemik abzweckenden theol. Bildung seiner Zeit das für jeden Christen unentbehrliche Studium der Heiligen Schrift, und gegenüber dem einseitigen Lehrkirchenthum das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen. Den Anfang mit seinen kirchlichen Reformversuchen machte er mit der Einrichtung kirchlicher Katechisationen und Katechismusprüfungen für die Jugend, denen seit 1670, da auch zahlreiche Erwachsene sich einfanden, die sog. Collegia pietatis sich anschlossen, gemeinsame Erbauungsstunden für alle religiös angeregten Gemeindeglieder. Eine Schrift, in welcher er seine Wünsche für eine Reform des kirchlichen Wesens zusammenfaßte, die «Pia Desideria» (1675; neu herausg. von Feldner, Dresd. 1846), wurde anfangs auch von den Häuptern der Orthodoxie mit Beifall begrüßt; aber bald sah sich S., bei aller Mäßigung seines persönlichen Auftretens, von allen Seiten aufs heftigste angegriffen. Für die Theilnahme an jenen Collegia pietatis kam allmählich der Spottname «Pietisten» (s. d.) auf, als deren Führer man S.

betrachtete. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden, gerieth S. infolge des in Leipzig durch Auguſt Hermann Francke (ſ. d.) veranlaßten Pietiſtenſtreits in Mißhelligkeiten mit der dortigen theol. Facultät und ſah bald ſein Anſehen untergraben. Eine ſchriftliche Vorhaltung, die er ſich gegen den Kurfürſten Johann Georg III. erlaubte, um ihn auf ſeinen ſittlichen Zuſtand aufmerkſam zu machen, zog ihm die Ungnade dieſes Fürſten zu, die ſeine Feinde eifrig benutzten, um ihm den Aufenthalt in Dresden zu verleiden. Daher ging er 1691 als Propſt und Inſpector der Kirche zu St.-Nikolai und Aſſeſſor des Conſiſtoriums nach Berlin, von wo aus er an der Stiftung der Univerſität zu Halle großen Antheil nahm. Er erlebte noch 1698 die Genugthuung, daß der kurfürſtl. Hof ihn zurückberief, welche Ehre er jedoch ablehnte. Obgleich ihm die theol. Facultät zu Wittenberg 1695 in einer förmlichen Klagſchrift nicht weniger als 264 Irrthümer vorgeworfen hatte, ſtieg doch die Menge ſeiner Anhänger mit jedem Jahre. In ſeinen theol. Bedenken, Gutachten und Briefen über religiöſe Angelegenheiten, die ſeit 1700 erſchienen, ſpricht überall ein echter chriſtl. Sinn, eine ſanfte Duldung, eine feine, geübte Menſchenkenntniß und der redlichſte Eifer für das Gute. Er ſtarb zu Berlin 5. Febr. 1705. S.'s Abhandlung «Von der Natur und der Gnade» erſchien in neuer Ausgabe von Schott (Halle 1868). Auch ſeine «Katechismuspredigten» wurden neu (Lpz. 1864) herausgegeben. Vgl. Hoßbach, «Philipp Jakob S. und ſeine Zeit» (2 Bde., Berl. 1828; 3. Aufl. von Schweder, 1861); Thilo, «S. als Katechet» (Stuttg. 1841).

Spenſer (Edmund), einer der Heroen der engl. Poeſie, geb. zu London 1553, trat 1569 ins Pembroke-College zu Cambridge. Nachdem er hier 1576 die Magiſterwürde erlangt, fand er in London an Sir Philipp Sidney (ſ. d.) einen einflußreichen Gönner. Dieſem widmete S. 1579 ſeinen «Shepherd's calendar», ein Hirtengedicht in 12 Eklogen, das trotz Anwendung einer veralteten Sprache und ungehöriger Polemik die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Auf Sidney's Empfehlung erhielt er die Stelle eines Geheimſchreibers bei Lord Grey, dem Statthalter von Irland, mit welchem er zwei Jahre in Irland blieb. Im J. 1586 wurde ihm ein bedeutendes Beſitzthum, Kilcolman Caſtle, in der Grafſchaft Cork verliehen, mit der Bedingung, daſelbſt ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Dort ſchrieb er den größten Theil der «Fairy Queen», den er 1589 dem ihn beſuchenden Sir Walter Raleigh mittheilte. Mit dieſem ging er nach London, wo er im folgenden Jahre die drei erſten Bände herausgab und der Königin widmete, die ihm dafür einen Jahresgehalt von 50 Pfd. St. verlieh. S. kehrte nun nach Irland zurück und verheirathete ſich 1591. Er dichtete hierauf ſein «Epithalamium», die «Daphnaida» und die Elegie «Astrophel», in welcher er ſeinem verſtorbenen Freunde Sidney ein Denkmal ſetzte. Auch arbeitete er fleißig an ſeiner «Fairy Queen», deren viertes bis ſechſtes Buch 1596 erſchien. Von den übrigen ſechs Büchern erſchienen nur Bruchſtücke, und es iſt nicht gewiß, ob er ſie je vollendete. Bei dem Aufſtande der Iren 1598 richtete ſich die Volkswuth auch gegen S., der als Sheriff von Cork wenig Milde bewieſen, ja ſich Ungerechtigkeiten hatte zu Schulden kommen laſſen. Auch eine 1596 geſchriebene Schrift über Irland (Lond. 1633) legt Zeugniß von ſeinen Geſinnungen gegen Irland ab. Schloß Kilcolman wurde überfallen und S. und ſeine Familie entkamen mit Mühe bis auf ein Kind, das in den Flammen umkam. Tief gebeugt ging er nun nach London, wo er ſchon 16. Jan. 1599 in Dürftigkeit ſtarb. Er wurde in der Weſtminſter-Abtei begraben, wo ihm die Gräfin Dorſet ſpäter ein Denkmal ſetzen ließ. Sein Ruhm gründet ſich hauptſächlich auf die «Fairy Queen», ein auf 12 Bücher, jedes zu 12 Geſängen, angelegtes allegoriſches Heldengedicht, zum Preiſe von 12 Tugenden. In der Allegorie liegt der hauptſächliche Fehler dieſes Gedichts. Er beſaß eine fruchtbare und glänzende Einbildungskraft, große Kraft der Darſtellung, Reinheit des Sinns und dabei einen Wohlklang der Sprache und eine Vollendung im Versbau, die Bewunderung verdienen. Das Versmaß, in dem er ſchrieb, war die ital. Stanze, vermehrt durch einen Alexandriner (Spenſerſtanze). Ausgaben von S.'s Werken beſorgten Hughes (6 Bde., Lond. 1715; 8 Bde., 1778), Todd (8 Bde., Lond. 1805 u. öfter), Aikin (5 Bde., Lond. 1843; in Einem Bande, 1845), Mitford (5 Bde., Lond. 1852), Routledge (Lond. 1853), Child (Boſt. 1855) und Collier (5 Bde., Lond. 1862). Vgl. Warton, «Observations on the Fairy Queen» (Lond. 1754 u. öfter); Duff, «Critical observations» (Lond. 1770); Craik, «S. and his poetry» (3 Bde., Lond. 1846).

Speranſky (Graf Michael), ruſſ. Staatsmann, geb. 1. Jan. 1772 im Gouvernement Wladimir, der Sohn eines Geiſtlichen Namens Nadeſchdin, erhielt ſeine Bildung in der geiſtlichen Akademie zu Petersburg, wo er beſonders den mathem. Wiſſenſchaften oblag, ſodaß er bereits 1797 als Profeſſor der Mathematik und Phyſik bei jener Akademie angeſtellt wurde, welche Stellung er indeſſen gegen diejenige eines Privatſecretärs des Fürſten Kurakin vertauſchte. Kaiſer

Alexander ernannte ihn 1801 zum Staatssecretär beim Reichsrathe, in welcher Eigenschaft ein solches Talent entwickelte, daß er mit der Organisation des Ministeriums des Innern, der Gesetzcommission und später auch des Reichsraths beauftragt wurde. S. ist als der eigentliche Begründer des russ. Beamtenthums anzusehen, dessen Einfluß er an die Stelle des geringe der Aristokratie zu setzen suchte. Schon 1808 wurde er College des Justizministers, 1809 hielt er den Rang eines Wirkl. Geheimraths und sodann das Amt des Reichssecretärs. Der während sein Einfluß stieg, bereitete sich auch schon sein Sturz vor. Man klagte über Neuerungen, beschuldigte S. geheimen Einverständnisses mit Frankreich und klagte ihn schließlich des Verraths an. S. mußte einer Intrigue, an deren Spitze Graf Rostopschin, Graf Stern feldt, Geheimrath von Rosenkampf und der Polizeiminister von Petersburg Bubaschow standen unterliegen und wurde plötzlich 27. März 1812 nach Nishnij-Nowgorod, dann nach Perm die Verbannung geschickt. Im J. 1814 erlaubte man ihm, ein kleines Landgut 185 Kilom. von Petersburg zu beziehen, wo er seine Zeit der Erziehung seiner Tochter, dem Landbau und den Wissenschaften widmete. Unerwartet in den Staatsdienst zurückberufen, ward er 1816 zum Gouverneur der Provinz Pensa und 1819 zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt. Hier wirkte er für das Schicksal der Verbannten und Angesiedelten zwei Jahre hindurch so segensreich, bis er im März 1821 mit allen Beweisen der Huld vom Kaiser Alexander an Hofe wieder aufgenommen und zum Mitgliede des Reichsraths ernannt wurde. Auch beim Kaiser Nikolaus stand S. in hoher Gunst, sodaß seiner Sorgfalt die Sammlung des russ. Gesetzbuchs, welche der Kaiser anbefahl, anvertraut wurde. Während dieser Arbeit schrieb er das sehr gediegene Werk, dessen franz. Uebersetzung den Titel führt: «Précis des notions historiques sur la réformation du corps des lois russes, etc.» Er starb in Petersburg 11. Febr. 1839, nachdem er kurz zuvor in den Grafenstand erhoben worden war. Vgl. von Korff, «Das Leben des Grafen S.» (russisch). — Seine Tochter, Elisabeth von Bagrejew-S., geb. zu Petersburg 17. Sept. 1799, eine Frau von ausgezeichneter Bildung, die ihrem Vater in die Verbannung gefolgt war und sich mit einem Herrn Bagrejew vermählte, hat sich als (franz.) Schriftstellerin über religiöse und philos. Gegenstände bekannt gemacht. Sie starb 4. April 1859 in Wien.

Sperber (Nisus), eine Gattung der Tagraubvögel, bei welcher der Schnabel kurz und mit einem stumpfen Zahne in der Mitte des Oberkiefers randes versehen ist und die Nasenlöcher länglich-oval, die Läufe hoch, dünn, glatt geschildet und die Zehen sehr ungleich sind. Der Habicht (s. d.) steht dieser Gattung außerordentlich nahe und der Unterschied liegt hauptsächlich nur in den längern und dünnern Läufen. Der gemeine S. oder Finkenhabicht (N. communis) ist ein kleiner, 31—33 Ctmt. langer, aber sehr muthiger und gieriger Raubvogel, welcher sich fast in allen Weltgegenden findet, in Deutschland überall als Stand-, Strich- und Zugvogel vorkommt und allen kleinern Vögeln, besonders aber den Sperlingen nachstellt. Das Männchen ist oberseits blaugrau, an der Kehle weiß, an den Wangen und Halsseiten rosenroth, an Brust und Bauch auf rein weißem Grunde schmal und wellenförmig gebändert, der aschgraue Schwanz mit fünf braunen Querbinden gezeichnet; Füße und Wachshaut sind gelb. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt, und die Jungen haben ein so frembartiges Ansehen, daß sie öfters für eine besondere Art gehalten worden sind. Das Nest befindet sich auf Waldbäumen und das Weibchen legt drei bis sechs weißlichgrüne, rostbraun gefleckte Eier. Sonst wurde der S. auch zur Beize auf Wachteln und Rebhühner abgerichtet, hatte jedoch niemals einen hohen Preis, da er leichter zu fangen ist als irgendein anderer Falke.

Sperenberg, Dorf im Teltower Kreise des Regierungsbezirks Potsdam in der preuß. Provinz Brandenburg, 40,7 Kilom. südlich von Berlin und 9,25 Kilom. südsüdwestlich von Zossen, am Krummen See, hat sehr bedeutende Gipssteinbrüche in dem 37,3 Mt. hohen Gipsberge, sowie auch Gipsmühlen. Der Gips wird nach dem nahe nordöstlich gelegenen Dorfe Klausdorf am Mellensee gebracht, dann mit Kähnen auf dem See und der (1856—65 regulirten) Notte nach der Wendischen Spree u. s. w. bis nach Berlin gefördert. Im Oct. 1867 wurde bei S. auch ein sehr bedeutendes Steinsalzlager erbohrt. Das Bohrloch hatte bis 1870 eine Tiefe von 856,3 Mt. erreicht, bis dahin war das Steinsalz in einer ununterbrochenen Mächtigkeit von 764,3 Mt., unter dem 89 Mt. mächtigen Gips, nachgewiesen. Bei 1272 Mt. Tiefe wurde das Bohren aufgegeben, ohne daß die Sohle des Salzes erreicht war.

Spergel, Spark oder Spörk (Spergüla L.) ist der Name einer zur 10. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Caryophylleen gehörenden Pflanzengattung, welche fünf Kelchblätter, fünf weiße Blumenblätter, fünf oder zehn Staubgefäße, fünf Griffel und eine fünfklappige Kapsel mit runden, ringsum geflügelten Samen besitzt. Die hierher-

gehörigen Pflanzen sind einjährige, zweigabelig- oder wirtelig-ästige Kräuter, die Blätter lineal-ädlich, bischel-wirtelig, mit trockenhäutigen Nebenblättern, die Blüten stehen in endständigen, ausgespreizten Doldentrauben. Ueberall auf den Feldern wächst der gemeine S. oder Ackerspark (S. arvensis), dessen schwarze Samen mit anfangs weißlichen, später gelbbraunen, keuligen Papillen besitzt sind, welche letztere sich beim cultivirten S. verlieren. Als besondere Art wird der große S. oder Leinspark (S. maxima) aufgestellt; er ist aber wol nur eine Varietät des erstern. Die S. sind als Futterpflanzen geschätzt, da sie ein rasches Wachsthum haben und namentlich auf sandigen Feldern gedeihen, wo Klee nicht gebaut werden kann. Deshalb werden sie besonders in Holland, Brabant und in den Sandgegenden Deutschlands häufig angebaut. Auch zur Gründüngung empfehlen sie sich ihrer schnellen und reichen Vegetation wegen. Die Samen werden als Vogelfutter benutzt.

Sperling oder Spatz (Passer), eine Gruppe der Vogelfamilie der Finken (s. d.), durch einen starken, dicken, kegelförmigen Schnabel, einen auf der abgerundeten Firste schwach gebogenen Oberschnabel, kurze Füße mit schwachen Nägelu, abgerundete kurze Flügel und einen kurzen, abgestutzten oder wenig ausgeschnittenen Schwanz unterschieden. Zu ihr gehört der allgemein bekannte Haussperling (P. domesticus), welcher durch List, Keckheit, Zudringlichkeit und Dieberei lästig und daher nicht gern gesehen ist. Jetzt ist er von Portugal bis Sibirien, am Senegal, am Cap und auf Java zu Hause, obschon er früher auf Mitteleuropa beschränkt und zur Zeit der Römer vielleicht noch nicht in Deutschland heimisch war. Wenn er auch den Getreidefeldern, Erbsenfeldern, Kirschen und Weinbeeren manchen Schaden zufügt, so nützt er doch mehr noch durch große Vertilgung vieler schädlichen Insekten. Das Ausrotten der S. hat sich immer durch außerordentliches Ueberhandnehmen schädlicher Insekten selbst bestraft. Das Fleisch des Haussperlings ist hart und schmacklos und wird daher selten gegessen. Der Feldsperling (P. montanus) unterscheidet sich durch einen schwarzen Mondfleck auf den Wangen, rothgrauen Nacken und Scheitel und durch zwei weiße Querbänder auf den Flügeln. Die dritte, nur vereinzelt nach Deutschland kommende und im südl. Europa einheimische Art ist der Steinsperling oder Graufink (Fringilla petronia), welcher oberseits graubraun ist und über den Augen einen gelblichweißen Streifen und einen gelblichen Gurgelfleck hat. Der in Nordamerika einheimische Singsperling (Fringilla meloda) ist dort beliebt wegen seines angenehmen Gesangs, den er unermüdlich vom April bis Ende October ertönen läßt.

Spermaceti, s. Walrath.

Spesen (vom ital. spese) ist gleichbedeutend mit Unkosten. Der Ausdruck ist besonders in der Geschäftssprache des Handels in Anwendung; demnach ist Spesenrechnung das nämliche wie Unkostenrechnung. Wenn ein Spediteur sich nach Herkommen oder Verabredung seine Auslagen und Gebühr von dem Frachtfahrer, welcher den Weitertransport der Waare besorgt, vergüten läßt, sodaß derselbe sie bei der Ablieferung des Gutes mit einzuziehen hat, so nennt man das Spesennachnahme. (S. Spedition.)

Spessart oder Spesshart (schon im Nibelungenliede als Spehteshart, d. h. Spechtswald vorkommend), ein Waldgebirge im Westen Deutschlands, liegt dem nordöstl. Theile des Odenwaldes gegenüber, innerhalb des Bogens, welchen der Main von der Mündung der Fränkischen Saale und der Sinn bei Gmünd in seinem Laufe über Wertheim, Miltenberg, Aschaffenburg bis zur Mündung der Kinzig bei Hanau macht, reicht im Norden zwischen der Kinzig, die ihn vom Vogelsgebirge scheidet, und der Sinn, die als Grenze gegen das Rhöngebirge angesehen werden kann, bis gegen Salmünster, Schlüchtern und Brückenau und gehört, von etwa 80,000 meist sehr armen Menschen bewohnt, dem Regierungsbezirk Unterfranken sowie der Grafschaft Hanau an. Es ist ein schroff ansteigendes Massengebirge mit abgerundeten, wenig über die Gesammthöhe emporragenden Kuppen. Der Hauptrücken beginnt im Süden, gegenüber Miltenberg, mit dem ziemlich steilen Engelsberge, der ein Kapuzinerkloster mit herrlicher Aussicht trägt, und zieht in nördl. Richtung zur Quelle der Aschaff bis in die Gegend von Schlüchtern, ist 75 Kilom. lang und erreicht die Höhe von 450—580 Mt. Der südl. Theil dieses Rückens heißt die Eselshöhe und trägt den höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, den 605 Mt. hohen Geiersberg, nördlich vom Rohrbrunner Paß, durch den die Straße von Aschaffenburg südostwärts nach Würzburg führt, während weiter nördlich die bair. Eisenbahn von Aschaffenburg ostwärts nach Gmünd das Gebirge überschreitet. Der S. gleicht zwar in seinen Bestandtheilen dem Odenwalde, indem die Hauptmasse des Gebirgs aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer mit aufgelagertem rothen und gefleckten Sandstein besteht; er ist aber nur in den Thälern bewohnt und auf den untern Gehängen beackert, während die Höhen mit finstern Waldungen

bedeckt sind, meistens von Eichen und Buchen, mit wenigen Birken und Nadelhölzern. Das ganze Waldareal beträgt 1120 QKilom. Es finden sich hier die schönsten Eichen Deutschlands. Im ganzen ist der östl. Theil höher, steiler, rauher und mit dichtern Forsten bedeckt als der westliche sanftere. Die Flußthäler sind steil, eng und tief eingeschnitten. Man unterscheidet den Vorspessart oder den äußern Saum längs des Main, namentlich im Westen; den Hochspessart oder das innere Waldgebirge, welches aus dicht aneinanderschließenden Bergen besteht, ohne breite Bergebenen, sodaß es von den höchsten Punkten wie eine ununterbrochene, wellenförmige Waldfläche erscheint, und den Hinterspessart, der sich plateauartig gegen die Kinzig und Kahl absenkt und den Orber Reisig, eine Masse rauher, mit Eichenreisig bedeckter Berge, bis zur Stadt Orb umfaßt. Der Hochspessart erzeugt bei der Rauhheit seines Klimas neben schönen Hölzern nur Sommerfrüchte; im Vorspessart aber gedeiht neben den besten Getreide- und Gemüsearten besonders auch guter Wein. Viel Holz wird von den Gebirgsbewohnern selbst namentlich zu Faßdauben verarbeitet, meistens aber zum Schiffbau nach Holland verflößt. Außerdem wird Bergbau auf Kobalt, Kupfer und Eisen getrieben, namentlich bei dem Flecken Bieber. Glashütten gibt es zu Weibersbrunn, Einsiedelhof, Kahl und Emmerichsthal. Die höchsten Punkte des S. sind außer dem Geiersberge die Heckenhöhe bei Altenbuch, 594 Mt. hoch; der Hohewart bei Rohrbrunn, 597 Mt.; der Markberg bei Orb, 595 Mt.; die Hirschberger Höhe bei Rechtenbach, 572 Mt.; der Oberreisig, 569 Mt.; die Geishöhe bei Krausenbach, 551 Mt. Die vielen Bäche, welche den S. durchströmen und von denen die Sinn, Lohr, Hafenlohr, Elsava, Aschaff, Bieber und Kahl die bedeutendern, werden zur Kurzholzflößung, der das Gebirge begrenzende Main zur Ausfuhr des Bauholzes benutzt. In früherer Zeit war der S. als Sitz des deutschen Räuberwesens berüchtigt. Vgl. Behlen, «Der S. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend» (3 Bde., Lpz. 1823—27).

Spezia (La), freundliche Stadt, Handels- und Kriegshafen der ital. Provinz Genua und Hauptort des Districts Spezia, liegt an der Eisenbahnlinie Genua-Pisa, im Hintergrunde des herrlichen, von dreifachem Gebirgskranze umschlossenen Golf von S. (Golfo della S.), welcher den größten, bequemsten und sichersten Naturhafen Italiens bildet, oder vielmehr eine ganze Menge von Häfen, von denen die fünf an der Westküste gelegenen (Panigaglia, delle Grazie, Varignano, dei Cossi, dell' Oliva oder Porto-Venere) eine Fläche bilden, welche die des Hafens von Genua 143 mal übertrifft. Die Stadt wird durch zwei auf Felsenspitzen gelegene Forts gedeckt, zählt (1876) 25,820 E., hat besuchte Seebäder, schöne Spaziergänge längs des Meers und ist von Olivenhainen umgeben, welche das vorzüglichste Oel geben, während der westlich gelegene Ort Vernazza den berühmten Wein der Cinque-Terre liefert. S. hat ein Marinearsenal, Geschützgießereien, Seemagazine, Werften und Hospitäler. Der Schifffahrts- und Handelsverkehr ist ziemlich lebhaft; 1875 liefen 586 Schiffe mit 33,900 Tons ein. Die Hälfte der Ausfuhr besteht in Olivenöl. In dem Fort Varignano wurde Garibaldi 1852 nach seiner Gefangennahme bei Aspromonte und wiederum 1867 nach der verunglückten Expedition gegen Rom eine Zeit lang in Gewahrsam gehalten. Der Golfo della S. hieß bei den Römern Portus Lunae, von der Stadt Luna, nach welcher sie auch den in der Nachbarschaft gebrochenen berühmten Marmor (s. Carrara) Lunense marmor nannten. Es war dieses Luna eine früher zu Ligurien gehörige Stadt Etruriens, später röm. Colonie und strategisch wichtig als Stützpunkt der Operationen gegen Ligurien. Von der Stadt sind östlich von S., bei Sarzana, noch Ueberreste, namentlich die Arena eines Amphitheaters, die 1837 entdeckten Reste des Forums, sowie unzählige marmorne und erzene Bildwerke, Münzen und Inschriften in der Umgegend vorhanden. Luna hieß später Luno oder Luni, bestand noch 1287 als Stadt und war Hauptort der ursprünglich vom Flusse Deiva bis nach Pietra-Santa reichenden Landschaft Lunigiana. Die jetzige Stadt Sarzana, an der Magra (Macra der Alten) gelegen, war, ehe Livorno bestand, ein bedeutender Handelsplatz. Dieselbe hat Mauern, eine sehenswerthe Kathedrale und 9533 E. Die über der Stadt gelegene kleine Festung und das entferntere größere Bergschloß Sarzanello sind jetzt halb verfallen. Oestlich vom Golf liegt auch das Städtchen Lerici (Erix) mit einem Schlosse und 5940 E.; ihm westlich gegenüber, an der Südspitze der kleinen Halbinsel, welche nebst der vorliegenden Insel Palmaria den Golf vom offenen Meere trennt, das Städtchen Porto-Venère (bei den Römern Portus Veneris), welches von Mauern mit Thürmen umgeben ist, 3770 E. zählt und bemerkenswerth ist wegen des hier gebrochenen schwarzen Marmors mit goldfarbenen Adern.

Spezzia oder **Spetsä**, im Volksmunde **Petra**, die Pityusa der Alten, eine zur Nomarchie Argolis des Königreichs Griechenland gehörige, 16,6 QKilom. große, felsige und

unfruchtbare Insel, am Eingange zum Golf von Nauplia und durch einen 2,5 Kilom. breiten Kanal von der Südwestspitze der argivischen Halbinsel getrennt. Der Hauptort S. hat eine große Rhede, einen kleinen Hafen, Schiffswerfte, eine hellenische und eine Gemeindeschule, ein Friedensgericht, ein Lazareth und ein Zollamt und zählt (1870) 8443 E., die sich durch ihre Handelsthätigkeit und, wie ihre östl. Nachbarn, die Hydrioten (s. Hydra), besonders als tüchtige Seeleute auszeichnen. Als 1778 die als kühne Seeräuber bekannten Spezzioten sich, von den Russen ermuthigt, gegen die Türken erhoben, wurde ihre Insel von diesen durch ein furchtbares Blutbad fast entvölkert. Vor dem griech. Freiheitskriege, zu welchem sie Schiffe und Matrosen stellten, betrug ihre Zahl 15,000 Köpfe, und ihr Handel war sehr bedeutend. Gegen Südosten liegt das öde Eiland Petropula, auch Rasteria, von den Alten Aristera, von den Italienern auch Settepozzi genannt und denkwürdig durch einen Sieg, den hier die Venetianer 1263 über die Griechen davontrugen.

Sphagnum L., Name einer Gattung der Laubmoose, deren Arten Torf- oder Wassermoos genannt werden und eine eigenthümliche Gruppe von Moosen bilden, welche den Uebergang von den Laub- zu den Lebermoosen vermittelt. Sie unterscheiden sich von allen übrigen Laubmoosen durch den Bau ihrer Stengel und Blätter, durch den bleichen Kapselstiel, welcher eine Verlängerung des die Frucht tragenden Zweigs ist und gar nicht zur Frucht gehört, durch den Mangel des Rings innerhalb der Kapsel und das Fehlen der Haube. (S. Moose.) Die Blätter sind nervenlos wie die Lebermoosblätter und bestehen gleich diesen aus einer einzigen Schicht von Zellen, aber aus zweierlei Zellenarten, nämlich aus großen leeren, zartwandigen, von einer Spiralfaser ausgekleideten und mit offenen runden Löchern versehenen und aus kleinen, dickwandigen, chlorophyllhaltigen, welche die großen kranzartig umgeben. Aus porösen Spiralfaserzellen ist auch die äußere Schicht (Rinde) des Stengels zusammengesetzt. Da die Zellen der Blätter und Stengel kein oder sehr wenig Chlorophyll enthalten, so sind die Torfmoose meist bleich oder hellgrün, wol auch röthlich, selbst purpurroth, bläulich, schwärzlich. Der Bau ihrer Zellen befähigt sie in hohem Grade, Wasser aufzusaugen und festzuhalten, weshalb ein Sphagnumpolster nach einem Regen einem mit Wasser gefüllten Schwamm gleicht. Deshalb werden diese Moose befähigt, die Torfbildung einzuleiten, welche bei reichlichem Zugang von Wasser, noch mehr in Mulden mit undurchlassendem Boden, wo die atmosphärischen Wasser nicht abfließen können, rasch vor sich geht, indem die Torfmoose die Verdunstung des Wassers verhindern. Je mehr Wasser vorhanden ist, desto üppiger und rascher wachsen auch die Torfmoose (verlängern ihre Stengel), sodaß sie an feuchten Waldstellen oft mehrere Fuß hohe schwellende Polster bilden. Indem nun ihre dicht zusammenstehenden Stengel von unten her absterben und wegen der Verhinderung des Luftzutritts nicht verwesen, sondern langsam verkohlen, entsteht aus ihnen Torf- oder Moormasse, und da dieselben Stengel an der Spitze ununterbrochen weiter vegetiren, so muß allmählich die unter ihnen sich bildende Torfschicht dicker werden. Die Sphagna gehören daher zu den Haupttorfbildnern. Man findet sie häufiger auf Gebirgskämmen und überhaupt mehr in Gebirgen als in Ebenen, auch kommen sie vorzugsweise in Nadelwäldern vor. Man kennt verschiedene Arten des S. Die gemeinsten sind S. cymbiforme Ehrh. mit breitrundlichen Blättern, S. cuspidatum Ehrh. mit länglichen Blättern, S. acutifolium Ehrh. mit aufrechten breit-eirunden Blättern, u. a.

Sphäre (griech., d. i. Kugel) bedeutet in der Astronomie theils das Himmelsgewölbe, das uns zu umgeben scheint und sich als eine Kugel darstellt, in deren Mittelpunkt das Auge steht, deren untere Hälfte durch die Erdoberfläche verdeckt wird und die sich mit allen darin befindlichen Gestirnen in 24 Stunden um eine feststehende Achse zu drehen scheint; theils versteht man unter S. die Nachbildung des Weltgebäudes im kleinen. Figürlich nennt man auch S. die großen abgeschlossenen Gebiete des Universums, ferner im kleinen den Wirkungskreis jemandes. — Sphärengesang oder Sphärenmusik ist nach der Annahme des Pythagoras und seiner Schule das Tönen der sich im Himmelsraume bewegenden sieben Planeten, das um so höher, je weiter, um so tiefer, je enger der Kreis des sich bewegenden Körpers. Sterbliche vermögen diese Musik nicht zu vernehmen. — Sphärisch nennt man eine Figur, wenn sie auf der Oberfläche einer Kugel durch Bogen größter Kreise gebildet ist. Mit den sphärischen Dreiecken beschäftigt sich die sphärische Trigonometrie.

Sphäroid (griech.) heißt nach Archimedes ein Körper, der durch Umdrehung einer Ellipse um eine ihrer Achsen entsteht, und entweder abgeplattet oder verlängert ist. Da die Erde die Gestalt einer an den Polen abgeplatteten Kugel zeigt, so kann man sie als ein S. betrachten. Auch an andern Planeten, namentlich am Jupiter und Saturn, bemerkt man Abplattung, und

aus statischen Gründen sind wir berechtigt, Himmelskörpern, die sich um ihre Achse drehen, sphäroidische Gestalt beizulegen.

Sphärometer (griech., d. i. Kugelmesser) ist ein Instrument, dessen man sich bedient, theils um die Gestalt der Linsengläser zu bestimmen, theils um die Dicke dünner Blättchen, z. B. solcher von Gips u. s. w. zu messen, welche im polarisirten Lichtstrahle die verschiedenen Farben geben. Das erste wurde 1763 verfertigt; der Erfinder ist unbekannt. Allgemeiner bekannt ist die Vorrichtung erst durch Biot geworden. Die beste Einrichtung wurde dem Instrument zuerst von Cauchoix gegeben. Der wesentlichste Theil des S. ist eine genau gearbeitete Mikrometerschraube mit einem in 100 oder mehr Theile getheilten Kopfe.

Sphinx nannte man die in Aegypten vorkommenden kolossalen, aus Granit oder Porphyr gehauenen Steinbilder, bestehend aus Löwenleib mit Menschenkopf. Dieselben waren in Aegypten ein Symbol des Königs und hießen hieroglyphisch neb, was im Koptischen noch in der Bedeutung «Herr» erhalten ist. Daher kommen auch in Aegypten nur männliche S. vor, mit sehr wenigen Ausnahmen, in welchen eine weibliche S. als Bild der regierenden Königin erscheint. Man pflegte Sphinxstatuen vor die Eingänge der Tempel zu stellen, und zuweilen bilden sie ganze Alleen, welche zu den Tempeln der dargestellten Könige führen. Am bekanntesten ist der Sphinxkoloß auf dem Pyramidenfelde von Memphis. Er liegt östlich von der zweiten Pyramide, und es scheint, daß der gerade Aufweg zu demselben, der vom Thale zu dem Pyramidentempel führte, den Koloß zur Linken ließ und ihm zur Rechten ein anderer entsprechen sollte, für welchen der rohe Fels noch unter dem Sande liegt. Es scheint nur zufällig zu sein, daß sich in den Inschriften des ersten ägypt. Reichs das Sphinxbild bisher noch nicht gefunden hat. Am wahrscheinlichsten wurde der Koloß gleichzeitig mit dem Bau der dahinterliegenden Pyramide hergestellt und stellte den König Chephren, hieroglyphisch Chafra, der sie erbaute, dar. Doch wurde der Koloß später als ein Bild des Sonnengottes Horus, des Vorbildes aller Könige, verehrt. Nachdem schon 1818 bedeutende Ausgrabungen von Caviglia die S. und deren Zugang freigelegt hatten, sind später Untersuchungen von Mariette angestellt worden. Der Name S. ist griechisch. Daß aber die griechische S. mit der ägypt. Sphinxgestalt eine ursprüngliche Verbindung hatte, ist nicht anzunehmen. Die S. der griech. Mythologie war eine Tochter des Typhaon und der Schlange Echidna; ihre Geschwister, die Hunde Orthros und Cerberus, der Nemeische Löwe und der Drache Ladon, endlich die Chimäre und Hydra, bezeugen die dämonisch-ungeheuerliche Natur dieses ganzen Geschlechts, mit welcher das ägypt. Königssymbol nichts zu schaffen hat. Nur die äußerliche Formverbindung von Löwe und Mensch hat die Anwendung des griech. Wortes auf die ägypt. Gestalt veranlaßt. Nach der griech. Sage erschien die S. in der Nähe von Theben und tödtete jeden, welcher das Räthsel: Was ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig? nicht lösen konnte. Oedipus (s. d.), nachdem er auf dem Wege nach Theben seinen Vater Laios getödtet hatte, rieth, daß der Mensch gemeint sei, der als Kind auf Händen und Füßen kriecht und der als Greis den Stock zu Hülfe nimmt. Darauf stürzte sich die S. vom Felsen und Oedipus erhielt die Herrschaft über Theben und seine eigene, von ihm unerkannte Mutter zur Gemahlin.

Sphragistik (Siegelkunde), s. Siegel.

Sphygmograph oder **Pulszeichner**, s. Puls.

Spika, alban. Hafenort, s. Spitza.

Spicheren, auch Speichern, ein 900 E. zählendes Dorf im deutsch-lothring. Kreise Forbach, 5 Kilom. südlich von Saarbrücken, dicht an der preuß. Grenze. Die nördlich davon belegenen Spicherer Höhen, ein bewaldeter Höhenzug, dessen Kamm auf ehemals franz. Seite, dessen nördl. Abhang aber auf preußischer liegt, beherrschen das ganze Gelände bis Saarbrücken, waren beim Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs seit den ersten Tagen des Aug. 1870 zu einer starken Stellung umgeschaffen worden und bildeten in der Schlacht bei S. vom 6. Aug. die Hauptstellung der Franzosen. Zu Anfang der Schlacht, gegen Mittag, ging preuß. Infanterie vom Winterberge südlich gegen die scharf markirte Schlucht der Höhen zum Angriff vor und gewann bis gegen 3 Uhr wesentlich Terrain; es waren dies nur Spitzen der nächststehenden Armeecorps, den Gegner vermuthete man im Abzuge begriffen und wollte ihn zum Stehen bringen. Später wurde der Feind zwar auch aus dem Walde geworfen, feindliche Reserven jedoch zwangen zu zeitweiligem Zurückgehen. Nach 6 Uhr abends begann die Offensive des franz. linken Flügels die rings um Stiring fechtenden preuß. Truppentheile zurückzudrücken; erst dem Eingreifen brandenb. Infanterieregimenter der Zweiten Armee gelang es, die meist bewaldeten Steilabfälle der vorliegenden Höhen zu nehmen, während die Kuppe des

glacisartig ansteigenden Terrains erst nach völliger Dunkelheit gewonnen werden konnte. Die Wirkung der deutschen Artillerie war auf wenige Punkte beschränkt und die Thätigkeit der Reiterei durch die Beschaffenheit des Geländes fast ganz ausgeschlossen. Mit Unterstützung von Abtheilungen der 16. Division und der 5. und 6. Division der Zweiten Armee wurde auf Befehl des Generals von Goeben die feindliche Stellung erstürmt und die Franzosen zu einem vollständigen und eiligen Rückzuge gezwungen. Der Angriff weniger frischer Bataillone gab schließlich die Entscheidung. Der preuß. Verlust in dem hartnäckigen Kampfe betrug 223 Offiziere und 4648 Mann; Frossard gibt in seinem «Rapport» den Verlust seines Corps auf 249 Offiziere und 3829 Mann an. Vgl. Schell, «Die Operationen der Ersten Armee unter General von Steinmetz» (Berl. 1872); «Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71» (redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes, 4 Bde., Berl. 1874).

Spiegel. Fallen auf irgendeinen Körper Lichtstrahlen von einem leuchtenden oder erleuchteten Punkte aus, so werden sie, insoweit sie nicht von dem erstern verschluckt oder, falls es ein durchsichtiger Körper ist, durchgelassen werden, nach bestimmten Gesetzen zurückgeworfen. Ist die Oberfläche jenes Körpers rauh und uneben, so werden auch die auffallenden Lichtstrahlen ganz unregelmäßig zurückgeworfen, nach allen Richtungen hin zerstreut, und blos der Körper selbst wird uns sichtbar. Ist die Oberfläche des Körpers dagegen sehr glatt oder polirt, so werden die auffallenden Lichtstrahlen in derselben Ordnung zurückgeworfen, in welcher sie auffielen, wodurch uns der strahlensendende Körper sichtbar wird. Solche Körper, deren Oberfläche behufs der vollkommenern Zurückstrahlung polirt ist, nennt man S., denen man nach Maßgabe ihrer Form verschiedene Namen beilegt. Ihre Oberfläche ist nämlich entweder vollkommen eben oder gekrümmt; die erstere Gattung S. nennt man dann ebene oder Planspiegel. Was diese betrifft, so ist ihr Bild immer dem Gegenstande vollkommen gleich und erscheint in derselben Entfernung hinter dem S., in welcher sich der eigentliche Gegenstand vor demselben befindet. Daraus folgt unmittelbar, daß das, was im Gegenstande rechts ist, im Bilde zu links wird, und umgekehrt. Die S. bestehen entweder aus durchsichtigen oder aus undurchsichtigen, aus flüssigen oder aus festen Körpern. Die flüssigen, Wasser, Oel, Quecksilber u. s. w., haben ihrer Natur nach von selbst eine glatte Oberfläche, welche die festen Körper in der Regel erst durch die Kunst erhalten müssen. Die härtesten Körper liefern die vollkommensten S., weil sie die beste Politur annehmen; daher eignen sich gewisse Metalle, wie Stahl, Bronze, Gold, Silber u. s. w., vorzüglich dazu. Die Metallspiegel, in frühester Zeit die hauptsächlich benutzten, dienen gegenwärtig nur noch wissenschaftlichen Zwecken und sind seit Jahrhunderten durch die Glasspiegel ersetzt, welche auf der Rückseite mit Metall (fast durchweg Zinnamalgam) belegt sind. Außer ihrem gewöhnlichen Gebrauche dienen die ebenen S. auch zu wissenschaftlichen Zwecken in der Astronomie und Physik. Dann wendet man jedoch nicht die gewöhnlichen, mit Zinnamalgam belegten Glasspiegel an, weil diese, da sie eigentlich zwei spiegelnde Oberflächen haben, zwei oder auch noch mehr Bilder geben, sondern man bedient sich entweder der S. von Metall, namentlich aus einer Legirung von Kupfer und Zinn, oder auch der Glasspiegel, aber mit geschwärzter Rückseite. Zu den S. mit gekrümmter Oberfläche gehören die Cylinder-, Kegel-, Paraboloïd-, Ellipsoïd- und sphärischen oder Kugelspiegel, welche letztere wieder convexe S. oder Hohlspiegel sein können. Von ihnen finden aber nur die Hohlspiegel Anwendung. Die Convexspiegel geben verkleinerte aufrechte Bilder hinter dem S. Die Hohlspiegel, auch Brennspiegel (s. d.) genannt, haben einen Brennpunkt oder Focus, in welchem sich die parallel mit der Achse auffallenden Lichtstrahlen vereinigen; derselbe liegt in der Mitte zwischen dem Krümmungsmittelpunkt des S. und dem S. selbst. Die sphärischen Hohlspiegel dienen als Beleuchtungsspiegel, indem Strahlen, welche von ihrem Focus ausgehen, in paralleler Richtung auf weite Strecken geworfen werden; ehedem wurden dieselben zur Erzeugung von schwebenden Luftbildern u. dgl. m. angewandt.

Der Gebrauch der S. ist sehr alt; die ältesten S. waren von Metall, doch brauchte man im grauen Alterthume auch S. aus einem schwarzen obsidianähnlichen Gestein. Wenn man nach Plinius in Sidon ersonnen hatte, S. aus Glas zu machen, so waren diese höchst wahrscheinlich nur Imitationen jener Obsidianspiegel. Aus der Thatsache, daß Glasspiegel in keiner Schrift des Alterthums erwähnt, auch nirgends vorgefunden wurden, ist zu schließen, daß sie nicht in Gebrauch waren. Erst seit dem 16. Jahrh. wurden die alten nürnberger Glasspiegel (Abschnitte von innen mit einer Metalllegirung belegten Metallkugeln) erwähnt. In dem nämlichen Jahrhundert ist aber auch schon die Anfertigung von mit Zinnamalgam belegten Glastafeln in Venedig im Gange. Von Venedig ging die Kunst am frühesten nach Böhmen und

Baiern (Nürnberg) und später (1665) unter Colbert nach Frankreich. Damals waren die S. ausschließlich geblasene, d. h. nach Art der Wetzengläser dargestellte. Erst 1688 gelang es den franz. Techniker Thevart, gegossene Glastafeln herzustellen.

Die Fabrikation der Spiegeltafeln hat seit Mitte des 19. Jahrh. erhöhte Bedeutung und Ausdehnung gewonnen, seitdem man die gegossenen Tafeln nicht nur zu S., sondern im unpolirten Zustande vielfach zur Verglasung von Werkstätten, Fabriken, Treibhäusern, Stiegenhäusern, Passagen, überhaupt aller Localitäten anwendet, bei denen eine feitliche Beleuchtung nicht statthaft ist; im polirten, aber unbelegten Zustande ist der Gebrauch der gegossenen Glastafeln für Schaufenster ein ganz erstaunlicher geworden, auch bricht sich die Sitte in den mit Berücksichtigung des Comfort gebauten Häusern immer mehr Bahn, an die Stelle des gewöhnlichen Fensterglases das Spiegelglas treten zu lassen. Allgemein anerkannt ist auch, daß das belegte Spiegelglas die schönste, relativ preiswürdigste Zimmerdecoration bildet. Die geblasenen S. sind indessen keineswegs außer Gebrauch gekommen; die in Fürth hergestellten kleinen S. (Judenmaßspiegel), die auf allen Jahrmärkten und Messen feilgeboten werden, sind geblasene S. Die gegossenen S. werden, was die Glastafeln betrifft, hauptsächlich in Frankreich (von der Gesellschaft St.-Gobain, welche auch in Deutsch-Lothringen in Stolberg bei Aachen und in Waldhof bei Mannheim Werke besitzt), England und Belgien fabricirt. Die rohen Tafeln werden auf beiden Seiten geschliffen und dann mit Colcothar (Eisenoxyd) und etwas Wasser polirt. Nach dem Poliren werden die Tafeln mit Beleg (einer Amalgam aus 77 Theilen Zinn und 23 Theilen Queckſilber) versehen. In neuerer Zeit hat man mit leidlichem Erfolge versucht, anstatt der Belegung der S. mit Zinnamalgam eine auf nassem Wege hervorgerufene Versilberung der Glasplatten (Silberspiegel) oder ein Ueberziehen derselben mit Platin oder mit Palladium anzuwenden. Im Deutschen Reiche hat sich die Silbermanufactur besonders in Fürth eingebürgert (die Zahl der bei dieser Fabrikation, die das Rohglas von auswärts bezieht, beschäftigten Personen beträgt über 3000, der totale Production- und Absatzwerth jährlich 5—6½ Mill. Mark).

Spiegel (Friedr.), einer der verdientesten deutschen Orientalisten, geb. 11. Juli 1820 in Kitzingen bei Würzburg, besuchte seit 1833 das Gymnasium zu Ansbach und 1838—42 die Universitäten Erlangen, Leipzig und Bonn, wo er sich dem Studium der orient. Sprachen widmete. Die J. 1842—47 brachte er größtentheils im Auslande, besonders an den Bibliotheken zu Kopenhagen, London und Oxford zu, deren orient. Sammlungen er benutzte. Im Herbste 1849 ward er als Professor der orient. Sprachen an die Universität Erlangen berufen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist vornehmlich auf die ind. und iran. Sprachen und Literaturen, insbesondere auf die buddhistischen und altperſ. Religionsbücher gerichtet. Von seinen selbstständigen Schriften haben die Ausgabe des «Kammavâkya» (Bonn 1841) und die «Anecdota Pâlica» (Lpz. 1845) das Studium der Pâli-Literatur in Deutschland begründet. Ein brauchbares Hülfsmittel zur Kenntniß des Neuperſischen bot er in der «Chrestomathia Persica» (Lpz. 1846). Sein Hauptwerk bildet jedoch die Ausgabe und Uebersetzung der «Avesta» oder heiligen Bücher der Parsen, von welcher der erste und zweite Band (Lpz. 1853—58) den Zendtext des Vendidad, Yaçna und Vispered enthält, während die deutsche Uebertragung (3 Bde., Lpz. 1852—64) und der Commentar (2 Bde., Lpz. 1864—68) gesondert erschien. Auf die Erklärung der «Avesta» beziehen sich, außer verschiedenen Abhandlungen in den «Denkschriften» der Bairischen Akademie und vielen Beiträgen zu Zeitschriften, noch S.'s «Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen» (2 Bde., Lpz. 1856—60), deren erster Band den ersten Versuch einer grammatischen Behandlung der Pehlewi- oder Huzvareschsprache enthält, die «Grammatik der Pârsîsprache» (Lpz. 1851), in der er zum ersten male die unter dem Namen Pazend bekannte Sprache bearbeitete und Proben aus den noch in derselben erhaltenen Schriften mittheilte, und die «Grammatik der altbaktrischen Sprache» (Lpz. 1867). Eine vollständige Sammlung der bekannten altperſ. Keilinschriften nebst Uebersetzung und Erklärung gab er in «Die altperſ. Keilinschriften» (Lpz. 1862). Seine geogr. und ethnogr. Aufsätze über das ältere und neuere Persien sammelte er in «Eran, das Land zwischen Indus und Tigris» (Berl. 1863). Es waren dies die Vorarbeiten zu einem größern Werke: «Eranische Alterthumskunde» (3 Bde., Lpz. 1871—78).

Spiegelsextant, s. Sextant. — **Spiegeltelestop**, s. Fernrohr.

Spieker (Christian Wilh.), prot. Theolog und Jugendschriftsteller, geb. 7. April 1780 zu Brandenburg a. d. H., erlangte seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst und auf der Universität zu Halle. Nachdem er 1804 Lehrer am Pädagogium zu Halle und 1805 Feld-

rediger bei einem dortigen Infanterieregimente geworden, nöthigten ihn die Folgen der Schlacht bei Jena, einige Jahre in Dessau zu privatisiren. Er benutzte seine Muße zur Abfassung guter Jugendschriften, darunter «Die glücklichen Kinder» (4 Bde., Lpz. 1808) und «Vater Hellwig unter seinen Kindern» (2 Bde., Nürnb. 1808—10). Im J. 1808 wandte er sich nach Berlin, wurde 1809 Diakonus und Professor der Theologie in Frankfurt a. O., 1818 Superintendent und Oberpfarrer daselbst und starb als solcher 10. Mai 1858. In der Literatur hat sich S. theils durch eine Reihe kirchenhistor. Arbeiten, meist Beiträge zur Geschichte der Reformation, theils durch mehrere ungemein verbreitete Erbauungsschriften einen geachteten Namen erworben. Zu den erstern gehören: «Geschichte Luther's und der durch ihn bewirkten Kirchenverbesserung in Deutschland» (Bd. 1, Berl. 1818), «Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg» (3 Bde., Berl. 1839), «Darstellungen aus dem Leben des Generalsuperintendenten Breccius» (Frankf. 1845), «Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden zu Augsburg» (Bd. 1, Lpz. 1847), «Geschichte des Augsburger Religionsfriedens vom J. 1555» (Schleiz 1854), «Lebensgeschichte des Andreas Musculus» (Frankf. 1858). Von seinen Erbauungsbüchern sind hervorzuheben: «Morgenandachten» (6. Aufl. von Keßler, Lpz. 1868), «Abendandachten» (4. Aufl., Berl. 1859), «Andachtsbuch für gebildete Christen» (10. Aufl., Lpz. 1867), «Des Herrn Abendmahl» (8. Aufl., Berl. 1868) und «Emiliens Stunden der Andacht» (9. Aufl., Lpz. 1868). Auch hat er «Gesammelte Predigten» (2. Aufl., Lpz. 1817), «Predigten und Reden im Felde gehalten» (Berl. 1815) und «Predigten und Reden bei besondern Gelegenheiten u. s. w.» (2 Bde., Lpz. 1841—44) herausgegeben. Geschätzt wird seine «Geschichte der Stadt Frankfurt» (Berl. 1853).

Spiel nennt man die freie Beschäftigung des Geistes oder des Körpers ohne ernsten Zweck. Der Zweck des S. ist vielmehr Erholung, Wechsel der Eindrücke und angenehme Unterhaltung. Körperliche S. finden besonders in der Kindheit und Jugend statt und tragen wesentlich zur Ausbildung des Körpers und zur Befestigung der Gesundheit bei. Dahin gehören außer den gymnastischen Uebungen das Ballspiel, Billardspiel, Kegelspiel u. s. w. S., bei denen vorzugsweise der Geist in Anspruch genommen wird, wie die sog. Verstandesspiele, vornehmlich das Schachspiel, bilden manche Fähigkeit desselben, wie die Beobachtungsgabe, den Scharfsinn, die Aufmerksamkeit und Erfindungsgabe, aus, unterhalten durch den leichten Kampf des Geistes mit dem Zufalle und belohnen im Falle des Gewinnens den Ehrtrieb. Dasselbe gilt von den S., welche Verstandes- und Glücksspiele zugleich sind, wie manche Kartenspiele, L'Hombre, Tarot, Piquet, manche Würfelspiele, z. B. Toccategli. Schädlich müssen nothwendig auf Gemüth wie Körper die Hazardspiele wirken, deren einziger Zweck der Gewinn durch Zufall ist.

Spielart oder Varietät, s. Art.

Spielberg, früher Festung und Staatsgefängniß, jetzt Kaserne bei Brünn (s. d.).

Spielhagen (Friedr.), geschätzter deutscher Romanschriftsteller, geb. 24. Febr. 1829 zu Magdeburg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stralsund und widmete sich seit 1847 zu Berlin, Bonn und Greifswald philol. und philos. Studien. Später wandte er sich jedoch ausschließlich literarischen Bestrebungen zu. Schon seine beiden ersten novellistischen Arbeiten, «Clara Vere» (1857) und «Auf der Düne» (1858) wurden beifällig aufgenommen. Seinen eigentlichen Ruf begründete er mit «Problematische Naturen» (4 Bde., Berl. 1860, mit der Fortsetzung «Durch Nacht zum Licht», 4 Bde., Berl. 1861; 7. Aufl. 1875), einem fein angelegten und gut durchgeführten Roman, der den besten neuern deutschen Schöpfungen dieser Gattung würdig zur Seite tritt. Seitdem veröffentlichte S. noch: «In der zwölften Stunde», «Die von Hohenstein», «Röschen vom Hofe», «In Reih' und Glied» (5 Bde., 1866; 4. Aufl. 1876), «Hans und Grete», «Unter Tannen», «Vermischte Schriften», «Hammer und Amboß» (5 Bde., Schwerin 1869; 7. Aufl. 1879), «Die Dorfkokette», «Deutsche Pioniere», «Allzeit voran», «Was die Schwalbe sang», «Ultimo», «Aus meinem Skizzenbuch», «Sturmflut» (3 Bde., Lpz. 1877; 3. Aufl. 1878), «Das Skelet im Hause», «Von Neapel bis Syrakus. Reiseskizzen», «Platt Land». Auch als dramatischer Dichter ist S. aufgetreten mit den Schauspielen «Liebe für Liebe» (Lpz. 1875), «Der lustige Rath» (Lpz. 1875) und «Hans und Grete» (Lpz. 1876). Seine «Sämmtlichen Werke» (3. Aufl., 14 Bde., Lpz. 1875—77) enthalten die Romane und Novellen des Dichters, außer den neuesten, erst nach 1877 erschienenen. Das poetisch reflectirte Bild der Zeit, welches S. in seinen großen Romanen schildert, rundet sich mit jedem dieser Werke mehr und mehr ab. In seinen «Vermischten Schriften» bemüht sich der Verfasser, seine praktischen Erfahrungen auch für die Theorie zu verwerthen. Daneben hat sich S. auch mehrfach als Uebersetzer bekannt

gemacht. So lieferte er Uebertragungen von Curtis' «Reiseskizzen eines Howadji» (Hann. 1857), von Emerson's «Engl. Charakterzüge» (Hannov. 1858), «Amerikanische Gedicht» (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1865); ferner von Roscoe's «Lorenzo von Medicis» (Lpz. 1859) u. von Michelet's «Die Liebe» (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1859), «Die Frau» (Lpz. 1860) und «D. Meer» (Lpz. 1861). Seit 1862 lebt S. zu Berlin; 1878 übernahm er die Redaction v. Westermann's «Illustrirten deutschen Monatsheften».

Spielkarten sind ohne Zweifel eine chines. Erfindung, über deren erste Erscheinung, Gestaltung und Verbreitung in Europa aber noch manches unsicher und bloße Vermuthung ist, zumal da die angeblich ältesten Kartenspiele gar nicht in diese Kategorie hineingehören. Das berühmte «Piquetkarte Karl's VI.», im pariser Kupferstichcabinet, ist weder ein Piquetspiel noch überhaupt eine Spielkarte, sondern eine unvollständige Folge von 17 nach Art der Miniaturen gemalten, mit Vergoldung versehenen und auf Cartons geklebten Quartblättern mit einem allegorischen Bilderbuche zu erbaulichem Zeitvertreibe und von derselben Gattung als das sog. Giuco di Tarrocchi von Mantegna. Allen Kennern von Kupferstichen ist diese oben erwähnte Folge von 50 Blättern in fünf Abtheilungen mit den Abbildungen der verschiedenen Stände, der Musen, der Künste und Wissenschaften, der Tugenden, der Planeten bekannt, und ihre Schönheit, ihr Alter, ihre Seltenheit und ihr vermeintlicher Gebrauch machen daraus eins der merkwürdigsten ikonographischen Denkmale. Von dem vielen, was über das Büchelchen geschrieben worden, läuft das meiste darauf hinaus, es als ein Tarokspiel zu bezeichnen, das von Maso Finiguerra oder von Andrea Mantegna oder von einem andern Padnaner gegen das Ende des 15. Jahrh. gestochen sei. Es ist dies jedoch eine völlig unhaltbare Ansicht. Abgesehen davon, daß die Blätter dieses Büchelchens keine charakteristischen Zeichen einer Reihenfolge an sich tragen, und daß ihre Anzahl von 50 zu keiner von den Combinationen, die mit den 78 Karten des Tarokspiels möglich sind, paßt, hat noch niemand etwa dazugehörige Zählkarten mit Punkten nachgewiesen. Die vorhandenen Exemplare enthalten Stiche, die nicht auf einzelnen Bogen abgezogen, sondern als Bändchen zusammengebunden waren, und bis jetzt fand sich von diesen Blättern keins auf so starkem Papiere gedruckt, daß es die Handhabung der Spieler hätte vertragen können. Es ist eine zugleich philos., astrol. und moralische Sammlung von Kupferstichen, die bei ihrer Veröffentlichung ungemeinen Beifall gefunden zu haben scheint. In Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. verfertigte man davon viele Nachstiche, und die Kartenfabrikanten gaben durch einige Figuren, die sie daraus entlehnten, die Veranlassung, daß nachher die Bilderkundigen irrigerweise ein Tarokspiel daraus machen wollten. Die eigentlichen Karten, welche den Urtypus unserer heutigen bilden, sollen nach der gewöhnlichen, aber keineswegs wahrscheinlichen Annahme von den Ostindiern zu den Arabern gekommen und von diesen im Abendlande eingeführt sein; es wird jedoch nicht angegeben, zu welcher Zeit dies geschehen. Die vielen Verordnungen, in denen schon früh gegen das Spiel und die Spielwuth, zum Theil selbst durch Synodal- und Concilienbeschlüsse, geeifert wird, liefern über das Aufkommen und die Verbreitung des Kartenspiels keine so sichern Aufschlüsse, als man davon erwarten sollte, da die Karten auch unter alea (Würfel), welches Wort alle Arten von Glücksspielen umfaßte, begriffen, also auch schon vorhanden gewesen sein können, ehe sie noch mit besondern Namen genannt werden. Ausdrückliche Erwähnung geschieht ihrer in Deutschland, und zwar in Nürnberg zuerst 1388, in Ulm 1397, in Frankreich 1400, in Italien 1419, in Spanien 1436; in England erging 1463 schon ein Einfuhrverbot.

Das älteste Kartenspiel ist allem Anscheine nach das ital. Tarok, dessen etymologisch unklarer Name bisher noch keine genügende Erklärung gefunden hat und das bereits zu Anfang des 15. Jahrh. erwiesen zu Bologna gespielt wurde. Es bestand aus 78 Karten in zwei Abtheilungen: die erste, mit 21 Blättern, begriff die Atouts, welche sich durch die Darstellung von Figuren und verschiedenerlei Gegenständen mit Ordnungsnummern voneinander unterschieden; die zweite, mit 56 Karten, 16 Bildern und 40 Zahlblättern in vier Reihefolgen, die jede unterscheidende Bezeichnungen, sog. «Farben» hatten. Wann die Deutschen der ital. Karte ihre veränderte Gestalt gegeben haben, ist ungewiß. Bei den Franzosen scheint dies, nach den Costümen der Bilder ihrer alten Piquetkarte und nach den diesen Bildern beigesetzten, jedoch sich nicht immer gleich bleibenden Namen zu urtheilen, unter Karl VII. (1422—61) geschehen zu sein. Manche behaupten, es sei die Idee kämpfender Parteien, die, wie beim Schach, allen wirklichen morgenländ. und abendländ. Kartenspielen zu Grunde liege. Ursprünglich habe das Kartenspiel aus vier Compagnien gleich gekleideter Soldaten bestanden, deren jede aus acht Gemeinen (2—9 numerirt), einem Fußknechte, einem Ritter, einer Königin und einem Könige

zusammengesetzt gewesen. Das As habe die Fahne vorgestellt, und nach ihm habe man die vier Compagnien, welche sie anführte, unterschieden; der Ritter sei später in einen Gemeinen verwandelt worden und habe die Nummer 10 erhalten. Andere sehen in unserm Kartenspiele eine bloße Umwandlung des Schachspiels, wobei die Offiziere zu Bildblättern, die Bauern zu Zahlblättern und die zwei Farben mit ihren Doppeloffizieren in jeder zu vier Farben mit einfachen Bildern nach Anleitung der Quadrillen in den Turnieren oder Carrousels geworden seien. Daß die uneigentlich so genannten Farben anfangs auch figürlich unterschieden wurden, woraus erst zuletzt die jetzt üblichen Schemata der franz. Piquetkarte hervorgegangen sind, lag in der emblematischen Neigung des Zeitalters. Die ältesten und Grundformen der Farben sind diejenigen der Tarotkarte: Cupi (Becher), Spadi (Degen), Denari (Münzen, Geld), Bastoni (Stäbe, Stöcke). Diese verwandelten sich in der deutschen und niederländ. Karte in Roth oder Herzen, Schellen, Eicheln oder Kreuz, und Grün oder Laub (auch Spaten oder Schüppen), in der französischen und englischen endlich in Coeur (heart, Herz), Pique (spade, Lanze), Carreau (diamond, Pfeilspitze, Bolzen), und Trefle (club, Klee). Die italienischen, auch wol noch gezwungener die franz. und deutschen vier Farben sind auf die vier Stände bezogen worden: Geistlichkeit (Kelche, Herzen, Roth), Adel (Degen, Schellen, Lanze), Bürger (Geld, Eicheln, Kreuz), und Bauern (Stöcke, Klee, Spaten). Sowol in der Zahl als in der Unterscheidung der Farben hat jedoch anfangs große Verschiedenheit obgewaltet, bis sie sich durch allgemeinen oder volksthümlichen Brauch auf vier von den erwähnten Formen gesetzt haben. Ebenso verschieden sind die Bilder. Der König und die Königin, aus dem Könige und der Königin im Schachspiele herübergenommen, wo letztere ursprünglich der Vezir oder Feldherr hieß, sind allen gemein. Die an die Stelle der Königin getretene Dame scheint in Frankreich aufgekommen zu sein. Daß der Bube häufig doppelt ist, als Reiter und Fußknecht, deutet noch näher auf die ursprüngliche Entstehung aus Springer und Läufer im Schachspiele hin. Der Roche mag in das As, welches in den meisten Kartenspielen von höherer Bedeutung als die übrigen Zählkarten ist, übergegangen sein. In Deutschland gestaltete sich das As zum Daus, die Königin zum Ober, der Bube zum Unter um. Der Eichelnober (in mehrern Spielen alle Ober, in einigen Gegenden die Unter) erhielt den Namen Wenzel (nach dem heil. Wenzeslaus), der Grünober den Namen Baste (nach dem heil. Sebastian). In Frankreich gab man den einzelnen Königen, Damen und Buben besondere Namen, den beiden erstern aus der alten und biblischen Geschichte, den letztern aus franz. Ritterromanen. So führten unter Karl VII. die Könige die Namen Karl, David, Alexander, Cäsar, die Damen Judith, Pallas, Rachel, Argine; die Buben hießen Hektor, Ogier, Lahire, Lancelot.

Was die Fabrikation der S. anlangt, so wurden die ältesten mit Hülfe der Patronen aus freier Hand verfertigt. Die «Briefmaler» und «Illuminirer», welche Heiligenbilder und kurze Schrifttexte schrieben und colorirten, waren zugleich Kartenmaler und betrieben die Verfertigung von S. der gemeinsten und wohlfeilsten Art häufig als Hauptgeschäft. Von diesen Brief- und Kartenmalern sind die ersten Versuche der Druckkunst ausgegangen. In Deutschland und den Niederlanden hatte der Holzdruck vielleicht schon im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrh. bei ihnen seinen Anfang genommen; jedoch erst um 1440 war das Brief- und Kartendrucken ein bekanntes und in vielen großen deutschen Städten verbreitetes Gewerbe. In Frankreich ist von ihnen vor Einführung der Buchdruckerkunst keine Rede; erst im 16. Jahrh. geschieht ihrer gewerbliche Erwähnung unter dem Namen Tailleurs et Imprimeurs d'histoires et de figures. In Paris waren sie mit den Dominotiers, den Verfertigern von buntem oder marmorirtem Papier verbunden, was ihren ursprünglichen Zusammenhang mit den Kartenmachern (Cartiers) verräth, die schon früh den Rückseiten der S., um sie undurchsichtig zu machen, eine bunte Färbung (Musirung) zu geben pflegten, wie noch heutigentags bei den deutschen und franz. Karten geschieht. Ob von ihnen zuerst Heiligenbilder oder S. mit der Holzform gedruckt worden, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Alte S. der gemeinern Art werden nicht aufgehoben, und daher kommt es, daß sich in den vorzüglichsten Sammlungen keine vorfinden, die erwiesen dem 15. Jahrh. angehören. Selbst die im pariser Kupferstichcabinet befindliche und angeblich aus dieser Zeit herstammende sehr rohe franz. Holzschnittkarte gehört trotz ihres ältern Aussehens doch wol in das 16. Jahrh. Nach der Erfindung des Holzdrucks blieb die Fabrikation der S. stehen, und selbst in unserer Zeit bildet sie keinen sehr vorgeschrittenen Industriezweig. Holzformen von Birnbaum werden noch jetzt vorzugsweise dabei angewendet, und erst unlängst hat man angefangen, sich der Holzstöcke von Buchsbaum, der Clichés und des Metallschnittes (Messing) sowie der Buchdruckerpresse zu bedienen. Nur selten, besonders

für die figurenreichen Tarokkarten und die feinern Sorten der franz. und deutschen **Karte**, kom der Stich in Kupfer, Zink und Stahl, sowie die Lithographie zur Anwendung. **In größ** Fabriken druckt man die Musirung mit der Buchdruckerpresse auf. Die besten **und elegantes** Karten werden zu Paris, London und Wien verfertigt. In Deutschland werden **besonders** Stralsund, Hamburg, Kassel, Naumburg, München, Stuttgart, Ulm und Mainz **S. fabrici**

Die Arten der **Kartenspiele** haben sich überaus vermehrt. Sie sind theils **Hazardspiel** wie Pharao, Landsknecht, Vingt-un, theils sog. Commersspiele, bei welchen letztern **entweder** d Zahl der Stiche oder die Zahl der Augen, oder auch sog. Sequenzen entscheiden. **Für** das geistreichste aller Kartenspiele gilt das L'Hombre (span. Ursprungs). Sehr **verbreitet** sind das engl. Whist, das franz. Piquet, das Solo, der Skat (verstümmelt aus écarté, **écarté**; au franz. escarter, ital. scartare, bedeutet eine Karte aus dem Spiele herauslegen), Bost u. s. w. Abgesehen davon, daß die Mode auch auf diesem Gebiete ihre **Herrschaft** gelten macht, haben die verschiedenen Stände und die verschiedenen Gegenden ihre **Lieblingsspiele** Nicht minder verbreitet wie die Kartenspiele sind auch die **Kartenkünste**, **welche meist** d größter Gewandtheit besondere Kunstgriffe (z. B. Volteschlagen) erfordern. Der **Gebrauch** der Karten zum Wahrsagen ist fast so alt als die S. selbst, und der ursprüngliche **arab.** Name Naibi oder Naipes, welchen sie früher in Italien und Spanien führten, und **der soviel** als Wahrsagung bedeuten soll, scheint auf diesen Zusammenhang hinzuweisen. **Noch gegenwärtig** ist das **Kartenschlagen** oder **Kartenlegen**, die Kunst der **Kartomantie**, **eins** der beliebtesten Mittel, besonders der Frauen aus niedern Volksschichten, um das **Dunkel der Zu**kunft aufzuhellen. Der erste, welcher das Kartenschlagen lehrte, war der **Buchdrucker** und Zeichner Francesco Marcolini aus Forli in seinen «Sorti» (Veneb. 1540). **In neuerer** Zeit hat namentlich der Kupferstichhändler Aliette unter dem anagrammatischen **Namen** Etteilla mehrere Bücher, z. B. «Cours théorique et pratique du livre de Thott» (Par. **1790**), der ausgegeben. Berühmt als Kartenschlägerin war die Lenormand (s. d.). **Bei der** großen Wichtigkeit, welche die ältesten S. nicht nur für die Geschichte der Holzschneidekunst, sondern auch für die Geschichte der daraus hervorgegangenen Typographie besitzen, ist die **Entstehung** derselben von mehrern Kunsthistorikern und Bibliographen bearbeitet worden. Die Hauptwerke sind: Leber, «Jeux des tarots et des cartes numérales» (Par. 1844, mit 100 Kupfern); Singer, «Researches into the history of playing cards» (Lond. 1838, mit Kupfern); Chatto «Facts and speculations on the origin and history of playing cards» (Lond. 1848); «Die S. der Weigel'schen Sammlung» (Lpz. 1865). Vgl. noch Breitkopf, «Versuch über den Ursprung der S.» (Lpz. 1784); Taylor, «The history of playing cards» (Lond. 1865); «Origine des cartes à jouer» (Par. 1869).

Spielschule, s. Kindergärten.

Spieluhren heißen Uhren, welchen ein **Spielwerk** beigegeben ist, um zu bestimmten Zeiten, z. B. wenn die Stunde voll wird, ein kürzeres oder längeres Musikstück vorzutragen. Sie sind sehr verschiedener Art, theils nach Größe und Beschaffenheit der Uhr an sich, theils nach der Natur des musikalischen Apparats. Die ältesten Spielwerke waren die Glockenspiele, welche ehemals nicht selten mit Thurmuhren verbunden wurden, wobei man gewöhnlich eine Folge von vier, sechs bis acht Tönen hatte. Kleine, durch eine Stift- oder Daumenwalze gehobene Hämmer schlagen hier in bestimmter Abwechselung taktmäßig auf die in einer Reihe aufgehangenen, gehörig abgestimmten Glocken. Die Erfindung dieser Glockenwerke ist sehr alt und wird den Gothen zugeschrieben. Eine andere Art bilden die Flötenwerke oder Musikspielwerke, bei welchen wie in einer Drehorgel ein System von Pfeifen mittels eines Blasbalgs angeblasen wird, während die Stifte einer langsam umgedrehten Walze nach Erforderniß die Luftein laßventile öffnen; man verbindet sie wol mit Haus- und andern großen Pendeluhren. In Stutzuhren, ja sogar in Taschenuhren, sind dagegen die sog. **Carillons** oder **Stahlspielwerke** ausschließlich gebräuchlich, weil sie am wenigsten Raum einnehmen und eine im Zimmer zulässige, nicht zu laute Musik hervorbringen. Ein solches Spielwerk besteht (übereinstimmend mit denen, welche früher in Dosen, Petschaften und Ringen vorkamen) aus einer Reihe gerader, an einem Ende befestigter Stahlzungen von stufenweise abnehmender Länge, welche durch die Stifte einer Messingwalze in Bewegung gesetzt werden. Bei S. überhaupt ist das Spielwerk von dem Gang- und Schlagwerke der Uhr völlig unabhängig und wird selbstständig durch ein Gewicht oder eine Feder getrieben. Nur besteht zwischen beiden eine Verbindung in der Art, daß das Uhrwerk in den vorausbestimmten Zeitpunkten das Spielwerk auslöst, d. h. seine Triebkraft in Freiheit setzt, worauf es sogleich zu spielen anfängt und so lange fortfährt, bis am Ende des

Musikstücks eine Arretirung einfällt und das Spielwerk wieder zum Stillstehen bringt. Gegenwärtig sind die Spieldosen oder Musikkästen beliebter als die S.; die Fabrikation derselben ist in der Schweiz zu einem wirklichen Industriezweige geworden; die hervorragenden Productionsorte sind St.-Croix am Chasseron im waadtländischen Jura und Genf. Der Werth der in der Schweiz angefertigten Spielwerke mag sich jährlich auf $1^1/_2$ Mill. Frs. belaufen. Seit einer Reihe von Jahren bemüht man sich mit Erfolg, den Spielwerken eine accessorische Rolle an Ziergegenständen, oder Möbeln, oder Verbrauchsobjecten zu geben, indem man die kleinern Werke in Arbeitskästchen, Cigarrenetuis, Photographiealbums u. s. w., die größern an Sesseln, Divane, Schnitzwerken u. s. w. unterbringt. Nicht genau in die Industrie der S. und Spieldosen, sondern zwischen sie und die Bijouterie fällt die Fabrikation der Miniaturvögelchen, welche, in zierlichen, oft sehr reichen Goldgehäusen angebracht, nach dem Aufziehen des Spielwerks heraustreten, sich bewegen und zwitschern.

Spielwaaren. Die Fabrikation derselben ist ein umfassender, besonders für Deutschland wichtiger Industriezweig. Die deutschen S. erfreuen die Jugend der ganzen civilisirten Welt. Der älteste Sitz der deutschen Spielwaarenfabrikation ist Nürnberg; von dort aus gehen die Spielzeuge seit Jahrhunderten nach allen Weltgegenden. Mit Nürnberg concurrirend und zu einem nicht unbedeutenden Exporthandel emporgewachsen ist die Fabrikation der S. in Thüringen, besonders in und um Sonneberg und im sächs. Erzgebirge zwischen Marienberg, Katharinenberg und Sayda (namentlich sind es die Orte Olbernhau, Seiffen und Heidelberg). Sehr viele S. fertigt auch Oberammergau in Baiern, das Gröden thal im südl. Tirol und Würtemberg. Man unterscheidet Holzspielwaaren, wie Schaukel- und Fahrpferde, Thierfiguren, Holzsoldaten, Trommeln, Baukästen, Damen- und Schachbreter, Kegelspiele, Kreisel, Puppenstuben, Kaufläden, Gliederpuppen u. s. w.; Metallspielwaaren, wie Zinnfiguren (Bleisoldaten), Tombakuhren, Kindertrompeten, Pumpwerke, magnetische Schwimmfiguren, Kinderwaffen u. s. w., und eigentliches Spielzeug, wie Puppen, Puppenköpfe, Kindertheater, Schattenspiele, Guckkästen, Kaleidoskope u. s. w.; Kautschukspielwaaren, wie Puppen, Thierfiguren u. s. w., die wegen ihrer Unzerbrechlichkeit äußerst beliebt, jedoch nur mit Vorsicht verwendet werden dürfen, da die zu ihrer Herstellung benutzten Farben nicht immer unschädlich sind. Die pariser Spielwaarenfabrikation trägt den Stempel des Luxus; die Waaren sind geschmackvoll, zierlich und gut gearbeitet, aber theuer und nicht, wie das deutsche Spielzeug, für arm und reich bestimmt. In neuerer Zeit läßt sich in der Fabrikation der S. das Streben nach Verbesserungen der Formen und der Beförderung des Nachdenkens, des Wissens und der Geschicklichkeit, sowie überhaupt der körperlichen und geistigen Anlagen der Kinder durch die S. in erfreulicher Weise erkennen. Vgl. die Berichte über die Weltausstellungen von Wien (1873), London (1851 u. 1872) und Paris (1855, 1867 u. 1878), für die würtemb. Industrie der S. die «Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern in Würtemberg» (Stuttg. 1860—78) und für die sächs. Industrie «Technolog. Studien im sächs. Erzgebirge» (Lpz. 1878).

Spierstrauch, Pflanzengattung, s. Spiraea.

Spieß (Christian Heinr.), einer der fruchtbarsten deutschen Romanschreiber, der Repräsentant des Ritter- und Geistergeschmacks des 18. Jahrh., geb. 4. April 1755 zu Freiberg in Sachsen, war eine Zeit lang Schauspieler und starb als Gesellschafter des Grafen Künigl auf dessen Schlosse Bezdiekan in Böhmen 17. Aug. 1799. Anfangs schrieb er Schauspiele, später mehr Romane. Das erste Glück, aber auch ein entscheidendes, machte er durch sein Schauspiel «Klara von Hoheneichen» (1790). Seitdem lieferte er jährlich mehrere Bände. An Mannichfaltigkeit der Vorgänge ließ er es in seinen vielgelesenen Producten nicht fehlen; aber nach und nach bemerkte man mehr und mehr die Oberflächlichkeit und poetische Dürftigkeit, je nachlässiger er das Publikum zu behandeln anfing. Talent der Erfindung und schöpferische Phantasie sind ihm nicht abzusprechen, wie dies z. B. sein «Mäusefallen- und Hechelnkrämer», sein «Alter Ueberall und Nirgends», seine «Zwölf schlafenden Jungfrauen», das «Petermännchen», der «Löwenritter» beweisen; dieses Talent aber war ein durchaus unausgebildetes, daher die größte Unbehülflichkeit in der Anordnung seiner Stoffe und selbst in der sprachlichen Darstellung herrscht. Hierzu kam noch das unbedingte Hingeben an den Geschmack der großen Menge und die fast zur mechan. Fertigkeit herabsinkende Vielschreiberei. Vgl. Appell, «Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik» (Lpz. 1859).

Spießbürger nannte man im Mittelalter die in der eigentlichen Stadt wohnenden Bürger, im Gegensatze zu den in der Vorstadt wohnenden Pfahlbürgern (s. d.), dann auch ärmere Bürger, welche, nur mit Spießen bewaffnet, als Fußsoldaten Kriegsdienste leisteten, gegen-

wärtig aber in geringschätzigem Sinne geringe Bürger, namentlich solche, welche noch alten Gewohnheiten anhängen, an engherzigen und beschränkten Ansichten u. dgl. festhalten.

Spießglanz oder **Spießglas**, s. Antimon.

Spießruthenlaufen, richtiger Spitzruthen- oder Gassenlaufen, ist eine angeblich von Gustav Adolf von Schweden eingeführte, seit Anfang des 19. Jahrh. aber in keiner Armee mehr vorkommende Militärstrafe, bei welcher der Verbrecher, bis auf den Gürtel entkleidet, durch ein Gasse von 100—300 Mann von einem vor ihm gehenden Unteroffiziere sechs- bis zwölfmal auf- und abgeführt wurde und von jedem Soldaten einen Hieb mit einer weidenen Ruthe auf den Rücken erhielt. Die Strafe wurde für Desertion, Wachvergehen, Spiel, Trunkenheit u. s. w. verhängt und hatte oft den Tod oder doch Zerstörung der Gesundheit zur Folge. Der Commandeur der Execution ritt außerhalb der Gasse auf und ab, um das strenge Vollziehen der Strafe zu überwachen; der Adjutant zählte die gemachten Gänge, und die Tambours schlugen an beiden Enden der Gasse, um das Geschrei des Delinquenten zu übertönen.

Spike (Lavandula Spica), Pflanzenart, s. Lavendel.

Spillgeld, s. Nadelgeld. — **Spillmagen**, s. Cognaten.

Spinat (Spinacia), eine zur 22. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Chenopodeen gehörende Pflanzengattung mit zweihäusigen Blüten. Die männlichen bestehen aus einer vier- bis fünfblätterigen Blütenhülle und vier bis fünf Staubgefäßen, die weiblichen aus einer bauchig-röhrigen, in zwei bis vier Zipfel gespaltenen Hülle und einem Fruchtknoten mit vier Griffeln. Die kleine, einsamige Frucht (ein Nüßchen) ist hart und zum Theil mit der Blütenhülle verwachsen. Der S. stammt aus dem Oriente und kam durch die Araber nach Spanien, von wo er sich weiter in Europa verbreitete. Man cultivirt allgemein zwei Arten, den gemeinen S. (S. oleracea), und zwar in zwei Varietäten, nämlich mit ungehörnter Frucht und mit Früchten, welche zwei bis vier stachelartige Hörnchen tragen, und den holländischen S. (S. glabra Mill), welcher bis 0,60 Mt. hohe, kahle, gefurchte Stengel treibt und große (bis 0,18 Mt. lange und 0,056 Mt. breite) länglich-eiförmige, am Grunde pfeilförmige Blätter hat. Beide Arten sind einjährige Pflanzen, können aber durch Herbstaussaat in zweijährige umgewandelt werden (Winterspinat). Der im Frühlinge und während des Sommers ausgesäete (Sommerspinat) schoßt bald in die Blüten und wird dann rasch hart und gelb. Der S. gibt ein beliebtes, gesundes Gemüse, das einen beträchtlichen Gehalt an Eisen besitzt, schwachen Verdauungskräften zusagt und sich besonders zur Krankenspeise eignet. In Ostindien wird auf gleiche Weise der viermännige S. (S. tetrandra Stev.) angebaut und benutzt. Der sog. neuseeländische S. (Tetragonia expansa Ait.), eine Pflanze aus der Familie der Ficoideen, stammt aus Neuseeland, woselbst das Kraut allgemein als Gemüse, auch als antiskorbutisches Mittel verwendet wird. Auch in Deutschland wird diese durch vielverzweigte, niedergebeugte, geflügelte Stengel und dicke, delta- oder rautenförmige, mit kleinen Bläschen bedeckte Blätter kenntliche Pflanze oft als Gemüse cultivirt und von manchen dem gemeinen S. vorgezogen, weil ihr Geschmack etwas kräftiger ist. Was man englischen S. nennt, ist eine Art des Ampfer (s. d., Rumex Patientia); als peruvianischer S. werden die Blätter der Quinoa (s. d.) verspeist; als wilder S. die der Gartenmelde, Atriplex hortensis.

Spindelbaum, Pflanzenart, s. Evonymus.

Spindler (Karl), beliebter deutscher Romanschriftsteller, geb. 16. Oct. 1796 zu Breslau, erhielt seine Erziehung zu Straßburg, wo sein Vater als Organist am Münster angestellt worden war. Nachdem er Straßburg, um dem franz. Militärdienste zu entgehen, verlassen, lebte er im Hause eines Oheims, eines Landpfarrers bei Augsburg, ging aber dann zum Theater über, bei dem er längere Zeit blieb. Inzwischen hatte er mit dem Romane «Eugen von Kronstein» (2 Bde., Konstanz 1824), einem zwar noch unreifen, aber talentvollen Versuch, seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen, der er sich bald ausschließlich zuwandte. S. lebte in Hanau, Stuttgart und München, seit 1832 aber in Baden-Baden. Er starb 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach. Seinen literarischen Ruf begründete S. mit den Romanen «Der Bastard» (3 Bde., Zür. 1826; 2. Aufl. 1829), einer Sittengeschichte aus dem Zeitalter Kaiser Rudolf's II., «Der Jude» (4 Bde., Stuttg. 1827; 3. Aufl. 1834), welcher die sittlichen Zustände aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. schildert, und «Der Jesuit» (3 Bde., Stuttg. 1829), einem Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des 18. Jahrh. Diesen Hauptwerken, in denen er ein glänzendes Erzählertalent bekundet, ließ er noch eine große Anzahl anderer Romane und Erzählungen folgen, die jedoch, etwa mit Ausnahme von «Der Invalide» (5 Bde., Stuttg. 1831), dauernden Beifall nicht fanden. Viele seiner kleinern

Novellen enthält das von ihm herausgegebene Taschenbuch «Vergißmeinnicht» (seit 1830). S.'s «Sämmtliche Werke» (Stuttg. 1831—54) umfassen 102 Bände und in neuer Ausgabe (1838—56) 95 Bände. Eine Auswahl derselben erschien in 14 Bänden (Stuttg. 1875—77).

Spinell heißt ein glasglänzendes Mineral, welches im regulären System, gewöhnlich im Octaëder krystallisirt, den Härtegrad 8 besitzt, von Säuren nicht angreifbar, vor dem Löthrohre unschmelzbar und unveränderlich ist und chemisch aus Magnesia und Thonerde besteht, wobei gewöhnlich ein kleiner Antheil der erstern durch Eisenoxydul, der letztern durch Eisenoxyd ersetzt wird. Die Substanz ist an sich farblos, das Mineral aber fast immer gefärbt, und danach unterscheidet man mehrere Varietäten: 1) Rother S., auch Edler S. genannt, karmin-, blut- und hyacinthroth, durchsichtig bis stark durchscheinend, ein sehr geschätzter Edelstein, welcher im Preise den farbigen Diamanten gleichkommt und auch wol unter dem Namen Rubin (s. d.) mit einbegriffen wird; er findet sich namentlich im Flußsande Ceylons und Ostindiens. 2) Blauer S., von Aker in Södermanland. 3) Chlorospinell, ein grasgrüner S. von Slatoust im Ural. 4) Schwarzer S. (Pleonast, Ceylanit), die verbreitetste Abart, welche z. B. am Monzoniberge in Tirol, am Vesuv, auf Ceylon, in großen Krystallen im Staate Newyork vorkommt, undurchsichtig und am schwersten ist. Mit dem S. isomorph ist eine ganze Reihe von Mineralien (Spinellgruppe), welche sämmtlich Verbindungen von 1 Molecule Monoxyd mit 1 Molecule Sesquioxyd sind; dazu gehört z. B. das Magneteisen, der Franklinit, das Chromeisen u. s. w.

Spinello, Maler aus Arezzo, zu den Nachfolgern Giotto's gehörend, ein Schüler des Jacopo von Casentino, begann seine künstlerische Thätigkeit um 1350 und lebte bis 1410, in seinen letzten Jahren meist in Siena. Seine Werke zeigen eine strenge, großartige, mitunter leidenschaftliche Auffassung; die Ausführung ist ungleich. Zu seinen hauptsächlichsten Arbeiten gehören die um 1383 begonnenen, gut erhaltenen Scenen aus dem Leben des heil. Benedict in San-Miniato bei Florenz, geistvolle Compositionen von lebendigster Charakteristik und in diesem Betrachte dem Besten aus der ganzen Schule Giotto's zuzurechnen. In dem berühmten Campo-Santo zu Pisa sind von ihm die Geschichten des Ephesus und Potitus, und in dem Palazzo-Pubblico zu Siena malte er die Geschichten des Zwiespaltes zwischen Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander III. Der Sturz der bösen Engel, eine der schönsten Compositionen S.'s, die er in Sta.-Maria degli Angioli in Arezzo malte, ging mit dieser Kirche zu Grunde; erhalten ist sie im Stich in Lasinio's Sammlung altflorent. Gemälde.

Spinett (ital. spinetto, franz. épinette), auch Virginal genannt, ein altes Klaviatur-Saiteninstrument, von kleiner vier- oder dreieckiger, dem Klavichord ähnlicher Gestalt und gleich diesem mit dünnen Messingsaiten bezogen, doch hinsichts der Klangerzeugungsart von ihm abweichend. Die Saiten wurden nämlich nicht durch Tangenten intonirt, sondern nach Art des alten Flügels oder Klavicembal durch Stückchen Rabenkiele geschnellt. Gemeinhin waren die Saiten des S. nur einchörig, von der rechten zur linken Seite hingespannt und eine Quinte oder Octave höher gestimmt als beim Klavier oder Flügel. Der Umfang des S. betrug selten mehr als drei Octaven. Den Namen Virginal führte es in England (wo es um 1600 sehr beliebt war) und auch in den Niederlanden.

Spinnen, eine Unterordnung in der Klasse der Spinnenthiere oder Arachniden (s. d.), haben einen ungegliederten, mehr oder minder eiförmigen Hinterleib, welcher durch einen kurzen Stiel an das ebenfalls ungegliederte Kopfbruststück befestigt ist, zweigliederige Kieferfühler, deren klauenförmiges Vorderglied eingeschlagen werden kann, acht siebengliederige, mit zwei Endkrallen bewehrte Füße und sechs bis acht einfache Augen. Die Kiefertaster (Palpen) sind sechsgliederig und beim Männchen zu einem Begattungswerkzeuge umgebildet. Die Gestalt ist im ganzen bei allen ziemlich dieselbe und die Haut gewöhnlich dünn und weich, nur bei einigen ausländischen hart, wie bei der Stachelspinne (Plectane). Die Größe wechselt von 13 Ctmt. bei den größten Vogelspinnen bis 4—6 Mmt. bei den kleinsten S. anderer Gattungen. An der Wurzel der Kieferfühler liegt ein Gift bereitendes Säckchen, dessen Ausgangskanal sich in das sehr harte und spitze Endglied des Kieferfühlers fortsetzt; dieses Gift dient, die gefangenen Insekten durch den Biß sogleich zu lähmen oder zu betäuben. Die acht Füße der S. sind höchst eigenthümlich gebildet und mit bei allen Arten verschiedenen Haken, Kämmen und Bürsten versehen, die zum Spinnen und Glätten des Fadens benutzt werden. Am Hinterleibe liegen die nur bei den Gewebespinnen vollständig ausgebildeten Spinnwarzen, vier bis sechs warzenförmige Vorsprünge, auf welchen die Spinndrüsen durch Hunderte feiner Oeffnungen münden. Die Männchen sind stets kleiner als die Weibchen. Dem Menschen können nur

wenige ausländische Arten durch ihren Biß schaden, denn was von dem Bisse der südeuro Tarantelspinnen erzählt wird, ist bloße Fabel; wohl aber erregt der Biß der großen Vogel spinnen bedeutenden Schmerz und auch Fieber, ohne jedoch lebensgefährliche Folgen nach zu ziehen. Doch hat man auch in der Neuzeit bei uns eine kleine, grüne, in Gebüschen lebende S. entdeckt, die sehr empfindlich beißt. Man theilt die S. in zwei Familien, die Vierlunger, mit vier äußerlichen Luftlöchern und vier Lungensäcken, und die Zweilunger, mit zwei äußerlichen Luftlöchern und zwei Lungensäcken. Zu den erstern, die nur vier Spinnwarzen haben, womit sie röhrenförmige Gehäuse, zum Theil in der Erde, spinnen, gehören die Vogelspinne (Mygale), die Riesen der Ordnung, und die in dem südl. Europa lebenden Mauerspinne (Cteniza); die letztern, welche sechs Spinnwarzen haben, zerfallen in die Weberspinnen, welche ein mehr oder minder bedeutendes Gewebe spinnen, und die Jagdspinnen, welche ihre Beute im Laufe oder Sprunge erhaschen. Die Gewebe der S. sind übrigens sehr verschieden, aus concentrischen, über ausgespannte Strahlen laufenden Kreisen gebildet bei der Kreuzspinne, seidenartigen Röhren ähnlich bei den Röhrenspinnen, kegel- oder glockenförmig bei den Trichterspinnen, kleine enge Säckchen bildend, welche zur Wohnung dienen, bei den Zellenspinnen, das Innere von Erdlöchern und Felsenspalten auskleidend bei den Tapezierspinnen, und aus langen, einzelnen, unverbundenen Fäden bestehend bei den Krabbenspinnen. Das Gewebe der S., besonders dasjenige, welches die Eier umgibt, hat man zwar zur Weberei zu benutzen versucht, jedoch ohne praktischen Nutzen. Man bedient sich jetzt der Spinnenfäden nur noch zu Mikrometern in astron. Fernröhren. Eine ausführliche Darstellung der Arten der S. gaben Hahn und Koch in «Die Arachniden» (16 Bde., Nürnb. 1831—49). Vgl. noch Koch, «Uebersicht des Arachnidensystems» (5 Hefte, Nürnb. 1837—47).

Spinnerei und Spinnmaschinen. Spinnen nennt man dasjenige Verfahren, mittels dessen faserige Stoffe durch Ausziehen und Drehung zu einem fortlaufenden Faden verbunden werden; doch hat man den Ausdruck Spinnen auch uneigentlich auf das Ausziehen feiner Metall- und Glasfäden angewendet. Ursprünglich und seit den ersten Zeiten geschah das Spinnen mit der Hand, indem man den Flachs u. s. w. auf einen Rocken wickelte, mit der Hand einen Faden daraus zog, diesen mittels einer daran hängenden, zwischen den Fingern geschnellten Spindel zusammendrehte und schließlich auf dieselbe Spindel aufwickelte. Noch jetzt findet man dies Verfahren in einigen Ländern, z. B. in Italien, überhaupt im Süden von Europa. Um 1530 erfand der deutsche Steinmetz Jürgen in Watenbüttel das Spinnrad, wie es, einige geringe Verbesserungen abgerechnet, noch jetzt bei uns besonders zum Spinnen des Flachses gebräuchlich ist. Jahrhunderte hindurch kannte man nur diese beiden Verfahrungsarten; ja das Garn der Spindel wird zu manchen Zwecken noch gegenwärtig dem auf dem Rade erzeugten vorgezogen, weil der Faden besonders weich und geschmeidig ist. Das Garn, welches die Hindu auf der Spindel erzeugen, hat bis jetzt noch weder durch auf dem Rade gesponnenes, noch durch Maschinengespinst an Gleichmäßigkeit und Feinheit übertroffen werden können. Der ungeheuere Bedarf an Gespinst und die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Händen, welche sich dieser Thätigkeit widmen können, machte im 18. Jahrh. den Wunsch rege, die Maschinenkraft auf den Spinnproceß anzuwenden. Die Baumwolle bot sich dazu am bequemsten dar, und erst später gelang es, auch Wolle und endlich Flachs auf Maschinen zu spinnen. Das Resultat dieser Bemühungen war die 1764 von Rich. Hargreaves erfundene Spinning jenny, welche anfangs auf 8, später aber auf 80 Spindeln spann, noch ziemlich roh war und von Menschenhand betrieben wurde. Erst Richard Arkwright (s. d.) gelang es, 1775 in seinem Spinning frame (Spinnrahmen) eine Maschine darzustellen, welche, mittels Wasserkraft betrieben (daher der Name Water-, d. h. Wassermaschine), eine große Menge Baumwollfäden insoweit selbstständig und von großer Feinheit und Gleichheit lieferte, daß die menschliche Handarbeit nur in Anlegung des Spinnstoffs und in der Wiederanknüpfung etwa zufällig abgerissener Fäden bestand. Arkwright's Spinnrahmen ist noch jetzt allgemein unter Gestalt der etwas veränderten Drosselmaschine in Anwendung. Die 1775 von Crompton erfundene Mule jenny liefert zwar weniger Gespinst in derselben Zeit, hat aber einen so leichten und gleichmäßigen Gang, daß man darauf das allerfeinste Garn spinnen kann. Ueberhaupt bestehen also, nach ihrer Grundeinrichtung unterschieden, drei Gattungen oder Systeme von Spinnmaschinen: die Jenny, neuerlich verbessert als Cylindermaschine, für Streichgarn aus kurzer gekrempelter Wolle; die Mule für Baumwolle und gekämmte Wolle; die Water- oder Drosselmaschine für Baumwolle, gekämmte Wolle und Flachs. Nur die Watermaschine erfüllt die in fabrik-ökonomischer Hinsicht wichtige Forderung, daß Spinnen und Aufwinden gleichzeitig erfolgen. Außer

der eigentlichen Spinnmaschine sind jedoch, um das Material vorzubereiten, noch eine Anzahl von Hülfsmaschinen nöthig. Dahin gehören die Auflockerungs- und Reinigungsmaschinen, welche im Verein mit den Krempeln die büschelweise Anordnung der Fasern aufheben und zur Bildung gleichmäßiger Bliese und Bänder dienen, in denen die Fasern eine neue regelmäßige Anordnung zeigen, die Hechel- und Kämmmaschinen, welche die kürzesten (zur Erzeugung glatter und fester Garne weniger geeigneten) Fasern ausscheiden, die Streckwerke, auf denen die Bänder durch Zusammenlegen und Ausziehen das höchste Maß von Gleichförmigkeit erhalten nebst einer ausgestreckten Faserlage, und endlich die Vorspinnmaschinen, welche eine schrittweise Verdünnung der Bänder zu Fäden unter Zuhilfenahme bleibender oder vorübergehender Zusammendrehung bewirken und das «Vorgarn» an die Feinspinnmaschine abliefern.

Die Maschinenspinnerei hat so bedeutende Vortheile, daß sie sich sehr bald überall hin verbreitete, und die Zahl der Spindeln, welche durch Elementarkraft betrieben werden, ist eine außerordentlich große. England und Nordamerika sind die Hauptpunkte dieses Betriebes. Doch sind auch Frankreich, die Schweiz und Deutschland nicht zurückgeblieben, und das deutsche Product gibt dem englischen in der Güte nichts nach, obschon es nur mit großer Mühe sich gegen die durch das ungeheuere Betriebskapital, die Wohlfeilheit des Rohstoffs und eine unrationelle Abmessung der Eingangszölle ungemein begünstigte Concurrenz Englands aufrecht erhalten kann. In Frankreich wurde die Maschinenspinnerei durch den Minister Calonne 1787 eingeführt, und in Rouen, Paris, St.-Quentin, Lille, Amiens, Louviers, Lyon und Montpellier sind die bedeutendsten Spinnereien. Die Schweiz liefert gutes Garn; doch bezieht man die feinsten Sorten zum Theil noch aus England. Oesterreich hat namentlich in der Nähe von Wien sehr bedeutende Spinnereien; auch Böhmen hat viele große Etablissements in diesem Industriezweige. In Preußen sind die Rheingegenden und die Provinz Sachsen die Hauptbezirke für die Baumwollspinnerei, nächstdem Schlesien; in Elsaß-Lothringen befinden sich namentlich in Mülhausen große Spinnereien. Im Königreich Sachsen wurde die Maschinenspinnerei zuerst durch Bernard in Chemnitz eingeführt; doch dauerte es lange, ehe die Sache in Aufnahme kam. Vgl. K. H. Schmidt, «Lehrbuch der Spinnereimechanik» (Lpz. 1857); Rieß, «Der Führer des Baumwollspinners» (2 Bde., Weim. 1874); Karmarsch-Hartig, «Handbuch der mechan. Technologie» (Bd. 2, Hannov. 1876); Hoger, «Lehrbuch der mechan. Technologie» (Bd. 2, Wiesb. 1875); Grothe, «Technologie der Gespinnstfasern» (3 Bde., Berl. 1875—76).

Spinola (Ambrosius, Marquis), einer der großen Feldherren, die unter Philipp's II. und Philipp's III. Regierung in dem Kriege mit den aufgestandenen Niederlanden und im Anfange des Dreißigjährigen Kriegs den Ruhm der span. Waffen aufrecht hielten, wurde zu Genua 1571 geboren. Sein Bruder, Friedrich S., war Befehlshaber der an der niederländ. Küste aufgestellten Flotte und bewog ihn, gegen Ende des 16. Jahrh., 9000 Mann alter ital. und span. Truppen nach den Niederlanden zu führen. Nach Art der alten ital. Condottieri (s. d.), die für eigene Rechnung Truppen zusammenbrachten, war S. unter der Bedingung bereit dazu, daß er die Besoldung seiner Schar selbst besorge und dann auf die span. Staatskassen anweise. Dieser Umstand sicherte ihm in einer Zeit, wo die Kriegssucht zunächst durch richtige Bezahlung der Truppen bedingt war, den Erfolg, der ihn in kurzer Zeit so berühmt machte. Während im ganzen span. Heere Meuterei wüthete, waren seine 9000 Wallonen Muster des Gehorsams und der Ordnung. Ostende, vor dem Erzherzog Albrecht länger als zwei Jahre gelegen, fiel vermittels dieser tüchtigen Scharen S. 1604 in die Hände, nachdem es sich drei Jahre und zwei Monate vertheidigt hatte. S. eilte nach Madrid, dem König Philipp III. Bericht von dem Zustande des span. Heers abzustatten, und brachte volle Gewalt mit, den Unordnungen desselben zu steuern. Er wurde zum Oberbefehlshaber aller span. und ital. Truppen ernannt, die in den Niederlanden standen. Er begann nun den Kampf mit seinem würdigen Gegner, dem Prinzen Moritz (s. d.) von Oranien, der ihn jedoch, als er ihn durchschaut, allerdings von fernern Fortschritten abhielt. Keiner vermochte einen entscheidenden Vortheil über den andern zu erlangen. Endlich bewirkte eine entscheidende Seeschlacht in Gibraltars Nähe, wo 25. April 1607 die ganze span. Flotte durch den holländ. Admiral Heemskerk zu Grunde ging, daß der madrider Hof zu einem Waffenstillstand die Hand bot, den S. 9. April 1609 mit Moritz auf 12 Jahre im Haag abschloß. Als derselbe 1621 zu Ende ging, begann er aufs neue sich mit Moritz zu messen, nachdem er schon 1620 bei Mainz über den Rhein gegangen und den ganzen Strich Landes nach Holland zu für das Kaiserhaus erobert hatte. Moritz starb (23. April 1625) unter den Anstrengungen, seinen Gegner zur Aufhebung der Belagerung von Breda zu zwingen; aber auch S. war durch die sumpfige Luft bedenklich krank geworden. Endlich nach einer zehn-

monatlichen Belagerung öffneten sich im Mai 1625 die Thore. S. gewährte der tapfern Besatzung freien Abzug. Es war indessen seine letzte große Waffenthat. Seine Gesundheit nöthigte ihn, den Befehl niederzulegen. Zwar trat er noch einmal 1630 in Italien auf, wo er die Festung Casale erobern wollte. Die Hindernisse, die er von Madrid aus erfahren mußte, erweckten ihm aber so viel Verdruß, daß er noch im nämlichen Jahre, 25. Sept., zu Castel-Nuovo di Scrivia starb. Vgl. Sivet, «S., épisode du temps d'Albert et d'Isabelle» (Par. 1851).

Spinoza oder **Spinosa** (**Baruch**, lat. Benedict), einer der bedeutendsten **Philosophen** der neuern Zeit, geb. zu Amsterdam 24. Nov. 1632, stammte aus einer jüd. **Familie**, die sich aus Portugal nach Holland gewendet hatte. Er genoß den gewöhnlichen **Unterricht der Rabbiner**, studirte aber schon früh die mittelalterlichen jüd. Religionsphilosophen, wie **Maimonides** und andere. Seine religiösen Ansichten entfernten sich aber frühzeitig von den jüd. **Lehren**, und nachdem mehrere Versuche, ihn wieder an die Synagoge zu knüpfen, gescheitert, **kam es dahin**, daß er durch die strengste Form des Bannes, die der Synagoge zu Gebote stand, **aus der Judengemeinde** ausgestoßen wurde. Es nahm dies gleichmüthig auf und schloß sich später niemals als Mitglied einer bestimmten religiösen Gemeinde an. Er widmete sich von nun an ganz der Philosophie, für deren Studium er hauptsächlich in den Schriften des **Cartesius** Nahrung fand. Um sich seine Subsistenz zu sichern, lernte er das Schleifen optischer Gläser. Das wissenschaftliche Studium der Optik, welches er mit dieser Beschäftigung verband, **brachte ihn** mit mehrern Physikern und Naturforschern seiner Zeit in Verbindung. Sein Aufenthalt war, nachdem es den Juden gelungen, bei dem Magistrate von Amsterdam auf einige Monate seine Verbannung zu erlangen, ziemlich unstet. Er bezog erst das Landhaus eines **Freundes**, ging dann nach Rheinsburg bei Leiden, darauf nach Voorburg bei Haag, bis er endlich nach einigen Jahren auf Bitten seiner Freunde sich im Haag selbst niederließ. Selbst nach dem Zeugniß seiner Feinde war S. höchst nüchtern und mäßig, ordentlich und haushälterisch, im Umgange sanft und ruhig, stets gleichmüthig, unausgesetzt fleißig und gegen äußere Vergnügungen gleichgültig. Oft verließ er monatelang seine Wohnung nicht. Auch bewies er sich als uneigennütziger Charakter. Als sein Freund Simon de Vries ihm ein Geschenk von 2000 Fl. und ein bedeutendes Vermächtniß anbot, erinnerte er denselben an seinen Bruder und setzte einen Jahrgehalt von 500 Fl., welchen jener ihm aussetzte, auf 300 Fl. herab. Ebenso überließ er seiner Schwester die ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft bis auf ein Bett, welches er behielt, um wenigstens sein Recht zu behaupten. Als sein Name bekannter wurde, erhielt er unter Zusicherung voller Lehrfreiheit von dem Kurfürsten von der Pfalz einen Ruf als Lehrer der Philosophie an die Universität zu Heidelberg. Doch schlug er das Anerbieten aus, weil er nicht wisse, wie weit sich diese Lehrfreiheit erstrecken werde, und er auf keinen Fall andern einen Anstoß geben wolle. S. starb 21. Febr. 1677 an der Schwindsucht. Ihm ist 21. Febr. 1877 im Haag ein Denkmal errichtet worden. Die Hauptquelle über sein Leben ist die sehr befangene Biographie von Colerus (holländ. 1698; franz. 1706; deutsch 1733; neue Ausg. in dem von Ginsberg herausg. «Briefwechsel des S.», Lpz. 1876); außerdem haben es Lucas (Amsterd. 1719), Diez (Dess. 1783), Philipson (Braunschw. 1790) und Saintes (Par. 1842) beschrieben. Von seinen Schriften hat S. selbst nur zwei herausgegeben: «Renati Cartesii principia philosophiae» (1663), wozu die «Cogitata metaphysica» den Anhang bilden, eine Darstellung der Cartesianischen Philosophie, und den «Tractatus theologico-politicus» (1670), in welchem er den Begriff der Offenbarung, sowie den Ursprung und die Authentie der Bücher des Alten Testaments einer Kritik unterwirft und die Denkfreiheit gegenüber der positiven Religion vertheidigt, weil Philosophie und Religion zwei ganz heterogene Dinge seien. Viele Sätze, welche der Rationalismus des 18. Jahrh. geltend machte, finden sich hier schon bestimmt ausgesprochen. Nach seinem Tode gab der Arzt Ludw. Meyer seine «Opera posthuma» (1677) blos mit der Bezeichnung B. d. S. heraus. Sie enthalten außer einer hebr. Grammatik das Hauptwerk des S., die «Ethica ordine geometrico demonstrata», den «Tractatus politicus», die Abhandlung «De intellectus emendatione», die beiden letztern unvollendet, und eine Anzahl sehr werthvoller Briefe. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Paulus (2 Bde., Jena 1802—3), Gfrörer (Stuttg. 1830) und Bruder (3 Bde., Lpz. 1843—46).

Die **Lehre** des S. hat auf die Gestaltung der deutschen Philosophie nach Kant einen großen Einfluß geübt, und S. hat das Schicksal gehabt, in neuerer Zeit ebenso unbedingt gepriesen und bewundert worden zu sein, als er früher verdammt und verketzert wurde. Sein System ist ein Pantheismus, der auf der Consequenz beruht, mit welcher S. den Cartesianischen Begriff der Substanz geltend gemacht, und dessen Gestaltung durch den Cartesianischen Dualismus zu-

schen Denken und Ausdehnung bedingt ist. Vgl. H. Ritter, «Ueber den Einfluß des Carteſius auf die Ausbildung des Spinozismus» (Lpz. 1816); Sigwart, «Ueber den Zuſammenhang des Spinozismus mit der Carteſianiſchen Philoſophie» (Tüb. 1816). Der Mittelpunkt des Syſtems iſt der Satz: Es gibt nur eine unendliche Subſtanz (Gott) mit unendlichen Attributen, von denen der Menſch nur zwei, nämlich das Denken und die Ausdehnung, erkennen kann. Aus der Unendlichkeit der einen Subſtanz muß Unendliches auf unendliche Weiſe folgen, und zwar mit Nothwendigkeit, daher der Zweckbegriff vollkommen wegfällt und unter die Vorurtheile des menſchlichen Verſtandes gerechnet wird. Gott oder die eine, untheilbare Subſtanz iſt die innere (immanente), nicht äußere (tranſiente) Urſache alles deſſen, was iſt und geſchieht: frei, inſofern ſie nur nach den Geſetzen der eigenen Natur handelt; die Welt iſt die Selbſtdarſtellung Gottes, die keine andere ſein kann, als ſie iſt. Das Endliche iſt eine beſchränkte, begrenzte Modification der Attribute Gottes, die Körper des Attributs der Ausdehnung, die Geiſter des Attributs des Denkens. Die Frage, wie die Endlichkeit in das Unendliche komme, berührt S. gar nicht: die einzelnen endlichen Dinge werden einfach empiriſch angenommen. Zwiſchen den Modificationen des Denkens und der Ausdehnung beſteht kein urſachlicher Zuſammenhang, ſondern ein vollkommener Parallelismus, darin gegründet, daß beide Attribute Attribute einer und derſelben Subſtanz ſind. Jedes endliche Ding kann daher auf doppelte Weiſe angeſehen werden, theils inſofern es in andern endlichen Modificationen deſſelben Attributs gegründet iſt, theils inſofern es eine Modification der unendlichen Subſtanz iſt. Die erſtere Art der Erkenntniß iſt unangemeſſen (inadäquat), die zweite, welche die Dinge unter dem Geſichtspunkte ihrer Ewigkeit (sub specie aeternitatis) auffaßt, iſt adäquat, die eigentlich philoſophiſche, welche in allen den mannichfaltigen Geſtalten des Unendlichen immer dieſes ſelbſt erkennt. Der Geiſt (mens) iſt die Geſammtheit der Modificationen der denkenden Subſtanz, welche der Reihe der Veränderungen eines modus der ausgedehnten Subſtanz, nämlich dem menſchlichen Leibe, entſprechen; Begehrungen, Neigungen, Affecte und Leidenſchaften ſind Darſtellungen der Natur des Geiſtes, der wie jedes andere Ding ſich in ſeinem Sein und Wirken zu erhalten ſtrebt. Was dieſem Streben angemeſſen iſt, iſt gut, was ihm zuwiderläuft, iſt übel und böſe; die erſte Tugend iſt, ſich in ſeinem Sein erhalten. Das, was dem Weſen des Geiſtes am angemeſſenſten iſt, iſt das Erkennen; die höchſte Tugend iſt daher die Erkenntniß Gottes, d. h. der Einheit alles Unendlichen. Liebe iſt die Freude über unſer eigenes Wohl, inſofern dieſelbe von dem Gedanken an etwas außer uns als deſſen Urſache begleitet wird. Seligkeit iſt nicht der Lohn der Tugend, ſondern dieſe ſelbſt, und nicht deshalb ſind wir ſelig, weil wir unſere Affecte bändigen, ſondern dadurch, daß wir ſelig ſind, wird es uns möglich, unſere Affecte zu bändigen. Die Liebe zu Gott iſt der Ausdruck des Wohlgefühls, das uns aus ſeiner Erkenntniß zuwächſt. Eigentlich iſt die Liebe des Menſchen zu Gott die unendliche Selbſtliebe, womit Gott ſich ſelbſt liebt, nicht inſofern er unendlich iſt, ſondern inſofern er ſich in der Form des menſchlichen Geiſtes darſtellt.

Mit vollkommener Deutlichkeit tritt der Mangel jeder von der Begehrung unabhängigen Beſtimmung über den ſittlichen Werth oder Unwerth des Wollens in der Rechtslehre des S. hervor. Macht iſt ihm Recht; jeder hat ſo viel Recht, als er Macht hat; was auch immer jeder nach den Geſetzen ſeiner Natur thut, thut er kraft ſeines Rechts, und Verträge und Verſprechungen ſind nur ſo lange gültig, als der, welcher ſie brechen kann, es ſeinem Vortheile angemeſſen findet, ſie nicht zu brechen. Der Staat iſt daher dem S., wie dem Hobbes, nur der Nothbehelf gegen die Nachtheile, welche der uneingeſchränkte Gebrauch ſeines natürlichen Rechts bei der Feindſeligkeit der Menſchen untereinander für jeden Einzelnen, der allemal ſchwächer iſt als die Geſammtheit der übrigen, herbeiführen würde; nur daß er nicht, wie Hobbes, eine unbedingte Unterwerfung unter die Macht im Staate verlangt, ſondern die letztere warnt, den Geſammtvortheilen der ihr Unterworfenen nicht entgegenzutreten, weil in dieſem Falle die letztern von ihrem natürlichen Rechte Gebrauch zu machen ſich veranlaßt finden werden. Durch die leidenſchaftsloſe Ruhe ſeiner Darſtellung, durch die Freiheit von aller Rhetorik, durch die nüchterne Entſchiedenheit, mit welcher er ſeine Sätze hinſtellt, durch den ſcheinbar enggeſchloſſenen Zuſammenhang ſeiner Beweiſe, endlich durch die großartige Reſignation, mit welcher er die Dinge und Ereigniſſe nimmt, wie ſie ſind, und in alledem, was iſt und geſchieht, eine Reihe von Naturerfolgen ſieht, an denen ſich nichts ändern läßt und über deren Werthunterſchiede ſich zu härmen für den denkenden Menſchen ſich nicht der Mühe lohne, hat S. auf ſehr ausgezeichnete Geiſter bedeutenden Eindruck gemacht; er hat aber auch ebenſo rückſichtlich ſeines ſittlichen Standpunktes wie in Beziehung auf die Haltbarkeit ſeiner theoretiſchen Lehrmeinungen gründliche Kritiken erfahren. Vgl. F. H. Jacobi, «Ueber die Lehre des S. in Briefen an Mendels-

sohn» (Berl. 1785, und in Jacobi's «Schriften», Bd. 4); Herder, «Gott, einige Gespräche» (Gotha 1787), ein Versuch, die Lehre des S. der des Leibniz zu nähern; Sigwart, «Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert» (Tüb. 1839); K. Thomas, «S. als Metaphysiker» (Königsb. 1840); van der Linde, «S., seine Lehre und deren erste Nachwirkungen in Holland» (Gött. 1862); van Vloten, «Baruch d'Espinoza, zyn leven en schriften» (Amsterd. 1862); Kuno Fischer, «Geschichte der neuern Philosophie» (Bd. 1, Abth. 2, 2. Aufl., Heidelb. 1865); Th. Camerer, «Die Lehre S.'s» (Stuttg. 1877). Von besonderer Wichtigkeit für das Verständniß des S. und die nähere Einsicht in die Perioden seines Bildungsganges ist der neu aufgefundene «Tractatus de Deo et homine» geworden (herausg. von Vloten, Amsterd. 1862; deutsch von Sigwart, Tüb. 1870). Vgl. darüber Sigwart, «S.'s neuentdeckter Tractat» (Gotha 1866), und Trendelenburg, «Ueber die aufgefundenen Ergänzungen zu S.'s Werken» in den «Histor. Beiträgen zur Philosophie» (Bd. 3, Berl. 1867). Eine deutsche Uebersetzung von S.'s «Sämmtlichen Werken» (5 Bde., Stuttg. 1841; 2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1871) besorgten Berthold Auerbach (s. d.), der das Leben S.'s auch zum Gegenstande eines Romans («Spinoza», 2 Bde., Stuttg. 1837; 6. Aufl. 1871) wählte, Saisset (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1861) und Kirchmann («Philos. Bibliothek», Bd. 4, 18, 35, 41, 44, 46). Derselbe hat auch zu den verschiedenen Schriften S.'s «Erläuterungen» verfaßt.

Spion (vom ital. spione) heißt ein Kundschafter nichtmilitärischen Standes, der entweder für Geld gedungen oder aus eigenen Beweggründen (Rache, Parteihaß u. s. w.) auf heimlichen Wege Nachrichten über den Feind, seine Verhältnisse, Stärke, Stellung, Absichten u. s. w. erspäht und überbringt. Von der öffentlichen Meinung geächtet, von den Kriegsgesetzen mit Erschießen oder ehrlosem Tode bedroht, haben sich S. nicht nur in den untern Gesellschaftsklassen, sondern auch in den gebildeten Ständen und selbst unter vornehmen Damen gefunden. Die Nachrichten der S. sind unsicher und rühren oft von Doppelspionen her, d. h. von Leuten, die von der einen Partei gedungen sind, dem Gegner unrichtige Nachrichten zu überbringen.

Spira (Johs. de) oder Johann von Speyer ist einer jener deutschen Buchdrucker, welche nach der Eroberung von Mainz durch Adolf von Nassau 1462 auswanderten und ihre Kunst in alle Länder Europas verpflanzten. Gewiß ist, daß er der erste war, der diese Kunst in Venedig ausübte, wo sie eine so gedeihliche Pflege und Aufnahme fand, daß dort bis 1500 bereits 200 Officinen sich gebildet hatten. Das erste Werk dieses geschickten Buchdruckers, dessen Wirksamkeit in Venedig sich nur auf zwei Jahre beschränkt, sind die «Epistolae» des Cicero von 1469, ein Buch von höchster Seltenheit. Diesem folgte in demselben Jahre die nicht minder seltene «Historia naturalis» des Plinius, welche nur in 100 Exemplaren abgezogen wurde. Seine undatirte Ausgabe des Tacitus, zugleich die Princeps dieses Historikers, ist das erste mit arab. Blattziffern bezeichnete Buch. Ueber dem Druck der Schrift des Augustinus «De civitate Dei» (1470) überraschte ihn der Tod. — Sein Bruder, Wendelin von S., führte seine Officin fort und leistete, eine kurze Zeit in Geschäftsgemeinschaft mit Johann de Colonia, gleichfalls Vortreffliches. Zunächst vollendete er 1470 das Werk des Augustinus und druckte den Virgil, 1471 die erste ital. Bibel nach der Uebersetzung von Niccolo Malermi, 1472 den Strabo u. s. w. Sein Name verschwindet nach dem J. 1477.

Spiraea, Spierstaude, Spierstrauch, eine artenreiche Pflanzengattung aus der 12. Klasse, 5. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Rosaceen. Die in Trauben, Doldentrauben oder Trugdolden gestellten Blüten sind regelmäßig und gewöhnlich zwitterlich; sie bestehen aus einem röhrigen Kelch mit fünfspaltigem Saum, aus fünf kurzgenagelten Blumenblättern und zahlreichen Staubgefäßen, welche auf dem Rande des Kelchschlundes eingefügt sind, und aus fünf Stempeln, aus denen mehrsamige Balgkapseln hervorgehen. Die Arten dieser Gattung, der Mehrzahl nach Sträucher, sind über Nordamerika, Europa und Asien verbreitet. Sie haben einfache, aber selten ganze, meist hand- oder federförmig zertheilte Blätter mit oder ohne Nebenblätter. Unter den einheimischen Arten ist namentlich S. Aruncus L., die Federbusch-Spierstaude (Buttermilchblume), zu erwähnen, eine prächtige Staude mit dreizählig-fiederschnittigen, sehr großen Blättern und zahlosen kleinen, weißen, in eine große federbuschartige Rispe gestellten Blüten, welche bei dem einen Individuum weiblich, bei dem andern männlich sind. Diese Pflanze wächst an Bächen und Flüssen und in feuchten Thälern und Schluchten von Gebirgsgegenden und wird auch oft als Zierpflanze cultivirt. Verbreiteter ist die gemeine Spierstaude (S. Ulmaria L.), die sich überall an Ufern und auf nassen Wiesen findet und auch Mädelsüß, Krampfkraut, Wurmkraut genannt wird. Sie hat bis 1,6 Mt. hohe Stengel, unterbrochene, fiedertheilige Blätter und weiße, in

schirmförmige, unebene Trugdolden gestellte Blüten. Ihr nahe verwandt ist die in Gärten häufig zur Zierde angepflanzte, durch rosenrothe Blüten ausgezeichnete S. lobata Mucc. aus Nordamerika. Unter den strauchigen Arten Europas ist S. salicifolia L., der weidenblätterige Spierstrauch, die häufigste. Diese bei uns oft zu Hecken verwendete und häufig verwildert vorkommende Art hat ruthenförmige, braune, reichbeblätterte Aeste, keilig-lanzettförmige, gesägte Blätter und endständige, pyramidale, dichte Sträuße röthlichweißer oder hellrosenfarbener Blüten. Viele andere Spiersträucher unserer Gärten stammen aus Nordamerika. Die am häufigsten angebaute dürfte der schneeballblätterige Spierstrauch (S. opulifolia L.) mit dreilappigen, gestielten Blättern, halbkugeligen, weißen Doldentrauben und zuletzt rothen, glänzenden, aufgeblasenen Kapseln, welche beim Zerdrücken zwischen den Fingern ein knitterndes Geräusch hören lassen, sein, welcher oft verwildert vorkommt. Eine sehr schöne, jetzt auch häufig cultivirte Art ist der filzblätterige Spierstrauch (S. tomentosa L.) mit eilänglichen, gekerbten, oberseits schön dunkelgrünen, unterseits weißfilzigen, gelbgeaderten Blättern und schön rosenrothen Blütensträußen. Sehr häufig findet sich in Gärten zu Hecken und Boskets benutzt der in Krain heimische ulmenblätterige Spierstrauch (S. ulmifolia Scop.), welcher eilanzettförmige, spitze, scharfgezähnte Blätter und weiße, gewölbte Doldentrauben besitzt. Unter den asiat. Arten findet man den niedlichen hartheublätterigen Spierstrauch (S. hypericifolia Dec.) am häufigsten angebaut, seltener den ebereschblätterigen Spierstrauch (S. sorbifolia L.). Beide Arten sind in Sibirien heimisch.

Spirale (lat.), Spirallinie oder Schneckenlinie nennt man eine krumme Linie, welche unendlich viele Umläufe um einen bestimmten festen Punkt macht. Die einfachste ist die Archimedische, welche Archimedes ersonnen und näher untersucht hat. Wenn ein Schenkel sich gleichförmig dreht, während auf ihm ein Punkt gleichförmig fortschreitet, so beschreibt der Punkt diese S., deren Vector (s. Radius) der Anomalie proportional ist. Wenn der Vector eine andere Function der Anomalie ist, so beschreibt der Punkt andere S., z. B. die S. Fermat's, die logarithmische, hyperbolische oder reciproke (umgekehrte Archimedische) und parabolische S. Zu den S. im weitern Sinne werden auch die Loxodromischen Linien (s. d.) gezählt, welche die Geraden eines Punktes der Ebene, oder die Kanten eines Cylinders, eines Kegels, einer Regelfläche, oder die Meridiane einer Rotationsfläche alle unter demselben Winkel schneiden.

Spirdingsee, auch Schnardewiesee genannt, nächst den drei Haffen der größte See des preuß. Staats, auf der ostpreuß. Seenplatte, 121 Mt. über dem Meere, im Weichselgebiet gelegen und zu dem Kreise Johannisburg, geringerntheils zum Kreise Sensburg im Regierungsbezirk Gumbinnen gehörig, ist 102,4 QKilom., mit seinen Seitenzweigen aber 117,8 QKilom. groß, in seinem Hauptbecken von Nordosten gegen Südwesten 16,6 Kilom. lang und von Norden nach Süden bis 9,25 Kilom. breit und 7,5 bis 20,4 Mt. tief. Er umschließt drei Inseln oder Werder, darunter den bewohnten Spirdingswerder und den Teufelswerder, auf welchem das 1784 von Friedrich d. Gr. angelegte, später wieder abgetragene Fort Lyk stand. Die Nebenzweige des Sees sind im Nordosten der Eckersberger-, im Süden der Sexter-, im Südwesten der Warnold-, im Nordwesten der Lukneinensee, im Westen der zwischen Rhein und Wigrimmen gelegene, sehr lange Zweig, welcher im südl. Theile Beldahn-, im nördlichen (22 Kilom. lang) das Rheinische oder Talterwasser heißt. Der S. erhält von Osten her den Abfluß des Arysees, von Westen durch den Beldahnsee den Kruttingfluß, der feinerseits die Wasser der sensburger Seegruppe sammelt und durch den Muckersee geht. Auch steht er im Norden mit dem Löwentin- und so mit dem Angerburgersee (s. Angerburg) in Verbindung. Abflüsse hat der S. drei, alle nach Süden. Der eine, der 5,2 Kilom. lange Johannisburger Kanal, führt durch den Biallolasker- und den Kesselsee zum Warschausee; der zweite geht aus dem Sexterse durch den Prosolasker- und Pogobiensee zum Pischfluß; der dritte geht aus dem Beldahnsee in den Niedersee und vereinigt sich im Prosolaskersee mit dem zweiten. Der genannte Pischfluß oder Pissek fließt gegen Süden, mündet bei Nowogrod in Polen in den Narew und stellt die Verbindung mit dem Bug und der Weichsel her. Allein bei der schon auf der Angerapp schwierigen Fahrt, den Untiefen der verbindenden Flußläufe und der Pissek selbst ist diese Verbindung zwischen Pregel und Narew von geringem Werth.

Spiritismus oder auch Spiritualismus ist der moderne Ausdruck für den von Urzeiten her in der uncultivirten Menschheit festwurzelnden Glauben an die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Seelen Verstorbener durch Beschwörung und Zaubermittel. Je wilder und roher die Zustände der Menschheit sind, desto mehr pflegt dieser Glaube zu herrschen, welcher sich erst bei höhern Graden zunehmender Verstandesaufklärung mehr und mehr verliert. Am stärksten

verbreitet ist er bei den wilden Völkern, aber auch das heidnische und jüd. Alterthum, nebst Mittelalter sind seiner häufigen Spuren voll. Obgleich die theoretische Unmöglichkeit derartigen Geisterverkehrs keineswegs streng beweisbar ist und deshalb unter den Denkern die gründlichsten, wie Kant und Lessing, sich immer am meisten vor einem dreisten Abirren in dieser Angelegenheit gehütet haben, so ist doch außer Zweifel, daß überall, wo sich ein Geisterspuk im geselligen Betriebe ans Licht der Oeffentlichkeit wagt, auf der Stelle die schlimmen Folgen eintreten, welche theils lügenhafter Selbstbetrug, theils hinterlistiger Betrug anderer mit sich führen. Gewöhnlich fängt die Sache mit unbewußter Selbsttäuschung an, endigt mit bewußter Mystification der leichtgläubigen Menge. Das hervorragendste Beispiel eines ins Große getriebenen Betrugs dieser Art gab im 18. Jahrh. der berüchtigte Cagliostro (s. d.). Vgl. Schindler, «Das magische Geisterleben» (Bresl. 1857); «Das geistige Tageleben» (Lpz. 1855); Perty, «Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur» (Lpz. 1861). Als man im 18. Jahrh., als dem sog. Zeitalter der Aufklärung, diesen Glauben vollständig überwinden hoffte, erneuerte sich durch den vorgeblichen Geisterverkehr Swedenborg's (s. d.), sowie durch den thierischen Magnetismus, welchen Mesmer (s. d.) auf die Bahn brachte, der uralte Spuk mitten im Schoße des aufgeklärten Europa ärger denn je. Insbesondere war es während der ersten Hälfte des 19. Jahrh. durch magnetisirende Aerzte aus der Schule Schelling'schen Naturphilosophie die öffentliche Aufmerksamkeit stark auf gewisse merkwürdige Erscheinungen des Dämonismus oder Besessenseins hingelenkt. Am meisten war es Justinus Kerner (s. d.), welcher sich aus der Beobachtung solcher Krankheitszustände eine hauptsächliche Lebensaufgabe machte und sowol in seiner Schrift «Die Seherin von Prevorst» eigene Beobachtungen beschrieb, als auch in seinem «Magikon» und andern Schriften die Beobachtungen anderer emsig sammelte. Zuletzt ist in der Mitte des 19. Jahrh. von Nordamerika aus zu diesem Treiben das Tischrücken hinzugetreten, aus dem sich das Geisterklopfen (Klopfgeister) entwickelte. (S. Tischrücken und Geisterklopfen.) Daraus endlich entstand die Kunst der Psychographie, bei deren höchstem Grade das durch Geister inspirirte Medium einfach seine Bleistift zur Hand nimmt, um blindlings niederzuschreiben, was ihm jene in die Finger diktiren. Es bildeten sich nun auch in Frankreich und Deutschland wißbegierige Gesellschaften zur Auskundschaftung des Jenseits. Lebensbeschreibungen längst verstorbener Personen, z. B. der berühmten Johanna d'Arc, wurden nach deren eigenen Dictaten in den Druck gegeben, ihre Porträts aus dem Jenseits gezeichnet, dabei auch Gedichte und musikalische Compositionen seliger und unseliger Geister dem Publikum zur Beurtheilung vorgelegt. Als literarische Ausgeburten dieser Sache sind bemerkenswerth: Cahagnet, «Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege» (aus dem Französischen von Neuberth, 2 Bde., Hildburgh. u. Lpz. 1851); Hornung, «Neue Geheimnisse des Tags» (Lpz. 1857); M. Eliphas Levi, «La science des esprits» (Par. 1865); Epp, «Seelenkunde» (Manh. 1866).

Die heutige Form des S., dem von Reichenbach mit seinen Untersuchungen über Magnetismus und Elektricität und seiner odischen Kraft, sowie der Engländer Braid mit seiner Elektro-Biologie zu Hülfe kamen, wurde 1848 ebenfalls von einem Deutschen, Voß, der seinen Namen in den von Fox anglisirt hatte, von seiner Frau, einer Französin, und seinen beiden jüngsten Töchtern in dem kleinen Dorfe Hydesville bei Newark in der Grafschaft Magnet in den Vereinigten Staaten ins Leben gerufen. Es war besonders die jüngste Tochter Kate, die beständig vorgab, Geister zu hören und zu sehen. Die Nachbarn wurden alsbald eingeladen, in dem von der Familie bewohnten Hause durch eins der Mitglieder die Geister befragen zu lassen. Durch die angebliche Entdeckung eines lange Zeit unbekannt gebliebenen Mordes durch das Klopfen des Geistes des Gemordeten wurde die Aufregung in der Nachbarschaft ungeheuer gesteigert, und die Familie Fox wurde der Mittelpunkt endloser Anfragen und Untersuchungen. Hierdurch wurde das sog. Geisterklopfen, Tischrücken u. s. w. immer mehr bekannt und vor Jahre nach der ersten Entdeckung (1852) zählte man in Philadelphia bereits 300 spiritualistische Cirkel und 1853 an 30,000 Medien in den Vereinigten Staaten. Gleich einer Epidemie breitete sich der S. nun, trotz aller Bekämpfung durch die Wissenschaft und durch aufgeklärte Männer über den Continent von Amerika aus und es bildete sich über denselben eine eigene Literatur. Die hervorragendsten wissenschaftlichen Vertheidiger desselben waren die philadelphiaer Chemiker Hare und der newyorker Richter Edmonds, an die sich später noch der berühmtere Spiritualist Hume oder Home anschloß. Unter den verschiedenen Formen spiritualistischer Manifestationen sind neben dem sog. Geisterklopfen, Geisterschreiben und Geisterzeichnen auch die musikalischen Vorstellungen der Geister bemerkenswerth. In einzelnen Fällen geschah das

Schreiben und Zeichnen durch die Hände der Medien, in andern vorgeblich ohne menschliche Hände, direct durch die spiritualistische Agenz. Unter den musikalischen Demonstrationen waren die der «Davenport Boys» aus Buffalo, welche die Herrschaft über eine Bande musikalischer Geister haben sollten, die bemerkenswertheften. Die Gebrüder Davenport verließen später Amerika, um in England, besonders in London, spiritualistische Sitzungen abzuhalten, wurden jedoch hier sehr bald von Professor Pepper und andern als Gaukler entlarvt. Von Amerika dehnte sich der S. auch bald nach England aus, doch nahm er hier nur die Gestalt einer höchst schwachen Reproduction des überseeischen an; alle in England auftretenden Medien waren Amerikaner oder kamen von dort. Die Spiritualistin Mrs. Hayden führte den S. 1852 zuerst in England ein, ihr folgten 1855 Hume, 1859 Squire, später Slade u. a. In Deutschland hat in neuester Zeit der S. den Anschein der Wissenschaftlichkeit durch seine Verknüpfung mit gewissen naturphilos. Hypothesen über den vierdimensionalen Raum (s. Raum) zu gewinnen gesucht.

Aus der ungemein reichhaltigen Literatur über den S. sind hervorzuheben: James Braid, «Neuryponology, or the rationale of nervous sleep considered in relation with animal magnetism» (Lond. 1843); «Table-turning and table-talking» (Lond. 1853); Godfrey, «Table-moving tested and proved to be the result of satanic agency» (Lond. 1853); «Table-turning, the devil's modern master-piece» (Lond. 1853); Gillson, «Table-talking, disclosures of satanic wonders and prophetic signs» (Lond. 1853); Howitt, «The history of the supernatural» (2 Bde., Lond. 1863); Owen, «Footfalls on the boundary of another world» (Lond. 1860 u. öfter); «The debatable land between this world and the next» (Lond. 1870; deutsch, Lpz. 1875); Hare, «Experimental investigation of the spirit manifestations, demonstrating the existence of spirits and their communion with mortals» (Neuyork 1858; deutsch, Lpz. 1871); Hume, «Incidents in my life» (Lond. 1863); Rob. Houdin, «Confidences d'un prestidigitateur» (2 Bde., Par. 1859); Crookes, «Der Spiritualismus und die Wissenschaft» (nach dem Russischen und Englischen ins Deutsche übersetzt von Wittig, Lpz. 1872); Edmonds, «Der amerik. Spiritualismus» (deutsch, Lpz. 1873); Wallace, «Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen» (deutsch, Lpz. 1874); derselbe, «Eine Vertheidigung des modernen Spiritualismus» (deutsch, Lpz. 1875); «Bericht über den Spiritualismus» vom Comité der Dialektischen Gesellschaft zu London (3 Thle., deutsch, Lpz. 1875); Zöllner, «Wissenschaftliche Abhandlungen» (2 Bde., Lpz. 1877—78); J. H. von Fichte, «Der neuere Spiritualismus, sein Werth und seine Täuschungen» (Lpz. 1878). Zur Verbreitung des S. und seiner Doctrinen erscheint in London eine Zeitschrift: «The Spiritualist», in Deutschland die «Psychischen Studien», herausgegeben von Aksakow.

Spiritualen nannte sich die strengere Partei unter den Franciscanern (s. d.), die sich infolge der Milderung der ursprünglich sehr strengen Ordensregel durch Papst Gregor IX. 1231 und Innocenz IV. 1245 absonderte, apokalyptische Träume von einer vollkommenern Periode des Heiligen Geistes hegte und 1294 von Papst Cölestin V. als besonderer Orden der Cölestiner-Eremiten bestätigt wurde. Als Bonifaz VIII. 1302 die Bestätigung wieder aufhob und die S. gleich Ketzern behandelte und nachmals Johann XXII. die Inquisition gegen sie aufbot, mischten sie sich als Fratricellen unter die ketzerischen Begharden.

Spiritualismus (vom lat. spiritus), als philos. Kunstausdruck, bezeichnet diejenige metaphysische Ansicht, welche die Substanzen für lediglich geistiger, resp. seelischer Natur hält und die materielle Welt nur als eine Erscheinungsform oder ein Vorstellungsphänomen innerhalb der Geister ansieht. Der S. ist also der diametrale Gegensatz zum Materialismus, welcher nur die Körper für Substanzen und die geistigen Thätigkeiten für feine Bewegungsfunctionen derselben gelten lassen will. Beiden, dem S. und dem Materialismus, steht der Dualismus gegenüber, welcher die Substantialität sowol der Geister als auch der Körper behauptet. Der hauptsächlichste Vertreter des S. in der neuern Philosophie ist Berkeley (s. d.); auch kann man die Monadologie von Leibniz (s. d.) mit diesem Namen belegen. Auch neigen alle Systeme des Idealismus (s. d.) dazu, bei oberflächlicher Auffassung in S. überzugehen. — Nicht zu verwechseln hiermit ist der bisweilen ebenfalls S. genannte Spiritismus (s. d.).

Spiritus (lat., d. i. Hauch, Seele, Verstand, Geist) heißt vorzugsweise in der griech. Grammatik der starke oder scharfe und der gelinde oder schwache Hauch, lateinisch spiritus asper und spiritus lenis, der über jeden Vocal und Diphthong zu Anfang eines Wortes gesetzt und im ersten Falle durch das Zeichen ‘, im zweiten durch ’ ausgedrückt wird. Diese beiden Zeichen kamen als solche jedoch erst zu Ende des 3. Jahrh. v. Chr. durch die alexandrinischen Grammatiker in Gebrauch. Denn nur der scharfe Hauch, der dem lat. und deutschen H-Laute entspricht,

ward in älterer Zeit durch ein H, und als dieses Zeichen ausschließlich nur noch für den lang E-Laut gebraucht wurde, in einzelnen Landschaften (in Großgriechenland) durch die vordere Hälfte eines H bezeichnet, während der gelinde Hauch, der ohne besondere thätige Einwirkung der Sprachwerkzeuge vor jedem Vocale, dem kein Consonant vorangeht, gehört wird, erst in der alexandrinischen Zeit durch die zweite Hälfte des H äußerlich dargestellt wurde. Die noch jetzt gebräuchlichen Zeichen sind durch Abrundung daraus entstanden.

Spiritus (Sprit), s. Alkohol.

Spithead (Rhede), s. Portsmouth.

Spitta (Karl Joh. Philipp), bekannt als Dichter geistlicher Lieder, geb. 1. Aug. 1801 in Hannover, widmete sich 1821—24 auf der Universität Göttingen theol. Studien, war dann einige Jahre Hauslehrer und Pfarrgehülfe, bis er 1830 die Stelle eines Garnisonpfarrers und Seelsorgers an der Strafanstalt in Hameln erhielt, die er jedoch 1837 mit dem Pfarramte in Wechold bei Hoya vertauschte. Nachdem er seit 1847 als Superintendent zu Wittingen im Lüneburgischen gelebt, siedelte er 1853 nach Peine im Fürstenthum Hildesheim über, wo er das Amt eines Superintendenten und Oberpfarrers bekleidete. Er starb 28. Sept. 1859 zu Burgdorf bei Hannover. S. ist zwar als homiletischer Schriftsteller nicht ohne Verdienst, sein literarischer Ruf gründet sich jedoch auf seine geistlichen Lieder, deren er zwei Sammlungen unter dem Titel «Psalter und Harfe» (erste Sammlung, Pirna 1833; 34. Aufl. 1874; zweite Sammlung, Lpz. 1843; 22. Aufl. 1874) veröffentlichte. Nach seinem Tode kamen noch «Nachgelassene geistliche Lieder» (4. Aufl., Lpz. 1868) hinzu. An Wohllaut, Vollendung der Form, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls werden diese Lieder ebenso wenig wie an echt christlich-gläubigem Inhalt von den zahlreichen andern Dichtern, namentlich der neuesten Zeit erreicht. Viele von S.'s Liedern sind componirt. Vgl. die Biographie S.'s von Münkel (Lpz. 1861).

Spittler (Ludw. Timotheus, Freiherr von), berühmt als Geschichtschreiber und Publicist, geb. zu Stuttgart 10. Nov. 1752, studirte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann 1771—75 zu Tübingen und Göttingen und wurde 1777 Repetent am theol. Seminar zu Tübingen. Nachdem er hier durch seine «Kritische Untersuchung des 60. laodicäischen Kanons» (Bern 1777) und die «Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeit des falschen Isidor» (Hannover 1778) seinen tiefforschenden Geist bewährt, wurde er 1779 Professor der Philosophie in Göttingen. Hier zeichnete er sich bald als Lehrer der Geschichte aus. Gespannte Verhältnisse mit Heyne bewogen ihn, nach Würtemberg zurückzukehren. Seine Beförderung zum Minister, Präsidenten der Oberstudiendirection und Curator der Universität zu Tübingen erfolgte 1806, wobei er zugleich zum Freiherrn erhoben wurde. Er starb 14. März 1810. Seine Hauptwerke sind: «Grundriß der Geschichte der christl. Kirche» (Gött. 1806; 5. Aufl. von Planck, 1813), «Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzogen» (Gött. 1783), «Geschichte Würtembergs» (Gött. 1783), «Geschichte des Fürstenthums Hannover» (Gött. 1786), «Entwurf der Geschichte der europ. Staaten» (2 Bde., Berl. 1793; 3. Aufl. von Sartorius, 1823), «Geschichte der dän. Revolution 1660» (Berl. 1796). Daran schließen sich noch die «Geschichte des Kelchs im Abendmahl» (Lemgo 1780) und zahlreiche Abhandlungen im «Göttingischen histor. Magazin». S. wußte die Resultate ernster Quellenforschung mit philos. Geiste in gedrungener Kürze lichtvoll darzustellen und die reiche Fülle seines Stoffs durch Beschränkung auf das wahrhaft Fruchtbare glücklich zu bewältigen. Seine Darstellungsweise, oft nur rhapsodisch und andeutend, manchmal rauh und nicht ohne Nachlässigkeit, ist sehr anregend. Vgl. Planck «Ueber S. als Historiker» (Gött. 1811). Seine geistreich skizzirten «Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums» wurden mit Anmerkungen von Gurlitt (Hamb. 1824—28; neue vollständigt von Paulus, Heidelb. 1826) und seine «Geschichte der Kreuzzüge» und die «Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation» von K. Müller und Gurlitt's literarischem Nachlaß (Hamb. 1827—28) herausgegeben. Eine Gesammtausgabe von S.'s «Werken» besorgte sein Schwiegersohn K. Wächter (15 Bde., Stuttg. 1827—37).

Spitza (Spizza, Spica), ein im türk. Vilajet Skutari, am Adriatischen Meere gelegener Hafenort, laut Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 Dalmatien einzuverleiben bestimmt.

Spitzbergen, von den Grönlandsfahrern lange Zeit auch Ostgrönland genannt, eine aus drei größern und mehrern kleinern Inseln bestehende Inselgruppe mit einem Flächenraum von etwa 77,000 QKilom., liegt zwischen 76½ und 80° 48′ nördl. Br. und 28° und 45° östl. L. im Nordosten von Grönland und ist nächst Grinnell-Land, das wenigstens bis 82° 30′ nördl. Br. reicht, das nördlichste Land der Erde. Durch Nordenskjöld (s. d.) wurde 1868 festgestellt, daß S. mit Europa durch eine unterseeische Brücke in Verbindung stehe, also gewissermaßen als

Fortsetzung von Skandinavien anzusehen sei und geographisch zu Europa gehöre. Sämmtliche Inseln sind von vielen Fjorden und Buchten durchschnitten, felsig und mit Gebirgen bedeckt, die sich im Horn-Sund-Pic bis zu 1390 Mt. erheben. Das Klima ist durchaus arktisch und selbst im Sommer, wo die Wärme bei den langen Tagen, in denen die Sonne gar nicht untergeht, sehr bedeutend, im Schatten doch so rauh, daß in demselben weder Eis noch Schnee schmilzt. Die Vegetation ist deshalb auf eine geringe Zahl von Pflanzen, besonders Moose und Flechten beschränkt, die Inseln sämmtlich unbewohnt, aber reich an See- und Pelzthieren, an Rennthieren und im Sommer an Seevögeln. An einzelnen Punkten hat man neuerdings auch Steinkohlen gefunden. Nächst der Hauptinsel Westspitzbergen (mit den dazugehörigen Inseln, außer Prince-Charles-Foreland, 39,535 QKilom. groß) sind die Insel Nordostland, im Nordosten jener gelegen und durch die Hinlopenstraße von ihr getrennt (10,462 QKilom.), und Stans-Foreland oder Edjeland (6332 QKilom.) im Südosten die bedeutendsten. Entdeckt wurde S. 1596 von den Holländern Jakob van Heemskerck, Jan Corneliszoon Ripp und Willem Barents, welche es jedoch für einen Theil von Grönland hielten und Nieuwland (Neues Land) nannten. Das Meer von S. wurde wegen seiner großen Menge von Walfischen, Walrossen und andern Seethieren alsbald der Schauplatz einer außerordentlichen Thätigkeit der Seeleute. Engländer, Franzosen, Dänen, Hamburger, Russen wetteiferten miteinander. Das Uebergewicht behielten jedoch die Niederländer, welche sogar eine feste Station gründeten, Smeerenberg, wo der Thran ausgesotten wurde. Mit der Abnahme der Walfische hat jedoch der Verkehr aufgehört und Smeerenberg ist verschwunden. Näher bekannt wurde S. durch Scoresby (1817—18), Parry (1827), besonders aber seit 1861 durch die schwed. Forscher Nordenskiöld und Torell, dann durch die deutsche Expedition unter Koldewey (1868), durch Th. von Heuglin (1870), Smith und Ulve (1871) u. a. Vgl. Petermann, «S. und die arktische Centralregion» (Gotha 1865); Dunér, Malmgren, Nordenskiöld und Quennerstedt, «Svenska expeditioner till S.» (Stockh. 1868); Koldewey, «Die erste deutsche Nordpolarexpedition» (Gotha 1871); Heuglin, «Reisen nach dem Nordpolarmeer» (3 Bde., Braunschw. 1872—74).

Spitzbogen, s. Bogen.

Spitzen nennt man zarte, aus seidenen, leinenen oder baumwollenen, am besten gezwirnten Fäden, zuweilen auch aus Gold- und Silberfäden verfertigte Textilproducte, welche entweder über maschenförmigem Fond ausgenäht sind (filets, lavoro a meglia), oder durch Ausziehen der Webefäden des Grundes und darauffolgendes Uebernähen (punto tirato), oder auf ausgeschnittener Unterlage (points coupés), endlich aber im Gegensatz zu all diesen Hauptarten der Technik auf dem Klöppelkissen gefertigt werden (alla cusina). Der Name «Spitze», sowie das franz. dentelle, das engl. point, das ital. merlo und mertelli kommt von der zackenförmigen Gestalt, welche die ältern als Bordüren von Gewändern gebrauchten Spitzen ursprünglich besaßen; die festern Arbeiten dieser Art nannte man guipures. Der Fond, meist zellenartig combinirt, ist an allen alten Spitzen Handarbeit wie das übrige; erst gegen Ende des 18. Jahrh. wurde in England der sog. künstliche Tüll- oder Bobbinetgrund maschinenmäßig erzeugt. Diese Erfindung bedeutete übrigens den Niedergang der S. als Kunstproduct. Ihr Ursprung scheint orientalisch, vielleicht maurisch, zu sein, dann cultivirte sie besonders Italien, doch datirt ihre Blüte erst von dem Ende des 15. Jahrh. Katharina von Medici that viel für die Verpflanzung der Industrie nach Frankreich, doch ermöglichten erst die großartigen Unternehmungen Colbert's im 17. Jahrh. den Triumph der französischen S. über ihre ital. und niederländ. Vorbilder. Die berühmtesten Spitzengattungen sind Angleterre, Sedan, Alençon, Argentan, Valenciennes, Ducheſſe u. s. w. Die schwarze Trauerspitze wurde in Chantilly fabricirt, die seidene S. heißt Blonde. In Holland kam der Name Kante und Zinnige auf. In Deutschland war das Fach stets unbedeutend bebaut, bis Barbara Uttmann (s. d.) im 17. Jahrh. niederländ. Arbeiterinnen im sächs. Erzgebirge einführte und zur Wohlthat für die dortige arme Bevölkerung eine heute noch florirende Klöppelindustrie gründete. Vgl. Seguni, «La Dentelle. Histoire, description, fabrication, bibliographie» (Par. 1874); Bury-Palliser, «Histoire de la Dentelle» (Par. 1875); Jlg, Geschichte und Terminologie der alten S.» (Wien 1876). Hoffmann veröffentlichte zur Geschichte der S. ein «Spitzenmusterbuch» (Wien 1876).

Spitzgeschoſſe, jetzt Langgeschoſſe genannt, s. Geschoß.

Spitzmaus (Sorex) heißt eine über die ganze Erde mit Ausnahme Australiens verbreitete und in mehrere Untergattungen zerfallende Gattung insektenfressender Säugethiere mit schlankem Körper, spitzem Kopf, langem Rüssel, kleinen Augen, rundlichen Ohren, schlanken, fünfzehigen, bekrallten Füßen und ziemlich mit Borsten besetztem Schwanze. Die Bezahnung ist sehr eigen-

thümlich; die oft zusammengewachsenen Backzähne scharfzackig, die Vorderzähne lang und
Der bewegliche Rüssel ist mit langen Schnurren, die Füße mit straffen Haaren besetzt, der
weich und sammtartig. An den Weichen befindet sich eine Drüse, die einen durchdringen
moschusähnlichen Geruch verbreitet. Es sind unterirdische, nächtliche, sehr gefräßige Tie
meist nützlich, da sie sich gewöhnlich von Würmern und Insekten nähren, doch auch junge
und Mäuse angreifen. Schädlich ist die Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens), von
Größe einer kleinen Maus, die sehr gut schwimmt und taucht und oft in Fischteichen
Schaden anrichtet. Die Waldspitzmaus (Sorex vulgaris) kommt vor in Wäldern,
penspitzmaus (S. alpinus) nur in der Alpenkette und besonders an der Grenze der
region, die Feldspitzmaus (Crocidura leucodon) in Feldern und Gärten, die Haus
maus (C. araneus) in Häusern, Gebäuden, wo sie sich auch an Fett, Fleisch und Oel
und in Gärten. Auch gehören zu der Gattung die beiden kleinsten Säugethiere, die man
hauptkennt, die nördlich der Alpen vorkommende Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus),
Körper von der Rüsselspitze zur Schwanzwurzel nur 3 Ctmt. mißt, und die kleinste S.
cidura etrusca) im Umkreise des Mittelmeers, welche nur 2 Ctmt. erreicht.

Spitzpocken, auch Wind- oder Schafpocken genannt, s. Varicellen.

Spix (Joh. Baptist von), Naturforscher und Reisender, geb. 9. Febr. 1781 zu Höch
an der Aisch, erhielt seine Jugendbildung in Bamberg, studirte seit 1803 Theologie in
burg, wandte sich jedoch schon 1804 zur Medicin und wurde 1808 Adjunct der Akademie
Wissenschaften zu München. Als solcher bereiste er auf Staatskosten Frankreich und
wurde dann 1811 Conservator des zoolog. Museums zu München und 1817 mit Martius
einer wissenschaftlichen Expedition nach Brasilien ausersehen, von der er im Dec. 1821
reichen Sammlungen zurückkehrte. Er starb 13. März 1826 zu München. Von seinen Schri
sind hervorzuheben: «Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie» (Nür
1811); «Cephalogensis sive capitis ossei structura, formatio ac significatio per
animalium classes» (Münch. 1815), «Reise in Brasilien» (mit Martius, 3 Bde., Mü
1824—31) und die Prachtwerke über die auf der brasil. Reise neu entdeckten Thierarten.

Spizza, alban. Hafenort, s. Spitza.

Splanchnologie (griech.) oder Eingeweidelehre, s. Eingeweide.

Spleen (spr. Splihn, aus dem Englischen, wörtlich Milz) ist der Ausdruck für einen
normen oder krankhaften Geistes- oder vielmehr Gemüthszustand, wie er vorzugsweise bei Mü
nern vorkommt, die reich und unabhängig, ohne eigentlichen Lebensberuf und ohne eine
liche nützliche Thätigkeit, nach einem in Genüssen verschiedener Art verbrauchten und erschl
ten Leben, abgestumpft und indifferent gegen alle und jede Reize geworden, der Qual der Lan
weile anheimfallend, in Lebensüberdruß und oft durch Selbstmord enden. Daß es ein specif
engl. Leiden sei, ist wol nur ein zufällig entstandenes Vorurtheil.

Splint ist bei holzigen Gewächsen der äußere, zunächst der Rinde liegende Theil
Holzes, welcher aus noch nicht vollständig verholzten Zellen besteht und daher weicher, le
rer, leichter und gewöhnlich auch heller gefärbt ist als der innerste Theil des Holzes oder
Kernholz. Manchmal ist zwar der Unterschied in der Färbung zwischen S. und Kern
nicht sehr groß, in andern Fällen aber wieder sehr bedeutend, indem der S. mehr oder
weiß oder gelblich erscheint, das Kernholz aber schwarz, braun oder roth gefärbt ist. D
S. lockerer und weicher ist, so ist er auch von geringerer Dauer als das Kernholz und
daher bei gewissen Zwecken beseitigt. — S. wird auch in der Baukunst bei Verankerungen
senkrechte Eisenstab (Schließe) genannt, der durch den an den Balken oder Mauern befest
geraden Theil, die Ankerschiene, gehalten wird. Letztere besitzt eine Oese, durch welche der
hindurchgeht und auf deren Rande mittels einer Nase aufsitzt. Bisweilen besteht der Ank
splint auch aus mehrern Theilen, die gebogen sind oder in Form von Ornamenten, Ziffern
Jahreszahlen u. s. w. aus der Mauer hervortreten.

Spliigen, roman. und ital. Spluga, Pfarrdorf und Zollstätte im Bezirke Hinterrhein
schweiz. Cantons Graubünden, Hauptort des Kreises Rheinwald, 1450 Mt. über dem Me
50,5 Kilom. südwestlich von Chur, in großartigem Gebirgscircus am Hinterrheine gele
besteht aus wenigen großen steinernen Zoll-, Lager- und Gasthäusern und einer maleris
Gruppe brauner alterthümlicher Holzhäuser mit steinbeladenen Dächern und zählt (187
523 E. meist deutscher Zunge und reform. Confession, deren Haupterwerbsquelle neben
Alpwirthschaft der Transit von Waaren (besonders Wein) und Personen auf den beiden
sich trennenden Straßen über den Bernardino (s. d.) und den Splügenpaß ist. Die Pass

über den S., als Saumpfad schon von Römern und Longobarden benutzt, ist jetzt eins der kühnsten Straßenbauwerke der Alpen, 1818—22 auf Kosten der österr. Regierung gleichzeitig mit der von Sardinien und Graubünden unternommenen Bernhardinstraße hergestellt. Vom Dorfe S. bis Chiavenna ist die Straße 40,5, bis Colico am Comersee 64,5 Kilom. lang und 5 Mt. breit mit einem Maximalgefälle von 7—10 Proc. Während die Bernhardinstraße von S. südwestlich durch das Rheinwaldthal aufsteigt, wendet sich die Splügenstraße nach Süden, überschreitet den Hinterrhein und zieht sich allmählich ansteigend durch das öde Thal des Häusernbachs zum Splügenberge hinauf, dessen steilen Abfall sie in vielen scharfen Kehren überwindet. Ein Berghaus und eine lange gemauerte Galerie bieten hier dem Reisenden Unterkunft und Schutz bei Schneestürmen und Lawinengefahren. Die Paßhöhe, auch Colmo del Orso genannt, ein kahler Sattel zwischen der Schneepyramide des Tambohorns (3276 Mt.) rechts und dem wilden Suretahorn (3025 Mt.) links, 2117 Mt. über dem Meere, 12 Kilom. von S., bildet die Wasserscheide zwischen dem Hinterrhein und der Adda, die Grenze zwischen der Schweiz und Italien. Die Straße erreicht 2 Kilom. unterhalb der Höhe das ital. Mauthamt mit dem Wirthshause del Monte Spluga, dann zieht sie sich durch die kleine Ebene Piano della Casa, überschreitet die Schlucht Cardinell und senkt sich, der linken Thalwand folgend, ganz allmählich in zahllosen Windungen nach Pianazzo hinab. Drei gemauerte Galerien von 230, 213 und 510 Mt. Länge, mit fensterartigen Nischen, die einen Niederblick auf das in der Tiefe des Lirothals liegende Dorf Isola gestatten, schützen auf dieser Strecke die Straße vor Lawinen. Dicht hinter Pianazzo überschreitet sie den wilden Madesimo, der mit einem prächtigen, 260 Mt. hohen Wasserfalle zum Liro hinabstürzt, durchbricht drei Felsenthore und senkt sich in kühnen scharfen Kehren mit schönen Ausblicken auf den Fall zur grünen Wiesenebene des Doppeldorfes Campo-Dolcino (1083 Mt.) hinab. Von hier an folgt sie der Sohle des engen, von Felsblöcken übersäeten Liro- oder San-Giacomothals, in welchem beim Dörfchen Gallivaggio plötzlich sich die Ueppigkeit der südl. Vegetation entfaltet, und steigt durch Felswildnisse und Kastanienwälder, zuletzt durch Fruchtfelder und Weinberge über San-Giacomo nach Chiavenna (317 Mt. über dem Meere, 28,5 Kilom. von der Paßhöhe) hinab.

Die Post, welche jährlich gegen 30,000 Reisende über den Paß befördert, legt die Strecke S.-Chiavenna in sechs Stunden zurück; im Winter wird der Verkehr wie beim St.-Gotthard durch Schlitten vermittelt. Außer dem Gasthause des Mauthamtes sind auf der den Lawinen ausgesetzten Südseite des Passes zwischen der Paßhöhe und Campo-Dolcino drei Cantonieren oder Zufluchtshäuser zum Schutze der Reisenden errichtet, die oberste Cantoniera del Presso la Sommita halbwegs zwischen dem Joche und dem Mauthamte. Eine Eisenbahn über den S. ist seit langer Zeit projectirt; schon 1863 und 1864 wurden auf Kosten der Provinz Mailand von den Ingenieuren Banotti, Finardi und Antonini zwei solche Projecte ausgearbeitet. Die tracirten zwei Tunnellinien haben beide ihren Ausgang im Hinterrheinthale. Während jedoch die eine unter dem Suretahorn nach Isola in einer Länge von 14,150 Mt. und in einer Seehöhe von 1250 Mt. führt und fast ganz in Gneis und Granit liegt, führt die andere unter dem Splügenpasse selbst nach dem Lirothale, hat eine Länge von nur 9900 Mt., erreicht aber dafür die Seehöhe von 1607 Mt. Das Gestein der zweiten Linie ist fast ausschließlich stark zerklüfteter Kalk. Die Subvention sollte angeblich hier nur 48 Mill. Frs. betragen. Außer der größern Seehöhe hat aber diese Linie bedeutend größere Steigungen (1:28½) und schärfere Krümmungen (Radius 250 Mt.). Auch umgeht dieselbe den Canton Tessin, was für die Schweiz nicht ohne Bedeutung ist. Seitdem sich sowol Deutschland und Italien als auch die Mehrzahl der schweiz. Cantone auf die St.-Gotthardbahn als die den Interessen aller betheiligten Staaten am besten entsprechende geeinigt haben, hat das Project einer Splügenbahn ebenso wenig wie das Simplon-Project Aussicht auf Ausführung in naher Zukunft.

Spohr (Louis), ausgezeichneter Violinspieler und Tonsetzer, geb. zu Braunschweig 5. April 1784 als der Sohn eines Arztes, entwickelte zeitig ein großes Talent für Musik, hatte im Violinspiel den Violinisten Maucourt zum Lehrer und half sich im übrigen selbst weiter. Im Alter von 15 J. trat er als Kammermusikus in die Dienste des Herzogs von Braunschweig. Seit 1804 machte er Kunstreisen in Deutschland und begründete seinen Ruf sowol als Virtuos wie als Componist für die Violine. Hierauf erhielt er 1805 eine Anstellung als Hofconcertmeister zu Gotha, wo er sich 1806 mit der geschickten Harfen- und Klavierspielerin Dorette Scheidler verheirathete, mit der er verschiedene Kunstreisen machte. Compositionen aus dieser Zeit sind: die Opern «Alruna» und «Der Zweikampf der Geliebten», das bekannte Notturno für Harmoniemusik, Streichquartette, verschiedene Violinconcerte, Sonaten für Violine und

Harfe, endlich auch seine erste Symphonie (Es-dur) und das Oratorium «Das jüngste Gericht». Im J. 1812 ging S. nach Wien, wo er beim Theater an der Wien bis 1814 als zweiter Kapellmeister wirkte. Als Tonsetzer schuf er in der Zeit von 1813—15, neben Streichquartetten und Quintetten, Violinsachen u. s. w., sein Nonett und ein Octett, die Cantate «Das befreite Deutschland» (zur Feier der Schlacht von Leipzig) und die Oper «Faust». Als Virtuos erntete er besonders bei den Festlichkeiten des Congresses in Wien großen Beifall. S. machte 1815—17 Reisen durch Deutschland, Italien und Holland, worauf er bis 1819 Kapellmeister am Theater zu Frankfurt a. M. war. Die Frucht seines Aufenthalts in Frankfurt war die im April 1819 aufgeführte reizende Oper «Zemire und Azor». Im J. 1812 ging S., von der Philharmonischen Gesellschaft berufen, nach London, wo er sowol als Virtuos wie als Componist große Anerkennung fand. Namentlich gefiel seine zweite Symphonie (D-moll), die er für London geschrieben. Auch in Paris hatte er Erfolg. Mit Neujahr 1822 übernahm S. das Amt eines Hofkapellmeisters zu Kassel. Hier brachte er die Kapelle auf eine bedeutende Höhe, wirkte im Publikum für Veredlung des musikalischen Geschmacks, entwickelte eine sehr einflußreiche Thätigkeit als Violinlehrer und schuf zugleich seine reifsten und umfassendsten Tonwerke. Dieser Zeit gehören an: die Opern «Jessonda» (1823), «Der Berggeist» (1825), «Pietro von Abano» (1827), «Der Alchemist» (1830), «Die Kreuzfahrer» (1845). Hieran reihen sich die Oratorien «Die letzten Dinge» (1825), «Des Heilands letzte Stunden» (1835), «Der Fall Babylons (1840 oder 1841), das Vaterunser von Mahlmann (1829) und das von Klopstock (1838), die «Hymne an Gott» (1836), die dritte Symphonie (1828), die «Weihe der Töne» (1832), die Doppelquartetten, drei achtstimmige Psalmen (1831), die histor. Symphonie (1839), die Doppelsymphonie «Irdisches und Göttliches im Menschenleben» (1841), die Symphonie «Die Jahreszeiten». Dazu kamen Quartette und Quintette, Klaviertrios, einund mehrstimmige Lieder, Violinsachen u. s. w. in reicher Zahl. Bei der Feier seines 25jährigen Jubiläums als Hofkapellmeister im Jan. 1847 erhielt er vom Kurfürsten den Titel eines Generalmusikdirectors, verlor indeß später die Gunst des Hofs seines polit. Liberalismus wegen, und wurde 1857 in den Ruhestand versetzt. Körperlich und geistig geschwächt, starb er 22. Oct. 1859. In allem, was S. geschaffen, macht sich durchaus eine edle Empfindungsweise geltend, aber oft auch Monotonie, welche durch den Mangel eines leidenschaftlichen Ausdrucks und die zu einseitig angewandte chromatische Modulation vermehrt wird. Was S. für die kunstgemäße Ausgestaltung des deutschen Violinspiels gethan, sichert ihm ein unvergängliches Verdienst. Zahllose Kunstjünger wandten sich nach Kassel, um seiner Lehre theilhaftig zu werden. S.'s Violinspiel war von einem edeln, gediegenen und maßvollen Gepräge. Der «S.'sche Bogen» ist unter den Geigern im besten Sinne sprichwörtlich geworden. Die Grundsätze seiner Methodik des deutschen Violinspiels hat der Meister in seiner «Violinschule» (1831) niedergelegt. S.'s Selbstbiographie (2 Bde., Gött. 1862) erschien nach seinem Tode.

Spoleto, Hauptstadt des gleichnamigen Districts in der ital. Provinz Perugia, 90 Kilom. im Nordnordosten von Rom, an der Mareggia und der Linie Terontola-Orte der Römischen Eisenbahn, ein sehr alter, reizend gelegener und ziemlich belebter Ort, ist mit steilen, engen und winkeligen, aber reinlichen und gutgepflasterten Gassen an einem Hügel hinauf gebaut, dessen Gipfel die alte Burg trägt und eine höchst malerische Aussicht bietet. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs und zählt (1876) 20,791 E., die zum Theil von Manufacturbetrieb leben, und hat merkwürdige Alterthümer. Die Burg oder Festung (Castello La Rocca), vom Ostgothen Theodorich d. Gr. erbaut, von Narses hergestellt, später mit vier Thürmen von dem Cardinal Albornoz verstärkt, 1155 von Friedrich Barbarossa, 30. März 1831 von den Insurgenten unter Sercognani eingenommen, 18. Sept. 1860, nach tapferer Gegenwehr durch den Irländer Major O'Reilly, von den Piemontesen erobert, dient jetzt als Strafhaus; sie gewährt ein prachtvolles Panorama. Die Stadt hat mehrere ansehnliche Paläste, über 20 Kirchen, viele Klöster und andere geistliche Stiftungen. Die hochgelegene Kathedrale Sta.-Maria Assunta, nach 1153 erbaut, doch oft verändert und namentlich im Innern 1644 erneut, hat an der Vorderseite (aus dem 13. Jahrh.) fünf Bogen mit antiken Säulen, einen Fries mit Greifen und Arabesken, über dem Eingang ein großes Mosaik des Salfernus von 1207, im Chor Fresken aus dem 15. Jahrh., im Winterchor Schnitzwerk von Bramante und Gemälde von Lo Spagna (Fra Filippo), der hier 1469 an Gift starb. Die übrigen Kirchen sind unbedeutend und auch die Ueberreste antiker Tempel der Concordia, des Jupiter und des Mars, einer röm. Brücke über die Mareggia, eines röm. Theaters, des sog. Palastes Theodorich's u. s. w. Großartig dagegen ist die 206 Mt. lange und 81 Mt. hohe Wasserleitung delle Torri, die

zugleich als Brücke von der Stadt über eine tiefe Schlucht nach dem 7 Kilom. entfernten Monte-Luco führt, angeblich ebenfalls von Herzog Theodolapius (604) erbaut. Der dichtbelaubte Monte-Luco hat eine Menge Einsiedeleien, die jetzt meist als Landhäuser benutzt werden. Im Alterthum hieß die Stadt Spoletium und war eine der beträchtlichsten Städte Umbriens. Sie wurde 240 v. Chr. eine röm. Colonie mit den Rechten eines Municipiums, bekannt durch die standhafte Vertheidigung gegen Hannibal nach dessen Siege am Trasimenischen See 217, weshalb noch jetzt ein Bogen in der Stadt Porta d'Annibale heißt. Von den Gothen wurde die Stadt zerstört, durch Narses aber wieder aufgebaut. Während der longobardischen Herrschaft in Italien erhob sie sich zum Herzogthum, das am Ende des 9. Jahrh. den größten Theil Mittelitaliens von Tuscia bis Benevent umfaßte, wozu noch Camerino und Capua kamen, sodaß sich Herzog Guido von Spoleto zum König und 891 zum Kaiser von Italien machte; auch sein Sohn Lambert 898 behielt diese Würde bei. Wenn von einem zweiten Herzogthume S. die Rede ist, so ist darunter die den Griechen entrissene Mark Camerino zu verstehen, die dann Mark Fermo hieß. Die Herzoge nahmen später den Markgrafentitel an. Durch Kaiser Heinrich II. kam das Herzogthum an Toscana. Später bildete sich aus dem Herzogthum S. die Mark Ancona, deren Grafen zeitweise das ganze Herzogthum unter ihrer Botmäßigkeit hatten. Seit dem 13. Jahrh. gehörte es bis 1860 zum Kirchenstaate, nachdem die Päpste schon frühzeitig als Herren desselben sich betrachtet hatten.

Spolien (spolia) hießen bei den Römern die Waffen und die Rüstung, die der Soldat dem erschlagenen Feinde im Einzelkampf abnahm oder aus der gemeinsamen Beute von dem Feldherrn zugesprochen erhielt, und die er dann entweder in dem Tempel eines Gottes, dem er sie weihte, oder als ein werthes Zeugniß seiner Tapferkeit im eigenen Hause aufhing. Besonders berühmt sind die spolia opima, die Rüstung des getödteten feindlichen Feldherrn, und zwar zunächst die vom röm. Feldherrn selbst erbeutete. Doch unterschied ein dem Numa beigelegtes altes Gesetz drei Klassen; die herrlichsten waren die der ersten Klasse, die in dem kleinen Tempel aufgehängt wurden, den Romulus auf dem Capitol zu dieser Bestimmung dem Jupiter Feretrius erbaut haben sollte, nachdem er Acron, den König der Caninenser, getödtet hatte. Nur noch zwei Römern glückte es nach ihm, solche S. zu weihen, dem Aulus Cornelius Cossus, als er 437 den Vejenterkönig Tolumnius, und dem Marcus Claudius Marcellus, als er 222 den König der gallischen Insubrer, Viridomar, bei Clastidium getödtet hatte. Die S. der zweiten Klasse waren dann die, welche ein Offizier, die der dritten solche, welche ein gemeiner Soldat dem feindlichen Feldherrn abgenommen hatte.

Spondeus (griech.), ein aus zwei langen Silben (— —) bestehender Versfuß, der anfänglich bei den Spondä oder Libationen der Griechen, wobei man eine langsame und ernste Melodie liebte, dann aber namentlich mit dem Daktylus (s. d.) abwechselnd im Hexameter (s. d.) angewendet wurde. Gehäufte Spondeen im Hexameter finden aber nur dann ihre wahre Wirkung, wenn sie durch ihren feierlichen Gang zugleich die Schwere und Würde des Gedankens malerisch ausdrücken sollen. Auch dürfen dann nicht die Wort- und Versfüße zusammenfallen, wie in dem bekannten Verse des Ennius: Sparsis hastis longis campus splendet et horret. Zuweilen geschieht es auch, daß an der fünften Stelle des Hexameters statt des regelmäßigen Daktylus ein S. eintritt, und zwar aus demselben Grunde, um dem Ganzen einen ernsten und feierlichen Ton zu geben. Ein solcher Hexameter wird dann Spondiazon genannt.

Spongiae und **Spongilla**, s. Schwämme.

Sponsalien (sponsalia) oder Verlöbniß heißt der Vertrag, durch welchen die künftige Abschließung einer Ehe zwischen zwei bestimmten Personen verabredet wird. Das Verlöbniß kann nur mit völlig freier Willensbestimmung, also nicht unter dem Einflusse eines wesentlichen Irrthums oder Betrugs, einer Gewalt oder Furcht, und blos von solchen geschlossen werden, welche sich überhaupt durch Verträge verpflichten dürfen, also jedenfalls von selbstständigen Personen, von Bevormundeten dagegen und Hauskindern, wenn sie wenigstens die Mannbarkeit erreicht, nicht ohne Genehmigung des Vormundes oder Vaters. Wegen seines Zwecks ist das Verlöbniß zugleich nur zwischen Personen denkbar, die sich auch heirathen dürfen. Blos aufschiebende Ehehindernisse, unter denen das kanonische Recht auch bei selbstständigen Personen den Mangel der älterlichen Einwilligung mit aufzählt, lassen das Uebereinkommen wenigstens als bedingtes bestehen. Die Abschließung kann schon durch einfache Erklärung erfolgen, wiewol deutsche Particularrechte, wenn beiderseits keine einwilligungsberechtigten Aeltern vorhanden sind, die Ertheilung der gegenseitigen Zusage vor zwei Zeugen verlangen (sponsalia publica) und auf andere Weise zu Stande gekommenen Eheversprechen, selbst wenn sie durch Umschreiben

oder Zeitungsanzeigen bekannt gemacht wurden, die volle Wirkung versagen (sponsalia clandestina). Die bei Verlöbnissen gewechselten Mahlschätze (s. Arrha) bestehen gewöhnlich in Ringen. Aus gültigen Verlöbnissen entspringt die Pflicht zu gegenseitiger Treue (fides sponsalitia), deren Bruch durch anderweite Eheberedungen vom röm. Recht mit Infamie, vom kanonischen mit Kirchenbuße bedroht ist, und die Befugniß, auf Abschließung der Ehe binnen einer billig zu bestimmenden Frist zu dringen. Die neuere Rechtsanschauung sieht jedoch von jenen Extrem ab und beschränkt sich, wenn gelinde Zwangsmittel, wie Geldstrafen, ohne Wirkung bleiben, auf die Bewilligung einer Entschädigung und der für den Fall willkürlichen Rücktritts versprochenen (nicht nach allen Particularrechten zulässigen) Conventionalstrafe. Auch behält der ohne rechtmäßigen Grund verstoßene Theil die empfangenen Geschenke, während er die von ihm gewährten wiederfordern darf. Geht die Trennung infolge freiwilligen Uebereinkommens oder wenigstens so vor sich, daß keinem der Verlobten eine Schuld beizumessen ist, so erhält ein jedes das von ihm Gegebene zurück. Vgl. Sohm, «Das Recht der Eheschließung» (Weim. 1875); Friedberg, «Verlobung und Trauung» (Lpz. 1876).

Spontaneität (neulat., vom alltat. sponte, freiwillig) bezeichnet die Selbstthätigkeit und wird einem Wesen dann beigelegt, wenn die Veränderungen und Thätigkeiten desselben nicht in äußerlichen Ursachen, sondern in seinen eigenen innern Zuständen und Thätigkeiten begründet sind. Man findet S. sowol in den Gebieten des organischen als des geistigen Lebens, und hat daher eine S. des niedern und höhern Grades zu unterscheiden. Weil der höchste Grad der S. der freie Wille ist, dessen Ursachen ganz allein in dem Wollenden selbst liegen, so wird S. oft als gleichbedeutend mit Freiheit genommen. In den Seelenthätigkeiten steht der S. der höhern Grade die Receptivität entgegen als Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, wodurch das Empfinden als ein relativ leidender Zustand der Seele hervorgebracht wird im Gegensatze zu Verstand, Einbildungskraft und Willen als spontanen oder von innen heraus wirkenden Thätigkeiten im engern Sinne. Doch entsteht auch die Empfindung in der Seele nicht durch bloßes Leiden, sondern ist vielmehr ebenfalls eine von innen heraus thätige Reaction der Seele gegen Anwirkungen ihres Leibes von außen, und gehört, von dieser Seite genommen, selbst mit zu ihren spontanen Thätigkeiten niedern Grades.

Spontini (Luigi Gasparo Pacifico), berühmter Operncomponist, geb. 14. Nov. 1774 in dem Dorfe Majolati bei Jesi in der Mark Ancona, erhielt den ersten Musikunterricht bei einem gewissen Quintiliani. Seine spätern Lehrer waren der Sänger Ciafolatti und der Organist Meughini, dann die Kapellmeister Bartoli zu Jesi und Bonanni zu Masaccio. Er kam 1791 in das Conservatorium della Pietà de' Turchini zu Neapel, wo Sala und Tritto seine Hauptlehrer waren, und schrieb 1796 seine erste Oper (für Rom): «I puntigli delle donne», die Glück machte. Ihr folgten bis gegen das J. 1800 vierzehn andere Opern, theils ernste, theils komische, die ihm in seinem Vaterlande einen guten Ruf verschafften. Dennoch verließ er 1803 Italien und ging nach Paris, wo er erst Gesangsunterricht gab, dann 1804 eine seiner frühern ital. Opern, «La finta filosofa», auf die Bühne brachte, welche auch hier gefiel. Noch in demselben Jahre brachte er die franz. Operette «Julie, ou le pot de fleurs» zur Aufführung, die keinen Erfolg hatte, sowie die kleine Oper «La petite maison» (Juli 1804), die nicht einmal zu Ende gespielt wurde. Ein besseres Schicksal erfuhr Ende 1804 die einactige Oper «Milton», in welcher er zuerst aus seiner ital. Manier heraustrat und diejenige Transformation seines Talents anbahnte, die nachgehends in der Oper «Vestale» so glänzend zum Durchbruch kam. Die «Vestalin», von Jouy gedichtet und von S. mit Sorgfalt componirt, gelangte nur nach Besiegung großer Schwierigkeiten durch die Intervention der Kaiserin Josephine (deren Musikdirector er inzwischen geworden) 15. Dec. 1807 auf der Großen Oper zur Aufführung. S. feierte hiermit einen großen Triumph. Auch seine nächste Oper, «Ferdinand Cortez», die 1809 zur Aufführung gelangte, hatte einen glänzenden Erfolg. S. war 1810—12 Director der Italienischen Oper. Vielen Beifall fanden die Nummern, welche er 1817 den von der Großen Oper wieder vorgenommenen «Danaiden» Salieri's hinzufügte und von denen namentlich das Bacchanal hervorzuheben ist, welches er später in seiner eigenen Oper «Nurmahal» verwendete. Während dieser Zeit war S. eifrig mit Composition der Oper «Olympia» beschäftigt, die im Dec. 1819 zur Aufführung kam. Das ausgezeichnete Werk, nach denselben Grundsätzen wie die «Vestalin» und «Cortez» gearbeitet, fand nicht den verdienten Beifall, wozu die veränderten pariser Zustände und das schwerfällige Libretto beitrugen. Inzwischen wurde er 1820 als Generalmusikdirector und erster Hofkapellmeister nach Berlin berufen, welche Stellung er bis 1842 bekleidete, wo er seinen Abschied nahm und wieder nach Paris ging.

Sein Aufenthalt in Berlin wurde ihm verbittert durch Anfeindungen, die er zum Theil durch Hochmuth und Egoismus hervorrief. Außer den Umarbeitungen der «Olympia» und des «Cortez» sind aus dieser Zeit zu nennen: das Festspiel «Lalla Rookh» (Winter 1821), die Opern «Nurmahal» (1822, zum Theil aus jenem Festspiel hervorgegangen), «Alcidor» (1825), «Agnes von Hohenstaufen» (1829, aber 1837 umgearbeitet) und verschiedene Gelegenheitssachen. Auch in Paris vermochte S. keinen Boden mehr zu gewinnen. Er reiste 1850 nach Italien, wo er in seinem Geburtsorte Majolati infolge einer Erkältung 24. Jan. 1851 starb, ein bedeutendes Vermögen hinterlassend. S. war dramatischer Componist von hoher, wenn auch nicht höchster Begabung. Seine ital. Opern sind mehr flüchtige Productionen, ebenso auch die Werke aus der Zeit seines Wirkens in Berlin. In seinen Hauptschöpfungen aber («Vestalin», «Cortez» und «Olympia»), bei denen er Gluck im Auge hatte, strebte er nach Einheit des Stils und der dramatischen Wahrheit, und zwar in einer Weise, die dem Fortschritt der Musik überhaupt, namentlich der Instrumentalmusik seiner Zeit entsprach. In der That löste er diese Aufgaben mehr oder weniger; nur blieb er in der Zeichnung individueller Charaktere zurück. Mit Ausnahme der Statira in der «Olympia» sind alle seine Charaktere allgemein, die Personen nur Träger der Gattung. Trotz alles Aufwandes der Kunstmittel hat daher seine Musik eine gewisse Monotonie. Bedeutend ist S. in der Behandlung des Recitativs, der Chöre und des Orchesters. Die Heranziehung des Orchesters zur Gesammtwirkung steigerte er indeß auf eine Weise, die in seinen berliner Opern nicht ohne den Vorwurf des Unkünstlerischen geblieben ist.

Sporaden (griech. Sporades, d. i. die Zerstreuten) nennen die altgriech. Geographen im Gegensatz zu den Cykladen (s. d.) die südlichste Gruppe der im Aegäischen Meere gelegenen, jetzt zum Königreiche Hellas gehörigen Inseln: Melos (von andern noch zu den Cykladen gerechnet), Kimolos, Polyägos, Pholegandros, Sikinos, Ios, Amorgos, Thera und Anaphe, ferner die weiter östlich gelegenen jetzt zur Türkei gehörigen Inseln Astypaläa, Lebinthos, Ikaria, Korassiä, Patmos, Leros, Kalymna, Kos, Nisyros, Telos, Karpathos und Karos; einige Geographen rechneten auch die Inseln Rhodus, Samos, Chios, Psyra und Lesbos zu den S., einige endlich dehnten den Namen sogar auf die im nördlichsten Theile des Aegäischen Meers zwischen der Ostküste der Insel Euböa und der Halbinsel Magnesia, der Südküste Thraziens und der Westküste des nördl. Kleinasiens gelegenen Inseln aus. Von diesen gehört die südlichere, aus den Inseln Skiathos, Peparethos (jetzt Skopelos), Ikos (jetzt Chelidromia), Skyros und einigen kleinen jetzt ganz unbewohnten oder nur mit einzelnen Klöstern besiedelten Inseln bestehende Gruppe, von den Neueren mit dem (unantiken) Namen der «nördlichen S.» bezeichnet, zum Königreiche Hellas, während die nördliche, die Inseln Lemnos, Thasos, Samothrake, Imbros und Tenedos umfassende Gruppe sich im Besitze der Türkei befindet. Vgl. Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 2, Lpz. 1873).

Sporadisch (griech., d. h. zerstreut) nennt man in der Medicin das Auftreten von Krankheiten in einzelnen Fällen, im Gegensatze zur Epidemie (s. d.). Außerdem hat das Wort die Bedeutung des vereinzelten Vorkommens.

Sporck (Joh., Graf von), österr. General und Kriegsrath, geb. um 1607 zu Westerloh bei Delbrück im Bisthum Paderborn, Sohn eines armen Edelmanns, nahm jung als gemeiner Soldat Dienste bei dem bair.-ligistischen Heere, in dem er fast den ganzen Dreißigjährigen Krieg mitmachte. Seit 1639 bair. Oberst der Reiterei, erwarb er sich besonders einen Namen bei Geislingen (Württemberg), wo er im Nov. 1643 bei Nacht mit nur 500 Reitern eine Abtheilung des franz.-weimar. Heers überfiel, viele Gefangene und reiche Beute davonführte. Für sein tapferes Verhalten in der unglücklichen Schlacht bei Jankow (Böhmen) im März 1645 avancirte S. zum bair. Generalmajor. Als nach dem ulmer Waffenstillstande (März 1647) Johann von Werth versuchte, das ganze bair. Heer nach Böhmen zum Kaiser Ferdinand III. hinüberzuführen, betheiligte auch S. sich bei diesem Vorhaben, das jedoch mißlang, und wurde deshalb zusammen mit von Werth von dem bair. Kurfürsten Maximilian I. für einen Verräther erklärt. S. trat nunmehr als Generallieutenant in österr. Dienste und wurde bald darauf 12. Oct. 1647 vom Kaiser Ferdinand III. zum österr. Freiherrn ernannt und mit dem böhm. Indigenat beliehen. Auch erwarb er in Böhmen ausgedehnte Besitzungen. Später diente S. unter dem kaiserl. Feldmarschall Montecuculi (s. d.) gegen die Schweden in Polen wie auch bei dem alliirten Heere, das 1657—60 unter dem Oberbefehl des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schweden aus Schleswig-Holstein und Dänemark vertrieb. Dann focht er mit Montecuculi in Ungarn gegen die Türken und hatte mit seinen

Reiterregimentern den wesentlichsten Antheil an dem Siege bei St.-Gotthardt an der Raab (1. Aug. 1664). Zum Lohne verlieh Kaiser Leopold I. ihm den Titel eines deutschen Reichsgrafen (23. Aug. 1664) und ernannte ihn zum General über die gesammte Cavalerie. S. war von der Ueberlegenheit seiner Waffengattung so enthusiastisch überzeugt, daß er dem Kaiser einmal vorgeschlagen haben soll, die Infanterie ganz abzuschaffen und nur Reiterei zu halten. Auch bei der sog. Wesselényi'schen Verschwörung in Ungarn 1670 kämpfte S. glücklich gegen die Aufständischen. Zuletzt diente S. mit Montecuculi 1674—75 gegen die Franzosen in den Niederlanden und am Rhein. Dann nahm er seinen Abschied und starb 6. Aug. 1679 auf seinem Schloß Herman-Mestitz in Böhmen. Vgl. S.'s Biographie von Rosenkranz (2. Aufl., Paderb. 1854); Löher hat das Leben und die Thaten S.'s zum Gegenstand einer epischen Dichtung (Gött. 1854) gewählt.

Sporen (Sporae) oder Keimkörner heißen bei den kryptogamischen oder blütenlosen Pflanzen diejenigen Fortpflanzungskörper, welche mit den Samen der Phanerogamen oder Blütenpflanzen verglichen werden können, indem sie nach dem Hervortreten aus der Mutterpflanze längere oder kürzere Zeit im Zustande der Ruhe verharren und sich dann beim Vorhandensein der nöthigen Bedingungen zu einer neuen Pflanze entwickeln. Von den Samen der Blütenpflanzen sind sie jedoch sehr verschieden, da sie niemals einen Keim, d. h. die Anlage zu einer künftigen Pflanze enthalten, ja gewöhnlich nur aus einer einzigen doppelhäutigen Zelle bestehen, und da sie in ihrer Entstehung vielmehr mit der Bildung der Körnchen des Blütenstaubs in den Staubbeuteln der Blütenpflanzen übereinkommen. Trotzdem, daß sie sehr klein, meist staubförmig sind, bleiben sie doch oft lange, ja selbst viele Jahre hindurch keimfähig, wie bei den Farrnkräutern und zum Theil bei den Algen und Pilzen. Entweder befinden sie sich nicht zu mehrern in einer gemeinschaftlichen Hülle, oder sie sind in einer fruchtähnlichen Hülle, welche im allgemeinen als Sporenfrucht (Sporangium) bezeichnet wird, vereinigt. Die Keimung der S. geschieht meist so, daß die stets sehr zarte und dehnbare innere Membran sich durch Oeffnungen der äußern starren Hülle schlauchförmig ausstülpt. Aus mehrern Zellen zusammengesetzte (septirte) S., welche nur bei gewissen Pilzen, sowie bei der Mehrzahl der Flechten vorkommen, pflegen aus jeder Zelle einen Keimschlauch zu entwickeln. Bei den Pilzen kommen verschiedenartige S. vor, doppelhäutige, welche erst nach einer Periode der Ruhe keimen (Samensporen, Dauersporen), und einfachhäutige, welche sofort nach ihrem Reifwerden zu keimen vermögen und im allgemeinen Conidien genannt werden. (S. Pilze.)

Sport, im Englischen Spiel, Unterhaltung, heißt vorzugsweise eine solche Belustigung, die im Freien vor sich geht, wie Jagd, Fischerei, Wettrennen, Schwimmen, Rudern, Gymnastik, Fechtkunst u. s. w., und mit Körperübung verbunden ist. Die Vorliebe für dergleichen Vergnügungen ist ein eigenthümlicher Zug des engl. Nationalcharakters, der sich ebenso stark in den höchsten als in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft findet. Der S. hat daher seine ursprüngliche Bedeutung eines bloßen Zeitvertreibs erweitert und sich zu einer Art Kunst gestaltet, die gegenwärtig unter allen civilisirten Nationen mit Eifer gepflegt wird. Häufig wird das Wort S. zur Bezeichnung für die Vergnügungen des Turf gebraucht, letzterer ist aber nur eine Art des S. Sportsman heißt der Liebhaber oder Pfleger des S. Man spricht auch von: Rudersport, Reitsport, Jagdsport u. s. w.

Sporteln ist aus dem lat. Wort sportula entstanden, d. i. ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen sein konnten, ihren Antheil an Speise nach Hause schickte, welche Gabe nachher unter der nämlichen Benennung in Geld verwandelt wurde. Gegenwärtig begreift man unter dieser Bezeichnung die Gebühren, welche einer Behörde, besonders einer richterlichen, dafür zukommen, daß sie auf Anrufen oder durch die Schuld einer Partei in Thätigkeit getreten ist, ingleichen die Honorare der Anwälte. Um unverhältnißmäßige Kostenberechnungen und übertriebenes Sportuliren zu verhüten, werden die zulässigen Ansätze durch eigene Sporteltaxen bestimmt.

Spottdrossel (Turdus polyglottus), nordamerik. Singvogel, s. Drossel.

Sprache ist der lautliche Ausdruck des Gedankens. Jeder Ausdruck von Gedanken, der nicht durch Laute geschieht, sondern z. B. durch Geberden oder Zeichen, kann nur im uneigentlichen Sinne S. genannt werden (Fingersprache, Zeichensprache u. s. w.). S. kommt allein dem Menschen zu. Die von Thieren hervorgebrachten, oft sehr mannichfaltigen Laute sind alle der Ausdruck nicht von Gedanken, sondern von Empfindungen, unsern Ausrufen des Schmerzes, der Freude u. s. w. analog; von einer Thiersprache läßt sich daher nur bildlich reden. In jenem allgemeinsten Sinne ist S. gleichbedeutend mit Sprachvermögen. Die besondere Art aber,

in welcher sich das Sprachvermögen bei einem Volke äußert, nennt man seine S. Dieselbe umfaßt den gesammten Vorrath von Worten und deren Formen, in denen das Volk seine Gedanken ausdrückt. Die Sprachwissenschaft (s. d.) hat festgestellt, daß die S. sich nicht nach der Willkür der Menschen, sondern nach festen Gesetzen entwickelt und verändert; die S. besitzt daher eine gewisse Aehnlichkeit mit einem lebenden Organismus, und wurde von einigen Sprachforschern, jedoch unrichtig, als ein selbstständiger Organismus aufgefaßt. Zugleich hat diese Wissenschaft die Verwandtschaft verschiedener S. entdeckt, d. h. nachgewiesen, daß eine gewisse Anzahl S. auf eine einst wirklich vorhandene und gesprochene Ur- oder Grundsprache zurückführen und die sie redenden Völker einst ein einheitliches Gesammtvolk bildeten, aus dem die Einzelvölker und Einzelsprachen durch Auswanderung und Abtrennung und die infolge davon eintretende allmähliche Differenzirung hervorgegangen sind. Sämmtliche auf eine Grundsprache zurückgehenden Einzelsprachen bilden einen Sprachstamm. Innerhalb eines ganzen Sprachstammes gibt es wieder eine gewisse Anzahl von S., die untereinander näher verwandt sind als mit andern desselben Stammes, und ihrerseits wieder auf eine früher noch ungetheilte Gesammtsprache zurückgehen. Diese kleinern Abtheilungen heißen Sprachfamilien, z. B. indogermanischer Sprachstamm, german. Familie. Die Familie theilt sich in Einzelsprachen, z. B. die germanische in Gothisch, Nordisch, Deutsch, die Einzelsprachen in Dialekte (s. d.). Die einem und demselben Stamme, einer Familie angehörenden S. nennt man zuweilen Schwestersprachen, jede von einer ältern S. abstammende jüngere Form Tochtersprache; doch sind diese Bezeichnungen insofern unbestimmt, als sie nur die Abstammung und Verwandtschaft überhaupt, nicht aber den Grad derselben angeben. Bei dem Verkehr der Völker kommt es vor, daß ein Volk seine S. aufgibt und die eines andern, z. B. erobernden Volks annimmt. Ebenso entlehnt ein Volk von einem andern oft Worte, und diese Entlehnungen können so zahlreich sein, daß es den Anschein hat, als sei die S. einiger Völker eine Mischsprache aus zwei verschiedenen. Doch gibt es im eigentlichen Sinne keine Mischsprache, da die S., welche fremde Elemente in sich aufnimmt, dieselben immer nach den ihr innewohnenden Gesetzen behandelt. Die grammatischen Verhältnisse bleiben von den fremden Worten unberührt, wie z. B. das Englische eine ungemein große Anzahl roman. Worte aufgenommen hat, während seine Grammatik vollkommen germanisch geblieben ist. S., die nur in schriftlichen Denkmälern erhalten sind, von keinem Volke mehr gesprochen werden, heißen todte S., selbst wenn sie, wie das Lateinische, von einzelnen Klassen zum schriftlichen Ausdruck auch jetzt noch benutzt werden; lebend nennt man S., die von einem Volke bis auf den heutigen Tag im Verkehr gesprochen werden. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche versteht man unter dem Worte S. vielfach auch die bestimmte Ausdrucksweise gewisser Kreise oder Klassen von Menschen, insofern sie sich von dem als allgemeine Norm Angesehenen unterscheidet; man spricht daher von dichterischer, kirchlicher, Kunst-, Schriftsprache u. s. f. Die Schriftsprache eines Volks, d. h. diejenige Ausdrucksweise, welcher sich die Schriftsteller bedienen, ist in der Regel der Dialekt desjenigen Stammes, dessen geistige Bildung zuerst das Bedürfniß einer Literatur erzeugte; im Laufe der Zeit streift dieselbe immer mehr von der localen dialektischen Färbung ab und wird zur allgemeinen Ausdrucksweise aller Gebildeten, die über allen Localdialekten steht. (S. Sprachwissenschaft.)

Sprachenkunde oder Linguistik, s. Sprachwissenschaft.

Sprachgebrauch ist der populäre Ausdruck für das, was die Wissenschaft Sprachregel oder besser Sprachgesetz nennt. Da die Bildung der Laute und Formen einer Sprache und deren Verwendung im Satze nicht von der Willkür eines Einzelnen abhängt, sondern nach bestimmten, in einer größern Gemeinschaft oder einem ganzen Volke diesem selbst unbewußt wirkenden Gesetzen vor sich geht, so fällt, wo ohne Bewußtsein grammatischer Regeln gesprochen wird, z. B. bei Völkern, die keine oder nur eine sog. Volksliteratur besitzen, der S. mit den natürlichen Entwickelungsgesetzen zusammen. Wo aber mit Bewußtsein an der Sprache gearbeitet wird, können durch falsche Anwendung der in ihr vorhandenen Analogien Formen gebildet werden, die zwar den natürlichen Gesetzen der Sprache zuwiderlaufen, jedoch, z. B. durch die Autorität eines vielgelesenen Schriftstellers, in den allgemeinen Gebrauch übergehen; oder es werden Formen und Ausdrucksweisen, die in einem Dialekt richtig sind, in einen andern herübergenommen, dessen Gesetzen sie widersprechen, z. B. niederdeutsche Worte ins Hochdeutsche, und umgekehrt. Sagt man von solchen Fällen, der S. habe sie sanctionirt, so bezeichnet dies Wort nur eine Gewohnheit aller oder vieler im Sprechen.

Sprachlehre oder Grammatik, im weitesten Sinne gleichbedeutend mit Sprachwissenschaft (s. d.), ist die Darstellung des vorhandenen Materials der Sprache, ihres Baues und

der Gesetze ihrer Entwickelung und Veränderung. Die frühere philos. oder allgemeine Grammatik suchte diese Gesetze zu construiren, ohne im Besitze eines hinlänglichen Materials von Beobachtungen der vorhandenen Sprachformen zu sein, verfiel daher in vorzeitige Verallgemeinerungen, indem sie Sätze, die aus einem beschränkten Kreise von beobachteten Thatsachen gezogen waren, als allgemeingiltige faßte. Eine ausreichende materielle Grundlage läßt sich nur dadurch gewinnen, daß die verschiedenen wirklich vorhandenen Sprachen, soweit sie erreichbar sind, in den Kreis der Untersuchung gezogen und nach ihrem gegenseitigen Verhältniß zueinander erforscht werden. So entsteht die vergleichende Grammatik. Da aber die Sprachen ein Gewordenes und zugleich ein Werdendes, also ein fortschreitend Veränderliches sind und nur im vollen Verlauf ihrer Entwickelung genügend begriffen werden können, ergibt sich als weiteres nothwendiges Glied die historische Grammatik. Diesen umfassendern Gestaltungen steht gegenüber die besondere Grammatik, welche die einzelne Sprache beschreibt und ihre Gesetze darstellt. In neuerer Zeit zerfällt die wissenschaftliche Grammatik einer Sprache gewöhnlich in folgende Theile: 1) Lautlehre, Darstellung des Lautsystems der Sprache, des Verhältnisses der einzelnen Laute zueinander, der gesetzmäßigen Veränderungen derselben, bei vergleichender Behandlung auch des Verhältnisses derselben zu den Lauten der verwandten Sprachen oder der Ursprache des betreffenden Sprachstammes; 2) Stammbildungslehre (Wortbildungslehre), behandelt die Wurzeln und die aus ihnen durch bestimmte Suffixe gebildeten Stämme; 3) Wortbildungs-(Flexions-, Formen-)lehre, behandelt die Declination und Conjugation; 4) Syntax, behandelt die Bildung des Satzes aus den Worten.

Die Anfänge sprachlicher Untersuchung im Abendlande gingen aus von den griech. Philosophen, doch sind ihre Forschungen nicht eigentlich grammatisch, sondern beschäftigen sich wesentlich mit der Frage nach dem Verhältniß des Denkens zum Sprechen, auch wol nach der Entstehung der Sprache; so bei Plato, Aristoteles, den Stoikern. Dabei machte man allerdings Beobachtungen und stellte Kategorien auf, die später in die eigentliche Grammatik, deren Anfang in Alexandrien ins 2. Jahrh. v. Chr. fällt, aufgenommen wurden. Vgl. Lersch, «Die Sprachphilosophie der Alten» (3 Bde., Bonn 1838—41); Steinthal, «Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern» (Berl. 1863). Bei den Alexandrinern trat die Grammatik in den Dienst der Philologie (s. d.) und ward besonders nach der praktischen Seite mit Fleiß und Einsicht gefördert. Ihnen folgten die Römer, die sich darauf beschränken, nur auf zwei Sprachen, die lateinische und die griechische, das überkommene Verfahren anzuwenden, ohne einen wesentlichen Fortschritt der Grammatik zu bewirken. Das Mittelalter begnügte sich mit den Elementarbüchern spätlat. Grammatiker. Selbst nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 15. Jahrh. ward die Grammatik nur zu praktischem Zwecke betrieben; doch erweiterte sich infolge der Reformation wenigstens äußerlich der Gesichtskreis, indem man für die Erklärung der Bibel nun auch Kenntniß der hebr. und eingehendere der griech. Sprache bedurfte. Im 17. Jahrh. endlich begann man mit einem zunächst mehr noch ahnungsvollen als bewußten Verfahren, die Sprache um ihrer selbst willen zu betrachten, von der im Dienste der Philologie stehenden Grammatik der besondern Sprachen oder der S. im engern Sinne zur Linguistik überzugehen, und es zeigten sich jetzt die ersten Spuren der allgemeinen und sogar schon der vergleichenden Grammatik. Philos. Grammatiken erschienen ziemlich zahlreich seit der Mitte des 18. Jahrh., litten aber fast durchgehends und bis in die neueste Zeit an dem doppelten Gebrechen, daß sie einerseits das Verhältniß der Logik zur Grammatik theils übersahen, theils nicht hinreichend erkannten und herausstellten und andererseits sich fast nur auf das Gebiet der indogerman. oder gar der deutschen oder einer andern Einzelsprache beschränkten. Unter den ältern Werken dieser Art sind zu nennen die Schriften August Ferdinand Bernhardi's (s. d.), Karl Friedrich Becker's (s. d.), Schmitthenner's (s. d.) u. a. Das einzig bedeutende Werk über die Philosophie der Sprache ist W. von Humboldt's epochemachendes Buch «Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues» als Einleitung zu seinem Werk über die Kawisprache (besonderer Abdruck, Berl. 1836; neu herausg. und erläutert von Pott, 2 Bde., Berl. 1876). Seine Bestrebungen wurden fortgesetzt von Heyse in «System der Sprachwissenschaft» (Berl. 1856) und von Steinthal in «Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues» (2. Aufl., Berl. 1860) und «Abriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 1, Berl. 1871). Ihre wissenschaftliche Begründung erhielt die vergleichende wie die histor. Grammatik in Deutschland, nachdem durch die Bemühungen der Engländer Wilkins, W. Jones, Colebrooke, Wilson u. a. die Sprache und Literatur des Sanskrit erschlossen und zugänglich gemacht worden war. Die durch Bopp (s. d.) geschaffene vergleichende Grammatik ist zu datiren von dessen kleiner Schrift «Das Conjugationssystem der Sanskrit-

prache, verglichen mit jenem der griech., lat., perf. und german. Sprachen» (Berl. 1816). Hier ist zuerst der leitende Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, die Verwandtschaft der Sprachen aus ihrem Bau zu erforschen. Die histor. Grammatik hebt an mit Jak. Grimm's (s. d.) durchaus auf selbstständigen Forschungen beruhender «Deutscher Grammatik», deren erster Theil 1819 erschien. In gleichem Geiste behandelten Diez (s. d.) die roman. und Miklosich (s. d.) die slaw. Sprachen. An Bopp aber schloß sich, durch umfängliche Forschung ausgezeichnet, Pott (s. d.). Weiter ward die vergleichende Sprachforschung, gewöhnlich in Verbindung mit der historischen, gefördert durch Aufrecht, Benary, Benfey, Lassen, G. Curtius, Dieffenbach, Höfer, Kuhn, Miklosich, Max Müller, Schleicher, Ebel u. a.; ihren Zwecken dienen jetzt in Deutschland folgende Zeitschriften: Kuhn's «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» (Berl. 1852 fg.); Kuhn und Schleicher, «Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung» (8 Bde., Berl. 1858—76); Benfey, «Orient und Occident» (Gött. 1862—65); Bezzenberger, «Beiträge zur Kunde der indogerman. Sprachen» (Gött. 1877 fg.). In diesen ist nur die Forschung über die indogerman. Sprachen vertreten; die vergleichende Grammatik der übrigen Sprachstämme liegt noch in den Anfängen. Vgl. Vater, «Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde» (2. Aufl. von Jillg, Berl. 1847).

Sprachorgane sind diejenigen Werkzeuge des menschlichen Körpers, welche die Laute bilden, aus denen die Sprache zusammengesetzt ist, also dieselben, welche die musikalisch bestimmbaren Töne, deren Inbegriff Stimme (s. d.) genannt wird, hervorbringen. Die musikalisch bestimmbaren Töne liefern indeß nur einen Bestandtheil der Sprache, nämlich die Vocale (s. d.), welche, wie Helmholtz in seiner «Lehre von den Tonempfindungen» gezeigt hat, entweder nur aus einem einzigen Tone bestehen oder aus einem starken Grundtone, welchem durch mitklingende Nebentöne die eigenthümliche Klangfarbe ertheilt wird, die ihn als den bestimmten Vocal erscheinen lassen. Durch die Stellung der Stimmbänder, als tonerzeugendes Instrument, und Stellung der Mundhöhle, als mitschwingender Schallraum, werden dieser Grundton und die Nebentöne hervorgebracht. Neben den Vocalen bilden die Consonanten (s. d.) den zweiten Bestandtheil der Sprache, die jedoch keine Töne, sondern nur tonlose Geräusche sind. Bei ihrer Bildung sind die Stimmbänder unbetheiligt; sie entstehen nur im Schallraume (der Mund- und der Nasenhöhle), und ihre Mannichfaltigkeit wird erzeugt durch die gegenseitige Stellung des Gaumens, der Zunge und der Zähne. Man kann demnach die Sprache als ein musikalisches Verständigungsmittel auffassen. Eine Verständigung durch Töne ist auch den Thieren möglich; während aber der Mensch gewissen musikalischen Figuren einen ganz bestimmten Begriff unterlegt, hält sich die durch Laute erzielte Verständigung bei den Thieren nur ganz allgemein. Die Sprache im eigentlichen Sinne ist somit ausschließlich Eigenthum des Menschen. Fehlerhafte Bildung der S., abnorme Innervation der betreffenden Muskulatur, sowie Mangel an Intelligenz oder Willenskraft sind die Ursachen der verschiedenen **Sprachfehler**, unter denen das Stammeln und Stottern (s. d.) am häufigsten sind. Hochgradige Verstümmelung der articulirenden S., angeborener oder frühzeitig erworbener Defect des Gehörs und gewisse Erkrankungen des nervösen Centralorgans führen zur **Sprachlosigkeit** oder **Stummheit** (Alalie), welche nur selten heilbar ist. Als häufigste Form der Stummheit ist die auf angeborener Taubheit beruhende Taubstummheit zu bezeichnen. Vgl. Merkel, «Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und S.» (2. Aufl., Lpz. 1863); derselbe, «Physiologie der menschlichen Sprache» (Lpz. 1866); Brücke, «Physiologie und Systematik der Sprachlaute» (2. Aufl., Wien 1876); Sievers, «Grundzüge der Lautphysiologie» (Lpz. 1876).

Sprachreinigung heißt die Ausscheidung fremdartiger und auch fehlerhafter Beimischungen aus der Sprache und das Bestreben, diese durch einheimische und regelrechte Bestandtheile zu ersetzen. Solches ganz gerechtfertigte, selbst nothwendige Bemühen erfordert gründliche Sprachkenntniß, gesundes Urtheil und geläuterten Geschmack, wenn es nicht in Uebertreibung verfallen und zum Purismus (s. d.) werden soll. Von den heimischen Ausdrücken sind nur die Misbildungen unbedingt zu verwerfen, welche gegen die Sprachgesetze oder den Sprachgebrauch verstoßen, während man gegen landschaftliche und veraltete Ausdrücke (Provinzialismen oder Idiotismen und Archaismen), die nicht an sich fehlerhaft sind, mit großer Vorsicht verfahren muß, da diese, mit Einsicht und Geschick verwendet, sogar zur Bereicherung und Erfrischung der gebildeten Umgangs- und der Schriftsprache dienen können. Von den Fremdwörtern (s. d.) sind diejenigen als vollberechtigt zu erachten, welche in die Laut- und Bildungsgesetze der einheimischen Sprache eingegangen (z. B. Meister [magister], Pforte, Fenster, Schule, Pfund u. dgl.). Geduldet aber müssen diejenigen Fremdwörter werden, für deren Begriffe in dem einheimischen

Sprachschatze geeignete Ausdrücke weder vorhanden sind, noch aus demselben zweckmäßig gebildet werden können (z. B. Organismus, Cultur, Religion u. dgl.). Mit bewußter Absicht begann in Deutschland zuerst die S. im Anfange des 17. Jahrh., als im Zusammenhange mit den polit. und confessionellen Zuständen die Kraft des Volks gesunken und das nationale Bewußtsein erschlafft war, sodaß Ausländerei und Modesucht die Oberhand gewannen und auch eine kläg liche Verfumpfung und widerliche Entstellung der Sprache nach sich zogen. Der Aufgabe unterzogen sich sowol Gesellschaften als einzelne Männer. Unter jenen stand nach Alter und Wirksamkeit obenan die 1617 gestiftete Fruchtbringende Gesellschaft, und ihre beiden Hauptvertreter in dieser Richtung waren der hallesche Rector Christian Gueinz (1592—1650) und der braunschw. Rath Just Georg Schottel (1612—76), beide durch Schriften erfolgreich wirkend, jener mehr für das Bedürfniß der Schule, dieser mehr durch Werke gelehrter Forschung. Unter den Einzelnen zeichnete sich besonders aus Philipp von Zesen (s. d.), 1619—89, der bei umfassenden Kenntnissen durch Gewandtheit und große Fruchtbarkeit eine verhältnißmäßig bedeutende Wirksamkeit erreichte. Vermochte aber dieser selbst schon Uebertreibung nicht zu vermeiden, so verfielen seine Nachahmer und die Deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, eine für den Hauptzweck der S. 1643 von ihm zu Hamburg gestiftete Sprachgesellschaft, in einen ebenso lächerlichen als abgeschmackten Purismus. Leibniz, der ein klares Bewußtsein hatte von der Fülle, Macht und Fähigkeit der deutschen Sprache, erkannte zuerst den Grund, weshalb alle jene gutgemeinten Bestrebungen im wesentlichen doch nur so wenig fruchteten. (Vgl. seine «Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache», geschrieben 1697, zuerst gedruckt 1717, und seine «Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben», herausg. von Grotefend, Hannov. 1846.) Es fehlten nämlich Werke, die mit dem Streben nach einer reinen und edeln Form auch gediegenen Inhalt verbanden. Sobald solche auf den religiösen und wissenschaftlichen Gebieten erschienen, erhob sich auch die Sprache, zwar langsam, aber sicher, aus ihrer tiefen Erniedrigung und gedieh gegen Ende des 18. Jahrh. zu ihrer höchsten Vollendung. Die großen Schriftsteller waren es, welche die Erhebung und mit dieser zugleich auch die Reinigung der Sprache bewirkt hatten. Gleichwol war auch neben ihnen eine besondere, ausdrücklich auf S. gerichtete Thätigkeit nicht überflüssig und wurde am tüchtigsten durch Campe und K. W. Kolbe geübt, während Wolke wieder übertreibend in Purismus verfiel. In neuester Zeit verfolgte Max Moltke in seiner Zeitschrift «Deutscher Sprachwart» (1857 fg.) auf Reinhaltung der Sprache gerichtete Tendenzen. Zu erwähnen ist noch das Bestreben des deutschen Generalpostmeisters Stephan, den größten Theil der auf postalischem Gebiete gebräuchlichen Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen.

Sprachrohr. Da der Schall nach Art der Lichtstrahlen sich ausbreitet und fortpflanzt, so muß derselbe, wenn man, statt in die freie Luft, in eine Röhre hineinspricht, verstärkt werden, weil die festen Seitenwände der Röhre diejenigen Schallstrahlen, die sonst entweichen würden, zusammenhalten. Die theoretisch richtigste Form des S. ist die eines am Scheitel abgeschnittenen Paraboloides (s. Parabel), in dessen Brennpunkte der Mund des Sprechenden sich befindet, doch genügt auch für die Praxis die Form eines abgestumpften Kegels. Das S. pflegt an seinem engern Ende ein Mundstück, am weitern einen trompetenförmigen Fortsatz, ein sog. Schallstück zu haben, durch welches letztere die Schallfortpflanzung bedeutend vermehrt wird. Das Material des Instrumeuts scheint auf dessen Wirkung keinen Einfluß zu haben. Gewöhnlich wendet man Weißblech, seltener Kupferblech an; doch kann auch Pappe genommen werden. Dagegen ist die Länge von großem Einfluß, und je größer sie ist, desto wirksamer ist das Instrument. In England hat man S. bis zu 8 Mt. lang verfertigt. Die auf Schiffen gebräuchlichen haben gewöhnlich 1—2 Mt. Länge, während der Durchmesser an dem einen Ende 5 Ctmt. und an dem andern 15—25 Ctmt. beträgt. Die größte Entfernung, bis zu welcher eine starke Mannsstimme sich mittels eines Sprachrohrs von 6—8 Mt. Länge vernehmlich machen kann, beträgt schwerlich mehr als $5\frac{1}{2}$ Kilom.; die bequeme Rufweite eines 1—2 Mt. langen beträgt höchstens 1,5 bis 2 Kilom. Der Erfinder des S. ist der engl. Ritter Sir Sam. Morland, welcher 1670 die ersten S. aus Glas, später aus Kupfer verfertigen ließ und damit zahlreiche Versuche anstellte. Die Theorie des S. bearbeitete Lambert. Ist das S. überall gleich weit und verbindet es die beiden entfernten Räume direct, so nennt man es auch Communicationsrohr. Biot hörte auf eine Länge von 1 Kilom. ein leises Gespräch durch die leere Röhre einer Wasserleitung. Auf Schiffen benutzt man das Communicationsrohr zur Verbindung des Maskorbes mit der Kapitänskajüte. In ähnlicher Weise wendet man es in großen

Gebäuden, Fabriken, Eisenbahnzügen u. s. w. an. Sehr bequem dazu sind vulcanisirte Kautschukröhren mit Holzmundstücken.

Sprachwissenschaft, Linguistik, Glottik, hat zur Aufgabe die Erforschung der menschlichen Sprache im weitesten Sinne, sie behandelt daher die Frage nach dem Ursprung der Sprache, nach dem Verhältniß des Sprechens zum Denken, dem Verhältniß der einzelnen Sprache zur allgemeinen Sprachidee, den genetischen Zusammenhang von Sprachen untereinander, die histor. Veränderung der Sprachen zur Entdeckung der dabei geltenden Gesetze (vergleichende und histor. Grammatik). Da die Gesetze der Sprachentwickelung eine große Aehnlichkeit mit den Naturgesetzen haben, indem die Sprachveränderungen den Sprechenden unbewußte sind und nicht von deren bewußtem Willen bestimmt werden, rechneten einige Sprachforscher (Schleicher, Max Müller) die S. zu den Naturwissenschaften; diese Ansicht ist aber mit Recht von den meisten Sprachforschern verworfen, da die Sprache ein Product der eigenen Geistesthätigkeit des Menschen, also auch wie alles vom Menschen Geschaffene in den Bereich der histor. Wissenschaften gehört. Die Zusammenfassung alles Forschens und Wissens über menschliche Sprache zur S. ist ein Werk des 19. Jahrh. und ist nicht mit der Philologie, wie es wol geschieht, zusammenzuwerfen. Für letztere ist die Sprache Mittel zum Zweck, dieser Zweck aber die vollständige Erkenntniß und Reconstruction des Gesammtlebens irgendeiner vergangenen Culturperiode, während für die S. die Sprache das Object der Betrachtung ist, und zwar alle vorhandenen einzelnen Erscheinungen derselben, wie sie sich in den verschiedenen Sprachen der Völker darstellen, wobei Literatur und Geschichte derselben nur als Hülfsmittel des Studiums in Betracht kommen. Die Beschäftigung mit der Sprache ist sehr alt; bei den Griechen fällt sie schon in die Anfänge der Philosophie von Sokrates und Plato, bei den Indern noch früher. Doch blieb dieselbe bis auf unsere Zeit eine einseitige, indem sie entweder in der beschreibenden Darstellung irgendeiner einzelnen Sprache bestand, als Grammatik im eigentlichen Sinne, oder auf philos. Wege die Frage nach dem Ursprung der Sprache, nach dem Verhältniß des Sprechens zum Denken und vereinzelt auch nach dem Verhältniß der verschiedenen Sprachen zueinander zu lösen suchte. Der Fortschritt der neuern S. besteht darin, daß sie sich nicht auf eine oder einen Kreis verwandter Sprachen beschränkt, sondern sämmtliche Sprachen in den Kreis ihrer Beobachtungen zieht, und erst auf Grund dieser Beobachtungen die Fragen nach den letzten Gründen aller sprachlichen Erscheinungen zu beantworten sucht. Ein größeres Interesse für Sprachforschung, wie auch die ersten bedeutenden Anfänge der neuen Richtung, zeigen sich im Laufe des 18. Jahrh., namentlich in der letzten Hälfte. Man begann Wörtersammlungen und Sprachproben aus möglichst vielen Sprachen anzulegen, z. B. Sammlungen von Uebersetzungen des Vaterunsers. Dahin gehört unter anderm das von Katharina II. veranstaltete allgemeine Wörterbuch («Linguarum totius orbis vocabularia comparativa», 4 Bde., Petersb. 1787—91), Adelung's «Mithridates» (fortgesetzt von Vater, 4 Bde., Berl. 1806—21). Da diese Sammlungen ohne richtigen Begriff von Sprachverwandtschaft nach dem zufällig vorhandenen Material gemacht sind, haben sie eben nur als Stoffsammlungen einen Werth, regten aber doch zu fernerer Beobachtung an. Während man so einerseits rein äußerlich zusammenstellte, suchte man andererseits bereits die höchsten Fragen bezüglich der Sprache zu beantworten. Dahin gehörte vor allem die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, die man bis auf Herder immer als die Controverse faßte, ob die Frage menschlichen oder göttlichen Ursprungs, eine menschliche Erfindung oder eine göttliche Gabe an die Menschheit sei. So bei Süßmilch: «Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe» (1766), und bei Tiedemann, «Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache» (Riga 1772). Die Beantwortung der Frage trug freilich zur Erkenntniß des Verhältnisses der Sprache und des Sprachvermögens zum Wesen des Menschen nicht bei, indem man immer die Sprache ansah als ein äußeres Etwas, als eine kunstvoll geordnete Sammlung von Tönen zur Bezeichnung der Dinge und Vorstellungen.

Erst Joh. Gottfr. von Herder's Schrift «Ueber den Ursprung der Sprache» (Berl. 1789), die bedeutendste des 18. Jahrh. über diesen Gegenstand, beseitigte in etwas jene äußerliche Auffassung der Sache, indem Herder die Sprachfähigkeit als einen nothwendigen Bestandtheil der Gesammtkräfte des Menschen auffaßte, als «zum Charakter seines Geschlechts» gehörig. Insofern verwirft er jene äußerliche, verabredete Erfindung der Sprache durch den Menschen, faßt aber doch die Sprache als das Product, die nachträgliche Schöpfung der Concentration der menschlichen Kräfte (von Herder Besonnenheit genannt). Darum ist auch für ihn noch die Sprache ein plötzlich fertiges und dann todtes Mittel zur Bezeichnung und Wiedererkennung der

Dinge. (Ueber die ältern Ansichten vom Ursprung der Sprache vgl. Steinthal, «Der Ursprung der Sprache», Berl. 1858.) Ans Ende des 18. und in den Anfang des 19. Jahrh. fällt nun die Entdeckung des Zusammenhangs des großen Sprachenkreises, den man als indogermanischen zusammenfaßt, zuerst von einigen Franzosen und Engländern, namentlich Jones und Colebrooke, an der Uebereinstimmung einzelner Worte und Formen der europ. Sprachen mit denen des Sanskrit entdeckt, wissenschaftlich erwiesen und dargestellt von Bopp in der Schrift «Das Conjugationssystem in der Sanskritsprache, verglichen mit jenem der griech., lat., perf. und germon. Sprachen» (Berl. 1816), dann ausführlicher in seiner «Vergleichenden Grammatik» (s. Bopp). Dadurch gewann man zum ersten mal einen Begriff von den Gesetzen, nach denen eine bestimmte Sprachform gebaut war und sich entwickelt hatte, und bekam sichere Kriterien für die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen. Bopp's Forschungen waren unabhängig von der philos. Sprachbetrachtung Herder's und seiner Vorgänger, und sind als eine Fortsetzung der Bestrebungen Adelung's und Früherer anzusehen. Beide Seiten der Betrachtung vereinigte nun W. von Humboldt, der eigentliche Begründer der S. im heutigen Sinne, in seinem Werke «Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues» (Berl. 1836; besonderer Abdruck aus dem Werke über die Kawisprache; neu herausgegeben von Pott mit ausführlicher Einleitung, 2 Bde., Berl. 1876). Für Humboldt ist die Sprache nicht mehr ein todtes Mittel, ein Werkzeug, das zur Bezeichnung der Dinge vom menschlichen Geiste verwandt wird, sondern sein erster und wichtigster Satz ist: «Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken», d. h. es gibt keinen Gedanken ohne Sprache, und das menschliche Denken wird erst durch die Sprache. Darin liegt zugleich, daß die Sprache nichts weiter ist als die immer wiederholte Thätigkeit des Geistes, den Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen. Die besondere Art, wie sich diese Sprachthätigkeit im Einzelnen manifestirt, beruht auf der Geisteseigenthümlichkeit der einzelnen Völker. Jedes Volk drückt in seiner Sprache die besondere Art aus, wie es die Dinge der Außenwelt auffaßt; die Sprache, wie Humboldt sagt, ist eine Weltansicht. Damit war zugleich gesagt, daß die Einsicht in den Bau der Sprache uns in das innerste Wesen eines Volks und der ganzen Menschheit blicken läßt und darin liegt die große Bedeutung der S. für die Entwickelungsgeschichte des Menschen überhaupt. Auf den Bau der Sprachen gründete Humboldt die Klassifikation derselben, der er dadurch zuerst eine wissenschaftliche Grundlage gab.

Die S. geht seit Humboldt bei der Anordnung der vorhandenen Sprachen in ein System wesentlich von der Form des Wortes aus. In jedem sprachlichen Elemente lassen sich zwei Momente unterscheiden: der Laut, gleichsam das Material, aus dem das Wort gebaut ist, und die Bedeutung dieses Lautes. Die Bedeutung nun zerfällt wieder in zwei Momente, Bedeutung im engern Sinne und Beziehung. So drückt z. B. im lat. Worte est (er ist) der Laut es die Bedeutung des Seins überhaupt aus, der Laut t aber gibt die Beziehung auf die dritte Person. Der Lautcomplex, welcher die Bedeutung im engern Sinne angibt, heißt die Wurzel, die übrigen Laute Beziehungslaute. Die besondere Art, wie Beziehung und Bedeutung ausgedrückt werden, oder das Verhältniß von Beziehungs- und Bedeutungslaut gibt die Form des Wortes. So kommen für jedes Wort drei Momente in Betrachtung: Laut, Bedeutung (in diesem weitern Sinne auch Function genannt), Form. Die Form bildet das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zur Klassifikation der Sprachen, und die Morphologie der Sprache stellt danach drei Klassen von Sprachen auf: I. Die Beziehung ist gar nicht lautlich ausgedrückt, die Sprache hat also nur Bedeutungslaute oder Wurzeln: isolirende oder einfilbige Sprachen, zu denen z. B. das Chinesische und einige hinterind. Sprachen gehören. Hier ist die Beziehung immer implicite da, nur bleibt sie der Ergänzung des Hörenden überlassen; bestimmte lautliche Elemente dafür gibt es nicht. II. Zusammenfügende (agglutinirende) Klasse. Die Sprache hat lautlichen Ausdruck für die Beziehung, und fügt mit den Wurzeln (Bedeutungslauten) die Beziehungslaute in irgendeiner Weise zusammen, entweder durch Nachsetzung (Suffigirung), oder Vorsetzung (Präfigirung), oder Hineinsetzung in die Wurzel (Infigirung); die Laute der Wurzel bleiben dabei unverändert. Zu dieser Klasse gehört eine große Anzahl von Sprachen, die meisten bis jetzt bekannten: die sog. polynesischen Sprachen, d. h. alle Sprachen von Madagascar östlich bis zur Osterinsel (etwa 90° westl. L. von Ferro), in nordsüdl. Richtung von Formosa bis Neuseeland, auf den Inseln des Indischen und Großen Oceans; die sog. dravidischen Sprachen (Tamulisch und andere) im südl. Theile Vorderindiens, dem Dekan; eine Anzahl im Kaukasus einheimischer Sprachen; der finnisch-tatarisch oder ural-altaisch genannte Sprachstamm auf einem ungeheuern Gebiet, vom äußersten Osten Asiens durch den ganzen, zum Russischen Reiche gehörigen Norden dieses Welttheils und Europas bis zum Bottnischen Meer-

busen, südlich längs Ural und Wolga bis zum Kaspischen und Schwarzen Meer, in Asien durch das sog. Centralasien (Turkestan) in einzelnen Sprachinseln durch Persien und Kleinasien nach Europa, wo das Osmanli-Türkische den letzten Ausläufer bildet. Demselben Stamme gehört auch, von allen verwandten Sprachen geographisch getrennt, das Magyarische (Ungarische) an. In weiterm Zusammenhange mit diesem Stamme stehen die mongol. Sprachen. Endlich gehören zu dieser zweiten Klasse eine große Anzahl der afrik. Sprachen, soweit sie bis jetzt bekannt sind, namentlich südafrikanische (Bantusprachen) und als besondere Unterabtheilungen das Baskische in Europa und die Sprachen der Indianer Amerikas. III. Flectirende Klasse. In diesen Sprachen wird die Wurzel selbst zum Zwecke des Beziehungsausdrucks regelmäßig verändert; außerdem werden aber Beziehungslaute auch mit der Wurzel zusammengefügt. Zu dieser Klasse gehören nur zwei Sprachstämme, der indogermanische und semitische. Der wesentlichste Unterschied dieser beiden Stämme besteht darin, daß im Indogermanischen die Wurzel stets einsilbig, während sie im Semitischen an diese Form nicht gebunden ist, und daß, wo Beziehungslaute mit der Wurzel zusammengefügt werden, dies im Indogermanischen stets durch Suffigirung geschieht, im Semitischen aber auch Präfigirung stattfinden kann. (Ueber Klassifikation der Sprachen vgl. Steinthal, «Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues», Berl. 1860, und Schleicher, «Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht», Bonn 1850.) Doch unterliegt die Richtigkeit dieser Klassifikation nach den neuesten, noch nicht abgeschlossenen sprachwissenschaftlichen Forschungen erheblichen Zweifeln, namentlich ist es fraglich, ob zwischen den agglutinirenden und flectirenden Sprachen ein principieller Unterschied des Baues stattfindet, ob also die innere Veränderung der Wurzel ursprünglich dem Beziehungsausdruck gedient habe und nicht vielmehr auf mechan. Lautbewegung beruhe.

Was den graduellen Unterschied der drei Klassen betrifft, so steht nach der bis jetzt geläufigsten Ansicht die erste Klasse im Vergleich zu der Idee der Sprache am niedrigsten, da sie von den beiden nothwendigen Momenten jeder menschlichen Rede nur das eine (die Bedeutung) lautlich ausdrückt. Die zweite Klasse zwar drückt die Beziehung aus, aber so, daß Beziehungs- und Bedeutungslaut lose nebeneinander stehen und die Beziehung sich immer noch als etwas Selbstständiges neben der Bedeutung geltend macht, während im Denken beide Momente zusammenfallen. Die dritte Klasse endlich steht deswegen am höchsten, weil sie das im Denken Ungetrennte auch in einem einheitlichen Lautbilde durch die Veränderung des Wurzellautes selbst wiedergibt. Die drei Klassen stehen zugleich in genealog. Verhältniß und zwar in dem Sinne, daß jede höhere Klasse die niedere als Vorstufe voraussetzt. Es hat also eine Zeit gegeben, wo auch das Indogermanische noch eine isolirende Sprache war, die dann übergegangen ist in eine zusammenfügende und schließlich zu einer flectirenden geworden ist. Der Begriff des Gehens z. B. wird in allen indogerman. Sprachen durch die Wurzel i ausgedrückt, der Begriff «ich» durch ma. «Ich gehe» würde also auf der isolirenden Stufe ausgedrückt sein durch i ma (gehen ich), wo beide Wurzeln getrennt sind und beide selbstständigen Accent haben. Die zusammenfügende Stufe würde beide Elemente verbinden und unter einen Accent bringen, ima, oder vielleicht imi, da die Beziehungslaute, wenn sie ihre volle Selbstständigkeit verloren haben, manchen Schwächungen und Veränderungen unterworfen werden. Im wirklich vorliegenden flectirenden Stande der indogerman. Sprachen aber lautet diese Form aimi (griech. εἰμί), d. h. während die Beziehung auf die erste Person durch das eingefügte mi geblieben ist, hat zugleich die Wurzel eine Veränderung erfahren, welche die Beziehung der dauernden Handlung (in der Grammatik das Präsens genannt) ausdrückt. Alle zu einer und derselben Klasse gehörigen Sprachen sind untereinander morphologisch verwandt (formverwandt). Daraus aber folgt noch nicht, daß sie von der andern, oder alle von einer ursprünglichen Sprache abstammen; zwei Sprachen können dieselbe Form haben, ohne daß auch nur eine einzige Wurzel derselben gleichlautet. Man hat daher von der formellen Verwandtschaft der Sprachen zu unterscheiden die materielle, die dann stattfindet, wenn mehrere Sprachen dieselbe Vorstellung ursprünglich mit demselben Laute bezeichnen, mag dieser später auch viele Umbildungen erlitten haben. Alle in diesem Sinne verwandten Sprachen bilden einen Sprachstamm.

Unter den bisher von der S. aufgestellten Sprachstämmen sind die bedeutendsten, was die histor. Stellung der Völker betrifft, und die besterforschten: der indogermanische, semitische (beide zur dritten Klasse gehörig) und finnisch-tatarische oder ural-altaische (der zweiten Klasse angehörend). Die verschiedenen, oft sehr zahlreichen Einzelsprachen eines Stammes gehen alle auf eine einstmals ungetheilte Grundsprache zurück. Der vollendete Ausbau dieser Grundsprache scheidet das Leben der Sprachen eines Sprachstammes in zwei Hauptperioden, erstens

die Zeit der Sprachschöpfung und Ausbildung bis zur Vollendung des in der Sprache liegenden Princips, zweitens in die Periode des Verfalls; denn da das Leben der Sprache nie still steht, beginnt nach der Vollendung des Organismus sofort der Verfall. Diesen Verfall der Sprache darf man aber nie identificiren mit dem Verfall der Nationen oder ihres geistigen Lebens, im Gegentheil beginnt das regere Leben der Völker erst in dieser Periode. Während vorher die gesammte geistige Thätigkeit auf die Sprachbildung gerichtet war, beginnt nach der Vollendung der Sprache erst die histor. Thätigkeit der Nationen. Im ganzen und großen ist der Gang der Entwickelung der Sprachen in der zweiten Periode ihres Lebens der, daß sie je länger je mehr von dem ursprünglichen Bestande an Lauten und Formen verlieren. Die Laute sind mannichfachen Gesetzen gegenseitiger Einwirkung aufeinander unterworfen (Lautgesetzen), durch deren Wirkung manche Formen unkenntlich werden und verloren gehen. Die Sprache begnügt sich dann mit einer geringern Anzahl von z. B. Declinations- und Conjugationsformen, oder sie ersetzt die verlorenen Formen durch Umschreibung und Zusammensetzung. Nur für einen einzigen Sprachstamm ist es bisjetzt gelungen, die Gesetze der Entwickelung, namentlich der zweiten Periode des Sprachlebens, sicher und ausführlich zu erforschen und darzustellen, für den indogermanischen. Die vergleichende Grammatik, d. h. eben die einen ganzen Sprachstamm umfassende, kann schon jetzt mit einiger Sicherheit die Grundsprache des indogerman. Sprachstammes erschließen und von dieser aus das Verhältniß der einzelnen Sprachen zu der Grundsprache und zueinander bestimmen. Die Darstellung der Verzweigung dieses indogerman. Sprachstammes mag zugleich als Beispiel dienen für die Theilungen anderer Sprachstämme, innerhalb welcher die Verwandtschaftsverhältnisse noch nicht sicher herausgestellt sind, wenn man auch im allgemeinen überzeugt sein kann, daß sie in ähnlicher Weise vor sich gegangen sein müssen. Innerhalb des indogerman. Stammes also sind nicht die verschiedenen Sprachen, wie sie uns jetzt vorliegen, einander gleich nahe verwandt, sondern sie ordnen sich zu Gruppen (Abtheilungen, Familien) zusammen, deren Glieder einander näher stehen als denen anderer Gruppen. Hieraus folgt zugleich, daß nicht jede einzelne Sprache sich als solche von der Grundsprache getrennt hat, sondern daß die Trennungen von dieser in größern Gruppen stattgefunden haben, die sich erst später in kleinere Abtheilungen oder Einzelsprachen auflösten.

So theilt sich der indogerman. Sprachstamm in folgender Weise: I. Asiat. oder arische Abtheilung, zwei Familien umfassend: 1) die ind. Familie, deren älteste Vertreter die Sprache der Veden und die spätere ind. Schriftsprache, das Sanskrit, sind; aus dem Altindischen sind die neuind. Dialekte hervorgegangen, z. B. Prakrit, Pali (die heilige Schrift des Buddhismus), Bengali, Hindustani, die Sprache der Zigeuner, die danach also ostind. Ursprungs sind u. s. w.; 2) die iranische (eranische, persische) Familie, deren älteste Repräsentanten die Sprache des Zend-Avesta und die der pers. Keilinschriften bilden; von den altpers. Sprachen stammen die neuern pers. Dialekte, das bereits ausgestorbene Pehlewi, das Neupersische, die Sprachen von Afghanistan, Kurdistan u. s. f.; zur iranischen Familie gehört das im Kaukasus gesprochene Ossetisch. II. Europ. Abtheilung, die sich in mehrere Gruppen und Familien scheidet: 1) griech. Familie, mit der vielleicht die Sprachen der alten Thrazier, Macedonier, Illyrier näher zusammenhingen, von der letztern stammt das heutige Albanesische; 2) italocelt. Gruppe mit zwei Familien: a) italische, in die drei Einzelsprachen Oskisch, Umbrisch, Lateinisch gespalten; vom Latein stammen die heutigen roman. Sprachen: die italienische, provenzalische, französische, spanische, portugiesische, die roman. Dialekte in den Alpen, im Engadin und sonst, und die Sprache der Walachen (Rumänen); b) celt. Familie, zu deren einem, dem cymrischen Zweig, die Dialekte von Wales, der Bretagne (bas-breton) und das erst im 19. Jahrh. ausgestorbene Cornisch gehören, während der andere, der gadhelische (gälische) Zweig die Dialekte von Schottland, Irland und der Insel Man umfaßt. Von der Sprache der alten Celten (Gallier) sind nur inschriftlich geringe Bruchstücke erhalten; 3) german. (deutsche) Familie, die sich in drei Zweige theilt: Gothisch (die Sprache der Ulfila'schen Bibelübersetzung aus dem 4. Jahrh., ausgestorben und in keinen Abstammungen erhalten), Deutsch im engern Sinne, sowol die hochdeutschen Dialekte (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch) als auch die niederdeutschen (Plattdeutsch, Niederländisch, Angelsächsisch [Englisch], Friesisch) umfassend; endlich Nordisch, d. h. Altnordisch, wie die von diesem abstammenden neunordischen Sprachen, Dänisch, Schwedisch, Isländisch und kleinere Dialekte; 4) letto-slaw. Gruppe, zerfallend in die beiden Familien: a) lettische Familie, mit drei Zweigen: Litauisch, Preußisch (ausgestorben), Lettisch; b) slaw. Familie, welche zerfällt in den südöstl. Zweig: Bulgarisch, Serbisch, Slowenisch, Kleinrussisch, Russisch umfassend, und den westlichen, dem Czechisch,

Polnisch, das ausgestorbene Polabisch und das Sorbische (Lausitzisch-Wendische) angehören. Das Armenische, obwol geographisch zu Asien gehörig, hat doch die Eigenthümlichkeit der europ. Abtheilung. (Vgl. Schleicher, «Die deutsche Sprache», Stuttg. 1860; derselbe, «Compendium der vergleichenden Grammatik der indogerman. Sprachen», 4. Aufl., Weim. 1876.) Innerhalb der beiden andern obengenannten Sprachstämme, dem semitischen und dem finnisch-tatarischen, wenn auch die Verwandtschaft der einzelnen, zu ihnen gehörenden Sprachen und deren Zurückgehen auf eine Grundsprache sicher angenommen werden kann, läßt sich doch der Modus der Verwandtschaft im einzelnen noch nicht angeben, daher auch kein ähnliches Theilungsschema entworfen. Im semit. Sprachstamme steht von den uns vorliegenden semit. Sprachen das Arabische der Grundsprache des Stammes am nächsten, indem es die alterthümlichste Form hat. (S. Semitische Sprachen.) Auch für den ural-altaischen oder finnisch-tatarischen Sprachstamm ist der Verwandtschaftsmodus der einzelnen Sprachen noch nicht gefunden und die Zurückführung auf eine Grundsprache noch nicht gelungen. Zu ihm gehören die Sprachen der Finnen im eigentlichen Finland, der Lappen, Esten, Liven, der Tscheremissen, Mordwinen (an der Wolga), Wotjäken, Syrjänen, Permier (an der Wiatka und Kama im östl. Rußland), Ostjaken, Wogulen, Magyaren (Ungarn), ferner der Türken (der europäischen und vorderasiatischen), der Turkmanen (östlich vom Kaspischen Meer), Baschkiren, Kirgisen, Jakuten u. s. w. Eine besondere Abtheilung des Stammes scheinen die mandschurischen und mongol. Sprachen zu bilden, deren wenigstens eine, das Kalmückische, auch in Europa ansässig ist, im Mündungslande der Wolga. (Vgl. über die Verhältnisse dieser Sprachen, die Max Müller mit andern der zusammenfügenden [zweiten] Klasse angehörigen als turanische Sprachen zusammenfaßt, dessen «Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache», deutsch von Böttger, 1. Serie, 3. Aufl., Lpz. 1875; 2. Serie, 2. Aufl., Lpz. 1870.) Eine vorzügliche populäre Darstellung der S. enthält Whitney, «Die S.» (deutsch von J. Jolly, Münch. 1874), und kürzere dessen «Leben und Wachsthum der Sprache» (deutsch von Leskien, Bd. 20 der «Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek», Lpz. 1876). Vgl. noch Friedr. Müller, «Grundriß der S.» (Bd. 1, Wien 1875—77), und Hovelacque, «La Linguistique» (Par. 1876).

Die bis jetzt von der S. erreichten Resultate sind bereits so bedeutend, daß sie die frühern Vorstellungen über die Verhältnisse der Völker zueinander, über ihre Urgeschichte, ursprünglichen Culturzustand u. s. w. fast gänzlich beseitigt hat. Die Sprachforschung hat es bestätigt, daß das Leben des Menschengeschlechts auf der Erde viel älter ist, als man früher annahm, da zur Bildung der Sprachen viele Jahrtausende nöthig gewesen sind; sie führt zurück in eine Zeit, die vor aller geschichtlichen Ueberlieferung liegt, und hat in der Sprache doch ein vollkommen sicheres Denkmal der ursprünglichen Anschauungsweise und des ursprünglichen Gedankenkreises eines Volks. Nur aus der Sprache ist es auch möglich, von dem Culturzustande und Bildungsgrade eines Volks in seiner ältesten Zeit eine Vorstellung zu gewinnen. So kann man z. B. aus den in den indogerman. Sprachen vorhandenen Bezeichnungen von Culturgegenständen mit vollkommener Sicherheit schließen, daß die Indogermanen bereits in ihrer ursprünglichen Heimat, vor der Spaltung in Einzelvölker, ein seßhaftes, kein nomadisirendes Volk waren, daß sie einen verhältnißmäßig entwickelten Ackerbau hatten und Viehzucht trieben, und kann die allgemeinen Züge ihrer Religion, ihres Gottesdienstes und Mythus auffinden; selbst die Anfänge der Poesie und einer bestimmten Form derselben lassen sich für diese Periode vermuthen.

Spree, der bedeutendste Zufluß der Havel in der Mark Brandenburg, entspringt in 499,2 Mt. Seehöhe an dem 660 Mt. hohen Kottmarberge über Spreedorf in der sächs. Oberlausitz, unweit Georgswald und der böhm. Grenze, durchfließt zunächst die Oberlausitz, theilt sich unterhalb Bautzen (211 Mt. hoch) mehreremal, zuletzt in die Große S. im Osten und die Kleine S. im Westen. Jene tritt bei Lieske, diese bei Hermsdorf und Weißig auf das preuß. Gebiet, und zwar zunächst in den schles. Regierungsbezirk Liegnitz. Beide Arme vereinigen sich wieder bei dem Dorfe Spreewitz (108 Mt. hoch), wo der Fluß in die Provinz Brandenburg übertritt. Die S. fließt nun gegen Norden über Spremberg und Kottbus (72,36 Mt.), sodann gegen Westnordwesten mit einem Labyrinth von Armen durch den Obern Spreewald (s. d.) bis Lübben (50 Mt.), wo sich die Arme wieder vereinigen, hierauf wiederum vielarmig gegen Norden durch den Untern Spreewald und den Nauendorfer- oder Prahmsee. Weiterhin läuft sie gegen Osten über Kostenblatt durch den 11 Kilom. langen und 3,7 Kilom. breiten Swinlug- oder Schwielungsee (42,76 Mt. hoch). Von da an geht sie abermals nordwärts über Beeskow, dann von Neubrück an nordwestlich über Fürstenwalde, durch den Müggelsee, über Köpnick, durch Berlin (Pegel-Nullpunkt am Ober- und Unterbaum 33,4 und 31,88 Mt.), von welchem ein Haupttheil,

Kölln an der S., auf einer Insel des Flusses liegt. Endlich zieht sie bei Charlottenburg vorüber und mündet bei Spandau, 14,8 Kilom. unterhalb Berlin, in die Havel. Die S. ist 365,47 Kilom. lang, wovon 52 Kilom. auf das Königreich Sachsen kommen. Ihre schiffbare Länge beträgt 180,67 Kilom., ihr Flußgebiet 9470 QKilom. Für kleinere Fahrzeuge ist sie schon bei Spreewitz oberhalb Spremberg benutzbar; doch macht der Mangel an Schleusen bei der Menge von Mühlen die Fahrt sehr beschwerlich. Von Kottbus bis Werben (11,1 Kilom. weit) hört die Möglichkeit der Fahrt ganz auf. Im Spreewalde werden die meisten Arme nur von Handkähnen befahren. Vom Fehrower Damme und von Werben an wird der Fluß schon von ansehnlichern Holzkähnen befahren. Die S. hat nur in ihrem kurzen Oberlaufe innerhalb des Lausitzer Gebirgs ein schönes, zugleich industrielles Thal; auf preuß. Gebiete zeigt sie, wie die Havel, alle Eigenthümlichkeiten eines Niederungsflusses. Sie erweitert sich mehrmals zu Seen, nimmt die Abflüsse zahlreicher Seebecken auf und ist außerordentlich fischreich, sowie durch sehr bedeutenden Schiffahrtsverkehr belebt. Auf der linken Seite nimmt sie auf bei Lübben die Berste und bei Köpnick die theilweise schiffbare Dahme oder Wendische S. Rechts empfängt sie das Lobauer Wasser in Sachsen, die Schwarze Schöps mit der Weißen Schöps, den Schwarzbach, die Malx, das 8,96 Kilom. schiffbare Rüdersdorfer Kalkfließ mit der 3,77 Kilom. langen Löknitz, endlich die Panke, die innerhalb Berlin mündet. Durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanal (22,76 Kilom. lang), den der Große Kurfürst 1662—68 durch Kanalisirung der Schlaube herstellte, ist die S. mit der Oder verbunden. Andere Kanäle im Spreegebiete sind: der 10,6 Kilom. lange Landwehrgraben, der südlich Berlin umgeht, bei Charlottenburg mündet und aus Berlin den 2,17 Kilom. langen Luisenstädtischen Kanal aufnimmt; der 12 Kilom. lange Berlin-Spandauer Schiffahrtskanal, der rechts die S. unterhalb Berlin verläßt und bei Saatwinkel in die Havel geht, und der Storkowkanal (23,33 Kilom.), der aus dem Scharmützelsee in die Dahme führt.

Spreewald, in der Niederlausitz, heißt der den Kreisen Kottbus, Lübben und Kalau des preuß. Regierungsbezirks Frankfurt a. O. angehörige, 44,5 Kilom. lange und bis 11 Kilom. breite, etwa 275 QKilom. bedeckende Bruch, der, von der Spree (s. d.) vielarmig durchschnitten und bei hohem Wasserstande fast ganz überschwemmt, in den Obern und Untern S. getheilt wird und außer einer Anzahl Dörfer viele einzelne Colonien, bedeutende Holzungen (vorherrschend Erlen) und zahlreiche Wiesen, Hutungen und Aecker enthält. Ein Theil des sumpfigen Bodens ist durch Kanäle entwässert und in Felder und Wiesen verwandelt, der andere mit Holz bestandene Theil im Sommer nur auf Kähnen, im Winter auf dem Eise zugänglich. Die meist wendischen Einwohner treiben, außer beträchtlicher Viehzucht und Fischerei, auch starken Gemüsebau, dessen Producte nach Berlin und Dresden verfahren werden. Hirsche und Rehe bilden einen reichen Wildstand, wozu auch Birkhühner, Becassinen und eine Anzahl andern Wald- und Wassergeflügels kommt. Der größte Theil des S. gehört zur Standesherrschaft Lübbenau des Grafen zu Lynar. Der Obere S. beginnt gegenwärtig bei Fehrow 13 Kilom. im Nordnordwesten von Kottbus und 11 Kilom. westlich von Peiz (früher bei Jänschwalde, 7,5 Kilom. östlich von Peiz), reicht bis Lübben in einer Länge von 30 Kilom. und einer Breite bis 11 Kilom. und bildet ein Oval von etwa 165 QKilom. Der Untere S., mehr ein Elsbruch und ärmer an Baumwuchs, nimmt seinen Anfang bei Hartmannsdorf unterhalb Lübben, ist gegen 15 Kilom. lang und 5,5 Kilom. breit und endet bei dem Nauendorfer- oder Prahmsee bei Alt-Schadow. Der S. hat seine eigenthümlichen landschaftlichen Reize und wird seit Eröffnung der Berlin-Görlitzer Eisenbahn von Berlin aus im Sommer häufig besucht.

Spremberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, an der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Amtsgerichts und einer Reichsbanknebenstelle und zählt (1875) 10,295 E. Der ältere Theil der Stadt liegt auf einer Insel der Spree. Die größere und regelmäßigere Neustadt dehnt sich am westl. Ufer des Flusses aus. Auf dem östl. Ufer der Spree erhebt sich das ehemalige herzogl. Schloß, welches gegenwärtig dem Kreisgericht und andern Behörden eingeräumt ist. Es besteht zu S. eine Realschule, eine Webeschule und eine Stiftung für Fräulein aus der Familie von Löben. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bewohner bildet die Tuchfabrikation mit den dazugehörigen Gewerben. Der ungemein rasche Aufschwung der Stadt in jüngster Zeit beruht vorzugsweise auf der massenhaften Production leichter farbiger und gemusterter Tuche (jährlich bis 150,000 Stück). Doch begann man sich seit 1867 mehr der Fabrikation schwerer Stoffe zuzuwenden. Außerdem sind an industriellen Etablissements vorhanden: Mühlenwerke (städtisch), Brauereien, eine Dachpappenfabrik und in nächster Nähe auf den Höhen westlich der Stadt Braunkohlen-

gruben. Im Norden der Stadt erhebt sich der Georgenberg, mit dem Kirchhofe und einer weiten Fernsicht. In den weitern Umgebungen von S. befinden sich, außer Wollspinnereien entlang der Spree, auch bedeutende Braunkohlenwerke (Wolfshain und Bohsdorf im Osten, Pulsberg im Westen), eine Eisengießerei (Burghammer), eine Papierfabrik (Wilhelmsthal) und drei Glashütten (Friedrichshain, Tzschernitz und Heidemühl). Die Urkunden über die ältere Geschichte der Stadt gingen bei dem großen Brande, der 1705 die heutige Altstadt auf der Spreeinsel verheerte, verloren. Auf dem Schlosse residirte bis 1731 Heinrich, der letzte Herzog von Sachsen-Merseburg. Mit der gesammten Niederlausitz fiel S. 1815 von der sächs. an die preuß. Krone. — Der Kreis S. zählt auf 310,2 QKilom. (1875) 24,129 E.

Sprengel (Karl), namhafter deutscher Landwirth, geb. 1787 zu Schillerslage bei Hannover, besuchte das Thaer'sche Institut zu Celle und zu Möglin und war seit 1808 als Oekonom in Sachsen und Schlesien angestellt. Im J. 1817 bereiste er Deutschland, die Niederlande, Frankreich und die Schweiz. Von 1821—24 studirte er in Göttingen Naturwissenschaften; habilitirte sich daselbst 1830 als Privatdocent der Oekonomie und Chemie, folgte 1831 dem Rufe als Professor der Landwirthschaft an das Carolinum in Braunschweig und ging 1839 als Generalsecretär der Oekonomischen Gesellschaft nach Pommern, wo er zu Regenwalde seinen Aufenthalt nahm und eine höhere landwirthschaftliche Lehranstalt, die er selbst leitete, eine Ackerwerkzeugfabrik und andere ähnliche Anstalten gründete. Er starb 19. April 1859. S. hat der Praxis der Landwirthschaftswissenschaft ungemein genützt; besonders haben durch ihn Bodenkunde und Düngerlehre bedeutende Erweiterung gefunden; auch wendete er zuerst die Lehren der Chemie auf den Ackerbau an. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Chemie für Landwirthe» (Braunschw. 1831—32), «Die Lehre vom Boden» (2. Aufl., Lpz. 1844), «Die Lehre vom Dünger» (2. Aufl., Lpz. 1845), «Die Lehre von den Urbarmachungen» (2. Aufl., Lpz. 1845), «Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen und speciellen Pflanzencultur» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1847—50). Seit 1840 gab er die «Allgemeine landwirthschaftliche Monatsschrift» (Köslin 1840—44 u. Berl. 1844 fg.) heraus.

Sprengel (Kurt), deutscher Patholog und Botaniker, geb. 3. Aug. 1766 zu Boldekow bei Anklam, bezog 1784 die Universität zu Halle, wo er anfangs Theologie und Naturwissenschaften, später aber Medicin studirte. Im J. 1787 zum Doctor der Medicin promovirt, begann er in Halle zu prakticiren, folgte jedoch bald seiner Neigung zum Lehrfache. Im J. 1789 wurde er zum außerord., 1795 zum ord. Professor ernannt. Auch übernahm er 1797 die Professur der Botanik. Seine Vorlesungen erstreckten sich über Pathologie, Semiotik, Geschichte der Medicin und Botanik. Er starb 15. März 1833. Eine große Anzahl Schriften über alle Fächer der Medicin haben ihm einen Namen in der Geschichte der Medicin gesichert. Zu seinen Hauptwerken gehören: «Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde» (5 Bde., Halle 1792—1803; 3. Aufl., 5 Bde., 1821—28; 4. Aufl., Bd. 1, von Rosenbaum, Lpz. 1846), «Handbuch der Pathologie» (3 Bde., Lpz. 1795—97; 4. Aufl. 1815), «Handbuch der Semiotik» (Halle 1801), «Institutiones medicae» (6 Bde., Lpz. 1809—16; 2. Aufl., Bd. 2—5, 1819), «Historia rei herbariae» (2 Bde., Amsterd. 1807—8), «Geschichte der Botanik» (2 Bde., Altona u. Lpz. 1817—18) und «Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde» (3 Bde., Lpz. 1819—22). Eine Sammlung seiner «Opuscula academica» nebst Lebensbeschreibung gab Rosenbaum (Lpz. 1844) heraus. Oheime S.'s waren Christian Konrad S., geb. 1750, gest. 1816 als Rector zu Spandau, der sich ebenfalls als Botaniker einen Namen erwarb, und Matthäus Christian Sprengel (s. d.). — Wilhelm S., einer der drei Söhne Kurt S.'s, geb. in Halle 14. Jan. 1792, wohnte als Militärarzt dem Feldzuge gegen Frankreich 1813—15 bei, wurde 1818 Stabsarzt in Wittenberg, 1821 ord. Professor der Medicin zu Greifswald und starb daselbst 18. Nov. 1828. Nächst mehrern Uebersetzungen lieferte er den zweiten Theil zu seines Vaters «Geschichte der Chirurgie» (2 Bde., Halle 1805—19) und den ersten Band eines «Handbuch der Chirurgie» (Halle 1828; 2. Aufl. 1833).

Sprengel (Matthäus Christian), deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Rostock 24. Aug. 1746, wurde 1778 Professor der Geschichte in Göttingen und 1779 zu Halle, wo er zugleich Universitätsbibliothekar war und 7. Jan. 1803 starb. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Geschichte von Großbritannien und Irland» (Halle 1783), welche den 47. Band der «Allgemeinen Welthistorie» bildet; «Geschichte der Maharatten» (Halle 1786), «Geschichte der ind. Staatsveränderungen» (Halle 1788), «Hyder-Ali und Tippo-Saib oder Uebersicht des mysorischen Reichs» (Weim. 1801), «Erdbeschreibung von Ostindien» (Hamb. 1802), als 11. Band in Büsching's «Erdbeschreibung»; «Geschichte der wichtigsten geogr.

Entdeckungen» (Halle 1792), «Grundriß der Staatenkunde der vornehmsten europ. Reiche» (Halle 1793); mit Forster: «Beiträge zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde» (14 Bde., Lpz. 1781—90) und «Neue Beiträge» (13 Bde., Lpz. 1790—94). Auch gab er eine «Auswahl geogr., statist. und histor. Nachrichten» (14 Bde., Halle 1794—1800) heraus.

Sprengen, Sprengarbeit, wird das von innen heraus angewandte gewaltsame Zerstören oder Zertrümmern fester Massen genannt. Bei Grubenbauten (s. Bergbau), Tunnelbauten und andern Gesteinsarbeiten besteht im allgemeinen das S. der Hauptsache nach in dem einfachen Verfahren, daß cylindrische Löcher (s. Bergbohrer) in das zu sprengende Gestein hineingebohrt werden, hierauf eine mit Pulver gefüllte Patrone eingebracht und diese entzündet wird. Nach den ältesten bekannten Nachrichten ist diese Sprengarbeit 1613 in Freiberg in Sachsen erfunden, 1632 zu Clausthal angewendet, wurde aber erst Mitte des 18. Jahrh. in sächs., harzer und ungar. Bergwerken allgemeiner und wegen rascherer und minder kostspieliger Arbeit bei festem Gestein von größter Wichtigkeit. Das Hauptsprengmaterial war bis vor kurzem das Schießpulver (s. d.) in verschiedenen Zusammensetzungen und Mischungen, und hat auch gegenwärtig noch eine sehr verbreitete Verwendung. Nächstdem haben Schießbaumwolle (Pyroxylin) und Schießpapier in Steinbrüchen und Bergwerken Anwendung. Allein in neuester Zeit hat als Sprengmittel das Nitroglycerin (Oelsüß) als Sprengöl eine erfolgreiche Wirkung, und den Bemühungen, die Gefährlichkeit desselben zu vermeiden, verdankt das Dynamit (s. d.) seine Entstehung als ein weitverbreiteter und fast überall günstig aufgenommener Explosionsstoff, welcher alle andern ältern und neuern Sprengmittel, einschließlich der neuesten Nitroglycerinpulver (Dualin, verbesserter Lithofracteur u. s. w.), weit überragt. Als neuestes Sprengmittel ist eine aus löslicher Schießwolle und Nitroglycerin bestehende Sprenggelatine in den Handel gebracht. (S. Explosivstoffe.) Vgl. Mahler, «Die moderne Sprengtechnik» (Wien 1873).

Sprenger (Aloys), namhafter Orientalist, geb. 3. Sept. 1813 in Nassereut in Tirol, bezog, nachdem er das Gymnasium in Innsbruck besucht, 1832 die Universität Wien, wo er neben Medicin und Naturwissenschaften besonders die orient. Sprachen studirte, um einst den Orient aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er ging 1836 nach London, wo er beim Grafen von Munster eine Stellung als Hülfsarbeiter an dessen großem Werke über die Geschichte der Kriegswissenschaften bei den mohammed. Völkern fand. Munster hatte vor seinem Tode (1842) S. dem Präsidenten der Ostindischen Compagnie (Lushington) für eine Anstellung in Indien empfohlen. Infolge dessen ging S. 1843 nach Kalkutta und erhielt hier eine Stellung im Medicinaldienst. Seine Neigung führte ihn jedoch zum Erziehungswesen hin. Er griff in Zeitschriften das damals in Indien begünstigte System des Volksunterrichts an und stellte dagegen neue Grundsätze auf, welche den Beifall des damaligen Gouverneurs der nordwestl. Provinzen, J. Thomason, fanden. Von Letzterm Anfang 1845 zum Vorsteher der Hochschule zu Delhi ernannt, errichtete er daselbst eine lithographische Presse, ließ eine Anzahl histor. und wissenschaftlicher Werke aus dem Englischen in das Hindustanische übertragen und führte mit Erfolg hindustanische Vorträge über Physik, Logik, Differentialrechnung, Nationalökonomie u. s. w. in die Schule ein. Auch veröffentlichte er selbst eine Schulausgabe der «Hamasa», «Selections from Arabic authors» (lithographirt, Delhi 1845) und Otby's «History of Mahmud of Ghazna» (lithographirt, Delhi 1847). Außerdem begründete S. ein hindustanisches Wochenblatt nach Art der europ. Pfennigmagazine («Kiran alsadain»). Im J. 1848 wurde er als Assistent-Resident nach Lukuow gesandt, um einen Katalog der dortigen königl. Bibliothek anzufertigen, dessen erster Band 1854 in Kalkutta erschien. Im J. 1850 kehrte S., nachdem er eine Reise über den Himalaja bis Tibet unternommen, nach Kalkutta zurück und wurde daselbst Examinator am Collegium zu Fort William, Dolmetscher der Regierung, Vorsteher der mohammed. Hochschulen zu Kalkutta und zu Hughli und Secretär der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen. Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn 1854 einen längern Urlaub zu nehmen, den er auf dem Libanon und in Damascus zubrachte. Er besuchte die wichtigsten Ortschaften Syriens und kehrte über Orfa, Maradin, Mossul, Bagdad, Basra, die Insel Kishm, Maskat, Bombay und Ceylon nach Kalkutta zurück (Anfang 1856), wo inzwischen die Gegner seines Unterrichtssystems die Oberhand gewonnen hatten. S. arbeitete, wie er in einer Denkschrift (abgedruckt in «Selections from the records of the Bengal Government», Nr. 14, Kalk. 1854) ausführt, dahin, die Scholastik, welche in orient. Schulen noch in voller Blüte steht, allmählich durch die inductiven Wissenschaften zu verdrängen und die muslimische Theologie durch die Wiederbelebung der Koranexegese und der Traditionswissenschaft auf ihre histor. Grundlage zurückzuführen, und er hatte auch in Delhi die erfreulichsten Resultate erzielt.

In Kalkutta aber, wohin er berufen worden war, seine Reformen einzuführen, wurde ihm zuerst durch Intrigue, dann offen entgegengearbeitet; auch sprach sich der Court of Directors in einem Erlaß an den Vicekönig von Indien vom 18. Mai 1856 (abgedruckt im «Journal of the Asiatic Society of Bengal», Bd. 25) gegen die Aufnahme der untengenannten, mit diesem System in Verbindung stehenden arab. Textausgaben in so maßlosen Worten aus, daß sich S. veranlaßt sah, selbe zu sistiren. Schon im Herbst desselben Jahres hielt er abermals um einen dreijährigen Urlaub nach Europa an. Ueber Aegypten und Triest reiste er zu seiner Familie nach Weinheim, mit der er bald darauf nach Heidelberg übersiedelte. Nach Ablauf seines Urlaubs pensionirt, ging er nach Bern, wo er die Professur der orient. Sprachen übernahm. S. bewohnt seitdem einen Landsitz in dem nahe an der Stadt gelegenen Dorfe Wabern. Die ausgezeichnete Sammlung von arab., pers. und hindustan. Handschriften und lithographirten Drucken, welche er aus dem Orient mitbrachte (Katalog, Gießen 1857), überließ er käuflich an die königl. Bibliothek zu Berlin. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen sind noch zu nennen: die Ausgaben von Ibn Hadschar's Içaba unter dem Titel «Biographical Dictionary of persons who knew Mohammad» (Kalk. 1856), des «Dictionary of the technical terms of the sciences of the Musulmans» (Kalk. 1854), ferner von Soyuty's «Itqan, on the exegetic sciences of the Qoran» (Kalk. 1854—56), von der «Logic of the Arabians» (Kalk. 1856) und von Tusy's «List of Shya books» (Kalk. 1854). Diese sämmtlichen Schriften sind in der «Bibliotheca Indica» enthalten. Ferner veröffentlichte er die engl. Uebertragung von Masudi's «Meadows of gold» (Bd. 1, Lond. 1841), das «Life of Mohammed» (Bd. 1, Allahabad 1851), die Ausgaben von Abdur-Razzak, «Technical terms of the Sufee» (Kalk. 1844) und das «Gulistan» von Sadi (Kalk. 1851). Außerdem verfaßte er in deutscher Sprache «Das Leben und die Lehre des Mohammed» (3 Bde., Berl. 1861—65) und «Die alte Geographie Arabiens» (Bern 1875).

Sprenggeschosse, s. Explosionsgeschosse. — **Sprengmittel**, s. Explosivstoffe.

Sprengöl (Nobel'sches), s. Nitroglycerin.

Sprengwerk ist eine Holzconstruction, deren man sich zum Ueberspannen von freien Räumen bedient, welche weiter sind, als es die Tragfähigkeit einfacher Balken gestattet. Dasselbe hat mit dem Hängewerke (s. d.) gleichen Zweck, unterscheidet sich aber von demselben dadurch, daß, während bei letzterm der Balken von oben an einem oder mehrern Punkten gehalten wird, beim S. diese Unterstützung von unten her stattfindet. Letztere erfolgt in ähnlicher Weise wie bei dem Hängewerk durch von festen Punkten (Mauern oder Pfeilern) ausgehende Streben oder Spannriegel, die entweder eine Unterstützung in der Mitte (einfacher Sprengbock) oder an mehrern Punkten (doppelter Sprengbock, mehrfaches S.) bewirken. Ob man bei einem zu überspannenden Raume ein Hängewerk oder ein S. anwenden soll, richtet sich nach den Umständen; so wird man, wo es auf die untere Ansicht der Balkenlage ankommt, z. B. bei Zimmerdecken u. s. w., Hängewerke anwenden, während man S. anbringt, wo die obere Ansicht der Balkenlage in Betracht kommt, z. B. bei Brücken. Sehr oft bringt man S. und Hängewerke zugleich an, welche sich gegenseitig ergänzen, z. B. bei Dachconstructionen über größern Sälen, wo es gilt, nicht nur die Saaldecke von oben, sondern auch das darüber befindliche Dach von unten zu stützen; ferner bei Holzbrücken, wo das S. die Brückenbahn unterstützt, und das an beiden Seiten befindliche Hängewerk zugleich das Brückengeländer bildet oder (bei überdeckten Brücken) das Dach trägt. Eins der bedeutendsten S. ist die Rheinbrücke bei Schaffhausen.

Sprichwort, minder richtig Sprüchwort, ist im weitesten Sinne ein dem Volksmunde entsprungener und in ihm oder in der Literatur sich erhaltender Ausspruch, der bei demselben oder einem verwandten Anlaß angewandt zu werden pflegt, sich bald durch seinen Inhalt, hauptsächlich durch sein Gepräge als solches sofort charakterisirt und dadurch von Denk- oder Wahlsprüchen wie Sentenzen unterscheidet. Da Inhalt und Form der Sprichwörter, wie deren Entstehung und Anwendung von unbestimmbarer Mannichfaltigkeit sind und der allen festen Regeln spottende Volkswitz dabei die Hauptrolle spielt, so ist es bisher noch nicht gelungen, eine Erklärung des Begriffs S. zu geben, durch welches nicht ein Theil des bunten Volks hindurchgeschlüpft wäre. Das sprichwörtliche Gepräge und der Gebrauch werden stets die zuverlässigsten Merkmale bleiben, an denen ein S. erkannt wird, sowie sich die eigentlichen Sprichwörter wieder durch Selbstständigkeit ihres Inhalts und ihres Auftretens von den sprichwörtlichen Redensarten unterscheiden, deren Charakter der anlehnende, anschmiegende ist. Zu diesen Gruppen sind in neuerer Zeit noch durch Büchmann «Geflügelte Worte» (11. Aufl., Berl. 1879) getreten, von denen einzelne Sprichwörter sind oder mit der Zeit werden.

Die Entstehung der Sprichwörter ist im allgemeinen die gleiche; irgendein **mündlich** oder schriftlich gesprochenes Wort, das sich keineswegs stets durch Wahrheit oder **durch edeln**, reichen Inhalt zu empfehlen braucht, sich vielmehr nicht selten gerade durch das **Gegentheil** dessen kennzeichnet, wird nachgesprochen, bei derselben oder ähnlicher Gelegenheit **angewandt**, und das S. ist fertig. Es ist irrig anzunehmen, daß ein S. allgemein bekannt sein müsse. Der Verbreitungskreis der Sprichwörter ist verschieden, von dem größern oder kleinern **Verbreitungskreise** hängt aber die Sprichwörtlichkeit keineswegs ab. Es gibt rein persönliche und solche Sprichwörter, die sich blos im Familienkreise bewegen; wieder Sprichwörter, **die einem** Orte, einem Kreise, einem Lande, einem ganzen Volksstamme angehören; während **wieder** gewisse Anschauungen, Beobachtungen und Erfahrungen fast von allen Culturvölkern **ausgesprochen** worden sind und sich als Sprichwörter beinahe über die ganze gebildete Welt **verbreitet** haben. Aehnliches gilt von der Lebensdauer derselben. Manche haben sich von der **ältesten Zeit** bis jetzt im Volksmunde erhalten, sind aus der griech. und röm. Literatur in unsere **Volkssprache** übergegangen und leben bei uns im Munde des Volks; andere haben nur eine **gewisse** Zeit darin gelebt und sich nur in der Literatur erhalten; wieder andere leben blos im **Volksmunde**, ohne in das Schriftthum übergegangen zu sein; viele endlich entstehen und **verschwinden** in ihrem Kreise, ohne daß das Volk im allgemeinen Kenntniß davon erhält. Von **jeher hat** man den Sprichwörtern einen großen Werth beigelegt. Eine besondere Bedeutung **haben** sie für Sprachkunde, für die Culturgeschichte eines Volks und seiner verschiedenen **Stämme**. Aus dem Volksmunde entsprungen und im Volksmunde lebend, enthalten sie nicht blos **einen reichen** Schatz von Lebensweisheit, sondern haben auch ein eigenthümliches Interesse in **histor.** Hinsicht für die Kenntniß des Charakters und der Bildungsstufe des Volks, sofern sie dessen Umschwungs- und Denkweise verrathen, von welcher die Politik, Moral und **Religion des** betreffenden Volks wesentlich bedingt ist. Ja auch über einzelne Sitten, **Gebräuche**, Feste, Beschäftigungen geben sie Aufschluß und zeigen, wie man gewisse histor. Begebenheiten aufgenommen und beurtheilt hat. Sie finden sich reichlich fast bei allen Völkern und zu **allen Zeiten** und häufiger in den Schriften der alten als der neuen Völker, wie in der deutschen Literatur die Schriften des Reformationszeitalters davon eine größere Fülle bieten als die neuere Zeit.

Die Bedeutsamkeit des S. ist auch zu allen Zeiten durch Bearbeitungen auf **verschiedenen** Gebieten wie nach mannichfachen Richtungen anerkannt worden. Allgemeine Sammlungen deutscher Sprichwörter und Apophthegmen (s. d.) erscheinen besonders zahlreich seit dem Anfange des 16. Jahrh. Die wichtigsten sind die von Tunnicius (zuerst 1514), Joh. Agricola (zuerst 1529), Sebast. Franck (1541 und 1532), Egenolff (1548), Eyering (1601), Petri (1605), Zinkgreff (zuerst 1626), Lehmann (zuerst 1630), Sailer (1810). Mit Wagner (1813), dessen Sammlung 3737 Sprichwörter enthält, beginnt die Gruppirung derselben unter alphabetisch geordnetem Hauptbegriffe, eine Form, die Körte (1837) mit 7202, Eiselein (1840) mit etwa 12,000 und Simrock (1846) mit 12,396 Sprichwörtern als die zweckmäßigste beibehält. Doch ist durch keine dieser Sammlungen der reiche deutsche Sprichwörterschatz auch nur annähernd zu übersichtlicher Kenntniß gebracht, da sie, anstatt aus der Literatur und dem Volksmunde, den beiden Lebensquellen der Sprichwörter, selbst zu schöpfen, vorherrschend nur frühere Sammlungen zu Grunde legten. Erst in neuester Zeit wandte man sich den Quellen zu und begann die Literatur und die Mundarten auszubeuten, wozu besonders Firmenich durch «Germaniens Völkerstimmen» (Berl. 1843—65) und Frommann durch seine «Deutschen Mundarten» (Nürnb. 1854—59 und Neue Folge, Halle 1875) den Anstoß gegeben haben. In verhältnißmäßig kurzer Zeit sind eine Anzahl mundartlicher Sprichwörtersammlungen oder dahin einschlagender Schriften erschienen von Amand Baumgarten, Birlinger, Clement, Deecke, Dicks, Diermissen, Frischbier, Goldschmidt, Haupt, Hoefer, Johannsen, Köster, Laven, Lohrengel, Lyra, Mindermann, Mühlhause, Peter, Raabe, Sartorius, Schambach, Schild, K. Schiller, Schleicher, Schuster, Schwerin, Stöber, Weyden, Woeste, Zyro. Das Bedürfniß aber, den gesammten deutschen Sprichwörterschatz wohlgeordnet in übersichtlicher Fassung in einem einzigen Werke zu besitzen, wird erst durch das «Deutsche Sprichwörter-Lexikon» von Wander befriedigt (Lpz. 1863 fg.), eine höchst mühsame und verdienstliche Arbeit, deren fünfter Band 1878 im Erscheinen begriffen war und das Werk abschließen soll. Das Alphabet selbst ist beendet und es folgen noch die während des Erscheinens angesammelten Ergänzungen und Nachträge. Von den ersten vier Bänden enthält jeder in runder Zahl 45,000 deutsche nebst 15,000 sinnverwandten fremden (böhm., bän., engl., franz. u. s. w.) Sprichwörtern, sodaß also in demselben 180,000 deutsche und 60,000 fremde, zusammen

etwa eine Viertelmillion Sprichwörter enthalten sind, welche Anzahl durch die Nachträge noch erheblich gesteigert wird.

In je größerer Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit der allgemeine Sprichwörterschatz hervortritt, desto lückenhafter erscheint in der Literatur die Bearbeitung einzelner Gebiete. Sammlungen griech. Sprichwörter wurden schon früh veranstaltet; erhalten sind uns aber nur die der spätern Grammatiker. (S. Parömie.) G. Kavardio auf der Insel Korfu hat 1876 eine Sammlung neugriech. Sprichwörter herausgegeben, von der aber nur sechs Bogen, 1141 Sprichwörter enthaltend, erschienen sind. Eine große Anzahl griech. und lat. Sprichwörter gab Erasmus in seinen «Adagia» (zuerst Par. 1500) heraus, die in sehr vielen Auflagen und Bearbeitungen erschienen sind. Die neueste und vorzüglichste Bearbeitung ist von Suringar (Utr. 1873), von dem Glandorp's lat. Distichen (Uebersetzung der Sprichwörter Agricola's) in zwei Theilen (Leid. 1874 u. 1876) erschienen sind; von ihm lag 1878 eine vollständige, mit Parallelen versehene Bearbeitung der Sprichwörter Heinr. Bebel's («Adagia Germanica», zuerst Straßb. 1508) vor. Ueber die griech. und röm. Sprichwörter handelten ferner Zell in den «Ferienschriften» (8 Bde., Freiburg 1826—33), Leutsch und Schneidewin (in ihrer Ausgabe der «Parömiographen», Gött. 1839), Becker («Das S. in nationaler Bedeutung», Wittenb. 1851). Sammlungen lat. Sprichwörter, theils mit, theils ohne deutsche Uebertragung, hat man von Seybold (1677), Philippi (1824), Goßmann (1844), Faselius (1859), Wüstemann (1856), Georges (1863), Kruse (1863). Das geordnetste und vollständigste nichtdeutsche Sprichwörterwerk ist das «Spreekwoordenboek» der niederländ. Sprache von Harrebomée (3 Bde., Utr. 1858—65). In neuerer Zeit sind in dieser Sprache erschienen: «Bijbel en Volkstaat» von Laurillard (Preisschrift, Amsterd. 1875) und von Harrebomée als Ergänzung dazu: «Bedenkingen op the Prijsschrift van Dr. Laurillard». Ein nordisches Sprichwörter-Lexikon von Pastor Strömbäck in Öregrund (Schweden), die schwed., norweg., dän. und isländ. Sprichwörter umfassend, liegt druckfertig vor. Von früher erschienenen vergleichenden Sprichwörtersammlungen und Sprichwörterbearbeitungen sind zu erwähnen: Gaal's «Sprichwörterbuch in sechs Sprachen» (Wien 1830); Marin, «Ordspråk» (in sechs Sprachen, Stockh. 1867), und Wahl, «Das S. der hebr.-aramäischen Literatur» (Lpz. 1871). Allgemeine, über alle Literaturen sich erstreckende Verzeichnisse von Sprichwörtersammlungen geben Nopitsch in seiner «Literatur der Sprichwörter» (Nürnb. 1822 u. 1833), Duplessis, «Bibliographie parémiologique» (Par. 1847), Zacher, «Die deutschen Sprichwörtersammlungen» (Lpz. 1852). An einer allgemeinen zeitgemäßen Quellenkunde der Sprichwörter arbeitet C. Mayreder in Wien. Sehr zu beachten sind in dieser Hinsicht die Quellenverzeichnisse zu Wander's «Deutschem Sprichwörter-Lexikon».

Springbrunnen sind Vorrichtungen, mittels deren man einen Wasserstrahl in der freien Luft zu einer größern oder geringern Höhe hinauftreiben kann. Die Hydrostatik lehrt und die Erfahrung bestätigt, daß in zwei miteinander verbundenen Röhren das Wasser stets gleich hoch steht, oder daß das Wasser stets zu derselben Höhe wieder hinaufzusteigen strebt, von welcher es hinabfiel. Denkt man sich ein Wassergefäß oder einen Teich auf einem Berge und von diesem eine Röhre abwärts geführt und dann wieder etwas steigend, so wird das Wasser, das aus dem Teiche u. s. w. durch die Fallröhre hinabsteigt, durch die aufsteigende Röhre wieder nach aufwärts streben und so hoch steigen wollen, als es herabfiel. Der Widerstand der Luft und die durch die Reibung in der Röhre absorbirte Kraft bewirken jedoch, daß der Strahl im Freien nicht wieder ganz so hoch aufsteigt, als er fiel. Die Erscheinung des Steigens dieses Wasserstrahls beruht auf dem Drucke des dahinterliegenden Wassers; wenn man daher diesen Druck durch irgendeine andere Kraft ersetzt, so bedarf es eines Wasserdruckes nicht. Wendet man z. B. ein Druckwerk an, etwa eine durch Wasser oder Dampfkraft betriebene Pumpe, so kann man S. ohne Wasserdruck, also statt am Fuße von Bergen auch in der Ebene herstellen. Die Fontainen von Herrenhausen, Berlin und Potsdam sind Beispiele ähnlicher Vorrichtungen. (S. Druckwerk.) Dehnt man im geschlossenen Raume die Luft durch Wärme aus und ersetzt so den Wasserdruck, so erhält man ebenfalls einen S., und ein also hergestellter ist der Heronsball (s. d.). Natürliche S. sind die Artesischen Brunnen (s. d.).

Springer (Ant. Heinr.), namhafter Geschichtschreiber und Kunstschriftsteller, geb. 13. Juli 1825 zu Prag, machte seine Studien daselbst, promovirte im März 1848 zu Tübingen und habilitirte sich zu Prag für das Fach der neuern Geschichte. Daneben wirkte er in der Presse im Sinne der Rechten des Reichstags für Föderativverfassung und Versöhnung der Nationalitäten sowie für den Ausschluß Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde. Unter dem Ministe-

rium Schwarzenberg-Thun wurde S. die Erlaubniß zum Lesen nicht weiter verwilligt und die von ihm geleitete Zeitung «Union» nach achtwöchentlichem Bestehen auf Befehl Schwarzenberg's unterdrückt, weil sie die olmützer Conferenzen im preuß. Sinne beurtheilte. Im Herbst 1852 ging S. nach Bonn, wo er sich an der Universität für neuere Kunstgeschichte habilitirte, aber erst 1860 eine ord. Professur erlangte. Im J. 1872 an die neu errichtete Universität Straßburg berufen, wurde er zum ersten Prorector derselben erwählt. Seit 1873 wirkt S. als ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Leipzig. Unter seinen histor. Schriften sind hervorzuheben: «Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden» (2 Bde., Lpz. 1863—65), «F. Ch. Dahlmann» (2 Bde., Lpz. 1870—72), «Paris im 13. Jahrh.» (Lpz. 1856 und «Geschichte des Revolutionszeitalters» (Prag 1849), «Oesterreich nach der Revolution» (Prag 1850) und «Oesterreich und Preußen in Deutschland» (Prag 1851). Sehr geschätzt sind S.'s kunsthistor. Arbeiten, wie «Kunsthistor. Briefe» (Prag 1852—57), «Die Baukunst des christl. Mittelalters» (Bonn 1854), «Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrh.» (Lpz. 1859), «Bilder aus der neuern Kunstgeschichte» (Lpz. 1867), «Rafael und Michel Angelo» (Lpz. 1878). Zu seinen kleinern Schriften dieser Art gehören die «Ikonographischen Studien» (Wien 1860), «Rafael's Disputa» (Bonn 1860), die Schrift «De artificibus laicis et monachis medii aevi» (Bonn 1862), «Die mittelalterliche Kunst in Palermo» (Bonn 1869) und «Michel Angelo in Rom» (Lpz. 1875). Auch bearbeitete S. die deutsche Ausgabe von Crowe's und Cavalcaselle's «Geschichte der altniederländ. Malerei» (Lpz. 1875).

Springfield heißen eine Anzahl amerik. Städte und Ortschaften, unter welchen besonders die Stadt S. in Hampden-County im Staate Massachusetts hervorzuheben ist. Der Ort, welcher (1875) 31,053 E. zählt, liegt am linken Ufer des Connecticutflusses, bildet einen Knotenpunkt der Eisenbahnen des Staates Massachusetts und betreibt einen regen Handel und ausgedehnte Industrie. Das dortige Vereinigte-Staaten-Arsenal beschäftigt jetzt 5—700 Arbeiter, zur Zeit des Bürgerkriegs aber an 3000. Außerdem bestehen Baumwoll- und Wollfabriken. Die Stadt hat 26 Kirchen, acht Banken und zwei tägliche Zeitungen. — S. heißt ferner die in Sangamon-County gelegene Hauptstadt des Staates Illinois. Sie liegt an der von Chicago nach St.-Louis führenden Eisenbahn, zählt (1875) 25,116 E. und hat ein Capitol und Staatsarsenal. Unmittelbar vor der Stadt auf dem Oak-Ridge liegt unter einem prächtigen, 15. Oct. 1874 enthüllten Denkmale Abraham Lincoln begraben, der hier von 1836 bis zu seiner Erwählung zum Präsidenten der Union als Advocat gelebt hatte. — Ein anderes S. ist die Hauptstadt von Greene-County im südwestl. Theile des Staates Missouri, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, welche mit Recht der Garten von Missouri heißt. Der Ort bildet eine Hauptstation an der Atlantic- und Pacific-Eisenbahn und ist durch die Schlacht bekannt geworden, welche in seiner Nähe bei Wilsons-Creek 10. Aug. 1861 stattfand und in der auf seiten der Bundestruppen der General Lyon fiel. — S., Hauptstadt von Clark-County im Staate Ohio, mit (1870) 12,652 E., liegt im Herzen einer der fruchtbarsten Getreidegegenden, ist der Kreuzungspunkt von sechs Eisenbahnen und besitzt seit 1845 ein von den Lutheranern gegründetes und zahlreich besuchtes Seminar, das Wittenberg-College.

Springflut, s. Ebbe und Flut.

Springgurke oder **Spritzgurke**, s. Ecbalion. — **Springkraut**, s. Impatiens.

Springmäuse (Dipodida) nennt man eine meist nur in südl. Ländern vorkommende Familie von Nagethieren mit kurzen Vorderfüßen, sehr langen und kräftigen hintern Springbeinen und langem Balancirschwanze, die in Erdhöhlen leben, in trockenen Gegenden eine nächtliche Lebensweise führen und sich von Pflanzen nähren. Die eigentlichen S. (Dipus), mit rundem, dickem Kopfe, der außerordentlich lange Schnurren trägt, sehr langen, dreizehigen Hinterbeinen, großen Ohren und nacktem, nur einen Endbüschel tragendem Schwanze, bewohnen Nordafrika, Aegypten, Kleinasien; die Pferdespringer (Scirtetes) die russ. Steppen; die Hüpfmäuse (Jaculus) den höchsten Norden Amerikas; der in der äußern Gestalt den Kängurus sehr ähnliche und von den übrigen Gattungen bedeutend abweichende Springhase (Pedetes) Südafrika.

Sprit, so viel wie Spiritus, s. Alkohol.

Spritze heißt ein Werkzeug oder eine Maschine, wodurch Wasser oder eine andere Flüssigkeit in einem Strahle mit mehr oder weniger großer Gewalt fortgetrieben und an eine bestimmte Stelle gebracht wird. In der einfachsten Gestalt besteht die S. aus einem metallenen Cylinder, an einem Ende mit enger Oeffnung, durch welche die eingefüllte Flüssigkeit heraustritt, wenn von der entgegengesetzten Seite ein Kolben an seinem Stiele mit der Hand hinein-

eschoben wird. Für chirurgische Zwecke hat man die Klystier-, Wund-, Augen-, Magenspritzen u. s. w. Am wichtigsten sind indessen die Feuerspritzen (oft im engern Sinne kurzweg S. genannt), die, in größerm Maßstabe ausgeführt und meist von mehrern Personen, ja selbst durch eine Dampfmaschine bewegt (Dampfspritzen), sich dazu eignen, große Wassermengen aus bedeutender Entfernung in ein zu löschendes Feuer zu gießen. Sie gehören zu den Druckpumpen. (S. Druckwerk.) Man unterscheidet sie in Handspritzen (welche tragbar sind), Karrenspritzen und Wagenspritzen. Zu den letztern gehören auch die Dampfspritzen, welche Dampfmaschine und S. in enger Verbindung auf demselben Wagen enthalten. Fast alle Wagenspritzen werden mit zwei Pumpcylindern (Stiefeln) versehen; ein einziger Cylinder genügt nur dann, wenn er doppeltwirkend ist, d. h. beim Hingange wie beim Hergange des Kolbens Wasser ausgibt. Für Dampfspritzen sind neuerdings die rotirenden Maschinen (Kapselräder) sowol als Motor wie als Pumpe mit Vortheil zur Verwendung gekommen (Silsby-S.). Um den Wasserstrahl der S. ununterbrochen mit gehöriger und gleicher Stärke austreten zu machen, ist ein Windkessel nöthig, d. h. ein Behälter, in welchem die Luft durch das eingepumpte Wasser zusammengedrückt wird, sodaß sie das Wasser vermöge ihrer eigenen Elasticität durch das sog. Steigrohr austreibt. An dieses Rohr wird ein Schlauch von Leder oder Hanfgewebe (Spritzenschlauch) angefügt, wenn das Wasser auf große Entfernung, ohne sich zu zerstreuen, gefördert werden muß. Um das lästige stete Nachfüllen neuen Wassers in den Spritzenkasten nicht direct durch Menschenhände mit Eimern verrichten zu müssen, verbindet man große S. mit einer Speisepumpe (Anbringer, Zubringer), welche oft das Wasser aus weiter Entfernung anzusaugen hat. Am besten ist freilich die Benutzung einer Wasserleitung, die beim Oeffnen eines Hahns das Wasser liefert. (S. Feuerlöschwesen.)

Sprosser nennt man die sog. große Nachtigall (Sylvia Philomela), s. Nachtigall.

Sprottau, Kreisstadt im Regierungsbezirke Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, am Bober, in welchen hier die Sprottau mündet, und an der Linie Glogau-Hansdorf der Oberschlesischen Eisenbahn, ist Sitz des Landrathsamts und eines Amtsgerichts und zählt 6916 E., darunter etwa 1000 Katholiken und gegen 100 Juden. Unter den Gebäuden des Ortes zeichnen sich aus das neue, sehr ansehnliche Rathhaus, das Realschulgebäude, die evang. und die sehr alte kath. Kirche, das Amtsgericht (ehedem ein Nonnenkloster) und die Kaserne. Rings um die Stadt ziehen sich hübsche Promenaden. S. hat eine vortreffliche Wasserleitung und Gasbeleuchtung, sowie ein sehr beträchtliches Communalvermögen (7149 Hekt. wohlbestandenen Forst, sieben Rittergüter, ein Hüttenwerk u. s. w.). Von Unterrichtsanstalten bestehen eine Realschule erster Ordnung, eine evang. und eine kath. Bürgerschule und eine höhere Töchterschule. Zwei bedeutende Mühlenwerke (Niedermühle und Obermühle) exportiren ihre Fabrikate nach allen Richtungen Deutschlands hin. Außerdem bestehen Fabriken für Zündwaaren, Cigarren, Brückenwagen, Taback und Oel. Auch ist der Holzhandel nicht ohne Bedeutung. S. ist die Vaterstadt von Heinrich Laube. In der Umgebung S.s liegen die Hüttenwerke Oberleschen, Mallmitz (mit schönem Park), Kittlitztreben und die Wilhelmshütte in Nieder-Eulau, eine der größten und renommirtesten Maschinenbauanstalten Schlesiens; ferner die Maschinenpapierfabrik in Klein-Eulau, die Syrup- und Stärkefabrik in Wichelsdorf. — Der Kreis S. zählt (1875) auf 726,9 QKilom. 34,662 E.

Sprotte oder Breitling (Clupea s. Harengula Sprattus), eine zur Gattung Hering (s. d.) gehörige Fischart, welche in der Nord- und Ostsee gemein, dem Heringe ähnlich, aber nur 10—15 Ctmt. lang wird, keine Zähne auf dem Pflugscharbeine hat und auf dem einfarbigen Kiemendeckel nicht geadert, sondern strahlig gestreift ist. Am Bauchkiele bilden scharfe Schuppen eine Reihe von Sägezähnen. Zur Laichzeit tritt ein goldiger Seitenstrich deutlich hervor, und die Rückenflosse hat 16 Strahlen. Während des Herbstes nähert die S. sich in größern Scharen den Küsten, um zu laichen, und der außerordentlich ergiebige Fang beginnt in England im November und wird dort während des ganzen Winters fortgesetzt. Die S. ist zart und wohlschmeckend und wird im Innern Deutschlands gesalzen und geräuchert gegessen; besonders sind die Kieler S. (Flückheringe) geschätzt. In England benutzt man diese Fische wegen der übergroßen Menge auch als Düngemittel.

Sprucheollegium, s. Dicasterium.

Sprüche Salomonis, s. Salomo.

Sprudel heißt die Hauptquelle Karlsbads (s. d.), und diesem Namen entspricht vollständig das gewaltsame Hervorsprudeln des heißen Wassers aus einer Oeffnung der sog. Sprudeldecke. Diese Quelle entspringt mit einer Temperatur von + 58,2° R. eigentlich aus dem Granit,

welcher den Thalboden bildet; doch hat sich darüber nach und nach durch Ablagerungen eine Decke aus Kalkschiefer (eben jene Sprudeldecke) gebildet. Die Wassermasse der Quelle beträgt jährlich ungefähr 15 Mill. Hektolit. und enthält etwa 22 Mill. Pfd. mineralischer Bestandtheile aufgelöst. Diese sind vorherrschend schwefelsaures Natron, kohlensaures Natron und Chlornatrium. Außerdem aber enthält das Wasser noch kohlensauren und schwefelsauren Kalk, kohlensaure Talkerde, Strontian, Eisenoxydul und Manganoxydul, phosphorsaure Thon- und Kalkerde, Fluorcalcium, Kieselerde, Borsäure, Lithion, Jodnatrium, Bromnatrium, Rubidium und Cäsium, sowie Spuren von Kupfer, Zinn, Antimon, Blei, Arsen, Chrom, Barium, Selen und Bor. Durch Ablagerung eines Theils des im Wasser aufgelösten kohlensauren Kalks entsteht der sog. Sprudelstein, ein dem Aragonit entsprechender Kalksinter. Diese Eigenschaft des Wassers benutzt man, um künstlich allerlei Gegenstände mit solchen durch Eisenoxyd bräunlichen Steinrinden überziehen zu lassen. Im Bereiche der Sprudelschale, in einer Ausdehnung von etwa 400 Mt., meist am linken Ufer der Tepl entspringen noch viele warme Mineralquellen, von denen 12 künstlich gefaßt sind und ihre besondern Namen haben. Alle diese Quellen sind in Betreff der Menge und Art der mineralischen Bestandtheile ganz gleich mit dem S. und vom ihm nur durch den höhern oder niedrigern Wärmegrad und den zum Theil eben dadurch bedingten größern oder geringern Gehalt an kohlensaurem Gase verschieden. Die kühlste dieser Quellen (die Kaiser Karl's Quelle) zeigt (nach der Messung vom 14. Oct. 1878) 35,7° R. In der neuesten Zeit erhielt der S. eine neue Fassung und eine Colonnade.

Spruner von Merz (Karl), ausgezeichneter deutscher Geschichtsforscher, Kartograph und Geograph, geb. 1803 zu Stuttgart, erhielt seit 1814 seine Jugendbildung im Cadettencorps zu München. Im J. 1825 zum Lieutenant befördert, fand er hinreichend Muße, durch eifrige Studien in den hierzu so geeigneten Garnisonen zu München, Bamberg und Würzburg die umfassenden Vorarbeiten zu den von ihm beabsichtigten histor.-geogr. Werken zu machen. Als Frucht seiner Forschungen erschien zunächst einiges in den «Mittheilungen des Historischen Vereins für Oberfranken», dann die Schrift «Baierns Gaue» (Bamb. 1831), welche gegen Herrn von Lang gerichtet war, und eine «Gaukarte des Herzogthums Ostfranken» (Bamb. 1835). S.'s Hauptwerk ist der große «Histor.-geogr. Handatlas» in drei Abtheilungen (118 Blatt, Gotha 1837—52; 2. Aufl. 1853 fg.). Für das Studium der alten Geschichte veröffentlichte er einen «Atlas antiquus» (3. Aufl., von Menke, Gotha 1865) und für das Mittelalter und die Neuzeit einen «Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit» (90 Blatt, Gotha 1871—78). Außerdem erschien von S. ein musterhaft gearbeiteter «Histor. Atlas von Baiern» (7 Blatt, Gotha 1838). Auch gab er mit Hänle mehrere Reisehandbücher an den Main und in die unterfränk. Gebirge heraus, die sich durch gewissenhafte Quellenforschung wie angenehme Darstellung vortheilhaft auszeichnen. Zwei größere, mit Hänle begonnene Arbeiten, die «Tabellen zur Geschichte der deutschen Staaten» (Gotha 1846—48) und die «Würtemb. Lustschlösser» (Stuttg. 1847 fg.) wurden durch die Ungunst der Zeitverhältnisse unterbrochen. Schon früher mehrfach von dem damaligen Kronprinzen Maximilian mit wissenschaftlichen Aufträgen betraut, ward S., nachdem derselbe den Thron bestiegen, 1851 in den Generalstab als Hauptmann versetzt. Er avancirte 1852 zum Major, 1855 zum Oberstlieutenant, 1860 zum Generalmajor, 1869 zum Generallieutenant. Inzwischen hatte ihn 1855 der König Maximilian II. zu seinem Flügeladjutanten erwählt, in welcher Stellung er sich fortwährend des besondern Vertrauens desselben zu erfreuen hatte. Ludwig II. ernannte S. 1864 zu seinem Generaladjutanten. Unter S.'s spätern kartographischen Arbeiten sind hervorzuheben die im Auftrage des Königs Maximilian II. angefertigte «Histor. Karte von Europa, Westasien und Nordafrika» (in 9 Haupt- und 6 Nebenblättern), der «Histor.-geogr. Schulatlas» (22 Blatt, Gotha 1856), der «Histor.-geogr. Schulatlas von Deutschland» (12 Blatt, 2. Aufl., Gotha 1866), der «Histor.-geogr. Schulatlas des Gesammtstaates Oesterreich» (13 Blatt, Gotha 1860) und der «Historico-geographical handatlas» (26 Blatt, Gotha 1861). Von S.'s histor. Schriften sind zu nennen: der «Leitfaden zur Geschichte von Baiern» (2. Aufl., Bamb. 1853), die Monographie «Pfalzgraf Rupert der Cavalier» (Münch. 1854) und «Die Wandbilder des bair. Nationalmuseums» (Münch. 1868), welche den Text zu Jos. Albert's Photographien bilden. Sie wurden unter dem Titel «Charakterbilder aus der bair. Geschichte» (Münch. 1878) neu herausgegeben. S. ist auch Verfasser dreier histor. Schauspiele, «Graf Arco's Heldentod», «Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach» und «Die Wege des Glücks». Auch gilt er für den Verfasser der anonym erschienenen «Jamben eines greisen Ghibellinen» (Bonn 1876).

Spulwurm (Ascaris) ist eine zu den Rundwürmern gehörende Wurmgattung, welche sich durch einen walzenrunden, langen, quergestreiften Körper und ein sehr stumpfes, mit drei Knötchen besetztes Maulende unterscheidet. Die Spulwürmer sind getrennten Geschlechts und Männchen und Weibchen im Aeußern verschieden. Der gemeine S. (A. lumbricoides), welcher im Dünndarme der Menschen, besonders der Kinder, sowie des Rindes und namentlich des Schweins lebt, ist einem Regenwurme sehr ähnlich, braunroth oder weißlich und wird 15—25 Ctmt. und darüber lang. Ein einziges Weibchen enthält mehrere (bis 10) Millionen Eier, die nach und nach gelegt werden und mit dem Kothe abgehen. Erst nach mehrern Monaten entwickeln sich in Eiern, die im Wasser liegen, die Jungen, die mehrere Jahre in den Eiern, selbst nach völligem Trocknen, leben bleiben. Wie die Jungen wieder in die Wohnthiere und den Menschen kommen, ist zur Zeit noch unbekannt. Der S. wird durch verschiedene Wurmmittel, wie Zittwersamen u. s. w., und später darauf gereichtes Abführmittel abgetrieben. Der kleine S., Madenwurm oder Aftermade (Oxyuris vermicularis), welcher sehr häufig und in Menge im Mastdarme der Kinder (seltener der Erwachsenen) lebt und Jucken im After und an der Nase, ja bei den Kindern selbst Krämpfe verursacht, gehört einer andern, durch spitzen, dünnen Schwanz charakterisirten Gattung an. Derselbe ist nur 1,3 Ctmt. lang und dünn und wird weit leichter, oft schon durch Milchklystiere mit Zwiebel entfernt.

Spurgeon (Charles Haddon), engl. Nonconformistenprediger, geb. 19. Juni 1834 in Kelvedon in Essex. Seine Familie gehörte den Independenten an, und sowol sein Vater als sein Großvater waren Prediger dieser Sekte. Auch er sollte sich diesem Berufe widmen, aber Selbststudien führten ihn gegen den Willen seiner Verwandten den Baptisten zu. Er übernahm eine Stelle als Unterlehrer zu Cambridge, trat hier in eine Gesellschaft baptistischer Laienprediger und predigte als 16jähriger Jüngling zum ersten male in einer Bauernhütte des Dorfes Teversham mit so großem Erfolge, daß ihn wenige Monate später (1851) die Baptistengemeinde in dem Dorfe Waterbeach zu ihrem Prediger erwählte. Der Ruhm des jungen Predigers verbreitete sich nun rasch in weitere Kreise, und 1852 hielt S. theils in den Versammlungsorten der Baptisten, theils unter freiem Himmel mehr als 300 Predigten. Er folgte 1853 einem Rufe als Prediger der Baptistengemeinde von New-Parkstreet-Chapel zu London, wo bald sein Ruf über die Baptistenconventikel hinaus in die londoner Presse und durch diese in das engl. Volk drang. Im J. 1855 mußte man einen vergrößernden Umbau der Kirche vornehmen, während welcher Zeit S. vier Monate lang in Exeter-Hall predigte, deren gewaltige Räumlichkeiten sich jedoch ebenfalls für die andringende Zuhörerschaft als ungenügend erwiesen. Auch die umgebaute Kirche in New-Parkstreet genügte der rasch zunehmenden Gemeinde nur kurze Zeit, sodaß sie sich 1856 zur Uebersiedelung in die Surrey-Music-Hall, das umfangreichste, 10—15,000 Personen fassende öffentliche Local Londons, veranlaßt sah. Ende des J. 1861 wurde eine eigene Kirche unter dem Namen des Metropolitan-Tabernacle mit einem Kostenaufwande von 31,000 Pfd. St. vollendet. Das Gebäude enthält außer der zum Gottesdienste bestimmten Halle, welche 6000 Personen faßt, Schulsäle für 1500 Zöglinge und ein Auditorium für 1000 Personen, nebst andern für die Gemeindeverwaltung bestimmten Räumlichkeiten. In diesem Mittelpunkte hat sich seitdem die Gemeinde S.'s nicht nur behauptet, sondern von demselben aus durch Gründung von Schulen, Predigerseminarien und Waisenhäusern ihren Einfluß stetig erweitert. Bemerkenswerth ist, daß S. seine Erfolge nicht sowol unter dem niedern Volke, als unter den respectabeln Mittelklassen errungen hat, die, gegenüber der Monotonie und Langeweile des anglikan. Gottesdienstes, in der Frische und populären Derbheit des Baptistenpredigers eine lange entbehrte Anregung empfanden. Wenn seine berühmten methodistischen Vorgänger Wesley und Whitfield vor allem das Gemüth erweckten, so wirkt S. hauptsächlich auf die Phantasie. Ein volles, kräftiges Organ, ein unerschöpflicher Fluß der Rede, eine ungekünstelte Lebhaftigkeit des Vortrags, die Gabe und der Muth, die Erläuterungen zu seinen religiösen Lehren unmittelbar aus dem alltäglichen Leben herauszugreifen, kühne, seltsame, groteske Dinge zu sagen, kurz die Vereinigung der Talente eines Volksredners und eines Fastenpredigers stempeln ihn zu einer Charakterfigur, die in der prot. Kirche ihresgleichen sucht. Auch spricht S. nicht von einer Kanzel, sondern von einer Tribüne und seine durchaus improvisirten Vorträge werden von Stenographen nachgeschrieben und durch den Druck in alle Welt verbreitet. In dogmatischer Hinsicht vertritt er die Lehre der Baptisten von der Taufe, sowie den Glauben an ein nicht mehr fernes Tausendjähriges Reich. Als Organ seiner Gemeinde gibt er seit 1859 den «New-Parkstreet Almanack», seit 1865 die Zeitschrift «The Sword and the Trowel» heraus. Im J. 1859 wurde die Spurgeon-

Literatur bereichert durch eine Chrestomathie unter dem Titel «Gems from S.», der 1865 das Sammelwerk «Anecdotes and sayings of S.» folgte. S.'s «Predigten» sind auch in deutscher Uebersetzung (4 Bde., Hamb. 1860—73) erschienen.

Spurinna (Vestricius), ein als Feldherr und Dichter bekannter Römer in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr., Zeitgenosse des jüngern Plinius und des Tacitus, wurde infolge seiner siegreichen Kämpfe gegen die Germanen am Rhein bei seiner Rückkehr nach Rom mit Auszeichnungen überhäuft, zog sich aber später vom öffentlichen Leben ganz zurück. Von seinen lyrischen Poesien, welche die Alten wegen ihrer Anmuth rühmten, hat sich nur Weniges erhalten, denn die zuerst von Kasp. Barth in der Sammlung der «Poetae venatici et bucolici» (Hannov. 1613) unter S.'s Namen aus einer angeblichen marburger Handschrift bekannt gemachten vier Oden sind jedenfalls nicht von S. verfaßt, wahrscheinlich schlechtweg unecht. Eine Ausgabe besorgte noch Art (Frankf. 1840). Zuletzt sind sie in Riese's «Anthologia Latina» (Bd. 2, Lpz. 1870) herausgegeben. — S. hieß auch der Haruspex oder Wahrsager, der Cäsar (s. d.) vor den für ihn so verhängnißvollen Idus des März warnte.

Spurzheim (Kasp.), einer der ersten Anhänger der Schädellehre, wurde 31. Dec. 1776 zu Longwich bei Trier geboren, erhielt im Collegium zu Trier seine erste Bildung, ging 1795 nach Wien, um Medicin zu studiren, wurde hier mit Gall (s. d.) und dessen System bekannt und schloß sich so eng an erstern an, daß er bis 1813 alle Schicksale mit ihm theilte. In letzterm Jahre ging er nach England und hielt in mehrern Städten phrenologische Vorträge, in denen er jedoch zuweilen von Gall's Ansichten abwich. Seit 1817 lebte er wieder in Paris, wo er sich die medic. Doctorwürde erwarb und practicirte, dann 1821—28 in England, wo er sehr besuchte Vorlesungen hielt, hierauf abermals in Paris. Im J. 1832 ging er nach Boston in Nordamerika und erregte hier mit seinem System großes Aufsehen. Doch starb er schon daselbst 10. Nov. 1832. Von S.'s Schriften sind hervorzuheben «The physiognomical system of D. Gall and S.» (2. Aufl., Lond. 1815), «Outlines of the physiognomical system» (Lond. 1815), «On insanity» (Lond. 1817), «A view of the elementary principles of education» (Edinb. 1821 und Bost. 1832), «Sur la folie» (Par. 1818), «Essai philosophique sur la nature morale et intellectuelle de l'homme» (Straßb. 1820). Vgl. Carmichael, «Memoir of the life and philosophy of S.» (Dublin 1833).

Spus oder **Spuſh**, fälschlich auch **Spucz** geschrieben, befestigter Ort von Montenegro mit etwa 1000 E., 65 Kilom. im Norden von Skutari, an dem Moratschazufluſſe Seta gelegen, ist, wie die 13 Kilom. südöstlicher, nahe der Moratscha gelegene und 6000 E. zählende feste Stadt **Podgoritza**, mehrfach Zeuge blutiger Kämpfe zwischen den Montenegrinern und Türken gewesen. Namentlich erlitten hier die letztern 15. Dec. 1852 eine schwere Niederlage durch den Fürst Danielo, weshalb S. auch **Krvari grad** in den Nationalliedern genannt wird. Auch 1878 fanden hier wiederholt blutige Kämpfe statt, und durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 kamen beide Orte an Montenegro.

Squatter (von to squat, kauern, niederhocken) heißt in den Vereinigten Staaten von Amerika ein Eindringling, der sich ohne jeden Rechtstitel auf einem Stücke unbebauten Landes niederläßt und von dem Eigenthümer meist im summarischen Verfahren wieder vertrieben werden kann. Wenn es nun auch S. in den Städten gibt, d. h. Individuen, welche von leerstehenden Bauplätzen Besitz ergreifen und dort ihre Hütten bauen, so pflegt man in Deutschland gewöhnlich unter S. nur diejenigen Ansiedler zu verstehen, welche in Ermangelung von Mitteln, um sich in den dichter bevölkerten Gegenden anzukaufen, weiter ins Innere zogen und Niederlassungen in Gegenden gründeten, wohin man auf dem gewöhnlichen Colonisationswege erst weit später vorgedrungen wäre. Es wurde daher frühzeitig in Vorschlag gebracht, die S. durch sog. Vorkaufsgesetze in dem Besitz der occupirten Ländereien zu schützen, aus welchen sie ohnehin durch die Gewalt nicht verdrängt werden konnten, und man ging dabei von dem Grundsatze aus, daß die auf Urbarmachung des Bodens verwendete Mühe und Arbeit schon an sich einem darauf verwandten Kapital gleichkomme. Seit dem 1862 erlassenen Heimstättegesetze (Homestead Bill), das jedem in gutem Glauben sich ansiedelnden Bürger oder Einwanderer 160 Acres Congreßland unentgeltlich bewilligt, haben die auf die S. bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen nur noch Bedeutung für die Geltendmachung der Rechte seitens der Privateigenthümer.

Squier (Ephraim George), amerik. Reisender und Alterthumsforscher, geb. 17. Juni 1821 in Bethlehem im Staate Neuyork, wurde 1849 zum Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Guatemala und Nicaragua ernannt, wo er mit Energie den Versuchen der Engländer, die Grenzen ihres Schutzgebiets Mosquitia auf Kosten Nicaraguas auszudehnen, entgegentrat. Er hatte

auch die Genugthuung, daß in dem 4. Juni 1850 zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geschlossenen Vertrage die darauf bezügliche Streitfrage eine für die letztern befriedigende Lösung fand. Zugleich bemühte sich S. eifrig um das Zustandekommen eines Verbindungskanals zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere und trug durch seine Forschungen viel zur Berichtigung der Kenntnisse von der Erdenge von Panama bei. Zu diesem Zwecke leitete er die Vermessungen, und in den von ihm jenes Kanals wegen gepflogenen Unterhandlungen zwischen Honduras und Großbritannien legte er die Grundsätze nieder, auf deren Basis später alle Differenzen zwischen England und den centralamerik. Staaten befriedigend beigelegt wurden. Nachdem er in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt, gab er außer den interessanten «Sketches of travel in Nicaragua» (Neuyork 1851) sein großes Werk «Nicaragua, its people, scenery and monuments» (2 Bde., Neuyork und Lond. 1852) heraus, in welchem er namentlich die in Nicaragua aufgefundenen Alterthümer beschrieb und ihre Bedeutung für die Urgeschichte Amerikas beleuchtete. Schon früher hatte S. im Auftrage der Smithsonian-Institution in Washington den westl. Theil des Staates Neuyork bereist und die dortigen alten Schanzen und Hünengräber untersucht. Die Resultate dieser Reise sind in den «Aboriginal monuments of the state of New York» (Washington 1851) und «Antiquities of the State of New York» (Buffalo 1851), sowie die einer in Verbindung mit Davis unternommenen archäol. Expedition nach den Mississippiländern in den «Ancient monuments of the Mississippi Valley» (Washington 1848) niedergelegt. Außerdem schrieb er für die Historische Gesellschaft zu Neuyork eine Abhandlung «On the serpent symbol» (Neuyork 1851), in der er geistreiche Bemerkungen über den Naturcultus der amerik. Indianer mittheilt, die indessen vielfachen Widerspruch gefunden haben. Außerdem schrieb er «Notes on Central-Amerika» (Neuyork 1854), «Waikna, or adventures on the Moskito shore» (Neuyork 1855), «The States of Central-America» (Neuyork 1857), «Report of the survey of the Honduras Interoceanic Railway» (Lond. 1859), «Tropical fibres and their economical extraction» (Neuyork 1861), «Honduras, descriptive, historical and statistical» (Neuyork 1870), «Peru: Incidents of travel and exploration in the land of the Incas» (Neuyork 1876). Im J. 1851 besuchte er Europa.

Staal (Marguerite Jeanne Cordier, Baronin), eine geistreiche und gebildete, durch ihre Memoiren bekannte Französin, geb. 30. Aug. 1684, war die Tochter des Malers de Launay zu Paris; daher sie meist unter dem Namen Mademoiselle de Launay bekannt ist. Sie kam als Kammerjungfer zur Herzogin von Maine und erwarb sich an deren kleinem Hofe zu Sceaux durch Witz und Talent im Versemachen die Zuneigung aller vornehmen und geistreichen Personen. Infolge der Cellamare'schen Verschwörung ward auch sie zwei Jahre lang in die Bastille eingeschlossen. Im Jahre 1735 heirathete sie den bejahrten Kapitän bei der Schweizergarde und Maréchal-de-Camp Baron von S. Sie starb zu Gennevillers 15. Juni 1750. Nach ihrem Tode erschienen ihre «Mémoires» (3 Bde., Par. 1755), mit Hinzufügung eines vierten Bandes, welcher zwei Lustspiele und eine Anzahl ihrer Briefe enthält. Die Memoiren, welche die J. 1715—20 umfassen, enthalten keine bedeutenden Enthüllungen, sind aber sehr anziehend und meisterhaft geschrieben. Auch die Briefe an den Marquis von Silly, an den Chevalier von Mesnil und an d'Héricourt, welche erst 1801 (2 Bde., Par.) herauskamen, fesseln durch Leichtigkeit und Eleganz. Ihre «Oeuvres complètes» erschienen in zwei Bänden (Par. 1821).

Staar (Sturnus) ist der Name einer zu den Rabenvögeln gehörenden Vogelgattung, bei welcher der Schnabel verlängert-kegelförmig, gerade, an der Spitze scharf, die Mittelzehe so lang als der Lauf ist, die Nasenlöcher an der Schnabelwurzel seitlich, halbgeschlossen und die Flügel mittellang sind. Der gemeine S. oder Sprehe (S. vulgaris) ist in der That ein gemeiner Vogel, denn er ist in ganz Europa, in Sibirien, Mittelasien, China, im Himalaja, in der Berberei und im südlichen Afrika zu Hause, erscheint aber in den kältern Gegenden nur als Zugvogel. Im nördl. Deutschland kommt er im Anfange des März an und zieht im October nach Süden. Er ist gesellig und hält sich außer der Paarungszeit in Schwärmen zusammen, welche ihre Nachtruhe gern in dem Schilfe der Teiche halten. Sein Charakter ist lebhaft und munter, er zeigt List und Klugheit, oft auch Muthwillen, lernt leicht fremde Melodien nachahmen und sogar Worte nachsprechen, weshalb man ihn gern als Stubenvogel hält. Als Hausgenosse und nützlicher Insektenvertilger wird er überhaupt von den Menschen gern gesehen, welche für ihn in mehrern Gegenden hölzerne Häuschen (Staarkästen) zum Brüten an die Obstbäume der Gärten befestigen. Seine Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, welche er sogar auch vom Rücken der Kühe und Ochsen absucht, ganz besonders aber aus Nacktschnecken und im Spät-

jahre aus mancherlei Beeren. Das erwachsene Männchen ist stahlgrün und purpurschillernd, mit weißlichen Flecken gezeichnet und der Schnabel gelb. Das Weibchen legt 4—6 matt graugrüne Eier. Ein naher Verwandter ist der im südöstl. Europa häufige Rosenstaar (Pastor roseus), der durch Vertilgung von Heuschrecken nützlich ist.

Staar (cataracta) ist der für jene Formen theilweiser oder völliger Erblindung gebräuchliche Ausdruck, welche durch partielle oder totale Trübung der Krystallinse des Auges, also durch Ausbildung eines mechan. Sehhindernisses bedingt sind. Je nach der in dem Pupillenraume sichtbaren Farbe der Linsentrübung spricht man von einem weißen, grauen oder dunkelpigmentirten S. Das Wort «Staar» ist auf ein goth. Wurzelverbum «stairan» zurückzuführen, wovon althochdeutsch «staren», mittelhochdeutsch «starn», d. h. auf etwas starren (Augenstarre), abzuleiten sind. Die Krankheit tritt entweder als eine für sich bestehende, sog. spontane und als solche zwar mit Vorliebe in dem spätern, übrigens auch in jedem Lebensalter (sogar angeboren) auf, oder sie ist Folge einer Allgemeinerkrankung (zuckerige Harnruhr), oder einer Verletzung des Linsensystems, oder Product anderweitiger Erkrankungen des Auges. Ist der graue S. nicht mit derartigen andern Erkrankungen des Auges complicirt, welche an sich das Sehvermögen aufheben, so ist letzteres durch Beseitigung der opak gewordenen Linse wieder herzustellen. Die dioptrische Wirkung der letztern ist dann durch die Wahl einer geeigneten, vor dem Auge zu tragenden Glaslinse, der Staarbrille, zu ersetzen. Die Entfernung des grauen S. ist nur auf operativem Wege möglich, und differiren die zur Anwendung gelangenden Operationsmethoden außerordentlich je nach der weitern Natur der Linsenerkrankung und dem Lebensalter der Patienten. Die älteste, bis Ende des 18. Jahrh. fast ausschließlich geübte Methode der Verschiebung der getrübten Linse aus der Pupille, jedoch mit Belassung derselben im Auge (Depression, Dislocation, Reclination), ist als die mit den meisten Gefahren verknüpfte in der neuern Zeit so gut wie ganz aufgegeben. Nun gibt es noch eine weitere Reihe anderer, nicht von Linsentrübungen abhängigen Erblindungsformen, bei denen unter Umständen die Pupille Form oder Farbe oder beides verändert. Bei gewissen, auf einer Verkümmerung des Sehnerven beruhenden Erblindungen ist jene sehr vergrößert und erscheint darum auffallend schwarz, wieder bei andern, welche durch eine krankhafte Vermehrung des im Innern des Auges auf den Umhüllungshäuten desselben lastenden Drucks bedingt sind, kann die starre, weite Pupille durch einen von den Krankheitsproducten ausgehenden Reflex eine schmutzig grünliche Färbung erhalten: im ersten Falle spricht der Volksmund dann von einem schwarzen S. (Amaurosis), im zweiten von einem grünen (Glaucoma), und will mit solchen Ausdrücken gleichzeitig die Unheilbarkeit dieser Staarformen der Heilbarkeit des grauen S. gegenüber bezeichnen. Diese Terminologie hat jedoch mit Beziehung auf ihre Entstehung, nämlich die sichtbaren Veränderungen in der Pupille, einen äußerst beschränkten Werth. Denn wie einerseits eine große Reihe von Sehstörungen unter jenem äußern Bilde des «schwarzen S.» auftreten und doch ganz oder theilweise heilbar sein können, gibt es andererseits vollkommen unheilbare Sehnervenverkümmerungen, bei welchen die vermeintlich charakteristische große und schwarze Pupille ganz fehlt. Aehnlich steht es mit der Bezeichnung des «grünen S.» Zu dem charakteristischen Bilde, welches diesem Leiden den Namen gegeben hat, kommt es nur bedingungsweise, und unheilbar ist dasselbe nur nach seinem Ablaufe, nicht aber in seinen ersten Stadien.

Staat. Der Mensch hat ein doppeltes Wesen, ein individuelles und ein geselliges, dem auch eine doppelte Persönlichkeit, eine private und eine öffentliche, entspricht. (S. Person.) Die Einheit beider und ihre Bethätigung nach allen Richtungen des menschlichen Lebens ist aber ein nothwendiges Erforderniß der Vernunft wie der Natur. Geht man von der geselligen Seite seines Wesens aus, so erscheint es als erste Folge derselben, daß der Mensch in geselligen Verhältnissen leben muß, daß er ohne Gesellschaft sich sittlich, intellectuell und in ökonomischer Beziehung nicht entwickeln, geschweige fortschreiten kann, daß aber in keiner Gesellschaft, wenn sie eine menschenwürdige sein soll, sein individuelles, privates, freies Wesen vernichtet werden darf. Dies vorausgesetzt, kann man alle menschlichen Vergesellschaftungen in zwei Hauptarten eintheilen, nämlich: 1) in solche, bei denen das Interesse, der freie Wille der sich vereinigenden Persönlichkeiten das entscheidende Moment ist; 2) in solche, welche nur die Träger einer von den zufälligen Persönlichkeiten, ihren individuellen Interessen und Willen unabhängigen Idee sind. Jede Gesellschaft hat etwas von beiden und kann von der einen Art in die andere übergehen; die angegebenen Momente entscheiden nur, zu welcher Klasse eine Gesellschaft in einem bestimmten Zeitpunkte gehört. Die Gesellschaften der erstern Art kann man im allgemeinen Associationen (s. d.) oder Gemeinschaften, die der andern Art Corporationen (s. d.)

oder Gesammtpersonen nennen. Im Wesen der erstern liegt es, daß die Gemeinschaft sich immer durch eine freie Vereinigung der Willen ihrer Glieder bethätige; im Wesen der andern ist es begründet, daß die Bethätigung der Gesammtheit durch eine freie Unterordnung der jeweiligen Repräsentanten unter die durch sie personificirte Idee realisirt werde. Das Wesen des Menschen verlangt nun absolut eine solche Gestaltung der Gesellschaft, vermöge welcher diese in voller rechtlicher Unabhängigkeit von andern ähnlichen Gesellschaften auf eine ihr eigenthümliche (gesammtindividuelle) Weise alle Richtungen des menschlichen Gemeinlebens in freier oder organischer Unterordnung der Einzelnen zugleich, und zwar durch äußere, nöthigenfalls auch rechtlich erzwingbare Einrichtungen anstrebt. Diese Gesellschaft ist es, die man S. nennt. Wenn man daher sagt, die wesentlichen Eigenschaften des S. seien Volk, Land und Regierung, oder der S. sei das souveräne, organisirte Volk auf einem bestimmten Theile der Erdoberfläche, so sind in jedem der drei Momente die beiden andern von selbst enthalten. Nach dem Gesetz der Mannichfaltigkeit in der Einheit ist eine Mehrzahl von S. Forderniß (Postulat) der Einheit der Menschheit, welche in diesem Sinne als eine mehr oder minder intime, mehr oder weniger rechtlich geordnete Gesellschaft staatlicher Völker erscheint. Aber auch das am wenigsten staatlich entwickelte Volk wird stets eine Mehrzahl von Gesellschaften in sich schließen, die entweder, räumlich oder ständisch begrenzt, dem S. selbst verwandt sind und insofern ihm dienen (Corporationen, jurist. Personen) oder vorzüglich nur als eine Steigerung der individuellen Freiheit erscheinen (Associationen, Genossenschaften). Die Gesellschaftswissenschaft im weitern Sinne (s. Gesellschaft und Sociologie) umfaßt daher auch den S.

Der S. ist mit dem Menschen von selbst gegeben; er muß entstehen. Das Ideal wäre, daß er nur organisch (d. h. durch freie Anerkennung seiner Nothwendigkeit) entstände oder werde, und zwar unter harmonischer äußerer Gestaltung aller Lebensrichtungen in der Gesammtheit je nach der individuellen Eigenthümlichkeit, dem besondern Berufe jedes Volks in der Menschheit. Die Geschichte zeigt uns aber bei der Bildung wie Weiterentwickelung der S. viel Mechanisches, Gemachtes, Erzwungenes und daneben nicht minder viele Einseitigkeit in der Pflege der Lebensrichtungen. Daher die verschiedenen histor. und philos. Theorien über die Entstehung und den Rechtsgrund des S., von denen die erstern an verschiedene geschichtliche Vorkommnisse sich anschließend speculiren, die andern einen einzelnen von den drei Hauptzwecken des menschlichen Lebens (den sittlichen, intellectuellen und ökonomischen) als Ausgang ihrer Betrachtung nehmen und gelegentlich historisch durchführen, alle aber auch insofern verwandt sind, als jede derselben mit mehrern oder sämmtlichen übrigen verbunden erscheint. Der absolute Entstehungs- und Rechtsgrund des S. ist seine durch die Natur des Menschen bewiesene Natur- und Vernunftnothwendigkeit. Jeder concrete S. ist die Bethätigung dieses absoluten Gesetzes durch ein bestimmtes Volk, und zwar die freie Bethätigung, soweit es sich nur um die Geltendmachung seines eigenthümlichen Wesens namentlich durch die gesetzlichen Einrichtungen handelt. Geschichtlich wird die Entstehung eines bestimmten S. immer mit einer Veränderung der bisherigen Staatsbestände zusammenfallen. Muß daher die Rechtfertigung der Entstehung jedes S. für diesen selbst ohne weiteres in der Entstehung, also auch in seinem ganzen Bestande und für diesen liegen, so kann doch für andere S. oder für einzelne Theile des Staatsbestandes selbst, wenn nicht Verträge dazwischen liegen, Krieg oder ein längerer Zeitverlauf zur Rechtfertigung der fraglichen staatlichen Existenz und ihres Bestandes für nöthig erachtet werden. Als Zweck des S. erscheint demnach die höchste Steigerung der Freiheit und Geselligkeit der Menschen nach allen gemeinsamen Lebensrichtungen durch ein individuelles oder nationales Gesammtwesen, soweit dieselbe durch die Gestaltung des äußern Lebens vermittels äußerer, besonders rechtlicher Ordnungen möglich ist. Kein S. ist diesem Zwecke absolut zuwider eingerichtet; darüber, ob und in wie weit er ihm entsprechend gestaltet sei, entscheiden seine positiven Einrichtungen. Da aber die volle Harmonie der Lebensrichtungen ein Ideal ist, so wird jeder concrete S. bald mehr diese, bald mehr jene Lebensrichtung vorherrschend anstreben. Als ein Gesammtwesen, welches die Realisation eines der Natur und Bestimmung der Menschen gegebenen Gesetzes ist und sich selber bestimmt, bedarf der concrete S. der Organe seines Willens und seiner That. Indem er seine Macht unabhängig von einer fremden Macht selber handhabt und für sich wie die oberste Gewalt so die höchste Würde beansprucht, ist er souverän. (S. Souveränetät.) Die äußere Gestaltung seiner Organe nennt man Staatsform. Die Grundanschauung aber, nach welcher sich das staatliche Leben vollzieht, heißt das Regierungsprincip.

In die Auffassung der Staatsform haben sowol die Alten als auch die Schriftsteller der spätern Zeiten eine Menge von Dingen gemischt, welche nicht die Form des S., sondern nament-

lich die Principien und Formen der Ausübung der Staatsgewalt, die Regierung betreffen. Dies hat seinen Grund in der innern Verbindung zwischen Staatsform und Regierungsprincip, sowie in dem Bestreben, die Staatsform sofort zu beleben, von der Staatsform auf das Regierungsprincip und umgekehrt einzuwirken, Collisionen zwischen der Staatsform und ihren Träger einerseits und den Staatsangehörigen, namentlich den Factoren der Ausübung der Regierung andererseits zu beseitigen. Betrachtet man aber die Staatsform lediglich als Form der Staatseinheit sammt den daraus allein sich ergebenden Consequenzen, so ergibt sich: 1) daß stets Menschen ihre Träger sein müssen, daß also alle blos fingirten Souveräne keine staatliche Einheitsform gewähren, und 2) daß die Staatsform entweder nur aus einem einzelnen Menschen oder aus vergesellschafteten Menschen als einer Einheit bestehen kann. Die Staatsform muß daher entweder Monarchie oder Republik sein, welche letztere stets wieder eine engere oder weitere sein kann, entweder Aristokratie (s. d.) oder Demokratie (s. d.). In der Monarchie (s. d.) tritt die einheitliche Concentration aller Staatsgewalt in dem Staatshaupt und dessen staatliche Würde (Majestät) energischer hervor, die Republik (s. d.) betont entschiedener die Macht und den Willen des Volks, sich selber zu regieren. Die constitutionelle Monarchie ist ein Versuch, die Vorzüge der Monarchie mit denen der Republik zu vereinigen; ebenso versucht die repräsentative Republik mit Einem Präsidenten an der Spitze auch einigermaßen die Vorzüge der Monarchie zu gewinnen. Ueber das Regierungsprincip sagt keine von beiden Formen für sich allein irgendetwas Bestimmtes, und es muß jede ebenso für ein staatsgemäßes Regierungsprincip geeignet sein, wie wir unter beiden Formen staatswidrige Regierungsprincipien wirksam sehen. Demnach kann die Staatsform auch nur insofern Staatsprincip sein, als sich lediglich aus ihr bestimmte nothwendige Consequenzen ergeben, wozu namentlich der Satz gehört, daß nur der vom Träger der Staatsform als solchem sanctionirte Act als ein wahrer, rechtmäßiger Staatsact zu betrachten ist. Es bedarf nicht der Bezugnahme darauf, daß sich auch in jeder Republik ein monarchisches Element befindet, um zu beweisen, daß die Monarchie die dauerhafteste und von jeher allgemeinste Staatsform gewesen, sowie daß es meist höchst eigenthümliche, keine allgemeine Analogie zulassende Verhältnisse waren, welche längern republikanischen Beständen zu Grunde lagen. Jede Staatsform hat ihre eigenen Gefahren, keine ist von Unvollkommenheiten frei, und jene möglichst zu beseitigen, diese vernünftig zu ertragen, ist Staatsweisheit. Wie alle staatlichen Einrichtungen, so beruht auch die Staatsform nicht ausschließlich auf dem positiven Recht: Geist und Charakter des Volks und seiner Führer, Interessen und Gewohnheit sind oft die stärkern Grundlagen derselben.

Die Staatsformen bestimmen das Staatsrecht (s. d.), die Regierungsprincipien die Politik. Der Despotismus und die Anarchie sind keine Regierungsprincipien, denn beide sind staatswidrig, der Despotismus, weil er die Staatsgewalt lediglich im persönlichen Interesse des Despoten ausbeutet und den Staatszweck, die Volkswohlfahrt, misachtet; die Anarchie, weil sie den S. verneint. Der Absolutismus, als die unbeschränkte Gewalt des Staatshauptes, ist nicht nothwendig staatswidrig, weil er mit der Pflicht gegen das Volk verträglich ist. Unreife Völker bedürfen noch einer absoluten Leitung, und selbst reife Völker nehmen in gefährlichen Zeiten vorübergehend zu ihr Zuflucht (Dictatur). Aber der Absolutismus überspannt die Macht des Herrschers und gefährdet die Freiheit. Für ein freies Staatswesen ist er als Regel verwerflich. Das constitutionelle Princip verbindet die Idee der Staatsautorität mit der der Volksfreiheit, äußert aber seine Hauptwirkungen in dem Staatsrecht. Der Gegensatz zwischen dem organischen und dem mechanischen Staatsprincip äußert sich darin, daß jenes den S. als ein lebendiges Wesen auffaßt, dem ein Charakter und ein bestimmter Geist zukommt und das ein Leben hat, und so für die Bedürfnisse dieses Staatslebens sorgt, während dieses den S. als eine todte Maschine betrachtet, welche nur für die einzelnen Individuen gewisse Dienste zu vollziehen habe. Vgl. Bluntschli, «Die Lehre vom modernen S.» (Stuttg. 1875).

Staatenbund, s. Bundesstaat. — **Staatsanleihen**, s. Anleihen.

Staatsanwaltschaft nennt man diejenige staatliche Behörde, welche zur Wahrnehmung des öffentlichen Interesses bei der Rechtspflege und hauptsächlich behufs der Betreibung der öffentlichen Anklage wegen strafbarer Handlungen eingesetzt ist. Während die Möglichkeit eines vollen Auseinandertreffens des Für und Wider und dessen objective Beurtheilung fast von jeher als wesentliche Momente der Gerechtigkeitspflege erkannt waren, ist die Einsicht erst viel später zum Durchbruch gelangt, daß jenen Erfordernissen durch verschiedene Factoren genügt und daß für die Wahrnehmung des bei jedem Rechtsfalle möglicherweise in Mitleidenheit kommenden öffentlichen Interesses besonders gesorgt werden müsse. Die Voraussetzung des Inquisitions-

verfahrens, daß die Richter der Anklage, Vertheidigung und Beurtheilung zugleich gerecht werden könnten, ist nicht minder unfertig, wie die Auffassung peinlicher Fälle als eines beliebigen Wettkampfes zwischen Anklage und Vertheidigung, dessen Ausgang die Urtheiler gleich Preisrichtern festzustellen haben, oder wie das zum Theil noch heute beibehaltene System des Geschehenlassens, welches mit der Abstellung von Miß- und Uebergriffen der Beamten erst auf deshalb erhobene Beschwerde der verletzten Einzelnen verfährt und hierdurch das allgemeine Bedürfniß einer gleichmäßig gewissenhaften Beobachtung des Gesetzes mit seiner Befriedigung auf den Zufall anweist. Obschon sich nun bereits in den röm. und selbst in den ältern deutschen Rechten einzelne Ansätze zur Vervollständigung entdecken lassen, so gebührt doch den Franzosen das Verdienst, die Justizeinrichtungen auf beispielgebende Weise geschlossen und mittels Einfügung der S. sowol die Gerichte von berufswidrigen Aufgaben befreit als eine beständige Rücksicht auf die Ansprüche der Gesammtheit bei der Rechtspflege gesichert zu haben.

Die französische S. reicht mit ihren Anfängen bis in jene Zeit hinauf, wo noch kein regelmäßiges Einkommen den Regierungsbedürfnissen entsprach und die oberste Gewalt alle ihr zugewiesenen halbprivaten Bezüge um so genauer zu Rathe nehmen mußte. Es war deshalb den Finanzprocuratoren zur Pflicht gemacht, jeden dem Fiscus zuhängenden Erwerb wahrzunehmen, namentlich das Recht auf herrenlose Güter und erbloße Hinterlassenschaften, die Gelegenheit zu Confiscationen, die Ansprüche auf Bußen und Strafgelder zu verfolgen. Ihr hierdurch begründeter Einfluß auf die Justizverwaltung trug zur Bildung eines aus dem Anklage- und Inquisitionsproceß gemischten Strafverfahrens bei, in welchem diese Kronanwälte, auch nachdem die Friedgelder und Bußen durch öffentliche Strafen ersetzt waren, das Recht der beleidigten Gesellschaft vertraten. Eine noch weiter greifende Bedeutung erhielten die Procureurs du roi und Avocats généraux durch die Dienste, welche sie dem centralisirenden Königthum im Kampfe mit den Parlamenten und bei den spätern Streitigkeiten um die Freiheit der Gallikanischen Kirche zu leisten hatten. Nachdem durch die Gesetzgebung der Revolution von 1789 die Kronanwälte durch öffentliche Ankläger und Nationalcommissare ersetzt worden waren, denen weiterhin Directoren des Schwurgerichts und Sicherheitsbeamte entsprachen, kamen die Generalprocuratoren durch die Gesetzgebung des Jahres XII wieder zu Ehren, bis Napoleon 1810 der «Staatsbehörde» (ministère public) die im ganzen noch jetzt bestehende Verfassung gab. Hiernach bilden die S. der Generalprocurator am Cassationshofe, die Generalprocuratoren mit ihren Stellvertretern an den Appellhöfen und die Staatsprocuratoren bei den Gerichten erster Instanz. Der Erstgenannte verkehrt unmittelbar mit dem Justizministerium und ertheilt sämmtlichen Beamten der Staatsbehörde durch die Generalprocuratoren die nöthigen Weisungen, wie denn überhaupt die Staatsanwälte der untern Instanzen zu dem Generalprocurator des vorgesetzten Gerichtshofs in einem Abhängigkeitsverhältnisse stehen. Als Aufgabe des öffentlichen Ministeriums sind zu nennen im Criminalprocesse: die Verfolgung aller Verbrechen und Vergehen sowol durch Anregung und Beeinflussung der Voruntersuchung als durch Vertretung der Anklage bei der Hauptverhandlung, und die Sorge für Vollstreckung der Urtheile; im Civilprocesse: die Einleitung gewisser, von der öffentlichen Moral geforderter Klagen, z. B. wegen Trennung von Ehen zwischen nächsten Verwandten oder wegen Entziehung der gemißbrauchten väterlichen Gewalt, die Richtigstellung der Civilstandsregister, das Einstehen für Abwesende und Unmündige, die Ueberwachung von Streitsachen, bei denen das Interesse des Staats, der Corporationen, mitleidswerther Personen, der Ehefrauen hinsichtlich ihrer Mitgift und überhaupt die allgemeine Ordnung in Frage kommt. Für die Gesammtheit des Justizdienstes wird die S. durch Beaufsichtigung der Beamten, Verfolgung der Fehler gegen die Disciplin und Einwendung von Rechtsmitteln zur Bewahrung der Einheit in der Rechtspflege thätig, wie sie denn überall zur Wahrnehmung des Gesetzes verpflichtet ist.

Die deutschen Rheinlande hatten seit der Napoleonischen Herrschaft mit dem franz. Rechte zugleich die S. unter unbedeutendern Abänderungen ihrer Zuständigkeit bewahrt. In der Mehrzahl der übrigen deutschen Staaten fand das Institut seit 1848, wiewol unter Beschränkung seiner Thätigkeit auf das Strafverfahren, Eingang. Nach der Deutschen Strafproceßordnung vom 1. Febr. 1877 hat (nach §. 483) die S. auch die Strafvollstreckung; die Bestimmungen über die übrigen Functionen sind enthalten in den §§. 158 fg., 338 fg., 416 fg. der Strafproceßordnung, sowie im Tit. X (§§. 142—153) des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Jan. 1877. Mit fast den nämlichen Attributen ist die S. in mehrern Schweizercantonen, in Italien, Spanien, Belgien, Holland ausgestattet. In England, wo die Verfolgung von Verbrechen im allgemeinen

dem privaten Belieben überlassen und nur da, wo eine Verletzung der Kronrechte angenommen wird, der Generalanwalt (Attorney general, Solicitor general) zur Anklage ermächtigt ist, besteht kein öffentliches Ministerium. Nach schott. Rechte gehen indessen criminelle Anzeigen dem bei jedem Sheriff court bestellten Procurator Fiscal, bei dem High court of justiciary dem Lord-advocate oder seinem Stellvertreter (Depute advocate) zu, welche in ähnlicher Weise wie die Staatsanwälte die Voruntersuchung veranlassen und, wiewol in völliger Unabhängigkeit von der Regierung, bei den öffentlichen Verhandlungen als prosecutors auftreten. Vgl. Delpon, «Essai sur l'histoire de l'action publique» (Par. 1830); Massabiau, «Manuel du ministère public» (1876); Frey, «Die S. in Frankreich und Deutschland» (Erlangen 1850); Holtzendorff, «Die Reform der S.» (Berl. 1864); derselbe, «Die Umgestaltung der S.» (Berl. 1865); Keller, «Die S. in Deutschland» (Wien 1866); Ernst, «Vier Fragen zur deutschen Strafproceßordnung» (Berl. 1874); Schütze, «Das staatsbürgerliche Anklagerecht» (Gratz 1876).

Staatsarzneikunde (medicina publica oder politico-forensis) ist die Wissenschaft von der Anwendung der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften zur Erreichung von Staatszwecken. Ihrem Umfange nach zerfällt sie in vier wohlgesonderte, inhaltreiche Disciplinen, in die gerichtliche Medicin (s. d.), die Medicinalpolizei (s. d.), die Medicinalordnung oder das Medicinalwesen (s. d.) und das Militärmedicinalwesen (s. d.). Spuren der S. finden sich schon bei den ältesten civilisirten Völkern, wie namentlich die ägypt. und die mosaische Gesetzgebung mit ihren zahlreichen Sanitätsvorschriften beweisen. Einen durchgreifendern Einfluß auf die Rechtspflege gewann aber die Medicin erst durch die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. von 1532, in welcher nicht nur die Fälle einzeln angegeben sind, bei welchen Medicinalpersonen (Aerzte, Wundärzte und Hebammen) ihre Gutachten abgeben sollten, sondern auch die Art der Untersuchung eingehend vorgeschrieben ist. Bald darauf veröffentlichte Ambroise Paré die erste Anleitung zur Vornahme gerichtlicher Sectionen und Abfassung gerichtsärztlicher Gutachten. Gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. wurden die einzelnen Zweige der S. durch die Italiener Fortunatus Fidelis und Paolo Zacchias, die Deutschen Ammann, Welsch, Feltmann, Suevus, Bohn und Zittmann, die Franzosen de Blegny, Fodéré und Belloc, die Engländer Brown und Farr, den Spanier Vidal und die Schweden Kjornarden und Martin wesentlich gefördert. Als eigentlicher Begründer der medic. Polizei ist Jos. Peter Frank zu nennen. Die Periode einer gediegenen wissenschaftlichen Bearbeitung der S. begann erst mit der modernen Entwickelung der Naturwissenschaften und der neuern Umgestaltung der Strafgesetzgebung. Vgl. außer den Lehrbüchern von Henke, Meude und Krahmer und den ältern encyklopäd. Werken von Siebenhaar und Most Kraus und Pichler, «Encyklopäd. Wörterbuch der S.» (3 Bde., Stuttg. 1872—77). Ueber die neuesten Fortschritte in der S. geben die «Annales d'hygiène publique et de médecine légale», sowie die «Vierteljahrschrift für gerichtliche Medicin und öffentliches Sanitätswesen» (Berl., seit 1852) fortlaufend Auskunft.

Staatsbankrott nennt man die Weigerung des Staats, seine rechtlich unzweifelhaften Schuldverbindlichkeiten zu erfüllen, geschehe dies nun aus Unvermögen oder aus Unredlichkeit oder aus beiden Ursachen zugleich. Der S. kann erfolgen durch völlige Lossagung von der Schuld, sodaß die Staatsgläubiger Kapital und Anspruch auf Zinsen vollständig verlieren, durch Herabsetzung des Zinsfußes ohne Zustimmung der Gläubiger und ohne diesen die sofortige Rückzahlung des Kapitals anzubieten, durch Besteuerung der Zinscoupons, durch die Zahlung der Zinsen in einer verschlechterten Münze oder in einem schlechten Papiergeld, durch die Herabsetzung des Werths des Staatspapiergeldes, endlich dadurch, daß die massenhaft vorhandene Scheidemünze von schlechtem Metall im Werthe vermindert wird (wenn z. B., wie es geschehen, 30-Kreuzerstücke plötzlich auf 6 Kreuzer Werth herabgesetzt werden). Die letzten drei Arten von S. hat man wol maskirten S. genannt. Wenn man beim Bankrott (s. d.) in Bezug auf die moralische Verwerflichkeit einen Unterschied machen kann, so ist der S. wol noch verwerflicher als der Privatbankrott. Der Staat, als der Wächter und Wahrer des Rechts, fordert größeres Vertrauen als der Privatmann, und sein Bankrott verbreitet Verderben über große Kreise und gibt ein böses, weithin wirkendes Beispiel. Indeß sind allerdings Umstände denkbar und möglich, welche den S. unvermeidlich machen, z. B. wenn ein großer, unglücklicher Krieg den Staat in seinen Grundlagen erschüttert und ihm die besten Einnahmequellen abgeschnitten hat. In solchen Fällen bleibt allerdings nichts übrig, als ohne Zögern den Bankrott offen zu erklären und die Entschädigung den Verlierenden vorzubehalten sowie sobald als möglich wenigstens theilweise eintreten zu lassen. Jeder S. bringt dem Staate, seinen öffentlichen Instituten, Stiftungen

u. s. w., seinen Angehörigen und oft auch Fremden enormen Schaden. Der Credit des Staats wird auf lange Zeit vernichtet. Viele seiner Angehörigen werden ruinirt oder doch mindestens in ihrem Vermögen geschädigt, und ihr Ruin zieht viele andere in Mitleidenschaft. Wenn auch die Staatsausgaben durch die Zinsersparnisse sich vermindern, so gewinnen dabei doch die Steuerpflichtigen wenig, da ihre Zahl und ihre Steuerfähigkeit abgenommen hat. Sind sehr viele auswärtige Staatsgläubiger vorhanden, so entwickeln sich wol auch Conflicte mit fremden Regierungen, welche für ihre Schaden leidenden Bürger eintreten. Bei der Herabsetzung des Zinsfußes ist zwar der Schaden nicht ganz so groß, zumal bei allen Staaten, welche dem Bankrott nahe stehen, die Staatspapiere bedeutend im Curs gesunken zu sein pflegen, aber er bleibt auch in diesem Falle noch immer bedeutend genug. Außerordentlich nachtheilig stellen sich maskirte Bankrotte heraus, weil sie durch die Veränderung des Werths der Zahlungsmittel auf alle Verhältnisse des Staats, auf Handel und Wandel, Preise und Verkehr mit dem Auslande, Privatschulden u. s. w. einwirken.

Staatsbürger nennt man im weitesten Sinne denjenigen, der durch seine persönliche Angehörigkeit an den Staat diesem Staate als seiner höchsten Gewalt unterworfen ist. In diesem Sinne bedeutet Staatsbürgerthum allgemeine Staatsangehörigkeit, Volksgenossenschaft. Im engern und vollen Sinne dagegen werden S. diejenigen Staatsangehörigen genannt, welche polit. Rechte besitzen und so selbstständig an dem öffentlichen Leben sich betheiligen. Diejenigen, welche dies höchste Maß, z. B. Wahlrecht und Wählbarkeit in constitutionellen Staaten, Mündigkeit in einigen Staaten Nordamerikas, Mündigkeit und Ansässigkeit in andern u. s. w., nicht erreicht haben, werden danach die niedern oder passiven, jene dagegen die vollen oder activen S. genannt. Charakteristisch für unsere Zeit ist die überall mit Erfolg hervortretende Tendenz, die Bedingungen des vollen Staatsbürgerrechts zu erleichtern und dadurch die Zahl der activen S. zu vermehren, zugleich aber auch den Inhalt dieses Bürgerrechts durch verschiedene selfgovernmentale Einrichtungen zu erweitern. Die gewöhnlichen Voraussetzungen derselben sind jetzt Indigenat (s. d.), männliches Geschlecht, Volljährigkeit, Entrichtung des Minimums einer directen Steuer und die Abwesenheit solcher Gründe, durch welche das Gesetz die Unfähigkeit der öffentlichen Persönlichkeit eines Individuums als juristisch erwiesen betrachtet.

Staatsdienst und **Staatsdiener.** Der Staat besteht und wirkt nur durch die Hingabe seiner Glieder, durch die Bethätigung ihrer polit. Persönlichkeit, welche eine Folge der geselligen Natur des Menschen und im Verhältniß zum Staat eine Pflichtübung, ein Dienst im weitern Sinne des Wortes ist. Eine Menge solcher Dienste entzieht sich unter allen Umständen der staatsrechtlichen Organisation. Selbst in noch sehr wenig entwickelten Staaten aber muß einige Organisation der öffentlichen Dienste vorhanden sein, die dann wieder von den wichtigsten Bedürfnissen des Staats und seinen besondern Mitteln zu deren Befriedigung abhängt. In kriegerischen, an Geld armen, an disponibeln Grundstücken aber reichen Zeiten wird der Staatsdienst vorherrschend in Kriegsdiensten, die Vergeltung dafür aber in der Kriegsbeute und in Grund und Boden bestehen. So war es namentlich auch in den Feudalzeiten, in denen jedoch mit der Erblichwerdung der Lehne nach und nach die Idee öffentlicher Pflicht unterging. Deshalb gelang es dem Königthum in Verbindung mit den gesteigerten Anforderungen des Fortschritts an den Staat, den Feudalismus durch Gewalt zu brechen und an die Stelle der nur eigene Unabhängigkeit anstrebenden feudalen Organisationen ein mit wenigen Ausnahmen (z. B. der franz. Parlamente) gänzlich von ihm abhängiges, für die friedlichen innern Functionen des Staats technisch gebildetes Beamtenthum zu setzen. Die charakteristischen Eigenschaften desselben waren, den veränderten Verhältnissen entsprechend, gelehrte Bildung (Legisten, Hof- und Geheimräthe), Vergeltung der Dienste durch Geld und Naturalien, Betreibung des Amtes als ausschließlichen Lebensberuf, Ausschluß der Erblichkeit und Wahl der Beamten nach ihrer persönlichen Befähigung, gänzliche Unterwerfung unter den persönlichen Willen des Fürsten. Dabei wurde der Kriegsdienst vom Civildienst geschieden. Die neuere Zeit hat in doppelter Richtung die frühern Verhältnisse modificirt, indem sie 1) den Staatsdienst aus einem Fürsten- zu einem wirklichen Staatsdienst, und 2) durch selfgovernmentale Einrichtungen immer mehr organisch gestaltete.

Nach den gegenwärtigen Verhältnissen setzt der Staatsdienst im eigentlichen Sinne ein Staatsamt, d. h. eine dauernde Einrichtung zur selbstständigen Ausübung eines Regierungsrechts innerhalb eines gewissen Bezirks mit einer bestimmten Competenz voraus, und Staatsdiener ist demnach, wer mit einem solchen Amte durch die Staatsgewalt betraut ist. Alle Militärpersonen, in Monarchien die eigentliche Hofdienerschaft, ferner Gemeinde- und sonstige Corporationsbeamte, öffentliche Diener, die Subalternen, welche bei den Staatsämtern verwendet

werden, sowie alle diejenigen, welche die Staatsbürgerrechte oder ausgezeichneten polit. Pflichten (z. B. in der Volksrepräsentation) ausüben, sind daher nicht Staatsdiener im eigentlichen Sinne, obgleich ihnen die besondern Rechte derselben ertheilt sein können. Die Organisation der Staatsämter und deren Besetzung ist ein wesentliches Hoheitsrecht des Staats, bei dessen Ausübung jedoch der Souverän durch die Verfassung insofern beschränkt sein kann, als er gewisse Aemter in gesetzlich bestimmter Weise haben (Ministerien, Gerichte u. s. w.) und bei deren Besetzung gesetzliche Vorschriften beachten muß. Die Staatsdienerstellung ist in einem constitutionellen Staate wesentlich eine andere als in einem absoluten, in einer Republik eine andere als in der Monarchie.

In Verbindung mit der constitutionellen Monarchie ist das Staatsdienerrecht Gegenstand vielfacher wissenschaftlicher Behandlung geworden. Die Gesammtheit der Grundsätze und Einrichtungen, welche sich auf den Staatsdienst beziehen, nennt man das Staatsdienstrecht. Die allgemeinsten Principien des Staatsdienstrechts pflegen in den einzelnen Verfassungen aufgeführt zu sein; zum Theil sind dieselben auch zu vollständigen Gesetzgebungen ausgearbeitet, die man die Staatsdienstpragmatik zu nennen pflegt. Gemäß der höchsten Aufgabe des Staats wird eine gute Dienstpragmatik dahin gehen müssen, die Beamten in eine so unabhängige Lage zu versetzen, daß sie die verderbliche Herrschaft der Souderinteressen brechen können, ohne die nöthige Abhängigkeit von den obern Organen zu verlieren. Man nennt diejenigen Bestimmungen, welche den nothwendigen amtlichen Gehorsam und die Unterordnung der Aemter untereinander oder die Amtshierarchie betreffen, im engern Sinne die Dienstordnung, diejenigen Bestimmungen dagegen, welche die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Beamten gegenüber der Willkür der Einzelnen und den Angriffen der in ihren Interessen Verletzten wahren, das Dienstrecht im engern Sinne. Die Dienstordnung ist verschieden, je nach der Art des Dienstes: jeder Zweig des Beamtenthums hat hier seine eigenen Vorschriften. Für das Dienstrecht gelten dagegen gewisse allgemeine Grundsätze als für das Ganze entscheidend. Diese Grundsätze bestimmen nämlich zuerst, unter welchen Bedingungen jemand ein Amt empfängt; dann, welche Rechte und Vortheile der Beamte vermöge seines Amtes hat, solange er im Amte ist; endlich, unter welchen Bedingungen derselbe das Amt wieder verliert. Was die Uebertragung des Amtes betrifft, so hat dieselbe in der Regel eine bestimmte wissenschaftliche Bildung und Prüfung zur Voraussetzung. Die Uebertragung selbst geschieht mit der Bestallung und die Uebernahme des Amtes mit der Einführung in dasselbe. Die Amtsrechte beziehen sich zum Theil auf die Amtsgewalt, das Recht des Beamten, die Staatsgewalt in dem bestimmten Kreise seiner Function zu vertreten; dann auf die Amtsehre, wozu den übrigen Beamten gegenüber auch der Titel und Rang gehören, und welche eine Verletzung der Ehre des Beamten zu einem Vergehen gegen die öffentliche Gewalt macht; endlich auf das Diensteinkommen oder den Gehalt, den der Staat dem Beamten für seine Leistungen zahlt. Was das Aufgeben des Amtes betrifft, so ist der wichtigste Fall derjenige, wo der Beamte zum Aufgeben seines Amtes durch die Obern genöthigt wird. Hier galt früher der Grundsatz, daß der Fürst das unbeschränkte Recht habe, jeden Beamten nach Willkür zu entlassen, bis man im 18. Jahrh. begann, in einer solchen willkürlichen Entlassung eine Strafe (dimissio ignominiosa) zu sehen und sie daher auf die Fälle, wo Amtsvergehen vorliegen, beschränkt wissen wollte. Der Grundsatz, daß der Beamte zwar kein Recht auf die amtliche Function, wol aber auf die Amtsehre und den Amtsgehalt habe, wenn er nicht durch Urtheil und Recht zum Verlust des Amtes verurtheilt worden, ist aus jener Vorstellung entsprungen und bildet die Grundlage des gegenwärtigen Dienstrechts in dieser Beziehung. Die Enthebung vom Amte, die durch rechtlichen Spruch geschieht, wird demnach Entsetzung, diejenige, welche unter Belassung von Ehre und Gehalt geschieht, Entlassung genannt. Die Functionen, Competenzen und Rechtsverhältnisse der Beamten des Deutschen Reichs sind durch das Gesetz vom 31. März 1873 geordnet. Vgl. Kletke, «Die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten» (Berl. 1873); Kanngießer, «Das Recht der deutschen Reichsbeamten» (Berl. 1874).

Staatsgefangene ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, der meist von solchen gebraucht wird, welche wegen verbrecherischer, gegen die Regierung eines Staats vorgenommener oder doch politisch gefährlicher Handlungen ihrer Freiheit, sei es zur Strafe, sei es, um sie nur unschädlich zu machen, beraubt worden. Der Schwerpunkt des Begriffs liegt in der Zulässigkeit der Freiheitsberaubung ohne gesetzlichen Grund und richterliche Verfügung, weshalb seine besondere Bedeutung auch mit der Herrschaft des Absolutismus oder der Dictatur verbunden ist.

Staatsgerichtshof ist überhaupt ein Gerichtshof zur Verhandlung und Aburtheilung solcher Staatsverbrechen, welche der Competenz der gewöhnlichen Gerichte entzogen sind. Natürlich

hatte der Feudalismus wie der auf ihn folgende Absolutismus sowol auf den Begriff des Staatsverbrechens als auf die Besetzung und den Geist der Thätigkeit der Staatsgerichtshöfe einen großen Einfluß. Beiden Perioden aber war gemeinsam, daß die Form des gerichtlichen Processes weniger dem Recht als der Macht und den polit. Rücksichten diente. Unsere Zeit, welche nach allen Richtungen hin vorerst die Aufrechthaltung von Recht und Gesetz anstrebt, hat die ordentlichen Gerichte regelmäßig auch für alle Staatsverbrechen zuständig erklärt, und nur behufs eines besondern Schutzes der constitutionellen Verfassungen, aber auch zum Schutz verfassungsmäßig regierender Minister (namentlich gegen polit. Verfolgungen) besondere Staatsgerichtshöfe eingerichtet. S. ist daher die gewöhnliche Bezeichnung desjenigen Gerichtshofs eines Landes, welcher über die gegen einen Minister erhobene Anklage wegen Verfassungsverletzung zu richten hat. In England und den nach dem Muster von dessen Verfassung gebildeten Verfassungen ist die Pairskammer der große polit. Gerichtshof. In andern Ländern ist es das oberste Gericht des Landes. In Preußen wurde durch Gesetz vom 25. April 1853 das Kammergericht zu Berlin als S. eingesetzt und zugleich seine Competenz zur Untersuchung und Entscheidung von Staatsverbrechen und das dabei zu beobachtende Verfahren festgestellt. In Sachsen und Württemberg hat man einen eigenen Gerichtshof, unter gleichmäßigem Einflusse der Krone und der Stände auf seine Besetzung, gebildet. In Baden ist der S. aus Mitgliedern der Ersten Kammer und der obern Gerichte zusammengesetzt.

Staatsgrundgesetz ist im allgemeinen jedes Gesetz über jene rechtlichen Principien und Einrichtungen des Staats, auf welchen wesentlich seine Verfassung (s. d.) beruht. Gewöhnlich aber bezeichnet man damit eine sog. Charte, d. h. ein schriftlich redigirtes Gesetz, welches alle als wesentlich erachteten Seiten der Verfassung, namentlich auch die aus der constitutionellen Regierungsform sich ergebenden Rechte und Organisationen ordnet und in der Regel unter besondere Garantien gestellt ist. Die formelle Gültigkeit der S. hängt davon ab, daß sie entweder in rechtmäßiger Weise zu Stande gekommen oder doch hinterher von Regierung und Volksvertretung anerkannt worden sind. Während also ein bisher absolut herrschender Fürst ein S., auch ein constitutionelles, mit voller Rechtskraft octroyiren kann, ist in einem constitutionellen Staat nicht nur für ein neues S., sondern auch für jede rechtmäßige Aenderung des bisherigen verfassungsmäßigen Zustandes die Mitwirkung der Volksvertretung in der von den Gesetzen vorgeschriebenen Weise erforderlich. Wie sehr auch die vielen bestehenden S. in Beziehung auf den Gegenstand (Regierungsprincip, Staatsform, allgemeine Menschen- und Bürgerrechte, allgemeine polit. Pflichten, Grenzen der Staatsgewalt, Organisation der Volksvertretung, Verfassungsgarantien) der Hauptsache nach übereinstimmen, so sind sie doch in andern Dingen sehr verschieden, indem manches da für einen Gegenstand staatsgrundgesetzlicher Art erachtet wird, was dort nicht dafür gilt. Ueber den Werth eines S. entscheidet aber weder die Art seiner Erlassung noch die schriftliche Form, sondern lediglich der Grad, in welchem es mit der ganzen geschichtlichen Entwickelung, mit den Bedürfnissen, der Rechtsüberzeugung und den polit. Fähigkeiten eines Volks harmonirt.

Staatshandbuch nennt man die in größern Staaten meist jährlich, in kleinern in längern Zeiträumen veröffentlichten Handbücher, welche außer der Aufzeichnung des gesammten Hof- und Staatsdienstpersonals oder doch der wichtigern Amtsinhaber auch Mittheilungen von allgemeiner Bedeutung enthalten. Die Staatshandbücher der Gegenwart sind aus sog. Staatsadreßbüchern oder Staatskalendern hervorgegangen, welche außer der Genealogie des fürstl. Hauses und einem sorgfältigen Ordensregister weiter nichts als ein Namenverzeichniß der Staatsbeamten aufstellten. Der franz. «Almanach royal» ist jedenfalls der Ahnherr aller Bücher dieser Gattung; er wurde 1679 von dem Buchhändler Laurent Houry in Paris gegründet. Im 18. Jahrh. erschienen ähnliche Almanache nach und nach in allen, selbst in den kleinsten europ. Staaten sowie in den verschiedenen Gebieten des Deutschen Reichs. Die ersten darunter waren das «Namenregister für die Vereinigten Niederlande», seit 1700; der «Preuß.-brandenb. Staatskalender», seit 1704; der «Regensburger Comitialkalender», seit 1720; der «Kursächs. Staatskalender», seit 1728; der engl. «Royal calendar», seit 1730, u. s. w. Wissenschaftliche Bedeutung erhalten jedoch die Staatsadreßbücher und Staatshandbücher erst, wenn sie das Bild eines Staats in kurzgefaßten großen Zügen so deutlich wie möglich darlegen, also gutredigirte topogr.-statist. und legislatorische Mittheilungen geben. In dieser Beziehung haben während der letzten Jahrzehnte überall große Verbesserungen stattgefunden, ohne daß sie zum Abschluß gekommen wären; dem ursprünglichen Verzeichnisse der Behörden und Beamten wird nämlich bald eine Nachweisung ihrer Befugnisse und Leistungen, beziehungsweise

eine Uebersicht des neuesten statist. Stoffs beigegeben, bald der letztere in besondere Jahrbücher statist. Handbüchlein u. dgl. verwiesen. Das Bedürfniß der Verwaltung entscheidet darüber. Musterhaft eingerichtet ist der «Gothaische gencalog. Hofkalender nebst diplomatisch-statist. Jahrbuch», für 1879 im 116. Jahrgange erscheinend und die für den internationalen Verkehr werthvollen Nachrichten über alle Culturstaaten enthaltend.

Staatspapiere heißen die vom Staat ausgestellten Urkunden, welche den Staatsgläubigern ihre Forderungsrechte verbriefen. Es gibt deren sehr verschiedener Art: zinslose, zinstragende und Renten gewährende. Zinslose S. sind die Kassenanweisungen, Treuscheine, Reichskassenscheine u. s. w., welche als Papiergeld umlaufen, bei den Staatskassen als baares Geld angenommen werden und, wenn der Staat Credit hat, auch sonst bei jedermann gleich baarem Gelde Geltung haben. Renten gewährende S. sind dagegen diejenigen, welche die Verpflichtung des Staats ausdrücken, dem Inhaber oder auch einer bestimmten Person eine immerwährende (seltener eine lebenslängliche) Rente auszuzahlen. Von den zinstragenden S. gibt es verschiedene Arten, z. B. Schatzscheine, die eine kurze Rückzahlungsfrist (ein, zwei Jahre) bestimmen, Prämienscheine, Lotterieanlehenscheine u. s. w., welche einen niedrigen Zins, zugleich aber, nach einem bestimmten Plane, einen durch Verlosung festzustellenden Gewinn versprechen. Am häufigsten sind die Schuldscheine, welche auf eine jährliche Rente von einem eingezahlten Kapital ohne Versprechen der Rückzahlung des Kapitals, und solche, welche auf ein bestimmtes, innerhalb einer gewissen langen Frist rückzahlbares Kapital, das vom Gläubiger nicht gekündigt werden kann, lauten und einen festen Zins zusagen. Diese sind in der Regel au porteur ausgestellt und gehen deshalb leicht von Hand zu Hand. Da die S. regelmäßig einen Marktpreis haben, so macht sich häufig die Meinung geltend, sie seien ein neu entstandenes Kapital. Man darf aber nicht außer Acht lassen, daß dem Credit des Gläubigers das Debet des Staats als des Schuldners entgegensteht. Das S. ist eine durch Hergabe eines Kapitals erkaufte Anweisung auf künftige Staatseinnahmen, welche so lange honorirt werden muß, als das Kapital nicht zurückgezahlt wird. Was der Gläubiger des Staats empfängt, haben die Steuerpflichtigen aufzubringen.

Im wesentlichen beruht der Credit des Staats (Staatscredit) auf den nämlichen Grundlagen wie der des Privatmanns. Die Gläubiger müssen, wenn sie ihr Kapital hergeben sollen, überzeugt sein, daß der Staat die eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen kann und erfüllen will. Die Redlichkeit fällt sogar beim Staat fast noch mehr ins Gewicht als beim Privatmann, da der Staatsgläubiger nicht im Stande ist, Zwangsmaßregeln in Anwendung zu bringen. Staaten, welche sich wirthschaftlich noch nicht weit entwickelt haben, z. B. Ackerbaustaaten, besitzen nur einen verhältnißmäßig geringen Credit, weil sie nicht sehr leistungsfähig sind. Je mehr die wirthschaftliche Thätigkeit und durch diese der Nationalreichthum sich entwickelt, desto mehr wächst auch der Staatscredit. Außerdem hat ein Staat in bedeutendem Maße Credit, wenn das Volk willig die Steuern zahlt; wenn die Steuern noch mäßig sind und deshalb leicht gesteigert werden können; wenn der Volksreichthum im Wachsen begriffen ist; wenn die Staatsverwaltung sparsam und gut ist; wenn die Anleihen nicht unproductiv, sondern productiv (z. B. zu Eisenbahn-, Straßen- und Kanalbauten) verwendet werden; wenn die Existenz des Staats nach außen und im Innern gesichert erscheint und derselbe nicht die Aussicht hat, in gefährliche Kriege und Unruhen verwickelt zu werden; natürlich auch, wenn der Staat nur geringe Schulden und bedeutendes Vermögen (z. B. in Forsten, Domänen) besitzt; endlich, wenn er bisher seine Verbindlichkeiten stets pünktlich und vollständig erfüllt hat. Auch hebt den Credit des Staats das Bestehen einer guten Verfassung, weil diese gegen muthwillige Kriege, Verschleuderung der Staatsgelder und Unredlichkeit den Staatsgläubigern gegenüber schützt; kriegslustige Staatsregierungen können freilich, wie die Erfahrung lehrt, auch Anleihen zu Stande bringen, aber doch nur unter ungünstigen Bedingungen. Aus der Niedrigkeit des Zinsfußes einer Staatsanleihe läßt sich übrigens nicht immer schließen, daß ein Staat Credit in hohem Maße hat, da derselbe sich auch dann herausstellen kann, wenn eine allgemeine Geschäftsstockung und Landescalamitäten die Verwendung der verschiedenen Kapitalien zu industriellen Zwecken zur Zeit unmöglich machen. Der Staatscredit ist für den Staat von ungemeiner Wichtigkeit. Zu den laufenden Ausgaben müssen die laufenden Einnahmen desselben unbedingt ausreichen. Jeder Staat wird aber von Zeit zu Zeit in die Lage kommen, daß er außerordentliche Mittel braucht, sei es bei Unglücksfällen, sei es um einen unvermeidlichen Krieg zu führen, sei es um ein großes Werk von hoher polit. oder wirthschaftlicher Bedeutung durchzuführen. Dann muß er den Staatscredit zu Hülfe nehmen; er muß sich die beträchtlichen Mittel, die er braucht, aber durch Steuern nicht erschwingen kann, dadurch beschaffen, daß er neben der lebenden Generation auch

die Nachwelt in Anspruch nimmt, über einen Theil ihres Erwerbs im voraus verfügt. Der Staat darf dies thun, sei es, daß er damit seine gefährdete Existenz sicherstellt, sei es, daß er großartige Einrichtungen schafft, welche die Leistungsfähigkeit der Nachwelt steigern. Allerdings aber hat der Staatscredit, weil er oft schlecht und in nicht zu verantwortender Weise benutzt und ausgebeutet worden ist, ungemein viel Unheil über die Welt gebracht. Unnöthige Ausgaben aller Art, die unproductive Verschleuderung des mühsam angesammelten, für die wirthschaftliche Entwickelung dringend nothwendigen Kapitals, namentlich muthwillige Kriege werden durch den schlechtbenutzten Staatscredit vermittelt. Eine solche Anwendung des Credits ermöglicht es, einen Staat, eine Nation für eine lange Reihe von Jahren, vielleicht für immer zu ruiniren und ihm die Mittel seiner Existenz und Entwickelung abzuschneiden. Wie sehr Staaten gefährdet sind, wenn sie sich mit Schulden überlastet haben, zeigen Oesterreich, Rußland und Italien. Zuletzt kann dann nur das gefährliche Mittel des Staatsbankrotts (s. d.) noch helfen. (S. Anleihen, Annuität, Leibrenten, Papiergeld, Rente, Tontine, Zinsen und Staatsschuld.)

Staatspapierhandel. Der Handel mit Staatspapieren war ursprünglich sehr einfacher Natur, bildete sich aber bald bedeutend aus. Da die meisten Staatsschulden von seiten der Staatsgläubiger unkündbar sind, so müssen die letztern, wenn sie Kapitalbedürfniß haben, ihre Staatspapiere verkaufen. Es wird dies dadurch erleichtert, daß diese Papiere nicht auf einen Namen, sondern auf den Inhaber (au porteur) ausgestellt zu sein pflegen und deshalb ohne Cession von einem Eigenthümer auf den andern übergehen können, ferner daß der einzelne Schuldbrief, auch wenn ein Staat eine große Anleihe macht, in der Regel nur über eine verhältnißmäßig kleine Summe lautet. Den zeitigen Preis eines Staatspapiers nennt man den Curs desselben. Dieser Preis richtet sich vorzugsweise nach dem Zinsfuße des Staatspapiers und nach dem Zinsfuße, zu welchem Kapitalien zur Zeit gut angelegt werden können. Außerdem kommen noch der Credit des Staats, die polit. Lage und viele andere Momente in Betracht. Verbessert sich die Lage und der Credit des Staats, finden bedeutende Schuldentilgungen statt, ist Kapital in Ueberfluß vorhanden, so steigt der Curs; ist das Gegentheil der Fall, so sinkt der Curs. Dieses fortwährende Schwanken veranlaßte die Speculation, sich auf den Handel mit Staatspapieren zu werfen, und zwar beschäftigt sie sich am meisten mit jenen Staatspapieren, bei welchen dies Schwanken beträchtlich ist und am häufigsten eintritt. Denn nur hier zeigen sich große Gewinne in Aussicht, welchen freilich auch große Verluste gegenüberstehen. Wer sein Kapital in Staatspapieren anlegen will, kauft die Schuldbriefe, um sie zunächst wenigstens zu behalten; in ähnlicher Weise verfährt wol auch die Speculation, in der Absicht, die Papiere, wenn der Curs gestiegen, wieder zu verkaufen. Dazu ist aber Kapital in beträchtlichem Betrage nothwendig, über das die Speculation nicht verfügen kann oder mag, weshalb sie sich in der Regel auf das Differenzgeschäft (s. d.) wirft. Es werden zwar Kaufverträge über Staatspapiere, die in einer bestimmten Frist (Mitte oder Ende des laufenden Monats, nach Wochen und Monaten) geliefert werden sollen, abgeschlossen. Allein der Verkäufer will die Papiere in der That nicht liefern, auch der Käufer sie nicht abnehmen, sondern es soll nur die Differenz zwischen dem verabredeten Kaufpreise und dem Curse des Lieferungstags berechnet und dem ausgezahlt werden, zu dessen Gunsten sie sich herausgestellt hat. Diese Lieferungsgeschäfte sind auf allen Börsen außerordentlich häufig und nicht ohne beachtenswerthe Folgen. Wer auf das Steigen der Curse (à la hausse) speculirt und deshalb gekauft hat, besitzt ein Interesse daran, daß die Curse bis zum Lieferungstage steigen; umgekehrt wünscht der Speculant auf das Fallen der Curse (à la baisse), nachdem er verkauft hat, daß sie herabgehen. Das Steigen und Sinken der Curse wird aber durch verschiedene Verhältnisse bewirkt, und der Speculant sucht nicht nur dieselben vorauszusehen, sondern auch in der Weise, wie es ihm paßt, hervorzurufen, wobei er mancherlei, oft sehr unmoralische Mittel anwendet. Da werden wahre Nachrichten verheimlicht, oder vergrößert und verkleinert, Gerüchte und Neuigkeiten erfunden und verbreitet, fingirte Käufe und Verkäufe abgeschlossen u. dgl. m., um das Geld des andern an sich zu bringen. Diese Papierspeculation bringt dem Staate keinen Nutzen, aber großen Schaden; höchstens kann sie einem Staate mit mittelmäßigem Credit die Unterbringung einer Anleihe erleichtern. Uebrigens sind die großen Speculanten, weil sie über bedeutendere Mittel gebieten und zueinander in nahen Beziehungen zu stehen pflegen, den kleinen gegenüber sehr im Vortheil. In manchen Staaten sind die Lieferungsgeschäfte in Staatspapieren zwar nicht verboten; es steht aber, wenn der eine Theil den Vertrag nicht erfüllt, dem andern Theile ein Klagerecht nicht zu.

Staatsrath ist, wie schon der Name zeigt, ein von dem Staatshaupte berufener Rath, in welchem die wichtigsten Staatsangelegenheiten vorbereitet und die Grundsätze für deren Be-

handlung festgestellt werden. Kein Staat kann eines solchen Instituts, wie auch sein Name, seine Organisation und Machtvollkommenheit sein mag, entbehren. Schon die röm. Imperatoren hatten ihre Consistorien, in welchen die öffentlichen Maßregeln berathen wurden. Im Zeitalter des Feudalismus bildeten die Pairs (s. d.) um den Fürsten den S., der freilich zugleich richterliche und gesetzgebende Gewalt besaß und den Charakter der Standschaft entwickelte. Die deutschen Kaiser und die Kaiser Oesterreichs hatten ihren Hofrath, andere deutsche Landesherren ihren Geheimen Rath, die engl. Könige den «Privy Council», die französischen den «Conseil du Roi». Seit das Beamtenthum eine immer größere Bedeutung gewonnen, hat auch der S. einen neuen Charakter angenommen. Durch die Minister einerseits und durch die Kammern andererseits ist der S. in engere Schranken zurückgedrängt worden. Die Aufgabe des S., dem gewöhnlich der Souverän selbst oder ein besonderer Stellvertreter desselben präsidirt, ist, die Einheit in den Maßregeln der einzelnen großen Verwaltungszweige und die Harmonie der gesammten Rechtsordnung und polit. Leitung hervorzubringen. Zu dem Zwecke hat der S., abgesehen von einigen minder wichtigen Competenzen, theils die Grundlagen der Gesetzgebungen, theils die Einrichtungen, theils endlich die dauerhaften auswärtigen Verhältnisse zu berathen, bevor dieselben der Berathung und Beschlußfassung der Volksvertretung, beziehentlich der Sanction des Souveräns unterbreitet werden. Daher hat auch der S. für Gegenstände der constitutionellen Gesetzgebung nie eine andere als eine vorberathende Bedeutung.

Staatsrecht heißt der Inbegriff derjenigen Rechtsprincipien, durch welche alle öffentlichen Rechte und Pflichten der Staatsbürger, sowie das Verhältniß der letztern zu der Regierung bestimmt werden. Was den Inhalt des S. betrifft, so muß man zwischen einem auf philos. Anschauung der Staatsidee beruhenden idealen S. und einem positiven S. unterscheiden. Dies sind die zwei Formen des Inhalts aller staatsrechtlichen Lehren, denen aber der Begriff der Sache gemeinsam bleibt. Was die Bestimmung dieses Begriffs betrifft, so kann das S. offenbar nur die Erscheinung des Rechtsbegriffs im Staate, seiner Organisation und seinem Leben sein und setzt darum eben den Staatsorganismus bereits voraus. (S. Staat.) Das Recht des Staats aber ist die durch die höhere Natur der Staatsidee und die wirklichen Entwickelungsstufen desselben gegebene und dadurch für die Willkür des Einzelnen unverletzliche Grenze zwischen dem Staate und den übrigen Gesammt- oder Einzelpersönlichkeiten, welche den Staat bilden, und das S. umfaßt daher alle Beziehungen des Staats zu den Einzelnen, die ihm angehören. Jener Theil des positiven S., welcher die Normen für den Verkehr des Staats mit andern Staaten aufstellt, heißt das äußere S., während man den ganzen übrigen Inhalt des S. mit inneres S. bezeichnet. Sofern aber von einem durch Verträge oder Gewohnheiten zwischen den Staaten bestehenden Rechte die Rede ist, spricht man von einem internationalen oder Völkerrecht (s. d.). Aus jenem Begriffe des S. erledigt sich zunächst die vielbestrittene Frage nach der Entstehung desselben. Das S. entsteht, wie alles Recht, seinem Wesen nach durch die Natur der persönlichen Lebensverhältnisse selbst, für welche es gilt. Hiernach schafft sich also jenes Recht selbst: es entsteht unmittelbar, wie ja auch die äußere Grenze und innere Ordnung jedes Dinges gar nicht als von diesem Dinge getrennt angesehen werden können.

Aus dem gegenseitigen Bedingtsein des Rechts und seines Substrats, der Lebensorgane und Verhältnisse, ergibt sich, daß jedes positive Recht ein an sich wahres und richtiges ist, wenn es der Natur und dem Entwickelungsgrade desjenigen entspricht, für den es gelten soll. Dies ist auch der tiefere Grund, auf dem die Wahrheit des Satzes beruht, daß das verschiedenste Recht zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Verhältnissen ein durchaus wahres und richtiges, ein gleiches Recht aber in staatlichen wie in allen andern Dingen zu allen Zeiten rechtsphilosophisch nicht zu begründen und eine praktische Unmöglichkeit sein würde. Es läßt sich daraus ferner leicht das Princip für die positive Staatsrechtsbildung vermöge eigener, mehr oder weniger umfassender Staatsgesetzgebungen erkennen. Jede solche Gesetzgebung für das S. hat in der That nur dann Bedeutung, wenn sie bereits bestehende, der Bestimmung durch Rechtsgesetze fähige Verhältnisse, die noch gar nicht oder nur ungenügend rechtlich geordnet sind, mit einem solchen Rechte, das ihrer Natur und ihrer Entwickelungsstufe entspricht, durch einen Act des Staatswillens versieht. Geschieht dies nicht, d. h. hat die Staatsgewalt, welche die Gesetze gibt, entweder aus Interesse oder aus Mangel an festem Willen nicht die Fähigkeit, den bereits entwickelten Verhältnissen des Volks das ihnen angemessene Recht zu geben, so erhebt sich im Rechtsleben des Volks jener Widerspruch, der stets für den Einzelnen höchst verderblich und für das Ganze gefährlich ist. Denn alsdann fordern die Verhältnisse ihr Recht mit einer in dem Grade steigenden Gewalt, mit welcher sie selbst sich mehr ausbilden, und da

diesen Verhältnissen ihrer Natur nach das Recht angehört, so greifen sie endlich zur Gewalt, um sich das Recht zu verschaffen, ohne das sie nicht bestehen können. So entsteht diejenige Bewegung im Innern des Staats, welche wir die innern Umwälzungen, Empörungen, Aufstände, Revolutionen nennen, und deren Grund mithin als ein Widerspruch zwischen dem bestehenden, auf andere Verhältnisse des Volkslebens gebauten Rechte und dem wirklichen, zu einer höhern Stufe emporgedrungenen Verhältniß anzusehen ist. Aus dem Kampfe, der hieraus erfolgt, bildet sich dann ein neues Recht, und zwar, wenn die bewegenden Elemente besiegt werden, regelmäßig in der Richtung auf sie ein streugeres positives S. Siegen dagegen die Elemente der Bewegung, so wird das aus der Bewegung hervorgehende neue S. in dieser Richtung ein freieres. Was den Inhalt des S. betrifft, so geht aus dem Begriffe desselben hervor, daß dieses Recht nur diejenigen zur rechtlichen Ordnung geeigneten Momente umfassen kann, welche der Staat selbst in sich trägt. Das S. enthält daher zuerst das Recht des Staatsbeherrschers, das jedoch nur in den Monarchien selbstständig erscheint, wo es dann einerseits als fürstl. Recht, Majestätsrecht, andererseits als das fürstliche Geblüts- oder Thronfolgerecht auftritt. In dem mittelalterlichen System hat letzteres eine privatrechtliche Seite, in dem modernen Staat wird es als ein Theil des Verfassungsrechts behandelt. Das Verfassungsrecht enthält die Gesammtheit der rechtlichen Bestimmungen, unter welchen die Einzelnen an der Bildung des Staatswillens theilnehmen (das Verfassungsrecht im eigentlichen Sinne) und nach denen sie zur Vollziehung dieses Willens beitragen (das Staatsdienstrecht im weitesten Sinne). Das Verwaltungsrecht endlich bildet die Gesammtheit der Rechtsverhältnisse, in welche die Ausführung dieses Staatswillens zu den einzelnen Persönlichkeiten und Rechten, die unter dem Staate stehen und von ihm umfaßt werden, treten kann. Unter den Bearbeitern des allgemeinen S. sind in Deutschland zu nennen: Zachariä, Held, Zöpfl, Gerber, Bluntschli u. a. Das preußische S. wurde vorzugsweise von Rönne (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1869—77), das S. des neuen Deutschen Reichs ebenfalls von Rönne (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1876—77) und Laband (2 Bde., Tüb. 1876—78) bearbeitet.

Staatsroman ist im allgemeinen die Bezeichnung für Staatsschriften in der Form des Romans. Allen hierhergehörigen literarischen Arbeiten ist gemeinsam, daß sie gegenüber den realen Erscheinungen des staatlichen Lebens ein Ideal aufstellen, welchem sie das Gewand der Wirklichkeit geben. Man kann sie der Hauptsache nach in zwei Klassen theilen, nämlich in solche, welche einzelne wirklich staatliche oder gesellschaftliche Zustände, wie z. B. das Königthum, idealisiren, und in solche, die ein ganzes System nur idealer Zustände in der angegebenen Art entwickeln. In die erste Klasse gehören gewissermaßen schon die Schriften Plato's (s. d.), mehr noch die übrigens nicht unmittelbar auf uns gekommenen Schriften des Hekatäos, Jambulos, Euhemeros und Theopompos. Das frühere Mittelalter kennt keine S. Wohl aber beginnen sie mit dem 16. Jahrh. Der erste und zugleich wichtigste, von einer gänzlichen Umgestaltung der socialen Verhältnisse ausgehende S. ist das 1515 erschienene, in zwei Büchern bestehende Werk des Kanzlers Thomas Morus (s. d.) von der Insel Utopia, das ähnlichen Darstellungen, den sog. Utopien (s. d.), den Namen gegeben. Länger als ein Jahrhundert währte es, bis der Gedanke des S. Nachahmung fand, und war es erst der calabresische Dominicanermönch Thomas Campanella (s. d.), welcher ihn in seiner (1620 zu Frankfurt gedruckten) «Civitas Solis» (deutsch von Grün, Darmst. 1845) wieder aufnahm. Dieser reihten sich fast gleichzeitig oder doch in rascher Folge an: Andreä's «Reipublicae christianopolitanae descriptio» (Straßb. 1619), Bacon's «Nova Atlantis» (geschrieben zwischen 1621 und 1626), Harrington's «Oceana» (Lond. 1656), Vairasse's «Histoire des Sevarambes» (zuerst 1677); ferner Foigny (ein franz., zum Protestantismus übergetretener Mönch), «Les aventures de Jacques Sadeur» (zuerst Genf 1676); Berington (ein kath. Priester), «Denkwürdigkeiten Gaubentio's von Lucca (ursprünglich wol englisch geschrieben und 1753 zu Amsterdam in franz. Uebersetzung erschienen); Holberg, «Nic. Klimii iter subterraneum» (1741); Morelly, «Basiliade, ou naufrages des îles flottantes» (1753) und dessen «Code de la nature» (1755); «La république des philosophes, ou histoire des Ajaoiens» (angeblich von Fontenelle, Genf 1768); Rétif de la Bretonne, «La découverte australe par un homme volant» (zu Paris und Leipzig in den achtziger Jahren des 18. Jahrh. ohne nähere Angabe erschienen); «Die glückliche Nation, oder der Staat von Felicien» (angeblich aus dem Französischen übersetzt, Lpz. 1794); Cabet, «Voyage en Icarie» (Par. 1840; 2. Aufl. 1842). In die zweite Klasse zählen Xenophon's «Cyropädie»; Anton le Grand (kath. Missionar in England), «Scydromedia» (Nürnb. 1680); Fénélon, «Télémaque» (1700); «Das Königreich Ophir» (von einem unbekannten Verfasser,

Lyz. 1699); Ramsay, «Les voyages de Cyrus» (Par. 1727); Terrasson (Abbé), «Sethos» (Amsterd. 1732); Stanislaus Leszczynski (der vertriebene Polenkönig), «Entretien d'un Européen avec un insulaire du royaume de Dimocala» (Par. 1756); «L'an deux mille quatre cent quarante» (von einem unbekannten Verfasser, Amsterd. 1771); A. von Haller, «Usong» (1771), «Alfred» (1774) und «Fabius und Cato», eine Trilogie, die trotz des berühmten Verfassers von geringer Bedeutung ist. Vgl. R. von Mohl's Abhandlung «Die S.» in dessen «Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften» (Bd. 1, Erlangen 1855).

Der Hauptsache nach sollen alle jene Erzeugnisse dem Ideale des Staats und der Gesellschaft dienen. In den Zeiten, in welche die meisten dieser Werke fallen, war man aus einem wesentlich auf dem Glauben, der Autorität der Kirche und der idealen Macht des Kaiserthums beruhenden politischen und Gesellschaftszustand in die Periode des siegreichen absoluten, nationalen Königthums übergetreten. Die Begründung dieser neuen Daseinsform der abendländ. Culturvölker war, den frühern Zuständen gegenüber, eine große, alles umgestaltende That, bei welcher bereits die Kritik eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Allein vorerst schien ihr Werk abgeschlossen. Wie viele von den neuen Zuständen ungenügend, ja unerträglich erscheinen mochten, die neubegründete Macht des Königthums gestattete dem kritischen Geiste, welcher die Herrschaft der mittelalterlichen Ideen überwunden, keine weitere Wirksamkeit und schien sich selbst mit den Resten des Feudalismus leichter abfinden zu können. Aus Krieg und Gewalt war die neue Gestaltung selbst nur kriegerisch und gewaltthätig hervorgegangen, und das Bedürfniß, sich hiergegen zu schützen, sowie der noch wenig gebildete Geschmack der Völker zwang die Träger idealer staatlicher und socialer Gedanken, statt der Form der freien wissenschaftlichen Darstellung die des Romans zu wählen. Der S. erscheint demnach als die damals zeitgemäße Form des Kampfs der Wissenschaft für Reform, als das Asyl des freien Geistes in der Kritik des Bestehenden, als der erste Anfang einer modernen Staats- und Gesellschaftsphilosophie. Sein würdigster Repräsentant ist und bleibt die Utopia von Thomas Morus. Wenn aber die spätern S. theils durch ihren mittelmäßigen Inhalt, theils durch ihre mangelhafte Form gegenwärtig nur geringe Beachtung finden, wenn sie bald durch die rechtsphilos. Werke eines Bodin, Hobbes, Locke, Montesquieu, Grotius, Pufendorf und ihrer Nachfolger in den Hintergrund gedrängt wurden, so gehört ihnen doch immer ein Platz in der polit. Literatur und in der Geschichte der Entwickelung der polit. Ideen.

Staatsschatz, zuweilen gleichbedeutend mit Staatskasse, bezeichnet in der Regel den Vorrath an Geld und edeln Metallen, welchen ein Staat angesammelt hat und als Reserve zur Verwendung in Fällen, in denen bedeutendere Mittel außerordentlicherweise erforderlich sind, aufbewahrt. Namentlich soll der S. vor und bei einbrechendem Kriege sofort der Regierung die nöthigen Gelder zur Deckung der Ausgaben zur Verfügung stellen. Aber auch bei großen Landescalamitäten, Nothständen u. s. w. wird dieser Schatz in Anspruch genommen. Früher als noch der Credit überhaupt und besonders auch der Staatscredit unentwickelt war, war ein S. nothwendig. Jetzt bestehen solche Einrichtungen nur noch in wenigen Ländern, so im Deutschen Reiche, wo der frühere preußische S. nach Begründung des Deutschen Reichs durch Gesetz vom 11. Nov. 1871 in einen vermehrten deutschen Reichskriegsschatz in Höhe von 40 Mill. Thlrn. umgewandelt wurde. Richtig ist, daß der S. der Regierung große Vortheile gewährt, welche z. B. mit Hülfe desselben, ohne Aufsehen zu erregen, Kriegsvorbereitungen treffen und Vertheidigungsmaßregeln ergreifen kann, ohne zuvor eine Anleihe, vielleicht unter sehr ungünstigen Bedingungen, abschließen zu müssen. Doch muß man auch zugeben, daß es für die Entwickelung des wirthschaftlichen Zustandes des Staats nachtheilig ist, wenn ein sehr beträchtliches Kapital, das productiv verwendet werden könnte, im S. müßig liegen bleibt, nachdem es durch hohe Steuern oder gar durch eine aus den Steuern zu verzinsende Anleihe herbeigeschafft worden. Welche Vortheile und Nachtheile überwiegen, darüber läßt sich streiten. Indessen scheinen in Zeiten, welche nicht kriegerisch sind, die Vortheile des S. bei weitem nicht die Nachtheile auszugleichen, welche derselbe mit sich führt. Um die Geldsummen des S. nicht müßig liegen zu lassen, hat man vorgeschlagen, dieselben ganz oder theilweise an sichere und große Bankinstitute zu überweisen, sich aber die Rückforderung nach kurzer Kündigungsfrist vorzubehalten. Es fragt sich aber, ob die Rückgewährung auch wirklich so schnell als nöthig sein würde, erfolgen kann, und ob nicht die plötzliche Zurückziehung von vielen Millionen für den wirthschaftlichen Verkehr sehr große Gefahr und Bedrängniß mit sich führt zu einer Zeit, wo dieser schon durch Kriegsbefürchtungen und Landescalamitäten verschiedener Art leidet.

Staatsschuld. Kein Staat, auch derjenige, welcher eine ganz tadellose Finanzverwaltung besitzt, wird, wenn außerordentliche Ereignisse, namentlich Kriege, eintreten, im Stande sein, die

zur Deckung der durch diese Ereignisse veranlaßten extraordinären Ausgaben erforderlichen Geldmittel sofort durch Steuern aufzubringen. Derselbe muß sich diese Mittel in der Regel durch Anleihen beschaffen, welche er in einer gewissen Reihe von Jahren zu tilgen übernimmt. So entsteht die S., vermittels welcher die Last, welche die Staatsbürger augenblicklich nicht zu tragen vermögen, oft auf mehrere Generationen vertheilt wird. Gegen eine in dieser Weise gemachte Schuld wird sich selten etwas einwenden lassen. Auch kann eine S. gerechtfertigt sein, wenn sie zum Zweck der Herstellung productiver Einrichtungen und Anlagen, z. B. zum Bau von Straßen, Kanälen, Eisenbahnen, Häfen u. s. w. gemacht wird, vorausgesetzt, daß diese Anlagen nicht ebenso gut und ebenso schnell durch Private und Gesellschaften hergestellt werden können. Verwerflich ist aber jede S., welche die Folge von Verschwendung und unordentlicher Finanzwirthschaft ist, jede, welche die lebende Generation zum Nachtheile der Nachwelt in den Lasten erleichtern soll, die erstere übernehmen muß und tragen kann. Die Nachtheile der S. sind mannichfach. Jede S. entzieht dem wirthschaftlichen Verkehr Kapital und benachtheiligt damit diesen und die Vermehrung des Volksvermögens. Sie legt dem Staate die Verpflichtung der Zahlung von Zinsen auf, welche durch vermehrte Steuern neben der Tilgungsquote aufzubringen sind. Sie ruft die Börsenspeculation in Staatsschuldpapieren hervor, die in vielen Fällen nicht nur den Staatsbürgern, sondern auch dem Staate selbst direct Schaden bringt. Oft muß der Staat auch bei Contrahirung einer Anleihe mehr an Kapital zurückzuzahlen versprechen, als er erhält, und namentlich geschieht dies, wenn die S. bereits stark angewachsen ist und wenn ungünstige polit. Verhältnisse obwalten. Eine sehr bedeutende S. kann einen Staat ohnmächtig machen und ihn sogar in eine Lage versetzen, welche seinen Untergang fast mit Naturnothwendigkeit herbeiführt. Deshalb ist es nothwendig, daß die S. nicht leichtsinnig oder übereilt vermehrt wird, und daß ihre Vermehrung möglichst erschwert und von der Zustimmung der Landesvertretung abhängig gemacht wird.

Man unterscheidet zwischen consolidirter und schwebender Schuld. Die consolidirte Schuld (dette consolidée) ist diejenige Schuld, welche als eine wenigstens eine Reihe von Jahren fortdauernde förmlich anerkannt ist. Die schwebende Schuld (dette flottante) wird dagegen nur auf kurze Zeit contrahirt, wenn z. B. Ausgaben gemacht werden müssen, ehe die zu ihrer Deckung bestimmten Einnahmen eingegangen sind, wenn unerwartete Einnahmeausfälle eintreten, wenn eine consolidirte Anleihe beabsichtigt ist, augenblicklich aber nicht vortheilhaft gemacht werden kann und Zeit gewonnen werden soll. Es werden dann Anleihen bei Banken und Bankiers mit kurzer Rückzahlungsfrist gemacht, Schatzscheine, welche nur wenige Monate, höchstens ein Jahr zu laufen haben, ausgegeben u. dgl. Kann die schwebende Schuld nicht zurückgezahlt werden und ist sie zu stark angewachsen, so muß sie in eine consolidirte Schuld verwandelt, consolidirt werden. Schwebende Schulden sind fast immer gefährlich. Dieselben fördern nicht nur, indem sie sich einbürgern, eine leichtsinnige Finanzverwaltung, sondern werden auch sehr unbequem, wenn sie in einem Augenblick getilgt werden sollen, in welchem infolge ungünstiger Ereignisse, drohender Kriege u. s. w. der Staat die nöthigen Fonds nicht zur Verfügung hat. Die consolidirte Schuld ist eine fundirte, wenn eine bestimmte Staatseinnahme (z. B. die Einnahme aus den Domänen, den Eisenbahnen, einer gewissen Steuer, den Zöllen u. s. w.) zu ihrer Verzinsung und Tilgung angewiesen ist. Die fundirten Schulden sind 1) zurückzuzahlende, wobei der Staat eine Rückzahlung des Kapitals nach Ablauf einer bestimmten Zeit verspricht und zwar entweder nach einem allgemeinen Tilgungsplane für die ganze Schuld oder nach einem contractlich für die einzelnen Anleihen festgesetzten Tilgungsplane; 2) Rentenschulden, wobei der Staat nur eine regelmäßige pünktliche Zahlung bestimmter Zinsen verspricht. Bei der Rentenschuld unterscheidet man wieder unkündbare oder ewige Renten und kündbare Renten. Die letztern sind deshalb vorzuziehen, weil sie dem Staate die Möglichkeit einer Zinsreduction vorbehalten. Die Zinsreduction führt dann zur sog. Conversion oder Umwandlung der S. aus einer hoch verzinslichen in eine niedriger verzinsliche. Der Staat pflegt in diesem Falle das Kapital zu kündigen, bietet aber seinen Gläubigern gleichzeitig eine Erneuerung der Schuld zu einem niedrigern Zinsfuße an.

In Betreff der Tilgung der S. macht sich immer mehr die Ansicht geltend, daß dieselben nicht mehr principiell unter allen Umständen als nothwendig, ebenso wenig als stets durchaus nützlich zu erachten sei, und daß sich der Staat zwar das Recht der Tilgung, also das Kündigungsrecht, vorbehalten, aber sich nicht im voraus durch die Zusage eines bestimmten Tilgungsplans binden soll. Es werden überhaupt gegenwärtig die sog. Rentenschulden immer beliebter. Anlangend die Aufnahme von Staatsanleihen, so kann dieselbe entweder auf dem Wege der

Negociation oder der Subscription geschehen. Bei der Negociation finden wieder zwei Wege statt: die directe Negociation mit einzelnen Kapitalisten oder die Submission. In beiden Fällen ist der Curs, zu welchem das Anlehen gegeben werden soll, Gegenstand der Verhandlung, die Submission ist der directen Negociation mit einzelnen Bankiers vorzuziehen, weil das Finanzministerium bei der letztern leicht den Verdacht des Mangels an Integrität auf sich lenkt. Bei der Aufnahme von Anlehen durch Subscription setzt die Regierung die Bedingungen öffentlich fest und erwartet danach die Zeichnungen. Auf diesem Wege kann man auch die kleinsten Kapitalien heranziehen oder, wie Napoleon sagte, «die Anlehen demokratisiren». Bei den Subscriptionen ist es üblich, den Curs des Anlehens zum voraus fest zu bestimmen und bei Mehrzeichnungen Reductionen vorzunehmen. Es wird jedoch zuweilen, z. B. in der Schweiz, auch vollkommen freie Concurrenz eröffnet und der Zuschlag denjenigen Subscribenten ertheilt, deren Eingaben den höchsten Curs anbieten und der Zeitfolge nach am frühesten einlangen. Die Festsetzung des Emissionscurses erfolgt dann also erst auf Grundlage der eingelangten Angebote. Die S. haben von Jahr zu Jahr eine immer größere Bedeutung im Finanzwesen der modernen Staaten erlangt, es ist jedoch sehr schwer, eine statist. Uebersicht über die Höhe derselben zu geben, weil alljährlich theils neue aufgenommen, theils alte getilgt werden. In manchen Staaten, z. B. in Preußen, gibt es Staatsschuldencommissionen, welche die S. überwachen und deren Mitglieder der Volksvertretung angehören. Diese Commissionen haben dafür zu sorgen, daß ohne Gesetz Schulden nicht contrahirt werden und die Verzinsung und Tilgung der Schuld in vorschriftmäßiger Weise erfolgt. Vgl. Nebenius, «Der öffentliche Credit» (Karlsr. 1820); Dietzel, «System der Staatsanleihen» (Heidelb. 1855); Hock, «Die öffentlichen Abgaben und Schulden» (Stuttg. 1863); Eug. Richter, «Das preuß. Staatsschuldenwesen und die preuß. Staatspapiere» (Bresl. 1869); Rau, «Lehrbuch der Finanzwissenschaft» (7. Aufl., neu bearbeitet von Wagner, Lpz. 1877); Stein, «Lehrbuch der Finanzwissenschaft» (4. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1878).

Staatsstreich (coup d'état) nennt man einen Gewaltact von seiten der Inhaber der Regierungsgewalt (Executive) gegen die Gesetze, namentlich Verfassungsgesetze, aus wirklichen oder vorgeblichen Gründen des Staatswohls (ungesetzliche Octroyirungen, rettende Thaten). Jeder S. ist eine Unterbrechung des gesetzlichen Zustandes, der Herrschaft und ununterbrochenen Continuität der Gesetze. Für den Fall eines Staatsnothstandes und der Unmöglichkeit, die verfassungsmäßigen Formen der Gesetze zu beobachten, hat das moderne Staatsrecht einen besondern Ausweg in den sog. provisorischen Gesetzen geschaffen. Das von jeher häufige Vorkommen von S. erklärt sich theils aus der Natur der bestehenden Gesetze, theils aus dem Verhältniß einer Nation zu ihren Gesetzen. Sind die Gesetze zeitgemäß und ausreichend, entsprechen sie dem Geiste und den Bedürfnissen des Volks, erkennt dieses wirklich in der bestehenden Verfassung sein höchstes Gut, und ist es fähig, für deren Aufrechterhaltung und gesetzmäßige Fortbildung die nöthigen Opfer zu bringen, so werden S. zu den Unmöglichkeiten gehören. Entgegengesetztenfalls werden sie um so unvermeidlicher werden, als dann die vollziehende Gewalt mit allen dazugehörigen materiellen Machtmitteln leicht in solche Hände geräth, welche unter dem Vorgeben der rettenden That vorherrschend ihren eigenen Interessen dienen und nach eingetretenem Erfolge das fait accompli an die Stelle des Rechts setzen. Jeder S., in welcher Form, in welchem Umfange und mit welchen Folgen immer er stattfinde, liegt außerhalb der Sphäre des positiven öffentlichen Rechts.

Staatsverbrechen sind die gegen die Persönlichkeit des Staats, beziehentlich des Souveräns direct gerichteten Verbrechen (Hochverrath [s. d.], Majestätsverbrechen [s. d.], Aufruhr u. s. w.); im weitern Sinne gehören auch dahin die Verletzungen einzelner Hoheitsrechte und die Pflichtwidrigkeiten öffentlicher Beamten.

Staatsverfassung, s. Verfassung.

Staatsverwaltung. Gleichwie man unter Staatsverfassung die Summe jener Zustände und Einrichtungen versteht, durch welche der Staat als ein einheitliches Gesammtindividuum zu dauerhafter Gestaltung kommt, so begreift man unter S. jene Zustände und Einrichtungen, in welchen sich das gesammte eigenthümliche Leben des Staats im einzelnen wechselnd bethätigt. Es geht hieraus hervor, daß mit jedem Staate nicht nur die Verfassung, sondern auch die Verwaltung von selbst gegeben ist, und daß beide zueinander in den innigsten Beziehungen, also auch miteinander in Einklang stehen müssen. Gleich der Verfassung, beruht auch die Verwaltung nicht ausschließlich auf dem Rechte oder auf positiven Normen, aber sie ist doch ohne solche nicht denkbar. Jedenfalls ist in normalen Zuständen die gesetzliche Verfassung auch die Grenze, innerhalb welcher sich die verwaltende Thätigkeit des Staats und seiner Organe zu bewegen

hat. Einzelne Zweige der Verwaltung sind selbst durch Verfassungsgesetze (Justiz), andere durch einfache Gesetze, wieder andere durch bloße Verordnungen näher bestimmt. In weiterm Sinne ist Verwaltung identisch mit der gesammten staatlichen Thätigkeit, die des Gesetzgebers inbegriffen; im engern Sinne hat man die Verwaltung der Gesetzgebung gegenübergestellt; im engsten Sinne pflegt man damit die Administration im Gegensatze zur Rechtspflege zu verstehen und auch der Politik als der Staatsthätigkeit im großen und ganzen gegenüberzustellen, sodaß Verwaltung dann nur die Besorgung der öffentlichen, der Regierung in allen ihren Zweigen obliegenden Geschäfte im einzelnen und kleinen bedeutet. Gesetze, welche sich auf Verwaltungsgegenstände direct beziehen, nennt man wol auch Verwaltungsgesetze. Die besondern Organe für die S. heißen Administrativbehörden. Jeder Zweig der S. ist, und zwar regelmäßig, in einem Ministerium centralisirt. Im öffentlichen Leben treten oft Fälle ein, wo die Grenze zwischen Verwaltung und Justiz und das Verhältniß zwischen beiden zweifelhaft wird und folglich über die Competenz Streit entsteht, während nicht selten ein und derselbe Fall deutlich eine administrative und eine justitielle Seite darbietet. Ueber solche Competenzconflicte (s. Competenz) entscheidet dann oft eine besondere Behörde, sei es der Staatsrath, sei es ein aus obern Verwaltungs- und Justizbeamten gemischter Gerichtshof (Verwaltungsgerichtshof). Sodann wurde in neuerer Zeit, zuerst aber noch sehr unzureichend in Frankreich, später auch in Deutschland eine besondere Verwaltungsrechtspflege ausgebildet, mit Gerichtshöfen in den verschiedenen Instanzen, die über verwaltungsrechtliche Streitigkeiten urtheilen, die im Gegensatz zu den Civilprocessen öffentliches Recht betreffen. Insbesondere in den Fällen, in welchen einzelnen Personen öffentliche Rechte zustehen und öffentliche Pflichten obliegen, wird, wenn dieselben streitig werden, die Competenz der Verwaltungsgerichte begründet. Dadurch hat auch das öffentliche Recht an Sicherheit gewonnen und werden die Gefahren vermieden, die eine, daß die betheiligten Verwaltungsbehörden willkürlich über jene Rechte und Pflichten entscheiden, die andere, daß darüber Civilgerichte ohne Rücksicht auf die Natur des öffentlichen Rechts zum Schaden der öffentlichen Interessen urtheilen.

Staatswirthschaftslehre, s. Finanzen, Finanzwissenschaft.

Staatswissenschaften (sciences politiques) nennt man den Inbegriff derjenigen Wissenschaften, welche den Staat als Ausgangs- und Zielpunkt nehmen. Man kann in der Geschichte der S. zwei Hauptperioden unterscheiden. Die erste bildet die vorchristl. Zeit, in welcher zwar ein großer Unterschied besteht, insofern im Orient die S. ein überwiegend religiöses Gepräge hat und bei der herrschenden Theokratie wesentlich auf dem Glauben beruht, also von der Freiheit wenig beeinflußt ist, während im Occident der freie Menschengeist und die polit. Erkenntniß als deren Basis erscheint. Nichtsdestoweniger sind beide Hauptzweige der vorchristlichen S. nicht nur durch eine gewisse Einheit, welche eine Mehrzahl von S. ausschließt, sondern auch und besonders dadurch verwandt, daß sie nur einem einzelnen Volke oder einer einzelnen Volksklasse, nicht dem Menschen überhaupt, die staatliche Eigenschaft, das Recht zu staatlicher Existenz und activer Antheilnahme am staatlichen Leben zusprechen. Das von den griech. Philosophen bereits erkannte Princip, daß der Mensch als solcher auch frei-thätiges Glied des Staats sei, ist die Basis des modernen Staats und seiner Wissenschaft geworden. Der Fortschritt ist theils durch das Christenthum eingeleitet worden, welches alle Menschen zu Gottes Kindern erklärte, theils durch die Germanen, welche verschiedene Völker als berechtigt und frei anerkannten. Aber während des ganzen Mittelalters hat die confessionelle Ausschließlichkeit und Verfolgungssucht die Entwickelung des Princips aufgehalten. Erst seit dem 16. Jahrh., angeregt durch den Geist der Renaissance, kommt ein freies Staatsbewußtsein zum Durchbruch und beginnt eine neue S., an deren Fortbildung alle europ. und amerik. Culturnationen sich betheiligen. Auf den deutschen Universitäten wurden die S. längere Zeit sehr vernachlässigt und erst in der neuern Zeit ist ein Umschwung zu ihren Gunsten eingetreten; nur erst auf einigen wenigen Universitäten bilden sie eine eigene Facultät, an den meisten sind sie mit der philos. (nur zu einem kleinen Theil mit der juriſt.) Facultät vereinigt. Als vorbereitende S. gelten die Statistik (s. d.), die Gesellschaftslehre (s. Gesellschaft und Sociologie) und die Volkswirthschaftslehre (s. Nationalökonomie). Als eigentliche S. sind Staatsrecht (s. d.) und Politik zu unterscheiden, welche den Staat in seiner festen Ordnung und in seinem praktischen Leben (Fortschritt) betrachten. Daran schließen sich das Völkerrecht (s. d.), welches die Beziehungen der Staaten nach außen zu andern Staaten und fremden Personen ordnet, das Verwaltungsrecht und die Verwaltungslehre (Polizei), sodann die Finanzwissenschaft (s. Finanzen, Finanzwissenschaft) als besondere Disciplinen.

Stab (franz. aune) ist in Frankreich, in der Schweiz und in Frankfurt a. M. der Name eines frühern Ellenmaßes. Dasselbe war in Frankreich = 526⁵/₆ par. Linien oder 1,188 Mt. in der Schweiz (bis Ende 1876 gesetzlich gewesen) 2 Ellen oder 1,2 Mt., in Frankfurt a. M. (bis Ende 1871 üblich gewesen) 1,182 Mt. Nach der deutschen Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 ist S. gleichbedeutend mit Meter.

Stab bezeichnet das bei den Commandobehörden der Truppen, vom Bataillon u. s. w. aufwärts, stehende Personal. Dazu gehören außer dem Commandeur: Adjutanten, Generalstabsoffiziere, Militärbeamten, Unteroffiziere, Ordonnanzen, Trainsoldaten, von denen die mit Offizierrang bekleideten den Oberstab, die übrigen den Unterstab bilden. Dem S. der höhern Commandos (Brigaden, Divisionen, Armeecorps) werden im Kriege Stabswachen zur Bedeckung zugetheilt. Stabsoffizier ist ein Offizier von solcher Charge, daß ihm ein S. zukommt. Den zum S. gehörigen Personen wird theilweise dieser Name vorgesetzt, so z. B. Stabshornist, Stabstrompeter, Stabsfourier. Stabsquartier bezeichnet den Standort einer Commandobehörde. Ueber Generalstab oder Generalquartiermeisterstab s. Generalstab.

Stabat mater heißt ein berühmter geistlicher Gesangtext in lat. Terzinen, welcher als sog. Sequenz (s. d.) in der kath. Kirche, besonders an dem Feste der Sieben Schmerzen Mariä, gesungen wurde und in welchem der inbrünstige Marienculus des Mittelalters einen herrlichen Ausdruck fand. Wahrscheinlich ist er von dem Minoriten Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacoponus genannt, verfaßt, der ein gelehrter Jurist war, durch den Tod seiner Gattin bewogen, 1268 in den Orden der Tertiarier trat, sich den finstern Bußübungen bis zum Wahnsinn ergab und 1306 starb. Der Text hat viele Abänderungen erfahren und ist oft ins Deutsche übersetzt worden. Die besten Kirchencomponisten haben ihn componirt. Am berühmtesten sind die Compositionen von Palestrina (achtstimmig), Steffani, Pergolesi und Astorga, unter den Neuern die von Jos. Haydn, Winter, Neukomm, Rossini u. a. Vgl. Lisco, «Stabat mater. Hymnus auf die Schmerzen der Maria» (Berl. 1843).

Staberl war eine stehende Figur der ältern wiener Localposse, ein echter wiener Bürger, ein Parapluiemacher, der sich zwar sehr ungeschickt benimmt, aber durch seinen Mutterwitz sich doch immer durchhilft. Die meisten Stücke, in welchen S. die Hauptrolle hat, sind von Bäuerle.

Stabiä, kleine Küstenstadt der ital. Landschaft Campanien, zwischen Pompeji und Surrentum, bei dem heutigen Castellamare (s. d.) di Stabia, wurde, nachdem es schon von Sulla im Bundesgenossenkriege zum Theil zerstört worden war, bei dem furchtbaren Ausbruche des Vesuv 79 n. Chr. zugleich mit Herculanum (s. d.) und Pompeji (s. d.) gänzlich verschüttet. Einige Häuser davon wurden im 18. Jahrh. ausgegraben, die Ausgrabungen sind aber, weil weniger ergiebig an Kunstwerken als die in den beiden andern verschütteten Städten, wieder aufgegeben worden.

Stabiles Gleichgewicht, s. Gleichgewicht.

Stabilität (vom lat. stabilis, d. i. stehend und beständig) nennt man namentlich in der Politik die starre Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, im Gegensatz zu der Bewegungspartei, und Stabilitätssystem das systematische Bestreben, das Bestehende zu erhalten (s. Conservativ).

Verzeichniß
der im dreizehnten Bande enthaltenen Artikel.

S.

Salz. 1.
Salza (Herm. von; Hugo von). 2.
Salzach. 3.
Salzätherweingeiſt. 3.
Salzbrunn. 3.
Salzburg (Herzogthum). 4.
Salzburg (Stadt in Oeſterreich). 5.
Salzburg (Stadt in Deutſch-Lothringen), ſ. Château-Salins.
Salze. 7.
Salzfluß, ſ. Elzem.
Salzgitter. 7.
Salzkammergut. 7.
Salzmann (Chriſtian Gotthilf; Karl). 8.
Salzpflanzen. 9.
Salzſäure. 9.
Salzſee, ſ. Salt-Lake.
Salzſteuer. 10.
Salzuſten. 10.
Salzungen. 10.
Salzwedel (Stadt; Kreis). 10.
Salzwerke, ſ. Salz.
Samaden. 11.
Samara (Gouvernement; Stadt). 11.
Samarang. 12.
Samaria. 12.
Samarin (Juri). 12.
Samariter. 13.
Samarkand. 14.
Samarow (Gregor). 14.
Sambor. 15.
Sambre. 15.
Sambucus, ſ. Flieder.
Samen (animaliſch). 15.
Samen (botaniſch). 16.
Sämiſchgerberei, ſ. Gerberei.
Samland. 17.
Sammt. 17.
Samniter. 17.
Samoa-Inſeln. 18.
Samogitien. 19.
Samojeden. 19.
Samos. 20.
Samoſata. 20.
Samothrake. 20.
Samowar. 21.
Samſöe. 21.
Samuel. 21.
Samûm. 21.
Sämund. 22.
Sammwer (Karl Friedr. Lucian). 22.
San. 22.
San-Antonio. 22.
San-Domingo (Staat). 23.
San-Domingo (Stadt). 25.
San-Fernando. 25.
San-Francisco. 25.
San-Ildefonſo, ſ. La-Granja.
San-Jago de Chile, ſ. Santiago.
San-Jago de Cuba, ſ. Santiago de Cuba.
San-José. 26.
San-Juan-Frage. 26.
San-Lazzaro. 27.
San-Luis-Potoſi (Staat; Stadt). 27.
San-Marino (Republik; Stadt). 27.
San-Remo. 29.
San-Salvador (Staat). 29.
San-Salvador (Stadt). 30.
San-Sebaſtian. 30.
San-Stefano. 30.
Sanâ. 31.
Sanadon (Noël Etienne). 31.
Sanchoniathon. 31.
Sanct-Bernhard, ſ. Bernhard.
Sanct-Blaſien. 32.
Sanct-Florian. 33.
Sanct-Gallen (Canton; Stadt). 33.
Sanct-Goar (Stadt; Kreis). 35.
Sanct-Gotthard. 35.
Sanct-Helena. 39.
Sanct-Jakob. 40.
Sanct-Moritz. 40.
Sanct-Pölten. 41.
Sanct-Veit. 41.
Sanct-Wendel. 41.
Sanction. 41.
Sanctius (Franz). 41.
Sanctuarium. 41.
Sand (Mineral). 42.
Sand (George). 42.
Sand (Karl Ludw.). 44.
Sandale. 44.
Sandarak. 44.
Sandbank. 45.
Sandberger (Fridolin). 45.
Sanddorn, ſ. Hippophaë.
Sandeau (Léonard Sylvain Jules). 45.
Sandec. 46.
Sandelholz. 46.
Sander. 46.
Sanders (Daniel). 47.
Sandhafer, ſ. Elymus.
Sandhurſt. 47.
Sandifort (Eduard; Gerard). 47.
Sandrart (Joachim von). 47.
Sandſchak. 48.
Sandſtein. 48.
Sandwichinſeln. 48.
Sangerhauſen (Stadt; Kreis). 50.
Sängerkrieg, ſ. Wartburgkrieg.
Sangir. 51.
Sanguinaria. 51.
Sanguiniker, ſ. Temperamente.
Sanguisorba. 51.
Sanhedrin, ſ. Synedrium.
Sanherib. 51.
Sanitätsweſen, ſ. Staatsarzneikunde.
Sannazaro (Jacopo). 52.
Sansculotten. 52.
Sanskrit. 52.
Sanſovino. 60.
Sansſouci. 60.
Santa-Anna (Antonio Lopez de). 61.
Santa-Catharina (Provinz; Inſel). 62.
Santa-Fé de Bogotá, ſ. Bogotá.
Santa-Maura, ſ. Leukadia.
Santander. 62.
Santarém (Stadt; Diſtrict). 63.
Santerre (Landſchaft). 63.
Santerre (Antoine Joſeph). 63.
Santi (Rafael), ſ. Rafael Santi.
Santiago (Stadt; Provinz). 64.
Santiago de Cuba. 65.
Santillana (Iñigo Lopez de Mendoza, Marques von). 65.
Säntis. 65.
Santolina. 66.
Santorin. 66.
Santos. 67.
Sanz del Rio (Julian). 67.
São-Francisco. 67.
Saône (Fluß; Depart. Oberſaône; Saône-Loire). 67.
Saphir (Edelſtein). 68.
Saphir (Mor. Gottlieb). 68.
Sapieha (Familie). 69.
Sapindus. 69.
Saponaria. 70.
Saporoger. 70.
Sappe. 71.

Sappeurs. 71.
Sappho. 71.
Saprolegniaccen. 72.
Saprophyten, ſ. Paraſiten (bot.) und Pilze.
Sarabanda. 73.
Saragoſſa. 73.
Sarah. 74.
Sarajewo, ſ. Bosna-Serai.
Sarapis. 74.
Saraſate (Pablo de). 75.
Saratoga-Springs. 75.
Saratow (Gouvern.; Stadt). 75.
Sarawak. 76.
Sarazenen. 77.
Sarbiewſki (Matthias Kaſimir). 77.
Sarcine. 77.
Sarcom. 77.
Sardanapal. 77.
Sardelle. 78.
Sardes. 78.
Sardine, ſ. Sardelle.
Sardinien (Inſel). 78.
Sardinien (Königreich). 80.
Sardoniſches Lachen. 87.
Sardonyx. 88.
Sardou (Victorien). 88.
Sarepta. 88.
Sargaſſomeer. 88.
Sargon. 89.
Sarkasmus. 89.
Sarkophag. 89.
Sarmaten. 90.
Sarnen. 90.
Saron. 91.
Saroniſcher Meerbuſen. 91.
Sáros. 91.
Sarothamnus. 91.
Sarpi. (Paolo). 92.
Sarre. 92.
Sars (Michael). 92.
Sarſenet. 92.
Sarthe (Fluß; Departement). 93.
Sarti (Giuſeppe). 93.
Sarto (Andrea del). 93.
Sartorius (Georg, Freiherr von Waltershauſen; Joh. Georg). 94.
Sartorius von Waltershauſen (Wolfgang). 94.
Saſſafras. 95.
Saſſaniden. 95.
Saſſaparille. 95.
Saſſari (Provinz; Stadt). 96.
Saſſenage. 96.
Saſſiſch. 97.
Saßnitz. 97.
Saſſoferrato. 97.
Saſſolin, ſ. Borax.
Satan. 97.
Satelliten, ſ. Nebenplaneten.
Saterland. 97.
Satiniren. 97.
Satire. 97.
Satrapen. 98.
Sattel. 98.
Sattelhöfe. 98.
Sättigung. 99.
Sättigungscapacität. 99.
Satureja. 99.
Saturn (Planet). 99.
Saturnalien. 100.
Saturninus (Lucius Appulejus). 100.
Saturninus (Gnoſtiker). 100.
Saturniſcher Vers. 101.
Saturnus (Gott). 101.
Satyr. 101.
Satyriaſis. 101.
Satyrſpiel. 102.
Satz. 102.
Sau (Thier), ſ. Schweine.
Sau (Fluß), ſ. Save.
Saubohne, ſ. Bohne.
Saubrot, ſ. Cyclamen und Lathyrus.
Sauerampfer, ſ. Ampfer.
Sauerbrunnen, ſ. Kohlenſäure und Mineralwaſſer.
Sauerdorn, ſ. Berberize.
Sauerklee. 102.
Sauerland. 102.
Sauerſtoff. 104.
Sauerteig. 105.
Säuferwahnſinn, ſ. Delirium.
Säugen und Säugling. 105.
Säugethiere. 106.
Saugpumpe, ſ. Pumpe.
Saul (König von Iſrael). 107.
Sauley (Louis Félicien Joſeph Caignart de). 108.
Säule. 108.
Säulengang und Säulenhalle, ſ. Porticus.
Säulenordnung. 109.
Saumur (Stadt). 109.
Sauppe (Hermann). 110.
Säuren. 110.
Saure Wetter. 110.
Saurier. 110.
Sauſſure (Horace Bénédicte de; Théodore de; Henri de). 110.
Sauternes. 111.
Sauvegarde. 111.
Savage (Richard). 111.
Savannah. 111.
Savannen. 112.
Savary (Anne Jean Marie René). 112.
Save. 113.
Saverne. 113.
Savigliano. 113.
Savigny (Friedr. Karl von). 113.
Savigny (Karl Friedr. von). 114.
Savona. 115.
Savonarola (Girolamo). 115.
Savoyen. 116.
Sax (Antoine Joſeph Adolphe). 118.
Saxifraga. 118.
Saxo. 118.
Saxon. 119.
Say (Jean Baptiſte; Horace Emile; Jean Baptiſte Léon). 119.
Sayce (Archibald Henry). 120.
Sayn und Wittgenſtein. 120.
Sbirren. 121.
Scabinus, ſ. Schöppen.
Scabiosa. 121.
Scagliola. 122.
Scala (muſikaliſch). 122.
Scala (Geſchlecht). 122.
Scaliger (Julius Cäſar; Joſeph Juſtus). 122.
Scalpiren. 123.
Scammoninm. 123.
Scandiren. 123.
Scanzoni von Lichtenfels (Friedr. Wilh.). 123.
Scapulier. 124.
Scarabäus. 124.
Scaramuz. 124.
Scarborough. 124.
Scarlatti (Aleſſandro; Domenico). 124.
Scarpa (Antonio). 125.
Scarpanto, ſ. Skarpanto.
Scarron (Paul). 126.
Scartazzini (Johs. Andr.). 126.
Scaurus (Marcus Aemilius). 126.
Sceaux. 127.
Scene. 127.
Sceniſche Spiele. 127.
Scepter. 128.
Schabe. 128.
Schabkunſt, ſ. Kupferſtechkunſt.
Schablone. 128.
Schach, ſ. Schachſpiel.
Schachmaſchine, ſ. Kempelen (Wolfgang von). 129.
Schächenbach. 129.
Schachowskoi (Familie). 129.
Schachſpiel. 130.
Schacht. 131.
Schachtelhalm, ſ. Equisetum.
Schachtöfen. 132.
Schack (Adolf Friedr., Graf von). 132.
Schade (juriſtiſch), ſ. Damnum.
Schädel. 133.
Schadenerſatz, ſ. Damnum und Haftpflicht.
Schadow (Joh. Gottfr.; Zeno Ridolfo). 133.
Schadow (Wilh. Friedr. von). 134.
Schaf und Schafzucht. 135.
Schafarik (Paul Joſ.) 137.
Schafberg. 138.
Schäfer (Heinr.). 138.
Schaefer (Joh. Wilh.). 138.
Schaefer (Arnold). 139.
Schäferpoeſie. 139.
Schaffgotſch (Familie). 140.
Schaffhauſen (Canton; Stadt). 140.
Schäffle (Alb. Eberhard Friedr.). 142.
Schafgarbe, ſ. Achillea.
Schafhaut, ſ. Amnion.
Schafhäutl (Karl Franz Emil von). 142.
Schafzucht, ſ. Schaf.
Schah. 143.

Schakal. 143.
Schalk. 143.
Schalken (Gottfried). 144.
Schall. 144.
Schaller (Ant.; Joh.; Ludw.). 146.
Schaller (Jul.). 147.
Schalmei. 147.
Schalotte. 147.
Schalthiere, s. Molusken.
Schaltjahr. 147.
Schaluppe. 148.
Scham. 148.
Schamanen. 148.
Schamyl. 148.
Schandau. 149.
Schandpfahl, s. Pranger.
Schanghai, s. Shanghai.
Schanze. 150.
Schapur. 150.
Scharbock, s. Skorbut.
Scharbockskraut, s. Ficaria.
Scharen. 151.
Scharfrichter. 151.
Scharfschützen. 151.
Scharfoj. 151.
Scharlach (Farbe). 152.
Scharlach (Krankheit). 152.
Scharnhorst (Gerh. Joh. David von; Aug. von). 152.
Schärpe. 153.
Schärtlein, s. Schertlein (Sebastian).
Schäßburg. 154.
Schatten (Optik). 154.
Schatten (Malerei). 154.
Schattenriß, s. Silhouette.
Schattirung. 155.
Schatz. 155.
Schaumburg (Grafschaft; Standesherrschaft; Schloß). 156.
Schaumburg-Lippe. 157.
Schaumkraut, s. Cardamine.
Schauspiel. 158.
Schauspielkunst. 158.
Schebest (Agnese). 159.
Schedone, s. Schidone (Bartolommeo).
Scheele (Karl Wilh.). 159.
Scheeren. 159.
Schefer (Leop.). 159.
Scheffel (Maß). 160.
Scheffel (Jos. Victor von). 160.
Scheffer (Ary). 161.
Scheffler (Johs.), s. Angelus Silesius.
Scheffler (Aug. Christian Wilh. Herm.). 162.
Scheffner (Joh. George). 162.
Scheich-ul-Islam, s. Mufti.
Scheideck. 162.
Scheidekunst. 163.
Scheidemünze. 163.
Scheidenflügler, s. Coleopteren.
Scheidewasser, s. Salpetersäure.
Scheidung, s. Ehescheidung.
Scheidung (metallurgisch). 163.
Schein. 164.
Scheintod. 164.
Schelde. 164.
Schele von Schelenburg (Georg Victor Friedr. Dietrich, Freiherr von; Eduard Friedr. Aug. von). 165.
Schelfhout (Andries). 166.
Schelhorn (Joh. Georg, der Aeltere; Joh. Georg, der Jüngere). 166.
Schellack. 166.
Scheller (Immanuel Joh. Gerh.). 166.
Schellfische. 167.
Schelling (Friedr. Wilh. Jos. von). 167.
Schema. 170.
Schemacha. 170.
Schemnitz. 170.
Schemyl, s. Schamyl.
Schenk (Eduard von). 171.
Schenkel (Gliedmaßen). 171.
Schenkel (Daniel). 171.
Schenkendorf (Gottlob Ferd. Maximilian von). 172.
Schenkung. 173.
Scheppenstedt, s. Schöppenstedt.
Scherbengericht, s. Ostracismus.
Schere. 173.
Scheremetjew (Familie). 173.
Schérer (Barthélemy Louis Joseph). 174.
Scherer (Wilh.). 175.
Scherif. 175.
Scherifsbs. 175.
Scherr (Johs.; Thomas Ignaz). 175.
Schertlin (Sebastian). 176.
Scherz (der). 177.
Scherz (Jos. Georg). 177.
Scherzer (Karl, Ritter von). 177.
Scherzo. 178.
Scheuflein (Hans Leonhard). 178.
Scheune. 179.
Scheuren (Kasp.). 179.
Scheurl (Christoph Gottlieb Adolf von). 179.
Scheveningen. 180.
Scheyern (Dorf; Graf von). 180.
Schiaparelli (Giovanni Virginio). 180.
Schiavone (Andrea). 180.
Schibboleth. 180.
Schibka-Paß, s. Schipka-Paß.
Schicht (Bergwesen). 181.
Schicht (Joh. Gottfr.). 181.
Schichtung. 181.
Schick (Gottlieb). 181.
Schicksal. 182.
Schicksalstragödie. 182.
Schidone (Bartolommeo). 183.
Schiedam. 183.
Schiedsrichter u. Schiedsgericht. 183.
Schiefe Ebene. 184.
Schiefer. 184.
Schieferformation. 185.
Schiefheit. 185.
Schiefner (Franz Ant.). 186.
Schielen. 186.
Schienbein. 187.
Schierling. 187.
Schießbaumwolle. 188.
Schießbeere, s. Rhamnus.
Schießen. 188.
Schießpulver. 189.
Schießscharten. 192.
Schievelbein (Herm.) 193.
Schiff. 193.
Schiffbruch. 194.
Schiffbrücken. 194.
Schifferinseln, s. Samoa-Inseln.
Schifffahrt. 195.
Schifffahrtskunde. 195.
Schifffahrtsschulen. 195.
Schifffahrtsverträge. 196.
Schiffsbaukunst, s. Schiff.
Schiffsgeschütze. 196.
Schiffshalter. 196.
Schiffsjournal, s. Journal.
Schiiten. 197.
Schikaneder (Emanuel). 197.
Schild. 197.
Schilda. 198.
Schilddrüse. 198.
Schilderbent. 198.
Schilderung. 198.
Schildknappe, s. Knappe.
Schildkrot. 198.
Schildkröten. 199.
Schildläuse. 200.
Schildwache. 200.
Schilf. 200.
Schill (Ferd. von). 200.
Schiller (Joh. Christoph Friedr. von; Karl von; Friedr. Ludw. Ernst von; Ernst von; Emilie; Heinr. Ludw.; Heinr. Alexander). 201.
Schiller-Stiftung (Deutsche). 206.
Schilling (Münze). 207.
Schilling (Friedr. Gustav). 207.
Schilling (Johs.). 207.
Schilluk. 208.
Schilter (Joh.). 208.
Schiltigheim. 208.
Schimmel. 208.
Schimmelmann (Heinr. Karl, Graf von; Graf Ernst Heinr.). 209.
Schimmelpenninck (Rutger Jan). 209.
Schimpanse. 209.
Schimper (Wilh.; Karl Friedr.; Wilh. Philipp). 210.
Schinderhannes. 211.
Schink (Joh. Friedr.). 211.
Schinkel (Karl Friedr.). 211.
Schinznach. 212.
Schipka-Paß. 212.
Schir-Ali. 213.
Schirach (Gottlob Benedict von; Wilh. von). 213.
Schiräs. 213.
Schirmer (Joh. Wilh.; Wilh.). 214.
Schirmvogt. 214.
Schirwân. 214.

Schischkow (Alex. Semenowitsch). 215.
Schisma. 215.
Schitomir. 216.
Schizomyceten. 216.
Schlabrendorf (Gust., Graf von). 217.
Schlacht. 217.
Schlachtenmalerei. 218.
Schlachtschitz. 218.
Schlachtsteuer, s. Mahl- und Schlachtsteuern und Steuern.
Schlacken. 219.
Schlackenwerth. 219.
Schladming. 219.
Schlaf. 219.
Schlaf der Pflanzen. 220.
Schläfe. 220.
Schlaflosigkeit. 221.
Schlaffsucht. 221.
Schlagende Wetter. 221.
Schlagfluß. 221.
Schlagintweit (Herm. von; Adolf von; Rob. von; Emil; Eduard). 223.
Schlaglicht. 224.
Schlagschatten, s. Schatten.
Schlagschatz, s. Münze und Münzwesen.
Schlagwirthschaft. 224.
Schlammbäder. 224.
Schlämmen. 224.
Schlan. 224.
Schlangen. 224.
Schlangenbad. 226.
Schlaraffenland, s. Utopien.
Schlechta-Wssehrd (Ottokar Maria, Freiherr). 227.
Schlechte. 227.
Schlegel (Aug. Wilh. von). 227.
Schlegel (Karl Wilh. Friedr. von; Dorothea). 228.
Schlegel (Karl Gust. Mor.; Joh. Karl Fürchtegott). 229.
Schlegel (Joh. Adolf). 230.
Schlegel (Joh. Elias). 230.
Schlegel (Joh. Heinr.; Joh. Friedr. Wilh.). 230.
Schlehen. 231.
Schlei. 231.
Schleich (Eduard). 231.
Schleiche, s. Blindschleiche.
Schleicher (Aug.). 231.
Schleichhandel. 232.
Schleiden (Matthias Jakob; Rudolf). 233.
Schleier. 234.
Schleiermacher (Friedr. Ernst Dan.). 234.
Schleifwerke. 236.
Schleihe. 236.
Schleim. 237.
Schleimfieber. 237.
Schleimhäute. 237.
Schleimpilze, s. Myxogasteres.
Schleinitz (Alexander Gustav Adolf, Freiherr von). 237.
Schleißheim. 238.
Schleiz. 238.
Schlempe. 239.
Schleppschifffahrt, s. Kettenschleppschifffahrt.
Schlesien. 239.
Schlesische Dichterschule, s. Deutsche Literatur.
Schlesische Kriege. 246.
Schleswig (Herzogthum). 248.
Schleswig (Stadt; Kreis; Regierungsbezirk). 249.
Schleswig-Holstein (Provinz). 250.
Schlettstadt. 265.
Schleuder. 265.
Schleudermaschine. 265.
Schleuse. 265.
Schleusingen (Stadt; Kreis). 266.
Schlich. 266.
Schlichtegroll (Adolf Heinrich Friedr.). 266.
Schliemann (Heinr.). 266.
Schließmuskeln. 267.
Schlik (Franz, Graf von S. zu Bassano und Weißkirchen). 267.
Schlingen. 268.
Schlingern. 268.
Schlingpflanzen, s. Lianen.
Schlittschuhe. 268.
Schlömilch (Oskar). 268.
Schloß (architektonisch). 269.
Schloß (technologisch). 269.
Schloßen, s. Hagel.
Schlosser (Friedr. Christoph). 270.
Schlosser (Joh. Georg; Joh. Friedr. Heinr.; Hieronymus Peter; Christian). 271.
Schlözer (Aug. Ludw. von; Christian von; Kurd von; Karl von). 271.
Schlucken. 272.
Schlund, s. Rachen.
Schluß. 272.
Schlüsselbein. 273.
Schlüsselblume, s. Primel.
Schlüsselburg. 273.
Schlüsselgewalt. 273.
Schlußzettel. 274.
Schlüter (Andreas). 274.
Schlutte, s. Judenkirsche.
Schmack. 274.
Schmähschrift, s. Pasquill.
Schmalkalden (Stadt; Herrschaft; Kreis). 274.
Schmalkaldische Artikel. 275.
Schmalkaldischer Bund. 275.
Schmalz (Fett). 277.
Schmalz (Theodor Ant. Heinr.). 277.
Schmarda (Ludw. Karl; Karl Johann). 278.
Schmarotzer und Schmarotzergewächse, s. Parasiten (botanisch und zoologisch).
Schmauß (Joh. Jak.). 278.
Schmeißfliege, s. Fliegen.
Schmelz. 279.
Schmeller (Joh. Andr.). 279.
Schmelz. 279.
Schmelzen. 279.
Schmerlen. 280.
Schmerling (Anton, Ritter von). 280.
Schmerz. 281.
Schmerzensgeld. 281.
Schmettau (Samuel, Reichsgraf von; Karl Christoph, Reichsgraf von; Graf Friedr. Wilh. von). 282.
Schmetterlinge. 282.
Schmetterlingsblütler. 283.
Schmid (Christoph von). 284.
Schmid (Karl Christian Erhard). 284.
Schmid (Joh. Heinr. Theodor). 284.
Schmid (Reinhold). 285.
Schmid (Karl Ernst). 285.
Schmid (Leop.). 286.
Schmidt (Eberh. Karl Klamer). 286.
Schmidt (Eduard Oskar). 286.
Schmidt (Ferd.). 287.
Schmidt (Friedr.). 287.
Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.). 287.
Schmidt (Georg Friedr.) 287.
Schmidt (Georg Philipp). 288.
Schmidt (Heinr. Julian). 288.
Schmidt (Isaak Jak.). 289.
Schmidt (Johs. Friedr. Heinr.). 289.
Schmidt (Mor.). 289.
Schmidt (Wilh. Adolf). 290.
Schmidt-Phiseldeck (Justus von). 290.
Schmidt-Phiseldeck (Konrad Friedr. von). 290.
Schmiedeberg. 291.
Schmieden. 291.
Schmiermittel. 292.
Schminke. 292.
Schmintbohne, s. Bohne.
Schmirgel. 292.
Schmitthenner (Friedr. Jak.). 292.
Schmolle. 293.
Schmoller (Gust.). 293.
Schmöllnitz. 293.
Schmuck. 293.
Schmuggelhandel und Schmuggler, s. Schleichhandel.
Schmutzer (Jak. Matthias). 295.
Schnaase (Karl). 295.
Schnabelthier. 296.
Schnaderhüpfel. 296.
Schnaken, s. Mücken.
Schnarchen. 296.
Schnecken. 297.
Schneckenburger (Max). 297.
Schnee. 297.
Schneeball. 298.
Schneebeere, s. Chiococca.
Schneeberg. 298.
Schneegans (Vogel), s. Gans.
Schneegans (Karl Aug.). 299.
Schneeglöckchen. 299.
Schneehuhn. 300.
Schneekopf. 300.

Schneekoppe. 300.
Schneelinie. 300.
Schneeschuhe. 301.
Schneidemühl. 301.
Schneider (Eugène Joseph). 301.
Schneider (Eulogius). 301.
Schneider (Joh. Christian Friedr.; Joh. Gottlob; Joh. Gottlieb). 301.
Schneider (Joh. Gottlob). 302.
Schneider (Louis). 302.
Schneidervogel. 303.
Schneidewin (Friedr. Wilh.). 303.
Schneißen. 303.
Schneller (Jul. Franz Borgias). 304.
Schnellpresse. 304.
Schnepfe. 307.
Schnepfenthal. 307.
Schnepper. 307.
Schnittlauch, s. Lauch.
Schnitzler (Joh. Heinr.). 307.
Schnorr von Carolsfeld (Veit Hans). 308.
Schnorr von Carolsfeld (Jul.; Ludw.; Malwina; Franz). 308.
Schnorr von Carolsfeld (Ludw. Ferd.). 310.
Schnupfen. 310.
Schnupftabak, s. Tabak.
Schnüren. 310.
Schoa. 310.
Schoch. 311.
Schoedler (Friedr. Karl Ludw.). 311.
Schöffengericht. 311.
Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.
Scholarchat. 312.
Scholastik und Scholastiker. 312.
Schoelcher (Victor). 314.
Scholien. 314.
Schöll (Adolf; Rudolf; Friedr.). 315.
Schöll (Maximilian Samson Friedr.). 315.
Scholle. 316.
Schöllkraut, s. Chelidonium.
Scholten (Joh. Heinr.). 317.
Scholtz (Jul.). 317.
Schömann (Georg Friedr.). 317.
Schomberg (Friedr. Herm. von). 318.
Schomburgk (Sir Rob. Herm.; Otto; Moritz Richard; Jul.). 318.
Schön (in der Kunst). 319.
Schön (Heinr. Theod. von). 320.
Schön (Martin), s. Schongauer (Martin).
Schönaich (Christoph Otto, Freiherr von). 321.
Schönbein (Christian Friedr.). 321.
Schönborn (Geschlecht). 321.
Schönbrunn. 322.
Schönburg (fürstl. und gräfl. Haus). 322.
Schönebeck. 324.
Schönemann (Joh. Friedr.). 324.
Schonen. 324.
Schoner. 325.
Schonganer (Martin). 325.
Schönhals (Karl von). 325.
Schönheit, s. Schön.
Schönlein (Joh. Lukas). 326.
Schönlinde. 326.
Schönschreibekunst, s. Kalligraphie.
Schoolcraft (Henry Rowe). 326.
Schopenhauer (Johanna Henriette; Luise Adelaide). 327.
Schopenhauer (Arthur). 327.
Schöpflin (Joh. Dan.). 329.
Schöpfung. 329.
Schoppe (Amalia). 330.
Schoppen. 330.
Schöppen. 330.
Schöppenstedt. 331.
Schoreel (Jan van). 331.
Schorlemer-Alst (Burghard, Freiherr von). 331.
Schorn (Joh. Karl Ludw. von). 332.
Schorn (Karl). 332.
Schorndorf. 332.
Schornstein. 332.
Schote. 332.
Schotel (Johs. Christianus; Peter Johs.). 333.
Schott (Christian Friedr. Alb.; Alb. Lucian Constans; Arthur; Sigm.). 333.
Schott (Wilh.). 334.
Schottenklöster. 334.
Schottland. 334.
Schottische Dichter. 346.
Schottische Kirche. 348.
Schottische Philosophie. 348.
Schottische Zeuge. 349.
Schouw (Joachim Friedr.). 349.
Schrader (Julius Antonio). 349.
Schraffirung. 350.
Schram. 350.
Schraube. 350.
Schraubenpresse, s. Presse.
Schraubenschiff, s. Dampfschiff und Propellerschraube.
Schrandolph (Joh.; Claudius). 351.
Schrauf (Albr.). 351.
Schreck. 351.
Schreckhorn. 351.
Schreibekrampf. 352.
Schreibekunst. 352.
Schreiber (Aloys Wilh.). 353.
Schreiber (Friedr. von). 353.
Schreibfedern. 353.
Schreibmalerei. 354.
Schreuck (Karl, Freiherr von). 355.
Schrepfer (Joh. Georg). 355.
Schreyvogel (Jos.). 355.
Schrift. 356.
Schriften. 356.
Schriftgießerei. 356.
Schriftsässigkeit. 357.
Schrimm (Stadt; Kreis). 358.
Schröckh (Joh. Matthias). 358.
Schröder (Friedr. Ludw.). 358.
Schröder (Sophie). 359.
Schröder-Devrient (Wilhelmine). 359.
Schrödter (Adolf). 360.
Schröpfen. 361.
Schrot. 361.
Schrot und Korn, s. Münze und Münzwesen.
Schröter (Corona Elisabeth Wilhelmine). 362.
Schrötter (Joh. Hieronymus). 362.
Schrötter (Ritter von Kristelli, Ant.). 362.
Schub. 363.
Schubart (Christian Friedr. Daniel; Ludw.). 363.
Schubart (Joh. Christian, Edler von Kleefeld). 364.
Schubert (Franz Peter). 364.
Schubert (Friedr. Wilh.). 365.
Schubert (Gotthilf Heinr. von). 365.
Schubladenstück. 366.
Schücking (Christoph Bernh. Levin; Luise). 366.
Schuckmann (Friedr., Freiherr von). 367.
Schuderoff (Georg Jonathan). 367.
Schuh- und Schuhfabrikation. 368.
Schuiskoi (Familie). 368.
Schuja. 369.
Schu-king. 369.
Schuld. 369.
Schulden. 369.
Schuldhaft. 370.
Schuldschein. 371.
Schulen. 371.
Schulenburg (von der, Geschlecht). 376.
Schulhoff (Jul.). 377.
Schulpforte, s. Pforta.
Schulsparkassen, s. Sparkassen.
Schulte (Joh. Friedr., Ritter von). 377.
Schultens (Albr.; Joh. Jak.; Heinr. Albr.). 378.
Schultern. 378.
Schultheiß, s. Schulze.
Schultz-Schultzenstein (Karl Heinr.). 378.
Schulz (Alb.). 379.
Schulz (David). 380.
Schulz (Friedr.). 380.
Schulz (Joh. Abraham Peter). 380.
Schulze (Schultheiß). 381.
Schulze (Ernst Konrad Friedr.). 381.
Schulze (Friedr. Aug.). 382.
Schulze (Friedr. Gottlob). 382.
Schulze (Herm. Joh. Friedr.). 383.
Schulze (Gottlob Ernst). 383.
Schulze (Johs.). 384.
Schulze-Delitzsch (Herm.). 384.

Schumacher (Heinr. Christian). 386.
Schumann (Rob.; Klara). 387.
Schumla. 387.
Schuppen. 388.
Schuppenkrankheit. 388.
Schuppenthiere, s. Ameisenfresser.
Schürfen. 388.
Schurmann (Anna Maria von), s. Labadie (Jean de).
Schurz (Karl). 389.
Schusella (Franz; Ida). 389.
Schußwunden. 390.
Schütt. 391.
Schüttenhofen. 392.
Schütz (Christian Gottfr.; Friedr. Karl Julius). 392.
Schütz (Heinr.). 392.
Schutzbrief. 393.
Schütze (Joh. Stephan). 393.
Schützengesellschaften. 394.
Schützengräben. 394.
Schutzgeister, s. Genien.
Schutzmann. 395.
Schutzverwandte. 395.
Schutzzollsystem. 395.
Schuwalow (Familie). 396.
Schwab (Gust.; Joh. Christoph; Christoph Theod.; Karl Heinr. von). 397.
Schwabach. 398.
Schwabe, s. Schabe.
Schwaben. 398.
Schwabenspiegel. 399.
Schwäbische Alp, s. Alp.
Schwäbischer Bund, s. Schwaben.
Schwäbische Dichter. 400.
Schwäbische Kaiser. 400.
Schwäbischer Kreis. 401.
Schwäbisch-Hall. 401.
Schwäche und Schwächezustände. 402.
Schwachsichtigkeit, s. Sehschwäche.
Schwaden (Feuriger), s. Schlagende Wetter.
Schwaden (Polnische), s. Mannahirse.
Schwadron, s. Escadron.
Schwägerschaft. 402.
Schwalbach. 402.
Schwalbe. 403.
Schwalbenwurz, s. Cynanchum.
Schwamm. 403.
Schwämmchen. 403.
Schwämme. 404.
Schwan. 404.
Schwan (Christian Friedr.). 405.
Schwanenfluß. 405.
Schwanenorden. 405.
Schwangerschaft. 406.
Schwanjungfrauen und Schwanritter. 407.
Schwanthaler (Ludw. Michael; Franz Xaver). 408.
Schwär, s. Furunkel.
Schwärmerei. 409.
Schwartz (Marie Espérance von). 409.
Schwartz (Marie Sophie). 409.
Schwarz (Farbe). 409.
Schwarz (Berthold). 410.
Schwarz (Joh. Karl Eduard). 410.
Schwarz (Karl Heinr. Wilh.). 410.
Schwarza. 411.
Schwarzburg (Fürstenhaus). 411.
Schwarzburg-Rudolstadt 412.
Schwarzburg-Sondershausen. 414.
Schwarzdorn, s. Schlehe.
Schwarzes Bret. 417.
Schwarzes Cabinet, s. Briefgeheimniß.
Schwarze Kunst, s. Magie.
Schwarzes Meer. 417.
Schwarzer Prinz, s. Eduard (Prinz von Wales).
Schwarzer Tod. 418.
Schwarze (Friedr. Oskar von). 418.
Schwarzenberg (Stadt). 419.
Schwarzenberg (Geschlecht). 419.
Schwarzenberg (Joh., Freiherr zu). 420.
Schwarzenberg (Adam, Graf zu). 420.
Schwarzenberg (Karl Philipp, Fürst von). 421.
Schwarzenberg (Fürst Felix Ludw. Joh. Friedr.). 422.
Schwarzkümmel, s. Nigella.
Schwarzwald. 422.
Schwarzwild. 424.
Schwarzwurzel. 424.
Schwaz. 424.
Schwechat. 425.
Schweden. 425.
Schwedische Sprache, Literatur und Kunst. 441.
Schwedisch-Pommern. 450.
Schwedt. 450.
Schwefel. 450.
Schwefeläther, s. Aether.
Schwefeläthergeist, s. Liquor.
Schwefelcyan, s. Rhodan.
Schwefelkohlenstoff. 451.
Schwefelleber. 452.
Schwefelsäure. 452.
Schwefelwässer. 453.
Schwefelwasserstoffgas. 454.
Schwefelige Säure. 454.
Schwegler (Alb.) 454.
Schweidnitz (Stadt; Kreis). 455.
Schweigaard (Ant. Martin). 455.
Schweigger (Aug. Friedr.). 455.
Schweigger (Joh. Salomo Christoph). 456.
Schweigger (Karl Ernst Theod.). 456.
Schweine. 456.
Schweinfurt. 457.
Schweinfurter Grün. 458.
Schweinfurth (Georg Aug.; Alexander). 458.
Schweinichen (Hans von). 459.
Schweinschädel. 460.
Schweiß. 460.
Schweißtuch. 460.
Schweitzer (Aug. Gottfr.). 461.
Schweitzer (Jean Baptiste von). 461.
Schweiz. 461.
Schweizer (Miethstruppen). 486.
Schweizer (Alexander). 487.
Schwelen. 487.
Schwelm. 487.
Schwenkfeld (Kasp.). 487.
Schwenkung. 488.
Schweppermann (Seyfried). 488.
Schwere. 488.
Schwererde und Schwerspat, s. Baryt und Barytum.
Schwerhörigkeit. 489.
Schwerin (Fürstenthum). 489.
Schwerin (Stadt). 489.
Schwerin (Geschlecht). 490.
Schwerin (Kurt Christoph, Graf von). 491.
Schwerin (Maximilian, Graf von). 492.
Schwerpunkt. 492.
Schwert. 493.
Schwertbrüder. 493.
Schwertel, s. Gladiolus.
Schwertfisch. 493.
Schwertlilie. 494.
Schwertmagen, s. Agnaten.
Schwetschke (Karl Gust.). 494.
Schwetz. 495.
Schwetzingen. 495.
Schwiebus (Stadt; Land; Kreis). 495.
Schwieger (Jak.). 495.
Schwiele, s. Callus.
Schwimmen. 496.
Schwimmende Batterien. 497.
Schwimmvögel. 497.
Schwind (Mor. von). 498.
Schwindel. 499.
Schwindsucht. 499.
Schwingel, s. Festuca.
Schwingfeste. 499.
Schwingung. 499.
Schwulst, s. Bombast.
Schwund, s. Atrophie.
Schwungkraft, s. Centralbewegung.
Schwungrad. 500.
Schwur, s. Eid.
Schwurgericht. 500.
Schwyz (Canton; Flecken). 503.
Schynpaß. 505.
Sciacca. 505.
Scillyinseln. 506.
Scindia, s. Gwalior.
Scioppius (Kasp.). 506.
Scipio (Familie). 506.
Sclopis de Salerano (Graf Federico). 509.
Scoliose, s. Wirbelsäule.
Scontriren. 509.
Scoresby (William). 509.
Scott (Sir Walter, Vater; Sir Walter, Sohn). 510.
Scott (George Gilbert). 511.
Scott (Winfield). 512.

Scotus und Scotisten, s. Duns Scotus.
Scotus Erigena, s. Erigena.
Scribe (Augustin Eugène). 512.
Scriptores historiae augustae. 514.
Scriver (Christian). 514.
Scrupel, s. Apothekergewicht.
Scrutinium. 514.
Scudéry (Georges de; Madeleine de). 514.
Scudo. 514.
Sculptur, s. Bildhauerkunst.
Scultetus (Andr.). 515.
Scurra. 515.
Scylla. 515.
Scythen. 515.
Sealsfield (Charles). 516.
Seapoys, s. Sipoys.
Sebak. 517.
Sebaldus. 517.
Sebastian (Heiliger). 517.
Sebastian (König von Portugal). 517.
Sebastiani (François Horace Bastien, Graf). 518.
Sebastopol, s. Sewastopol.
Sebenico. 519.
Sebnitz. 519.
Seborrhöe. 519.
Sebulon. 519.
Secante. 519.
Secchi (Pater Angelo). 519.
Seceders. 520.
Sechellen. 520.
Sechs. 521.
Seciren, s. Section.
Seckendorf (Geschlecht). 521.
Seckendorf (Veit Ludw. von). 522.
Seckendorf (Friedr. Heinr., Reichsgraf von). 522.
Seckendorf (Leo, eigentlich Franz Karl Leopold, Freiherr von; Karl Sigmund von). 523.
Seckendorf (Christian Adolf, Freiherr von; Wilh. Adolf von). 524.
Seckendorf (Ant. Gust., Freiherr von; Alfred, Freiherr von). 524.
Secret. 524.
Sect. 525.
Section (militärisch). 525.
Section (medicinisch). 525.
Sector, s. Ausschnitt.
Secundär. 525.
Secundärbahnen. 525.
Secunde. 525.
Secundiz. 525.
Secundogenitur. 525.
Sedaine (Michel Jean). 526.
Sedan (Stadt; Schlacht bei). 526.
Sedes. 528.
Sedgwick (Catherine). 528.
Sedimente. 528.
Sedlitz, s. Seidschütz.
Sedulius (Cölius). 529.
Sedum. 529.
See. 529.
Seeämter. 531.
Seebach (Marie). 531.
Seebäder. 532.
Seebär, s. Robben.
Seeberg. 532.
Seebeute, s. Prise.
Seegebiet. 532.
Seegras. 533.
Seehandel. 533.
Seehandlung. 533.
Seehund, s. Robben.
Seeigel. 534.
Seekalb, s. Robben.
Seekarten. 534.
Seekatz (Joh. Konr.). 535.
Seekrankheit. 535.
Seekrieg. 535.
Seekuh, s. Manati.
Seeland. 536.
Seele. 537.
Seelenheilkunde. 538.
Seelenlehre, s. Psychologie.
Seelenmesse. 539.
Seelenverkäufer. 539.
Seelenwanderung. 539.
Seelilien. 540.
Seelöwe, s. Robben.
Seemächte. 540.
Seemann (Berthold). 540.
Seemeile, s. Meile.
Seenadeln. 541.
Seenesseln, s. Acalephen.
Seeotter. 541.
Seepferdchen. 541.
Seeprotest. 542.
Seeraub. 542.
Seerecht. 542.
Seerose, s. Nymphaea.
Seescheiden, s. Ascidien.
Seeschlacht, s. Seetaktik.
Seeschlangen. 543.
Seesoldaten. 543.
Seesterne. 543.
Seestücke. 544.
Seetaktik. 544.
Seetang, s. Tange.
Seetaucher. 545.
Seetraube, s. Coccoloba.
Seetzen (Ulr. Jaspar). 545.
Seeversicherung. 545.
Seewarte (Deutsche). 546.
Seewissenschaften. 548.
Seewurf. 548.
Seezeichen. 548.
Segeberg. 548.
Segel. 548.
Segeltuch. 549.
Segen. 549.
Segers (Daniel; Geraart). 549.
Segesta. 550.
Segestes, s. Hermann.
Segment, s. Abschnitt.
Segovia. 550.
Seguidilla. 550.
Ségur (Familie). 551.
Ségur d'Aguesseau (Louis Philippe, Graf von; Octave, Graf von; Raymond Joseph Paul, Graf von). 551.
Ségur (Paul Philippe, Graf von). 552.
Sehen. 552.
Sehnen. 554.
Sehnendurchschneidung, s. Tenotomie.
Sehpurpur, s. Sehen.
Sehschwäche. 554.
Seide. 555.
Seide. 557.
Seidel. 557.
Seidelbast, s. Daphne.
Seidenpflanze, s. Asclepias.
Seidenraupe und Seidenzucht. 557.
Seidenschwanz. 558.
Seidl (Joh. Gabriel). 558.
Seidschütz. 559.
Seife. 559.
Seifen. 560.
Seifenkraut, s. Saponaria.
Seifhennersdorf. 560.
Seigneur. 560.
Seilbahn. 560.
Seiler (Georg Friedr.). 560.
Seiltänzer. 561.
Sein. 561.
Seine (Fluß; Depart.). 562.
Seismometer, s. Sismometer.
Seifensalp. 564.
Seitenstechen. 564.
Sejanus (Aelius). 564.
Sekel. 565.
Sekten. 565.
Selam. 565.
Selanik. 565.
Selbstbewußtsein, s. Bewußtsein.
Selbstentzündung. 565.
Selbstherrscher, s. Autokratie.
Selbsthülfe. 566.
Selbstmord. 566.
Selbstsucht, s. Egoismus.
Selbstverbrennung. 567.
Selbstverwaltung, s. Autonomie.
Seldschuken. 567.
Selen. 568.
Selene. 568.
Selenographie, s. Mond.
Seleucia. 568.
Seleuciden. 568.
Seleucus. 569.
Selfgovernment, s. Autonomie.
Seligerfee. 569.
Seligkeit. 569.
Seligsprechung. 570.
Selim I. (türk. Sultan). 570.
Selim II. (Sultan der Osmanen). 570.
Selim III. (Sultan der Osmanen). 571.
Selinus. 571.
Selke. 572.
Selkirk (Grafschaft). 572.
Selkirk (Alex.), s. Robinson Crusoe.
Sella (Quintino). 572.
Sella curulis. 572.

Sellerie, ſ. Apium.
Selterſer Waſſer. 573.
Selz. 573.
Selzerbrunnen. 573.
Sem, Ham und Japhet. 573.
Semaphor. 573.
Semecarpus. 574.
Semele. 574.
Semendria. 574.
Semering, ſ. Semmering.
Semgallen, ſ. Kurland.
Seminar. 574.
Seminolen. 575.
Semiotik. 575.
Semipalatinsk (Diſtrict; Stadt). 575.
Semipelagianer, ſ. Pelagianer.
Semiramis. 576.
Semiten, ſ. Sem.
Semitiſche Epigraphik. 576.
Semitiſche Sprachen. 577.
Semler (Joh. Salomo). 577.
Semlin. 578.
Semmering. 578.
Semnonen. 579.
Sempach. 579.
Semper (Gottfr.; Manfred). 579.
Semper (Karl). 580.
Semperfreie. 581.
Sempervivum, ſ. Hauswurz.
Sempronius (Geſchlecht). 581.
Senar. 581.
Senat. 581.
Send. 584.
Sendomir. 584.
Senebier (Jean). 584.
Seneca (Familie). 584.
Senecio. 585.
Seneſelder (Aloys; Theobald; Georg). 586.
Senegal. 586.
Senegambien. 587.
Senegawurzel, ſ. Polygala.
Seneſchall. 588.
Seneſtrey (Ignaz von). 588.
Senf. 588.
Senföl. 589.
Seniorat, ſ. Majorat.
Senklblei. 589.
Senkenberg (Heinr. Chriſtoph, Freiherr von; Renatus Karl, Freiherr von; Johann Chriſtian). 589.
Senkowſkij (Oſſip Iwanowitſch). 590.
Senkrecht, ſ. Perpendikel.
Senkwage, ſ. Aräometer.
Senlis. 590.
Sennaär (Land; Stadt). 591.
Senne. 591.
Sennerei. 591.
Sennesblätter. 592.
Sennyey (Paul, Freiherr von). 592.
Senonen, ſ. Gallien.
Sens. 592.
Senſal, ſ. Mäkler.
Senſe. 593.
Senſibilität. 593.
Senſitiv und Senſitivität. 593.
Senſitive, ſ. Mimoſe.
Senſualismus. 594.
Sententiarier, ſ. Lombardus (Petrus).
Sentimentalität. 594.
Separation. 594.
Separatiſten. 594.
Sepia. 595.
Sepiazeichnungen. 595.
Sepoys, ſ. Sipoys.
Sepp (Joh. Nepomuk). 595.
September. 596.
Septett. 596.
Septimanien. 596.
Septime. 596.
Septuageſima. 596.
Septuaginta. 596.
Sepulveda (Juan Ginez; Lorenzo de). 597.
Sequaner. 598.
Sequenz. 598.
Sequeſtration. 598.
Seraſſchan. 599.
Serail. 599.
Seraing. 599.
Serajewo, ſ. Bosna-Serai.
Serampore. 600.
Seraph. 600.
Serapis, ſ. Sarapis.
Seraskier. 600.
Serbien. 600.
Serbiſche Sprache und Literatur. 609.
Serbiſche Wojwodſchaft und Temeſer Banat. 612.
Serdar, ſ. Seraskier.
Serenade. 612.
Seres. 612.
Sereſſaner. 613.
Sereth. 613.
Sergeant. 613.
Sergeants at law, ſ. Counſel.
Sergel (Joh. Tobias von). 613.
Sergent, ſ. Sergeant.
Sergipe. 613.
Sergius (Päpſte). 614.
Sergius (Heiliger). 614.
Seriba. 614.
Seringapatam. 614.
Seriphos. 614.
Serös, ſ. Serum.
Serpent. 615.
Serpentin. 615.
Serpuchow. 615.
Serra. 615.
Serradella, ſ. Ornithopus.
Serrano y Dominguez (Francisco, Herzog de la Torre). 615.
Sertorius. 617.
Serum. 618.
Servatius, ſ. Pancratius.
Servet (Michael). 618.
Servile. 618.
Servilius (Geſchlecht). 619.
Servis. 619.
Serviten. 619.
Servitut. 620.
Servius (Maurus Honoratus). 620.
Servius Tullius. 620.
Seſam. 621.
Seſenheim. 621.
Seſoſtris. 621.
Seſterz. 622.
Seſtine. 622.
Seſtini (Domenico). 622.
Seſtius (Geſchlecht). 622.
Seſtri (di Levante; di Ponente). 622.
Setaria. 623.
Seth. 623.
Setſchuan. 623.
Sette Communi, ſ. Communi.
Settegaſt (Herm.). 623.
Setúval. 624.
Setzmaſchine. 624.
Seuche, ſ. Endemie und Epidemie.
Seume (Joh. Gottfr.) 624.
Severn. 625.
Severus (Lucius Septimius, röm. Kaiſer). 625.
Severus (Sulpicius). 626.
Sévigné (Marie de Rabutin-Chantal, Marquiſe von; Henri de; Charles, Marquis von). 626.
Sevilla (Stadt; Provinz). 627.
Sèvre. 628.
Sèvres. 628.
Seward (William Henry; Olive Risley). 629.
Sewaſtopol. 630.
Sewerien. 632.
Sextant. 632.
Sextett. 633.
Sextius (Geſchlecht). 633.
Sextus Empiricus. 633.
Sexualſyſtem, ſ. Pflanzen.
Seydelmann (Jak. Crescenz; Apollonia; Franz). 634.
Seydelmann (Karl). 634.
Seydlitz (Friedr. Wilh. von). 634.
Seyfried (Ignaz, Ritter von). 635.
Seymour (Familie). 635.
Seymour (Horatio). 636.
Sforza (Familie). 636.
Sgraffito. 637.
Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, erſter Graf von). 637.
Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, dritter Graf von). 638.
Shaftesbury (Anthony Ashley-Cooper, ſiebenter Graf von; Cropley Ashley-Cooper, ſechſter Graf von). 638.
Shakers. 638.
Shakſpeare (William; John). 639.
Shanghai. 648.
Shannon. 649.
Shawl. 649.
Shee (Martin Archer). 650.
Sheerneß. 650.
Sheffield. 650.

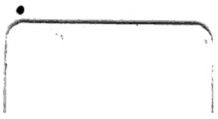
Shelley (Percy Byſſhe; Mary Wollſtonecraft; Sir Percy Florence). 650.
Shenandoah. 651.
Sheridan (Philipp Henry). 651.
Sheridan (Rich. Brinsley). 652.
Sheriff. 653.
Sherman (William Tecumſeh). 653.
Shetlandinſeln. 654.
Shields. 655.
Shire. 655.
Shirley (James). 655.
Shirting. 655.
Shoddy. 655.
Shoeburyneß. 656.
Shrapnel. 656.
Shrewsbury. 656.
Shrop. 657.
Shukowſkij (Waſſilij Andrejewitſch). 658.
Siam. 658.
Sibbern (Frederik Chriſtian). 660.
Sibirien. 660.
Sibka-Paß, ſ. Schipka-Paß.
Sibyllen. 662.
Sicard (Roch Ambroiſe Lucurron, Abbé). 662.
Siccard von Siccardsburg (Aug. von). 662.
Siccativ. 663.
Sichel. 663.
Sichem. 663.
Sicheres oder Freies Geleit, ſ. Geleit.
Sicherheitslampen. 663.
Sicherheitsventil. 664.
Sicht. 664.
Siciliane. 664.
Sicilien (Inſel). 664.
Sicilien (Königreich beider). 669.
Sicilische Vesper. 680.
Sicilische Weine. 680.
Sickel (Theod.). 681.
Sickingen (Franz von). 681.
Siculer. 682.
Sicyon. 682.
Siddons (Sarah). 682.
Sideral licht. 682.
Siderographie, ſ. Stahlſtich.
Siderolith. 682.
Sideroxylon. 683.
Sidmouth (Stadt). 683.
Sidmouth (Henry Addington, Viscount). 683.
Sidney (Algernon). 683.
Sidney (Sir Philip). 684.
Sidney (Stadt), ſ. Sydney.
Sidon. 684.
Sidonius Apollinaris. 685.
Sieben. 685.
Sieben freie Künſte, ſ. Freie Künſte.
Sieben gegen Theben. 685.
Sieben Weiſe. 685.
Sieben weiſe Meiſter. 686.
Sieben Wunder der Welt. 687.
Siebenbürgen. 687.
Siebengebirge. 689.
Siebengeſtirn. 690.
Siebenjähriger Krieg. 690.
Siebenpfeiffer (Phil. Jak.). 696.
Siebenſchläfer (in der Legende). 696.
Siebenſchläfer (Säugethier). 696.
Siebold (Familie). 697.
Siebold (Karl Theod. Ernſt von; Eduard Kaspar Jak. von). 697.
Siebold (Philipp Franz von). 698.
Siedepunkt. 698.
Sieg (Fluß; Kreis). 699.
Siegel. 699.
Siegelerde, ſ. Bolus.
Siegellack. 700.
Siegelmäßigkeit. 700.
Siegen (Stadt; Kreis; Fürſtenthum). 700.
Siegenbeek (Matthijs). 701.
Siegfried. 701.
Siegwurz, ſ. Gladiolus.
Siel. 702.
Siemens (Familie). 703.
Siena (Stadt; Provinz). 705.
Sierra. 705.
Sierra Leone. 705.
Sierra Morena. 706.
Sierra Nevada. 707.
Sieſta. 707.
Sieveking (Karl; Georg Heinr.; Herm.; Friedr., Vater; Friedr., Sohn; Amalia). 707.
Sievershauſen. 708.
Sieyès (Emanuel Joſ.). 708.
Sigambern. 709.
Sigebert von Gemblours. 709.
Sigel (Franz). 709.
Sigeum. 710.
Sigismund (deutſcher Kaiſer). 710.
Sigismund I. (König von Polen). 711.
Sigismund II. Auguſt (König von Polen). 711.
Sigismund III. (König von Polen und Schweden). 712.
Sigmaringen (Stadt; Oberamtsbezirk; Regierungsbezirk). 713.
Signal. 713.
Signatur. 714.
Sign elli (Luca). 715.
Sigonius (Carlo). 715.
Sikaner, ſ. Siculer.
Silbe. 715.
Silawald. 717.
Silbe, ſ. Wort.
Silbenräthſel, ſ. Charade.
Silber. 717.
Silberberg. 719.
Silberflotte. 719.
Silberling, ſ. Sekel.
Silbermann (Gottfr.; Joh. Andreas; Joh. Heinr.). 719.
Silcher (Friedr.). 719.
Silen. 720.
Silhouette. 720.
Silicium und Silicate (kieſelſaure Salze), ſ. Kieſel.
Silifiria. 720.
Silius Italicus (Gajus). 721.
Sillen. 721.
Sillery. 721.
Silliman (Benjamin, Vater; Benjamin, Sohn). 721.
Silo. 722.
Sils. 722.
Siluriſches Syſtem. 722.
Silva Mendez Leal (José da). 722.
Silvanus. 722.
Silvretta. 723.
Silybum. 723.
Simancas. 723.
Simbirsk (Gouvernem.; Stadt). 724.
Simeon. 724.
Simferopol. 724.
Simla. 724.
Simmen. 725.
Simmer. 725.
Simmern (Stadt; Fürſtenthum; Kreis). 725.
Simms (William Gilmore). 726.
Simon (Bruder Jeſu; der Kananiter). 726.
Simon (Aug. Heinr.). 726.
Simon (Jules François Simon Suiſſe, genannt Jules). 726.
Simon (Ludw.). 727.
Simon (Richard). 728.
Simonianer. 728.
Simonides. 728.
Simonie. 729.
Simpliciſſimus. 729.
Simplicius. 729.
Simplon. 729.
Simrock (Karl). 730.
Simſon (Nationalheld der Hebräer). 731.
Simſon (Martin Eduard; Bernhard Eduard). 731.
Simultane Krankheiten. 732.
Simultaneum. 732.
Sinai. 732.
Sinapis, ſ. Senf.
Sinclair (Sir John). 732.
Sind. 733.
Sinecure. 734.
Singapore (Inſel; Stadt). 734.
Singen, ſ. Geſang und Vocalmuſik.
Singhaleſen und Singhaleſiſche Sprache, ſ. Ceylon und Indiſche Sprachen.
Singſpiel. 735.
Singular, ſ. Numerus.
Singvögel. 735.
Sinigaglia. 735.
Sinkwerke, ſ. Grubenbau.
Sinn und Sinne. 735.
Sinnbild. 737.
Sinngedichte. 737.
Sinngrün, ſ. Immergrün.
Sinnlichkeit, ſ. Sinn und Sinne.
Sinnpflanze, ſ. Mimoſe.
Sinope. 737.
Sinsheim. 738.

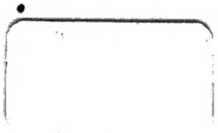
Sintenis (Christian Friedr.; Karl Heinr.; Joh. Christian Sigismund; Wilh. Franz; Karl). 738.
Sintenis (Karl Friedr. Ferd.). 739.
Sinter. 739.
Sin-to. 740.
Sinus. 740.
Sinzig. 740.
Sioux. 740.
Sipahis, s. Spahis.
Siphnos. 741.
Siphon. 741.
Sipontum. 741.
Sipoys. 741.
Sippschaft. 741.
Sir. 741.
Sir-Darja (Fluß; Gebiet). 742.
Sirach. 742.
Siracusa. 742.
Sirani (Giovanni Andrea; Elisabetta). 742.
Sirenen (Mythologie). 742.
Sirenen (im Seewesen). 743.
Sirius. 743.
Sirocco. 743.
Sirventes. 743.
Sismometer. 743.
Sismondi (Jean Charles Léonard Simonde de). 743.
Sissek. 744.
Sistowa. 744.
Sistrum. 744.
Sisyphus. 744.
Sitka (Insel; Stadt). 745.
Sitte. 745.
Sitten. 745.
Sittenpolizei. 746.
Situation. 746.
Situationszeichnen. 746.
Sium. 749.
Siut. 750.
Siva, s. Indische Religion.
Sivertsen (Cort), s. Adelaar.
Siwah (Oase; Ort). 750.
Sixtinische Kapelle, s. Rom (Stadt).
Sixtinische Madonna, s. Rafael Santi.
Sixtus (Päpste). 750.
Sjöberg (Erik). 751.
Sjögren (Andr. Joh.). 752.
Skager-Rack. 752.
Skalde. 752.
Skalitz. 753.
Skamander. 753.
Skanderbeg. 753.
Skandinavien. 754.
Skandinavische Sprachen, s. Nordische Sprachen und Literaturen.
Skara. 756.
Skarbek (Friedr., Graf). 757.
Skarga (Piotr Pawęski). 757.
Skarpanto. 757.
Skat. 758.
Skating-Rink. 758.
Skazon, s. Choliamb.
Skelet. 759.
Skepsis und Skepticismus. 759.
Skiagraphie. 760.
Skien. 760.
Skink. 760.
Skiron. 760.
Skizze. 760.
Sklavenküste, s. Guinea.
Sklaverei. 761.
Skoda (Jos.). 769.
Skolien. 770.
Skoliose, s. Schiefheit.
Skopas. 770.
Skopzen. 771.
Skorbut. 771.
Skorpione. 772.
Skrofulose. 772.
Skrzynecki (Jan Boncza). 773.
Skupschtina. 774.
Skutari. 774.
Skylax. 774.
Skymnus. 775.
Skyros. 775.
Skytale. 775.
Slaven. 775.
Slawische Literaturen. 777.
Slawische Mythologie. 779.
Slawische Sprachen. 780.
Slawonien. 781.
Sleidanus (Joh.). 782.
Slibovicz. 782.
Sligo (Grafschaft; Ort). 783.
Slingeland (Pieter van). 783.
Sloka. 783.
Slowacki (Jul.). 783.
Slowaken. 784.
Slowenen. 784.
Sluis. 785.
Smala. 785.
Småland. 785.
Smalte. 785.
Smaragd. 786.
Smichow. 786.
Smidt (Joh.). 786.
Smith (Adam). 786.
Smith (James; Horace). 787.
Smith (Sydney). 788.
Smith (Sir William Sidney; James Spencer). 788.
Smithsonian Institution. 789.
Smolensk. 790.
Smollett (Tobias). 790.
Smyrna. 791.
Snell (Ludw.; Christian Wilh.; Friedr. Wilh. Daniel; Wilh.; Karl). 792.
Snellaert (Ferd. Augustyn). 793.
Snellius (Willebrord). 794.
Snidergewehr. 794.
Snieders (Johan Renier; Aug.). 794.
Snorri Sturluson. 794.
Snyders (Franz). 795.
Sobieski, s. Johann III. Sobieski.
Soccus. 795.
Socialdemokratie und Socialismus. 795.
Sociale Frage, s. Arbeiterbewegung.
Societät, s. Gesellschaftsvertrag.
Societätsinseln, s. Gesellschaftsinseln.
Socinianer. 801.
Sociologie. 802.
Soda. 802.
Sodawasser. 802.
Sodbrennen. 802.
Soden (Ort; Städtchen; Flecken, Dorf). 803.
Soden (Friedr. Jul. Heinr., Graf von). 803.
Södermanland. 803.
Sodom und Gomorrha. 804.
Sodoma. 804.
Sodomie, s. Unzucht.
Soest (Stadt; Kreis). 804.
Sofala (Land; Stadt). 805.
Soffiten. 805.
Sofia. 805.
Sofismus, s. Sufismus.
Softa. 805.
Sogen. 805.
Sohl. 806.
Sohn (Karl Ferd.; Wilh.). 806.
Soho, s. Birmingham.
Soissons (Stadt; Reich; Grafen von). 807.
Soja. 808.
Sokoto, s. Haussa.
Sokotora. 809.
Sokrates. 809.
Sokratiker. 811.
Sol, s. Helios.
Solanum. 812.
Solaröl. 812.
Solb. 813.
Soldanella, s. Alpenglöckchen.
Soldat. 813.
Soldin (Stadt; Kreis). 813.
Soldo, s. Solidus.
Solfatara. 813.
Solfeggio. 814.
Solferino. 814.
Solger (Karl Wilh. Ferd.). 815.
Solicitor-general, s. Staatsanwaltschaft.
Solidarisch. 815.
Solidus. 815.
Soliman (osman. Sultan). 816.
Solingen (Stadt; Kreis). 817.
Solinus (Gajus Julius). 817.
Solipsen. 817.
Solis (Virgil). 817.
Solis y Ribadeneira (Antonio de). 817.
Solling. 818.
Sollohub (Wladimir Alexandrowitsch, Graf). 818.
Solmisation. 818.
Solms (Geschlecht). 819.
Solnhofen. 819.
Solo. 820.
Solöcismus. 820.
Solon. 820.
Solothurn (Canton; Stadt). 821.
Solowjew (Sergej Michajlowitsch). 823.

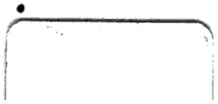
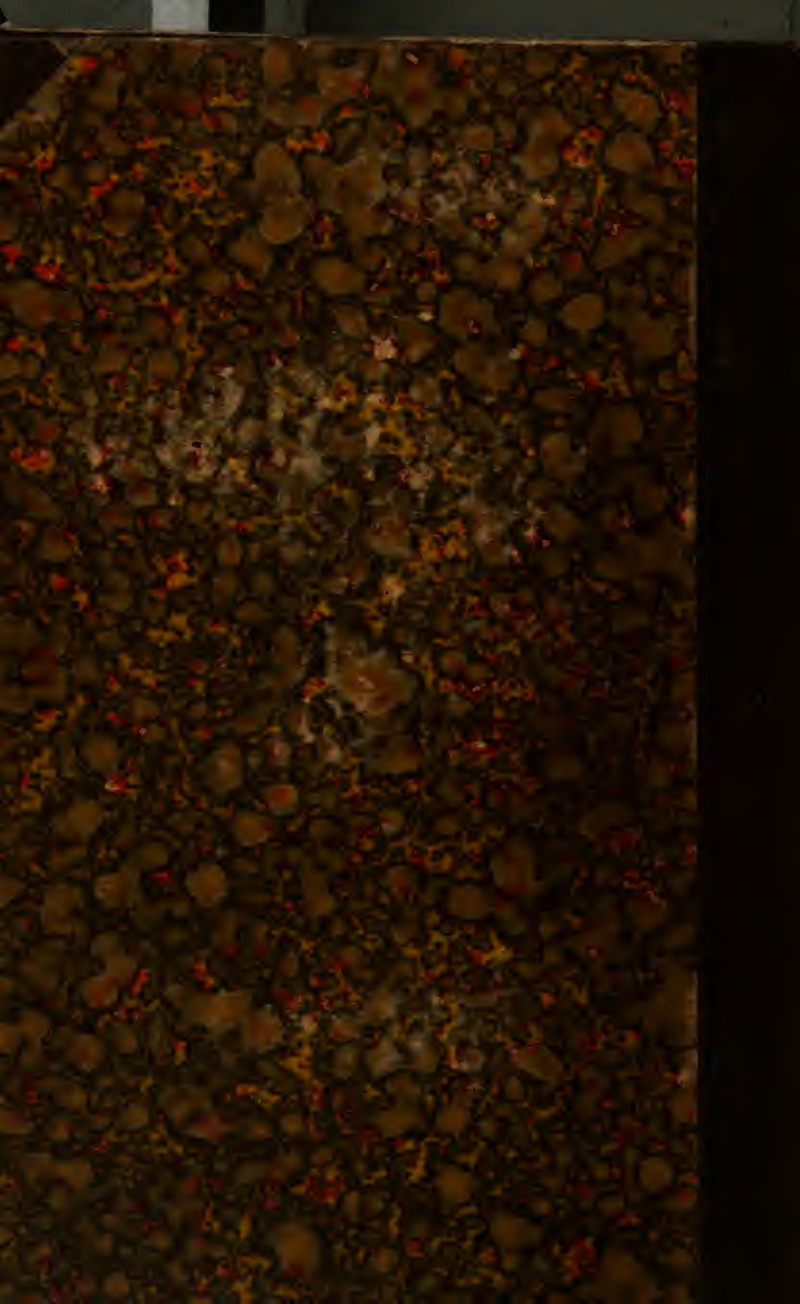
Solstitium, s. Sonnenwenden.
Soltikow (Geschlecht). 823.
Söltl (Joh. Michael von). 824.
Somäli. 824.
Sombrerit, s. Phosphorit.
Somerset (Grafschaft). 825.
Somerset (Grafen- und Herzogstitel). 826.
Somers-Inseln, s. Bermuda-Inseln.
Somerville (Mary). 827.
Somerville (Will.). 828.
Somino. 828.
Sommation. 828.
Somme (Fluß; Departement). 828.
Sommer. 829.
Sömmerda. 829.
Sommerfeld. 829.
Sommerflecken. 830.
Sömmerring (Sam. Thomas von). 830.
Somnambulismus. 830.
Somnus. 831.
Somssich (Paul). 831.
Sonate. 831.
Sonchus. 831.
Sonde. 832.
Sonderbund und Sonderbundskrieg, s. Schweiz.
Sonderburg (Stadt; Kreis). 832.
Sonderland (Joh. Bapt.). 832.
Sondershausen. 833.
Sondrio. 833.
Sonett. 833.
Songarei, s. Dsongarei.
Sonne. 834.
Sonneberg (Kreis; Stadt). 835.
Sonnenberg (Franz Ant. Jos. Ign. Maria, Freiherr von). 835.
Sonnenblume oder Sonnenrose, s. Helianthus.
Sonnenfels (Jos. von). 835.
Sonnenferne und Sonnennähe, s. Aphelium.
Sonnenfinsterniß. 836.
Sonnenflecken. 837.
Sonnenstein. 837.
Sonnenstich. 838.
Sonnensystem. 838.
Sonnentafeln. 838.
Sonnenthau. 839.
Sonnenuhr. 839.
Sonnenwenden. 839.
Sonnenzeit. 840.
Sonntag. 840.
Sonntagsbuchstabe. 841.
Sonntagsschulen. 841.
Sonora. 842.
Sontag (Henriette; Karl). 842.
Soolbäder. 843.
Sophia Alexejewna (russ. Großfürstin). 843.
Sophia Dorothea (Kurprinzessin von Hannover). 844.
Sophie Charlotte (Königin von Preußen). 844.
Sophie (Erzherzogin von Oesterreich). 844.
Sophienkirche. 845.
Sophisma. 845.
Sophisten. 845.
Sophokles. 846.
Sophonisbe, s. Masinissa.
Sopran. 847.
Soracte. 847.
Sorau (Stadt; Kreis). 847.
Sorben. 848.
Sorbet. 848.
Sorbonne. 848.
Sorbus. 848.
Sorby (Henry Clifton). 849.
Sorel (Agnes). 849.
Sorghum. 850.
Soria. 850.
Sorites. 850.
Sorö (Stadt; Amt). 850.
Sorrento. 851.
Sortimentsbuchhandel, s. Buchhandel.
Sosius. 851.
Soetbeer (Georg Adolf). 851.
Sou. 851.
Soubise (Geschlecht). 852.
Soubrette. 853.
Souffleur. 853.
Soulié (Melchior Frédéric). 853.
Soulouque (Faustin). 853.
Soult (Nic. Jean de Dieu; Napoléon; Pierre Bénoit). 854.
Soutane. 855.
Southampton (Grafschaft), s. Hampshire.
Southampton (Stadt). 855.
Southey (Rob.; Charles Cuthbert). 856.
Souveränetät. 857.
Souvestre (Emile). 858.
Souza-Botelho (Adelaïde Marie Emilie, Marquise von). 858.
Sovereign. 858.
Sozomenos (Hermias). 858.
Spaa. 858.
Spach (Ludw. Adolf; Eduard). 859.
Spagnoletto, s. Ribera (Jusepe).
Spahis. 859.
Spalatin (Georg). 860.
Spalato. 860.
Spalding (Joh. Joach.; Georg Ludw.). 861.
Spallanzani (Lazaro). 861.
Spaltpilze, s. Schizomyceten.
Spandau. 861.
Spangenberg (Aug. Gottlieb). 862.
Spangenberg (Cyriacus). 862.
Spantheim (Ezechiel von; Friedr.). 862.
Spanien. 862.
Spanischer Erbfolgekrieg. 899.
Spanische Fliegen. 903.
Spanische Kunst. 903.
Spanischer Pfeffer, s. Capsicum.
Spanische Reiter. 906.
Spanisches Rohr, s. Arundo und Calamus.
Spanische Sprache und Literatur. 906.
Spanische Weine. 920.
Spanische Wicke, s. Lathyrus.
Spannung. 921.
Spargel. 921.
Sparkassen. 921.
Sparks (Jared). 922.
Sparta. 923.
Spartacus. 926.
Spartianus (Aelius). 926.
Spasmus, s. Krampf.
Spat (Krankheit). 926.
Spat (Mineral). 926.
Spatencultur. 926.
Specht. 927.
Specialinquisition. 927.
Specialwaffen. 928.
Species (Art). 928.
Species (Münze). 928.
Specifisch. 928.
Specifische Mittel. 928.
Speckbacher (Jos.). 928.
Speckkäfer. 929.
Speckstein. 929.
Specter (Erwin; Otto). 930.
Spectralanalyse. 930.
Spectrum. 930.
Speculation. 932.
Spedition. 933.
Spee (Friedr. von; Franz Joseph Anton von). 933.
Speichel. 934.
Speier. 934.
Speise. 936.
Speiseröhre. 936.
Speke (John Hanning). 936.
Spelz, s. Dinkel.
Spencer (Georg John, Graf). 936.
Spencer (John Charles, Graf; Frederick, Graf; John Poyntz, Graf; Georg; William Robert). 937.
Spencer (Herbert). 937.
Spener (Phil. Jak.). 938.
Spenser (Edmund). 939.
Speranski (Graf Michael; Elisabeth von Bagrejew-). 940.
Sperber. 940.
Sperenberg. 940.
Spergel. 940.
Sperling. 941.
Spermaceti, s. Walrath.
Spesen. 941.
Spessart. 941.
Spezia. 942.
Spezzia. 942.
Sphagnum. 943.
Sphäre. 943.
Sphäroid. 943.
Sphärometer. 944.
Sphinx. 944.
Sphragistik, s. Siegel.
Sphygmograph, s. Puls.
Spica, s. Spitze.
Spicheren. 944.

Spiegel. 945.
Spiegel (Friedr.). 946.
Spiegelsextant, s. Sextant.
Spiegelteleskop, s. Fernrohr.
Spieker (Christian Wilh.). 946.
Spiel. 947.
Spielart, s. Art.
Spielberg. 947.
Spielhagen (Friedr.). 947.
Spielkarten. 948.
Spielschule, s. Kindergärten.
Spieluhren. 950.
Spielwaaren. 951.
Spierstrauch, s. Spiraea.
Spieß (Christian Heinr.). 951.
Spießbürger. 951.
Spießglanz, s. Antimon.
Spießruthenlaufen. 952.
Spike, s. Lavendel.
Spillgeld, s. Nadelgeld.
Spillmagen, s. Cognaten.
Spinat. 952.
Spindelbaum, s. Evonymus.
Spindler (Karl). 952.
Spinell. 953.
Spinello. 953.
Spinett. 953.
Spinnen. 953.
Spinnerei und Spinnmaschinen. 954.
Spinola (Ambrosius, Marquis). 955.
Spinoza (Baruch). 956.
Spion. 958.
Spira (Joh. de; Wendelin von). 958.
Spiraea. 958.
Spirale. 959.
Spirdingsee. 959.
Spiritismus. 959.
Spiritualen. 961.
Spiritualismus. 961.
Spiritus. 961.
Spiritus, s. Alkohol.
Spithead, s. Portsmouth.
Spitta (Karl Joh. Philipp). 962.
Spittler (Ludw. Timotheus, Freiherr von). 962.
Spitze. 962.
Spitzbergen. 962.
Spitzbogen, s. Bogen.
Spitzen. 963.
Spitzgeschosse, s. Geschosse.
Spitzmaus. 963.
Spitzpocken, s. Varicellen.
Spix (Joh. Baptist von). 964.
Spitza, s. Spitze.
Splanchnologie, s. Eingeweide.
Spleen. 964.
Splint. 964.
Splügen. 964.
Spohr (Louis). 965.
Spoleto. 966.
Spolien. 967.
Spondeus. 967.
Spongiae, s. Schwämme.
Sponsalien. 967.
Spontaneität. 968.
Spontini (Luigi Gasparo Pacifico). 968.
Sporaden. 969.
Sporadisch. 969.
Sporck (Joh. Graf von). 969.
Sporen. 970.
Sport. 970.
Sporteln. 970.
Spottdrossel, s. Drossel.
Sprache. 970.
Sprachenkunde, s. Sprachwissenschaft.
Sprachgebrauch. 971.
Sprachlehre. 971.
Sprachorgane. 973.
Sprachreinigung. 973.
Sprachrohr. 974.
Sprachwissenschaft. 975.
Spree. 979.
Spreewald. 980.
Spremberg (Stadt; Kreis). 980.
Sprengel (Karl). 981.
Sprengel (Kurt; Christian Konrad; Wilh.). 981.
Sprengel (Matthäus Christian). 981.
Sprengen. 982.
Sprenger (Aloys). 982.
Sprenggeschosse, s. Explosionsgeschosse.
Sprengmittel, s. Explosivstoffe.
Sprengöl, s. Nitroglycerin.
Sprengwerk. 983.
Sprichwort. 983.
Springbrunnen. 985.
Springer (Ant. Heinr.). 985.
Springfield. 986.
Springflut, s. Ebbe und Flut.
Springgurke, s. Ecbalion.
Springmäuse. 986.
Sprit, s. Alkohol.
Spritze. 986.
Sprosser. 987.
Sprottan (Stadt; Kreis). 987.
Sprotte. 987.
Spruchcollegium, s. Dicasterium.
Sprüche Salomonis, s. Salomo.
Sprudel. 987.
Spruner von Mertz (Karl). 988.
Spulwurm. 989.
Spurgeon (Charles Haddon). 989.
Spurinna (Vestricius). 990.
Spurzheim (Kasp.). 990.
Spus. 990.
Squatter. 990.
Squier (Ephraim George). 990.
Staal (Marguerite Jeanne Cordier, Baronin). 991.
Staar (Vogel). 991.
Staar (Augenkrankheit). 992.
Staat. 992.
Staatenbund, s. Bundesstaat.
Staatsanleihen, s. Anleihen.
Staatsanwaltschaft. 994.
Staatsarzneikunde. 996.
Staatsbankrott. 996.
Staatsbürger. 997.
Staatsdienst. 997.
Staatsgefangene. 998.
Staatsgerichtshof. 998.
Staatsgrundgesetz. 999.
Staatshandbuch. 999.
Staatspapiere. 1000.
Staatspapierhandel. 1001.
Staatsrath. 1001.
Staatsrecht. 1002.
Staatsroman. 1003.
Staatsschatz. 1004.
Staatsschuld. 1004.
Staatsstreich. 1006.
Staatsverbrechen. 1006.
Staatsverfassung, s. Verfassung.
Staatsverwaltung. 1006.
Staatswirthschaftslehre, s. Finanzen, Finanzwissenschaft.
Staatswissenschaften. 1007.
Stab (Maß). 1008.
Stab (militärisch). 1008.
Stabat mater. 1008.
Staberl. 1008.
Stabiä. 1008.
Stabiles Gleichgewicht, s. Gleichgewicht.
Stabilität. 1008.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







Gebunden von
C. W. Freise
in Göttingen